THE UNIVERSITY

OF ILLINOIS

LIBRARY

053
A LZB
1896[9]

Digitized by Google

The person charging this material is responsible for its return to the library from which it was withdrawn on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

To renew call Telephone Center, 333-8400

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

FEB 2 2 1983

L161—O-1096

Digitized by Google

THE UNIVERSITY

OF ILLINOIS

LIBRARY

053
A LZB
1896[4]

Digitized by Google

The person charging this material is responsible for its return to the library from which it was withdrawn on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

To renew call Telephone Center, 333-8400

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

FEB 2 2 1983

L161—O-1096

Digitized by Google

Beilage

4384
8

zur

Allgemeinen Zeitung.

October, November, December 1896.

München.

Verlag der Allgemeinen Zeitung,
Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Digitized by Google

053
AL2B
1896

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 1. October. Nummer 227.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe. XVI. Von Spectator. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kirchenpolitische Briefe.[1])

XVI.

„Imperium autem populare, quod, nullo ad Deum respectu, in multitudine inesse natura dicitur, si praeclare ad suppeditandum valet blandimenta et flammas multarum cupiditatum, nullo quidem nititur ratione probabili neque satis habere virium potest ad securitatem publicam quietumque ordinis constantiam.“

Leonis XIII. Encycl. 1885, Nov. 1.

Berlin, 20. Sept. 1896. Schon oft und eindringlich hat der „Spectator“ seine Stimme erhoben, um auf die zunehmende Invasion demokratischer und selbst socialdemokratischer Tendenzen in den Klerus und die verhängnißvolle Begünstigung dieser Richtung von seiten derjenigen, welchen die Wahrung conservativer Interessen am Herzen liegen sollte, aufmerksam zu machen. Manche unsrer Leser mögen dazu den Kopf geschüttelt haben; sie glauben noch immer nicht an das Uebel, ungefähr so, wie Ludwig XVI. von der Revolution erst etwas glaubte, als die Wogen derselben über ihm zusammenschlugen. Solchen Herren kann man nur sagen, was der Herzog von Larochefoucauld dem Könige nach der Einnahme der Bastille auf die Frage antwortete: „C'est done une révolte?“ — „Non, Sire, c'est une révolution.“

Zu Nutz und Frommen solch gutmüthiger Optimisten wollen wir von Zeit zu Zeit die Symptome verfolgen, aus denen sich der Fortschritt dieser Krankheit constatiren läßt.

Fangen wir mit dem Lande an, welches von dem Uebel am stärksten ergriffen ist, so hat Belgien seit dem vorigen Herbst, wo wir uns mit ihm beschäftigten, nicht aufgehört, recht interessante Erscheinungen aufzuweisen. Wir haben seinerzeit gesehen, wie die Ausschreitungen der „christlichen Demokratie“ in Rom denuncirt wurden; wie die Entscheidung des Vaticans keine Entscheidung war, sondern die Verantwortung für die Sache auf die belgischen Bischöfe ablud, und wie diese hochwürdigsten Herren, offenbar weil sie selbst keinen Rath wußten oder sich nicht über ein bestimmtes Programm zu einigen vermochten, sich darauf beschränkten, die Katholiken Belgiens zur Einheit zu vermahnen und ihnen Ruhe zu predigen. Es war zu erwarten, daß die „christlichen Demokraten“, vorab ihr eigentliches Haupt, der Abbé Daëns, von dieser heilsamen Ermahnung sich nur mäßig erschüttert zeigen würden. In der That war denn auch der im September v. J. zu Gent abgehaltene vierte Congreß der „Ligue démocratique“ nicht viel mehr als eine gut aufgeführte officielle Komödie. Es hat nicht lange gedauert, so hat Hr. Daëns die Krallen aus seinen Sammetpfötchen wieder herausgestreckt, und diesmal mit so unzweifelhafter Evidenz, daß die beiden Hauptvertreter conservativer Gesinnung im belgischen Episkopat, die Bischöfe von Gent und Brügge, sich nicht nehmen ließen, dem demokratischen Abbé eine förmliche Verurtheilung zu widmen. Die Censur des Bischofs von Brügge läßt an Klarheit nichts zu wünschen. Im Auftrage des Bischofs verkündeten die Secretäre des Bisthums am 20. Mai 1896: Nous venons vous prémunir contre les agissements trompeurs d'hommes égarés qui, sous le nom de représentants de la démocratie chrétienne ou parti onvrier, tâchent dans leurs meetings et lenrs réunions, de séduire le peuple par des promesses fallacieuses etc.... Que les fidèles, soumis aux enseignements de la Sainte-Église, se défient d'hommes en révolte contre l'autorité ecclésiastique etc. Aehnlich hat auch „Het Volk“, das Organ der flämischen Ligue Démocratique Chrétienne, den Abbé Daëns fallen lassen und ihm erklärt, daß es mit seinen Freunden über dessen Treiben im höchsten Grade empört sei, während „Le Peuple“, das Organ der rein socialistischen Ligue démocratique, ihn seines Vertrauens versichert und auffordert, seine Soutane wegzuwerfen — „redevenir un homme libre en vons dépouillant de votre robe d'abbé.“ Sollte er sich dazu nicht entschließen können, so werde er rasch von der Bildfläche verschwinden und der Socialismus werde sein unvollendetes Werk fortsetzen — „c'est le socialisme qui devra reprendre l'oeuvre inachevée.“

Anders liegen die Dinge in Lüttich. Hier vertritt der Abbé Pottier unter den Augen und mit der Zustimmung seines Bischofs die Doctrinen der christlichen Socialdemokratie. Er hat in Rom studirt und ist dann im Priesterseminar zu Lüttich Professor der Philosophie und Moral geworden. Seine Moralprofessur war aber bald eine Professur der Sociologie. Die North American Review nannte ihn neulich den „Theologen des vierten Standes“. Abbé Pottier ist eine bedeutende, einnehmende Persönlichkeit. Er gehört einer durch Arbeit aus niedrigem Stand zu großem Reichthum gelangten Familie von Spaa an; seine Wohlhabenheit gestattet ihm, sich frei zu bewegen und sich in weiten Kreisen generös zu erweisen. Er lebt ganz in seinen cooperativen Werken; einer seiner Bewunderer beschreibt sein Tagewerk in den Worten: „La journée de l'abbé Pottier est monotone et active à la fois. Il se lève à cinq heures, dit sa messe à six heures et demie dans un hospice de vieillards. Après son déjeuner il visite la boulangerie coopérative. Il est grand connaisseur en pâtes et farines. Les moindres détails n'échappent pas à son inspection. Il consulte les cours de la Bourse, car il est commerçant, étant l'âme de plusieurs coopératives.“ Den Abend bringt er stets mit seinen Arbeitern im Cercle Saint-Alphonse zu, wo er mit ihnen als Kameraden verkehrt und reinstes Wallonisch mit ihnen spricht. Der richtige Volksmann, angebetet von der Arbeiterwelt und allem Anschein nach eine Persönlichkeit, der man große und ehrliche

[1]) Vergl. Beilage Nr. 202 vom 1. September d. J.

255507

Absichten nicht abstreiten kann und deren Selbstlosigkeit außer Frage steht. Damit ist nicht gesagt, daß er auf dem rechten Wege ist. In Lüttich sind die besitzenden Classen so erbittert gegen ihn, daß, als der Bischof für sein Waisenhaus der Salesianerinnen in äußerster Geldnoth war, sich die Thüren der Wohlhabenden sämmtlich vor ihm schlossen und man ihm sagte: schicken Sie den Abbé Pottier fort, und unsre Börsen stehen zu Ihrer Verfügung. Pottier ist nicht mit allem einverstanden, was sein College Daëns thut; er ist vorsichtiger und etwas gemäßigter. Nichtsdestoweniger konnte er vor etlichen Jahren in einer öffentlichen Conferenz behaupten: es sei heutzutage eine zweifellose Häresie, zu leugnen, daß die Zukunft der katholischen Kirche in ihrem Bunde mit der Socialdemokratie beruhe. Das wurde in Gegenwart eines päpstlichen Nuntius gesagt, welchem wir diese Anekdote verdanken; die Umgebung war so, daß der Legat des Papstes es für das beste hielt, dazu zu schweigen.

Daß sich in den katholischen Kreisen eine starke Reaction gegen diese Apostel der vorgeschrittenen „christlichen Demokratie" einstellen mußte, war klar, und so kam es zur Gründung „katholisch-conservativer Coalitionen", zuerst in Lüttich selbst, dann in Brüssel und Verviers. Aber den besitzenden Classen Belgiens, mochten sie liberale oder katholische sein, konnte mit Recht vorgeworfen werden, daß sie die vielen Jahrzehnte hindurch, in denen sie abwechselnd die Macht besaßen, geradezu gar nichts für die Verbesserung der Lage der Arbeiter, namentlich in den Bergwerken, gethan hatten. Ihr Widerstand gegen jeden Fortschritt auf diesem Gebiet hatte daher weder Aussicht, noch Recht auf sonderlichen Beifall. Unter diesen Umständen kann man es als günstig bezeichnen, daß sich jetzt eine Mittelpartei bildete, welche von den Forderungen der Arbeiterpartei dasjenige in ihr Programm aufnimmt, was berechtigt erscheint und den Organismus der Gesellschaft nicht bedroht. Die Beschlüsse des Mechelner Congresses bewegten sich im allgemeinen auf dieser Grundlage, wenn sie auch im einzelnen einer sorgfältigen Durchsicht bedurft hätten. Vor allem beachtenswerth sind aber die am 25. und 26. April d. J. in der Generalversammlung der „Fédération des Cercles et des Associations catholiques belges" unter dem Vorsitz des früheren Ministers Ch. Woeste gefaßten Beschlüsse. Sie gehen von der ausdrücklichen Erklärung aus, daß Religion, (Privat-)Eigenthum und Familie stets die Basis der Gesellschaft bleiben müssen, conform den Encykliken „Quod Apostolici" und „Rerum Novarum". Die Föderation will Vaterland, Königthum, die nationalen Institutionen, die individuelle Freiheit, die öffentlichen Freiheiten und diejenigen der Gemeinden, die Allianz zwischen Staat und Kirche in den Fragen gemischter Natur aufrecht halten, die Harmonie zwischen den Classen der Gesellschaft und die Verbesserung des Looses der Arbeiter durch die individuelle Initiative (also mit Ausschluß des Staates!) durchzuführen suchen. In Hinsicht der eben vorliegenden Probleme hat sie sich denn auf folgende Punkte geeinigt:

I. Erlangung der Körperschaftsrechte für die Vereinigungen oder Arbeitersyndikate, welche die Vertheidigung der ökonomischen Interessen ihrer Mitglieder ins Auge fassen. Beschaffung von Subsidien für die Syndikate, welche zur Beförderung der Ersparnisse, des Credits, der Versicherungen, weiter im Interesse der Verständigung zwischen den Parteien und der Schiedsgerichte gebildet werden. Bildung von Syndikaten oder Unions professionels, welche soweit als thunlich ausschließlich aus Patronen und Arbeitern bestehen sollen.

II. Es sollen Arbeitsverträge ins Leben treten, welche Rechte und Pflichten von Arbeitgebern und Arbeitern regeln; namentlich soll 1. die Nachtarbeit besonders der Frauen möglichst abgestellt werden (für Frauen unter 21 Jahren und Kinder ist das schon zugestanden) und, wo Nachtarbeit nothwendig ist, für die Arbeiter Abwechslung in Tag- und Nachtdienst eingeführt werden. 2. Es soll die Sonntagsarbeit möglichst abgeschafft oder, wo sie nothwendig ist, unter die Arbeiter vertheilt werden. 3. Es sollen nach der Natur der betreffenden Industriezweige verschieden ausgearbeitete Atelierstatuten vorbereitet werden.

III. Es sollen die gegenseitigen Versicherungs- und Hülfsgesellschaften besonders zum Schutz der Arbeiter gegen Krankheiten besser entwickelt werden.

IV. Es soll die Unfallversicherung als obligatorisch eingeführt werden.

V. Es soll eine Alters- und Invalidenversicherung ins Auge gefaßt werden, und zwar durch Anschluß an die staatlichen Caisses de retraite.

VI. Es soll, auf der Grundlage der Gegenseitigkeit, der ländliche Credit organisirt, überhaupt darauf hingearbeitet werden, daß sich der kleine bäuerliche Besitz und damit das Familienleben erhalten läßt.

VII. Es sollen die Vicinaleisenbahnen vermehrt und die Straßen verbessert werden.

VIII. Es soll das Einkommen, und zwar aus beweglichem wie unbeweglichem Besitze, zur Steuer herangezogen werden. Das Gesetz über Personalsteuer ist zu verbessern.

IX. Das Institut der Freiwilligen in der Armee soll entwickelt, die Löhnung der Miliz erhöht werden (also noch immer keine allgemeine Wehrpflicht!).

X. Die Freiheit des Unterrichts soll entwickelt und befestigt werden. Besonders sollen die katholischen Gewerbeschulen und Haushaltungsschulen unterstützt werden.

XI. Es sind Mittel zur Unterdrückung der Landstreicherei und zur sittlichen Besserung der Landstreicher zu ergreifen.

XII. Es soll die Spielwuth unterdrückt werden.

XIII. Es sollen Maßnahmen zur Ausrottung des Alkoholismus ergriffen werden.

Das ist also das Programm der gemäßigten, man kann sagen, der gegenwärtigen Regierungspartei in Belgien. Es enthält durchweg vernünftige und selbstverständliche Forderungen. Aber zwei Dinge darin müssen doch jedem auffallen. Einmal, daß hinsichtlich der Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes hier Dinge gefordert werden, welche anderwärts und insbesondere bei uns längst zugestanden und eingeführt sind; nichts kann deutlicher als dies Programm beweisen, wie weit Belgien in diesem Punkte zurückgeblieben und wie groß hier die Verschuldung der beiden großen Bourgeoisparteien, der liberalen wie der ultramontanen, ist, die sich seit Jahrzehnten in der Regierung ablösen und die sich in der Gleichgültigkeit gegen die Lage der Arbeiter lange genug überboten. Das zweite, was uns sofort in dem Woeste'schen Programm entgegentritt, ist die vollständige Ersetzung der Staatsidee durch das Regiment und den Einfluß einer Partei. Alle diese Dinge, deren Ausführung Sache des Staates wäre, erscheinen hier nur als Unternehmungen einer Partei oder einer Verbindung von Vereinen. Die Staatsidee ist diesen Herren vollkommen abhanden gekommen; sie dürfen sich kaum beklagen, wenn ihnen auch ihr Staat demnächst über dem Kopfe zusammenfällt. Die letzten Wahlen haben zwar anscheinend das absolute Uebergewicht der katholischen Partei in Belgien geoffenbart und für längere Zeit dieselbe als einzig in Betracht kommende Regierungspartei herausgestellt. Trotzdem sollte sie sich die Warnung gesagt sein lassen, welche ihr jüngst das „Wiener Fremdenblatt" gab und über die als eine sehr naseweise und überflüssige Ermahnung des Grafen Badeni kürzlich die „Voce della Verità" spottete (22. Juli). Das „Fremdenblatt" hatte der katho-

Digitized by Google

lischen Partei gerathen, die Extremen abzustoßen und sich mit den ihm näher stehenden Elementen der pulverisirten liberalen Partei zu einer großen conservativen Partei zu verbinden, welche gemeinsam gegen die zum Entsetzen aller Gutgesinnten von Tag zu Tag anschwellende socialistische Partei Front machen könnte. Der Rath ist zu verständig, als daß er Aussicht hätte, gehört zu werden.

Wir gehen von Brüssel nach Paris. Es ist durchaus belehrend, das Anwachsen der christlichen Demokratie in Frankreich zu beobachten. Im Jahre 1892 war diese Bewegung fast noch im Entstehen. Eben hatte der Graf de Mun in Lille „de la rencontre inattendue de l'Église et de la démocratie" gesprochen; bald darauf sagte der Graf d'Haussonville auf dem Bankett zu Montauban zwar, auch er danke dem hl. Vater dafür, daß er dem Volke die Hand entgegengereicht habe; aber er erklärte zu gleicher Zeit, die wahren Freunde und Diener der Demokratie seien die Gründer der landwirthschaftlichen Syndikate, die ehemaligen Verwalter und Patrone der Spitäler und Wohlthätigkeitsanstalten, welche die Republik herausgeworfen; die Comités der freien Schulen, die Chefs der Industrie und die Arbeitgeber, welche fortwährend mit dem Wohl des Volkes beschäftigt seien; alles Leute, die mit geringen Ausnahmen in den Reihen der Monarchisten zu finden seien. Falsche Freunde des Volkes seien dagegen diejenigen, welche den Arbeitern den Staat als eine Art von Vorsehung erscheinen lassen, welche für alles sorgt, alles versichert, und die in dem vergoldeten Nebel einer unsicheren Zukunft selbst die gleiche Vertheilung von Arbeit und Reichthum verspricht. Weiter erklärte d'Haussonville, die solidarische Verbindung der Monarchie und der Kirche habe weder der einen, noch der andern genützt, man müsse sie als getrennte Interessensphären behandeln; aber noch weniger wolle er einer organischen Verbindung der Sache der Kirche mit derjenigen der Demokratie und des Arbeiterstandes das Wort reden. Seither ist nun allerlei Wasser die Seine hinabgelaufen. Wir haben die „Ralliirten" erlebt, deren vornehmste Persönlichkeit, Hr. de Mun, der christlichen Demokratie schon stark die Hand reicht; wir haben jetzt die socialdemokratischen Abbés, denen neulich der „Univers" („Le Groupe ecclésiastique des Démocrates chrétiens", 14. Mai) einen begeisterten Hymnus gesungen hat — das Blatt, welches sich rühmt, keinen anderen Gedanken als den des Papstes zu haben. Und doch besteht diese Gruppe aus recht sonderlichen Aposteln. Hören wir etwas aus ihrer Predigt. Der Abbé Naudet erklärte in einer Conferenz zu Rennes (Gaz. de France, 28. Juni), er nenne sich Republicaner, nicht Socialist, nicht Antisocialist, einfach Demokrat. Bisher habe sich die Religion ausschließlich mit den Angelegenheiten der Seele beschäftigt; jetzt habe sie, um die Massen zu sich zurückzuführen, sich mit den materiellen Interessen derselben zu beschäftigen und die „sociale Gerechtigkeit" zu reformiren. Das Volk ist dem Elend, dem ununterbrochenen Leiden geweiht, das erklärt alle Revolten in einer Gesellschaft, in welcher nur der Reichthum geehrt wird. Das Eigenthum müsse respectirt werden, aber es sei, im Nothfall auch mit Gewalt, an seine Pflichten zu erinnern. Das Mittel gegen alle diese Uebel sei die Intervention des Staates und die Association. Mit Recht hat Abbé Naudet ein andermal von sich selbst gesagt: „j'ai l'ivresse du verde". Früher gab es Bischöfe, welche Geistlichen, die nicht wußten, was sie in dieser ivresse du verde schwatzten, den Mund zu stopfen verstanden. In den Conferenzen, welche diese demokratischen Abbés in der Rue Serpente geben, setzte ein Abbé Sabatier auseinander („Univers", 12. März), alles drehe sich heute um die Frage, ob der Arbeiter eine Maschine sei, deren Arbeit man einfach wie jede andere Waare kaufe, oder ob er als ein Mensch anzusehen sei, d. h. als ein Wesen, das eine Seele und das moralische Bedürfnisse habe. Der Abbé Lemire, von dessen Beredsamkeit wir unsern Lesern schon manche Proben mitgetheilt, ist im allgemeinen vorsichtiger als diese jungen Brauskköpfe. Aber er ist darum nicht weniger pur demokratisch. Sein Vorbild ist, wie wir sehen, Lamennais in seiner revolutionären Aera; wie er sich ausdrückte: „Lamennais, le plus grand de ces réformateurs brisé miserablement (par Grégoire XVI) pour avoir voulu trop tôt le monvement qui doit sauver le catholicisme chez nous." Auch das läßt man sich in Rom ruhig gefallen, und man muß es wohl, nachdem der eben verstorbene Spuller Leo XIII. selbst als den Testamentsexecutor Félicité de Lamennais' proclamirt hat. Zwei andere dieser Abbés, Dabry und H. Couget, stellten sich („Univers", 19. Dec. 1895) auf folgenden Standpunkt: „Nous sommes de jeunes prêtres qui n'avons rien à démêler avec le passé et avec les vieux partis. Nous alions à la démocratie et à la République avec León XIII, mais ce qne nous voulons surtout, c'est porter la vérité religieuse dans les milieux où elle n'est pas connue".

Diese Sprache braucht niemanden mehr zu überraschen. Als der Erzbischof Ireland zuletzt in Rom war, um aus den Schwierigkeiten herauszukommen, welche seine Unbedachtsamkeit ihm in Amerika geschaffen und welche seine Stellung fast unhaltbar machten, erlangte er es, vom römischen Stuhl gehalten und geschützt zu werden, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er seinen namhaften Einfluß in Frankreich ganz in den Dienst des neuen Programms stelle und den französischen Klerus dahin bringe, sich der Republik völlig anzuschließen. Irelaud hat das versprochen und auf dem Rückwege durch Frankreich redlich besorgt. Der im Mai d. J. in Reims abgehaltene Congreß der christlichen Demokratie kann denn in der That, wie der eben erwähnte Abbé Naudet triumphirend erklärt, als die förmliche „Gründung der großen christlich-demokratischen Partei" betrachtet werden, deren Bewegung und Fortschritt nunmehr unwiderstehlich sei und deren Führer nicht Männer seien, welche sich der Republik einfach unterwerfen, sondern überzeugte und bewußte Anhänger derselben (non pas des résignés qui „acceptent", mais des convaincus qui veulent et qui agissent en conséquence). Merkwürdiger noch als das Auftreten dieser Legion von „mobilisirten" Abbés war das Verhalten des Grafen de Mun, ihres eigentlichen Chefs, welcher sich in folgenden Worten zur Apotheose des Idealismus der Socialdemokratie verstieg: La force des socialistes est dans cette vertu d'expansion, dans cette confiance en leur oeuvre, et dans le prestige toujours victorieux de ces grandes idées de justice et d'humanité, que le christianisme a jetées sur le monde, avec lesquelles il s'en va porter au peuple, détourné de l'idéal chrétien, l'idéal terrestre d'une société chimérique, promise à sa foi, pour prix de ses violences. Reprenez les biens qu'on vous dérobe, et vous vaincrez." („Univers", 28. Mai.) Liest man diese Phrasen, so fragt man sich, ob das der Enkel de la Ferronays' und nicht Bebel oder Liebknecht declamirt habe.

Den thatsächlichen Ertrag dieser Arbeit der „christlichen Demokraten" hat denn niemand unbarmherziger und treffender definirt, als es der socialistische Abgeordnete Gueśde in dem Wortgefechte gethan hat, das er am 16. Juni in der Kammer mit Hrn. de Mun abgehalten hat. Er sagte ihm rund heraus: ihr wißt nicht, was ihr thut: „C'est de la démagogie d'agiter les masses sans savoir où on les mène. D'ailleurs cette egitation des cercles catholiques, nous ne la craignons pas! C'est nne instruction primaire du socialisme que vous créez! Vous étez en réalité et contre votre volonté des agents de recrutement. . . .

Digitized by Google

Vous êtes les enfants perdus du socialisme, vous qui réveillez ainsi une partie de la classe ouvrière à laquelle nous ne pouvons pas nous adresser! Ainsi le veut le destin. Tout ce que l'on fait contre nous, même sous forme de contrefaçon du socialisme, sous prétexte de socialisme chrétien, tourne à l'avantage de la grande idée socialiste. Vous ne pouvez plus rien désormais contre un mouvement qui domine le monde!"

Domit iſt das Urtheil über den Werth dieſer Bewegung allerdings feſtgenagelt, und man kann dem Organ der franzöſiſchen Royaliſten nicht widerſprechen, wenn es das Werk des Hrn. de Mun und ſeiner Abbés de la Révolution dahin charakteriſirt: „Der chriſtliche Socialismus hat zu gunſten des revolutionären Socialismus in Frankreich mehr gethan, als alle Anſtrengungen der Collectiviſten zuſammen vermochten." Denn ihm allein war in der That möglich, Schichten der Geſellſchoft, in welche die ſocialiſtiſche Preſſe und Predigt durchaus nicht hingelangen konnte, mit dem Gedanken und den Zielen der Socialdemokratie bekannt zu machen.

Werfen wir einen Blick auf Italien, ſo drängt ſich hier ſelbſtverſtändlich und vor allem die Frage auf, wie ſich die officiellen römiſchen Kreiſe zu der Bewegung verhalten. Auch hier begegnen wir jener Unſicherheit und Zerfahrenheit, welche das Charakteriſticum der heutigen kirchlichen Lage iſt. Es liegen erfreuliche Symptome vor, wie die endliche Interdiction des polniſchen Prieſters Stanislaus Stojalowski, deſſen Suspenſion der Wiener Nuntius am 16. Mai ausgeſprochen hat, nachdem derſelbe lange genug ſeine „chriſtlich-ſociale" Agitotion in Galizien getrieben und noch im vorigen Herbſt den päpſtlichen Segen für die von ihm dirigirte polniſche Vollspartei und deren Treiben bei dem Wahlkampf nachgeſucht und — obgleich längſt von dem ganzen golizifchen Epiſkopot geächtet — erholten hatte. Die Geſchichte wäre lehrreich, wenn ſie den hl. Stuhl endlich einmal dazu brächte, die Leute ſich etwos näher anzuſehen, welche ohne Unterlaß zu ollen möglichen Unternehmungen die Benediction des Papſtes nachſuchen und donn die Würde der katholiſchen Kirche compromittiren.

Neben ſo erfreulichen Thatſochen, wie dem Fallenlaſſen jenes polniſchen Agitators, fehlt es aber nicht on Vorgäagen und Symptomen, zu denen ein Kotholik von conſervativer Geſinnung nur bedenklich den Kopf ſchütteln koan. Wie Se. Heitigkeit Papſt Leo XIII. über die Volksherrſchaft denkt, geht ous der Cacyllica vom 1. November 1885 hervor, wo er die Uavernünftigkeit des demokratiſchen Princips ſo llar wie möglich ausſpricht. Wenn einmal die Entſtehungsgeſchichte dieſer Encyklica bekonnt ſein wird, wird jeder Zweifel darüber verſchwinden, gegen wen ſie ihre Spitze richtete. Seither ſind elf Jahre verfloſſen. Doß ein nahezu 90jähriger Mann Augen und Ohren nicht mehr überall hoben kann, leuchtet jedermann ein, und man kann den ehrwürdigen Greis aicht für das verantwortlich machen, was alles um ihn vorgeht. Das hindert nicht, ouf mancherlei Mochenſchoften aufmertſam zu machen, welche die franzöſiſch-demokratiſche Partei ſich erlaubt, um den Papſt ols den Ihrigen hinzuſtellen. Da iſt neulich dos Jubiläum der erſten Coamuuicu des Papſtes in Viterbo geweſen. Der Biſchof von Viterbo mit einer Deputotion gratutirten Sr. Heitigkeit, und der Papſt ſoll in ſeiner Anrede on dieſe Herren über die Devotion gegen das Papſtthum und die ſchönen Zeiten geſprochen haben, wo die Heroin von Viterbo, die hl. Roſa, „die Ehre und der Ruhm der chriſtlichen Demokratie im Kompfe gegen den deutſchen Kaiſer", ihre Vaterſtadt verherrlicht habe. Hintennach ſtellt ſich doau heraus, daß dieſer im Munde eines Papſtes allerdings recht auffallende Paſſus nicht auf Rechnung Sr. Heiligleit, ſondern des Mſgr. Ragoneſi kommt, der in ſeiner Rede: „Le dissonanze del pregresso moderno e la potenza armonica del Cristianesimo in Leone XIII." bei dieſem Anlaſſe ein rechtes Prachtſtück ekelhafter Schmeichelei aufgeführt hat (Osserv. Rom. 19. Juli).[1])

Bedenklicher iſt ſchon das uneingeſchränkte Lob, welches das officielle Organ des Voticans, der „Osservatore Romano" (30., 31. Jonuar) den demokratiſchen Abbés und insbeſondere der in Lüttich unter dem Schutz des Biſchofs Doutreloux gegründeten Geſellſchoft der „Capläne der Arbeit" geſpendet hat. Mſgr. Doatreloux erhält dabei den Titel des Apoſtels der Arbeit und der Arbeiter. Eine recht artige Höflichkeit an die Adreſſe der gonz onders denkenden Biſchöfe von Gent und Brügge. Ebenſo befremdtich muß der Brief des Cardinalſtaotsſecretärs on den Abbé Paul Six, Herausgeber der Zeitſchrift „Démocratie chrétienne" und deſſen Mitarbeiter erſcheinen, in welchem dieſe demokratiſchen Abbés des Vertrauens und der Gnode Sr. Heiligkeit verſichert werden.[2]) („Univers", 21. Jonuar.)

Unter den dem Vaticon noheſtehenden Schriftſtellern Roms iſt einer der bekannteſten Herr Edoordo Soderini, der ſich „Graf" Soderini nennt, aber mit dieſer großen alten Fomilie nichts zu thun hat. Hr. Soderini ſcheint häufig und longe Johre hindurch als officiöſer Scribent gebroucht worden zu ſein. Er hat ſich in verſchiedenen Schriften mit der römiſchen Frage, mit den Verſündigungen der italieniſchen Verwaltuug u. ſ. f. beſchäftigt; immer im Sinn des extremſten Curiatismus. In dieſem Winter hat er daun ein Buch „Socialismo e Cattolicismo" (Roma, Desclée, Le Febvre et Cie.) herousgegeben. Es iſt nichts von Bedeutung, aber der Verfaſſer ſpricht ſich nicht zu gunſten der „chriſtlichen Demokratie" und ſehr gegen die chriſtlich-ſociale und antiſemitiſche Bewegung in Oeſterreich aus. Gruad genug, um über ihn herzufallen und ihn zu zerreißen. Der „Univers" (23. Februar), das Blatt, welches vorgibt, keinen anderen Gedaaken ols den des Papſtes zu haben, hot in ſeinem reizenden Artikel „Un bel Inganno" den ormen Soderini vorgenommen und ihn als einen oberflächlichen Schwätzer mit Hohn und Spott begoſſen.

Die von Soderini eingenommene gemäßigte Stellung wird in Italien houptſächlich durch die „Uniene cattolica per gli studi sociali" unter der Führung der Profeſſoren G. Toniolli in Piſa, Olivi in Modeaa, des Grafen Albani in Bergamo, Ceſare Sardi's in Lucca und des Marcheſe Lorenzo Bottini in Lucca vertreten. Mou kann in ihr eine Reaction toscaniſcher Cultur gegen den wilden Fanatismus erblicken, welchen in der Lombardei der jetzige Erzbiſchof von Mailand, Cardinol Ferrari, darſtellt, und der in dem Hirtenbrief dieſes Kirchenfürſten auf Epiphanie 1896 ſeinen Ausdruck findet. Dieſer Hirtenbrief (vgl. „Perseveranza" 1896, 19. Jan.) fordert zur ungeſäumten Organiſotion der katholiſchen Action auf. In welchem Sinae dieſe Action geleitet werden ſoll, zeigte bald darauf der „Congresso regionale cattolico", der im April in Mailond togte, zu welchem, wie der „Osservatore Cattolico" klagte, ſehr wenige Canonici der Kathedrole, ſehr wenige Pfarrer und Gemeinderäthe, dafür um ſo mehr

[1]) Nebenbei geſagt: Die hl. Roſa von Viterbo (1235—1252) iſt ſicher eine große Heilige geweſen. Aber mon ſollte ſich kirchlicherſeits doch etwas in Acht nehmen, ein ſechzehn- oder achtzehnjähriges Mädchen — man kann ſogen, Kind —, welches inmitten der Kämpfe zwiſchen Innocenz IV. und Friedrich II., offenbar von guelfiſchen Mönchen fanatiſirt, auf den Straßen und Plätzen gegen den Kaiſer und das Reich declamirte und dabei von der kaiſerlichen Polizei etwas unſanft angefaßt wurde, als ein Muſter politiſcher Conduite den Katholiken vorzuſtellen.

[2]) Um den Werth derartiger Eröffnungen zu beurtheilen, muß man wiſſen, daß gewiſſe hohe Beamte der Curie, ſo auch die Secretarien der Congregationen des Index und der Sant Uffizio wenigſtens zu beſtimmten Zeiten, wo der Papſt keine Audienzen ertheilt, ein für allemal die Autoriſation haben, im Namen Sr. Heiligkeit Entſcheidungen zu treffen, Antworten auf Anfragen zu geben u. dgl.

Digitized by Google

Journalisten und Hetzcapläne zusammenkamen, um unter dem Schutz des Cardinals Ferrari und der Führung Don Albertario's über die Einrichtung einer kirchlichen Action zu berathen, für welche, in den Augen dieser Herren, die von dem Stifter der christlichen Kirche ausgegangene Organisation offenbar nicht hinreichend gesorgt hat. Die Ergebnisse dieses Congresses sind durchaus beachtenswerth. Die Katholikrn Italiens werden aufgefordert, in allen Wegen, namentlich auf dem Gebiet der administrativen Wahlen, den Kampf gegen die Regierung des Landes aufzunehmen; sie sollen aber namentlich (Artikel 4, vgl. „Univers" 21. April) auf dem socialen Gebiet die Lehren des Papstes und der neuesten Resultate der katholischen Schule zu verwirklichen streben. „Diese Directive (wie sie der Papst und diese neueste Schule geben) stellt als Hauptforderung die Transformation der politischen Einrichtungen im offen ausgesprochenen demokratischen Sinne dar."

Frecher ist bisher niemals die Autorität des Papstes zu Nutz und Frommrn der Demokratie mißbraucht worden!

Das nächste praktische Ergebniß dieser Wendung der Dinge ist das Bündniß des italienischen Radicalismus mit der „katholischen" Actionspartei, wie es die „Corrispondenza Verde" das Organ der „republicanischen und föderalrn Demokratie" vorgeschlagen, dann die „Unità cattolica", das Organ der Florentiner Ultramontanen, unter Zustimmung des „Osservatore Romano", des „Univers" (21. April) und endlich auch drr „Civiltà cattolica" angenommen hat. Ganz offen wird da von Arrivabene im „Univers" die föderale Republik als einziges Mittel zur Versöhnung der Rechte der Kirche — und des Anspruchs derselben auf Rom als Hauptstadt — mit Italien (!) hingestellt. Die „Civiltà cattolica" (Quad. 1102, vom 16. Mai, p. 424) ist entzückt darüber, daß, was sie so lange schon prophezeit, sich nun erfüllt habe. Sie habe, sagt sie, längst als nothwendig und unausbleiblich erkannt, daß der Radicalismus und der Katholicismus auf einem Punkte zusammentreffen und sich alliiren müßten; diese beiden Systeme seien die einzigen logischen Sonnen. Daß sie sich zusammenfinden zu gemeinschaftlichem Werke, ist wesentlich das Verdienst der Opera dei Congressi, welche das guelfische Italien gegen das ghibellinisch-freimaurerische in Waffen gebracht habe (p. 429). Kurze Zeit vorher hatte die „Rassegna nazionale" (16. November und 6. Mai) einige Aufsätze gebracht, in welchen sie gegen die Theorie der „Civiltà" betreffs der Verpflichtung der Katholiken, in politischer Hinsicht der Leitung der Curie zu folgen, Einsprache erhob. Die Jesuiten hatten sich in der That in ihrer Zritschrift wieder recht merkwürdige Sätze geleistet. „Strenggenommen", heißt es „Civ. catt." 1895 (Quad. 7. Sept. 1895, p. 554 f.), „fallen alle politischen Acte in das Gebiet der Moral, sei es wegen der Conformität, sei es wegen der Difformität, in welcher sie zu dieser stehen (man beachte diesen theologischen Jargon!), und wenn wir sagen, daß einige diesem Gebiet nicht angehören, so ist das nur eine Concession an die Redeweise, mit der wir gewisse Acte, wie gehen, schreiben, kochen u. s. f., brzeichnen, deren Charakter nicht durch eine besondere Moralität (wie die Restitution eines Schatzes) oder Immoralität (wie die Tödtung eines Wohlthäters) ausgezeichnet sind." Es ist, sagt die „Civiltà" weiter (p. 559), ein Sophisma, im Papste eine politische und eine religiöse Autorität unterscheiden zu wollen. Es gibt nur Eine. In drr Praxis gibt es keine indifferente Acte, alle menschlichrn Acte sind gut oder schlecht; darum sind auch alle politischen Acte als menschliche Acte entweder gut oder schlecht, moralisch oder unmoralisch. Und da nun der Papst infallibel ist hinsichtlich der Moral, so fällt auch das ganze Gebiet der Politik unter seine Unfehlbarkeit. „Egli (il Papa) è Maestro supremo della Morale, messo da Dio, e la morale include anzi le azioni politiche." Die „Civiltà cattolica" antwortete der „Rassegna" mit einem heftigen Artikel (Quad. 1105, 4. Juli), in welchem die Unterscheidung liberaler oder nationaler und klerikaler Katholiken zurückgewiesen wird. „Es gibt nur eine Sorte von Katholiken, das sind die, wrlche alles, was vom Papste kommt, annehmen, ohne Ausnahme, theoretische wie praktische Wahrheiten; wer auch nur eins zurückweist, ist ein falscher, unechter Katholik; der Klerikale nimmt alles an, der Liberale nicht, folgerichtig ist der Klerikale allein ein echter, der Liberale ein unechter Katholik" (p. 9). Es bleibt also nur eins übrig: zu gehorchen — ubbedire, nicht bloß in Dingen des Glaubens, sondern auch in den übrigen, welche irgendwie die Religion anlangen (und das thut ja die ganze Politik), und in Hinsicht deren alle Katholiken Gehorsam schulden (a cui tutti i cristiani devono sommissione, p. 19).

Diese Prosa ist sehr rührend. Man würde, wenn man mit ihr Ernst macht, zu den allerwunderlichsten Resultaten gelangen. Die rein egoistische und zuweilen recht nichtsnutzige Politik, welche manche Päpste im Inkeresse ihrer Hausmacht und ihrer Nepoten trieben, wäre nach der Theorie der „Civiltà cattolica" stets im Gewissen verpflichtend für die echten Katholiken gewesen! Hundert Jahre lang, zwischen 1455—1550 bewegte sich die päpstliche Politik ausschließlich nach den Dictaten der Häuser Borgia, Della Rovere, Cybo, Medici, Farnese; hat das katholische Gewissen diesen Tanz mitgemacht? Nein, es hat durch Savonarola eine ganz andere Antwort gegrben. Konnte man damals auch kein echter Katholik sein, ohne heute mit und für die Borgia, morgen für die Rovere oder Medici zu arbeiten? Die Jesuiten der „Civiltà" werden sich hüten, darauf zu antworten; was sie klar sagen, ist nur, daß man heutigen Tages auf päpstliches Geheiß Demokrat sein und dem italienischen Radicalismus die Hand reichen muß, um das Königreich zu Fall zu bringen.

Nach dem Königreich Italien käme das Deutsche Reich an die Reihe; nach diesem der moderne Staat überhaupt. Die Cultur und Freiheit Europa's dürfte alsbald in einer tiefen Versenkung verschwindrn.

Von unserm heutigen Spaziergang nach Deutschland zurückkehrend, hätten wir auch gar manches in die obige Betrachtung Hineinpassende zu sagen. Wir sparen es für den Tag auf, wo wir einmal durch die einzelnen Staaten unsres lieben Vaterlandes hindurchwandern und uns etwas länger in den Hauptstädten des Reiches aufhalten können. Heute nur wenige Worte.

Mehr als die katholische wird jetzt gerade die protestantische Geistlichkeit von der Frage beschäftigt, wie sich die Kirche zu der volkswirthschaftlichen Bewegung zu stellen habe und ob es dem Geistlichen zustehe, sich an derselben zu betheiligen oder nicht. Wie einer der hervorragendsten Führer der „Christlich-Socialen", der Pfarrer Naumann in Frankfurt, über den Gegenstand denkt, ist neulich in der Beilage der Allg. Ztg. (Nr. 160) gezeigt worden, ebenso sind seinerzeit die Ansichten Göhre's an diesem Orte erörtert worden. Der Berichterstatter der Allg. Ztg. hat den Satz Naumanns entschirden zurückgewiesen: „Die Socialdemokratie ist einmal eine erlaubte Partei, also darf ihr auch ein Geistlicher angehören"; wieder ein Symptom, daß sich doch bei allen Einsichtigen die Ueberzeugung Bahn bricht, welch ein ungeheurer Irrthum es war, diese die Grundlage der Gesellschaft und Gesittung untergrabende und negirende Rotte als eine erlaubte politische Partei zu behandeln. Damit ist die Antwort gegeben auf die Frage, wie sich die Geistlichen zu der Bewegung zu stellen haben. Niemand wird

Digitized by Google

den unermeßlichen Einfluß leugnen, den das Christenthum auf die Gestaltung der socialen Verhältnisse gehabt hat und noch immer haben kann und soll. Aber trotzdem sind die goldenen Sätze vollkommen wahr, welche neulich auf dem 28. Congreß für die innere Mission in der evangelischen Kirche einer der edelsten und besten Männer, die unser Vaterland zur Stunde besitzt, Prof. Sohm in Leipzig, ausgesprochen hat. Sie gipfeln in dem Nachweis, daß das öffentliche Leben von dem Kampf gesellschaftlicher Classen und Interessen beherrscht ist, in welchen das Christenthum nur zu seinem Schaden hineingezogen wird; „die Fragen des öffentlichen Lebens, unter denen heute die sociale Frage hervortritt, sind Fragen der Gerechtigkeit (der Machtvertheilung), d. h. sie sind Fragen dieser Welt. Sie werden durch das Christenthum nicht gelöst. Der Christ und insbesondere der Geistliche wirkt als Diener der Liebe nur mittelbar auf das öffentliche Leben ein" — und wir fügen hinzu: seine Einwirkung ist um so wirksamer und segensreicher, je weniger sie unmittelbar ist, je klarer der auf das Jenseits gerichtete selbstlose Sinn sich von der directen Beziehung zu irgendwelchem irdischen, politischen Ziele abgelöst zeigt. „Für das Thätigwerden des Christen im öffentlichen Leben verschwindet der Gegensatz der dogmatischen Parteien."

Wenn solche Sätze ernstliche Beherzigung fänden, so würde die Beunruhigung und Verwirrung rasch schwinden, welche sich jetzt der evangelischen Geistlichkeit in Deutschland infolge der christlich-socialen Bewegung und der neuesten Gründung der HH. Stöcker und Genossen bemächtigt hat.

Wir haben seit vielen Jahren die Thätigkeit katholischer wie protestantischer Geistlicher auf diesem Gebiete beobachtet. Nichts wäre ungerechter und thörichter, als das viele Gute zu leugnen, was von dieser Seite durch brave Männer geleistet wurde. Trotzdem sind wir zu der Ueberzeugung gelangt, daß das bisher im großen und ganzen erzielte Resultat eher schädlich als nützlich ist. Die socialen Fragen hängen heute so eng mit politischen zusammen, daß der einzelne Geistliche sich praktisch ihrer nicht annehmen kann, ohne sofort Partei zu werden. Damit hört der Seelsorger auf. Will ein Geistlicher Socialpolitik treiben, so soll er vor allem der Seelsorge entsagen; mit dem besten Willen kann er diese nur verderben. Des weiteren aber werden die socialen Probleme, insoweit sie materieller Art sind, insoweit sie Magenfragen sind, gar nicht von den Dogmen berührt; das Hereintragen confessioneller Gesichtspunkte in all diese Fragen, welche durch den Uebergang von der Hand- zur Maschinenarbeit, durch die Ausbildung unsrer Industrie und die Agglomeration großer Bevölkerungsmassen auf Einen Punkt hervorgetreten sind, ist vollkommen unberechtigt und kann nur Unsegen stiften. Die Predigt der Liebe und der Selbstlosigkeit ist das Einzige, was die Religion hier Erkleckliches und Großes leisten kann; aber es ist etwas so Großes, daß man wohl sagen darf: die Lösung der vorliegenden volkswirthschaftlichen Probleme wird durch den religiösen Einfluß des Christenthums unendlich erleichtert werden und wird ohne diesen Einfluß sehr schwer, wahrscheinlich unmöglich sein.

Von diesen Ueberzeugungen getragen, muß der „Spectator" gestehen, daß er ganz und voll auf dem Standpunkt steht, welchen das vielbesprochene Telegramm des Kaisers an den Frhrn. v. Stumm einnimmt. Was Se. Majestät hier den protestantischen Pastoren sagt, ist ganz das Nämliche, was der größte und edelste Geist unter den Katholiken des 19. Jahrhunderts schon im Jahre 1848 dem katholischen Klerus Italiens zugerufen hat. Ein Bischof von Montepulciano hatte Antonio Rosmini um Rath gefragt, wie er sich angesichts der politischen Wirren der Zeit verhalten solle. „Mir scheint," antwortete der Philosoph von Rovereto, „jeder Hirte der katholischen Kirche erfülle heute seine Mission am besten und zeige sich auf der Höhe derselben, wenn er sich jeder Theilnahme an irgend welcher politischer Controverse enthält, sich zu gunsten keiner Faction ausspricht, sich darauf zurückzieht, allen Menschen in gleicher Weise und allgemein die Gebote der Gerechtigkeit, Liebe, Demuth, Sanftmuth und Güte, kurzum alle evangelischen Tugenden zu predigen, die ihnen entgegengesetzten Laster zu verurtheilen, die Rechte der Kirche, wenn sie verletzt werden, in Schutz zu nehmen. Ich meine, der Bischof müsse in diesen Zeiten vor allem einen Balsam von Liebe und Güte auf die Wunden der Menschheit träufeln" — „reputo, che il Vescovo debba, sopratutto in questi tempi, spargere un olio balsamico di dolcezza sulle piaghe dell' umanità."

Damit halte man das Bild der demokratischen Abbés und der christlich-socialen Pastoren zusammen; wer sieht da nicht, wer empfindet es nicht, wo der Geist Christi wehet, wo nicht? Ich für meinen Theil halte es in diesen und in vielen anderen Dingen mit Antonio Rosmini und meinem Kaiser.

SPECTATOR.

Mittheilungen und Nachrichten.

∞ **Erinnerungen aus meinem Leben.** Von Joseph Rank. Mit Portrait. Wien, Pest, Leipzig, F. Tempsky 1896. — Als der 80jährige Rank am 27. März aus dem Leben schied, lag das Manuscript seiner Denkwürdigkeiten, soweit es unser Band der Lesewelt mittheilt, nicht nur druckreif vor; der Geist hatte ihrz vorher durch Prof. Mayer Veranlassung dessen Veröffentlichung der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen", deren auswärtiges Mitglied er war, anheimgestellt. Und nun, nach seinem Scheiden, besorgte Professor August Sauer die Ausgabe, die Ranks alten Freunden willkommen sein und auch im jungen Geschlecht dem beschiedenen, liebenswerthen Mann Achtung und Antheil gewinnen wird. Am exadesten und reichsten ist der erste Abschnitt „Elternhaus und Jugendjahre" gerathen. In einem Tone, der bald an Stifter, bald an Rosegger anklingt, erzählt Rank von Land und Leuten seiner Heimath; gibt er gewissermaßen die Urstoffe seiner ersten künstlerischen Erschichten aus dem Böhmerwald. Ein wenig empfindsam, berichtet er warm und erwärmend von der kleinen Wirthschaft der Seinigen, von Geschwistern und Zugehörigen, von wackeren Dienstboten und romantischen Wilderern; von Sitten und Bräuchen, Kirch- und Schulgängen, Lustbarkeiten und Leidensgeschicken (zumal von dem Elend beraubter, von Betrügern in das Banat gelockter Auswanderer). Aus eigener Anschauung schöpft nach alledem Rank das Urtheil, daß im Volk zwar kein Uebermaß von Weisheit, Rechtsinn und Sitte herrsche; noch viel weniger aber sieht er im Volke einen Ausbund von Rohheit, Verworrenheit und Gemeinheit. Ein Winterabend könnte manchen Uebelwollenden belehren, wie viel mehr Weisheit, Ernst, Humor und Lebensfreudigkeit in einer „Spinnstube" alten Schlages zum Vorschein kam, als bei einem großstädtischen ästhetischen Thee. Der Uebergang zum Klattauer Gymnasium und zum Wiener vormärzlichen Hochschulleben ist hübsch gemacht; die ersten Gänge des dürftigen Studentleins zu geistlichen Gönnern und behördlichen Bürgen sind genremäßig anregend; mehr als Bände culturhistorischer Schilderungen verkünden den politischen Jammer jener Zeit die Anekdote: daß Rank beim ersten Rundgang durch die Stadt angesichts des Kaiser Joseph-Denkmals unversehens von seinen Kameraden auf das „Aschengesicht des Giaphrubres" aufmerksam gemacht wurde, der sich bei Lobreden auf den „Schätzer der Menschheit" hinter sie geschlichen hatte: „Ein Gebrimes, ein Nadever! Vor diesem Gesichter muß ich dich warnen; der hinterlistige Stich eines solchen ist gefährlicher als Schlangenbiß." Ergötzlicher ist die Geschichte, wie Joseph Rank eines Tages in der Staatskanzlei Metternichs auf dem Ballplatz als verdächtig festgehalten und auf die Wachstube geführt wurde, weil man in seinem Mantel ein langes Küchenmesser fand, das er — im Auftrag — der Köchin des Ministers als Geschenk zu überbringen hatte. Solche, und nur solche Zwischenfälle machen es erklärlich, daß der (anfangs auch von der Censur oft gehegerte) maßvolle Jüngling bei Ausbruch der Revolution zuerst als Publicist, hernach als Abgeordneter in der

Paulskirche als „Linker" seinen Mann stellte. Die Proben aus seinem Volksblatt sind erquicklich. Noch erquicklicher wirken aber die Mittheilungen aus seinem brieflichen Verkehr mit Jeremias Gotthelf und die schönen Begegnungen mit Uhland (dessen Gast Joseph Rank in Tübingen war), Auerbach, Bauernfeld ꝛc. Leider brechen die Aufzeichnungen hier vorzeitig ab. Sanets Verdeutschung, in einem späteren Bande der „Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen" weitere Beiträge zu Ranks Biographie zu geben, erfüllt sich wohl noch. Ebenso die Absicht einer Volksausgabe von Ranks besten Schriften.

* Ueber die Zahl der Aerzte in Rußland berichtet die „Now. We." wie folgt: „Bei einer Bevölkerung von 110 Millionen Seelen belief sich 1890 die Zahl sämmtlicher Aerzte in Rußland auf 18,334, d. h. auf annähernd 6000 Bewohner entfiel ein Arzt, während Deutschland einen Arzt auf 3000 Bewohner, Frankreich auf 1800 und England auf 1600 Bewohner hat. Wie sehr Rußland in dieser Beziehung hinter dem Auslande zurückgeblieben ist, wird erst klar, wenn man die Vertheilung der Aerzte berücksichtigt. In den Residenzen, Gouvernements- und Kreisstädten entfällt im Durchschnitt ein Arzt auf 270 Personen, während auf dem flachen Lande ca. 9000, in einigen Gouvernements erst 12,000 Personen einen Arzt haben. So zählt z. B. das Gouvernement Archangel mit seinen 373,000 Bewohnern nur 14 Aerzte, während im Küstengebiet mit 135,000 Einwohnern insgesammt nur 3 Aerzte sind. Aus diesem Grunde, schreibt das Blatt, ist in Rußland der Sterblichkeitscoefficient höher als im übrigen Europa, nämlich 37.3 pro Mille. An den medicinischen Facultäten waren Anfang 1896 immatriculirt: in Moskau 1380, in Kijew 986, in Charkow 752, in Warschau 454, in Jurjew (Dorpat) 718, in Kasan 451, in Tomsk 400, in Summa in Petersburg (der Militär-Medicinischen Akademie) 1400, im ganzen 6841. Alljährlich bestehen etwa 855 Personen das Aerzteexamen. Der Mangel an Aerzten tritt ganz besonders grell bei besonderen Gelegenheiten zutage; so war es zur Zeit des letzten Krieges, in während der jüngsten Choleraepidemie, wo man zu Nothmaßregeln seine Zuflucht nahm und statt der Aerzte Studenten des 5., 4., ja sogar des 3. Cursus abcommandirte. Alles spricht für Ergreifung von Maßnahmen, die eine Vermehrung der Zahl der Aerzte zur Folge haben könnte."

* Die Lichtstrahlen des Glühwürmchens hat der Physiker Charles Henri während seiner Forschungen über die Röntgenschen Strahlen untersucht und seine Beobachtungen in der Pariser Akademie der Wissenschaften mitgetheilt. Er setzte ein Glühwürmchen für eine halbe bis zwei Stunden auf eine in schwarzes Papier eingewickelte photographische Platte. Beim Entwickeln zeigten sich auf der Platte schwarze und weiße Streifen, die ziemlich genau den Weg wiedergaben, den das Thierchen mit seinem unter dem Bauche getragenen Laternchen auf der Platte zurückgelegt hatte. Es scheint hier also eine ähnliche Wirkung wie bei gewissen phosphorescirenden und fluorescirenden Körpern vorhanden zu sein, deren Strahlen gewisse, für gewöhnliches Licht undurchlässige Gegenstände zu durchdringen vermögen.

* Leipzig. Unlust und Lebensatt ist hier am 30. September der Senior unserer Universität und des deutschen Gelehrtenstandes überhaupt, der Professor der Philosophie Dr. Moriz Wilhelm Drobisch, sanft verschieden. Sein ganzes Leben gehörte Leipzig an; dort war er am 16. August 1802 geboren, dort studirte er, habilitirte sich (1824), ward außerordentlicher Professor (1826), ordentlicher 1842 und genoß seit 1886 der wohlverdienten Ruhe. Verbreitung und Fortbildung der Lehre Herbarts war sein Lebenswerk, Logik und Psychologie demgemäß die philosophischen Disciplinen, die ihn vornehmlich beschäftigten. Von der trockenen Strenge dieses Systems zur Mathematik ist nur ein Schritt, den Drobisch von Haus aus that; 42 Jahre lang (bis 1868) hat er zugleich eine mathematische Professur bekleidet und gediegene Schriften auch dieser Wissenschaft, bis in ihre statistischen und akustisch-musiktheoretischen Verzweigungen hinein, gewidmet. Er war ein schlichter, ernster, fester und würdiger Mann, der allgemeine Verehrung genoß.

* Berlin. Das September-Heft des „Centralblattes für die gesammte Unterrichtsverwaltung in Preußen" veröffentlicht den Erlaß des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten an sämmtliche preußischen Universitätscuratoren vom 16. Juli d. J., betreffend die Zulassung von Frauen zum Gastbesuch von Universitätsvorlesungen. Er lautet wie folgt: „Der gastweise Besuch von Universitätsvorlesungen durch Frauen in Abweichung von dem Erlasse meines Herrn Amtsvorgängers vom 9. August 1886 ist auf Antrag im Einzelfall bisher von hier aus gestattet worden, indem die zuständige akademische Behörde veranlaßt worden ist, bei der Frage wegen Zulassung der Antragstellerin zu bestimmten bezeichneten Vorlesungen, vorbehaltlich der Prüfung aller sonstigen Erfordernisse, insbesondere auch der genügenden Vorbildung, und vorbehaltlich des Einverständnisses der betreffenden Lehrer, aus der Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht ein Bedenken nicht herzuleiten. Euer Hochwohlgeb. ermächtige ich hiedurch, künftig in gleichem Sinne von dort aus Verfügung zu treffen, ohne daß es der Einholung meiner Genehmigung im Einzelfalle bedarf. Euer Hochwohlgeboren ersuche ich ergebenst, gefälligst hienach das Erforderliche zu veranlassen. Wegen Einreichung eines Verzeichnisses der zugelassenen Hospitantinnen bewendet es bei meinem Erlasse vom 17. März d. J." — Im Interesse eines geordneten Ganges der medicinischen Studien hat der Minister der Unterrichtsangelegenheiten bestimmt, daß Studirende zum Practicieren an den Universitätskliniken und Polikliniken seitens der Directoren erst dann zugelassen werden dürfen, wenn sie die ärztliche Vorprüfung vollständig bestanden haben. Diese Bestimmung tritt mit dem Beginn des bevorstehenden Wintersemesters in Kraft.

* Kiel. Dem Privatdocenten der Thierheilkunde an der Universität Dr. Georg Schneidemühl ist der Titel Professor verliehen worden.

* Breslau. Dr. E. Gotschlich, Assistent am hiesigen hygienischen Institut, ist an Stelle des Dr. Winter, welcher die Leitung des hygienischen Instituts in Kairo erhalten hat, als Inspecteur sanitaire nach Alexandrien berufen worden.

* Kraknu. Der außerordentliche Professor des österreichischen Civilprocesses, Dr. Franz Xaver R. v. Florich, ist zum Ordinarius des Faches ernannt worden.

* Venedig, 28. Sept. Institut de droit international. Einen weiteren Gegenstand der Verhandlungen bildete das Personenrecht, das, so weit es nicht in der Literatur des internationalen Privat- und Strafrechts Berücksichtigung gefunden, zu zahlreichen Untersuchungen in der Frage der Staatsangehörigkeit, der Erwerbsbedingungen, des Verlustes der doppelten Staatsangehörigkeit, der Wanderfreiheit, Ausweisung, Auslieferung geführt hat. Die praktisch-politischen Ausgangspunkte für die meisten der zu Tage getretenen Lehrmeinungen bildeten zunächst das Verhältniß Deutschlands zur Schweiz in Ansehung der Niederlassungscontrole, und weiter die schwierige Situation, in welcher sich Deutschland nach wie vor den französischen Staatsangehörigen gegenüber befindet, welche sich in den Reichslanden festhaft machen wollen. Die zehnte Commission des Institut, welche sich mit der Regelung dieser Verhältnisse befaßte, erstattete in Bezug auf Naturalisation und Expatriirung durch ihren Referenten, Prof. Castellani, einen Bericht, welcher auf folgenden Grundsätzen basirt: 1) Niemand darf ohne Nationalität bleiben. 2) Niemand darf zwei Nationen gleichzeitig angehören. 3) Jeder muß das Recht haben, seine Nationalität zu ändern. 4) Hierzu genügt jedoch die bloße Verzichtleistung auf eine Nationalität nicht. 5) Die ursprüngliche Nationalität darf sich nicht ins Unendliche und in der Fremde gebaren vor Generationen fortsetzen. In der Discussion über dieses Thema vertrat Prof. Störck die Anschauung, daß man mit dem jus soli keine Mauscherei treiben dürfe. Er will dem Sohne oder Enkel des Fremden, indem er den Geburtsort als reine Zufälligkeit behandelt, das Recht der Nationalität absprechen. Prof. Hardueger verlangt die Nationalität für denjenigen, dessen Vater und Großvater ununterbrochen in dem betreffenden Lande geweilt haben. Prof. Westlake schließt sich den Grundsätzen des Code civil an, welcher das in Frankreich geborene Kind des in Frankreich geborenen Fremden als Franzosen reclamirt, und warnt vor den Gefahren einer flottirenden Fremdenbevölkerung. Als Vorlage an die Regierungen werden folgende Grundsätze empfohlen: 1. Das in der Fremde geborene Kind eines Fremden folgt der Zuständigkeit des Vaters. 2. Das uneheliche Kind gleichfalls, wenn der uneheliche Vater sich zur Vaterschaft bekannt; anderenfalls gehört es der Nationalität der Mutter an. 3. In einem Staat geborene Kinder des im selben Staat geborenen fremden Vaters erlangen das volle Staatsbürgerrecht, und zwar ohne daß sie eine andere Nationalität optiren dürften. 4. Kendert jemand seine Nationalität, so übt dies keinen Einfluß auf die Nationalität der Frau und der Kinder aus. 5. Diese Aenderung der Nationalität kann erst erfolgen, wenn das Heimathland sie gestattet und der andere Staat die Zusicherung der Aufnahme gegeben hat.

-yx- Florenz. Conferenz italienischer Bibliographen. Die vor Jahresfrist von Brüssel ausgegangene biblio-

Digitized by Google

graphische Bewegung hat einen neuen, nicht unbedeutenden Erfolg zu verzeichnen. Von allem Anfang an war sie in Italien auf viel Verständniß und theilweise auf ein sehr sympathisches Entgegenkommen gestoßen. Schon heute verstehen einige italienische Zeitschriften ihre Artikel mit der Mechanik der Dewey'schen Indices und insbesondere sind es die italienischen Buchhändler, welche sich lebhaft für die Bestrebungen des Institut international de Bibliographie interessiren. Einer der eifrigsten unter diesen ist der Chef des bekannten Florentiner Hauses Gaspeen Barbèra, der Cav. Piero Barbèra, welcher auf Anrathen des Directors der Nationalbibliothek von Florenz, Comm. D. Chilovi, sogar die Idee, den Büchern seines Verlages Repertoriumzettel beizulegen, aufgenommen hat. Von ihm und dem bisherigen Präsidenten der Associazione tipografico-libraria italiana, Cav. P. Ballardi, ging auch der Gedanke aus, zur Zeit der Hauptversammlung dieser Vereinigung eine Conferenz italienischer Bibliographen einzuberufen, die den Zweck haben sollte, zu den Beschlüssen der vorjährigen internationalen bibliographischen Conferenz von Brüssel Stellung zu nehmen. Diese Conferenz, zu welcher von seiten des internationalen Instituts für Bibliographie die HH. Paul Otlet aus Brüssel und Carl Junkee aus Wien erschienen waren, war von nahezu hundert italienischen Bibliographen besucht. Unter den Anwesenden befanden sich Vertreter fast aller großen Bibliotheken Italiens, so die HH. Conte Gnoli, Buonanno, Bruschi, De Marchi, Fumagalli, Miola, Motpurgo, Pagliani, Salveraglio, Telani, die bedeutendsten italienischen Verleger, darunter die HH. Bucca, Barbèra, Lapi, Pomba, Salani, endlich die Professoren Targioni-Tozzetti, C. Paoli, Arlia, Buonamici, Petrocchi und viele andere Gelehrte. Das Thema lautete: „Sollen die Bibliotheken Italiens und der italienische Buchhandel und Gewerbe die von der internationalen bibliographischen Conferenz von Brüssel im September 1895 gefaßten Beschlüsse und insbesondere jene bezüglich der Herstellung durch internationale Mitwirkung eines allgemeinen bibliographischen Repertoriums, sowie der einheitlichen Annahme des Classificationssystems von Melvil Dewey, als eines allein international gültigen Systems, annehmen? Die Conferenz wurde, nachdem sie von seiten des Präfecten und des Syndicus von Florenz, sowie von ihrem Präsidenten, Cav. P. Ballardi, begrüßt worden war, durch einen meisterhaften Vortrag des Prof. Fumagalli eingeleitet. Prof. Fumagalli, obwohl im Grunde ein Gegner, legte in fast zweistündiger Rede, in rein sachlicher und unparteiischer Weise die Vor- und Nachtheile, sowie die Geschichte und Annahme der Bestrebungen des belgischen Unternehmens dar. Dieser Vortrag war der Ausgangspunkt einer sehr lebhaften Discussion, in welcher sich später der Vortragende selbst, sowie die HH. Miola und Buonanno *gegen* die Beschlüsse der Brüsseler Conferenz aussprachen, während der Bibliothekar Prof. de Marchi, der durch eigene Erfahrung aus einem Gegner zu einem Anhänger geworden war, sowie die Professoren Targioni-Tozzetti, Paolo und Petrocchi warm *für* die Annahme derselben eintraten. Vielfach wurde auf die Verschiedenheit der Interessen hingewiesen, die die Gelehrten, die Buchhändler und die Bibliothekare an einem allgemeinen bibliographischen Repertorium hätten, und es zeigte sich auch in Florenz bezeichnenderweise wieder, daß gerade die letzteren der Sache abgeneigt waren. Nach einem sehr ausführlichen Plaidoyer Otlets und nachdem die Majorität der Bibliothekare eine gegnerische Erklärung abgegeben hatte, brachte der Director der Nationalbibliothek in Rom Conte Gnoli die nachfolgende Tagesordnung ein: „Die bibliographische Conferenz zollt der genialen Initiative des bibliographischen Instituts in Brüssel ihren Beifall und sendet demselben einen herzlichen Gruß. Von der Ansicht ausgehend, daß eingehendere Studien nothwendig sind, um zu einem Entschluß über die von der Associazione tipografico-libraria italiana gestellte Frage zu gelangen, überträgt sie der Leitung dieser Vereinigung die Ernennung einer Commission, welche mit Berücksichtigung der Interessen der Gelehrten, der Bibliothekare und des Buchhandels die Frage der Annahme eines allgemeinen bibliographischen Repertoriums, sowie des Decimal-Classifications-Systems von Melvil Dewey eingehend zu studiren hätte." Dieser Antrag wurde, theilweise mit Beifall, von der Mehrzahl der Versammelten zum Beschlusse erhoben und hierauf die Conferenz geschlossen.

* **Rom.** Der Director der *Ausgrabungen*, Commendatore *Barnabei*, hat dem Unterrichtsministerium einen Bericht unterbreitet, in dem er die Mittheilung macht, daß man auf dem Palatinus, im XV Sectorium des Ager Romanus, Mauerreste vom „*Hause des Romulus*" bloßgelegt habe. Die Mauerreste bestehen aus kleinen gelblichen Steinblöcken, die man aus den Steinbrüchen am Palatinus geholt hatte. Die Blöcke sind meistens mit dem Buchstaben P (Palatinus) bezeichnet. Das Haus stand nahe der Mauer, welche der König Servius Tullius in Quadratform um die Stadt herum hatte aufführen lassen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 29. bis 30. September folgende Schriften eingegangen:

Georg Jellinek: Ueber Staatsfragmente. Heidelberg, Gustav Köster 1896. — *Georg Meyer*: Die Reichsgründung und das Großherzogthum Baden. Ebd. — *Otto Karlowa*: Intra pomoerium et extra pomoerium. Beitrag zum römischen Staatsrecht. Ebd. — *Rudolf Heinze*: Universelle und particulare Strafrechtspflege. Ebd. — *Heinrich Buhl*: Der Schutz des Eigenthums an beweglichen Sachen. Ebd. — *Richard Schröder*: Ueber eigenthümliche Formen des Miteigenthums im deutschen und französischen Recht. Ebd. — *C. J. Bekker*: Recht muß Recht bleiben. Ebd. — *Dr. Ferd. Englert*: Bemerkungen zur Münchener Bauordnung. München, J. Schweitzer 1896. — *Meyers Conversationslexikon*. Nachschlagebuch des allgemeinen Wissens. 5. Aufl. 13. Bd. Nordseecanal bis Pallieste. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut 1896. — *Dictionnaire général de la Langue Française* par A. Hatzfeld, A. Darmesteter et M. A. Thomas. Fasc. 19. Paris, Ch. Delagrave. — Dr. A. Petermanns Mittheilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt. Hggb. von Dr. A. Supan. 42. Bd. 1896. Nr. 9. Gotha, Justus Perthes. — Dr. Alfred Zimmermann: Die Colonialpolitik Portugals und Spaniens in ihrer Entwicklung von den Anfängen bis zur Gegenwart. (Die europäischen Colonien. 1. Bd.) Berlin, C. S. Mittler u. Sohn 1896. — Himmel und Erde. Illustrirte naturwissenschaftliche Monatsschrift. Hggb. von der Gesellschaft Urania. 8. Jahrgang. Heft 12. Sept. 1896. Berlin, Hermann Paetel.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1896. 118. Band. Siebentes Heft.

Inhalt: Christliche Demokratie. — Zur neueren Geschichte der Diöcese Hildesheim. — Wer ist der Störenfried? — Döllinger redivivus. — Zeitläufe. Der „europäische Friede"; die protestantischen Armenier in den „Orient-Wirren". — Zur geschichtlichen Literatur des Mittelalters. — Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu. (13892)

Académie de Neuchâtel.

Faculté des Lettres, des Sciences, de Théologie et de Droit.

Séminaire de français pour les élèves de langue étrangère. **Inscriptions à partir du 15 octobre. Ouverture des cours le 19 octobre.**

Pour renseignements et programmes s'adresser au secrétariat de l'Académie. (13456)

Neuchâtel (Suisse), septembre 1896.

Le Recteur de l'Académie
Dr. O. Billeter.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Freitag, 2. October. Nummer 228.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.60, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Beilagexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Zu Goethe's Tagebüchern und Briefen. I. Von Ludwig Geiger. — Die Impfung mit Schlangengift. Von Dr. C. Müller. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zu Goethe's Tagebüchern und Briefen.

Von Ludwig Geiger.

I.[1])

Ein neu erschienener Band von Goethe's Tagebüchern lenkt unsre Aufmerksamkeit auf diese überaus wichtige Quelle für Goethe's Leben. Sie ist, wie schon mehrfach an dieser Stelle bemerkt wurde, um so wichtiger, als es sich bei ihr nicht um Bekenntnisse, sondern um chronikartige Aufzeichnungen über Besuche, Briefe, Erlebnisse, Lectüre, Arbeiten handelt. An absichtsloser, vollkommener Authentieität kommt ihr keine gleich, da ihre Bemerkungen ja von Tag zu Tag unmittelbar nach den Ereignissen, fast gleichzeitig mit ihnen niedergeschrieben und ohne jede schriftstellerische Nebenabsicht, bloß als Handhabe zum späteren Nachschlagen aufgezeichnet wurden. Niedergeschrieben freilich nicht von Goethe, sondern von seinen Schreibern. Diese, gelegentlich gelehrte Männer, wie zu gewissen Zeiten Dr. Weller, meist ungelehrte Männer, wie John und Kräuter, manchmal auch Menschen von ganz geringer Bildung, schrieben meist nach Dictat; manchmal, wenn auch selten, legt der Wortlaut der Niederschrift die Vermuthung nahe, daß die Schreiber nicht nach wirklichem Dictat, sondern nur nach Anweisung, vielleicht auch nach einer vorgelegten Agenda Einzeichnungen machten. Selbst in diesem Falle jedoch behalten die Notizen, da sie von Goethe durchgesehen wurden, ihre unbedingte Glaubwürdigkeit.

Die Jahre 1819 und 1820, die in dem neu vorliegenden Tagebuchbande behandelt werden, sind, da sie nur von einer kurzen Reise unterbrochen wurden und ohne erschütternde Ereignisse verliefen, fleißige Arbeitsjahre. Der Divan wurde abgeschlossen, die Wanderjahre gefördert und theilweise gedruckt, Hefte der Zeitschriften „Zur Morphologie“ und „Kunst und Alterthum“ ausgegeben, an denen Goethe bekanntlich nicht bloß als Editor, sondern zu allermeist als Autor betheiligt war und in denen er nicht etwa ältere Arbeiten, sondern solche jüngsten Datums erscheinen ließ. Aber auch manche viel später zur Veröffentlichung gelangte Arbeiten wurden kräftig gefördert. So erfährt man z. B., daß die „Annalen oder Jahres- und Tageshefte“, die eben auf Grund unsrer Tagebücher zusammengestellten autobiographischen Aufzeichnungen, die ausführlich die Jahre von 1790, in breiterer Darstellung von 1794 bis 1822 behandeln, schon damals ins Auge gefaßt, gewissermaßen begonnen wurden.

Auch ein anderes autobiographisches Werk, das nicht lange nachher, 1821, erschien, erfreute sich schon damals der Förderung, die „Campagne in Frankreich“. Sie erschien als 5. Band der 2. Abtheilung der großen Reihe: „Aus meinem Leben“; ursprünglich war sie zum 3. Band dieser Abtheilung bestimmt. Schwerlich kann man auf unser Werk die Notizen im Tagebuch 1820, 8. Dec.: „Sodann aus meinem Leben dritter Band angefangen“, 9. Dec.: „Eigene Biographie dritter Band“ beziehen. Aber auch auf den 3. Band der eigentlichen „Dichtung und Wahrheit“ paßt die Notiz nicht, denn dieser Band, die Straßburger und die Frankfurter Zeit von 1772 behandelnd, war 1814 veröffentlicht worden; ebenso wenig ist an eine erneute Durchsicht und Durcharbeitung des Bandes zu denken, da er eben erst 1811 als 19. Band der zweiten Cotta'schen Gesammtausgabe erschienen war. Vielleicht ist an beiden Stellen ein Hörfehler des Schreibers oder ein Versprechen des Dictirenden anzunehmen und es soll „vierter“ heißen, also den letzten, von Goethe nicht völlig zum Abschluß gebrachten Band der Biographie bezeichnen.

Eine andere Notiz weist auf ein ungedrucktes, wahrscheinlich verlorenes Manuscript hin. Goethe notirt (7. Oct. 1820): „Harzreise von 1784. Tagebuch derselben.“ Die Reise von 1784, nicht zu verwechseln mit der berühmten von 1777, an die der Dichter damals gleichfalls erinnert wurde,[1]) fällt in den August (8. bis 16. oder 17.). Sie wurde in Gesellschaft des Herzogs von Braunschweig unternommen, den der Dichter dann nach seiner Residenz begleitete. Ein Tagebuch darüber besitzen wir nicht; in den Tagebüchern (Weim. Ausg. III, 1) ist eine Lücke vom 13. Juni 1782 bis 3. Sept. 1786. Der einzig erhaltene Bericht über die Reise ist der Brief an Charlotte v. Stein (11. bis 14. Aug. 1784, Briefe, Weim. Ausg. IV, 6, S. 334—337). Man sieht daraus, daß die Reise, außer ihrem Erholungs- und Unterhaltungszweck, in doppelter Hinsicht wichtig ist, erstens wegen des Gedichtes: „Die Geheimnisse“, das Goethe damals beschäftigte, zweitens wegen seiner mineralogischen Untersuchungen, von denen er der Freundin schrieb: „Mit meinen Speculationen gehts immer vorwärts und ich komme gewiß und bald auf den rechten Punkt.“ Ein Tagebuch über diese Reise würde daher gewiß sehr aufschlußreich sein und es ist zu bedauern, daß es, wie es scheint, nicht erhalten ist.

[1]) Goethe's Tagebücher. 7. Band. Weimar, Hermann Böhlau's Nachfolger 1895. Bildet den 7. Band der III. Abtheilung der Weimarer Goetheausgabe. Bearbeiter des Bandes ist Ferdinand Heitmüller, der sich vor einigen Jahren durch eine Veröffentlichung von Briefen Riemers (an Frommann) in die Goetheliteratur einführte; mitbetheiligt an dem Bande ist Julius Wahle, der, als Generalcorrector für die Weimarer Ausgabe thätig, der Bearbeitung der Tagebücher seine besondere Sorgfalt angedeihen läßt; Redactor der ganzen Abtheilung der Leiter des Schiller- und Goethearchivs, Bernhard Suphan.

[1]) Es heißt im Tagebuch 25. Nov. 1820 „Brief von Kunnegießer aus Prenzlau und Auslegung meiner Harzreise im Winter“. Dieser als Programm des Prenzlauer Rectors erschienene Commentar über Goethe's bei Gelegenheit jener Winterreise (1777) und des Besuches bei dem armen Pfessing entstandenes Gedicht gab dem Dichter selbst Veranlassung, ausführlich auf seine Dichtung einzugehen. Seine Bemerkungen, zuerst in „Kunst und Alterthum“ 1821 Bd. 3 H. 2 gedruckt, gingen seit 1833 in die Werke über und stehen jetzt in den meisten Ausgaben als Anhang zu dem sehr erklärungsbedürftigen Gedichte.

Durch eine andere Notiz wird eine bisherige Vermuthung zur Gewißheit erhoben. Man glaubte auch schon früher, daß der „beiliegende Hymnus", den Goethe am 12. April 1820 an Zelter sandte, die Uebersetzung des von Goethe sehr hochgeschätzten Hymnus Veni creator spiritus sei; in dem Tagebuch heißt es nun unter dem angegebenen Datum: „An Zelter in Berlin, Veni creator spiritus in Uebersetzung." Damit ist denn wohl auch die Entstehung der Uebertragung in jener Zeit gesichert.

Für zwei kleine Gedichte wird die Entstehungszeit, die man bisher nicht genau kannte, festgestellt. Am 16. Oct. 1819 heißt es: „Malcolmis Tod erfahren. Gedicht." Und an demselben Tage: „Fuchs und Kranich". Das erstere Gedicht, ein Vierzeiler „Dem Schauspieler Malcolmi das Publicum", zu Ehren eines vielgerühmten Künstlers, der während der ganzen Zeit von Goethe's Theaterleitung thätig war, wurde erst 1827 gedruckt; das letztere, ein satirisches Gedicht, dessen Beziehung nicht ganz klar ist, wurde schon 1821 gedruckt. Ob das Gedicht irgend etwas mit der Entzifferung eines alten, die drei Könige betreffenden Manuscriptes zu thun hatte, die Goethe damals beschäftigte?

Die productive Arbeit jener Jahre war groß, weit größer jedoch die receptive.

Goethe's Lectüre war kaum jemals vielseitiger als in jenem Jahre.[1]) Natürlich werden manchmal auch ältere Schriften vorgenommen, doch werden die neu erschienenen bevorzugt. Dabei ist auffällig, daß auch solche Gebiete gestreift werden, deren Betreten einigermaßen in Verwunderung setzt: das theologische, politische, worüber nachher noch ein Wort zu sagen ist, das militärwissenschaftliche, z. B. 28. Mai 1819: Friedrichs des Großen Unterricht an seine Generale. Gemeint sind die berühmten, u. a. von Scharnhorst commentirten Instructions, die 1761 sg. deutsch und französisch erschienen, in mehrere Culturſprachen übersetzt und 1819 in einer neuen Ausgabe verbreitet wurden: „Friedrichs II. Unterricht an die Generale seiner Armee neu herausgegeben und mit Anmerkungen in Bezug auf die neue Veränderung der Kriegführung verfaßt von einigen deutschen Officieren. 2 Thle. Lpz. 1819." Gelegentlich kommt auch Juristisches vor, z. B. Feuerbachs Schrift über Geschworenengerichte. Mit größerer Vorliebe wurde das geographische und geschichtliche Gebiet gepflegt, neben Reiseberichten stehen vielfach Memoiren. Bei den letzteren waltet keine methodische Auswahl vor, sondern der Zufall; nur setten wird z. B. bei den Memoiren des Cardinals Retz noch ein anderes, ähnliches Werk, das von Joly, herbeigezogen. Auch die eigene Zeit wird nicht vernachlässigt; die im März 1819 gelesenen Memoiren von Georgel, einem Jesuiten, der Geschäftsträger in Wien und mit manchen kirchlichen Aemtern betraut war, führen den Titel: Mémoires pour servir à l'histoire des évènements de la fin du 18. siècle depuis 1760 jusqu'à 1806—07. 6 voll. f. 1817/18 (eine zweite Ausgabe erschien 1820). Eine merkwürdige Schrift wird am 10. März 1819 unter Goethe's Lectüre genannt: „Der deutsche Mann. Spottspiel"; dann genauer „Der deutsche Mann und der Patriot im Streit". Es ist das dramatische Spiel: „Der deutsche Mann und der Patriot im Streit oder: Das literarisch-politische Halsgericht. Eine dramatische Kunstausstellung für Volksfreunde, oder ein Schicksals-Quodlibet in verschiedenen Abtheilungen. Nach dem Spanischen des Don Clavigo Fajardo frei bearbeitet von A. W. S. Zum erstenmal aufgeführt auf dem Hoftheater in Klatschfeld. Gedruckt in Philadelphia bei Thaddäus Spottvogel." 184 S. o. O. u. J. Die Schrift ist 1819 erschienen. Beweis dafür schon der Titel „Der deutsche Mann", der sich auf ein Kotzebue'sches Drama von 1818 bezieht (Goedeke 5, S. 287, Nr. 252), und die dem gleichfalls 1818 erschienenen Schauspiel Gisela (das. Nr. 250) entnommene Decoration; Beweis besonders die Sache, auf die sich das Drama bezieht. Es handelt sich (zur Sache vgl. Alfr. Stern, Geschichte Europa's I, S. 494) um den Kotzebue'schen für Rußland bestimmten Brief, den Lindner (im Drama: Lindwurm, auch Madame son épouse spielt eine Rolle, sie sprechen gelegentlich französisch und flüchten nach Paris) an Luden („Professor der Politik", auch „Das Schicksal in Gestalt der Nemesis" kommt vor) ausgeliefert und den dieser, sodann Ludwig Wieland („Dr. Ludwig, der Patriot, früher unter dem Namen Volksfreund") abgedruckt hatte. Citationen beider und Okens („Naturphilosoph") vor das Gericht, Schilderungen beider Parteien, der politischen, wobei auch ein Stich gegen Börne („Redacteur einer beschwingten Zeitschrift" = Herausgeber der Zeitschwingen, die freilich erst Juli bis October 1819 erschienen), Studentenscenen, in denen Ludwig Wieland und die Professoren gefeiert werden, Scenen im Kotzebue'schen Hause („Hausehre" und „Kinder" treten auf), Abschaffung des von K. herausgegebenen „Literarischen Wochenblattes" im Museum einer großen Stadt (Frankfurt), Unterhaltungen des deutschen Mannes mit Verleger und Künstlern, erfolglose Besprechungen eines Beichtvaters mit K. und W. wechseln in bunter Folge mit einander ab. Den Schluß macht der Fechtkampf — die Entscheidung durch das Turnen hatte K. abgelehnt — zwischen dem deutschen Mann und dem Patrioten, der, nach Besiegung des ersteren, mit einem vom Vorsitzenden des Gerichtes vorgeschlagenen Vergleich endet. Man kann kaum sagen, daß der Autor auf einer bestimmten Partei steht: er theilt seine Hiebe nach beiden Seiten aus; die Patrioten stehen seinem Herzen so wenig nahe, wie der deutsche Mann. Daß bei einer Kotzebue betreffenden Satire Hinweise auf „Bahrdt mit der eisernen Stirn", auf Schlegel (schon im Titel A. W. S., dazu scherzhafte Nachahmungen spanischer Reimspielereien) nicht fehlen — obgleich die Zeiten dieser literarischen Plänkeleien längst vorüber waren — versteht sich von selbst. Gegen oder über Goethe finden sich nur kleine Notizen, z. B. daß ein Hund den mächtigsten Theaterdirector zu Fall bringen könne, daß Goethe's Theaterstücke unwirksamer seien als die Kotzebue's. Goethe mag selbst gelächelt haben, als er las, wie Ludwig Wieland bei der Versöhnung am Schlusse gerührt „ein Blatt aus Goethe's Götter Helden und Wieland reißt und sich die Zähren abtrocknet", oder folgende seinem Feinde in den Mund gelegte Apostrophe: „Unsterblicher Präses der deutschen Dichter, du Aristoteles des Jahrhunderts, dessen αὐτὸς ἔφα den Orakelsprüchen gleichgilt, du, dem ich die deutsche Sprache abgesprochen habe, leihe mir die allgewaltige Gefügigkeit deines Stils und deiner Diction!"

Rein literarische Lectüre, wie sie in der eben kurz betrachteten Satire hervortrat, stellte begreiflicherweise das Hauptcontingent. Gerade die Jahre 1819 und 1820 sind nicht arm an bedeutsamen Erscheinungen, die Goethe näher gebracht werden. Dazu gehört z. B. „Klytämnestra" von Michael Beer, das mit den Worten charakterisirt wird: „Probestückchen junger Berliner Dichter", Müllners „Albaneserin", die an den Dichter zurückgeht — vielleicht wähnte dieser, Goethe sei noch an der Theaterleitung betheiligt. Zwei Acte davon hatte Goethe „näher betrachtet"; auch eine Tragödie Raupachs las Goethe, „die mittlere", wie er am 14. Mai 1819 notirt, die Schauspieler Haide und

[1]) Die im Folgenden ausführlich genannten Bücher-titel sind in den Anmerkungen der Weimarer Goetheausgabe nicht genannt; mit ihrer Nennung an dieser Stelle soll gegen den Commentator kein Vorwurf erhoben werden, der ausdrücklich ablehnt, eine Erklärung aller Einzelheiten zu geben; doch dürften solche Ergänzungen manchem Leser willkommen sein.

Engelmann hatten ihm den Band übersendet. (Gemeint ist der Liegnitz 1818 erschienene Band „Dramatische Dichtungen"; die mittlere ist „Lorenzo und Caecilia".) Von Dramen wurde ferner gelesen: Houwalds „Bild", wofür Goethe in einem am 18. April 1820 notirten, bisher nicht bekannt gewordenen Briefe „Herrn Ernst von Houwald nach Sellendorf bei Luckau in der Niederlausitz" dankte. Weit größeren Eindruck auf Goethe machten freilich die Werke zweier ausländischer Schriftsteller: Manzoni und Byron. Jenes „Graf Carmagnola" kam 29. Januar 1820 an und ward alsbald „gelesen und überdacht". Besprechung und Lectüre folgte im Mai und Juni desselben Jahres; über diesen (Byron), der als Mensch und Dichter von Goethe angestaunt wurde, heißt es (6. Dec. 1819): „Abends Bücherſendung von Serenissimo: Don Juan von Byron, denselben bis in die Nacht gelesen"; auch an den folgenden Tagen wurde die Lectüre fortgesetzt. Wenige Monate vorher (10. Mai 1819, Gespräche ed. Biedermann IV, 12) hatte Goethe Byron für „den einzigen großen Dichter jetziger Zeit" erklärt, wie er ja diesen Satz gern und oft vertheidigte; auf den Don Juan kam er in den damals geführten Gesprächen nicht zu reden. Dagegen beschäftigte er sich literarisch-kritisch mit dem Werke in einer kurzen Besprechung (Kunst und Alt. 3. Bd. 1. H. 1821) und veröffentlichte a. a. O. eine jetzt in unsre Gedichteditionen übergegangene Uebersetzung der ersten 6 Strophen des 1. Gesangs. (Im Jahre 1829 kam er laut einer in der Hempel'schen Ausgabe 29,756 abgedruckten Notiz des Tagebuchs wieder auf das Dichtwerk zurück.)

Unter der poetischen Lectüre ist auch das von Goethe oft und über Gebühr gepriesene Epos A. Hagens: „Otfried und Lisena" zu nennen. Goethe verzeichnet, wann er das Buch gelesen, darüber geschrieben, das Geschriebene dem Autor zugesendet und das über das Epos von dem getreuen Schubarth (vgl. unten) Zusammengestellte redigirt hat. Einmal (Jan. 1819) wurde auch ein Gesang der Ilias (der 23.) gelesen.

Unter den gelesenen philosophischen Schriften nimmt gewiß A. Schopenhauers Hauptwerk den ersten Platz ein. Bei dem großen Interesse, das man auch heute noch dem berühmten Philosophen entgegenbringt, sei eine ausführlichere Mittheilung gestattet. Am 18. Januar 1819 heißt es: „Brachte Fräulein [Adele] Schopenhauer das Werk von Arthur Schopenhauer: Die Welt als Vorstellung und Wille (sic). Ward einiges gelesen und mitgetheilt." Am 19. „Schopenhauers Werk und über dasselbe." Die Lectüre wurde dann am 21. und 24. fortgesetzt. Am 20. April 1819 wird notirt: „Nachricht von Arthur Schopenhauer aus Rom." Vermuthlich durch die Schwester; denn ein Brief Schopenhauers aus jener Zeit an Goethe ist nicht bekannt. Der letzte ist vom 23. Juni 1818, worauf Goethe's Antwort vom 9. August desselben Jahres erfolgte (vgl. Schemann, Schopenhauer-Briefe S. 101—106). Endlich die Bemerkung vom 19. und 20. August 1819: „Kam Dr. Schopenhauer, brachte mit demselben den Abend zu. Ueber seine Studien, Reisen und nächste Vorsätze. — Dr. Schopenhauer, demselben die entoptischen Erscheinungen vorgewiesen."

Gar manche der auf Lectüre hinweisenden Citate bleiben unklar. So las Goethe am 23. December 1820 den November des „Gesellschafter"; gemeint ist natürlich das von F. W. Gubitz herausgegebene tonangebende Berliner Blatt. Bedeutet diese Notiz nun eine Durchsicht, wie sie in bestimmten Zeiträumen bei anderen Blättern, z. B. der Allgemeinen Zeitung, vorgenommen wurde, oder interessirte Goethe ein bestimmter Artikel aus jenem Monat? Ich habe den betreffenden Monat durchgesehen, ohne etwas Sonderliches darin zu finden. Nur stehen darin drei Epigramme eines wenig bekannten Schriftstellers Blumenthal, darunter eines nach Johannes Sekundus; sollte dieser räthselhafte Herr Goethe das Blatt übermittelt haben, das vielleicht seine Erstlinge enthielt? Ich nenne den Adressaten räthselhaft, weil es durchaus nicht gelingen will, über den Empfänger zweier merkwürdiger Briefe Goethe's (10. April, 28. Mai 1819), damals Studenten in Breslau, die ich im Goethe-Jahrbuch II, S. 284—287, nach den Originalen habe abdrucken lassen, Licht zu verbreiten. In dem vorliegenden Bande der Tagebücher werden beide Briefe unter den Daten 11. April und 29. Mai, also an den Tagen, da sie abgeschickt wurden, notirt; außerdem heißt es am 19. April „Brief an Blumenthal nach Breslau concipirt" (also ein dritter Brief?). Bei einer dieser Notizen wird der Empfänger „Oswald B." genannt und als Beilage zum letzten Briefe „Verzeichniß der modernen lateinischen Dichter von großherzoglicher Bibliothek" erwähnt. Versuche, die M. Koch auf meine Bitte in Breslau anstellte, um über den Empfänger etwas zu erfahren, blieben erfolglos; sollte ein Leser dieses Blattes vielleicht einen Nachweis zu liefern im stande sein?

Auch für manche andere Citate, bei denen es unklar bleibt, ob auf Lectüre oder auf selbständige Arbeiten angespielt wird, weiß ich keinen Bescheid und auch in Weimar, wo ich anfragte, wußte man mir nichts zu sagen. Was bedeutet 23. September 1819: „Ballade: die Schlacht von Flodden"? eine Inschrift, die, da sie unmittelbar nach den Worten „Concepte dictirt" steht, auf einen dichterischen Versuch Goethe's selbst gedeutet werden könnte. Worauf bezieht sich die Notiz 5. December 1819: „Revolutionäre Jugendgeschichte"? Steht sie etwa mit der unmittelbar vorhergehenden: „Neuer Plan zur Ausbauung von Ilmenau" in Zusammenhang oder hat sie mit des Dichters eigener Jugend etwas zu thun? Ferner: was ist Lucidor? Am 3. Juni 1820 heißt es: „Lucidor vorgenommen", am 4. Juni kommt derselbe Name vor; am 6. wird notirt: „Einiges an Lucidor". Derartige Fragezeichen ließen sich noch gar manche machen; die kurzen Aufzeichnungen bedürfen, wenn sie recht verstanden sein wollen, manchmal eines ausführlichen Commentars. Es ist keine überflüssige Neugier, wenn man über die Notiz vom 2. November 1820 „Brief von Hamann an Kant, wundersames Zusammentreffen" Näheres zu erfahren wünscht. Handelt es sich um einen Beitrag zu seiner Autographensammlung, die Goethe zu vermehren eifrig bestrebt war? Oder berührte sich der Inhalt des Briefes in merkwürdiger Weise mit Goethe's eigenen Gedanken?

Wie von literarischen, so wird auch häufig von Kunstdingen gesprochen. Von diesen interessiren wiederum diejenigen den Leser am meisten, die sich mit Goethe selbst beschäftigen. So finden sich vom 18. August 1820 an zahlreiche Notizen über die von Rauch und Fr. Tieck gefertigten Büsten; seit dem 4. Mai 1819 sehr häufig Bemerkungen über das Goetheportrait von Dawe, lauter Bemerkungen, die unser Wissen bereichern und die Entstehung dieser Kunstwerke bis ins Einzelnste feststellen.

Besonders merkwürdig ist in diesem Band das stärker hervortretende Interesse für Politik. Aus Goethe's Schweigen über politische Gegenstände und aus gelegentlich wegwerfenden Aeußerungen über Zeitungen, Preßfreiheit und liberale Forderungen überhaupt hat man nicht bloß Goethe's streng monarchisch-conservative Gesinnung, sondern seine Unlust an jeder Beschäftigung mit Politik gefolgert. Letzteres ist unrichtig. Goethe's Antheilnahme am Fürstenbund ist neuerdings Gegenstand einer lebhaften Controverse geworden.[1]) Von Goethe's Stellung zur französischen Revo-

[1]) O. Lorenz' Schrift (Festrede in Weimar 1894) und Düntzers Gegenschrift. Dresden 1895.

lution war jüngst in diesen Blättern die Rede; daß die landläufige Auffassung von Goethe's Thun und Gesinnung in den trüben Jahren der napoleonischen Zeit einer Revision bedarf, ist den Kennern der in der letzten Zeit aufgefundenen und neugeprüften Documente wohlbekannt.

Aus den im vorliegenden Bande für die Jahre 1819 und 1820 zum erstenmal gedruckten Aufzeichnungen ergibt sich nun ganz deutlich, daß in dem universalen Sinne und Geiste Goethe's auch die Politik ihre Stelle hatte. Er wollte — nur darin seinem Wagner ähnlich — alles wissen. Wie er die Gelehrten, Handwerker, Kaufleute, Reisende nach ihrer Wissenschaft und Beschäftigung, nach ihrem Handelsbetrieb und den Eigenthümlichkeiten ihres Landes befragte, nicht bloß, um dem Betreffenden eine Freude zu machen, sondern um von jedem den Nutzen zu ziehen, den gerade er bieten konnte, so ließ er die Politiker nicht ungefragt. Wie später der Minister v. Gersdorff [1]) Hauptberichterstatter in politicis war, Goethe in die Einzelheiten der 1830er Bewegung einweihte, so waren in jenen Jahren Kanzler v. Müller und Geheimrath v. Conta seine Lieferanten politischer Neuigkeiten, der politica oder novissima publica, wie die Tagebucheinzeichnung häufig lautet. Es wäre nun natürlich wenig angebracht, jede einzelne derartige Notiz, bei der inhaltlich nichts bemerkt wird, auszuziehen; dagegen mögen diejenigen Stellen hier erwähnt werden, bei denen eine kurze Inhaltsangabe Goethe's Interesse bezeugt. Zunächst ist es Kotzebue's Ermordung (23. März 1819). Schon am 26. März erhielt Goethe durch Kanzler Müller die Nachricht; er ließ vier Ausrufungszeichen dazu machen. Am 18. April heißt es: „Fortgesetzte Zeitungsnachrichten und Urtheile über Kotzebue's Ermordung". Aber nicht bloß die Zeitungsnachrichten, sondern Zeitschriften und Broschüren über dieses merkwürdige Ereigniß werden durchgenommen. Ich denke wenigstens, daß „Isis 3. Heft" sich darauf bezieht; sicher, wie schon aus dem Titel bezeugt ist, J. W. Carove's Heft „Ueber die Ermordung Kotzebue's". Aber auch sonst werden oft genug politische Broschüren und Schriften als gelesen notirt: von Sartorius, Görres, das „Manuscript aus Süddeutschland" u. a.; Ereignisse werden erwähnt und schon die Erwähnung, wenn auch keine Besprechung folgt, bezeugt das lebhafte Interesse, das Goethe an diesen Dingen nahm: Karlsbader Beschlüsse, Preußisches Censuredict, Revolution in Portugal. Wenn es 22. Juli 1819 „Nähere Nachricht von der Berliner Verschwörung" heißt, so darf ich wohl zur Erklärung auf mein Werk über Berlin II, S. 400 ff. verweisen. Um einen Begriff von der Art zu geben, in welcher diese Dinge notirt werden, sei eine Stelle (20. Juni 1819) hier mitgetheilt: „Herr von Stein. Ueber schlesische und andere preußische Verhältnisse. Vor Tische hatte Kanzler v. Müller Abschied genommen, der nach Neustadt ging. Aufsatz des Herrn v. Lindenau im Oppositionsblatt wegen des Contingents. Berliner Zeitung. Aufruf einer Jury aus Norddeutschland. Abends Hofrath Meyer. Ueber diese und andere Gegenstände." Daß auswärtige Ereignisse ebenso wie deutsche betrachtet wurden, lehrt schon eine oben erwähnte Notiz; am 28. Juni 1820 wird ferner kleiner politischer Schriften aus England gedacht; am 14. Juli 1820 von „Wiedereinführung der Jesuiten. Neuestes aus Spanien" gesprochen.

Die Besuche, die Goethe erhielt, sind ebensowenig alle aufzuzählen, wie die Bücher, die er las. Erinnert mag daran werden, daß damals (7. Febr. 1819) Riemer nach längerer Entfernung und Entfremdung wieder im Goethe'schen Hause erschien. Außer den weimarischen und jenaischen Vertrauten kamen zahllose Fremde: Künstler, Gelehrte, Schriftsteller, Kriegsleute, Diplomaten. Genannt seien nur zwei, die später sehr berühmt wurden: Bancroft, George, 12. März 1819 (er kam als Student, damals erst 19 Jahre, aus Göttingen) und Loewe, der Balladencomponist, über den es nur heißt: „Candidat Löwe aus Halle, musikalisch" (16. Sept. 1820). Ausführlich wird fast allein der Besuch K. E. Schubarths behandelt, des Philologen und Philosophen, der seine 1818 erschienene Schrift: „Zur Beurtheilung Goethe's", 1820 zu einem zweibändigen Werke erweiterte, der von Goethe sehr geschätzt und doch von ihm, man weiß nicht warum, nicht in seine Nähe gezogen wurde, wie dies drei Jahre später bei Eckermann geschah. Goethe schrieb später, bei Gelegenheit des Besuchs in den Annalen: „Die Neigung, womit Schubarth meine Arbeiten umfaßt hatte, mußte ihn mir lieb und werth machen, seine sinnige Gegenwart lehrte mich ihn noch höher schätzen und ob mir zwar die Eigenheit seines Charakters einige Sorge für ihn gab, wie er sich in das bürgerliche Wesen finden und fügen würde, so that sich doch eine Aussicht auf, in die er mit günstigem Geschick einzutreten hoffen durfte" — während Schubarth in seinen autobiographischen Aufzeichnungen (Gesammelte Schriften, 1. Band, Hirschberg 1835) von diesem Besuche nur ganz kurz, eigentlich bloß mit einem Hinweis auf diese Stelle der Annalen spricht, ohne den Inhalt der Gespräche zu erwähnen, die doch auf ihn einen ungleich größeren Eindruck machen mußten, als sie auf Goethe gemacht hatten.

Die vorstehenden Notizen beweisen aufs neue, welch wichtige, unentbehrliche Quelle die Tagebücher für Goethe's Leben sind. Sie sollen bei ihrem chronikartigen Charakter keine unterhaltende Lectüre bieten, aber sie bilden eine überaus wichtige urkundliche Grundlage für das äußere Leben; wie sie Goethe selbst bei seinen autobiographischen Schriften benutzte, so werden sie für die Zeit von 1822 an, da es uns an Goethe's ausgeführten Darstellungen über sein Leben fehlt, eine der wichtigsten und bedeutsamsten Quellen werden.

[1]) Goethe Jahrbuch, XIII, S. 98—117.

Die Impfung mit Schlangengift.

Von Dr. C. Müller.

Schon im Alterthum haben die Giftschlangen durch die Gefährlichkeit ihres Bisses die Aufmerksamkeit der Menschen erregt und zahllose Berichte, erdichtete wie wahre Schilderungen, bezeugen, ein wie hohes Interesse man zu allen Zeiten an diesen Thieren genommen hat, wie man vor allem schon frühzeitig bemüht gewesen ist, Schutzmittel gegen die Vergiftung durch Schlangen zu finden. Daß die Zahl der im Laufe der Jahrhunderte zur Anwendung gebrachten Mittel ganz ungeheuer sein mußte, liegt auf der Hand, aber trotz alledem fehlt es bis auf den heutigen Tag an einem solchen, das allen Anforderungen genügt. Ganz neuerdings scheint man nun, angesichts der günstigen Resultate, die man mit der Einimpfung von Krankheitsgiften bei Pocken, Hundswuth, Diphtheritis u. s. w. erzielt hat, in der Impfung mit Schlangengift ein Mittel gefunden zu haben, das größere Erfolge verspricht als alle bisher verwendeten Mittel; es dürfte daher ein Ueberblick über die bezüglichen Versuche von allgemeinerem Interesse sein.

Wenn auch die bewußte Anwendung der Impfung zum Schutz gegen Schlangenbiß erst der neueren Zeit vorbehalten gewesen, so ist doch bereits aus dem Alterthum das Bestreben bekannt, sich durch den Genuß von Vipern gegen Schlangengift zu sichern. So empfiehlt zu diesem Zwecke Plinius den frisch abgebissenen Kopf einer Viper auf die Bißwunde zu legen und innerlich die Brühe von diesem Thier oder die gekochte Leber desselben zu nehmen, welch letzteres Mittel vor allem bewirken sollte,

Digitized by Google

daß man nie wieder gebissen würde. Nikander ließ aus gekochtem Vipernfleisch eine Salbe bereiten und Avicenna erwähnt Viperpastillen, die aus zerstaßenem Vipernfleisch mit geröstetem Brod bereitet wurden. Sogar bis weit in die Neuzeit hinein wurden Kopf, Fleisch, Herz, Leber und andere Organe von Schlangen als Gegengift gegessen, und selbst Geßner glaubte nach wie Plinius, daß gegessene Schlangenleber gegen Schlangenbiß immun mache.

Wie in den letzten Jahrzehnten aus den Mittheilungen mehrerer Forschungsreisender bekannt geworden ist, ist die Impfung mit Schlangengift bei den Eingeborenen der verschiedensten Länder bereits seit langer Zeit im Gebrauch. „Freilich", sagt Brenning (Die Vergiftungen durch Schlangen. Stuttgart, Verlag von Enke), „die Art und Weise, wie diese Impfung von manchen Eingebarenen vorgenammen wird, macht es zweifelhaft, ab dieselbe immer den Geimpften den gewünschten Schutz gegen die schädlichen Folgen eines etwaigen Bisses verleiht — jedenfalls hegen die sa Behandelten eine feste Zuversicht zu der Schutzkraft dieses Mittels, und nach den Berichten van Reisenden zu urtheilen, müßte dieselbe in der That im allgemeinen eine ziemlich sichere sein." Wahrscheinlich sind die Naturvölker durch die Beabachtung an Thieren zu der Impfung gekommen, indem sie nämlich bemerkten, daß beispielsweise Hunde, die nach dem ersten Biß einer Schlange mit dem Leben davangekommen sind, bei jedem falgenden weniger zu leiden haben.

In Südamerika, besonders in Brasilien, ist der Glaube weit verbreitet, daß man sich gegen Schlangenbisse schützen könne, wenn man sich den Rücken mit dem Giftzahn einer Schlange zerkratzen lasse, und ähnlicherweise macht man in Französisch Guyana mit dem Zahne einer Giftschlange circa 3 Centimeter lange Einschnitte auf dem Fußrücken. Die blutenden Wunden werden mit einem schwärzlichen Pulver bestreut, das aus Leber und Galle des Thieres besteht, welche an der Sanne getracknet und mit den Giftdrüsen zerrieben sind. Aehnlich ist auch ein Verfahren, das in gewissen Gegenden Mexico's geübt wird, bei dem aber im übrigen durch abergläubische Varstellungen beeinflußte äußerliche Formalitäten eine Hauptralle spielen.

Ueber eine Methade, sich giftfest zu machen, die außerdem noch heute van den Bätuas an der afrikanischen Ostküste geübt wird, berichtet der portugiesische Afrikareisende Serpa Pinta, gegenwärtig Gouverneur der capverdischen Inseln. Den zu impfenden Personen werden auf den Armen, in der Nähe des Handgelenks oder am Fuße neben der großen Zehe, aber auch auf den Schulterblättern zwei kurze parallele Einschnitte van etwa 5 Millimeter Länge gemacht. In diese Wunde bringt man eine kleine Menge der Impfmasse, eines braunen, klebrigen Teigs, der aus dem Gift einer überaus bösartigen Schlange unter Zusatz vegetabilischer Substanzen bereitet wird. Serpa Pinto hat sich einer solchen Impfung selbst unterzogen, ahne allerdings in die Lage gekammen zu sein, die Wirksamkeit dieses Verfahrens erpraben zu können.

Die Eingeborenen von Namaqua, Damara und Kalahari, ebenso die Buschmänner tragen stets getracknete Giftdrüsen bei sich, machen, falls sie gebissen sind, an der betreffenden Stelle kleine Einschnitte und legen Stückchen des getracneten Drüseninhalts hinein, nachdem sie zuvar die Wunde ausgesagen haben. Auch suchen sie die Schlange zu tödten, schneiden die Giftdrüse heraus und trinken den Inhalt derselben, wenden alsa das Schlangengift nicht als Präventivmittel var dem Bisse, sondern erst nach geschehenem Bisse an. „Zu der bereits durch diesen in den Körper hineingelangten Giftmenge wird also auf demselben Wege nach eine neue, wenn auch nur geringe Quantität gefügt, wadurch doch die Wirkung des Giftes der landläufigen Auffassung nach eher verstärkt als abgeschwächt werden müßte. Auf welche Weise hier der angebliche Erfolg der Impfung zu erklären ist, dürfte vorläufig deductiv schwer zu ermitteln sein."

Berichtet wird übrigens nach, daß man in manchen Gegenden Afrika's sogar kleine Kinder van weniger gefährlichen Giftschlangen beißen lassen soll, um sie sa gegen den Biß größerer zu schützen.

Was nun die wissenschaftlichen Untersuchungen über Immunisirung gegen Schlangenbiß durch Schlangengift betrifft, so haben diese ergeben, daß es bei Thieren — an Menschen scheinen Versuche nicht angestellt zu sein — möglich ist, wenn auch keine absalute, so dach eine relative Immunität gegen Schlangengift hervorzubringen und zwar in der Weise, daß man den Versuchsthieren allmählich wachsende Dosen des Schlangengifts einspritzte. Professor Fraser in Edinburg verwandte für diese Untersuchungen das Gift der astindischen Cobra (Naja tripudians), dreier Klapperschlangen Amerika's (Cratalus harridus, adamanteus und durissus), aus Australien das zweier gefährlicher Trugattern (Pseudechis porphyriacus und Diemenia supercilisa) und aus dem Caplande unter andern das van Sipedon haemachates. Für die Versuche kam es nach einer Mittheilung im Prometheus zunächst darauf an, die kleinste tödtliche Menge für jede Giftart, die bei den Thieren nicht allein nach der Größe, sondern auch nach der Blutbeschaffenheit wechselt, festzustellen. Diese betrug für das Gift der Cabra, auf den Gehalt der eingespritzten Lösung an festem Gifte berechnet, bei

einem Meerschweinchen . . .	0.00018 g
einem Kaninchen	0.000245 g
einer Ratte	0.00025 g
einer jungen Katze	0.00200 g
einer alten Katze	0.00500 g
einer Wassernatter	0.03000 g

Indem man nun mit Einspritzungen von $^1/_{10}$, höchstens $^1/_5$ der tödtlichen Minimalmenge begann und in Zwischenräumen van mehreren Tagen van der halben zur vallen Minimaldasis fartschritt und diese dann fünf- bis sechsmal ahne Steigerung wiederhalte, gelangte man schließlich zu drei- bis fünffachen Dasen, ahne daß die Thiere merklich darunter litten. In einzelnen Fällen kannte bei Kaninchen das Fünfzigfache der tödtlichen Minimaldasis und zwar gerade van dem gefährlichen Brillenschlangengift beigebracht werden. Meerschweinchen zeigten sich sehr empfindlich und gingen leicht ein, während das eingespritzte Gift auf ein altes Pferd fast belebend zu wirken schien. Etwaige Entzündungen an der Impfstelle nehmen mit der Gewöhnung ab. Die Gewöhnung kannte nur durch Entstehung eines Gegengiftes im Blutwasser (Serum) erklärt werden, und es lag samit nahe, die Wirksamkeit der Serumtherapie, die ja bei Diphtheritis und anderen Krankheiten zu so glänzenden Erfolgen geführt hat, auch gegen Schlangenbiß zu versuchen. Frasers Versuche zielten daher auf Gewinnung eines Blutserums ab, das im stande wäre, die Wirkung des Schlangengiftes völlig aufzuheben, wenn es mit dem Gifte zugleich oder bald nachher eingespritzt wird. Die Darstellung eines salchen, mit dem Namen Antivenin bezeichneten Blutwassers ist dem genannten Forscher nach seinen Berichten gelungen; es kann das Antivenin sogar durch varsichtige Verdunstung salchen Blutwassers unter der Luftpumpe in trackener und fester Farm erhalten werden, in welcher seine Haltbarkeit bedeutend gräßer ist als in flüssiger, ohne an Wirksamkeit dem letzteren nachzustehen.

Auch französische Gelehrte, vor allem ein Schüler Pasteurs, Calmette, haben zahlreiche Versuche dieser Art angestellt. Calmette arbeitete jedach nicht wie Fraser mit reinen, sondern künstlich abgeschwächten Giften. So ver-

Digitized by Google

wendete er für seine Einspritzungen verdünntes Schlangengift, oder solches, das in seinen Wirkungen durch Erhitzen, resp. durch Zusatz von Chlorkalk oder Natriumhyperchlorid abgeschwächt war. Das von immunisirten Thieren gewonnene Blutserum zeigte sich als durchaus wirksam; eine Einspritzung von vier Kubikcentimeter dieses Serums schützte eine Stunde nach stattgehabter Vergiftung vor deren Ausbruch. Hergestellt hat Calmette sein Schlangengiftserum genau nach den Bering'schen Principien und seine Wirksamkeit bis auf einen Immunisirungswerth von 1 auf 20,000 gesteigert. In einzelnen Fällen soll sich das Serum bereits bei Vergiftungen von Menschen durch Schlangenbisse bewährt haben; größere Erfahrungen fehlen indeß noch. In den Handel gebracht ist das Serum erst jüngst durch eine französische chemische Fabrik. Uebrigens empfiehlt der Erfinder selbst, neben den Heilseruminjectionen die bisher übliche Methode der localen Behandlung der Bißwunde nicht zu vergessen, um die Bildung weiteren Giftstoffes in derselben und dessen Aufsaugung in die Körpersäfte des Gebissenen zu verhüten. Auch dieses Serum vermag das schon resorbirte Gift im Körper nicht mehr unwirksam zu machen, wohl aber die weitere Giftwirkung aufzuhalten, indem es die Gewebszellen und -säfte widerstandsfähig macht.

Nach den Mittheilungen Brennings kann man auch theilweise das Serum von Giftschlangen selbst zur Impfung benutzen, so z. B. dasjenige der ägyptischen Hutschlange (Naja haje); mit Cobraserum scheint sich jedoch eine ähnliche Immunisirung nicht erzielen zu lassen.

Neuerdings hat man übrigens die Entdeckung gemacht, daß sogar das Serum von gegen Tetanus oder Hundswuth immun gemachten Thieren im stande ist, andere Thiere gegen nachfolgende Vergiftung durch Cobragift zu schützen, und daß gegen Wuth geimpfte Kaninchen eine 4- bis 5fach tödtliche Dosis von Schlangengift ertragen können. Und was noch wunderbarer ist, das Serum von Kaninchen, welche gegen Abrin, den wirksamen Bestandtheil der Jequirityhohnen, immunisirt sind, macht andere Thiere resistenter gegen Schlangengift, und umgekehrt macht das Serum von gegen Schlangengift immunen Thieren andere resistenter gegen Abrin.

Wenn man von der Bedeutung dieser Versuche für die Sicherung des Lebens in schlangenreichen Ländern spricht, so darf in erster Linie natürlich nicht an eine vorbeugende Schlangengiftimpfung beim Menschen, wie bei der Pockenimpfung, gedacht werden; es kommt zunächst nur die Gewinnung eines möglichst heilkräftigen Blutwassers in Betracht, das nach erfolgtem Bisse eingespritzt wird. Da die tödtliche Wirkung desselben beim Menschen wie bei allen größeren Thieren erst nach längerer Zeit, nach 3 bis 24 Stunden eintritt, so würde in den meisten Fällen noch Gelegenheit sein, das Gegengift zu erlangen und anzuwenden, wenn es in allen Arzneigeschäften zu haben wäre. Von Interesse ist natürlich die Frage, ob es gelingen wird, ein für die Bisse der verschiedenen Giftschlangen eines Landes allgemein wirksames Gegengift zu gewinnen; denn die Gifte der einzelnen Schlangenarten wirken, abgesehen von ihrer ungleichen Heftigkeit, auch physiologisch ziemlich verschieden. Einige derselben wirken hauptsächlich auf das Herz und das Athmungscentrum, andere mehr auf das Gehirn, während diejenigen der Diemenia und der Klapperschlangen die Blutkörperchen zerstören und so alsbald Rothfärbung des Blutwassers und der Ausscheidungen veranlassen. In dieser Beziehung ergaben nun nach einer Mittheilung von Carus Sterne die Versuche, daß das mit Cobragift erzeugte Antivenin zwar seine stärkste Wirkung gegen Cobragift selbst äußerte, aber doch auch bis zu einem gewissen Grade die Empfindlichkeit gegen andere Schlangengifte minderte, so daß von diesen eine viel stärkere Menge als sonst dazu gehörte, um z. B. durch Cobragift immunisirte Kaninchen zu tödten. Ebenso schützte das mit Klapperschlangengift erzeugte Antivenin auch bis zu einem gewissen Grade gegen die Wirkungen des Diemeniagiftes.

Es wäre voreilig, wollte man, vorausgesetzt, daß die vorerwähnten Mittheilungen als sichere Thatsachen angesehen werden können, von diesen bei Thieren günstigen Resultaten sofort auf gleich günstige beim Menschen schließen. Jedenfalls aber handelt es sich um hoffnungsvolle Versuche, denen man zum Segen der Menschheit — denn in tropischen Ländern ist die Zahl derjenigen, die dem Schlangenbiß alljährlich zum Opfer fallen, gar nicht unbedeutend — nur besten Fortgang und endgültigen Erfolg wünschen kann.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. Fast noch mehr Streit als über die rechtliche Natur des Deutschen Reiche besteht über den staatsrechtlichen Charakter der Reichslande Elsaß und Lothringen. Hier wie dort sind Seydel und Hänel die Vertreter der am weitesten auseinandergehenden Meinungen. Seydel, ausgehend von dem einfachen und ungekünstelten Begriff des Staates als der auf einem gewissen Theil der Erdoberfläche vereinigten Gesammtheit von Menschen — Land und Leute, kurz gesagt — über die ein einheitlicher höchster Wille herrscht, erkennt in den Reichslanden einen Staat, dessen Herrscher die Souveräne der zum Deutschen Reich vereinigten Bundesstaaten sind. Nach Hänel sind die Reichslande nicht nur kein Staat, sondern nicht einmal eine juristische Person des öffentlichen Rechts, selbst nicht eine juristische Person des Privatrechts; sie sind lediglich ein Verwaltungsdistrict des Reichs ohne Hoheits- und Vermögensrechte. Vermittelnde Aufstellungen bestehen mehr als eine. Die Zersplitterung hat hier ihren Grund nicht sowohl in mangelnder Construktionskraft oder leichtfertigem Operiren mit den rechtlichen Begriffen, als vielmehr in der unklaren Fassung der maßgebenden Grundgesetze, insbesondere des Gesetzes vom 9. Juni 1871, bei dessen Berathung ja sowohl die Vertreter der Regierungen als die Wortführer der Reichstage ehrlich und offen gestanden, sie wüßten selber nicht, was nach diesen Bestimmungen aus Elsaß und Lothringen eigentlich werden solle; und es käme so auch schließlich nicht viel darauf an, wie das Kind heiße, wenn es nur gedeihe. Unter solchen Umständen ist es kein dankbares Unternehmen, das neue Gebilde in die bisherige juristische Terminologie einzureihen; einige Schwierigkeit ergibt sich immer und die beste Construction wird jene sein, bei der sich am wenigsten hiervon findet. Eine neu vorliegende Studie von Werner Rosenberg, Staatsanwalt in Metz (Verlag G. Scriba in Metz), tritt von diesem Gesichtspunkt aus auf den Standpunkt Seydels und belegt die Berechtigung dieser Wahl kurz und geschickt. Im weiteren Verlauf geht der Verfasser allerdings von Seydels Begriffsbestimmungen ab und adoptirt, um den Unterschied des Staates Elsaß-Lothringen von den Bundesstaaten darzuthun, die von Jellinek aufgestellte Eintheilung der zu einem größeren Ganzen vereinigten Staaten in Gliedstaaten und Vasallenstaaten, von welchen Begriffen er den ersten auf die Bundesstaaten, den letzteren auf die Reichslande zutreffend erachtet. Hiebei ist angenommen, daß die Souveränetät kein wesentliches Erforderniß des Staatsbegriffes sei, was aber doch nicht so allgemein anerkannt ist, als kurzweg behauptet wird. Auch die Vertreter dieser Anschauung sehen sich genöthigt, für den Staat „selbständige", aus der eigenen Herrschermacht entspringende und nicht von der Herrschermacht eines fremden Staates — und ein fremder Staat ist doch auch der Bundesstaat oder Staatenstaat, dem die Gliedstaaten angehören — abgeleitete Herrschaftsrechte zu verlangen, und gelangen damit wenigstens wieder zur getheilten Souveränetät zurück, von der aber, da eine höchste Gewalt begrifflich nicht nur keine Gewalt über sich, sondern auch keine gleichberechtigte neben sich auf gleichem Gebiete dulden kann, zur vollen Souveränetät nur ein Schritt ist. Seydels Abhandlungen beweisen, daß man den juristischen Charakter des Deutschen Reiche feststellen kann, ohne zu der gewagten Bildung eines Staates ohne Souveränetät greifen zu müssen; in gleicher Weise läßt sich auch ohne Ausprägung neuer Formen von der Rechtslage der Reichslande ein genügend deutliches

Bild gewinnen. Man braucht nur daran festzuhalten, daß die Reichslande kein Bundesstaat, sondern ein von den Souveränen der Bundesstaaten beherrschter Staat sind, um manche Verschiedenheit neu den Bundesstaaten zu verstehen. So ist es z. B. mit der Nichtvertretung der Reichslande im Bundesrath. Genau genommen ist eine solche zudem nicht vorhanden; der Bundesrath besteht aus den Vertretern der deutschen Souveräne und diese sind ja in ihrer Gesammtheit auch der Souverän der Reichslande. Praktisch hat sich allerdings das Bedürfniß fühlbar gemacht, die Interessen der Reichslande im Bundesrath durch besondere Commissare wahrnehmen zu lassen und praktische Rücksichten führen vielleicht auch noch zu einer gründlichen Umgestaltung der zur Zeit für die Reichslande gültigen Verfassung. Der Jurist hat sich aber nun mit dem zu befassen, was ist, nicht mit dem, was werden kann.

Variazione secolare dell' inclinazione magnetica. Nota del Dott. *G. Folgheraiter*. Roma 1896. Tipografia della R. Accademia dei Lincei. Die kgl. Akademie „der Luchse" hat in neuerer Zeit eine ganze Anzahl wichtiger Beiträge zur Lehre von Erdmagnetismus in ihren Denkschriften veröffentlicht; unter ihnen kommt dem vorliegenden Aufsatz ein höheres Interesse deßhalb zu, weil die Frage nach den säcularen Schwankungen der drei magnetischen Elemente — Mißweisung, Neigung, Stärke — neuerdings vielfach abgehandelt worden ist. Was speciell die zweitgenannte Winkelgröße anlangt, so scheint aus den vorliegenden älteren Beobachtungen geschlossen werden zu müssen, daß der Winkel, welchen die im magnetischen Meridiane frei drehbare Nadel mit der Horizontalebene einschließt, ungefähr seit 1671 sich ununterbrochen verkleinert habe. Die Aufstellung empirischer Formeln, welche für ein gegebenes Jahr eines gewissen Zeitraums den Werth der Inclination zu berechnen gestatten würde, ist schon mehrfach versucht worden, unterliegt jedoch berechtigten Bedenken. Dem gegenüber bringt Hr. Folgheraiter ein ganz eigenartiges Controlverfahren in Vorschlag. Wenn Thon gebrannt wird, so nimmt er während dieses Vorganges Magnetismus an und bewahrt denselben nachher trotz des Einflusses des magnetischen Erdfeldes. Nun liefern die Ausgrabungen uns fortwährend derartige Thongegenstände, deren Alter mir angenähert zu bestimmen im stande sind; kennt man ferner die ursprüngliche Art ihrer Aufstellung, so kann man aus der Art ihres Eigenmagnetismus einen Rückschluß ziehen auf die Richtung, in welcher damals die Resultante der am Erdkörper haftenden magnetischen Einzelkräfte gewirkt haben muß. Ueber die Magnetisirung von Ziegelsteinen liegen Nachweisungen von Boyle, Beccaria, Gherardi vor, und unser Autor hat über die Kraft, mit welcher gebrannter Thon den einmal ihm ertheilten Magnetismus zurückhält, noch weiter eingehende Untersuchungen angestellt, wobei natürlich auf die Temperaturveränderungen, denen das Material ausgesetzt war, besondere Rücksicht genommen werden mußte. Nun besitzen, wie jedermann weiß, Rom und seine Umgebungen in Fülle Bauten aus Backsteinen und in sehr vielen Fällen eignet den einzelnen Steinen heute noch genau die gleiche Lage, welche ihnen zu allem Anfang von den Erbauern verliehen worden war. Versuche lehrten, daß die magnetische Orientirung der verschiedenen geprüften Bausteine keineswegs die nämliche war, sondern daß die magnetischen Achsen die willkürlichsten Lagen im Raum einnehmen, woraus hervorging, daß der allenfallsige Erdinduction keinerlei nachhaltige Wirkung zugeschrieben zu werden brauchte. Insbesondere wurden etruskische Vasen dem Versuche unterstellt, deren Alter ungefähr in das achte vorchristliche Jahrhundert hinaufreicht, und von denen, ihrer Eigenschaft als Graburnen wegen, vollkommene Uebereinstimmung der gegenwärtigen Position mit der früher eingenommenen vorausgesetzt werden durfte. Aus allen diesen Proben ging dem Verfasser mit Sicherheit hervor, daß in der That der deutlich erkennbare Magnetismus uralter Stücke gebrannten Thones kein anderer als derjenige ist, welcher darin im Verlauf des Brennungsactes durch den Erdmagnetismus selbst inducirt wurde. Die Fortsetzung der Arbeit, für welche in erwähnter Weise die nothwendige Grundlage geschaffen wurde, wird dann also darzuthun haben, wie aus der magnetischen Achse eines Objects auf Größe und räumliche Anordnung der geomagnetischen Kraft gefolgert werden könne, und weiterhin ist die Feststellung der quantitativen Schwankungen der Elemente innerhalb des in Rede stehenden Zeitraums keine schwierige Sache mehr. Die Betretung dieses neuen Weges aber, selbst wenn auf demselben kein sehr hoher Grad der Genauigkeit zu erzielen ist, kann als originell und verdienstlich bezeichnet werden.

S. Günther.

S. Dr. N. Brückner: Erziehung und Unterricht vom Standpunkt der Socialpolitik. Berlin, Siemenroth u. Worms 1895. 8°, VIII und 159 Seiten. Preis 2 M. — Von sehr ernsten Dingen handelt Dr. Brückner hier durchaus ernst, sachlich und würdig. Ich kenne kein Buch, das in umfassend, eingehend und eindringlich einer, so schlicht und knapp andrerseits deutschen Lesern darlegt, welche Pflichten Staat und Gesellschaft hinsichtlich der Fürsorge für die Jugend zu erfüllen haben, um physische und ethische Kraft der Nation zu erhalten und zu entwickeln. Nach kurzer Einleitung, allgemeine Grundgedanken und einiges über Geburtspflege enthaltend, bespricht ein erster Theil „Die öffentliche Fürsorge für die familienlosen Kinder" unter den Capitelüberschriften: „Die Vormundschaft", „Die vaterlosen (d. i. unehelichen aber verlassenen) Kinder", „Die Waisen und die zur Zwangserziehung überwiesenen Kinder". Im zweiten Theil, „Uebernahme einiger Zweige der Erziehung auf die Oeffentlichkeit, insbesondere das öffentliche Schulwesen", betrachtet der Verfasser nach einander „Das vorschulpflichtige Alter", „Die schulpflichtige Jugend", „Die heranwachsende männliche und weibliche Jugend". Ob alles Einzelne so, wie Dr. Brückner es wünscht, ausführbar und selbst heilsam ist — z. B. Erstreckung der Schulpflicht bis zum vollendeten 16. Jahre und strenger Ausschluß der Lohnarbeit bis dahin, „Allgemeine Volksschule" mit Besuchszwang für alle Kinder bis zu einem gewissen Alter u. s. w. —, sei ausdrücklich dahingestellt. Er selbst drängt seine Ansichten nicht auf. Aber recht herzlich muß man mit ihm wünschen, daß es ihm gelinge, weite Kreise zur Beschäftigung mit den erörterten brennenden Fragen anzuregen.

* Ueber den Internationalen geographischen Congreß, der 1895 zu London gehalten ward — besucht von 1552 Theilnehmern, unter den 451 auswärtigen von 72 Vertretern von 30 fremden Regierungen, 189 Vertretern von 70 geographischen und 20 anderen Gesellschaften —, ist jetzt ein vollständiger Bericht erschienen, aus dem wir folgende Reihe von Beschlüssen hervorheben: Von jetzt ab bleibt das erwählte Bureau eines Congresses so lange im Amte, bis es von dem des nächsten abgelöst wird. Damit erhält der Geographencongreß den Charakter einer internationalen geographischen Gesellschaft. Das Bureau hat die Verpflichtung, die Ausführung der gefaßten Entschlüsse in der Zwischenzeit zu fördern, Beziehungen zu den besonderen Ausschüssen zu unterhalten, ferner das Comité des nächsten Congresses über alle schwebenden Fragen zu unterrichten und dem nächsten Congreß einen Bericht über seine Thätigkeit abzulegen. Bezüglich der geographischen Zeitschriften hat der Congreß beschlossen, eine vollständige Preisliste derselben bis zum nächsten Congreß anzufertigen. Eine umfassende geographische Bibliographie soll in die Wege geleitet werden. In allen Ländern sollen Kataloge der vorhandenen Karten angefertigt werden. Es soll streng darauf geachtet werden, daß von nun an alle geographischen Karten, welche zur Ausgabe gelangen, das Datum ihrer Vollendung tragen. Die verschiedenen geographischen Gesellschaften werden aufgefordert, die Frage zu verhandeln, auf welche Weise eine Einigung über die Schreibart fremdländischer geographischer Namen zu erzielen wäre; Vorschläge sind dem nächsten geographischen Congreß zu unterbreiten. Den geographischen Gesellschaften wird empfohlen, sich bis zum nächsten Congreß über die Einführung der Decimaltheilung der Stunde und des Winkels auszusprechen. Die Schaffung einer Weltkarte im Maßstab von 1:1,000,000 wird als sehr wünschenswerth bezeichnet. Jedes Blatt würde ungefähr 4 Breitengrade und oberhalb 60 Grad 6 Längengrade, polwärts 12 Längengrade haben. Als 0-Meridian wurde der von Greenwich und als Längenmaß der Meter einstimmig angenommen. Alle Regierungen, Institute und Gesellschaften, welche Karten herausgeben, werden ersucht, von jetzt ab diese Grundlagen anzunehmen. Erdbebenbeobachtungen durch ein internationales System von Stationen werden als eine wissenschaftliche Nothwendigkeit bezeichnet. Die Erforschungen der Ostsee, der Nordsee und des Nordatlantischen Oceans sollen fortgesetzt und ausgedehnt werden; es wird deren wissenschaftliche und wirthschaftliche Bedeutung betont, letztere besonders mit Rücksicht auf die Seefischerei. Alle wissenschaftlichen Gesellschaften sollen dahin wirken, daß die Erforschung des antarktischen Gebiets, dieser größte der noch zu lösenden Aufgaben der Geographie, noch im Laufe dieses Jahrhunderts eifrig in die Hand genommen werde. Für Afrika wird die Ausführung genauer topographischer Aufnahmen auf Grund genügender Triangulationen angeregt, zunächst in den Gebieten, die für eine Colonisation durch Europäer geeignet sind. Es soll

eine Liste veröffentlicht werden von sämmtlichen Plätzen in den noch nicht aufgenommenen Theilen Afrika's, die durch astronomische Beobachtungen bestimmt sind, mit genauer Angabe der dazu angewandten Methode. Die wichtigsten Plätze in dem noch nicht aufgenommenen Afrika sollen in ihrer Lage genau bestimmt werden, besonders die an den Telegraphenlinien gelegenen. Die Reisenden sollen dahin bedeutet werden, daß sie sich mehr der Erforschung von einzelnen Gebieten zuwenden, als der Durchquerung großer Strecken.

* Der englische Reisende Dr. Donaldson Smith hat auf seiner Reise durch das Somali-Land bis zum Rudolfsee einen Zwergstamm, die Dume, entdeckt. Kein Dume ist größer als 5 Fuß 2 Zoll. Ihr Haar ist schwarz und wollig, ihre Nase flach, sonst aber ist ihr Körperbau gefällig. Sie gehen völlig unbekleidet, Bogen mit vergifteten Pfeilen bilden ihre Waffen. Von ihren Nasen und Ohren hängen Ziakringe herab. Die Dume bewohnen kleine Dörfer im Gebirge. Ihre Hütten sind kegelförmig und mit Gras bedeckt. Sie haben Ziegen und Schafe und bauen etwas Hirse. Die Dame zeigten ein kindliches Interesse an Dr. Smith und seinem Begleiter. — Gleichzeitig schreibt ein Amerikaner, der zu Handelszwecken Forschungen in Guayana anstellt, der Wochenschrift „Science" in New-York, daß er Dörfer getroffen habe, die von zwerghaften Leuten bewohnt waren. Diese waren nicht über 4 Fuß 8 Zoll (140 Ctm.) groß und hatten eine glänzende, röthlich-gelbe Gesichtsfarbe. Der Gewährsmann glaubt, daß sie vom Orinoco stammen und zahlreich genug sind, um die lange erörterte Frage über das Vorhandensein von Zwergvölkern in Südamerika endlich befriedigend zu beantworten. Humboldt hatte ebenfalls Gerüchte von einer Zwergbevölkerung gehört, zweifelte aber an ihrer Richtigkeit. Der Entdecker des Zwergvolkes stellt für die nächste Sitzung der amerikanischen Vereinigung für den Fortschritt der Wissenschaft in Buffalo einen genauen Bericht in Aussicht.

* **Berlin.** Geheimrath Professor Dr. E. du Bois-Reymond, der auf seiner Besitzung in Potsdam (El Arenal) schwer erkrankt war, befindet sich auf dem Wege der Besserung und konnte bereits in seine hiesige Wohnung übersiedeln.

* **Wien.** Mit Beginn dieses Studienjahres wird an der technischen Hochschule auf Grund ministerieller Genehmigung ein gewerbliches Curs mit zweijähriger Studiendauer eröffnet werden. Hiemit kommt eine Einrichtung zur Ausführung, die schon in dem Organisationsentwurfe von 1863 vorgesehen war und nun durch das öffentliche Bedürfniß gefordert wird. Wenn auch das Hauptgewicht auf die Gewerbe und die grundlegenden mathematisch-physikalischen Fächer gelegt ist, so sind doch auch landwirthschaftliche und juridische Vorlesungen in dem zweckentsprechenden Ausmaß in den Lehrplan eingestellt. Die Einführung einer besonderen Staatsprüfung für die Absolventen des Curses ist in Aussicht genommen. Mit diesem Studienjahr wird auch der 1894 eröffnete Curs für Versicherungstechnik, der erste, der an einer Hochschule überhaupt ins Leben tritt, vollständig activiert sein. Beide Curse gehören der allgemeinen Abtheilung an.

* **Paris.** Die Nachgrabungen, die in Chenaux am Ufer des Loire in einer alten Geologen bekannten Gegend angestellt wurden, hatten bisher in der an Fossilien reichen Schicht unterhalb der Juraformation keine bedeutende Ausbeute geliefert. Vor einigen Tagen wurde ein 10 Meter langer Theil eines Saurierskeletts gefunden. Einer der schönsten Funde, vielleicht der einzige seiner Art, ist aber der eines 15 Centimeter langen Stückes versteinerter Saurierhaut, die schuppig und hornig gewesen ist.

* **St. Petersburg.** Die südliche Hälfte der Krim ist reich an verschiedenen Bauüberresten und Ruinen aus vergangenen Jahrhunderten, in denen hie und da werthvolles archäologisches Material begraben liegt. Viele von diesen Denkmälern sind von rohen Händen ausgeplündert und vernichtet worden, wie beispielsweise von den französischen und englischen Soldaten und Matrosen während des Krimkrieges in dem alten Chersonesus, Kertsch und in anderen Ortschaften. In den letzten Jahrzehnten hat man angefangen, sie mehr und mehr in Schutz zu nehmen und zum Theil auch zu restaurirn. So sind beispielsweise in den letzten Jahren restaurirt worden: ein Grabmal in der alten Karaimenstadt Tschufut-Kaleh bei Bachtschisarai, das zum Andenken an eine Frau Kenkebschan-Chanym, Tochter des Chans Tochtamysch errichtet worden im Jahre 1437, und das Palais der ehemaligen Chane in ihrer Residenz Bachtschisarai. In Eupatoria an der Westküste der Krim befindet sich eine alte Moschee, gebaut von dem Chan Dawlet-Ghirei 1552, die vom Zahn der Zeit ziemlich stark mitgenommen worden. Dieses Denkmal aus der Blüthezeit des Mohammedanismus in der Krim soll demnächst sorgfältig restaurirt werden.

* **Athen.** In Mykenai hat Ephoros Tsuntas bei den dort von der griechischen Archäologischen Gesellschaft veranstalteten Ausgrabungen ein Kuppelgrab entdeckt, das in der Anlage dem 1876 von Schliemann ausgegrabenen sogenannten Schatzhause des Atreus, dem größten und best erhaltenen der mykenischen Kuppelgräber, entspricht. Aus dem Befunde der bisherigen Ausgrabungen geht hervor, daß das Grab anberührt erhalten ist; die Ausgrabung läßt daher reiche Ausbeute erhoffen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 30. September bis 1. October folgende Schriften eingegangen:

Vom Fels zum Meer. 16. Jahrg. 2. Heft. Stuttgart ꝛc., Union. — H. Hermes: Der Dom zu Halberstadt. Seine Geschichte und seine Schätze. Festschrift. Halberstadt, Louis Koch 1896. — Rudolf v. Larisch: Der Schönheitsfehler des Weibes. Anthropometrisch-ästhetische Studie. Mit Abbildungen. München, Joseph Albert 1896. — Gräfin Ersilia Caetani-Lovatelli: Antike Denkmäler und Gebräuche. Aus dem Italienischen übersetzt von Clara Schöner. Mit biographischer Einleitung von Dr. R. Schöner. Leipzig, Gg. Freund 1896. — Karl Fr. Glasenapp: Das Leben Richard Wagners in 6 Büchern. 3. Ausgabe von „Richard Wagners Leben und Wirken". 2. Bd. 1. Abth. (1843—1853.) Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1896. — Das Museum. Anleitung zum Genuß des Werke bildender Kunst. Hggb. von W. Bode, R. Kekule v. Stradonitz, W. v. Seidlitz u. a. 14. Lfg. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. — Das Kupferstichcabinet. Nachbildungen nach Werken der graphischen Kunst vom Ende des 15. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. 1. Jahrg. 1. Heft. Gr. Lichterfelde-Berlin, Fischer u. Franke. — Felix Dahn: Vom Chiemgau. Historischer Roman aus der Völkerwanderung. (Kleine Romane aus der Völkerwanderung IX.) Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1896. — Deutsche Roman-Zeitung. Geleitet von O. v. Leixner. 34. Jahrg. 1897. Nr. 1. Berlin, Otto Janke. — Die Romanwelt. Zeitschrift für erzählende Literatur aller Völker. Hggb. von O. Neumann-Hofer und J. Heinemann. 4. Jahrg. 1. Bd. 1. Heft. Berlin, Verlag der Romanwelt. — Adolf Streckfuß: Viel umworben. Historischer Roman. Berlin, Oskar Haase. — Erwin Resch: Huerah! Humoresken aus dem bayerischen Soldatenleben. München, Gebr. Härtl. — Die Evangelischen Missionen. Illustrirtes Familienblatt. Hggb. von Julius Richter. 2. Jahrg. 1896. 10. Heft. Gütersloh, C. Bertelsmann. — Musikalische Jugendpost. 11. Jahrg. 1896. Nr. 13. Stuttgart, Karl Grüninger. — Neue Musikzeitung. 17. Jahrg. 1896. Nr. 13. Ebd. — O. G. Flüggen: Lohengrin; Tannhäuser; Rienzi; Tristan und Isolde; Fliegender Holländer; Siegfried; Rheingold; Walküre; Götterdämmerung; Meistersinger von Nürnberg: scenarweise Erläuterung der Handlung. München, A. Bruckmann. — Ausgewählte Madrigale und mehrstimmige Gesänge berühmter Meister des 16.—17. Jahrh. In Partitur gebracht von M. Barclay Squier. Leipzig ꝛc., Breitkopf u. Härtel. — Xaver Scharwenka: Op. 61. Nr. 1. Menuett für Pianoforte. Op. 61. Nr. 2. Polnischer Tanz für Pianoforte. Ebd. — Adolf Schuppan: Op. 14. Introduction und Fuge (in B-moll) für Pianoforte. Ebd. — Karl Reinecke: Transkriptionen für das Pianoforte. Ebd. — Stephen Heller und Adolf Henselt: Instructive Ausgabe ausgewählter Tonstücke und Studienwerke für Pianoforte. Revidirt von Heinrich Germer. Ebd. — Alexander v. Zelly: Op. 9. Elilani. Sang vom Edelmeer von Karl Stieler. 10 Lieder für mittlere Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. Ebd. — Albert Becker: Op. 86. Adagio (Nr. 6 in A-moll) für Violine und Orgel oder Pianoforte. Ebd. — Joh. Seb. Bachs Werke. Kammermusik: Nr. 1—3. Drei Sonaten für Violine allein; Suiten für Clavier. 1. Bd. Ebd.

Neue Kataloge. Antiquarische: Th. Kampffmeyer, Berlin 1896. Nr. 365: Rechts- und Staatswissenschaft. — Theodor Ackermann, München 1896. Nr. 414: Altdeutsch. 415: Deutsche Grammatik. 416: Freimaurerei u. dgl. 417: Volkslieder. 418: Sprichwörter. 420: Deutsche Belletristik (Supplement zu Nr. 400). — Verlagskatalog: XXV anni di vita editoriale; *Catalogo cronologico, alfabetico-critico, sistematico e per soggetti delle Edizioni Hoepli* 1872—1896, con introduzione di Gaetano Negri. Milano, Ulrico Hoepli. — Ausstellungskatalog: Die Ausstellung Astronomischer Literatur vom 8. bis 19. Jahrhundert in der königl. Bibliothek zum Internationalen Astronomen-Congreß in Bamberg 1896. Bamberg Fr. Humann 1896.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Samstag, 3. October. Nummer 229.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Adresse „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.
Die englische Post. — Zu Goethe's Tagebüchern und Briefen. II. Von Ludwig Geiger. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die englische Post.

λ. Ueber die englische Post sind in letzter Zeit wiederholentlich Klagen laut geworden, und das nicht nur von Fremden, welche wohl oft infolge ihrer mangelhaften Kenntniß englischer Einrichtungen den größeren Theil der Schuld an dem von ihnen bitter empfundenen Mißgeschick in der Bestellung ihrer Postsachen tragen, sondern ebenso sehr von Einheimischen. Erst vor wenigen Wochen wurde durch die zu London in einer Auflage von mehr als zweimalhunderttausend erscheinenden „Daily Mail" die Thatsache bekannt, daß Jahre lang für das englische Kriegsministerium bestimmte Telegramme infolge von Uebereinstimmung der Telegrammziffern an den Londoner Repräsentanten eines großen amerikanischen Blattes gesandt wurden. Trotz solcher Mißgriffe im einzelnen ist jedoch die englische Post eine ebenso großartige wie vorzügliche Einrichtung. Nach dem soeben ausgegebenen letzten Rechenschaftsbericht des englischen Generalpostmeisters (des Herzogs von Norfolk) — einer, nebenbei sei es bemerkt, geradezu mustergültig statistisch-volkswirthschaftlichen Arbeit — verfügt der englische Generalpostmeister über nicht weniger als 140,806 Beamte, unter denen nicht weniger als 28,164 weibliche. Es wäre also ein wahres Wunder, wenn bei einer so ungeheuren Beamtenzahl nicht einzelne Mißgriffe vorkommen sollten. Aus persönlicher Erfahrung kann ich übrigens bestätigen, daß die englischen Postbeamten jederzeit liebenswürdig und zuvorkommend sind. Die Kenntnisse der jungen, oft recht hübschen Postdamen in der außerenglischen Geographie lassen allerdings manchesmal ein klein wenig zu wünschen übrig; doch wie darf man als galanter Mann jungen liebenswürdigen Mädchen dergleichen Kleinigkeiten übel nehmen, zumal die Postassistentinnen sich alle nur mögliche Mühe geben, bestens ihre Pflicht zu thun? Freilich wäre die Anwesenheit zum mindesten eines erfahreneren, männlichen Postbeamten in den größeren Postämtern Londons manchesmal recht wünschenswerth; allein man darf in dieser unvollkommenen Welt das Angenehme und Vollkommene nicht überall und zu gleicher Zeit fordern. Außerdem muß eingeräumt werden, daß beispielsweise in den fast zahllosen Postagenturen Londons für einen zweiten oder gar dritten Beamten kaum Raum genug wäre. Im Gegensatz zu der anerkennenswerthen Baufreude unsres verehrungswürdigen Generalpostmeisters v. Stephan zeigt sich nämlich der englische Generalpostmeister nur sehr selten geneigt, den Architekten einen größeren Verdienst zukommen zu lassen. Fast alle Postagenturen sind in Privathäusern — die meisten in Kaufläden — untergebracht und selbst die größeren Postämter sind selten mehr, als lange, ziemlich breite Säle mit dem nöthigen Schalter- und Schreibwerk versehen; etwa den Bureaux unsrer größeren Banken vergleichbar, jedoch ohne den allergeringsten Luxus oder architektonischen Schmuck.

Seit dem 1840 für ganz England eingeführten Pennyporto für einzelne Briefe ist der Umsatz der großbritannischen Post geradezu ins Ungeheure gestiegen. Dieser Umsatz belief sich durchschnittlich schon von 1841 bis 1845 auf 227 Millionen Briefe; heute zählt er nicht weniger als 1834 Millionen Briefe, 149 Millionen Zeitungssendungen, 672 Millionen Buch-(Kreuzband-)sendungen, 315 Millionen Postkarten und 60 Millionen allerlei anderer Postsachen, was das Gesammtsümmchen von 3030 Millionen Postsachen, ohne die Geldsendungen durch sogenannte Money-Orders und Postorders, ergibt. Die Postorders sind eine geradezu vorzügliche Einrichtung. Wir möchten deßhalb ihre Einführung in Deutschland, besonders bei unserm noch recht mangelhaft durchgeführten Checkverkehr, Hrn. v. Stephan aufs dringendste empfehlen. Gegen eine sehr geringe Gebühr kann man an jeder englischen Poststelle Postorders im Betrage von 1 Shilling bis zu 1 Pfund Sterling (1 M. bis 20 M.) kaufen. Eine solche Postorder steckt man einfach in einen Briefumschlag mit der betreffenden Adresse, welcher man das Geld zahlen will. Der Empfänger muß eigenhändig auf den Postcheck seinen Namen setzen und erhält dann sofort sein Geld ausgezahlt; die Post behält selbstverständlich den Check als Quittung und kann so auf grund der Handschrift des Quittirenden jederzeit den berechtigten Empfänger feststellen. Auf diesem Wege hat die englische Post im letzten Jahre, das heißt bis zum 31. März 1896 über 23,896,594 Pfd. St. (477,931,880 M.) ausgezahlt. Durchaus von dieser höchst lobenswerthen Einrichtung der Postorders verschieden sind die sogenannten Money-Orders. Sie werden hauptsächlich für das Ausland benutzt; der Engländer besitzt für die Sendung größerer Summen im eigenen Lande den Checkverkehr, welcher ihm gerade so geläufig ist, wie uns der alltägliche Briefverkehr. Die Money-Order ist ein kleiner weißer Zettel, durch welchen man von Ihrer Majestät Dienst (Her Majesty's service) benachrichtigt wird, daß eine bestimmte Summe Geldes auf dem nächsten größeren Postamt für den Adressaten zur Verfügung liegt. Mit diesem Schein muß man dann persönlich auf das Postamt gehen; dort wird man gefragt: „Absender?" Weiß man den Namen des letzteren nicht zu nennen, weil der gute Mann vielleicht nach gut deutscher Art nicht daran gedacht hat, durch besonderen Brief oder Postkarte von seiner Sendung vorher Nachricht zu geben, dann kann man ganz getrost ohne den gewünschten Schatz wieder nach Hause gehen. Darin liegt ein großer Uebelstand, besonders da Geldsendungen in eingeschriebenen Briefen vom Auslande her gesetzlich unstatthaft sind, was jedoch durchaus kein Hinderniß ist, daß eingeschriebene Briefe mit Banknoteninhalt an die rechte Adresse gelangen. Auch der englische Generalpostmeister ist sich der mit dem Money-Ordersystem verbundenen Uebelstände sehr wohl bewußt. In dem mir vorliegenden Bericht wird ausdrücklich darauf hingewiesen. Trotzdem hat sich die englische Postverwaltung bis jetzt zu keiner grundlegenden Aenderung entschließen können, da alle bis dahin für eine Aenderung gemachten

Vorschläge ihr nicht ausreichend erscheinen. Sollte nicht die Einführung unsrer deutschen Geldpostkarte für den internationalen Postverkehr mit den nöthigen Aenderungen die beste und sicherste Abhülfe des unzweifelhaft recht fühlbaren Uebelstandes bringen? Um welch großen Verkehr es sich dabei handelt, geht am besten aus den mitgetheilten Zahlen hervor: Die im letzten Jahre für das Ausland ausgestellten und im Auslande ausgezahlten Money-Orders überstiegen die Zahl von 457,000 mit einem Gesammtbetrage von beinahe 25 Millionen Mark; die nach den vereinigten Königreichen Großbritanniens von fremden Ländern und den englischen Colonien gesandten Money-Orders beliefen sich auf mehr als 1,100,000 Stück und repräsentirten einen Betrag von weit über 58 Millionen Mark!

Es dürfte für den Leser von Interesse sein, zu erfahren, wie weit wir Deutsche an diesen ungeheuern Ziffern betheiligt sind. Da finden wir denn, daß, von den Vereinigten Staaten Amerika's abgesehen, kein anderes Volk und kein anderes Land mit Großbritannien in so lebhaftem Verkehr steht, wie wir Deutsche. Selbst die Franzosen treten im großen und ganzen gegen uns zurück. Das von Deutschland nach England eingezahlte Geld betrug im Jahre 1886—1887 161,424 Pfd. St. (3,228,480 M.); 1891—1892 war der gleiche Posten auf 192,097 Pfd. St. (3,841,940 M.) gestiegen, und nach der letzten Jahresrechnung stellte sich noch immer die recht anständige Summe von 178,087 Pfd. St. (3,561,640 M.) heraus — trotz aller Deutschenhetze. Ja die von England nach Deutschland gesandten und in Deutschland ausgezahlten Summen zeigen eine ununterbrochene stetige Zunahme; sie betrugen 1886—1887 nicht mehr als 71,950 Pfd. St. (1,439,000 M.); 1891—1892 127,964 Pfund Sterling (2,559,280 M.) und während des letzten Jahres (1895—1896, Ende März) 149,108 Pfd. St. (2,982,160 M.). Woraus wohl am besten folgt, daß unser Import nach England noch immer im Steigen begriffen ist. Entsprechend großartig ist auch sonst der Postverkehr zwischen England und Deutschland. Während des letzten Jahres wurden von den vereinigten großbritannischen Königreichen nach Deutschland geschickt: 7,131,000 Briefe und Postkarten und 726,100 Streifbandsendungen; von Deutschland nach England: 8,017,800 Briefe und Postkarten und 676,400 Kreuzbandsendungen; Zahlen, die im ersteren Fall nur noch von Frankreich übertroffen werden, während im zweiten Fall — der Sendung nach England — Frankreich Deutschland nicht mehr erreicht. Neben Deutschland und Frankreich kommt — immer von den Vereinigten Staaten abgesehen — eigentlich nur noch die australische Colonie Victoria mit etwa 2 Millionen Postsendungen alles in allem in Betracht.

Mehr als auffallend ist die große Zahl der als unbestellbar bezeichneten Briefe. Sie erscheint in einzelnen Städten, wie in London, Manchester u. s. w. geradezu ungeheuer. In London allein wurden nicht weniger als 2,724,980 Briefe während des letzten Jahres als unbestellbar bezeichnet; 2,241,646 dieser Briefe gingen an den Absender zurück und mehr als 300,000 dieser Unglückssendungen konnten weder bestellt, noch zurückgesandt werden, wurden also einfach nach kurzer Zeit vernichtet! Dabei sind diejenigen Briefe noch gar nicht mitgerechnet, welche infolge von Unachtsamkeiten der Wohnungs- und Boardingshaus-Eigenthümer vollkommen spurlos zu verschwinden pflegen. Wohl jeder, der längere Zeit in London gelebt, kann davon ein Liedchen singen. Da es in London bekanntlich kein polizeiliches Meldewesen gibt, auf dessen Auskunft hin, wie in deutschen Städten, sich die Post gedeckt sehen kann, so sendet die Londoner Post nur dann bei Wechsel der Adresse an Nichthauseigenthümer Briefe nach, wenn der frühere Wirth des Adressaten die neue Adresse des letzteren angibt. Das ist gewiß schon an und für sich sehr bedenklich, da die Bestellung solcher Briefe stets von der Gefälligkeit einer zur Auskunft nicht verpflichteten Privatperson abhängt; es wird aber noch viel bedenklicher in Anbetracht des Umstandes, daß meistentheils die Dienstboten die gesammte Hauscorrespondenz in Empfang nehmen, ohne des Briefträgers auch nur ansichtig zu werden. Denn nach hiesigem Brauch besitzt jedes Haus an der Außenseite der Hausthüre einen Klopfer und einen Spalt, in welchen die Briefe hineingeworfen werden. Der Postbote hat, wenn er nicht etwa einen eingeschriebenen Brief abzuliefern hat, überhaupt nur den Klopfer hörbar zu rühren und die Briefe durch den Spalt in das Haus zu werfen; was weiter aus den Briefen wird, ob sie an ihren Adressaten gelangen oder auch nicht gelangen, darum kümmert der meistentheils übermäßig beschäftigte Postbote sich nicht. So kann es denn geschehen — und ich habe solche Erfahrungen persönlich gemacht, sowie bei anderen mit angesehen — daß selbst Werthbriefe wochenlang liegen bleiben, bevor sie an den rechten Adressaten gelangen; vorausgesetzt, daß sie überhaupt dahin gelangen. In diesem Punkte wäee schnelle Abhülfe und Aenderung dringend nöthig, denn die Anzahl der Personen, welche in London keinen eigenen Hausstand führen, einfach weil sie das Boardinghaus billiger und bequemer finden, ist ja außerordentlich groß; sie zählt sicher nicht etwa nach Tausenden, sondern nach Hunderttausenden. Die Post sollte lieber ein für allemal eine persönliche Legitimation verlangen; sie vermag freilich auch durch eine Legitimation etwaige Briefunterschlagungen nicht ganz unmöglich zu machen, aber immerhin läßt sich kaum annehmen, daß ein Unberechtigter eine ihm nicht gehörige Legitimation beim Postamt vorzeigen wird, nue um Briefe in Empfang zu nehmen, welche ihm nicht gehören und für die er deßhalb doch wenig oder gar kein Interesse haben kann. Werthsendungen werden ja doch meistentheils nicht ohne Empfangschein ausgehändigt; ich sage: meistentheils, nicht immer. Der darin liegende Vorwurf trifft aber keineswegs die Postverwaltung, sondern das Publicum. Das englische Publicum zeigt in der nicht registrirten, ja oft nicht einmal zulänglich adressirten Sendung von allerlei Werthen einen geradezu unbegreiflichen Leichtsinn. Häufig genug finden die Postbeamten nicht verschlossene Kästchen mit Diamanten u. s. w. in den rothen Straßenbriefkasten, welche man in gehöriger Anzahl überall zur Aufnahme gewöhnlicher Briefe aufgestellt findet. Die in unbestellbaren, nicht eingeschriebenen Sendungen eingeschlossenen Werthe beliefen sich allein während des letzten Jahres auf über 11½ Millionen Mark! Gewisse Räume des Londoner Generalpostamts sollen geradezu ein Museum von Kostbarkeiten und Werthsachen bilden, welche weder an den Adressaten abgeliefert werden konnten, noch jemals von ihnen abgeholt wurden. Man kann deßhalb dem nach England correspondirenden Auslande gar nicht nachdrücklich genug anrathen, den Briefen hieher die denkbar genauste Adresse zu geben. Vor allem ist das für die Londoner Briefbestellung eine geradezu unumgängliche Nothwendigkeit, da sich in den verschiedensten, oft von einander entlegensten Stadttheilen Straßen oft mit sehr ähnlichem, ja sogar mit ganz demselben Namen finden. So gibt es in der englischen Metropole vielleicht vier oder fünf verschiedene Straßen mit dem Namen: Königstraße und Victoriastraße; dann heißt wieder in ein und demselben Postbezirk die eine Seite der Straße „Colville Gardens", die andere „Colville Terrace" und ein in nächster Nähe befindlicher Platz: Colville-Square" u. s. w. In einem solchen Fall hat eine geringe Verwechslung in der Briefaufschrift meistentheils schon den Verlust der ganzen Correspondenz für den Adressaten zur Folge; denn die Londoner Post geht nicht, wie etwa die deutsche, oft genug

Digitized by Google

auf die Suche nach dem richtigen Adressaten; sie sucht ganz und gar nicht, gleich der deutschen Postverwaltung, eine besondere Ehre in der rechten Bestellung selbst mangelhaft adressirter Briefe.

Kein englischer Postbeamter thut irgendwie mehr, als er zu thun verpflichtet ist, obgleich er durchschnittlich besser bezahlt wird, als unsre deutschen Postbeamten. Die englische Postverwaltung zahlte während des eben abgeschlossenen Rechnungsjahres an Gehältern und Löhnen nicht weniger als 6,629,774 Pfd. St. (132,595,480 M.). Auch sonst thut sie alles nur Mögliche, um den Beamten ihren schwierigen und anstrengenden Dienst so angenehm wie möglich zu machen. Beispielsweise hat sie in ihren telegraphischen Arbeitsstätten die „Achtstundenarbeit" eingeführt, und zwar mit vollem Erfolge. „Die Arbeiter" — so heißt es in dem vorliegenden Bericht — „arbeiteten in diesen acht Stunden ebenso viel, wie früher in neun Stunden. Die Oberbeamten der Arbeitsstätten haben dabei die Bemerkung gemacht, daß diese abgekürzte Arbeitszeit die äußere Erscheinung und das ganze Wesen der Arbeiter vortheilhaft verändert." Auch der Gesundheitszustand der Leute hat sich zum Theil infolge der Einführung der Achtstundenarbeit gebessert. Für die Gesundheit ihrer Beamten zeigt die englische Postverwaltung überhaupt die größte Fürsorge. Zur Ueberwachung des Wohlseins der Postangestellten hat die Verwaltung 559 Aerzte verpflichtet, darunter 4 weibliche. Selbstverständlich haben sie etwaige dem Postdienst angehörige Kranke unentgeltlich zu behandeln. Dennoch ist die Anzahl derjenigen, welche im Dienst ein höheres Alter als das von 60 Jahren erreichen, nur gering: sie belief sich auf 139 Männer und nur 3 Frauen. Uebrigens scheinen trotz des recht guten Gehalts und der Pensionsberechtigung die englischen jungen Damen die Anstellung als Hausfrau und Mutter einer Anstellung in Ihrer Majestät Dienst immerhin vorzuziehen. Im Jahre 1895 allein verheiratheten sich 114 Postdamen nach zehnjähriger Dienstleistung bei der Post; ihr durchschnittliches Alter bei ihrem Eingang in Hymens Tempel war 28 Jahre. Die dem Postdienst entführten Frauen stehen in dem Ruf, sehr praktische und sehr gesunde Frauen zu sein. Kein Wunder, da ihnen ihr Amt manchen Einblick besonders in Verkehr und Rechnungswesen gewährt und sie überdies vor ihrer Einreihung in das Beamtenheer des Generalpostmeisters, wie alle Beamte, auf ihre volle Gesundheit hin gründlichst untersucht werden. Dabei ist die Verwaltung bestrebt, für gewisse Pflichtenkreise ausschließlich junge Kräfte zu verwenden; beispielsweise als Depeschenträger und Briefträger. Ich entsinne mich während meines mehrjährigen Aufenthalts in London auch nicht eines einzigen Briefträgers, welchem ich mehr als 40 Jahre zugetraut hätte; zum Telegrammaustragen vollends werden nur junge Burschen im Alter von 16—18 Jahren verwendet, und zwar mit besonders günstigem Ergebniß.

Diese „Depeschenjungen" in ihrem kleidsamen dunkeln Uniformjäckchen und mit ihrer netten, an das österreichische Käppi erinnernden Kopfbedeckung machen einen geradezu prächtigen Eindruck. Bei weiteren Wegen bedienen sie sich, gleich den Trägern von Eilbotbriefen, des Fahrrades mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit. Die Benutzung des Telegraphen ist in London selbst bei weitem gewöhnlicher als in unsern großen Städten. Das liegt zum Theil an der größeren Kostspieligkeit des Telephons. Bis jetzt war nämlich das Telephon in London das alleinige Eigenthum einer einzelnen Privatgesellschaft, welche ihr Monopol nach Kräften ausnutzte. Jetzt hat die englische Post, geradeso wie unsre deutsche Post, auch das Telephon übernommen. Der Generalpostmeister zahlte dafür nicht ganz 460,000 Pfund Sterling (9,200,000 Mark). Hoffentlich führt die Aenderung in der Verwaltung zu einer wesentlichen Herabsetzung der Gebühren; bis jetzt betrugen dieselben in England etwa dreimal so viel als in Deutschland. Auffallend ist es, daß das ungeheure, geschäftreiche London noch bis heute keine dem großen Publicum zugängliche Rohrpost besitzt, wie solche seit länger als funfzehn Jahren in Berlin und andern deutschen Großstädten zu allseitigem Vortheil des gegenseitigen Verkehrs besteht. Hier wäre, im Falle der Zustimmung des englischen Generalpostmeisters, ein ausgezeichnetes Feld für Anlage von Privatcapital gegeben; viel besser und sicherer, als afrikanische Minenspeculationen. Freilich ist der Londoner außerordentlich conservativ; weit conservativer beispielsweise als die Bevölkerung Manchesters und anderer großer englischer Handelsstädte. Diesem conservativen Wesen ist es wohl auch zuzuschreiben, daß die Verhandlungen über eine directe Telephonverbindung zwischen London und Berlin, von welcher gelegentlich der letzten Berathung über den deutschen Postetat unser genialer Generalpostmeister im Reichstage sprach, immer noch nicht zum Abschlusse gekommen sind; immerhin gewährt es eine gewisse Genugthuung, daß auch der englische Generalpostmeister das Telephon London-Berlin in seinem letzten Rechenschaftsbericht in nahe Aussicht stellt.

Zu Goethe's Tagebüchern und Briefen.

Von Ludwig Geiger.

II.

Von den Briefen liegen zwei neue Bände vor: der 17. und 18.[1]) Sie bieten gegen einander gehalten die mannichfachsten Unterschiede dar. Band 17 bildet die Fortsetzung der ganzen Reihe: er enthält die Briefe von Anfang 1804 bis zu Schillers Tod; Band 18 bietet Nachträge und Register, theils undatirte Zettel, aus denen sich bei ihrer Kürze und bei dem Mangel an bestimmten Angaben ein Hinweis auf die Abfassung nicht entnehmen läßt und von denen nur feststeht, daß sie der Zeit von 1788—1805 zuzuweisen sind, theils Nachträge datirter Briefe von 1779—1804, deren Druck den Herausgebern bisher entgangen war oder die (im Original oder in einer Abschrift) erst gefunden wurden, nachdem der betreffende Jahrgang der Weimarer Briefausgabe im Druck abgeschlossen war. Das Register, dem ein paar Seiten Berichtigungen vorangehen, bezieht sich auf Band 9—18 der Briefe; dem Register der Namen (Menschen und geographisches, bei ersteren, wo es anging, auch Geburts- und Todesjahr) schließt sich ein solches über Goethe's Schriften an, beides sehr brauchbare Zugaben.

Betrachten wir den 17. Band zuerst. Die in ihm veröffentlichten Briefe bringen die Zahl der Goethe'schen Briefe von 1764 an bis 1805 auf 5052, mit den undatirten im 18. Band auf 5091, dagegen sind die Nachträge in letzterem Bande, im ganzen 84 Nummern, nicht fortlaufend gezählt, sondern als a und b den chronologisch zunächst stehenden angefügt. Im ganzen dürften nun — mit den schon im 7. Bande und sonst gebrachten Nachträgen — 5200 Briefe Goethe's aus der Zeit bis 1805 gedruckt sein. Doch läßt sich aus dieser Zahl eine bestimmte Berechnung für die Folgezeit nicht anstellen. Es wäre gänzlich verkehrt, für die übrigen 27 Jahre von Goethe's Leben (1805—1832) eine höchstens ebenso große Zahl von Briefen, etwa 5000 anzunehmen, wie für die

[1]) Weimarer Ausgabe, 4. Abth., Bd. 17, 18. Weimar, H. Böhlau 1895. Bd. 17 führt den Sondertitel: Anfang 1804 bis 9. Mai 1805; Bd. 18: Undatirtes und Nachträge-Register zu Bd. 9—18.

nun verflossenen 41 (1764—1805). Zu dieser Zahl würde man gelangen, wenn man der Berechnung die Thatsache zugrunde legen wollte, daß von dem Jahre 1797, da der Briefwechsel ausführlicher zu werden beginnt, bis 1804 einschließlich 1540 Briefe erhalten sind, so daß auf das Jahr etwa 200 Briefe kommen würden. Aber diese Berechnung ist durchaus falsch; man wird die Zahl bedeutend steigern müssen und sich statt der etwa 18 Bände auf noch weitere 25 gefaßt machen. Denn in der Zeit von Goethe's Alter (1805—1832) wurden mehr Briefe geschrieben und sind mehr Briefe erhalten, als aus der früheren Zeit. Erhalten,[1]) weil, wenn auch die Originale nicht erreichbar sein sollten, die Concepte der meisten vorhanden sind, während aus den ersten Jahrzehnten, da Goethe noch eigenhändig schrieb, solche überhaupt nicht existiren. Geschrieben, weil Goethe gerade seit Schillers Tode viel mehr als früher der von aller Welt Befragte und brieflich Angegangene wurde. Fast die gesammte wissenschaftliche und künstlerische Correspondenz gehört den letzten Jahrzehnten an; unter den freundschaftlichen Beziehungen gestalten sich manche neu: mit Reinhard, Marianne v. Willemer, Sulpiz Boisserée; manche werden lebhafter und briefreicher, wie mit Zelter und manchen anderen. Gerade für die letzten Jahrzehnte ist die Zahl der schon im Druck, in ganzen Sammlungen und an verschiedenen Orten zerstreuten Briefe fast unübersehbar; und wie viele sind, wie man aus Verzeichnissen weiß, noch ungedruckt! Man darf also noch eine große Reihe von Briefbänden und in diesen gewiß reiche Belehrung erwarten.

Auch die vorliegenden zwei Bände bieten vielerlei: Band 17 von 252: 51 ungedruckte, Band 18: 74 bisher ungedruckte, oder dem früheren Drucke gegenüber sehr vervollständigte Briefe. Die hauptsächliche Bereicherung erlangt die geschäftliche und wissenschaftliche Correspondenz. Eine sehr merkwürdige Stelle findet sich hier, in der Goethe als Anreger eines deutschen Wörterbuchs erscheint. Durch andere wird seine Thätigkeit für die Jenaer Universität, z. B. das dortige mineralogische Cabinet, bereichert; durch einige seine Vermittlung bezeugt, dem Grafen Potocki, Curator der Universität Charkow, Professoren zu verschaffen: es waren die Jenaer Docenten Schad und Schnaubert. Für Staatswissenschaft und Thierarzneikunde schlug er auf grund eingezogener Empfehlungen und Erkundigungen passende Candidaten aus Gießen und Göttingen vor. Nach wie vor entfaltete Goethe für sein Schoßkind, die „Jenaische Literatur-Zeitung", eine eifrige Thätigkeit.[2]) Diese wird, außer durch die schon von früher

[1]) Wie viele Goethebriefe übrigens nicht erhalten sind, mag folgende Zusammenstellung lehren, die man nicht kleinlich schelten wird. Aus Goethe's Ausgabebüchern ist den einzelnen Bänden ein Verzeichniß der abgesandten Briefe beigegeben. Dieses Verzeichniß enthält blos Jahr 1804 97 Briefe. Von diesen 97 sind 53 Briefe, also mehr als die Hälfte, unbekannt! Ein glücklicher Zufall kann daher gar manche der bisher unbekannt gebliebenen ans Licht bringen. Die in dem Verzeichniß der Postsendungen übrig bleibenden 44 Briefe sind ein verschwindend kleiner Theil gegen die 200 aus diesem Jahre bekannten. Das Fehlen der übrigen erklärt sich, wenn man nicht etwa Goethe großer Nachlässigkeit zeihen will, wohl daraus, daß ein großer Theil der Briefe unfrankirt abgeschickt und ein nicht minder großer durch Gelegenheit befördert wurde.

[2]) Es ist daher durchaus falsch, wenn einer der Weimarer Correspondenten Böttigers — ich glaube C. Bertuch — im Frühling 1804 triumphirend schreibt, Goethe's Eifer für die Jenaer Zeitung sei erkaltet; dagegen kann es wahr sein, was derselbe berichtet, daß Schiller öffentlich in Jena erklärt habe, er werde nicht mitarbeiten. (Freilich, gewiß nicht aus Abneigung, sondern weil mit seiner damals gerade sehr starken poetischen Production sich das Recensirwesen nicht vertrug. Vgl. dagegen Goethe's Aeußerung an Eichstädt, Briefe Bd. 17, S. 157.) Wie Böttigers Geteemee, der Hauptnehebre der Verpflanzung der Literaturzeitung nach Halle, der alte J. J. Bertuch, damals dachte, geht aus folgender Aeußerung hervor (ungedruckt, Original in der k. öff. Bibl. in Dresden; an Böttiger 1. Nov. 1804): „Halle blüht jagendher bekannten Briefe an Eichstädt, durch einige interessante Briefe bezeugt. Da ist z. B. ein Brief an Voigt, aus dem hervorgeht, daß die von Eichstädt aufgesetzte, von Voß revidirte Vorerinnerung, eine Art Manifest zur Erklärung des neuen Unternehmens, mit dem man Ende Januar 1804 vors Publicum trat, manche Aenderungen und Zusätze Goethe's erhielt. Da ist ferner ein Concept, das nicht zur Absendung gelangte (Ende 1803), an F. H. Jacobi. Auch diesen alten Freund wünschte Goethe zu gewinnen, daß er an seinem, nicht aber an dem von Jenenser Professoren nach Halle verpflanzten Unternehmen sich betheilige. Er that dies mit großer Schärfe und einer nur durch die momentane Erregung erklärlichen Bitterkeit. Er schrieb nämlich: „Du wirst durch die allgemeinen Klatschwege schon längst des weiteren und breiteren vernommen haben, daß die königl. preuß. Staaten (Staaten muß man sagen, denn Gott verzeih's den Individuen) eine vortreffliche Acquisition zu machen glauben, indem sie die Fabrik des allgemeinen literarischen Zahnpulvers (ALZ.) von hier nach Halle versetzten. Da wir nun aber auch in dergleichen Quacksalbereien nicht unerfahren versicherten, daß ein dito noch immer hier am Orte ausgegeben würde, so gab es große Pro- und Reprotestationen, von denen du noch mancherlei wirst gehört haben und die dich nichts bekümmern werden." Nach einer Aufforderung zur Mitarbeiterschaft und Empfehlung des Unternehmens fuhr Goethe fort: „Ich will dir gestehen, daß ich in alter Weise, vielleicht ein wenig inconsiderat, Kräfte und Zeit zu diesem Geschäft engagirt habe, die ich vielleicht anderen Arbeiten hätte widmen sollen, zumal da die letzten Decennien drängen und Oekonomie gebieten. Ich müßte aber ein Lump sein, wenn ich in dem Augenblick, da zwanzigjährige Miethlinge ihren Posten verlassen, nicht wacker bei denen stehen sollte, die solchen Posten in welchem Sinne auch behaupten mögen."

Eine andere Stelle, gleichfalls aus dem Concept, bezieht sich auf dieselbe Literaturzeitung, und zwar auf eine von Grohmann eingesendete philosophische Invective, deren Nichtaufnahme Goethe beantragte und durchsetzte. Statt des wirklich abgesendeten milderen Schlusses (an Eichstädt, 16. Januar 1805) hatte Goethe zuerst Folgendes dictirt: „Und überhaupt warum lebt man denn? Warum bildet man sich mit Mühe und Eifer aus, wenn man auch nicht in seinem Volke eine Stimme haben soll, die sich der hohle Dünkel täglich anmaßt. Unsre Zeitung hat im vorigen Jahre Charakter gezeigt, den zeige sie ferner und so ist sie geborgen. An Gegenreden, Gegenschreiben wird es ohnehin niemals fehlen, aber zu wissen, wieviel das werth ist und was man dagegen zu thun hat, das ist eigentlich die Sache. Ich möchte gern hierüber umständlich sein und hoffe bald

lich auf und hebt sich mit neuer Kraft. Mit unserer ALZ. gehts sehr gut; wir sind wieder auf 2650 Ex. Debit und also nur etwa um 100 gegen vor. Jahr — das stärkste von allen — gesunken. — Auch mit unsrer neuen Societätsbuchhandlung gehe es brav, und künftiges Jahr will ich durch sie ein akademisches Museum einrichten, wozu ich wohl ein eignes Haus übernehmen werde. Hufeland war mit mir da und hat dem Könige, wie er mir schreibt, gute Nachrichten davon gebracht, da er ihn gleich in Potsdam bei seiner Zurückkunft nach dem Fortgang der Universitätssachen von Halle befragte. Kurz in Jahr und Tag sollen Sie hoffentlich eine Palingenesie in Halle sehen, rumpantur ut ilia G. — An Jena mag ich gar nicht mehr denken. Alas poor Jena." Dieselbe hatte kurz vorher (18. Aug. 1804, gleichfalls ungedruckt, Orig. daselbst) an Böttiger über Goethe und Jena und über sein eigenes Verhältniß zu Goethe geschrieben: „In Jena sind derzeitlen 346 Studenten und davon die Hälfte gewiß Gratuiten. Goethe füttert anjetzt die Professoren wieder und hospitirt sogar bei ihnen, wie z. E. vorgestern bei Ackermann. Ob das aber Wunder thun wird, steht dahin. Niethammer ist nun auch fort. Vor 8 Tagen sah und speach ich Goethe zum erstenmal wieder seit Michaelis in Tiefurt bei der Herzogin, wo ich und mein Sohn gegessen hatten, und er gegen Abend hinkam. Er that so freundlich und höflich gegen mich, als sei er mein dichter Freund. Ebenso fanden wir uns auch wieder bei Gore."

noch umständlicher mich mündlich mit Ihnen zu besprechen; denn es würde mir sogleich jedes Interesse an diesen mir so werthen Blättern rauben, wenn sie etwas dieser Art enthielten."

Zu den bisher unbekannten Beziehungen zu Männern der Wissenschaft, die durch einzelne Briefe dieser Bände dargelegt werden, gehören die zu dem Rector Krause in Hannover und dem Archivar Schmidt-Phiseldeck in Wolfenbüttel. Jener hatte eine Ausgabe des Vellejus Paterculus, dieser ein Handbuch der Diplomatik eingesendet; der erstere bemühte sich auch um das durch Böttgers Fortgang frei gewordene Directorat. Auch der Arzt und Physiker Windischmann hatte damals seine erste Berührung mit Goethe, aus der später eine engere Verbindung wurde. Auch dieser wurde zur Mitarbeit an dem neuen „Jenaischen Institut" aufgefordert (vgl. oben), deßgleichen der bekannte, später zu trauriger Berühmtheit gelangte Jurist Schmalz, der übrigens die Aufforderung annahm, mit dem sich kurz vorher, 6.—8. Mai 1803, neue Beziehungen gestaltet hatten bei einer gelegentlichen Begegnung in Halle, wo Schmalz damals lebte und lehrte.

Neben die Männer der Wissenschaft treten die Künstler, hauptsächlich solche, die Bilder zu den damals in Weimar veranstalteten Kunstausstellungen schickten oder bei diesen Preise davontrugen. Länger ist hier als Empfänger eines ungedruckten Briefes zu nennen.

Mehr als die Kunst beschäftigte Goethe in diesen Jahren das Theater. Die Sorge, die er diesem zuwandte, große und kleinste Dinge mit gleicher Genauigkeit erwägend und bestimmend, war schon bekannt. Hier erhalten wir nun neue Zeugnisse dafür, mit welcher Peinlichkeit er darauf sah, daß die sich krank Meldenden ein ärztliches Zeugniß beibrächten, daß die, welche zu spät kamen oder einem Befehl zu gehorchen sich weigerten, unnachsichtig bestraft würden. Zwei (bisher ungedruckte) Briefe handeln über die Absetzung eines Theaterschneiders, der übrigens wenige Wochen später wieder zu Gnaden angenommen wurde, und über das Verbot der Selbstrache unter den Schauspielern. Zwei merkwürdige Stellen mögen hier angeführt werden. Die eine, durch die vielen Sticheleien auswärtiger Blätter gegen die Weimarer Theaterleitung veranlaßt, lautet: „Grüße die Theaterfreunde und mache ihnen begreiflich, daß die „freymüthigen" und „eleganten" Mißgönner ihren Zweck erreichen, wenn man sich ärgert. Freilich mag es die Neider verdrießen, wenn die Königin Mutter von Preußen überall „sagt und wiederholt, daß sie in Berlin so eine Vorstellung nicht zusammenbringen, wie die von Tell, die sie in Lauchstädt sah. Das macht bös Blut und Galle, die sie dann in ihren Blättern ausschütten." Die andere bezieht sich auf die Neubearbeitung des Götz von Berlichingen, von welcher der Dichter sagt: „wobei ich mir wie eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, als ein wahres Symbol der zeitlichen Ewigkeit vorkomme. Ungefähr in sechs Wochen hoffe ich ihn spielen zu lassen und nach dreißig Jahren von diesem wiedergebornen Mondkalb zum zweitenmale entbunden zu werden."

Die letztere Aeußerung ist aus einem Briefe an den geistreichen, spottfrohen Prinzen August von Gotha, an den einzelne launige Stücke mitgetheilt werden, die das menschlich schöne, auf gegenseitiger herzlicher Verehrung gegründete Verhältniß zwischen Fürst und Dichter aufs neue verklären. Die erstere ist einem der in diesem Bande ziemlich seltenen Briefe an Christiane entnommen. Diese Briefe behalten auch in dieser Zeit ihren gemüthlichen, familiären Charakter bei, berühren zumeist Häusliches und Persönliches, aber auch, wie aus der angezogenen Stelle hervorgeht, Literarisches und Theatralisches, und bringen manchmal liebenswürdig-freundliche Wendungen, z. B. die, bei Christianens Abwesenheit von Weimar gebrauchte: „Dein Geistchen scheint im Hause umzugehen und alles anzuordnen." In einem der im Nachtrag zusammengestellten Briefe an Göschen findet sich eine Empfehlung von Christianens Bruder. Am 1. September 1788, also sehr kurze Zeit nach der Verbindung mit Christiane, theilt Goethe seinem Verleger Göschen mit, daß ein junger Mann, Namens Vulpius, ein paar Bändchen Operetten geschrieben habe und dafür einen Verleger wünsche. „Können sie ihm hierin und sonst behülflich sein, so geschieht auch mir ein Gefalle."

Die eben erwähnten Briefe an Göschen, im ganzen 12 aus den Jahren 1788 und 89, geben interessante Beiträge für das Zustandekommen der ersten 8bändigen Ausgabe von Goethe's Schriften, die bei Göschen erschien, und bekunden, ähnlich wie die Theaterberichte, die Peinlichkeit, mit der Goethe seine Angelegenheiten betrieb: hier also genaueste Einzelangaben über Druck, Correctur, Kupfer, Vertheilung der Freiexemplare u. a.[1]) Oft genug machte Goethe die Leipziger Buchhandlung zu seinem Commissionär für seltene und schwer zu erlangende Werke, meist naturwissenschaftlichen Inhalts.

Es ist weder die Aufgabe dieser Zeilen, eine Charakteristik der bereits früher bekannten, in dieser Sammlung nur vereinigten Briefe zu geben, noch alle in diesen Bänden zum erstenmale gedruckten einzeln aufzuzählen. Daher sei zum Schluß, nach Anführung einer Stelle, die man patriotisch nennen könnte, auf einzelnes hingewiesen, was dem echt Menschlichen zuzurechnen ist. Jene in einem Briefe an den schon genannten Prinzen August von Gotha ist um so charakteristischer, als sie für einen französischer Literatur und Sinnesart ganz ergebenen Fürsten bestimmt ist. „Der Beweis", schrieb Goethe, „daß Sie den deutschen Musen manchmal auch noch ein Ohr gönnen, hat mich als einen, der nichts anderes als deutsch sein kann, herzlich gefreut."

Auch Goethe, den Menschen, den mit anderen empfindenden und den das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den Seinen wahrenden, lernt man aus einigen Stellen kennen.[2]) Zunächst aus einem Brief an den Geheimen Rath

[1]) In dieser Göschen'schen Ausgabe erschien auch der Tasso zum erstenmal. Auf den Tasso bezieht sich ein recht seltsam klingender Brief an A. v. Klein (17. April 1789). Dieser Brief (Bd. 18, S. 56) wird in den Anmerkungen (S. 100) zwar verdächtigt, als selbständiges Concept von Goethe's Diener Seidel bezeichnet. Ist dem so, so würde der Brief unter Goethe's Briefen keinen Platz verdienen. Aber der Brief ist, was doch hätte erwähnt werden sollen, von einem tüchtigen Handschriftenkenner als Fälschung erklärt worden. Dies geschah durch A. Cohn im Goethe-Jahrbuch X 257, nachdem der Brief unter den Briefergänzungen, Goethe-Jahrbuch VIII, 278 abgedruckt worden war. Sind diese Stellen absichtlich unerwähnt geblieben?

[2]) Merkwürdig kühl lautet Goethe's Aeußerung über Hubers Tod. (An Cotta, 15. Jan. 1805.) Die Nachricht habe „unangenehm überrascht". „Der Verlust muß Ihnen eine große Lücke machen." Sie ist um so befremdlicher, als gerade Huber einer der verständnißvollsten Beurtheiler Goethe's und als solcher auch von Goethe sehr geschätzt war (vgl. Briefe Bd. 17, S. 120, 203). Wie anders wurde Hubers Tod von Schiller und Körner (s. ihren Briefwechsel ed. Goedeke II. S. 479) beklagt, die doch reichen Anlaß hatten, schlecht von ihm zu denken und zu sprechen! Es sei gestattet, gerade an dieser Stelle — Huber war eine Zeitlang Redacteur der Allgemeinen Zeitung — zwei ungedruckte Aeußerungen über seinen Tod aus der schon oben benutzten Dresdener Sammlung der Böttiger-Briefe hier anzuführen. Karl Bertuch, der Sohn des oben angeführten, schrieb Anfang Januar 1805: „Huber der edle Mann ist nicht mehr! und so verlor Germanien schnell aufeinander zwei seiner freimüthigsten Sprecher, ihn und Posselt." Und Fr. Rochlitz, Böttigers Leipziger Freund, dessen Correspondenz demnächst weiter ausgebeutet werden soll — der am 3. Oct. 1804 gemeldet hatte: „Die liebste Meßerscheinung war mir Huber, der uns auch einige Wochen besucht hat, und von hier übermorgen nach Berlin geht. Wir hatten einander noch nie gesehen, er scheint mich, ohngeachtet er sehr ernst und verschlossen gegen viele ist, sehr in Affection genommen zu haben und ich bin ihm von Herzen gut. Wir haben viele frohe Stunden mit einander in Ernst und Scherz und Freimüthigkeit (verbracht)" — schrieb, nachdem er die Todesnachricht empfangen hatte, am 24. Juni 1805: „Hubers Tod hat mich sehr angegriffen. H. war während seiner Anwesenheit auch Michael mein Freund im vollgültigsten Sinne geworden und hing fest an mir."

v. Diede über den Tod seiner Frau — Goethe hatte das Ehepaar, das er schon von Weimar her kannte, in Italien wieder getroffen und sich an dem künstlerischen Clavierspiel der Dame erfreut —, in dem es heißt: „Wenn die vortrefflichen Personen, mit denen man das Glück hat, zu gleicher Zeit zu leben, gleichsam wie Sterne an unserm Horizont stehen, zu denen man oft den Blick hinwendet und sich auch in der Entfernung an ihnen ergötzt und erquickt, so ist es ein schmerzlicher Uebergang, wenn sie sich von unserm sinnlichen Horizont verlieren und sie das Gefühl in der idealen Hemisphäre unsres Daseins aufsuchen muß. Mit solchen Empfindungen feiere ich auch das Andenken Ihrer unvergeßlichen Gemahlin." Und wie er hier des Todes, so gedachte er in einem Briefe an einen seiner Verwandten des neuen Lebens. Seinem Neffen Nicolovius, dem Schwiegersohn seiner Schwester, schrieb er nach der Geburt von dessen erstem Sohn (25. April 1796) herzliche Zeilen. „Ich wünschte," so meinte er, „nur einen Augenblick zwischen euch zu sein, um euch, die ihr mich so nahe angeht, auch persönlich kennen zu lernen, mir eure Gestalten einzuprägen, und mein Verhältniß zu euch in der Gegenwart recht lebhaft zu empfinden."

Zu diesen menschlich schönen, wahrhaft erhebenden Verhältnissen gehört ja auch das zwischen Goethe und Schiller. Er, den man wohl den ebenbürtigsten in der Reihe der Correspondenten nennen kann: Schiller, scheidet mit den vorliegen Bänden aus dieser Reihe aus. Die an ihn gerichteten Briefe erhalten übrigens im Nachtragbande eine hübsche Bereicherung durch ein nach dem Concept veröffentlichtes Fragment vom 27. oder 28. April 1798. In ihm kommt ein Bekenntniß Goethe's über eine oft und gerade neuerdings wieder ventilirte Frage vor, die auch an dieser Stelle eine Mittheilung verdient. Goethe schreibt: „Ich bin nämlich als ein beschauender Mensch ein Stockrealist, so daß ich von allen den Dingen, die sich mir darstellen, nichts davon und dazu zu wünschen im stande bin und ich unter den Objecten gar keinen Unterschied kenne, als den, ob sie mich interessiren oder nicht. Dagegen bin ich bei jeder Art von Thätigkeit, ich darf beinahe sagen, vollkommen idealistisch: ich frage nach den Gegenständen gar nicht, sondern fordere, daß sich alles nach meinen Vorstellungen bequemen soll." Es ist ein Act schöner Pietät, daß unsre Ausgabe, die den Schluß der einzelnen Bände sonst gewöhnlich mit dem Jahresschluß macht, Schillers Tod zum Ende einer größeren Abtheilung gewählt hat. Gerade unsre Bände enthalten ein kürzlich im Goethe-Jahrbuch [1]) veröffentlichtes und dort durch Suphan geistreich commentirtes Schreiben an Schiller, von dem in diesen Blättern besonders die Rede war.[2]) So liegen jetzt, 91 Jahre nach ihrem Abschluß, Goethe's Briefe an Schiller in einer, soweit das Material zu beschaffen war, lückenlosen Vollständigkeit getreu nach dem Zustand des Originals vor. Da nun auch Schillers Briefe an Goethe in der neuen musterhaften kritischen Ausgabe [3]) sich der Vollendung nähern, so wird dieser Briefwechsel bald in einer Gestalt edirt sein, auf die man stolz sein kann. Wie schade, daß eine unlängst ausgegebene neue Edition des Briefwechsels [4]) diese beiden Sammlungen noch nicht vollständig verwerthen konnte!

Goethe's letzter Brief an Schiller ist ein kurzes Billet (26. oder 27. April 1805) geschäftlichen Inhalts. Die vorhergehenden Briefe handeln meist über Goethe's Thätigkeit an Rameau's Neffen und Schillers Arbeit am Demetrius; „ich wünsche Glück zur Arbeit und freue mich bald etwas davon zu sehen", heißt es am 20. April. Nirgends zeigt sich eine Ahnung des nahen schrecklichen Verlustes. In den Briefen Goethe's an andere aus dem Jahre 1805 wird Schillers nur einmal gedacht: „Schiller grüßt," schrieb Goethe an Dr. Wolf, „er ist diesen Winter nicht ganz wohl, doch immer auf eine oder die andere Weise thätig." So erscheint sein Bild auch in dieser letzten Zeit nicht als das eines Leidenden, sondern als des Strebenden und Thätigen.

---

1) Goethe-Jahrb. XVI., S. 30—35.

2) H. Düntzer in Allg. Ztg. 1895, Beil. 178.

3) Von F. Jonas. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Der letzt vollendete 6. Band geht bis Ende 1800. Die noch ausstehenden Bände sollen bald folgen.

4) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Mit einer Einleitung von Franz Muncker. 4 Bände. Cotta'sche Bibliothek der Weltlitteratur. (Stuttgart 1894 und 1895.)

Mittheilungen und Nachrichten.

† Professor Dr. J. Sepp hat sein achtzigstes Lebensjahr mit einer Abhandlung über die „Ansiedelung kriegsgefangener Slaven oder Sklaven in Altbayern und ihre letzten Spuren" (München 1897, bei M. Poehl. 76 S. 8. Preis 2 Mark) inaugurirt. Wie die gewaltigen Gletscher bei ihrem unaufhaltsamen Vordringen, Wundern und Abgang eine Fülle von unverkennbaren Stationen zurückließen, so haben auch die Völkerstürme ihre Niederschläge, ihre erratischen Blöcke und Felsen und einen wahren vielstämmigen und sprachverschiedenen Menschenschutt über und neben einander aufgehäuft und abgeladen. Finnen und Kelten, Germanen, Römer, Slaven oder Wenden und Hunnen liegen in ethnographischer Einkapselung nach Sprache, Sitte und Brauch oft leicht erkennbar, meist bis zur linguistischen Verzerrung entstellt durcheinander, und nur der historische Paläontolog vermag diese Runensprache zu lösen und zu lesen. Wie ein geigenbaukundiger Meister an die Walddäume klopft und sie auf ihre innerste Klangfähigkeit prüft, so pocht Dr. Sepp zuversichtlich an seltsam lautende Berg-, Wasser-, Orts- und Personennamen, um daraus ihr Herkommen, ihr Geschlecht und ihre Signatur zu erkunden. Wir theilen hier etliche seiner Ergebnisse ohne Bürgschaft mit. Die Eroberung des Pustherthals und Kärntens durch die Agilolfinger, die Bekehrung der Wenden durch baiwarische Bischöfe und Klöster, die Raub- und Heuschreckenzüge der Ungarn haben allerlei räthselhafte Findlinge abgelagert und aufgespeichert. Die Slaven haben ihr bestes Wissen und Können nicht zurückgehalten, sondern sich dadurch als brauchbar und nutzbringend bewährt und die ihnen zutheil gewordene gute Behandlung dankbar abgelohnt. Sie bekundeten sich als Salzsieder, Bergknappen und Gärtner, als Hopfenbauer und Bienenzüchter. Das alte Münchener Stadtgeschlecht der Pitschner und Pötschner, die neben den Liegsalz und Pütrich den Handel mit Salzscheiben für die Münchener Salzstößler besorgten, geben, wie auch ihr Wappen, auf slavisch Pütschl (der Deckelkrug = „Kiepe", in Höltz's Idylle „das Feuer im Walde") zurück und tragen ihn vielleicht von den schon durch Tassilo der Sudstätte zu Reichenhall geschenkten Wendenfamilien. Auch Winthle, welcher als Salzsäumer nach Neuhausen kam und das Christenthum daselbst verkündete, wird durch Ludwig Steub aus einem teischen Uuintie zu einem Winidheri (= Wendenkrieger) gestempelt. Zu den vornehmsten unter den ältesten Patriziern Münchens zählten die Goller und die auch zu Tölz und Landsbut sehhaften Schluder und Schludever. Eine Sluderin ist schon 1003 urkundlich verbürgt, ein Schluder war frühzeitig Rathsherr in München; die Schluder hatten in der Gullercapelle ihre Gruft. Ainwig der Schluder, genannt Golirer, baute das Golir- (Gullier) Haus, heute nun Stadtarchiv, es gilt für den ersten Steinbau der Stadt. Er besaß auch die alte Wache am Eingang der Kaufingergasse (zum Thomashaus) und stiftete das Seelhaus in der Schwabinger Straße; ja das ganze Dorf Schwabing soll er besessen haben. Goller und Schlutter bauten 1310 die Kreuzkirche zum ältesten Leichenacker. Die Gollier fuhren ritterlich nach Italien und bis nach Sicilien und traten mit dem Kaiser und mit weltlichen und geistlichen Fürsten in Verkehr und Wandel. Nach dem frühen Erlöschen der Gollier verwendete Ludwig der Bayer ihre reiche Hinterlassenschaft zur Gründung seines kaiserlichen Stifts in Ettal. „Wichtig ist, daß das älteste Steinhaus in München dieser slavischen Familie gehörte. Der Salzhandel gab aber zur Gründung der Stadt den ersten Anlaß; Schloder und Schloderer leben hier noch." In Reichenhall kommen die slavischen Geschlechter der Zalonen und Zygyzen als Salzbereiter vor und der Edle Zwentipulch erscheint um 933 oftmals als Zeuge und Gutsherr „in Unsterdesdorf,

Winipura im Salzburggau und Tetelinesdaef im Metahgai". Das emsige, friedlich und unvermerkt nachrückende Völklein machte sich allenthalben um Cultur verdient; unsre Gartenbauvereine hätten vielfachen Grund, ihnen zu danken. „Schon aus den Namen der Gemüsearten erkennen wir deren Einfuhr unter Vermittlung der Wenden, die ja noch heute von Bamberg aus den halben Markt von München beherrschen. Dort liegt ein Kúps wie bei Kronach; Kopis und Bohnen brauchen wir sprichwörtlich, um ein Duech einander zu bezeichnen. Kapisbauee heißt in Aachen der Bauee, welcher Sauerkraut beingt. Kapis (auch in dee Schweiz bei Jeremias Gatthelf-Bitzius) für Kopfkohl, Weißkraut (spätlateinisch gobusia), Kreun süe Meerrettig teagen slavische Benennungen, welche noch dazu von winzigen Orten so oft wiederkehren. Wir finden als Einöden Kaps bei Prien, Kirchseeon und Hochenstodt, hier nach ein Kapskreut, Kaps als Weiler bei Ampfing, Teufelsberg, Grafkarolinenfeld, Höhenkeim und Westerham. Hiezu kommen die Einöden Kapseck bei Altötting, Kapskeeat bei Griesbach, Kopsburg bei Kitzbichl, Kapsdorf bei Windsheim, Kapsheim bei Passau, Kapsöd bei Lauf und Küps der Markt bei Kronach (nach 1271 Chubiz, wie die Oertschaft in Böhmen)." Der Hopfenbau wurde im alten Bayern zuerst in Geisenfeld und zwar duech Slaven eingeführt. Zacco und Pezlin machen dahin ein Vermächtniß, und Schilwag oder Schilwizried nebst Schilwizhausen und Winden geben von ihrer Anwesenheit in der Nähe Zeugniß. Diese Anpflanzung bildet den Hauptreichthum der Haledon (urkundlich Hartenawe) und einen Handelsartikel bis nach England. Also haben die Wenden sich von vornherein um die heimische Bierindustrie veedient gemacht. Geht es schon beim deutschen Nachbarn selten ohne Neckerei ab, so lößt der Spott über Fremde um so weniger auf sich warten. Bekannt sind die Hummeln im Hummel- oder Mistelgau bei Bayreuth, einem Gebiet von 24 Dörfern am rothen Main. Hummel bei Freising und all die Hummelanger, -berg, -mühl, -stein haben nam Hopfen den Namen; schon unter Ludwig dem Feommen kommt nicht selten ein Hopfengarten, Humalaee vee. Chmelc ist das Uewort und Gmeich wie Hummel sind als Personennamen gerade in München häufig, sie bedeuten „Hopf". „Wendisch ist auch dos sog. Knobinuchland bei Pappeneeut. Die Deutschen verachteten lange genug die Ungarn als Knobiouchseesse, während sie selbst mit Wogenladungen voll Schinken ins Feld zogen." Die Bergwerke am Tessetberg bei Beuneck wurden schon unter Herzog Tassilo ausgebeutet. „Von do an führten die Wenden in unsrer Heimath zuerst wiedee den Beegbau ein"; St. Veit wurde der Patean der Bergknappen. Auch den Gebrauch der Gesundbrunnen konnten die Slaven und knüpften dornn ihre Namen; deßgleichen stellten sie als Holzknechte, Flößee und Almenhirten ihre Leute. Garmisch (Ortulf von Gorniwen), die Schornitz und Lorsach (Loitasch) sind verwandt. Letztere ist der eigentliche Fluß der Winiuau oder Wendenau; vorher hieß sie einfach die Ach (daher noch die Achbeücken bei Schönrain); sie erweist sich als Ljubisoche, Ljubuša, bei Aaentin Libušin, als slavischee Waldfluß; Ljabissa heißt eine Vorstadt von Reichenhall, welche offenbar die Salzsiesee innehatten. Kozin ist eine wendische Fischerhütte; dee Kozenberg am Scharfeeiter hängt wohl mit Kaza (slovisch Ziege oder Kitze) zusammen, wie „Kozen" heute noch einen Ziegenock bedeutet. Die Traunitz als Bergwarte bei Landshut mit ihren Burgheiligen St. Veit und Wenzel enthält eine „Dürnitz", welche nichts anderes als Herdstätte oder eine heizbare Stube bedeutet. Natürlich fällt auch Töiz (Toienz) und eine Menge anderer Orts-, Haus- und Familiennamen schwer in die Wage, wozu Klafterruttnden eine überraschende Fülle beisteuern. Dagegen gibt es in Altbayern keine Slaoengräber, ein Beweis, daß sie nicht entfernt die Herren waren.

S. Sinceeus Verus: Der württembergische Schulmeister am Ende des neunzehnten Jahehundeets — adee: Die Berechtigung der Wünsche unsree Volksschullehrer. Stuttgart, Commissionsverlag von Steecker u. Moser 1896. 8°. 113 Seiten. — Streitschriften können eine höchst anregende, erfeischende Lectüee sein, wenn nämlich darin grundsätzlich wichtige Fragen mie Geist und Kraft von verschiedenen Standpunkten aus beuetheilt werden. Sie sind aber peinlich zu leien, wenn sie Personalien oder sog. Standesfragen breit und leidenschaftlich erörtern. Es ist nicht zu leugnen, daß in der Lehrerpresse — und zwar nicht bloß, aber doch besonders derjenigen der Volksschullehrer — nach dieser Hinsicht seit Jahrzehnten viel gesündigt ist und wird. Das muß das Urtheil mildern, wenn hie und da nach einmal wider den Lehrstand nicht eine, sondern cum ira et studio vom Leder gezogen wird. So thut auch dieser Sinceeus Verus, der in seinem Verdrusse über die querulirende Lehrerpresse manche Schwächen „des württembergischen Schulmeisters" nicht ungeschickt aufdeckt, aber doch über den schwäbischen und überhaupt den deutschen Lehrerstand im ganzen recht befangen und einseitig urtheilt. Der deutsche Lehrer hat im Laufe des 19. Jahrhunderts ganz außerordentliche Fortschritte gemacht, und das in fast beständigem Kampfe mit gegnerischen Mächten in Staat und Kirche zumeist aus sich heraus. So die Mauerkelle in einer, das Schwert in anderer Hand gewinnt niemand sonste, seine Manier. Man gebe endlich auch diesem verdienten Berufsstande sein volles Recht und seine feste, gesicherte Stelle im Staatsganzen, wozu nicht am wenigsten auch eine wirksame, sachverständige Aufsicht gehört; und er wird sein stetiges Gleichgewicht ebenso gut finden, wie es andere vor ihm gefunden haben. Das aber heißt schon heute völlig den wirklichen Sachverhalt verkennen, wenn Sincerus Verus den gelegentlich erhobenen Anspruch der Lehrer, den Beamten des mittleren Eisenbahn-, Post- und Telegraphendienstes gleichgeschätzt zu werden, als anmaßliche Ueberhebung zurückweist. Solche Paralleien haben immer ihr Anfechtbares. Wenn man aber auf die Summe der wahren Intelligenz hinausspielt, so beachte der Stand der Volksschullehrer heute den Vergleich mit „Bureau-Assistenten, Bahnhofcassierern, Paststecretäeen ꝛc." trotz der pathetisch aufgezählten neun Examensfächer bei der Eisenbahn-, sieben bei der Post- und Telegeaphenprüfung nicht mehe zu scheuen. Doch genug hier davon. Wer über die einschlagenden Fragen (Gehalts-, Schulaufsichts-, Militärdienst-, Lehreebildungsfrage) das Für und Wider nähee pesen will, der wied es nicht gerade in der Beilage zur Allg. Ztg. suchen.

* Am 18. September wurde die glückliche Vollendung der in den Jahren 1893 bis 1896 wiederhergestellten Thürme des Halbeestädter Domes gefeiert. Nach den fleißigen Untersuchungen des verstorbenen Prof. Otte, die 1893 im „Wochenblatt für Architektue" veröffentlicht wurden, wurde der alte Dom bei dem Einfall Heinriche des Löwen (1179) fast völlig zerstört, so daß schon 1181 ein Neubau an seine Stelle trat. Der untere Theil der Thürme, noch der romanischen Kunstperiode entstammend, war sehr tüchtig ausgeführt and hat allen Angriffen Stand gehalten, während die abeeen, erheblich später ausgeführten Geschosse in einem dee Gothik zuneigenden Uebergangsstil nachlässiger behandelt sind und darum den Druck der Helme nicht auszuhalten vermochten. Das Mauerwerk erhielt bedenkliche Risse, weitere Schäden entstanden besonders beim Südthurm duech heftige Blitzschläge in den Jahren 1454 und 1518. Zur Beseitigung aller Mängel wae ein Ausbau im Jahre 1859 nicht ausreichend und schon 1882 mußte man die oberen Geschosse des Nordthuems abbrechen, denen 1891 der Südthurm folgte. Seit 1893 ist an der Wiederherstellung gearbeitet worden und zwar nach einem von dee Akademie des Bauwesens genehmigten Entwurf des Baurathe Barnhagen in Halberstadt. — Sehr willkommen erschien zum 18. September eine Festschrift aus C. Hermes, Superintendenten und Oberdamprediger: „Der Dom zu Halberstadt, seine Geschichte und seine Schätze" (Halberstadt, Louis Koch 1896). Der berühmte Dom, mit der Wiesenkirche zu Soest und dee Elisabethenkirche zu Marburg das schönste gothische Bauwerk im echtdeutschen Nordbeutschland, verdiente duechaus eine so liebevoll eingehende Monographie, die mit ihrem reichen Schmuck an treuen Abbildungen anschaulich zum Leser spricht. Die wundervolle Klarheit der Anlage, die leichte Kraft der Durchführung draußen und drinnen, die phantastische Wirkung des hoch entwickelten Lettners, der sich der Schlichtheit der älteren Theile doch in gleichem Adel des Formen anschließt — alles vereinigt sich zu einem der feudigsten und reinsten Eindrücke aechitektonischee Kunst. Auch der Domschatz ist der Beschreibung in hohem Gaade werth; menigstens an Geweben, besonders Cultgewändern von außeroedentlicher Pracht und Schönheit, sucht es seinesgleichen — höchstens Brandenburg und Danzig können sich darin mit ihm messen. Den Freunden mittelalteeliches Kunst sei deßhalb das Buch aan Hermes angelegentlich empfohlen.

* Ueber den Verlauf der Peary'schen arktischen Expedition berichtet die „Köln. Ztg." folgendes Nähere: Am 10. Juli d. J. hatte der Dampfer „Hope" St. Johns in Neufundland verlassen. In Sydney am Cap Breton hatte er Kahle eingenommen, um am 15. die Weiterreise über Bottle Head, die Straße von Belle-Isle nach der Turnavick-Insel in Labiador fortzusetzen, wo er am 20. landete, um magnetische Beobachtungen zu machen. Von dort sollte es dann in das große Arktische Meer weiter gehen. Es war dies die sechste von Peary unternommene Expedition; ihr Hauptzweck war, den großen Meteorolithen vom Cap York mitzu-

Digitized by Google

bringen, von dem Sir John Rose 1818 berichtete und den seither kein weißer Mann mehr sah, die im Mai 1894 Peary und Lee dessen Lage ermittelten und feststellten. Es ist ein ungeheurer Metallblock, dessen Analyse wenigstens 90 Proc. reines Eisen ergibt; er wiegt etwa 40 Tonnen, seine Form ist unregelmäßig; er liegt auf einer Insel bei Cap York, die Peary die Meteor-Insel benannt hat. Neben ihm lagen zwei kleinere Blöcke, einer von 3½ und einer von einer halben Tonne, die Peary im vorigen Jahre auf der „Kite" wegschaffte. Die Meteorolithe auf der Insel wurden von den Eskimos benutzt, um sich Eisen zu verschaffen; mit ihren Basaltäxten schlugen sie Stücke davon ab, aus denen sie sich Geräthe machten. Peary fand das Gelände um die Blöcke auf ziemlich weite Entfernungen von Bruchstücken dieser Basaltäxte bedeckt. Er nimmt an, daß die Eskimos aus dem westlichen und südlichen Grönland seit unzähligen Jahren die Insel besuchten, um sich Eisen zu verschaffen. Auch war ein Besuch des Hauptquartiers Peary's in der Bowdombai (77.47° n. B.) geplant, einer der traurigsten Einöden Nordgrönlands, wo er für seine völkerkundige Sammlung Material des arktischen Hochländers sammeln sollte, von dem er wahrgenommen zu haben glaubt, daß er durch die Berührung mit seinen eigenen Expeditionen und die Beobachtung von weiter vorgeschrittenen Verfahren seine Waffen und Geräthe bereits verbessern gelernt habe. Nachdem der Dampfer dann reichlich versorgt war, traf Peary Veranstaltungen, um zwei von einander unabhängige wissenschaftliche Forschungszüge nach der grönländischen Küste auszusenden. Der erste, der von dem Technologischen Institut von Massachusetts gebildet und unter die Leitung von Prof. Alfred Burton gestellt war, sollte im Omenakfjord in der Baffinsbai landen; der andere, von der Cornell University in Ithaka stand unter der Führung des Prof. Ralph S. Tarr und sollte von dem Südende der Melvillebai eine bisher von Gelehrten nicht erforschte Gegend untersuchen. Peary selbst begleitete die Expedition. Der Plan ging dahin, im Norden der Baffinsbai zu kreuzen und die Bowdombai gegen den 10. August zu erreichen. Nach Verlauf von drei Wochen sollte die Rückfahrt nach Süden angetreten und ein Aufenthalt von 14 Tagen an dem Meteorolithen des Cap York genommen, dann Devils Thumb und Omenakfjord berührt werden, um die beiden wissenschaftlichen Forschergruppen aufzunehmen und nach Berührung der größeren dänischen Ansiedlungen auf Grönland sowie der Fischereistationen an der Labradorküste etwa am 10. Oct. die Heimreise anzutreten. Am 26. September jedoch traf der Dampfer „Hope" schon am Cap Breton ein. Den Meteorolithen, den er mitbringen sollte, mußte er auf der Insel lassen, weil die Schraube des Hebels gebrochen war; indeß konnte der Stein bis ans Ufer gebracht werden. Die doppelte wissenschaftliche Expedition dagegen bringt reichliches Material mit. — Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Conway'schen Spitzbergen-Expedition wurden von Dr. J. W. Gregory in der Nature vom 10. Sept. 1896 zusammengestellt. Der durchquerte Theil Spitzbergens von der Advent- nach der Agardh-Bai wurde kartirt. In zoologischer Beziehung konnten nur die wirbellosen Thiere neuen Stoff liefern und nur Würmer, Mollusken, Crustaceen u. s. w. wurden aufgefunden. Die Pflanzen, die weiter landeinwärts an geschützten Plätzen vorkommen, sind dieselben wie die an der Küste. Am meisten Gewinn hatte die Geologie; archäische, paläozoische, devonische Gesteine, die Kohlen-, Trias-, Jura- und mittlere Tertiärzeit wurden nachgewiesen. Die geologischen Verhältnisse lagen klar und einfach und reiche Sammlungen wurden mitgebracht. Auf Walden-Insel (80° 38') fand man Schiefer von Quarz durchsetzt. Klimawechsel hat auch auf Spitzbergen stattgefunden und ist wahrscheinlich noch im Gange, aber in verhältnißmäßig engen Grenzen. Man fand Zeichen von zwei verschiedenen Eiszeiten vor der „großen Eiszeit". Die sogenannten Korallenriffe sind nicht in dem angrenzenden Meere entstanden und die fossile Fauna und Flora vom Devon an sind arm und deuten auf ein subarktisches Klima. Einbildungen existiren nicht; der fallende Schnee geht gleich in Eis über. Die Vergletscherung Spitzbergens ist nur localer Natur und von dem einstigen Vorhandensein einer großen polaren Eiskappe ward keine Spur entdeckt. Im Gegentheil: an der Nordküste war die Eisbewegung von Süd nach Nord gegangen.

* **Leipzig.** Am 2. October feierte hier unser ausgezeichneter Physiker, Geh. Rath Prof. Dr. Gustav Wiedemann, seinen 70. Geburtstag.

* **Berlin.** Für das Hofmann-Haus, das die deutsche chemische Gesellschaft zu Ehren ihres früheren Vorsitzenden, Prof. A. W. v. Hofmann, hier errichten will, fehlt noch ein großer Theil der Summe, welche zum Bau nöthig ist. Zur Bezahlung des Bauplatzes allein, der 275,000 M. kostet, fehlen noch etwa 50,000 M. Das Hofmann-Haus soll ein Vereinshaus für die deutsche Chemikerwelt werden. Es wird einen Hörsaal für öffentliche chemische Vorlesungen, ein Archiv, die Bibliothek der deutschen chemischen Gesellschaft, ein vollständig eingerichtetes Laboratorium u. dgl. enthalten; ferner wird darthin auch die Redaction der Berichte der deutschen chemischen Gesellschaft verlegt werden. In Chemikerkreisen ist eine ähnliche dauernde Ehrung auch für den jüngst verstorbenen Geh. Rath Kekulé v. Stradonitz, den Begründer der modernen organischen Chemie, geplant.

* **Königsberg.** Prof. Spirgatis, bisher Director des pharmaceutisch-chemischen Laboratoriums der Universität, ist in den Ruhestand getreten. Als sein Nachfolger hat Prof. H. Klinger die Leitung des Laboratoriums übernommen.

* **Wien.** Die Professoren der Medicin Hofrath Dr. Eduard Albert und Hofrath Dr. Eduard R. v. Hofmann, die im Sommer krankheitshalber ihre Vorlesungen abbrechen mußten, sind wiederhergestellt und werden im October ihre Lehrthätigkeit neu eröffnen.

* **London.** Der Ober-Elektriker des britischen Post- und Telegraphenamts Preece unternahm letzter Tage eine Anzahl Versuche mit einem von einem jungen Italiener Marconi erfundenen Apparat, mittelst vermuthlicher 1½ engl. Meilen entfernter Spiegel elektrische Wellen fortzupflanzen. Preece hat bekanntlich praktisch bewiesen, daß sich auf kurze Strecken sehr wohl ohne Draht mittelst elektrischer Induction telegraphiren läßt.

* Prof. Dr. A. Zimmermann wurde zum Botaniker an der neugegründeten Abtheilung für Kaffeecultur des Botanischen Gartens zu Buitenzorg ernannt. Zimmermann wirkte früher an der Universität Tübingen, war dann nach Jena übergesiedelt, um für die bekannte Zeiß'sche Fabrik thätig zu sein, und hatte sich im vorigen Jahr als Privatdocent an der Berliner Universität habilitirt.

Neues Katalog: Austriaca-Portraitsammlung Feloce. Versteigerung zu Wien, 19. und 20. Oct. 1896. Wien, C. Kende.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart.

In unserer „Bibliothek der Weltlitteratur" ist erschienen:

Briefwechsel

zwischen

Lessing und Eva König.

Mit Einleitung und Anmerkungen von **Edmund Dörffel.**

2 Bände.

Preis elegant gebunden 2 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Vor Kurzem erschien in unserem Verlage:

Genève littéraire contemporaine.

Pages d'auteurs genevois publiées par l'Institut national genevois.

Preis M. 4.—

Auf Verlangen erfolgt Franco-Zusendung. (14347)

Kataloge stehen ebenfalls gratis und franco zu Diensten.

Ch. Eggimann & Co., Genf.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Montag, 5. October. Nummer 230.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Ueber den Einfluß des Parsismus auf das Judenthum. Von Dr. Theodor Bloch. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ueber den Einfluß des Parsismus auf das Judenthum.

Von Dr. Theodor Bloch.

Unter den morgenländischen Religionen hat die Religion Zoroasters, der Parsismus, mehrfach das Interesse des Abendlandes in besonderem Maße in Anspruch genommen. Schon im Alterthum, zur Zeit der römischen Kaiser, glaubte man in dem Stifter dieser Religion den Urquell vieler verborgener Weisheit zu erblicken. Es scheint, daß damals sogar in christlichen Kreisen eine *Ἀποκάλυψις Ζοροάστρου* cursirte, also ein Werk, daß seine Zukunftsenthüllungen jenem Propheten des Ostens in den Mund legte. Jedenfalls lesen wir bei einigen Kirchenvätern von einem ähnlichen Buche, das den Vater des Königs Darius, Hystaspes, als seinen Verfasser nannte und in welchem sich deutliche Hinweise auf den Sohn Gottes gefunden haben sollen, wie auch darin von dem Kampf des Messias und der Seinen mit vielen Königen und seiner Standhaftigkeit und herrlichen Erscheinung zu lesen war. Und als vor hundert Jahren die erste Kunde von jenen altersgrauen Schriften Zoroasters zu uns nach Europa kam, da blickte man voll Ehrfurcht auf sie in dem Glauben, die Wiege aller Weisheit des Alterthums in ihnen gefunden zu haben.

Heutzutage jedoch ist unsre Aufmerksamkeit aus einem anderen Grunde auf jene Religion gerichtet. Es ist nämlich in der That bemerkenswerth, daß die Religion der alten Perser eine Reihe von Vorstellungen aufweist, die mit entsprechenden Vorstellungen der jüdischen und unsrer christlichen Religion eine große Aehnlichkeit zeigen. Bekanntlich ist sie beherrscht von dem Gegensatz zwischen dem guten und bösen Princip, Licht und Finsterniß, Gott und Teufel, Ormuzd und Ahriman. Beiden stehen eine Reihe untergeordneter Wesen dienstbereit zur Seite, dem Ormuzd Ameshа-spenta's und andere gute Geister, dem Ahriman die Dev's, die Teufel, ganz so wie im Glauben der Juden Schaaren von Engeln den Thron Gottes umgaben und der Satan über Legionen von Teufeln gebot. Ferner ist die persische Religion die einzige außer dem Judenthum und Christenthum, die die Lehre vom Leben nach dem Tode und dem Gericht, von der Auferstehung und der Vollendung der Welt in consequenter Weise ausgebildet hat.

Die Möglichkeit, daß diese jüdischen Vorstellungen vom Parsismus beeinflußt sein können, muß von vornherein zugestanden werden. Nach dem Exil standen die nach Palästina zurückgekehrten Juden mehrere Jahrhunderte hindurch direct unter persischer Herrschaft, und zu ihren Glaubensgenossen, die etwa in Medien oder anderen Gebieten des persischen Reiches zurückgeblieben waren, werden sie jedenfalls immer Beziehungen unterhalten haben. Es ist zum mindesten wahrscheinlich, daß diese ihre Berührung mit den Persern an ihnen ebensowenig spurlos vorüberging wie späterhin der enge Contact, in welchen sie zu den Griechen traten. Dies zeigt schon die Sprache. In ihrer aramäischen Mundart, die damals das alte Hebräisch verdrängt hatte, ist, ebenso wie in allen anderen aramäischen Dialekten, eine Anzahl persischer Lehnwörter als Niederschlag aus jener Zeit zurückgeblieben. Das Buch Daniel z. B. benennt die Staatsräthe und militärischen Würdenträger an den Höfen Nebukadnezars und Darius' mit persischen Titeln; Nebukadnezar bedroht darin die Traumdeuter, daß er sie, falls sie seinen Traum nicht deuten könnten, würde in Stücke zerschneiden lassen, was eigentlich „zu Gliedern machen" heißt und ein Ausdruck ist, der begreiflicherweise aus der Sprache der persischen Criminaljustiz stammt. Und, was für unsre Frage von besonderem Interesse ist, ein verwandter aramäischer Dialekt hat das alte aramäische Wort für „Teufel" (shêdâ) durch das entsprechende persische dêv ersetzt, das freilich dem jüdischen Aramäisch unbekannt geblieben ist.

Dazu kommt, daß persische Götterculte in jenen Jahrhunderten auch sonst weiter vordringen, bis in den Occident hinein. So vor allem die Verehrung Mithra's, den kilikische Seeräuber im Jahr 70 v. Chr. nach Rom brachten, von wo ihn die Legionare in alle Theile des römischen Reiches trugen, bis nach Deutschland an den Rhein, wo noch heute Denkmäler mit der Inschrift „Deo invicto Soli Mithrae" von seiner weiten Verbreitung Kunde geben.

Wenn somit auch die Möglichkeit einer Beeinflussung des Judenthums durch den Parsismus zugegeben werden muß, so bedarf es doch noch weiterer Umstände, um sie sicher zu stellen. Hiezu gehört zunächst eine Uebereinstimmung von Namen und Inhalt der in Betracht kommenden Vorstellungen. Leider steht es aber gerade hiemit recht schlimm in unserm Fall. Soviel ich weiß, gibt es unter den unzähligen Namen von Engeln und Teufeln, die sich in den späteren jüdischen Schriften finden, nur einen, dessen Herkunft aus dem Persischen sich mit Sicherheit behaupten läßt. Ich meine den Teufel Asmodi oder Asmodaios, wie er im Buche Tobias heißt, wo er zum ersten mal vorkommt. Seitdem Benfey im Jahre 1840 seine Identität mit dem persischen Aeshma behauptet hat, ist dieselbe wohl nicht mehr bestritten worden. Der Name zunächst würde einem avestischen aeshmô daevô entsprechen und „der Teufel Aeshma" bedeuten, eine Verbindung, die sich zwar so nicht im Avesta findet, dagegen, worauf Windischmann hingewiesen hat, im Bundehesh, einem späteren Religionsbuche der Parsen, in der Form chashm dêv vorkommt. Aber auch hier muß noch ein Punkt berücksichtigt werden. Die charakteristischste Eigenthümlichkeit des jüdischen Asmodi ist die, daß er ein Ehenteufel ist, ein Buhlkobold schlimmster Sorte. Im Buche Tobias tödtet er hinter einander die sieben Männer, mit denen Sarah, die Tochter Raguels, der Reihe nach verheirathet wird, in der Brautnacht, bis endlich der achte, der fromme Tobias, durch den Beistand des Engels Rafael vor dem Schicksal seiner Vorgänger

bewahrt bleibt. Und im Talmud lebt er als verkappter Salomo am Hofe dieses Königs und treibt in dessen Harem seinen Spuk. Zu dieser geilen Lüsternheit findet sich jedoch bei dem persischen Aeshma kein entsprechender Zug. Derselbe ist einfach ein Dämon des Zorns, wie schon sein Name besagt; denn aeshma ist das neupersische chishm und bedeutet „Zorn", und sein Wesen ist das des Zerstörers und Vernichters. Als solcher ist er einer der vornehmsten Gehülfen Ahrimans, dem er „mit verwundender Lanze" (chrvidru, so lautet sein gewöhnliches Beiwort) zur Seite steht, und sein hervorragendster Gegner ist Sraosha. Und wenn er weiterhin auch immer mehr zu einem Vater aller Schlechtigkeit wird, so wird doch von besonderer Lüsternheit und Begehrlichkeit, wie sie den jüdischen Asmodi kennzeichnet, bei ihm nichts erwähnt.

Nun hat jedoch Kohut, der im Jahre 1866 die jüdische Angelologie und Dämonologie in ihrer Abhängigkeit vom Parsismus zu erweisen suchte, den Versuch gemacht, eine Anzahl anderer Namen, besonders der jüdischen Erzengel, direct aus dem Persischen zu erklären. Wie im Parsismus Ormuzd die sieben Ameshа-spenta's, die höchste Classe göttlicher Wesen, zur Seite stehen, so ist im späteren Judenthum Gott von mehreren, unter dem Gros der übrigen Engel besonders distinguirten Engelfürsten umgeben, deren Zahl später ebenfalls als sieben angegeben wird und die jeder seinen besonderen Namen und Functionen haben, genau so wie die persischen Ameshа-spenta's. Kohut versucht nun, jeden einzelnen dieser Erzengel aus einem der Ameshа-spenta's herzuleiten, ja sogar ihre Namen sollen in manchen Fällen übereinstimmen. Er beruft sich hiefür zunächst auf eine talmudische Tradition, nach welcher die Juden die Namen der Engel aus Babylon aus dem Exil mitgebracht haben sollen. Zwar sind diese Namen alle gut hebräische Wörter, er hilft sich jedoch so, daß er sie zum großen Theil als directe Uebersetzungen aus dem Persischen erklärt. Dies Bestreben führt ihn allerdings zu eigenthümlichen Resultaten. Zunächst mag man es ihm verzeihen, daß er eine bei Daniel sich findende Rangstufe von Engeln, die dort 'irîn „Wächter" heißen, für eine directe Uebersetzung des persischen Wortes amesha spenta hält, indem er nach Bopps Vergleichender Grammatik dieses mit „non connivens sanctus, der nicht schlafende Heilige" übersetzte, während es in Wirklichkeit „der Unsterbliche, Heilige" bedeutet, also über eine besondere Wachsamkeit jener Genien, von der allerdings sonst mehrfach die Rede ist, nichts aussagt. Bedenklicher ist es jedoch, wenn Kohut die Herleitung des Namens Sraosha von der Wurzel sru „hören", wonach diese Genie ursprünglich eine Personification des Gehorsams ist, verwirft und statt dessen ihn mit avestisch zâvare, neupersisch zôr „Stärke, Kraft" verknüpft, lediglich, um aus dem Namen des Engels Gabriel („der starke Held Gottes") eine Uebersetzung jenes persischen Namens herauszubekommen. Sprachlich richtiger ist die folgende Gleichung Kohuts: Uriel („mein Licht ist Gott") = charenô, das ursprünglich den himmlischen Lichtglanz bedeutet und dann speciell als Verkörperung des Glanzes göttlicher und namentlich königlicher Majestät erscheint. Aber auch nur sprachlich; denn sachlich hat Kohut nichts aufzuzeigen gewußt, was jene beiden Wesen mit einander gemein hätten. Endlich führt im Talmud ein Engel den Namen Mittron oder Mitatron. Kohut vermag begreiflicherweise nicht der Versuchung zu widerstehen, ihn ohne weiteres dem persischen Mithra gleichzusetzen. Sachlich sind die Berührungspunkte auch hier äußerst gering. Man könnte höchstens das eine anführen, daß Mittron gelegentlich eine vermittelnde Stellung zwischen Gott und den Menschen einnimmt und daß nach einer Stelle bei Plutarch Mithra im Persischen den Mittler (μεσίτης) bedeutet habe. Aber was mit jener Stelle gemeint sei, ist nicht recht klar. Plutarch sagt, Zoroaster habe das eine von den beiden göttlichen Wesen Oromazdes genannt, das andere Areimanios; ersterer gleiche am meisten unter allen sinnlichen Dingen dem Licht, letzterer der Finsterniß und Unwissenheit. Mitten zwischen beiden stehe Mithra, daher auch die Perser Mithra den Mittler nennen. Von einer solchen Mittelstellung Mithra's zwischen Ormuzd und Ahriman findet sich jedoch im Avesta nichts und ebenso wenig von einer vermittelnden Thätigkeit zwischen den Menschen und Ormuzd, was ja auch schwerlich mit jenen Worten Plutarchs gemeint sein wird. Sprachlich ist aber die Herleitung Mittrons aus Mithra noch viel unwahrscheinlicher. Denn warum im Talmud Mithra mit einem doppelten emphatischen t-Laut wiedergegeben sein soll, während doch das persische Wort von Anfang an eine dem englischen th entsprechende Spirans hatte, die noch dazu schon sehr früh zu h geworden war — bereits bei Tacitus findet sich der persische Name Mithradates in der jüngeren Form Meherdates —, das ist schlechterdings nicht einzusehen. — Der Versuch Kohuts, aus jedem einzelnen der jüdischen Engel und Teufel ein directes Abbild eines entsprechenden Wesens in der persischen Religion zu machen, muß als gescheitert gelten, und die Untersuchung muß, wenn sie auf diesem dunkeln Gebiete zu einigermaßen sicheren Resultaten gelangen will, noch andere Factoren in Betracht ziehen, auf die Kohut keine Rücksicht genommen hat.

Es dürfte nämlich als sicher gelten, daß, wenn überhaupt eine Beeinflussung der Lehre von den Engeln und Teufeln bei den Juden von seiten des Parsismus stattgefunden hat, der Ausgangspunkt hiefür im Volksaberglauben beider Völker zu suchen sein wird. Nun erfahren wir aber alles, was wir über diese Vorstellungen wissen, aus Schriften, die aus priesterlichen Kreisen hervorgegangen sind, und es wird hiedurch klar, daß wir aus ihnen gewiß oft ein anderes Bild von jenen Gestalten gewinnen, als das war, welches die Phantasie des gemeinen Mannes erfüllte. Denn jenen gelehrten Priestern ist es ja nicht darum zu thun, das zu lehren, was das Volk glaubt, sondern das, was mit der schriftlich oder mündlich aufbewahrten geheiligten Tradition im Einklang steht. So sehen wir schon, daß der jüdische Asmodaios, dessen Identität mit dem persischen Aeshma kaum bezweifelt werden kann, Eigenschaften aufweist, die seinem persischen Prototyp fremd sind. Das mag immerhin darauf beruhen, daß der Volksaberglaube ihm allerhand Züge andichtete, die die priesterliche Lehre nicht kannte. Wer würde z. B. aus dem, was unsre Theologen über den Teufel lehren, sich ein Bild davon machen können, wie er in der Phantasie unsrer Bauern aussieht? Etwas ähnliches beobachten wir auch an der Gestalt des Mithra-Glaubens, wie sie im Occident, besonders in Rom, Aufnahme fand. Eine Reihe von Zügen, die uns die classischen Schriftsteller hievon berichten, lassen sich schwer mit dem Bilde vereinigen, das wir aus dem Avesta von dieser Gottheit gewinnen, ja sind ihm zum Theil ganz fremd. Schon seine directe Identification mit der Sonne geht über das hinaus, was das Avesta von ihm aussagt. Hier schimmert die alte Naturbedeutung nur gelegentlich durch (Mithra war in der That ursprünglich ein Sonnengott), und seine Beziehung zur Sonne ist nur zwischen den Zeilen zu lesen. Ganz ohne Parallele ist jedoch seine Geburt in der Höhle, ferner wie er in der Höhle den Stier schlachtet, in welcher Form ja bekanntlich die uns erhaltenen Bildwerke der Alten ihn darstellen, und anderes mehr. Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, daß der Cult des Mithra zu den Alten nicht in der Form gekommen ist, wie er bei den Persern officiell war, sondern wie er sich etwa in Kleinasien herausgebildet

Digitized by Google

hatte; waren es doch kilikische Seeräuber, die ihn nach Rom brachten. Endlich mag daran erinnert werden, daß der Parsismus in Armenien eine Gestalt angenommen hatte, die von der uns aus den heiligen Schriften der Parsen bekannten in manchen Punkten nicht unerheblich abweicht. Für die in Frage kommenden jüdischen Vorstellungen der ältesten Zeit sind wir allein auf die apokalyptische Literatur angewiesen. Auch diese Schriften stehen keineswegs unter dem directen Einfluß des Volksglaubens. Ihr Ziel ist es, die Frommen in der gegenwärtigen Zeit der Drangsal zur Standhaftigkeit zu ermuntern und zu trösten, indem sie ihnen die Geschicke der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zeigen verhüllt durch den Schleier der Allegorie und des Räthsels, dessen Lösung nur dem Eingeweihten bekannt ist. Es hat sich in ihnen ein stehender Lehrtypus gewissermaßen ausgebildet, der seine einzelnen Sätze aber zumeist aus dem Worte göttlicher Verheißung herleitet, wie es durch den Mund der Propheten geredet ist, und auch jene phantastischen Bilder, hinter denen sie Personen oder Dinge oft der unmittelbarsten Gegenwart verstecken, sind schwerlich je der Phantasie des gewöhnlichen Volkes abgeborgt.

Alle diese Umstände erschweren natürlich die Untersuchung auf Schritt und Tritt. Es kommt jedoch noch ein weiteres hinzu.

Jeder, der die Schriften des Neuen Testamentes kennt, wird, wenn er an die Lectüre der heiligen Schriften der Buddhisten herantritt, überrascht sein, eine solche Fülle von Anklängen an die Reden Christi in den Aussprüchen Buddha's zu finden oder in den Geschichten, die von beiden berichtet werden. Es ist bekannt, wie immer und immer wieder von gewissen Seiten aus diesem Grunde behauptet wird, das Christenthum sei weiter nichts als ein entstellter Buddhismus, Christus habe das, was er den Menschen verkündigte, entweder bei Buddhisten selbst gelernt, die irgendwo im vorderen Orient angesiedelt waren, oder jene räthselhafte Secte der Essener seien die Vermittler gewesen. An der Irrigkeit dieser hartnäckig wiederholten Behauptung besteht heutzutage unter Kennern kein Zweifel mehr. Die Grundvoraussetzungen der Lehre Buddha's und der Verkündigung Christi sind durchaus verschieden, und da, wo ein Ausspruch des einen dem des andern so ähnlich sieht, findet man oft bei genauerem Zusehen, daß sie von diesen Grundvoraussetzungen aus ganz anders zu beurtheilen sind, als es auf den ersten Blick schien. Dies kann ich hier nicht näher ausführen. Ich erwähne es nur, um den allgemeinen Satz daraus abzuleiten, daß da, wo in zwei Religionen gewisse Lehrsätze einander fast zu gleichen scheinen, immer erst die Voraussetzungen zu untersuchen sind, von welchen aus jene Religionen den betreffenden Lehrsatz gebildet haben; mit anderen Worten, es darf erst dann eine Entlehnung angenommen werden, wenn in der einen von beiden Religionen im Zusammenhang der geschichtlichen Entwicklung ihres Ideenkreises die betreffende Lehre etwas fremdes ist, das aus dem Vorhandenen sich nicht herleiten läßt, anderenfalls muß das Sprüchwort gelten: si duo faciunt idem, non est idem.

Es fragt sich nun, ob auch auf das Verhältniß zwischen Parsismus und Judenthum dieser Satz seine Anwendung findet. Es empfiehlt sich, hiefür den dritten der oben angedeuteten Vorstellungskreise zu wählen: die Lehre vom Leben nach dem Tode und dem Gericht, von den letzten Dingen und der Auferstehung.

Daß das Leben des Menschen mit dem Tode nicht sein Ende erreicht, ist ein Glaube, der jedenfalls schon lange vor Zoroasters Auftreten den Persern vertraut war. Auch ihre nächsten Stammverwandten, die Inder, kennen von den Veden an ein Reich, zu welchem Jama, der erste Mensch, den Weg gefunden hatte „für die vielen nach ihm", und in welchem er herrschte als König der Dahingeschiedenen, der Väter. Aber es ist ein dunkles Schattenreich, und der sehnlichste Wunsch des Menschen ist der, noch viele Jahre zu leben und ja nicht vor der Zeit in jenes Reich zu gelangen. Zoroaster gab diesem Glauben nun eine ganz eigenartige Ausprägung. Nach ihm ist das Schicksal des Menschen dadurch bedingt, wie er in seinem Leben sich für eines der beiden Principien des Bösen und Guten, für Ormuzd oder Ahriman entschieden hat. Beide liegen von Urzeiten her im Streit mit einander. „Weder unsre Gesinnung, noch unsre Lehre, noch unser Verstand, weder unser Glaube, noch unsre Worte, noch unsre Thaten, weder unser Geist, noch unsre Seele können jemals mit einander harmoniren", so soll nach ihm am Anfang der Welt der heilige Geist zum bösen gesprochen haben. Die Entscheidung des Kampfes wird schließlich dem guten Geiste, Ormuzd, zufallen. Er wird alle seine Streitkräfte sammeln zur Entscheidungsschlacht und die Macht des Bösen für immer brechen. Diese Entscheidung dachte Zoroaster sich als nahe bevorstehend, und er scheint, ähnlich wie die Apostel und die älteste christliche Kirche, in dem Glauben gelebt zu haben, daß die Zeit erfüllt und das Reich nahe herbeigekommen sei. In den Gatha's, in denen wir Reste seiner Predigt oder der Verkündigung seiner unmittelbaren Anhänger und Nachfolger zu erblicken haben, sagt einer von diesen: „Dieses Reich (das jenseitige Leben) sucht er (Zoroaster) für uns durch Lobpreisungen zu erwerben; bald werde ich es mit Augen sehen: das Reich der Thaten und Worte Vohumano's (der guten, frommen Gesinnung)." Mit dem Kommen des Reiches oder, wie es auch heißt, der Wiedergeburt des Lebens ist ein Gericht verbunden, das Ormuzd halten wird. Prophetisch den Blick in die Zukunft wendend, sagt Zoroaster einmal: „Als einen Heiligen habe ich dich (Ormuzd) erkannt, als ich dich zum erstenmal erschaute bei der Wiedergeburt des Lebens, wenn du die Worte und Werke mit ihrem Lohn versehen, Böses dem Bösen und ein gutes Loos dem Guten geben wirst durch deine Hoheit bei dem zukünftigen Ende der Welt." Das Resultat dieses Gerichtes wird sein, daß der Teufel, Ahriman, mit all seinen Anhängern den Qualen der Hölle überliefert und für immer in den Abgrund gestürzt wird, wo er von nun an ohnmächtig liegen wird, und daß Ormuzd sein Reich aufrichten wird, in welchem die Sonne ewiglich scheint und alle Frommen und Gläubigen ein glückseliges Leben führen werden, das keine Macht des Bösen zu stören vermag, in der Gemeinschaft Ormuzds und seiner heiligen Engel.

Wir finden also hier dieselben Vorstellungen wie im Judenthum und besonders dem Neuen Testament: eine endgültige Vernichtung des Teufels und alles Bösen in der Welt, ein Gericht und ein Reich des Guten, in dem den Frommen ewiges Leben zutheil wird.

In den späteren Theilen des Aveста und den jüngeren Schriften der Parsen, deren Abfassungszeit sämmtlich um Jahrhunderte hinter Zoroaster liegt, sind nun diese Lehren theils weiter ausgeführt, theils verändert, theils erweitert. Zunächst war es eine natürliche Folge, daß man die Vollendung der Welt und den endlichen Sieg Ormuzds über Ahriman in eine fernere Zukunft verlegte, als er ursprünglich vom Stifter der Religion gehofft war. Auch die christliche Kirche hat ja die Hoffnung auf das unmittelbar bevorstehende Wiederkommen Christi längst aufgeben müssen. Das hatte zur Folge, daß sich im Zukunftsbilde der Parsen zwei Theile, die ursprünglich mit einander zusammenfielen, loslösten: das unmittelbare Schicksal des Menschen nach dem Tode und sein endgültiges Schicksal, verbunden mit dem der ganzen Welt. Schon nach seinem Tode entscheidet sich das Schicksal des Menschen. Hievon besitzen wir detaillirte

Schilderungen, deren einer, in einem der späteren Stücke des Aveſta befindlichen das Folgende entnommen iſt. Aehnliches findet ſich in jüngeren Schriften der Parſen. Es heißt da: „Zoroaſter fragte Ormuzd: Ormuzd, heiligſter Geiſt, Schöpfer der körperhaften Welt! Wenn ein frommer Mann ſtirbt, wo weilt ſeine Seele in der erſten Nacht (nach ſeinem Tode)? Ormuzd antwortete: Sie ſitzt ihm zu Häupten, die Uſhtavaiti Gāthā ſingend, die alſo beginnt: Glücklich iſt er, glücklich der Mann, wer immer es ſei, dem Ormuzd die volle Erfüllung ſeiner Wünſche gewährt. In jener Nacht empfindet ſie ſo viel Wohlbehagen, als die ganze lebende Welt empfinden kann.“ Die gleiche Frage wird für die zweite und dritte Nacht in gleicher Weiſe beantwortet. Es ſcheint übrigens hier noch etwas von jenem primitiven Glauben zurückgeblieben zu ſein, nach welchem die Seele des Todten in der Nähe des Leichnams weilt, bis derſelbe beſtattet iſt. Beim Anbruch des vierten Tages gelangt die Seele zur Tſhinvatbrücke. Dieſe Brücke, deren Name urſprünglich „die Brücke des Richters“ bedeutete, war der Ort, an welchem ſich das Schickſal der Geſtorbenen entſchied. Sie war zwiſchen Himmel und Hölle ausgeſpannt. Für den Frommen war ſie ſo breit wie eine Paraſange, für den Ungläubigen aber ſo ſchmal wie ein Haar, ſo daß er unmöglich hinüber konnte. Iſt die Seele des Frommen nun zu dieſer Brücke gekommen, ſo harren ihrer hier viele Hinderniſſe. Aſtō-vidāt „der Knochenzerſchmetterer“, Aeſhma, Vizareſha und andere Dämonen ſuchen ſie herunterzureißen, der Hund mit den gelben Ohren, der den Zugang zur Brücke bewacht, der perſiſche Kerberos, ſucht ſie durch ſein Bellen abzuſchrecken. Aber Sraoſha und andere gute Geiſter leiſten ihr Beiſtand. Und wenn ſie über die Brücke ſchreitet, wird dieſe ſo weit wie eine Paraſange, ſo daß ſie bequem hinüberkommen kann. Sie kommt nun in das Paradies und hier empfangen ſie Wohlgerüche der köſtlichſten Art. „Es ſcheint ihr, als ob ein wohlriechender Wind von Süden wehte, wohlriechender denn jeder andere Wind in der Welt.“ Sie ſieht alsdann ihr eigenes Gewiſſen (oder ihre eigenen guten Werke, wie es an anderer Stelle heißt) ihr entgegenkommen in jenem Winde, „in der Geſtalt eines ſchönen, glänzenden Mädchens, mit weißen Armen, wohlgebaut, mit ſchlanker Taille, hohem Wuchs, vollen Brüſten, ſchönem Körper, vornehm, edlen Geſchlechts, gleichend einem Mädchen von 15 Jahren, ſchöner als das ſchönſte auf dieſer Welt. Und die Seele des Frommen fragt das Mädchen: Was für ein Mädchen biſt du, du ſchönſte von allen, die ich je geſehen habe? Sie antwortet: O Jüngling von guten Gedanken, guten Thaten, guten Worten und guter Religion! ich bin dein eigenes Gewiſſen. Jedermann liebt dich wegen deiner Hochherzigkeit, Güte, Schönheit, deines Wohlgeruchs, deiner Kraft und Tapferkeit und deiner Freiheit von Sorgen, in der du vor mir erſcheinſt; und du, o Jüngling, liebſt mich aus dem gleichen Grunde. Wenn du einen Mann ſahſt, der das Heilige profanirte oder Götzendienſt trieb, den Armen von ſich ſtieß und die Thür vor ihm zuſchlug, ſo ſetzteſt du dich nieder, die Gāthās herzuſagen, die guten Waſſer zu verehren und das Feuer, den Sohn Ormuzds, und den Gläubigen zu erfreuen, der von nah oder fern zu dir kam. Ich war ſchön und du machteſt mich noch ſchöner, ich war lieblich und du machteſt mich noch lieblicher, ich war begehrenswerth und du machteſt mich noch begehrenswerther; ich ſaß an einem hohen Platz (an der Tafel) und du ließeſt mich am Ehrenplatze ſitzen durch dieſe deine guten Gedanken, Worte und Thaten. Deßwegen verehren mich die Menſchen, weil ich ſo lange dem Ormuzd Opfer dargebracht habe.“ Nun ſchreitet die Seele weiter. Der erſte Schritt bringt ſie in das „gute Gedanken“ genannte Paradies, der zweite in das Paradies „gute Worte“, der dritte in „gute Werke“, der vierte in das endloſe Licht, das eigentliche Paradies, ſonſt Garōtman, „Ort des Lobgeſangs“, genannt. Hier trifft ſie mit den vollendeten Frommen zuſammen. Sie fragen ſie, wie ſie hieher gekommen ſei, aber Ormuzd wehrt ihnen ab und läßt der Seele des Frommen Zaremaya-butter vorſetzen, ſich zu ſtärken und ſich daran zu laben, und läßt ſie ſich auf einem prunkvollen Throne niederſetzen; „immer und ewiglich bleibt ſie dort im Glanze mit den Engeln immerdar“.

Anders jedoch iſt das Schickſal des Gottloſen. In den drei erſten Nächten ſingt ſeine Seele, zu Häupten des Todten ſitzend, eine andere Gāthā: „Zu welchem Lande ſoll ich mich wenden? bei wem ſoll ich bittend Hülfe ſuchen?“ Iſt ſie dann zur Tſhinvatbrücke gekommen, ſo fällt der Teufel Vizareſha über ſie her, nimmt ſie, peinigt und ſchlägt ſie ohne Gnade und Erbarmen. So viel ſie auch ihn weinend bitten mag, er nimmt ſie und ſchleppt ſie in die Hölle. Dort findet ſie nun das gerade Gegentheil von dem, was die Seele des Frommen im Himmel gefunden hatte. Zunächſt weht ihr ein kalter Wind von Norden her Schnee ins Geſicht und erfüllt ihre Naſe mit den übelſten Gerüchen. In dieſem Winde erblickt ſie ein abſcheuliches Weib, „nackend, abgefallen, gaffend, krummbeinig, mit dürren Hüften, voller Peſtbeulen und üblen Geruch verbreitend“. Auf ihre Frage, wer ſie ſei, ſtellt ſie ſich der Seele als deren eigene Werke vor, die ſie alsdann genauer beſchreibt. Dann folgen die vier Schritte: der erſte in die Hölle „böſe Gedanken“ u. ſ. w., bis der vierte ſie in die endloſe Finſterniß bringt, die eigentliche Hölle. Hier läßt ihr Ahriman, nachdem er ebenſo wie vorhin Ormuzd den Seelen der ſie empfangenden Gottloſen das Fragen verwehrt hatte, Gift und giftige, ekelhafte Speiſe vorſetzen: „dies iſt die Speiſe nach dem Tode für den Jüngling von ſchlechten Gedanken, Worten und Werken; dies iſt die Speiſe für das gottloſe Weib, das ihrem Mann ungehorſam war.“ So entſcheidet ſich nach dem Glauben der Parſen das Schickſal des Menſchen nach ſeinem Tode.

Das endgültige Schickſal der Welt wird ſich aber erſt in ferner Zukunft entſcheiden. Der zwar, welcher dies bewirken wird, der Heiland der Welt, der Saoſhyant, „Erretter, Förderer, Helfer“, wie ihn das Aveſta nennt, iſt in gewiſſem Sinne ſchon vorhanden. Zoroaſter machte dreimal den vergeblichen Verſuch, ſeiner Gattin Hoovi in Liebe zu nahen: jedesmal fiel ſein Same auf die Erde. Der Engel Neryoſengh nahm ſich desſelben an, übergab ihn der Göttin Anāhitā, die ihn im See Vourukaſha aufbewahrte und ihm 9999 Engel zu Hütern beſtellte. Dort wird ſich, wenn die Zeit erfüllet iſt, eine Jungfrau Eredat-fedhri, die auch die „Allüberwinderin“ (vispa-taurvairi) heißt, baden, und nachdem ſie empfangen hat, wird ſie den Heiland der Welt, den Saoſhyant, gebären. Er hat jedoch noch zwei Vorläufer, Hufhedar und Hufhedarmāh, die auf dieſelbe Weiſe, der eine von Srūtat-fedhri, der andere von Vanhu-fedhri, geboren werden. Jeder von beiden regiert ein Millennium, an deſſen Schluſſe jedoch die Mächte der Finſterniß jedesmal aufs neue die Herrſchaft an ſich reißen, bis endlich die endgültige Wiederherſtellung der Welt durch den Saoſhyant zuſtande kommt. Gegenwärtig, d. h. zur Zeit, aus welcher die jüngeren Schriften der Parſen ſtammen, ſteht die Welt im Millennium Zoroaſters. Nach einer Stelle in einem ſpäteren Parſentexte, dem Bahman-Yaſht, hat man das Millennium Hufhedars, alſo des erſten der beiden Vorläufer des Saoſhyant, etwa im Jahre 1650 unſrer Zeitrechnung erwartet. Weſt, der Ueberſetzer dieſes Buches, bemerkt dazu, daß ein gläubiger Parſe, um die Ehre ſeiner heiligen Prophetie zu retten, darauf Gewicht legen könnte, daß damals die Herrſchaft der Engländer in Indien begann, die in der That zur Erhaltung der ſpärlichen Reſte der Anhänger Zoroaſters, die vor den Verfolgungen der

Mohammedaner dort Schutz gefunden hatten, viel beigetragen hat.

Allen diesen Endgeschicken geht eine Zeit großer Drangsal und Noth voraus, die uns im Bahman-Yasht näher geschildert wird. Sie veranlaßt den Verfasser, ehe er ihre Schilderung beginnt, in den Ruf auszubrechen: „O Schöpfer! vergönne mir zu sterben, vergönne es meinen Freunden zu sterben, daß ich jene schreckliche Zeit nicht erleben möge!" Zunächst geschehen allerlei Zeichen am Himmel: die Sonne verfinstert sich und der Mond schillert in allerhand Farben, die Erdbeben werden zahlreich und der Wind verwandelt sich in Sturm. Mangel, Noth und Elend befällt die Menschen. Dann brechen die Schaaren der Feinde über Iran herein, Hunderte, Tausende, Myriaden; Griechen und Türken, „die lederumgürteten Wölfe mit den fliegenden Haaren, das dämonische Heer, das alles vernichtet, wo es hinkommt. Und wenn jemand auch sein eigenes Leben rettet, für sein Weib, seine Kinder und sein Hab und Gut findet er nicht Zeit, Sorge zu tragen."

Dies ist der Zeitpunkt des Auftretens Hushedar's. Mit Hülfe einer Reihe verbündeter Schaaren stellt er sich den Feinden entgegen. Dreimal erheben sie sich gegen ihn, dreimal werden sie niedergeschlagen und zwar so zahlreich, „daß es schließlich für je tausend Frauen nur einen Mann zum Küssen gibt". Tausend Jahre später beginnt das Reich Hushedarmâh's. In ihm herrscht zunächst eitel Friede. Die Menschen fangen an, von Pflanzen zu leben, eine Kuh gibt für hundert Menschen genügend Milch; die Menschen kommen so weit in der ärztlichen Kunst, daß man weder mit einem Messer noch mit einem Schwert jemanden tödten oder verletzen kann. Aber das Glück ist noch nicht dauernd. Die Fesseln des Azhi Dahâka, den Frêdûn im Berge Demâvend angeschmiedet hatte, lösen sich und er ist wieder frei. Darauf begeben sich das Wasser, das Feuer und die Pflanzen zu Ormuzd und bitten ihn: „mache Frêdûn wieder lebendig, daß er den Drachen Azhi Dahâka erschlage!" Ormuzd gibt Sraosha und Neryosengh den Befehl, Kereksâsp Sâmân herbeizuholen. Dreimal rufen sie ihn, das viertemal kommt er und geht dem Azhi Dahâka entgegen. Er hört nicht auf das, was die Schlange ihm zu sagen hat, sondern seine siegreiche Keule fällt nieder auf das Haupt des Drachen, zerschmettert und tödtet ihn. Alsdann weichen Verwüstung und Zwietracht aus dieser Welt, und das Reich des Saoshyant beginnt.

Den Hereinbruch dieses Reiches schildert der Bundehesh ausführlicher. Zunächst geht ihm die Auferstehung der Todten voraus. Der erste, der aufersteht, ist Gayômart, der Urmensch; ihm folgt das erste Menschenpaar Mashya und Mashyôi, dann der Rest der Menschen: wer immer fromm ist und wer schlecht, jedes menschliche Wesen steht auf an der Stelle, wo seine Seele es verlassen hatte. Dann folgt das Gericht: die Menschen werden alle zu einer großen Versammlung zusammenberufen; in dieser Versammlung sieht jeder seine eigenen guten und bösen Thaten, und der Schlechte wird in dieser Versammlung so kenntlich wie ein weißes Schaf unter schwarzen. War ein Gerechter im Leben der Freund eines Ungerechten gewesen, so beklagt sich dieser über ihn und spricht: „Warum machte er, als wir noch lebten, mich nicht bekannt mit den guten Werken, die er ausübte?" und wenn er ihn nicht damit bekannt gemacht hatte, so muß der Gerechte vor der Versammlung erröthen.

Alsdann tritt eine Scheidung zwischen Gerechten und Ungerechten ein: die Gerechten kommen in den Himmel, die Ungerechten in die Hölle. Hier erwarten sie viele Strafen. Die erste ist die, daß sie drei Tage und drei Nächte körperlich gezüchtigt werden und dabei gleichzeitig sehen, wie gut es die Frommen dagegen im Himmel haben. Für einige Erzketzer wie Dahâk und Afrâsiâb ist eine besonders strenge Strafe vorgesehen, die die anderen nicht trifft. Diese werden je nach der Schwere ihrer Sünden leichter oder härter bestraft. Die Erneuerung der Welt wird dann weiter so beschrieben: Jeder, der das Aussehen eines alten Mannes hat (nachdem sein Körper wieder lebendig gemacht ist), wird so neu geschaffen, daß er aussieht, als wäre er vierzig Jahre alt. Und er erhält sein eigenes Weib zurück und man zeigt ihm seine Kinder mit dem Weibe. Darauf vernichtet Ormuzd mit Hülfe der anderen guten Geister alle Teufel. Nur Ahriman bleibt noch übrig, aber Ormuzd bewältigt auch ihn. „Er bringt das Gebiet der Hölle zurück zur Vergrößerung der Erde, die Erneuerung der Welt beginnt durch seinen Willen und die Welt wird unsterblich für immer und ewig. Die Erde wird zu einer eislosen, glatten Ebene, sogar der Berg Tshakât-i-Dâitik, dessen Gipfel die Tshinvat-Brücke trägt, wird abgetragen und existirt nicht mehr."

Daß zwischen diesen Vorstellungen und der jüdisch-christlichen Lehre von der Auferstehung und dem Kommen des Messias eine auffallende Aehnlichkeit besteht, ist auf den ersten Blick klar. Schon die Schilderung des Weltgerichts, wie sie der Bundehesh entwirft, erinnert bis ins Einzelne an das Zukunftsbild, das Christus in den Evangelien von seiner Wiederkunft zum Gerichte zeichnet. Auch nach dem Glauben der Juden und Christen geht dem Kommen des Messias eine Zeit großer Trübsal voraus, die Zeit „der Geburtswehen des Messias", wie sie genannt wird, und das, was in ihr geschehen soll, entspricht genau dem, was der Bahman-Yasht über die großen Drangsale erzählt, die das Millennium des ersten Vorläufers des Saoshyant, Hushedars, einleiten. Hier sei jedoch gleich bemerkt, daß in diesem Falle a priori die Wahrscheinlichkeit eines umgekehrten Verhältnisses, d. h. einer Beeinflussung des persischen Verfassers dieses Buches durch jüdisch-christliche Ideen nicht ausgeschlossen ist, da derselbe sicher nicht vor der Regierung des Königs Chufrev I. Anôshîrvân (531 bis 579 n. Chr.) gelebt hat.

An die Offenbarung Johannis werden wir erinnert, wenn wir hören, wie nach parsischem Glauben vor der Endkatastrophe der Teufel noch einmal alle seine Kräfte sammelt, nachdem er in dem paradiesähnlichen Millennium Hushedarmâhs ohnmächtig hatte daliegen müssen. Auch von einer Präexistenz des Messias kann man im Parsismus gewissermaßen reden, wenn hier natürlich auch die Idee sich nicht unmittelbar mit der entsprechenden jüdischen Lehre verknüpfen läßt. Den Parsen lag es daran, ihren Messias zu einem Sohn ihres großen Propheten zu machen, daher die wunderbare Erzählung über seine Geburt, die übrigens alt ist und bereits dem Avesta angehört. Nach jüdischer Vorstellung war der Messias im Himmel bei Gott von Urzeiten her verborgen. Eher ließe sich eine Parallele ziehen zwischen den beiden Vorläufern des Saoshyant und dem Kommen des Elias, das nach jüdischem Glauben die messianische Zeit einleiten soll. Man könnte endlich die ganze Lehre von der Auferstehung der Todten im Judenthum für ein fremdes Element erklären. Sicher ist jedenfalls, daß sie sich erst nach dem Exil herausgebildet hat und daß sie uns zum ersteumal bei Daniel begegnet; auch gab es bekanntlich noch zu Christi Zeit eine Partei unter den Juden, die Sadducäer, die sie verwarfen, weil sie etwas neu hinzugekommenes war, das mit den Lehren des Gesetzes Mosis nicht im Einklang stand. Jedenfalls ist sie im Parsismus viel früher vorhanden gewesen, als im Judenthum.

Aber alle diese Parallelen sind doch im Grunde recht äußerlicher Natur. Es läßt sich zeigen, wie das Judenthum von sich selbst aus jene Lehrsätze entwickelt hat, in denen es dann mit dem Parsismus zusammentrifft, und zwar war

Digitized by Google

die Quelle, aus denen sie geflossen sind, die Weissagung der alttestamentlichen Propheten.

Die Drangsale und Verwirrungen, welche die messianische Zeit eröffnen, stammen aus Hosea, wo gesagt wird: „die Wehen einer Gebärenden werden über ihn kommen", und aus ähnlichen Stellen. Elias als Vorläufer des Messias wurde aus den Worten Maleachi's hergeleitet, wenn er sagt: „siehe, ich werde euch Elias den Propheten senden, ehe der große und furchtbare Tag Jahvehs kommt." Und wenn andere einen Propheten wie Moses erwarteten, ehe der Messias kommen würde, so beriefen sie sich hiefür auf das Wort Mosis, daß Gott einen Propheten wie ihn auferwecken werde, den solle Israel hören. Die Präexistenz des Messias haben die Juden aus Micha's Worten hergeleitet, nach denen die Anfänge des Messias „von Alters her sind, von den Tagen der Urzeit an", und wenn man seinen Aufenthalt in den Himmel verlegte, so hing das wieder damit zusammen, daß man sich alles Werthvolle als im Himmel präexistirend dachte, wie ja auch das neue Jerusalem dereinst vom Himmel herabkommen wird.

Endlich ist die Lehre von der Auferstehung im Judenthum zwar spät erst entstanden, ihre Voraussetzung ist jedoch durch die Entwicklung der messianischen Idee befriedigend gegeben. Ursprünglich dachte man sich nur Israel als Ganzes, als Volk theilhabend am messianischen Reiche. Mit dem Untergange der politischen Selbständigkeit einerseits und der Vertiefung des religiösen Bewußtseins andrerseits mußte aber mehr und mehr nothgedrungen die Bedeutung des Einzelnen in den Vordergrund treten. „Indem der fromme Israelit dessen gewiß ist, daß auch sein persönliches und zwar dauerndes und ewiges Heil von Gott gewollt ist, erwartet er, daß er und jeder einzelne Fromme theilhaben werde an der zukünftigen Herrlichkeit des Volkes. Wer also vor Verwirklichung derselben vom Tode ergriffen wird, der darf hoffen, daß er dereinst wieder auferweckt und von Gott in das Reich der Herrlichkeit versetzt werden wird. Damit richtet sich zugleich die Reflexion überhaupt bestimmter auf das künftige Geschick des Einzelnen, auch in malam partem. Gott führt im Himmel Buch über die Thaten jedes Einzelnen, und auf Grund dieser himmlischen Bücher wird dann beim Gericht entschieden: Lohn und Strafe jedem Einzelnen genau nach Verdienst zugemessen. Dies hat dann zur Folge, daß die Erwartung der Auferstehung sich verallgemeinert: nicht nur die Gerechten werden auferstehen, sondern auch die Ungerechten, um im Gericht ihr Urtheil zu empfangen" (Schürer).

Endlich sei noch kurz darauf hingewiesen, daß nach jüdischem Glauben das Gericht mit dem Kommen des Messias zusammenfällt, während, wie wir gesehen haben, die Parsen die Belohnung der Guten und die Bestrafung der Bösen unmittelbar nach dem Tode sich dachten. Die jüdischen Vorstellungen über den Zwischenzustand nach dem Tode bis zur Auferstehung gehen auseinander: theils glaubten sie, die Todten seien eben todt und würden erst beim Kommen des Messias wieder lebendig, theils kannten auch sie eine vorläufige Belohnung der Guten und Bestrafung der Sünder, wie dies u. a. aus der evangelischen Erzählung vom reichen Mann und armen Lazarus zu sehen ist.

Diese Ausführungen werden gezeigt haben, mit welchen Schwierigkeiten die Frage nach der Beeinflussung des Judenthums durch den Parsismus verknüpft ist. Dem auf diesem Gebiet so beliebten Bestreben gegenüber, irgend welche jüdisch-christlichen Vorstellungen ohne weiteres als Entlehnung von den Persern auszugeben, wenn sie persischen Ideen auch nur in etwas gleichen, kann die alte Wahrheit nicht nachdrücklich genug hervorgehoben werden: est et nesciendi quaedam ars. Vielleicht wird auch für dieses Problem einmal der Saoshyant erstehen, der die Forschung ihrem Ende zuführt und Licht über die Dunkelheit breitet. Er wird aber zuvor durch große Trübsal hindurchgehen müssen und schwere Geburtswehen zu bestehen haben.

Mittheilungen und Nachrichten.

bm. *Gaston Deschamps:* La vie et les livres. Troisième série. Paris, Armand Colin et Cie. 1896. — Deschamps hat sich als archäologisch gebildeter Kenner von Land und Leuten des heutigen Griechenland und Kleinasien einen guten Namen gemacht; seine von der Akademie preisgekrönten Bücher (La Grèce d'aujourd'hui; Sur les routes d'Asie) sind lustig und lehrreich zugleich; sie haben denn auch ein paar Auflagen erlebt und die Aufmerksamkeit großer Zeitungsverleger auf Deschamps gelenkt. Der „Temps" berief ihn als Nachfolger von Edmund Scherer und Anatole France zu seinem Literaturreferenten. Und die Berichte über seine Bücher-Reisen sammelt er, wie vordem seine Veduten und Humoresken, in wohlgedruckten, anmuthig lesbaren Bänden. In der ersten Reihe beredete Deschamps die Kriegsgefahr, die preußenfresserische und die chauvinistische Literatur mit leidlicher Unbefangenheit; Neu-Hellenismus, der wiederauflebende Napoleon-Cult u. s. s. kam weiter zur Erörterung. In der zweiten Reihe wurden die großen Todten Renan, Taine, Lecomte de Lisle gewürdigt. In der dritten, uns eben zugehenden begegnen uns Heredia (als Vermittler zwischen älterer spanischer Literatur und Frankreich); Verlaine; Bourget als Amerikafahrer; die Sittenschilderer der modernen Pariser Gesellschaft, Hervieu, Gyp, Lavedan; der „Saab"-Maler Pierre Veber; die Gebrüder Rosny; die Gelehrten Hanotaux und Gaston Paris; endlich — oder vielmehr, nicht nur in dem Schlußaufsatz La littérature et la démocratie, sondern dem wohlgewählten Titel entsprechend, durchweg — Gedanken über die Wechselwirkungen zwischen Leben und Literatur, la vie et les livres. Die Bücher der Zeit sind für Deschamps Texte zu allerhand feinigen, kraft- und scherzhaften Betrachtungen über die Aufgaben und Richtungen unsrer Gesellschaft. Ein geschmackvoller Moralist mehr noch, als ein gestrenger Kenner, knüpft Deschamps z. B. an eine gute, vielleicht allzu nachsichtige Kritik von Marcel Prévosts lüderlichen Büchern selbständige, auch für Deutschland gültige Erörterungen über die rechte Schule der Welt der modernen Mädchen. Als Hauptverdienst von Deschamps gilt mir aber der Muth, mit dem er ebensowohl gegen die falsche Frömmelei der Gant-Commissaire im angeblichen Bankerott der freien Forschung, als gegen Pessimisten und Nihilisten sich kehrt. Er zählt auf eine kommende Versöhnung „von That und Gedanken, Gewissen und Verstand, Kunst und Demokratie, Individualismus und Gemeingeist": d. h. er wendet sich gleichzeitig und mit gleichem Muth in aller geziemenden Höflichkeit gegen Renans und Taine's Massenverachtung, wie gegen Brunetière's und anderer „cathnlicisme littéraire dont la bimbeloterie finira par lasser notre patience". Damit stellt er sich zu den gattlob in allen Landen gedeihenden Hassenden und Schaffenden, denen jederzeit das Restchen Leben, das uns allen zugemessen wird, genügt, für Mit- und Nachwelt Tröstliches fertigzubringen.

S. J. A. Jonas, Erfahrung und Anschauung als Grundlage der religiösen, sittlichen, vaterländischen und bürgerlichen Erziehung. Eine Mahnung zur Reform des Unterrichts. Essen, Druck und Verlag von G. D. Baedeker 1896. 8°. VIII und 247 Seiten. — „Wer einige Jahrzehnte hindurch all den Schuljammer (?) durchlebt, nach den höchsten Zielen gestrebt und auf den altgewohnten, vorgeschriebenen Bahnen doch so beschämend geringe Erfolge errungen, wer Jahrzehnte an der Quelle der Schulleiden und Zeitübel gesessen, nach ihren Ursachen geforscht hat und nicht vergeblich geforscht zu haben glaubt, der hat nicht nur das Recht, sondern die heilige Pflicht, seine Erfahrungen mitzutheilen und nöthig scheinende Vorschläge zu machen." Das Recht gewiß! und billigen Anspruch auf achtungsvolles Gehör. Als erfahrener, ernster, christlich und deutsch gesinnter Schulmann bringt der Verfasser in der That manches Einzelne bei, was aller Erwägung werth ist. Indeß die mehrfach betonten Jahrzehnte seines mühsamen Lehramtes haben ihm in etwas bereits den Stempel des Greisenhaften aufgedrückt. Ist er nicht geradezu laudatur temporis acti ne puero, so doch „difficilis, querulus, castigator censorque minorum". Er sieht zu schwarz, wenn er meint, daß wir in zwölfter Stunde und vor Ausbruch eines Vul-

Digitized by Google

cans leben, dem nur durch Anwendung letzter Mittel und Aufbietung letzter Kräfte noch vorzubeugen sei. Wäre es aber so, dann würden seine Vorschläge, die im ganzen wenig Neues bieten, die an manchen Punkten etwas kleinlich, an anderen selbst bedenklich erscheinen, das Verderben schwerlich aufhalten. Die ersehnte gründliche Reform wird das Buch nicht bewirken. Aber Lehrer, Schulaufseher und Schulräthe können manches daraus lernen.

E. P. Im 16. Jahresbericht der Münchener Geographischen Gesellschaft und auch separat als Programm des k. Maximilians-Gymnasiums für das Schuljahr 1895/96 ist eine Arbeit von Dr. Heinrich Zimmerer über „Hans Sachs und sein Gedicht von den 810 Flüssen des deutschen Landes“ erschienen, die wegen des sorgfältigen Commentars zu dem Gedicht und namentlich wegen der Beigabe einer interessanten zeitgenössischen Landkarte Beachtung verdient. Es ist dem Verfasser gelungen, in hohem Grade wahrscheinlich zu machen, daß das Vorbild der hier reproducirten, aus dem Jahre 1569 stammenden Karte, deren Original ein Unicum im Besitze der Münchener Hof- und Staatsbibliothek ist, neben anderen schon bekannten Werken dem Nürnberger Meistersinger bei seiner hydrographischen Dichtung als Vorlage gedient hat. Somit wäre eine neue Quelle der vielseitigen Kenntnisse des Hans Sachs erschlossen, die besonders bei einem Gedichte beachtenswerth ist, das des poetischen Werthes naturgemäß fast gänzlich entbehrt, durch seine humorvolle Darlegung des damaligen Wissens von den Wassern Deutschlands aber kulturgeschichtlich um so interessanter ist. Zimmerers Hypothese, daß die von ihm reproducirte Landkarte auf eine verloren gegangene des Erhardus Eylaub zurückzuführen sei, hat viel für sich; vielleicht bestätigt noch einmal ein glücklicher Fund die Ausführungen Zimmerers, die jedenfalls einen dankenswerthen Beitrag zur Kenntniß des Hans Sachs, wie zur Geschichte der Kartographie bilden.

* Ueber den Stand der Wiederherstellungsarbeiten am Parthenon ist an Oberbaudirector Dr. Durm aus Athen ein amtlicher Bericht gelangt, dem Folgendes zu entnehmen ist: „Hr. L. Magne, Architekt und Professor an der École des beaux arts in Paris, war von der französischen Regierung beauftragt, in Griechenland die antiken und mittelalterlichen Bauten zu studiren mit dem Auftrag, seine Ansichten über den Zustand des Parthenons und über die zu seiner Sicherung zu treffenden Maßnahmen nach der griechischen Regierung mitzutheilen. Seine Ansichten weichen in keiner Weise von den von Ihnen uns bekanntgegebenen ab. Bald darauf kam der berühmte englische Architekt Penrose anläßlich des olympischen Spiele nach Athen und theilte der griechischen Regierung seine Meinung in der gleichen Sache mit, die mit der Ihrigen und der des Hrn. Magne gleichfalls zusammenging, unter Billigung der zu wählenden Mittel und Baustoffe. Hierauf ernannte die griechische Regierung einen internationalen Ausschuß, der sich aus den HH. Durm, Magne und Penrose zusammensetzen sollte. Neben diesem wurde ein örtlicher Ausschuß ernannt, der mit der Ueberwachung der Ausführung der Ausbesserungsarbeiten betraut werden sollte und aus den HH. Vlachopoulo, Thephilas, Dr. Dörpfeld und Troump, sämmtlich in Athen, besteht. Mit der unmittelbaren technischen Leitung wurde der griechische Ingenieur Balanos betraut. Die Vorarbeiten sind nun so weit gediehen, daß das Gerüst fertiggestellt und vier Marmorblöcke angefahren sind, die zur Auswechslung der schadhaften Architrave verwandt werden sollen. Hr. Magne hatte einen Fahrkrahn vorgeschlagen, der ebenso complicirt als theuer war, so daß sich der Ortsbauausschuß zur Bestellung eines einfacheren Krahns bei de Fries u. Co. in Düsseldorf entschloß, worüber Sie Hr. Balanos demnächst verständigen wird. Einstweilen wollen Sie dafür sorgen und dem Hause de Fries anempfehlen, daß es der Ausführung des Krahns alle Sorgfalt angedeihen lassen möge angesichts einer so großen Sache, wie die der Erhaltung des Parthenons, die eine ganz besondere Sorgfalt und außergewöhnliche technische Vorsichtsmaßregeln verlangt. Auf Ihr Eingreifen und Ihre Gegenwart am Platze wird von der Regierung gerechnet, sowie und so oft es das Fortschreiten der Arbeiten nothwendig macht.“ — Nach dem angezeigten Briefe des Hrn. Balanos wurde der Plan des Arbeitsgerüstes, sowie die Zeichnung des Fahrkrahns nebst Beschreibung an Oberbaudirector Durm zur Durchsicht eingesandt. Das Gerüst dehnt sich auf die ganze Länge des Peristyls des Opisthodoms aus, so daß alle Arbeiten sowohl an den Architraven als überhaupt am innern Peristyl von diesem aus bequem vorgenommen werden können. An dem Gerüst, zu dem amerikanisches Pitchpineholz genommen worden ist, wird seit zwei Monaten gearbeitet, und man hofft, damit bis Mitte October fertig zu werden. Zwei übereinandergesetzte Langhölzer von dem gleichen Material und je 30/30 cm Stärke nehmen das Fahrgeleis des Laufkrahns auf. Der Krahn ist für 6.6 m Spannweite, die nach Belieben verringert werden kann, in Eisenconstruction ausgeführt; er hat vier Führungsrollen an den seitlichen Laufwagen, um einem Ausbiegen des darunter befindlichen Holzgerüstes vorzubeugen, und besitzt eine Tragefähigkeit von 7500 kg bei einer Probebelastung von 12,000 kg. Die Marmorstücke sind aus den alten Brüchen des Penteliton entnommen. Hr. Balanos berichtet schließlich, daß der Ortsbauausschuß „nach den Studien von Durm, Magne und Penrose die sofortige Ersetzung der zwei inneren Architravplatten des Gebälks beim mittleren Intercolumnium und bei dem, welches sich auf der Seite des türkischen Minarets befindet, angeordnet hat, und daß sechs geschickte Marmorarbeiter mit Herstellung derselben beschäftigt sind.“

* Aus Kurjan in Westsibirien erfährt die „Frkf. Ztg.“ unterm 27. Sept.: „Nachdem dieser Tage die von der Petersburger Akademie der Wissenschaften nach Nowaja Semlja zur Beobachtung der Sonnenfinsterniß entsendete Expedition zurückgekehrt war, traf heute hier ein Theil der Expedition ein, welche an der Lena ihre Arbeiten vollendet hat. Die Station war in einem Jakutendorfe am Flusse Lena, etwa 420 Kilometer südlich von Irkutsk, errichtet worden. Die Einwohner, die zwar bösserweise in den Schoß der griechisch-orthodoxen Kirche aufgenommen wurden, dem Schamanenthum aber immer noch anhängen, zeigten sich bei den Vorarbeiten zur Aufstellung des Fernrohrs und der verschiedenen anderen Instrumente überaus hülfsbereit. Sie stellten Boote und Pferde zur Verfügung und leisteten Dienste, ohne dafür ein Entgelt zu verlangen. Zwei Tage ehe die Verfinsterung zu erwarten stand, hatten die vier Leiter der Expedition die Hoffnung schon aufgeben wollen, daß sie die Sonne im entscheidenden Augenblick würden beobachten können. An dem Flusse war ein großer Waldbrand entstanden und dichte Rauchwolken, hinderlicher noch als Nebel es sein konnten, umdüsterten den Himmel. An photographische Aufnahmen war unter solchen Umständen gar nicht zu denken. Ueberdies aber zog sich noch der Himmel und es begann zu regnen. Der Regen aber hemmte einigermaßen den Waldbrand und drückte vor allem den Rauch nieder, so daß am entscheidenden Tage zwei Minuten vor 1 Uhr Mittags nach der Ortszeit das Phänomen sich trefflich beobachten ließ. Der ganze dramatische Moment, um dessentwillen mit einem Kostenaufwand von rund 10,000 Rubel eine zweimal 40tägige Reise über 18,000 Kilometer mit 38 Centner Gepäck auf Bahn, Wagen und Booten unternommen worden war, dauerte nur 116 Sekunden. Als die Aufgabe schließlich glücklich gelöst war, brachten selbst die nawissenden Jakuten in rührender Weise ihre Freude über den Erfolg zum Ausdruck. Die mit der Verfinsterung eintretende Dämmerung war recht merklich, doch benahmen sich Vögel und andere Thiere in keiner Weise auffällig. Die nächste Telegraphenstation (Jekutsk hat keine solche) befand sich auf 1200 Werst Entfernung und nur zweimal in 100 Tagen konnten die Mitglieder der Expedition Nachrichten nach Europa gelangen lassen. Die Entbehrungen auf der Reise sind recht groß gewesen. Die Verpflegung mit Conserven war überaus einförmig, und in den Jakutendörfern war fast nichts zu haben. Als Probe der Genüsse dienten hier an der Sonne getrocknetes Rennthierfleisch in Würfeln und eine Art Käse in Scheiben, wie ihn die Burjäten bereiten. Die verschiedenen Aufnahmen, die von der Verfinsterung gemacht worden sind und sie in ihren verschiedenen Stadien an der 13 Centimeter große erscheinenden Sonnenscheibe darstellen, sind an Ort und Stelle entwickelt worden und allesammt als gut gelungen zu bezeichnen. Erst nach eingehenden Prüfungen des gesammten gewonnenen Materials wird sich jedoch das wissenschaftliche Ergebniß in Petersburg feststellen lassen.“

* An der Wetterwarte auf dem Gipfel des Sonnblick hat Dr. W. Trabert nach Anweisung des Prof. Pernter das Verhalten eines Telephons beobachtet, das die Eigenschaft besitzt, ein nach den verschiedenen Witterungszuständen verschieden starkes Knattern und Summen hören zu lassen. Es war bereits bekannt, daß an diesem Geräusch häufig das Herannahen eines Gewittersturms zu erkennen ist. Dr. Trabert äußert sich hierüber in dem Jahresbericht der Sonnblick-Gesellschaft folgendermaßen: Während des Winters nimmt das Geräusch von 7 Uhr Morgens bis Mittags ab und wächst dann wieder bis 9 Uhr Abends, im Sommer ist es um 7 Uhr Morgens am schwächsten und wächst anhaltend bis 9 Uhr Abends. Es fragt sich nun, womit diese tägliche Periode in Zusammenhang gebracht oder erklärt werden könnte. Die einzige

meteorologische Erscheinung, die einen ganz ähnlichen täglichen und jährlichen Verlauf nimmt, wie das beschriebene Telephongeräusch, ist der Gang der Bewölkung. Darnus glaubt Trabert schließen zu dürfen, daß das Geräusch im Telephon in erster Linie eine Folge der Elektricität der Wolken ist, wenngleich ein Einfluß elektrischer Erdströme nicht abzustreiten ist.

* **München.** Der Custos der mineralogischen Staatssammlungen, Dr. Friedr. Grüning, hat vom Curatorium der Tannaustiftung der Universität Berlin den Auftrag erhalten, eine wissenschaftliche Forschungsreise nach Ceylan zu unternehmen. Er wird Mitte October von Genua abreisen und in ca. sechs Monaten zurückkehren. Seine Untersuchungen werden speciell die Edelsteinablagerungen in Ceylon zum Gegenstande haben, deren Fundorte meist tief im Innern der Insel liegen.

* **Marburg.** Professor Dr. Wernicke hält Mitte dieses Monats einen bakteriologischen Cursus für Kreisphysiker ab. Unter den zur Theilnahme Verpflichteten befindet sich ein Arzt aus einem Badeort im Taunus, der das siebzigste Lebensjahr schon lange überschritten hat. Außerdem muß der Greis auch noch einen pathologisch-anatomischen Cursus durchmachen, um auf diese Weise in die „moderne Wissenschaft" eingeführt zu werden. Diese Curse dauern insgesammt drei Wochen.

* **Berlin.** Durch Ministerialerlaß vom 14. September d. J. wird angeordnet, daß künftighin an sämmtlichen preußischen Universitäten einschließlich der Akademie in Münster außerpreußische Reichsangehörige hinsichtlich der bei Zulassung zur Promotion beizubringenden Reifezeugnisse nach denselben Grundsätzen zu behandeln sind, wie preußische Staatsangehörige. — Die Akademie der Wissenschaften schreibt für die Cothenius-Preisstiftung auf Vorschlag der physikalisch-mathematischen Classe folgende Preisaufgabe aus: „Die k. Akademie der Wissenschaften wünscht eine auf eigenen Versuchen und Beobachtungen beruhende Abhandlung über die Entstehung und das Verhalten neuer Getreidevarietäten im Laufe der letzten 20 Jahre." Bewerbungsschriften sind spätestens am 31. December 1898 im Bureau der Akademie, Berlin NW., Universitätsstraße 8, einzureichen. Sie können in deutscher, lateinischer, französischer, englischer oder italienischer Sprache abgefaßt sein. Jede Bewerbungsschrift ist mit einem Spruchwort zu bezeichnen, das auf einem beizufügenden versiegelten, innerlich den Namen und die Adresse des Verfassers angebenden Zettel äußerlich wiederholt ist. Schriften, welche den Namen des Verfassers nennen oder deutlich ergeben, werden von der Bewerbung ausgeschlossen. Ebenso können Schriften, die in störender Weise unleserlich geschrieben sind, durch Beschluß der Classe von der Bewerbung ausgeschlossen werden. Die Verkündung des Urtheils erfolgt in der Leibniz-Sitzung des Jahres 1899. Der ausgesetzte Preis beträgt 2000 M. Außerdem übernimmt die Akademie, wenn der Preis ertheilt wird und der Verfasser die gekrönte Preisschrift in Druck zu geben beabsichtigt, die Drucklegung oder deren Kosten in der nach ihrem Ermessen geeigneten Form.

* **Wien.** Angelassen wurden an den österreichischen Universitäten folgende Gelehrte als Privatdocenten: Dr. Hermann Franz Müller für interne Medicin in Wien, Dr. Hans Hammerl für Hygiene in Graz, Dr. Joseph Müller für philosophisch-theologische Propädeutik und speculative Theologie in Innsbruck, Dr. Wladimir Naval für Experimentalphysik an der böhmischen Universität in Prag, Dr. Ludomil v. Karczynski für interne Medicin in Krakau.

* **Florenz.** Dr. Heinrich Brockhaus, der Erforscher der Kunst in den Athosklöstern, hat die Stelle eines Directors des hiesigen kunsthistorischen Instituts — vorläufig ohne Anspruch auf Bezüge — angenommen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 2. bis 3. October folgende Schriften eingegangen:

Bericht über Handel und Industrie der Schweiz i. J. 1895. Erstattet vom Vorort des Schweizerischen Handels- und Industrievereins. Zürich 1896. — Karl Grimm: Die Postsparcassen. 1. Th. Geschichte und Hauptresultate bestehender Postsparcassen. Stuttgart, Strecker u. Moser 1896. — Die Orientwirren. Beleuchtet vom Standpunkt deutschnationaler Politik. (S.-A. aus der „Ostdeutschen Rundschau".) Wien, Verlag der „Ostdeutschen Rundschau" 1896. — Dr. F. Ph. Kaenig: Die Lage der englischen Landwirthschaft unter dem Druck der internationalen Concurrenz der Gegenwart und Mittel und Wege zur Besserung derselben. (Sammlung nationalökonomischer und statistischer Abhandlungen, hggb. von Dr. Joh. Conrad. 9. Bd. 2. Heft.) Jena, Gustav Fischer 1896. — Centralblatt für das gewerbliche Unterrichtswesen in Oesterreich. Im Auftrag des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht redigirt von Dr. Franz Ritter v. Haymerle. 15. Bd. Heft 1—3. Wien, A. Hölder 1896. — F. X. Kraus: Essays. 1. Sammlung. Berlin, Gebr. Paetel 1896. — Gustav Cohn: Die deutsche Frauenbewegung. Betrachtung über deren Entwicklung und Ziele. Ebd. 1896. — Modernes Strandrecht. Kein Roman, eine actenmäßige Geschichte einer Entmündigung wegen Geisteskrankheit. Zürich, Cäsar Schmidt 1896. — Deutsche Revue. Hggb. von Richard Fleischer. 21. Jahrg. Oct. 1896. Stuttgart 2c., Union. — Deutscher Universitätskalender. 50. Ausg. Winter-Semester 1896/97. Herausgegeben von Dr. F. Ascherson. II. Th. Universitäten im Deutschen Reich 2c. Berlin, L. Simion 1896. — Dr. Gotthold Klee: Grundzüge der deutschen Literaturgeschichte. Für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. 2. Aufl. Dresden u. Berlin, Georg Bondi 1897. — Dr. Gottlob Egelhaaf: Archivalische Beiträge zur Geschichte des schmalkaldischen Krieges. (Programm des Karls-Gymnasiums in Stuttgart 1895/96.) Stuttgart, Karl Liebig 1896. — M. v. Ehrenthal: Führer durch das kgl. Historische Museum zu Dresden. Dresden, W. Baensch 1896. — Erwin Walther: Stilistische Fortbildungsblätter für Lehrende und Lernende der französischen Sprache. 3. Ser. Stuttgart, Joseph Roth 1896. — Dr. Hans Köppe: Die Bedeutung der Salze als Nahrungsmittel. Erweiterter Vortrag. Gießen, J. Ricker 1896. — Dr. Th. Bertul: Gesundes Blut und starke Nerven auf dem Wege der Ernährung nach Julius Hensels Ernährungstheorien. 6. Tausend. Leipzig, Oskar Gottwald. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Ungarn. 5. Band. 2. Heft. Lfg. 26. Wien, A. Hölder. — Telests Bahnverbindungen mit dem Hinterlande. 2 Kartenblätter nebst erläuterndem Vortrag von Karl Büchelen. Triest, Oesterr. Lloyd 1896. — Reichs-Cursbuch. Bearbeitet im Cursbureau des Reichspostamts. Berlin, Julius Springer 1896. — C. Th. Hüther: Der Werth technischer Erfindungen, betrachtet vom juristisch-technischen Standpunkt. Kaiserslautern, Emil Thieme 1896. — P. Stühlens Ingenieur-Kalender für Maschinen- und Hüttentechniker 1897. Hggb. von Friedrich Bode. 32. Jahrg. Mit 2 Beigaben: Bode's Westentaschenbuch und Socialpolitische Gesetze der neuesten Zeit. Essen, G. D. Baedeker. — Die Gedichte des Michelangelo Buonarroti, übersetzt und biographisch geordnet von Walter Robert-Tornow. Hggb. von Georg Thouret. Berlin, Haude u. Spener 1896. — Goethe's Briefwechsel mit Antonie Brentano 1814—1821. Hggb. von Rudolf Jung. Mit Lichtdrucken. Weimar, H. Böhlau's Nachf. 1896. — Nikolaus Lenau's Briefe an Emilie v. Reinbeck und deren Gatten Georg v. Reinbeck 1832—1844, nebst Emilie v. Reinbeck's Aufzeichnungen über Lenau's Erkrankung 1844—1846. Hggb. von Dr. Anton Schlossar. Mit 1 Facsimile. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 1896. — C. Karlweis: Der kleine Mann. Wiener Schwank in 4 Acten. Ebd. — C. G. Vollmöller: Die Sturm- und Drangperiode und der moderne deutsche Realismus. Vortrag. Berlin, Hermann Walther 1897. — Ernst Edstein: Ebbe und Fluth. Gedichte. Dresden u. Leipzig, Karl Reißner 1897. — Fritz Stern: Gegen Abend. Genf, H. Robert.

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 6. October. Nummer 231.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.90, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Deutschbürtiger Adel im mittelalterlichen Ungarn. I. Von F. v. Krones. — Die Kirche zu Meldorf und das Ditmarsische Museum. — Katalogzettel. Von E. Nestle. — Mittheilungen und Nachrichten.

Deutschbürtiger Adel im mittelalterlichen Ungarn.

Studie von F. v. Krones.

I.

So manchen deutschen Gast der Budapester Millenniumsfeier mag der Gedanke, wie die Zeiten und die Menschen wechselten, beschleichen und beschäftigen. Er dürfte erwägen, wie vor tausend Jahren die wilden, kriegerischen Söhne der scythischen Steppe in die Gefilde an der untern Donau und Theiß einbrachen, das großmährische Reich zerdröckelten und verschlangen und bald darauf, Jahr um Jahr, vom Thalwege der österreichischen Donau her gewaltige Reiterhaufen beutelustig und zerstörend weithin durch deutsches Land traben und stürmen ließen. Das war die Zeit, da man im bayerischen Stammgebiete den neuen „Hunnen" fluchte, die Geistlichkeit das Gebet anstimmte, Gott möge sein christlich Volk gnädigst bewahren vor Hunger, Pest und dem bösen Feinde, und das Märlein aufkommen mochte, diese Unhalde seien aus der Vermischung scythischer Weiber mit Dämonen entstanden.

Die Lechfeldschlacht um die Mitte des 10. Jahrhunderts schob den Magyarenzügen einen starken Riegel vor. Dies Volk, die Schlußwelle der großen Massendewegungen von Osten her, die die alte Welt in Trümmer schlugen und eine neue vorbereiten halfen, tritt aus dem wilden Jugendalter in das der Sammlung und Verwerthung der bisher ungebundenen Kräfte; es beginnt der Aufbau der christlichen Monarchie Ungarns nach fremdem Muster und mit fremden Mitteln. Gleichwie die landwirthschaftlichen Bezeichnungen in der magyarischen Sprache noch immer den Beweis führen, daß sie der magyarische Gebietsherr vom slavischen Grundholden übernahm, und dieser vorzugsweise Acker und Flur bestellte, so zeigt das ganze Verfassungs- und Verwaltungswesen Ungarns im Wechsel des 10. und 11. Jahrhunderts, die große That seines ersten Königs, deutsches Gepräge, und Stephan I., der Heilige, ist es, der in der bedeutsamen Ermahnungsschrift für seinen früh verstorbenen Sohn Emerich die inhaltreichen Worte aufzeichnen ließ: „Halte die „Gäste" gut und in Ehren; sie sind eine Zierde und Stütze des Thrones, denn ein Reich von einer Nationalität und einer Sprache ist schwach und gebrechlich."

Dieser Schlußsatz klingt wunderlich genug; er entsprach jedoch der Anschauung des ersten Arpadenkönigs, des Gatten der bayerischen Herzogstochter Gisela und Schwagers Kaiser Heinrichs II., Stephans d. H., der für seine große Schöpfung fremdbürtiger Kräfte bedurfte und durch diese ihren Bestand sichern zu müssen überzeugt blieb. Deutsche Ritter umgürteten ihn mit dem Schwerte, ein deutscher Edler befehligte sein Heer und schlug den Führer des Aufstandes wider Stephans Neuerungen, wie die heimische Legende vom Leben des großen Herrschers berichtet, und so zahlreich waren die seit den Tagen Stephans und seines Vaters Geisa in Ungarn heimisch gewordenen Gäste deutscher und welscher Herkunft geworden, daß die späteren Chroniken erzählen konnten, Stephans Nachfolger, sein Schwestersohn Peter, der „Venezianer", habe das Ungarnland den deutschen und welschen Fremden preisgegeben, die „stolzen Sinnes und unersättlichen Herzens die Güter des Landes verschlangen".

Die Thatsache, welche dieser haßerfüllten Uebertreibung, diesem Aufschrei angestachelten Nationalgefühls zugrunde liegt, ist der Punkt, in welchem die eigentliche Aufgabe dieser (Siebenbürgen ausschließenden) Studie einzusetzen hat.

Zuvor seien jedoch andere, verwandte Thatsachen gestreift.

Wir berührten aben den wichtigen Umstand, daß nach der magyarischen Eraberung Ungarns der unterworfene Slave nach wie vor die landwirthschaftliche Arbeit leistete und der Lehrer des Magyaren darin wurde. Auch die Verstärkung dieser Arbeitskräfte durch die Massen von Kriegsgefangenen, die aus Deutschland ins Karpatheureich geschleppt erschienen, darf man nicht unterschätzen, ebensowenig wie die Kreuzungen des Volksthums durch Verbindung des Magyaren mit slavischen und deutschen Frauen, die der Inzucht und der Entartung seiner Rasse vordeugte.

Was an Kriegsgefangenen, an lebender Beute, auf den mehr als dreißigmal wiedertehrenden Heerzügen der Magyaren aus dem Westen heimgebracht wurde, läßt sich allerdings nicht im entferntesten beziffern, immerhin darf man eine ausgiebige Summe veranschlagen. Wie viel der Nachkommen solcher deutscher Kriegsgefangener mögen unter den Leibeigenen und Hörigen der geistlichen und adeligen Grundherrschaft und des landesfürstlichen Besitzes ein neues Dasein begonnen und es auf ihre Kinder vererbt haben!

Ein kostbares Denkmal, leider ziemlich vereinzelt, die Urkunde des Klosters Dömös vom Jahre 1138, verzeichnet auf den Dörfern seines Stiftungsgutes als „Leibeigene" eine ziemliche Reihe von Leuten deutschen Namens: einen Antwald, Baimalt, Gerolt, Gudi, Heim, Lampert, Marchwart, Meinolt, Riciman, Rutiman, Ulbrich, Waltand, Warang, Wolfhart.

Nicht wenige traten als „Seelgeräthschenkung" an die Küche (dusenici) in eine günstigere Stellung, oder in den Verband der Hashörigen des Königs (udvornici, beides aus dem Slavischen stammende Bezeichnungen). — Die Masse verwerthbaren, wirthschaftlich jedoch massenhaft drachliegenden Bodens bedurfte aber auch freiwilliger Arbeitskraft aus der Fremde. So eröffnet sich in Ungarn ein breites Thor für die bäuerliche und städtische Ansiedlung, deren Anfänge schon in die Zeiten Stephans d. H. fallen. Zunächst tauchen in der Reichsgesetzgebung, in den Satzungen König Kolomans († 1114) die „Gäste" bäuerlicher Art als zinsende Ackerbauer hervor, die ihren Pfennig für die

Digitized by Google

„Freiheit", nicht für die Frohnde (pro libertate, non... pro opere) entrichten.

Aber noch eine Thatsache müssen wir berühren, welche uns dann unmittelbar unsrer Aufgabe entgegenführt.

Als Karl d. Gr. Pannonien den Avaren entriß und der Ostmark seines Reiches ein langes und breites Stück Westungarns einverleibte, lenkte sich dahin die reiche Besitzerwerbung der bayerischen Kirche und des deutschen Adels; mit ihren Grundholden und geworbenen Ansiedlern bestellten sie den gewonnenen Boden. Diese Culturarbeit deutschen Volksthums im ostfränkischen Reichsgemärke ging auch in der großmährischen Epoche nicht verloren und mochte auch die magyarische Eroberung in namhaften Resten überdauern, denn solche Schöpfungen schlagen tiefe und zähe Wurzeln. Aber auch mancher deutsche Grundbesitzer vom Adel vererbte hier sein Gut auf Söhne und Enkel, und diese wurden Angehörige des Arpádenreiches.

Andrerseits dürfen wir nicht vergessen, daß die Westgrenze Ungarns gegendweise hin- und herschwankte, vorrückte und wieder zurückwich, daß der deutsche Grenzpfahl sich nach Osten hin örtlich vorgeschoben zeigt, und gemischte Besitzverhältnisse platzgriffen, denen Versippungen deutscher Adeliger mit magyarischen Edelgeschlechtern zur Seite gingen. So finden wir beispielsweise oststeierischen Adelsbesitz, über die heutige Landesgrenze hinausgreifend, in der Eisenburger und Oedenburger Gespanschaft. Das adelige Haus, welches sich nach einer Burg, in der Nähe von Graz, Herren v. Stadeck schrieb, führte zunächst das Prädicat „Landesere"; so hieß die Burg, deren Name noch heute, magyarisch umgeformt, uns als Lanzsér, deutsch abgeschliffen als Landsee begegnet.

Die älteste Chronik Ungarns, die uns vorliegt, aus verschollenen Königsannalen zusammengeschweißt, trägt den Namen des Zeitgenossen der letzten Arpáden, Simon Kéza, an der Stirne. In einem besonderen Anhange — „von den adeligen Ankömmlingen" (de nobilibus advenis) überschrieben — bietet uns der Chronist oder ein unbekannter Ergänzer seines Geschichtswerkes ein Verzeichniß jener Adeligen, die aus der Fremde, insbesondere aus Deutschland, stammend, in Ungarn heimisch wurden und als Ahnherren hierländischer Adelsgeschlechter zu gelten hätten. Das gleiche, mit geringen Abweichungen, findet sich einer etwas später geschriebenen Chronik Ungarns eingefügt, welche gemeinhin nach ihrer maßgebenden Handschrift das Chronicon pictum Vindobonense, wohl auch Chronicon Marci genannt wird und, von Thuróczy wörtlich ausgeschrieben, die einleitenden Haupttheile seiner, aus der Schlußhälfte des 15. Jahrhunderts stammenden, Chronik ausmacht.

Der Inhalt dieser Aufzeichnungen bewegt sich innerhalb der Zeiten des letzten Arpádenherzogs Gejsa, des Vaters Wajk-Stephans, des ersten Ungarnkönigs, und denen Béla's IV., also zwischen dem Ende des 10. und der Mitte des 13. Jahrhunderts. Wir haben es, je weiter hinauf, immer mehr mit ungarischen Familientraditionen zu thun, denen Urkunden, bestätigend oder erläuternd, nicht immer zur Seite stehen und die auch, wo dies der Fall ist, Herkunft, Stand und richtigen Namen des deutschen Ahnherrn im Dunkel lassen, uns nur mit seiner ungarisch gewordenen Nachkommenschaft zusammenführen.

Die chronistische Ueberlieferung setzt mit dem Ahnherrn der Familie Babocsa, mit Tibold von „Fauberg" aus „Deuchunlant" = Deutschland, ein, der auch Graun = „Graf" Tibold geheißen habe. Vergeblich fahnden wir nach einem Adelsgeschlechte bezw. Grafenhause der von Fauberg. Ein einziges Geschlecht, die „Freien" von Pekach (Peggau), das sich noch im 13. Jahrhundert so schrieb und erst gegen dessen Mitte als „Grafen" von „Pfannberg" hervortritt, in Kärnten und Steiermark reich begütert und mit den beiden wechselnden Namen: Pekach und Pfannberg an die Burgen in letzterem Lande geknüpft, nähert sich jenem Namen „Fauberg" mit dem eigenen jüngsten Prädicate. Ende des 10. Jahrhunderts, in welche Zeit die Ankunft Tibolds von Fauberg versetzt wird, finden wir noch keine Spur der Pekach-Pfannberger vor; erst im Laufe des elften beginnt sich dieser Zweig einer mächtigen Adelssippe auszubilden, der uns dann zunächst als Zeltschacher, dann als Pekacher und schließlich, wie bereits gesagt, als Grafen von Pfannberg entgegentritt. Ueberdies begegnen wir unter den Zellschach-Pekach-Pfannbergern nie dem Namen Tibold. Hier versagt somit gänzlich jeder Schlüssel zu irgend einer halbwegs gesicherten Lösung des historischen Räthsels, wer jener „Graf" Tibold von Fauberg war und woher er stammt. Wir haben es da mit einer dunklen, sagenhaften Familientradition der Babocsai zu thun, und wir müssen uns daher auf die Thatsache beschränken, daß sich dies magyarische Adelshaus eines deutschen Ahnherrn rühmt.

Festeren Boden finden wir bei den ritterlichen Gebrüdern „Hunt" und „Pazman" (Poznan) „aus Schwaben", die jenem Tibold von Fauberg unmittelbar angereiht werden. Sie sind es, die den Sohn Herzog Gejsa's, Stephan d. H., „nach deutscher Sitte" mit dem Schwerte umgürten u. z. am Flusse Gran, wo der älteste uns bekannte Herrschersitz der Arpáden, die Pfalz gleichen Namens: Gran (Strigonium, Esztergom), die „Etzelburg" des Nibelungenliedes, erstand. Auch die Gründungsurkunde der ersten arpádischen Klosterstiftung aus Stephans Tagen, der Benedictiner-Ablei St. Martinsberg (Mons Pannoniae), gedenkt — wie man auch über Zeit und Echtheit dieses Denkmals urtheilen möge — der Ritter Poznanus und Cuntius, in welchem letzteren Namen „Hunt" latinisirt erscheint.

Das Geschlecht Hunt-Pazman begegnet uns wiederholt in den Urkunden des 12. und 13. Jahrhunderts, durch ganz Oberungarn bis in den Osten des Karpathenreiches verzweigt. 1135 begegnen wir einem „Grafen" Hunt, desgl. 1214. Der Sohn Pazmans, Farkas (Wolf), erscheint urkundlich 1165; ein Pazman 1193 als „Graf" mit dem Prädicate von Talena; 1266 ist von dem Geschlechte Hunt-Pazman in der Gegend von Karpfen und Schemnitz die Rede. 1275 wird Demetrius, der Graf der Bar'schen Gespanschaft, als einer aus dem Geschlechte Hunt-Pazman bezeichnet. In dem westungarischen „Patzmannsdorf" dürfte der Name Pazman erhalten sein, ohne daß wir gleichwohl berechtigt sind, diesen Ort mit unserm schwäbischen Ritter unmittelbar zu verknüpfen; jedenfalls ist die Namensform „Patzman" die deutschbürtige, Poznan, Paznan, wo sie urkundlich auftaucht, eine etwas veränderte, abgeschliffene.

Mit Hunt-Pazmans Geschlechte hängt eine der mächtigsten Adelsfamilien zusammen, die in der Schlußzeit des Mittelalters eine hervorragende politische Rolle spielt und in innigen Beziehungen zur deutschen Nachbarschaft stand. Es sind dies die Grafen von St. Georgen-Bösing in Westungarn, welche sich auf Thomas, Obergespan von Neutra (1196—1203), zurückführen lassen, ein reichbegütertes Geschlecht, mit Besitzungen, die bis ans heutige österreichische Grenzgemärke und über dasselbe hinaus reichten. Alberndorf bei Bruck a. d. L., Perchtholdsdorf, Pernersdorf, Falkenstein, Guntramsdorf, Hardegg, Scharfeneck u. a. kamen in den Besitz dieses Adelshauses.

An dritter Stelle wird in jenem Verzeichniß deutschbürtigen Adels „Wezelin", der Stammvater des ungarischen Geschlechts „Jak", angeführt, der Feldherr Stephans I., der den Anführer des großen Aufstands vor der Königskrönung des Arpáden, Kupan, besiegt und erschlagen haben soll. Die Wiener Bilderhandschrift läßt ihn aus Alania = Alemannia, Schwaben-Deutschland, kommen. Das Ortsprädicat „Wastuburg", „Wassunburg" wird auf das alt-

Digitized by Google

bayerische Wasserburg zurückgeführt, doch fehlt jeder einigermaßen greifbare Nachweis, wie naheliegend auch die Annahme sein mag, daß mit der Gattin Wajk-Stephans, der bayerischen Gisela, ritterliche Landsleute, und unter ihnen auch jener Wezelin, den Weg nach Ungarn nahmen.

Die Ueberlieferung nennt an letzter Stelle jenes Verzeichnisses als Begleiter der „Königin Gisela" (Keysla) „Hermanns Geschlecht aus Nürnberg". (!)

Wenn nun, wie bereits oben angeführt wurde, Wezelin als Stammvater des ungarischen Adelshauses Jak gilt, so scheint es, als sollten wir die Nachkommenschaft Wezelins und Hermanns auf eine gleiche Wurzel zurückführen. Denn 1240 finden wir urkundlich die Edelleute Achilles und Dees „vom Geschlechte Herman" auch mit dem „Geschlechte Jak" in Verbindung gebracht. In der Eisenburger Gespanschaft erstand der Ort „Herman" als Sitz des gleichnamigen Geschlechts. So schreibt sich 1263 „Herman von Herman". Sein Bruder war Posch (Pousa); mit ihm wird 1260 gemeinsam Autoleus vom Geschlechte Herman angeführt, der Bruder des Zipser Propstes Mathias, wie dies eine Urkunde von 1255 bezeugt.

Wenn oben Name und Abstammung Tibolds v. Fanberg ein geschichtliches Räthsel genannt wurde, so trifft das gleiche bei den Gebrüdern „Wolser" und „Hedrik" von „Wiltonia" zu, welche der Anhang zu Kéza's Chronik an vierter Stelle anführt. Sie seien mit 40 gewappneten Rittern ins Land gekommen und hätten den Berg „Kyscen" (das spätere Güssing in der Eisenburger Gespanschaft) angewiesen erhalten. Der Name Wiltonia kann nur entweder auf Wilten in Tirol, oder — was in Hinsicht der Schreibung noch näher liegt — auf Wildon (Wildonia, Wildonie) in der Steiermark, bei Graz, bezogen werden. Weder nach der einen, noch nach der andern Auffassung gelangen wir zu irgend einem Haltpunkt. Wir kennen kein altes Adelgeschlecht, das sich vom Tiroler Wilten schrieb, und ebenso wenig kann man die Namen Wolser (Wolfger) oder Hedrik im Hause der steirischen Landesministerialen von Wildonie, welche erst im 12. Jahrhundert auftauchen, oder unter den, mit den Wildoniern vielleicht zusammenhängenden, adeligen Burginhabern von Heingist-Hengist, in der Nähe von Wildon (S. Margarethen), entdecken.

Eine zweite Tradition in der Chronik des 14. Jahrhunderts läßt sie aus „Houmburg" kommen. Die Deutung Houmburg = Haimburg a. d. Donau, das seit den Tagen Kaiser Heinrichs III. als wichtiges Bollwerk gegen Ungarn auftaucht, liegt nahe, hat aber Schwierigkeiten im Gefolge, da wir nie und nirgends einem Adelsgeschlecht begegnen, das sich nach dieser Burgstadt schreibt. Aber auch mit Homburg in Deutschland kommt man nicht zurecht.

So dürfte denn die Ansicht Wendrinsky's, der die Güssinger und Hedervary's mit dem angesehenen Geschlecht derer von „Schwarzburg-Nesta", den Stiftern des niederösterreichischen Klosters Klein-Mariazell, als ihren Ahnherrn zusammenhängen läßt, die meiste Wahrscheinlichkeit für sich haben, denn dieses im 12. Jahrhundert urkundlich bezeugte Geschlecht hatte Besitz auf dem Boden des heutigen Westungarns, und was dabei noch ins Gewicht fällt, ist die Thatsache, daß wir bei den Schwarzburg-Nesta den Namen Haderich = Hedrich und Heinrich begegnen, die in den beiden Sippengliedern, den von Güssingen und Hedervary, typisch erscheinen.

Wir haben mit letzterer Angabe etwas vorgegriffen und müssen nun auf die Abstammung der beiden letztgenannten Familien von dem angeblichen Brüderpaare Wolser und Hedrich näher eingehen.

Daß die Ueberlieferung die beiden mit „40 gewappneten Reitern" eintreffen läßt, spräche für ihr Ansehen, doch wollen wir uns bei diesem charakteristischen Zuge der Tradition nicht weiter aufhalten. Weit wichtiger erscheint für die Seßhaftigkeit dieses Adelsgeschlechts die Angabe, daß ihnen der Berg, d. i. die Anhöhe Kuscyn oder Kussen angewiesen wurde. Hier habe Wolfger ein Benedictinerkloster errichtet. König Béla III., willens, auf diesem Punkte eine königliche Burg zu erbauen, gedachte zur Zeit des dritten Klosterabtes Sebastian einen Tausch mit Wolfgers Sohn „Aenz" einzuleiten. Diese urkundlichen Andeutungen lassen uns ungefähr die Mitte des 12. Jahrhunderts als Zeitpunkt der bewußten Klostergründung annehmen und den Eintritt der beiden Brüder in die neue Heimath beiläufig abgrenzen, da Aenz als Sohn Wolfgers (I) mit König Béla III. (1173—1198) jenes Tauschgeschäft vollziehen sollte. 1212 begegnen wir urkundlich abermals dem Wolfer und dem „Grafen" Aenz. Daß letzterer Name der Koseform von Heinrich = Heinz gleichkommt, liegt nahe, und diesen Namen in der vollen Form Heinrich führt auch der Begründer der Machthöhe dieses von Wolfger (I.) abstammenden Hauses, Banus Heinrich († E. 1274). Sein Hauptsitz war die Burg auf dem Berge Kuscyn-Kussen oder Kyssin, die zufolge ihres Neubaues von den Magyaren fortan die „Deutsche Neuburg" (Német-ujvár), von den Deutschen „Güssing" genannt wurde, welchen Doppelnamen eine Urkunde vom Jahre 1263 ausdrücklich bezeugt. Gewagter wäre die Vermuthung, daß die Bezeichnung der noch immer deutschen Bevölkerung an der ungarischen Pinka, der „Hienzen", sich mit dem Begriffe „Land des Heinz", ihres Güssinger Grundherrn, decke.

Während die Nachkommenschaft Wolfgers (I), die „Güssinger" Grafen, nach einer anderen Grenzburg auch als „Pernsteiner" bekannt, in ihrem Hauptstocke schon im 14. Jahrhundert erloschen, behaupteten die Nachkommen Hedrichs, des Bruders Wolfgers (I.), ein längeres Dasein und zwar als Herren von „Hedrichsburg" (Heder-vár). Urkundlich begegnen wir zunächst 1210 einem „Grafen" Hedrih, 1279 dem „Grafen" Heydrih vom Geschlechte Heydrih, 1314 dem „Geschlechte Hedrih", 1378 dem Heinrich von Hedervár." Einer der bedeutendsten mittelalterlichen Ausläufer dieses Geschlechts war Laurenz Hedervári, der als Palatin Ungarns, nach dem Falle des ungarisch-polnischen Königs, des Jagellonen Wladislavs II., in der Schlacht bei Varna (1444) eine allerdings kurzlebige oligarchische Reichsverwesung einzurichten sich befliß.

Aus der urkundlichen Erklärung eines der letzten Güssinger, Andreas, des Sohnes Gregors, von 1314, entnehmen wir überdies den bedeutsamen Nachweis, daß Güssinger und Hedervári's auf das „Geschlecht Hedrich" als gemeinsame Wurzel zurückführen, da sich Andreas, der Güssinger, als diesem Geschlechte entsprossen bezeichnet. Wir müssen daher annehmen, daß jenes traditionelle Brüderpaar, Wolfger (I) und Hedrich (II) Söhne eines Hedrich waren und daß sich dieser Geschlechtsname bei den Nachkommen Hedrichs (II) behauptete, während Wolfger (I), Ahnherr der Grafen von Güssing und Pernstein, der mächtigsten Dynasten Westungaens in der Schlußhälfte des 13. Jahrhunderts, ein neues Geschlechtsprädicat ins Leben rief. Die jüngeren Zweige des Güssing-Pernsteiner Hauses im 14. Jahrhundert wurden die Tamási und Szelcsói-Herczeg.

An fünfter Stelle nennt unser Verzeichniß deutschbürtigen Adels den „Pot" von „Lebyn" (Leben, Leiben in der Wieselburger Gespanschaft) mit dem Vornamen Ernistus (Ernst), der mit „vielen Adeligen" eingewandert und der Ahnherr Kourads von Altenburg geworden sei. Die Chronik des 14. Jahrhunderts versucht an diesem Namen „Pot", der uns in der Form Boto-Botho in angesehenen deutschen Geschlechtern, so beispielsweise auch bei den Aribonen, in der Person eines der zwei

letzten Sprossen dieses mächtigen Hauses, Botho († zu Anfang des 12. Jahrh.), begegnet, eine etymologische Deutung. „Poth" bezeichne im Deutschen einen „Boten" (nuncius).

Ob wir berechtigt sind, den urkundlich in den Zeiten König Ladislaus' I. († 1095) auftauchenden „Grafen" Both mit jenem Pot von Leben in einen Zusammenhang zu bringen, oder bei jenem Ernust an den Grafen Erney der Epoche König Salomons zu denken, der neben Wid aus dem Hause Guth-Keled (s. w. u.) eine tonangebende Stellung einnimmt, muß dahingestellt bleiben. Gleiches gilt von Both, dem Biharer Grafen oder Obergespan (1193). Sicherer gehen wir zu Werke, wenn wir mit dem 1208 urkundlich genannten „Grafen Poht von Leben" einsetzen, denn hier tritt uns der gleiche Name, das gleiche Prädicat wie in jenem Verzeichniß entgegen. Jedenfalls wurzelte der Besitz dieses Geschlechtes im westlichen Grenzgemärke Ungarns, und zwar vornehmlich in Potendorf und in Ung. Altenburg (Ovár), daher wir auch fortan diesen beiden Prädicaten und vornehmlich dem zweiten begegnen, wie dies schon jene Familientradition andeutet. Auch Winden im Oedenburger Comitat zählte zu dem Familiengut. Diesem Hause gehörte jener Potho an, den wir 1216 als Obergespan oder Grafen von Preßburg bezeichnet finden und mit Poth von Leben, dem „Grafen" (1208) verknüpfen dürfen; 1239 erscheint Potho als Palatin erwähnt und zugleich als Großvater eines Maurus (richtiger Heinrich), Konrad und eines Siboto von Winden. Ueberdies führt eine Urkunde von 1232 einen Poth als Sohn des gleichnamigen Vaters an, und wir können diesem wohl jene drei als Sprößlinge zuweisen. 1274 bezeichnet ihn ein Graner Diplom gleichfalls als „Grafen". — Heinrich, Konrad und Siboto (von Winden), deren wir oben z. J. 1239 gedachten, findet man in einer Urkunde von 1283 als „Gebrüder von Potendorf" erwähnt; 1290 nennt sich Konrad: von „Potendorf"; 1296 tritt aber das Prädicat von „Altenburg" (Ovár) mit ihm in den Vordergrund und begleitet uns in das 14. Jahrhundert. Das andere Prädicat, „Potendorf", führt weiterhin jener Rudolf, dem wir 1318 als Obergespan von Oedenburg begegnen. 1359 war ein Rudolf von Potendorf Inhaber der gleichen, erblichen Würde und sein Bruder, Konrad, Graf des Wieselburger Comitats. Mit diesen ungarischen Potendorfern dürften vielleicht die österreichischen Herren von Potendorf, ein angesehenes Geschlecht, zusammenhängen.

In die Zeiten König Salomons und seiner Vettern: Gejsa, Ladislaus und Lampert, der Söhne Béla's I. (1063—1074), verlegt die Chronik des 14. Jahrhunderts den Aufschwung des deutschbürtigen Geschlechtes „Guth-Keled", das der Anhang zu Kéza's Chronik in der Person dreier Brüder „Kelad und Guth" „schwäbischen Stammes von der Burg Stof (Stauf)" nach Ungarn kommen läßt. Wir stehen hier wieder vor einem historischen Räthsel, sowohl was die Namen „Guth" und „Kelad-Keled", die wir später urkundlich stets als „Guthkeled" verbunden vorfinden, als auch die Herkunft vom schwäbischen „Stauf", dem jüngeren Prädicat des großen Herrscherhauses der von Büren-Waiblingen-Staufen, betrifft.

Die geschichtliche Ueberlieferung weist den Führer der deutschen Hofpartei König Salomons, des Sohnes Andreas' I., Vid (Veit), diesem Geschlechte zu. Dieser Vorname begegnet uns urkundlich 1263 bei Wyd, dem Sohne Pethe's „vom Geschlechte Gutkeled". 1279 taucht ein „Graf" Briccius, 1292 ein „Banus" Lothard, der Sohn des Ladislaus, als dem gleichen Hause entstammend, auf; alles Beweise für die bedeutende Rangstellung dieses Adelshauses.

Wir waren genöthigt, die Namen der angeblichen Stammväter desselben und ebenso Land und Ort ihrer Herkunft als ein historisches Räthsel zu bezeichnen. Dazu kommt, daß wir den Geschlechtsnamen Kelad-Keled noch einmal, und zwar in Verbindung mit einem ganz andern Stammvater, vorfinden. Das Schlußcapitel jenes Anhangs zur Chronik Kéza's gedenkt nämlich eines „Gottfried von Meißen" als Ahnherrn des Geschlechts, dem Philipp, Ladislaus und Gregor, „die Söhne des Kelad", angehörten, und die Chronik des 14. Jahrhunderts erwähnt des Geschlechts Kelad und seiner Begründer, dreier Brüder, der Söhne des „Markgrafen" von Meißen.

Wir begegnen da zwei Spielarten einer sagenhaften Ueberlieferung, welche sich im Anhang zu Kéza's Chronik zu einem Histörchen mit sehr bestimmten Angaben ausgesponnen zeigt. „In den Zeiten König Stephans III. (1161—1173)", heißt es hier, „betrat Ungarn ein Ritter Namens Gottfried aus dem Meißner Lande, von welchem das Geschlecht Philipp, Ladislaus und Gregor, der Söhne Kelads, den Anfang nimmt. Dieser Gottfried, ein leiblicher Sohn des Grafen von Hersfeld, soll auf dem Hoftage zu Frankfurt, allwo der Kaiser erwählt werden sollte, in einem entstandenen Aufruhr den Landgrafen von Thüringen erschlagen haben und hierauf zum König Stephan entkommen sein, von welchem ihn seine Feinde zurückverlangten. Da ihn jedoch König Stephan nicht ausliefern wollte, wurde gegen Gottfried die Acht in Deutschland ausgesprochen und so verblieb er gegen seinen Willen in Ungarn." Es wäre wohl erfolglose Arbeit, dem Thatsächlichen dieser Angaben nachzuspüren, gleichwie ein vergebliches Beginnen, den Sohn eines Hersfelder Grafen, oder (nach der andern Version) die drei Sprößlinge des Thüringer Landgrafen in diesen Einwanderern nach Ungarn feststellen zu wollen; es genügt, daß, abgesehen von dem Widerspruche, der in den beiderseitigen Angaben uns aufstößt, die Herkunft jenes Hersfelder Grafensohnes Gottfried, oder jener drei Söhne des Thüringer Landgrafen, hier wie dort, mit dem Meißner Lande in Verbindung gesetzt erscheint. — Auf urkundlichem Wege läßt sich dies deutschbürtige Geschlecht in klarer Entwicklung nicht verfolgen, und ebenso wenig läßt sich die Vermuthung, ob nicht in dem Geschlechtsnamen „Guth-Keled" eine Verquickung zweier Familien stecke, oder die von einem Meißner Ahnherrn stammenden „Kelad" damit auch in einem Zusammenhange stünden, mit ausgiebigen Gründen nach der einen oder andern Seite hin festigen.

Ein gleicher Gegensatz besteht in den Angaben des Anhanges zur Chronik Kéza's und denen der späteren Quelle über die Ahnherren des Adelsgeschlechtes „Buzad". Dort werden als solche die Edelleute aus der Gegend „Wurburg" bezeichnet, und ihre Heimath birgt sich vielleicht in dem verderbten Ausdruck de Mesu, was wohl „von Meißen" bedeuten dürfte; hier sind es die Gebrüder Hadolt und Arnold, „Grafen von Orlamünde". — Immerhin treffen beide Ueberlieferungen mit dem Thüringisch-Meißner Lande zusammen. Mit „Wurburg" läßt sich allerdings nichts beginnen; oder dürfte man darin ein verderbtes „Wartburg" suchen? Daß die zweite Quelle zwei Grafen von (Weimar-) Orlamünde nach Ungarn einwandern läßt, bleibt eine Ueberlieferung, für welche uns alle sonstigen Beweismittel fehlen; immerhin interessirt sie uns, weil sie ein altberühmtes Grafengeschlecht mit Ungarn in Verbindung setzt, das bekanntlich bei einem früheren, geschichtlich beglaubigten Anlasse eine solche Beziehung aufweist. Es war dies zur Zeit, als wider die (1060) gewaltsam begründete Herrschaft K. Béla's I. ein deutsches Reichsheer die ungarische Grenze überschritt und im entscheidenden Kampfe gegen den überlegenen Feind Wilhelm Graf von Weimar-Orlamünde gemeinschaftlich mit dem Pfalzgrafen Botho, dem Aribonen, Leichenhügel erschlagener Ungarn um sich aufthürmte, so daß der Arpádenherrscher, solche reckenhafte Tapferkeit

Digitized by Google

ehrend, dem Grafen von Weimar-Orlamünde die Freiheit nicht nur, sondern auch die Hand seiner Tochter verbürgt haben soll.

Befragen wir nun die Urkunden über das Geschlecht Buzad, so bietet sich uns in einem Diplom von 1234 der willkommene Aufschluß über die nahe Versippung der edlen Geschlechter: Haholt (Hadalt), Buzad-Arnold, und wir sind somit in der Lage, die beiden Namen Hadolt-Haholt und Arnald, welche uns die Chronik des 14. Jahrhunderts als „Grafen von Orlamünde" auftischt, und andrerseits die Deutschbürtigkeit der Familie Buzad, wie sie auch der Anhang zur Chronik Kéza's bezeugt, bestätigt zu finden. Diese Urkunde, welche ausdrücklich den „Grafen" Arnold als Vater Buzads bezeichnet, berichtigt aber auch jene Tradition dahin, daß wir eine zweitheilige Familiensippe vor uns haben, deren Glied, das Geschlecht Haholt, am meisten unsre Aufmerksamkeit auf sich zieht. Es ist dies eben jenes Adelshaus, das wir nach seinem Hauptsitze Unter-„Lindau" (Alsó-Lendva) nahe der steierischen Grenze, im oberen Raabgebiete, zu benennen pflegen. Die Thatsache, daß uns urkundlich 1192 der „Ritter" Hohold im Zalaer Comitate begegnet, beweist, daß hier, wie zumeist, die Familientradition die Rangstellung des Ahnherrn überschätzt hat, und daß wir es hier mit einem meißnisch-thüringischen Ritter und keineswegs mit einem „Grafen" zu thun haben. Das Haus hab sich allerdings rasch. Schon 1232 begegnet uns der „Graf" Hohalt, also dem Magnaten- oder Baronenstande angehörig; 1267 der „Meister" Hohold, Sohn Haholds des älteren. 1272 erscheint ausdrücklich das Prädicat von „Lindau" (Lendva) mit diesem Namen verbunden, und so bezeichnet auch für die Zeit des Kampfes Ottokars II. von Böhmen mit Béla IV. von Ungarn die steirische Reimchronik Hoholt als „Grafen von Lindau" und nennt ihn sogar einen Landeshauptmann der Steiermark.

Vom 14. auf das 15. Jahrhundert tritt uns die Scheidung des Hauses entgegen; der eine Zweig heißt fortan, da sein Begründer die Bannswürde innehatte, „Söhne des Bánus" oder Bán-fi (Banffy) und behauptet diesen Namen bis in die Neuzeit.

Und noch mit einem deutschbürtigen Geschlechte treffen wir in dem Anhange zu Kéza's Chronik zusammen, mit dem von „Bolugi" (Balag), das sich des „thüringischen Ritters" Altman von Fridburg als Stammvaters rühmte. Bei „Fridburg" dürfte vielleicht an Freiberg im Harze (?) gedacht werden können; doch sind alle solche Angaben überhaupt hypothetisch. Wenden wir uns den Urkunden zu, so dürfte vielleicht der Vater jener Magdalena, welche 1137 mit dem Grafen Martin vermählt erscheint, Altomann, der Gesuchte sein. Als Zeugen in der Urkunde erscheinen Philipp „der Deutsche", ein Graf Albrecht, Rothard u. a. Das Capitel von Neutra stellt 1255 eine Urkunde über das „Gut des Olthuman" (terra Olthuman) aus, und im Waaggebiete taucht 1239 ein Oltuman von Wágköz auf. Ob wir berechtigt sind, die 1274 angeführten: Peter, Wolter und Eg. „Ritter" von „Fredberg" (milites de Fredberg) mit der Familie Altmanns von „Friedburg" in Verbindung zu bringen, steht dahin, wie bestechend auch ihr Prädicat lautet. Jedenfalls hat man es mit deutschbürtigen Rittern zu thun, die entweder der gleichen Familie, d. i. der Altmanns, angehörten, oder, wie dies gemeinhin bei ritterlichen Dienstmannen (milites servientes der ungarischen Reichsgesetze) der Fall ist, sein Prädicat führten.

Die Kirche zu Wielborf und das Ditmarsische Museum.

Wie schnell ändert sich doch nicht nur Mode und Liebhaberei, sondern auch das, was man für geläuterten, auf vorurtheilsloser Prüfung, ernstem Studium, reiner Erkenntniß beruhenden Geschmack hält! Carnelius Gurlitt hat vor einiger Zeit im ersten Stück der neuen Straßburger Kunstzeitschrift einen prächtigen Artikel davon geredet; ein feines Beispiel haben wir an der Kirche zu Meldorf in Ditmarschen aufzuweisen. Der treffliche und hochverdiente Conservator der Kunstdenkmäler in Preußen, Hr. v. Dehn-Rotfelser, sah in der Herstellung dieser Kirche (die großentheils vor seinem Amtsantritte durchgeführt war) eine hochpreisliche Musterthat. Der stattliche, gewölbte, dreischiffige Kreuzbau aus Ziegeln, im strengen romanischen Grundrisse und den Formen des Uebergangsstils, ist ganz einheitlich; nur ist südlich statt des Seitenschiffes eine zweischiffige spätgothische Halle angebaut. Der Leiter des Umbaues, Narten aus Kassel, beließ diese; alles andere suchte er mit größter Folgerichtigkeit in den Uebergangsstil zurückzuarbeiten, wobei er jedoch, nach der Weise unsrer Hausteingothiker, sich nicht scheute, außen allenthalben Strebepfeiler anzulegen, eine hierlands ziemlich unerhörte Sache. Das Innere räumte er nach Möglichkeit aus, schuf einen neuen Altar mit niedrigem Aufsatze und eine backsteinerne basteiartige Kanzel. Das höchst großartige Chorgitter vom Anfang des 17. Jahrhunderts und die gleichzeitige herrliche Kanzel, sowie manches andere mußte weichen. Genug, daß der stattliche Barockaltar, sowie ein vortrefflicher Flügelschrein aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, im Stil Brüggemanns, mit einer prachtvollen Kreuzgruppe, die einst am Triumphbogen war, und das Chorgitter in jener gothischen Halle untergebracht wurden; die Kanzel ward zerstückt und an mehreren Orten verwandt. Von den wunderschönen Epitaphien zu geschweigen. Im vergangenen Winter nun hat man, ein beachtenswerthes Beispiel der Sinnesänderung, mit großer Mühe und bemerkenswerthem Aufwande das Chorgitter und die Kanzel hergestellt und die Bastion geschleift — ein Entzücken aller, die nun die Kirche wieder sehen. Es wird nur eine Frage der Zeit sein, daß auch der Altar und die Kreuzgruppe zu ihrem Rechte kommen.

Viel zu diesem die Stadt und die Landschaft ehrenden Ergebnisse, wadurch eine der allerbesten Kirchen des Landes ihren bedeutsamen, künstlerisch höchst werthvollen Schmuck wiedererhält, haben ohne Zweifel die Förderer und Pfleger derjenigen geistigen Bewegung beigetragen, die zur Gründung und Ausgestaltung des Ditmarsischen Museums zu Meldorf geführt hat. Im Sommer 1896 in neu errichtetem Gebäude aufgestellt — eine höchst werthvolle Festschrift zur Wiedereröffnung ist kürzlich erschienen und auch im Buchhandel zu beziehen — ist es ein lehrreiches und musterhaftes Vorbild ähnlicher Veranstaltungen und sei mit seinem reichen Inhalte besonders auch denen, die alljährlich zur Stärkung ihres Leibes und zur Erfrischung des Geistes unser meerumspültes Schleswig-Holstein aufsuchen, als eine seiner bedeutsamsten Sehenswürdigkeiten angezeigt und empfahlen. Hpt.

Katalogzettel.

In der Beilage (Nr. 227) vom 1. October lese ich in dem Bericht über die Conferenz italienischer Bibliographen, daß der Chef des bekannten Florentiner Hauses Gaspara Barbèra, Piera Barbèra, auf Anrathen des Directors der Nationalbibliothek von Florenz, D. Chilovi, sogar die Idee, den Büchern seines Verlags Repertoriumzettel beizulegen, aufgenommen habe.

Schon lange wundere ich mich, warum in Deutschland ein ähnlicher Vorschlag noch nirgends gemacht oder befolgt wird, soweit meine Kenntniß reicht. Unsre großen Verleger geben ihren Büchern massenhaft Anzeigen der übrigen in ihrem Verlag erscheinenden Werke bei; aber dieselben sind nirgends so gedruckt, daß man sie bequem in einen Katalog

Digitized by Google

einkleben könnte; auf der anderen Seite erliegen unsre großen Bibliotheken fast unter der Last der Katalogisirungsarbeiten und stellen allenthalben Versuche an über die beste und billigste Herstellung von Katalogen; auch dem Privatgelehrten raubt die Anlegung und Fortführung eines Katalogs viel Zeit. Von einem Bund der Verleger und der Bibliothekare habe ich noch nichts gehört. Es mag sein, daß in das literarische Stillleben der alten Reichsstadt, in welcher Anfang des Jahrhunderts die Allgemeine Zeitung eine Zeit lang erscheinen konnte, nicht alle Nachrichten dringen; aber diese hätte mir nicht verborgen bleiben können. Wie einfach wäre es, wenn jeder Verleger, ich will nur sagen seinen wissenschaftlichen Werken, den Titel derselben nach einem bestimmten, für obige Zwecke geeigneten Systeme in zwei- oder dreifacher Ausfertigung beilegen würde! So könnte sich jede öffentliche Bibliothek und jeder Privatmann, der das Buch erwirbt, auf die bequemste Weise seine Kataloge anlegen und ergänzen: Zuwachsverzeichniß, alphabetischer Katalog, Sachkatalog. Wären die Titel auch sonst zugänglich, wie die von unsern Buchhändlern so massenhaft versandten und beigelegten Prospecte, dann könnte der Bücherfreund, wie jener Lehrer, der viele Schüler sah, die nicht da waren, bequem auch die Bücher vereinigt vor sich sehen, die er nicht hat.

Der Vorschlag scheint so einfach, wie der, welchem die Allgemeine Zeitung vor Jahren aus gleicher Feder Raum gab, daß Papierfabricanten und Verleger sich auf Herstellung gleichmäßiger Formate einigen möchten. Wie dieser, wird er wohl noch lange, vielleicht für immer, ein frommer Wunsch bleiben, scheint aber doch werth, einmal öffentlich ausgesprochen zu werden; vielleicht geht er in irgend einer Form doch in Erfüllung.

Ulm. E. Nestle.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. Die Abschaffung der Strafrechtschaft. Studien zur Strafrechtsreform von Dr. Julius Vargha, Professor des Rechts an der Universität Graz. Verlag Leuschner u. Lubensky, Graz. — Der modernen strafrechtlichen Terminologie ist der Ausdruck Strafrechtschaft fremd; es verbindet sich damit kein fester Begriff. Entstanden ist er im römischen Recht; wer zur Strafe die Freiheit verlor, wurde servus poenae. Wer ihn heute noch gebraucht, begründet das damit, daß auch das gegenwärtige System des Strafrechts die Freiheit, die Persönlichkeit des einzelnen in Strafe zu nehmenden Menschen nicht entsprechend achte. Die Tendenz eines Werkes, an dessen Spitze dieser Ausdruck steht, läßt sich also schon aus dem Titel erkennen. Der Verfasser des vorliegenden Buches gibt ihr an einer späteren Stelle breiten Ausdruck. Er sagt (S. 23): „Die Progressisten behaupten, daß die staatliche Strafe, als das rechtliche Ausgleichungsmittel, womit dem durch das Verbrechen gekränkten Rechtsgefühle, der Gesetzesautorität und dem unmittelbar Verletzten dem Verbrecher gegenüber eine gehörige Genugthuung verschafft, sowie der Rechtsfriede wieder hergestellt und der Rechtsfriedensbrecher neuerdings zum Gehorsam gegenüber dem Strafgesetz zurückgeführt werden soll, — wie jede vernünftige, auf was immer für einem Gebiete in Anwendung gesetzte Strafe — eine sittlich und rechtlich unanfechtbare und nützliche Abwehr- und Erziehungsmaßregel sein müsse und nicht in einer vom Rachegefühl diktirten absichtlichen Menschenmarter — körperlicher und seelischer Peinigung, Entehrung, Knechtung oder gar Abschlachtung des Sträflings — bestehen dürfe, weil durch einen solchen leidenschaftlichen rohen Rückschlag das Unrecht böswilliger Menschenmißhandlung, welches eben den Kern des sanktionirenden verbrecherischen Uebels bildet, geradezu nachgeahmt, gutgeheißen und perpetuirt, ja in der Regel noch weit überboten wird und weil auf diesem Wege zudem auch die den Verurtheilten gebührend zu ertheilende Rüge und Mahnung: die Unverletzlichkeit seiner Mitmenschen und der gesetzlichen Ordnung pflichtgemäß zu achten, ganz wesenwidrig in eine vernichtende Niederschmetterung derselben ausartet und — im bildlichen und wörtlichen Sinne — zu einem tödtlichen Schlage für ihn wird, der ihn entweder sofort völlig dahinrafft, oder doch für sein ganzes Leben zu einem gebrandmarkten moralischen und oft genug auch schadenfroh um seine Gesundheit betrogenen physischen Krüppel macht; wo doch im Gegentheil behufs Erzielung seiner rechtmäßigen Lebensführung und moralischen Besserung seine physischen und psychischen Kräfte nicht herabgesetzt, sondern thunlichst gehoben werden sollten, indem ja — wie man unter der Aegide psycho-physiologischer Erleuchtung immer deutlicher zu erkennen beginnt — verbrecherische Gemeingefährlichkeit für die bei weitem zahlreichsten Fälle nichts anderes, als eine bis zu impulsiven Vorstellungsentladungen gesteigerte pathologische Nervenschwäche und Gemüthsdepression bedeutet, welche durch das Erleiden einer zumeist zur Verzweiflung treibenden entehrenden Mißhandlung nur noch verschlimmert wird." Der Satz ist lang; aber er enthält auch einen Auszug aus dem gesammten Inhalt des Buches. Der Verfasser ist Determinist; er bestreitet jede moralische Willensfreiheit und sieht in den Menschen nur automatische Executoren ihrer impulsiv auftretenden Nervenerregungszustände, die ihrer Organisation und momentanen Gewebefunction nach gewissen Vorstellungsreizen schlechterdings nachgeben und unterliegen müssen. Jedes Verbrechen ist nur ein Krankheitssymptom; der Verbrecher gibt damit nicht eine schlimme Charakteranlage, sondern nur eine abnorme Beschaffenheit seiner Gehirnrinde kund. Darum ist es roh, einer solchen Kundgebung gegenüber an Rache oder Vergeltung zu denken; der einzige erlaubte Gedanke ist der an Heilung des Armen oder, sofern er nicht heilbar ist, Sicherung der übrigen Menschen vor seinen Krankheitsausbrüchen, immer aber unter strengster Achtung seiner Menschenwürde. Der Gedanke, in dem viel Schwärmerei liegt, wird insbesondere von der italienischen Schule der Anthropologen, allerdings nicht in der ganz gleichen Weise, vertreten. Es ist hier nicht der Ort zu einer gründlichen Auseinandersetzung mit denselben. Drei Gesichtspunkte möchte ich kurz anführen. Es steht dahin, ob nach ein exactes, alle Übergenügender Beweis dafür geführt werden kann, daß die Nerven und Gewebe unsres Körpers, daß Fleisch und Blut denn doch nicht der ganze Mensch sind, daß vielmehr hinter und über dieser Materie etwas Immaterielles, ob man es nun Geist, Seele oder sonstwie nenne, steht, das als organisirendes Princip aus der zur Verfügung stehenden Materie die Form des Körpers bildete und durch diese seine Bildung, sein Organ sich zur Geltung bringt. Jedenfalls hat die Seelenlehre dem reinen Materialismus, wie er in vorliegendem Buche noch vertreten wird, schon starken Abbruch gethan. Es wäre unter solchen Umständen gerathen gewesen, daß der Verfasser den Standpunkt, auf dem er zeitweise steht, indem er die Frage der Willensfreiheit für eine schwebende erklärt, beibehalten und eine bestimmte Leugnung derselben vermieden hätte. Für seine Zwecke hätte auch dieser Standpunkt genügt; eine der besten Stellen des Buches ist die, wo er darauf hinweist, daß man gegenwärtig davon abgekommen sei, den Angeklagten schon während des Processes zu martern, weil man ja noch nicht weiß, ob er schuldig gesprochen wird, und daraus die Folgerung zieht, daß man auch den schuldig gesprochenen Angeklagten nicht martern dürfe, weil man ja nicht wisse, ob er mit freiem Willen gehandelt hat. Dem kann man völlig beistimmen; nur drängt sich sofort die Frage auf: Wird denn bei uns der verurtheilte Verbrecher gemartert? Die körperlichen Strafen sind abgeschafft; sie können als Disciplinarmittel in den Gefängnissen, Zuchthäusern und Arbeitshäusern noch vorkommen, sind aber auch hier vielfach — so z. B. in Bayern — ausgeschlossen. Daß die Gefängnißstrafe und Zuchthausstrafe nicht zum Vergnügen der davon Betroffenen wirkt, ist ja natürlich; aber sie geradezu grausam zu nennen, geht unmöglich an. Es bleibt nur noch die Todesstrafe, über die ein alter Streit besteht; bekanntlich bedurfte es bei Schaffung des deutschen Reichsstrafgesetzbuches der ganzen Autorität der Verbündeten Regierungen, um den Reichstag, der sie in erster Lesung gestrichen hatte, zur Wiedereinsetzung zu vermögen. Jetzt würde ein Antrag auf ihre Beseitigung wenig Anklang finden. Es ist ein rein theoretischer Gedanke, daß den Strafen der Charakter der Vergeltung genommen werden müsse; aus dem Princip der Vergeltung hat sich die Strafe entwickelt und selbst die Leugnung der Willensfreiheit führt nicht nothwendig dazu, auf dieses Princip zu verzichten. Wir können uns beim begangenen Verbrechen nicht mit dem Verbrecher allein befassen; auch der Verletzte verdient — und man möchte meinen, doch in erster Linie — Berücksichtigung und er findet eine solche in gebührendem Maße nur dann, wenn dem Verbrecher selbst empfindlich gemacht wird, daß er Unrecht gethan hat. Die Progressisten — um den in

Burgha's Buch gebrauchten Ausdruck beizubehalten — sagen, an dem Vergeltungscharakter der Strafe halte nur der fest, der noch nicht in die Lage gekommen sei, bestraft zu werden; man kann erwidern: den Vergeltungscharakter verlangen nur jene beseitigt, die noch durch kein Verbrechen verletzt wurden. Und übrigens würde das von Burgha befürwortete Strafsystem, wie er selber zugeben muß, kaum milder werden als das bestehende; die Todesstrafe würde zwar fallen, aber die Bevormundung könnte entsprechend doch nur durch Freiheitsentziehung und Disciplinarmittel durchgeführt werden und der entehrende Charakter, der den gegenwärtigen Strafen vorgeworfen wird, würde sich auch an diese Behandlung knüpfen; sagt doch Burgha selbst, daß alle Bürgee sich sehr scheuen und hüten würden, in Strafvormundschaft zu kommen — eine Aufstellung, die allerdings über die Schranken der Willensunfreiheit bedenklich hinübergreift. Der Eindruck läßt sich nicht umgehen, daß hier viel Mühe an ein vages Ziel verwendet und verschwendet ist. Im einzelnen bietet das umfangreiche Werk — es liegt ein starker Band mit fünf Studien vor, denen ein zweiter mit ebenso vielen folgen soll — manches interessante Moment, als Ganzes aber bleibt es, wenigstens in seinem erschienenen Theile, ohne Wirkung.

tt. **Reinheit.** Novellen von **Wilhelm v. Polenz**, Berlin, F. Fontane v. Co. — Wilhelm v. Polenz ist ein scharfer Beobachter, ein ausgezeichneter Schilderer und ein echter Dichter. Was die Novellensammlung „Reinheit" von einem großen Theil der neuzeitlichen Novellenproduction unterscheidet und darüber hinaushebt, das ist der neue Gesichtspunkt, von dem aus der Verfasser die Dinge ansieht. Der Satz „Dem Reinen ist alles rein" läßt sich wohl nicht in seiner ganzen Schärfe aufrechthalten, zweifellos wahr ist aber seine Umkehrung: „Dem Unreinen ist alles unrein!" — „Die Reinheit erkennt nicht, wer selbst nicht reinen Herzens ist", diese Schlußworte der lieblichen Skizze, die der Sammlung den Namen gegeben hat, sind das Leitmotiv für die neun Geschichten, von denen vielleicht zwei oder drei etwas aus dem Rahmen fallen. Poetisch tief empfunden ist die Geschichte des Knaben Christoph (Frühe Liebe), der in der Fülle des ersten Liebesglücks, wie es so rein und selig nie wiederkehrt, plötzlich verunglückt. — Ein ernstes, zum Nachdenken anregendes Stück Schulleben behandelt „Der Widerchrist", und in „Aergerniß" geißelt der Verfasser mit hübschem Humor die heuchlerische Prüderie. Auch bei den anderen Geschichten wird man sich an der kräftigen Sprache, an den frischen, farbigen Schilderungen und dem gesunden Sinn des Autors erfreuen.

* In der „Physischen Gesellschaft" zu **Stockholm** hielt Ende September der Meteorolog Dr. **Ekholm**, einer der Theilnehmer an der erfolglosen **Andrée'schen Expedition**, über die Bedingungen und Aussichten einer Polarballonfahrt einen kritischen Vortrag, an den sich eine lebhafte Erörterung zwischen Ekholm und dem anwesenden Andrée schloß. Ekholm betonte, wie die „Voss. Zeitung" berichtet, den großen Fehler eines freischwebenden Ballons, nämlich daß dieser in Folge der Erwärmung durch Sonnenstrahlen steige, bis Gasverlust eintritt und er zu sinken beginnt. Nach dem Auswerfen von Ballast steigt er noch höher als vorher, bis er neuen Gasverlust erleidet und abermals sinkt. Um dies mit Gasverlusten verbundene Steigen zu verhindern, wird der Andrée'sche Ballon mit drei Schlepptauen versehen, die zusammen 1000 Kilogramm schwer sind und Temperaturveränderungen vorbeugen sollen. Die Schleppтaue haben aber eine starke Reibung auf dem Boden und wirken wie eine Bremse. Die Reibung ist stärker, als ursprünglich berechnet worden, andrerseits gestattet diese Hemmung der Geschwindigkeit des Ballons in Verbindung mit der Segeleinrichtung eine gewisse Lenkbarkeit. Ekholm hat nun mit Kenntniß des Druckes, den der Wind auf einen Ballon ausübt, und der Geschwindigkeit des Windes in verschiedenen Höhen (auf grund der Beobachtungen auf dem Eiffelthurm) die wahrscheinliche Durchschnittsgeschwindigkeit berechnet. Als Zeit, die von der Dänischen Insel über den Pol bis zur Beringstraße (3700 Kilometer) gebraucht wird, ergaben sich 9, 11 oder 14 Tage, je nachdem man annahm, daß die Temperaturveränderungen des Ballons im Verhältniß zu der umgebenden Luft auf 10, 20 oder 30 Gr. C. stiegen. Die erste der Ziffern wäre aber wahrscheinlich zu günstig angenommen. Da nun die Geschwindigkeit des Ballons über dem Meere nicht so groß ist wie über festem Eis oder Land, wonach die Ziffern berechnet sind, kann als wahrscheinlich angenommen werden, daß zur Zurücklegung des genannten Wegs in gerader Linie 12 Tage erforderlich sind. Der Ballon wird aber keineswegs eine gerade Bahn, sondern, den Winden folgend, einen schlingenförmigen Weg beschreiben, weßhalb eine bedeutend längere Zeit angenommen werden muß. In dem ursprünglichen Vorschlag hatte Andrée das Fünffache der damals berechneten Mindestzeit (6 Tage) angenommen. Begnüge man sich, sagt Ekholm, mit dem Dreifachen, so könne man zu einer Zeit von 36 Tagen, während deren der Polarballon zu schweben imstande sein müsse. Der jetzige Ballon entsprach aber im Sommer dieser Forderung nicht. Die auf Spitzbergen hinsichtlich der Dichtigkeit des Ballons angestellten Erhebungen ergaben, daß die Tragfähigkeit täglich um 60 Kilogramm vermindert wurde. Man hatte ca. 1600 Kilogramm Ballast zur Verfügung, doch hätte ein Theil (wie Proviant) nur im äußersten Nothfall ausgeworfen werden dürfen. Zudem muß ein Theil für den Fall der Uebersteigung eines Gebirgs vorbehalten bleiben. Somit kann nur mit 1000 Kgr. Ballast gerechnet werden. Dann aber hätte der Ballon nicht länger als 17 Tage schweben können, was durchaus zu wenig sei. Indessen könne man hoffen, daß der Ballon durch Firnissen dichter gemacht werden könne. An den ersten Tagen nach der Füllung verliere er täglich 100 Kilogramm Tragkraft, dann, als die Spitze des Ballons gefirnißt wurde, 60 Kilogramm täglich. Hätte man den ganzen Ballon nach der Füllung gefirnißt, wäre es vermuthlich gut gewesen. Im übrigen, schließt Ekholm, könnte man die Aussichten für die Reise dadurch günstiger gestalten, daß man den Ballon in größere Höhe gehen ließe, gleichzeitig auch die Segelfläche vergrößerte, die Reibung der Schleppтaue verminderte u. s. w. Aber man müsse bei der Berechnung dieser Factoren äußerst genau sein, um sich nicht in schicksalsschwerer Weise zu verrechnen. — Oberingenieur **Andrée** erwiderte hierauf, daß Dr. Ekholm von unnöthig ungünstigen Ziffern ausgehe, und betonte als Hauptsache, daß allmählich zwei Schleppтaue losgeworfen werden sollen; es wäre daher richtiger gewesen, wenn Dr. Ekholm durchschnittlich mit zwei Schleppтauen gerechnet hätte, er wäre dann zu günstigeren Ergebnissen gekommen. Es sei auch nicht richtig, daß man Gas vorhalten müsse für ein Ueberfliegen eines Gebirges, wenn dies nicht schon im Anfang der Reise nöthig sei; und dies sei nicht zu befürchten, denn in der ersten Zeit sei nach den Erfahrungen der Nansen'schen Expedition keine Aussicht da, ein Hochland anzutreffen. Er, Andrée, wolle nicht verbürgen, daß der Ballon besser sein werde, als er diesen Sommer gewesen sei. Allein, selbst wenn der Ballon sich weniger vollkommen als in diesem Sommer zeigte, würde er nicht zaudern, abzufahren. Dr. **Ekholm** wandte ein, daß er seine Berechnungen noch für zwei Schleppтaue aufgestellt habe, daß sich diese aber noch ungünstiger als für drei Schleppтaue stellten, so sonderbar dies auf den ersten Anblick scheine. Dem Amanuensis **Steindeeg**, dem dritten Theilnehmer der Andrée'schen Expedition, gegenüber, der betont hatte, die Reibung der Schleppтaue auf Eis sei geringer als auf Schnee, bemerkte Dr. **Ekholm**, daß im Polargebiet wahrscheinlich alles Eis mit Schnee bedeckt sei. Hierüber werde man ja von der Nansen'schen Expedition Aufklärung erhalten. Nach einer weiteren Erörterung zwischen Andrée und Ekholm, bei der **Andrée** bemerkte, daß man durch Rechnen mit unausschließlich ungünstigen Ziffern zu ganz ungereimten Forderungen komme, schloß die Verhandlung.

* Vor einiger Zeit übersandte Lieutenant **Frech** in Posen dem Museum schlesischer Alterthümer eine **Knochenurne**, die ihm wegen ihrer eigenartigen Ornamente zur Aufnahme in eine öffentliche Sammlung geeignet zu sein schien. Sie stammte von einem Urnenfriedhof bei **Labse**, Kreis Wohlau, und war seinerzeit als einzige ihrer Art vom Einsender, dem Sohne des früheren Besitzers von Labse, bei einer von ihm vorgenommenen Ausgrabung gefunden worden. In Form und Aufbau bot auch das Gefäß nichts besonders auffallendes. Es war eine weitbauchige, nach oben zu verjüngte Urne von 24 Centimeter Höhe und 93 Centimeter Umfang, ohne Drehscheibe, jedoch sehr regelmäßig geformt und an der Außenseite mit einem glänzend schwarzen Graphitüberzug versehen. Statt der Henkel sahen am Halsansatze zwei kleine knorpelartige Vorsprünge, welche in Verbindung mit den darunter angebrachten runden Vertiefungen das Festhalten des Gefäßes beim Tragen erleichtern sollten. Die Grenze zwischen Hals und Körper war durch ein Band von vier schnur eingeritzten Parallelen bezeichnet. Ein ebenso gebildetes Zickzackband theilte die Bauchwölbung in 16 Dreiecksfelder, von denen die oberen die erwähnten flachenden Eindrücke in der Größe von Zehnpfennigstücken, die unteren jene mit einem Holz- oder Metallstift eingeritzten „eigenartigen Ornamente" enthielten, welche die Einsendung der Urne veranlaßt hatten. Wie erstaunte

Digitized by Google

man aber, so schreibt die „Schles. Ztg.“, als man bei näherem Ansehen erkannte, daß die vermeintlichen Ornamente nichts anderes als die bildliche Darstellung einer prähistorischen Hirschjagd bedeuteten. Wir sehen da auf dem ersten Bild, dem man passend die Unterschrift „Aufbruch zur Jagd“ geben könnte, zwei Männer hoch zu Roß einherreiten. Im zweiten einen Sechzehnender mit zwei Hirschtäibern, die aber zur besseren Charakterisirung auch schon recht stattliche Geweihe tragen. Das nächste Bild zeigt wiederum zwei Reiter, den einen seltsamerweise auf einem Hirsch. Im vierten Feld bemerken wir außer einem Jäger zu Pferd noch einen zu Fuß. Er hält einen großen Bogen vor sich und ist im Begriff, einen Pfeil abzuschnellen. Worauf er zielt, zeigen die beiden folgenden Bilder: in jedem zwei dahinfliehende Hirsche. Im letzten Bilde endlich gönnt ein Jäger seinem Pferde die wohlverdiente Rast. Wenigstens ist eine vor dem letzteren stehende Xförmige Figur kaum anders denn als Krippe zu deuten. Von den oberen Dreieckfeldern enthält nur eines eine Abbildung: einen einsamen Hirsch. Hinsichtlich der technischen Ausführung der Zeichnungen darf man freilich keineallzu großen Erwartungen hegen. Sie ist so primitiv wie möglich, auf die einfachsten Elemente, Punkt und Linie, beschränkt. Bei den menschlichen Figuren ist der Kopf durch einen rundlichen Eindruck, Körper und Arme sind durch gerade Striche bezeichnet, bei den Pferden Rumpf und Hals durch eine einzige gerade Linie, an deren einem Ende ein Tüpfelchen mit drei kurzen Strichen den Kopf mit den Ohren, am anderen ein abwärts gerichteter Strich den Schwanz bedeutet. Die Beine sind durch vier parallele senkrechte Striche, die Hufe durch kleine Kreise dargestellt. Die Hirsche gleichen den Pferden bis auf die Geweihe vollkommen. Das Alter der Urne läßt sich nach ihrer Form und Ornamentirung, auch den Begleitfunden und den gleich zu erwähnenden Analogien aus anderen Gegenden mit ziemlicher Sicherheit bestimmen. Sie gehört dem Ende der Hallstatt- oder der älteren La Tènezeit, d. h. etwa dem 4. Jahrhundert v. Chr., an. Ob das auf der Urne dargestellte Wild unser Edelhirsch oder der Elch ist, ist bei der Unvollkommenheit der Zeichnung nicht zu erkennen, wahrscheinlicher ist jedenfalls das erstere. Bildliche Darstellungen auf vorgeschichtlichen Gefäßen gehören in Deutschland zu den größten Seltenheiten. Verhältnißmäßig häufig sind sie in Westpreußen links der Weichsel und dem angrenzenden Theile Hinterpommerns, wo sie auf Gesichtsurnen des 5. bis 3. Jahrhunderts v. Chr. vorkommen. Sie sind denen auf der Lahser Urne durchaus ähnlich. Aus Schlesien kennen wir nur noch ein Beispiel dieser Art: eine terrinenförmige Urne aus Osten, Kreis Guhrau, an der eine Thierfigur gezeichnet ist. Jedoch ist es nach den heutigen ethnologischen Erfahrungen sehr wahrscheinlich, daß unter vielen der anscheinend rein geometrischen Verzierungen auf prähistorischen Vasen schematische Darstellungen von Thieren und Gegenständen zu suchen sind.

* **Jena.** Oberlandesgerichtsrath Dr. Alexander Franken, ordentlicher Professor des deutschen Rechts an der Universität, hat sich am 4. d. M., kurz vor Vollendung seines 49. Lebensjahres, erschossen. Franken war eine reichbegabte Natur, scharfsinniger Richter und geistvoller Lehrer von glänzender Beredsamkeit. Diese erwies sich ebenso wirksam im Hörsaal wie in gelehrten Gesellschaften und Volksversammlungen. Auf dem Gebiete der Kunst und Literatur kannte und schätzte man seine mannichfachen Kenntnisse und sein feines Verständniß. In den letzten Jahren mußte er wiederholt wegen Nervosität ärztliche Hülfe in Anspruch nehmen; damit hängt jedenfalls auch sein freiwilliger Tod zusammen. Vor seiner Berufung nach Jena hatte er in Rostock gewirkt.

* **Göttingen.** Die neue Frauenklinik, deren Bau im Frühjahr 1894 begonnen wurde, ist so weit vollendet, daß sie am 1. November d. J. bezogen werden wird. Die noch gegenwärtig benützte Frauenklinik besteht seit 1791 und verfügte über nur 45 Betten, während die neue fast die doppelte Zahl erhalten wird.

sch. **Leipzig.** Von dem verstorbenen Philosophen Professor Drobisch weist man folgende schöne Verse bekannt, die er bei Ueberschreitung seines 90. Lebensjahrs in sein Tagebuch schrieb:

„Lange hab' ich gelebt und gestrebt,
Viel gesponnen, doch wenig gewebt,
Mehr als ich werth war, ward ich geehrt,
Mehr als Verdientere Glück mir beschert;
Nur das Zeugniß darf ich mir geben,
Daß ich bemüht war, pflichttreu zu leben.
Wo ich gewichen vom rechten Pfade,
Hoff' ich in Demuth auf Gottes Gnade,
Und in des liebenden Vaters Hände,
Leg' ich den Lebensrest und mein Ende.“

* **Berlin.** Dr. phil. Otto Günther, Assistent an der hiesigen königlichen Bibliothek, ist als städtischer Bibliothekar und Archivar nach Danzig berufen worden.

* **Prag.** Titularprofessor Václav Bělohradský, Privatdocent der gerichtlichen Medizin an der tschechischen Universität, ward am 5. d. M. im Laboratorium todt aufgefunden. Aus hinterlassenen Briefen geht hervor, daß er Strychnin genommen; Motiv unbekannt.

Beginn eines neuen Abonnements:

Zur Anschaffung empfohlen! Von bleibendem Werth!

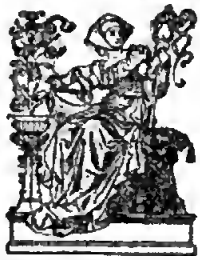
Velhagen & Klasings

Monatshefte

Soeben erschien im XI. Jahrgang 1896/1897

Erstes Heft: Septemberheft

Monatlich ein Heft für 1 M. 25 Pf.



Literarisch — hervorragend durch die Bedeutung der Mitarbeiter.

Künstlerisch — reich illustriert in Schwarz-, Ton- und Farbendruck.

Große Romane Novellen und andere Beiträge der namhaftesten Dichter und Schriftsteller der Gegenwart.

Kunstbeilagen nach Studien und Gemälden erster Meister in farbiger Autotypie, Chromolithographie und Holzschnitt.

Den neuen Jahrgang eröffnen die großen Romane:

„Der weiße Tod“ von Rudolf Stratz

„Die grüne Thür“ von A. von Klinkowstroem

und die illustrierte Monographie: Lorenzo Magnifico de' Medici von Prof. Dr. E. Heyck-Heidelberg.

Durch jede Buchhandlung zur Ansicht zu beziehen!

Die Wiener Wochenschrift „NEUE REVUE“ erörtert alle Fragen des öffentlichen Lebens vorurtheilslos vom modernen Standpunkte und zählt die hervorragendsten Gelehrten u. Schriftsteller zu ihren ständigen Mitarbeitern.

Die „NEUE REVUE“ kann allen Freunden einer ernsten, belehrenden und anregenden Lecture bestens empfohlen werden. (13626)

Alte Schlossbibliotheken,

alte Klosterbibliotheken, Kirchenbibliotheken und alte Bücher und Kupferstiche überhaupt kauft stets

Ludwig Rosenthal's Antiquariat

in München, Hildegardstr. 16/0. [14458]

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 7. October. Nummer 232.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Das lesende Rußland. — Deutschblütiger Adel im mittelalterlichen Ungarn. II. Von F. v. Krones. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das lesende Rußland.

-i- Ueber das geistige Leben des russischen Volkes hat man im westlichen Europa im allgemeinen nur mehr oder minder undeutliche Vorstellungen. Ein russischer Schriftsteller, N. A. Rubakin, hat nun im vorigen Jahre in Moskau ein Buch erscheinen lassen, in welchem er auf einem besonders zur Beurtheilung dieses Gegenstandes maßgebenden Gebiete zahlenmäßige und concrete Unterlagen bietet. „Das lesende Rußland“ betitelt sich diese Schrift, welche eine Statistik und Classificirung der im Zarenreiche veröffentlichten Bücher, Zeitschriften und Zeitungen, des Buchhandels, der öffentlichen Bibliotheken u. s. w. enthält. Sie gibt uns Aufschluß über den Umfang, in welchem bei den Russen das Lesebedürfniß entwickelt ist, und über die ihnen zur Befriedigung dieses Bedürfnisses gebotenen Mittel.

Vor allem stellt unser Gewährsmann fest, daß die Kenntniß des Lesens bei seinen Landsleuten noch recht schwach verbreitet ist. Unter den im Jahre 1886 eingestellten Recruten befanden sich nur 29.45 Proc., die des Lesens kundig waren; heute wird man diese Zahl höchstens auf 35 Proc. ansetzen dürfen. Unter der älteren männlichen und der gesammten weiblichen Bevölkerung ist die Zahl der Analphabeten aber wesentlich höher anzunehmen; von den rund 125 Millionen Unterthanen des Zaren dürften günstigenfalls 20 Millionen, also noch nicht ein Sechstel, zu lesen verstehen.

Was lesen diese 20 Millionen nun? Der in erster Linie begehrte Lesestoff sind heutzutage überall Zeitungen und Zeitschriften. Solche periodische Veröffentlichungen zählt man in Rußland nach Rubakin gegenwärtig rund 900, d. i. siebenmal weniger als in Deutschland, fünfmal weniger als in Frankreich. Dabei sind die Auflagen der russischen Zeitungen und Zeitschriften, selbst der angesehensten und verbreitetsten, sehr viel kleiner als anderswo. Bücher erscheinen in Rußland außerordentlich wenig. 1893 waren es 7722 mit zusammen zwanzig Millionen Exemplaren, also knapp ein Buch auf sechs Russen. Zum Vergleich führt Rubakin an, daß allein der slovenische Schulverein Matice Slovenska jährlich ein Buch auf drei Slovenen in Umlauf bringt. Das Verhältniß stellt sich für die Russen noch ungünstiger, wenn man die nicht als Lectüre im gewöhnlichen Sinne in Betracht kommenden geschäftlichen Veröffentlichungen, Prospecte, Jahresberichte und dergleichen, die ungefähr ein Sechstel der erschienenen Bücher ausmachen, in Abzug bringt. Unter den übrigbleibenden fünf Sechsteln aber entfällt der größte Theil auf Neudrucke älterer Werke. Nicht bloß die angesehensten Schriftsteller aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, sondern auch die meist ganz unbedeutenden Autoren des vorigen Jahrhunderts werden immer wieder neugedruckt, weil sie honorarfrei sind. Das gleiche gilt von den beim Mangel von Literarconventionen in Rußland schutzlosen ausländischen Schriftstellern, namentlich den französischen mit Zola und Jules Verne an der Spitze. Wenn man dann noch die infolge ihres hohen Preises oder ihres specifisch technischen Inhalts von vornherein auf enge Leserkreise beschränkten Werke außer Betracht läßt, bleibt eine recht mäßige Auswahl von Stoff für das „lesende Rußland“.

Dabei sind Bücher im Zarenreich vielfach bedeutend schwieriger zu beschaffen als anderswo. In den großen Städten allerdings findet der Bücherliebhaber wohl Buchhandlungen genug, um das Gewünschte zu kaufen — wenn die Censur den Verkauf gestattet. Aber in der Provinz, in den Bezirksstädten, selbst in Gouvernementshauptstädten, die nicht gerade höhere Lehranstalten beherbergen, ist die Beschaffung eines Buches oft eine viel schwierigere Sache als in einem westeuropäischen Dorfe. Im Jahre 1887 zählte Rußland 1271 Buchhandlungen. Davon kamen sechs auf Sibirien und Centralasien. Petersburg besaß 283, Moskau 177 Buchhandlungen. Der Rest vertheilte sich auf rund 600 Städte. Manche Gouvernements, z. B. das von Olonetz, hatten keine Buchhandlung. Dabei waren viele dieser Geschäfte bloß Papierhandlungen, die nebenher die gebräuchlichen Schulbücher führen.

Oeffentliche Bibliotheken gab es noch im Jahre 1830 nur in Petersburg, Moskau und Odessa. Bis zum Jahre 1856 waren es 49 geworden, die aber zum Theil nur auf dem Papier standen. Freunde der Aufklärung und Volksbildung hatten infolge enthusiastischer Regungen Bibliotheken gegründet, später aber die Lieferung der Mittel für deren Unterhaltung und Vervollständigung vergessen. Da waren denn die Bücherbestände mit der Zeit auf Böden oder in Keller gewandert und von Ratten und Mäusen aufgefressen worden, wenn sie nicht etwa von den „Bibliothekaren“ als Heizmaterial verwerthet worden waren, wie es nach Rubakins Angabe sogar noch im Winter 1888/89 mit der Bibliothek der Stadt Uralsk geschehen ist. Im Jahre 1887 war die Zahl der öffentlichen Bibliotheken auf 600 gestiegen. Dieselben sind aber meist sehr ärmlich ausgestattet. Ihre Zusammensetzung ist vielfach rein durch den Zufall bedingt gewesen. So hat eine derartige Bibliothek z. B. wohl die Sammlung aller Wahlprogramme (cahiers) der Mitglieder des Tiers-Etat in der französischen Nationalversammlung von 1789, aber keine vollständige Ausgabe der Werke Puschkins. Immerhin haben diese Bibliotheken meist ein ständiges Publicum von Benutzern, Beamten, Kaufleuten, Handwerkern, selbst Bauern, die sich sehr für Geschichte, Reisebeschreibungen, Romane und Erzählungen begeistern. Unter den russischen Schriftstellern wird nach den Feststellungen Rubakins Tolstoi von den Benutzern der Bibliotheken am meisten gelesen, dann folgen Turgenjew und Dostojewski. Bei den ausländischen Schriftstellern, die in den Bibliotheken verlangt werden, stehen wieder die Franzosen an der Spitze, aber nicht die zeitgenössischen, sondern Autoren vom Schlage des älteren

Dumas, Paul de Kocks und Ponson du Terrails; auf ein deutsches Buch werden 2—3 englische und 12—15 französische gelesen.

Trotz des in diesen Zahlenangaben hervortretenden, im ganzen noch niedrigen Standes der geistigen Bedürfnisse des russischen Volkes erkennt doch Rubakin einen bedeutenden Fortschritt, namentlich seit Aufhebung der Leibeigenschaft, als unbestreitbar an. Das Volksschulwesen läßt freilich vielfach noch immer so gut wie alles zu wünschen übrig. Aber das geistige Aufstreben auch der unteren Schichten tritt deutlich zutage. In jedem Winkel, in den abgelegensten Dörfern des ungeheuren Reiches findet man Autodidakten, die zum theil ganz Unglaubliches leisten. So nennt Rubakin einen ehemaligen Leibeigenen Tisikow, der ohne Lehrer Französisch, Mathematik und Astronomie studirt hat, namentlich die Werke Flammarions, und zum großen Entsetzen seines Popen eine regelrechte Sternwarte eingerichtet hat; ferner einen Sectirer, der die Werke Spencers und Mills liest. Der jetzige Zar hat schon kurze Zeit nach seinem Regierungsantritt energisch die Hebung und Ausbreitung des Volksschulwesens als eine der wichtigsten Aufgaben seiner Regierung hingestellt. Dem russischen Volke ist nur zu wünschen, daß diese Willensmeinung zur That werde.

Deutschbürtiger Adel im mittelalterlichen Ungarn.

Studie von F. v. Krones.

II.

Mit den genannten Geschlechtern erscheint der bewußte Katalog des deutschbürtigen Adels im Anhange zu Kéza und in der Chronik des 14. Jahrhunderts geschlossen. Er ist umfassend genug, und beweist, daß eine lange Kette besitzreicher und angesehener Geschlechter, die sich ihrer Ahnherren aus Schwaben, Meißen-Thüringen oder Deutschland im allgemeinen rühmten, mit ihrer Gütermenge den ganzen Westen Ungarns durchsetzt. Die Oertlichkeiten ihrer Herkunft bleiben meist unerweislich, die Rangstellung der Eingewanderten problematisch, nicht selten höher angeschlagen, als es sich mit der Wirklichkeit verträgt. Immerhin bleibt die ganze, wenn auch recht sagenhaft anmuthende Ueberlieferung von Werth, da ihr Thatsachen zu grunde liegen.

Aber mit diesen traditionellen Thatsachen ist unsre Aufgabe bei weitem nicht erschöpft; sie bilden nur einen — allerdings bedeutenden — Bruchtheil dessen, was zu ihrer Lösung erforderlich ist.

Bevor wir nun diesem, vorzugsweise auf Urkunden beruhenden, zweiten Theil unsrer Aufgabe zusteuern, müssen wir noch eines ungarischen Adelsgeschlechts von erstem Range gedenken, das in dem Anhange zu Kéza's Chronik behandelt erscheint, auch in dem späteren Jahrbuche angeführt wird und — obschon nach der Ueberlieferung spanischen, und zwar aragonesischen Ursprungs — durch Besitz und durch Verwandtschaften mit dem benachbarten westungarischen Hochadel deutscher Herkunft und andrerseits mit österreichischen Adelshäusern ganz in den Rahmen der bisher behandelten Familien einwächst, so daß im 14. Jahrhundert ein Zweig desselben kurzweg als „deutsch" (német) bezeichnet erscheint. Es sind dies die „Mertinsdorfarii", wie sie in der erstangeführten Quelle heißen, oder die von „Mortundorf", wie sie die zweite Quelle nennt, die Herren von Groß-Martinsdorf (Nagy-Márton) oder Mattersdorf, wie diese Ortschaft des Oedenburger Comitats am Grenzgemärke Westungarns gemeinhin genannt wird und bereits 1093 als „Mortun am Flusse Sár" (älterer, magyarischer Name der Leitha) urkundlich auftaucht.

Als K. Emerich von Ungarn (1198) Konstanze, die Tochter Alfons' II. von Aragon, ehelichte, seien in ihrem Gefolge die „Grafen Simon und Bertram" (Bertrand) nach Ungarn gekommen und hier heimisch geworden. Zunächst hätten sie das Gebiet von Nyeregyzeg in der Graner Gespanschaft erworben und, eingedenk des Namens ihrer Hauptburg im spanischen Vaterlande, den Ort ihrer ungarischen Niederlassung „Bajot" genannt. Bajot und jenes Mattersdorf seien dann von ihnen ihrer schönen Schwester Tuta als Aussteuer oder Mitgift zugewiesen worden, als sie den Wojwoden oder „Herzog" Benedict, den Sohn Konrads, ehelichte. Wir lassen dieses Ehepaar und seine fragliche Nachkommenschaft beiseite und bemerken nur, daß „Graf" Simon (I.), der ältere Bruder Tuta's, später jedenfalls Besitzer von Mattersdorf, dem Hauptgute der Familie, war und blieb (1223—1243), daß er auch andere königliche Schenkungen, so das Gut „Rüdigers" (terra Ruhtukeuri), jetzt Roztokör an der Leitha, „im Grenzgemärke gegen Deutschland an einem zur Vertheidigung geeigneten Orte", erwarb und, da sein jüngerer Bruder Bertram um 1272 nur Töchter hinterließ, den eigenen Söhnen Simon II. († 1318) und Michael († um 1303), Gatten einer österreichischen Adeligen, nicht nur das väterliche Erbe, sondern auch den Hauptbesitz des Hauses vererbte.

Wie bedeutend derselbe war, erhellt daraus, daß die Mattersdorfer „Grafen", wie wir Simon II. und Michael nennen dürfen, im Oedenburger Comitat die beiden schon erwähnten Herrschaften, überdies Abram-Kéthida, Millendorf (Kövesd), Hirm (Herem), Sieglos (Siklós), Wiesendorf (Vyzum), Schandorf oder Schattendorf u. a., vor allem aber die Burg Forchtenstein (Frakno) innehatten, zu welcher dann auch Kabolds- oder Koboldsdorf mit der Grenzmauth sich gesellte, so daß wir die Mattersdorfer dann auch mit den Prädicaten von Forchtenstein und Koboldsdorf ausgestattet finden. Auch besaßen sie von altersher 5 Herrschaften im Graner und 2 im Neograder Comitate. Außerdem kauften sie 1303 vom Palatin Johann die beiden Besitzungen Ikla-Ikker-Zwilling, das heute österreichische Zwillingsdorf an der Leitha, welche ursprünglich dem Adeligen Foldrich und seinen Verwandten aus dem Geschlechte Buzad (s. o.) gehört hatten. Dazu gesellten sich Güter im Sümegher, Zalaer, Szabolcser und Komorner Comitate.

Der Schwerpunkt ihres Güterbesitzes und ihrer Bedeutung ruhte jedoch nach wie vor im westungarischen Grenzlande. So erwarben sie weiterhin in der Oedenburger Gespanschaft, abgesehen von den vorgenannten Ortschaften, noch Wepersdorf (Veperét), Deutsch-Peter (Peter-Németi), Paumhagen (Pomogy) bei Zwillingthal, Breitenbrunn, Prodersdorf (Pordány), Dorog, Höflein u. a., ferner im Preßburger Comitat: Ortschaften auf der Insel Schütt, bei Wartberg, und Csánok bei Modern.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts sehen wir sie mit Adelshäusern des benachbarten Oesterreich — mit den Herren von Puchheim, Meissau, Losenstein und Pottendorf — verschwägert, was auch von ihren ungarischen Standesgenossen, den Grafen von S. Georgen und Bösing (s. o.) und von den „Osl" zu gelten hat, auf die wir weiter unten zu sprechen kommen.

Wir haben bereits oben bemerkt, daß ein Zweig der Mattersdorfer kurzweg der „deutsche" genannt wurde, was mit den Gütern im westungarischen Grenzgemärke Deutschlands und mit jenen Versippungen zusammenhängt. So heißt der Enkel Michaels, des Begründers des einen Zweiges der Mattersdorfer, Niklas II. (1346—1374) schlechtweg der „Ungar", Niklas (1349—1381), der Enkel Simons II., des Hauptes der älteren Linie, kurzweg der „deutsche" (teutonicus). Die Gebrüder Paul II. und Hans von Mattersdorf-Forchtenstein erscheinen in dem Buche der S. Christophsbruderschaft vom Arlberge mit ihrem Wappen (schwarzer Adler mit goldenen Kleestengeln) 1398 eingetragen.

Digitized by Google

Beide Linien verarmten in Folge der starken Familienbildung und schlechten Wirthschaft immer mehr; ihr Besitz kam in andere Hände. Die ältere aber Simon'sche Linie erlosch 1438 mit dem nachgebarenen Paul, die jüngere aber Michael'sche schloß mit Wilhelm im Jahre 1446. Der Kern ihrer westungarischen Besitzungen gelangte an verwandte Adelshäuser Oesterreichs, so vorab an die Puchheimer, abgesehen von dem, was sonst durch Wucherschulden veräußert und zersplittert erscheint.

Durften wir die Mattersdorfer aber Forchtenstein-Kaboldsdarfer Grafen als ein namhaftes Glied dem güterreichen Adel Westungarns deutscher Herkunft einfügen, wenngleich ihre Abstammung außerhalb dieses Kreises lag, so berühren sich mit ihm auch jene Magnaten, welche den Geschlechtsnamen „Osl" führen und im 13. Jahrhundert urkundlich als „Grafen" auftauchen; dieser Name, in den Nebenformen Ösli, Oesli, Ofchlie, scheint auf ein van Haus aus slavisches Wort: Osel (Mehrzahl Osli), der „Esel", zurückzuweisen. Spielen doch im Slavischen und Deutschen Thiernamen als Geschlechtsbezeichnungen keine seltene Rolle. Man denke beispielsweise an das alte Haus der deutschen Riedesel. Zudem darf nicht übersehen werden, daß ein Bruchtheil slavischen Adels auch die magyarische Eroberung überdauerte und dann im ungarischen aufging. Ueberdies kommt ja auch das 14. und 17. Capitel im Anhange zu Kéza's Chronik auf die Abstammung der ungarischen Geschlechter „Nadvan" und „Bagath" aus Böhmen und der „Chakans" aus Mähren zu sprechen.

Das aben genannte Adelshaus Osl, eines der güterreichsten Westungarns, läßt sich unter diesem Namen bis ins 14. Jahrhundert verfolgen. Eine Tachter Bertrands von Mattersdorf war mit einem von Osl vermählt. Von den Zweigen der Osl, welche 1302 ihr Erbgut Deutsch-Peter und Sikrems zwischen Kobaldsdarf und Mattersdorf an die nach letzterem Orte genannten Grafen für 100 Mark breiter Wiener Pfennige verkauften, erscheint der eine mit dem Gutsprädicat Alrams; der andere, van Lorenz, dem Sohne Emerichs von Osl (Urkunde von 1321) begründet, tritt dann mit dem Namen „Kanizsai" (d. i. van Kanizsa) in den Vardergrund der Geschichte und spielt im 15. Jahrhundert eine namhafte palitische Rolle. In dieser Rolle, gleichwie in seinen verwandtschaftlichen Verhältnissen, trut die Beziehung zu jenem Kreise des westungarischen Adels bedeutsam an den Tag. Auch deutsche Varnamen erscheinen in diesem Geschlechte; so begegnet uns um 1280 Graf Herbard, der ihm angehört.

Wir kehren nun wieder nach dieser Abschweifung, die den Mattersdarfern und Osls galt, in das Bereich unfrer eigentlichen Aufgabe zurück.

Zunächst sei wieder das westliche Grenzgebiet Ungarns ins Auge gefaßt, weil hier naturgemäß die Spuren der Heimischwerdung deutschbürtigen Adels die häufigsten sind.

Seit den Tagen Geisa's II. (†141—1161) läßt sich urkundlich der Bestand einer Burggrafschaft „Lucsman" oder „Lutzman" im Oedenburger Comitate an der österreichisch-steierischen Grenze nachweisen. Ihre Bezeichnung führt auf einen deutschen Eigennamen zurück, und wir finden nach 1262 einen „Grafen" Frank von „Luchman" erwähnt. Es liegt nun die Annahme nicht zu fern, daß dieses Gebiet, gleich der benachbarten Burgherrschaft Landesere und dem ungarischen Thale der Pinka ein vargeschobenes Stück deutschen Reichsgemärkes war, das später dem ungarischen Staate eingefügt wurde, und daß es auch dann in der Gestalt königlicher Schenkung Eigenbesitz eines deutschbürtigen Geschlechts blieb. Noch 1282 finden wir Frank als Grafen von Luczman und 1304 als salchen seinen Bruder Stephan vor.

Wir haben aben eines „Grafen" Frank von „Luchman" erwähnt. Er oder sein Vater erscheinen, ohne das Grafenprädicat, schan 1223 als „Franco von Luczman" sammt seinen Brüdern Steuen (Steffen) und Arlab, gemeinschaftlich mit Albert von „Stemperch" und Konrad „March" als Glieder einer Adelssippe angeführt.

Die königliche Schenkung vam Jahre 1223 an die Mattersdarfer (s. o.): das Land (terra) Ruhtukeuri und das „Gut Gunthers" (predium Guntheri) bezieht sich auf frühere Besitzverhältnisse, die auf einen Rüdiger und Gunther zurückführen. Wir dürften nicht irren, wenn wir in jenem Rudiger den „Grafen" Rudguer = Rüdiger vermuthen, den eine Urkunde vom Jahre 1213 nennt.

Der Oedenburger Gespanschaft gehört auch das Geschlecht „Wigman" an, als dessen Zugehöriger ein „Graf" Andreas im Jahre 1233 angeführt erscheint. Die betreffende Urkunde bezieht sich auf das Grundstück „Német" (Deutsch) und die Mühle des Tibold.

Auf dem zum Oedenburger Castell gehörigen Gute Kal, dessen Name an einen der Zeitgenassen Stephans d. H., den „freien Mann" Kaal erinnert, begegnen wir 1233 einem Frank, dem Sohne Bertholds, und 1230 werden als Söhne des „Grafen" Berthold: Frank und Stephan bezeichnet, was einen Zusammenhang mit den aben erwähnten „Grafen" Frank und Stephan von Luczman nahelegt.

Auf diesem ungarischen Grenzbaden war auch der „Gast" (haspes) Lendeguer (1211) begütert; hier, nahe dem Lande Oesterreich, hausten (1296) Niklas, der „Ban" von Mead, Walsger, Niklas und Eber, die Söhne des Eber, und Wendel van Mead.

In der Preßburger Gespanschaft begegnen wir im 13. Jahrhundert dem „Grafen" Eberhard von „Helespune" (richtiger Telesprun, Telkprunnen) und seiner Nachkammenschaft, so Otto, dem Sahne Rüdigers von „Telesprun", als Lehensbesitzer der Burg Theben an der Donau, wo einst die slavische Feste Dewin („Maidburg") stand, und der Orte Stampfen (Stomfa) und Pelpstan (Bernstein). 1351 finden sich in einer königlichen Tauschurkunde die vier deutsch benannten Söhne dieses Grafen Otto angegeben.

In der Gegend van Tyrnau (Nagy-Szombat), der früh entwickelten königlichen Freistadt, deutschen Ursprungs gleich dem größeren Preßburg, dessen Bezeichnung im magyarischen „Pozsony" ebenso einen Eigennamen einzuschließen scheint, wie die deutsche Benennung „Preßburg" (man vgl. Breßlau = Vratislavia), treffen wir 1268 urkundlich auf den „deutschen Ritter" Nessel und seinen Standesgenossen Sebred, dessen Name wohl auf Siegfried zurückleitet.

Hier hatte sich um 1309 ein Hambato (Heimbat) die „Grafschaft" (comitia) van Tyrnau zugeeignet. Sein Sohn war Heinrich. Gleichzeitig mit diesem wird (1313) ein Stephan, Sohn des Altman, genannt „Kurzman", angeführt, und wir dürfen diesen wohl mit Stephan dem „Deutschen" (teutanicus) von Ebersdorf aber Eberhardsdorf (1311) identificiren. Jener Hambato erscheint vorher 1309 als Insasse der Preßburger Stadtgemeinde, neben dem Stadtrichter Hertlo oder Herda. Uns bietet sich somit das nicht seltene Beispiel des Emparkammens von deutschbürgerlichen Familien zu adeliger Stellung.

Die Urkunden zur Geschichte der königlichen Burggrafschaft van Preßburg und Wieselburg (richtiger „Miesenburg" = Maosburg, wie der Ort auch van altersher von den Deutschen genannt wurde, Mosany im Magyarischen, Musunium im Latein der Urkunden) belegen aber auch die häufige Thatsache, daß Deutsche ihre Aufnahme unter die adeligen Burgmannen (jabagyanes castri) fanden. So begegnen uns 1240—1313: Peter, der Sohn des Theyer, Hanns und Nikkel, Söhne des Paul, in solcher Eigenschaft mit der Wieselburger Castellanei, letztere überdies auch mit der Raaber verknüpft; 1249 wurde Wol von Grabes als

Burgmann von Preßburg „unter die königlichen Gäste“ (inter hospites regios) aufgenommen. Ausdrücklich finden wir dagegen den „Deutschen“ Huanreh (offenbar: Heinrich) als „nichtadelig und unbegütert“ (homo ignobilis et impossessionatus) in einer Urkunde des Jahres 1283 unter Adeligen des Wieselburger und Oedenburger Comitats angeführt.

Bevor wir dies westungarische Gebiet am linken Ufer der Raab verlassen, seien noch einige Daten aus dem 14. und dem Anfang des nächsten Jahrhunderts beigebracht. So müssen wir in Erb (Aribo-Aerbo), dem Vater des 1339 geächteten Gutsherrn Ingram von Zeil (j. Rust) am Neusiedler-See (Fertö), einen deutschbürtigen Adeligen erblicken.

Gleicher Herkunft waren gewiß die 1266 ohne Erben verstorbenen Gebrüder Dietrich und Volkmar im Eisenburger Comitate, vermuthlich auch: Herbord, Rubin und Gotthard der Rothe (1283), die Besitzer von Gerw (Gerod), gleichwie (1291) die Söhne Hertweghs (Hartwigs) Konrad und Seifried, die „Gäste“ (hospites) von Eisenburg.

Wenden wir uns dem östlich anschließenden Besprimer Comitate und der Gegend des Bakonyerwaldes zu, so treffen wir ziemlich früh (1181) auf den Sohn Volkmars, den „Grafen“, der zu den Bestiftern der alten Benedictinerabtei Bakonybél gehört. In der Zalaer Gespanschaft, der die Westecke des Plattensees angehört, des lacus Peiso der Römerzeit, welcher Name noch in alten bayerischen Urkunden als Belisaseo ausklingt und vom slavo-magyarischen Balaton verdrängt wurde, begegnet uns 1236 ein Graf Arnold, 1260 ein Graf Gotthard, 1269 das Grafengeschlecht „Wigant“, 1296 ein Niklas, Sohn Leukrats, die Söhne Lothards und Graf Einhard.

An der Spitze der Sümegher Gespanschaft stand 1061 ein Graf Otto; im Bäranyer Comitate, innerhalb des Sprengels von Fünfkirchen (Pécs) — dessen Name „ad quinque ecclesias“ unter den Oertlichkeiten auftaucht, die in dem ältesten Denkmale der Salzburger Kirche als in deren damaligem Sprengel gelegen bezeichnet erscheinen und dem fränkischen Vasallenstaate Priwina's und Kozels angehörten, — wird 1252 der Herrschaften Alberts und Boths, 1287 des Gemeinbesitzes der Edlen: Herrich, Heim, Hedrich und Konrad gedacht, und 1354 als Besitzer von Artolfsteleky (Gut des Artolf) ein Artolf angeführt. Bis tief nach Slavonien reichen solche Besitzverhältnisse. So spricht eine Bácser Urkunde d. J. 1270 vom Grafen „Saxman“ und seinem Bruder Mark als Grundherren im Valkóer Comitat. In der Przseganer Gespanschaft war 1266 ein Graf, genannt Gerhard, doch darf uns dieser Name allein zu keiner allzu weitgehenden Schlußfolgerung verleiten.

Um so ergiebiger zeigt sich der letzte Wille des „Ritters“ Iwan vom Jahre 1225, ausgefertigt vom Martinsberger Capitel, da wir hier einer stattlichen Reihe deutscher Verwandten und Grundbesitzer begegnen; es sind dies: Weigman, Eberwein, Wergant, Hirsman, Hipesner (?), Ratold, Lorenz, Willerm, Wallbrun und Hartwig. Iwan selbst wird als „Ritter des Königs und des Erzbischofs von Kalocsa“ bezeichnet. —

Wenden wir uns wieder nordwärts. Auf diesem Wege begegnet uns 1273 zu Poluna, bei Warasdin, Elias von Warasdin, Sohn des Martin „Wolpot“, als Grundbesitzer. Sein Beiname entspricht ganz der alten Form von „Gewaltbote“ als Gerichtsperson (der Pristaldus in ungarischen Rechtsdenkmälern) und sohin auch der deutschen Herkunft des Mannes, was andrerseits mit der Entwicklung Warasdins als Colonie zum städtischen Gemeinwesen deutscher Art zusammenstimmt.

Von besonderer Wichtigkeit ist jedoch die Erscheinung, welche wir bereits oben bei Preßburg und Tyrnau streiften, nämlich das Emporkommen deutscher Bürgerfamilien zur adeligen Rangstellung und Geltung, im Herzen Ungarns, in der alten, südwestdeutschen oder „schwäbischen“ Niederlassung und Stadtgemeinde: „Alt-Pesth“ oder „Ofen“, Buda, dessen eigenthümliche Gestaltung sich in diesen verschiedenen Namen abspiegelt. So begegnet uns 1265 ein Walther, aus diesem Gemeinwesen als ungarischer Kammergraf hervorgegangen, dem der König die Burggrafschaft Komorn verlieh. 1268 heißt er auch „Graf von Komorn“. 1273 schenkte ihm die Krone die königliche Hofstatt (palatium) in Gran, und zugleich kennen wir ihn als „Burggrafen von Ofen“ (rector castri Budensis). Ein zweiter Insasse Ofens, Wernher oder Werner, 1236 als Bürger daselbst und zugleich als „Ritter“ des Waitzner Bisthums bezeichnet, führt 1281 den Titel „Graf“ und erscheint nicht lange darauf (1289) in der Eigenschaft eines Burggrafen von Ofen, somit als Nachfolger jenes Walthers im Amte. Die beiden Familien spielen denn auch in den Thronwirren der Jahre 1301—1304 eine führende Rolle.

Die Urkunden des Graner Capitels machen uns 1265 mit dem Grafen Zebridus (Seifried) dem „Deutschen“ von Medlek bekannt.

Die alte, später verschollene Burggrafschaft von Semphe hatte um dieselbe Zeit (1261) Trusleph (Trutzlieb) inne, als dessen Brüder wir Liutold und Peter erwähnt finden.

Auch die angesehene Adelsfamilie Kompolth, welcher Herwig, der Burggraf von Filek in der Neograder Gespanschaft und Hearich oder Heinrich, Banus von Ozora (1281—1283) angehörten, dürfte mit einiger Sicherheit auf den deutschen Geschlechtsnamen Gundobald, Gumpold (magyarisirt: Kompold) zurückzuführen sein.

Der Burggraf von Rothstein oder Vörösko in der Nachbarschaft von Schemnitz, des Hauptortes der sieben westungarischen Bergstädte, die unter König Béla IV. nach dem Mongolensturm aufblühten, Eglolf „Wolfhart“, trägt seine deutsche Herkunft an der Stirn. Ulrich von Wolfhart erscheint 1351 mit nicht weniger denn vier Kronämtern ausgestattet. Er war Graf oder Obergespan der Comitate Wieselburg, Eisenburg und Oedenburg, überdies Castellan von Ung.-Altenburg (Ovár). Das Emporkommen dieses bis ins 15. Jahrhundert blühenden Geschlechts, das um 1440 mit Paul Wolfhart von Altenburg und Vörösko erlosch, hängt mit den großen Kriegen seines Zeitgenossen und Dienstherrn König Ludwigs I. (1342—1382) zusammen, die das Aufgebot massenhafter Söldnerheere, meist deutscher Herkunft, bedingten. In diesen Kämpfen spielte auch Wolfhart als Feldhauptmann eine Rolle.

Sein Genosse war Berthold von „Ellerbach“ (Elderbach), der Schwabe, den als abenteuernden Kriegshelden der Wiener Spruchdichter Peter Suchenwirt feiert. Aber auch sein gleichnamiger Sohn, Berthold der junge (Pupply — in der schwäbischen Koseform des Namens Berthold = Poppo), wird von Suchenwirt als ritterlicher Streiter, zumeist in Diensten der ungarischen Krone, besungen. Vater und Sohn zeigen sich in Ungarn durch königliche Gunst reich begütert und werden hier bald heimisch; ihren Namen finden wir der ungarischen Zunge als „Elderboch“ angepaßt und von ihrem Hauptgute „Monyorokerék“ in Westungarn führen sie fortan das Adelsprädicat der neuen Heimath. 1392 erwarb der „Deutsche“ Elderboch, wie es in der betreffenden Urkunde heißt, die Stadt Güns als Pfand um 4400 Goldgulden.

Auch in den Zeiten des ersten Angiovinen Ungarns, Karl Roberts, des Vaters Ludwigs I. (1301—1342) kamen solche Fälle raschen Emporkommens deutscher Bürger und Adeligen vor. 1306 treffen wir auf einen Rinecker als k. Hofgrafen und Richter (comes curialis) in Preßburg, dem 1316 in diesem Amt Dietrich Hackstock, auch ein Bürger von Preßburg, folgt; 1308 auf Denklin als Be-

sitzer von Oroszvár, 1311 auf den Grafen Henis, Sohn Jakobs von Berolth.

Die bedeutendsten Erscheinungen in diesem früheren Kreise wurden jedoch Niklas „Treutel“ (Treutul), 1319 Graf der Temescher Gespanschaft, bald darauf (1325—1336) Obergespan von Preßburg, und sein Vorgänger in letzterem Amt Wulfing (Wolfgang) „Harschendorfer“ (Harsundorpher), † Anf. 1325, dessen Gütermenge sehr bedeutend war und der darum auch seiner Tochter Margarethe als Gattin des Mattersdorfer Grafen Lorenz († 1342) eine stattliche Mitgift bescheerte. Mit Paul von Harschendorf, dessen Heirathsbrief vom Jahre 1391 vorliegt, lebt sich dies Geschlecht aus.

Zu diesen vorzugsweise auf dem Boden Westungarns namhaft gewordenen Adelsgeschlechtern tritt vom 14. ins 15. Jahrhundert — alle überragend — ein auswärtiges Grafenhaus, durch Verwandtschaft mit der Krone, Reichthum und Besitz auf dem Reichsboden Ungarns an die Spitze der Magnaten gestellt, wenngleich, wie vorher, in Innerösterreich wurzelnd, — das der einstigen Freien von Saneck und seit 1341 (1372) Grafen von Cilli.

Schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ergaben sich verwandtschaftliche Beziehungen der Freien von Saneck zu westungarischen Adelsgeschlechtern. Einer der letzten Güssinger, Andreas, erscheint in ihre Seelgeräthstiftung eingeschlossen.

Graf Ulrich I. von Cilli († 1368), war, wie uns Suchenwirt berichtet, ein ritterlicher Degen im Kriegsgefolge König Ludwigs I. vor Zara; sein Sohn Wilhelm ehelichte die Muhme des genannten Herrschers, Anna, die Tochter des letzten Piastenkönigs von Polen, Kasimirs des Großen († 1370), und gab dem Luxemburger Sigismund, dem Herrscher Ungarns, 1392 das Geleite in den Türkenkrieg. Anna, die Tochter Wilhelms und der polnischen Prinzessin, wurde nachmals die zweite Gattin des Begründers der Jagellonendynastie Polens, Wladislaws I., Schwagers Sigismunds. Der Bruder Ulrichs I. von Cilli, Hermann I., erhielt die Hand einer zweiten Muhme König Ludwigs I. von Ungarn, der bosnischen Fürstentochter Katharina.

Hermanns I. gleichnamiger Sohn († 1435) hob die Gütermacht des Cillier Grafenhauses auf ihren Gipfel, und den Haupthebel hiezu bot die Gönnerschaft des Luxemburgers Sigismund. Mit dem genannten Könige Ungarns zog Altgraf Hermann II. 1396 in die Türkenschlacht bei Nikopolis, von ihm erwarb er die Banuswürde von Slavonien, das kroatisch-kenineische Grenzgebiet Zagorien (Seger) und die große Pfandherrschaft Tschakathurn auf der Murinsel. 1408 wurde Hermanns jüngste Tochter, Barbara, die zweite Gemahlin Sigismunds, und so finden wir auch in der königlichen Stiftungsurkunde des Drachenordens vom gleichen Jahr den Schwiegervater Sigismunds an der Spitze der darin angeführten weltlichen Magnaten Ungarns.

Fortan greift das Geschlecht der steierischen Cillier, mit dem mächtigen Magnatenhause Gara durch eine ältere Tochter Hermanns II. verschwägert, in die Geschichte Ungarns ein bis an sein blutiges Ende, das den Grafen Ulrich II. 1456 als „Statthalter“ Ladislaus des Nachgeborenen, im Belgrader Castell ereilte.

Die Zeiten der ungarischen Angiovinen (1301—1382) und Sigismunds († 1437) lassen uns überhaupt eine Reihe von Thatsachen ins Auge fassen, die den Eintritt auswärtiger süddeutscher, beziehungsweise österreichischer Adelsgeschlechter in Besitz und Reichsamt auf ungarischem Boden nachweisen. Ja schon die Schlußzeit der Arpáden, das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, bietet hiefür Belege.

So begegnet uns in den ersten Jahren des Königthums Ladislaus' IV., des Bundesgenossen König Rudolfs I. von Habsburg, Otto Graf von „Biberstein“, der Vertreter eines schwäbischen Geschlechtes in der Schweiz, das dann auch in den Ländern der böhmischen Krone heimisch wurde, als Inhaber von ungarischen Königslehen in der Sároscher Gespanschaft des ostungarischen Berglandes.

Das Geschlecht der österreichischen Preußlein (Pruscellu) erscheint 1262 im Friedensschlusse Bela's IV. mit seinem Sohne Stephan V. durch seinen Angehörigen vertreten und letzterer 1268 mit der Grafschaft von Kers ausgestattet. Auch spielt er andrerseits in den böhmisch-ungarischen Reichsfehden seit 1270 eine wichtige Rolle.

Ein Ahnherr der Trautmannsdorfer oder, wie sie sich eigentlich schrieben, der „Stuchse“ (vrgl. den O. N. Stuchsenstein-Stixenstein im Wiener Walde) von Trautmannsdorf, Stus von „Trothmau“, war in Westungarn begütert, wie dies die Urkunde des Raaber Domcapitels von 1292 ausweist.

1278 erbte die westungarischen Güter des Adeligen Dietrich von Rorau der angesehene österreichische Landesministeriale und Grenznachbar Otto von Haslau.

Mehr noch waren die österreichischen Herren von Puchheim (Pachumarii) durch Verschwägerung mit den Mattersdorfer Grafen (s. 14. Jahrhundert) und durch Besitz mit Westungarn verwachsen. — Von dem wahrscheinlichen Zusammenhange der österreichischen Herren von Pottendorf mit den ungarischen Potendorfern war bereits oben die Rede.

Ein Heinrich von Hohenheim erscheint 1407 als Obergespan des Komorner Comitates; 1412 taucht Georg von Klemberg auf; 1420 erwarb der „gestrenge Ritter“ Wenzel von Sylburg das oberungarische Gut Sklabina.

Deutschem Kleinadel begegnen wir auf Schritt und Tritt in diesen Zeiten auf dem westungarischen Grenzboden, so 1404 dem Kourad Sberczer (Schwärzer?) zu Birkendorf oder Zeky im Oedenburger Comitat, ebenda dem Gregor Kaspar von Mielsdorf (1407), dem Sigmund Henslin von Nicz zu Kaal und dem Tibold von Deutsch-Szelestye in der Eisenburger Gespanschaft.

Auch der einflußreiche Günstling K. Sigismunds, sein Protonotar und Kanzler, Kaspar von Schlick, der Begründer der Bedeutung seines nachmals gräflichen Hauses, wurde Inhaber einer bedeutenden oberungarischen Pfandherrschaft, des Marktes Holitsch oder Ungarisch-Weißkirchen (Alba ecclesia) an der obern Waag.

Ein hervorragendes Beispiel rascher Magyarisirung eines deutschen Adelsgeschlechtes bietet die Geschichte des steierischen Hauses der Baumkircher (Pamkircher, Pemkircher). Der bedeutendste, durch sein tragisches Ende weltbekannte Vertreter dieses Geschlechtes, Krainer von Geburt, Andreas, Sohn Wilhelms, kaiserlichen Hauptmannes zu Wippach und Portenau, tritt urkundlich um 1449 als Pfleger König Friedrichs III., des innerösterreichischen Habsburgers, zu Schlaning (Szalonak) in der Eisenburger Gespanschaft auf die Bildfläche. Schlaning zählte zu den habsburgischen Pfandschaften auf ungarischem Grenzboden, gleichwie Forchtenstein, Koboldsdorf (aus dem Nachlasse der Mattersdorfer Grafen), Katzenstein, Oedenburg, die Preßburger Grafschaft u. a. In den nächsten zehn Jahren war Andreas Baumkircher, bald Freiherr geworden, Besitzer von Schlaning, woselbst er ein Kloster gründet und sich durch ein Standbild verewigt, Obergespan von Preßburg und Inhaber zahlreicher Pfandschaften (in Gemeinschaft mit seinem Jugendfreunde und Berufsgenossen, dem Schwaben Ulrich von Grafeneck), als Söldnerhauptmann und Gläubiger König Friedrichs III. rasch emporgekommen. Besitz und Verschwägerung verknüpften ihn so immer enger mit den Magnaten Westungarns, vor allem mit dem Hause Odl-Kanizsai. Mit ihnen, den Gara's und den übrigen Adelsherren der anticorvinischen Partei, nahm Baumkircher theil an der zu Güssingen veranstalteten Wahl seines Dienstherrn Kaiser Friedrichs III. (1459, De-

bruar) zum Gegenkönige Mathias' des Corvinen. Allmählich ändert sich das Verhältniß Baumkirchers zu dem Habsburger; lag doch schon der Schwerpunkt seiner Lebensinteressen im Ungarnlande, und die Persönlichkeit des Corvinen überwog nur zu sehr die des Habsburgers, der sich überdies 1462 zur Anerkennung des König Mathias und Auslieferung der ungarischen Krone bequemt hatte. Baumkircher befand sich in einer an sich schwierigen Doppelstellung, und der ungarische Magnat verdrängte in ihm bald den Innerösterreicher. So begann er denn auch schon 1468 die Fehde gegen Kaiser Friedrich III. in Gemeinschaft mit steierischen Adeligen und neuerdings, in verstärktem Maße, 1469, mit seinem Eidam, Hanns Herrn von Stubenberg, und mit anderen Steiermärkern verbündet. Von Ungarn aus warb Baumkircher seine Söldnerhaufen und brach erobernd und verwüstend in die Steiermark ein. Der Kaiser sah sich im Sommer 1470 zum Frieden und zur Amnestie genöthigt. Im April 1471 nach Graz zum endgiltigen Ausgleiche entboten, erlebte hier der Baumkircher seine plötzliche Verhaftung und starb, als Landesfeind in die Falle gebracht, den Tod von Henkershand.

Seine beiden Söhne Wilhelm und Georg fühlen fortan nur als ungarische Magnaten und Feinde des Kaisers. Als „Reichsbaron" unterzeichnet dann auch Wilhelm Baumkircher den Frieden, welchen im Spätjahre 1491 die Habsburger mit Wladislav II., dem Nachfolger des Corvinen, zu Preßburg vereinbarten.

Jene habsburgischen Pfandschaftsverhältnisse und Herrschaftsinhabungen auf dem westungarischen Grenzboden führen uns denn auch seit 1440 mit verschiedenen österreichisch-steierischen Adeligen als habsburgischen Pflegern und Hauptleuten alldort zusammen. Unter diesen tauchen am frühesten die Edlen von Siebenhirten auf. Denn schon 1402 ist urkundlich vom „edlen Manne Wolfgongh, genannt auch Gangel und Wel Schibenhyerter", die Rede; es ist dies Wolfgang Siebenhirter, dessen Nachkomme Hanns 1461 als Pfleger zu Fachtenstein auftaucht. Konrad Weitracher bekleidete dies Amt zu Katzenstein (1456), Wilhelm Misthulinger die Hauptmannschaft von Oedenburg (1465).

Alle diese und manche frühere Angabe hat mit unsrem Thema im eigentlichen Sinne wenig gemein, aber sie streifen dasselbe und bieten nicht werthlose Schlaglichter zur Geschichte der Wechselbeziehungen der Adelschaft hüben und drüben des Leithaflusses und der sich durchkreuzenden Besitzverhältnisse.

Mittheilungen und Nachrichten.

R. St. **Denkmäler der Baukunst**, zusammengestellt, gezeichnet und herausgegeben vom Zeichenausschuß der Studirenden der kgl. Technischen Hochschule in Berlin, Abth. I. Jubiläumslieferung. 16 Tafeln in Folio. Selbstverlag des Zeichenausschusses. Buchhändlerischer Vertrieb durch Wilhelm Ernst u. Sohn. Berlin, 1896. — Seit dem Jahre 1870 veröffentlicht eine Vereinigung von Studirenden der Architektur an der ehemaligen Bauakademie, jetzt der Technischen Hochschule zu Berlin, in jährlich erscheinenden Heften eine Sammlung von Darstellungen der hervorragendsten Bauwerke aller Zeiten. Diese Publication, die ursprünglich die Herausgabe von Zeichnungen zu den Vorträgen des Professors für Architekturgeschichte, des jetzigen Wirklichen Geheimen Oberbaurath Adler, bezweckte, hat sich dank der thatkräftigen Unterstützung Adlers, wie anderer Lehrer der Hochschule und älterer Fachgenossen zu einem sehr reichhaltigen und gediegenen Werke entwickelt, dessen Ruf weit über die Kreise der Hochschule hinausgedrungen ist. Besonders werthvoll wird das hier Gebotene für das Studium der Architekturgeschichte durch die Anwendung einheitlicher Maßstäbe, wodurch eine vergleichende Uebersicht ermöglicht wird, wie sie keine andere Veröffentlichung bis jetzt gewährt. Die bisher erschienenen Lieferungen umfassen die antike, die altchristliche und romanische Baukunst, die Gothik in Frankreich und Deutschland, die Renaissance in Italien, Spanien, Frankreich, den Niederlanden, England, Dänemark und Schweden. Die nun vorliegende Jubiläumslieferung, deren Ausgabe im Vorjahre zur Erinnerung an das fünfundzwanzigjährige Bestehen des Unternehmens beschlossen wurde, bringt als erstes der in größerer Zahl in Aussicht gestellten Ergänzungshefte eine höchst schätzbare Zusammenstellung der wichtigsten Denkmäler romanischer Backsteinbaukunst in Deutschland. Auf 16 Großfoliotafeln in künstlerisch vorzüglich ausgestattetem Umschlag sind dargestellt: Thorhalle zu Lorsch; Thor und Vorhalle zu Groß-Comburg; die Reste der Kaiserpfalzen zu Ingelheim, Aachen, Kaiserswerth und Hagenau; das Kaiserhaus und die Ulrichscapelle zu Goslar; die Vorhalle des Domes der Kaiserpfalz zu Goslar; die Kaiserpfalz zu Wimpfen; die Doppelcapellen der Burg zu Nürnberg, zu Lobra, zu Freiburg a. U. und Landsberg; die Gotthardscapelle zu Mainz; die Kaiserpfalzen zu Gelnhausen, Eger und Seligenstadt; das Landgrafenhaus der Wartburg; Schloß Reichenberg; die Burg zu Münzenberg; Burg Dankwarderode zu Braunschweig; romanische Wohnhäuser zu Köln, Metz, Gelnhausen u. s. w. Die in gutem Steindruck wiedergegebenen Zeichnungen sind theils nach Skizzen zuverlässigen Veröffentlichungen, theils nach neuen Aufnahmen hergestellt; sie bringen Grundrisse, Schnitte, geometrische und perspectivische Ansichten, sowie eine reiche Fülle interessanter Details. Die Darstellungsweise ist durchweg klar und sicher, auch in der malerischen Behandlung frei von der bei Architektur-Zeichnungen häufig zu treffenden Manierirtheit. Das Heft, das dem Architekten wie dem Kunsthistoriker gleich willkommen sein wird, macht den jungen Herausgebern alle Ehre und wird nicht verfehlen, den „Denkmälern der Baukunst" neue Freunde zu erwerben. Die Fortführung des Werkes, die in der nächsten Zukunft auf die Baukunst der Renaissance in Deutschland sich erstrecken wird, läßt nach den bisher stets sich steigernden Leistungen das Beste erwarten.

Wolff G. Der gegenwärtige Stand des Darwinismus. Ein Vortrag. Engelmann, Leipzig 1896. 31 S. — Verf. unterwirft die speculativ-naturwissenschaftlichen Schriften Weismanns einer eingehenden Kritik und gibt der Hoffnung Ausdruck, daß man endlich einsehen werde, wohin solche darwinistischen Spielereien führen. Es sei zu wünschen, daß in die biologische Forschung ein Geist des Ernstes wieder einziehen möge, der in der Natur nicht das zu finden trachte, was er gern möchte, sondern ohne Wunsch an das Räthsel des Lebens herantrete. Diesen Ansichten Wolffs kann man wohl zustimmen, ohne seinen weiteren Schlüssen Recht zu geben. Denn da der Darwinismus (i. sp. die Selectionstheorie) dieser Stütze (der Weismann'schen Theorie) bedürfe, so hegt er die Hoffnung, der endgültigen Beseitigung des Darwinismus entgegenzugehen. Das heißt denn doch das Kind mit dem Bade ausschütten.

Dr. L. H.

Laewenthal. Der letzte Grund der Dinge und die Entstehung der beseelten und geistigen Organismen. Hannemann, Berlin 1896. 20 S. — Es genügt vielleicht, von genannter Schrift folgende zwei Schlußfolgerungen bisher zu setzen: Es ergibt sich „1) das Vorhandensein des absolut freien, aber neutralen Stoffes — gleichbedeutend mit dem absolut freien, aber neutralen (unbewußten) Geiste oder Aether als Urquell alles concreten Seins und des selbstbewußten Geistes —, also die ursprüngliche Wesenseinheit von Geist und Stoff. 2) Das Selbstbewußtwerden des relativ seelen Seins, d. h. der abgeschlossenen Organismen im Gegensatz zu dem unbewußten absolut freien neutralen Sein (Stoff — Aether — Geist). Dem Drange des relativ seelen Seins nach absoluter Befreiung entspricht der ewige Gottwerdungsproceß. Die Welt ist nicht die Schöpfung eines Gottes, sondern im Gegentheil ist der Weltproceß ein permanenter Gottwerdungsproceß."

Dr. L. H.

* Wie erhalten folgende Zuschrift:

„In einer Kritik über zwei meiner Schriften (Beil. Nr. 223 v. 26. September) schreibt Ihr Referent: „Es ist eben doch ein eigen Ding, zu sehen, wie jemand gegen die Dinge, die er ein halbes Leben lang vertheidigt und vertreten, auf einmal nun die Waffen wendet, mag es sich um einen bekehrten Freimaurer oder um einen ausgetretenen Jesuiten handeln. Der Gedanke an die früheren Aussprüche nimmt den späteren in ihrem Gegensatz hinein die überzeugende Kraft." Gestatten Sie mir ein Wort der Erwiderung. Auf die große Uebertreibung von der „Vertheidigung während eines halben Lebens" will ich gar nicht eingehen. Aber auch wenn ich ein ganzes Leben lang den Ultramontanismus vertheidigt und am Schlusse erst seine Unwahrheit erkannt hätte, läge im Aussprechen dieser spät gewonnenen Erkenntniß weder etwas sittlich Schwäch

liches, noch etwas Zweifelhaftes, des Vertrauens unwürdiges. Ist nicht aus einem Saulus ein Paulus geworden, d. h. hat nicht dieser größte aller christlichen Denker dasjenige auf schärfste angegriffen, was er früher glühend vertheidigt hat, und ist er nicht für jene Lehren in den Tod gegangen, die ihm früher ein Greuel erschienen? Hat es sich anders verhalten bei Luther? Ich vergleiche mich gewiß nicht mit der Größe dieser Männer, aber ihr Beispiel beweist schlagend — was eigentlich keines Beweises bedarf —, daß langjährige Ueberzeugungen unbeschadet der Aufrichtigkeit und Charakterstärke wechseln können. Wer so schreibt, wie Ihr Kritiker, hat keine Ahnung von schweren inneren Seelenkämpfen. Gegen die allmählich aufsteigende Erkenntniß vom Zusammenbruch früherer Ideale, besonders religiöser Ideale, bäumt sich der Mensch Jahre und Jahrzehnte lang auf, tritt sich selbst und sein Urtheil mit Füßen, um an dem festzuhalten, was Familienüberlieferung und Erziehung ihm als unantastbare Güter hingestellt haben. Gerade aus dem Ultramontanismus und dessen Potenzirung, dem Jesuitismus, sich loszuringen, ist schwerer als alles andere, weil dies System wie kein anderes den inneren und äußeren Menschen von frühester Jugend an in Fesseln hält, die ein Abschütteln kaum möglich lassen. Jede Regung des Zweifels wird in diesem System angesehen und behandelt als Versuchung des Teufels und Auflehnung gegen Gott; jede Niederkämpfung solches Zweifels als Sieg über den Teufel und Verdienst vor Gott. Wie oft wurde mir, wenn ich in den furchtbaren innersten Kämpfen mich an meine damaligen Gewissensleiter wandte, die Antwort: je mehr Sie Ihre eigene Meinung mit Füßen treten, um so höher stehen Sie in den Augen Gottes, ein um so tauglicheres Werkzeug werden Sie für die Kirche Gottes! Bemerkungen, wie die Ihres Kritikers, dienen nicht der Wahrheit, sondern dem Ultramontanismus. Die ultramontane Presse, die jeden, der in ihr Lager übertritt, als überzeugungstreuen, charakterfesten Mann feiert, benutzt solche Worte, um mich zu discreditiren.

Noch eines möchte ich bei dieser Gelegenheit öffentlich aussprechen, die Bitte, bei Nennung meines Namens die Bezeichnung: „Exjesuit" und ähnliches fortzulassen. Mein Vorname genügt vollkommen, um mich von jedem anderen Glied meiner Familie zu unterscheiden. Im übrigen aber habe ich durch meinen Bruch mit dem Jesuitenorden das Recht erlangt, an die frühere für mich so unselige Verbindung nicht mehr unnöthig erinnert zu werden.

Berlin, den 2. Oct. 1896.

Graf Paul v. Hoensbroech."

Die Ausführungen des Herrn Einsenders erregen unser persönliches Mitgefühl; trotzdem können wir die Behauptung, daß „Bemerkungen, wie die unseres Kritikers, nicht der Wahrheit dienen, sondern dem Ultramontanismus", in solcher Form nicht gelten lassen. Der Gebrauch, den „die ultramontane Presse" von unseren Worten macht, entscheidet über deren Wahrheit nicht. Daß der rückwärts gewandte Eifer eines Bekehrten Befremden hervorruft, ist eine Thatsache, die man vielleicht nicht mehr auszusprechen braucht, aber gewiß noch weniger bezweifeln sollte. Graf Hoensbroech, der sich auf Paulus beruft, wird aus Apostelgeschichte 9, 21 wissen, daß auch über dessen Predigt „sich entsetzten alle, die es hörten, und sprachen: Ist das nicht, der zu Jerusalem verstörte alle, die diesen Namen anrufen?" u. s. w. Paulus freilich kümmerte sich um solche Kleinigkeiten nicht, sondern fuhr fort, die Pharisäer zu bekämpfen mit einem Erfolg, wie wir ihn dem Grafen Hoensbroech den Jesuiten gegenüber von ganzem Herzen wünschen. Mit Luther dagegen — müssen wir dem Herrn Einsender erwidern — hat es sich allerdings „anders verhalten". Er hat die römische Hierarchie im Bereich seiner Macht als ein Paulus gestürzt, aber nie zuvor ist er als ihr Saulus aufgetreten. Mit der Frömmigkeit des Bettelmönchthums machte er einen ernsthaften Versuch: zum Jesuiten war er von Haus aus verdorben. Der Herausgeber.

* Nach dem „Deutschen Universitätskalender" von Prof. F. Aschersun, der soeben (bei Leonhard Simion in Berlin) für das Wintersemester 1896/97, im ganzen zum fünfzigstenmal, ausgegeben ward, waren bei den Universitäten des Deutschen Reiches (und der Akademie zu Münster) im letzten Sommerhalbjahr 29,802 Studirende eingeschrieben, gegen 28,709 im Sommersemester 1895. Die Zunahme beträgt also im letzten Jahre 993 Studirende oder 3.5 v. H. Die höchste Besuchsziffer hat die Universität Berlin mit 4649 (im Vorjahr 4265) Studenten. Es folgen dann München mit 3777 (3662), Leipzig mit 2876 (2798), Bonn mit 1863 (1760), Breslau mit 1425 (1407), Halle mit 1415 (1465), Freiburg mit 1379 (1472), Würzburg mit 1339 (1342), Tübingen mit 1172 (1241), Heidelberg mit 1164 (1252), Erlangen mit 1138 (1154), Göttingen mit 1007 (879), Marburg mit 965 (952), Greifswald mit 948 (879), Straßburg mit 938 (986), Jena mit 761 (730), Kiel mit 708 (749), Königsberg mit 700 (756), Gießen mit 630 (568), Rostock mit 500 (413) und die Akademie in Münster mit 448 (409). Von den 21 Universitäten ꝛc. haben hienach 8 eine Abnahme der Studirenden gehabt, und zwar sind dies meist die mittleren Universitäten, während bei den größten und kleinsten eine mehr oder weniger erhebliche Zunahme der Studirenden stattgefunden hat. Geht man zum Vergleich auf frühere Jahre zurück, so findet man, daß im Sommer 1894 immatriculirt waren 28,443 Studirende, 1893: 28,053, 1892: 28,097 und 1891: 28,515. Die Zahl der Studirenden ist also, nachdem sie bis 1893 gesunken war, jetzt wieder in erheblichem Steigen. Von den einzelnen Facultäten haben die Philosophie, die Heilkunde und die Rechtswissenschaft jetzt nahezu die gleiche Zahl von Studirenden. Bei der philosophischen Facultät sind 8482 Studirende eingetragen, gegen 7619 im Jahre 1895, 7189 im Jahre 1894, 6984 im Jahre 1893, 6825 im Jahre 1892 und 6845 im Jahre 1891. Die Zahl der Philosophen hat also in letzter Zeit sehr erheblich zugenommen, und zwar im letzten Jahre um 863 und seit 4 Jahren um 1657 oder 24.3 v. H. Die Zahl der Mediciner beträgt 8462, gegen 8361 im Jahre 1895, 8684 im Jahr 1894, 8414 im Jahre 1893, 8838 im Jahre 1892 und 8916 im Jahre 1891. Die Zahl der Mediciner schwankt also mehrfach; das Jahr 1894 hatte eine Steigerung um 270, das Jahr 1895 einen Rückgang um 323, während jetzt wieder eine Zunahme um 101 stattgefunden hat. Die Zahl der Jura Studirenden ist jetzt wieder in sehr bedenklichem Steigen begriffen; sie beträgt 8428, gegen 8132 im Jahre 1895, 7776 im Jahre 1894, 7712 im Jahre 1893, 7242 im Jahre 1892 und 7202 im Jahre 1891. Die Zahl der Juristen ist also in 5 Jahren um 1226 oder nahezu 17 v. H. gestiegen. Die Zahl der evangelischen Theologen ist im anhaltenden starken Rückgang begriffen. Es waren bei dieser Facultät im letzten Sommersemester 2959 Studirende eingeschrieben, gegen 3112 im Jahre 1895, 3336 im Jahre 1894, 3557 im Jahre 1893, 3847 im Jahre 1892 und 4251 im Jahre 1891. In den letzten 5 Jahren hat die Zahl der evangelischen Theologen also um 1292 oder 29.6 v. H. abgenommen. Auch die Zahl der katholischen Theologen zeigt nach bisheriger Zunahme jetzt einen kleinen Rückgang, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß die Zahlen für die Akademie in Braunsberg fehlen. Es sind bei dieser Facultät 1471 Studenten eingeschrieben, gegen 1485 im Jahre 1895, 1469 im Jahre 1894, 1386 im Jahre 1893, 1345 im Jahre 1892 und 1301 im Jahre 1891.

* Ein interessanter Fund aus der Römerzeit ist, wie die „Mittheilungen der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale" berichten, in Kärnten in der Nähe des Guten Hahnstein an der Straße von Feistritz nach Pulst gemacht worden. Im August d. J. wurden daselbst die Grundmauern eines kleinen römischen Tempels freigelegt, der die Gestalt eines länglichen Rechtecks und eine Breite von 7.35 Meter, eine Länge von 12.50 Meter hat. Durch eine dünne Zwischenwand wird das Gebäude in zwei ungleiche Theile zerlegt, von denen der größere, nach hinten gelegene an der Rückwand einen hervorragenden Bau enthält, der vielleicht zur Aufstellung einer Statue bestimmt war. Der vordere Raum ist bedeutend kleiner und enthielt wahrscheinlich das Eingangsthor. Vor demselben lag ein gut gepflasterter Vorplatz, auf dem die das Portal tragenden Säulen gestanden haben mögen. In einiger Entfernung von den Grundmauern des Tempels, die eine Stärke von anderthalb Meter haben, fanden sich andere Grundmauern, die bedeutend schwächer waren, wahrscheinlich Umfassungsmauern, welche eine Art Hofraum bildeten. Während sich nun innerhalb der Umfassungsmauern außer Topfscherben und zertrümmerten Dachziegeln nichts bemerkenswerthes vorfand, waren in einigem Abstande davon an der Böschung der heutigen Straße mehrere Inschriftsteine, Säulenfragmente und ein Stück eines Postaments mit der Schuhspitze einer Statue entdeckt. Leider sind die Inschriftsteine, die aus krystallinischem Kalk bestehen, ziemlich schadhaft, so daß mehrere Stellen der Schrift abbröckelten; nur die eine Inschrift läßt sich noch einigermaßen wiederherstellen. Sie besteht aus drei Zeilen und dürfte die Inschrift des Tempels gebildet haben. Die erste Zeile enthielt die Worte Aug(usto) sacrum, die zweite den Namen Claudi Paterni Clementiani proc(onsulis) Aug(usti),

der auch aus dem Corpus inscriptionum bekannt ist. Von den Säulenfragmenten sind zwei besser erhalten; das größere ist rund und bildete wahrscheinlich das Capitäl einer Säule, die vor dem Tempel stand und das Vordach trug, das kleinere dagegen ist viereckig und flach und stand wahrscheinlich innen an der Wand als Bollenträger. Außerdem wurden im Schutt der Straßenböschung noch einige Gegenstände gefunden, die aus einem prähistorischen Grabe zu stammen scheinen, darunter das Bruchstück einer Fibel aus Bronze aus der La Tènezeit und eine blaue Glasperle mit vier durch gelbe Schneckenwindungen verzierten Ecken.

* Ueber die glänzenden Erfolge der ursprünglich so heftig angegriffenen Serumtherapie in Oesterreich brachte die amtliche „Wiener Zeitung" neulich folgende Daten: Das staatliche Institut für die Herstellung von Diphtherie-Heilserum in Wien hat am 1. Juli 1895 mit der Abgabe des Serums begonnen. Nach der im Spätherbst desselben Jahres beendeten Ausgestaltung des Instituts konnten bis Ende December 1895 im ganzen 7136 Dosen Serum abgeliefert werden. 1896 wurden auch Dosen zu 1500 Antitoxin-Einheiten eingeführt und auf besonderen Wunsch solche zu 700 Einheiten abgegeben. Vom 1. Januar bis Ende Juni ds. Js. wurden 9811 Fläschchen ihrer Bestimmung zugeführt. Somit hat die Anstalt binnen Jahresfrist 16,947 Fläschchen, meist zu 1000 Antitoxin-Einheiten, abgegeben; rechnet man hiezu noch die 2127 vor dem 1. Juli 1895 abgegebenen Dosen, so beief sich die Gesammtsumme bis Ende Juni dieses Jahres auf 19,074 Stück. Ueber die Erfolge der hiemit in allen Ländern der diesseitigen Reichshälfte eingeleiteten Serumtherapie liegen ebenso interessante als erfreuliche Berichte vor. Es waren 1103 kurativ und 148 präventiv behandelte Fälle zu verzeichnen. Von den 1103 an Diphtherie Erkrankten sind 970 genesen und 133 oder 12.5 Procent gestorben. Es ist dies ein außerordentlich günstiger Erfolg gegenüber der früheren hohen Sterblichkeit. Als wesentliche Bedingung eines solchen Erfolges wird jedoch die rechtzeitige Anwendung der Serumtherapie betont, deren Werth die in allen Ländern übereinstimmende Wahrnehmung beleuchtet, daß, sobald das Serum nach dem ersten oder zweiten Tage der Erkrankung angewendet wurde, die Sterblichkeit nur 6.7 Prorent betrug, hingegen nach dem dritten Tage schon 19, noch dem vierten 23, nach dem fünften 31 und nach dem sechsten Tage 33.3 Procent. Auch die Präventiv-Impfungen haben in 318 Fällen ein sehr günstiges Resultat ergeben, indem von der Gesammtzahl der präventiv Geimpften nur 20 oder 0.6 Procent meist leicht erkrankten und durchweg geheilt wurden. So wird u. a. aus Gosau in Oberösterreich berichtet, daß aus Anlaß von 18 Diphtherieerkrankungen, die jedoch im Wege der Serumtherapie alle glücklich bekämpft wurden, 18 Präventiv-Impfungen an Personen vorgenommen wurden, welche in der Umgebung der Kranken blieben. Von denselben sind bis auf einen leicht Erkrankten alle anderen gesund geblieben. In Ischl starben vom October bis December 1895 fast alle erkrankten Kinder, die ohne Serum behandelt wurden; seit Neujahr sind in 16 mit Serum behandelten Fällen alle erkrankten Kinder genesen. Aehnliche Berichte liegen aus vielen anderen Orten vor; sie alle bestätigen den günstigen Erfolg der rechtzeitig angewendeten Serumtherapie. — Dem jüngst erschienenen Jahresbericht des unter der Leitung des Hofraths Prof. Frhrn. v. Widerhofer stehenden St. Annen-Kinderspitals in Wien sind nachstehende Angaben zu entnehmen: 1895 wurden 712 Kinder mit Heilserum behandelt; davon starben 131, das gibt ein Mortalitäts-Procene von 18.4. Von diesen starben 24 in den ersten 24 Stunden, 2 starben an Scharlach, 1 an Tuberculose, 1 an Masern; sieht man von diesen 28 gestorbenen Kindern ab, so ergibt dies ein Mortalitäts-Procent von 15.0, während die 7149 seit dem Auftreten der Diphtherie in Wien im Jahre 1862 bis inclusive Ende 1894 ins Spital aufgenommenen Diphtheriekranken ein Mortalitäts-Procent von 43.13 ergaben.

* **Erlangen.** Privatdocent Dr. Richard Fester in München tritt hier, wie bereits amtlich gemeldet worden, zunächst als außerordentlicher Professor für mittlere und neuere Geschichte an die Stelle v. Bezolds. Er hat durch seine Untersuchungen zur Ideengeschichte — über Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie, Wilhelm v. Humboldt's Theorie der Historie —, sowie durch eine vortreffliche Arbeit zur Geschichte der Bildung des badischen Territorialstaates die Schätzung der Sachverständigen gewonnen.

* **Prag.** Die außerordentlichen Professoren Dr. Rudolf Dvořák und Dr. Joseph Zubatý wurden zu Ordinarien der orientalischen Philologie, bezw. der altindischen Philologie und vergleichenden Sprachwissenschaft an der tschechischen Universität ernannt.

* **Genf.** Im Alter von 73 Jahren starb hier der Professor der Physiologie an der Universität, Dr. Moritz Schiff. Zu der Erinnerung an mannichfache Verdienste, die er sich um seine Wissenschaft erwarb, gesellt sich leider auch das Andenken daran, daß er es war, der einst (in Florenz) durch zweck- und schonungslose Uebertreibung des Thierversuchs den Anstoß zu der alsbald in entgegengesetzte Irrthümer ausartenden Antivivisectionsbewegung gegeben hat.

* **Rom.** Die italienische Geographische Gesellschaft hat die Nachricht erhalten, daß nach Mittheilung einer in Brava angekommenen Karawane die Expedition Bottego auf dem Rückweg vom Rudolf-See und auf dem Weg nach Mombasa begriffen sei. — Durch die Presse ging das Gerücht, daß die Regierung dem Hospital S. Maria Nuova in Florenz die Erlaubniß gegeben habe, seine kleine, aber werthvolle Gemäldesammlung zu verkaufen, und daß in Folge dessen das berühmte Altarbild des Hugo van der Goes vom Louvre in Paris erworben worden sei. Wahr ist daran nur, daß das Hospital seine Galerie verkaufen will; der Käufer aber wird die italienische Regierung selber sein, die nur noch der Zustimmung des Parlaments bedarf, um die vereinbarte Kaufsumme von 360,000 Lire zu zahlen.

* **Kiew.** Am 1. October starb plötzlich im jugendlichen Alter von 37 Jahren der ordentliche Professor des römischen Rechts an der hiesigen Universität Dr. Leonid Nikolajewitsch Kazuncew. Er hat zwölf Jahre als Lehrer gewirkt und gehörte zu den begabtesten russischen Gelehrten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 3. bis 5. Oktober folgende Schriften eingegangen:

Revue des Deux Mondes. Fnançoin Buloz, fondateur. 56. année. 4. pér. Tome 137. 3. livr. Oct. 1896. Paris. — Monatliche Nachweise über den Auswärtigen Handel des Deutschen Zollgebiets nebst Angabe über Großhandelspreise, sowie über die Gewinnung von Zucker und Branntwein. Hggb. vom kgl. Statistischen Amt. August 1896. Berlin, v. Puttkammer u. Mühlbrecht 1896. — Dr. J. B. Sägmüller: Die Thätigkeit und Stellung der Cardinäle bis Papst Bonifaz VIII. Freiburg i. Br., Herder 1896. — Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft in München für 1894 und 1895. (Der ganzen Reihe 16. Heft.) Hggb. von Dr. Heinrich Zimmerer. Mit Karte und Textfiguren. München, Theodor Ackermann 1896. — Harold Arjuna: Etolsisch oder volksthümlich? Beitrag zur Lösung der Schulfrage. Leipzig, Gustav Fock 1896. — Alfred Lill von Lilienbach: Minister d'Elzeglin. Sein Leben und Wirken als Künstler, Patriot und Staatsmann. Graz, Franz Pechel 1896. — Hans Hopfen: Die Siegeria. Wiener Geschichte. (Engelhorns Allg. Romanbibliothek. 13. Jahrg. 4. Bd.) Stuttgart, J. Engelhorn 1896. — Rudolf Müller: Reichenberger Leben und Weben vor 70 Jahren. Dr. P. Grassunder: Die Rose in Sage und Dichtung. (Sammlung gemeinnütziger Kenntnisse, hggb. vom deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 214—216 u. 217.) Prag, Fr. Härpfer 1896. — Anna Croissant-Rust: Der Katadu und Prinzessin auf der Erbse. 2 Novellen. München-Leipzig, August Schupp 1896. — Max Lust: Die Sünderin. Ebd. — Heinrich Uchtmann: Die Kartoffel. Dr. Wilhelm Ulrich: Der Culturkampf im 11. Jahrhundert. Historische Studie. (Kleine Studien. Hggb. von A. Schupp. Heft 24 u. 25.) Ebd.

Cotta'sche Bibliothek der Weltlitteratur.

Schopenhauers sämtliche Werke

in 12 Bänden.

Mit Einleitung von Dr. R. Seetner.

Zehnter Band:

Parerga und Paralipomena.

3. Teil.

Preis elegant gebunden 1 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Vor Kurzem erschien in unserem Verlage:

Genève littéraire contemporaine.

Pages d'auteurs genevois publiées par l'Institut national genevois.

Preis M. 4.—

Auf Verlangen erfolgt Franco-Zusendung. (14347)

Kataloge stehen ebenfalls gratis und franco zu Diensten.

Ch. Eggimann & Co., Genf.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 8. October. Nummer 233.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Zur Entwicklung Berlins und seiner Vororte. — Deutschbürtiger Adel im mittelalterlichen Ungarn. III. (Schluß.) Von F. v. Krones. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zur Entwicklung Berlins und seiner Vororte.

Pf. Der Gesetzentwurf, betr. die Bildung einer Provinz Berlin, welcher das preußische Abgeordnetenhaus Mitte der siebziger Jahre beschäftigte, wurde von dem der Berliner Stadtverwaltung damals schon nahestehenden Herrn Abgeordneten Zelle, dem heutigen Oberbürgermeister der Stadt, für nothwendig erklärt im Interesse der Stadt Berlin, und zwar aus administrativen wie aus wirthschaftlichen Gründen. Der Minister des Innern warnte davor, ein Verhältniß zu construiren, in dem gegenüber der Präponderanz der Stadt Berlin mit ihrer großen Einwohnerzahl, ihren mächtigen Interessen, ihrer großen Leistungsfähigkeit die anderen Theile zu einer angemessenen Geltendmachung ihrer Interessen und Ansprüche schwer gelangen könnten. Der Minister meinte, der Herr Abgeordnete Zelle habe einmal beiläufig gesagt, Berlin käme ihm vor wie ein Riese, der von Zwergen umgeben wäre, die sich ein Vergnügen daraus machten, ihn zu zwacken und ihm Widerwärtigkeiten zu bereiten; dieses Bild sei sehr charakteristisch für das, was man sich vorstelle unter einer Commune höherer Ordnung für Berlin. Die Zwerge sollten zur Parition gebracht werden. In gewissem Sinne sei diese Aufforderung ja nicht unberechtigt; soweit sie aber berechtigt sei, lasse sie sich nicht durch Provincial- und Kreisverband, sondern nur durch eine Erweiterung des Communalverbandes durchsetzen, sei es durch vollständige Incommunalisirung, sei es durch einen loseren Verband der umgebenden Gebiete mit Berlin. In letzterer Beziehung verwies der Minister auf den Weg der freien Vereinbarung zwischen Berlin und den Nachbargemeinden, sei es, daß die letzteren einzelner Berliner Einrichtungen theilhaftig zu werden wünschten, sei es, daß die Stadt Berlin zur Einrichtung einzelner Anlagen auf Nachbargebiet genöthigt sei.

Von den Herren, welche vorzugsweise das Berliner Communalinteresse vertraten, wurde schon damals ausgeführt, bei der Incommunalisirung könne es sich immer nur darum handeln, ganz kleine Stücke, die unzweifelhaft bereits an die Stadt herangewachsen seien und nothwendigerweise die städtischen Einrichtungen haben müßten, an die Stadt anzuschließen. Jeder größeren Incommunalisirung, wobei Straßen erworben und angeschlossen werden sollten, die noch nicht vollständig städtischen Charakter hätten, würden sich die städtischen Behörden immer entgegenstellen müssen. Durch alle bezüglichen Wünsche und Aeußerungen seitens der Berliner Gemeindebehörden zog sich wie in den siebziger auch in den achtziger Jahren als rother Faden die Erwägung, daß, wenn diese oder jene Einrichtung durch das Interesse der mächtigen Hauptstadt bedingt sei, die schwächere Nachbargemeinde sich diesem Interesse unterordnen und sich die Ausdehnung von Berlin gefallen lassen müsse, während der hieraus für die betreffenden Nachbargemeinden entstehenden Folgen so gut wie gar nicht gedacht wurde.

In einer Denkschrift über die Vereinigung des Stadtkreises Charlottenburg mit der Haupt- und Residenzstadt Berlin, verfaßt im Auftrage des Ministers des Innern vom Magistrat von Charlottenburg im September 1882, heißt es bezeichnenderweise: Die Anregung zur vollständigen Vereinigung beider Gebietstheile ist lediglich auf die Zwangslage zurückzuführen, in welche Charlottenburg durch die seit einer Reihe von Jahren geführten Abtrennungsverhandlungen schließlich gedrängt ist. Die kleine Stadt besteht nun einmal vor den Thoren Berlins als ein besonderes Gemeindewesen und hat in erster Linie die Pflicht, auf die Erhaltung ihrer Leistungs- und Lebensfähigkeit bedacht zu sein. Während sich aber die Erfüllung dieser Aufgabe bei anderen Gemeinden von wirthschaftlicher Selbständigkeit zur natürlichen Folge des gewöhnlichen Laufes der Dinge gestaltet, ist dieselbe für Charlottenburg, das, abgesehen vom gesetzlichen Gemeindebezirk in allen wesentlichen Beziehungen zu den natürlichen Gliedern der Reichshauptstadt gehört, mit zahlreichen, in diesem eigenartigen Verhältniß wurzelnden Schwierigkeiten verknüpft und läßt es vor allem geboten erscheinen, grundsätzlich jeder Gebietsverringerung, insbesondere dem Hereinwachsen der mächtigen Nachbarin in ihr Gemeindegebiet entgegenzutreten.

Wie die Lösung mancher anderen Frage wurde auch die der Eingemeindung der Berliner Vororte zu Anfang der neunziger Jahre mit frischen Kräften angefaßt. Im Zusammenhang mit der Absicht des Ministers Herrfurth, die Schwierigkeiten der Incommunalisirung in einem Zuge zu überwinden, entstand der Plan des um das Wohl des Kreises Teltow (des Berliner Landkreises κατ' ἐξοχήν) hoch verdienten Landraths Herrn Stubenrauch. Danach sollte die Ringbahn die künftige Grenze des erweiterten „Groß-Berlin“ abgeben und eine Art limes Romanus werden. Der Thatsache, daß der Minister mit der Einbeziehung von Vororten noch weiter greifen wollte, sei nur beiläufig Erwähnung gethan; während die Verhandlungen über die beste Führung der Grenzen des zukünftigen Berlin noch fortdauerten, erreichte die Ministerschaft des Herrn Herrfurth bereits ihr Ende und die nächsten Nachfolger, die Herren Graf zu Eulenburg und v. Köller, widerstrebten der Verfolgung des Planes der Incommunalisirung, wie angenommen werden durfte, wesentlich aus politischen Gründen. Würde ein größerer Theil der Vororte eingemeindet werden, so könnte auch der Erhöhung der Zahl der Berliner Abgeordneten zu den gesetzgebenden Körperschaften nicht länger ausgewichen werden; nach welcher Seite dann aber der Schwerpunkt mindestens des Reichstags noch eine weitere Verschiebung erfahren würde, ist unschwer daraus zu folgern, daß die ehemals in Berlin vorherrschende Partei des sogenannten Berliner Fortschrittsringes ihre politische Machtstellung bereits so gut wie vollständig hat an die Socialdemokratie abtreten müssen.

Das ist indessen keineswegs die einzige der entgegenstehenden Schwierigkeiten; je näher man an die letzteren herantritt, um so mehr scheint sich ihre Zahl zu vergrößern.

Auf den ersten Blick stellt sich die Lösung der ganzen Frage keineswegs als ein großes Kunststück dar. Nichts erscheint ja von vornherein natürlicher, als daß auch die Vororte einfach zu Berlin geschlagen werden, die Vororte, deren Wachsthum und Entwicklung wesentlich auf ihrem Zusammenhang mit Berlin und dem Steigen der politischen und wirthschaftlichen Bedeutung beruht, welche die deutsche Reichshauptstadt im Laufe der letzten Jahrzehnte gewonnen hat und voraussichtlich weiter gewinnen wird.

Die Zunahme der Bevölkerung in den Ortschaften der beiden die Reichshauptstadt umgebenden Kreise, welche vormals dem weiteren Polizeibezirk von Berlin angehörten, betrug in den Vororten im Umkreis von etwa einer deutschen Meile um die dormalige Ringmauer auf dem rechten Spreeufer von 1880—1885 31.09 Proc., von 1885—1890 55.04 Proc., auf dem linken Spreeufer von 1880—1885 30.89 Proc., von 1885—1890 60.70 Proc.; in der Stadt Charlottenburg 38.64 und 81.40 Proc., in Berlin selbst 17.19 und 20.03 Proc., in Berlin mit einer Meile Umgegend 18.79 und 24.91 Proc.

Die geschäftlichen und sonstigen Beziehungen der Bewohner der Vororte und Berlins zu einander sind naturgemäß außerordentlich rege. Die landwirthschaftlichen Erzeugnisse und diejenigen der vielen Gärtnereien in den Vororten finden fast ausschließlich in Berlin Absatz und Verwendung. Handwerker und Gewerbtreibende aller Kategorien haben sich in den Vororten niedergelassen, beinahe in allen letzteren wohnen Beamte in Berlin domicilirender Behörden, Inhaber, Angestellte und Arbeiter von Berliner Geschäften, Handlungen und Fabrikanlagen. Umgekehrt haben Berliner Gewerbtreibende Fabriken und Zweigniederlassungen in den Vororten errichtet. Ferner wohnen in den letzteren viele Rentiers, pensionirte Beamte und verabschiedete Militärs. Die Vorortsbewohner setzen ihre Producte und Fabricate in Berlin ab und beziehen Waaren und Bedürfnisse aller Art aus Berlin. Berliner Handwerker arbeiten in den Vororten und Vorortsbewohner besorgen Lieferungen und Arbeiten für Berlin. Arbeiter der Vororte arbeiten in Berliner Fabriken, in Berlin wohnende Arbeiter sind dagegen in Fabriken der Vororte beschäftigt. Die vielen großen Vergnügungsetablissements in den letzteren sind auf den Berliner Verkehr angewiesen, die Vorortsbewohner besuchen dagegen Berliner Theater und sonstige Vergnügungsetablissements. Auf der Zusammengehörigkeit Berlins und seiner Vororte basiren zum größten Theil die Verkehrsanlagen und -gelegenheiten; jedenfalls dienen diese dazu, den Zusammenhang immer stärker zu machen und die trennenden Momente in ihrer Wirkung aufzuheben oder abzuschwächen. Die Bewohner von Friedenau, Steglitz und Lichterfelde sind dank der Errichtung der Stadt- und Ringbahn verhältnißmäßig schneller im Herzen von Berlin, als die Einwohner an der Peripherie der Reichshauptstadt. Die stark bebauten Ortstheile von Berlin Aeußerst-West, Charlottenburg und einzelnen Vororten wie speciell Schöneberg und Rixdorf sind mit der Zeit so vollständig mit einander verwachsen, daß nur mit den Ortsverhältnissen Vertrauten bekannt ist, ob sie sich in Berlin, Charlottenburg, Schöneberg oder Rixdorf befinden: eine Häuserreihe gehört zu Berlin, die andere nicht. Die Gemarkungsgrenzen gehen zum Theil mitten über Plätze und vorhandene Häuserreihen. Die sich hieraus ergebenden Mißstände sind mannichfacher Art, es fragt sich aber, ob sie in der That und nicht mehr in der Einbildung so schwer empfunden werden, um nicht noch weiter ertragen werden zu können, bis die Entwicklung des Verhältnisses von Berlin zu seinen Vororten noch mehr in der Richtung fortgeschritten ist, in der sie sich jetzt befindet.

Während es noch vor wenigen Jahren für jeden echten Durchschnitts-Berliner als selbstverständlich galt, daß er die Eingemeindung der Vororte wünsche, wenn auch nur im Sinne des Liedes „Mein Vaterland muß größer sein", hat sich je länger desto mehr ein Wandel der Ansichten vollzogen. Die Eigenart der Entwicklung der Vororte wurde in dem Maße gewürdigt, in dem sich zeigte, daß in ihr ein großes Schutzmittel gegen zu raschen Verbrauch der Kräfte in dem starke Spannungen verlangenden Leben der Reichshauptstadt liegt; und daß gleichzeitig durch den Wetteifer hart auf einander stoßender selbständiger Gemeinwesen Fortschritte erzielt werden, die niemals in die Erscheinung treten würden, wenn ein einziges Groß-Berlin nach dem Herzen der Unitarier bestünde. Ebenso aber hat die Vorliebe für die Eingemeindung eine merkliche Herabminderung, namentlich in den maßgebenden Verwaltungskreisen der Reichshauptstadt, erfahren, je mehr man sich von dem immer unüberwindlicher werdenden Widerstand der Vororte gegen ihre Zerreißung überzeugt hat. Wie sich die Stadtgemeinde Charlottenburg dagegen sträubt, daß ihr der von den Eingemeindiern in Berlin begehrte 18. Stadtbezirk mit seinen steuerkräftigsten Eingesessenen entzogen werde, ebenso geht es auch mit Schöneberg, Rixdorf und Gemeinden von geringerer Bedeutung. In welche fehlerhafte unitarische Cirkel die Entwicklung der Vororte gedrängt worden wäre, wenn die Eingemeindung schon in den siebziger oder achtziger Jahren hätte vollzogen werden dürfen, das ist nach einer Reihe von mehr oder minder schwer verschmerzten Erfahrungen nicht allzuschwer zu sagen.

In den siebziger und Anfang der achtziger Jahre hatten sich — um ein typisches Beispiel anzuführen — unter der Herrschaft der Baupolizeiordnung für das platte Land, namentlich in den nahe bei Berlin gelegenen Landgemeinden, die ihrerseits durch von einander ganz verschiedene ortsstatutarische Bestimmungen das Baupolizeiwesen geregelt hatten, mancherlei Unzuträglichkeiten herausgestellt, deren Beseitigung sowohl seitens der Interessenten betrieben, wie auch seitens der Kreisverwaltung gewünscht wurde. Man glaubte den polizeilichen und wirthschaftlichen Interessen der sich rasch entwickelnden Vorortsgemeinden am wirksamsten dadurch zu entsprechen, daß die Berliner Baupolizeiordnung auch in den an Berlin angrenzenden Gebietstheilen des Kreises eingeführt wurde. Das geschah im Jahr 1887. Die Wirkungen dieser Maßnahme zeigten sich schon nach ganz kurzer Zeit. In einzelnen Vororten, in denen grundbuchliche, rein privatrechtlich wirksame Baubeschränkungen nicht oder nicht mehr bestanden, entwickelte sich in nicht weniger denn Jahresfrist eine ungemein lebhafte Bauthätigkeit. Unbebaute Grundstücke wurden mit großen Miethshäusern ganz im Stile der großstädtischen bebaut, mit Landhäusern bebaute Grundstücke erhielten alsbald mächtige Miethskasernen; die zierlichen Gärten verschwanden und machten den engen Höfen Platz, die eine Eigenthümlichkeit der Großstädte bilden, das bauliche Aussehen der Ortschaften änderte sich vollständig, und die natürliche Entwicklung mancher Vorortgemeinden gerieth nicht bloß in polizeilicher, gesundheitlicher und ästhetischer, sondern auch in gemeinwirthschaftlicher Hinsicht binnen weniger Jahre geradezu auf eine schiefe Ebene. Abhülfe wurde durch eine vom obengenannten Landrath Stubenrauch unter Zustimmung des Kreisausschusses Ende 1891 erlassene Polizeiverordnung versucht. Bisher nicht bebaute Grundstücke sollten nur bis auf ein Drittel ihrer Grundfläche bebaut werden, die Gebäude über dem Erdgeschoß nur noch zwei bewohnbare obere Geschosse enthalten, die Ortspolizeibehörden im Einvernehmen mit den zuständigen Gemeindevorstehern einzelne Theile

Digitized by Google

ihrer Bezirke zu Landhausvierteln beziehungsweise Landhausstraßen erklären können. Wurde diese Baupolizeiordnung auch nach kurzer Gültigkeitsdauer wieder außer Kraft gesetzt, so behielt sie doch dadurch ihre Bedeutung, daß sie die grundsätzliche Richtung angab, in der sich die Beseitigung oder Verhütung der aus der Berliner Bauordnung erwachsenden Schäden für das öffentliche Wohl zu bewegen hatte. Namentlich gilt dies von den engeren Beschränkungen der Bebauungsfähigkeit der Grundstücke, sowie von der Einführung der besonderen Landhausstraßen.

Ebenso wie in dieser hat sich noch in mancher anderen Hinsicht aus der Abwehr Berliner Unitarisirungsbestrebungen vieles Nützliche entwickelt. Insbesondere haben die Behörden der Vororte Mittel und Wege gefunden, um ohne zu große Kosten zu vorzüglichem Pflaster, zur Canalisation und zur Gasbeleuchtung zu kommen. Sie haben diese Lasten vorzugsweise den Bauunternehmern auferlegt, wenn diese ihre Terrains bebauen wollten. So sind die Vororte zu einem Steinpflaster gelangt, gegen welches das mancher Berliner Straßen der reine Knüppeldamm ist. In dem Bestreben für Verbesserung der Straßen und Plätze sind die Gemeinden durch Gewährung von Beihülfen vom Kreise, der Provinz und den betheiligten Grundbesitzern thatkräftigst unterstützt worden. Für die Verbesserung der Straßen ist mehr geschehen, als geleistet worden wäre, wenn die Orte Theile der Haupt- und Residenzstadt gewesen sein würden. Durch Zusammenschluß verschiedener Orte zu Privatzweckverbänden ist ein gleiches bezüglich der Entwässerung, der Wasserversorgung, des Feuerlösch- und des Beleuchtungswesens gefördert und zwar mit einem Erfolge, daß man sagen darf, die Berliner Vorortgemeinden stehen in diesen Beziehungen in keiner Weise hinter Berlin zurück. Zur Errichtung gemeinsamer Ortskrankencassen sind Gemeinden und Gutsbezirke schon seit Jahren vereinigt worden, bei Abgrenzung dieser Bezirke ist auf die bezüglichen örtlichen Verhältnisse in Lage und Verkehrsbeziehungen der Ortschaften zu einander, Sitz der Casse, Wohnsitz der Aerzte, Domicil der Apotheken u. s. w. gebührende Rücksicht genommen; in analoger Weise sind zur Erreichung anderer Zwecke privat- oder öffentlich-rechtliche Vereinbarungen zwischen verschiedenen Vororten getroffen worden. Das neue Kreiskrankenhaus in Britz, um nur noch eins zu erwähnen gegenüber der neuerdings aufgestellten Behauptung, daß die Eingemeindung vom sanitären Standpunkt eine dringende Nothwendigkeit sei (!), konnte im Jahr 1895 seiner Bestimmung übergeben werden.

Die Probe auf jedes Exempel sind schließlich — nach landläufigen Begriffen — die Kosten. Und da läßt sich denn in der That nicht verkennen, daß unter den Ausgaben der Landgemeinden die allgemein-öffentlichen Vorkehrungen für das Wohl der Gemeinwirthschaft in neuester Zeit eine ungeahnte Bedeutung erlangt haben. Dieselben nahmen 1884/85 nur 18.81 Proc. aller Ausgaben, 1891/92 dagegen nicht weniger als 52.17 Proc. in Anspruch; die eigentlichen Kosten der Gemeindeverwaltung vermehrten sich um 181 Proc., die regelmäßigen Aufwendungen für Bauten, Reparaturen und Wegebesserungen um 214 Proc., die Kosten der Schulverwaltung um 101 Proc., die der Armenverwaltung um 66 Proc., für Straßenbeleuchtung um 766 Proc. Der Gegensatz der Steigerungsprocente für die Armenverwaltung und für die Straßenbeleuchtung, -reinigung und -besprengung darf als nicht unerfreulich bezeichnet werden. Bei im übrigen vielfach verbesserter Fürsorge für die Armenpflege blieb die Steigerung der Ausgaben hiefür doch verhältnißmäßig am niedrigsten, was auf einen Rückgang der wirthschaftlichen Lage der Aermsten keinenfalls schließen läßt.

Die Umwälzung der Gemeindehaushaltsverhältnisse ist zum großen Theil, wie die sehr instructive, auf amtliches Quellenmaterial gestützte „Beschreibung des Kreises Teltow und seiner Einrichtungen“ von Adolf Hannemann nachweist, auf Rechnung der verhältnißmäßig wenigen Vorortsgemeinden Berlins zu setzen. Die Umgestaltung bei den meisten derselben ist sehr bedeutend, bei einzelnen geradezu ungeheuerlich, in der Regel keine freiwillige, sondern nur durch die Verhältnisse der Residenz Berlin bedingt. Das gilt von den Einnahmen wie den Ausgaben. Diese sind in kurzem Zeitraume im ganzen auf das Dreifache angewachsen, bei einzelnen und gerade bei den nicht am besten situirten Gemeinden auf das Fünf- bis Achtfache. Aber die solideste Quelle aller Einnahmen und die sicherste Grundlage aller gemeinwirthschaftlichen Ausgaben, die steuerliche Leistungsfähigkeit, hat sich im ganzen nur um die Hälfte, in manchen Gemeinden gar nicht erhöht, in einzelnen ist sie verhältnißmäßig sogar zurückgegangen und die bedeutendste Erhöhung macht kaum irgendwo mehr als den Kopfbetrag von 1884/85 aus.

Insbesondere sind die Anforderungen für die Gemeinde- und Polizeiverwaltung so gewachsen, daß sie jetzt fast überall ein Viertel bis ein Drittel der Steuerleistung vorweg in Anspruch nehmen, bei einzelnen Gemeinden fast die Hälfte. Einige derselben verwalten anscheinend besonders theuer, doch darf dort nicht etwa ohne weiteres von einer Mißwirthschaft gesprochen werden; es ist vielmehr der ununterbrochene Austausch der Bevölkerung zwischen ihnen und Berlin, der ein gewaltiges Schreibwerk in Verwaltungs-, Polizei- und Steuersachen und damit ein unverhältnißmäßiges Anwachsen des Beamtenpersonals zur Folge hat. Unter diesen Umständen können die eigentlichen gemeinwirthschaftlichen Aufgaben nur unter Zuhülfenahme von Anleihen erfüllt werden.

Trägt die Schuld hieran nun die so beschränkte Anzahl von rapide wachsenden Vorortsgemeinden, so ist es um so nothwendiger, die gegebenen Bürgschaften dafür zu verstärken, daß die betreffenden Gemeinden nicht auf eine abschüssige Bahn gerathen. Dazu ist erforderlich, daß vor allem nicht nur eine einzige Person, wie jetzt noch meist der Fall ist, das Recht hat, ihre Unterschrift zu geben und damit die Verantwortung für Thun und Lassen der Gemeindevertretung zu übernehmen, sondern daß diese Last von Rechten und Pflichten auf mehrere Schultern vertheilt wird. Gleichzeitig mit einer Reform der Organisation der Gemeindevertretungen in einer Anzahl der vorzugsweise in Betracht kommenden Berliner Vororte muß das Streben nach Bildung von Zweckverbänden gehen, namentlich auch um eine Herabminderung der Kosten in Verwaltungs- und Polizeisachen zu erzielen. Es ist bezeichnend für das Erstarken des Gemeindebewußtseins in der Mehrzahl der Vororte, daß sie sich ebenso wie gegen ihre Zerreißung auch einstweilen noch wenigstens zum Theil gegen das Eingehen von Zweckverbänden mit der angedeuteten Tendenz sträuben. Im allgemeinen aber kann das Erstarken des Gemeindebewußtseins nur begrüßt werden. Denn die Zukunft einer gedeihlichen Entwicklung der schon jetzt fast unübersichtlichen Großstadt Berlin beruht ganz wesentlich auf der Wiederheranbildung und Stärkung des Gemeindebewußtseins in den durch möglichst viele gemeinsame Interessen auf eine Verfolgung gleicher Ziele angewiesenen verschiedenen Theilen der Stadt. Ein wesentliches Moment zur Stärkung dieses Bewußtseins darf in der auf die Initiative unsres jetzigen Kaiserpaares und insbesondere der Kaiserin zurückzuführenden Erbauung von Kirchen in den Stadttheilen erblickt werden, in denen solche früher so gut wie nicht vorhanden waren. Denn wo eine Kirche entsteht, da schließt sich auch eine Anzahl von Bewohnern zusammen und bildet einen Gemeindekern. Ebenso kann das Entstehen von lauter lebensfähigen und steuerkräftigen Gemeinden rings um Berlin

herum dazu beitragen, daß sich das früher so stark vorhanden gewesene Gemeindebewußtsein in den einzelnen Theilen der Stadt wieder hebt und auf diese Weise der Decentralisation der Selbstverwaltung Berlins mit vorgearbeitet wird, die früher oder später zustande kommen muß. Der jetzige Minister des Innern möchte, soweit man darüber schon jetzt sprechen kann, auf dem Wege der Erhöhung der Selbständigkeit der Vororte nach Anhörung der Betheiligten und auf dem der Reorganisation der Gemeindeverwaltung Schritt für Schritt vorgehen, der Frage der Eingemeindung damit aber in keiner Weise präjudiciren.

Es ist indessen wohl kaum noch zweifelhaft, daß, namentlich nachdem auch in Leipzig mit der Eingemeindung der Vororte nichts weniger als befriedigende Resultate erzielt worden sind, das Vorbild der Entwicklung von London und Paris immer maßgebender auch für die von Berlin und seinen Vororten werden wird. Einen Gemeindebegriff London gibt es eigentlich gar nicht; London ist der Sammelname für eine Anzahl selbständiger, zu Zweckverbänden sich zusammenschließender Stadttheile. Nicht gar viel anders ist es in Paris. Wer aber Anstoß an dem fremden Muster nehmen sollte, der kann sich die fortschreitende Bildung des Deutschen Reiches zu einem Ganzen, zusammengehalten durch die gemeinsame Liebe der selbständigen Theile, vorbildlich denken. Das Massirtsein der Bevölkerung in den Großstädten birgt die größten Gefahren in sich. Eine ganze Reihe derselben wird dadurch, so lange es Zeit ist, bezwungen, daß man die Massen zweckmäßig vertheilt, ihnen das Gemeindebewußtsein wieder anerzieht und damit jene Anhänglichkeit an ihren Heimathsort wieder gibt, die nicht ohne Schaden für die Gemeinschaft wie für die Glieder auf die Dauer verloren geht. Bis jetzt ist man von der Annäherung an leidlich befriedigende Zustände in dieser Beziehung noch weit entfernt. Die bisherige Entwicklung der Vororte verspricht indessen eine heilsame Reaction fördern zu helfen. Nicht wenig wird dazu auch die rapid fortschreitende Erweiterung des Verkehrsnetzes und die in immer nähere Sicht kommende Einführung des 10 Pfennig-Tarifs im elektrischen Bahnverkehr beitragen. Dann können schließlich immer weitere Bevölkerungskreise der Wohlthat theilhaftig werden, zu wohnen, wo es ihnen beliebt, und fest wohnen zu bleiben.

Das ewige Umziehenmüssen und die Neigung zur Uebervortheilung der Miether von der Species der Wochenwohner aufsteigend bis zu der, welche ihren Eigenwerth danach bemißt, wieviel sie für ihre Wohnung ausgibt, werden dann ebenso seltener werden, wie die Möglichkeit, ein eigenes Haus zu besitzen, häufiger. Augenblicklich ist das letztere eine Seltenheit; denn die meisten Berliner Hausbesitzer sind die Vicewirthe ihrer Hypothekengläubiger. Vielleicht nehmen auch, solange es noch Zeit ist, Berlin und dessen Vororte die Gelegenheit wahr, um der Frage der Erhebung eines Einzugsgeldes näher zu treten, das progressiv mit dem Einkommen steigen könnte und das für diejenigen selbstverständlich nicht zur Anrechnung käme, die aus Rücksichten des Dienstes nach Berlin ziehen müssen. Auch liegen die Möglichkeiten noch anderer Verwaltungs- und Finanzreformen gewissermaßen auf der Straße. Die Bürgschaften dafür aber, daß sie auch völlig aufgegriffen und auf ihre Durchführbarkeit geprüft werden, verstärken sich um so mehr, je weniger das Ziel aus dem Auge gelassen wird, das ein preußischer Minister des Innern schon in den siebziger Jahren als erstrebenswerth bezeichnete, indem er davor warnte, ein Verhältniß zu construiren, in dem gegenüber der Präponderanz der Stadt Berlin die anderen Theile zu einer angemessenen Geltendmachung ihrer Interessen und Ansprüche schwer gelangen könnten.

Deutschbürtiger Adel im mittelalterlichen Ungarn.

Studie von F. v. Krones.

III. (Schluß.)

Wir verlassen nun den für unsre Aufgabe fruchtbarsten Boden, das westungarische Gebiet, um den Weg ostwärts durch das Bergland am Südhange des karpathischen Waldgebirges einzuschlagen. Ueberall begegnen wir vereinzelten Spuren deutschbürtigen Adels. So spricht eine Neutraer Capitelurkunde (1296) von den Gebrüdern Nenold und Gerold, Edlen von Körös. Im Neograder Gespanschaftsgebiete hauste der Edle Rudolf, und seine Nachkommen besaßen (1279) alldort Marzeldorf (Marczelfalva), Untergraf oder Vizegespan des Thuróczer Comitates war damals ein Herwig. In der Gömörer Gespanschaft begegnen wir 1265 als Grafen einem Tumbold und als dort begütert einem Sunk (Ilsung?), dem Sohne des Stark.

Bis in den äußersten Osten, in das Szatmárer Comitat, allwo schon in den Tagen Stephans d. H. seine bayerische Gemahlin Gisela eine deutsche Ansiedlung (Szatmár-Némety = Deutsch-Szatmár) am Szamosflusse ins Leben rief und 1277 ein Graf Gotthard aus dem Geschlechte Chahol (Kalhoch?) gebot, wohl derselbe, dessen schon 1270 Erwähnung geschieht, deßgleichen in die Biharer Gespanschaft, woselbst die romanisch-deutsche Bisthumsstadt Großwardein entstand und in ihrem Ordalregister aus den Tagen König Andreas' II. (1205—1235) werthvolle örtliche Spuren vom alten Bestande rheinfränkischer oder „flandrischer" Ansiedlungen Ostungarns enthüllt — können wir das Dasein einzelner Edelleute deutscher Herkunft verfolgen.

So erscheint auch unter den adeligen Burgmannen von Ungh (1283) ein Wolf, neben einem Herczeg (Herzog) und Thomas; als Burggraf von Potok (Sáros-Patok) in der Zempliner Gespanschaft (1297) ein Feldrich; zu Liszka, = Olaszi an der Hegyallja, Arnulf der Sohn des Pruck, und Josef der Sohn des Lang, und im Bereiche der Sároscher Deutschcolonien: Eperies, Zeben, Bartfeld und Siebenlinden (Héthárs) fanden ihren Ansitz auch einige adelige deutsche Grundbesitzer, die dann in den ungarischen Familien aufgingen.

Im Abaujvárer Comitate, das seit König Stephans V. Tagen Kaschau als größte Deutschstadt des ostungarischen Berglandes in sich schloß, und — was schon jenes Großwardeiner Ordalienbuch andeutet — eine Reihe deutscher Orte (Fel—Köz—Olug—Német) als Leibgeding der Königin erstehen sah, begegnet uns urkundlich 1267 . . . 1275 als „Graf" ein Mainhard—Menhard, dessen Herkunft wir allerdings nicht feststellen können. Wohl aber ging aus dem Kaschauer Gemeinwesen der gleichnamige Sohn Herbords (1297) als königlicher Kammergraf hervor.

Das dankbarste Bereich der Forschung auf diesem Boden erschließt sich aber in der Zipser Gespanschaft, am Südfuße der Tátra, wo einerseits die Popper oder der Poprad, der Zufluß des Dunajec zur Weichsel hin, anderseits die Kundert oder Hernad, der Nebenstrom des Sajó im Wassergeäder der Theiß—Donau, ihre Quellen haben. Der Kern des Comitates entwickelt sich nordwärts, nahe dem polnischen Gemärke, vom 12. und 13. Jahrhundert an zum Gebiete der 24 „königlichen Freiorte des Zipser Sachsenlandes", südwärts, an der Kundert, zu den vorzugsweise Bergbau treibenden Orten des sogen. „Gründnergebietes", ähnlich wie dies auf dem Boden Siebenbürgens, in der Hermannstädter Provinz, im Burzenlande und im Nösnergaue vor sich ging.

Der Mongolensturm, der 1241 auch hier zerstörend einbrach, scheidet gewissermaßen das Zipser Geschichtsleben in zwei Epochen.

Digitized by Google

Die Zeiten, die ihm vorangehen, bieten nur vereinzelte Spuren colonisatorischer Anfänge im Zipser Waldlande (silva Zepus). Ob der königl. Hofrichter Reinold in den Tagen Geisa's II. (1141—1161) damit zusammenhängt, läßt sich nicht feststellen.

Der erste urkundlich bekannte Adelige, der als deutschbürtig gelten darf und durch sein Prädicat ausdrücklich auf das Zipser Land, die Zips, verweist, ist Gala (Kaal) von der Zips (de Scepus). Als seine Nachkommen begegnen uns im 13. Jahrhundert: Botyz (Boz), Niklas, Peter und Mark, von denen der erstgenannte hervorragt. In diesem Gala von der Zips gefällt sich in den Zeiten König Andreas' II. und seiner ersten Gattin, Gertrude von Andechs-Meran († 1213), ihr Gefolgsmann Rüdiger von (Deutsch)-Matrei in Tirol, Gatte der Schwester des Hofgeistlichen Gertrudens, Adolfs, der zum Zipser Propste Kirchdrauf, im Bereiche der Comitatsburg, des Zipser „Haufes", daher Szepes-vár-alja von den Magyaren genannt, befördert wurde. Der Tiroler Adelige wurde so in der Zips seßhaft und Eisdorf (villa Isaci, Eisackdorf?) am Fuße des Tátrastockes, das zu seinem königlichen Schenkungsgute gehörte, dürfte in seinem Namen an die Tiroler Heimath seines Inhabers erinnern. Er wird Stammvater eines langlebigen und bedeutenden Adelsgeschlechts der Zips, das später den Namen „Berzeviczy" führt.

Als der Mongolennoth die Jahre der Wiedererhebung Ungarns aus seinem grausen Verfall, die Zeiten der segensreichen Culturthätigkeit Béla's IV. folgten, erschließt sich uns auch eine größere Fülle von Urkunden, die das Zipser Sachsenland, mit Leutschau an der Spitze, in seiner örtlichen Entwicklung überschauen lassen und uns seinen Adel, dem auch die Besitzer der königlichen zehn Lanzenträger-Lehen (decem sedes lanceatorum regis) verwandt erscheinen, in den Hauptfamilien vorführen.

Zu den Berzeviczys, den Nachkommen Rüdigers von Matrei, gesellen sich als richtige Zipser Sachsen-Edlinge: die Gutsherren von Garg-Görgö, wie ihr Hauptsitz heißt, oder die „Görgey"; allmählich entwickelt sich eine Nebenbuhlerschaft beider Familien, in den Zeiten der ungarischen Thronwirren (1301—1308) durch politische Gegensätze verschärft. Kakas (der „Hahn") von Berzeviczy erschlägt einen Görgey. Wir kennen den umfangreichen Sühnebrief von 1318, die Urkunde des Friedens zwischen den beiden streitenden Geschlechtern, in deren einem, dem der Görgey, 1280 zunächst die Namen der „Grafen" (comites) Arnold, Jaak, Witk (Witigo) und Jordan auftauchen.

Dieses Prädicat „Grafen" kann jedoch nur auf ihre grundherrliche und richterliche Stellung im Zipser Sachsenvolke, nicht auf das ungarische Reichsbaronat bezogen werden. Darauf führt auch die Thatsache, daß 1295 ein Hench (wahrscheinlich derselbe, der 1282 als der „weiße Hench", Sohn des Hanns, von Leutschau, auftaucht) als „Graf des Dorfes Kabustfalva" (Kabsdorf) genannt erscheint. Aehnlich müssen auch der „Graf" Rudbert und seine Nachkommenschaft aufgefaßt werden, deren die Urkunde von 1294 gedenkt, oder 1317 „Graf" Gerlach, dessen Name wohl auch als Wurzel der Ortsbenennung Gerlsdorf (Gerlachsdorf) gelten darf, wie überhaupt in zahlreichen Zipser Ortsnamen z. B. Thomasdorf, Bozdorf (Botyzdorf), Matzdorf, Michelsdorf, Ruskendorf (villa Ruskini), Durlsdorf (villa Durandi) u. s. w. der Name des ursprünglichen Besitzers bezw. Gründers steckt.

Das Amt eines königlichen Grafen der Zipser Sachsen (comes Saxonum, Theutonicorum Scepusiensium) knupft sich in der Epoche nach der Mongolenzeit an Göbel oder Göblin, den Sohn Langwarts, sodann an Helbraud (Hildebrand) von Leutschau, den eine Urkunde von 1294 auch als „Grafen Helbrand den Großen von Leutschau" bezeichnet und die Bedeutung dieses Ortes erkennen läßt. Gleichzeitig tritt als Zipser Obergespan, von dessen Amtsgewalt das Gebiet der 24 königl. Orte oder der Zipser Sachsenboden ausgenommen war, Graf Bald, der Träger eines deutschen Namens, auf.

Die Gründnerorte im Süden der Zipser Gespanschaft, mit Schmölnitz und Göllnitz an der Spitze, weisen, abgesehen von dem Umstande, daß ihre Besiedlung unter andern Verhältnissen als die des Zipser Sachsenbodens vor sich ging und vorwiegend oberdeutsches Gepräge verräth, den Bestand eines grundherrlichen Adels, wie drüben, nicht auf. Ausnahmsweise knüpft das Geschlecht der Jekelsaluffi an den Gründnerort „Jekelsdorf" (Jekelfalva) an und verräth in seinem Namen auch den deutschen Ursprung.

Die Einheit des Zipser Sachsenbodens wurde durch die verhängnißvolle Maßregel König Sigismund (1412), seine pfandweise Verschleuderung von 13 Zipser Städtchen, zu denen auch die nördlichen Ortsherrschaften kleinpolnischer Gründung: Lublau, Gniesen und Pudlein traten, oder im ganzen der 16 Zipser Orte, an den Jagellonen Wladislav I., zum Nachtheil des Ungarnreiches und der Zipser Sachsen insbesondere, zerrissen. So entwickelt sich aus diesem polnischen Pfandgebiete eine erbliche Starostie, und der ungarisch gebliebene Rest des Zipser Sachsenbodens mit Leutschau und Käsmark als Hauptorten geräth später zu großem Theil unter die Pfandherrschaft ungarischen Adels.

Die alten adeligen Geschlechter des Zipser Sachsenvolkes leben sich aus, nur die Berzeviczy und Görgey begleiten uns in die Neuzeit hinüber. Ihnen treten fremdbürtige an die Seite, so vom 15. ins 16. Jahrhundert ab die Thurzó's oder Thurzónen von Bettelsdorf (Betlemfalva).

Wir stehen am Schlusse unsrer Wanderung. Sie bewegte sich auf verschlungenen, holprigen Wegen und bot nicht immer sicheren Halt, freien und klaren Ausblick. Wahrscheinlichkeit, Vermuthung mußte nur zu oft für Gewißheit in Kauf genommen und manches gestreift werden, was nur mittelbar mit der schwierigen Aufgabe zusammenhängt. Immerhin erbrachte diese anspruchslose Studie den, allerdings nicht erschöpfenden, aber doch vielseitigen Nachweis, daß die Verbreitnng deutschbürtigen Adels im mittelalterlichen Ungarn recht groß war, daß die tonangebenden Geschlechter Westungarns auf deutsche Herkunft zurückleiten, daß wir deutschen Adel bis ins Ostland des Karpathenreiches verfolgen können, und daß wir dort, wo eine der geschlossensten und zähesten Deutschansiedlungen erstand, auf dem Zipser Sachsenboden, einem aus dieser Colonisation erwachsenen Adel begegnen.

Der deutschbürtige Adel Westungarns, des für unsre Aufgabe maßgebenden Gebietes, verwuchs bald mit dem magyarischen, er magyarisirte sich, nicht nur infolge der auch heutzutage offenkundigen Assimilationskraft des stärkeren Volksthums, in dessen Mitte er eintrat, sondern auch — auf dem Wege der Versippung mit magyarischen Edelfamilien — durch die Macht der Interessen, und so erstarkte in ihm bald das schon die unmittelbaren Nachkommen beherrschende Gefühl der Staatsangehörigkeit, der Reichsgenossenschaft, das auch den deutschen Insassen der königlichen Freistädte und Freidörfer erfüllt.

Dieser deutsche Adel magyarisirte oder nationalisirte sich ebenso rasch, wie sich der bayerische und alemannische Adel Friauls und des adriatischen Küstenlandes verwelschte und von der germanischen Eigenart vor allem die Lust zum Kriege und zur Fehde festhielt und vererbte. Diese Fehdelust tritt besonders typisch auch bei den Vordermännern des westungarischen Adels deutscher Herkunft, so bei den Güssingern, auf. Und wie sich der friaulische Adel mit dem benachbarten innerösterreichischen vielfach verschwägert und in seinem Geschichtsleben mit dem der Nachbarschaft ver-

Digitized by Google

flochten zeigt, so war und blieb es auch bei dem westungarischen Magnatenstande deutscher Herkunft der westlichen Nachbarschaft gegenüber.

Es drängt jedoch den Freund und Kenner der ungarischen Geschichte und ihrer Wechselbeziehungen zur deutschen, die Phasen in der Stellung dieses Adels innerhalb des Karpathenreiches zu würdigen.

Die Epoche Stephans I. d. H., einschließlich der letzten Jahre seines Vaters Gejsa, darf für die Einwanderung und Einbürgerung des deutschen Adels als grundlegend bezeichnet werden. Wie spärlich auch bezügliche Angaben der geschichtlichen und sagenhaften Ueberlieferung vorkommen, und wie sehr man sich einer Ueberschätzung des Thatbestandes fernhalten muß: an zahlreichen „Gästen", am Hofe und als Inhabern königlicher Schenkungen im Lande, kann es nicht gefehlt haben, da die nationalen Chroniken, wie wir oben sahen, der anschließenden Jahre Peters des Venezianers als einer Herrschaft der deutschen und welschen Fremdlinge grollend gedenken, und anderseits in den deutschen Jahrbüchern von der Bitte der Ungarn die Rede ist, Kaiser Heinrich III., 1044 Oberlehensherr des Karpathenreiches geworden, wolle sie mit dem „deutschen" oder — in der andern Fassung der Nachricht — mit dem „bayerischen" Rechte bewidmen. Dabei kann denn doch nur die Partei des deutschbürtigen Adels die tonangebende gewesen sein. — Ganz bestimmt spricht jedoch die Ueberlieferung von einer deutschen Hofpartei in den Zeiten König Salomons (1063—1074), des Gatten der Schwester König Heinrichs IV.; und sie bezeichnet als ihr Haupt den Günstling des Königs, Vid (Veit), welchen wir der Familie Guth-Keled zuweisen müssen.

Seit dem Sturze Salomons entbehren wir durch lange Jahre bestimmter Zeugnisse über weitere Einwanderungen deutschen Adels, anderseits blieb kein Raum für eine deutsche Hofpartei oder für nationale Gegensätze im Reichsadel Ungarns. Letztere leben sich aus, denn der fremdbürtige Adel nationalisirt sich, und dem Eingreifen Deutschlands in die Geschicke Ungarns bleibt der Riegel vorgeschoben.

Mit der Herrschaft König Gejsa's II. (1141—1161) beginnen wieder Nachrichten von neuen Zuzügen deutschbürtigen Adels, ohne daß diesem eine nationalpolitische Rolle zufiele. Erst in den Zeiten König Andreas' II. und seiner hochstrebenden ersten Gattin, Gertrude von Andechs-Meran (1205—1213), scheint es zu einer Auflehnung des magyarischen Großadels gegen die Reichsverweserin Gertrudens (bei Abwesenheit ihres Gatten auf dem Kriegszuge nach Halitsch), ihre vielbegünstigten Brüder und den jüngst zugewanderten deutschen Adel gekommen zu sein, zu einer Krise, welcher die Königin zum Opfer fiel. Diese Auffassung von der Sachlage in Ungarn muß in Deutschland vorgeherrscht haben, da die Marbacher Annalen zum Jahre 1213 die Ermordung Gertrudens in folgender Weise erläutern: „Um diese Zeit wurde die ungarische Königin, Schwester des Bamberger Bischofs Egbert und Otto's, Herzogs von Meranien, von den Ungarn grausam ermordet; wie es hieß, einzig und allein deßhalb, weil sich die bewußte Königin gegen die Deutschen, woher sie auch kommen mochten, freigebig und huldreich benahm und ihren Nöthen in jeder Richtung hülfereich entgegenkam."

Eine solche Krise scheint sich nicht wiederholt zu haben, denn die drohende Haltung der Reichsedelleute oder des königlichen Comitatsadels (servientes regis), die dem Herrscher die goldene Bulle vom Jahre 1222 abnöthigte, war gegen die hochadeligen Großgrundbesitzer und Kronamtsträger, wider die Magnaten oder Reichsbarone im allgemeinen, anderseits gegen die schlechte Finanzverwaltung und andere Mißbräuche gerichtet. Auch jener Artikel der goldenen Bulle, der die Verschleuderung des Krongutes betrifft und hintanhalten soll, scheint keineswegs gegen eine bestimmte nationale Partei der Reichsstände erwirkt zu sein und kann höchstens mit früheren Vorgängen anderer Art, so mit der Uebergabe des Burzenlandes an den deutschen Orden, in einen Zusammenhang gebracht werden.

Treten wir in die Zeiten der letzten Arpáden, so gewahren wir denn die längst nationalisirten großen Geschlechter deutschbürtigen Adels Westungarns nicht nur gegen die Krone, sondern auch, wie dies bei den Güssingern und Mattersdorfern der Fall, gegen die habsburgisch gewordenen Landschaften Oesterreich und Steier in trotziger Fehdelust beharren; daher war der Rachezug Herzog Albrechts I. im Frühling 1289 nicht nur wider die räuberischen Güssinger, sondern auch gegen ihre Verbündeten, die Mattersdorfer, von denen einer, Michael, mit einer österreichischen Adeligen verheirathet war, gerichtet.

Als das Arpádenhaus erlosch (1301) und der langwierige Streit um den Thron Ungarns anhub, sehen wir den ganzen Kreis westungarischen Adels: Güssinger, Mattersdorfer, Gutkeled, Osl u. a. die Partei des Premysliden Wenzel (Ladislaus V.) und Otto's von Bayern (Béla V.) nehmen, gerade so wie dies bei deutschungarischen Städten und bei dem Zipser Sachsenadel der Fall war. Ja selbst als Karl Robert ohne Thronrivalen dastand, die ungarische Reichskrone ausgeliefert erhielt, mit ihr gekrönt wurde, wider seinen gefährlichsten Widersacher, Mathäus von Csák, den Herrn des ganzen Waaggebietes (Mátyusföld) und dessen Anhänger den unvermeidlichen Kampf aufnahm, als die Zipser Sachsen und Deutschstädte, wie Kaschau, zum Angiovinen als rechtmäßigen König hielten, und die Entscheidung bei Rozgony im Tharczathale, bei Kaschau (1312), den Sieg an Karl Roberts Fahnen knüpfte, währte es noch eine geraume Zeit, bevor es dem König gelang, die genannten westungarischen Adelsgeschlechter, unter ihnen auch die Mattersdorfer, von den Güssingern abzuziehen, welche letzteren noch Jahre hindurch im Widerstande gegen Karl Robert beharrten und an österreichisch-steierischen Adeligen Verbündete und Freunde fanden.

So sehen wir denn bis gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts immer und immer wieder die leidigen Grenzfehden zwischen Ungarn auf der einen, Oesterreich und Steiermark auf der anderen Seite in üppiger Blüthe und in ihrem Gefolge Unterhandlungen der beiderseitigen Herrscher, um diesem Unwesen zu steuern und die strittigen Grenzfragen zu erledigen.

In den Zeiten der Angiovinen Ungarns, insbesondere Ludwigs I., tritt ein Kreis deutscher Adeliger in den Vordergrund, welche dem Könige ritterliche Gefolgschaft leisten, seine Söldnerheere befehligen und auf diesem Wege in Ungarn begütert und behaust werden. Auch in den Zeiten Sigismunds fehlt es nicht an solchen Erscheinungen; überdies gedeihen wie vorher die Grenzfehden des beiderseitigen Adels, dessen Besitz- und Verwandtschaftsverhältnisse einander immer mehr durchkreuzen.

Besonders bewegt wird das Zeitbild in den Jahren 1440—1459. Als der Krieg um die Herrschaft in Ungarn losbrach, sehen wir den westungarischen Hochadel in seiner Mehrheit und die Cillier an seiner Spitze für das Erbrecht Ladislaus des Nachgebornen zu den Waffen greifen. Das wiederholt sich nach der Wahl des Corvinen zum Könige Ungarns. Die anticorvinische Partei wurzelt in der Magnatenschaft des Westens; sie ist es, welche den Habsburger Friedrich zum Gegenkönig erkor, nachdem seine Bewerbung um den Thron im Wahllandtage des Januar 1458 mißglückt war. Bald jedoch ist's mit diesem Gegensatze vorbei; Mathias zersprengt und gewinnt die feindliche Partei.

Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts lichtet sich der Kreis der alten, großen Magnatengeschlechter; noch mehr

ist dies im Verlaufe des nächsten der Fall; neue, vereinzelte Erscheinungen treten auf, doch ist diese Reihe von Epigonen deutschbürtigen Adels klein und anderen Gepräges.

Die Zeiten der beiden Jagellonen Wladislaws II. und Ludwigs II. (1490—1526) gehören schon der neueren Zeit an und sind für unsre Frage schon deßhalb ohne Bedeutung; auch sind sie für die Aufnahme deutschbürtigen Adels weit ungünstiger, als die Herscherjahre Mathias' Corvinus, dessen Macht- und Eroberungspläne mindestens vorübergehend deutsche Adelige als Kriegshauptleute unter seine Fahnen führten; wir erinnern da nur an die beiden Haugwitz, den „schwarzen" und den „weißen", und an den Tettauer, abgesehen von dem bereits an anderer Stelle besprochenen Eintritt der Baumkircher in den ungarischen Magnatenstand.

Dafür war unter der ohnmächtigen Regierung der beiden Jagellonen, des geistesschwachen Vaters und des unreifen Sohnes, kein Raum. Ueberdies zeigt der Beschluß der nationalen Oppositionspartei v. J. 1505 am besten ihre nicht bloß habsburg-, sondern überhaupt deutsch-feindliche Gesinnung.

Anders gestalten sich die Verhältnisse seit dem zweiten und dauernden Eintritt der Habsburger in das Geschichtsleben und die Herrschaft Ungarns. Eine lange Liste deutsch-österreichischer Adeliger sammelt sich in den langen Jahren des Kampfes um den Thron und in der Folgezeit an, die bei der Krone und der Ständeschaft als Kriegsleute, Amtsträger und Erwerber von Liegenschaften durch Kauf, Pfand und Schenkung das Indigenat oder Incolat, d. i. die Reichsgenossenschaft und die Aufnahme in den Adel Ungarns erwerben. Bruchtheile derselben gehen ganz in ihm auf; eine andere Gruppe bleibt so zu sagen innerstaatlich oder international, indem sie hüben und drüben die Landstandschaft innehat und behauptet.

Jedenfalls ist ihr Gepräge von dem des deutschbürtigen Adels im mittelalterlichen Ungarn wesentlich verschieden.

Mittheilungen und Nachrichten.

z. Was in neuerer Zeit unsre Aufmerksamkeit auf Südamerika hinlenkt, sind in der Regel Dinge und Ereignisse wenig angenehmer Natur: Revolutionen, in welchen die einzelnen Republiken unaufhörlich sich zerfleischen, Kriege, in welchen sie ihre Grenzstreitigkeiten u. dgl. zu gegenseitigem Schaden austragen, oder schließlich auch Productionsziffern, welche die Rentabilität unsrer heimischen Landwirthschaft je länger je mehr in Frage stellen. Da bildet es denn eine erfreuliche Abwechslung, ein Werk in die Hand gelegt zu bekommen, das in jeder Weise geeignet ist, das vielseitige culturhistorische Interesse zu befriedigen, das man in der gesammten gebildeten Welt jenen Ländern und unter ihnen am allermeisten dem alten Kulturlande, dem ehrwürdigen Inka-Reiche, entgegenbringt. Das im Verlag von Robert Oppenheim in Berlin erschienene dreibändige Werk: Peru, Beobachtungen und Studien über das Land und seine Bewohner während eines 25jährigen Aufenthalts, von E. W. Middendorf, bildet die umfassendste und gründlichste Veröffentlichung über Peru, welche bisher auf dem deutschen Büchermarkt erschienen ist, und bietet eine reiche Fülle werthvollsten Materials in geschickter Anordnung, fesselnder Darstellung und sorgfältiger Prüfung, in seiner Gesammtheit ein geographisches, naturwissenschaftliches, geschichtliches und culturgeschichtliches Bild des Landes und Volkes, wie es vollständiger und anschaulicher kaum gedacht werden kann. Der 1. Band: Lima (638 S. gr. 8° mit 21 Textbildern und 32 Tafeln nach photographischen Aufnahmen des Verfassers; geheftet 16 M., in Halbfrzb. 20 M.), enthält neben einer genauen allseitigen Schilderung der Hauptstadt und ihrer Bewohner eine Fülle von Notizen über Religion und Cultus, Verfassung, Verwaltung, Militärwesen, Gesetzgebung und Rechtspflege, Schule und Unterricht, sowie zahlreiche geschichtliche Excurse, welche bis auf die Eroberung des Landes zurückgehen. Im zweiten: Das Küstenland von Peru (436 S. mit 36 Karten und 2 Tafeln; geh. 12 M., geb. 16 M.), ist der vaterländischen Zeit des Landes und ihren Zeugen und Spuren in der Gegenwart ein großer Theil des Raums und die lebhafteste Aufmerksamkeit gewidmet; die zahlreichen Ausflüge und Wanderungen des Verfassers im peruanischen Küstenlande sind vorwiegend von archäologischem Interesse bestimmt und beherrscht. Nebenbei wird aber doch ein Bild der Gegenwart gegeben und zwar namentlich nach der Seite der natürlichen Production des Landes, dessen Hauptculturgewächse, die Baumwollstaude und das Zuckerrohr, infolge der bekannten Conjuncturen den Wohlstand des Landes und des Volkes nur noch in weit geringerem Maße zu tragen und garantiren vermögen als in früheren Zeiten. Daß auch „der fernen Guanoküste" gedacht wird, versteht sich von selber. Der dritte Band endlich: Das Hochland von Peru (604 S. mit 79 Textbildern, 90 Tafeln und einer Karte; geh. 20 M., geb. 24 M.), enthält in seinen vier Theilen (Hochland von Mittel-Peru, von Nord-Peru, Titicaca-See, Hochland von Süd-Peru) eine überaus große Anzahl von Wanderbildern, die schon als solche das Interesse wecken und festhalten. Dabei steigert sich der Reichthum archäologischer Beobachtungen immer noch, und das aufmerksame Ohr, das Dr. Middendorf namentlich auch den altperuanischen Sprachen schenkt, die, im Küstenland vom Spanischen verdrängt, im Hochland eine Zuflucht gefunden haben, erlauschte manche bisher unbekannte Zusammenhänge von hoher ethnologischer Bedeutung. Die historischen Excurse sind gewiß in diesem Theil nicht ganz frei von Wiederholungen, die sich aus den der Schilderung zugrunde liegenden, natürlich über lange Jahre sich erstreckenden Tagebuchaufzeichnungen erklären, aber bei einer etwaigen zweiten Auflage doch beseitigt werden könnten. Der reiche bildliche Schmuck des ganzen Werkes thut aufs neue den unschätzbaren Werth der Liebhaberphotographie für die Erforschung und Beschreibung fremder Länder dar. Die Abbildungen haben zwar vielfach einen etwas düsteren Charakter, sind aber so zahlreich und in der Mehrzahl so geschickt aufgenommen worden, daß sie der Anschauung doch ein Hülfsmittel geben, das kaum durch etwas anderes ersetzt werden könnte. Im allgemeinen darf das Werk des hochverdienten Forschers als eine wirkliche Bereicherung unsrer Literatur bezeichnet und begrüßt werden. Es wird nicht gerade in jedem die Reiselust wecken, aber mancher Alpinist wird doch etwas wie Neid und Sehnsucht fühlen, wenn er z. B. die Höhentabellen mustert, die der Verfasser den Schilderungen seiner Reisen im Hochlande anfügt. Da finden sich Paßhöhen von der Höhe des Montblanc, Hochgebirgsseen in der Höhe der gewaltigsten Gipfel des Berner Oberlandes, und das alles wird erreicht, ohne daß der Leser im geringsten ermüdet würde.

* Von Oberstlieutenant v. Teotha sind zwei Bücher mit Aufnahmen und Höhenbeobachtungen, 30 große Bogen mit Rohconstructionen und 113 Blätter mit Zeichnungen in Dar-es-Salaam eingegangen, welche gegenwärtig von Dr. Stuhlmann und Dr. Maurer bearbeitet werden. Das Material bringt sehr interessante Neuigkeiten und weicht ziemlich stark von den älteren Aufnahmen Dr. Fischers ab. Trotha's Expedition hat sich von Maschi über Mrusha yun nach dem Kaoinjiro, Gerimassi, Dönye Ngui (drei getrennten Bergen) und dem Natronsee bewegt. Vom Lottagebirge führte der Marsch über Marili nach Westen, zuletzt dem Thal des Dabasch folgend bis an den Victoria Nyanza bei der Mordbai. Das Ostufer des Sees wurde nach Norden bis zur Grenze bereist, darauf nach Süden bis Kadoto und schließlich die Gegenden des Baumanngolfs und der Insel Ukerewe. Von dort aus setzte die Expedition nach Muansa über.

* **München.** Die hiesige Geographische Gesellschaft veröffentlicht soeben ihren Jahresbericht für 1894 und 1895 (München, Th. Ackermann). Außer den geschäftlichen Mittheilungen und Vortragsberichten enthält er folgende Abhandlungen: Zimmerer, Hans Sachs und sein Gedicht von den 110 Flüssen des deutschen Landes (vergl. Beil. Nr. 230); Günther, Wissenschaftliche Bergbesteigungen in älterer Zeit; Knoll, Reise durch Sardinien; Pfeiffer, Ehlermagnesium als Bildner vulcanischer Exhalationsproducte; Schück, Der Jakobsstab; Glück, Reise in Albanien; Fr. Hirth, Ueber fremde Einflüsse in der chinesischen Kunst; Gruber, Literatur zur Landeskunde Bayerns für 1894 und 1895; endlich einen Nekrolog auf Gerhard Rohlfs von v. Zittel.

* **Göttingen.** Geh. Rath Prof. Dr. Fleischmann, landwirthschaftlicher Chemiker aus der Schule Liebigs, übernimmt, von Königsberg hieher versetzt, mit dem Wintersemester die Leitung unsres landwirthschaftlichen Instituts. Neben ihn ist laeben der außerordentliche Professor Dr. v. Seelhorst, bisher Director des

landwirthschaftlichen Laboratoriums in Jena, hieher berufen worden, da der hiesige Extraordinarius Prof. Dr. A. Bachmus zum Ersatze Fleischmanns nach Königsberg geht.

* **Königsberg.** Zum Ersatz für den außerordentlichen Professor der Mathematik Dr. H. Minkowski, der einem Ruf an das eidgenössische Polytechnikum in Zürich Folge leistet, ist Prof. Hölder aus Tübingen hieher berufen worden. — Der Privatdocent der Kinderheilkunde Dr. Falkenheim ist zum außerordentlichen Professor ernannt und ihm zugleich die Leitung der Kinder-Poliklinik übertragen worden; an unserer Universität ist eine Kinderklinik leider nicht vorhanden.

* **Wien.** Der l. J. 1895 abgehaltene Aerztekammertag hatte den Beschluß gefaßt, die Frage des Annoncirens der Aerzte vorläufig unentschieden zu lassen, bis die Wiener Kammer über ihre Stellung zu dieser Angelegenheit klar geworden sei, worauf sich ihrem Vorgehen die anderen anschließen würden. Seither hat sich die Wiener Aerztekammer in sehr entschiedener Weise gegen das Inseriren der Aerzte ausgesprochen. Die inserirenden Specialärzte Wiens haben deßhalb an das Präsidium des heurigen Aerztekammertages eine Zuschrift gerichtet, in der darauf hingewiesen wird, daß das Institut der annoncirenden Aerzte in Wien ein Bedürfniß des hülfesuchenden Publicums geworden sei und sich auch in anderen Ländern, speciell in Frankreich, England und Deutschland eingebürgert habe. In allen diesen Ländern herrsche die Anschauung, daß eine schlichte, würdige Annonce, die sich von allem Marktschreierischen fern halte, keinem Stande und keinem Individuum zur Schande gereichen könne. Zum Schluß wird an den Aerztekammertag die Bitte gerichtet, die Versammlung möge beschließen: „das Inseriren in bescheidenster Weise nach Vorlage des Textes an den Ehrenrath sei zu gestatten, beziehungsweise den schon seit Jahren inserirenden Specialärzten der weitere Gebrauch des Inserates nicht zu verbieten." — Ein besonders ungünstiges Gutachten hat die schlesische Aerztekammer in Bezug auf die Zulassung der Frauen zum Studium der Medicin abgegeben. Sie befürwortet die Nothwendigkeit einer höheren Frauenbildung, insofern diese der natürlichen Stellung der Frau entspreche. Für die Ausübung des ärztlichen Berufs in seinem durch das Gesetz vorgeschriebenen Umfang aber reiche die physische Kraft des Weibes nicht aus, und diese Ausübung sei mit der natürlichen und socialen Stellung der Frauen nicht vereinbar. Die Wiener, niederösterreichische und andere Kammern halten die Frauen auch nicht für ganz qualificirt gerade für das Studium der Medicin, plaidiren vielmehr dafür, daß den Frauen, falls ihre Zulassung zum Universitätsstudium beschlossen werden sollte, alle weltlichen Facultäten, sowie die Technische Hochschule ꝛc. zugänglich gemacht werden sollen.

* **Odessa.** Von den russischen Universitäten hat die jüngste zuerst der Idee der University extension ihre Thüre geöffnet. Seit dem Herbste vorigen Jahres werden hier reguläre und systematische Vorlesungen auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaften abgehalten, die für jedermann zugänglich sind und im vorigen Lehrjahre sehr eifrig — zumal von Frauen — besucht wurden. Auch in diesem Jahr werden solche öffentliche populäre Vorlesungen an der Universität abgehalten werden, und zwar über folgende Gegenstände: höhere Mathematik, Mechanik, Physik, organische Chemie, Astronomie, Botanik, Zoologie, Physiologie und Psychologie. Mit Ausnahme der Botanik (einstündig) sind alle Fächer zweistündig und werden in den Abendstunden von 7—9 Uhr, resp. Sonntag Mittags von 1—3 Uhr gelesen. Die Zahlung für sämmtliche Fächer beträgt 20 Rbl. pro Semester, für ein Fach 3 Rbl., Einzelbillette kosten 50 Kop. Lehrer und Lehrerinnen der niederen Lehranstalten zahlen nur die Hälfte, desgleichen diejenigen Schüler, welche von ihren Vorgesetzten die Erlaubniß zum Anhören der Vorlesungen erhalten. Man hofft allgemein auf eine noch regere Betheiligung als im abgelaufenen Lehrjahr, in welchem einige Vorlesungen, wie z. B. die von Dr. Burdach über Bakteriologie, von weit mehr denn 400 Zuhörern besucht waren.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 6. bis 7. Oktober folgende Schriften eingegangen:

Swifts „Testament". Eingeleitet von Hieronymus Lorm, übersetzt und erklärt von Armin Friedmann. Mit Bildniß. Wien, Moritz Perles 1897. — A. Weißer: Stalde Brun. Alter Sang aus dem Harzgebirge. Bad Harzburg, Rud. Stolle. — Classischer Stulpturenschatz. Hggb. von F. v. Reber und Ad. Bayersdorfer. 1. Jahrg. 1. Hft. Oct. 1896. München, F. Bruckmann. — Dur und Moll. Musikalische Monatsschrift. 1. Heft. Leipzig, A. H. Payne. — Alexei Suvorin: Am Ende des Jahrhunderts. Roman. Aus dem Russischen übersetzt von Elsa v. Schabelska. 2 Bde. Paris ꝛc., Albert Langen 1896.

Beginn eines neuen Abonnements:

Zur Anschaffung empfohlen! Von bleibendem Werte!

Velhagen & Klasings

Monatshefte

Soeben erschien im XI. Jahrgang 1896/1897

Erstes Heft: Monatlich ein Heft

Septemberheft für 1 M. 25 Pf.

Litterarisch — Hervorragend durch die Bedeutung der Mitarbeiter.

Künstlerisch — reich illustriert in Schwarz-, Ton- und Farbendruck.

Große Romane Novellen und andere Beiträge der namhaftesten Dichter und Schriftsteller der Gegenwart.

Kunstbeilagen nach Studien und Gemälden erster Meister in farbiger Autotypie, Chromolithographie und Holzschnitt.

Den neuen Jahrgang eröffnen die großen Romane:

„Der weiße Tod" von Rudolf Stratz

„Die grüne Thür" von A. von Klinkowstroem

und die illustrierte Monographie: Lorenzo Ghiberti d'Arezzo von Prof. Dr. H. Knackfuß-Heidelberg.

Durch jede Buchhandlung zur Ansicht zu beziehen!

Académie de Neuchâtel.

Faculté des Lettres, des Sciences, de Théologie et de Droit.

Séminaire de français pour les élèves de langue étrangère. Inscriptions à partir du 15 octobre. Ouverture des cours le 19 octobre.

Pour renseignements et programmes s'adresser au secrétariat de l'Académie. (13458)

Neuchâtel (Suisse), septembre 1896.

Le Recteur de l'Académie
Dr. O. Billeter.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keit in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Freitag, 9. October. Nummer 234.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbelegte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Zur Völkerkunde Nordost-Afrika's. — Ein Augsburger Hexenproceß. I. Von Adolf Buff. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zur Völkerkunde Nordost-Afrika's.

H. S. Professar Philipp Paulitschke machte im Jahre 1885 zusammen mit dem österreichischen Sportsmau Dr. v. Hardegger eine Reise ins Land der Somal, die ihn von Zejla über Harar hinaus ein beträchtliches Stück ins Osthorn Afrika's hinein führte. Der allgemeine Reisebericht „Harar, Forschungsreise nach den Somal- und Gallaländern Ost-Afrika's“ erschien vor nunmehr acht Jahren. Die völkerkundlichen Beobachtungen und Studien des Wiener Gelehrten waren indessen so umfangreich, daß ihre Veröffentlichung Publicationen anderer Art vorbehalten bleiben mußte. So kam u. a. vor drei Jahren der erste Band eines umfassenden wissenschaftlichen Werkes „Ethnographie Nordost-Afrika's“ heraus, der sich mit der materiellen Cultur der Galla, Somal und Danakil beschäftigte und allgemeine Anerkennung fand. Dem ersten Bande ist jetzt der nicht minder inhaltreiche zweite (Schluß-) Band[1]) gefolgt, in dem Paulitschke der geistigen Cultur jener interessanten und hochstehenden Völker eingehende Untersuchungen widmet. Staunen muß man über die Fülle des Stoffes, der hier verarbeitet wurde, noch mehr aber darüber, daß es dem Verfasser möglich war, auf einer kurzen, nur zweimonatlichen Tour das wahrhaft erdrückende Material zu sammeln, auf dem er in der Hauptsache fußt. Das bleibt zu beachten, wennschon die lange unzugängliche Somalhalbinsel gerade in neuester Zeit namentlich von italienischen Reisenden — Cecchi, Bianchi, Böttego, Borelli ꝛc. — die kreuz und quer durchzogen wurde. Da diese Reisenden jedoch fast ausnahmlos andere als rein wissenschaftliche Zwecke verfolgten, so bieten ihre Reiseberichte auch mit Bezug auf die Völkerpsychologie eben nichts weiter, als einige gelegentliche Bemerkungen. Nur Cardinal Massaja's umfangreiches Prachtwerk „I miei 35 anni di missione“, sowie die älteren Bücher von Guillain, d'Abbadie, Burton und einigen anderen waren wichtigere Fundgruben, während für die Linguistik Dr. Karl Tutschek's,[2]) für die Poesie der Galla Schleichers Arbeiten umfangreicheres Material lieferten. Paulitschke, ohnehin schon der erste lebende Kenner der Geographie und Ethnographie des in Rede stehenden Gebiets (vgl. außer „Harar“ auch seine früheren Werke „Die geographische Erforschung der Adal-Länder und Harars“, Leipzig 1884, und „Beiträge zur Ethnographie und Anthropologie der Somal, Galla und Harari“, Leipzig 1886) und durch seine genaue Kenntniß der Afrikaliteratur mehr als jeder andere zu solchen Studien befähigt, hat alles gesammelt, was in den zehn Jahren nach Beendigung der eigenen Forschungsreise in Büchern und Zeitschriften über den Gegenstand zu finden war. Der Verfasser aber — das sei nochmals betont — hat nicht nur die Grundlage für seine Arbeit selbst geschaffen, sondern auch eine solche Fülle von Material für den Aufbau des Gebäudes geliefert, daß wir ihn ohne Bedenken als den alleinigen, verdienstvollen Schöpfer des monumentalen Werkes, das die „Ethnographie Nordost-Afrika's“ ist, betrachten dürfen.

Paulitschke selber freilich ist weit davon entfernt, seiner Arbeit den Werth der Abgeschlossenheit zuzusprechen. Das Material über die psychischen Eigenschaften der drei großen Völker Nordost-Afrika's — so führt der Verfasser einleitend aus — sei, soweit es bisher in der Literatur niedergelegt, gering an Umfang, wenig vertieft, ja höchst lückenhaft, und bestehe fast ausschließlich in mehr oder weniger vagen Angaben über den Charakter des einen oder anderen Volkes. Er habe zwar das eigene Material systematisch zusammengetragen und mit den Daten anderer verglichen, es sei jedoch noch unzureichend. Es wäre nämlich noch immer nicht gelungen, eingehende anthropologische und physiologische Angaben zu sammeln, die nun einmal unerläßlich seien, wenn man ein völlig befriedigendes Bild in psychischer Hinsicht entwerfen wolle. — Nun, es ist schließlich Sache oder Vorrecht des Verfassers, wenn er seinem Werke einen nur relativen Werth zuerkennen will; wir aber haben das Recht, darüber anders zu denken, und fragen nur: Ueber welche Völkergruppen Afrika's, ja der ganzen Erde besitzen wir eine solche Arbeit wie die Paulitschke's? Wir glauben ihren Werth nicht hoch genug veranschlagen zu dürfen und ihr auch eine gewisse Abgeschlossenheit, also einen absoluten Werth zuschreiben zu müssen; auch wiegt unsres Erachtens

[1]) Ethnographie Nordost-Afrika's. Die geistige Cultur der Danakil, Galla und Somal, nebst Nachtragen zur materiellen Cultur dieser Völker. Von Dr. Philipp Paulitschke, kaiserl. Rath, k. k. Professor, Privatdocenten an der Universität in Wien. Berlin 1896. Geographische Verlagsbandlung Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). XVIII und 312 S.

[2]) Bayerische Leser wird die folgende, uns freundlich mitgetheilte Notiz interessiren: Karl Tutschel, Erzieher im Hause des Herzogs Maximilian in Bayern (Lehrer des Prinzen Louis), wurde nach der Rückkehr des Herzogs Max von seiner Reise in den Orient auch mit der Erziehung der von diesem aus der Sklaverei losgekauften und mit nach München gebrachten vier Afrikaner betraut. Unter diesen Schwarzen befand sich ein Galla, Alasede Dalle, vom Stamme der Liban (Boranа-Galla), den Karl Tutschel vom 13. November 1838 bis zu dem am 17. Mai 1841 erfolgten Tode des Jünglings unterrichtete. Der Gelehrte hatte sich die Sprache des Zöglings von diesem selbst vollkommen angeeignet und seinen Schüler über die mannichfachen Verhältnisse des Gallavolkes zu eingehenden Aeußerungen veranlaßt, deren Zusammenfassung ein schätzbares ethnogeaphisches Material bietet. Nebenher ging noch der Verkehr mit anderen in der genannten Zeit in Bayern anwesenden Repräsentanten des Gallavolkes, so mit Osthu Aga, den Mr. Pell aus der Sklaverei befreit hatte, dem Mädchen Bütte, einer Guma-Galla-Sklavin, welche Fürst Pückler-Muskau 1840 nach Oesterreich gebracht, ferner mit Aman Gonda, einem Goma-Galla, den Herzog Paul in Württemberg dem Forscher zur Verfügung gestellt. Karl Tutschek gelangte so weit, daß nach seinem am 6. September 1843 zu München erfolgten Tode sein Bruder Lorenz ein „Lexikon der Galla-Sprache“ in deutscher und englischer Sprache in zwei Theilen aus seinem literarischen Nachlasse herausgeben konnte (München 1844—1845). Der gleichnamige Reisende Karl Tutschels, gegenwärtig Oberstabsarzt bei der Inspection der k. bayerischen Militärbildungsanstalten in München, erwarb sich das Verdienst, den wissenschaftlichen Nachlaß seines Oheims pietätvoll bis auf das letzte Blättchen zu behüten, um ihn nun nach mehr als 50 Jahren in die rechten Hände eines Kenners und Benützers wie Paulitschke zu legen.

der angedeutete Mangel anthropologischer Daten nicht so schwer, wie Paulitschke es darstellt, unsre Meinung geht vielmehr dahin, daß sich ein richtiges Bild von der Psyche eines Volkes auch ohne eingehende Kenntniß seiner physiologischen Eigenart entwerfen läßt — und das ist hier geschehen.

Die vorliegende Arbeit behandelt Theile Afrika's, die für uns Deutsche ja nicht mehr von unmittelbarem Interesse sind; es unterliegt daher keinem Zweifel, daß sie nicht die Verbreitung finden wird, wie sie etwa eine solche über Völkerschaften deutscher Schutzgebiete erreichen könnte. Hierüber ist sich der Verfasser jedenfalls klar gewesen; er hat seine Ausführungen aber doch zum größten Theil in eine Form gekleidet, die den Gegenstand jedem Gebildeten interessant und zugänglich zu machen geeignet ist. Einzelne Capitel bieten eine Fülle des Anziehenden jedem Laien, der das Wort „The proper study of mankind is Man" auch nur für zum Theil berechtigt anerkennt. Wir müssen darauf verzichten, hier einen Auszug aus dem Buche zu versuchen: sein Charakter verträgt das nicht. Ueber den Werth der Arbeit als Ganzes haben wir unser Urtheil bereits abgegeben; im folgenden kommen wir in der Hauptsache lediglich auf einige Bemerkungen allgemeinerer Art zurück, die wir in den Capiteln „Psychische Eigenschaften" und „Die Religion und deren Formen" verzeichnet finden.

Die in Rede stehenden Völker Galla, Somal und Danakil nehmen in geistiger Beziehung alle einen weit höheren Rang ein, als etwa die sogenannten Bantu. Verfasser bespricht die Sinnesempfindungen, die bei den drei Völkern nicht überall dieselben, nicht überall gleich stark. Geradezu einzig sei der Geruchssinn der Somal ausgebildet; die Feinheit und Stärke desselben erreiche bei den Somaljägern die der besten Jagdhunde. Die Verstandesanlagen seien bei allen drei Völkern gleich hoch entwickelt. Der Oromo (Gallastamm) bildet sich auf seine sura (Talent) viel ein und äußert mit stolzem Selbstbewußtsein: Ich habe das nicht gesehen, sondern lediglich mit meinem Verstande herausgebracht. — Von höheren intellectuellen und moralischen Trieben jedoch sei bei den drei Völkern wenig zu spüren. Während die Somal chevalereskee Ideen gänzlich entbehrten, wären diese bei den Galla bis zu einem gewissen Grade vorhanden. Charakteristisch für den Somali sei sein übermäßig conservativer Sinn. Paulitschke erzählt, daß er einmal von einem Somali auf englisch angesprochen worden sei, der fünf Jahre auf einem australischen Dampfer als Heizer gedient, nach seiner Entlassung aber wieder ganz zu dem Beduinenleben seiner Stammesgenossen, von denen er nicht zu unterscheiden gewesen, zurückgekehrt sei. Bei einem Westafrikaner z. B. wäre das undenkbar, zum mindesten würde er für immer unter seinen Brüdern eine europäisch angehauchte Caricatur bleiben. Da die Physis der drei Völker gleichartig, so müßte nach der Anschauung des Verfassers von vornherein auf übereinstimmende Züge der Psyche geschlossen werden; trotzdem die Völker aber einer Race, so wären ihre Charaktereigenschaften doch völlig von einander verschieden. Diese Erscheinung finde ihre Erklärung darin, daß die Galla (im Innern) von jeglichem Einfluß ihrer Nachbarn lange Zeit abgeschlossen waren, während auf die Somal (Nordküste) und Danakil (Ostküste) die Aethiopier und Araber ungünstig eingewirkt hätten. Der Charakter der beiden letzlgenannten Völker — Somal und Danakil — wird als sehr schwarz geschildert, während der der Galla sympathischere Züge aufweise. — Zum Schluß des Abschnitts „Psychische Eigenschaften des Individuums" führt Paulitschke eine Reihe von Sprichwörtern der Somal und Oromo-Galla auf, aus denen hervorgeht, daß das Denken und Trachten dieser Völker sich in den normalen psychischen Bahnen von Naturmenschen bewegt und vorwiegend auf Praktisches gerichtet ist, daß es den Eingeborenen aber auch bis zu einem gewissen Grade an höherer Auffassung des Lebens nicht mangelt.

Besonderes Interesse darf das Capitel „Die Religion und deren Formen" beanspruchen, auf das wir daher hier etwas eingehender zurückkommen wollen. Auf dem ganzen afrikanischen Osthorn macht sich ein religiöser Proceß bemerkbar, der bereits viele Jahrhunderte dauert: der Uebertritt der Heiden zum Islam. Er vollzieht sich sehr langsam, hie und da wohl auch sprunghaft und sendet von gewissen Centren, wie Berbera, Harar und Lug, gleichsam Leitstrahlen aus. Die monophysitischen Lehren der Sidama — der äthiopischen und abessinischen Christen — haben sowohl unter den Galla, obwohl sie räumlich diesen Einflüssen am ehesten ausgesetzt sind, wie unter den Somal und Danakil fast gar keine Anhängee zu erringen vermocht, während der Islam auch unter den einzelnen Gallastämmen viele Bekenner gewonnen hat. Andrerseits bedeutet der Name des großen Gallastammes der Oromo schlechtweg schon einen religiösen Gegensatz zu den christlichen Amhara wie zu den Bekennern des Islam. Somal und Afar (Danakil) huldigen dem schafiitischen Mohammedanismus; ihr religiöses Bewußtsein ist zwar ziemlich tief, allein die Formen der Religion und das äußere Gepräge der Religiosität gelangen bei ihnen oft nur schüchtern zum Ausdruck. Die nomadischen Stämme der Somal und Afar beispielsweise befolgen bei weitem nicht alle Satzungen des Islam, die manchen gar nicht bekannt zu sein scheinen. Bemerkenswerth und einigermaßen befremdend erscheint der Satz, daß Fanatismus den Somal wie Afar fremd und an den Küsten sich nur da findet, wo mit Wohlstand und Ueppigkeit auch das religiöse Leben kräftiger pulsirt. Eine Bestätigung dieser Behauptung bietet allerdings der Gang der Entdeckungsgeschichte der Halbinsel. Die Schwierigkeiten, mit denen die Europäer auf ihren Reisen doet zu rechnen hatten, erhoben sich, soweit sie dem Glaubenshaß entsprangen, lediglich an der Küste, und deßhalb waren die Versuche der Forscher, über die Küstenländer hinaus ins Innere vorzudringen, auch Jahrzehnte hindurch vergeblich. Nachdem aber diese Schranke einmal überwunden, scheinen die Hindernisse sich zu ebnen; der Gang der neueren Erforschungsgeschichte läßt wenigstens diesen Schluß zu. Die Danakil sind den Ungläubigen abgeneigt, verfolgen sie indessen nicht.

Wie schon erwähnt, ist bei den meisten Gallastämmen die Abneigung gegen die monophysitischen Lehren, aber auch die gegen den Islam auffällig, der doch sonst in Afrika auf seinem Siegeszuge selten Widerstand und erst bei den religiös indifferenten Bantu eine Schranke gefunden hat. „Die Galla, wie die anderen hamitischen Völker Nordost-Afrika's müssen ursprünglich einen monotheistischen Glauben, richtiger einen durch mancherlei Aberglauben getrübten Monotheismus besessen haben, der sich an dem Volke sehr bewährt haben muß, und den sie nur sehr ungern dem Islam zu opfern sich verstanden, wo diesem unausweichlich die Glaubensüberzeugung geopfert werden mußte. Im Gallavolke lebt der Glaube, daß große Propheten diesen Glauben geschöpft und verbreitet hätten, auf hohen Bergen, den Wahrzeichen der Landschaften, Tempel errichtend, die nunmehr in kaum mehr auffindbaren Ruinen dalliegen, welche sagenhafte Schlangen bewohnen.... Die allgemeine Farbe der gallanischen Gottesverehrung ist freundliches Zutrauen und die Begehr, der Gottheit näher zu treten." Bemerkenswerth ist, daß römisch-katholische Missionare, die jetzt über funfzig Jahre unter den Galla wirken, wie Massaja, sowie auch Antoine d'Abbadie die Wahrnehmung gemacht haben, die Religion der Oromo-Galla umfasse nicht nur den Glauben an einen Gott, sondern auch den Frauencult, den Cult der Atete, eines weiblichen Genius, zu dem Frauen beten

Digitized by Google

(Mariendienst), und die Verehrung des hl. Michael, aber nicht etwa in Form einer Entlehnung aus dem monophysitischen Christenthum der Aethiopier, sondern — nach d'Abbadie — als Rest des „christianismo corrompu", den die Galla, als sie noch den Südrand des Golfs von Aden bewohnten, in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt empfangen hätten. Näher untersucht ist die etwaige Berechtigung dieser interessanten Anschauung bisher nicht. Nach Bruce und Burton übrigens war die älteste und ehedem einzige Religion der afrikanischen Nordostküste, also auch der Galla, der Sabäismus, dessen Spuren noch im Schafiismus der Somal und Danakil (Asar) heute deutlich zu erkennen seien. „Die Oromo, die Somal und Asar hatten also allem Anscheine nach ehemals ein auf gleichen Grundfesten errichtetes Religionssystem, dessen Hauptsäulen sich in der Religion und Mythologie der Galla noch klar erkennen lassen, während dieselben aus der islamitischen Decke der Somal und Asar nur sehr sporadisch hervorgucken."

Man sieht, daß diese Erörterungen Paulitschke's das höchste Interesse verdienen. Der Verfasser gibt eine eingehende Beschreibung des Religionsgebäudes der drei großen Völker des afrikanischen Osthorns. Den Namen der gallanischen Gottheit, Waq, übersetzt er einfach mit „Gott" und zwar mit Recht; denn Waq ist der allmächtige Schöpfer alles Irdischen und allwissend. Aussprüche, wie „Waq ist mein Schirm", „Waqs Dinge sind wunderbar", „Waq sei Dir gnädig" und viele andere erinnern lebhaft an alttestamentliche Wendungen. Ferner seien noch folgende Stellen aus den Ausführungen des Verfassers hervorgehoben: Zu Vollstreckern des Willens Gottes macht der Galla, wie der Somali und Dankali eine Schaar von guten und bösen Geistern, die den Engeln vergleichbar sind. Die Galla haben zum Theil einzelne Helden- und Heiligengestalten aus dem Christenthum der Aethiopier in ihren religiösen Vorstellungskreis hinübergenommen, wie den St. Georg, dessen Fest sie am 23. Tage jeden Monats feiern, ohne indessen zu wissen, wer es gewesen ist. Der Glaube ans Jenseits, zu dem der vorhandene Glaube an Genien, körperlose, den christlichen Engeln fast gleichkommende Wesen, hinführt, ist bei den Somal und Asar lebhaft ausgebildet und islamitisch zugeschnitten, nicht so bei den Galla: hier tritt der Begriff des Ortes der Abgeschiedenen in den Vordergrund. Auffällig ist, daß die Galla trotz ihres lebhaften Glaubens an Waq und die Genien keinerlei Bildnisse oder Idole besitzen, die bei den islamitischen Somal und Asar ja von vornherein ausgeschlossen sind. Merkwürdig ist ferner bei den Galla ein verbreiteter Thierdienst, der indessen lediglich einem crassen Aberglauben entspringt, und die Verehrung gewisser Bäume als Wohnort von Genien. Der Aberglaube ist überhaupt bei den Galla, wie bei den Somal und Danakil weit verbreitet. Von den letzteren werden die Sternschnuppen für Sternstücke gehalten, mit denen die guten Genien die bösen, wenn sie von diesen belästigt werden, bewerfen; die Sterne werden auch wohl als Soldaten betrachtet, die unter dem Commando von Führern ihre Bahnen durchwandern. Islamitische Gotteshäuser finden sich nur an der Küste, aber auch dort lediglich in primitiver Form; im Innern fehlen alle Objecte gottesdienstlicher Functionen. — Von Menschenopfern ist im Bereich der Galla bisher wenig bekannt. Von den Edschau-Galla wird erzählt, daß sie Menschen erwürgen, um die überirdischen Mächte zu versöhnen. Hamitischer Brauch sind die Menschenopfer nicht, wohl aber eine alte semitische Einrichtung, die von Abessinien aus tief nach dem Süden sich verbreitet hat, von den Galla aber im allgemeinen nicht acceptirt zu sein scheint. Beispiele von Anthropophagie aus religiösen Motiven hat Böttego auf seiner letzten Reise bei den Kormoso- und Kankano-Galla beobachtet. Von Ordalien werden bei den Somal die Feuerprobe, bei den Oromo die Giftprobe, bei den Somal auch das regelrechte Duell angewendet, doch ist letzteres bei den westlichen Somal nicht mehr im Gebrauch, da es vom Islam als ein altes Stück Heidenthum heftig bekämpft wird.

Alles in allem — so faßt Paulitschke zusammen — sind, je weiter man von der Somalküste und von Abessinien aus in das Innere der Halbinsel dringt, die Begriffe von der Lehre Mohammeds und Christi in monophysitischem Sinne um so entarteter und verschwommener. Harar war im 14. Jahrhundert eine Hochburg des Islam, und von hier aus Irugen ihn Kaufleute und Missionare weiter bis zu den Galla, aber kaum früher als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gelangte er zu ihnen. Der bekannte Cardinal Massaja beobachtete, daß im Süden von Schoa erst in den vierziger Jahren dieses Säculums der Islam durch Kaufleute Eingang fand; die Gallachefs behaupteten, daß um 1800 ihre Gebiete von der Lehre Mohammeds noch gänzlich unberührt waren. Die eifrigsten Verbreiter derselben waren auch hier Leute vom Orden der Senusi (Snussi), deren Niederlassungen beispielsweise in Magdischu, Bardera (Decken ermordet 1865) und Brawa nachgewiesen sind. Paulitschke sieht jedoch davon ab, den Senusi alle Mordthaten auf Rechnung zu setzen, die auf der Halbinsel an Reisenden verübt worden sind.

Der Verfasser geht dann auf die Sprache der drei in Rede stehenden Völker, die der äthiopischen Gruppe des hamito-semitischen Sprachstammes angehört, insoweit ein, als er die wichtigsten Momente des Sprachbaues der drei Idiome neben einander stellt, so daß daraus die Gleichheit der Structur wie einzelne Besonderheiten leicht entnommen werden können. Hier boten namentlich die linguistischen Sammlungen Karl Tutschek's über die Sprache der Oromo-Galla eine werthvolle Ergänzung des eigenen Materials. Am Schluß des Capitels über die Sprache werden Sprachproben gegeben.

Der zweite Theil des vorliegenden Bandes beschäftigt sich mit der „geistigen Cultur des Stammes und Volkes". Die Capitel über staatliches Leben, sowie Kunst und Wissen bieten eine reiche Fülle anziehender Einzelheiten und sind geeignet, auch den Laien von Anfang bis zu Ende zu fesseln. Wir können hier lediglich darauf verweisen. Für einen besonders werthvollen Beitrag halten wir u. a. eine ziemlich umfangreiche Sammlung von Gallagedichten, die von dem verstorbenen Dr. A. W. Schleicher herrührt. Es sind namentlich Liebeslieder meist sehr decenter Art. Die beigegebene wörtliche Uebersetzung läßt das tiefe Empfinden des Volkes erkennen und den Wunsch rege werden, daß einzelne dieser reizenden Gedichte von berufener Seite in eine entsprechende äußere Form, doch unter liebevoller Wahrung ihrer Eigenart, gebracht werden möchten.

Am Schluß seiner Arbeit prüft Paulitschke die völkerkundlichen Daten, die sich bei den alten Schriftstellern, den Arabern, den Kartographen und Kosmographen des Mittelalters und den Historikern und Geographen der Neuzeit über die Somal, Danakil und Galla finden, gibt ferner einen Abriß der Geschichte dieser Völker und endlich in Form eines Anhanges eine Reihe von Ergänzungen zum ersten Bande seines Werkes, die sich aus den Fortschritten der Forschung seit dessen Erscheinen ergaben.

Wir schließen unsre Betrachtung über das inhaltreiche Werk mit Paulitschke's Bemerkungen über die künftigen Aufgaben und Ziele völkerkundlicher Forschung auf dem Osthorn Afrika's; solche wären: „eine systematische Sammlung von exacten Daten und guten Bildern über die Physis der Somal, Galla und Asar, die genaue Erforschung der Physis und Psyche der Pariavölker unter den Somal, die prähistorische Durchforschung des afrikanischen Osthorns, die systematische ethnographische Erforschung der äthiopischen

und gallanischen Mischlinge im Süden von Schoa, wo sich auch das zukünftige große Arbeitsfeld afrikanischer Linguisten befindet, endlich eine umfassende Aufgreifung des Folklore bei den Afar, Somal und Oromo." — Wie lange wird es dauern, bis solche Forderungen erfüllt werden, und wer ist heute in der Lage, dort nach dieser Richtung hin Ersprießliches zu leisten? Die Ziele der italienischen Unternehmungen auf der Halbinsel sind vorläufig noch anderer Art und der Ethnograph in der Heimath wird sich schon damit begnügen müssen, wenn der eine oder andere Reisende überhaupt nur einen vereinzelten Baustein zu dem großen Gebäude liefert, das der Verfasser im Auge hat. Zunächst also und noch auf lange hinaus wird Paulitschke's Arbeit kaum wesentlich erweitert, geschweige denn überholt werden.

Ein Augsburger Hexenproceß. [1]

Von Adalf Buff.

I.

Am 30. Juni 1685 erschien auf dem katholischen Bürgermeisteramte [2]) zu Augsburg eine gewisse Walburg Mayr und klagte, daß ihr Stiefsöhnlein, Kaspar, sich dem bösen Geiste und den Hexen ergeben habe und trotz aller erdenklichen Mühe, die man daran wende, nicht davon ablassen wolle; vor einigen Jahren sei durch ihn eine gefährliche Feuersbrunst verursacht worden, und wenn die hohe Obrigkeit sich nicht ins Mittel lege, so bestehe die höchste Gefahr, daß noch weiteres Unheil erfolge. Der amtirende Bürgermeister, J. G. Rehm, der wie alle Welt in naiver Unbefangenheit an die Wirklichkeit des Hexenwesens glaubte, ließ den Knaben sofort herbeiholen, und derselbe gestand ohne Umschweife, es verhalte sich in der That alles so, wie seine Stiefmutter gesagt. Er gab sogar noch eine Menge von Einzelheiten zum besten. Zur Zeit, erzählte er, da seine rechte Mutter krank gelegen, habe ihn deren Wärterin, Lisbeth Weber, abends gewöhnlich zuerst zu sich ins Bett genommen und dann um 11 Uhr auf einer Gabel durchs Kamin hinaus zum Hexentanz geführt; seiner rechten Mutter Stiefschwester, Annele Geschwender, und eine Weibsperson namens Maria Fleck seien gleichfalls dabei gewesen. Nach dem Tanze sei man zu Tisch gesessen und habe Gebratenes, Würste und Vögel gegessen und Bier, manchmal auch Wein getrunken; die Mahlzeit habe in der Regel bis halb vier Uhr Morgens gedauert, man habe dabei allerhand Unzucht getrieben, sowie auch unsern Herrn und Heiland und seine jungfräuliche Mutter auf alle mögliche Weise geschmäht und gelästert. Ihm selbst und anderen seinesgleichen, deren es gemeiniglich vier Tische voll gewesen, sei aufgetragen worden, die Leute zu verführen und zu verkrümmen. Er treibe das nun seit sechs Jahren. Was die von seiner Mutter erwähnte Feuersbrunst betreffe, so sei gleichfalls alles wahr: von dem bösen Feinde sowohl, wie auch von den Hexen und namentlich von den drei eben genannten Weibern sei ihm geschafft worden, er solle einen Spahn nehmen, solchen an dem Herdfeuer anzünden, damit auf den Boden gehen und ihn unter einen Haufen anderer Spähne stecken, woraus dann die Brunst entstanden sei.

Der Böswicht, der alle diese Unthaten verübt haben wollte, hatte das Alter von neun Jahren erst um ein paar Monate überschritten: er war nämlich laut eines bei den Acten liegenden Zeugnisses des katholischen Pfarrers von St. Georg am 25. April 1676 getauft. Allerdings war es ja nun nichts Unerhörtes, daß sogar noch jüngere Kinder als Bundesgenossen des Teufels betrachtet wurden. In einen der schrecklichsten Hexenprocesse z. B., der sich 1669, also 16 Jahre früher, zu Mora und Elfdal in Dalekarlien abgespielt hatte, waren hunderte von Unerwachsenen verwickelt und verfielen schließlich neben 84 Erwachsenen 15 Kinder dem Scheiterhaufen. Allein die Jugendlichkeit des Unholdes machte doch anfänglich den Bürgermeister stutzig. Er ließ das Bürschchen zwar in festen Gewahrsam bringen, zögerte aber über eine Woche lang, weitere Schritte zu unternehmen. Endlich scheint der Umstand, daß neben dem Teufelsbunde auch von einer Brandstiftung die Rede war, den Ausschlag gegeben zu haben; am 10. Juli reichte er bei dem Rathe einen Bericht über die Angelegenheit ein.

Nach dem ordentlichen zu Augsburg üblichen Verfahren in Criminalsachen hatten die sogenannten Eisenherren, d. i. je zwei Senatoren, die zu diesem Zwecke für je einen Monat im Jahre voraus bestimmt waren, jedesmal das Verhör der Verhafteten zu leiten, während die Zeugen und andere, noch nicht inhaftirte Personen von dem jeweiligen amtirenden Bürgermeister vernommen wurden. Die genannten Behörden führten jedoch die Untersuchung nicht selbständig und auf eigene Verantwortung, sondern sie mußten Schritt für Schritt dem Rathe Rechnung ablegen und die Protokolle einschicken, worauf ihnen neue Instructionen ertheilt und namentlich die Fragen vorgeschrieben wurden, die sie an Angeklagte und Zeugen richten sollten. Der Rath war es auch, der am Ende auf grund der vorgelegten Protokolle und der Gutachten der rechtskundigen Rathsconsulenten das Urtheil fällte.

In Augsburg hatte man seit 15 Jahren keinen richtigen Hexenproceß erlebt und es bestand auch wohl nirgends ein Verlangen, einmal wieder den Scheiterhaufen brennen zu sehen, jedenfalls nicht bei den Behörden. Die hochweisen Herren vom Augsburger Rathe waren zwar in dem Punkt nicht viel weiser als die meisten anderen Menschen ihrer Zeit: sie glaubten an die Möglichkeit und Wirklichkeit von Hexen und Teufelsbund, ohne weiter darüber nachzugrübeln; allein sie wußten auch, daß der Apparat eines Hexenprocesses, einmal in Bewegung gesetzt, in der Regel von selber fortspielte, bis die beschuldigte Person auf dem Scheiterhaufen saß. Und sie wußten weiter aus Erfahrung, daß, wenn einmal ein Hexenproceß bis zum grausigen Ende durchgeführt worden war, infolge der fürchterlichen Erregung, in die dadurch die Phantasie der Massen versetzt wurde, gewöhnlich ein paar weitere folgten. Sollte man eine solche Action in Scene setzen, lediglich auf grund der Erzählungen eines neunjährigen Kindes? Schließlich scheint aber auch im Rathe die Erwägung, daß von einer Brandstiftung gesprochen wurde, ausschlaggebend gewesen zu sein. Von einer Vorladung der der Hexerei bezichtigten Weiber ward indessen zunächst ganz abgesehen; nur der Knabe sollte noch einmal scharf ins Gebet genommen werden, was denn auch am 12. Juli durch die Eisenherren geschah.

Man hatte zu diesem Zwecke 21 theilweise sehr ins Detail eingehende Fragestücke ausgearbeitet, in deren Maschen man den kleinen Bengel, falls er alles erlogen haben sollte, sicher zu fangen hoffte. Derselbe ließ sich jedoch durch nichts verblüffen; er wiederholte alle früheren Aussagen und gab sogar noch eine Menge weiterer Einzelheiten kund. Der Schauplatz der Hexentänze, sagte er, sei draußen vor dem Wertachbrücker Thor in einem schönen Haus: es sei stets ein Gaisbock zugegen, der Hände und Füße habe, aufrecht stehe und reden könne, und den man den Herrn

[1]) Die folgende Darstellung beruht hauptsächlich auf einem umfänglichen Actenband über den Gegenstand im Augsburger Stadtarchiv.

[2]) Die Bürgermeister in Augsburg waren nicht die obersten Behörden (diese hießen Stadtpfleger), man könnte sie etwa als Polizeirichter bezeichnen. Es waren ihrer immer sechs, von denen jedesmal zwei, ein protestantischer und ein katholischer, vier Monate hintereinander im Dienste waren.

nenne. Dies sei der böse Feind. Jede ankommende Person habe denselben stets zuerst in den Hintern küssen müssen. Vor Tisch spreche man allezeit ein Gebet, dessen Wortlaut er auf Befragen folgendermaßen angab: „Weiße Flecklen, grüne Flecklen, gelbe Flecklen, schwarze Hosen, grüne Hosen, gelbe Strümpf, pfui Duifel, wie stinkt's!" Weiter berichtete er, bei dem Essen habe man kein Salz gehabt, und beschrieb dann umständlich das unzüchtige Treiben und die wilden geschlechtlichen Ausschweifungen während und nach den Mahlzeiten. Die Frage, ob er schon ein Hexenmal am Körper habe, verneinte er, er sei noch nicht ganz sechs Jahre dabei, und der Teufel zeichne seine Anhänger erst nach vollbrachter Lehrzeit, welche sieben Jahre dauere; übrigens habe ihm bei seiner ersten Anwesenheit der böse Feind in einen Finger der rechten Hand geschnitten, mit dem Blute etwas in ein Buch geschrieben und ihm den Namen „Narr" ertheilt. Sodann hätten die Hexen ein Crucifix herbeigebracht und dasselbe auf einen Misthaufen geworfen, worauf er und die ganze Gesellschaft darauf hätten herumtanzen und -trampeln müssen. Nur der Satan selber habe nicht mitgeholfen, sondern sei einfach dabei gestanden und habe dazu gelacht. — Auf die Frage, wer denn an jenen Tänzen theilgenommen, erwiderte er keck, eine große Menge, Fremde und Einheimische, Erwachsene und Unerwachsene; selbst Fatschenkinder (d. i. Wickelkinder) seien dabei gewesen; er würde sie gleich wiedererkennen, wenn er sie sähe, doch wisse er nicht, wie sie heißen. Gleichwohl nannte er mehrere Personen mit Namen und darunter vor allem jene drei Weiber, die er schon in seinem ersten Verhör angegeben hatte.

Das Protokoll seiner Aussagen füllt fünf Folioseiten. Was darin über die Hexentänze und das gesammte Hexenwesen enthüllt wird, ist mit einigen unwesentlichen localen Zuthaten ungefähr das, was man allgemein über diese Dinge zu wissen glaubte, was längst allenthalben im Volke darüber hin und her erzählt und was auch bei Hexenprocessen gewöhnlich ausgesagt wurde. Und diese Uebereinstimmung schien im Rathe ein schwerwiegendes Zeugniß dafür, daß an der Sache etwas sein müsse.

Man wollte indeß nichts übereilen und, damit niemand Unrecht geschähe, in der häkeligen Angelegenheit mit aller möglichen Vorsicht zu Werke gehen. Der Bürgermeister erhielt daher am 14. Juli den Auftrag, die Eltern des Kaspar Mayr, sowie eine Anzahl von Nachbarn und sonstigen Bekannten und alle Personen, die der Knabe als Hexen bezeichnet, aufs Amt zu bescheiden und zu verhören und eventuell diejenigen, die der Hexerei dringend verdächtig erschienen, verhaften zu lassen. Die Verhöre fanden vom 18. bis zum 21. Juli statt. Ich will hauptsächlich auf grund der Protokolle, die darüber geführt wurden, zunächst den Thatbestand zusammenstellen, woraus der Proceß erwachsen ist.

Um das Jahr 1680, also fünf Jahre zuvor, lebte in einem Hause an dem Eck vom Mittleren Kreuz und dem St. Georgengäßel ein Tagewerker namens Andreas Mayr nebst seiner Frau und zwei Söhnen, von denen der jüngere unser Kaspar war, gewöhnlich Kasperl genannt; der andere, um ein paar Jahre ältere hieß Michael. Die Mutter der beiden Knaben hatte die Darrsucht und war schon seit längerer Zeit bettlägerig. Der Vater war bei einem Kalkofen in Oberhausen beschäftigt; und da er oft Tage, mitunter sogar Wochen lang nicht nach Hause kam, so hielt er zur Pflege seiner kranken Frau und zur Besorgung der Hausarbeit eine Wärterin, jene Lisbeth Weber, die angebliche Verführerin des Kasperls. Sie war damals etwa funfzig Jahre alt, aus München gebürtig, zweimal verheirathet, nun aber schon längst wieder Wittwe. Eigentlich hätte sie nach ihrem zweiten Mann den Namen Wolff führen sollen, doch zog sie vor, sich nach ihrem Vater Weber zu nennen, denn ihr zweiter Mann, der Goldschmied Friedrich Wolff, war 1669 zu München wegen Falschmünzens enthauptet, sie selbst aber am 11. Mai des nämlichen Jahres ebenda wegen Verausgabung von falschem Gelde auf den Pranger gestellt, ausgestäupt und auf ewig aus dem Kurstaate Bayern verbannt worden. Sie hatte sich darauf nach Augsburg begeben und verdiente hier als Dienstmagd oder Zugeherin und dergleichen in verschiedenen Häusern ein ehrliches Brod. Eine Menge Leute, für die sie gearbeitet, wurden später als Leumundszeugen vernommen, niemand aber wußte etwas anderes zu sagen, als daß sie eine redliche und arbeitsame Person sei. Auch unser Tagewerker Andreas Mayr äußerte sich in ähnlichem Sinne.

Die beiden andern Weiber, die zugleich mit ihr bezichtigt waren, Hexen zu sein, Maria Fleck und Anna Geschwender, verkehrten häufig in dem kleinen Hauswesen des Andreas Mayr. Sie stammten gleichfalls aus Bayern, ebenso auch die rechte Mutter des Kasperls. Maria Fleck, etwa vierzig Jahre alt, war die Frau des Webers Hans Ulrich Fleck und wohnte in dem nämlichen Hause. Anna Geschwender war die Stiefschwester der kranken Frau, sie zählte damals 27—28 Jahre und verdiente ihren Lebensunterhalt durch Nähen und indem sie gelegentlich anderen Leuten in der Hausarbeit beisprang. Die Fleck war protestantisch, alle andern katholisch.

Am Allerseelentage 1680 starb die kranke Frau und nun schlug Anna Geschwender ihrem Schwager vor, sie selbst zu heirathen. Da jedoch zu einer solchen Verbindung ein kirchlicher Dispens nothwendig gewesen wäre und dessen Erlangung Kosten und sonstige Umstände verursacht haben würde, so wurde nichts aus dieser Partie. Andreas Mayr behielt vorerst die erwähnte Lisbeth Weber als Haushälterin, die beiden andereu Frauenzimmer hörten jedoch deßhalb nicht auf, freundschaftlich bei ihm ein- und auszugehen; das Kasperl aber kam zu der Mutter seines Vaters, die irgendwo außerhalb der Stadt lebte. Etwa anderthalb Jahre nach dem Tode seiner ersten Frau schritt Andreas Mayr zu einer zweiten Ehe, und zwar mit der Wittwe eines Stadtgardisten, eben jener Walburg, die zuerst die Kunde von dem Hexenwesen vor die Behörde gebracht. Die neue Frau war natürlich nicht gesonnen, die Herrschaft in ihrem Haushalt mit jenen drei Weibern zu theilen. Sie entließ die Lisbeth Weber sofort aus dem Dienste, verbot den beiden andern allen ferneren Zutritt und brachte es auch bald zuwege, daß die Fleck mit ihrem Manne das Haus ganz räumen mußte. Einige Wochen nun, nachdem die Flecks ausgezogen, begab es sich, daß das Haus, worin sie bisher gewohnt hatten und die Mayrs noch wohnten, abbrannte; dies geschah am 10. Juni 1682. Niemand äußerte damals einen Argwohn, daß jene drei Weibspersonen oder eine von ihnen die Hand dabei im Spiele gehabt hätte, und auch nachher im Verlauf unsres Processes sagte keiner von den vielen Zeugen, die über diesen Punkt vernommen wurden, irgend etwas aus, was einen vernünftigen Grund zum Verdachte gegen dieselben hätte abgeben können. Sehr bald überwucherte freilich auch das mysteriöse Interesse an dem Falle jedes andere und die angebliche Brandstiftung trat ganz in den Hintergrund; um so mehr, da die Ausburger Herren doch vernünftig genug waren, um einzusehen, daß in natürlichen Dingen die bloße Aussage eines neunjährigen Kindes über ein Ereigniß, das mehr als drei Jahre zurücklag, keinen Werth als Evidenz habe.

Die Mayrs, die übrigens durch die Feuersbrunst keinen Schaden erlitten hatten, zogen nun in die Fuggerei; der Vater selbst aber brachte nach wie vor den größten

Theil seiner Zeit in Oberhausen zu. Seine beiden Söhne hatten es nicht gut bei der Stiefmutter, und namentlich der jüngere, der seit der zweiten Heirath des Vaters wieder zu Hause war, wurde oft dermaßen geprügelt, daß die ganze Nachbarschaft davon sprach. Die Stieftante des Knaben, jene Anna Geschwender, die nicht mehr ins Haus kommen durfte, paßte ihrem Schwager manchmal unterwegs auf und ermahnte ihn, nicht zu dulden, daß das Kasperl so hart gehalten werde; und wenn die Lisbeth Weber dem Kleinen auf der Straße begegnete, so bedauerte sie ihn jedesmal wegen der grausamen Behandlung. Die Stiefmutter erfuhr natürlich alles wieder, was gesprochen wurde, und ihre Abneigung gegen den Knaben und ihr Haß gegen die betreffenden Weiber wuchs.

So vergingen ein paar Jahre. Unser Kasperl besuchte die katholische Schule zu Unsrer lieben Frau. Hexen und Hexenwesen bildeten damals, namentlich in den unteren Schichten der Bevölkerung einen nicht ungewöhnlichen Gegenstand der Unterhaltung, und der kleine Kaspar pflegte sich unter seinen Mitschülern damit zu brüsten, daß er schon an Hexentänzen theilgenommen; die Lisbeth habe ihn zuerst dahin geführt, erzählte er und beschrieb den staunenden kleinen Zuhörern haarklein, wie es dort zugehe. Wie das Kind zu diesen Geschichten gekommen sein mag? Wahrscheinlich ist er schon in frühester Jugend von den dummen Weibern mit Schwatzereien über Teufel und Hexen gefüttert worden und mag wohl allmählich selbst halb und halb an die Wirklichkeit seiner Erzählungen geglaubt haben. Der ältere Bruder, Michael, brachte die Kunde von diesen Wunderdingen nach Hause; dies war etwa zu Ende 1684 oder Anfang 1685. Die erschrockene Mutter stellte den noch nicht neunjährigen Hexenmeister zur Rede, und dieser gestand unumwunden alles ein: er gab eine ausführliche Schilderung von dem Leben und Treiben der Hexen und bestätigte, daß die Lisbeth ihn zuerst verführt habe; die Anna Geschwender aber und die Maria Fleck seien gleichfalls oft mit zu den Tänzen gefahren. In wie weit diese Angaben auf eigener Erfindung beruht haben, oder in ihn hineingefragt worden sein mögen, läßt sich nicht entscheiden. Jedenfalls aber war die Mutter in hohem Grade allarmirt: sie nahm alles für baare Münze, und weder sie noch ihr Mann hegten den geringsten Zweifel, daß es, im wesentlichen wenigstens, mit den Erzählungen ihres Söhnleins seine Richtigkeit habe. Sie erinnerten sich nun, daß der Knabe von jeher ungern gebetet und oft nur mit Scheltworten und Schlägen dazu hatte gebracht werden können. Erst unlängst hatte er sogar ein Brevier zerschnitten und die Blätter im Hofe hinter einen Holzhaufen geworfen. Alles dies roch verdächtig nach dem Teufel, und der kleine Bengel erklärte auch keck, daß bei allen diesen Dingen der böse Feind die Hand im Spiele habe. Ueberhaupt wollte er die vielen Unarten und Bosheiten, womit er sich seiner Stiefmutter unleidlich gemacht hatte, stets nur auf Anstiften des Satans verübt haben.

Die Eltern versuchten nun zuerst dem Knaben das Unwesen vermittelst vermehrter Applikirung von Prügeln auszutreiben. Als dies nichts half, wandten sie sich an die Geistlichen, die ihnen bereitwillig mit Rath und That beisprangen. Der Pater Clemens von den Franciscanern gab ihnen Weihwasser, den Unhold damit zu besprengen; ein Capucinerpater brachte geweihtes Oel und rieb demselben, obwohl er dabei Grimassen schnitt, wie wenn er unsinnig wäre, den ganzen Körper ein; der Pater Johannes von den Jesuiten stellte geistliche Exercitien mit ihm an und bläute ihm wacker Gebete ein; das ganze Haus ward mit Weihrauch ausgeräuchert, und so wurden noch mancherlei andere Mittel versucht. Diese Bemühungen blieben auch nicht ganz erfolglos, doch wirkt alles nur für kurze Frist; öfters kam der kleine Bösewicht von selbst und meldete, er sei von dieser oder jener von neuem zum Ausfahren beredet worden. Als die bekümmerte Mutter einmal einer Nachbarin ihre Noth klagte, fiel das Bürschchen mit dreistem Lachen ein, es sei alles wahr, er fahre wirklich beinah jede Nacht aus; und auf die staunende Frage, wie denn das eigentlich zugehe, antwortete er frech: „Wann die Hexen auf der Gabel ankommen, so heißt's: Leg di an, hinaus und nirgend anl und im Hui sind wir über dem Barfüßer Thurm hinaus."

Die Geschichte ward allgemach immer mehr ruchbar. Unsre Walburg warf einmal auf öffentlicher Straße der Lisbeth Weber, die sie zur Rede stellen wollte, ihre Unthaten vor und nannte sie Hexe und Gabelreiterin. Eines Nachmittags kam Anna Geschwender in die Fuggerei, um sich vor ihren Verwandten zu rechtfertigen. Die angsterfüllte Mutter erlaubte ihr indeß nicht, ins Haus einzutreten, aus Furcht, ihr bloßer Anblick möchte einen Schaden anrichten; doch rief sie den Knaben herbei, der nun der bestürzten Tante ins Gesicht hinein erklärte, sie pflege ihn allabendlich zu den Hexentänzen abzuholen. Es entstand ein lebhaftes Gezänke, so daß die Nachbarn zusammenliefen, worauf die angebliche Hexe sich eiligst aus dem Staube machte.

Die Walburg Mayr hatte seit ihrer Verheirathung mit Andreas Mayr zwei eigene Kinder bekommen, ein Knäblein von damals ungefähr drei Jahren, namens Wilhelm, und ein jüngeres Mädchen. Sorge um diese war es, was sie bestimmte, die vermeintliche Hexe nicht ins Haus zu lassen. Eines Nachmittags nun kam das Wilhelmle von einem Spaziergange, den es in Begleitung seines älteren Bruders Kaspar gemacht hatte, zurück und begann von einem braunen Mann zu erzählen. „Bablers Mann", sagte es in seiner kindischen Weise — Babler nannte es nämlich Kaspar —, „Bablers Mann brauner Mann, brauner Mann lieber Mann, hat gesagt: ich brauns Kind." Kaspar mischte sich sogleich erklärend ein, der braune Mann sei der böse Feind, der ihnen unterwegs begegnet und mit ihnen gesprochen habe, der Teufel bemühe sich schon längst um das Wilhelmle.

Man kann sich den Schrecken der Mutter denken, als sie hörte, in welcher Gefahr ihr eigenes Kind schwebe. Das Beten, Räuchern, Besprengen mit Weihwasser, Exorciren und andere geistliche Mittel, womit man dem höllischen Spuk begegnen zu können glaubte, wurden von nun an mit verdoppelter Energie betrieben. Der Vater Andreas fing jetzt an, öfters bei nächtlicher Weile Drudenreiten zu spüren, wovon er die Schuld natürlich den Unholden zuschrieb. Einstmals, bei Nacht, erwachte er in tödtlicher Angst: es war ihm, als sei seinem Wilhelmle wirklich etwas zugestoßen. Er nahm das Kind in die Arme und glaubte dabei etwas „Petzenes" zu fühlen; er hielt es für das leibhaftige Fell des Bösen, der in Person gekommen, um seine Beute zu holen. Die Frau erwachte ebenfalls, und die beiden Eheleute verbrachten die Nacht mit ununterbrochenem Beten, wodurch es ihnen, wie sie meinten, gelang, das Schlimmste abzuwenden. Besonders wirksam, erzählte Frau Walburga dem Bürgermeister, habe sich dabei das Salve Regina erwiesen.

So arbeitete sie sich in eine von Tag zu Tag steigende Aufregung. Die Lage wurde unerträglich, bis endlich die geängstete Frau sich entschloß, der Obrigkeit von dem Geschehenen Anzeige zu erstatten. — Durch eine Verkettung von allerlei Umständen hatte sich eine Situation herausgebildet, die zur Entwicklung eines Hexenprocesses äußerst günstig war.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. Das deutsche Gerichtsverfassungsgesetz schreibt vor, daß bei jedem Gericht eine Staatsanwaltschaft bestehen müsse, daß die Staatsanwaltschaft des niedrigeren Gerichts der der übergeordneten vollständig unterworfen sei und daß das ganze Institut unter der obersten Aufsicht und Leitung der Justizverwaltung stehe. Damit wurde neben den Richtern, denen rechte Amtsführung das gleiche Gesetz durch eine Reihe von Garantien für ihre Unabhängigkeit gesichert hatte, eine neue, im Wesen davon grundverschiedene Kategorie von Justizbeamten geschaffen, und es ließ sich von vornherein sagen, daß ein Miteinanderwirken so ungleicher Elemente kaum ohne Zwistigkeiten möglich wäre. Es vergeht denn auch kaum ein Jahr, ohne daß die bestehende Uneinigkeit auch für weitere Kreise klar zutage tritt. Meist geschieht es in der Form von Klagen, welche seitens der Richter gegen den übergreifenden und eine richtige Handhabung der Strafrechtspflege gefährdenden Einfluß der Staatsanwaltschaft geführt werden. Da und dort spielen wohl persönliche Erfahrungen hinein, und unter dem Einfluß derselben wird die Polemik nicht selten gereizt. So ist es jedenfalls thöricht, dem ganzen Institut das Charakteristicum der Steeberhaftigkeit und Wohldienerei zuzusprechen und vor der als Vorbeugungsmittel hiergegen empfohlenen zeitweiligen Herübernahme von Staatsanwälten in den Richterberuf mit der Behauptung zu warnen, es gehe da wie mit den faulen Aepfeln, die man unter die guten legte, damit sie selber wieder gut würden. Im ganzen aber sind solche Verallgemeinerungen selten und die Bedenken wenden sich gegen die Einrichtung als solche, wie sie vom Gesetz ausgestaltet ist und darum wirksam werden muß, wie nun auch der Charakter der darin vereinigten Beamten sei. In diesem Ton sind zwei Schriften von Dr. Hermann Ortloff gehalten, welche vor kurzem zu diesem Thema erschienen sind (Wien, Verlag Alfred Hölder). Die erste schildert den Kampf um die staats- und proceßrechtliche Stellung der Staatsanwaltschaft im Deutschen Reichstage 1876, ein Kampf, der übrigens dadurch erheblich abgeschwächt wurde, daß der Reichstag die Tragweite der einschlägigen Bestimmungen erst dann voll erkannte, als er sie unwiderruflich genehmigt hatte. Als Fortsetzung hiezu erscheint die Studie über Beruf und Stellung der deutschen Staatsanwaltschaft im Rechtsstaate, worin der Verfasser die Gefahren für das Rechtsleben schildert, die aus dem Anklagemonopol der Staatsanwaltschaft und deren völliger Unterwerfung unter die Leitung der Justizverwaltung hervorgehen können. Man muß von diesen Ausführungen als richtig anerkennen, daß durch den diese Unterwerfung anordnenden § 148 des Gerichtsverfassungsgesetzes das Legalitätsprincip der Strafproceßordnung, wonach der Staatsanwalt, sobald ihm genügender Anhaltspunkte für die Verfolgung einer strafbaren Handlung zugekommen sind, die öffentliche Klage ohne Rücksicht auf ihre Wirkungen erheben muß, allerdings durchbrochen wird; denn die Einschaltung in § 152 der Strafprozeßordnung, „soweit nicht gesetzlich ein anderes bestimmt ist", die bei der Berathung des Gesetzes lediglich auf die Antragsdelicte, sowie auf die wenigen Fälle, in denen die Strafverfolgung ausdrücklich in das Ermessen der Staatsanwaltschaft gestellt ist, bezogen wurde, läßt sich mit Hülfe dieser Bestimmung aus dem Gerichtsverfassungsgesetz unschwer dahin umdeuten: „soweit nicht seitens der Justizverwaltung andere Anordnung getroffen wird", oder, nachdem ja zufolge der Leitungsgewalt den Staatsanwälten auch die Pflicht vorheriger Anfrage auferlegt werden kann: „soweit die Justizverwaltung es erlaubt". Das wäre die Einführung des Opportunitätsprincips, das bei Schaffung der Strafproceßordnung ausdrücklich als Erzeugniß des Polizeistaats verhorrescirt wurde, auf einem etwas krummen, aber ganz bequemen Nebenwege. Die Gefahr wird aber auf dem Papier größer erscheinen, als sie in Wirklichkeit ist; denn die Ministerverantwortlichkeit ist doch nicht bloß das Paradepferd, als das der Verfasser sie im Anschluß an einen Ausspruch Gustav Pfizers ansieht. Im allgemeinen wird man sagen können, daß unsre Minister — es wird in allen Bundesstaaten gleich sein — die Interpellationen der Kammern nicht sonderlich lieben und sie nicht absichtlich herausfordern; daß sich aber eine solche alsbald einstellen würde, wo eine der Bestrafung werth erscheinende That unbestraft bliebe, steht bei der Bereitwilligkeit, mit der unsre Volksvertreter sich solcher Sachen annehmen, außer Frage. Auf diesem Wege wird dann zum mindesten derselbe Erfolg herbeigeführt, wie durch die vom Verfasser vorgeschlagene Ermöglichung der öffentlichen Klage durch jedermann, der sogenannten Popularklage. Dem Verletzten ist ja ohnehin jetzt schon ein allerdings umständlicher Weg geboten, um die Klageerhebung zu erzwingen, wenn der Staatsanwalt sie ablehnt. Auch die Organisation der Staatsanwaltschaft als selbständiger, von der Justizverwaltung unabhängiger Behörde scheint mir keine Nothwendigkeit, solange nicht nachgewiesen ist, daß die Justizverwaltung ihre Macht benützt, um die Strafrechtspflege zu verschlechtern. Beispiele hiefür fehlen; der einzige allgemeine Erlaß, den ich auf diesem Gebiete kenne, ist der des preußischen Justizministeriums, daß Anklagen wegen Majestätsbeleidigung nicht erhoben werden sollen, ehe der Fall dem Ministerium vorgelegt wurde, und für eine etwas hemmende Thätigkeit dieser Art kann man nur dankbar sein. Allerdings ist es ein politisches Schlagwort, daß es Pflicht sei, der Regierung zu gehorchen, aber Gesinnungstüchtigkeit, ihr zu mißtrauen; aber dieses Mißtrauen braucht sich nicht dadurch zu bekunden, daß man der Regierung keine Macht läßt, sondern äußert sich wohl besser darin, daß man sie im Gebrauche ihrer Machtmittel überwacht.

* Aus dem Gymnasium Schwedens wird in Zukunft jeder Unterricht im Lateinischen und Griechischen verbannt sein. Eine Commission, die 1890 zur Reform des höheren Unterrichts eingesetzt wurde, sprach sich für Abschaffung der alten Sprachen aus und arbeitete einen Gesetzentwurf aus, der 1894 dem Cultusministerium unterbreitet wurde. Von hier aus ging jüngst dem Storthing ein Gesetz zur Beschlußfassung zu. Minister Sverdrup selbst, ein ehemaliger Geistlicher, stellte sich den alten Sprachen sehr kühl gegenüber, wollte aber doch eine Uebergangszeit befürworten. Die gänzliche Abschaffung aber wurde mit sämmtlichen Stimmen der Radicalen und einigen der Rechten beschlossen.

* Berlin. In die Commission für den Schillerpreis soll nach Meldung mehrerer Blätter an Treitschke's Stelle der Director der Staatsarchive, Prof. Reinhold Koser, berufen worden sein. Für die beiden Preise, die in diesem Jahre zu vergeben sind — der von 1893 kam bekanntlich nicht zur Vertheilung, da Fulda's „Talisman" nicht die imperliche Bestätigung fand — hat die Commission ihre Entscheidung bereits vor einigen Wochen getroffen und ihren Bericht dem Kaiser zugehen lassen. Das Ergebniß wird durch den Cultusminister am 10. November bekannt gegeben. Daß Paul Heyse im Hinblick auf das Schicksal seines jüngsten Commissionsbeschlusses die Berufung zu fernerer Theilnahme abgelehnt hat, steht in frischer Erinnerung.

* Breslau. Die Professur für Ohren- und Kehlkopfleiden, die durch Prof. Adolf Barths Berufung nach Leipzig erledigt ist, wird vorläufig nicht wieder besetzt. Mit der Ertheilung des einschlägigen Unterrichts ist Dr. Kümmel, Privatdocent an der Universität, betraut worden. Bei Prof. Barths Eintritt in den Lehrkörper der schlesischen Hochschule wurde eine zunächst provisorische Universitätsklinik und Poliklinik für Nasen-, Hals- und Ohrenleiden eingerichtet. Dr. Barth, früher in Marburg, hatte die Annahme des Rufes nach Breslau davon abhängig gemacht. Die provisorische stationäre Klinik geht der „Bresl. Ztg." zufolge jetzt ein. Nur die Poliklinik für ambulante Kranke wird radgültig zur Universitätsanstalt gemacht.

* London, 7. Oct. Der englische Afrikareisende Dr. J. A. Moloney ist am 5. Oct. gestorben. Er begleitete die Stairs'sche Expedition nach Katanga im Interesse des Congo-Staats. Im letzten Jahre führte er einen Zug nach der Gegend westlich vom Nyassa-See und stellte große Gebiete unter die britische Flagge, ohne daß ein Schuß abgefeuert wurde. Dr. Moloney ist nur 38 Jahre alt geworden. — Mit William Morris ist am 3. d. M., 62 Jahre alt, der einzige sozialistische Dichter Englands gestorben. Auch seine politischen Gegner gestehen, daß er eine der dichterischen Zierden des Victorianischen Zeitalters gewesen ist. Am verbreitetsten ist von seinen Werken „The Earthly Paradise", das er 1870 herausgab. Nach dem Tode Tennysons soll ihm der Posten eines „Poeta laureatus" angeboten worden sein. Morris lehnte das jedoch ab. Besonders Verdienste hat sich der Verstorbene um die Pflege des Kunstgewerbes erworben. Morris war ein wohlhabender Mann. Sein Londoner Haus war der Versammlungsort der Fabian-Gesellschaft, der englischen Rothbeersocialisten. William Morris ist einer der Gründer der „Socialdemokratischen Föderation" und der Zeitschrift „Commonwealth". Er war ein häufiger Redner bei socialistischen Versammlungen. Seine socialistischen Ansichten hat er dichterisch in „John Ball" und „News from Nowhere" niedergelegt.

—l. Graz, 7. Oct. Moriz Schiff †. Die medicinische Facultät unserer Hochschule verlor gestern durch den Tod einen ihrer hervorragendsten Lehrer: den Professor der Physiologie Moriz Schiff. Der Verstorbene war von Geburt ein Deutscher jüdischer Abkunft).

Geboren am 28. Januar 1823 zu Frankfurt a. M., ward er von seinen Eltern anfänglich zum Kaufmannsstande bestimmt. Leidenschaftliche Neigung zu den Naturwissenschaften verschaffte ihm aber die Erlaubniß, Medicin zu studiren. Er besuchte die Universitäten zu Heidelberg, Berlin und Göttingen. In Heidelberg studirte er Anatomie unter Leitung Friedr. Tiedemanns, in Berlin widmete er sich hauptsächlich der Physiologie unter Johannes Müller, dem Begründer der physikalisch-chemischen Schule in dieser Disciplin. In Göttingen, wo er seine Studien fortsetzte, wurde er 1844 zum Doctor der Medicin promovirt. Schiff hielt sich alsdann längere Zeit in Paris auf, wo er den Unterricht und den Umgang des um die Experimentalphysiologie so verdienten Magendie genoß. Der Einfluß Magendie's auf unsere jungen Gelehrten war für dessen fernere Laufbahn entscheidend. Von jetzt ab widmete sich Schiff ausschließlich physiologischen Untersuchungen und hielt daran auch fest, nachdem er, in seine Vaterstadt zurückgekehrt, eine Zeit lang daselbst als praktischer Arzt thätig war. Seine Thätigkeit als Universitätsprofessor begann er 1856 in Bern, wo er anfangs vergleichende Anatomie, später auch pathologische Physiologie vortrug. Vierzehn Jahre lang, von 1862—1876, wirkte er als Professor der Physiologie an dem Institut für höhere Studien in Florenz, von wo er auf Veranlassung des damaligen Regierungsrathes Carteret an die neu begründete Genfer Medicinschule berufen wurde. Schon in Florenz hatte sich Schiff durch seine Versuche an lebenden Thieren,[1]) durch seine Studien über die Functionen des Magens und der Milz bekannt gemacht, in Genf beschäftigten ihn vorzugsweise seine Forschungen über die Nervencentren und Nervenfasern. Die Arbeiten Schiffs sind sehr zahlreich und bezeugen dessen unermüdliche Schaffenskraft während eines halben Jahrhunderts. Der Verstorbene genoß große Verehrung sowohl seitens seiner Schüler, wie seitens seiner wissenschaftlichen Collegen. Er war Mitglied und Correspondent vieler gelehrter Gesellschaften und Jahabee ehrenvoller Auszeichnungen. 1893 wurde sein siebzigster Geburtstag im Kreise zahlreicher Freunde und Verehrer, 1894 sein 50jähriges Doctorjubiläum unter allgemeiner Theilnahme der Lehrer und Studirenden der Genfer Universität, wie aller medicinischen Facultäten der Schweiz festlich begangen. Mehrere seiner alten Schüler, welche sich zum Theil schon als Gelehrte hervorgethan, faßten damals den Entschluß, eine Gesammtausgabe der in deutscher, französischen und italienischen Zeitschriften erschienenen Arbeiten ihres Lehrers zu veranstalten. Die Durchsicht dieser Publication beschäftigte den Verstorbenen hauptsächlich während der letzten drei Jahre seines Lebens, und es ward ihm noch die Freude zutheil, die Herausgabe des dritten nun letzten Bandes seiner gesammelten Schriften zu erleben. So durfte er denn kurz vor seinem Sterben mit Recht ausrufen: „Nun, ich habe mein Lebenswerk vollendet!“ Prof. Schiff besaß außer seinen naturwissenschaftlichen Kenntnissen eine universelle literarische Bildung, wie solche heutzutage selten in den Kreisen der Fachgelehrten angetroffen wird. Namentlich waren ihm Sprachkenntnisse in großem Umfange eigen. Er schrieb und sprach mit gleicher Fertigkeit und Geläufigkeit Deutsch, Französisch und Italienisch. Aber auch die alten Classiker konnte er in eingehender Weise und wußte sie zuverlässig zu citiren. Vor allem aber liebte und verehrte er Goethe und Herder, in deren Schriften er gründlich belesen war. Seine Vorliebe für die republicanischen Institutionen unseres Landes trieb ihn zur Erwerbung des Genfer und Schweizer Bürgerrechts; jedoch hat er niemals, wie dies sein ihm im Tode vorangegangener College Karl Vogt gethan, an dem politischen Leben unseres Freistaats mitwirkend theilgenommen. Sein Leben und Wirken war ruhig und allein seiner Wissenschaft und seiner Familie gewidmet. Er hinterläßt einen Sohn, Marie Schiff, welcher sich bereits auf literarisch-belletristischem Gebiete bemerklich gemacht hat und, wenn nicht alle Anzeichen trügen, in seiner Weise ebenfalls Hervorragendes leisten wird.

[1]) Vgl. die Bemerkung in Beil. Nr. 232, S. 8 unter „Genf“. D. Red.

Verlag von GIESECKE & DEVRIENT, Leipzig und Berlin.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Intermezzi.

Kunstgeschichtliche Studien

von

A. Furtwängler.

Mit 4 Tafeln und 25 Abbildungen im Texte.

Inhalt:

1. *Ein altgriechischer Bronzekopf des Herzogs von Devonshire.*
2. *Der Torso Medici und der Parthenon.*
3. *Der Münchner Poseidonfries und der Neptuntempel des Domitius.*
4. *Das Monument von Adamklissi und die ältesten Darstellungen von Germanen. Exkurs: Die Tiara des Saitapharnes im Louvre.*

92 Seiten 4°. Broschiert 12 Mark.

Unter dem Titel „Intermezzi“ vereinigt der Verfasser eine gewählte kleine Anzahl verschiedener Untersuchungen zur Kunstgeschichte der Antike, welche sämtlich etwas überraschend Neues zum Resultate haben. Zur Erläuterung der Titel sei bemerkt: In Nr. 1 wird ein bisher völlig unbekanntes griechisches Originalwerk veröffentlicht und in seiner Bedeutung gewürdigt. — Nr. 2 bringt namentlich eine neue auf Thatsachen gestützte Rekonstruktion des Ostgiebels des Parthenon, die auch durch Zeichnung veranschaulicht wird. — Nr. 3 weist ein bisher ganz unbekannt gebliebenes zugehöriges Gegenstück zu dem berühmten Münchner Poseidon-Amphitrite-Fries im Louvre nach und rekonstruiert das Ganze. — Nr. 4 giebt eine neue Deutung des jüngst vielbesprochenen Monuments von Adamklissi in der Dobrudscha; anstatt der Dakerkriege Trajans erkennt der Verfasser hier die älteste zusammenhängende Darstellung von Germanen im Kampfe mit Rom, also damit ein Monument von nationaler Bedeutung für Deutschland. Der hier anschliessende Exkurs behandelt den neu erworbenen Goldschatz des Louvre, die „Tiara des Königs Saitapharnes“, in welcher der Verfasser eine Fälschung nachweist.

Leipzig, im September 1896. (14557)

Ferner:

Die Notariats-Signete.

Ein Beitrag zur Geschichte des Notariats, sowie zur Lehre von den Privat-Urkunden

von

Dr. Friedrich Leist.

XVII Seiten und 25 Tafeln, enthaltend 213 Abbildungen.
In Mappe. Fol. Preis 16 Mark.

Die Notariats-Signete sind geeignet, nach zwei Seiten hin Beachtung zu erregen; einerseits verdienen sie — als durch sechs Jahrhunderte regelmässig auftretende Erscheinung in den Notariats-Urkunden — historisch-diplomatisches Interesse überhaupt, anderseits sind sie merkwürdig als eine mit der Geschichte des Notariatswesens aufs innigste verbundene, charakteristische Aeusserung amtlicher Thätigkeit, und wenn man nur auf die rein formelle Entwickelung der Notariats-Signete Gewicht legt, so dürfte ihnen noch nach einer dritten Seite hin, namentlich für die Zeit des 18. Jahrhunderts, eine Bedeutung für die Geschichte der Kupferstichkunst beizumessen sein. Der Verfasser hat in seiner langjährigen archivalischen Thätigkeit (er starb 1895 als Geh. Sekretär des Kgl. Bayr. Geh. Hausarchivs) den Notariats-Instrumenten seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet und von einer grossen Anzahl Notariats-Signete, vom 14. Jahrhundert beginnend, ein genaues Faksimile angefertigt, die auf den ersten 11 Tafeln obigen Werkes wiedergegeben sind. Hieran schliesst sich auf 14 Tafeln eine grosse Anzahl von Vervielfältigungen der aus dem 18. Jahrhundert stammenden, in Kupferstich ausgeführten Signete.

Infolge ihrer vielfach originellen und charakteristischen Zeichnungen werden diese Signete auch vom graphischen Standpunkte allgemeines Interesse erwecken, zumal sie mit den Ex libris, die in der Neuzeit wiederum Gegenstand besonderer Beachtung geworden sind, mehrfache Verwandtschaft besitzen.

Giesecke & Devrient.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Samstag, 10. October. Nummer 235.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Ein Augsburger Hexenproceß. II. Von Adolf Buff. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ein Augsburger Hexenproceß.

Von Adolf Buff.

II.

Aus den sehr umfangreichen Verhörsprotokollen erhellt mit genügender Deutlichkeit, daß es weder den amtirenden Bürgermeistern und Eisenherren noch irgend einem der Zeugen darum zu thun war, ein paar Hexen auf den Scheiterhaufen zu bringen. Selbst die Stiefmutter des bösen Kasperls, die ja allerdings gegen jene drei Weiber feindselig gesinnt war, protestirte dagegen, daß sie von sich aus irgend einen Grund habe, dieselben für Hexen zu halten; der Bub sag' es halt so, meinte sie, sonst wisse sie nichts. Nur der Secretär, der die Protokolle führte, betont mit Vorliebe alles, was für die Schuld der Angeklagten zu sprechen schien, doch geschah dies wohl mehr aus Gewohnheit als aus bewußtem Uebelwollen.

Nachdem nun aber der Stein ins Rollen gebracht war, kam sehr viel darauf an, wie die beschuldigten Weiber das erste Verhör bestehen würden. Zu ihrem Unglück gaben sie sich in der Angst und Aufregung, worin sie sich befanden, und theilweise auch in dem natürlichen Bestreben, sich möglichst rein hinzustellen, Blößen, wodurch sie nach den criminalistischen Anschauungen der Zeit in der That mehr oder weniger dringend verdächtig wurden.

Als erste von den dreien ward Maria Fleck vorgenommen. Sie zeigte sich anfangs gefaßt. Sowie man jedoch begann, ihr die Aussagen des Kasperls vorzulesen, wurde sie unruhig; sie schwur hoch und theuer, mit dem Hexenunwesen nichts zu thun zu haben, und forderte in der Angst ihres Herzens, um nur ja einen recht deutlichen Beweis ihres guten Gewissens zu geben, die Herren auf, sie sollten sie nur gleich am ganzen Leibe, wo immer sie wollten, beschauen, es werde sich nichts Verdächtiges finden. Dies bezog sich auf die bei einem regelrechten Hexenprocesse, gewöhnlich allerdings erst in späteren Stadien, übliche Besichtigung des Körpers wegen des Hexenmales. Man glaubte nämlich, daß der Böse seine Jünger durch einen Griff seiner Klauen mit einem Zeichen, dem sogenannten Hexenmale abstemple. Jede Narbe aber konnte als teuflisches Stigma gelten. Zwar sollte der Körper an der Stelle des Males unempfindlich und blutleer sein, und man pflegte daher zur Probe mit einer Nadel in den verdächtigen Platz zu stechen: zeigte sich dann kein Blut und äußerte die vermeintliche Hexe kein Schmerzgefühl, so war man sicher, das gesuchte Mal entdeckt zu haben; floß dagegen Blut und zeigte die Person, daß sie den Stich empfunden, so war damit der Verdacht noch lange nicht hinweggeräumt, denn das mochte ein Blendwerk der Hölle sein. — In unserm Falle erregte die Zuversichtlichkeit, mit der die Inquisitin ungefragt beim Beginn des Verhörs eine Besichtigung ihres Körpers provociren wollte, erst recht den Argwohn des Beamten; er schloß, daß dahinter etwas besonderes stecke, und beantwortete die Herausforderung mit der scharf hingeworfenen Frage, „warumb sie begehrte, man sollte sie allenthalben besehen“, wobei er das Wort allenthalben besonders betonte. Nun fiel der Armen ein, daß sie vor Jahren bei der Geburt eines Kindes durch die Ungeschicklichkeit der Hebamme eine Verletzung erlitten hatte, wovon die Narbe noch vorhanden war, und daß diese Narbe leicht als Hexenmal gedeutet werden könnte. Sie erschrak daher aufs heftigste, verfärbte sich, versuchte zu antworten, vermochte aber in der Verwirrung nichts hervorzubringen, als in jammerndem Tone fortwährend ihre Unschuld zu betheuern. Dabei hub sie an zu weinen, aber, merkt der Protokollführer ausdrücklich an, „nur bei drei oder vier Worten und will doch auf ihr Wischen keine Zähre von ihr gehen“. Man bildete sich nämlich ein, daß die Anhänger des Teufels, so lange sie im Lügen verharrten, von ihrem Meister verhindert würden, Thränen zu vergießen. Mangel an Thränen galt deßhalb als ein schwerwiegendes Zeugniß für die Schuld des Angeklagten; in den Protokollen ward daher sorgfältig aufnotirt, ob Thränen geflossen oder nicht, wie ja überhaupt die Gebärdenbeschreibung in den Criminalprocessen jener Zeiten, vor allem bei den Hexenprocessen, eine hervorragende Rolle spielte.

Die nicht vergossenen Thränen sowohl, wie der Schrecken, von dem die Inquisitin, offenbar, wie man glaubte, in Folge ihres schlechten Gewissens, plötzlich ergriffen worden war, wurde sehr zu ihren ungunsten ausgelegt; und sie gab sich noch eine andere, vielleicht noch schlimmere Blöße. Im weiteren Verlaufe des Verhörs ward die Frage gestellt, ob sie die Wärterin der verstorbenen Mutter des Kasperls kenne. Die Frage war lediglich formeller Natur und hatte ursprünglich keine weitere Bedeutung; allein jene Lisbeth Weber galt allgemein unter den Leuten als die am meisten compromittirte der anrüchigen Weiber: sie sollte den Knaben verführt haben, und alle Nachbarn wußten, daß sie früher in München mit der Criminaljustiz in unliebsame Berührung gerathen war. Eine solche Bekanntschaft zu haben, war unangenehm, vielleicht auch gefährlich: die Inquisitin antwortete daher in ihrer Seelenangst, sie kenne das Mensch nur ganz obenhin, und stellte sich, als wisse sie nicht einmal ihren Vornamen. Nach anscheinend langem Hin- und Herbesinnen sagte sie endlich, sie glaube, sie heiße Susanne. Sie nannte absichtlich einen falschen Namen, um den geringen Grad ihrer Bekanntschaft recht deutlich darzuthun. Der Bürgermeister aber wußte aus den vorhergegangenen Verhören längst, daß die beiden Frauenzimmer mehrere Jahre in dem nämlichen Hause gewohnt und in dicker Freundschaft mit einander gelebt hatten, und preßte dies nun Stück für Stück aus ihr heraus. Diese offenbaren Lügen machten einen üblen Eindruck. Die Angeklagte ward am Ende des Verhörs als dringend verdächtig in Haft genommen.

Nach ihr kam die Stieftante des Kasperls, Anna Geschwender, an die Reihe. Sie trat wehklagend und mit allen äußeren Anzeichen größter Furcht in die Gerichtsstube und erging sich alsbald in langem Wortschwall über die feindselige Gesinnung, welche die zweite Frau ihres Schwagers bei jeder Gelegenheit gegen sie bethätigt. Die Aussagen ihres Neffen erklärte sie sammt und sonders für Lügen. „Wie kann doch der Bub so auf mich lügen," rief sie einmal über das anderemal, „mein Gott und die heilige Mutter Gottes werden mich nicht verlassen! Der Bub lügt alles!" Darauf zog sie ein Brevier hervor und fragte, ob die Hexen Breviere trügen; solange sie das bei sich führe, sagte sie, könne ihr der Böse nichts anhaben. Die fortgesetzten Ausbrüche von Jammern und Schluchzen, jedoch „ohne Thränen", wie der Protokollführer anmerkt, sowie auch die tödtliche Angst, die sie in ihrem ganzen Gebahren augenscheinlich an den Tag legte, wurden als Wahrzeichen eines schlechten Gewissens aufgefaßt; da sie aber als fleißige Kirchgängerin bekannt war, die besten Leumundszeugnisse erhielt und überdies in dem Hause eines der Eisenherren vom Monat Juni, des Kaufmannes J. Bapt. Chardon, oft Wochen lang als Näherin gearbeitet hatte und ihr von dieser Seite nur Lob gespendet wurde, so ward sie, nachdem ihr Stillschweigen auferlegt worden, wieder freigelassen. Ein Verdacht blieb gleichwohl an ihr hängen.

Am ruhigsten und gefaßtesten benahm sich die dritte der angeblichen Hexen, jene Lisbeth Weber, die ursprünglich am meisten gravirt schien. Sie gestand ohne irgend welche Beschönigungsversuche ein, daß ihr zweiter Mann in München wegen Falschmünzens gelöpft, sie selbst aber wegen Verausgabung von falschem Gelde ausgestäupt und verbannt worden sei. Dann sprach sie von der Feindschaft der Walburg Mayr und stellte hierauf alles, was der Knabe über sie ausgesagt, Punkt für Punkt in gemäßigten, aber doch entschiedenen Worten und ohne überflüssiges Lamentiren in Abrede. Der Secretär weiß von ihr nichts Verdächtiges zu notiren, als daß sie bei ihren Antworten beständig geschmutzt (= geschmunzelt) habe; „ob sie es nun," fügt er hinzu, „also von Natur in Gebrauch, oder warumb es geschieht, ist mir nicht wissend." Allein in einem Punkte that sie im Eifer der Vertheidigung des guten zu viel. Der Knabe hatte von ihr ausgesagt, daß sie schon vor fast sechs Jahren, also in seinem zartesten Kindesalter, mit ihm Unzucht verübt habe, worauf sie dann beide zum Hexentanz gefahren seien. Die Unzucht, die sie mit dem noch nicht vierjährigen Kinde verübt haben sollte, bildete mithin gewissermaßen den Ausgangspunkt für die Anklage wegen Hexerei. Es war daher von höchster, vielleicht entscheidender Wichtigkeit für sie, diese Beschuldigung abzuschütteln, und sie glaubte wohl etwas recht Kluges zu thun, wenn sie sich wenigstens nach dieser Seite hin als Ausbund von Tugend, in Bezug auf sinnliche Gefühle als einen wahren Eiszapfen präsentirte. Ihr Lebtag, sagte sie, sei sie der Leichtfertigkeit und Buhlerei feind gewesen, und wenn sie in der Ehe mit ihren Männern ohne dies Ding hätte leben können, so wäre es ihr lieber gewesen.

Diese Uebertreibungen erzielten wohl eher das Umgekehrte von der beabsichtigten Wirkung; überdies erfuhr man später aus München, daß es mit der gepriesenen Keuschheit nicht weit her war. Vorläufig indessen schien kein hinreichender Grund vorhanden zu sein, sie in Arrest zu legen, und sie ward, wie ihre Vorgeherin, „imposito silentia" entlassen. — Allen übrigen Personen, die von dem Kasperl der Hexerei bezichtigt und deßhalb während jener vier Tage, vom 18.—21. Juli, verhört worden waren, gelang es, sich von dem schlimmen Verdachte zu reinigen. Sie wurden später nicht weiter berücksichtigt.

Im Rathe scheint nun die Ansicht, daß an der Sache doch etwas sein müsse, allmählich durchgedrungen zu sein, allein man wollte sich in der heiklen Angelegenheit keiner Uebereilung, keiner Ungerechtigkeit schuldig machen. Nach längeren Erwägungen wurde der Knabe sowohl wie die Fleck, nochmals und zwar diesmal „ernst bedrohlich", d. i. unter Androhung der Tortur, vernommen und darauf beide confrontirt. Dies geschah am 9. August. Dem Knaben ward ausdrücklich eingeschärft, über die drei Weiber nichts als die Wahrheit auszusagen. Speciell fragte man ihn nochmals unter ernstlicher Bedrohung, ob dieselben wirklich Hexen seien, woher er es wisse, und ob er nicht vielleicht die ganze Geschichte geträumt habe. Er blieb aber bei seinen früheren Angaben, die drei Weibspersonen seien richtige Hexen und mit ihm fast jede Nacht zu den Tänzen gefahren, es habe ihm nicht bloß geträumt, sondern es sei alles wirklich geschehen. Und als die Fleck hereingeholt ward, wiederholte er ihr alles ins Gesicht hinein. Daß die arme Person darüber außer Fassung gerieth, ist begreiflich; ihr Benehmen bestärkte aber den bereits vorhandenen Verdacht. Der Secretär notirt: „———— sie kann keine Zähre nicht weinen, sondern mit halsstarriger Miene leugnet sie alles vom Anfang bis zum Ende, sagt immer: O Jesus, Ich weiß nichts, ich kann nichts sagen. Hingegen sagt der Bub in immer eifrigerer Manier: Ja du hast mich mitgenommen, ja du hast mich verführt und das Haus anzuzünden gelernet."

Die Angeklagte beharrte jedoch auf ihrer Unschuld und ward endlich entlassen, nachdem man ihr zuvor eingeschärft hatte, falls sie kein Geständniß ablege, werde das nächstemal unfehlbar zur Folter geschritten werden. In der Einsamkeit des Kerkers muß nun die Vorstellung von den bevorstehenden Folterqualen überwältigend auf ihr Gemüth eingewirkt haben. Noch an dem nämlichen Tage erklärte sie sich bereit, alles zu bekennen, worauf sie auf das Bürgermeisteramt gebracht wurde und dort in kurzen Worten gestand, daß sie eine Hexe sei und an den Hexentänzen theilgenommen habe. Sie bildete sich wohl ein, daß einige allgemein gehaltene Zugeständnisse, die nicht nothwendig ihr Leben verwirken mußten, ausreichen würden. Darin hatte sie sich indeß verrechnet, denn es wurde nun eine lange Reihe von Fragestücken, 43 an der Zahl, sorgfältig präparirt, auf Grund deren am 11. August eine nochmalige Vernehmung stattfand. Es half ihr nichts, daß sie allerlei Einzelheiten, die ihr zu greulich erschienen, zu leugnen versuchte. Sie verwickelte sich dadurch nur in Widersprüche und wurde unter fortgesetzter Bedrohung mit der Folter ohne große Schwierigkeit von einem Bekenntniß zum andern gedrängt, bis ihr endlich alles Wesentliche abgerungen war. Nach einigem Zögern gestand sie auch zu, die Weber und Geschwender bei den Tänzen oft gesehen zu haben. Völlig zerknirscht kam sie in ihr Gefängniß zurück, wies mehrere Tage Speise und Trank zurück und versuchte, sich mit einer Glasscherbe den Hals aufzuschneiden, ohne sich indessen viel zu verletzen.

In Folge ihrer Aussagen wurden nun auch die beiden anderen angeblichen Hexen verhaftet. Zuerst versuchte man aus der Lisbeth Weber etwas heraus zu inquiriren. Man formulirte 55 Fragestücke. Am 17. August wurde sie nach diesen verhört und mit der Fleck und dem Kaspar confrontirt, ohne daß sie jedoch zu einem Geständniß zu bewegen gewesen wäre. Sie spielte, wie das Protokoll meldet, die Unwissende und klagte, es geschehe ihr Unrecht und Gewalt. Die Fleck erwiderte, wenn sie der Lisbeth Unrecht thue, so thue der Bub ihr selbst auch Unrecht, und fuhr fort, ihre Angaben Punkt für Punkt zu wiederholen. Die Inquisitin wehrte sich lange tapfer, endlich schwieg sie vor Angst und Erschöpfung stille und starrte halb bewußtlos

Digitized by Google

vor sich hin. Ein anderes Verhör, das zehn Tage später stattfand, hatte einen ähnlichen Erfolg.

Unterdessen waren die Wohnungen der drei Weiber durchsucht worden und bei der Geschwender hatte man ein Büchslein mit Salbe, bei der Weber aber eine Schachtel, darinnen ein wenig Pulver, aufgefunden. Salbe und Pulver spielten bei den Hexenprocessen eine wichtige Rolle. Mit Salbe, so glaubte man, schmierten die Hexen Ofengabeln, Besen und dergleichen, um sie zum Ritte zuzubereiten; und das Pulver mischten sie in Speise und Trank, um Menschen und Thieren Schaden zuzufügen. Der Fund konnte also bis zu einem gewissen Grade als Bekräftigung des Verdachts betrachtet werden, und bei der Formulirung der Fragestücke ward von nun an Salbe und Pulver mit berücksichtigt, woher, von wem, wie lange schon, wozu u. s. w.

Da die Weber rundweg geleugnet hatte und zunächst doch kein hinlänglicher Grund vorlag, sie mit der Folter zu bedrohen, so beschloß der Rath, nun zu probiren, ob sich nicht durch Confrontirung der Anna Geschwender mit der Fleck und dem Kasperl etwas erzielen lasse. Als dies aber geschehen sollte, ereignete es sich — es war am 3. September —, daß die Fleck, die durch das beharrliche Leugnen ihrer Freundin selbst wieder Muth geschöpft zu haben scheint, erklärte, sie habe neulich bloß aus Furcht und Schrecken Geständnisse gemacht; und sie widerrief von vornen bis hinten alles, was sie drei Wochen vorher bekannt hatte. Sie wurde darauf in den Kerker zurückgeschafft, die Anna Geschwender aber lediglich mit ihrem Neffen confrontirt. Sie benahm sich anfangs wie bei dem früheren Verhöre, aufgeregt und leidenschaftlich. Als der Knabe mit seinen Aussagen begann, stürzte sie furios auf ihn los und hätte ihn ins Gesicht geschlagen, wäre ihr nicht der Amtsdiener noch rechtzeitig in den Arm gefallen. Allmählich aber erschöpfte sie sich und schwieg. Der Secretär meldet noch bezüglich ihres Geberdenspieles: „Sie will immerdar weinen und kann doch keine Zähre herausbringen, sieht auch wie zuvor die Fleckin ganz verstockt aus."

Unmittelbar nach dem Schlusse des Verhörs kam eine Nachricht, die höchst belastend schien. Die Schergen meldeten nämlich, der Knecht des Kräutlers Simon Böck in der St. Afragasse, in dessen Hause sie bis dahin gewohnt hatte, habe mit der bei ihr gefundenen Salbe ein Paar Schuhe geschmiert, worauf diese wie unsinnig in der Stube herumgesprungen seien; die Magd habe es gleichfalls probirt und mit dem nämlichen Erfolge. Dies müßte Hexerei sein. Sämmtliche Inwohner des Hauses wurden aufs Amt beschieden, allein keiner von ihnen wußte etwas von dem Vorkommniß. Der Kräutler Simon Böck selbst erklärte überdies, er habe gar keinen Knecht. Die Geschichte zerfiel also in nichts.

Es wollte mit der Untersuchung nicht recht vorwärts rücken. Der Rath trug eben immer noch Bedenken, die Tortur wirklich zur Anwendung zu bringen, und ohne Tortur war in einem Hexenproceß gewöhnlich nicht viel zu wollen. Es wurde nun beschlossen, es bei der Fleck zuerst noch einmal mit dem verschärften Schrecken zu versuchen. Am 10. Sept. fand abermals eine ernst bedrohtiche Vernehmung statt; um das Ding recht eindringlich zu machen, hatte man das Folterinstrument — es war der spanische Bock — in dem Zimmer aufgerichtet, daneben stand der Scharfrichter, Meister Matthes Hartmann — zum Zeichen, daß es diesmal Ernst würde. Die bedauernswerthe Person hatte eine fürchterliche Angst vor der Folter; als sie diese Vorbereitungen erblickte, sank ihr das Herz. Zwar versuchte sie anfänglich ihren Widerruf aufrecht zu erhalten. „Soll ich denn mein Leben unschuldig lassen?" rief sie jammernd. Allein auf mehrmaliges scharfes Zusprechen begann sie, wiewohl zögernd und zurückhaltend, von neuem zu gestehen. „Ach," sagte sie, „ich will den Herren weiter keine Mühe mehr machen, ich will's lieber jetzt da, als später dort bekennen." Dabei blickte sie auf den spanischen Bock. Gleich bei der ersten Specialfrage aber, ob sie mit dem Kaspar wirklich ausgefahren sei, wollte sie zuerst wieder nicht mit der Sprache heraus, endlich rief sie: „Ach Jesus! muß ich denn sagen ja?... Ach ja, ja, ich will halt ja sagen!" Auf den Vorhalt, ob sie mit dem Kaspar Unkeuschheit getrieben, erwiderte sie, sie habe zwar neulich bekannt, sie habe es gethan, obwohl selten; aber wenn sie es recht bedenke, so habe sie nichts mit ihm getrieben, wisse auch nicht, daß es andere gethan; der böse Feind möge dem Buben fürgestellt haben, was er wolle, sie thäte sich und anderen Unrecht. Als man ihr jedoch wieder mit der Schärfe drohte, hub sie an zu jammern und rief: „Ach ich kann nur einmal sterben!... Ach, ich muß sagen ja, ich muß sagen, ich bin eine Hex'." Man antwortete ihr, niemand zwinge sie, dies zu sagen, nur die Wahrheit verlange man. Allein das unheimliche Instrument stand drohend vor ihr und daneben der noch unheimlichere Meister Matthes. Sie warf einen Blick auf diesen und jenes und sagte, ja es bleibe dabei; es sei wahr, ja sie sei eine Hex', Gott werde sie nicht verlassen.

Nur in wenigen Punkten, die übrigens kaum mehr von Bedeutung waren, leugnete sie standhaft und wurde deßhalb acht Tage später noch einmal vorgenommen, nachdem inzwischen durch das Weib des Henkers eine Untersuchung wegen des Hexenmales an ihrem Körper vollzogen und dabei jene Narbe, die sie durch das Ungeschick einer Hebamme erhalten, entdeckt worden war. Sie zeigte sich nun fügsamer, blieb jedoch in einem nicht einmal sehr bedeutsamen Punkte lange hartnäckig. Sie wollte nicht zugeben, daß jene Narbe das Hexenzeichen sei. Man stellte ihr vor, sie habe nun die meisten Fragen zur Befriedigung beantwortet und möge es nicht wegen des Zeichens zur wirklichen Tortur kommen lassen; die Tortur werde aber unfehlbar erfolgen, falls sie nicht auch in diesem Punkte geständig werde. Sie erwiderte, auf das Folterinstrument blickend, „sie wolle es ehender bekennen als sie dahin gehe," machte indessen dennoch gleich wieder Ausflüchte. „Sobald man ihr aber", fährt das Protokoll fort, „von der Tortur spricht, so sagt sie, sie woll's halt bekennen, läugnet's aber gleich darauf wieder und sagt auf abermaliges Befragen: ja, ja, sie sei zeichnet, ja, sie sei zeichnet, soll nur schreiben ja"... Nun kam die Frage, ob ihr der Teufel in Bocksgestalt das Zeichen mit einer Klaue gerissen habe. Sie stutzte und schwieg. Man winkte dem Meister Matthes, und nun schluchzte sie heraus, „ja, ja, so sei es, in Gottes Namen ja!"

Hier notirt der Protokollführer am Rande des Blattes folgendes: „Bis dahero hat sie noch nie eine Zähre vergossen, nun aber auf diese letzte Bekenntnus hat sie anfangen, heifig zu weinen und ganz und gar im Gesicht sich zu verändern, und hat gesagt, Gott werde ihr gnädig sein, man werde es am jüngsten Tage sehen." Dieser Thränenerguß besiegelte ihr Geschick. Er wurde als Beweis für die Wahrheit ihres Geständnisses angesehen, wenigstens soweit es sie selber anging: daß sie eine richtige Hexe sei, stand nunmehr außer Zweifel; fraglich blieb nur, ob und in wie weit ihren Aussagen bezüglich der beiden anderen Weiber zu trauen sei. Da konnte doch möglicherweise der Teufel noch die Hand im Spiele haben, um ein paar Unschuldige zu verderben.

Gegen diese beiden andern mit der wirklichen Schärfe, wie man es nannte, vorzugehen, hatte man sich bis dahin nicht entschließen können. Man war in Augsburg gerade bei Hexenprocessen vorsichtig mit der Anwendung der Tortur, weil man sehr wohl wußte, wie leicht durch die Folter

aus einem Unschuldigen das Bekenntniß von Verbrechen, die er nicht begangen hatte, erpreßt werden konnte, und weil man zugleich instinctiv fühlte, daß es bei übernatürlichen Dingen kein vernünftiges Mittel gebe, erzwungene Geständnisse auf ihre Wahrheit zu prüfen. Allmählich hatte sich als Regel herausgebildet, gegen vermeintliche Hexen, insofern sie im übrigen leidlich unbescholtene Personen waren, erst dann mit der Schärfe vorzugehen, nachdem sie auf Lügen ertappt worden waren, wobei freilich in der Anwendung der Regel oft recht mechanisch verfahren wurde.

Die Fleck hatte schon bei ihrem ersten Verhör handgreifliche Unwahrheiten ausgesagt, den beiden andern war dies bis jetzt nicht nachzuweisen gewesen. Mittlerweile aber liefen von München, wo man Auskunft erbeten, Nachrichten über das dortige Vorleben der Lisbeth Weber ein. Sie stimmten zu dem Ausbunde von Keuschheit, als welchen sie sich hinzustellen bemüht hatte, schlecht genug; damit aber fiel auch auf ihre Wahrheitsliebe ein ungünstiges Licht und der Rath beschloß, ihr gegenüber eventuell nun nicht länger mit der Tortur zu säumen.

Am 24. September fand eine abermalige Vernehmung statt. Der Eisenherr, der das Verhör leitete, brachte die Nachrichten, die über ihr Vorleben eingelaufen, zur Sprache. Sie solle ja vormals in München wegen Ehebruchs öffentlich bestraft worden sein, sagte er und fragte, wie es sich damit verhalte, da sie doch bei früheren Verhören stets behauptet habe, sie sei von jeher allem unzüchtigen Wesen abhold gewesen. Die Delinquentin merkte natürlich, daß man über ihr Münchener Leben allerhand erfahren haben müsse; aber es waren schon mehr als sechzehn Jahre verflossen, seitdem sie Bayern hatte verlassen müssen, und sie dachte wohl, daß man schwerlich etwas ganz bestimmtes wissen könne. Sie betheuerte daher, niemals einen Ehebruch begangen zu haben, räumte aber ein, daß sie in ihrem ersten Wittwenstande sich allerdings mit ihrem nachherigen zweiten Mann, dem Goldschmiede Fr. Wolff, verfehlt habe und deßhalb zu einer Geldbuße von zehn Gulden verurtheilt worden sei. Dies klang viel schöner als ein Ehebruch. Allein nun wurde ihr das Schreiben von München vorgelesen. Darin stond klar und deutlich zu lesen, daß sie im Jahre 1662 während der Dauer ihrer ersten Ehe wegen eines Ehebruchs, begangen mit dem Studenten Benno Kandler, den kurfürstlichen Mandatis gemäß abgestraft worden sei. Man hatte sie auf einer offenbaren Lüge ertappt — die Lüge war unter den obwaltenden Umständen begreiflich und verzeihlich, aber es wor eine Lüge; und do sie im weiteren Verlauf des Verhöres fortfuhr, hartnäckig ihre Unschuld zu behoupten, so wurde der Meister Matthes herbeigeholt, der sie auf den spanischen Bock binden mußte. Sie beharrte noch immer beim Leugnen und nun wurde das Instrument in Bewegung gesetzt, die Glieder gepreßt und gespannt, zuerst schwach, dann immer stärker und störker, bis endlich die Unglückliche sich willig zeigte, zu gestehen, wos sie nie gethon. Das Protokoll erzählt die grausige Procedur in ein paar kurzen, trockenen Worten; aber durch das Einfache, Geschäftsmäßige des Ausdrucks klingt doch etwas von der Entsetzlichkeit des Vorganges durch:

„Dahero, weilen sie alles, wie obgemelt, geleignet, zur würklichen Tortur geschritten worden, da sie dann der heiligen Dreifoltigkeit und Jesus, Maria vielfältig zugerufen und sich zwar wehmüthig erzeigt, aber ganz ohne Vergießung einiger Thränen. Jedoch da es fost bei fünf Viertelstunden angehalten, die Tortur aber mit Anspannung der Stricke verschärpft worden, hat sie ansongen zu bekennen“....

Noch fünf schrecklichen Viertelstunden war sie mürbe geworden und gestand in allen Hauptzügen, was ihr zur Last gelegt wurde, ein, zuerst auf der Folterbank und nachher, wie es üblich war, noch einmal, nachdem man sie heruntergenommen hatte.

Bei der Vernehmung eines Delinquenten während oder unmittelbar nach der Tortur ging es noturgemäß etwos hostig her; es war daher Regel, einige Tage darauf eine Wiederholung folgen zu lassen. Demgemäß ward denn auch unsre Lisbeth Weber vier Tage später, am 28. Sept., einem neuen, gründlicheren Verhör unterzogen. Man hatte dazu 64 Fragestücke mit mindestens ein paar hundert auf alle möglichen Einzelheiten eingehenden Fragen hergerichtet; z. B. wer sie verführt habe, wann, wo und wie dies geschehen sei, mit wem sie zuerst die Hexentänze besucht habe, ob sie durch das Kamin hinausgefohren oder durch eine andere Oeffnung, ob auf einer Ofengabel oder worauf fonst, ob noch jemand mit ihr geritten und was und wie das zugegangen sei; ob sie oder jemand anders die Gabel vorher jedesmal mit einer Salbe eingeschmiert, wer ihr die Solbe gegeben, wie dieselbe aussehe und präparirt werde; um wie viel Uhr sie ausgefahren und wann sie wieder nach Hause gekommen sei; ob sie vor dem Ausfahren schon im Bett gelegen und geschlosen oder nicht, ob man nackend ausführe oder in Kleidern, eventuell in was für Kleidern; was auf den Hexentänzen alles getrieben und welche unzüchtigen Handlungen dort verübt würden, was man dort esse und trinke, wie Speise und Tronk beschaffen, ob gut oder schlecht und ob man davon gesättigt werde oder nach der Heimfohrt wieder hungrig und durstig sei; ob sie den Kaspar Meyer wirklich verführt habe und weßhalb und wie es zugegangen sei, ob er gleich willig gewesen sei oder sich ansönglich geweigert habe u. s. w.

Die Fragestücke füllen zehn Folioseiten.

Mit diesem Eingehen auf alle denkbar möglichen Einzelheiten war keineswegs die Absicht verknüpft, die arme Person nun auch noch einmal einer geistigen Marter zu unterziehen; im Gegentheil, es sollte ihr damit vielmehr eine Art von Schutz gegen eine ungerechte Verurtheilung gewährleistet werden. Der Gedankengang, von dem man dabei geleitet wurde, war etwa folgender: die Gefahr, daß durch die Folter oder die Angst davor einem Unschuldigen ein unwohres Geständniß abgerungen werde, ist zweifellos vorhonden. Ein Unschuldiger oder konn sich in allen näheren und begleitenden Umständen des eingestandenen, jedoch nicht begangenen Verbrechens unmöglich vollständig auskennen. Er wird folglich, wenn ihm eine große Masse Detailfragen vorgelegt werden, nicht im stande sein, auf alles vernünftig und ohne sich zu widersprechen, zu antworten; seine Unschuld muß zu Tage treten. Wie könnte z. B., folgerte mon, jemand, der nie in Person dabei gewesen, umständlich und mit allen Einzelheiten die Vorgänge bei einem Hexentanz beschreiben? Wenn er es konnte, so war das ein Beweis für seine Schuld. Daß übrigens gerade bei Hexenprocessen der Schutz, der durch ein solches Eingehen auf minutiöses Detail der beschuldigten Person zutheil ward, nicht gar viel bedeutete, fühlte man freilich sehr wohl — daher die vorsichtige Scheu der Behörden vor der Anwendung der Tortur bei einer Anklage auf Hexerei.

Die Lisbeth Weber jedenfalls war bei den minutiösesten Detailfragen nicht um eine Antwort verlegen; wurden ja doch alle diese Dinge im Volke fortwährend hin und her erzählt und besprochen. Sie machte nur, ebenso wie zuvor ihre Leidensgefährtin, in einigen verhältnißmäßig nebensächlichen Dingen ein paar Einschränkungen. Auf die Frage z. B., ob, wie oft und wo sie mit dem bösen Feind Unzucht getrieben, kam ein zögerndes ja, doch fügte sie gleich entschuldigend bei, es sei aber nur einmol geschehen, und zwar, da sie zum erstenmal beim Tonze gewesen. Sofort wurde weiter inquirirt: Weßhalb nur einmal? Sie antwortete, sie sei

ihm zu alt gewesen. Der Grund scheint den Herren eingeleuchtet zu haben, es wurde nicht weiter in sie gedrungen. In einem Punkt, worauf jedoch, nachdem sie das meiste übrige zugestanden hatte, nichts mehr ankam, bewies sie eine auffallende Standhaftigkeit. Wiewohl auf ausdrückliche Anordnung des Rathes, um etwaige Rückfälle möglichst zu verhindern, das Verhör unter Vorstellung der Marterinstrumente und im Beisein des Meisters Matthes vor sich ging, so vermochten doch keine Drohungen sie zum Geständniß zu bringen, daß sie mit dem Kasperl Unzucht verübt habe. Man ließ die Sache endlich fallen, ohne die Tortur deßwegen noch einmal in Bewegung zu setzen. Die Festigkeit aber, womit die Unglückliche in diesem Punkte auf ihrer Unschuld beharrte, bestärkte natürlich ihre Richter in dem Wahn, alles übrige, was sie von sich eingestanden, sei wahr. Der Protokollführer notirt, daß sie während des Verhörs zum öfteren Thränen vergossen habe.

Von zweien der drei vermeintlichen Hexen lagen nun umfassende Geständnisse vor, und da beide, wenn auch zögernd, bekannt hatten, daß die dritte, Anna Geschwender, gleichfalls an den Hexentänzen theilgenommen habe, so begann man nun auch mit dieser, die man bis dahin halb und halb für unschuldig gehalten hatte, sich angelegentlicher zu beschäftigen. Sie ward mehrmals von neuem vernommen und sowohl mit den beiden andern Weibern, wie auch mit dem Kasperl confrontirt, ohne daß sich weitere Verdachtsgründe ergaben. Sie stellte alles, was man ihr zur Last legte, unbedingt in Abrede. Nun versuchte man sie in einem endlos langem Verhör zu verwirren und in Widersprüche zu verwickeln, was auch gelang. Dies war am 10. October. Anfänglich ging alles gut, als ihr plötzlich ein sonderbarer Vorhalt gemacht wurde: da sie wisse, hieß es, wofür sie angesehen werde, habe sie gewiß Ursache genug, recht bitterlich zu weinen, wenn sie sich unschuldig fühle, und woher es komme, daß dies nicht geschehe. Was es mit dem Thränenvergießen oder vielmehr dem Nichtvergießen von Thränen auf sich hatte, wußte die Arme natürlich sehr gut. Sie erschrak und machte in der Bestürzung allerhand Versuche, Thränen herauszupressen. Sie schüttelte sich, wischte sich die Augen und that, als ob sie weinte; doch meldet der Protokollführer, nicht ein einziges Zährlein sei gefallen. Darüber gerieth sie in Verwirrung und machte in dem ängstlichen Streben, nur ja alles, was einen Schein von Verdacht hätte auf sie werfen können, von sich abzuweisen, mehrere unwahre Angaben, die ihr sogleich als solche nachgewiesen wurden.

Damit war sie technisch reif für die Tortur. Allein man zögerte noch immer, denn ihre tadellose Führung in Bezug auf Kirchenbesuch war bekannt und eine Menge neuer Leumundszeugen, die um diese Tage vernommen worden waren, hatten nur löbliches von ihr auszusagen gewußt. Zunächst ward den Geistlichen, die den beiden anderen Weibern im Kerker Trost spendeten, aufgetragen, dieselben eindringlich zu ermahnen, daß sie hinsichtlich der Anna Geschwender keine Unwahrheit aussagten. Die beiden anderen Weiber aber hatten Furcht vor der Folter und blieben bei ihrem früheren Geständniß, wenn sie Hexen seien, so sei die Anna auch eine.

So wurde denn endlich auch ihr gegenüber die Schärfe hervorgekehrt. Es war am 22. October. Meister Matthes mußte vor ihren Augen den spanischen Bock herrichten und ihr die schreckliche Procedur, der sie unterzogen werden sollte, ausführlich beschreiben. Man nannte dies die Territion. Sie ließ sich jedoch nicht schrecken. Was nun weiter kam, berichtet das Protokoll folgendermaßen: „Da also die Territion nichts hat operieren wollen, so ist die wirkliche Tortur fürgenommen worden. Die hat etwa eine Viertelstunde gewährt, da sie hat anheben zu bekennen, daß alle Majora herauskommen; und weilen sie sich darauf bezogen, daß sie alles ordentlich anzeigen wolle, wann man sie auslassen werde, so ist's nach drei Viertelstunden beschehen, und sie wieder ad Examen admittiert und die vorigen Fragestücke in der Hauptsache repetiert worden."

Sie war also schon nach einer Viertelstunde weich geworden und legte nun ein vollständiges Geständniß ab, welches sie mehrere Tage später, am 31. October, noch einmal ausführlicher wiederholen mußte. Jedoch machte sie, wie zuvor ihre Leidensgefährtinnen, verschiedene Einschränkungen. Nur ein paar Beispiele. Sie hatte auf der Folter gestanden, daß ihr der Teufel ein weißes Pulver gegeben, womit sie sowohl die vor einiger Zeit verstorbene Schwägerin des Senators J. B. Chardon, in deren Hause sie öfters genäht hatte, als ihre eigene Stiefschwester, die rechte Mutter des Kasperl, vergiftet habe. Davon wollte sie nachher nichts mehr wissen und erklärte, diese Bekenntnisse seien ihr nur durch den Schmerz abgepreßt worden, sie wisse eben, daß man den Hexen gewöhnlich solche Dinge zur Last lege, und so sei es ihr in den Sinn gekommen, auch dergleichen zu bekennen. Auf fortgesetztes energisches Zusprechen räumte sie indeß nach und nach wieder ein, ein solches Pulver empfangen, damit im allgemeinen auch Schaden gestiftet und sogar ihre Stiefschwester vergiftet zu haben; keine Drohungen aber waren im stande, sie zu dem Geständniß zu bewegen, daß sie der Frau Chardon davon eingegeben habe. Aehnlich ging es bei einem andern Vorwurf. Sie war nicht nur eine fleißige Kirchenbesucherin, sondern ging auch häufig zum hl. Abendmahl. Eine richtige Anhängerin des Teufels konnte natürlich das Abendmahl nicht in Wirklichkeit nehmen, man stellte sich daher allgemein vor, daß eine Hexe, die zum Abendmahl ginge, jedesmal die geweihte Hostie in die Tasche schöbe und mit zu den Tänzen brächte, um sie dort gemeinschaftlich mit ihren Genossinnen zu verunehren. Als ihr dies nun vorgeworfen wurde, leugnete sie zuerst entrüstet, jemals etwas derartiges gethan zu haben, gestand jedoch allmählich, daß es einmal und endlich sogar, daß es viermal geschehen sei; die beiden anderen hätten es aber auch gethan. Mehr als viermal jedoch wollte sie platterdings nicht einbekennen. Ebenso stellte sie anfänglich entschieden in Abrede, jemals mit dem Kasperl Unzucht verübt zu haben; als aber die ernste Bedrohung erfolgte, begann sie zu schwanken. Das Protokoll berichtet weiter darüber: „Hier schweigt sie lang, sagt doch endlich, ja es sei beschehen, aber nur einmal, ja, ja, es sei gewis, und sagt doch gleich wieder, es sei nicht wahr, sie sag's nur, damit sie nicht wieder auf die Tortur müsse."

Mit diesem letzten Verhöre hätte die Untersuchung abschließen können. Die Sünderinnen hatten in allem Wesentlichen ihr Verbrechen eingestanden; auf die verschiedenen Einschränkungen, die sie gemacht, kam nichts mehr an. Das Anklagematerial, wie es vorlag, reichte nach den criminalistischen Anschauungen der Zeit vollkommen aus, um auf grund desselben ein Todesurtheil zu fällen. Allein es waren in den verschiedenen Geständnissen allerhand kleine Widersprüche hervorgetreten, die man aufzuklären wünschte, daher fand am 2. November nochmals eine Vernehmung und Confrontirung der Hexen statt, wobei jedoch nichts herauskam. Die Weiber widerriefen diese und jene Einzelheiten und gestanden sie wieder ein, sie zankten sich unter einander und warfen sich gegenseitig die schlimmsten Vorwürfe ins Gesicht. Jede suchte sich selbst auf Kosten der andern möglichst weiß zu waschen, sich selbst als eine harmlose und nur von den bösen andern verführte Person hinzustellen, wahrscheinlich mit keinem andern Resultat, als daß sie alle drei als hartgesottene Sünderinnen betrachtet wurden.

Digitized by Google

Das Actenmaterial ging nun an die Rathsconsulenten, die in einem umfangreichen Gutachten ausführlich begründeten, daß die Angeklagten als geständige Hexen und wegen der Missethaten, die sie als solche verübt, nach der Carolina würdig seien verbrannt zu werden; doch möge man sie aus Gnade zuvor enthaupten. Für den Kaspar Mayr empfahlen sie seines unreifen Alters halber eine gelindere Strafe. — Am 15. November ward eine gebotene, d. i. eine zu einem bestimmten Zwecke einberufene Rathssitzung abgehalten. Das gesammte Actenmaterial kam darin zur Vorlage, das Gutachten der Consulenten wurde verlesen und hierauf das Urtheil gefällt. Der Rath schloß sich einfach dem Gutachten der Consulenten an.

Nach altem löblichen Brauche mußten die Eisenherren hierauf zu einer letzen Vernehmung schreiten, um zu sehen, ob vielleicht doch noch etwas vorliege, was dem Vollzuge des Urtheils im Wege stehe. Jede von den drei verurtheilten Personen glaubte auch in der That, Milderungsgründe vorbringen zu können. Die Fleck wollte z. B. niemals eine Gabel besessen und noch viel weniger jemals eine geschmiert haben, das sei immer von den andern gethan worden. Die Geschwender behauptete, sie habe weder ihrer Stiefschwester, noch sonst jemandem jemals ein Zauberpulver eingegeben und überhaupt gar kein solches Pulver vom Satan erhalten; was sie hierüber gestanden, sei alles unwahr. Die Lisbeth Weber sagte, sie habe das Kasperl anfänglich um keinen Preis verführen wollen und sich nachgehends nur deßhalb dazu entschlossen, weil ihr der Teufel gesagt habe, der Bube sei ohnehin zu nichts nutz, er sei unter einem solchen Planeten geboren, daß er doch noch gehenkt werde. Und ähnliches mehr. Die Rathsconsulenten aber erklärten, es sei ganz gleichgültig, ob den verurtheilten Hexen ein paar Kleinigkeiten mehr oder weniger zur Last fielen.

Der Proceß, dessen Entwicklung hier dargestellt worden ist, ist typisch für eine sehr große Menge von Hexenprocessen. Da war nachbarliches Uebelwollen, nachbarliche Feindschaft, dergleichen es ja von jeher und überall gegeben hat und noch gibt, namentlich unter Weibern; deßhalb sind es auch in der Regel Weiber, die auf den Scheiterhaufen kommen, von Männern, die als Teufelsjünger, ohne daß ihnen noch andere wirkliche Verbrechen zur Last gelegt worden wären, verbrannt wurden, hört man seltener. Hiezu kamen dann aber noch die beiden Bedingungen, ohne die ein Hexenproceß überhaupt nicht denkbar ist: ein allgemein verbreiteter Glaube an die Wirklichkeit des Hexenwesens und vor allem die Anwendung der Tortur im Criminalverfahren. Es entstand ein Geschwätz, daß ein paar Weiber Hexen seien. Das Geschwätz nahm durch allerlei Zufälligkeiten größere Dimensionen an und wurde vor die Behörden gebracht. Die Behörden ließen sich ungern auf die Sache ein, allein sie konnten es nicht wohl vermeiden, weil auch ein wirkliches Verbrechen, in unserm Falle Brandstiftung, verübt worden sein sollte. Nachdem aber das Verfahren einmal eingeleitet war, war es schwer, wieder Einhalt zu thun. Die Schlingen zogen sich fast ganz von selbst immer fester und fester zusammen. Die verdächtigen Personen suchten unbefangen zu erscheinen, das erregte erst recht Verdacht; sie machten im ängstlichen Eifer, sich zu rechtfertigen, falsche Angaben, das vermehrte den Verdacht. Die Folter erzwang Geständnisse, und das natürliche Bestreben der Unglücklichen, das eingestandene, wenn auch nicht begangene Verbrechen wenigstens in ein möglichst günstiges Licht zu stellen, verlieh dem unwahren Geständnisse den Schein der Wahrscheinlichkeit.

Aus den Protokollen ist deutlich zu ersehen, daß die Behörden sich die redlichste Mühe gaben, keine Ungerechtigkeit zu begehen, es wird nichts verschwiegen, was etwa zu gunsten der Beschuldigten sprach. Allein der unselige Wahn forderte seine Opfer.

Am 17. November ward ein peinlicher Rechtstag gehalten, das Urtheil verkündet und die armen Sünderinnen zum Richtplatz gefahren, geköpft und ihre Körper verbrannt. Dabei ereignete es sich, daß die Fleck, die zuerst zur Hinrichtung kam, nicht richtig getroffen wurde. Sie fiel, noch lebend, von ihrem Stuhle herab, und die Zuschauer hörten mit Grausen, wie die auf dem Boden liegende unaufhörlich: „O Gott, O Gott!" schrie, während ihr der Henker den Hals abschnitt.

Die Aufregung, die durch diesen Proceß und den entsetzlichen Schlußact in weite Kreise der Bevölkerung getragen wurde, blieb nicht ohne Folgen. Gleich im Verlaufe der ersten fünf Monate des nächsten Jahres mußten schon wieder ein paar Hexen verbrannt werden, am 16. März und am 26. Mai. —

Den Knaben hatte man in Gemäßheit eines Rechtsdecrets ebenfalls hinausgeführt, damit er das Schauspiel zu seiner Besserung mit ansähe. Dann schaffte man ihn wieder in die Frohnfeste, wo er empfindlich mit Ruthen gezüchtigt und darauf über zwei Jahre in Haft gehalten wurde. Anfang 1688 übergab man ihn einigen durchreisenden Officieren, die im Begriffe waren, angeworbenes Volk nach Venedig zu führen. Doch muß der Bengel bei den neuen Herren nicht gut gethan haben, denn er wurde schon nach drei Tagen fortgejagt und kam zurück nach Augsburg. Was nachher aus ihm geworden, wird nicht gemeldet.

Mittheilungen und Nachrichten.

Dr. Z. XVI. Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit. I. Der Deutsche Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit hielt seine diesjährige regelmäßige Versammlung zum erstenmal in den Reichslanden und zwar in der Hauptstadt des Elsaß, in Straßburg, am 24. und 25. September ab. Mit Rücksicht auf diesen Umstand war als das den Haupttheil der Verhandlungen des ersten Tages ausfüllende Thema „Das System der Armenpflege in Alt-Deutschland und in den Reichslanden" gewählt worden. Der zum ersten Berichterstatter hiefür ausersehene Bezirkspräsident z. D. Dr. Frhr. v. Reitzenstein zu Freiburg i. B., der den Ueberblick über das ganze Gebiet des Armenwesens mit der speciellen Kenntniß der Reichslande vereinigte, war leider durch Krankheit an der Berichterstattung verhindert worden und so trat allein der Mitberichterstatter Rechtsanwalt Dr. Naland aus Colmar i. E. für das Thema ein, welcher ein eingehendes, auf näheren statistischen Feststellungen beruhendes gedrucktes Referat erstattet hatte, zu dem aber der Frhr. v. Reitzenstein sein volles Einverständniß erklärt hatte. In Anlehnung an sein gedrucktes Referat berührt Dr. Naland zunächst den grundsätzlichen Unterschied in der Ordnung der Armenpflege in Alt-Deutschland und in den Reichslanden. Während in Alt-Deutschland die obligatorische Armenpflege, welche dem Staat die Pflicht zur Beschaffung der Mittel für die Armenpflege nach dem als zu befriedigen anerkannten Bedürfniß auferlegt, hergestellt und sich dort wieder theils auf Grund des Unterstützungswohnsitzes, theils nach dem Heimathsrecht aufbaut, hat in den Reichslanden das System der facultativen Armenpflege Geltung, welches dort im wesentlichen nur freiwillig aufgebrachte Mittel für die Armenunterstützung kennt und die Thätigkeit der öffentlichen Armenpflege auf die sachgemäße Vertheilung dieser beschränkt. Das System in Elsaß-Lothringen beruht auf der geschichtlichen Entwicklung der französischen Armengesetzgebung. Dieselbe knüpfte nach der Revolution wesentlich die Unterstützung der Armen innerhalb der Pfarreien, welche die Mittel dazu aber lediglich durch freiwillige Sammlungen erhielten. Der Versuch der Einführung einer obligatorischen Armenpflege, welcher in Paris mit Einrichtung des Bureau général des pauvres gemacht wurde, scheiterte. Die geschlossene Armenpflege wurde dagegen durch Errichtung zahlreicher Krankenhäuser, Hospize und sonstiger Anstalten in hervorragender Weise ausgestaltet. Die Revolution, welche zunächst die bestehenden Verhältnisse vollständig über den Haufen warf, erklärte die Fürsorge für die Armen als „nationale Schuld",

es wurde ein „Buch der öffentlichen Wohlthätigkeit“ eingerichtet, in das alle unterstützungsbedürftigen Personen eingetragen werden sollten, um nach bestimmten Grundsätzen Hülfe zu erhalten; grundsätzlich ging man aber davon aus, daß aus freiwillig aufgebrachten, unter staatliche Verwaltung gestellten Mitteln sich die Bedürfnisse der öffentlichen Armenpflege decken ließen. Diese allgemeine Regelung scheiterte aber in der Verwirklichung und man griff nun auf den frühern Zustand zurück. Der Grundsatz der freiwilligen Aufbringung der Mittel blieb bestehen, bezüglich der offenen Armenpflege wurden jetzt die Gemeinden mit der Handhabung beauftragt, die zu dem Zwecke Armenräthe (Bureaux de bienfaisance) zu bilden hatten. Die geschlossene Armenpflege wurde wieder den besonderen Anstalten, wie Hospitälern, Hospizen ꝛc., unter Rückgabe des frühee eingezogenen Vermögens zugewiesen. Auf dieser Grundlage beruht noch jetzt die Armenpflege in Elsaß-Lothringen; die Einzelheiten der Regelung, wie die Bestimmungen über den Unterstützungsort, die Zusammensetzung der Armenräthe ꝛc. näher zu berühren, fehlt uns hier der Raum. Die Thätigkeit der Armenräthe beschränkte sich auf die Vertheilung der aus freiwilligen Beiträgen und aus gewissen Abgaben von Theatern, Bällen, anderen Vergnügungsveranstaltungen, Lotterien ꝛc. aufgebrachten Mittel; sind diese Mittel erschöpft, so ist für weitergehende Bedürfnisse der öffentlichen Armenpflege staatliche Fürsorge nicht getroffen. Eine Ausnahme von dem Princip der freiwilligen Armenpflege hat sich aber doch im Laufe der Zeit als nothwendig herausgestellt: man hat die Pflege der Findelkinder, Waisen und Irren dem Gebiete der freiwilligen Armenpflege entzogen und den Departements als Pflichtausgabe übertragen. Als eine fernere Durchbrechung des Systems ist es anzusehen, wenn eine Anzahl namentlich der größeren städtischen Gemeinwesen aus Gemeindemitteln regelmäßig mehr oder weniger beträchtliche Zuschüsse den Armenräthen zur Verfügung stellen. Hervorzuheben ist endlich noch, daß die gesammten Einrichtungen der offenen und geschlossenen Armenpflege den Ausländern — und dem Reichsland gegenüber gilt in dieser Beziehung Alt-Deutschland als Ausland — keinerlei Berücksichtigung zutheil werden lassen. Der Berichterstatter ging sodann zu einem Vergleich des altdeutschen und des elsaß-lothringischen Systems der öffentlichen Armenpflege über, wobei er im wesentlichen Mängel und Schwächen des derzeitigen Standes der Armenpflege in Elsaß-Lothringen unnachsichtig aufdeckte. An sich würden beide Systeme als gerechtfertigt zu betrachten sein, sofern sie nur eine zielbewußte Armenpflege ermöglichen und bewirken, daß die Unterstützung in jedem einzelnen Fall nach dem wirklichen Bedürfniß erfolgt und daß sie auch Art und Maß so eingerichtet wird, um den Armen in Stand zu setzen, für die Zukunft sich von Almosen unabhängig zu machen. Das System der facultativen Armenpflege kann dem aber nicht in dem erforderlichen Umfang genügen. So sehr auch der ideale Gedanke desselben, alle Mittel der öffentlichen Armenpflege als Almosen durch freiwillige Leistungen der Mitmenschen aufzubringen, die Anerkennung verdient, so wird es doch thatsächlich nicht immer gelingen, alle erforderlichen Mittel zur öffentlichen Armenpflege aufzubringen, ebenso wie es auch nicht möglich sein wird, eine genügende Organisation in die ganze Armenpflege zu bringen. Im einzelnen wurden dann Mängel hervorgehoben und näher begründet, wie folgt: es sind keineswegs sichere Grundlagen für die Befriedigung des allgemein begründeten Rechts auf Unterstützung geschaffen; die öffentliche Armenlast wird ausschließlich von den Wohlthätigen getragen, während die Hartherzigen und Geizigen frei bleiben; die Art und Weise, wie die unbedingt nothwendigen Mittel aufgebracht werden, muß theilweise als eine geradezu unwürdige bezeichnet werden, so die Reclame mit der Wohlthätigkeit, die Armenlotterien ꝛc. Die Undurchführbarkeit den Anforderungen der Gegenwart gegenüber ist unbestreitbar, da durchweg die größeren Städte ohne directe Betheiligung der Gemeinde, also ohne eine Durchbrechung des Systems die nöthigen Mittel nicht aufzubringen vermögen; es ist außerdem nicht möglich, den Gemeinden als solchen ein genügendes Interesse an richtiger Organisation der örtlichen Armenpflege beizubringen; der Privatwohlthätigkeit, deren großer Werth und hohe Bedeutung nicht verkannt werden kann, der aber bei sachgemäßer Organisation ein ganz bestimmtes Gebiet für ihre Thätigkeit zuzuweisen ist, wird es unmöglich gemacht, dieses ihr naturgemäß Gebiet in entsprechender Weise zu pflegen. Berichterstatter berührt daneben auch die speciellen Mißstände der öffentlichen Armenpflege in Elsaß-Lothringen; unter den 1697 Gemeinden sind insgesammt 976 Gemeinden, in welchen ein Armenrath überhaupt nicht besteht; in den übrigen 721 Gemeinden sind zwar Armenräthe ernannt, aber nur 568 Armenräthe führen eine budgetmäßig eingerichtete Verwaltung, so daß thatsächlich in 1129 Gemeinden überhaupt von einer Armenverwaltung keine Rede ist; auch die geschlossene Armenpflege ist keineswegs so großartig entwickelt, wie regelmäßig behauptet wird: in den 1697 Gemeinden bestehen überhaupt nur 147 Hospitäler und Hospize, welche im wesentlichen nur Kranke, Siechе und Greise aufnehmen, zudem auch meist überfüllt sind und sich durch ihre Statuten gegen den Zudrang gesichert haben. Endlich führt Berichterstatter des näheren noch aus, wie auch dadurch, daß die reichsländische Gesetzgebung die Unterstützung von Ausländern nicht vorsehe, in dem Verhältniß zu Alt-Deutschland stark fühlbare Uebelstände hervorgetreten seien. In der Schlußzusammenfassung bezeichnet Redner den Zustand auf dem Lande als den unhaltbarsten, aber auch der der Städte sei der Besserung bedürftig, eine Ausnahme mache lediglich Straßburg, wo theils durch das besondere Verhältniß als Landeshauptstadt und das Vorhandensein reicher Mittel, theils durch die offene Hand des Gemeinderaths, theils durch die besonderen Persönlichkeiten an der Spitze der Gemeinde- und Armenverwaltung eine ungemein günstigere Gestaltung eingetreten sei. In seinen Anträgen zur Beschlußfassung empfiehlt Berichterstatter in Uebereinstimmung mit dem Frhrn. v. Reitzenstein auszusprechen, daß das System der facultativen Armenpflege nicht im stande sei, den berechtigten Anforderungen an die öffentliche Armenpflege in den Reichslanden zu genügen, daß es im Interesse der eingesessenen elsaß-lothringischen Armenbevölkerung liege, daß das Gesetz über den Unterstützungswohnsitz vom 6. Juni 1870 sobald im Reichslande eingeführt werde, und daß die gleiche Forderung auch behufs Ausgleichung der Mißstände zu stellen sei, welche auf dem Gebiete der öffentlichen Armenpflege zwischen den altdeutschen Bundesstaaten und dem Reichslande bestehen.

Dem Berichterstatter tritt zunächst der Vicepräsident des Armenraths von Straßburg, Goetzе, wesentlich mit allgemeinen Ausführungen entgegen, in denen er die Mißstände als zu scharf gezeichnet hervorhebt. Der Zustand sei im allgemeinen nicht so schlimm. Die Einnahmen seien nicht ganz so zufällig, da die Wohlthätigkeit doch bis zu einem gewissen Punkte regelmäßig und dauernd sei. Die Wohlthätigkeit, die im stillen übe, sei nicht genügend bekannt. In der Praxis würde auch die Härte den Ausländern gegenüber nicht so hervortreten. Elsaß-Lothringen habe besondere Verhältnisse, die auch durch die Einwanderung, welche zum Theil zweifelhafter Art gewesen, bedingt seien. Theoretisch müsse er den Anlaad'schen Standpunkt als richtig anerkennen; zweifelhaft sei, ob das Unterstützungswohnsitzgesetz das allein beste sei, ob nicht eine bessere Regelung als dieses zu finden sei. Berechtigung der geschichtlichen Entwicklung müsse auch anerkannt werden, es sei deshalb schroffe Uebergang zu vermeiden und könne Wandel erst mit der Zeit geschafft werden.

Der Landrichter Dr. jur. Aschrott (Berlin) spricht sich gleichfalls gegen die Empfehlung einer Einführung des Unterstützungswohnsitzgesetzes aus, indem er die erste Annahme desselben in Norddeutschland als einen Nothbehelf bezeichnet, die Nothwendigkeit eines weiteren Ausbaues unter wesentlichen Aenderungen desselben, welche schon an sich durch die Novellen klargelegt seien, und die gegebenen Mängel im einzelnen darstellt und die Erzielung einer Einheit auf dem Gebiete der Armenpflege erst durch Schaffung eines auch für Bayern annehmbaren Standes herbeiführen will, dem dann erst Elsaß-Lothringen beitreten müsse. Als das wesentliche erachtet Redner die Einführung einer staatlichen Armenpflege und bringt eine diese empfehlende Resolution ein.

Die größere Anzahl der folgenden Redner bewegt sich im wesentlichen in derselben Richtung, wenn auch in den Einzelausführungen und in der Begründung mannichfache Verschiedenheit hervortritt; alle stehen in der Hauptsache auf dem Standpunkt des Berichterstatters, glauben aber den thatsächlichen Verhältnissen mehr Rechnung tragen und die Schärfe in dem Anklage zur Beschlußfassung mehr oder weniger abmindern zu müssen. Der Geheime Regierungsrath Praeiffer Dr. Böhmert (Dresden) stellt dabei als das Endziel der Armenpflege die Hebung der unbemittelten Classen hin; das Ziel muß durch ein Zusammenwirken aller Factoren, wie Staat, Gemeinde, Kirche ꝛc., erreicht werden; erforderlich ist wesentlich Organisation, die nur der Staat zu geben vermag. Stadtrath Ludwig-Wolf (Leipzig) weist namentlich auf die Schwierigkeit in der Aufbringung der Mittel hin, welche für Elsaß-Lothringen in der bestehenden Steuergesetzgebung gegeben sei. Stadtrath Jastrow (Potsdam) betont, daß ein thatsächliches Material zur Widerlegung

Digitized by Google

der Ruland'schen Ausführungen nicht vorgebracht sei. Stadtrath Samter (Charlottenburg) hebt hervor, daß eine freiwillige Liebesthätigkeit auch in Altdeutschland sich finde, derselben sei aber eine ganz besondere Aufgabe zur Erfüllung zugewiesen; durch Zusammenwirken derselben mit der amtlichen Armenpflege könne erst der wahre Erfolg erreicht werden. Pfarrer Schlosser (Gießen) spricht sich gleicherweise für ein Zusammenwirken der öffentlichen und der freiwilligen Armenpflege aus und empfiehlt speciell eine schärfere Abgrenzung der öffentlichen Armenpflege in Elsaß-Lothringen. Stadtverordneter Reis (Mainz) tritt den Böhmert'schen Ausführungen bei, dessen Beschlußantrag er nur etwas verschärft. Sanitätsrath Dr. Höffel (Buchsweiler) führt im allgemeinen aus, daß die ländliche Armenpflege in Elsaß-Lothringen doch eine bessere sei als angeführt, die Mängel des Systems seien so groß nicht; die freie Liebesthätigkeit sei nicht zu unterschätzen; Unbilligkeit beinge der Zug der Bevölkerung von Ost nach West hervor; durch das Unterstützungswohnsitzgesetz werde die vorbeugende Armenpflege nicht gefördert werden; eine Regelung auf Grund eines Heimathsrechtes sei mehr zu empfehlen. Bürgermeister Back (Straßburg), welcher in seiner Begrüßungsrede schon darauf hingewiesen hatte, daß die Armenpflege in Elsaß-Lothringen eigene Vorzüge, aber auch eigene Mängel habe, erkennt die Aufdeckung der vorhandenen Mängel als ein Verdienst des Berichterstatters an, obwohl derselbe zum theil etwas scharf vorgegangen sei; Mängel zeigten sich aber unter jedem System, fraglich scheine daher, ob mit einer Einführung der obligatorischen Armenpflege sofort alle Mängel zu beseitigen seien; ein vorsichtiges Vorgehen sei zu empfehlen und alles zu vermeiden, was wie ein Aufoctroyirenwollen des Unterstützungswohnsitzgesetzes erscheinen könne. Stadtrath Dr. Flesch (Frankfurt a. M.) hielt die geschehene Erörterung der Angelegenheit für genügend und bat, von einer Resolution bei bewandter Sachlage überhaupt abzusehen.

Von einer Reihe der Redner waren besondere Beschlußanträge, welche sich sachlich mehr oder weniger deckten, eingebracht worden, was den Vorsitzenden Landtagsabgeordneten Seyffardt (Crefeld) veranlaßte, dieselben aufzufordern, sich zu einer gemeinsamen Fassung der Resolution zu vereinigen. Diese wurde dann in nachstehendem Wortlaut erreicht: „Das System der freiwilligen (facultativen) Armenpflege ist unter den heutigen Verhältnissen nicht mehr geeignet, berechtigten Anforderungen an eine öffentliche Armenpflege zu genügen. Es erscheint daher eine weitere Entwicklung des reichsländischen Armenwesens in der Richtung einer obligatorischen, staatlich geordneten Armenpflege erwünscht." Nachdem der Berichterstatter Ruland (Colmar), welcher in seinem Schlußwort noch betont, daß thatsächliches Material zur Widerlegung seiner Ausführungen wenig oder gar nicht beigebracht sei, seine Thesen zu ganzen dieses Beschlußantrages hatte fallen lassen, gelangte derselbe mit überwiegender Majorität zur Annahme.

* Die Durchleuchtung des menschlichen Körpers mit Röntgen-Strahlen, um auch die Weichtheile sichtbar zu machen, erzielt, wie der „Prometheus" mittheilt, fortschreitend größere Erfolge. Wie Dr. Lewy schon vor einiger Zeit der Berliner physiologischen Gesellschaft berichtete, ist es inzwischen möglich geworden, ein vollständiges Gemälde der inneren Organe, ihrer Lage, Gestalt und Bewegung auf den fluorescirenden Schirm zu werfen. Dr. du Bois-Reymond und Prof. Grunmach, welche diese Versuche erweiterten, berichteten ferner, daß es ihnen gelungen sei, die Organe des Schlundes, Kehlkopfes, der Zunge und des Magens zu sehen. Prof. Grunmach studirte erfolgreich pathologische Veränderungen der inneren Organe. Er untersuchte einen Mann, der früher an Schwindsucht und Lungenblutungen gelitten hatte, und bemerkte, daß in dem Körpertheile, wo die Lungen liegen — diese selbst sind für Röntgen-Strahlen zu durchsichtig, um stärkere Schatten zu werfen — eine Anzahl von dunklen Flecken erschienen, die durch Verkalkungen früher ertrankter Lungentheile entstanden waren. In einem anderen Falle sah er kleine schwarze Linien im Herzen eines Patienten gerade dort, wo die Hauptarterien liegen. Diese bewiesen, daß die durch kein anderes Mittel entwedbare Verknöcherung des Herzens begonnen hatte. Die Genauigkeit dieser Beobachtung ließ sich dann durch die Härte des Pulses am Handgelenk bestätigen und es wurden auch Verknöcherungen am Ellenbogen und Vorderarm festgestellt.

* Bei Altenburg am Neckar fand man auf der Flur „Bueg", zwischen dem Fluß und dem Weg nach Kirchentellinsfurt die Grundmauern eines römischen Landhauses. Der östliche Theil der Siedlung enthält eine ziemlich gut erhaltene Heizungsanlage, mehrere Gelasse und einen über die Südfront vorspringenden quadratischen Vorbau. Das westliche Gebäude hat bis zu 1 m starke Grundmauern, die sich wohlerhalten gegen W. und O. 24 m breit, gegen S. und N. 16 m lang hinziehen. Die südliche Verbindungsmauer zwischen beiden Theilen ist nicht ganz erhalten, eine nördliche fehlt. Wenn beide Theile zusammengehören, hatte das Anwesen eine Länge von 60 m, eine Breite von 24 m. Antiken viel Ziegeln, Heizröhren u. s. s. wurde nichts gefunden.

* **München**, 10. Oct. Der Präsident der k. Akademie der Wissenschaften, Geh. Rath Dr. v. Pettenkofer. Insolge der von einem hiesigen Blatt (den „Neuesten Nachr.") gebrachten Nachricht, der derzeitige Präsident der k. Akademie der Wissenschaften, Geh. Rath Dr. v. Pettenkofer, habe die Absicht geäußert, eine Wiederernennung nicht anzunehmen, haben wir uns an wohlunterrichtete Stelle über den Sachverhalt erkundigt und erfahren, daß in der That Hr. v. P., dessen dreijährige Amtsperiode mit dem 1. November d. J. abläuft, an das vorgesetzte k. Staatsministerium die Bitte gerichtet hat, Se. kgl. Hoh. der Prinz-Regent möge mit Rücksicht auf sein hohes Alter, (Hr. v. P. vollendet am 3. December sein 78. Lebensjahr) von seiner etwa beabsichtigten Wiederernennung zum Präsidenten der Akademie und Generalconservator der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates absehen. Daraufhin haben die drei Classensecretäre (die Geh. Räthe v. Christ, v. Voit, Cornelius) sich persönlich zu Hrn. v. P. begeben und ihn gebeten, im Interesse der Akademie von seiner Absicht abzustehen, da nach ihrer Ueberzeugung zur Zeit kein anderer Akademiker besser geeignet sei, bei der Instituten vorzustehen, als eben der, trotz seinem hohen Alter einer seltenen körperlichen und geistigen Rüstigkeit sich erfreuende Hr. v. P. Von dieser Bitte haben die Classensecretäre sofort auch dem k. Staatsministerium Mittheilung gemacht und dasselbe gebeten, bei dem Prinz-Regenten geeignete Schritte zu thun, damit Se. k. Hoheit den derzeitigen Präsidenten bestimme, seine werthvollen und allgemein hochgeschätzten Dienste der kgl. Akademie und dem Generalconservatorium noch nicht zu entziehen. — Zur Erläuterung dieser Bitte bemerken wir, daß durch eine von König Ludwig I. am 22. November 1841 erlassene, durch Königl Maximilian II. am 14. Januar 1849 bestätigte Verordnung die Ernennung des Vorstandes (Präsidenten) der Akademie aus der Zahl ihrer ordentlichen Mitglieder auf die Dauer von je drei Jahren königlicher Entschließung vorbehalten ist; weiterhin, daß die Function eines Generalconservators der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates gemäß königlicher Verfügung vom 6. December 1842 mit der Stelle des Vorstandes der Akademie verbunden ist. (Vergl. Almanach der K. Ak. d. W. von 1884, S. 14.) — Auf grund der erwähnten Vorgänge hofft man in akademischen Kreisen zuversichtlich, daß Hr. v. Pettenkofer seine etwaige Wiederernennung zum Präsidenten und Generalconservator nicht ablehnen wird.

* **Freiburg i. B.** Prof. Dr. H. Münsterberg hat einen Ruf nach Zürich als Nachfolger des verstorbenen Philosophen Avenarius erhalten.

* **Innsbruck.** Der bisherige außerordentliche Professor der Geologie und Paläontologie, Vorsteher des geologisch-paläontologischen Universitätsinstituts, Dr. Joseph Blaas ist zum Ordinarius befördert worden.

Neue Kataloge: Nachlaß der Gemälde, Studien und Zeichnungen der Historienmaler Wilh. R. v. Lindenschmit und Herm. Jul. Schlösser, sowie der Sammlung von Oelgemälden ꝛc. des Münchener Verlagsbuchhändlers F. A. Adermann. Koetian in München (Theatinerstr. 15) am 14. Oct. u. ff. TT. — Sammlung von Adolf Thiem, Renaissance-Möbel ꝛc. Versteigerung Berlin, 13. u. 14. Oct. 1896 bei Rudolf Lepke. — B. G. Teubner in Leipzig: Mittheilungen über den Verlag. 29. Jahrg. 1896. Nr. 4. 1. Abth.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sägmüller, Dr. J. B., Die Thätigkeit und Stellung der Cardinäle bis Papst Bonifaz VIII. historisch-canonistisch untersucht und dargestellt. gr. 8°. (VIII u. 262 S.) M. 5.— [14568]

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Montag, 12. October. Nummer 236.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Wissenschaft und Volksbildung in Deutschland. I. Von Friedrich Ratzel. — Ein Hauptwerk zur badischen Geschichte. — Mittheilungen und Nachrichten.

Wissenschaft und Volksbildung in Deutschland.

Von Friedrich Ratzel.[1])

I.

Die Frage wird immer lauter an unsere Universitäten gerichtet, ob sie nicht von dem Ueberfluß des bei ihnen aufgesammelten Wissens mehr über das stark dürstende Land umher leiten könnten. Eine Bewegung auf Ausbreitung des Hochschulunterrichtes, in England und Amerika aus einem Zustand der Hochschulen hervorgegangen, der viel weniger zweckmäßig und überhaupt befriedigend ist als bei uns, reizt in unserm zur Bewunderung des Fremden wie immer geneigten Deutschland zur Nachahmung. Einige hoffen davon Ausgleichung socialer Gegensätze, andere Verstärkung der im Wettbewerb der Völker den Sieg entscheidenden geistigen Waffen und viele begeistern sich an der Aussicht auf die ethischen Wirkungen einer kräftigen, gesunden Geistesnahrung, die keinem versagt bleiben soll, der darnach verlangt. Wir finden in allen diesen Gründen etwas Triftiges. Aber die durch so manchen Zeitungsartikel über „University Extension“ durchklingende schwachmüthige Auffassung, als sei es eine Art Ehrensache für die deutschen Hochschulen, nicht hinter den englischen und amerikanischen in einem so edlen Werk zurückzubleiben, möchten wir von vornherein zurückweisen. Sie entspringt der Verkennung der eigenartigen und engen Verbindung zwischen der Wissenschaft und der Volksbildung in Deutschland. Die sogenannte „University Extension“ entstand in England, als die Ueberzeugung reif geworden war, daß die wenigen, glänzend ausgestatteten und privilegirten Hochschulen dem wachsenden Bedürfniß nach höherer Bildung längst nicht mehr entsprächen. Sie zwang sich besonders den beiden alten Universitäten Cambridge und Oxford geradezu auf. Es fehlt dort auch heute durchaus nicht an Leuten, die darin eine unzweckmäßige, den Universitäten schadende und der Bildung nicht genug nutzende Einrichtung sehen. Aber da nun einmal die Ausbreitung des Hochschulunterrichts von der öffentlichen Meinung Englands als eine Abschlagszahlung auf die hoch aufgelaufene Schuld der Universitäten an die Bildungsinteressen der Allgemeinheit angesehen wird, ist an keine Umkehr zu denken. In Nordamerika hat die von England dorthin verpflanzte Bewegung aus einem anderen Grunde rasch um sich gegriffen. Dort reichen die vorhandenen Anstalten durchaus nicht hin, um dem verbreiteten, lebhaften, aber regellos sich äußernden Bildungsbedürfniß eines jungen Volkes von demokratischer Constitution zu genügen. Daher eine die englischen Einrichtungen auf diesem Gebiet noch übertreffende Mannichfaltigkeit und Zugänglichkeit der „Curse“ von Vorträgen mit ihrem lehrbuch- und katechismusartigen „Syllabus“, der seminarartigen „Classen“, in denen der Vortragende seine Themen examinirend und erläuternd durchspricht, und des Anschlusses an die vielfach musterhaft geordneten und erschlossenen Bibliotheken. Die Lehrerin, die den Winter in einem einsamen Schulhaus Neuenglands unterrichtet hat, hört im Sommer am Chautauqua-See in den herrlich gelegenen Vortragssälen Curse über verschiedenste Wissenschaft und kann sich nach der Rückkehr in ihre Stellung selbständig weiter bilden, indem sie auf Curse in absentia oder briefliche Unterrichtscurse abonnirt, wie die Universität von Chicago sie anbietet. Dazu läßt sie sich von dem Bibliothekar einer vom Staat unterstützten Volksbibliothek die Bücher zusammenstellen und schicken, die dazu gehören. Wer in der von Schuldirector S. W. Beyer trefflich übersetzten und mit Anmerkungen versehenen Schrift des amerikanischen Pädagogen James Russell „Die Volkshochschule (Extension of University Teaching) in England und Amerika“ (Leipzig, 1895) sich über diese neue Art von Bildungsanstalt Raths erholt, der wird den Eindruck gewinnen, daß es sich um eine englisch-amerikanische Einrichtung handelt, die dortigen Verhältnissen und Anforderungen gegenwärtig entspricht. Ganz besonders ist sie offenbar bestimmt, Lücken eines in vielen Beziehungen noch unvollkommenen Unterrichtswesens auszufüllen. Sie ist zur Anregung, zur Förderung des Selbststudiums, zur Vermittelung einer mannichfaltigen, oberflächlichen Kenntniß von vielen Dingen wohl geeignet. Aber in einem Lande, wo regelmäßige Bildungsgänge verlangt und durch Mittel- und Hochschulen erleichtert werden, muß man andere Mittel anwenden, um die Volksbildung zu heben.

Unsre Hochschulen sind zahlreich, zweckmäßig ausgestaltet, stärker besucht und nicht von Schranken umgeben, die dem Armen oder Unempfohlenen den Zutritt erschweren. Stipendien und Stundung machen es erfahrungsmäßig dem absolut Mittellosen möglich, zu studiren, wenn er tüchtig und energisch ist. Als Hörer kann jeder Unbescholtene an jeder deutschen Universität eingeschrieben werden. Und da es keine Controle der Hörsäle gibt, ist der Zutritt zu den Vorlesungen thatsächlich jedem anständigen Menschen möglich. Die Liberalität dieser Einrichtungen macht es bekanntlich seit Jahren den Frauen möglich, auch da Vorlesungen und Seminarien zu besuchen, wo es gesetzlich nicht vorgesehen ist.

Durch die deutschen Universitäten und Technischen Hochschulen gehen jahraus jahrein über 50,000 junge Männer, die hier fürs Leben gebildet werden. Alle Technischen Hochschulen, auch die schweizerischen und österreichischen, haben eine allgemeine Abtheilung, wo Vorlesungen über Geschichte, Volkswirthschaft, Literatur, Aesthetik gehalten werden. An einigen gibt es sogar Professuren der Philosophie. Die Schüler dieser Anstalten zerstreuen sich

[1]) Vortrag auf der Generalversammlung der sächsischen Volksbildungsvereine zu Plauen am 28. Juni 1896.

im Streben nach einer Lebensstellung viel gleichmäßiger über das Land als anderswo, wozu in erster Linie die große Zahl von kleineren Städten mit höheren Schulen, Aemtern und Gerichten beitragen. Die Zehntausende von akademisch gebildeten Aerzten und Apothekern sind auch in diesem Sinn ein Vorzug Deutschlands.

Es gehört zu den Merkmalen des deutschen Bürgerthums, daß es unmittelbar eng verwachsen ist mit der Wissenschaft. Die Organisation unsrer Hochschulen ist so, daß ein hervorragend begabter Jüngling den Weg zur Habilitation leicht finden kann, oft leichter als es in seinem eigenen Interesse zu wünschen ist. Aus äußeren Gründen wird er nicht an den Pforten des Tempels der Wissenschaft zurückgewiesen werden. Es sind viele Vorurtheile geschwunden und viele Schranken gefallen, die früher dem Aufsteigen von tieferen zu höheren und höchsten Bildungsstufen entgegenstanden. Fragen wir, aus welchen Schichten die großen Gelehrten stammen, auf die wir stolz sind: es sind Bürger-, Bauern-, Beamten-, Pfarrerssöhne. Die Aristokratie des Blutes ist schwach vertreten. Die des Geldes würde gern nach den wissenschaftlichen Lorbeeren greifen, wenn nicht der leichte Lebensgenuß auf der einen Seite und die Sorgen des Besitzes auf der anderen Seite abhielten. Es ist auch besser so. Wir können in Deutschland noch viel mehr reiche Leute brauchen, die ihre Muße und ihre Mittel zu wissenschaftlichen Arbeiten verwenden, ohne dem Lehrkörper einer Hochschule anzugehören oder sonst eine öffentliche Stelle mit Titel, Würden und womöglich noch Gehalt zu bekleiden. Gerade von ihnen hat die Wissenschaft ihre Vertretung an solchen Orten zu fordern, wo keine öffentlichen Anstalten dafür sind. Sie mögen Bibliotheken gründen, Sammlungen anhäufen und strebsamen Mitbürgern Antheil daran geben. Vom Zunftgeist unberührt, mögen sie auch den wissenschaftlichen Problemen in freierem Sinn gegenübertreten. Erinnern wir uns, daß zwei der größten Entdeckungen, die der wissenschaftlichen Forschung je beschieden waren, in diesem Jahrhundert durch unzünftige Mitarbeiter gemacht worden sind, und zum Theil im Gegensatz zu den Richtungen und Ansichten an Hochschulen und Akademien: das Gesetz der Erhaltung der Kraft durch den Heilbronner Arzt Robert Mayer und das Entwicklungsgesetz der Organismen durch Darwin. Der gothaische Minister v. Hoff hat vor Lyell mit weitem Blick den in der Geologie epochemachenden Grundsatz der erdumgestaltenden Wirkung kleiner alltäglicher Vorgänge bewiesen in seinem tiefgelehrten dreibändigen Werk „Geschichte der durch Ueberlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche" (1822—34, der vierte und fünfte Band sind Nachträge von Berghaus). Aus seinem Musikalienverlag heraus wurde Wilhelm Hofmeister in Leipzig 1863 als Vierzigjähriger auf den Lehrstuhl der Botanik in Heidelberg berufen, nachdem er schon seit Jahren Schriften über die Lebensvorgänge der Pflanzen veröffentlicht hatte, die für die Auffassung des Lebens überhaupt bahnbrechend geworden sind. Es ist auffallend, daß im Verhältniß zu der so viel breiter gewordenen wissenschaftlichen Arbeit unsrer Tage die Zahl der unzünftigen Meister nicht größer geworden ist. Es ist nicht bloß der Lehrtrieb daran schuld. Die Ehren einer Universitätsprofessur stehen vielen Deutschen höher als die Unabhängigkeit eines ungebundenen Forscherlebens.

Niemand kann sagen, daß die deutschen Hochschulen dem Leben des Volkes fremd gegenüberstehen. Im Gegentheil, es gebührt ihnen ein nicht kleiner Theil am Emporraffen und Starkwerden Deutschlands. Zu den merkwürdigsten Erscheinungen in der Völkergeschichte des 19. Jahrhunderts gehört die wissenschaftliche Erhebung Deutschlands und seine zunehmende Befreiung von fremder Leitung. Vor zwei Menschenaltern zogen die jungen Deutschen nach Paris oder London, wenn sie die letzte Vollendung ihrer wissenschaftlichen Ausbildung suchten. Die großen deutschen Naturforscher, die in der zweiten Hälfte unsres Jahrhunderts im Munde der Welt waren, Alexander v. Humboldt und Justus Liebig, haben immer anerkannt, was sie der französischen Unterweisung verdankten. Wer sich zu wissenschaftlichen Reisen vorbereiten oder mitgebrachte Sammlungen bestimmen wollte, ging zu Tschudi's und Moritz Wagners Zeit an die Pariser Museen. Auch für die technische Verwerthung der Wissenschaften bot Frankreich mehr Beispiele und Möglichkeiten als Deutschland. Es ist zum Theil auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften nicht anders gewesen. Wenn auch bei uns philologisch mehr gearbeitet wurde und Männer wie Wolf, W. v. Humboldt, Bopp alles Fremde unter sich ließen, so ragten noch in unsre Zeit große deutsche Orientalisten herein, die in der Pariser Schule ihre Wissenschaft in einer Vollkommenheit gelernt hatten, wie sie in den dreißiger und vierziger Jahren in Deutschland noch nicht erreicht war. Und erst mit der Schule des jüngeren Langenbeck ist die Vorstellung geschwunden, daß die letzte Vollendung der Chirurgie nur in Paris zu holen sei. Erst die Uebertragung der in der Fremde gesammelten Wissensschätze und Methoden auf unsern heimischen Boden hat Deutschland wissenschaftlich groß gemacht. Ein Menschenalter vorher hatte man verzweifeln können, ob der Vorsprung jemals wieder einzuholen sein möchte, den Frankreich und England in den meisten Wissenschaften gewonnen hatten. Der Generation, die zwischen 1810 und 1840 ihre Studien gemacht und ihre Forschungsarbeiten begonnen hatte, ist es zu danken, daß Deutschland wieder in die vordere Reihe kam und bald auf den meisten Gebieten die Führung erlangte. Das ist nicht einer plötzlich gesteigerten Fruchtbarkeit unsres Volkes an großen Geistern zu danken, sondern dem glücklichen Zusammentreffen, daß der bei uns immer vorhanden gewesene Scharfsinn und Fleiß gerade in einer Zeit durch das fremde Beispiel, die innere Wetlbewerbung und die Förderung der Regierungen sich verdoppelten, wo die meisten Wissenschaften reif für große Entdeckungen waren. Nie ist die Forschungsarbeit so reich belohnt worden, wie in jenen Jahrzehnten, in denen fast alle Wissenschaften durch neue Methoden sich nicht bloß bereicherten, sondern erneuerten und die großen Entdeckungen einander drängten. Die wissenschaftliche Arbeit hat weder vor- noch nachher einen so günstigen Boden gehabt wie in jenen Jahrzehnten, wo in England und Frankreich eine gewisse Erschlaffung oder Erstarrung eingetreten war, während Deutschland mit jugendlicher Begeisterung und Frische sich die günstigsten Gelegenheiten zu nutze machte. Es ist ein höchst merkwürdiges Schauspiel, dieser Aufschwung, der, indem er ungefähr mit dem Abschluß der classischen Periode unsrer Literatur anhebt, die großen Kräfte auf dem bisher vernachlässigten Felde der Wissenschaft fast ebenso fruchtbar zeigt wie früher auf dem der Poesie. Man wird Liebig oder Helmholtz nicht mit Schiller oder Goethe vergleichen, aber deren Zeit hatte keine irgend vergleichbaren Naturforscher aufzuweisen, wie im Zeitalter jener wissenschaftlichen Größen Deutschland an großen Dichtern zu verarmen anhub.

Sehen wir aber aus dieser sprossenden Zeit vorwärts statt zurück, so erkennen wir in dem regen wissenschaftlichen Treiben, das sich allmählich in alle deutsche Gaue ausbreitete, einen Vorboten der politischen Einigung. Die Wissenschaft hat das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Deutschen weiter gepflegt, dem die Literatur eine nie dagewesene Stärke verliehen hatte. In manchen Fällen hat sie es unmittelbar genährt. Man braucht nur die Namen

der Brüder Grimm und Ranke's zu nennen, um die Bedeutung der Erforschung der deutschen Sprache und Vergangenheit und der politischen Geschichte unsres Volkes für die politische Stärkung in dankbare Erinnerung zu bringen. Gleichzeitig haben die Naturwissenschaften den wirthschaftlichen Aufschwung Deutschlands gefördert. Es ist eine fast vergessene Thatsache, daß die Förderung der deutschen Afrikaforschung 1862 von einem gothaischen Comité in die Hand genommen wurde, das sich ganz eng mit dem Nationalverein berührte, und daß dieser politische Verein selbst die deutsche Polarforschung unterstützen wollte, weil er in ihr eine willkommene nationale Bethätigung zur See in einer Zeit erkannte, wo eine deutsche Flotte noch nicht möglich war. Das ist ein schöner, rührender Ausdruck des Instincts für nationale Größe. Man fühlte, daß alle hervorragenden Leistungen der Volksgenossen dem Ansehen der Nation zu gute kommen müssen, auf welchem Gebiet sie nun auch liegen mögen. Um das Ansehen der Deutschen zu heben, das wohl am tiefsten gesunken war zur Zeit des Todes Goethe's und vor dem Zusammenschluß des Zollvereins, hat unsre Wissenschaftspflege mehr beigetragen, als bis heute in den Geschichtswerken zu lesen ist. Wir stehen zu nahe, um es so deutlich zu erkennen wie unsre Nachbarn im Westen. Von dort aus ist jüngst ja selbst unsern weltpolitischen Schmerzen das Pflaster aufgelegt worden: Wie England die Welt wirthschaftlich beherrscht, ist Deutschland die wissenschaftliche Weltmacht geworden, auf dessen Hochschulen und in dessen Lehrbüchern heutzutage jeder lernen muß, der das Höchste in der Wissenschaft anstrebt, einerlei welches nun seine Muttersprache sei.

Es ist schwer begreiflich, wie fremde Beurtheiler Deutschlands früher so leicht zu der Ansicht kommen konnten, unter einer dünnen Schicht höchster Bildung liege bei uns eine Masse von geistiger Trägheit und Theilnahmlosigkeit wie sonst nirgends. Buckle hat in einem einleitenden Capitel seiner Geschichte der Civilisation unter andern Schiefheiten auch die Behauptung gewagt, Deutschland sei geradezu der Typus einer höchst ungleichen Verbreitung der Bildung. Er, der Engländer, der in England zur Zeit, als er schrieb, 75 Procent vollkommen Ungeschulte und in Irland den schmachvoll niedrigsten Stand der Volksbildung vor sich hatte, wie er in Europa damals nur in den vernachlässigtsten Winkeln Rußlands oder der Türkei noch zu finden war, Buckle kann gar keine Vorstellung von der Stellung der Wissenschaft in Deutschland gehabt haben und von dem Leben der Wissenschaft in einem kastenlosen Volk überhaupt. Die Förderung der Wissenschaft ist doch niemals Sache einiger schöpferischer Geister, sondern der unscheinbaren Arbeit vieler. Wenn durch die Mühen von Hunderten ein bestimmter Betrag von Vorarbeiten geleistet ist, erscheint je und je ein umfassender Geist, der die Menge der Einzelleistungen zusammenfaßt und durch große Gedanken gleichsam durchleuchtet. Diese Gedanken wirken als Methoden, Systeme, Theorien wieder auf die Nachfolger, für die sie die Richtungen erneuter Einzelarbeiten bestimmen, bis ein neuer Schöpfer ein neues Licht über die mühsam zu Tage gebrachten Funde wirft. Dieser Proceß spielt sich natürlich nicht so ab, wie wenn in der Uhr nach sechzig unscheinbaren Minuten bei der einundsechzigsten die Glocke ausholt, die mit tönenden Schlägen die vollbrachte Stunde verkündet. Auch die genialen Forscher arbeiten sich mühsam durch die Einzelprobleme hindurch, und auch aus den Werkstätten, wo gewöhnlich nur Theile zu großen Ganzen hergestellt werden, gehen weltbewegende abgeschlossene Entdeckungen hervor. Doch zeigt uns die Geschichte der Wissenschaften im großen immer das gleiche Bild jener Aufeinanderfolge, sei es nun, daß auf Generationen von Systematikern und Classificatoren die Gesetzesfinder folgen, wie in den naturgeschichtlichen Wissenschaften, sei es, daß der räumlichen Ausbreitung die Vertiefung folgt, wie in der Geographie, sei es, daß aus den aufgesammelten Beobachtungen von Jahrtausenden erst das Gesetz sich erhebt, wie in der Astronomie.

Dieser Gang der Entwicklung läßt gar nicht zu, daß die Wissenschaft sich in engen Kreisen zunftmäßiger Arbeiter vollende. Sie braucht das Mitthun und Mitdenken vieler. Und diese vielen kommen gerade bei uns freiwillig und legen freudig Hand an, weil sie wissen, daß sie an einem großen Werke mitschaffen. Nur wo diese kleinen Einzelleistungen von vielen übernommen werden, finden die genialen schöpferischen Geister sich den Boden bereitet. Die Wissenschaft ist in der neuen Zeit gar nicht wesentlich aristokratisch und in Deutschland ist sie es auch nach der inneren Gliederung derer, die ihr dienen, noch weniger als in anderen Ländern. Wo arbeiten Lehrer der Mittelschulen und selbst der Volksschulen in solchem Maße und mit so viel Erfolg mit wie bei uns?

Und doch erscheint nun unser Verhältniß als Volk zur Wissenschaft wahrscheinlich keinem, der tiefer geht, gerade so, wie er es sich nach dem allem denken würde oder vorgestellt hat. Unsre zahlreichen Hoch- und Mittelschulen, unsre Seminarien und Volksschulen, die Fürsorge nicht nur des Staates, sondern auch der Gemeinden und Körperschaften für den Unterricht, endlich unsre wissenschaftlichen und halbwissenschaftlichen Vereine lassen eine außerordentlich gleichmäßige Verbreitung der Volksbildung in den Hauptschichten erwarten. Die zahllosen Geistlichen, Lehrer, Beamten, Aerzte, Gutsbesitzer, die bei uns gleichmäßiger über das Land hin vertheilt sind als sonst irgendwo in Europa, müßten doch eigentlich einen ganz innigen Contact der Gebildeten und weniger Gebildeten herstellen. Und dazu kommen noch die Heereseinrichtungen, die einen großen Theil der männlichen Bevölkerung auch durch eine Art von Schule gehen lassen, und zwar eine höchst wirksame.

Die praktische Erfahrung zeigt nun nicht alle die Ergebnisse, die ein solcher Aufwand von Bildungsmitteln voraussehen läßt. Wenn ich mir eine Schaar von deutschen Auswanderern auf demselben Schiff mit ebenso viel englischen in die Erinnerung zurückrufe, so finde ich durchaus nicht den Unterschied der großen Bildungskluft in ihrem Wesen und Gebahren, die Deutschen können wahrscheinlich alle, von den Engländern nur die Hälfte lesen. In der That lesen von jenen nicht mehr als von diesen. Und prüfe ich ihre Kenntnisse, so wissen die ungelernten Engländer oft besser Bescheid in ihrem Lande, als die geschulten Deutschen. Wandern sie nach Amerika aus, so sind die Vorstellungen von dem neuen Land bei den einen so unbestimmt wie bei den andern. Geht der Zug aber nach einer englischen Colonie, so ist der Engländer durch Erkundigungen bei einem Colonialvertreter oder einer Ansiedlungscommission besser unterrichtet als der belesene Deutsche. Ich erinnere mich eines englischen Schuhmachers auf dem Wege nach Canada, der sich den Vortrag eines Wanderredners über die Dominion fast wörtlich eingeprägt hatte und infolge dessen so gut unterrichtet war, wie aus unsrer langweiligen, veralteten geographischen Literatur über dieses Land damals der belesenste Deutsche nicht sein konnte. Die Unwissenheit der Italiener in Amerika ist unglaublich. Viele wissen nicht, ob sie in Brasilien oder in den Vereinigten Staaten sind, und es ist bekannt, daß gewissenlose Agenten Familien, die hierhin auswandern wollten, dorthin verschiffen, wo die Armen oft erst nach Monaten inne werden, daß sie ihre Bestimmung verfehlt haben. Fremde ist eben für sie Fremde, ob im Süden oder Norden. Aber wie rasch leben sich diese Leute ein! Gerade sie zeigen die Macht der Naturbegabung über die Dressur. Mit ihrer Beweglichkeit und raschen Auffassung

und ihrer ganz realistischen Beurtheilung der Menschen und Dinge holen sie in ein paar Monaten den Vorsprung ein, den dem Deutschen seine Schule gibt.

Bei solchen Erfahrungen wird man immer geneigt sein, an die natürliche Anlage zu denken. Deutsche, Engländer, Italiener sind gewiß verschieden genug angelegt. Man glaubt, den Unterschied greifen zu können. Und doch ist die Naturgabe etwas so Flüchtiges, von dem bei näherer Betrachtung immer mehr abfällt, was ihm zugewiesen war. Es ist aus logischen und praktischen Gründen geboten, nicht zuerst sie heranzuziehen, sondern jene Ursachen, die man klar erkennen kann. Der Deutsche ist gewiß von Natur schwerfälliger, phlegmatischer als manche andere Völker. Diese Anlage wird aber erst recht entwickelt durch seine Gewohnheit, bureaukratisch geleitet zu werden; diese aber hängt nur entfernt mit der Anlage zusammen. Man vergleiche den Schweizer etwa mit dem Pommer. Auch wenn ich eine kleine schweizerische Stadt, wie etwa Glarus, mit einer dreimal größeren süddeutschen vergleiche, finde ich dort mehr geistige Regsamkeit, die auch in der Pflege des Vortragswesens und ganz besonders der Bibliotheken sich bekundet. Es ist nicht die Zahl der höher Gebildeten, die so sehr den Unterschied bedingt, als der Gebrauch, den sie von ihren Gedanken und ihren Kenntnissen machen; die Energie des Strebens zeichnet sie aus, das geistige Leben im Fluß zu erhalten, damit es sich nicht in einzelne beschauliche Quellen zurückziehe, die nach keiner Seite hin befruchtend weiter wirken. Es stellt sich allzuleicht ein Zustand ein, in dem die, die etwas wissen, sich stolz oder schüchtern isoliren, während alles rings umher sich mit außerordentlich wenig Geist begnügt.

Wenn ich die Angaben vergleiche, die mir seit Jahren durch Freunde und Schüler aus den verschiedensten Theilen Deutschlands und der Schweiz über den Stand der Bildungsbestrebungen zugeflossen sind, und eigene Erfahrungen hinzufüge, so bin ich erstaunt über die außerordentliche Ungleichheit der Verbreitung dieser Bestrebungen. Es ist ein auffallender Gegensatz zu der Gleichartigkeit der staatlichen und gemeindlichen Bildungseinrichtungen. Ein einziger Mann von warmem Herzen und starkem Wollen, Gymnasiallehrer, hält in einer großen sächsischen Fabrikstadt durch eine Anzahl von Vereinen das geistige Leben im Schwung und weiß Hoch und Nieder für Stadt und Landschaft, für die Alpen und die Colonien, für Ranke und Rosegger warm zu erhalten. In einem halben Dutzend anderer Städte gibt es ähnliche Vereine, aber sie führen ein kümmerliches, wenn auch zufriedenes Leben. Da tritt in Ermanglung treibender Geister der Zustand ein, der leider der verbreitetste in Deutschland ist, daß der eine Verein die Schmetterlingssammler, der andere die Alterthumsfreunde, der dritte die Alpenwanderer verbindet, jeder für sich ein kleines Leben fristet, wovon die Allgemeinheit keinen Vortheil, kaum Kenntniß hat. Gelegentlich wird im Winter ein Vortrag gehalten, aber von einem Auswärtigen; denn die Einheimischen „ziehen“ nicht. Ohne belebenden Wechselverkehr schichtet sich die Gesellschaft immer deutlicher, wobei in allen Theilen Deutschlands die merkwürdige Regel gilt, daß die hohen und tiefen Schichten von den Bildungsbestrebungen am wenigsten erreicht werden. In der Mitte: bei Lehrern, Handwerkern, Beamten findet man immer noch die regste Theilnahme. Die Geburts- und Geldaristokratie steht in Deutschland überhaupt geistigen Interessen theilnahmloser gegenüber als in irgend einem anderen Lande West- oder Mitteleuropa's. Das lehrt die Geschichte unsres geistigen Lebens ebenso deutlich wie überhaupt unser öffentliches Leben. Eine empfindliche Folge davon ist die unverhältnißmäßige Seltenheit großer Zuwendungen für wissenschaftliche oder literarische Zwecke. Darin sind sogar Oesterreich und Ungarn Deutschland voraus. Wie freigebig erweisen sich die griechischen Kaufleute im Ausland gegen die Bildungsbestrebungen ihrer Volksgenossen!

In Deutschland wird mehr studirt als gelesen. Das hat sehr gute Gründe in der Gründlichkeit und der Selbständigkeit, aber auch weniger erfreuliche und ehrenvolle. Bildung und Bildungstrieb hängen eng mit der Lebensweise zusammen. Jeder weiß aus eigener Erfahrung, wie seine Zeitvertheilung dem Lesen und Lernen zu gute kommt oder schadet. Wir Deutsche sind eines der geselligsten Völker und es ist keine Frage, daß wir zu viel gute Zeit einer Geselligkeit opfern, bei der Essen und Trinken eine viel zu große Rolle spielen. In vielen Städten und Städtchen mag jeden Abend nicht viel weniger als die Hälfte der Männer in Wirthshäusern und ähnlichen Orten öffentlicher Geselligkeit sitzen. Dazu kommen die ebenfalls Zahlreichen, die die sogenannte Familiengeselligkeit pflegen. Im allgemeinen kommt für den Geist bei jener wie bei dieser Form der Geselligkeit wenig heraus. Selbst in den Kreisen, die man die besten nennt, sind die Tisch-, Thee- und Kaffeegespräche meist entsetzlich öd und zeigen, wenn sie lebhaft werden, auch selbst in den „gebildetsten“ Kreisen eine schlimme Neigung zum Klatsch.

Es ist merkwürdig, wie wenig von der Bildung, die der Deutsche sich mit so großen Opfern errungen hat, bei diesen Gelegenheiten zur Aeußerung kommt. Für so manches deutsche Studentenleben gilt die Regel, daß es ein sonst in diesem Alter unerreichtes Maximum von Bildung beim Verlassen des Gymnasiums erreicht, daß aber dann die Curve sich sehr rasch senkt und auf einem unerwartet niederen Niveau weiter und ausläuft. Daß das geistige Bedürfniß der der Schule Entwachsenen bei uns gering ist, beweist der schwache Bücherabsatz, die geringe Verbreitung besserer Zeitschriften, das Zurückgebliebensein der Bibliotheken, die dem Lesebedürfniß der Masse zu dienen haben, die schwachen Forderungen, die auch selbst der gebildete Deutsche in der Regel an seine Zeitung stellt, und so vieles andere. Es liegt gerade darin ein auffallender Widerspruch gegen das deutsche Bildungsideal, das ein viel breiteres Fundament hat, als das anglokeltische in England wie in Amerika. Hört man auch bei uns über immer weiter gehende Absonderung und Einengung der Studienrichtungen klagen, so wird doch in den Schulen allen Grades eine vielseitige Bildung angestrebt und in den Hochschulen wenigstens in den ersten Semestern noch als Ideal festgehalten. Die amerikanischen und englischen Studirenden gehen von Anfang auf ein ganz bestimmtes Ziel, und suchen sich auch an den deutschen Universitäten gern ihren engen, möglichst geraden Weg auf den „Grad“. Auch in der Wissenschaftspflege tritt das, besonders in Amerika, hervor. Die Blüthe des Vortragswesens, der Curse und der Volksbibliotheken liegt dort zum Theil gerade in dem Bedürfniß, sich später über weitere Gebiete auszubreiten.

Ein Hauptwerk zur badischen Geschichte.[1])

Der neu erschienene vierte (vorletzte) Band eines nicht allein der badischen, sondern auch der deutschen und europäischen Geschichte dienenden Werkes gibt uns Gelegenheit, mit wenigen Worten der früheren Bände zu gedenken.

Im April 1883 faßte die Badische Historische Commission unter ihren ersten Beschlüssen auch den, die politische Correspondenz Karl Friedrichs von Baden in den Jahren 1783

[1]) Politische Correspondenz Karl Friedrichs von Baden. 1783—1806. Herausgegeben von der Badischen Historischen Commission. Bd. I und II bearbeitet von B. Erdmannsdörffer. III und IV bearbeitet von K. Obser. Heidelberg, C. Winter 1888—1896.

bis 1806 zu sammeln und herauszugeben. Ueber die damals maßgebenden Gesichtspunkte und die Methode der Ausgabe unterrichtet das Vorwort Erdmannsdörffers im ersten Bande. Dieser umfaßt die Jahre 1783 bis 1792 und behandelt in je einem Abschnitt Baden und den Fürstenbund, die Beziehungen zu Frankreich, den Niederlanden und Rußland und schließlich Baden und die Anfänge der französischen Revolution. Zu beachten sind darin vor allem die Acten über den Fürstenbund, an dem die Regierung des Markgrafen Karl Friedrich lebhaften Antheil nahm.

Der zweite Band, der mit dem Jahre 1797 abschließt, wird durch den Gegensatz zwischen dem Deutschen Reich und der französischen Republik beherrscht. Erst nahm Baden mit dem Kaiser am Reichskriege theil. Dann erzwang die Sorge um die eigene, durch die geographische Lage der Markgrafschaft bedrohte Existenz den Uebergang zu einer Politik des Zuwartens, die am 22. August 1796 in einen Sonderfrieden mit Frankreich ausmündete.

Im dritten Bande (1797—1801) steht der Rastatter Congreß im Vordergrunde. Im Anschluß daran wird die badische Politik während des Reichskrieges gegen Frankreich bis zum Frieden von Lunéville (9. Febr. 1801) dargelegt.

Die Actenreihe des vierten, jüngst ausgegebenen Bandes, 668 Nummern stark, mußte aus äußeren Gründen über eine natürliche Grenze hinaus bis zum März 1804 geführt werden. Dazu kommen einige Nachträge zu Band II und III, unter denen namentlich neue Berichte über den Rastatter Gesandtenmord hervorzuheben sind. In der vorangeschickten Einleitung (S. VII bis LXXIV) faßt Obser die hervorstechenden Ergebnisse seiner Veröffentlichung zusammen, indem er sich an die sachliche Gruppirung der Acten selbst anschließt. Die innere Verknüpfung der einzelnen Maßnahmen der badischen Politik würde dem Benutzer vielleicht noch deutlicher werden, wenn etwa eine chronologische Tabelle mit Verweisen auf die Einleitung und die Belege hinzugefügt wäre.

Der Band zerfällt in drei Hauptabschnitte. In dem ersten verfolgen wir die Entschädigungsfrage vom Lunéviller Frieden bis zur Pariser Convention vom 3. Juni 1802. Es handelt sich dabei vornehmlich um Verhandlungen auf dem Reichstage zu Regensburg, in Wien, in Paris und in St. Petersburg. Unter den leitenden Staatsmännern der Markgrafschaft steht der Freiherr v. Reitzenstein in erster Reihe. Als Gesandter in Paris ist er dem Brennpunkt der selbstsüchtig kleinen Interessen der deutschen Höfe jener Tage nahe. Es ist eine wahre Freude, an der Hand der Acten zu verfolgen, wie dieser Vertreter eines kleinen Staates in den weltbewegenden Fragen der europäischen Politik Bescheid weiß, seinem Fürsten alle erreichbaren Vortheile sichert und durch eine gesunde Realpolitik selbst einem Napoleon und Talleyrand Achtung abzunöthigen versteht. Auf den berüchtigten Landschacher der deutschen Unterhändler in Paris fällt manches bezeichnende Streiflicht, das aber dem Vertreter Badens nicht zur Unehre gereicht. Das Ergebniß des langwierigen Diplomatisirens war überaus günstig: der Markgrafschaft fiel in der genannten Convention ein Gebiet von 62 Quadratmeilen mit rund 250,000 Einwohnern zu. Die Verluste auf dem linken Rheinufer hatten sechs- bis siebenmal weniger betragen. Im Zusammenhang mit der nochmaligen Sendung des Oberkammerherrn v. Geusau (über die erste vergl. Bd. II. Einl. S. XLIV ff.) nach St. Petersburg konnte Obser auf russische Angelegenheiten eingehen, die von großem allgemeinen Interesse sind. Des Markgrafen Karl Friedrich Enkelin hatte 1793 den späteren Kaiser Alexander I. geheirathet. Als nun Paul I., Alexanders Vater, am 22./23. März 1801 ermordet wurde, glaubte man allgemein, die junge Kaiserin Elisabeth werde einen maßgebenden Einfluß auf ihren Gemahl ausüben. Dieses war dann nicht der Fall. Ihre leider nur in geringer Zahl der Forschung zugänglichen Briefe sind recht werthvoll, vor allem einer (Nr. 149), den sie noch unter dem frischen Eindruck des gewaltsamen Todes ihres Schwiegervaters schrieb.

Der zweite Abschnitt reicht bis zur Annahme des Reichsdeputationshauptschlusses am 25. Febr. 1803. Baden hatte dafür zu sorgen, daß der Zar die Pariser Convention bestätigte (16. Juli 1802). Es hatte mit Bayern behufs Besitzergreifung der Pfalz höchst schwierige Verhandlungen abzuwickeln. Auch fehlte es nicht an Rangstreitigkeiten mit Württemberg wegen der beiden Staaten verliehenen Kurwürde. Endlich zog hier die Hochbergische Erbfolgeangelegenheit zum erstenmale die Aufmerksamkeit auf sich. Wie in diesem zweiten, so ist es auch in dem letzten Hauptabschnitte vor allem die badische Landesgeschichte, die eine gründliche Beleuchtung aus den Quellen erfährt. Indem uns die Anfänge des neuen Kurstaates gezeigt werden, wird uns unmittelbar vor dem Zusammenbruch des alten Reiches die ganze Umständlichkeit seiner Staatsmaschinerie noch einmal offenbar. Wir erwähnen die sogenannte Sequesterangelegenheit, den kläglichen Streit um die Virilstimmen auf der Regensburger Reichsversammlung, den Streit mit Württemberg um das Ausschreibeamt des schwäbischen Kreises, das früher dem Bischof von Konstanz zugestanden hatte, das badische Conservatorium zu gunsten der Reichsritterschaft. Bedeutsamer war die Ordnung des Verhältnisses der katholischen Kirche zum Staat in den neu erworbenen Landestheilen. Der Geh. Rathserlaß vom 29. Juni 1803 (Nr. 485), von dem hochverdienten Geheimen Rath Brauer verfaßt, darf als der Ausgangspunkt der neueren badischen Kirchenpolitik angesehen werden. Wesentlich ist dabei das Zurückgreifen auf die Emser Punctationen zur vollen Wahrung der Rechte des Staates. Die badisch-französischen Beziehungen wurden nach der Pariser Convention dadurch beeinflußt, daß an Stelle Reitzensteins, der infolge seiner leidenden Gesundheit in den Ruhestand hatte treten müssen, der Freiherr v. Dalberg, ein Neffe des Kurerzkanzlers, Gesandter in Paris wurde. Dalberg beschäftigte sich einmal mit dem abenteuerlichen Plane eines großen Bundes gegen Napoleon. Er rechnete dabei u. a. auf Schweden, dessen König im September 1803 den ihm verwandtschaftlich verbundenen Karlsruher Hof besuchte. Thatsächlich gerieth Baden, wie es der sonstigen Entwicklung der Dinge entsprach, immer mehr in das französische Fahrwasser, so daß die vorliegenden Acten schon der Vorgeschichte des Rheinbundes dienen. Bis zu diesem soll der fünfte und letzte Band reichen. Die europäische Geschichte wird darin aus den Acten über die Katastrophe des Herzogs von Enghien besonderen Gewinn ziehen. Alle diejenigen, die auch heute noch an der Personengeschichte Freude haben, werden sich bei der Lectüre der „Correspondenz" immer wieder das Bild des Fürsten vergegenwärtigen, der im Mittelpunkte steht. Die Gestalt des Markgrafen und späteren Kurfürsten Karl Friedrich, dessen ungewöhnlich lange Regierung außerordentlich schwierige Zeitläufte zu überwinden hatte, ist würdig, in der allgemeinen Geschichte deutlicher hervorzutreten, als das bisher der Fall war. Auf grund der neu erschlossenen, durch sorgfältige Bearbeitung nunmehr so bequem zugänglichen Quellen wird es möglich sein, den unerfreulichen Todeskampf des alten Reichs vom Standpunkt eines Kleinstaates zu betrachten, der das beneidenswerthe Glück hatte, damals an seiner Spitze einen hervorragenden Fürsten, unter seinen Beamten ausgezeichnete Diplomaten zu besitzen. Nichts dürfte der Historiker mit lebhafterer Befriedigung begrüßen, als eine Erweiterung seines Gesichtskreises, wie sie ihm durch das groß angelegte Unternehmen der Badischen Historischen Commission zutheil

Digitized by Google

wird. Sein Wunsch wird daher vor allem dahin gehen, daß es bald zum Vortheil der Wissenschaft, zur Befriedigung des Bearbeiters beendet vorliegen möge. A. C.

Mittheilungen und Nachrichten.

α Die schon so oft gestellte Frage: „Konnte Marschall Bazaine im Jahre 1870 Frankreich retten?“ beantwortet der bekannte Militärschriftsteller Major H. Kunz nur bedingungsweise. (Berlin 1896. Verlag von R. Eisenschmidt, Verlagsbuchhandlung für Militärwissenschaften). Er führt aus, daß dem intriganten Marschall aus persönlichen und politischen Motiven die ernste Absicht fehlte, den Durchbruch der Rheinarmee aus Metz zu erzwingen, weil er dieselbe schließlich in die politische Wagschale zu werfen gedachte; daß aber die Franzosen ein siegreiches Ende des Krieges zu erringen doch nicht im stande gewesen wären, selbst wenn der Durchbruch gelungen wäre und die Rheinarmee den festen Keil und die Cadres für die Neuformationen der Republik abgegeben hätte.

α In einem 3. und 4. Hefte seiner „Kriegslehren in kriegsgeschichtlichen Beispielen der Neuzeit“ (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, k. Hofbuchhandlung) hat General v. Scheff Betrachtungen „über die Schlacht von Gravelotte-St. Privat“ und „die Cernirung von Metz und die Schlacht von Noisseville“ angestellt. Im ersteren erörtert er die taktischen Fragen, von welchen die Gegenwart im Anblick auf die Schlachtfelder der Zukunft bewegt ist, im letzteren die Maßnahmen auf beiden Seiten nach der Schlacht bei Gravelotte-St. Privat, die zur Einschließung von Metz führten, sowie den mit allen Kräften unternommenen französischen Durchbruchsversuch in der Schlacht bei Noisseville. Ersterer geht der Verfasser auf die von Major Kunz in der vorstehend genannten Schrift angeregten Gedanken näher ein und schließt damit, daß die höhere militärische Befähigung der Führerschaft auf einer Seite wesentlich zur Besiegung des Gegners beiträgt, daß aber ein voller Zusammenbruch von Armee, Staat und Volk selbst einem feindlichen Feldherrn ersten Ranges gegenüber immer nur da eingetreten ist, wo auch die inneren Zustände des Besiegten verrottet waren. — Für das Studium von Kriegsgeschichte, Taktik und Strategie sind diese Hefte von besonderer Bedeutung.

α Die kriegerische Rücksichtslosigkeit. Studien aus der Kriegsgeschichte von Hauptmann Dechend. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, k. Hofbuchhandlung. — Der Verfasser erbringt den Beweis, daß immer nur zielbewußte Rücksichtslosigkeit zu großen kriegerischen Erfolgen führte, sofern sie gepaart war mit klugre Berechnung aller nützlichen oder hinderlichen Verhältnisse, welche ebenso schonend wie vordringend einzugreifen gestattete. Peter dem Großen, Napoleon I., Blücher und Gambetta stellt er Moltke gegenüber, bei dem alles auf die Berücksichtigung eines jeden wichtigen Interesses angelegt ist, und wonach einen besonderen Abschnitt der Truppe, die gerade bei der kriegerischen Rücksichtslosigkeit am meisten in Betracht kommt.

α Der 17. Band des Monumenta Germaniae Paedagogica, zugleich der 4. Band der „Geschichte des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens in den Landen deutscher Zunge“ von Oberst a. D. v. Poten, Berlin 1896, A. Hofmann u. Comp., gibt auf Grund der Urquellen eine Geschichte der sämmtlichen preußischen Anstalten und Einrichtungen für Unterricht und Ausbildung von Officieren, Unterofficieren und Mannschaften, sowie der mit der Beaufsichtigung und Oberleitung betrauten Behörden. Ueber letztere, sowie über den Mannschaftsunterricht, die Kriegsakademie, die Artillerie- und Ingenieurschule gab es überhaupt noch keine Darstellung; die vorliegende Bearbeitung umfaßt zum erstenmal die Gesammtheit der Institutionen, welche für das ganze deutsche Reichsheer maßgebend und für viele ausländische Schöpfungen vorbildlich geworden sind.

ll. Archäologisches. Zu den Fragen der attischen Topographie, die augenblicklich die philologische wie die archäologische Welt gleich sehr beschäftigen, erhebt auch Prof. Milchhöfer, einer der besten Kenner Attika's, im letzten Heft des „Philologus“ seine Stimme, indem er sich entschieden auf die Seite der Gegner Dörpfelds stellt. Der Kernpunkt des Streites ist, ob die von Dörpfeld am Ostabhang der Pnyx, der Westseite der Akropolis gegenüber, gefundenen Reste eines Brunnenhauses des sechsten Jahrhunderts v. Chr. zu dem von den Pisistratiden erbauten neunröhrigen Stadtbrunnen, der Enneakrunos, gehören oder nicht. Dörpfeld hatte, auf die Stadtbeschreibung des Pausanias gestützt, den Brunnen genau an diese Stelle gesucht. Aber nach einem schwer wiegenden Zeugniß des Thukydides dehnte sich die älteste Stadt, vor deren Thoren diese vor ihrer Fassung Kallirrhoë genannte Quelle lag, vielmehr „größtentheils nach Süden“ von der Akropolis aus und in die Nähe der Quelle nennt Thukydides die Heiligthümer des Zeus Olympios, des Apollon Pythios und des Dionysos, die wie in historischer Zeit in der That südlich von der Akropolis nach dem Ilissos zu finden. Dörpfeld muß, um die Deutung der ausgegrabenen Brunnenreste auf die Enneakrunos zu halten, die Worte des Thukydides in einer Weise auslegen, gegen die die Philologen Widerspruch erheben, und muß — was fast schlimmer ist — eine Verdoppelung der aufgezählten Heiligthümer annehmen, indem er sie sich in der ältesten Zeit an der Nordwestecke der Akropolis denkt und eine spätere Anlage vergrößerter heiliger Bezirke derselben Götter im Süden voraussetzt. Es fehlen daher nicht nur die Anhaltspunkte, sondern ein derartiger Vorgang ist vom religionsgeschichtlichen Standpunkt aus, bei dem zähen Haften der Culte an dem einmal gewählten Ort, nur schwer denkbar. Andererseits hat Dörpfelds Anschauung als wichtigste Stütze für sich, daß nach ihr des Pausanias topographische Beschreibung Athens, die einzige uns erhaltene, eine fortlaufende und wohl überlegte Aufzählung aller Oertlichkeiten ergibt, während man den Schriftstellen sonst eines willkürlichen, bisher nicht erklärten Abschweifens von seinem Anmarsche zeihen muß. So steht das Zünglein der Wage ein und die Entscheidung kann nur durch den Spaten kommen. Leider hat Dörpfeld bisher keines der Gebäude, die Pausanias nur und nach der Enneakrunos erwähnt, zu finden vermocht. Ein neuer hoffnungsvoller Anfang ist aber gemacht durch die Aufdeckung von Theilen einer Halle unterhalb des Hephaistostempels, an einer Stelle, wo Dörpfeld die am Markte belegene „Königshalle“ vermuthete. Möchte hier wenigstens der Fund einer Inschrift oder eines anderen unzweifelhaften Documents der theoretischen Deutung zu Hülfe kommen! Und vor allem ist zu wünschen, daß sich wie bisher opferfreudige Alterthumsfreunde finden, die diese in rein wissenschaftlichem Interesse unternommenen und geringe Aussicht auf werthvolle Sculpturenfunde bietenden Ausgrabungen weiterhin ermöglichen. Von griechischer Seite soll, wie verlautet, ein anderer großer Plan jetzt in Angriff genommen werden, die Aufdeckung des Nordabhanges der Akropolis. Hier dürfen wir nicht nur die Lösung von topographischen Fragen, sondern vielleicht auch die Auffindung manches kostbaren Stückes, das von oben herabgestürzt ist, erwarten. Zu beklagen bleibt dabei immerdar, daß L. Roß' trefflicher Gedanke, das ganze Gebiet nördlich der Akropolis von moderner Bebauung freizuhalten, nicht ausgeführt worden ist, und daß nun diese Arbeiten an der Habsucht der griechischen Hausbesitzer eine beständige Erschwerung und Verzögerung erfahren werden.

* Dem bereits mit einem unerhörten Reichthum von Instrumenten ausgestatteten Lick-Observatorium in Californien hat Miß Karoline Bruce, die sich schon durch viele großartige Anwendungen für wissenschaftliche Zwecke einen Ruf in der wissenschaftlichen Welt verschafft hat, die nöthige Summe zur Anschaffung eines mächtigen Kometensuchers und außerdem eine weitere zur Beschaffung von Photometern für das große Aequatorialinstrument der Sternwarte überwiesen. Ferner hat ein Hr. Walter Law in Senebee am Hudson dem Director Holden am Lick-Observatorium eine beträchtliche Summe zur Veröffentlichung des Mondatlasses eingesandt, der nach den Mondphotographien hergestellt werden soll, die mit den Rieseninstrumenten dieser Sternwarte aufgenommen wurden. — Nachdem neulich erst das Vorübergleiten eines Meteors vor der Mondscheibe durch Prof. Pickels beobachtet wurde, hat ein anderer amerikanischer Astronom, Gathman, am 22. August um die Mittagszeit ein Meteor vor der Sonnenscheibe vorübergehen sehen, dessen Bahn 8 Secunden lang über den lichtausstrahlenden Himmelsregion zu verfolgen war. Seine Entfernung von der Erde wurde auf 1600 km und sein Durchmesser auf 72 km geschätzt. Gathman nimmt an, daß dies eines der zahlreichen Weltkörperchen oder Trabanten gewesen ist, welche die Erde umkreisen; aber es ist das erstemal gewesen, daß man einen solchen Körper über die Sonnenscheibe hinstreifen sah.

* Der japanische Unterrichtsminister Marquis Saionji will, den neuesten japanischen Blättern zufolge, vom nächsten Reichstage noch 1½ Millionen Yen mehr als im vorigen Jahre fordern, darunter 200,000 Yen für Entsendung von Gelehrten nach Europa zu ihrer weiteren Ausbildung. Im ganzen soll deren Anzahl bis auf 100 steigen.

Dr. Z. XVI. Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit. II. Den ersten Verhandlungstag füllten sodann noch zwei fernere Hauptgegenstände aus. Zunächst gab Dr. Münsterberg (Berlin) einen Generalbericht über die Thätigkeit des Vereins in den fünfzehn Jahren seines Bestehens, sich dabei gleichermaßen auf seinen bereits zur Druckleguug gekommenen Bericht beziehend. Dr. Münsterberg stellt die Tendenz und den Charakter des Vereins näher dar. Der Verein hat einen ganz allgemeinen Zweck. Wie in § 1 seiner Satzungen ausgedrückt, erstrebt er die Zusammenfassung der zerstreuten Reformbestrebungen, welche auf dem Gebiete der Armenpflege und Wohlthätigkeit hervortreten, und die sachgemäße gegenseitige Aufklärung der auf diesem Gebiete thätigen Personen. Er schließt sich nicht an eine bestehende Gesetzgebung eng an, sondern sucht die Fragen vom allgemeineren, höheren Gesichtspunkt aus zu lösen. Dabei ist es erfolgreich bestrebt gewesen, alle wirthschaftlichen und politischen Gegensätze bei seinen Verhandlungen zu vermeiden, lediglich seinem größeren Zwecke folgend. Anfangs spielte zwar die grundlegende Verschiedenheit in der Ordnung der Armenpflege in Alt-Deutschland nach Unterstützungswohnsitz und nach Heimathrecht bei den Verhandlungen eine größere Rolle, wobei als charakteristische Eigenthümlichkeit die Erscheinung hervortrat, daß die Anhänger je des einen oder des andern Systems keineswegs nach dem Geltungsbereich derselben nach Nord und Süd sich schieden. Dann aber trat dieser Unterschied vollkommen zurück, das Interesse an den allgemeinen Fragen wurde alleinherrschend und dieses allgemeinen Zeugen gab es eine solch reiche Fülle, daß es an Stoff zur Arbeit nie gefehlt. Ein beredtes Zeugniß ernster Arbeit, eifrigen Fortstrebens liefern alle die einzelnen Untersuchungen, die mündlichen und schriftlichen Berichte, die Vereinsschriften, welche in dem gedruckten Generalbericht zusammengefaßt dargelegt sind. Obgleich dem Verein eine Reihe hervorragender Kräfte durch den Tod bereits entrissen worden, deren im einzelnen noch gedacht wurde, hat er sich doch unverändert forterhalten und neu ergänzt. Der Stoff für nutzbringende Verhandlungen — daß die Vereinsverhandlungen auch praktisch nutzbringend gewesen, belegen die vielfachen Bezeugungen der Armenverwaltungen, welche der gedruckte Bericht enthält — ist dabei aber keineswegs als bereits erschöpft zu erachten. Die Fülle der äußeren Umstände bedingt auch eine Fülle verschiedener Formen der Armenpflege und der Ausübung derselben. Eingehender behandelt dann Redner in geschichtlicher Entwicklung die allmähliche Ausgestaltung der Armenpflege nach den verschiedenen Epochen, von den ersten Anfängen im Alterthum an bis in die neueste Zeit. Die besonderen Verhältnisse der Gegenwart, die ungemein hastende Entwicklung, die bedeutende wirthschaftliche Umgestaltung ꝛc. spannen gerade jetzt zu ganz besonders erhöhten Forderungen an. Dabei ist der Zweck erweitert und höher geworden, indem als Hauptziel angesehen wird, die Verarmung zu verhüten, beziehungsweise sie möglichst schnell zu beseitigen. Ein weites Arbeitsfeld ist dadurch aber nicht nur jetzt, sondern auch für die Folge vermöge des reichen Wechsels gegeben. Redner schließt seine interessanten und mit großem Beifall aufgenommenen Ausführungen mit dem Wunsche, daß der Verein weiter wirken möge zum Segen der Armen, zur Festigung deutschen Gemeinwesens und zur Ehre deutscher Arbeit.

Den nächsten Gegenstand bildete die Fürsorge für arme Schulkinder durch Speisung, beziehungsweise Verabreichung von Lebensmitteln; für denselben trat als Berichterstatter Magistratsassessor Cuno (Berlin) auf; auch dieser hatte bereits einen Druckbericht erstattet. Die Einrichtung der Schulspeisung ist noch verhältnißmäßig neu, hat aber doch bereits sowohl im Auslande, besonders in der Schweiz, wie auch in Deutschland einen größeren Umfang gewonnen, wie in dem Druckberichte des näheren bezüglich Deutschlands auf Grund besonderer Angaben der meisten Städte über 20,000 Einwohner zur Ausführung gebracht ist. Bei der Schulspeisung muß aber nach allen Richtungen hin mit besonderer Vorsicht verfahren werden; namentlich ein Zuviel kann hier leicht Schaden stiften. Eine gemeinsame Speisung aller Schulkinder, wie solche als weitestgehende Forderung aufgestellt ist, wird nicht gutzuheißen sein. Speisung darf nur da eintreten, wo wirklich durch die speciellen Verhältnisse des Einzelfalls ein Bedürfniß begründet ist. Eine sorgfältige Prüfung nach der Nothwendigkeit wird stets erforderlich sein. In erster Linie gehören die Kinder ins Elternhaus, die Eltern haben die Pflicht, auch für die Speisung der schulpflichtigen Kinder entsprechend zu sorgen. Die Eltern werden daher gegebenenfalls zunächst so zu unterstützen sein, daß sie für die Kinder sorgen können. Die Fürsorge für die Speisung wird als eine Ergänzung des Unterrichts anzusehen sein, sie selbst muß mit tactvoller Sorgfalt so ins Werk gesetzt werden, daß es den Kindern nicht zum Bewußtsein kommt, daß arme Kinder gespeist werden. Massenhafte Speisung von Kindern außerhalb der Schule ist für bedenklich zu erachten. Es ist ein Unterschied zu machen bezüglich der Verabreichung von Frühstück und der Verabreichung von Mittagbrod; für erstere wird ein weiter gehendes Bedürfniß als für letztere anzuerkennen sein, auch treffen die Bedenken hauptsächlich letztere. Es werden daher folgende Leitsätze zur Beschlußfassung anheimgegeben: „Einrichtungen der Privatwohlthätigkeit oder der Gemeinde zur Darreichung von Frühstück (Milch, Suppe) an nüchtern oder ungenügend genährt zur Schule kommende Kinder sind zu empfehlen. Darüber hinausgehende Belästigung der Schulkinder ist von der Prüfung des Bedürfnisses und der Nothwendigkeit gerade dieser Art der Fürsorge abhängig zu machen."

Bürgermeister Matting (Charlottenburg) stimmt im allgemeinen den Ausführungen des Referenten zu, will aber die Schulspeisung lediglich als Unterrichtsangelegenheit, nicht als zur Armenpflege gehörig angesehen wissen. Die Schule mag das Ganze besorgen, nicht die Armenbehörde, höchstens die Privatwohlthätigkeit wird hier eingreifen können. Wo ein unterrichtliches Bedürfniß für eine Speisung vorhanden ist, hat die Gemeinde einzutreten, die erforderlichen Mittel aber gleich den Unterrichtskosten im allgemeinen der Schulcasse zu entnehmen. Geheimer Regierungsrath Professor Dr. Böhmert (Dresden) theilt die in Dresden gemachten Erfahrungen mit und empfiehlt ein Zusammenwirken von Unterrichts- und Armenpflegebehörden, eventuell auch unter Betheiligung der freiwilligen Armenpflege; seine Ausführungen gipfeln in der von ihm eingebrachten Resolution folgenden Inhalts: „Die Versammlung erblickt in der Speisung armer Schulkinder eine Maßregel, welche in Fällen großer Bedürftigkeit bei weiten Schulwegen im Interesse der Gesundheit der Kinder und des Unterrichts nöthig werden kann; sie empfiehlt jedoch große Vorsicht, damit nicht durch Massenspeisungen von Kindern der Familienzusammenhang und das Gefühl der Selbstverantwortlichkeit bei den Eltern geschwächt werde. Vom Standpunkt der Armenpflege ist in Großstädten, wo mehrere Vereine in dieser Richtung für die Kinder sorgen wollen, eine Verständigung unter denselben und ihr Zusammenwirken mit der Gemeindeverwaltung und der Schulverwaltung dringend wünschenswerth." Der Vertreter des Vereins für Kindervolksküchen in Berlin, Abraham (Berlin), letzthin bekannter geworden auch als Leiter der „Volksernährung" auf der Berliner Gewerbeausstellung, legt in längerer Ausführung die Bestrebungen und die Erfolge des von ihm vertretenen Vereins klar, bei dem allerdings eine Massenspeisung in Frage kommt, wie schon aus dem mitgetheilten Zahlenmaterial — die jährlich verabreichte Portionenzahl geht zeitweise über eine Million — zu folgern ist. Redner bezeichnet den Verein für Berlin als eine Nothwendigkeit, die ganze Angelegenheit als bedeutungsvoll und weittragend, die vorgeschlagenen Resolutionen hält er den Vereinen, wie dem von ihm vertretenen, für verderblich und bittet deßhalb, denselben nicht zustimmen zu wollen, vielmehr die Sache in der Schwebe zu lassen. Beigeordneter Albers (Elberfeld) theilt mit, daß die Elberfelder Armenverwaltung beschlossen habe, sich nicht an den fraglichen Bestrebungen zu betheiligen, sondern solche lediglich den Privatvereinen zu überlassen. Die Bedenken gegen eine Schulspeisung seien zu groß, die Armenpflege gewähre das zum Leben Nöthige, dazu gehöre aber auch die Kost für die die Schule besuchenden Kinder. Durch die Schulspeisung würden oft gerade die schlechteren Elemente besonders unterstützt, er sei deßhalb auch gegen die Resolutionen.

Nachdem Abraham (Berlin) nochmals für Aussetzung der Beschlußfassung und für Vertagung behufs nochmaliger näherer Prüfung der Frage gesprochen hatte, diese Vertagung aber abgelehnt war, gelangten die Böhmert'sche Resolution und eine dazwischen von Cuno (Berlin) und Matting (Charlottenburg) eingebrachte neue Fassung der ersten Resolution des Berichterstatters zur Abstimmung, wobei die letztere in folgender Weise Annahme fand: „Die Verabreichung von Nahrungsmitteln an Schulkinder ist unter Zuziehung der Schulverwaltung thunlichst auf die Fälle zu beschränken, in denen diese Fürsorge aus unterrichtlichen Gründen erforderlich erscheint und nicht durch Unterstützung der Familie gewährt werden kann."

* **Halle a. S.** Die Leopoldinisch-Karolinische Akademie der Naturforscher hat Fridtjof Nansen zu ihrem Mitglied ernannt. — Im Juli 1898 werden, wie von den zuständigen

Stellen vereinbart ist, die Francke'schen Stiftungen, unsre weit berühmten Schulanstalten, das Fest ihres 200jährigen Bestehens feiern. Um eine angemessene Betheiligung früherer Zöglinge zuwege zu bringen, hat sich ein Ausschuß gebildet, der zunächst an alle ehemaligen Schüler der Latina, des Pädagogiums und der Realschule jener Stiftungen die Bitte richtet, ihre eigene Adresse, sowie möglichst auch diejenige von anderen ehemaligen Schülern an Rechtsanwalt P. Voigt, Halle a. S., Brüderstraße 2, einzusenden.

* **Berlin.** Der Lehrer des Neuarabischen am Orientalischen Seminar, Dr. Moritz, der zugleich Bibliothekar des Instituts und Secretär des Directors ist, hat dem Vernehmen nach eine Berufung als Bibliothekar des Chedive nach Kairo erhalten. Dr. Moritz war Lehrer des Neuarabischen mit Berücksichtigung der Dialekte von Aegypten, Marokko und Zanzibar; auch las er über neuere Geschichte Aegyptens. Er gehörte dem orientalischen Seminar seit seiner Errichtung im Jahre 1887 an. Gleichzeitig ist auch der Lector des Neuarabischen, Muhammed Bn Selhame, der mit Sommer 1892 seine Thätigkeit begann, aus dem Lehrkörper ausgeschieden. Die Stelle eines Lectors für Suaheli, die 1895 erledigt wurde, soll nun wieder besetzt werden durch den Dragoman Velten aus Ostafrika. Er ist einer der älteren Schüler des Orientalischen Seminars. Vor mehreren Jahren wurde er nach Ostafrika vom Gouverneur berufen, um die Beamten und Officiere dort im Suaheli zu unterrichten; später wurde er als Beamter in die Verwaltung übernommen und zum Dragoman ernannt. — Die englische Commission zur Abwehr der durch Nahrungsmittel übertragbaren Tuberculose hat den Privatdocenten an der Technischen Hochschule in Berlin-Charlottenburg Dr. Th. Weyl ersucht, ihr über die Maßregeln zu berichten, die in Deutschland auf dem ungegebenen Gebiete getroffen wurden. — Gegen die neulich in der Akademie der Wissenschaften vorgetragene Deutung gewisser bei wassersüchtigen Krebskranken von Prof. v. Leyden und Dr. Schaudinn entdeckter Gebilde als Rhizopoden macht der bewährte Protozoenforscher L. Pfeiffer in Wiesbaden in der „Münchener medic. Wochenschrift" den Einwand, daß das, was man bis jetzt von dieser Leydenia gemmipara Schaudinn wisse, noch nicht ausreiche, das Gebilde als selbständiges Lebewesen zu bezeichnen. Die Merkmale, die Dr. Schaudinn anführt, sprächen noch nicht genug dafür. Sie treffen nach Pfeiffer ebenso gut auf Abkömmlinge von Geweben zu. Pfeiffer verlangt daher, man solle das Gebilde vorläufig mit dem nichts vorwegnehmenden Namen „Exsudatzelle" belegen.

* **Danzig.** Die Freilegung und Reinigung der in dem Ordensschloß zu Lochstädt aufgedeckten Wandmalereien wird seit dem 1. August d. J. durch einen von der Marienburg durch Baurath Dr. Steinbrecht überwiesenen sachkundigen Maler bewirkt. Die Freilegung selbst macht, wie die „Danz. Ztg." mittheilt, besonders deshalb große Schwierigkeiten, weil die ersten Deckschichten sehr fest auf der Malerei sitzen. Das Ergebniß wird aber nach sachverständigem Urtheil für die Archäologie überraschender und wichtiger sein, als anfänglich vermuthet wurde, da bedeutsame Reste nicht kirchlicher, vielmehr dem Ritterleben angehöriger Darstellungen gefunden werden. Die Art der Freilegung und die zu erhoffende Ausbeute veranlassen zu einem sehr berechtigten Vorgehen. Es wird daher der gänzliche Abschluß der Arbeiten voraussichtlich erst im nächsten Jahr erfolgen.

* **Budapest.** Die „Pester Medicinisch-Chirurgische Presse", deren Redaction Docent Dr. Ludwig Töröl übernommen hat, wird von jetzt an ausschließlich für das Ausland über die medicinische Forschung in Ungarn berichten.

* **Zürich.** Die großen römischen Ausgrabungen im Hasel zu Baden im Aargau haben das erste Gebäude vollständig in seinen Grundmauern festgestellt. Es umfaßt 14 Zimmer von verschiedenen Größen. Größtentheils waren die Wände bemalt. Mit gleichem Erfolg wie früher mehrten sich mit den fortschreitenden Ausgrabungen auch die Fundstücke, wie Fibeln, Geschirr ꝛc. Ebenso fand man in den verschiedenen Zimmern vertheilt eine größere Anzahl medicinischer Instrumente. Der hiesige Privatdocent Dr. Heierli hat die Ansicht ausgesprochen, daß es sich vermuthlich um ein Spital oder Lazareth handle. Denn die auf den heutigen Tag wurde in der Schweiz und auch anderwärts noch nie in einem einzelnen Gebäude eine solche Menge von medicinischen Instrumenten gefunden, wie in Baden. Vermuthlich war Baden wie alle Orte, die den gleichen Namen (allein oder in Zusammensetzungen) tragen, bereits in römischer Zeit Curort.

* **St. Petersburg.** Das hiesige Archäologische Institut — das, ganz deutschen Sprachgebrauch abweichend, nicht den classischen, sondern den nationalen Antiquitäten gewidmet ist — tritt bei seiner Wiedereröffnung (14. October) unter die Leitung eines neuen Directors, des Prof. Sjergejewitsch, der zugleich das Katheder für Rechtsalterthümer einnimmt. Die im vorigen Jahre nicht vertretene slavische Paläographie übernimmt Prof. Sjobalewski; das Katheder für Archäographie, welches der verstorbene Director Truwarow bekleidete, bleibt vorläufig unbesetzt; wahrscheinlich ist jedoch seine Besetzung mit Prof. Wornuow. Außerdem werden gelehrt: historische Geographie von Sjeredonin, Numismatik von Markow, kirchliche Archäologie von Pokrowski, prähistorische Alterthümer von Wesselowski, palnisch-litthauische von Goldstein, Archivkunde von Warouia, griechische Paläographie von Jereteli, Diplomatik von Lichatschew. In das Institut werden Personen mit höherer Bildung unentgeltlich aufgenommen; Personen ohne höhere Bildung haben 30 Rubel jährlich zu zahlen.

* **Athen.** Dem zweiten Secretär des kais. Deutschen archäologischen Instituts, Dr. Paul Wolters, ist der Titel Professor verliehen worden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Cotta'scher Musen-Almanach

für das Jahr 1897.

Herausgegeben von **Otto Braun.**

Mit sechs Kunstbeilagen.

In Seide gebunden mit reicher Goldpressung und Goldschnitt.

Preis 6 Mark.

Der neue Jahrgang des „Cotta'schen Musen-Almanachs" enthält einen größeren erzählenden Beitrag von Isolde Kurz: „Unsere Carlotta". Dieser stimmungsvollen Novelle folgt eine mit drastischer Anschaulichkeit vorgetragene packende Erzählung von Ernst Eckstein: „Der schwarze Engel", sowie ein mit frischem Humor vorgetragenes, reizendes Ostseemärchen von Hans Hoffmann: „Das häßliche Rixlein".

Eine Sammlung geistvoller, gegen mancherlei Auswüchse und Schwachen unserer heutigen litterarischen Produktion gerichteter Epigramme unter dem Titel „Xenien von Quidam" geben dem Musen-Almanach für das Jahr 1897 einen besonderen, pikanten Reiz.

Mit poetischen Beiträgen ist wiederum eine große Reihe der hervorragendsten deutschen Dichter vertreten.

Der Cotta'sche Musen-Almanach eignet sich vermöge seiner eleganten und aparten Ausstattung wie wenige Bücher zu Festgeschenken für Damen und Herren. (14569)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung) in Berlin.

Soeben erschien:

Staatsmänner und Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts.

Ausgewählte Bilder von

Ottokar Lorenz,

Professor der Geschichte.

Gr. 80. 360 Seiten.

Geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das

Literarische Porträt der Griechen

im 5. u. 4. Jahrhund. v. Chr. Geb.,

von **Ivo Bruns,**

ord. Prof. a. d. Universität Kiel.

Gr. 80. 594 Seiten.

Geheftet 9 M. Gebund. 10 M. 20 Pf.

Inhalt: Erstes Buch: Die Geschichtsschreiber. Zweites Buch: Die Komödie. Drittes Buch: Die Philosophen. Viertes Buch: Die Redner. (14561)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 13. October. Nummer 237.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Moritz Wilhelm Drobisch †. Von Lic. Winter. — Wissenschaft und Volksbildung in Deutschland. II. Von Friedrich Ratzel. — Noch einmal: „Veränderungen der Mondoberfläche“. — Mittheilungen und Nachrichten.

Moritz Wilhelm Drobisch †.

Der in diesen Tagen erfolgte Heimgang des Seniors der Leipziger Universität, des greisen Moritz Wilhelm Drobisch, hat in dem Lande seines nächsten Wirkungskreises und weit darüber hinaus eine lebhafte Theilnahme wachgerufen, und sie ist nur zu berechtigt und verständlich. Seit dem Jahre 1824 gehörte er ununterbrochen als Lehrer der Universität Leipzig an; wie viele Geschlechter der akademischen Jugend haben da hörend und lernend zu seinen Füßen gesessen und haben von ihm die nachhaltigsten und tiefsten Anregungen für ihr wissenschaftliches Denken und auch für ihr Leben und Wirken erhalten! Die Zahl seiner Schüler geht in die Tausende, sie gehören allen wissenschaftlichen Berufsarten an; nur verhältnißmäßig wenige von ihnen haben in der Wissenschaft, die er vertrat, ihre Lebensaufgabe finden können. Aber Drobisch war nicht nur ein sehr hervorragender Vertreter seines Fachs, der Philosophie, er war auch ein mit reichem Erfolge gesegneter akademischer Lehrer. Und davon noch ein Wort zu reden, mag hier vergönnt sein; wir hoffen es im Namen vieler zu thun.

Was Drobischs Wesen und Auftreten kennzeichnete, war Ruhe, Gemessenheit, Ernst und Würde; das prägte sich in Gang und Haltung aus, das spiegelte auch das helle, ernst und scharf blickende Auge wieder. Hier lebte ein Geist nüchterner Prüfung, gewissenhafter Erwägung, sachlichen Denkens, sittlichen Ernstes: dem Eindruck konnte sich keiner entziehen. Und wenn sich Drobisch zur Herbart'schen Philosophie bekannte, so entsprach diese ganz seiner Natur: diese Verbindung klaren mathematischen Denkens mit den allgemeinen Problemen des Wissens, dieses gewissenhafte Halten auf das Thatsächliche unter Abweisung aller vorgreifenden Speculation und dabei die reinliche Darstellung und tiefe Werthung des Sittlichen, das alles hielt ihn fest, er mochte darin sich selbst wiederfinden. Ihn haben daher wohl auch die speculativen Systeme nie angefochten; durch die Jahrzehnte ihrer Blüthe hindurch, da sie alles höhere Denken in ihre Kreise gebannt zu haben schienen, hat er unentwegt und charaktervoll seinen Standpunkt festgehalten. Er galt seinerzeit als der bedeutendste Vertreter der Schule Herbarts und hat durch seine Schriften sich um die Durch- und Fortbildung ihrer Gedanken wesentliche Verdienste erworben. Er pflegte es auch vor seinen Hörern auszusprechen, daß die Wissenschaft nicht durch die Aufstellung willkürlicher Gedanken, aber ebensowenig durch die bloße Aneignung und Wiederholung vorgetragener Lehren gefördert werde, sondern durch die kritisch prüfende und weiterbildende Fortführung von Erkenntnissen und Anschauungen, die auf der Bahn der Wahrheit liegen. Was aber für sein Wesen und wissenschaftliches Denken charakteristisch war, das war der Geist auch seines Lehrwirkens, das der besondere Vorzug auch seiner Vorlesungen. Drobisch entfaltete in der Zeit seiner Vollkraft äußerlich eine sehr erfolgreiche Lehrthätigkeit: er pflegte immer große Schaaren von Hörern um sich zu sammeln und las in den größten Hörsälen, so regelmäßig im Sommer in dem großen über dem ehemaligen Convict die Einleitung in die Philosophie und Logik. Er las außerdem über Psychologie, Einleitung in die Ethik und Religionsphilosophie, sowie über die Erkenntnißtheorien von Locke, Hume, Leibniz und Kant. Er pflegte ein ziemlich umfassendes Dictat zu geben und dasselbe in freier Aussprache eingehend zu erörtern. Wesen und Denkweise traten auch in seiner Art zu sprechen hervor: sie war ruhig, schlicht gemessen, ohne viel Erregung, aber doch zugleich so eindringlich und nachdrucksvoll, daß man es merkte, wie er mit seiner ganzen Person für sein Wort eintrat. Und was oben von ihm selbst gerühmt wurde, das war wohl auch für die meisten Hörer der Hauptеindruck seiner Vorlesungen: er brachte sie zu der Ueberzeugung, daß die wissenschaftliche Erkenntniß der Wahrheit nicht eine Sache rascher Intuition ist, sondern ernster, nüchtern und prüfend den Thatsachen nachgehender Denkarbeit; es schien für ihn eine ordentliche Genugthuung zu sein, einer falschen Speculation den Weg zu verlegen, ihr ihre Fehlschlüsse, Erschleichungen u. a. nachzuweisen. Dazu gaben ihm aber jene einleitenden Vorlesungen reichliche Gelegenheit; denn sie waren so eingerichtet, daß er geschichtlich den bisherigen Aufstellungen nachging, um an deren kritische Beurtheilung die Entwicklung seiner eigenen Anschauungen anzuschließen. Wenn er dabei, etwa im Gegensatz zu dem speculirenden Plato, Aristoteles mit großem Nachdruck einen „ehrlichen Empiriker“ nannte, so fühlte man, wie das ein Mann nach seinem Sinne war: er war selbst solch ein ehrlicher Empiriker, dem es um die Erkenntniß der wirklichen Welt zu thun war, der ihr aber deßwegen auch so unvoreingenommen wie möglich entgegentrat. Das gab denn auch seinem Lehrvortrag solch eine ruhige Sachlichkeit, Klarheit und Ueberzeugungskraft, und das machte ihn zugleich so lehrhaft. Weil man ihm so gut folgen konnte, weil man ihn nach seinen inneren Gründen verstand, so behielt man unwillkürlich vieles im Gedächtniß. Einen geraden Gegensatz dazu bildete Weiße, jener hoch ideale Geist mit seinem universalen Wissen, so daß bei den Studenten die Rede ging: wenn man für eine eingehende Doctordissertation keinen Fachgelehrten als Recensenten wisse, so übertrage man ihm die Sache. Weiße rang mit seinen Gedanken, die die Sache in ihren Tiefen und Weiten zu umfassen suchten, es wollte ihm nur schwer gelingen, sie zu faßlicher und klarer Darstellung zu bringen; er redete die Sprache der Olympier, und dazu fehlte seinen Ausführungen oft der Eindruck der inneren Nothwendigkeit, weßwegen denn auch die Zuhörer bei ihm nicht gut aushielten. Drobisch blieb bei dem Einfachen, Nächstliegenden stehen und gab lieber

zu wenig als zu viel. Es ist für ihn bezeichnend, daß er einige seiner Haupteollegien „Einleitungen" nannte, wie denn auch seine Schrift über die Logik diese nur „nach ihren einfachsten Verhältnissen" behandeln will und es „Grundlehren der Religionsphilosophie" sind, die er geschrieben hat. Er ging wohl mit Absicht der tieferen Speculation aus dem Wege, wo ihm der feste Boden unter den Füßen zu fehlen schien; in seinen Vorlesungen aber hat ihn gewiß die pädagogische Erwägung geleitet, die da bedenkt, wieviel sie dem Studenten, und zumal dem angehenden, zumuthen darf. In den Vorlesungen über die Psychologie ließ er deßwegen auch die praktische Seite der Sache hervortreten: über seine zutreffenden, in das praktische Leben eingreifenden lehrreichen Ausführungen konnte man ganz die Einseitigkeiten der Herbart'schen Theorie vergessen, wie denn auch das specifisch Herbart'sche mehr in den Hintergrund trat. Das führt uns aber noch zu einer weiteren, Drobischs Vorlesungen auszeichnenden Eigenschaft: das ist der Geist tiefen, sittlichen Ernstes, von dem sie durchdrungen waren. Wenn Drobisch sich sonst ganz an die Thatsachen hielt, so ließ er hier den Idealismus seiner Schule sein volles Recht finden. Die Betrachtungsweise, die das Sittliche an das Thatsächliche preisgibt und etwa das Recht des sittlichen Urtheils über die geschichtlichen Thatsachen nicht zugestehen will, wies er sehr entschieden ab. Auch hier hatte seine schlichte, klare, in sich begründete Entwicklung der Gedanken eine sehr fesselnde Wirkung, und man hörte nur gern zu, wenn er, wie er es liebte, irgend eine Tagesmeinung beleuchtete und zurechtstellte. Es kam ihm auch offenbar alles darauf an, in seinen Zuhörern klare, ihrer selbst gewisse sittliche Ueberzeugungen zu pflanzen; allein die Wirkung wurde doch ganz wesentlich durch den Ernst erhöht, den er in seine Worte zu legen wußte und der ein Ausdruck seiner Gesinnung war. Die Ethik aber ging bei ihm in die Religion aus; und es war jedenfalls ein Höhepunkt seiner Vorlesungen, wenn er die innere sittliche Nothwendigkeit des Gottesglaubens darlegte. Gewiß bewegte sich die Ausführung in den Schranken seiner Schule und bot nur die einfachen elementaren Gedanken über die Sache; aber dahinter stand eine edle Persönlichkeit, der das alles nicht bloß Theorie, sondern That und Leben war, und das eben brachte den Eindruck hervor.

Drobischs Schriften sind in der letzten Zeit nicht mehr aufgelegt, aber von seinen Schülern immer gern gelesen und hoch geschätzt worden. Aber diese Zeilen sollten eben bezeugen, daß höher als die gelehrte Arbeit auch bei unsern Akademikern das Wirken von Person zu Person steht. Drobisch hat so etwa 60 Jahre hindurch mit großer Hingebung, mit tiefem Ernst, aber auch unter reichem Segen gewirkt. So soll denn auch sein Andenken gesegnet sein.

Lic. Winter (Meißen).

Wissenschaft und Volksbildung in Deutschland.

Von Friedrich Ratzel.

II.

Wenn wir in der Rückständigkeit der nichtamtlichen und nichtfachlichen Bildungsbestrebungen in Deutschland auch eine Wirkung der die Selbstthätigkeit weiterer Kreise einschläfernden und ausschließenden amtlichen und fachlichen Pflege des Unterrichts und der Wissenschaft erblicken, so wollen wir uns darum diese meist sehr erfolgreiche Pflege nicht selbst verkümmern. Es kommt bei uns darauf an, das amtliche und fachliche Unterrichtswesen durch freiwillige Thätigkeit im Sinn der Anregung und Weiterbildung zu ergänzen. Seine Entwicklung soll wie bisher seine eigene Sache sein. Ein Gymnasium durch ein „University Extension College" ersetzen zu wollen, ist ein Beginnen, wozu kein ernsthaft Denkender in Deutschland die Hand bieten wird. Wenn wir die kräftigere Mitwirkung der Hochschule an der Volksbildung anrufen, geschieht es nur, um außerhalb der Schulen jedes Grades ein regeres geistiges Leben zu pflegen. Wir arbeiten damit in derselben Richtung wie die Begründer neuer Volksbibliotheken und Lesehallen, die Verbreiter guter Volksschriften, die Förderer des Handfertigkeitsunterrichts, die Stifter neuer Museen u. s. w. Das alles geht nicht in erster Linie auf die Vermehrung des Wissens, sondern auf die Veredelung der Lebensgenüsse. Gerade das muß in unsrer Zeit immer wieder durch die That bewiesen werden, daß die Wissenschaft uns nicht bloß Mittel zu neuem Erwerb und stofflichen Verbesserungen bietet, sondern daß sie unser Dasein verschönert. In der Beschäftigung unsres Geistes mit Dingen, die von den Tagesinteressen nicht bewegt werden, ist ein ästhetischer und ethischer Gewinn, der sich nicht einmal an dem mißt, was einer aus einem Vortrag Positives mit nach Haus trägt. Dieser Gedanke liegt ja immer den Arbeiterbildungsvereinen, den Volksunterhaltungsabenden und ähnlichen Einrichtungen zugrunde. Als die socialen Klüfte sich breiter aufthaten, drohte er in ihnen zu versinken. Gerade in den Arbeiterbildungsvereinen entbrannte ja in den sechziger Jahren zuerst der Kampf zwischen den von der socialdemokratischen Agitation gewonnenen Arbeitern und den bürgerlichen Arbeiterfreunden. Diese Vereine haben durch den Uebergang in die socialdemokratische Leitung an eigener Kraft ebensoviel gewonnen, wie an Werth der Leistung verloren. Daß den Arbeitern die seichteste und ungesundeste geistige Nahrung so oft gerade recht ist, wo sie nur nach dem Besseren und Besten zu greifen brauchten, gehört zu den unsinnigsten Consequenzen der Abschließung nach oben. Angeblich will sie gleich machen, in Wirklichkeit erniedrigt sie das Niveau der unteren Classen und vergrößert den socialen Abstand rein zu deren Nachtheil. Wenn die von der Wiener Universität mit Staatsunterstützung letzten Winter veranstalteten „Volksthümlichen Hochschulcurse" (je 6 Stunden zu 1 Krone) von den organisirten Arbeitern gemieden wurden, so ist dafür gar kein anderer Grund anzugeben als der Gegensatz zu einer Partei, deren Mitglieder an der Organisation dieser Curse stark betheiligt waren. Man darf sicher annehmen, daß diese Politik der Fernhaltung nicht dauern kann. Sobald die Träger und Vermittler der Bildung sich bereit zeigen, den Arbeitern in uninteressirter Weise entgegenzukommen, wird sich der Werth dessen, was sie zu bieten haben, ganz von selbst zur Geltung bringen. Man muß nur nicht damit unmittelbar auf politische oder religiöse Zwecke hinarbeiten wollen. Es wäre thöricht, nicht mit der Thatsache zu rechnen, daß die heutige Arbeiterschaft auch in Bildungsfragen eine Selbständigkeit entwickelt hat, die in der vorigen Generation noch erst im Keime lag. Was sie für sich selbst leistet, ist zum Theil achtungswerth. Das gilt besonders von den Fortbildungscursen, die auf die Erwerbung praktischer Kenntnisse und Fertigkeiten hinarbeiten. Wo aber höhere Bildungszwecke angestrebt werden, legen gerade die geistigen Führer der Arbeiter viel schwächere Maßstäbe an als die Fachmänner. Wenn hier die Aufklärung der Massen nicht platten Dilettanten überlassen bleiben soll, die die Wissenschaft bewußt oder unbewußt fälschen, muß die Wissenschaft selbst nach der Wiedergewinnung einer Verbindung streben, deren Werth auf der anderen Seite doch noch höher geschätzt wird, als die Lobredner der Wissenschaftlichkeit eines Engels oder Bebel glauben lassen.

Dies ist nur eine Seite der Aufgabe. Bei der eigenthümlichen Verbreitungsweise der Bildung im deutschen Volke handelt es sich aber bei allen Versuchen, die Wissen-

schaft mit dem Volke in lebendigere Beziehung zu setzen, um Arbeit oben und unten. Wenn wir in den unteren Schichten ein reges Bildungsbedürfniß auf Abwege geleitet sehen, finden wir es in den oberen abgestumpft durch Vielleserei oder Geldmacherei, zurückgedrängt durch Musik, Theater und vieles andere. Eine zur Schau getragene Geringschätzung des Wissens sucht Gründe in einem angeblichen Uebermaß der geistigen Interessen, worunter praktische leiden sollen. Mit Vorliebe wird ihm ein Mindermaß des Könnens gegenübergestellt und als seine schädliche Wirkung aufgezeigt. Man übersieht, daß in der höheren Ausbildung unsrer Officiere die beiden Richtungen in so fruchtbarer Weise vereinigt sind, wie kaum in irgend einem anderen Stande eines anderen Volkes. Auch die mit Waffen des Wissens erfochtenen Siege der deutschen Technik lehren, wie wenig Wissen und Können einander ausschließen. Und sollten in der That gewisse Einrichtungen unsrer Mittel- und Hochschulen eine Uebersättigung des Wissenstriebes hervorrufen, so ist doppelter Anlaß, diese nicht zu einer dauernden Erscheinung werden zu lassen. Für die gemeinverständlichen wissenschaftlichen Bücher und Vorträge muß mehr Theilnahme bei denen erweckt werden, die die „gebildete Classe" ausmachen. Gerade für sie sind ja schon bisher die Vortragsreihen in kaufmännischen und dergleichen Vereinen hauptsächlich bestimmt gewesen. Einzelne Vorträge mögen auch hier mit Vortheil durch Curse ersetzt werden. Aber gerade für diesen Zweck unterschreibe ich über den Werth solcher Einzelvorträge nicht das verwerfende Urtheil der Fanatiker der engtischen Hochschul-Ausdehnung; glaube vielmehr, daß ein schön abgerundeter, auf eigener Geistesarbeit beruhender Vortrag ein ästhetischer Genuß von ethischer Wirkung sei, der gar nicht ersetzt werden kann. In Amerika und zum Theil auch in England sind allerdings die öffentlichen Vorträge durch den Mißbrauch heruntergekommen, den die darauf reisenden Virtuosen mit ihnen getrieben haben. Bei uns haben sich auch viele Leute ein Geschäft daraus gemacht, mit klangvollem Organ über wissenschaftliche Dinge zu reden, von denen sie kein tieferes Verständniß haben. In der Zeit der Hochfluth des Darwinismus ist darin besonders viel gesündigt worden. Damals regte sich zuerst ein Mißtrauen gegen diese Art der Popularisirung. Dagegen gibt es kein besseres Mittel, als daß die Forscher und die Fachleute, die an den Quellen sitzen, selbst auf die Rednerbühne treten und in allgemein verständlicher Form mittheilen, was sie wissen und für wahr oder wahrscheinlich halten. Es gibt in Deutschland große, an geistigen Kräften reiche Städte, wo nur ein kaufmännischer Verein regelmäßig Vorträge für ein größeres Publicum halten läßt, bei denen dann natürlich das Geschäft, sowohl in der Auswahl, wie auch im Eintrittsgeld sich allzu deutlich geltend macht und manchmal auch bestimmte Parteirichtungen bevorzugt werden. Das ist kein würdiger Zustand. Jede Stadt, die sich Theater und Concerte gönnt, sollte auch ihre Vorträge haben, zu denen der Eintritt freisteht oder für die nur ein Eintrittsgeld zu milden Zwecken erhoben wird. Dabei muß aber die Einrichtung dauernd werden, denn die Erfahrung lehrt, daß ad hoc veranstaltete Vortragsreihen fast immer schlecht besucht sind. Die Vereinigung von mehreren Vortragsreihen mit ganz verschiedenen Voraussetzungen und Zwecken, wie man sie in München hat, wo sie sich alle ihr großes Publicum im Lauf der Jahre und Jahrzehnte herangezogen haben, ist das Erstrebenswerthe. Städte wie Leipzig, Frankfurt, Köln können München darum beneiden.

Daß Einzelvorträge von den Vertretern der Hochschulausdehnung so weit hinter die Vortragscurse zurückgesetzt werden, erklärt sich großentheils aus den praktischen Zwecken, die die Bewegung in Englaud und Amerika wegen der Lückenhaftigkeit des dortigen Unterrichtssystems von Anfang an verfolgt hat. Es ist damit nicht gesagt, daß die Vortragscurse in Deutschland unnöthig seien. Wo gründliche Kenntnisse auf einem bestimmten Gebiet verbreitet werden sollen, muß man Curse einrichten. Und zwar ist dann am praktischsten das System längerer Vortragsreihen mit Leitfäden und Colloquien und der Verbindung mit den öffentlichen Bibliotheken, die die Werke zum Nachstudium bereitstellen. Es ist aber eine technisch-pädagogische Frage. Wir glauben, daß, wo Curse ein Bedürfniß sind, sie aus den Vorträgen sich herausbilden werden. Die innigere Berührung zwischen Vortragenden und Hörern wird die Stelle finden lassen, wo man von den einen zu den andern übergehen muß. Aus derselben Quelle wird man auch die Erfahrungen über die passendsten Lehrkräfte schöpfen, die heute noch fehlen.

In der Organisation unsrer Hochschulen an sich liegt ja nichts, was der Ausbreitung ihrer Thätigkeit über weitere Kreise entgegenstünde. Schon bisher ist die Zahl der Professoren und Docenten nicht klein gewesen, die außerhalb ihrer Hörsäle zu weiteren Kreisen sprachen. Sie kann in Zukunft noch viel größer werden, wenn die Ueberzeugung wächst, daß es nothwendig sei, die Bildung des Volkes den Schulen, den Zeitungen und den politischen Rednern nicht allein zu überlassen. Nur Ein starker Grund wird immer wieder viele Universitätslehrer von dieser Thätigkeit abhalten; das ist die Befürchtung, daß die eigentlichen Zwecke der Universitäten dadurch vernachlässigt werden könnten, und die damit gegebene Scheu, die Stille der akademischen Halle mit dem Lärm des Marktes zu vertauschen. Man wird immer zugeben müssen, daß die Universitätslehrer nach ihrer ganzen Bildung und ihren Denkgewohnheiten mehr geeignet sind, zu Gebildeten zu sprechen. An dem Aufschwung des für diese bestimmten Vortragswesens haben sie ja ihren reichlichen Antheil. Von dieser Seite sind sie auch noch heute in Anspruch genommen, wo die Vortragenden aus anderen Berufskreisen und besonders diejenigen zahlreicher geworden sind, die ein Kunsthandwerk daraus machen. Den mehr elementaren Aufgaben der Volksbildung sind die deutschen Gelehrten im allgemeinen ferner geblieben. Es wird aber immer einzelne Kräfte geben, die besonders befähigt sind, zu den weitesten Kreisen zu sprechen, und wenn nicht viele ganze Curse durchführen werden, wird doch die Leitung und Einführung von ihnen übernommen werden können, wie man es in Wien sehen kann. Dafür, daß die Lehrer, besonders die fortlernenden Lehrer der Volksschulen, Treffliches in den Fortbildungscursen leisten, gibt uns die Geschichte der älteren Arbeiterbildungsvereine zahlreiche rühmliche Zeugnisse. Gerade dieses Material ist bei uns von seltener Vortrefflichkeit. Aber auch aus den jüngeren Gelehrten der Hochschulen, besonders den Privatdocenten und Assistenten, können Hülfskräfte herangezogen werden. Ist ihnen das Lehren noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen, so bringen sie um so mehr Wärme mit und manche werden schon im Stande sein, ihren Vorträgen jenen Reiz des Selbsterlebten und Selbsterkannten zu verleihen, der die Leistung aus erster Hand auszeichnet.

Die Theilnahme unsrer Hochschulkreise für die Sache der Volksbildung kann man sich ungemein gesteigert denken. Die Opfer an Zeit und Kraft, die sie dafür bringen können, werden dagegen immer beschränkt sein. Unsre Hochschulen arbeiten zunächst am wirksamsten für die Volksbildung, wenn sie ihre Pflicht thun. Im Unterricht und in der Pflege der Wissenschaft nicht müde zu werden, ist das erste, was man von ihnen wünschen und verlangen kann. Und das wird auch immer die Hauptsache bleiben. Erst wenn wir darüber ganz beruhigt sind, daß die deutsche Wissenschaft mindestens nicht zurückgeht von der Stelle, die sie

sich errungen hat, und wenn wir im Lehren und Unterweisen das Bestmögliche leisten, können wir uns die Frage vorlegen, ob noch mehr zu thun sei als bisher oder in anderen Richtungen. Man darf nicht vergessen, daß unsre Hochschulen selbst immer mitten in Entwicklungen stehen, in und mit denen sie zu ringen haben. Jeder Gelehrte vertritt sein Ziel und seine Auffassung, die manchmal nur gegen heftigen Widerspruch zur Geltung zu bringen sind, und damit ist allzu oft die Nothwendigkeit gegeben, andere Auffassungen zu bekämpfen. Ganze Wissenschaften fühlen sich in ihrer Selbständigkeit bedroht und müssen sich heiß um sie bemühen. Nicht genug damit, wird auch der Hochschulunterricht auf neue Wege gedrängt. Er erfährt jetzt durch die Seminarien eine Umgestaltung, die keineswegs nur äußerlich ist, vielmehr immer tiefer gehen wird. So steht es mit dem sogenannten Stillleben unsrer Hochschulen. Es ist also nicht ein Mangel an Aufgaben, der auch in Deutschland eine ganze Anzahl von Hochschullehrern auf die Bahn einer Art von Ausbreitung des Hochschulunterrichts gedrängt hat. Es wirkt hier vielmehr die tiefere Erkenntniß, daß die Wissenschaft in einem organischen Zusammenhang mit dem ganzen geistigen Leben ihrer Zeit steht, aus dem sie sich nicht lösen darf. Und außerdem das Gefühl, daß gerade die Hochschulen berufen sind, den humanen Charakter der Geistesbildung in einer Zeit der Zerklüftung der Völker, Stände, Berufe zur Geltung zu bringen, und zwar durch unzünftige und unbefohlene Thätigkeit, deren Werth durch ihre Freiwilligkeit erhöht wird.

Vergessen wir nicht ein gerade in dieser Sache Unschätzbares, was unsre Hochschulen bieten können: die Gewähr einer den Parteitendenzen und Zeitströmungen möglichst entrückten Thätigkeit. Das wird immer hochzuschätzen sein, in welcher Form nun auch die Leistung geschieht. Ich hege nicht die Hoffnung, daß viele von unsren Hochschulen gleich, wie man zu sagen pflegt, mit beiden Füßen, in die neue Bahn hineinspringen. Das wollen wir gar nicht wünschen. Sie sollen aber ihre Mitglieder ermuthigen und werden der Sache manchen Gefallen erweisen können durch Darleihung von Hörsälen und Lehrmitteln. Im übrigen ist gewiß das Beste auch auf diesem Feld die freiwillige Organisation der dazu Berufenen innerhalb des Lehrkörpers einer Universität, hoffentlich zu einem wachsenden Kern.

Der Frage nach dem Bedürfniß für Vorträge und Hochschulcurse ist die Frage zur Seite zu stellen, ob nicht auch von einem Bedürfniß des Gebens, des Mittheilens bei denen zu reden wäre, die an den Quellen des Ueberflusses sitzen? Offenbar wird es von denen vorausgesetzt, die nach der Ausbreitung des Hochschulunterrichtes rufen. Sie haben die unbestimmte Vorstellung, daß eine todte Masse von Wissen aufgehäuft sei, die verflüssigt und nutzbar gemacht werden müsse. Deßhalb wenden sie sich gerade an die Hochschulen. Auch wir glauben an ein solches Bedürfniß der geistigen Mittheilung, dem wir aber allerdings tiefere Gründe zuschreiben. Jedenfalls halten wir das Gleichniß vom Säemann auch hier für wahr und glauben an die sociale Pflicht, den Samen so lange auszuwerfen, als man hoffen darf, daß noch Keime aufgehen, einerlei wann und wo. Die Befürchtung, daß die reine Wissenschaft geschädigt werde durch die Ausprägung ihrer Ergebnisse in gemeinverständlicher Form, ist durch die Geschichte widerlegt. Die größten Forscher haben diese Furcht nicht gekannt. Der Gefahr der Verirrung ins Aeußerliche und Unwesentliche sind die Wissenschaften immer am meisten ausgesetzt gewesen, wenn sie die wechselwirkende Fühlung mit dem ganzen Geistesleben verloren hatten. Braucht man heute noch besondere Beweise dafür, daß die Pflege der Wissenschaft nur ein Theil des allgemeinen geistigen Lebens und Schaffens eines Zeitalters ist? Die Wissenschaft geht nicht so rasch wie die Literatur und Kunst, aber sie geht endlich auch in den geistigen Kreislauf ein. Alle die großen Ergebnisse der Wissenschaft werden eines Tages Gemeingut. Die Wege von der Wissenschaft zur Volksbildung sind zwar sehr verschieden an Länge, Richtung und Ruhepunkten, erreichen aber doch endlich alle ihr Ziel. Wenn wir uns also bemühen, wichtige Ergebnisse der Wissenschaften der Volksbildung zuzuführen, so beschleunigen wir höchstens einen Proceß, dessen Gang ohnehin vorgeschrieben ist und seit Jahrhunderten sich selbst beschleunigt hat. Jedenfalls hat dieses unser Thun durchaus nichts Revolutionäres, sondern entspricht vielmehr den Gesetzen des geistigen Lebens. Die Wissenschaftspflege selbst ist nicht allseitig entwickelt, wo sie sich dieser Thätigkeit entzieht. Es fehlt gerade bei uns nicht an Beispielen für die schädlichen Wirkungen einer solchen Abschließung. Lange lag eine Schwäche der deutschen Wissenschaft in ihrer Vernachlässigung der gemeinverständlichen Darstellungen. Man muß dafür nicht bloß unsre Sprache verantwortlich machen. Gut deutsch schreiben ist sicherlich eine schwere Kunst und die Prellsteine der eingeschobenen Nebensätze mit dahinterher hinkendem Zeitwort oder der erschwerten Participialconstructionen nöthigen den besten Stilisten zu lästigen, langweiligen Umwegen. Wer jemals etwas aus dem Deutschen ins Englische übersetzen ließ, hat das wohlthuende Gefühl erlebt, daß seine eigenen Perioden beim Uebergang in die fremde Sprache sich lichteten und klarer von einander abhoben. Es liegt aber noch etwas Tieferes darin. Als Faraday seine schönen Vorträge über die „Naturgeschichte einer Kerze" herausgab, hatte er schon lange vorher Vorträge vor Arbeitern und Schülern gehalten. Als Alexander v. Humboldt in der Singakademie zu Berlin seine Vorträge hielt, aus denen der „Kosmos" hervorgegangen ist, waren in der damals noch unscheinbaren Stadt New-Haven in Nordamerika schon gemeinverständliche Vorträge der Professoren vom Yale College für Handwerker eingebürgert. In den meisten deutschen Städten sind die „populären Vorträge" erst in den 50er und 60er Jahren eine stehende Einrichtung geworden. Fähigkeit und Neigung zu literarischer Gestaltung sind bei uns beide in den gelehrten Kreisen weniger verbreitet als in allen Nachbarländern. Daß es sich dabei nicht in erster Linie um mangelnde Begabung handelt, lehrt die verhältnißmäßig so reiche populärwissenschaftliche Literatur der deutschen Schweiz. Dort hat es in den letzten Jahrzehnten keinen bedeutenden Naturforscher gegeben, der nicht auch ein trefflicher Lehrer des Volkes war. Ich erinnere nur an Rütimeyer, der auch auf diesem Feld ein Meister gewesen ist, an Desor, Heer und unter den Lebenden an Heim und Hagenbach. Unbestritten ist Tschudi's Thierleben der Alpenwelt eines der beliebtesten naturschildernden Bücher unsrer Literatur. Die Schweizer haben eben früher und entschiedener die Forderung an sich gestellt, sich ihrem Volke nicht zu verschließen. Wir in Deutschland haben gelegentlich auch Gutes, selbst Classisches in dieser Literatur hervortreten sehen, aber dem Bedürfniß genügte es nicht. Man sollte glauben, die Höhe unsrer wissenschaftlichen Entwicklung hätte einen Schutz bieten müssen gegen den Einfluß fremder halbwissenschaftlicher Werke in weiten Kreisen der deutschen „Gebildeten". Statt dessen haben wir bei uns alle paar Jahre ein englisches populäres Buch die Geltung gewinnen sehen, die sich in dem zwingenden Worte ausspricht: Man muß es gelesen haben. In meiner Jugend war Buckle's Geschichte der Civilisation in England der Vertreter dieser Gattung; ich bedaure bis heute, diesem mit Leichtfertigkeit in den wichtigsten Problemen der Menschheitsentwicklung irrefüh-

Digitized by Google

renden Buche so manchen schönen Ferientag gewidmet zu haben. Später ist Lubbock an die Reihe gekommen, dann Draper, dann hat man die populären Schriften von Tyndall und Huxley in den Himmel gehoben, die an edler Auffassung und Tiefe hinter gleichzeitigen deutschen zurückstehen. Wallace ist in weite Kreise gedrungen, die sich für die Probleme der Biologie interessiren, das gedankenreiche und zugleich formenschöne Werkchen Moritz Wagners über die Migrationstheorie der Organismen ist selbst manchen Fachmännern unbekannt geblieben. In diesen Erscheinungen, deren Beispiele man vervielfältigen könnte, liegt nicht bloß die deutsche Fremdsucht und nicht allein die durch Uebung verstärkte Ueberlegenheit der Fremden in der Kunst gemeinverständlicher Darstellung, sondern ihre größere Bereitschaft, im rechten Moment sich mit den Ergebnissen der Wissenschaft an weite Kreise zu wenden. Die Reclame, nicht selten in der Form der Selbstreclame, hat allerdings auch ihren Antheil daran.

Den Vertretern der Volksbildungsvereine sei zum Schluß die Bitte ausgesprochen, dafür thätig zu sein, daß das Vorhandensein der Bildungsbedürftigkeit in verschiedenen Schichten unsres Volkes besser bekannt werde. Denn geradezu lähmend hat auf die Volksbildungsbestrebungen, besonders auch in den gelehrten Kreisen, bisher die Unkenntniß des wirklichen Standes der Bildung in unserm Volke gewirkt. Sowohl die einschläfernde Ueberzeugung muß verscheucht werden, daß alles befriedigend sei, als auch die überbescheidene Meinung, daß in der raschen Verpflanzung fremder Einrichtungen auf unsern Boden unser Heil liege.

Noch einmal: „Veränderungen der Mondoberfläche".

-S.- In einem Artikel der Beilage „Veränderungen der Mondoberfläche" [1]) war unter anderem auch von dem durch Professor Dr. L. Weinek, Director der k. k. Sternwarte in Prag, photographisch entdeckten Krater bei „Chladni" die Rede und es glaubte der Verfasser des Artikels dieses Objeet kurzer Hand als nicht existirend hinstellen zu sollen. Auf wessen Autorität hin? darf man fragen. Auf diejenige des Assistenten der Brüsseler Sternwarte, Herrn W. Prinz, dessen Argumentation in Nr. 3270 der „Astronomischen Nachrichten" Professor Weinek nicht zu aeceptiren vermochte, indem derselbe in Nr. 3272 des genannten Fachorgans Herrn Prinz einfach darauf verwies, die bezüglichen selenographischen Arbeiten etwas genauer zu lesen. In der That hat Professor Weinek in den Annalen der Prager Sternwarte von 1888—1891 dem erwähnten Objecte über drei Quartseiten gewidmet, alsdann diesen Gegenstand neuerdings in seinen nachmals erschienenen „Selenographical Studies" im III. Bande der „Publications of the Lick Observatory" (deren Uebersetzung aus dem Deutschen Professor Holden, Director der Lick-Sternwarte, selbst besorgte) behandelt und das Folgende constatirt:

Am 22. Mai 1891 fiel dem Professor Weinek auf dem trefflichen Negativ des Lick-Observatoriums vom 15. August 1888 (Mondalter 8^d) bei aufmerksamer Betrachtung des, von „Triesnecker" südöstlich liegenden „Sinus Medii" in dessen nördlichem Theile ein kleiner runder, tief schwarzer Fleck auf, an welchen sich nach Nordwesten in der Richtung zur Sonne hin ein hell beleuchtetes Gebiet, nach Südosten ein weniger heller Lichtring in Halbkreisform anschloß. Es konnte vornehmlich bei Anwendung 22facher Linear-Vergrößerung keinem Zweifel unterliegen, daß dieser schwarze Fleck kein Fehler der Platte sei, sondern den Schattenwurf eines Kraters auf sehr deutlichem Ostwall darstellte. Da dieses Object sich auf keiner der Karten von Schmidt, Mädler, Lohrmann und Neison vorfand, so mußte es als neu angesehen werden. Weinek bewerkstelligte eine Copie seiner zehnfachen photographischen Vergrößerung und sendete dieselbe an Holden mit dem Ansuchen, den fraglichen Krater, welchen Weinek auf anderen Platten gleicher oder entgegengesetzter Phase nicht auffinden konnte, photographisch und — wenn angänglich — mit dem großen Refractor der Lick-Sternwarte optisch zu verificiren. Da Weinek ihn zur selben Zeit — insbesondere auf der vorzüglichen Lick-Platte vom 27. August 1888— bei entgegengesetztem Schattenwurfe nicht zu erkennen vermochte, so schrieb er, daß der Krater nicht trichterförmig, sondern mit flacher Sohle aufzufassen sei, daß ferner sein Südostwall niedrig, dagegen sein Nordwestwall hoch, mit sanfter Böschung nach Süden sein dürfte. Es sei noch bemerkt, daß Weinek mit 42facher Ocular-Vergrößerung auf der Platte vom 15. August 1888 die Wahrnehmung machte, wie der östliche, niedrige Kraterwall von drei deutlichen Rillen durchzogen wird, deren allgemeine Richtung nur wenig vom Meridian abweicht.

Professor Holden constatirte fürs erste, daß der fragliche Krater auf den Lick-Negativen vom 24. August, 22. September und 3. November 1890, welche der Reihe nach einem Mondalter von $9^d\,11^h$, $8^d\,4^h$, $2^d\,5^h$ entsprechen, sichtbar ist, also wirklich existirt. Weinek kam erst später in den Besitz von Diapositiven nach diesen Platten und vermochte die Holden'schen Wahrnehmungen zu bestätigen, wobei aber hervorzuheben ist, daß auf keiner dieser Aufnahmen der Krater im Innern tieferen Schatten besitzt, sondern lediglich durch eine etwas dunklere Nuancirung desselben, durch eine ziemlich deutliche Wallzeichnung und durch die vorbesprochenen Rillen kenntlich ist. Vornehmlich sind es zwei Rillen, welche Professor Holden aus der sehr detailreichen Lick-Aufnahme vom 22. September 1890 nachgewiesen hat, und in deren Kreuzungspunkte der Krater steht.

Nun weiter. Professor Holden und Professor Campbell untersuchten, unabhängig von einander, auch zwei Rutherfurd'sche Diapositive vom 9. April und 8. Juli 1870, deren jedes zwei Mondaufnahmen desselben Abends aufweist. Beide Selenographen stimmen darin überein, daß der neue Krater auf beiden erwähnten Diapositiven zu sehen sei. Später, nach der Verificirung des Kraters (derselbe heiße im folgenden w), ergab sich, daß westlich von diesem, in kaum einem Durchmesser Entfernung, ein niedriger Höhenrücken von der Form eines e (derselbe werde x genannt) sich befindet, dessen örtlicher Schatten einen dunklen Fleck bildet, sobald w im Innern fast ohne Schatten erscheint. Dieser Sachverhalt ließ bei Professor Holden Zweifel aufkommen, ob nicht auf den sehr kleinen und deßhalb schwierig zu analysirenden Rutherfurd'schen Platten nur das Objeet x bemerkbar sei. Nun fügte es ein angenehmer Zufall, daß Professor Weinek vom Director des Columbia College-Observatory in New-York, J. K. Rees, ein Geschenk von 14 Diapositiv-Copien der Rutherfurd'schen Negative erhielt, unter welchen sich auch die beiden erwähnten Aufnahmen vom Jahre 1870 befanden. Auf dem einen Bilde vom 9. April 1870, welches den Mond mit einem Durchmesser von 36 mm darstellt, vermochte Weinek bei Benützung 42facher Vergrößerung völlig zweifellos w zu erkennen, indem dieses Objeet als deutlicher dunkler Fleck von richtiger Lage und Größe erscheint und auch von den charakteristischen Rillen gekreuzt wird. Dagegen zeigt eine Papiercopie von einem an der Melbourner Sternwarte am 1. September 1873 aufgenommenen Negativ (Mondalter 9^d), mit einem Monddurchmesser von 187 Millimeter nach Professor Holdens Ansicht nur den dunklen Fleck x.

Die Gegend des Kraters w wurde von Professor Holden zweimal am 36zölligen Refractor der Lick-Stern-

[1]) Vgl. Beilage Nr. 199 vom 28. August d. J.

warte, und zwar am 15. Juni 1891 und am 10. October 1891, durchmustert. Beidemale wurden Skizzen angefertigt und Professor Weinek übermittelt. Bei diesem Anlasse fand letzterer nahe zum Kraterorte w einen kleinen kreisförmigen Krater mit innerem Schatten, welcher genau im Mittelpunkt eines von seiner eigenen Lava errichteten runden Walles zu liegen schien. Ferner wurde am genannten Orte von w eine halbkreisförmige Höhe gefunden, deren convexe Mitte vom Centrum aus nach Nordwesten wies. Westlich von dieser Höhe zeigte sich in einer Entfernung von nahe einem Durchmesser von w ein etwas weniger ausgedehnter Höhenrücken in e-Form mit der Hauptrichtung im Meridian. Es sei noch erwähnt, daß der von Professor Holden südwestlich von w beobachtete Berg mit dem centralen Berg an der Spitze auch auf der Lick-Aufnahme vom 15. August 1888 ohne Schwierigkeit zu identificiren ist. Ein mattdunkler Fleck dürfte der Centralkrater sein; er hat einen Durchmesser von nur 0.13 geographischen Meilen. Von letzterem gehen bei Betrachtung mit 42facher Vergrößerung feine Rillen nach allen vier Cardinalrichtungen aus. Südöstlich von demselben ist auch der Holden'sche Saumkrater durch einen dunkleren Fleck kenntlich. Die Abschattirung des Berges nach seiner Basis hin, besonders auf dessen östlicher Seite, welche sich in den absteigenden Mulden oder Thälern entsprechend vertieft, gibt dem Object deutliche Plastik und macht die Annahme einer konischen Form des Walles sehr wahrscheinlich.

Auf Grund dieser sachlichen Darlegung, welche von der Autorität Holdens gestützt wird, wäre eigentlich jeder weitere Zweifel abgethan. Indeß sollen noch einige Zeugnisse angerufen werden. Der Umstand, daß Professor Weinek die Holden'sche Wahrnehmung der fraglichen „Kratergrube" auf einer Papiercopie der Melbourner Sternwarte vom 1. September 1871 (Nr. 3055 der „Astron. Nachr.") in den Annalen der Prager Sternwarte nicht unangefochten läßt, obwohl sie für dieselbe spricht, spricht doch nur zu gunsten der streng kritischen Untersuchung dieses Falles durch Professor Weinek. Andrerseits müssen Schlüsse, die sich auf Papiercopien beziehen, wie bei der Melbourner, wo der ganze Mond nur 18½ Centimenter Durchmesser hat, stets unsicher bleiben. Im allgemeinen dürfte es auch ziemlich gleichgültig sein, wenn einmal ein von Weinek photographisch entdecktes Kraterobject sich in Wirklichkeit nicht als Krater erweisen sollte, da bereits eine bedeutende Anzahl wirklicher Krater von demselben photographisch gefunden und von anderen, vornehmlich von dem hervorragenden französischen Selenographen C. M. Gaudibert in Voisson, optisch verificirt wurde.[1]) Auch ist die Schwierigkeit dieser Untersuchungen, bei welchen das feinere Detail der Mondoberfläche von dem aufdringlichen Korn der Emulsionsschicht der Trockenplatten störend beeinflußt wird, nicht zu übersehen. Doch muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß — so weit uns bekannt — Professor Weinek solche auf photographischem Wege entdeckte Krater nicht früher zu publiciren pflegt, bevor nicht ihre Bestätigung durch die optische Beobachtung, oder durch mindestens zwei verschiedene Aufnahmen — besonders solche mit entgegengesetztem Schattenwurfe — erfolgt ist.

So war es auch mit dem Krater bei „Chladni" der Fall. Professor Weinek veröffentlichte ihn erst, nachdem Director Holden ihm brieflich mitgetheilt hatte, daß er denselben ebensowohl am großen Lick-Refractor, als auch auf mehreren Lick-Platten verificirt habe. Dazu kamen noch Weineks eigene erfolgreiche Nachforschungen nach diesem Object auf den an der Prager Sternwarte befindlichen sehr zahlreichen Lick-Negativen. Auf Grund dieser Untersuchungen, welche von so gewichtigen Autoritäten wie Holden, Campbell und Weinek erfolgreich durchgeführt wurden, dürfte die abweichende Meinung des eingangs genannten Brüsseler Astronomen, der zudem über ein nur geringfügiges Plattenmaterial zur Entscheidung solch subtiler selenographischer Fragen verfügt, kaum in Betracht kommen. Außerdem sind Prinz' selenophotographische Schlüsse mit Vorsicht aufzunehmen, da derselbe hinsichtlich des feinsten, auf den Lick- und Pariser Mond-Negativen sichtbaren linearen Details zu ganz falschen Resultaten gelangt ist, was ihm von Director Weinek unwiderleglich nachgewiesen wurde.[1])

[1]) Vgl. Anzeiger der Akademie d. Wissensch. in Wien, Comptes Rendus der Pariser Akademie d. Wissensch., English Mechanic and World of Science, Publications of the Lick Observatory, III. Bd. ꝛc.

Mittheilungen und Nachrichten.

Dr. Z. XVI. Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit. III. (Schluß.) Den ersten Gegenstand der Verhandlungen des zweiten Tages bildete die Heranziehung von Frauen zur öffentlichen Armenpflege, über welchen als Berichterstatter Landesbankrath Dr. jur. Osius (Kassel) und als Mitberichterstatter Erster Staatsanwalt Chuchul (Zemkinet a. d. O.) gedruckt vorliegende Referate gegeben hatten. Da der Mitberichterstatter am Erscheinen verhindert war, leitete Dr. jur. Osius allein die Verhandlungen folgendermaßen ein: Die Frauenfrage auch ohne Verbindung mit Frauenemancipation ist in jüngster Zeit mehr in den Vordergrund gerückt, die Thätigkeit der Frauen auf öffentlichem Gebiet weiter ausgedehnt. Auch in der Armenpflege ist die Mitwirkung der Frauen thatsächlich schon zur Ausführung gebracht, wobei nur an die segensreiche Wirksamkeit der Frauenvereine vom Rothen Kreuz erinnert zu werden braucht. Um aber der im Gang befindlichen Entwicklung eine gleichmäßige Richtung zu geben, erscheint es zweckmäßig, die Frage jetzt einer näheren Prüfung zu unterziehen und festzulegen, in welcher Weise und Ausdehnung sich eine Heranziehung der Frauen zur öffentlichen Armenpflege empfiehlt. In dem gedruckten Berichte ist im einzelnen eingehend geprüft, auf welchen Gebieten der Armenpflege eine Thätigkeit einerseits der Männer, andrerseits der Frauen geeigneter erscheint. Dabei hat sich als Resultat ergeben, daß in der Leitung und Verwaltung des gesammten Armenwesens eine Mitwirkung der Frauen weniger angezeigt ist, daß eine solche aber als möglich, erfolgreich und wünschenswerth zu bezeichnen ist überall in der eigentlichen Pflege der Armen, möge solche bestehen erstens in der Feststellung, Prüfung und Begutachtung der Verhältnisse des Bedürftigen, zweitens in der Auswahl und Hingabe der zur Beseitigung der Noth dienenden Mittel, in der persönlichen Hülfeleistung an den Bedürftigen und seine Familie, oder endlich drittens in der Sorge, dem Wiedereintreten der Noth vorzubeugen, sei es durch moralische Einwirkung, durch Beschaffung von Einkommen, sei es durch Erwirken von Arbeit oder von Geldbezügen, sei es durch Ausbildung zur Arbeit oder Ermöglichung der Verwerthung derselben und dergleichen mehr. Erkennt man die Frauenarmenpflege als nothwendig oder wünschenswerth an, so ist die Heranziehung der Frauen auch durchzuführen. Zweckentsprechend sind neben den Armenpflegern auch Armenpflegerinnen zu bestellen; den Armenpflegerinnen sind gleiche Rechte und Pflichten mit den Armenpflegern zu geben; auch in der Armendirection muß eine Pflegerin Sitz haben. Eine weitere indirecte Mithülfe der Frauen muß in der Ausbildung zu Armenkrankenpflegerinnen und zu Helferinnen gesehen werden. Dazu kommt noch die Thätigkeit derselben auf dem Gebiete der Privatwohlthätigkeit, die näher an die öffentliche Armenpflege anzugliedern ist. Berichterstatter befürwortet die Annahme folgender von ihm neu aufgestellten Leitsätze: „1. Die Heranziehung der Frauen zur öffentlichen Armenpflege ist als dringende Nothwendigkeit zu bezeichnen. 2. Sie ist je nach den örtlichen Verhältnissen durchzuführen: in erster Linie durch Eingliederung der Frauen in die öffentliche Armenpflege mit gleichen Rechten und Pflichten wie die Männer; in zweiter Linie durch Ermöglichung einer ergänzenden, mit der öffentlichen Armenpflege eng verbundenen Thätigkeit; überall aber durch Herstellung geordneter Verbindung zwischen der öffentlichen Armenpflege und den Vertretern weiblicher Hülfsthätigkeit."

[1]) Astron. Nachr. Nr. 3286.

Digitized by Google

Nachdem der Vorsitzende Seyffardt (Crefeld) aus dem gedruckten Referat des abwesenden Mitberichterstatters eine kurz summirende Darstellung gegeben und die in der Sache vollständige Uebereinstimmung der beiden Berichterstatter constatirt hatte, empfiehlt Dr. Münsterberg (Berlin) warm die Annahme der Leitsätze, in denen das, was nothwendig zu fordern ist, ausgesprochen. Die Armenpflege ist eine Berufsausübung, welche den Kräften der Frauen durchaus entspricht, zu deren besondere Veranlagung nach Herz und Gemüth macht für gerade vorzugsweise geeignet dazu. Der Haupttheil der Bedürftigkeit ist mit dem Haus und der häuslichen Thätigkeit verknüpft, daraus ergibt sich schon die Bedeutung der Frauenthätigkeit auf diesem Gebiete. Die Frauen werden allerdings mehr als bisher in das wirkliche Leben mit seinem Ernst und seinen Schattenseiten hineingezogen, es erfordert dieses zum Theil ein Brechen mit bisherigen Anschauungen, ohne daß darin eine Emancipation zu suchen. An sich ist die Frau die geborene Pflegerin der Armen, es kann deßhalb eher Ergänzung der Frauenpflege durch die Männer gegeben sein. In der praktischen Durchführung der theoretisch anzuerkennenden weiteren Heranziehung der Frauen bei der Armenpflege muß aber allmählich vorgegangen werden und es ist dabei der umgekehrte Weg, wie er in der Reihenfolge der Leitsätze ausgedrückt ist, vorzuziehen. In erster Linie wird denn auch die Frau mit dem wirklichen Leben vertrauter gemacht werden müssen, sodann ist sie für die Armenpflege besonders auszubilden, es ist ihr Gelegenheit zu geben, sich die erforderlichen Kenntnisse zu erwerben. Geh. Regierungsrath Preuß. Dr. Böhmert (Dresden) bezeichnet die Frau in gleicher Weise als die geborene Helferin der Armen. Ein schlechter Verbrauch der Güter führe wesentlich zur Armuth. Da sei es Sache der Frau, einzugreifen, in erster Linie durch ein Hinwirken auf Ordnung und Reinlichkeit im Hauswesen, sodann durch Weckung des Ehrgefühls und Förderung der Beziehung von Mensch zu Mensch, wobei endlich auch eine weitergehende gemeinnützige Thätigkeit anzuregen sei. Eine festere Organisation müsse aber für die Frauenarmenpflege geschaffen werden, um jede planlose Thätigkeit, die die Armuth eher fördere, zu vermeiden. Der praktischere Weg hiefür scheine ihm der von Dr. Münsterberg dargeschlagene, einen Hauptwerth lege er namentlich auf die zu zweit in den Thesen ausgesprochene Ermöglichung einer ergänzenden, mit der öffentlichen Armenpflege eng verbundenen Frauenthätigkeit.

Die Mehrzahl der folgenden Redner spricht sich in Uebereinstimmung mit den beiden letzteren auf grund der in ihren bezüglichen Heimathsorten gemachten Erfahrungen für eine allmähliche weitere Heranziehung der Frauen zur Armenpflege in der Praxis aus und will ihre Thätigkeit zunächst auf dem Gebiete der Vereins- und der Privatwohlthätigkeit weiter entwickeln, wobei aber vor allem die hohe Bedeutung der Frauenthätigkeit in der Armenpflege betont wird. In dem Sinne im allgemeinen äußern sich der Gemeinderath Stähle (Stuttgart), welcher hervorhebt, daß in Stuttgart schon lange vor Auftauchen der Frauenfrage in dem Local-Wohlthätigkeitsverein Frauen eine segensreiche Wirksamkeit entfaltet hätten, Dr. Blum (Heidelberg), der die Heidelberger bezüglichen Verhältnisse und Vorgänge näher und als für eine Empfehlung der Frauenthätigkeit namentlich in den Vereinen sehr günstig schildert, der Beigeordnete Albers (Elberfeld), der über die Angliederung der Frauenvereine an die öffentliche Armenpflege in Elberfeld die gemachten vorzüglichen Erfahrungen mittheilt, und endlich der Beigeordnete Dr. Kayser (Worms), welcher des näheren ausführt, wie auch in Worms die Frauenthätigkeit durch Vereine sich in hervorragender Weise bewährt habe.

Dem gegenüber betont der Rechtsanwalt Dr. Ruland (Colmar), daß man in Colmar sofort schroff mit dem alten System gebrochen und Frauen ohne weiteres zu Armenpflegerinnen gemacht habe; der Erfolg sei dennoch als durchaus günstig zu bezeichnen. Den Armenpflegerinnen sei aber nicht ein bestimmter Bezirk, sondern immer eine Anzahl bestimmter Fälle zugewiesen, um ihr Eintreten da zu vermeiden, wo Frechheit und Roheit die Wirkung der Frau ausschließen. Nach den gemachten Erfahrungen sei principiell die Möglichkeit, die Frauen sofort als Armenpflegerinnen in die öffentliche Armenpflege einzugliedern, jedenfalls gegeben und er müsse sich für eine unveränderte Annahme der Leitsätze aussprechen.

Nachdem der Berichterstatter Dr. Ohlus (Cassel) nochmals darauf hingewiesen, daß das Wesentlichste sei, die Frauen auch in die öffentliche Armenpflege hineinzubringen, und daß dieses Endziel nur Augen behalten werden müsse, daß in dem einzelnen Fall der Weg zu diesem Endziel je nach den örtlichen Verhältnissen in einer der drei in den Thesen enthaltenen Weisen zu wählen sei, und endlich daß der Boden an sich wohl schon genügend vorbereitet sei, um eventuell auch Frauen sofort als Armenpflegerinnen eintreten zu lassen, wurden die dargeschlagenen Leitsätze unverändert nahezu mit Einstimmigkeit angenommen.

Den letzten Gegenstand der Verhandlungen bildete die Handhabung der Bestimmungen, betreffend den Verlust des Wahlrechts bei Empfang öffentlicher Armenunterstützungen. Die zur Prüfung dieser Frage auf grund früherer Verhandlungen eingesetzte Commission, deren eingehender gedruckter Bericht vorliegt, hatte zur Beschlußfassung Folgendes anheimgegeben: „Der Deutsche Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit erachtet den Erlaß eines Reichsgesetzes für erwünscht, welches die Bestimmung in § 3 Nr. 3 des Reichstagswahlgesetzes vom 31. Mai 1869 wie folgt declarirt: 1. Für den Verlust des Wahlrechts kommt nur diejenige Armenunterstützung in Betracht, welche dem Unterstützten selbst oder einem alimentationsberechtigten Familienmitgliede desselben gewährt wird. 2. Die einem alimentationsberechtigten Familienmitgliede gewährte Unterstützung wird jedoch dem Familienhaupte dann nicht angerechnet, a) wenn das Familienmitglied sich bereits in wirthschaftlich selbständiger Stellung außerhalb des Familienhaushalts befindet; b) wenn das Familienmitglied sich infolge von Siechthum oder Gebrechen in voraussichtlich dauernder Verpflegung befindet; c) wenn die Unterstützung zu Erziehungszwecken gewährt wird. 3. Für den Verlust des Wahlrechts kommen diejenigen Unterstützungen nicht in Betracht, welche dem Unterstützten oder seinen Angehörigen, soweit sie nicht der gesetzlichen Krankenversicherung unterliegen, in Form freier ärztlicher Behandlung, freier Verabreichung von Arzneien und Heilmitteln oder der Aufnahme in eine Krankenanstalt gewähret werden, falls die Natur der Krankheit diese Aufnahme erfordert. 4. Der Verlust des Wahlrechts tritt dann nicht ein, wenn die gewährte Unterstützung vor Ausschreibung der Wahl zurückgezahlt ist." Als Berichterstatter der Commission gab der Landrichter Dr. Aschrott (Berlin) einen Ueberblick über die Thätigkeit derselben und das Resultat ihrer Verhandlungen, als welches nach Ausgleichung widerstreitender Ansichten die vorbezeichneten Thesen anzusehen sind. Dadurch, daß das Reichstagswahlgesetz beim Empfang von Armenunterstützung das Wahlrecht entzieht, aber keine Bestimmung darüber trifft, was unter Armenunterstützung zu verstehen, hat sich in der Praxis eine große Verschiedenheit und bunte Willkür in der fraglichen Wahlrechtsentziehung herausgebildet, wie solches in dem gedruckten Referat des Dr. Berthold (Berlin) näher zur Darstellung gebracht ist. Eine Vereinigung und Uebereinstimmung ist hier aber dringend wünschenswerth. Aus der Armenpflege ist jeder politische Beigeschmack zu entfernen. Die verschiedenartige Behandlung ein und derselben Unterstützungsart in zwei Orten kann einen solchen aber leicht geben und deßhalb erscheint eine Regelung im Interesse der Armenpflege geboten. Die politische Seite der Frage hat die Commission absichtlich gänzlich ausgeschieden und solche soll auch in der Debatte nicht weiter berührt werden, da damit das Gebiet des Vereins überschritten wird. Mit dem Empfang der Unterstützung müssen an sich thunlichst keine Folgen verbunden sein, welche den zu Unterstützenden von der Inanspruchnahme der Unterstützung abhalten; jedenfalls muß er über die Folgen der Inanspruchnahme Klarheit haben. Unterstützung nach Maßgabe des Unterstützungswohnsitzgesetzes kann für die Wahlentziehung nicht in Frage kommen schon wegen des abgeleiteten Unterstützungswohnsitzes; dadurch ist aber der Willkür die Schranke geöffnet. Der Grund, weßhalb der Gesetzgeber bei Empfang von Armenunterstützung das Wahlrecht entzogen hat, ist nicht ohne weiteres ersichtlich; Strafe kann es nicht sein; man wird es vielmehr nur so erklären können, daß der Unterstützte durch die Inanspruchnahme öffentlicher Hülfe seine Selbständigkeit verliert und in eine thatsächliche Abhängigkeit gerath und daß damit bei ihm jede Garantie für eine unbeeinflußte Ausübung des Wahlrechts schwindet. Zum Schluß werden die Thesen zur Annahme empfohlen. Der Mitberichterstatter Stadtrath Dr. Fisch (Frankfurt a. M.) hebt die Bedeutung der Frage unter Anführung einzelner Beispiele hervor, welche sich erst nach und nach bei näherer Untersuchung herausgestellt hat und überhaupt seltener ans Tageslicht kommt. In Ergänzung einer Weise muß die Lücke ausgefüllt werden. Die Thesen bezeichnen wesentlich die Punkte, in denen der Begriff der Armenunterstützung zu eng gefaßt ist. Auf den Wortlaut der Thesen kommt es nicht so sehr an, denn es handelt sich hier wesentlich nur darum, die Frage anzuregen, Entscheidung und Abänderung ist von anderer Stelle zu treffen.

Privatdocent Dr. Jastrow (Berlin) erkennt die Anregung der Frage als verdienstvoll an, glaubt aber, daß sie sich wissenschaftlich nicht behandeln lasse, ohne die principielle Bedeutung zu erörtern. Die Empfangnahme einer Armenunterstützung könne im Princip nicht als ein Grund für die Entziehung des Wahlrechts anerkannt werden. Eine ratio legis sei nicht vorhanden; Unwürdigkeit des Empfängers könne ein Grund für die Entziehung nicht sein, ebenso wenig Abschreckung vor dem Unterstützungsempfang; auch der vom Referenten angeführte Grund erscheine nicht stichhaltig. Der alten deutschen Anschauung entspreche die Wahlrechtentziehung bei Unterstützungsempfang nicht, die Bestimmung sei der älteren Gesetzgebung unbekannt und erst zur Einführung gebracht, als die Erweiterung des Wahlrechts auf breitere Schichten der Bevölkerung stattgefunden, wie geschichtlich näher nachgewiesen wird. Redner möchte in dem Anfangssatz der Thesen zum Ausdruck gebracht haben, daß man in eine principielle Erörterung absichtlich nicht habe eintreten wollen.

In dem Schlußwort erklärt der Landrichter Dr. Aschrott (Berlin), daß der von Dr. Jastrow beantragte Zusatz unnöthig sei, weil stets ausgesprochen, daß man die principielle Erörterung vermeiden wolle, und glaubt, daß eine Gesetzesänderung, wie Dr. Jastrow sie wünsche, nicht zu erreichen sein würde, weil man an eine Aenderung der Wahlgesetze immer nur ungern herangehe. Unveränderte Annahme der Thesen würde nach Lage der Sache das zweckentsprechendste sein. Mitberichterstatter Stadtrath Dr. Flesch (Frankfurt a. M.) steht nun sich nach auf dem Jastrow'schen Standpunkt, hält aber die Thesen der Commission allein für den Boden, auf welchem eine Einigung und allgemeine Zustimmung erfolgen könne, und gibt deshalb Annahme derselben anheim. Nachdem auch der Vorsitzende Seyffardt (Crefeld) gebeten, sich lediglich an die Thesen zu halten, wurden dieselben gleichfalls nahezu einstimmig von der Versammlung angenommen.

γσ. **Berlin.** Für alle Theilnehmer an dem im August 1897 in Petersburg stattfindenden „Internationalen Geologen-Congreß" ist durch Erlaß des Kaisers von Rußland freie Fahrt auf allen russischen Staatsbahnen gewährt worden, und zwar nicht nur hinsichtlich der Hin- und Rückreise, sondern auch für die in Aussicht genommenen weiten Excursionen in den Süden des Reichs und in den Ural. Das Petersburger Comité ersucht, möglichst früh die Anmeldung zur Theilnahme am Congresse bewerkstelligen zu wollen.

* **Berlin.** Ein neues Planet ist auf der hiesigen Urania-Sternwarte von deren Astronomen Gustav Witt auf photographischem Wege in der Nacht auf den 9. d. M. entdeckt worden. Der neue Planet ist recht klein, 11.5. Größe, doch gehört er keineswegs zu den unbedeutendsten jener Gruppe zwischen Mars und Jupiter. Er befand sich in der Entdeckungsnacht in der Nähe zweier längst bekannter kleiner Planeten. In der Nacht zum Sonntag konnte die Entdeckung durch wiederholte Beobachtungen bestätigt werden. Der neue Weltkörper wird zunächst mit Cu bezeichnet, bis seine Bahn berechnet sein wird, um dann nun dem Entdecker seinen endgültigen Namen zu erhalten.

* **Innsbruck.** Der außerordentliche Professor Dr. Leopold v. Schröder wurde zum Ordinarius für altindische Geschichte und Alterthumskunde ernannt.

* **Graz.** Der Privatdocent an der Universität in Wien, Dr. Karl Strekelj ist zum außerordentlichen Professor der slavischen Philologie mit besonderer Berücksichtigung der slovenischen Sprache und Literatur an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Prag.** Dr. Emanuel Zaufal, Extraordinarius für Ohrenheilkunde an der deutschen Universität, erhielt Titel und Charakter eines ordentlichen Professors.

* **Lemberg.** Zum ordentlichen Professor der allgemeinen Geschichte wurde der Extraordinarius Dr. Stanislaus Dembinski befördert.

* Nach einem Telegramm aus Melbourne ist dort am 9. d. M. der bekannte Botaniker Dr. Ferdinand Frhr. v. Müller (geb. in Rostock 1825) gestorben. Seine hohen Verdienste um die Naturgeschichte Australiens, wo er 50 Jahre lang geweilt und gewirkt, wurden bei Gelegenheit seines 70. Geburtstages (30. Juni 1895) in Erinnerung gebracht. (S. Beil. 149 v. 2. Juli 1895.)

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 8. bis 11. October folgende Schriften eingegangen:

Dr. Julius Barghn: Die Abschaffung der Strafrechtsschaft. Studien zur Strafrechtsreform. II. Th. Graz, Leuschner u. Lubensky 1897. — Dr. H. Delbrück: Die angebliche Internirung eines Gesunden in einer Irrenanstalt. (S.-A. aus den Preußischen Jahrbüchern. Hggb. von H. Delbrück. Bd. 86. Heft 1.) Berlin, Georg Stilke 1896. — Manfred Bertiner: Die koninäenische Buchführung im Entwurf zum neuen Handelsgesetzbuch. Kritik und Gegenvorschläge. Hannover u. Leipzig, Hahn 1896. — Dr. Joseph Schmöle: Die socialdemokratischen Gewerkschaften in Deutschland seit dem Erlasse des Socialistengesetzes. 1. Th. Jena, Gustav Fischer 1896. — Gustav Baltr: Geschichte und Organisation der amtlichen Statistik in Ungarn. Hggb. vom k. ungar. statistischen Bureau. Budapest, Pester Buchdruckerei A.-G. 1896. — W. Kulemann: Das Kleingewerbe. Nothlage und Abhülfe. 2. Ausg. mit Ausdehnung auf die preußische Handwerkervorlage vom 3. Aug. 1896. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1896. — Internationale Revue über die gesammten Armeen und Flotten. Begründet von Ferd. v. Wigleben-Wendelstein, 15. Jhrg. 1. Heft. Oct. 1896. Dresden, Friese u. Puttlumer. — Cäsar Astfalk: Deutschlands Flotte und Colonialbesitz; die Nothwendigkeit und die Mittel ihrer Vergrößerung. (Für's Deutsche Reich! Sammlung betrachtender und kritischer Aufsätze über nationale Streitfragen. Nr. 1.) Bad Harzburg, Rud. Stille 1896. — Des Generals Lebrun militärische Erinnerungen 1866 bis 1870. Die Ereignisse und dem Kriege, seine Sendungen nach Wien und Belgien. Uebersetzt von O. v. Busse. 2. Aufl. Leipzig, Zuckschwerdt u. Comp. 1896. — Ottokar Lorenz: Staatsmänner und Geschichtschreiber des 19. Jahrhunderts. Berlin, Wilhelm Hertz 1896. — Jaa Brunn: Das literarische Portrait der Griechen im 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. Ebd. — Dr. Balin Stern: Aegyptische Culturgeschichte. Bd. 1. Alterthum. Mit Illustrationen von A. Schmidt und zum Vers. Magdeburg, Walther Niemann 1896. — H. J. Holtzmann: Lehrbuch der urkestamentlichen Theologie. Subscriptionsausgabe. 5. u. 6. Lfg. (Sammlung theologischer Lehrbücher.) Freiburg i. B. und Leipzig, J. C. B. Mohr 1896. — Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Wertheim. Bearbeitet von Adolf v. Oechelhäuser. Mit Abbildungen, Lichtdrucktafeln u. Karte. (Die Kunstdenkmäler des Großherzogthums Baden. 4. Bd. Kreis Mosbach. 1. Abthlg.) Ebd. — D. Buchwald: Ein unerhörter Schwindel mit Lutherautographen. (S.-A. aus dem Centralblatt für Bibliothekswesen. Hggb. von Dr. O. Hartwig.) Leipzig, O. Harrassowitz. — Daheim. 33. Jahrg. 1897. Nr. 1. Beilage. (Pinbennummer.) Leipzig. — Raimund Gerner: Die Glasfabrication. Mit 65 Abbildungen. 2. Aufl. Dr. C. Lahmann: Die Fabrication der moussirenden Getränke. Mit 31 Abbildungen. 3. Aufl. Wilh. F. Knisel: Handbuch der Chemigraphie. Mit 14 Abbildungen. 2. Auflage. (Chemisch-technische Bibliothek. Bd. 66, 84 und 100.) Wien &c., A. Hartleben. — Der deutsche Radfahrer. Redigirt von Dr. Karl Biesenbahl. 12. Jahrg. 1896. Nr. 33. Stuttgart, Gloser u. Sulz. — Ferd. Luthmer: Werkbuch des Decorateurs. Mit 250 Illustrationen und 16 Einzelbeilagen. 4. u. 5. Lfg. Ebd. — Die Erde und ihre Völker. Geographisches Hausbuch von Fr. v. Hellwald. 4. Aufl. Bearb. von Dr. W. Ule. Lfg. 6—8. Stuttgart &c., Union. — Bericht über die Senckenbergische naturforschende Gesellschaft in Frankfurt a. M. 1896. Frankfurt a. M., Gebr. Keuner. — Wilhelm Hend: Unsre Nahrungs- und Genußmittel. Für die reifere weibliche Jugend dargestellt. Mit Abbildungen und Wandtafeln. Kassel, Th. G. Fischer u. Co. 1896.

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 14. October. Nummer 238.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die heutigen Zustände auf der Insel Sardinien. I. Von Prof. H. Kruse-kopf. — Otto Roquette als Lyriker. Von A. K. T. Tielo. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die heutigen Zustände auf der Insel Sardinien.

Von Prof. H. Kruse-kopf.

I.

Vor nicht zu langer Zeit[1]) haben wir die Leser der Beilage mit der außerordentlich traurigen Lage auf Sicilien bekannt gemacht, indem wir die Verhältnisse der Insel auf grund der neueren Forschungen schilderten. Heute beschäftigen wir uns mit einer anderen Insel, welche der italienischen Regierung nicht weniger zu schaffen macht als die Trinakria, mit der Insel Sardinien. Es liegt uns die sehr fleißige Arbeit des Deputirten F. Pais-Serra über seine Heimathinsel vor, eine Arbeit, die 1894 im Auftrage von Crispi begonnen und im August d. J. im Druck fertiggestellt und durch Vermittlung der italienischen Parlamentskanzlei den Deputirten zugesandt worden ist.[2]) Die genannte Enquete ist ohne Zweifel das wichtigste neuere Werk über Sardinien. Der Verfasser untersucht darin mit großer Gründlichkeit und Sachkenntniß die Verhältnisse Sardiniens und beschränkt sich nicht auf die bloße Aufzählung der einzelnen Facta, die zum Theil aus den Schriften von La Marmora, Sella, Salaris, Mantegazza, Todde, Cionini u. a., sowie aus dem „Memoriale“ der sardischen Abgeordneten vom Mai 1888 bekannt waren, sondern er verbreitet sich auch über die Ursachen der den Wohlstand der Insel untergrabenden Calamitäten, sowie über den inneren Zusammenhang, welchen die einzelnen Fragen unter einander haben, und gibt schließlich geeignete Mittel und Wege zur Verbesserung der Lage an. Leider hat sich die italienische Regierung mit der Insel stets zu wenig beschäftigt. Die Zustände auf derselben sind daher geradezu trostlos, sei es in Bezug auf die öffentliche Sicherheit, oder sei es in Bezug auf die ökonomisch-sociale Lage. Und doch handelt es sich um eine Region, die nichts weniger als unfruchtbar ist, und die mit Italien und seiner Dynastie so manche Tradition gemein hat. Der Kleinbesitz schwindet immer mehr und das Verbrecherthum wächst in schreckenerregender Weise. Vor Jahren wurde einmal eine Commission von Parlamentsmitgliedern zur Prüfung der sardischen Verhältnisse eingesetzt, deren Präsident Depretis war. Weiter geschah aber nichts. Seit jener Zeit haben sich die Uebel auf der Insel verschlimmert und werden sich täglich verschlimmern, falls man nicht ernstlich daran denkt, Abhülfe zu schaffen, soweit es bei der gegenwärtig nicht guten finanziellen Lage des ganzen Königreichs eben möglich ist.

1) Beilage Nr. 181 vom 6. August d. J.
2) Relazione dell' inchiesta sulle condizioni economiche e della sicurezza pubblica in Sardegna, promossa con decreto ministeriale del 12 dicembre 1894. Roma, Tipografia della Camera dei deputati 1896. (501 Seiten in Großquart.)

Was zunächst die öffentliche Sicherheit anbetrifft, so fällt natürlich schwer ins Gewicht, daß Sardinien eigentlich gar keine Ueberlieferung von Cultur aus der Vergangenheit besitzt. Auf Jahrhunderte halb barbarischer Freiheit im Mittelalter folgten in der Neuzeit andere, in denen die Insel beständig ein von außen oberflächlich regiertes, in jeder Hinsicht veenachlässigtes Nebenland blieb. Hang zur Gewaltthätigkeit blühte daher von jeher auf der Insel, vererbte sich von einer Generation auf die andere und verwischte im Volke das Bewußtsein von Recht und Unrecht. Trotz der vorgerückten Civilisation ist es auch heute noch nicht möglich gewesen, hier Wandel zu schaffen.

Zu diesen geschichtlichen Ursachen des sardischen Verbrecherthums gesellen sich dann andere. Sardinien hat nur eine geringe Bevölkerungsdichtigkeit. Die Bewohner häufen sich meist in den Städten und größeren Dörfern an, wodurch ungeheure Strecken Landes verlassen und unbeschützt bleiben. Der Errichtung von Bauernhäusern in offener Campagna steht vieles hinderlich im Wege; wir erinnern nur an die Malaria, welche einen großen Theil der Insel unbewohnbar macht, ferner an die unsicheren, verfallenen Straßen u. s. to.

Die Anzahl der Morde hat allerdings gegen früher abgenommen; im Jahre 1834 zählte man 142 Fälle von Mord und Todtschlag. Doch sind in der neueren Zeit die Motive zur Begehung der mannichfachen Verbrechen viel verwerflicher als früher. Der sardische Bandit ist jetzt ein gewöhnlicher Uebelthäter geworden, während er in allen Zeiten in dem Rufe der Großmuth, besonders den Fremden gegenüber, stand. Wie Karl Moor in den Schiller'schen „Räubern“ war er kein gemeiner, sondern ein „edler“ Räuber, der die Lasterhaften verfolgte und alle die, welche sich Uebergriffe gegen ihn zu schulden kommen ließen, strafte. Er tödtete wohl unbarmherzig seinen Feind und dessen erwachsene Söhne, aber er schonte Frauen, Kinder und Greise und krümmte niemandem ein Haar, wenn ihm keine Veranlassung dazu gegeben wurde. Vor allem stahl und raubte er nicht. Das ist schon seit langer Zeit anders geworden.

Eine große Rolle in dem Leben der Sarden spielt die Rache. Diese Leidenschaft ist so tief in jenen eigenartigen Naturen eingewurzelt, daß es Utopie sein würde, zu verlangen, sie gänzlich ausgerottet zu sehen. In manchen Dörfern wird sie geradezu für eine heilige Pflicht und ein heiliges Recht gehalten, und der, welcher sich für Beleidigungen nicht rächt, für feige und unehrenhaft erklärt. Schon den Kindern prägt man das Gefühl der Rache ein. Die Frau, welcher der Mann getödtet wurde, lebt getröstet in der Hoffnung, ja in der Sicherheit, daß ihr die Söhne, wenn sie erwachsen sind, die ersehnte Genugthuung verschaffen werden. In vielen Orten bewahren die Wittwen das blutige Hemd, die blutigen Kleider des ermordeten Gatten auf, um sie den Söhnen stets vor Augen zu halten. Zuweilen färben sich die Verwandten eines Ermordeten das Antlitz und die Kleider mit seinem Blute und schwören,

sich nicht eher zu waschen, bis an dem Mörder Rache genommen ist. Und so von Rache zu Rache bestanden Feindschaften Jahrhunderte lang, ganze Ortschaften zerfleischten sich und waren dem Untergange preisgegeben. Dies ist allerdings jetzt nicht mehr möglich. Die Rache wird nur noch in kleinerem Verhältniß geübt. Hat der Sarde aber einmal den Plan, sich zu rächen, gefaßt, so kann keine Macht der Welt ihn davon abbringen; er ist constant in seinem Hasse wie in seiner Liebe. Mit Ruhe und List trifft er seine Vorbereitungen und benachrichtigt wohl gar den Feind von seinen bösen Absichten.[1]) Wirkliche Duelle finden nicht statt, der Sarde überfällt seinen Gegner meist aus dem Hinterhalt, mit ungleichen Waffen. Oft tödtet er ihn am hellen Tage, inmitten einer großen Volksmenge, oder wohl gar in Gegenwart der Carabinieri. Vieles gibt dem trotzigen Inselbewohner Veranlassung zur Rache. Wir erwähnen hier nur: Ermordung eines Verwandten, Verführung der Frau oder der Braut,[2]) Wortbrüchigkeit, ungünstiges Zeugniß vor Gericht oder Anzeige von Vergehungen, sowie Beleidigungen aller Art.

Nach Ausführung seines Racheactes bringt der Uebelthäter seine eigene Person in Sicherheit; oft flieht er auf die Berge und vermehrt den Bestand der eigentlichen Banditen. In den meisten Fällen bleiben Verbrechen gegen das Leben und das Eigenthum des Nächsten auf Sardinien unbestraft, was auf die ganze Bevölkerung einen höchst demoralisirenden Einfluß ausüben muß. Das Prestige der öffentlichen Macht, welcher es trotz aller Anstrengungen nicht gelingt, der Missethäter, die über weiter nichts als Unerschrockenheit verfügen, habhaft zu werden, wird geschwächt, und je mehr ihre moralische Autorität sinkt, desto mehr wächst der Einfluß der Uebelthäter, die leicht Gastfreundschaft und Schutz finden. Der sardische Bandit ist dem einfachen Volke sympathisch; er wird selbst von den besseren Bürgern respectirt oder sogar geehrt, sei es aus Furcht, oder aus Immoralität, oder aus Parteirücksichten; im günstigsten Falle bleibt die Bevölkerung bei der Verübung eines Verbrechens indifferent, als ob es sie nichts anginge. Dieser Umstand erklärt zum Theil die Möglichkeit und Frequenz der Einfälle von bewaffneten Banden in die Dörfer, um zu rauben. Denn die Vereinigung und Führung großer Räuberbanden, ihr rapides Verschwinden ohne Spuren zu hinterlassen, die die Urheber verrathen könnten, wäre nicht möglich, wenn der Krebsschaden des Einzelbanditenwesens und der Begünstigung die Bevölkerung nicht demoralisirt hätte. Die Raubzüge erinnern das Volk außerdem an die kriegerischen Unternehmungen früherer Zeiten, und dies nimmt ihnen in seinen Augen den Charakter verabscheuungswürdiger Verbrechen. Früher geschah es sogar, daß man dem Pfarrer eine Kerze oder ein anderes Opfer in die Kirche brachte, um die Gottheit für das Gelingen des Unternehmens geneigt zu machen.[3])

Ferner wählen sich die malfattori, sei es aus behutsamer Berechnung, sei es aus einem natürlichen Gefühl der socialen Zusammengehörigkeit, als Schauplatz ihrer Schandthaten nie das eigene Dorf; sie sind deßhalb dort geachtet und geliebt und täuschen zuweilen selbst die Behörden des Ortes über ihr Treiben, wenn sie nicht selbst gar Aemter bekleiden. Der sardische Verbrecher, zuweilen auch der Bandit, lebt unter anderem Namen im Dorfe, schläft in seinem Bette und führt nicht das elende Leben, das der Verbrecher in anderen Ländern führen muß, um der Gerechtigkeit zu entgehen. Nicht selten nehmen an den Raubzügen auch die Söhne wohlhabender Bauern theil, ohne Gewissensbisse zu empfinden und ohne deßhalb der Verachtung anheimzufallen. Der flüchtige Onano Liberato, welcher fünf Raubanfälle, zwei Morde und verschiedene andere Verbrechen begangen hatte, wurde 15 Jahre lang vergeblich gesucht, und doch wußte man von ihm, daß er Viehzucht in großem Maßstabe betrieb.

Der Raub wird somit als ein beliebiges Geschäft, als ein erlaubtes Mittel, sich zu bereichern, angesehen; die gemachte Beute ist nicht geraubt oder gestohlen, sondern erobert (conquistato). Die einzige Sorge ist, der Strafe zu entgehen.

Die Veranstaltung eines Raubzuges geht in keinem Lande so schnell, wie in Sardinien. Kaum wird bekannt, daß eine wohlhabende Person in den Besitz einer Summe Geldes oder anderer Werthgegenstände gekommen ist, so wird die Bande organisirt. Die Rädelsführer sind fast immer Hirten oder bescholtene Individuen. Die Recrutirung geht in aller Heimlichkeit vor sich. Die Angeworbenen kennen nicht immer den Endzweck der Unternehmung; sie kümmern sich auch oft nicht einmal um die Beute, da ihre „Anstellung" auf festen Sold geht, der theilweise im voraus bezahlt wird. Branntwein, Tabak, Lebensmittel und Munition werden stets vorher eingekauft. Nicht selten sind die einzelnen Räuber einander unbekannt; sie halten aber fest zusammen und wagen für einander Freiheit und Leben. Dieser Geist der Zusammengehörigkeit, der sich noch bei der rohen Bergbevölkerung findet, hat nur eine Grenze, wenn es sich um die gemeinsame Rettung handelt. Um alle Spuren zu verwischen, scheut sich die Bande nicht, die verwundeten Gefährten zu tödten und ihnen den Kopf abzuschlagen, was auch bei dem großen Raubanfall in Tortoli (am 13. und 14. November 1894) der Fall gewesen ist. Die Vereinigung (il convegno) der Bande findet an einem vorher verabredeten Orte statt; hier werden Befehle und Instructionen ertheilt. Dann erfolgt der Angriff auf das Dorf, in welchem sich die Beute befindet, und zwar nicht mehr heimlich, sondern ganz offen. Ein Theil der oft 50—60 Mann starken Bande belagert die Caserne der Carabinieri und sucht deren Eingreifen möglichst zu verhindern. Das Gros der Leute überfällt das Haus, wo der Raub vermuthet wird. Dabei werden Flintenschüsse abgefeuert, um die Dorfbewohner einzuschüchtern. In einem fort ertönt der Schrei: Morte! Morte! Nisciuno besseda! Nisciuno besseda![1]) Alles, was sich den Räubern entgegenstellt, wird niedergemetzelt. Ist die Beute in Sicherheit, so wird eiligst der Rückzug angetreten; die Raubgenossen kehren in ihre Dörfer oder Schlupfwinkel zurück, die oft viele Meilen weit vom Thatorte entfernt sind. Es liegt etwas geradezu Unheimliches in der Schnelligkeit, mit welcher diese Männer die größten Entfernungen zurücklegen und dabei Hindernisse jeder Art spielend überwinden. Oft dient diese fabelhafte Schnelligkeit auch dazu, im Falle einer Anklage ein Alibi herzustellen. Bei der Vorsicht, mit der diese militärisch organisirten Räuberbanden verfahren, ist es selten, daß die Mitglieder derselben von der Behörde entdeckt werden.

Die hohe Ziffer der Delinquenz auf Sardinien hängt von dem schon erwähnten Umstande ab, daß die Missethäter bei der Bevölkerung Schutz finden und sich vor den Behörden verstecken können, was ihnen durch die natür-

---

[1]) In einigen Orten ist es z. B. üblich, dem Feinde Pulver oder Flintenkugeln auf das Fenster oder die Schwelle zu legen, oder schwarze Kreuze mit Kohle an die Thür zu malen, oder seinen Pferden die Ohren abzuschneiden. Ciontini, la Sardegna, S. 234.

[2]) Den Sarden ist übrigens die Treue in der Ehe die höchste Tugend, besonders den Frauen.

[3]) Auch auf dem Festlande findet man noch ähnliches. So ist dem Verfasser bekannt, daß ein Individuum, das einen Raubanfall begehen wollte, sich vorher in die Kirche begab, um den Patron derselben um Gelingen seines Vorhabens zu bitten. Und das war in dem gebildeten Toscana!

[1]) D. h. niemand komme heraus!

liche Bodenbeschaffenheit der Insel noch erleichtert wird. Um die Durchstecherei und Begünstigung der unlauteren Elemente im Volke zu bekämpfen, muß man demselben das Vertrauen auf die Gerechtigkeit wiedergeben; man muß ihm beweisen, daß die öffentliche Macht stärker ist, als der Bandit. Ausnahmegesetze sind vielleicht momentan nöthig, aber sie allein rotten das Uebel keineswegs aus. Der Abgeordnete Pais [1]) dringt vor allen Dingen darauf, ein geeignetes Beamtenpersonal für Sardinien zu schaffen. Dies ist für alle Zweige der Administration, besonders aber für die Polizei- und Gerichtsverwaltung von größter Wichtigkeit. Die Beamten sollten die Insel nach ihrer geographischen und topographischen Formation, nach ihren Sitten und Gebräuchen, nach ihren Traditionen und nach dem Charakter der Bevölkerung genau kennen, was nur nach längerem Aufenthalt am Orte selbst möglich ist. Sie müssen ferner ein richtiges Urtheil, Maß beim Handeln und absolute Charakterunabhängigkeit besitzen. Es empfiehlt sich, auch Sarden anzustellen, weil diese genaue Informationen geben können. Das bisherige System der Stellenbesetzung muß aufgegeben werden. Wir haben heutzutage auf Sardinien eine Anzahl Beamte, die zur Strafe dorthin versetzt sind, weil sie entweder unfähig sind oder sich auf dem Festlande irgend etwas haben zu schulden kommen lassen. Andere sind Neulinge in ihrer Laufbahn und sollen ihre Lehrzeit auf der Insel verbringen. Eine dritte Classe von Beamten endlich wird vor dem Aufrücken in die höheren Verwaltungsstellen auf kurze Zeit nach Sardinien geschickt. Dieser Aufenthalt auf der „verrufenen Insel" wird ihnen gleichsam als besonderes Verdienst angerechnet. Man begreift leicht, daß in all diesen Beamten mehr oder weniger der Wunsch rege ist, Sardinien so bald als möglich wieder den Rücken zu kehren, und daß die praktischen Resultate der staatlichen Action in allen Zweigen der Verwaltung nur ungenügend sein können, wenn die Regierung mit Beamten zu thun hat, welche nur wider Willen auf der Insel sind. [2])

Auch auf die localen Behörden, besonders auf die Wahl der Schiedsrichter, sollte die Regierung ein Auge haben. Die mit dem Schiedsrichteramt betrauten Personen zeigen oft Mangel an Fähigkeit, Moralität und Unparteilichkeit. [3]) Als vorbeugende Mittel zur Verhütung von Verbrechen empfiehlt F. Pais die polizeiliche Vermahnung (ammonizione) und den Zwangsaufenthalt (domicilio coatto).

Ehe wir dieses Capitel schließen, wollen wir noch einige Worte von den sardischen Polizei- und Aufsichtsbehörden sagen. Die Carabinieri thun alles, was in ihrer Macht liegt, um den Missethätern das Handwerk zu legen, [4]) aber ihre Zahl ist unzureichend und müßte bedeutend vermehrt werden. Die eigentlichen Polizisten stehen leider in einem schroffen Gegensatz zu den Carabinieri, was dem Sicherheitsdienst auf der Insel entschieden zum Schaden gereicht. — Um hier Abhülfe zu schaffen, sollte man den Dienst der Polizisten auf die Stadt beschränken, während für das Land die Carabinieri vorzuziehen wären. Auch die Compagnien der alt herkömmlichen Sicherheitswachen (barraccellari) könnten, wenn sie neu organisirt und direct unter das Commando der Carabinieri gestellt würden, von großem Nutzen sein.

[1]) S. 56 ff.
[2]) Pais S. 60.
[3]) Im Jahre 1895 liefen 361 Klagen gegen die Schiedsrichter ein; aus der vorgenommenen Prüfung der Verhältnisse ergab sich, daß 60 Schiedsrichter nur eine ganz geringe Bildung, 8 gar nur die Schulbildung der 2. Elementarclasse hatten. 14 Personen konnten weder lesen noch schreiben, 34 wurden als unmoralisch und der Bestechung zugänglich erfunden, 1 Schiedsrichter war als Mitglied einer Räuberbande, ein anderer wegen Viehdiebstahls in Haft.
[4]) In wenigen Jahren fielen ein Lieutenant und 72 Carabinieri im Kampf mit den sardischen Banditen.

Otto Roquette als Lyriker.

Von A. K. T. Tiele (Tilsit).

„Er wurde früh in seiner Kunst ein Mann, in allen übrigen Verhältnissen blieb er beständig ein Kind." Dieses Wort aus einem Nachruf zu Ehren des großen Mozart könnte man auch auf den schlichten Gelehrten und Dichter anwenden, der im Frühsommer dieses Jahres aus unsrer Mitte abgerufen ward, auf Otto Roquette. Als frischer Siebenundzwanziger trat Roquette anno 1851 mit „Waldmeisters Brautfahrt" in die Oeffentlichkeit und errang damit einen durchschlagenden Erfolg. Geld und Gut hat ihm dieses glückliche Jugendwerk ebenso wenig eingebracht wie die reiche Schaar nachfolgender gemüthvoller Familienblattromane und tüchtiger literarhistorischer Abhandlungen. Er lebte einzig und allein seiner Kunst und seinen Freunden.

Jetzt, nach seinem Dahinscheiden durchmustern die Nachlebenden das mannichfaltige Erbe, und siehe da! sein berühmtes Wein- und Wandermärchen, das Fundament seiner Belletristik, ist schon in seinem Glanze halb und halb erblichen. Wenigstens in den Augen unsrer realistisch-materialistischen Zeit. Ein Weilchen läßt man sich bei guter Laune das harmlose Geplauder und die anmuthigen Flausen des guten Jungen gefallen. Schließlich findet man ihn gar zu naiv und gedankenlos, und man gähnt verstohlen. Daher kann man ohne den geringsten prophetischen Blick doch mit Sicherheit prophezeien, daß man über kurz oder lang den munteren „Waldmeister" im Bunde mit verwandten Berühmtheiten, Redwitz' frommer Amaranth und Scheffels frohgemuthem „Trompeter", höflich und still auf die Seite schieben wird. Aber wie man „Grüß Gott, du lieber Frühlingswind" und „Es ist im Leben häßlich eingerichtet" noch heute erquickten Gemüthes sagt und singt, hat man auch Roquette's Lied „Noch ist die blühende, goldene Zeit" in dankbarer Erinnerung bewahrt. Deßhalb ist es wohl am Platze, zur Feier seines Gedächtnisses jenen Zweig seines ausgedehnten Schaffens auf gerechter Wagschale zu wägen und zu würdigen, der zwar nicht die gedrängtesten, aber theilweise die köstlichsten Blüthen getrieben hat.

Roquette hat seine „Gedichte" (3. veränderte und vermehrte Aufl. 1860; 4. Aufl. 1889, Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung) in fünf Abtheilungen angeordnet: „Jugendlieder", „Aus der Werkstatt", „Lieder in allerlei Tönen", „Rheinisches Liederspiel" und „Von Tag zu Tage". Wer sie in ihrem inneren Zusammenhang vergleichend und werthschätzend genießen will, möge sich nach und neben einander in die „Jugendlieder", das „rheinische Liederspiel" und die „Lieder in allerlei Tönen" vertiefen. Der Dichter erhebt sich dabei nicht von Stufe zu Stufe; er bewegt sich nach einigen verzeihlichen Schwankungen und Fehltritten, ein früh vollendeter Meister, unbeirrt auf dem erwählten Wege weiter — eine Uebergangsperiode läßt sich nicht abgrenzen. Sein Weg gleicht nämlich einer geschlossenen Kreislinie ohne Anfang und Ende, und seine besonnenste Anstrengung bedeutet wohl ein Fortschreiten, aber keinen Fortschritt.

Alle seine Lieder umschlingt ein schönes Band, eine Grundbedingung jeder echten Lyrik: ihre starke Singbarkeit. Diese liegt weniger in der metrisch und strophisch zwar einfachen, aber doch ausgearbeiteten Form, als vielmehr in dem gleitenden, glatten Fluß und Wohllaut seiner Sprache. Außerdem greift die Darstellung rasch vorwärts, bleibt nicht in einem ausführenden Bilde stecken und schließt, wenn nicht schon Strophe auf Strophe mit einem zusammenfassenden Refrain, so doch das Ganze mit einer effectvollen Pointe. Freilich, in der Auswahl der gipfelnden Kraftstelle macht sich Roquette keine Scrupel. Den fadenscheinigen Schlager von dem „Himmel auf Erden" hat er in holder Unschuld mehr-

mals mit geringfügigen Modificationen wieder zu Tage befördert. Auch das alte Gelöbniß „Du bist mein und ich bin dein" hat er ungescheut zu einem passenden Schlußstein ausersehen. Letzteres führt zu einer anderen wichtigen Erkenntniß.

Roquette ist bei dem Volksliede in die Schule gegangen. Von da hat er feststehende Formeln und Motive in seine Dichtung mit seinem Verständniß herübergenommen, Töne, die seinem genügsamen Naturell entsprechen. Das tritt besonders deutlich in der Vordergruppe der „Jugendlieder" hervor. Manchmal streift er sogar auffällig ähnliche, wohlbekannte Weisen des Kunstgesanges. „Am Neckar, am Rhein" bildet einerseits ein Gegenstück zu Simrocks „Warnung vor dem Rhein" und andrerseits ein Seitenstück zu Müllers von Königswinter „Mein Herz ist am Rheiu", das wiederum hervorstechend auf dem Burns-Freiligrath'schen „Mein Herz ist im Hochland" fußt. Bei der „Margreth am Thore" besinnt sich jeder, der mit flotten Studenten gezecht und gejubelt hat, auf ihre ältere Schwester, Voie's beliebte „Lore, von allen Mädchen so blink und so blank".

Uebrigens hat der Dichter für die feuchtfröhliche Wirthshaus- und Vagantenpoesie eine gar bescheiden schwellende poetische Ader. Einen Vergleich mit seinen Nachfolgern in dieser Richtung, mit Scheffel, Wolff und Baumbach, kann er in keinem Falle aushalten. „Die verstehende Seele" einer freigebigen und zum Ueberdrusse jungen, „süß lächelnden" Frau Wirthin ist an und für sich ein ganz lustiges Pflänzchen; Baumbach würde jedoch das einsame zutrauliche Weiblein, dessen Liebster draußen in weiter Welt am Wanderstabe herumstreicht, viel zutraulicher und ihren durstigen, fidelen Gast viel durstiger und fideler ausgestattet haben, von den „fröhlichen Gesellen" ganz zu schweigen. Der humoristische cantus vom „treuen Stiefelpaar", der einer nachbarlichen Sphäre angehört, muß neben Scheffels famoser Elegie auf seine „alte Hose" unbedenklich den kürzeren ziehen.

Dagegen zeigt sich Roquette in seinen Wanderliedern von einer freundlichen Frische, es liegt über ihnen wie thauiger Morgenschein; Sonne, aber keine Gluth. Man darf allerdings auch nicht übersehen, daß er nur in „den Tagen der Rosen" und bei mildem Herbstwetter zum Thore hinausmarschirt; bei Frost und Nebel sitzt er lieber daheim am wärmenden Ofen. Aber ob er sich im Mai oder im Erntemonat, in heller Sonntagsfrühe oder bei lichtem Sternenschimmer auf die Sohlen macht, immer ist er ein zuverlässiger Führer. Wie setzt unser Frühlingsherold gleich in dem prologischen „Frühlingswandern" so hurtig und heiter ein!

„Vom Berg ergeht ein Rufen,
Und Antwort schallt im Thal,
Da springen von grünen Stufen
Die Quellen allzumal.
Und Eines ruft's dem Andern,
Das klinget fern und nah:
Die rechte Zeit zum Wandern,
Die Frühlingszeit ist da!"

Und so geht es mit beschwingtem Fuße weiter. Die Freude am Wandern vermag ihn sogar aus den Armen seines Feinsliebchens zu locken:

„Weil mein Herz nicht mehr verlangt,
Daß ich bei dir bliebe,
Lieber Schatz, so sei bedankt
Für die schöne Liebe!
Sieh', der Mai ist vor der Thür,
Laß die Augen waadern!
Komm ich einst zurück zu dir,
Hast du längst 'nen Andern."

Damals tröstet er sich keck und unverdrossen:

„Und meinst du, daß dir das Herze bricht?
Junge Leiden, die tödten noch nicht."

Doch er ist nicht immer wie ein loser Falter von Blume zu Blume geflattert, und demgemäß wird man diese leichten Klänge als die letzten Ausläufer seiner jugendlichen Vagabunden-Lyrik ansehen; sie ist mehr anerzogen als erlebt. Sobald das wirkliche Erlebniß nachdrucksvoll auf ihn einwirkt, entschwindet die erträumte Minne und die Liebe öffnet ihre wundervollen Gärten. Seine Liebe ist echt deutscher Art, ein blondes Gretchen mit blauen Augen, das lieblich erröthet und sinnend und sehnend in die Weite schaut. Sie wandelt einher auf lauschig verschwiegenen Gründen und erkennt in seinem Besitze das gesuchte Glück. Sie ist keusch und innig, von sanguinischem Temperament und unangekränkelt von des Gedankens Bläße. Ein ganzes Liebesleben wird vor dem kundigen Beschauer entfaltet, von der ersten theuren Begegnung bis zum ruhevoll wechselseitigen Genusse. Nicht bloß „die liebe Stelle, wo er sie zuerst geseh'n", behält er in treuem Andenken, sondern er vergegenwärtigt sich auch das schüchterne Geständniß seiner Zuneigung:

„Ach, es war ein süßes Bild,
Als du da erröthend standest,
Und zur Erde all die Blumen
Fielen, die zum Strauß du wandest,
Deine liebe kleine Hand
Spielte mit dem blauen Band."

Die Zeit rückt unaufhaltsam vorwärts, und auch die schöne Zeit der ersten Liebe verrauscht; wehmüthig gedenkt er bei einem dunkeln Bande von Trauerflor einer thränenvollen Trennung. Die Zeit rückt unaufhaltsam vorwärts; seine Thränen trocknen, seine Wunde vernarbt. Ueberhaupt erhebt sich sein Schmerz selten über weiche Betrübniß und eine im Grunde wohlthuende Wehmuth. Er hat mehr über den Schmerz tiefe Reflexionen gehalten, als selber tiefe Schmerzen gefühlt.

Ein neuer goldener Liebesmai blüht herauf. Die er als einfältiges Kind verließ, findet er als eine schlanke Dirne wieder. Aber in ihrem „Wesen und Gesange" hat sie die Kinderjahre kaum überschritten.

„Sie singt und summt den ganzen Tag,
Wie Bienentön' um Blumen ziehen,
Und was sie thun und schaffen mag,
Begleitet ist's von Melodieen.
Und will sie mir am Fensterlein
Nur spröde meinen Gruß erwidern,
Sie singt sich mir in's Herz hinein
Mit ihren Kinderliedern."

Seine Seele ist von heimlicher Sehnsucht erfüllt:

„Sie fragen quälend, was mir fehle?
Der Tag ist blau, die Biene schwirrt:
Bin nicht daheim, bin nicht im Leben,
Seit ich die Seele hingegeben,
Die willenlos zu dir verirrt!"

Endlich werden seine Wünsche befriedigt und schalkhaft gibt er dem kleinen blinzelnden Sternelein einen Korb:

„Such du dir dein Liebstes im Sternenreihn,
Und laß mich mit Blinzeln in Ruh,
Ich hab auf Erden ein Sternelein,
Das ist viel schöner als du!"

In der Geliebten geht er ganz auf, und namentlich in der herandämmernden Nacht wird er sich seiner vollen Seligkeit bewußt. So im „Gesang vom Berge":

„Wir aber zwei, wir haben's gut,
Wir mögen fröhlich singen,
Dieweil die Welt bedeckt schon ruht
Von grauer Dämm'rung Schwingen."

Digitized by Google

Ferner in der „Seligen Ruhe“:

„Zu deinen Füßen will ich ruh'n
Und dir in's Auge schau'n,
Die blaue Nacht mag leise nun
Auf uns herniederthun'n.“

Endlich in dem „Glück der Stunde“:

„O laß dich halten, gold'ne Stunde,
Die nie so schön sich wieder beut!
Schau, wie die Mondnacht in die Runde
All ihre weißen Rosen streut.
Des Tages Stimmen fern verhallen,
Nicht Worte stören, nicht Gesang,
Des stillsten Glückes innig Walten,
Nach dem die ganze Seele drang.“

Diese Vorliebe für die hereinbrechende Nacht und den aufgehenden Mond- und Sternenhimmel ist charakteristisch. Es mangelt Roquette an fester Energie und kühner Männlichkeit, um den glühenden todten Mittagsbrand und die lichtlose blitzeschwangere Mitternacht zu malen. Die Gluth- und Schattenseiten der Natur sind für ihn gar nicht vorhanden.

Das Lieben und Geliebtwerden ist auch der Angelpunkt, um den sich seine volksmäßigen Balladen drehen. In diesem Genre hat er indessen hin und wieder erheblich in die leere Luft gegriffen. Die läppischen „sieben Nixen“ und den „Tristan“ mit seinen gehalt- und gestaltlosen Sehnsuchtsseufzern könnte man ohne Schaden entbehren. Im Gegensatze dazu dürfen „Jorinde“ und „Kriegsgefolge“ in der anspruchsvollsten Anthologie paradiren; sie stellen den Höhepunkt seiner Begabung dar. Jung Diethelms Leidenschaft für die bestrickende Herzogin bricht mit ungehemmtem Freiheitsdrang hervor; sie schafft sich Befriedigung, mag auch dem kurzen Wonnerausch der Tod auf den Fersen folgen:

„Ich laß dich nicht! Wenn ich dann sterben muß,
So sterb' ich jauchzend in deinem Kuß,
Jorinde, du Schönste im Lande!
Herbraust der Zug, und ein Schrei wird laut,
Blank zucket ein Schwert, von Blut bethaut,
Und ein Odem erstirbt im Sande.
Und als sie heimwärts ritten die Straß',
Hoch saß sie zu Roß, wie der Tod so blaß,
Jorinde, die Schönste im Lande.“

„Kriegsgefolge“ enthält gleichfalls die alte, ewig neue Geschichte:

„Reitersjungen zum Thor herein,
Gar leidige Gäste zur Stelle!
Mach's Fenster zu, fein's Mägdelein,
Deine Augen glänzen zu helle!“

Ihr schöner Tänzer thut es ihr an; aber noch ehe sie aus ihrem sonnigen Traum erwacht, wird er von ihrer Seite gerissen:

„Und Reitersjungen zum Thor hinaus,
Im Staub die Trompeten verklingen.
Was soll ich einsam nun zu Haus?
Das Herz will mir zerspringen!“

Sie sieht ihn bald wieder: todt und blutig auf blutigem Schlachtfelde.

„Ich hab' dich, und müßt' ich betteln geh'n
Für dich und mich um Erbarmen!
Und bist du todt und ist's geschehn,
Ich hab' dich in meinen Armen!“

Da kann man nichts mehr als alles loben, die geschickte unübertriebene Nachahmung des mittelalterlichen, sprunghaften Balladenstils in Ausdruck und Erzählung, die packende Anschaulichkeit, den straffen Contrast zwischen der losen Lust des schneidigen Kriegsmannes und der frommen Hingebung des herzigen Mägdeleins. Um nur noch eines hervorzuheben, wie knapp und lernig wird nicht in diesem kleinen Liebesdrama die grausame, unheilvolle Wucht des Krieges, bloß andeutend, geschildert!

„Was schert sich ein jung frisch Reitersblut?
Heut geküßt und morgen verlassen!
Der Krieg hat nicht Haus, noch fahrend Gut,
Er nimmt es auf allen Gassen.“

Die gleiche Wärme und Lebendigkeit könnte man auch den Gedichten wünschen, welche der deutsch-französische Krieg 1870/71 hervorgerufen hat. Der „deutschen Weihnacht“ und dem stärkeren „Singerbub“ geht die überzeugende Macht und Fülle der Darstellung ab, jener zündende Feuergeist, welchen die patriotischen Drommetenstöße und Schlachtfanfaren Geibels und Freiligraths ausathmen. Gar seltsam streitet in seinem Aufruf „An meine Schüler in Waffen“ der kräftige, äußere Schwung der Rede mit der kraftlosen inneren Hohlheit des Wortes, wo er doch gerade mit ganzer Seele betheiligt war. Er reicht seinen scheidenden Schützlingen als Reisezehrung nichts als wohlgemeinte Phrasen, einen nett gereimten Leitartikel, einen hübschen Stein statt des nahrhaften Brodes:

„Es kann sich, kann sich nicht mehr wenden,
Was Deutschland heilig sich gelobt,
Und ob die Welt an allen Enden
In Feindeshaß dagegen tobt.
Auch ihr seid dazu auserkoren,
Freiwillig zieht ihr in den Krieg,
In dem wir All' uns zugeschworen (!)
Unwandelbaren deutschen Sieg!“

Roquette's Stärke wurzelt in der Einfachheit der Sprache und des Sujets. Wo er pathetisch wird und hochtrabend mit breiterer Weltbetrachtung philosophirt, da bleibt er in leeren Begriffen und kalten Ideen hängen. Man sucht an ihnen vergeblich körperliche Plastik und pulsirendes Leben. Die gewichtigsten Belege in dieser Richtung findet man unter der Ueberschrift „Aus der Werkstatt“, Gedankengedichte betreffend Dichtung und Dichter, welche auf die erlahmende Hand eines Alternden zurückschließen lassen. Es ist Contrebande im Reiche der Poesie. Schwierige metrische Strophen, Ottaven und Terzinen mit ihrem pomphaften Redeschwall und glänzenden Reimgeklingel, Hinkjamben mit ihren possirlichen Wortungethümen werden in virtuoser Manier aufgeboten, um über die öde Langeweile der prosaischen Reflexionen hinwegzutäuschen. Nur insofern die krausen Spielereien als Festgaben und Widmungen für befreundete Künstler, für Hermann Lübke, Friedrich v. Schack, Julius Grosse ausgesandt wurden, kann man ihrer Existenz einige Berechtigung zusprechen. Abseits von dieser versificirten art poétique steht u. a. ein „Stoßseufzer“ über den Klimperdämon unsrer Zeit. In diesem Unicum schimpft der Dichter in seiner gewiß sehr erklärlichen Verzweiflung wie der alte Nibelungen-Jordan, wobei ihm das Mißgeschick passirt, sich zu einem wahrhaft grandiosen Einfall zu versteigen:

„Ach, ich wünschte mir ein eig'nes
Instrument, wo jeder Ton
Wär' ein Kniff, ein Nasenstüber,
Fußtritt, Peitschenhieb, Kartatsche!
O wie himmlisch musikalisch
Wollt' ich dann noch selber werden
Für die liebe Nachbarschaft!“

Das heißt freilich nach einer Mücke mit einer Kanone schießen.

Auch die letzte Abtheilung des Buches, „Von Tag zu Tag“, unterliegt einer merklichen Erstarrung und Verstandeskühle; der erblassende Strahl der Herbstsonne hat diese zierlichen Früchte gezeitigt. Mit klarer Weisheit und weiser Klarheit verbreitet er sich über die ewigen Probleme

der Menschheit, dem lieben Gott geht er vorsichtig aus dem Wege. Eigentlich interessant, gepfeffert und gesalzen werden seine Aussprüche da, wo er seinen Mäßeln auf den Leib rückt. Mit prächtiger Goethe'scher Derbheit und Derbheit wettert er drauf los:

„Ich weiß, ich bin an Todtern reich,
Die schwee das Zetern lassen
Und wie auf jeden dummen Streich
Mit Argusaugen passen.

Und thät' ich es den Klügsten gleich,
Sie wissen sich zu fassen
Und zetern, daß den dummen Streich
Ich klüglich unterlassen."

Dazu kommt als eine würdige Ergänzung im weiteren eine ironische Lobrede:

„Euer Urtheil weiß ich zu schätzen,
Euer Gesichtspunkt ist immer schön,
Grade so wie auf Bergeshöh'n
Keaner die weite Landschaft betrachten:
Zwischen den Beinen durch, rückwärts gedreht,
Beschaut ihr meist, was voe Augen steht."

Unter den lehrhaften Gnomen und Glossen hausen in leiser Weltmüdigkeit noch ein paar lyrische Einsiedler; sie empfangen mit hellen Augen die kleinen Freuden des sinkenden Tages und versenken sich gerne in längst verflossene Seligkeiten. Der Dichter möchte vielleicht mit den frohen Gesellen reisen und rasten, die ins alte Städtchen jubelnden Einzug halten:

„Lindenduft und Sternenglimmen,
Kühler Hauch vom Bergesbang,
Fernher frischer Jünglingsstimmen
Wanderfroher Liederklang.
Mädchen lauschen auf der Schwelle,
Bei dem Brunnen ruht der Krug..."

Diese Verse könnte man sachgemäß, so lehrt eine flüchtige Rückschau, als Motto der gesammten Liederdichtung Roquette's voranstellen. Lindenduft, Sternenglimmen, Wandern, Liebe und Gesang, daraus quillt sein Lebenselement. Ohne die dämonische Gewalt einer tiefen Leidenschaft, nirgends in der Freude himmelhoch jauchzend und nirgends im Schmerze titanenhaft stürmisch oder finster, zum Tode betrübt; heiter, zart, warmherzig, ungekünstelt, unberührt von socialen Tendenzen und vom politischen Parteigezänk des Tages, zählt er zu der liebenswürdigen Tafelrunde der rheinischen Sänger Müller von Königswinter, Kaufmann, Rittershaus. Man vermißt bei ihm die selbstbewußte Originalität. Er hat sich keine eigenthümliche Sprache geprägt; er versteht sich nicht auf die farbig gestaltende, plastisch lebendige Technik der Modernen, kurz, er schlägt mit leichtem Gepäck alte, ausgetretene Pfade ein. Freilich sammelt er dabei einen hübschen Strauß duftiger Sangesblüthen, und diesen, seinen Wander- und Liebesweisen, wird voraussichtlich noch ein langer, windstiller Frühling beschieden sein.

Den Verehrern der Roquette'schen Muse sei zum Schlusse mitgetheilt, daß Ludwig Fulda in kurzem eine Auswahl seiner nachgelassenen Gedichte pietätvoll herausgeben wird. Nach den Proben zu urtheilen, welche die „Deutsche Dichtung" veröffentlicht hat, kann man manche schöne, gehaltvolle Gabe erwarten. An seiner Werthung wird dadurch in keinem Zuge etwas verändert werden.

Mittheilungen und Nachrichten.

Tibet gehört noch bis zu diesem Augenblick zu den verschlossensten Ländergebieten der Erde. Nachdem Odoric daa Pordenone zwischen 1316 und 1330 sich in der Hauptstadt Lhala aufgehalten, ohne bedeutende Aufzeichnungen darüber zu hinterlassen, beginnt erst seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts, vornehmlich dank den Bemühungen der Jesuiten, die Kunde von dem merkwürdigen Lande allmählich hervorzudämmern. Die Entstehung einer tibetischen Philologie jedoch, d. h. der Erforschung der Sprache, Geschichte, Literatae und Ethnographie, blieb unserm Jahrhundert vorbehalten. Der Begründer dieser Studien ist der Ungae Csoma de Körös, der die erste Grammatik und das erste Wörterbuch verfaßte. Von zwei Franzosen, Foucaux und Feer, abgesehen, dürfen wie mit Stolz hervorheben, daß die ferneren Forscher auf diesem schwierigen Gebiete Deutsche gewesen sind, so die beiden Petersburger Akademiker J. J. Schmidt und A. Schiefner, die sich um die Erschließung der vorwiegend baddhistisch-religiösen Literatur hervorragende Verdienste erwarben haben. Von den Männern, die ihe Leben tiefeeer Ergründung der Sprache an Ort und Stelle gewidmet haben, ist am bedeutendsten der hochbegabte Herrnhutee Missionar Heinrich Jäschke, dee durch sein großes Wörterbuch eine feste Grundlage füe nlle zukünftigen Arbeiten geschaffen hat. Gegenwärtig sind es doe allem zwei Männer, beide in Berlin ansässig, die dieser Wissenschaft ihee Forschungskraft zuwenden: Prof. Grünwedel, Directorialassistent am Museum für Völkerkunde, beschäftigt sich mit der Iconographie des Lamaismus, und Dr. Georg Huth, Privatdocent an der Universität, mit der Geschichte und Literatur der Tibeter und Maagolen. Deeselbe, der sich bereits früher durch seine Bearbeitung der Inschriften von Tsaghaa Baischiag und Kiu-Yong-Kaan, sowie seine in den Berichten der Akademie veröffentlichte Abhandlung über den Landschaftsnamen bestens bekannt gemacht hat, veröffentlichte soeben im Verlage von K. J. Trübnee in Straßbueg zwei Bände eines sehr umfangreichen Werkes untee dem Titel: „Geschichte des Buddhismus in der Mongolei. Mit einee Einleitung: Politische Geschichte der Mangolen. Aus dem Tibetischen herausgegeben, übersetzt und erläutert." Man daef behaupten, daß mit der Uebertragung dieses bedeutenden historischen Werkes, das ein haher geistlichee Würdenträger 1818 verfaßte, unsree Wissenschaft neue Bahnen und Ziele gewiesen werden in philologischer wie historischer Beziehung, daß hier bisher nabekonnte una vertiefte Erkenntnißquellen für die gesammte Cultur der Völker Janerasiens im reichsten Maße zum erstenmal erschlossen werden. B. L.

* Die Jupiter- oder Gigantensäulen, Säulen mit Schuppen besetzt, korinthischem Capitäl nnd einem Aufsatz, der nus einer reitenden Jupiterfigue besteht, die einen schlangenleibigen Gigaalen niederstreckt, gehören aach den bisherigen Funden zum Inventar dre römischen Besanderheiten im Limesgebiet. Hettnee zählte 1885 aus den Rheinlanden etwa 30 Stück auf; es hat sich ihre Zahl unterdessen auf etwa 35 Stück vermehrt (Udalfangen, Schiessteln, Heddernheim, Dieburg, Merten u. a.). Aus der Pfalz wae bisher nur der Rest von zwei solchen Grappea detannt, nad zwar von Neunkirchen bei Kusel. Vermuthlich gehören die Reste eines Reiters von Rethselberg bei Wolfstein ebenfalls in diese Classe dan rheinischen Denkmälern aus der zweiten Hälfte des dritten nachchristlichen Jahrhunderts. Vermehrt wird die Reihe jetzt, wie die „Köln. Ztg." berichtet, durch ein hoch intereessantes Stück, dns voe wenigen Monaten gegenüber dem auf römischen Resten ruhenden Castell van Biebeemühla in dee Westpfalz bei Bahnbauten gefunden wurde. Es ist ein schuppenbedeckter Säulenstumpf aan 0.28 m Höhe und 0.25 m Durchmesser, an welchen sich ein 0.34 Meter hohes korinthisches Capitäl mit viereckigee Basis anschließt, dessen Seiten je 0.28 Meter messen. Zwischen je zwei stark ausgelobenen Volnten befindet sich eine weibliche Büste (also im ganzen vier) mit dem Ende eines Schlangenschweifes. Die Büsten tragen in vollständiger Freiarbeit in Kopf- und Haarbildung germanischen Charakter. Auch das von der Säulentrommel durch eine halbrunde Leiste getrennte Capitäl zeigt Schappenbildung von schwachem Relief. Auf dem Obertheil des Capitäls ist ein Dübel angebracht, offenbar um mittelst einer hierin angebrachten Eisenstange die Jupitergruppe zu stützen. Das Material ist Sandstein. Die Anbringung der Büsten (Allegorien dee Gigantinnen?) zeigt in ähnlicher Weise die Jupitersäule von Dieburg in Hessen, aber auch die Säulen aon Heddernheim, Merten una Selz. Das werthvolle Stück wird aaa der Direction der Pfälzer Bahnen dem Museum zu Speyer übergeben werden.

* **Marburg.** Für die Aula der Universität, die mit einem Cyclus historischee Bilder geschmückt werden soll, hat Prof. Janssen in Düsseldorf soeben drei große Wandgemälde vollendet.

* **Jena.** Die juristische Facultät macht bekannt, daß die von dem verstorbenen Prof. Dr. Franken für das Wintersemester angekündigten Vorlesungen über Deutsche Rechtsgeschichte und Handelsrecht, sowie auch eine Vorlesung über Wechselrecht von Prof. Rosenthal abgehalten werden. Prof. Schorn wird dagegen über Kirchenrecht, Verwaltungsrecht und Völkerrecht lesen.

γσ. **Berlin,** 11. Oct. Die gestrige Monatssitzung der „Gesellschaft für Erdkunde" ward durch den Vorsitzenden, Prof. Dr. Karl v. d. Steinen, mit Gedächtnißworten an die drei jüngst in hohem Alter verstorbenen Gelehrten E. H. Beyrich, Simony (Wien) und Josiah Dwight Whitney eröffnet. Liegt das Verdienst Beyrichs in der Begründung der geologischen Landesanstalt und in seiner ausgezeichneten Uebersichtskarte von Europa, so bildet die allergründlichste Durchforschung des alpinen Dachsteinstocks die Lebensarbeit Simony's, neben die Whitney's Aufnahme Californiens zu anderen zahlreichen geologischen Untersuchungen sich als ebenbürtig stellt. Der Vorsitzende betonte bei der Erwähnung der Andrée'schen Versuche die große Energie und die nach größere Besonnenheit dieses Forschers und hob hervor, wie die That Nansens den Polarrecord um drei Grad höher hinaufgetrieben; wenn dabei auch kein neues Festland gefunden sei, so sei schon die Feststellung einer Tiefsee mit warmem Unterwasser in den Polarregionen allein ein bedeutsames Resultat neben den zahllosen anderen Ergebnissen der Nansen'schen Forschungsreise für die geographische Wissenschaft. In einem Briefe Nansens an v. d. Steinen verspricht der Polarforscher, von England aus, wohin zu reisen er nach Abfassung seines Reisewerks zunächst verpflichtet sei, unmittelbar nach Berlin zu kommen. Es liegen Berichte vor über die Reisen Sven Hedins zum Lopnor, vom Januar bis Mai 1896; über Passarge's Untersuchungen am Nyamisee, die Expedition nach „Kaiser Wilhelms-Land" und Rickmers Reisen durch die Bucharei. Aus der sehr reichlich der Gesellschaft zugestellten geographischen Literatur seien die vortrefflichen Karten des französischen Congo vom französischen Coloutalministerium erwähnt, die Karten des Bodensees von der Regierung der Eidgenossenschaft, Publicationen über Grönland von der dänischen Regierung, sowie eine Reihe von Veröffentlichungen der kaiserlich russischen Geographischen Gesellschaft.

Der erste Redner des Abends war der durch seine 1893 im Auftrage des preußischen Handelsministers ausgeführte Untersuchung der Goldfelder Transvaals bekannte Bergrath Schmeißer (Aachen). Er gab Reisebeobachtungen in den Salzländern Australasiens. In Gemeinschaft mit Bergassessor Dr. Vagelsang (Bonn) war der Vortragende im Auftrage der englischen Regierung im 12. Juli 1895 von Aachen aus über Brindisi, Port Said, Aden, Ceylan nach Australasien gereist. Unter Australasien faßt er den australischen Continent mit Tasmanien und Neuseeland zusammen. Nach dreißigtägiger Reise ward die Südwestspitze des australischen Continents erreicht und vom „King George Sund" aus das Land betreten. Die Aufnahme seitens der Behörden des Landes war ganz vortrefflich und jegliche Unterstützung ward den Reisenden gewährt. Die verticale Gliederung des Continents ist sehr einförmig. Es stellt sich im Westen als niedriges, im Osten als höheres Inselland dar, mit theils steilen Rändern, theils flachen Küsten; dem Charakter nach ist er als muldenförmiges Tafelland zu bezeichnen, aus dem sich einzelne Berge, wie der Mount Townsend, bis zu 229 m über Meereshöhe erheben. Die „Blauen Berge" bei Sidney müssen als Grotianszücken bezeichnet werden. Im Innern sind die Höhenzüge gewellt, in dem Küstenraum finden wir die eigentlichen Höhenketten. Nur der Osten besitzt größere Flüsse. Im Innern finden wir die Salzseen, die von rothbraunem Sande umgeben sind und kein Trinkwasser bieten. Obgleich ein Drittel des Continents in den Tropen liegt, ist doch die Vertheilung der Niederschläge sehr ungleichmäßig. Der Norden hat seine Regenzeit im Sommer, der Südosten im Herbst, im Innern sind oft Monate, ja sogar Jahre mit Dürre beobachtet worden. Das Klima des südlichen Küstensaums ist gut, schwanken auch in Sidney die Temperaturgegensätze nicht selten, so finden wir im Westen trotz der Wirbelstürme mit Sandhosen ein gemäßigtes Klima. Trotz der vielen Species, die die australische Flora zeigt, ist ihr Eindruck doch einförmig. Meilenweit dehnen sich Buschwälder, in denen gruppenweis weiße und rothe Gummibäume und stets grünende Sandelbäume stehen. Die Schattenlosigkeit des Waldes, in dem sich vielfach todtes Holz findet, sowie die Dürre des Sträucherwerks bringt die einförmige Wirkung hervor. Im Frühling wird der duftige Blumenflor schnell durch die Sonne ausgedörrt. An den Küsten finden sich ausgedehnte Weiden und die gebirgigen Gegenden beleben sich mit der höchsten Pflanzenpracht. Das sehr feste Eisenholz wird in die Minendistricte Südafrika's, das Sandelholz meist zu Cultzwecken nach China, Japan und Ceylan ausgeführt. Dem Wassermangel, der einer Besiedelung die meisten Schwierigkeiten bereitet, ist man durch Anlegung von artesischen Brunnen und Tiefbohrungen, wenn auch ohne nachhaltigen Erfolg, entgegengetreten. Känguruh, Opossum, Schaabrithier, Dingo, eine Art wilder Hund, sind die Charakteristica der Beutelthiere, Kakadus, Papageien, Stelzvögel und schwarze Schwäne die der gefiederten australischen Welt. Die Reise ward Mitte August auf einem mit allem Nothwendigen, namentlich dem unentbehrlichen Wasserfaß aus Drell mit Filter versehenen, von 12 bis 14 Personen besetzten Reisewagen ins Innere nach Southern Cross angetreten. Dieser Ort liegt in der Mitte der Golderzdistricte, besteht aus Wellblechhäusern und Canvaszelten und zählt heute nach etwa sechsjährigem Bestehen 800 Einwohner, in seiner Umgegend findet sich ein Salzsee. Durch Buschwald fährt der Reisewagen in acht Tagen von Southern Cross bis Coolgardie, dem Centrum der westaustralischen Golderzwerkdistricte. Unterwegs muß man sich mit dem zur Regenzeit in Tüchern aufgefangenen und aufbewahrten Wasser versorgen, das verkauft wird, aber man ist zum Genusse des in Röhren destillirten Wassers aus den Salzseen genöthigt, dessen Geschmack sehr fade ist. Coolgardie, woselbst vor 3 Jahren 600 Unzen Gold gefunden wurden, hat heute schon 10,000 Einwohner; die Wohnhäuser, Hotels und einige öffentliche Gebäude sind aus Wellblech aufgeführt, doch sind daneben schon einige Sandsteinbauten erstanden, worunter das Haus für den Regierungsbeamten, den Warden, sich befindet. Daneben bestehen viele zeltartige Gebäude aus Canevas. Die Hotels sind gut und hier entfaltet sich, wenn auch nicht in dem bunten Gemisch, das wir in Johannisburg antreffen, ein dem dortigen ähnliches Leben. Es besteht ein Club, viele Bars, die bis in die Nacht geöffnet sind, und die Barmaid spielt keine geringe Rolle, doch zeichnen sich die westaustralischen Golderzdistricte vor denen in Südafrika und in Amerika heute schon dadurch vortheilhaft aus, daß ein mehr gesittetes Leben und ein größerer Sicherheits- und Rechtsschutz sich in ihnen finden. Die Sicherheitspolizei wird oft in den Golderzwerkdistricten von den Goldgräbern selbst ausgeübt und es findet dann eine Art Volksjustiz statt; die Eingebornen, wenn auch dem Diebstahl geneigt, gehen doch niemals aggressiv gegen die Weißen vor. Schwarze duldet man selbst in untergeordneten Stellungen als Köche oder Gärtner nur ungern. Schießen und Spielwuth finden wir selten in diesen Golddistricten. Wenn es auch keine Malaria gibt, so üben Typhus und ähnliche Fieber in dem gluthheißen Sommer und der staubigen Atmosphäre eine üble Wirkung auf die Gesundheit aus. Die Fliegenplage wird oft unerträglich, die regelmäßig heißen Tagen folgenden erfrischenden, kühlen Nächte machen das Leben überhaupt erst doch in der Sommergluth erträglich. Bei Reisen muß man naturgemäß die erste Sorge für die Beschaffung von Wasser anwenden, auch oft müssen Leute vorausgesandt werden, um das nöthige Wasser für die Pferde an den Raststellen zu verschaffen. Der Vortragende schilderte in lebendigen Farben die Entbehrungen, denen seine kleine Expedition auf einer Excursion ausgesetzt war, bei der sie vom Wege abgeirrt war und an Wassermangel litt; er entwarf das Bild der Fata Morgana, das der trockene Salzsee dem Reisenden darbietet, der ihn für ein Wasserbecken hält, dessen Illusion seine Qualen nur noch vermehrt. Nicht selten hört man von verschmachteten Goldsuchern, die ihr Ziel nicht erreicht haben. Trotzdem hat auch in diese Sandöden schon das Fahrrad seinen Weg gefunden, und die Radler erhalten für die Uebermittelung der Nachrichten aus dem einen Golddistricte in den anderen nicht selten hohe Löhnung. In diesen Gegenden trifft man denn auch den sogenannten Prospector zu Wagen, zu Fuß, auf dem Pferde oder Kamele sitzend, niemals ohne den Wassersack, der zum Waschen Westaustraliens erhalten zu werden verdiente. Der Prospector ist auf der Suche nach neuen Goldfeldern begriffen. Bergrath Schmeißer hat 112 Bergwerke und 179 Schächte befahren und das Metall darin untersucht. Ueber ein Gebiet, anderthalbmal so groß als Deutschland, erstreckt sich durch den mittleren Theil der Colonie von Süd nach Nord das goldreiche Gelände. In Quarzit, Granit und Chloritschiefer, im Diabas, wie im Diorit findet sich das Edelmetall. Einfache und zusammengesetzte Gänge scheidet man. In Schnüren und Gängen liegen nicht selten die Metalladeren, so zwar, daß am Ausgehenden stets eine Anreicherung stattfindet, dagegen nach der Tiefe zu sich der Goldgehalt der Gesteinsmassen vermindert. Neben den horizontal

Digitized by Google

geschichteten Metalladeru findet sich auch Alluvialgold; so war bei Pilbarra im Nordwesten 1890 ein 10 Kilogramm schwerer Goldklumpen gefunden. Neben Coolgardie sind die Felder von East Murchison, Yilgram, Dundas, Kimberley die bedeutendsten. Da der Bergbau, namentlich in Südwestaustralien, wenig weit in die Tiefe betrieben werden kann, so ist schon in Folge der schwierigen Beschaffung von Wasser das Pochverfahren hier wenig empfehlenswerth und es scheint gerathen, eines der vielen Trockenverfahren, etwa das nach Siemens und Hulsle, anzuwenden. Nach dem reichen Ausgehenden ist oft allein der Preis für die Goldbergwerksdistricte von Capitalisten und Gesellschaften gezahlt worden, und nicht selten haben dabei die sonderbarsten Experten die Hand im Spiele gehabt. Der Vorsitzende räth deßhalb zu größter Vorsicht im Erwerbe dortiger Goldfelder, die in den oberen Teufen einen reicheren Gehalt aufweisen, als in den Tiefen, wo dann nur ein kostspieligerer Kleinbetrieb und eine Erweiterung und Verfeinerung des Extractionsprocesses dahin führen können, das Bergwerk ergiebig zu machen. Diese Schwierigkeiten werden mit der Zeit überwunden werden, und Westaustralien bleibt dann noch immer ein hervorragender Platz gesichert unter den golderzeugenden Ländern der Erde. Aus den Goldbistricten ging es nach dem heute 46,000 Einwohner zählenden Adelaide, das erst 1835 gegründet wurde; von dort ward Tasmanien von Port Philipp aus besucht, das in seinen Bergen ebenfalls Gold, Kupfer, Silber und Zinn birgt, und dessen Klima dank seinen Eukalypten und Orchideen es zur Erholungsstätte geeignet macht. Auch auf Neuseeland, dessen Geysirdistrict besucht ward, fand man denselben Charakter der Goldbergwerke, wie er auf dem australischen Continent auftritt.

Diesem Vortrage folgte der Bericht des Dr. Georg Wegener über Spitzbergen, Andrée und Nansen. Der Vortragende hatte von Hamburg aus mit dem „Erling Jarl", Capitän Bade, die Reise nach Spitzbergen bei herrlichem Wetter am 15. Juli unternommen, um Zeuge des Aufstieges Andrée's wie der Sonnenfinsterniß in Badsö zu sein. In neuntägiger schneller Fahrt ging es bis zur Nordwestspitze Spitzbergens und dann ins offene, freie Eismeer hinaus. Die Wirkung des Golfstroms, die über 70° nördlicher Breite die blühenden Städte und Gärten an der norwegischen Küste ermöglicht, spaltet sich in höheren Breiten, treibt nach das frische Eis von der Westküste Spitzbergens fort und bringt dergestalt einen eisfreien Wasserkeil in das Packeis des Nordens. Weniger günstig wirkt der Golfstrom auf Spitzbergens Ostküste. In der Nähe der Bäreninsel sank die Temperatur von 2° auf 3° Reaumur, das Meer nahm seinen arktischen Charakter an, der graue Malemuck, die Eissturmvögel, der roth und weiß geschnäbelte schwarze Papagei tauchten auf; Wale wurden aus der Ferne bemerkt und eine Nebelwand schob sich fast vor das ganze Schiff, so daß nur im Mastkorb der Matrose einen freien Ausblick auf die eigenthümlichen, schräg geschichteten Kegel und Nadeln dieser schwarzen Sandsteininsel hatte, die 1596 zugleich mit Spitzbergen von Europäern entdeckt ward. Einen imposanten Anblick gewähren die vollkommen in alpinen Formen auftretenden Gletscherabstürze in Spitzbergen; die aus der Inlandeismasse hervorquellenden großen Gletscher erreichen das tief blaue Meer und brechen an Steilwänden hernieder an den Felsgräten der Küste. Im Norden Spitzbergens findet sich Urgestein, im Süden sedimentäre Lagerung. Auf Danegab ward die „Virgo" und das Ballonzelt Andrée's besucht, der den Besuchern seine Vorbereitungen und die Construction seines Ballons auf das eingehendste und deutlichste zu erklären bemüht war und dessen Scharfsinn, Sorgfalt und Vorsicht nicht minder Bewunderung erheischen als sein Erfindergenie. Der Ballon mit einer Tragfähigkeit von 4500 Kilogr. soll 6 bis 30 Tage unterwegs sein können, während bisher noch keine Luftfahrt länger als 24 Stunden gedauert hat. Der aus feinstem chinesischen, vierfach gelegtem Seidenstoff gearbeitete Ballon wurde vom 27. Juli bis zum 10. August gefüllt. Vermittelst dreier Schleppseile von verschiedener Länge und Schwere an ihren Enden, die hinter einander liegen und am Ringe der Gondel beweglich befestigt sind, erhält der Ballon eine Art Lenkbarkeit, so daß die Anwendung von Segeln bei entgegengesetzter Windrichtung ermöglicht wird. Die Schleppseile, die mit Fett getränkt sind, geben dem Ballon, der sich 200 Meter hoch, d. h. über die Decke der tiefsten Wolken, erheben soll, die Möglichkeit des sich selbst regulirenden Ballastes, so daß er weder steigen noch fallen kann, wenn diese Bewegungen nicht beabsichtigt werden. Etwa fünfzig geniale, neue Erfindungen hat Andrée bei seinem Ballon angewandt, Schwimmer, leichte Schlitten, zusammenlegbare Boote aus Seilen u. dgl. mehr. Der nicht in genügender Stärke eingetretene Südwind, auf den er mit Sicherheit nach den Beobachtungen hoffen konnte, hat sein Aufsteigen in diesem Jahre verhindert, er wird es im nächsten Jahre von neuem versuchen. Der Vortragende konnte alsdann berichten, wie er als der erste Deutsche Nansen die Hand gedrückt, dessen Anerkennung deutscher Wissenschaft und deutscher Sympathien für sein Wagniß vernommen, sowie von seiner neidlosen Achtung für Andrée, diesen befangenen Forscher, der als erster den „Fram" erblickt und seiner über den vermeintlichen Verlust ihres Führers betrübten Bemannung erhebenden Trost durch seinen Zuspruch und frischen Muth durch sein Vertrauen auf Nansens Geschicklichkeit und Tüchtigkeit eingeflößt hatte. Beide Vorträge wurden durch zahlreiche vorzügliche Photographien illustrirt. Die schönen durch Hans Wielandt (München) gezeichneten Aquarelle polarer Landschaftsbilder fesselten besonders das Auge des Beschauers.

* **Wien.** Die neue Landwirthschaftliche Hochschule auf der Höhe der Türkenschanze ist bis auf einige geringfügige Fertigstellungen, die im Innern noch nöthig sind, vollendet. Der Prachtbau, nach Plänen der Ingenieure des Ministeriums des Innern ausgeführt, macht den besten Eindruck und krönt die ehemalige Türkenschanze in schönster Weise. Ueber dem großen Parterre wurden vor wenigen Tagen vier Figuren, allegorische Bilder der Forst-, Berg- und Landwirthschaft, aufgestellt. Die Hörsäle sind groß und geräumig; leider hat das Unterrichtsministerium den erforderlichen Betrag für die elektrische Beleuchtung der neuen Hochschule nicht bewilligt. Auch die Commune läßt den neuen Prachtbau vorläufig ohne das nöthige Straßennetz.

J. J. **Graz.** In der Beilage Nr. 231 S. 5 schlägt Hr. E. Nestle den deutschen Verlegern vor, dem Beispiel Gaspare Barbèra's zu folgen und ihren Verlagswerken gedruckte Repertoriumzettel beizulegen, die man bequem in einen Katalog einkleben könnte. So ganz unbeachtet ist indeß Barbèra's Beispiel nicht geblieben; schon vor einem Jahr ist bei C. C. Buchner in Bamberg ein bei Rob. Wilhalm u. Co. in Graz gedrucktes Buch (Luschin v. Ebengreuth, Oesterreichische Reichsgeschichte) erschienen, welchem gedruckte Repertoriumzettel beiliegen. Prof. Luschin v. Ebengreuth war es also, der bei uns diese sehr nützliche Neuerung eingeführt hat; zu wünschen ist, daß sie allgemeine Nachahmung finde.

* **Lüttich.** An der hiesigen Universität wird ein filiographisches Institut zur Untersuchung von Krankheiten mittelst der Röntgen-Strahlen errichtet.

* **Mailand.** Unter den Gemälden, die der hiesigen kgl. Pinakothek vom Erzbisthum überlassen worden sind, findet sich eine Anbetung der hl. drei Könige, die nach dem Urtheil des Galerie-Directors Bertini und anderer Fachmänner zweifellos als ein Jugendwerk Antonio Allegri's da Correggio anzusehen ist. Das Bild ist auf Leinwand gemalt, hat die Größe von 1.08×0.84 m, enthält über zwanzig Figuren voll Leben und Ausdruck in einer sonnigen Landschaft und zeigt gleich Correggio's übrigen Jugendarbeiten noch den Einfluß der Mantegna'schen Schule. Der Zeit nach setzt Bertini das Bild zwischen 1513 und 1514, vor die berühmte Madonna di San Francesco im Dresdener Museum, welche bisher als Correggio's erstes größeres Werk galt.

* **Kopenhagen.** Der Verein der dänischen Blätter von der Partei der Linken, der bisher dem Beitritt Dänemarks zur Berner Convention, betreffend den Schutz des Urhebeerechts, Widerstand geleistet hat, nahm am 11. ds. Mts. in einer Generalversammlung eine Entschließung an, in der erklärt wird, daß der Verein nach dem Beitritt Norwegens zur Convention keinen Anlaß habe, den Widerstand fortzusetzen.

* **Mitau.** Das hiesige Archiv der früheren Herzoge von Curland ist durch den archäologischen Congreß in Riga den russischen Historikern in Erinnerung gebracht worden. Seine reichen Schätze sollen jetzt wissenschaftlich verwerthet werden. So läßt zunächst die russische Militärverwaltung die Acten prüfen, die sich auf den nordischen Krieg beziehen.

* **Charkow.** Am 8. October wurden die vier Gebäude feierlichst eingeweiht, in denen die Kliniken der Universität untergebracht werden. Der Vorstand der Hochschule und die Spitzen der örtlichen Behörden, sowie Vertreter der Communalverwaltung wohnten der Feier bei. Die neuen Kliniken sind sehr geräumig, vortrefflich ventilirt, beleuchtet und eingerichtet und mit den neuesten Vervollkommnungen ausgestattet.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 15. October. Nummer 239.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Recht und Sitte in Indien. — Die heutigen Zustände auf der Insel Sardinien. II. Von Prof. H. Kruseköpf. — Mittheilungen und Nachrichten.

Recht und Sitte in Indien.[1])

G. B. Zwanzig Jahre sind darüber hinweggegangen, seit wir an dieser Stelle[2]) die erste Uebersetzung (ins Englische) des indischen Gesetzeswerkes von Narada angezeigt haben. Der Uebersetzer — Professor Dr. Julius Jolly in Würzburg — hat diese Zeit wahrlich nicht unbenützt für das Fach verstreichen lassen, dem er sich gewidmet hat. Mit unentwegtem Eifer hat er die zerstreuten indischen Rechtsquellen an Ort und Stelle studirt, sich an der Herausgabe und Uebersetzung wichtiger Quellenwerke und anderer Specialarbeiten auf dem Gebiete des indischen Rechtes betheiligt, um nunmehr, gleichsam als das Ergebniß seiner langjährigen Bemühungen, die erste Gesammtdarstellung des indischen Rechtes darzubieten. Die Quellen des indischen Rechtes, denen der erste Abschnitt des vorliegenden Werkes gewidmet ist, sind außerordentlich umfangreich und reichen von der ältesten Epoche der indischen Literatur bis auf die Gegenwart. Wie im Orient überhaupt, hat auch in Indien das Recht stets einen integrirenden Bestandtheil der Religion gebildet, so daß es eigentliche Gesetzbücher niemals gegeben hat. Die ganze Rechtswissenschaft lag ausschließlich in den Händen des Priesterstandes, der Brahmanen, deren schriftstellerische Thätigkeit aber viel zu sehr von Standesinteressen und allgemeinen Theorien beeinflußt war, als daß man sie ohne Kritik hinnehmen dürfte. Jolly hat augenscheinlich besondere Mühe und Sorgfalt darauf verwendet, auch aus anderen Quellen zu schöpfen, um ein richtiges Bild von den indischen Rechtszuständen zu gewinnen. Die zahlreichen Inschriften, die Geschichtswerke, die umfangreiche poetische Literatur boten ihm werthvolle Fingerzeige. Als besonders ergiebig hat sich auch das Studium des indischen Gewohnheitsrechtes erwiesen, für das freilich erst aus der neuesten Zeit von der englischen Regierung veranlaßte Aufzeichnungen vorliegen. Die bändereichen „Gazetteers“ — ein geographisch-statistisches Handbuch für ganz Indien — enthalten ein geradezu ungeheures Material von Schilderungen localer Sitten und Gebräuche. Von großem Belang waren auch die Berichte über die letzte Volkszählung in Indien, welche der Verfasser benützen konnte.

Die der Natur der Sache nach mit der Darstellung der Sitten vielfach verwobene Behandlung des Rechtes beginnt mit dem Familien- und Erbrecht. Die indische Gesammtfamilie beruht auf einer Gemeinsamkeit der Wohnung, der Mahlzeiten, des Gottesdienstes und des Eigenthums. Das äußere Zeichen der Zusammengehörigkeit bildet die gemeinsame Bereitung der Nahrung und die Mitglieder einer Familie werden als die Gesammtheit der gemeinsam Kochenden bezeichnet. Der Umfang einer solchen Gesammtfamilie mit beinahe absoluter Vermögensgemeinschaft ist häufig sehr bedeutend und umfaßt nicht nur Eltern und Kinder, Brüder und Stiefbrüder, sondern auch Ascendenten, Descendenten und Seitenverwandte aus mehreren Generationen.

Die Bande, welche die verschiedenen Glieder einer Familie unter sich verknüpfen, sind für uns zum Theil befremdlich. Außer der Polygamie kam auch die Polyandrie in verschiedenen Formen vor. Je nach Stämmen, Kasten und Zeitaltern zeigen sich Verschiedenheiten, nur die unwürdige Stellung der Frau bleibt sich gleich. Sie wird fast nur als Sache behandelt und unter den acht Heirathsformen spielt außer dem Frauenraub auch der Frauenkauf eine Rolle.

Von Wesen aber, welche Zeit ihres Lebens unter der Vormundschaft ihrer Väter, Gatten, Söhne stehen, die nur in Ermangelung männlicher Nachkommenschaft Erbrechte haben, die nicht einmal gemeinsam mit ihrem Gatten essen dürfen, wird eine Treue über das Grab hinaus beansprucht, die bis zur Selbstvernichtung geht. Das Capitel über die Wittwenverbrennungen dürfte zu denen gehören, welche dem meisten allgemeinen Interesse begegnen. Jolly nimmt an, daß sie eine speciell brahmanische Institution waren. In den beiden großen Epen kommen sie nur wenig vor. Das älteste bekannte Beispiel hievon ist aus dem Jahre 509 n. Chr.; das jüngste, nach der im Jahre 1829 erfolgten Abschaffung, aus dem Jahre 1877 (außerhalb des englischen Gebietes). Uebrigens tritt der Brauch nur bei den Wittwen von Fürsten und Häuptlingen hervor und ein förmlicher Zwang scheint nur selten geübt worden zu sein.

Auch das Loos der am Leben bleibenden indischen Wittwe ist wahrlich nicht beneidenswerth zu nennen. „Schon die Strohwittwe, deren Mann nur verreist ist, darf keinen Schmuck tragen, sich nicht am Fenster zeigen, keine Salben oder andere Verschönerungsmittel gebrauchen, ihren Zopf nicht auflösen, keine Süßigkeiten genießen, nicht in fremde Häuser oder zu Festen gehen u. s. w. Noch weit strenger soll die eigentliche Wittwe gehalten werden. Sie soll nur einmal am Tag essen, nicht in einem Bett schlafen, keine Wohlgerüche gebrauchen, täglich ihrem Gatten opfern, Gelübde und Fasten halten, zu heiligen Wallfahrtsorten pilgern und nicht einmal den Namen eines anderen Mannes, als ihres verstorbenen Gatten nennen.“ — Die Wiederverehelichung ist ihr nur in seltenen Ausnahmefällen gestattet.

Dabei ist die Zahl der Wittwen, und zwar der jungen Wittwen, in Indien viel größer, als irgendwo anders. Da die Auffassung, daß ein mannbares Mädchen, das unverheirathet im Elternhause verweilt, ein Schandfleck für die ganze Familie sei, auch die moderne Volksanschauung beherrscht, da ferner die einschlägigen Quellen sehr pessimistische Anschauungen über weibliche Tugend äußern, glaubt man sich der Frauen nicht frühe genug versichern zu können und Kinderheirathen, welche erst nach erlangter Mannbarkeit vollzogen werden, bilden namentlich bei allen Kasten, welche

[1]) Recht und Sitte von Julius Jolly. Erste Lieferung des „Grundrisses der indo-arischen Philologie und Alterthumskunde“, herausgegeben von Georg Bühler. Straßburg 1896, Trübner.

[2]) Allgemeine Zeitung vom 2. Januar 1877 (Nr. 2).

dem Brahmanenthum nahestehen, die stehende Sitte. Eine Folge davon ist, daß es auch ungemein viel junge Wittwen oder verwittwete Bräute gibt, die sich nicht wieder verehelichen dürfen. Ihre Anzahl beträgt zum Beispiel bei den Kalingis in Madras nahezu 1 Procent der Mädchen unter 9 Jahren, wie der englische Report bemerkt, „ein scheinbar kleiner, in Wirklichkeit aber in Anbetracht des Alters enormer Procentsatz."

Da einerseits die Darbringung der Todtenopfer, andrerseits das wirthschaftliche Gedeihen der Familie von einer möglichst großen Anzahl männlicher Familienmitglieder abhängt, wird männliche Nachkommenschaft besonders hoch geschätzt, und die zwölf Arten der „Sohnschaft", die zum Theil auf illegitimen Verhältnissen der Mutter, zum Theil auf Blutsverwandtschaft des Vaters mit dem Sohne beruhen, bilden eine Eigenthümlichkeit des indischen Familienrechtes. Diese verschiedenen Söhne werden übrigens nicht als gleichwerthig betrachtet und es werden nicht weniger als zwölf verschiedene Arten von Söhnen aufgestellt, die sich bei der Beerbung gradatim ausschließen. Adoptivsöhne sind: der „gegebene" Sohn, der von seinen Eltern in Adoption gegeben wird, der „künstliche" Sohn, der noch im späteren Alter adoptirt wird, der Sohn, der sich selbst aus eigenem Antrieb adoptiren läßt, der verstoßene Sohn, der von seinen Eltern ohne Grund verstoßen und von anderen an Kindesstatt angenommen wird, endlich der gekaufte Sohn, den seine natürlichen Eltern an die Adoptiveltern verkaufen.

Die nun folgende Darstellung des Sachen- und Obligationenrechtes läßt nicht nur die hohe Ausbildung erkennen, welche diese Rechtsmaterien schon in der alten Zeit erfahren haben, sondern sie gewährt auch höchst interessante Einblicke in das ökonomische und Culturleben des indischen Volkes.

Schon der Veda hat ein Wort mit der Bedeutung: Zahlungsverpflichtung. Die „Eintreibung einer Schuld" bildet die erste der achtzehn Rechtsmaterien, und Jolly glaubt das hohe Alter des Schuldrechts auch in der starken Betonung des religiösen Motivs erkennen zu dürfen. Unbezahlte Schulden verfolgen den Schuldner noch in einer künftigen Wiedergeburt, indem er als Sklave in dem Hause seines Gläubigers wiedergeboren wird, um die Schuld durch seine Arbeit abzuverdienen. Das religiöse Verdienst seiner Opfer und Bußübungen wird lediglich seinem Gläubiger angerechnet. Andrerseits gilt, ebenfalls vom religiösen Standpunkt aus, das Gewerbe eines Geldverleihers und besonders eines Wucherers als unmoralisch. Selbst in der äußersten Noth soll ein Brahmane keinen Wucher treiben. Der Wucherer wird mit dem Dieb auf gleiche Stufe gestellt und in einer künftigen Existenz als Epikeptiker wiedergeboren.

Als die allen Kasten gemeinsamen legitimen Erwerbsarten führen die Autoren drei auf: Erbschaft, Geschenke und Kauf, Mitgift der Gattin. Eine jüngere Eintheilung bezeichnet folgende: 1. sieben weiße Arten, nämlich religiöses Wissen, Tapferkeit, Kasteiungen, die Mitgift einer Braut, Unterricht, Opfer und Erbschaft; 2. sieben gefleckte Arten, nämlich Geldverleihen, Ackerbau, Handel, der Preis für ein Mädchen, Künste, Dienst, Vergeltung für erwiesene Wohlthaten; 3. sieben schwarze Arten, nämlich Bestechung, Spiel, Botendienst, Zufügung von Schmerz, Fälschung, Raub, Betrug.

Im Strafrecht lassen sich die weltlichen Strafen und die geistlichen Bußen nicht streng auseinander halten, wenngleich beide Systeme nach Ansicht Jolly's eine selbständige Entwicklung gehabt haben.

Mehr noch als in anderen Materien erweisen sich hier Kastenwesen und religiöse Vorstellungen von Einfluß. Unter den schweren Sünden wird gleich nach dem Brahmanenmord der Genuß von Spirituosen und die Tödtung einer Kuh — des heiligen Thieres — aufgeführt. Die Ausstoßung aus der Kaste, die unter sehr eigenthümlichen symbolischen Handlungen erfolgt, bewirkt nicht nur die Verletzung eines Brahmanen, sondern auch, unter anderem, — das Riechen an Ekel erregenden Dingen.

„Im großen und ganzen gibt es keinen Theil des brahmanischen Sittencodex, dessen Wurzeln soweit in das höchste Alterthum hinaufreichen und der sich zugleich mit allen seinen Sonderbarkeiten so zähe bis auf die Gegenwart behauptet hat, als die Lehre von den Sünden und den Bußen für dieselben." Die Bußen bestehen in Kasteiungen, Gebeten, Geschenken an die Brahmanen, Wallfahrten. Die Begehung einer Todsünde kann nur durch Selbstmord gesühnt werden. Wer ein berauschendes Getränk getrunken hat, wird erst wieder rein, wenn er so lange heißes Wasser trinkt, bis er durch Verbrühung den Tod findet u. s. w.

Die weltliche Strafe ist der schwarze rothäugige Gott, der Sohn des Weltenschöpfers, unter dessen mächtigem Walten die Welt sich sicher fühlt. Die Strafe beschützt die Menschen und wacht, wenn sie schlafen. Unterließe es der König, zu strafen, so würde die Ordnung der Kasten in Gefahr gerathen und die Starken würden die Schwachen wie Fische am Spieß braten.

Die Strafen sind der herrschenden Abschreckungstheorie gemäß barbarisch; Pfählen, Rösten, Verbrennen, in Stücke schneiden, Niedertrampeln durch Elephanten, Zerreißen durch Hunde, Ertränken u. s. w. werden häufig erwähnt.

Gefängnißstrafen finden sich bei den älteren Autoren ziemlich selten vorgeschrieben. „Die Gefängnisse sollen an öffentlichen Straßen angelegt werden, damit jedermann die leidenden und entstellten Verbrecher sehen könne, die, wie die Commentare ausführen, mit ihren von Hunger und Durst ausgemergelten Gestalten, ungepflegtem Haar und Bart, Fesseln tragend, oft durch Abhackung der Hände oder in anderer Weise verstümmelt, einen abschreckenden Eindruck darbieten sollen." —

Die Ausübung der Justiz und die Bestrafung der Verbrecher wird als die Hauptaufgabe eines guten Königs bezeichnet. „Wenn ein Strafwürdiger unbestraft bleibt, soll der König einen Tag lang, wenn ein Unschuldiger bestraft wird, drei Tage lang fasten." — Der König soll sich täglich in Begleitung kundiger Brahmanen und erfahrener Räthe und Beisitzer in die Gerichtshalle begeben und dort sitzend oder stehend die Anliegen der Kläger prüfen. Das Gericht soll in einem mitten in der Festung des Königs gelegenen Gebäude stattfinden; die Gerichtshalle soll nach Osten liegen und mit Statuen, Bildern, Götzen, Juwelen, Kränzen und einem Thron geschmückt sein. —

Während in der ältesten Zeit die persönliche Ausübung der Rechtspflege so weit ging, daß der König wohl in höchsteigener Person einen geständigen Dieb mit einer eisernen Keule niederschlug, findet man bald eine Stellvertretung des Königs durch gelehrte Brahmanen, ein vollständiges Richtercollegium und einen förmlichen Instanzenzug erwähnt. In einem Drama werden als die Mitglieder einer Gerichtsversammlung anschaulich bezeichnet: die in tiefes Nachdenken versunkenen Minister, die hin und her eilenden Boten, die gefräßigen Crocodilen gleichenden Späher, die geschwätzigen Reiher, d. h. Angeber, das Schlangengesücht der Schreiber; auch die zum Zertreten der Verbrecher benützten Elephanten und Pferde sind nicht vergessen.

Der Gang des indischen Criminal- und Civilprocesses ist ungefähr der gleiche. Die Bestimmungen über die Zeugen sind von den germanischen und modernen wenig unterschieden. Sie werden in Zuschauer, Anwesende und Wissende eingetheilt und, wie heutzutage vor dem Kruzifix mit brennenden Kerzen, vor einem lodernden Feuer, bei einem Kruge

mit Waſſer in Gegenwart des Königs, der Brahmanen und der Götterbilder vereidigt.

Die Beweismittel werden von den ſpäteren Autoren in menſchliche oder weltliche (Urkunden-, Zeugen-, Indicienbeweis, Beſitz) und göttliche (Eid und Gottesurtheile) eingetheilt.

Im Laufe der ganzen Darſtellung begegnen wir Aehnlichkeiten des indiſchen Rechts mit dem germaniſchen, die aber wohl weniger auf ein gemeinſames Urrecht, als vielmehr auf Zufälligkeiten und die ſchließliche Gleichheit aller menſchlichen Beziehungen zurückzuführen ſein dürften. Beſonders auffallend tritt uns die Aehnlichkeit auch bei Gottesurtheilen entgegen, von denen Jolly 9 verſchiedene Arten anführt. Während nach der Legende die Kaiſerin Kunigunde über zwölf glühende Pflugſcharen ſchreiten mußte, um ihre Unſchuld zu erhärten, mußte in Indien der Beſchuldigte an einer glühend gemachten Pflugſchar lecken, ohne ſich die Zunge zu verbrennen, und wie man in Deutſchland noch im 17. und 18. Jahrhundert die Hexen, die auf dem Waſſer ſchwammen, für überführt erachtete, ſo mußte in Indien der zu Prüfende ſo lange unter Waſſer bleiben, bis ein gleichzeitig abgeſchoſſener Pfeil von einem ſchnellen Läufer zurückgebracht werden konnte. Auch der „Hexenwage", dem „geweihten Biſſen" und anderen ganz analoge Beſtimmungen finden ſich in Indien. Nur der Zweikampf wird dort nicht als eines der Mittel erwähnt, in zweifelhaften Fällen den Ausſpruch der Gottheit zu provociren.

Die ſechste und letzte Abtheilung des gelehrten und reichhaltigen Werkes behandelt unter der Rubrik: „Sitten und Gebräuche" den Brahmanenſchüler und den Familienvater, den Waldeinſiedler und den Bettelmönch, die Sacramente, die fünf großen Opfer, die Todtenbeſtattung und Unreinheit, endlich die für die indiſchen Anſchauungen ſo wichtigen Speiſeregeln.

Das Werk Jolly's bildet den erſten Band eines Grundriſſes der indo-ariſchen Philologie und Alterthumskunde, der eine Zuſammenfaſſung philologiſch-hiſtoriſcher Forſchungen über das indiſche Alterthum für Fachgenoſſen und Laien enthalten ſoll, ähnlich den Sammelwerken auf den Gebieten der germaniſchen, romaniſchen und iraniſchen Philologie, welche, von dem gleichen rührigen Verleger veranſtaltet, theils bereits fertig vorliegen, theils im Druck begriffen ſind. Der Herausgeber, Hofrath Bühler in Wien, durch ſeinen vieljährigen Aufenthalt in Indien und ſeine epochemachenden Arbeiten, beſonders auf dem Gebiete der handſchriftlichen und inſchriftlichen Forſchung, zur Leitung eines derartigen Unternehmens, wie kein anderer geeignet und befähigt, hat die hervorragendſten Specialiſten für die verſchiedenen Theile der indiſchen Alterthumskunde und Philologie in Deutſchland, Oeſterreich, England und Holland um ſeine Fahne geſchaart.

„Solche Grundriſſe", bemerkt der Berichterſtatter über Jolly's Werk im „Literariſchen Centralblatt" (Nr. 36) ſehr treffend, „haben wie die Janusbilder zwei Geſichter; durch die Arbeiten der vorangegangenen Geſchlechter, die ſie zuſammenfaſſen, legen ſie Zeugniß ab von der geiſtigen Energie, die ſich allmählich auf den verſchiedenen Einzelgebieten aufgeſpeichert hat. Unter dieſem Geſichtspunkt bedeuten ſie die Reifeerklärung der jeweiligen Philologie gewiſſermaßen durch den ſpontanen Act des Unternehmens als ſolchen. Die kommenden Geſchlechter aber, die es gebrauchen, werden in ihm eine geſicherte Grundlage ihrer Arbeiten finden; ſie ſtehen deßhalb nicht bloß bleibend in Dankesſchuld, ſondern tragen auch die ernſte Verpflichtung, ihrerſeits die Summe der vorhandenen Energie zu vermehren und der Forſchung immer neue Wege zu eröffnen."

Die heutigen Zuſtände auf der Inſel Sardinien.

Von Prof. H. Kruſekopf.

II.

Wie wir geſehen haben, iſt es abſolut nothwendig, in der Verwaltung und dem herrſchenden Polizeiſyſtem auf Sardinien weitgehende Aenderungen zu treffen, um der Inſel die Ruhe wiederzugeben und einen normalen Zuſtand der öffentlichen Sicherheit herbeizuführen. Dies allein genügt aber nicht. Man muß auch die traurige ökonomiſche Lage zu verbeſſern ſuchen. Vergleicht man die Verhältniſſe Siciliens mit denen Sardiniens, ſo kommt man faſt zu dem Schluſſe, daß es auf letzterer Inſel noch ſchlechter ſtehe. Es iſt Thatſache, daß Vergehungen und Verbrechen bei Verſchlechterung der ökonomiſchen Lage zunehmen. Dieſe Thatſache hat man auch auf Sardinien conſtatiren können, beſonders im letzten Jahrzehnt. Von 1860—1887 war die Delinquenz im Abnehmen begriffen. Sie ſtieg aber plötzlich wieder infolge der im Jahre 1887 eingetretenen Bankkriſis und infolge des Bruches des Handelsvertrags mit Frankreich, welcher ganz beſonders für Sardinien unheilvolle Folgen hatte. Verbrechen, auch ſolche, die früher gar nicht oder doch nur wenig auf der Inſel bekannt waren, wie Betrug im Handel, Urkundenfälſchung u. dergl., nahmen in auffallender Weiſe zu.

Es iſt ja richtig, daß die erſte und wichtigſte Urſache des ſardiſchen Verbrecherthums in der moraliſchen Verworfenheit, in der barbariſchen Tradition, in der Gier nach Gewinn zu ſuchen iſt. Die Helden der Raubanfälle ſind nicht gerade alle arm; oft bedrohen ſie Eigenthum und Leben ihrer Mitbürger mehr, um Erſparniſſe anzuhäufen, als aus wirklicher Noth. Aber fragen wir uns: Würde es nicht ſchwerer ſein, Banden von 50—60 Mann zuſammenzubringen, wenn ſich der arme Hirt oder der arme Bauer durch ehrenhafte Arbeit und ohne Gefahr ſein Stück Brod verdienen könnte? — Gewiß.

Ganz Italien litt und leidet noch jetzt an den Folgen einer ökonomiſchen Kriſis, deren Urſachen verſchiedener Natur ſind. Auf Sardinien ſind nun die Wirkungen derſelben weit ſchlimmer geweſen, und dies beſonders aus zwei Urſachen. Während auf dem Continent die großen Hafenbauten, die hydrauliſchen Arbeiten, die Anlage von Eiſenbahnen und Landſtraßen ſeit geraumer Zeit beendigt waren und Handel und Induſtrie Leben und Bewegung gaben, ſo daß man der Kriſis Widerſtand entgegenſetzen konnte, war auf Sardinien in Bezug auf Landſtraßen wenig oder nichts geſchehen; die Haupteiſenbahn wurde erſt 1882 eröffnet, die Secundärbahnen aber ſind zum Theil jetzt noch nicht beendigt und die Grubengegenden ſind ganz ohne Bahnverbindung; die Hafenbauten wurden ſpät und langſam ins Werk geſetzt, und zwar in einer Weiſe, die dem Verkehr mehr geſchadet als genützt hat und die den localen Verwaltungen ungeheure Laſten aufbürdete. Hydrauliſche und Bodenverbeſſerungsarbeiten waren zwar dringend nöthig, aber es fehlten die Mittel dazu. Die Inſel war daher weniger vorbereitet, dem Anprall der Kriſis zu widerſtehen, als die übrigen Theile des italieniſchen Staates. Pais vergleicht die verſchiedene Wirkung der Kriſis auf Sardinien und auf die übrigen Regionen des Königreichs mit der Wirkung einer Krankheit, die zwei Perſonen befällt, von denen die eine ſchon vorher hinfällig und ſchwach, die andere aber noch relativ ſtark iſt. Jeder einſichtsvolle Arzt wird dem ſchon vorher geſchwächten Kranken eine liebevollere Pflege zutheil werden laſſen. [1])

Der zweite Grund, weßhalb Sardinien die Kriſis weit mehr empfunden hat, als das Feſtland, liegt

[1]) Seite 77.

in seiner geographischen Lage und in seiner geringen Bevölkerung. Diese kann nicht alles consumiren, was auf der Insel producirt wird, sie ist daher auf die Ausfuhr angewiesen. Sowohl für die mannichfachen Erzeugnisse des Bodens (Landwirthschaft, Bergwerke) als auch für die Producte der wenigen Industriezweige waren nun Frankreich und Norditalien die hauptsächlichsten Abnehmer. Die französische Republik schloß sich aber in Folge des Zollkriegs gänzlich ab, und auch die Ausfuhr nach dem Norden Italiens wurde der Insel durch die Erhöhung der Fracht auf den Eisenbahnen und Schiffen ungemein erschwert. Für das italienische Festland hatte der Bruch der Handelsbeziehungen mit der Nachbarrepublik bei weitem nicht die übeln Folgen, die er für Sardinien hatte, denn es konnte ohne größere Transportkosten seine Erzeugnisse auf den Schweizer, österreichischen und deutschen Markt werfen.

Höchst ungünstig ist also die ökonomische Lage auf der sardischen Insel, sowohl im Vergleich zu den nicht guten Verhältnissen des übrigen Italiens als zu den Verhältnissen der Insel selbst im verflossenen Jahrzehnt. Gehen wir im Folgenden auf die Einzelheiten näher ein.

Der Kornbau geht auf Sardinien immer mehr zurück. Nur in guten Jahren wird das Zehnfache, im Durchschnitt aber nur das Sieben- und Achtfache der Aussaat erzielt. Mit der geringen Production geht der niedrige Preis des Getreides Hand in Hand, so daß kein Bauer mehr vom Kornbau leben kann. Es ist gewiß ein trauriges Zeichen, daß eine Provinz, die wie Sicilien die Kornkammer und Nährerin Roms genannt wurde, in unsern Tagen gezwungen ist, große Quantitäten Getreide aus Italien und dem Auslande einzuführen. So wurden 1893 aus Rußland 198,000 Doppelcentner Korn eingeführt und Italien gab der Insel Mehl und Paste im Werthe von etwa 3 Millionen Lire ab. Die Ausfuhr von Mehl und Kleie, die von Cagliari seit langer Zeit betrieben wird, steht dazu in keinem Verhältniß. Die weiten brachliegenden Landstrecken, die, wie oben bemerkt, dem Banditenwesen so sehr Vorschub leisten, gewinnen durch Verminderung des Kornbaues immer mehr an Ausdehnung. Mit der Einschränkung der Cultur ist auch die Einschränkung der Feldarbeit verbunden — also ein doppelter Schaden auf ökonomischem Gebiet.

Der Preis des Weines hat vielleicht noch verhängnißvollere Variationen erfahren als der des Getreides, und wenn man die hohen Kosten der Rebencultur und daher die Summe der Arbeit bedenkt, welche sie verschafft, so wird man leicht begreifen, welch bedeutenden Schaden die Weinkrisis verursacht hat. Auch hier: verlorenes Capital, Stillstand in der Arbeit! Als Sardinien seinen Wein noch nach Frankreich ausführen konnte, wurde derselbe mit Leichtigkeit für 30, 35, ja 40 Lire pro Hektoliter abgesetzt, jetzt aber erreicht man kaum 6, 7, höchstens 12 Lire pro Hektoliter für den internen Consum. In dem Decennium 1885 bis 1894 wurden im Durchschnitt jährlich 1,865,960 Hektoliter Wein erzeugt. Die geringste Production haben wir 1894, nämlich nur 831,009 Hektoliter. Diese Ziffer ist noch geringer als im Jahre 1885, in dem sich die Weinbereitung auf 911,579 Hektoliter belief. In letzterem Jahre waren aber die zur Rebencultur benutzten Flächen weit kleiner als 1894, so daß der Rückschritt noch auffallender wird. Phylloxera und Kryptogame haben auch in Sardinien schrecklich gehaust und eine große Menge Weinberge zerstört.

Die Ausfuhr des Weines belief sich durchschnittlich auf 1,700,000 Hektoliter p. a. und wuchs erfreulicherweise im Jahre 1893, da Oesterreich an Weißweinen Bedarf hatte und auch der italienische Continent aus Sardinien Wein importirte. Bald aber sank die Ausfuhr wieder unter den Durchschnitt herab, weil durch die eigenthümliche Interpretation des Handelsvertrags mit Oesterreich-Ungarn der Weineinfuhr nach dort Hindernisse in den Weg gelegt wurden.

Wie der Wein, so litten auch die Oelproducte, sei es durch Krankheiten der Pflanzen, sei es durch das Sinken der Preise. Auch für sie ist der Bruch der französischen Handelsbeziehungen verhängnißvoll geworden. Die weniger guten Oelsorten wurden früher in Frankreich zu verschiedenen Zwecken gern gekauft und gut bezahlt.

Die geringeren landwirthschaftlichen Producte, wie die in der Provinz Cagliari gut und in großen Mengen gedeihenden Mandeln, haben dasselbe traurige Loos wie Korn, Wein und Oel gehabt.

Auch die Viehzucht befindet sich zur Zeit in traurigen Verhältnissen. Schon 1854 wurde sie durch ein Gesetz,[1]) welches das allgemeine Weiderecht abschaffte, eingeschränkt. Einen neuen Stoß erhielt sie durch die Abschließung des französischen Marktes, für den bisher noch kein genügender Ersatz gefunden worden ist. Wie wichtig der Handel mit Vieh für Sardinien ist, können wir aus der Thatsache entnehmen, daß die Ausfuhr von Ochsen und Stieren allein in der Provinz Sassari ein Viertel der gesammten italienischen Ausfuhr betrug und sich 1883 auf 26,168 Stück belief. Als nothwendige Folge der Viehverminderung muß auch die Stockung im Handel mit Käse und Fellen angesehen werden.

Etwas gestiegen ist dagegen die Ausfuhr von Korkrinde und Kohlen. Dieselbe bringt aber wegen der niedrigen Preise dieser Producte keinen großen Nutzen.

Wie steht es nun mit der Grubenindustrie? — Der Bericht, welchen einst Quintino Sella[2]) über dieselbe lieferte, schließt mit den Worten: „Die mit den sardischen Bergwerken vorgenommenen Untersuchungen berechtigen zu den besten Hoffnungen für die Zukunft.“ Und Sella hat Recht gehabt, denn diese Industrie gelangte auf der Insel zu hoher Blüthe. Heute aber kämpft sie mit Hindernissen verschiedener Natur, die nicht allein den Fortschritt hemmen, sondern sogar bedeutende Rückschritte zur Folge haben. Der Hauptgrund der Grubenkrisis liegt in der Preisverminderung der Mineralien. Man sieht dies leicht an folgenden Zahlen: Der Preis für Blei sank von 336 Lire (1888) auf 230 Lire (1894) herab.[3]) Der Gesammtwerth der Production, der 1883 in nur 56 offenen Bergwerken mit 10,958 Arbeitern 16,107,182 Lire betrug, verminderte sich 1894 auf 13,243,000 Lire. Obwohl die Zahl der Bergwerke in jenem Jahre auf 84 gestiegen war, so war die Zahl der beschäftigten Arbeiter doch um mehr als tausend gesunken.

Es ist ja richtig, daß die in die Bergwerke gesteckten Capitalien nicht alle den Sarden gehören, sondern auch vom Festlande stammen, und daß die Krisis daher nur zum Theil die Insel berührt. Das ändert aber an den Vortheilen, die die Blüthe der Industrie mit sich bringen würde, nichts oder nur wenig. In letzter Zeit zieht sich das fremde Capital wegen des Rückganges der Preise und der großen Lasten, welche auf der Industrie ruhen, allmählich zurück.

Die Erträge der metallurgischen Werkstätten, Blei und Antimon, sind in den beiden Jahren 1893—1894 so gut wie null. So kommt es, daß Tausende von Arbeitern ihre Beschäftigung verloren haben; dieselben suchen in anderen Berufszweigen Arbeit und drücken durch ihre Concurrenz die Löhne herunter.

---

1) Sulla proprietà perfetta.

2) *Quintino Sella*, Sulle miniere della Sardegna. 1881.

3) 1895—1896 ist wieder eine leichte Preissteigerung zu verzeichnen, welche indeß nicht dauernd sein dürfte.

Was von der Bergwerksindustrie gilt, muß auch vom Thunfischhandel (tonno) gesagt werden, welcher darniederliegt, weil vom Auslande eine starke Concurrenz gemacht wird.

Mit einem Wort — es gibt keinen Zweig der Landwirthschaft, des Handels und der Industrie auf der unglücklichen Insel, der nicht mehr oder weniger durch die allgemeine Krisis litte.

Die sardischen Eisenbahnen hatten im Vergleich zu dem Zeitraum vor 1888 einen Ausfall von über einer halben Million Lire. Der Seehandel ist paralysirt. Die Navigazione Generale Italiana, welche für den Schiffstransport das Monopol in Händen hat, sucht sich für die verminderte Ausfuhr durch hohe Tarife zu entschädigen, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß Sardinien dadurch gänzlich blockirt wird.

Die Verminderung der Ersparnisse, der eine Hypothekenschuld von ca. 222 Millionen gegenübersteht, die Expropriationen von Grundstücken, welche mit erschreckender Häufigkeit vorgenommen werden, sind Thatsachen, welche beweisen, daß das Elend auf der Insel allgemein ist. Der kleine Besitzer verkauft die geringen Producte seines Ackers zu niedrigen Preisen; nicht im Stande, die Steuern und die Zinsen für seine Hypothekenschuld zu bezahlen, muß er sich wegen Mangels an Creditinstituten an den Wucherer wenden.

Ueber den Wucher auf Sardinien berichtet der Comm. Randaccio an den Provincialrath von Cagliari: Der niedrigste Zinsfuß ist 25 Proc. für nur 3—7 Monate des Jahres. Bei den Bauern bestehen die Anleihen hauptsächlich in Getreide und in Lebensmitteln. Erstere werden im Januar oder Februar gemacht, mit der Verpflichtung, das geliehene Korn nach der Ernte, im August, mit einem Zins von 21 Liter pro Hektoliter zurückzuerstatten. Aber dies thun nur die menschlicheren Wucherer und deren gibt es gar wenige. Die meisten nehmen weit mehr. In der Stadt Cagliari selbst ist der Wucher sehr ausgeartet; nicht selten werden für fünf Lire wöchentlich 50 Cent. Zins bezahlt. Das macht 100 Proc. aus! Andere Ehrenmänner verlangen für jede Lira 1 Cent. täglich (365 Proc.).

Es kann nicht wundernehmen, daß, wenn schon der sogenannte Mittelstand in so bedauernswerthen Verhältnissen lebt, der Arbeiter nur mit Mühe und Noth täglich 75 Cent. (60 Pfg.) verdienen kann, wenn er überhaupt Arbeit findet. Oft hat er nichts zu essen als indische Feigen oder Kräuter, welche durch ein wenig Salz schmackhafter gemacht werden.[1])

Der Hauptmann Alete Cionini gibt uns in seinem Buche über Sardinien[2]) eine Beschreibung der armseligen Wohnungen der Bauern (massaius) und Arbeiter, aus der wir einiges entnehmen wollen: Die Wohnungen der armen Leute bestehen meistens aus elenden Hütten im Rohbau, in welchen das Vieh mit den Menschen zusammenlebt. Gewöhnlich ist darin nur ein Raum zu ebener Erde vorhanden, welcher Luft und Licht nur durch die nach der Straße oder dem Hofe zu gehende Thür erhält. Dieser Raum ist zu gleicher Zeit Küche, Schlafzimmer für die männlichen und weiblichen Bewohner, ohne jede Scheidung, und Stall, kurz alles zusammen. Genau in der Mitte steht nach der Sitte der ältesten orientalischen Völker der Herd, von wo aus der Rauch den ganzen Raum durchdringt und alles, was sich darin befindet, schwärzt. In einer Ecke sieht man einen Strohsack zum Schlafen, in einer andern einen Backofen der primitivsten Art; nicht weit davon ist das Schwein angebunden, und der Esel dreht sein molino[3]) den ganzen Tag, ohne jemals zu ermüden. Oft fehlen diese Thiere aber im Haushalt.

Infolge des großen Elends beginnt in den letzten Jahren die Auswanderung überhand zu nehmen. Dies ist ein Symptom, das zu denken gibt. Handelt es sich hier doch um eine Region, in welcher nicht über zu große Dichtigkeit, sondern über Unzulänglichkeit der Bevölkerung geklagt wird! Der Sarde liebt sein Vaterland über alles und verläßt es sicher nicht, wenn er nur auf irgend eine Weise sein Leben fristen kann.

Der Boden auf Sardinien ist nicht unfruchtbar und würde weit mehr geben, wenn dem nicht so mancherlei Hindernisse im Wege stünden. Dieselben erwachsen der Insel einerseits aus der Natur, dem Klima, den hydrographischen und orographischen Verhältnissen, andrerseits aber aus ihren Traditionen, ihren Sitten und aus der socialen Lage. Die hydrographischen Verhältnisse auf der Insel sind höchst traurig.

Sardinien wird geologisch aus einer Bodenerhebung gebildet, die von Süden nach Norden zieht. Die Berge sind ziemlich niedrig und erreichen, wenn man einzelne Spitzen ausnimmt,[1]) kaum die Höhe von 1000 Meter. Die geringe Erhebung der Berge bewirkt nun zusammen mit der Tiefe und dem Einfluß des Meeres, daß der Schnee nicht längere Zeit liegen bleibt, und daß sich, wie in den Alpen, Gletscher, die durch allmähliches Schmelzen Quellen, Flüssen und unterirdischen Canälen Nahrung geben, nicht bilden können. Daher haben wenige Flüsse auf Sardinien immerwährend Wasser. Die meisten trocknen in der heißen Jahreszeit ganz aus. Am Ende des Winters aber, wenn der Schnee schmilzt, und im Herbst, wenn es regnet, schwellen nicht nur die größeren Flüsse, sondern auch die Bäche derart an, daß sie meilenweit ringsum das Land überschwemmen und ungeheuren Schaden anrichten. Noch gefährlicher als die Ueberschwemmungen sind die Wirkungen der Trockenheit, die fast jedes Jahr einen Theil des Bodens der Cultur entzieht, indem sie die bebauten Ländereien zugrunde richtet und dem Vieh schadet, welches, ohne Wasser inmitten weiter verlassener Landstrecken, Krankheiten ausgesetzt ist und dahinstirbt. Die beiden Feinde des Sarden, Trockenheit und Ueberschwemmungen, bringen noch ein drittes Uebel mit sich: der Mangel an geeigneten Abflußcanälen bewirkt nämlich, daß nicht allein die Ebene, sondern selbst die Hochebene versumpft. Im Sommer und im Herbst entstehen dann durch die Einwirkung der glühenden Sonnenstrahlen giftige Miasmen, welche die Malaria zur Folge haben. Die Malaria inficirt einen großen Theil der Insel, decimirt die Bevölkerung und treibt sie in die größeren Orte, die zwar von Infection auch nicht immer frei sind, aber doch im Krankheitsfalle leichter Hülfe bieten. Eine erfolgreiche Colonisation ist bei solchen klimatischen Verhältnissen natürlich sehr schwer zu bewerkstelligen.

Der Mensch hat nun nichts gethan, um der Natur bei der Beseitigung der Uebelstände zu Hülfe zu kommen, ja, er hat sogar so viel als möglich dazu beigetragen, die wenigen Schutzmittel, für welche die Natur gesorgt hatte, zu zerstören, besonders gilt dies von den Wäldern. Die Ausrottung der Wälder hat Sardinien mit Sicilien und einem großen Theile des festländischen Italiens gemein. Die Gründe für dieselbe waren zuerst eine ungezügelte Speculation, dann die nomadische Schäferei, die den Aufwuchs der jungen Pflanzen unmöglich machte, die übermäßige Production von Holzkohle, endlich verbrecherische Brandstiftungen.

Die besonderen socialen und fiscalischen Gründe, welche die normale Entwicklung der productiven Kräfte der Insel verhindern, sind außer dem gänzlichen Mangel an Sicherheit besonders das Fehlen von Capitalien, die erdrückenden

---

[1]) Das Salz unterliegt auf Sardinien dem Monopol nicht.

[2]) La Sardegna 1896. S. 37 und 38.

[3]) Die mola asinaria der alten Romer.

[1]) Der Genargentu ist z. B. 1917 Meter hoch.

Steuern. Dazu kommen noch die Zollasten und die hohen Eisenbahn- und Schiffstarife, die die Production noch weniger lohnend gestalten.

Wir sind am Schlusse unsrer Arbeit angelangt und wollen nur noch kurz einige Vorschläge berühren, die zur Besserung der Verhältnisse auf der Insel Sardinien gemacht worden sind.

Dringend nöthig sind hydraulische Banten, welche die Bevölkerung vor den alljährlich wiederkehrenden Ueberschwemmungen schützen, ferner Vorkehrungen, welche in der trockenen Zeit die Bewässerung der Ländereien ermöglichen, endlich Arbeiten, welche die Trockenlegung der Sümpfe und die Verbesserung des Bodens im Auge haben. Auch die Wiederbewaldung der Berge und Anhöhen, sowie die Erhaltung des vorhandenen Waldbestandes darf nicht vernachlässigt werden. — Was die Colonisation der Insel anbelangt, so drückt Pais den Wunsch aus, dieselbe möge einem Consortium (ente morale) anvertraut werden, dem das Eigenthum an gewissen Ländereien (den sogenannten terreni exademprivili) zustünde und das sich der Zuchthäusler zur Urbarmachung dieser Ländereien bedienen dürfte. Dieses Consortium würde dann das Recht haben, seine Aecker im einzelnen oder in großer Ausdehnung an Private oder società agricole zu verpachten oder bedingungsweise als Eigenthum abzutreten. Ob dieser Plan ausführbar wäre?

Unter den Maßregeln, welche die Verbesserung der ökonomisch-sozialen Lage betreffen, wird als die wichtigste die Verminderung der Steuerlasten, besonders die der Grund- und Gebäudesteuer vorgeschlagen. Dieselbe erhebt man bis jetzt noch nach geometrisch falschen Flurbüchern und auf grund übertriebener Abschätzungen. Die Anfertigung von neuen, richtigen Flurbüchern geht zu langsam vor sich, da die für diesen Zweck von der Centralregierung zur Verfügung gestellten Kräfte nicht ausreichen. Was die Einziehung der Steuern anbelangt, so ist dieselbe einer großen Anzahl kleiner Einnehmer anvertraut, welche aus verschiedenen Gründen bis zu 17 Prov. Agio für die Encaffirung erheben müssen, wodurch die schon exorbitante Steuer noch erhöht wird. Die Einkommensteuer (ricchezza mobile) ist besonders in den Bergwerken übertrieben und ungerecht. Die Steuer für die Fabrication und den Verkauf von Alkohol und Sprit, sowie das Tabaksmonopol sollten in Sardinien abgeschafft werden. Besonders in der Provinz Cagliari hat die Kryptogame die Weinproducte quantitativ und qualitativ verschlechtert. Man könnte nun die geringeren Weinsorten, die sich weniger zum Genuß eignen, in großem Maßstabe zur Alkoholbereitung verwenden, wenn der Staat nicht eine enorm hohe Steuer darauf gesetzt hätte. In Sassari andrerseits hat die Phylloxera fast alle Weinberge zerstört. Der Boden eignet sich auch gut zum Anbau der Tabakspflanze. Das Tabaksmonopol aber legt der Ausbreitung dieser Cultur zu große Hindernisse in den Weg.

Unbedingt nothwendig ist die Reorganisation der Localverwaltungen (Provinz, Commune), die sehr häufig Sitz der heftigsten Parteikämpfe sind.

Die finanzielle Lage der sardischen Communen ist oft wenig zufriedenstellend,[1]) was zum Theil der geringen Beaufsichtigung von seiten der Präfectur zuzuschreiben ist. Wir erwähnen beispielsweise als Curiosum, daß eine Commune mit 6000 Einwohnern und ganz beschränkter Feldflur über vier Millionen Lire Schulden aufzuweisen hat!

Schließlich empfiehlt Pais zur Hebung des Wohlstandes auf seiner Heimathinsel noch die folgenden Reformen: neue Verträge mit den sardischen Bahnen, da die jetzt bestehenden Normen den Interessen der Insel zuwiderlaufen, Reduction der Fracht auf den Schiffen der Navigazione generale, welche mit 30 Lire pro Tonne viel zu hoch ist, Gründung von Agrarbanken und Creditinstituten, die den Wucher einschränken würden und denen man auch die Einziehung der Steuern übertragen könnte, Ausdreitung des Volksschulunterrichts u. a. m.

In welcher Weise diese Vorschläge ausgeführt werden können, und ob sie überhaupt alle ausführbar sind, interessirt uns hier nicht. Möge der italienische Staat nur endlich einmal den Anfang zu Reformen machen und den guten Willen zeigen, der bis jetzt wohl noch immer gefehlt hat! Nicht sehr schmeichelhaft für Italien ist ohne Zweifel das Urtheil eines berühmten französischen Geographen,[1]) der sich über die sardische Frage folgendermaßen ausdrückt: „Eine höchst merkwürdige historische Erscheinung, die geeignet ist, dem ganzen civilisirten Europa Schande zu machen, ist bis auf unsre Tage die Vernachlässigung der großen, schönen Insel Sardinien, so reich an Metallen und so herrlich inmitten des tyrrhenischen Meeres gelegen."

1) Wie übrigens vielfach auch auf dem Festlande.

1) *Reclus*, Géographie. Paris 1878.

Mittheilungen und Nachrichten.

μ Eine neue Schopenhauer-Biographie. Als 25. Band der von Dr. Anton Bettelheim herausgegebenen Sammlung von Biographien ist nun auch „Schopenhauer. Geschichte seines Lebens" von Eduard Grisebach erschienen (Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 1897). „Geisteshelden" heißt die verdienstliche Bettelheim'sche Sammlung, „Führende Geister" hieß sie früher, und wenn auf einen diese ursprüngliche Titel paßt, so ist es Arthur Schopenhauer, sofern wir heute über ihn, 36 Jahre nach seinem Tode, noch so wenig hinausgekommen sind, daß eine ganze Anzahl von epigonenhaften Philosophen von seinen befruchtenden Ideen zehrt und noch lange zehren wird. Vom philosophischen Gehalt seiner Schriften abgesehen, ist es die klassische Form derselben, die ihn in immer sich steigerndem Grade zu einem der gelesensten Schriftsteller gemacht hat; denn ein Philosoph, der ein klares, lesbares Deutsch, einen fesselnden Stil schrieb, war bis dahin etwas Unerhörtes. Selbst die Kantischen Ideen verdanken ihre Popularisirung, soweit sie einer solchen fähig sind, nicht zum wenigsten der klaren Form, in der sie durch das Medium Schopenhauer'scher Kritik erscheinen. Die vorliegende Schopenhauer-Biographie Eduard Grisebachs kann, obwohl in anderem Verlag erschienen, als der Schlußstein zu dessen mustergültiger, von uns wiederholt besprochener Ausgabe der Werke, des Nachlasses und der Briefe Schopenhauers gelten. Die treffliche, aber allzu knappe chronologische Uebersicht von Schopenhauers Leben und Schriften, die den Schluß des VI. Bandes der „Werke" bildet, zeigte uns schon, daß Grisebach ganz der Mann ist, eine neue und berichtigende Schopenhauer-Biographie zu schreiben. Es ist ein nicht hoch genug anzuerkennendes Verdienst des Herausgebers der „Geisteshelden", daß er für dies Werk den geeigneten Mann gefunden. Grisebachs „Schopenhauer" ist etwa um ein Drittel kleiner als die bis jetzt einzig maßgebend gewesene umfangreiche Schopenhauer-Biographie Gwinners in der erweiterten zweiten Auflage, aber um wie viel mehr, um wie viel Verläßlicheres bietet sie uns diese! Freilich stehen dem Berliner Biographen heute ganz andere Hülfsquellen zu Gebote als damals Dr. Gwinner. Dieser läßt uns auch nirgends im Zweifel, daß er kein Anhänger der Philosophie seines Frankfurter Freundes gewesen, während Grisebach mit der Herausgabe der Werke Schopenhauers und jeder Zeile, die er sonst geschrieben, seinem Herrn und Meister ein bleibendes Denkmal gesetzt hat, zugleich ein Denkmal seines eigenen schönen Enthusiasmus. Ebenso wie die von Grisebach herausgegebenen Werke Schopenhauers die alten Frauenstädt'schen Ausgaben auf grund der in der Berliner Bibliothek bewahrten Manuscriptbücher fast auf jeder Seite berichtigen, ebenso stellt die vorliegende Biographie alle bisherigen, die Gwinner'sche voran, richtig und zum erstenmal das Leben des Meisters für alle Zeiten fest. In weiser Selbstbeschränkung hat Grisebach darauf verzichtet, die Philosophie seines Helden zu entwickeln; er beschränkt sich auf dessen Leben und auf die Geschichte der Entstehung der Werke. Darüber aber geben 272 Seiten Text, ca. 60 Seiten Anmerkungen und ein genaues

Register jeden wünschenswerthen verlässlichen Aufschluß. Zahllose Daten und Anschauungen werden berichtigt, insbesondere in der Lebensführung Schopenhauers. Was diese betrifft, stimmt unsere Biographie mit dem Verfasser des Artikels über Schopenhauer in der „Allg. Deutschen Biographie" überein, wenn dieser sagt: „Schopenhauers Leben, im ganzen betrachtet, gewährt einen durchaus erhebenen Anblick." Grisebach will zeigen, daß der Schopenhauer immer wieder vorgeworfene Zwiespalt zwischen seiner Lehre und seinem Leben nicht existirt, daß aber, wenn er existirte (wie in bei manchem anderen Philosophen), Schopenhauer nur berufen gewesen sei, das Ideal seines Lebens darzustellen, nicht es durch die That zu verwirklichen. Werthvolle und neue Aufschlüsse erhalten wir durch Grisebachs Buch u. a. über den Charakter der Mutter Schopenhauers und über den wahren Grund des Zerwürfnisses zwischen beiden. Interessant sind nicht minder die erschöpfenden, z. Th. berichtigten Daten über die vom jungen Schopenhauer besuchten Vorlesungen, sowie insbesondere alles über sein Verhältniß zu Goethe gefügte. Die Anmerkungen enthalten werthvolle Quellennachweisungen und Belegstücke, sowie natürlich in erster Reihe stets die Hinweise auf die „Werke", auf „Nachlaß" und „Briefe". Bei der Knappheit des ganzen Buches, das keine überflüssigen Excurse kennt, so nahe sie der überall durchpulsirenden Liebe zum Gegenstande liegen mochten, hat es uns aber überrascht, daß der Verfasser dem bekannten (einzigen) Bracelet, den Schopenhauer gegen eine Näherin, die ihn in seiner Wohnung belästigte, geführt und den er verloren hat — nicht weniger als ca. 20 Druckseiten gewidmet hat. Sämmtliche Actenstücke theilt er in extenso mit, vielleicht nur um zu entschuldigen oder begreiflich zu machen, daß Schopenhauer nach dem Tode der Marquet, der er bis dahin eine Rente zahlen mußte, auf den Todtenschein schreiben konnte: obit anus, nbit onus. Der Verfasser hätte für diese, Schopenhauer in keiner Weise belastenden Actenstücke — scheint uns heute doch die damalige Revision des freisprechenden Urtheils geradezu unbegreiflich — vielleicht manches Wichtigere mitzutheilen gehabt. Das beim künftigen Studium Schopenhauers nicht zu umgehende Buch Grisebachs ist mit einem der besseren Portraits des Philosophen geschmückt.

α In zweiter Auflage liegt vor: *L'Armée de l'Est*, 20. Décembre 1870 — 1. Février 1871, par le colonel Secretan, commandant du 1e 4. brigade d'infanterie du l'armee suisse. Neuchâtel, Attinger frères éditeurs. — Im Herzen eigentlich den Franzosen zugethan, aber die vorzüglichen Eigenschaften und Leistungen der deutschen Truppen und Heerführer bewundernd, schrieb der Verfasser sein Werk in jener Zeit, als das Schweizer Volk zu einer Reorganisation seines Heeres schreiten sollte (1894), und zwar zu dem ausgesprochenen Zwecke, vor der „folie du nombre" zu warnen und zu zeigen, daß nicht die zahlreiche, sondern die gut ausgebildete Armee die beste sei. — Einer gleichen Tendenz huldigt die Broschüre: „Reformen im schweizerischen Wehrwesen". Eine Zeit- und Streitfrage von einem schweizerischen Offizier. Zürich und Leipzig, Verlag von Sterns Literarischem Bulletin der Schweiz 1896. Sie sagt, bei der Weiterentwicklung des schweizerischen Wehrwesens nach dem Muster fremder Heereseinrichtungen sei in den letzten Jahrzehnten mehrfach über die Schnur gehauen worden, verlangt an Stelle der Milizarmee von 280,000 Mann eine Armee von 150—200,000 Mann mit gut geschulten Officieren, Abschaffung der Formation der Armeecorps, Reduction der Divisionen von 8 auf 6, Erhöhung des Mannschaftsstandes der Infanterie-Compagnie von 185 auf 250 Mann, Schaffung einer Ersatz-, einer Cavallerie-, Artillerie- und Genie-Reserve u. dergl. mehr, dagegen eine Verkürzung der Recrutenschulen der Infanterie von 45 Tagen auf 14 oder 21. — Beide Schriften liefern den Beweis, daß die schweizerischen Berufsofficiere sich der Unzulänglichkeit ihres Heeres für den Ernstfall vollkommen klar bewußt sind; nichtsdestoweniger werden wohl bei der unüberwindlichen Abneigung des schweizerischen „Souveräns" gegen den „Militarismus" alle auf Besserung der Verhältnisse abzielenden Vorschläge ins Wasser fallen.

α „Kritische Beiträge zur Geschichte des Krieges 1870/71" liefert Karl Bleibtreu (Jena, Hermann Costenoble 1896). Mit demselben Brustton der Ueberzeugung von seiner eigenen Bedeutung, mit welchem der ungemein fruchtbare Verfasser seinerzeit als Rufer im Streit für die „Modernen" auf dem Kampfplatz erschien, spielt er sich als kosmopolitischer Stratege und Schulmeister Moltke's auf, wobei ihm in dem anerkennenswerthen Streben nach Objectivität leider das Mißgeschick begegnet, in das Fahrwasser des französischen Chauvinismus zu gerathen und den gerechten Maßstab zu verlieren. Es verräth viel Wissen und eifriges Studium, bleibt aber trotzdem ein geistreicher Dilettant.

n. **München.** Geographische Gesellschaft. In der öffentlichen Versammlung vom 8. October sprach vor einem zahlreichen Publicum Dr. M. Blanckenhorn (Erlangen) über das Todte Meer und den Untergang von Sodom und Gomorrha. Das Todte Meer entspricht der Vorstellung, die man sich von der fluchbeladenen Stätte eines göttlichen Strafgerichts zu machen gewohnt ist, nur zum Theil. Dem Reisenden, der von Jerusalem aus auf bequemem Wege nach Jericho hinuntersteigt und von da über die wüste Jordanebene ans Nordende desselben kommt, erscheint es eher als ein friedlicher, in seiner Art majestätischer Gebirgssee, dessen schwer zugängliche Ost- und Westufer sich in großartiger Steilheit erheben. Sein Wasser, sechsmal so salzig als das des Oceans, schmeckt widerwärtig bitter und besitzt so hohe specifische Schwere, daß Boote darauf leicht zum Kentern kommen. Dieser Umstand, heftige und plötzliche Windstöße, hohe Temperatur und ungewohnt hohe Luftdruck, Unsicherheit der Ufer, endlich giftige Schwefelwasserstoffexhalationen, die mit Schwefelthermen zahlreich am Ost- und Westufer und auch mitten im See vorkommen, erklären zur Genüge, daß auf dem See noch keine Schiffahrt getrieben wird, und daß die Ufer ein Bild trostloser Verlassenheit bieten. Am südlichen Theil des Sees, der von Hebron aus in zwei mühevollen, nahezu wasserlosen Tagemärschen erreicht wird, fällt vor allem der sonderbare, 180 Meter hohe Dschebel Usdum, d. h. Sodomsberg, auf. Er besteht in seinem unteren Drittel durchaus aus reinem Steinsalz, dessen rasche Verwitterung nicht selten säulenförmige Stöcke stehen läßt, die von weitem an menschliche, besonders an weibliche Gestalten erinnern (Lots Weib). Das Südufer des hier nur 1—6 Meter tiefen Sees nimmt der schwer passirbare, mit einer Salzkruste bedeckte Morast Sebcha ein und hier werfen die Wellen mitunter knollenförmige Stücke von Schwefel und reinem Asphalt aus. — Die Entstehung des Todten Meeres begann gegen Ende der Tertiärperiode mit der Bildung des großen Systems meridionaler Spalten, die vom Nyassa-See in Afrika bis zum kleinasiatischen Taurus nachgewiesen sind. An diesen Spalten sanken einzelne schollenförmige Stücke der Erdkruste in die Tiefe, so daß grabenförmige Thalzüge entstanden, die jetzt zum Theil mit Wasser ausgefüllt sind, wie der Nyassa, Tanganyika, Sumburu, das Rothe Meer und das Ghor oder die Jordanebene mit dem Todten Meer. Letzteres, die tiefste aller genannten Einsenkungen (400 Meter unter dem Spiegel des Mittelmeeres), stand während der Diluvialzeit in niederschlagsreichen Perioden, die unseren Eiszeiten entsprechen dürften, in höherem Niveau als jetzt, wie die Diluvialstufen der Jordanebene und Geröllablagerungen auf dem Dschebel Usdum zeigen. Der Untergang von Sodom und Gomorrah erfolgte erst in der Alluvial- oder geologischen Neuzeit. Südlich von der Halbinsel Lisan muß statt der jetzigen Südbucht des Sees einst eine fruchtbare Thalebene mit den Städten Sodom, Gomorrha u. a. gelegen haben, und diese sank wahrscheinlich unter heftigen Erdbeben, nicht aber unter vulcanischen Eruptionserscheinungen, längs der erwähnten Spalten bis unter das Seeniveau. Während der Senkung entzündeten sich durch Reibung oder Blitzschlag die an vielen Stellen empordringenden brennbaren Stoffe, insbesondere Asphalt- und Erdölmassen, so daß ein ungeheures Flammenmeer die ganze Gegend bedeckte und „ein Rauch aufging, wie ein Rauch vom Ofen". — Unter Beifall der Versammlung sprach der Vorsitzende, Prof. Günthee, den Dank der Gesellschaft für den klaren, sehr verständlichen Vortrag aus und knüpfte daran die Mittheilung, daß nach soeben eingetroffenen Nachrichten die der geographischen Gesellschaft angehörenden Herren Dr. Zimmerer und R. Oberhummer jun. den ersten Theil ihrer orientalischen Forschungsreise (Damaskus-Aleppo-Amana) glücklich zurückgelegt hätten und nun nach hofften, Kaisarie, bezw. Kania, unter guten Erfolgen zu erreichen.

r. **Heidelberg.** Am 24. und 25. October feiert das Gymnasium in unserer Stadt das Jubiläum seines 350jährigen Bestehens. Nach den umfassenden Vorbereitungen, die getroffen sind, verspricht das Fest einen glänzenden Verlauf und wird viele Theilnehmer von nah und fern herbeilocken. Sie werden sich freuen, zu beobachten, wie in dem stattlichen Neubau am Ufer des Neckar, einem der schönsten Gymnasialgebäude in Deutschland, auch das innere Leben der Schule frisch und glücklich weiter gediehen ist. Neben dem Festact in der prächtigen Aula der Universität, neben griechischem Fünfkampf und modernen Turnübungen, den Veran-

Digitized by Google

staltungen gesellige Vereinigung, möchten wie besonders hinweisen auf die dramatische Aufführung; auf diesem Gebiete hat ja die Schule unter der jetzigen Direction schon manche glänzende Leistung gebracht. Es wird sich nicht oft Gelegenheit bieten, Stücke des Euripides so sorgfältig auf der Bühne zu sehen und die große Wirkungskraft des antiken Dichters zu prüfen. Namentlich wird großen Reiz die Darstellung des Satyrspiels „Cyklop" üben; die feische, derbkomische Art, mit der die kleinen Satyrn und Geschen neben der anarchistischen Ungeschlachtheit des Polyphem ihre Rolle spielen, wird nach dem Ernst der aulischen Iphigenie wie in alter Zeit die heiterste Komik bringen. Ein besonderes Interesse erhält die Darstellung durch die musikalischen Einlagen, bei denen ein weithin bekannter Dirigent die Leitung übernommen hat. Da schwerlich alle ehemaligen Zöglinge der Anstalt von der Einladung zu diesem Feste erreicht worden sind, möchten wir auch an dieser Stelle darauf aufmerksam machen. Anmeldungen sind an den Leiter der Anstalt, Geh. Hofrath Dr. Uhlig, zu richten.

* **Bonn.** Am 11. d. M. verschied hier der Astronom Julius Theodor Wolff, Schwiegersohn Argelanders, der sich an dessen großen Arbeiten zur Photometrie der Fixsterne eingehend betheiligt hat. Er war Ehrendoctor der Münchener philosophischen Facultät.

HK. **Oxford**, 11. Oct. Mit William Morris, der am 3. October in London aus dem Leben schied, ist die heutige englische Künstler- und Dichterwelt eines Genius und Führers beraubt worden, der nächst den voraufgegangenen Tennyson und Browning, sowie neben dem noch lebenden Swinburne das Zeitalter der Königin Victoria am meisten verherrlichte. Nach dem Urtheil Prof. Richard Wülkers (auf der letzten Seite seiner kürzlich vollendeten englischen Literaturgeschichte) wird unter den zahlreichen Werken des zur präraffaelitischen Schule gehörenden Dichters unbestritten seiner erzählenden oder epischen Dichtung „The Earthly Paradise", die 1868—70 zuerst erschien, die Krone zuerkannt. Geboren zu Walthamstow im Jahre 1834, empfing William Morris seine Erziehung zu Marlborough und Oxford im Exeter College. Auf der Universität schloß er mit dem damaligen Studiosus der Theologie und nachmaligen berühmten Künstler Sir E. Burne-Jones enge Freundschaft und ward bald ein Mitglied der Präraffaeliten, indem er in Verbindung mit Rossetti und Holman Hunt die Malerei studirte. 1858 erschien sein poetisches Erstlingswerk „The defence of Guenevere", worauf 1867 „The life and death of Jason" folgte. Hiernach kam der schon genannte epische Cyklus „The Earthly Paradise", als dessen schönster und eindrucksvollster Theil „The lovers of Gudrun" gerühmt wird. 1873 brachte seine Dichtung „Love is enough, or the freeing of Pharamond", einige Jahre später folgten Uebersetzungen der Aeneide und Odyssee und 1892: „Poems by the way". Von seinen Romanen sind zu nennen: „A dream of John Bull" (1888), „News from nowhere" (1891) und sein letzter im verflossenen Sommer: „The well at the world's end". Außerdem verdanken wir ihm in Verbindung mit dem isländischen Gelehrten Eirikr Magnusson Uebertragungen aus den altnordischen Sagas: „The story of Grettir the Strong", sowie „The story of the Volsungs and the Niblungs." Der von ihm in den Erdalieden vorgefundene schlichte und einfache Zustand des gesellschaftlichen Lebens, der den Eindruck seiner wiederholt voraufgegangenen Reisen in Island bestätigte, schwebte dem Dichter in allen nachfolgenden Werken vor Augen und erfüllte ihn mit einem neuen Kunstideal. Aus früheren Jahren verdient noch seine Uebersetzung des berühmten angelsächsischen Epos „Beowulf" Erwähnung. — 1868 ward die Firma „Morris u. Co." gegründet, die auf den Kunstgeschmack der Hausdecoration in England einen so großen und heilsamen Einfluß üben sollte. Sie bestand aus sieben Theilhabern, zu welchen D. G. Rossetti, Sir E. Burne-Jones und Madox Brown als die bekanntesten gehörten. William Morris stand als Haupttheilhaber und praktischer Leiter an der Spitze der Firma. Unter seinen Erzeugnissen erregten zunächst die von ihm herausgegebenen Druckwerke als geschmackvolle Muster der schönen Kunst besondere Aufmerksamkeit. Der Druck derselben wurde in der Kelmscott-Druckerei zu Hammersmith in London betrieben. Die hier von ihm gedruckten Werke haben durch ihre äußere Ausstattung, schöne alterthümliche Typen im sogenannten black letter oder gothischen Stil auf starkem Papier von feinstem Gewebe und mit Pergamenteinband, einen Weltruf erlangt, sind jedoch wegen ihres hohen Preises in Folge der kostspieligen Herstellung nur wenigen erreichbar. Als Muster nahm er in der Regel die alten Incunabeln der venetianischen Drucker des 15. Jahrhunderts. Das erste unternommene Werk dieser Art war des ältesten englischen Druckers Gorton Ausgabe der „Golden Legend", die er 1892 in drei großen Quartbänden neu edirte. Sie fand unter englischen Bücherfreunden einen solchen Erfolg und Absatz, daß bald andere, wegen ihrer Schönheit nicht minder geschätzte Neudrucke von seiner Presse herauskamen. In seinen verschiedenartigen weiteren kunstgewerblichen Unternehmungen neben seiner Druckerei, wie z. B. seiner kostbaren Teppich- und Tapetenmanufaktur nach dem berühmten Muster von Arras, aber der unvergleichlichen, durch ihn zuerst wieder eingeführten bunten Glasmalerei, der England über 500 Fenster verdankt, pflegte William Morris selbst stets die erste Hand anzulegen und erntete den Ruhm, wie einem Handarbeiter eine Aufgabe überlassen zu haben, die er nicht selbst gern erfüllt hätte. Sein leitender Grundsatz lautete: „Art made by the people, and for the people, as a joy to the maker and the user." Er wollte die Kunst nicht für wenige, noch die Erziehung oder die Freiheit für wenige. „Ihr Handarbeiter", sagte er zu seinen Gehülfen, „müßt alle tüchtige Künstler werden, ehe die große Masse wirkliches Interesse an solchen Werken nehmen kann. Dann aber wird eure Kunst die Mode sein, und die Mode wird eurem Handwerk willig folgen." In seinen letzten Jahren nahm er thätigen Antheil an socialen Bestrebungen dieser edleren Art zum Zweck der Pflege des Kunstgewerbes und der echten Volksbildung. Doch wird sein Name und Ruhm als genialer Dichter am Ende unsres Jahrhunderts nicht minder bei künftigen Generationen im Gedächtniß fortleben.

* **Nancy.** 77jährig starb hier Dr. Léon Coze, geboren in Straßburg, von 1858 bis 1870 Professor der Pharmacie an der dortigen Universität. Nach dem Kriege wanderte er aus und bekleidete bis 1889 eine Professur der Medicin und Therapeutik an der hiesigen Facultät. Seitdem lebte er als professeur honoraire und Mitglied der Pariser Académie de médecine im Ruhestand.

Verlag von **Leopold Voss** in **Hamburg**, Hohe Bleichen 34.

Moritz Wilhelm Drobisch †.

Neue Darstellung der Logik nach ihren einfachsten Verhältnissen mit Rücksicht auf Mathematik und Naturwissenschaft. Fünfte Anflage. 1887. M. 4.—

Erste Grundlehren der mathematischen Psychologie. 1850. M. 4.80.

Grundlehren der Religionsphilosophie. 1840. M. 4.50.

Die moralische Statistik und die menschliche Willensfreiheit. 1867. M. 2.80.

Ueber die Fortbildung der Philosophie durch Herbart. 1876. M. 1.—

Kants Dinge an sich und sein Erfahrungsbegriff. 1885. M. 2.— (14628)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Freitag, 16. October. Nummer 240.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Ueber die Trennung von Justiz und Verwaltung. Von Friedrich Curtius. — Glidden Farm: ein interessanter englischer Rechtsfall. Von Albert M. Selß. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ueber die Trennung von Justiz und Verwaltung.

Von Friedrich Curtius.

Jede politische Theorie hat ihren Ursprung und ihre Vertretung in einer bestimmten Gesellschaftsclasse, deren wirthschaftliches Streben und deren ideale Weltanschauung sie befriedigt und durch deren Emporkommen sie zur Herrschaft im Staatsleben gelangt. So entstammte der Liberalismus, welcher in dem halben Jahrhundert von 1830 bis 1880 erst die politische Theorie und dann das ganze Gebiet der Gesetzgebung erobert hat, dem aufstrebenden Bürgerthum, welches für seine wirthschaftlichen Unternehmungen und für seine Bildungsbestrebungen freies Feld forderte. Der dritte Stand ist in dieser Epoche der Protagonist auf der politischen Bühne. Seines wirthschaftlichen Gedeihens froh und im Vollgefühl seiner zunehmenden Cultur erstrebt er zwar die Herrschaft im Staate, aber zugleich die Emancipation vom Staate. Ihm empfahl sich daher die weitgehendste Anwendung des Princips der Gewaltentrennung als ein Mittel, die Macht der Obrigkeit durch Theilung herabzusetzen. In Frankreich war Montesquieu's Lehre durch die revolutionäre Gesetzgebung verwirklicht worden. Aber es ist charakteristisch für die Franzosen, daß bei ihnen keineswegs der Schutz des Individuums gegen Uebergriffe der Verwaltung, sondern vielmehr der Schutz der politischen Action des Staates gegen Einsprüche des Gerichts der beherrschende Gesichtspunkt war. So heißt es in dem grundlegenden Decret der Nationalversammlung vom 22. December 1789:

> „Les fonctions judiciaires sont distinctes et demeurent toujours séparées des fonctions administratives. Les juges ne pourront à peine de forfaiture troubler, de quelque manière que ce soit, les opérations des corps administratifs ou citer devant eux les administrateurs à raison de leurs fonctions.“

Während das revolutionäre Frankreich die Traditionen des Absolutismus aufnimmt und in Erinnerung an die Geschichte der Parlamente jeder Hemmung der Verwaltung durch die Justiz vorzubeugen sucht, war der deutsche Liberalismus, indem er sich den Gedanken der Gewaltentrennung aneignete, von Mißtrauen gegen die Verwaltung und unbedingtem Zutrauen zu den Gerichten geleitet. In dem Richter sah man den Hort der individuellen Freiheit gegenüber dem von der Laune des Herrschers abhängigen Verwaltungsbeamten. Daher galt jeder Schritt, durch den die Befugnisse der Verwaltungsbehörden eingeschränkt und die Competenz der Gerichte ausgedehnt wurde, als eine liberale Errungenschaft.

Es ist nun bemerkenswerth, daß die Gesetzgebung, durch praktische Bedürfnisse geleitet, seit zwei Jahrzehnten einen entgegengesetzten Weg eingeschlagen hat. Sie hat gerade auf dem Gebiet, auf welchem unsre Zeit sich am meisten ihres Berufs zu eigener Production bewußt ist, in der Ausbildung des Arbeitsvertragsrechts und der Arbeiterversicherung, in immer wachsendem Maße die Verwaltungsbehörden zur Entscheidung von Rechtsstreitigkeiten berufen und die Competenz der ordentlichen Gerichte zurückgedrängt. Aber auch die naive Vorstellung, daß es möglich sei, aus dem gesammten Gebiete der Staatsgeschäfte alle Acte der Rechtsprechung auszuscheiden und besonderen, nur dafür berufenen Behörden zu übertragen, ist vollständig überwunden. Die in raschem Fortschreiten begriffene Wissenschaft des Verwaltungsrechts [1]) hat durch tiefere Erforschung des juristischen Charakters der Verwaltungsgeschäfte den Beweis geliefert, daß die Thätigkeit der Verwaltungsbeamten zu einem sehr großen, vielleicht zum größten Theile Rechtsprechung ist, daß die Entscheidungen, welche diesem Gebiete angehören, in ihren Folgen den gerichtlichen Urtheilen gleichstehen, daß folglich der zur Entscheidung Berufene ganz dieselbe Verantwortung hat wie der Richter und ganz dieselbe Unparteilichkeit und sachliche Sorgfalt üben muß. Unsre Gesetzgebung freilich ist sich darüber noch nicht vollkommen klar geworden. Sie spricht noch immer vom „Rechtswege“ im Gegensatz zu dem Verfahren der Verwaltungsbehörden und scheint anzunehmen, daß jede gerichtliche Procedur höhere Garantien für den inneren Werth der Entscheidung biete als die Praxis der Verwaltung. So kommt es, daß z. B. in dem Krankenversicherungsgesetz die Entscheidung des die Aufsicht über eine Krankencasse führenden Verwaltungsbeamten in Streitigkeiten zwischen den Versicherten und dieser Casse vor dem Amtsgericht angefochten werden kann, daß also die Berufung von einem älteren Juristen mit größerem Amtsbezirk an einen jüngeren mit kleinerem Amtsbezirk geht, der zudem in Anwendung dieser Gesetze regelmäßig gar keine Erfahrung hat und sich über das ganze Versicherungswesen, das dem Verwaltungsbeamten durch tägliche Praxis genau vertraut ist, zur Entscheidung der Einzelfrage erst mühsam instruiren muß. Solche Gesetzesbestimmungen sind schon heute nur historisch zu erklären als ein Rest liberaler Anschauungen über das Verhältniß von Justiz und Verwaltung. Die Thatsache, daß der Unterschied von Rechtsprechung und denjenigen Handlungen der Behörden, die nicht Rechtsprechung sind, sich mit jenem Gegensatz keineswegs deckt, wird von niemand mehr verkannt.

Wenn nun die Wissenschaft mit Bewußtsein und die Gesetzgebung unbewußt der scharfen Trennung von Justiz und Verwaltung entgegenarbeiten, so offenbart sich darin nur ein tiefer liegender Wechsel der politischen Anschauung, den wir als den Uebergang vom Liberalismus zum Socialismus bezeichnen dürfen. Die Alleinherrschaft des liberalen Bürgerthums ist gebrochen. Die Masse des Volkes ist in

[1]) Siehe besonders das classische Werk von Bernatzik: Rechtsprechung und materielle Rechtskraft. Wien 1886.

die Thüren eingedrungen, welche der siegreiche Liberalismus weit geöffnet hatte, und daher ist die Erscheinung der politischen Bühne seit zwanzig Jahren vollständig verändert. Die Personen der Spieler sind andere und es wird ein anderes Stück gespielt. Der radicale Socialismus hat einen durchschlagenden Erfolg gehabt. Nicht daß er die Herrschaft im Staatsleben erlangt hätte oder diesem Ziele nahe wäre. Aber er hat seine Frage an den Staat, sein politisches Thema mit solcher Entschiedenheit und solchem Erfolg auf die Tagesordnung gesetzt, daß alle anderen Fragen der inneren Politik bei den Regierungen, den Parteien und der Presse keine Theilnahme mehr finden. Niemand interessirt sich heute für Verfassungsfragen, für die richtige Abgrenzung zwischen den Befugnissen der Krone und des Parlaments, für Ministerverantwortlichkeit und Budgetrecht, für alle diese Dinge, die unter der Herrschaft des Liberalismus die leidenschaftlichste Parteinahme hervorriefen. Die sociale Frage in der Form und Begrenzung, in welcher sie unsrer Zeit gestellt und einer Lösung fähig ist, wird die gesammte Entwicklung beherrschen bis zu dem Zeitpunkt, wo diese Lösung durch Kampf oder Vereinbarung herbeigeführt sein wird. Bei dieser Sachlage stehen alle an der Politik Betheiligten, diejenigen, welche die Herrschaft haben, und diejenigen, welche nach der Herrschaft trachten, dem Gegensatz zwischen Individualismus und Socialismus ganz anders gegenüber als die Liberalen aus der Mitte des Jahrhunderts. Da der Radicalismus die Massen unter einem politischen Programm, das ihren wirthschaftlichen Wünschen Befriedigung verheißt, zu einer machtvollen politischen Einheit zusammengeschlossen hat, so können die Angegriffenen, Regierungen und Parteien, wenn sie sich nicht verloren geben wollen, unmöglich ein anderes Programm haben, als alle ihnen gebotenen Kräfte zur Gegenwehr zusammenzuschließen und für die Vertheidigung ihrer Herrschaft zu organisiren. Nur ein einsamer Theoretiker wie Herbert Spencer kann in solcher Zeit den Kampf „des Mannes gegen den Staat" als Losung ausgeben. Für alle praktischen Politiker ist das Ziel entweder: durch das Volk die Herrschaft über den Staat zu gewinnen, oder: durch den Staat die Herrschaft über das Volk festzuhalten. Die Staatsauffassung der Angreifer bestimmt die der Vertheidiger, in gleicher Weise wie vor hundert Jahren die Volksbewaffnung in Frankreich die Heeresverfassung des angegriffenen Europa umgestaltet hat. Wie damals zum Kampf gegen den auswärtigen Feind das ganze Volk unter die Waffen gerufen wurde, so werden heute die inneren Gegensätze des Staatslebens unter Mobilmachung des ganzen Volkes ausgefochten. Wo bleibt bei solcher Lage der Dinge das Ideal des Liberalismus: der Staat, der sein Dasein und seine Nothwendigkeit gar nicht merken läßt, der ganz im stillen für Ruhe und Ordnung sorgt und es dem ruhigen Bürger überläßt, ob er sich mit der pünktlichen Begleichung seines Steuerzettels begnügen oder zur Ausfüllung seiner Mußestunden und zur Anregung seines Geistes auch etwas Politik treiben will? Die Zeit fordert einen starken, einen das gesammte Volksleben beherrschenden Staat. Alle innere Macht des Staates beruht aber am letzten Ende auf der Gesinnung der Unterthanen, und darum ist die wichtigste Aufgabe der Organisation des Staats, Verbindungen herzustellen zwischen dem eigenthümlichen, geschichtlichen Geiste des Staats und der Seele des Volks, so daß beide eins werden und was in den Traditionen des Staats als ererbte Weisheit, als Maxime des politischen Handelns, als innere Nothwendigkeit seines Charakters lebt, auch in dem freien Walten und Werden des Volksgeistes herrsche. Nichts entspricht also weniger der Forderung der Zeit als die Entfernung des Staates vom Volke, die Behinderung seiner Action auf das Volk, welche der Liberalismus durch die scharfe Scheidung von Justiz und Verwaltung zustande gebracht hat. Der unter dem Zeichen der socialen Frage stehende Staat bedarf vielmehr einer einflußreichen Vertretung und einer wirksamen Propaganda in der Masse des Volks. Er muß seine geistigen Kräfte nicht zersplittern, sondern zusammenfassen und mit der ganzen Ueberlegenheit, welche ihm seine geschichtliche Ueberlieferung, die höhere Bildung und der hingebende Gemeinsinn seiner Diener verleihen, mitten in das Volk hineintreten. Er muß volksthümlich nicht nur sein, sondern auch scheinen, er darf dem Volke niemals fern, sondern muß ihm jederzeit und überall ganz nahe sein. Dieser Aufgabe ist der Staat in seiner durch den Liberalismus geschaffenen Organisation nicht gewachsen. Er ist dem Volke fern. Der Staat kann aber das Herz des Volkes nur dadurch gewinnen, daß er ihm seine Bedeutung und seine Dienste fühlbar und anschaulich macht. Worin besteht die ungeheure Macht der katholischen Kirche? Nur darin, daß sie durch ihren Glauben und ihre Liebe den innerlichsten und den äußeren Bedürfnissen auch des Geringsten im Volke entgegenkommt. Sie verlangt viel. Aber das Volk läßt sich den Zwang des Beichtstuhls, die scharfe Controle der ganzen Lebensführung, empfindliche Eingriffe in die persönliche Freiheit gefallen, weil es ohne die Segnungen der Kirche nicht leben möchte. Auch was der Staat gibt, ist dem Volke unentbehrlich, aber es wird sich dessen nicht bewußt. Und das hat seinen Hauptgrund darin, daß dem modernen Staat eine persönliche Vertretung seines gesammten Wirkens, wie sie die Kirche in dem Pfarramte besitzt, durch die Uebertreibung der Gewaltentrennung versagt ist. Seine Functionen sind gewaltsam auseinandergerissen, und deßhalb ist er dem Volke unbekannt, unfähig, auf das Volk zu wirken. Man muß sich auf den Standpunkt des kleinen Mannes stellen, des Handwerkers, des Fabrikarbeiters, des kleinen Bauern, dessen Leben durch steten Kampf ums Dasein, stete Bedürftigkeit, unablässige Sorge erfüllt ist. Wenn hier der regelmäßige Gang des Lebens durch eine außergewöhnliche Schwierigkeit unterbrochen wird — Naturereignisse, Feindseligkeit der Menschen, häusliches Ungemach —, eine Schwierigkeit, aus der weder eigenes Handeln noch Hülfe der Nächsten den Ausweg weist, da entsteht in der Seele des Bedrängten der vollkommen richtige Gedanke, welcher der natürliche Ausgangspunkt jeder gesunden Staatsauffassung ist: Du mußt dich an die Obrigkeit wenden, sie muß dir mit Rath und That beistehen. Dabei bleibt ganz ungeprüft, wie die Hülfe möglich ist. Nur das ist klar, daß bei dem Ungenügen der Selbsthülfe und privater Hülfe die Gesammtheit eintreten, die Stimme der Obrigkeit vernommen werden und ihre Macht eingreifen muß. Jeder Beamte, dessen Gesichtskreis nicht auf seine Registratur beschränkt ist, kennt dieses Verhältniß: die Leute kommen oft weither gereist, nur um einem Vertreter der Obrigkeit, bei dem sie freundliches Gehör erwarten können, ihren socialen Krankheitsfall zu klagen, wie man dem Arzte seine Gebrechen kundthut. Eben wegen der Unbestimmtheit des Bedürfnisses kann dem Clienten gar nicht zugemuthet werden, daß er sich selbst ein Urtheil darüber bilde, welche Function der Staatsgewalt fähig und berufen ist, gerade in seinem Falle einzutreten, und nichts ist mehr geeignet, das Vertrauen in die Obrigkeit zu erschüttern, als wenn der Hülfesuchende wegen Mangels der Competenz der Stelle, an die er sich wendet, abgewiesen wird. Er hört und versteht nichts als die Thatsache der Abweisung, den Ausdruck der Gleichgültigkeit für sein Wohl und Wehe. Ein sachverständiger Rath ist also das allererste, was der Bürger bei der Obrigkeit sucht, und wenn seine Sache des Interesses werth ist, so muß diesem Rathe die That folgen. Denn die Obrigkeit soll sich der Schwachen und Bedrängten annehmen. Nur dadurch kann sie auch dem Geringsten im

Volke als eine Organisation des allgemeinen Besten erscheinen, in welchem sein eigenes Wohl inbegriffen ist. Das ist es, was die patriarchalische Obrigkeit des ancien régime der Bevölkerung leistete und worin sie unsern getheilten Gewalten so unendlich überlegen war. Man lese einmal in Fritz Reuters Franzosentid, wie der alte würdige Amtshauptmann Weber in den Tagen der höchsten Bedrängniß in Stadt und Landschaft der Rathgeber und Helfer für die mannichfachsten Leiden und Sorgen ist. Nur ein Vertreter des Staats von ungetheilter Gewalt, der die unendlich mannichfaltigen Möglichkeiten staatlichen Eingreifens in seiner Person vereinigt, kann eine solche Stellung in der Bevölkerung haben. Der Mangel eines solchen Vertreters der Obrigkeit, der zugleich der Vertrauensmann der kleinen Leute wäre, ist so fühlbar, daß sich in größeren Städten bereits freiwillige Einrichtungen zur Abhülfe gebildet haben: wohlgesinnte Juristen halten öffentliche Sprechstunden, in welchen sie unentgeltlich Auskunft über Rechtsfragen geben. Es ist eine Selbsthülfe der Gesellschaft bei dem Versagen des Staats, ähnlich wie die Lynchjustiz eintritt, wo die staatliche Justiz ihrer Aufgabe nicht gewachsen ist. Die Verwaltungsbeamten, wenn sie eine sittliche Auffassung haben, wenn sie wissen, daß Staatsdienst nichts anderes ist als Volksdienst, werden immer bestrebt sein, dieser ersten elementaren Forderung des Volks an den Staat zu genügen. Aber die heutige Verwaltungsorganisation in Preußen und den Mittelstaaten hat den Nachtheil, daß schon der unterste Verwaltungsbeamte nicht wirklich Localbeamter ist. Für die Mehrheit der Kreiseingesessenen ist ein Besuch bei dem Oberhaupt des Kreises ein Unternehmen, das den Verlust eines Arbeitstages bedeutet und entsprechende Kosten macht. Der Vorsteher des Kreises ist den Dingen und Menschen nahe genug, um sich durch eigene Anschauung zu unterrichten, wo sein Interesse einmal geweckt ist, aber er ist nicht so nahe, daß sich ihm alles seines Interesses Würdige von selbst aufdrängte. Und wenn er auch vieles selbst sieht, so wird er doch in sehr vielen Fällen auf die Berichte von Gemeindebehörden und Unterbeamten angewiesen sein oder auf zufällige Weise durch Privatpersonen unterrichtet werden. Diese letztere Quelle ist nicht nur ungenügend, sondern gefährlich, denn diese freiwillige Berichterstattung erfolgt in der Regel nur da, wo sie durch ein persönliches Interesse veranlaßt ist, und trägt dann auch die Farbe dieses Interesses. So kann es geschehen, daß schon das erste Bild eines Vorgangs, eines Zustandes, welches an die Obrigkeit gelangt, der Wirklichkeit nicht mehr vollkommen entspricht, und diese Differenz zwischen dem Urbilde und ihrem Abbilde in den Acten muß natürlich in jeder höheren Instanz wachsen. Die Ferne des höheren Verwaltungsbeamten hemmt auch die Aufsicht über die Gemeindeverwaltung, über die Polizeimannschaften, über alle die untergeordneten Vertreter des Staats, in denen sich dieser dem Bewußtsein des gemeinen Mannes darstellt. Denn was ist eigentlich für die Masse des Volkes der Staat? Der Steuerbote, der Gerichtsvollzieher und der Gendarm. Alle anderen Vertreter der Obrigkeit treten nur in einzelnen Fällen und nur vorübergehend in seinem Leben auf — jene drei sind ihm der allgegenwärtige, niemals ruhende Staat. Wenn man sich einmal dieses Gegenüber klar macht: auf der einen Seite der katholische Priester, auch nur von mittlerer Qualität — auf der anderen Seite jene Trias, so wird es vollkommen begreiflich, daß die geringen Leute auch in irdischen Dingen der geistlichen Leitung folgen, oder wenn sie sich auch von der Kirche gelöst haben, revolutionär und anarchisch gesinnt werden. Man kann im Verkehr mit dem Volke häufig die Erfahrung machen, daß die Entscheidungen der Obrigkeit, welche einer jener Beamten vermittelt, gar nicht als Producte eines ethischen Processes gewürdigt, nicht einmal kritisirt werden, sondern daß man sie hinnimmt wie Hagelschlag und Feuerschaden mit der dumpfen Resignation, die dem Ungebildeten so natürlich ist. Wenn nun in solche schwüle Atmosphäre wie ein Blitz die Vorstellung hineinfährt, daß es auch anders sein könnte, daß die Obrigkeit Menschenwerk sei, nicht Naturnothwendigkeit, daß von den Leiden dieses Erdenlebens diejenigen, welche durch die Obrigkeit verursacht werden, durch einmüthiges Handeln der Unterthanen abgestellt werden könnten, so ist die Gesinnung fertig, aus welcher Revolutionen entstehen. In einem demokratischen Zeitalter, unter der Herrschaft des allgemeinen Stimmrechts müssen die Wohlhabenden und Gebildeten, wenn sie im Besitz der politischen Herrschaft bleiben wollen, die Psychologie des Volks studiren. Die verständnißvolle Betrachtung des Staats aus dem Gesichtspunkt der großen Masse der Beherrschten ist der einzige Weg zu der politischen Weisheit, welche auch in einer demokratischen Welt zu regieren versteht.

Wenn der Staat dem Volke verständlich werden, wenn er ihm nicht wie eine Naturgewalt, sondern als eine sittliche Macht entgegentreten soll, so muß er dem Volke gegenüber vertreten sein durch eine Persönlichkeit, welche ihm räumlich nahe ist und welche zugleich den ganzen Reichthum des staatlichen Lebens, die ganze Fülle seiner dem Wohle des Volkes dienenden Functionen in einem lebendigen, sprechenden Gesammtbilde darstellt. Der einzige gebildete Beamte, der heute jenes erste Erforderniß erfüllt, ist der Amtsrichter. Er hat den Vorzug der räumlichen Nähe, der Nachbarschaft mit allen Eingesessenen seines Amtsbezirks. Aber die liberale Gesetzgebung hat das ihrige gethan, um auch ihn in seiner Amtsthätigkeit dem Volke möglichst zu entfremden. In der Civiljustiz verschwindet er hinter dem Gerichtsvollzieher, in der Strafjustiz hinter dem Gendarmen. Dieser erstattet die Strafanzeige, auf welche, wenn sie richtig abgefaßt ist, mit der Sicherheit und Pünktlichkeit eines rein mechanischen Vorgangs der Strafbefehl folgt. Der Widerspruch gegen diesen scheint immer gewagt, weil man des Ausgangs auch bei subjectivem Gefühle der Unschuld nicht sicher ist und die Kosten durch mündliche Verhandlung und Zeugenvernehmungen in unberechenbarer Weise wachsen. Und ebenso ist durch den modernen Civilproceß ein Ausnahmeverfahren, welches den normalen Verlauf umdreht und mit der Execution beginnt, zur Regel gemacht; denn alle Ansprüche von Bäckern, Krämern, Wirthen wegen unbezahlter Rechnungen, welche den Inhalt der Processe der geringen Leute bilden, werden durch Zahlbefehle erledigt. Ob dies ganz ohne Schaden des materiellen Rechts gelingt, soll hier nicht erörtert werden: nur das ist offenbar, daß die Gesetzgebung auch hier mit Erfolg bemüht gewesen ist, die persönliche Berührung zwischen dem Volke und dem Amtsrichter, d. h. dem ersten gebildeten Beamten, an den man von unten aus gelangt, abzuschneiden. Die Rechtsprechung ist auf dieser untersten Stufe großentheils Rechtschreibung geworden. Der Richter ist keine Persönlichkeit, sondern nur ein Rad in der ungeheuern Maschine, deren Thätigkeit das Volk mit verständnißlosem Staunen ansieht. Menschliche, persönliche, lebendige Gegenwart wird das Walten des Staats erst da, wo er durch seine untersten Organe Zwang ausübt. Daher wird er auch nur als Zwang, nicht als Wohlthat begriffen. Die Maschine, welche die Bourgeoisie reich und mächtig gemacht hat, war auch das politische Ideal des Liberalismus. Daher seine Begeisterung für das Majoritätsprincip und für den reinen Constitutionalismus, bei welchem die politischen Entscheidungen sich nach mechanischen Principien vollziehen wie der Ausschlag an der Wage. Nur das Königthum ist in Deutschland stark genug gewesen, um dieser Tendenz, die die Verneinung seines Wesens ist, zu widerstehen. In der Beamtenorganisation ist die Vorliebe der

Bureaukratie für das Unpersönliche, Schematische dem Drange des Liberalismus nach Emancipation vom Staate entgegengekommen und hat die Entfremdung zwischen Staat und Volk besiegelt.

Wir sahen, daß der einzige gebildete Beamte, der dem Volke wenigstens räumlich nahe kommt, der Amtsrichter ist. Wenn er der rechte Mann ist, wird er bald, so wenig die Gesetzgebung dies befördert, mit seinen Gerichtsunterthanen persönlich vertraut. Der Wunsch, Gutes zu thun, führt ihn unwillkürlich über die Grenzen seiner Berufspflicht hinaus, er wird der Freund und Berather der Einwohner seines Bezirks und sieht sich bald in Geschäfte verwickelt, die mit der Rechtsprechung nichts zu thun haben und deren sich doch die Verwaltung, die auf der Localinstanz nicht vertreten ist, nicht annimmt. An dieses Amt wird man anknüpfen müssen, wenn einmal die Gesetzgebung von dem Irrwege der Gewaltentrennung in allen Instanzen zurückkommt. Der Amtsrichter muß zum Amtmann werden, der die Gesammtheit der staatlichen Functionen dem Volke gegenüber vertritt. Wie in jedem Dorfgeistlichen die ganze Kirche, so muß in dem Amtmann der ganze Staat persönlich gegenwärtig sein.

Von Juristen wird die Trennung von Justiz und Verwaltung nicht leicht aus principiellen Gründen, sondern aus Gründen der Zweckmäßigkeit vertheidigt. Ihering nimmt an, daß „das innere Auseinanderhalten beider Sphären wesentlich gefördert wird, wenn zu der inneren Scheidung die äußere nach Personen hinzukommt“. Wie aber bereits gesagt worden, deckt sich der Unterschied zwischen den Geschäften des Verwaltungsbeamten und des Justizbeamten keineswegs mit dem zwischen den Staatsgeschäften, die nicht Rechtsprechung sind, und der Rechtsprechung. Es ist allerdings wichtig, daß sich die Rechtsprechung in ihren Formen und deßhalb auch im Bewußtsein des Beamten von allen andern Geschäften abhebe, damit sie nicht zur Verfolgung von Machtinteressen und von Parteizwecken erniedrigt werde. Da aber die Verwaltungsbeamten unablässig Acte der Rechtsprechung vollziehen, so würde, wenn nur die Verschiedenheit der Personen die sachliche Unterscheidung verbürgt, die Personaltrennung zwischen Justiz und Verwaltung nicht genügen. Man müßte vielmehr noch die bisherigen Functionen der Verwaltung theilen und überall neben einen Recht sprechenden Beamten einen solchen stellen, der sich jedes Actes der Rechtsprechung zu enthalten, jede Sache, die einen solchen fordert, an seinen hiefür bestimmten Collegen abzugeben hätte. Diese Theilung besteht, wo ein Verwaltungsstreitverfahren eingeführt ist, in der zweiten und höchsten Instanz und hat da ihr gutes Recht. In noch höherem Grade ist die Trennung von Justiz und Verwaltung in den höheren Instanzen selbstverständlich. Denn wenn jede höhere Instanz sich durch einen Vorrang an geistigem Werthe auszeichnen soll, was doch wenigstens als Ziel gedacht werden muß, so kann dieses Mehr an Tüchtigkeit nur durch größere Specialisirung der Thätigkeit erreicht werden. Dies ist auch das Wahre an der Meinung Robert v. Mohls, der die Arbeitstheilung als Princip der Trennung von Justiz und Verwaltung auffaßt. Die dem Gebiete der Industrie entnommene Anschauung bestätigt wieder den Zusammenhang zwischen der Politik des Liberalismus und der Verehrung der Maschine. Die Industrie wird durch Arbeitstheilung gefördert, weil die Fähigkeit zur Verrichtung der Arbeit durch die Beschränkung auf stete Wiederholung derselben Handgriffe vermehrt und damit das Arbeitsproduct nach Quantität und Qualität erhöht wird. Vollkommen zutreffend ist die Uebertragung dieses Gedankens auf geistige Thätigkeit nur da, wo diese eine rein mechanische ist. Ein Cassenbeamter wird in der Buchführung ganz anderes leisten als ein gleich intelligenter Mensch, der nur gelegentlich zu solchem Geschäfte berufen wird. Ueberall aber, wo die geistige und sittliche Persönlichkeit wirksam werden soll, kann die fortgesetzte Specialisirung der Berufsarbeit den geistigen Werth des Productes nur herabsetzen. Nicht ungestraft wird für das Wirken von Menschen die Maschine als Ideal angesehen. Wo diesem Ideale nachgejagt wird, tritt auch die Geistlosigkeit und Herzlosigkeit der Maschine ein, und darum erinnern auch die Producte der Bureaukratie nicht selten an Fabrikwaare. Es ist durchaus nicht wahrscheinlich, daß die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung um so besser besorgt werden, je weniger sich deren Vertreter ihrer gemeinsamen Aufgabe bewußt bleiben. Richtig ist nur dieses, daß eine Fortsetzung wissenschaftlichen Strebens, die dem Juristen so nothwendig ist wie dem Mediciner, zur Specialisirung zwingt. Diese Selbstbeschränkung des wissenschaftlichen Interesses ist schon für den Richter, der Strafrecht, Civilrecht, Wechselrecht behandeln soll, unvermeidlich. Es ist erfreulich, wenn ein mitten im praktischen Leben stehender Beamter überhaupt irgendwie wissenschaftlich thätig ist, wenn etwas von der Freiheit des Geistes und der Reinheit der Anschauung, welche die rein theoretische Beschäftigung auszeichnet, auch seinem Berufe zustatten kommt. Wissenschaftliche Meisterschaft auf dem ganzen Gebiete, welches der Beruf umfaßt, kann höchstens in den höheren Instanzen erstrebt werden. Deßhalb ist hier möglichste Specialisirung, Arbeitstheilung und aus diesem Gesichtspunkte Trennung von Justiz und Verwaltung geboten.

Weßhalb aber sollte die Vereinigung beider in demjenigen Amte, welches dem Volke am nächsten ist und ihm Wesen und Wirken des gesammten Staates darstellen soll, unmöglich sein? Thatsächlich ist die Vorbildung des Richters und des Verwaltungsbeamten in manchen deutschen Staaten ganz, in Preußen größtentheils dieselbe. Die Unvereinbarkeit kann also nicht an der intellectuellen Ausbildung liegen. Aber der ethische Charakter beider Functionen soll nach der Meinung vieler so entgegengesetzt sein, daß derselbe Mensch die für beide nöthigen Charaktereigenschaften nicht vereinigen könne. Nothwendigerweise, meint man, müsse, wenn die Seele eines Richters und eines Verwaltungsbeamten in einer Brust vereinigt seien, die eine dieser Seelen die andere überwältigen und corrumpiren. Entweder würde die unparteiische, absichtslose, nur nach dem Stern der Gerechtigkeit ausschauende Justanz durch die Verwaltungswillkür — denn Willkür gilt nach dieser Betrachtungsweise als das Wesen der Verwaltung — herabgesetzt, oder der geniale Schwung der hohen Politik, die ihr Organ in der Verwaltung hat, würde durch die pedantische Sorglichkeit, die streng abwägende Sachlichkeit des Richters gelähmt werden. Es stünde sehr schlecht um einen Staat, in welchem diese beiden entgegengesetzten Typen thatsächlich zwischen Justiz und Verwaltung vertheilt wären. In Wahrheit spielt das freie Ermessen, das man bei der Verwaltung als Willkür zu bezeichnen liebt, in der Justiz bei der Würdigung eines Beweisresultats, bei Festsetzung eines Schadenersatzes, bei Bestimmung einer Frist, bei der Entscheidung über den Erlaß eines Haftbefehls und fast auf dem ganzen Gebiete des Civilprocesses und des Strafprocesses eine so große Rolle, daß, wenn die Uebung dieses freien Ermessens zu der pflichtmäßigen Anwendung eines Rechtssatzes im Gegensatz stünde, der moderne Richter durch seine eigenste Berufsthätigkeit seinem Ideal entfremdet werden müßte. In Wahrheit besteht ein solcher Gegensatz nicht, sondern das freie Ermessen ist nichts anderes als Gesetzesanwendung, bestimmt durch den Umstand, daß die Gesetze nicht durch Maschinen, sondern durch Menschen ausgeführt sein wollen. Und sollte nun wirklich die Gewöhnung strengster Unparteilichkeit und Leidenschaftslosigkeit, die man von dem

Digitized by Google

Richter verlangt, den Verwaltungsbeamten in seiner Tauglichkeit herabsetzen? Es ist eine sehr verkehrte Vorstellung, daß den Zwecken der Verwaltung am besten gedient wäre, wenn sie über eine Armee von kleinen Machiavells verfügte. List und Gewalt können in schweren Krisen der Staaten unvermeidlich und entschuldbar sein — als regelmäßige Eigenschaften des Regiments wirken sie nicht nur demokratisirend, sondern auch revolutionär, weil sie das Ansehen der Obrigkeit in dem Gewissen des Volkes untergraben. Strenge Gerechtigkeit ist für den Verwaltungsbeamten wie für den Richter das oberste Princip seines Handelns. Ohne Zweifel können die Leistungen der Justiz und Verwaltung nur gewinnen, wenn die Richter wenigstens im Beginn ihrer Laufbahn in lebendiger Fühlung mit den politischen Bestrebungen und der auf die Förderung des öffentlichen Wohls gerichteten Arbeit der Verwaltung stehen und wenn die jüngeren Verwaltungsbeamten von dem Gefühl durchdrungen werden, daß ihr gesammtes Wirken eine Bethätigung strenger Gerechtigkeitsliebe sein soll.

Die große und unverlierbare Wahrheit in dem System der Gewaltentrennung ist die scharfe Scheidung der Gesetzgebung und der vollziehenden Gewalt. Sie ist das Princip des Rechtsstaates, die Bürgschaft der individuellen Freiheit. Wo diese Grenzbestimmung ins Wanken kommt, verliert die Staatsgewalt den Charakter einer gesetzlichen Herrschaft. Die Gesetze werden dann ihrer sittlichen Autorität entkleidet und zu mehr oder weniger klar ausgesprochenen, mehr oder weniger lange festgehaltenen Maximen der Executive herabgesetzt. Solche gefährliche Grenzunsicherheit tritt leicht ein durch Impotenz der Legislative. Man braucht gelegentlich, wo ein gesetzgeberischer Gedanke noch nicht klar und reif geworden ist, ein vieldeutiges, absichtlich unbestimmtes Wort in der Hoffnung, daß die Praxis seinen Inhalt feststellen werde. Man läßt die Executive los, um zu sehen, was sie zustande bringt. Solche Versuche mißlingen meistens und schaden immer, weil sie das öffentliche Vertrauen in den Rechtsstaat erschüttern. Es ist sehr wünschenswerth, daß Regierungen und Parlamente bei Montesquieu in die Schule gehen, um sich für die scharfe Unterscheidung von Gesetzgebung und Gesetzesvollzug den Blick, und für die Pflicht schärfsten Festhaltens dieser Grenze das Gewissen schärfen zu lassen. Besonders in einer Uebergangszeit, in welcher ein neues politisches Ideal langsam zur Wirklichkeit wird, wo revolutionäre Tendenzen die normale Entwicklung überstürzen und vergiften und die Mächte des Beharrens den unvermeidlichen Fortschritt mit Gewalt hindern möchten, wo auf beiden Seiten die Gewalt als das einzige Heilmittel für eine kranke Zeit angerufen wird und man die unerquickliche Spannung am liebsten durch einen Straßenkampf beendigen möchte — in solcher Zeit ist die ruhige Festigkeit in der Behauptung des gesetzlichen Standpunkts, welche nur durch schärfste Scheidung beider Gewalten verbürgt wird, oberstes Gebot. Aber es ist durchaus verkehrt, die von der Wissenschaft längst aufgegebene Dreitheilung der Staatsgewalt in der Praxis festzuhalten. Derselbe Gedanke des gerechten Staats, der die Scheidung von Gesetzgebung und Gesetzesvollziehung fordert, kann durch eine innige Verbindung zwischen Justiz und Verwaltung nur gefördert werden. Beide sind Functionen der vollziehenden Gewalt, deren Vertheilung unter die Behörden nur nach Gründen der Zweckmäßigkeit, der politischen Weisheit zu erfolgen hat.

Glidden Farm — ein interessanter englischer Rechtsfall.

Seit drei bis vier Jahren hat sich im südlichen England ein höchst sonderbarer Proceß abgespielt, der auf die Verhältnisse des Bodenbesitzes in England ein helles Licht wirft und auch weitere Kreise interessiren dürfte, weil er ein wahrhaft classisches Beispiel von dem sogenannten Spleen der Engländer liefert. Die Umstände dieses merkwürdigen Processes sollen mit der größten Genauigkeit im Folgenden mitgetheilt werden.

Glidden Farm ist eine große Meierei, etwa 10 bis 12 englische Meilen nordöstlich von Portsmouth in der Grafschaft Hampshire. Sie umfaßt etwa 600 englische Acres = 1582 Morgen. Das Land ist hügelig, sehr malerisch, hie und da mit Wald bewachsen und höchst fruchtbar; zum Weizenbau geeignet, meistens aber als Weideland angelegt. Ein paar Bäche fließen in den Schluchten; es fehlt sonst leider an Wasser. Auf den Anhöhen und an den Abhängen ziehen sich vier oder fünf Baueruhöfe, mit Scheunen und allem sonstigen Zubehör versehen, entlang. Alles ist hier reinlich, frei von Unkraut, behaglich und einladend. Man wird an die englischen Musterfarmen von Schottland oder Norfolk erinnert oder an eine Schweizerlandschaft bei Luzern oder Thun. Dieser reizende Complex von Feldern und Höfen wurde 1892 von dem früheren Besitzer (Higgins) feilgeboten und von einem in der Nähe wohnenden Squire Namens Maber für die mäßige Summe von 13,500 Pfd. St. (270,000 M.) angekauft.

Der Käufer, dessen Familie durch Börsengeschäfte reich geworden war, verlangte binnen drei Monaten, kurz nach Michaeli, den Besitz anzutreten und traf die weitere Anordnung, daß ein Theil der Ländereien, der bisher copyhold, d. h. mit gewissen Servituten belastet gewesen war, beim Besitzwechsel von diesen Servituten befreit oder enfranchised werden sollte. Es war eine ausdrückliche Bedingung des Verkaufs, daß ihm seine Rechtstitel mit allen gesetzlichen Unterschriften und Siegeln am genannten Termin ausgefertigt und eingehändigt werden sollten. An Börsengeschäfte gewöhnt, hielt Mr. Maber die Anfertigung eines solchen Kaufcontracts für eine eben so leichte und selbstverständliche Sache, wie die Uebertragung von Börsenactien an andere Eigenthümer zu sein pflegt.

Zum großen Aerger beider, des Käufers und des Verkäufers, erwies sich aber diese gesetzliche Formalität als eine sehr langwierige Procedur. Die Sommerferien waren dazwischen getreten; Anwälte und Notare waren ins Bad gegangen und arbeiteten nicht. Die Richter weigerten sich, das Geschäft unter diesen Umständen abzuschließen, und der festgesetzte Termin verstrich, ohne daß Mr. Maber seinen Contract verbrieft und besiegelt eingeliefert bekam. Hierüber verlor er die Geduld. Er erklärte, er hätte sich jetzt anders besonnen, er wünschte den Kauf rückgängig zu machen, und da die ausdrückliche Bedingung des augenblicklichen Besitzwechsels nicht erfüllt sei, so hielte er sich nicht für verpflichtet, den Kauf zu vollziehen.

Hieraus entstand ein erster Proceß wegen Contractbruchs. Der Verkäufer bewies, daß die Verzögerung nicht seine Schuld war. Das Gericht gab ihm Recht und Mr. Maber wurde zur Einhaltung seines Vertrags und zu den Proceßkosten verurtheilt. Er erklärte, appelliren zu wollen, und schwur hoch und theuer: „so lange die Wolken Wasser enthielten, wollte er nicht Gutsbesitzer von Glidden Farm werden.“ Der Fall kam vor den ersten Appellhof und wurde zum zweitenmal gegen ihn entschieden. Mr. Maber hatte einen berühmten Advocaten zu seiner Vertheidigung gewählt und mußte ihm zweihundert Pfund bezahlen, obwohl er den Proceß verlor. Als er den Gerichtshof verließ, soll er zu seinem Anwalt gesagt haben: „Sah'n Sie wohl, wie der Richter nach der Zimmerdecke hinauf sah?“ — Ja, antwortete der Anwalt, doch was bedeutete das? — „Ha“, antwortete Maber, „er wollte etwas damit andeuten, denn er blickte zugleich nach meinem Advocaten hinüber.“ — Nun, und was wollte er? — „Der Richter wollte dem

Digitized by Google

Advocaten einen Wink ertheilen, man solle den Proceß an den höheren Gerichtshof verweisen; sie wußten beide, ich würde jedenfalls appelliren. Und mein Advocat verstand den Wink. Er blickte ebenfalls nach der Zimmerdecke hinauf; das bedeutete, daß er zustimme." — Aber, warum sollten beide dies wünschen? fragte der Anwalt. — „Weil ein neuer Proceß den Richtern, Advocaten und Anwälten ungeheure Gebühren für neue Arbeit bringen wird. Aber sie sollen sich täuschen! Das nächstemal werde ich keinen Advocaten brauchen; ich will meine Vertheidigung selbst führen." Und so geschah es. Mr. Maber klagte im stillen über die Schurkerei der englischen Advocaten und Richter und erschien im Laufe des Jahres 1894 vor der Court of Chancery, um die Ungültigkeit seines Kaufcontractes vor diesem zu beweisen.

Der große englische Erbschaftsgerichtshof Court of Chancery — der freilich auch andere Processe als solche über Erbschaften zu entscheiden hat — fing damit an, Glidden Farm in seine eigene Hand zu nehmen und die ganze Meierei einem Verwalter auf Kosten des noch fraglichen Eigenthümers zu überantworten. Der Verwalter kam und fing an zu wirthschaften, nach allen Regeln der Kunst. Pflügen, Säen, Ernten, alles wurde betrieben im Namen des Gerichts und mit völliger Gleichgültigkeit in Bezug auf Kosten. Diese schwollen zum Dreifachen der Kaufsumme an; der Erlös der Verwaltung kam aber nicht in Mr. Mabers Tasche; seine Rechtsgründe konnten den Gerichtshof nicht überzeugen. Er verlor wieder, mußte diesmal sofort zahlen; es sollen über 50,000 Pfd. St. gewesen sein, und jetzt ging die Sache an die letzte Instanz — das Haus der Lords.

Gerichtliche Verhandlungen des Hauses der Lords haben zwar rückwirkende, aber keine suspensive Kraft. Das Urtheil dieses obersten Gerichtshofes invalidirt zwar alle früheren, aber bis zur Fällung dieses Urtheils behält die Entscheidung des niederen Gerichtshofes ihre Gesetzeskraft. Daher galt Mr. Maber als gesetzmäßiger Eigenthümer von Glidden Farm; die zwangsmäßige Verwaltung hörte auf; der Verwalter mit seinen Unterbeamten zog sich zurück, die Bauernhöfe wurden leer, und da der gesetzmäßige Besitzer nicht kam, um Besitz zu ergreifen, so blieb das Gut brach liegen; es war jetzt herrenlos, weil der gesetzliche Eigenthümer sein Besitzrecht leugnete.

Aus dieser Lage der Dinge entwickelte sich ein Zustand, wie man ihn wohl seit undenklichen Jahren in England nicht gesehen hatte. Man denke sich — mitten in einer der fruchtbarsten und volkreichsten Grafschaften Britanniens — 600 Morgen Landes, die niemand gehörten und wo sich dennoch alles im allerblühendsten Culturzustande befand! Es dauerte nicht lange, bis die Bewohner der Umgegend gemerkt hatten, daß Glidden Farm keinen Besitzer hatte. Eine allgemeine Räuberei war die Folge. Zuerst fing man mit allerlei verschämten Experimenten an. Im Sommer, als das Korn reif wurde, erschienen einige alte Weiber mit Scheeren und Körben und schnitten sich auf den Weizenfeldern einige Handvoll Aehren ab. Am nächsten Tage erschien ein Mann mit einer Sichel und füllte mehrere Säcke mit halbreifem Korn. Bald wurden diese Streifereien unternehmender. Ein Maschinenbesitzer kam mit Maschine und Pferd, um sich eine ganze Wagenladung Weizen zu holen. Er hatte sich verrechnet, denn im Augenblick, wo das Korn geschnitten hinfiel, stahlen sich andere dazwischen, die ihm das Getreide wegnahmen. Handkarren und Leiterwagen standen hinter den Hecken schon bereit, um das gestohlene Korn fortzubringen. Vergebens wandte man sich an die Polizei, um dem Unfug ein Ende zu machen. Die Polizei erklärte, der eine hätte gerade so viel Recht auf das Korn wie der andere, und sie könnte nichts machen. Im Juni und Juli kam ein ununterbrochener Strom von Wagen die Landwege nach Glidden Farm hinauf, um zu stehlen, was sich noch stehlen ließ. Von Höflichkeit war nicht die Rede, an Scheltworten und Balgereien fehlte es nie Tag und Nacht. Der Engländer verficht sein vermeintliches oder wirkliches Recht am liebsten mit der Faust, und man konnte an allen Ecken Leute sehen, die sich borten und aufs gräulichste bearbeiteten, um das gestohlene Korn davonzutragen. Höchst sonderbar war dabei das Betragen des Hrn. Maber, als er von diesen Scenen hörte. Er schien an dem Unwesen sein Gefallen zu finden. Man sah ihn fast täglich mit einem weißen Pony den Hauptweg nach Glidden hinauffahren, um sich den Spaß anzusehen. Wenn man ihn fragte, ob er seine Erlaubniß zum Kornwegnehmen gebe, so antwortete er: „Greift zu, Leute! Mir gehört es nicht. Ich kann es euch nicht erlauben, aber ich werde niemand daran hindern", — und so nahm die Räuberei ihren Fortgang.

Ueber das ganze südliche England verbreitete sich das Gerücht, daß bei Portsmouth eine ungeheure herrenlose Farm existire, und von allen Enden strömten im August und September Abenteurer, Diebe und Zigeuner herbei, die sich diesen Umstand zu nutze machten. Das Gesindel machte die Gegend unsicher und übernachtete in den Scheunen und Bauernhäusern. Als das Korn verschwunden war, fing man an, das Haus- und Ackergeräth hinwegzutragen. Betten, Stühle, Tische, Pumpen, marmorne Kamine, Thüren, Dachpfosten u. s. w. wurden, eins nach dem andern, aufgepackt und fortgeschafft. Auch Jäger fanden sich ein. Bei Tage wurde viel geschossen, denn in der Gegend wimmelte es von Wild. Sobald aber ein Hase, Kaninchen oder Fasan getroffen war und zu Boden fiel, tauchte ein verborgener Zuschauer aus dem Gestrüpp hervor und lief mit dem Stück Wild eiligst davon. Die sonderbarsten Eindringlinge waren die Zigeuner, von denen es im südlichen England viele Tausende gibt. Man sah diese wunderlichen Wanderer in großen Gruppen auf den Hügeln um das Dorf Hambledon gelagert; sie machten sich große Feuer an von dem überaus reichen Holzvorrath der Meierei, und jeden Sommer- und Herbstabend konnte man ihre braunen Weiber und zerlumpten Kinder neben ihren Zelten und Wagen um das Feuer im Kreise gelagert sehen, während Pferde und Hunde einige Schritte weiter davon standen, um die etwa herantretenden Fremden zu verscheuchen. Oft näherte sich ihnen der Vicar des Dorfes und wollte den Zigeunern am Sonntag Abend ein Capitel aus der Bibel vorlesen. Man empfing ihn mit Achtung und einige hörten seine geistlichen Ermahnungen geduldig an, andere gingen fort.

Die schlimmste Phase dieses großen Scandals kam aber, als man anfing, die Waldungen umzuhauen. Etwa im Monat November kamen einige Dutzend Felddiebe mit Aexten und Beilen von Portsmouth herbei und fingen an, die Eichen, Ulmen und Buchen des Gutes niederzusägen oder umzuhauen. Allerlei Unglück passirte dabei und der Unwille des Publicums erreichte einen immer höheren Grad. Um diesem auszuweichen, wurde das Umhauen gewöhnlich zur Nachtzeit betrieben. Viele edle Stämme Holz krachten spät Abends auf den Hügeln von Glidden und wurden in aller Eile auf Wagen die Landstraße hinabgefahren und verschwanden in den benachbarten Städten. Unter diesen Umständen beeilte sich das Haus der Lords mit seiner Entscheidung. Der Proceß endete gerade so, wie in allen früheren Fällen. Mr. Maber mußte schwere Kosten bezahlen, sein Verlust muß im ganzen weit über eine Million Mark betragen haben. Und dennoch war er von seinem Spleen nicht curirt. Er ließ Glidden brach liegen; er kümmerte sich nicht um den Zustand der Felder und Höfe, und da er nicht lange mehr zu leben haben konnte, machte

er ein Testament, worin er seinen Erben, einen Neffen, nur in dem Falle als seinen Nachfolger im Besitzthum einsetzte, daß er sich verpflichtete, die Farm nie anzurühren oder als die seinige anzuerkennen.

Der erste, welcher der Verwüstung des weitläufigen Landgutes Einhalt that, war der oben erwähnte Vicar von Hambledon. Dieser hatte eine Forderung an Mr. Maber und bat sich den rückständigen Zehnten (tithes) aus, der ihm als Pfarrherrn von dem Eigenhümer von Glidden seit zwei Jahren zukam. Mr. Maber leugnete, daß er Eigenthümer wäre. Das Gericht entschied, daß der geistliche Herr sich aus dem Ertrag der Farm bezahlt machen sollte. Sofort legte der Vicar Beschlag auf alles, dessen er noch habhaft werden konnte, und vertrieb mit Hülfe der Polizei einige fünfzig Landstreicher und Felddiebe, die sich dort häuslich niedergelassen halten. Kaum war er mit der Säuberung des zerrütteten Gutes einigermaßen fertig, als der eigensinnige Besitzer, Mr. Maber, mit Tod abging. Der Gerichtshof erklärte sofort bei Eröffnung des Testaments, daß die Bestimmung über die Zukunft der Farm ungesetzlich wäre, weil sie „dem öffentlichen Interesse und dem Landfrieden schaden würde", und der Erbe veräußerte das Gut parcellenweise, so schnell als es ihm möglich war.

So endete die Geschichte des Processes von Glidden Farm, eines Rechtsfalles, der noch lange im südlichen England sprichwörtlich bleiben wird als ein merkwürdiges Beispiel gutsherrlichen Eigensinns und allzu langsamer Rechtspflege.

Albert M. Selß.

Mittheilungen und Nachrichten.

ek. Während unser Zeitalter dem Drama und dem Roman seine volle Theilnahme schenkt, scheint es dem Epos und der Lyrik seine Huld versagen zu wollen. Zu den Stiefkindern der undankbaren Gegenwart, die grollend abseits stehen, gesellt sich die Sage. Zwar hat Richard Wagner durch seine Meisterwerke die deutschen Mythe dem Volksbewußtsein gleichsam zurückerobert und uns gelehrt, daß wir den Dichtungsstoff der Zukunft auch in deutscher Sage zu suchen haben, allein der Gesammtheit der Nation gegenüber ist die Gemeinde immer noch klein, die sich der neu gehobenen Schätze erfreut. Eben zur rechten Zeit erscheint aus der Feder des bekannten Sagenforschers Professor Dr. Roner ein umfangreiches Werk: „Deutsche Sagen in ihrer Entstehung, Fortbildung und poetischen Gestaltung" (Bd. I und II, Gießen bei Emil Roth), das sich zur Aufgabe stellt, in übersichtlicher, gemeinfaßlicher Darstellung das Wichtigste und Werthvollste auf dem Gebiete der deutschen Sagenforschung zusammenzustellen, kritisch zu sichten und zu der oder jener planfiblen Hypothese Stellung zu nehmen. Der Leser wird über den Stand der heutigen Forschung vollkommen orientirt, und an der Hand des kundigen Führers in die geheimnißvollen Schachte hinabsteigend, gewinnt er von der ethischen Bedeutung der deutschen Sagenwelt ein klares Bild. Roners Werk umfaßt „Die Nibelungen", „Gralsage und Parcival", „Lohengrin", „Faust", „Till Eulenspiegel", „Wilhelm Tell" und den „ewigen Juden". Unsers Erachtens hat sich der Verfasser mit besonderem Fleiß und Verdienst in das Studium der Mythen versenkt, die Richard Wagner für seine Musikdramen benutzt hat. Das Werk gewinnt dadurch an actueller Bedeutung und die Hoffnung des Autors dürfte sich erfüllen, daß seine Arbeit dazu beiträgt, einem größeren, gebildeten Leserkreise Sinn und Verständniß für unsre deutschen Sagenschätze zu erschließen.

* Verhandlungen der kgl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig.

Philologisch-historische Classe. Sitzung vom 1. Februar 1896. Hr. Böthlingk legte vor: „Kritische Bemerkungen zu Pâṇini's Grhyasûtra." Hr. Meister sprach sodann über den „Rechtsvertrag zwischen Chaleion und Olanthra". Die mehrfach edirte und behandelte Inschrift einer lokrischen Bronzetafel reproducirt der Vortragende in Text und Uebersetzung und fügt einen eingehenden Commentar hinzu. Sie wird bestimmt als das am besten erhaltene Beispiel einer συμβολή, d. h. eines Rechtsvertrages, der zwischen zwei hellenischen Städten zu dem Zweck vereinbart ward, den Bürgern der einen im Gebiet der anderen nicht nur Sicherheit für Person und Eigenthum gegen Vergewaltigung, sondern auch ein geregeltes Rechtsverfahren zu verschaffen. Das ältere, den einzelnen Fremdlingen gewährte Gastrecht bildete für diese Staatsverträge das Muster. Vor den übrigen bekannten συμβολαί zeichnet sich diese lokrische durch hohes Alter, Einheitlichkeit, Vollständigkeit und Ausführlichkeit aus. — Oeffentliche Gesammtsitzung vom 23. April. Hr. Schmarsow trug vor: „Ueber den Werth der Dimensionen im menschlichen Raumgebilde." Die psychologische Wurzel des plastischen Schaffens liegt nach dem Vortragenden in der ersten Dimension (der der Höhe), die Wurzel des malerischen Schaffens in der Breitendimension, die der Architektur in der dritten Dimension (der Länge oder räumlichen Tiefe). Vorwiegend Streben nach anderen Richtungen führt in jeder dieser Einzelkünste zu Abirrungen; für den Kunsthistoriker haben die angegebenen Sätze den Werth eines Compasses. — Sitzung vom 2. Mai: Hr. Goetz trug vor: „Ueber Dunkel- und Geheimsprachen im späten und mittelalterlichen Latein." Der Vortragende untersucht verschiedene Denkmäler der willkürlich hervorgerufenen Ab- und Ausartung des Lateins in der baarbarisch verbildeten Literatur zumal des frühesten Mittelalters einer zergliedernden Betrachtung. Neben die häufigste Form, die glossematische Schreibweise, tritt auch die Einmengung von Fremdwörtern, die Neubildung, endlich die kindisch entstellende Spielerei. Hr. Böthlingk legte vor: „Nachtrag zu meinem Artikel über eslu tokuh."

Mathematisch-physische Classe. Sitzung vom 3. Februar 1896. Vorträge hielten: 1) W. Scheibner, o. M.: „Ueber die Ausführung eines nach früher entwickelten Principien berechneten dreiflächigen Fernrohrobjectivs durch Dr. H. Schröder in London." 2) Sophus Lie, a. M.: „Ueber die Theorie der Translationsflächen und das Abel'sche Theorem." Derselbe legte 3) eine Arbeit von E. Study (Bonn) unter dem Titel „Betrachtungen über Doppelverhältnisse" vor. — Oeffentliche Gesammtsitzung vom 23. April. Vorträge hielten: 1) Hr. C. Neumann, v. M.: „Ueber die elektrodynamischen Elementorwirkungen." (Lineare Stromelemente; körperliche Stromelemente; die Helmholtz'schen Untersuchungen; neue Form der Elementargesetze; labiles Gleichgewicht.) 2) Hr. E. Heeing, a. M.: „Ueber die Beziehungen der Lichtempfindlichkeit zum Purpurgehalte der Netzhaut." — Sitzung vom 4. Mai. Einen Vortrag hielt Hr. Martin Krause, a. M.: „Zur Transformation der Thetafunctionen." — Sitzung vom 1. Juni. Vorträge hielten: 1. Hr. Wilh. Pfeffer, o. M.: „Ueber die vorübergehende Aufhebung der Assimilationsfähigkeit durch Chlorophyllkörpern." 2. Hr. Max v. Frey, a. o. M.: „Untersuchungen über die Sinnesfunctionen der menschlichen Haut. 1. Abhandlung: Druckempfindung und Schmerz." 3. Hr. Paul Drude, a. o. M.: „Der elektrische Brechungsexponent von Wasser und wässerigen Lösungen." 4. Derselbe: „Theorie der stehenden elektrischen Drahtwellen." 5. Hr. Otto Fischer, a. o. M.: „Beiträge zur Muskelstatik. Ueber das Gleichgewicht von Muskeln und Schwere an zweigliedrigen Körpersystemen."

* Am Nordende der Stadt Heinenheim (in Württemberg) haben die Ausgrabungen der Limescommission in letzter Zeit ein größeres römisches Castell festgestellt. Es bildet ein regelmäßiges Viereck, von dem zunächst zwei Seiten, die Ost- und die Nordseite, durch Grabungen genau ermittelt werden konnten. Die erstere bildet eine 274 Meter lange, 1.2 Meter starke, noch wohl erhaltene Mauer, an der zwei Eck- und (bis jetzt) zwei Zwischenthürme nachgewiesen sind; das Thor und weitere Thürme harren noch der Aufdeckung. Die letztere, die Nord-, zugleich Haupt-(Prätorial)Seite des das Thal gegen Nalen sperrenden Castells ist 190 Meter lang und hat in der Mitte ein Doppelthor mit zwei starken Thorthürmen, außerdem noch zwei Zwischenthürme. Die Mauer hat hier eine Stärke von 1.4 Meter. — Bei den Grundarbeiten zu einer Bahnbrücke über den Geer bei Tongern (in Belgien) stieß man auf das Mauerwerk eines von Kaiser Diocletian erbauten Schleusenthors. Die Mauern bestehen aus Sandstein und ruhen auf noch völlig erhaltenen Eichenpfählen. — Längs der alten Römerstraße nach Speyer läßt Frhr. v. Heyl für den Alterthumsverein in Worms ein römisches Gräberfeld aufdecken. Es handelt sich um Brandgräber aus dem 1. und 2. Jahrhundert n. Chr., sowie um Skelettgräber aus dem 3. und 4. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung. Die Beigaben sind bei den letzteren weniger zahlreich als bei den ersteren. Bei diesen bestehen sie gewöhnlich aus kleinen Krügen, Tellern, Näpfen und Schüsseln, manchmal aus rother Sigillata-Erde gefertigt, aus

Gläsern, Münzen, Gewandnadeln und Geräthen, wie Messern, Spiegeln, Kämmen und zur Hautpflege dienenden Steiegela nnd anderen Tingen. Fast nie fehlt das übliche Lämpchen. — Die Ausgrabungsarbeiten bei Deutsch-Altenburg haben in den letzten Wochen eines der wichtigsten Probleme berührt, das die Alterthumsforschung in Carnuntum zu lösen hat. Es ist nämlich der Verlauf der Mauer, durch welche das Lager umschlossen war, verfolgt worden, zunächst nur vom Osthore des Lagers bis zum Abfall gegen die Donau zu. Auf der Innenseite der Mauer fanden sich drei starke Thürme von quadratischem Grundrisse, von denen der dem Ostthor nächstgelegene aus Quadern, die beiden anderen aus Bruchstein aufgeführt sind. In allen Thürmen fand der technische Leiter der Ausgrabungen, Postadjunct Tragan, eine größere Anzahl von wohlerhaltenen Steinkugeln, während in den außerhalb des Lagers und vor dem Westeingange zum Amphitheater gelegenen Gebäuderesten heuer und im Vorjahre seltener ganze als zertrümmerte Kugeln dieser Art zum Vorschein gekommen waren. Der Gedanke, daß diese Kugeln als Munition für die Wurfgeschütze gedient hätten, spricht für sich selbst.

i. **Weimar.** Die Enthüllung des Denkmals der Gebrüder Grimm in Hanau ist ein Fest für alle Freunde deutscher Sprachforschung und deutscher Literatur. Es begreift sich daher, daß auch die deutsche Goethe-Gesellschaft an dieser Feier betheiligt sein wird. Prof. Dr. Suphan, der Director des Goethe- und Schiller-Archivs, begibt sich im Auftrage der großherzogl. Herrschaften nach Hanau und wird zugleich auch die Goethe-Gesellschaft dort vertreten.

* **Leipzig.** Die Hinterbliebenen Heinrich v. Treitschke's haben dem Rath unsrer Stadt als Zeichen ihrer Dankbarkeit das Bildniß des verewigten Historikers für die Stadtbibliothek geschenkt. Bekanntlich ist von der Stadt die werthvolle Bibliothek Treitschke's angekauft worden. — Die hiesige Sammlung für das in Berlin zu errichtende Treitschke-Denkmal hat, einschließlich einiger unmittelbar nach Berlin eingesandter Beiträge von 1110 M., abzüglich der Kosten M. 2840.37 ergeben.

* **Dresden.** Der namhafte Statistiker und langjährige frühere Director des kgl. preußischen Statistischen Bureaus, Geh. Regierungsrath Engel, ist schwer an Beutelwassersucht erkrankt. Der Gelehrte ist 76 Jahre alt.

* **Berlin.** Der Andrang der Frauen zum Universitätsstudium ist diesmal hier anscheinend besonders stark. Es haben sich beim Universitäts-Curatorium schon jetzt gegen 40 Damen gemeldet. In den Vordergrund treten hiebei der Zahl nach die Ausländerinnen; die meisten kommen von Amerika. Eine dieser Damen, die hier alle nur als Gastzuhörerinnen zugelassen werden, hat in Amerika sogar schon akademische Vorlesungen gehalten. Auch Frl. Marie Raschke, die bekannte Vorkämpferin für Frauenrechte, hat die Erlaubniß erhalten, als Gastzuhörerin in der juristischen Facultät während des Winterhalbjahrs Vorlesungen zu hören. Frl. Raschke will sechs Semester studiren, um dann Lehrerin der Gesetzeskunde an Mädchen- und Fortbildungsschulen zu werden. Es ist nach Frl. Anita Augspurg die erste deutsche Frau, die sich dem Rechtsstudium widmet, und in Berlin überhaupt die erste zugelassene Hospitantin der juristischen Facultät.

* **London,** 14. Oct. Der letzte Wache in Melbourne verstorbene Naturforscher Sir Ferdinand v. Müller, 1825 in Rostock geboren, begeisterte sich frühzeitig für das Studium der Natur, namentlich der Botanik. Er hätte wohl niemals die Heimath verlassen, wenn die Aerzte ihm nicht, als er noch Student war, erklärt hätten, daß er an Schwindsucht leide und Rettung nur in einem wärmeren Klima finden könne. Müller wählte Australien. Sein Vaterland hat er seit 50 Jahren nicht wieder gesehen. 1855 und 1856 begleitete er als Botaniker den Ing Geegary's zur Erforschung des tropischen Australiens. Müller war einer der ersten, welche die australischen Alpen erklommen. Die vielen unbekannten Pflanzen, die er entdeckte, erregten bei den europäischen Botanikern großes Interesse. Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß auch die Entdeckung der fieberzerstörenden Kraft des Eukalyptus der australischen Gummibaumes Müller zu verdanken ist. Seit 1852 hat der Verstorbene die Stelle eines Staatsbotanikers der Colonie Victoria bekleidet. Er hat an 100 verschiedene Schriften verfaßt. In Australien galt er mit Recht als der erste Naturforscher des Welttheils. — Die Cyprian-Ausgabe des verstorbenen Erzbischofs Dr. Benson wird im Herbst erscheinen. Dies ist das erste theologische Werk, das ein Erzbischof von Canterbury seit Laud, dem unglücklichen Zeitgenossen König Karls I., herausgegeben hat.

* **Palermo.** Unter Leitung des Prof. Antonino Borzì, Directors des Botanischen Gartens, soll hier eine internationale botanische Station eingerichtet werden, die nach dem Muster der deutschen zoologischen Station in Neapel den Forschern des Fachs Gelegenheit zu zusammengreifender Arbeit bieten dürfte.

* **St. Petersburg.** Vom 30. December d. J. ab findet hier ein gesammtrussischer Congreß zur Bekämpfung der Syphilis im Reiche statt. Einladungen haben alle Professoren, welche die Syphilis in ihren verschiedenen Erscheinungsformen zum Studium gemacht haben, erhalten, ferner die Medicinal-Inspectoren und Delegirte der Landschaften solcher Gouvernements, in welchen die Seuche besonders große Verbreitung gefunden hat. Zur Verhandlung werden u. a. folgende Fragen gelangen: Einfluß der Wandergewerbe auf die Verbreitung der Syphilis auf dem Lande und Uebertragung der Krankheit durch die Zöglinge des Moskauer Findelhauses auf die Bevölkerung der angrenzenden Gouvernements.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 12. bis 14. October folgende Schriften eingegangen:

Statistik des Hamburgischen Staates. Hggb. aus dem Statistischen Bureau der Steuer-Deputation. Heft 18. Die Ergebnisse der Berufs- und Gewerbezählung vom 14. Juni 1895 im Hamburgischen Staate. 1. Abth. Die Bevölkerung nach Haupt- und Nebenberuf. Hamburg, Otto Meißner 1896. — Quelques observations sur un projet *d'entente internationale* dans les affaires *d'Orient*. (Extrait de la Révue générale de Droit International Public. Publié par A. Pillet et P. Fauchille.) Paris, A. Pedone. — Unser Vaterland. Halbmonatsschrift für Landsleute in der Heimath und Fremde. Hggb. von Dr. Gottfried Doehlee. 3. Jahrg. 1896. 13. Heft. Gera, A. Nagel. — Karl Spitteler: Der Gotthard. Frauenfeld, J. Huber 1897. — Cotta'sches Musen-Almanach für 1897. Hggb. von Otto Braun. 7. Jahrg. Mit 6 Kunstbeilagen. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Nachf. 1897. — Detlev v. Liliencron: Poggfred. Kunterbuntes Epos in 12 Cantassen. Berlin, Schuster u. Loeffler 1896. — Allgemeiner deutscher Musikkalender für 1897. 19. Jahrg. 2 Bde. Berlin, Raabe u. Plothow. — Max Onarck: Handwerk, Zünftlerthum und Socialdemokratie. Agitationsschrift für Gesellen und Meister. Nürnberg, Wörlein u. Co. 1896. — Dr. Ludwig Beck: Die Geschichte des Eisens in technischer und culturgeschichtlicher Beziehung. 3. Abth. Das 18. Jahrhundert. Mit Abbildungen. 4. Lfg. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn 1896. — Dr. Lexis: Die bimetallistische Frage und ihre Beziehungen zur deutschen Landwirthschaft. (S.-A. aus dem Journal für Landwirthschaft.) Berlin, Paul Parey 1896. — Emil Kühn: Das Getreidemonopol als sociale Maßregel. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1896. — Dr. Anna Kuhnow: Gedanken und Erfahrungen über Frauenbildung und Frauenberuf. Leipzig, Hermann Haacke 1896. — Dr. August Pfing: Zur Frage der Getreide-Preisbildung in Deutschland. (S.-A. aus der Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft. 1896. 4. Heft.) Tübingen, H. Laupp. — Mentzel u. v. Lengerke's landwirthschaftlicher Hülfs- und Schreibkalender. 50. Jahrg. 1897. Hggb. von Dr. Hugo Thiel und Dr. Emil v. Wolff. 2 Theile. Berlin, Paul Parey. — Veterinär-Kalender für 1897. Hggb. von W. Ebel. 2 Theile. Berlin, August Hirschwald. — G. Schallmeyer: Was muß der Gebildete von der Elektricität wissen? Gemeinverständliche Belehrung über die Kraft der Zukunft. Mit Abbildungen. 5. Aufl. Berlin u. Neuwied a. Rh., Louis Heuser 1896. — Zeitschrift für die gesammte Kälte-Industrie. Hggb. von Dr. H. Lorenz. 3. Jahrg. 10. Heft. Oct. 1896. München u. Leipzig, R. Oldenbourg. — Dr. Cl. Heß: Ueber die Pappel als Blitzableiter. Vortrag. (S.-A. aus Heft 12 der Mittheilungen der Thurg. Naturf. Gesellschaft.) — Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien. 3. Bd. Heft 17—32. Leipzig, Otto Spamer. — Spamers großer Handatlas in 150 Kartenseiten nebst alphabetischem Ortsregister. Text von Dr. Alfred Hettner. Mit 600 Karten ꝛc. 1t.—22. Lfg. Ebd. — F. W. Rüsseet: Das deutsche Handwerk, seine jetzige Lage und Zukunft und die zu seiner Förderung dienenden Maßregeln. Leipzig u. Berlin, Friedrich Luckhardt 1896. — Heinrich Stamm: Kaiser Wilhelm der Große. Vaterländisches Schauspiel in 5 Aufzügen und einer Schlußscene. Ebd. 1896. — Eintheilung der Standarte des deutschen Heeres und der kaiserlichen Marine. Berichtigt bis 1. Oct. 1896 aus C. A. 30. Jahrg. 2. Ausg. Berlin, A. Bath 1896.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Samstag, 17. October. Nummer 241.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

General Lagrange als Gouverneur von Hessen-Kassel (1806/07). Von Dr. Hugo Brunner. — Mittheilungen und Nachrichten.

General Lagrange als Gouverneur von Hessen-Kassel (1806/07).

Von Dr. Hugo Brunner.

Am 11. Januar 1808, wenige Wochen nach seinem Einzug in Kassel, schrieb König Jérôme von Westfalen an seinen kaiserlichen Bruder: „Eure Majestät tadelt mein Betragen gegen den General Lagrange; ich bemerke indessen, daß über die Ursache seiner Abreise nichts in Kassel ruchbar geworden ist und daß man wähnt, er sei infolge eines Befehls Eurer Majestät abgereist.“[1]) Der Herausgeber der Denkwürdigkeiten des Königs Jérôme bemerkt hiezu: „Der General Lagrange hatte ganz plötzlich infolge heikler Geschichten (à la suite d'affaires délicates) Westfalen verlassen, unter Zurücklassung seines Portefeuille als Kriegsminister und ohne sogar den König von seiner Abreise in Kenntniß zu setzen.“ Welcher Art waren diese heiklen Geschichten? Nur ganz kurze Zeit war Lagrange in dem neu gebildeten Königreich Westfalen als Kriegsminister thätig gewesen. Allein über ein Jahr lang hatte er im Auftrag Napoleons das Kurfürstenthum Hessen als Gouverneur verwaltet; während dieser Zeit sollten Unregelmäßigkeiten vorgekommen sein.

Das im Jahre 1820 in Paris erschienene, wie es heißt, von einem Augenzeugen verfaßte kleine Werk: „Le Royaume de Westphalie, Jérôme Buonaparte, sa cour, ses favoris et ses ministres. Par un témoin oculaire“,[2]) sagt auf S. 29 f.: „Kaum hatte sich das Ministerium gebildet, als man plötzlich den Kriegsminister von Kassel abreisen sah. Gleichzeitig wurden zwei ehemalige Beamte, welche vordem mit der Verwaltung der Domänen in Hessen betraut gewesen waren, in das Castell gesetzt.[3]) Diese kleine Palastrevolution war während einiger Tage dem Publicum ein Räthsel; allein es verlautete bald, daß die hessischen Behörden, im Besitz einer sehr beträchtlichen Summe Geldes (dépositaires d'une somme fort considérable), darüber zu gunsten des Generals und des Intendanten Mart.. in der Weise eines Geschenkes (à titre de présent) verfügt und daß diese es angenommen hätten. Jérôme, welcher keinen Pfennig in der Casse seiner Civilliste hatte und daher gezwungen gewesen war, bei der Ankunft in seinen Staaten durch die Hände der Juden zu wandern, fand es wenig am Platz, daß man auf seine Unkosten Geschenke machte; aber kaum wurde das Wort „Ersatzleistung“ ausgesprochen, so war der General aus Westfalen fort. Da Bonaparte mehr Werth auf einen guten General als auf die Kasseler Maskenbälle legte, so gab er der Angelegenheit keine Folge. Was den Intendanten Mart.. betrifft, so stand er nicht so fest; er war ein Mensch, die Furcht befiel ihn und er leistete Ersatz.“

Der volle Name des Intendanten ist Marteillère. Fügen wir noch hinzu, daß Friedrich Müller in seinem Werke: „Kassel seit siebzig Jahren“, auf S. 8 des ersten Bandes einige wenige Andeutungen über die Sache ebenfalls in der angegebenen Richtung macht, ohne gleichwohl mehr als einen allgemeinen Verdacht auszusprechen, und daß der ungenannte Verfasser des im Jahre 1888 in Paris erschienenen Buches: „Un Roi qui s'amusait, et la Cour deWestphalie de 1807 à 1813“, lediglich aus den Memoiren Jérôme's und dem bereits von uns angeführten Werke „Le Royaume de Westphalie“ abgeschrieben hat, so dürften die Hauptquellen genannt sein, in denen sich Nachrichten über die Ursache der plötzlichen Abreise des Generals Lagrange aus dem Königreich Westfalen vorfinden.

Wir wollen jetzt auf grund authentischer Actenstücke[4]) die Verhandlungen darlegen, welche bald nach der Besitznahme Hessen-Kassels durch die Franzosen zwischen dem Kurfürsten und dem neu ernannten Gouverneur stattgefunden haben und die Sicherung des kurfürstlichen Vermögens zum Gegenstand hatten. Sie waren, wie wir sehen werden, die Veranlassung dazu, daß Lagrange aus dem westfälischen Dienste so schleunig ausschied. Zuvor wollen wir kurz die Ereignisse schildern, welche der Ankunft des Generals in Hessen vorausgingen.

In den letzten Tagen des October im Jahre 1806 überschritten zwei französische Heersäulen, die eine von Norden, die andere von Süden her kommend, die Grenzen des Hessenlandes, ohne Rücksicht auf die Pfähle, welche der fürsorgliche Landesvater Kurfürst Wilhelm I. an allen Wegen, die ins Land führten, hatte einschlagen und mit der Aufschrift „Pays neutre“ versehen lassen. Er hatte gewähnt, nach einem System unverständiger Schaukelpolitik, das selbst großen Staaten regelmäßig verhängnißvoll wird, durch eine Art bewaffneter Neutralität sein kleines Land in den wilden Wogen der Völkerkämpfe vor Schiffbruch bewahren zu können, — ganz ebenso wie 60 Jahre später sein Enkel Kurfürst Friedrich Wilhelm I. verfuhr; wie denn beide Jahre, 1806 und 1866, von auffallender Aehnlichkeit sind bezüglich der Geschicke des Kurstaates. Beidemale verlor Hessen seine Selbständigkeit, und beidemale war das Ende nicht rühmlich. Das Land fiel ohne Gegenwehr in die Hände des Feindes, und die tapfern, auf vielen Schlachtfeldern ruhmgekrönten hessischen Soldaten wurden ohne Schwertstreich überwältigt. Die Fürsten aber wanderten in die Verbannung, der eine auf 7 Jahre, der andere auf immer. Friedrich Wilhelm hatte aus dem Geschick des Großvaters, und beide hatten aus der Politik

[1]) Mémoires et Correspondance du roi Jérôme, Bd. III, S. 229.
[2]) Barbier in seinem Dictionnaire des ouvrages anonymes, T. IV, nenne Vincent Lombard aus Langres als Verfasser.
[3]) Das alte Staatsgefängniß an der Fulda in Kassel, jetzt Militärgefangenhaus. — Ueber die beiden Beamten (Roques und Reinhard) siehe weiter unten.

[4]) Die Acten entstammen dem landständischen Archiv in Kassel und wurden vor kurzem der Landesbibliothek daselbst übergeben. Sie tragen die Signaturen: Monuscr. hassiaca, fol. 367, 375 u. 377.

ihrer Väter zur Zeit der großen Kriege des 17. und 18. Jahrhunderts nicht die Lehre zu ziehen vermocht, daß ein kleiner Staat nur dann Aussicht hat, an der Politik der Großmächte sich ohne Schaden zu betheiligen, wenn er sich rückhaltslos auf eine Seite stellt.

Das Zaudern und die Unentschlossenheit der Fürsten haben dem Lande seine Selbständigkeit gekostet. Jedesmal, wenn es zu spät und wenn die siegreich vordringende Macht durch Hinhalten aufs empfindlichste gekränkt und erbittert war, wollten sie einlenken. Aber dann war der rechte Zeitpunkt verpaßt und beide Fürsten hatten den Verlust ihrer schönen Lande zu beklagen. Nur darin tritt eine Unähnlichkeit ihrer Geschicke zu Tage, daß der Enkel, in eigensinnigem Trotz gegen Preußen verharrend, sich von den Feinden in seiner Hauptstadt gefangen nehmen ließ, indeß der klügere Großvater den Franzosen noch im letzten Augenblick aus dem Wege ging.

Am 31. October 1806 traf der französische Marschall Mortier, von Süden her die Fulda entlang marschirend, mit etwa 10,000 Mann vor Kassel ein. Gleichzeitig erschien von Norden her mit ungefähr ebenso viel Mann der König von Holland. Mit banger Sorge blickte am Abend des genannten Tages der Kurfürst aus den Fenstern seines Residenzschlosses in der Bellevue hinüber nach den Anhöhen vor dem Söhrewald, von wo aus die Biwakfeuer des Mortier'schen Corps herüberleuchteten. Seine Deputation, die er am Nachmittag jenes 31. October hinaus ins französische Lager gesandt hatte, um noch einen letzten Unterhandlungsversuch zu machen, war unverrichteter Dinge zurückgekehrt. Mortier hatte erklärt, daß er, lediglich Soldat, keinen Auftrag zu diplomatischen Verhandlungen besitze; daß vielmehr die Weisung des Kaisers dahin gehe, den Kurfürsten ebenso wie seinen Sohn den Kurprinzen als preußische Generale gefangen zu nehmen. Umsonst war es, daß die Gesandten das Abschiedsgesuch vorzeigten, welches beide, Vater und Sohn, dem König von Preußen eingereicht hatten, um Entbindung von ihren Würden zu verlangen; umsonst, daß sie geltend machten: seit vier Wochen nicht mehr preußischer General, wünsche der souveräne Kurfürst von Hessen dem Südbunde beizutreten.[1]) Nichts half es, daß der Hauptvorwand der feindlichen Behandlung des Landes aus dem Wege geräumt war. Längst hatte Napoleon über das Schicksal des neuesten Kurstaates entschieden, und in der Nacht zum 1. November zwischen 11 und 12 Uhr übergab der französische Legationssecretär St. Geneſt, in Reisekleidern vorfahrend, dem Minister v. Waitz eine gleichzeitig in vielen Exemplaren gedruckte, französisch und deutsch abgefaßte Note, die nach Aufzählung einer Reihe meist grundloser Vorwürfe in den Schlußsätzen gipfelt: „In dieser Lage der Sache bleibt es an den (so) Fürsten von Hessen-Kassel, zu sehen, ob er die Gewalt mit Gewalt vertreiben will, und sein Land zum Schauplatz der Kriegsgräuel zu machen. Da aber solche Auftritte sich nicht mit einer politischen Sendung vertragen, so hat der Unterschriebene Befehl, seine Pässe zu fordern, um sich gleich entfernen zu können. St. Geneſt."

So verfuhr der Kaiser, der so gern bereit war, in seinen Bulletins den Gegnern Hinterlist und Tücke zuzuschreiben. Er wartete, bis seine Truppen das Land und die Hauptstadt in ihrer Gewalt hatten, und erklärte dann erst offen den Krieg.

Der Person des Kurfürsten sich zu bemächtigen, hatten offenbar die Franzosen keine Neigung, es wäre ihnen sonst ein leichtes gewesen. Als er am 1. November Morgens früh, nur den Kurprinzen an seiner Seite, in sechsspännigem offenen Wagen zum Leipziger Thor hinausfuhr, traten ihm an der Barriere französische Vorposten in den Weg, kreuzten die Bajonnette und brüllten ihm ihr „On n'y passe pas!" entgegen. — „Stantz, dreh um!" rief der Kurfürst dem Vorreiter zu und das weiße Taschentuch vor die Augen haltend, fuhr er im raschen Trabe denselben Weg durch die Stadt zurück und dann in entgegengesetzter Richtung hinaus über Wilhelmshöhe nach Arolsen, wo vom Hofmarschall des sonst nicht eben freundnachbarlich behandelten Fürsten von Waldeck der verhaßte runde Hut und die zur Weiterreise nach Itzehoe und Gottorp nöthigen sonstigen Civilkleider geborgt wurden.[1])

Bald nach der Entfernung des Kurfürsten rasselten die kleinen französischen Trommeln durch die Straßen der Stadt. Auf dem Friedrichsplatz nahmen etwa 6000 Mann Aufstellung und lösten sofort die hessischen Wachen ab, die fluchend und knirschend ihre Posten verließen.

Es muß dies ein seltsamer Anblick gewesen sein! Hier die wuchtigen, aber steifen Gestalten der hessischen Gardisten und Garde-Grenadiere im vorschriftsmäßigen Wachtanzuge, mit Zopf und Klebelocken; dort die kleinen, behenden Franzosen, ohne allen militärischen Drill und Anstand, in wenig sauberen Uniformen. Beide hatten sich oft genug im Kampfe gemessen. Noch hatte bei der Erstürmung Frankfurts der hessische Grenadier seinen Gegner mit gewaltigen Kolbenschlägen zu Boden gestreckt. Aber doch gehörte diesem vorläufig die Welt; er war der Träger der neuen Ideen, und der alte Feudalstaat sank vor ihm in den Staub mit Zopf und allem übrigen Beiwerk.

Am Tage nach dem Einrücken des Marschalls Mortier erschien in Kassel auch General Lagrange als der vom Kaiser Napoleon für Hessen ernannte Gouverneur, ein schon ältlicher Herr mit einem dünnen Zöpfchen.[2]) Er nahm seine Wohnung im kurfürstlichen Residenzschlosse und bezog zu des abwesenden hohen Herrn nicht geringem Verdruß die nämlichen Zimmer, die jener innegehabt hatte, wo er sich auch auf dieselbe Art mit Tafel und Aufwartung bedienen ließ, als wenn Serenissimus zugegen gewesen wären.

Noch an demselben Tage wurden alle herrschaftlichen Cassen in Beschlag genommen; alle Einkünfte des Landes wurden, wie die unterm 4. Nov. von Lagrange erlassene Proclamation ankündigte, fortab für den Kaiser erhoben, in dessen Namen auch die Justiz verwaltet werden sollte. Der Gouverneur behielt sich allein das Recht vor, die Zahlungen für die verschiedenen Gegenstände der Landesverwaltung anzuweisen und die Ausgaben nach den ihm darüber vorzulegenden Etats zu bestimmen. Eine große Menge der Ausgaben für die Hofverwaltung wurde alsbald von ihm gestrichen.

Auf diese Weise brachten die Franzosen zunächst das Land finanziell in ihre Hände. Das große Capitalvermögen des Kurfürsten mit Beschlag zu belegen, war ihnen freilich nicht gelungen. Dieses wurde unter mancherlei Fährlichkeiten von dem hessischen Hauptmann Mensing auf Wagen heimlich und auf Waldwegen, wo kein französisches Späherauge ihrer gewahr wurde, nach dem inmitten weiter Forste zwischen der Fulda und Werra einsam gelegenen Hofe Stölzingen gebracht und dann, nachdem die Zustände im Lande in ein ruhigeres Fahrwasser zurückgekehrt waren, in der ersten Hälfte des December theils nach Frankfurt, theils über Witzenhausen nach Münden geschafft. In Frankfurt übernahm der kurfürstliche Oberhofagent Meier Amschel Rothschild 7 Millionen Thaler als Darlehen; das übrige Capitalvermögen, etwa in gleicher Höhe, soll der Sage nach einige Jahre im Wilhelmshöher Schlosse vermauert gewesen sein. Doch ist dies aus verschiedenen

[1]) Strippelmann, Beiträge zur Geschichte Hessen-Kassels; Hessen und Frankreich. Marburg, Elwert. Heft 2, S. 240 ff.

[1]) Nach Aufzeichnungen des Hofraths Ludwig Sigismund Ruhl, im Privatbesitz zu Kassel befindlich und ungedruckt.

[2]) Ruhl.

Gründen nicht wahrscheinlich; es wurde — wenn es überhaupt in Baar, bezw. in Staatspapieren vorhanden war — vermuthlich von Hof Stölzingen nach Münden, von da dann weiter über Allendorf und Eisenach nach Böhmen übergeführt, wo sich der Kurfürst später aufhielt.[1])

Dieses Baarvermögen des Kurfürsten, bezw. des Landes den Augen der Feinde zu entziehen, war eine verhältnißmäßig leichte Aufgabe derjenigen gegenüber, die überaus zahlreichen Ausstände und die in den Cassen des Landes steckenden, theilweise auch von diesen ausgeliehenen Gelder vor den Franzosen zu verbergen. Die meisten Fürsten und Standesherren des deutschen Reiches waren damals des Kurfürsten Schuldner; aber auch im Lande selbst waren zahlreiche Capitalien auf Hypotheken vielfach an kleine Leute ausgeliehen, mit denen der Kurfürst gern Geschäfte machte. Das Vermögen der einzelnen Cassendepartements ausfindig zu machen, sollte die Aufgabe des eigens zu diesem Zwecke nach Kassel geschickten französischen Intendanten Marteillère sein, und im Anfang des December war Lagrange bereits so glücklich, sich im Besitz eines Capitalienbuches der Kriegscasse, des neuesten Cabinetscassen-Etats von 1806, sowie eines Status der bei der Oberrentkammer in Kassel und der Rentkammer in Hanau ausgeliehenen Capitalien zu befinden. Wenn er diese Documente dem Kaiser einsandte, so konnte man von Paris aus leicht dem Kurfürsten die Daumschrauben anlegen. Entweder nahm man die Ausstände, soweit man ihrer habhaft werden konnte, für Frankreich in Beschlag; oder man half sich mit Contributionen in der Weise, wie eine solche von Lagrange bereits angekündigt worden war. Er verlangte nämlich einstweilen 6 Millionen Livres Kriegssteuern, mit dem ausdrücklichen Hinzufügen, daß es die Intention des Kaisers sei, solche vorzüglich auf des Kurfürsten eigenes Vermögen gelegt zu sehen. Ginge dies nicht an, so seien Cabinetsgüter in entsprechender Höhe zu veräußern und deren Besitz den Käufern zu gewährleisten.[2]) Dabei war leicht vorauszusehen, daß der Kurfürst eher zahlen, als solche Güter dem Staate abhanden kommen lassen würde. Hegte er doch noch lange Zeit die Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, den Kaiser wieder günstig für sich zu stimmen und in sein Land zurückkehren zu dürfen.

Inzwischen vermehrten sich seine Sorgen um die in den Händen der Franzosen befindlichen Belege und Nachweisungen über sein Vermögen noch erheblich, als er vernahm, daß auch die im Bellevueschlosse bei der Eile der Abreise vergessene umfängliche Correspondenz dem Spürsinne Marteillère's zum Opfer gefallen sei. So war guter Rath theuer, und die Minister gaben schon alles verloren: da erschien Hülfe von einer Seite, von der man sie am wenigsten erwartet hatte.

Lagrange war ein vorsichtiger Mann. Er hatte die zu seiner Kenntniß gelangten kurfürstlichen Vermögensübersichten dem Kaiser bei weitem nicht in ihrem ganzen Umfange mitgetheilt. Er hatte sich vielmehr begnügt, dem Kaiser nicht mehr als 44 Millionen Livres anzugeben und daraus speciell sechs Posten[3]) namhaft zu machen, aus denen die Contribution der 6 Millionen Livres am leichtesten beigetrieben werden könne. Indem er den beiden hessischen Ministern v. Waitz und v. Baumbach hievon Eröffnung that, fügte er hinzu, daß, wenn wider Vermuthen in Betreff des übrigen Vermögens nähere Einzelheiten und Specificationen verlangt werden sollten, für den Rest der Summe nach Gutfinden andere Capitalien, welche am wenigsten zu erreichen stünden, oder Staatspapiere verzeichnet werden könnten. Gegen eine bedeutende Vergütung für sich und für den Generalintendanten Marteillère, worüber der in Kassel anwesende Bankier und Legationsrath Jordis von Frankfurt das Nähere abzureden von ihm beauftragt sei, verspreche er, nicht nur dem Kaiser ein mehreres nicht zu melden, sondern auch alles, was er darüber in Händen und außer ihm noch niemand gesehen habe, herauszugeben, auch keine weiteren Nachforschungen deßhalb anzustellen und selbst alle Nachrichten, die sich darüber noch bei den hiesigen Collegien befänden, verabfolgen zu lassen, soweit solches, ohne ihn zu compromittiren, möglich sei. Jedoch verlange er von den Ministern eine vorläufige schriftliche Versicherung über die zu gewährende Vergütung, mit Vorbehalt der Genehmigung durch den Kurfürsten.

Der Bankier Jordis zeigte hierauf noch weiter an, daß der Gouverneur, nachdem er anfänglich eine Million Franken verlangt habe, doch auf 800,000 Franken heruntergegangen sei, zahlbar in sicheren, alsbald fälligen oder auf kurze Sichten gestellten Pariser Wechseln.

Also verhandelte Lagrange mit Männern, die er zwei Wochen zuvor, am 5. December, selbst ihrer Functionen als Minister enthoben hatte.[4]) Seinem Vorschlag gegenüber waren die nunmehrigen Exminister in einer kritischen Lage. Zweifellos sprachen gewichtige Gründe für die Annahme desselben. Einmal war so wenigstens die Möglichkeit vorhanden, mit Hülfe des Generalgouverneurs den Rest der ausstehenden Capitalien noch zu retten. Ferner war mit Sicherheit anzunehmen, daß, wenn der ganze Betrag der Capitalien und Staatspapiere, wie ihn Lagrange in Erfahrung gebracht hatte, dem Kaiser angezeigt werden sollte, von diesem desto größere Opfer verlangt werden würden. Schließlich war darauf Rücksicht zu nehmen, daß der Gouverneur, wenn er zufriedengestellt werde, dem Lande noch wesentliche Dienste zu leisten im Stande war, wie er andrerseits, wenn man ihn vor den Kopf stieß, seine Macht sehr zum Schaden des Landes gebrauchen konnte.

Allein, wer bürgte dafür, daß Lagrange, auch wenn man in seine Aufrichtigkeit kein Mißtrauen setzte, auf seinem Posten blieb und nicht eines Tages abberufen wurde? Mit seinem Nachfolger war man dann gerade so weit, wie jetzt, da es einestheils unmöglich war, alle und jede Spuren, welche Stoff zu neuen Nachforschungen geben konnten, bei den Collegien zu vertilgen, anderntheils eine Bestechung aller Eingeweihten leicht zu einer Schraube ohne Ende werden konnte. Die im Lande selbst ausgethanen Capitalien konnten zudem jederzeit aus den Hypothekenbüchern ermittelt werden; die nach auswärts ausgetiehenen standen in Gefahr, durch Uebelgesinnte oder gar durch die Schuldner selbst um Vortheils und Gewinnes willen verrathen zu werden. Endlich waren Lagrange und Marteillère nicht mehr allein im Besitze des Geheimnisses; ein Theil davon — die Kriegscassenrechnung von 1804 — war bereits dem vom französischen Gouvernement bei dieser Casse angestellten Directeur Roques bekannt geworden.

So erschien der Vortheil der Transaction den Ministern in einem fragwürdigen Lichte. Diese in einfachen und soliden Verhältnissen ergrauten Staatsdiener wußten mit Bestechungen sehr wenig Bescheid, so wenig, daß Herr

---

[1]) Hierüber habe ich ausführlicher gehandelt in der Zeitschrift „Hessenland", Jahrg. 1896, Nr. 1—4.

[2]) Bericht der hess. Minister vom 1. Dec. 1806. Ständ. Landesbibliothek, a. a. O.

[3]) Diese sechs Posten waren:

1) bei dem Großherzog von Baden	392,424	Rthlr.
2) „ „ Prinzen Georg von Waldeck . .	30,916	„
3) „ „ Fürsten von Hohenzollern-Hechingen	84,090	„
4) bei den Staaten von Holland	544,478	„
5) bei dem Herzog von Nassau-Usingen . .	112,121	„
6) „ „ Fürsten von Waldeck	1,167,969	„
Summa	2,331,993	Rthlr.

[4]) Bericht von diesem Tage, a. a. O., Fol. 375.

v. Baumbach eine Zeit lang der Ansicht war, der schlaue Franzose wolle ihnen nur die schriftliche Zusicherung der begehrten Summe entlocken, um sie dann beim Kaiser der versuchten Bestechung anzuklagen, sich selbst aber bei diesem in ein günstiges Licht zu setzen. Diese Meinung ließ er später fallen, rieth aber dafür dem Kurfürsten, zu bedenken, daß ein Sperling in der Hand — in diesem Falle die Summe von 800,000 Livres — mehr werth sei, als die Taube auf dem Dache, indem es immerhin, auch nach gebrachtem Opfer, noch sehr zweifelhaft bleibe, ob die ausstehenden Capitalien gerettet werden könnten. Er wollte daher die Sache mehr dilatorisch behandelt wissen, gab aber nach, als sein College Waitz ihn auf die daraus erwachsenden nachtheiligen Folgen aufmerksam machte, deren Verantwortung er nicht übernehmen mochte. Dem letzteren, der überhaupt weit klarer sah, ist demnach in erster Linie das Eingehen auf die Anerbietungen Lagrange's und die Abgabe der vorläufigen Declaration zu verdanken gewesen.

Denn dem Gouverneur wenigstens vorläufig die von ihm gewünschte Erklärung auszuhändigen, die ja ohne landesherrliche Genehmigung werthlos blieb, war ganz unbedenklich, ebenso, wie wenn die Minister alles übrige allerhöchster Entscheidung anheimstellten und damit sich selbst aus der Klemme zogen. Die Erklärung, deren Original, später cassirt und zerschnitten, bei den Acten liegt, lautet folgendermaßen:

> Nous soussignés nous engageons de la manière la plus formelle par la présente de faire payer par l'intermédiaire de Mons. Jordis, banquier de Francfort, à son Excellence Monsieur de la Grange, Gouverneur Général de la Hesse, la somme de huit cent mille francs de France, en conséquence d'un arrangement pris avec sa dite Excellence relatif aux capitaux appartenant à S. A. S. E. de Hesse, dont les listes se trouvent entre les mains de Monsieur le Gouverneur Général; le tout sauf l'approbation et la ratification de l'Electeur notre maître. Le présent gage sera déposé entre les mains de Mons. Jordis jusqu' à l'arrivée de la décision de l'Electeur, que nous demanderons par un exprès, qui devra être de retour au bout de douze jours. En foi de quoi nous avons signé le présent acte et l'avons muni de nos sceaux — Fait à Cassel ce 15 décembre 1806.
>
> (L. S.) (L. S.)
> Le B. de Waitz d'Eschen. Le Baron de Baumbach.

Es war ein Glück für viele brave Unterthanen des Kurfürsten, daß seine Minister nicht zögerten, auf die Anträge des französischen Generalgouverneurs einzugehen, sowie ferner, daß der Kurfürst selbst sich nicht durchaus ablehnend verhielt, vielmehr im großen und ganzen die Nachtheile, welche aus einer etwaigen Ablehnung erwachsen mußten, richtig würdigte. Der Gouverneur konnte nicht umhin, auch sonst Nachsicht zu üben, wenn der Kurfürst seinen Säckel aufthat, und daß er Milde und Nachsicht übte, war in jenen Tagen dem Lande sehr nothwendig.

Am 11. November hatte Lagrange an den hessischen Kriegsminister v. Wurmb ein Schreiben erlassen, worin er diesen benachrichtigte, daß er in Rücksicht auf die große Menge ehemaliger hessischer Soldaten, welche nach Fortfall ihres bisherigen Soldes um ihren Unterhalt verlegen seien, beschlossen habe, ein Infanterieregiment von drei Bataillonen, und zwar sowohl in Ansehung der Bezahlung als der Einrichtung ganz auf dem Fuße der französischen Regimenter, zu errichten. Dasselbe sollte sich vorläufig in Kassel sammeln, um sodann später in Hagenau im Elsaß nach französischem Muster organisirt zu werden. Der Eintritt in dieses Regiment war zunächst ganz freiwillig und mußte es um so mehr sein, als gleichzeitig nicht nur zahlreiche Mannschaft für den holländischen Dienst angeworben wurde, sondern auch von Württemberg aus durch einen eigens dazu abgeordneten Offizier vielfache Bemühungen geschahen, um hessische Stabs- und andere tüchtige Offiziere zur Annahme dortiger Kriegsdienste zu bewegen.

Für die zu treffenden Vorbereitungen und zu ertheilenden Auskünfte hatte Lagrange einen hessischen Stabsofficier, den Major v. Müller vom ehemaligen Gardegrenadierregiment, gewonnen. Aber trotzdem daß der Gouverneur sich mit der Hoffnung schmeichelte, der Zudrang namentlich von seiten der Officiere und Unterofficiere werde so erheblich sein, daß er je nach Tüchtigkeit und Verdienst werde eine Auswahl treffen können, und ungeachtet das hessische Kriegsministerium die Zuschrift, in deutscher und französischer Sprache gedruckt, überall im Lande verbreiten ließ, war der Erfolg doch überaus gering. Die Hessen traten lieber in holländische und württembergische Dienste, als in die des Kaisers der Franzosen. Die Stabsoffiziere und Hauptleute, in ihrem Gewissen gebunden dadurch, daß der Kurfürst sie nicht ausdrücklich ihrer Pflicht erlassen hatte, zogen es fast sämmtlich vor, sich nach Mainz abführen zu lassen.[1])

Um nun dem Befehle des Kaisers entsprechen zu können, der die Bildung von fünf neuen Regimentern in Hessen ins Auge gefaßt hatte, sah Lagrange sich genöthigt, für die Zeit vom 15. bis zum 25. December eine förmliche Einberufung der hessischen Infanterieregimenter nach ihren alten Standorten zu erlassen, wobei den Ausbleibenden der Tod nach Standrecht angedroht wurde.

Die schon lange im Lande glimmende Erregung, der Unmuth über die unerträglichen Kriegslasten und die nimmer stockenden Einquartierungen brachen bei dieser Maßregel in helle Flammen aus. In Allendorf, in Eschwege, in Schmalkalden, in Marburg und an vielen anderen Orten kam es zu offenen Aufständen — die Lage konnte unter Umständen kritisch für die Franzosen, für die Hessen aber sehr verhängnißvoll werden.[2]) Denn die französische Truppenmacht, über welche Lagrange in Hessen verfügte, war sehr gering; die nächsten größeren Contingente standen in Mainz. Wie gefährdet selbst der hessischen Landesregierung die ganze Lage und die innere Sicherheit des Landes erschien, mag ein Erlaß derselben vom 21. November 1806 des näheren beleuchten. Daraus geht hervor, daß übelgesinnte Unterthanen die Zeitumstände zu benutzen suchten, um sich ihren Verpflichtungen gegen den Staat zu entziehen, und daß nach der Entlassung des Militärs die Obrigkeiten außer stande waren, die Säumigen und Pflichtvergessenen zu ihrer Schuldigkeit anzuhalten. Es drohte also ein Zustand allgemeiner Anarchie. Deßhalb schritt die Landesregierung mit Genehmigung des französischen Gouvernements zur Bildung einer Schutzwache in der Weise, daß in Städten und Flecken eine aus 5—6 zuverlässigen Leuten bestehende Mannschaft zur Aufrechterhaltung der Ordnung und um den obrigkeitlichen Befehlen den nöthigen Nachdruck zu geben, mit Waffen versehen werden sollte.

Den hessischen Soldaten und Bauern, die sich in offenem Aufruhr befanden, stand diese kleine Schutzwache selbstverständlich machtlos gegenüber und ist nirgends in Thätigkeit getreten.

Besser kam den Franzosen die Planlosigkeit der einzelnen Aufstandsbewegungen und der Mangel an tüchtiger Leitung zu statten, da die Soldaten, nachdem ihre Offiziere nach Mainz abgeführt waren, meist auf die Führung ehemaliger Unteroffiziere angewiesen waren, welche der Autorität ermangelten. Der Hesse ist ohnehin schwer zu lenken. Als daher der Chef des Gouvernementsstabes in Hessen, General

---

1) Bericht v. 1. Dec. 1806; Mscr. hass. Fol. 375. — S. a. Lynker, Geschichte der Insurrectionen wider das westfälische Gouvernement. S. 29 ff.

2) Lynker a. a. O., wo ausführliche Schilderung der Aufstände.

Barbot, welchen Lagrange nach dem Rheine beordert hatte, um Truppen gegen die Aufständischen herbeizuholen, mit etwa 3000 Mann in Oberhessen einrückte, war es ihm ein leichtes, die Bewegung niederzuschlagen und geordnete Zustände herbeizuführen. Mitte Januar des folgenden Jahres konnte der Aufstand als erloschen betrachtet werden.

Nun aber traten die Kriegsgerichte in Thätigkeit. Der Kaiser, fern im Osten durch den Krieg gegen Rußland und Preußen festgehalten, konnte und wollte nicht dulden, daß in seinem Rücken Unruhen ausbrachen, welche leicht einen drohenden Charakter annehmen mochten. Er befahl, die allerschärfsten Strafen zu verhängen, mit Todesurtheilen nicht zu kargen, auch u. a. an der Stadt Hersfeld, wo am 24. December der commandirende französische Offizier mißhandelt, ein Soldat erschossen und die ganze Besatzung aus der Stadt gedrängt worden war, ein warnendes Beispiel zu statuiren; sie sollte der allgemeinen Plünderung preisgegeben, dann an allen vier Ecken angezündet und niedergebrannt werden. Wenn trotz solcher scharfen Befehle mit den Aufständischen noch glimpflich verfahren wurde — eine Anzahl derselben erlitt freilich den Tod durch Pulver und Blei —, so war dies nur der günstigen Stimmung des Gouverneurs Lagrange zu verdanken; ohne seiner anerkannten Menschenfreundlichkeit zu nahe zu treten, darf man doch behaupten, daß auch die mit Kurfürst Wilhelm angeknüpften Unterhandlungen ihr Theil dazu beigetragen haben, härteres Unglück von den mißleiteten Unterthanen fern zu halten, zumal die hessischen Minister solches ausdrücklich anerkennen.

Am 22. December 1806 antwortete der Kurfürst auf den Bericht seiner Minister. Im großen und ganzen genehmigte er das Abkommen mit Lagrange, wenn auch die Aufwendung einer so bedeutenden Summe für eine so äußerst ungewisse Sicherstellung ihm große Sorge verursachte. Er hoffte deßwegen, noch möglichst viel nebenbei herauszuschlagen, und stellte eine längere Reihe von Bedingungen auf, zu deren Erfüllung Lagrange nebenher noch angehalten werden sollte. Daß auch alle übrigen in Betracht kommenden Personen, namentlich der Generalintendant Marteillère, mit besagtem Gelde vollkommen abgefunden würden, war ausdrücklich in der Zuschrift vorgesehen, und endlich gab er der Hoffnung Ausdruck, daß eine Minderung der geforderten Summe wenigstens durch deren Abtrag in Livres, statt in Franken, zu erlangen sein würde, wobei er sich „lediglich auf seines geheimen Ministerii Dexterität und Attachement verlasse".

Die Hauptsache war dem Kurfürsten die Abgabe einer schriftlichen Versicherung von seiten des Gouverneurs und des Intendanten, daß keine Abschriften der Rechnungen und Etats zurückzubehalten seien und von den erlangten Kenntnissen sonst kein Gebrauch gemacht werden solle — eine Bedingung, an welcher er mit großer Zähigkeit festhielt, trotzdem der Bankier Jordis im Namen und Auftrage der beiden Franzosen erklärte, daß an eine derartige Versicherung nicht zu denken sei, die leicht in unrechte Hände kommen und die beiden Männer aufs höchste compromittiren könne. Außer zur Abgabe ihres Ehrenwortes würden diese sich zu nichts verstehen.

So mußte bis zur definitiven Entscheidung des Kurfürsten die Angelegenheit in der Schwebe bleiben; denn auch auf die übrigen von ihm gestellten Bedingungen sammt und sonders einzugehen, war Lagrange nicht in der Lage. Inzwischen mußte letzterer seinen Bericht über die Vorgänge in Hessen dem Kaiser einreichen. Da keinerlei Abmahnung an die Aufständischen von seiten des Landesherrn selbst erfolgte, so war der Gouverneur verstimmt; das Wohl und Wehe vieler Unterthanen hing von der Fassung seines Berichtes ab. In dieser Lage glaubten die Minister sich einer großen Verantwortung auszusetzen, wenn sie nicht wenigstens durch Bewilligung der zunächst auf Abschlag verlangten 100,000 Livres den guten Willen des Gouverneurs zu erhalten suchten. Ohne die Einwilligung des Kurfürsten abzuwarten, autorisirten sie den Bankier Jordis zur Beschaffung der Summe und hoben in ihrem deßfallsigen Bericht (vom 16. Januar 1807) aufs klarste und bestimmteste hervor, daß auch eine schriftliche Erklärung keine größere Sicherheit für die Zukunft zu bieten vermöge, als das mündliche Ehrenwort, daß aber eine Verschleppung der Verhandlungen oder gar deren Abbruch nur dazu dienen werde, die beiden maßgebenden Persönlichkeiten aufs höchste zu verletzen, was dann das Land werde entgelten müssen. Den hohen Herrn einigermaßen zu beruhigen, konnten sie gleichzeitig mittheilen, daß es ihnen gelungen sei, die Herabsetzung der ursprünglich geforderten Summe auf 700,000 Livres zu erreichen.

Lagrange hatte für die Erledigung des Geschäftes und die Auszahlung der ganzen Summe eine Frist von vierzehn Tagen gesetzt, und diese auch nur unter der Bedingung, daß ihm außer den schon empfangenen 100,000 alsbald noch weitere 300,000 Livres in Wechseln zugestellt würden. Er ließ sagen, daß er einen äußerst günstigen Rapport an den Kaiser abgestattet habe; so glaubte er allen Grund zur Unzufriedenheit zu haben, als die weitere Zahlung auf sich warten ließ. Aber der Kurfürst bestand auf seinem Schein; und wenn er auch die (inzwischen doch von den Ministern angewiesenen) 400,000 Livres genehmigte, so erklärte er gleichwohl, daß es dabei sein Bewenden haben müsse, falls man auf der Gegenseite sich zu der schriftlichen Versicherung nicht verstehen werde.

Es war also mit ihm nur schwer von der Stelle zu kommen, zweifelsohne, weil er unausgesetzt auf eine günstige Wendung seines Schicksals hoffte. Denn in seinen Zuschriften ist öfters von seiner demnächstigen Rückkehr die Rede. Er ließ dabei durchblicken, daß er, wenn dieses Ereigniß eintrete, sich wohl zur Zahlung der vollen Summe entschließen werde, aber dann sollte dies lediglich in der Form eines Gnadengeschenkes geschehen.

Da Lagrange sich hierauf platterdings nicht einließ und eine weitere Verschleppung der Angelegenheit von den übelsten Folgen sein mußte, so stellten die Minister, wie schon mehrfach geschehen, ihren Herrn wiederum vor die vollendete Thatsache.

„Seit unserm letzten über diesen Gegenstand erstatteten Bericht," schreiben sie unterm 10. Februar, „ist die Lage der Sache so dringend geworden, daß, wenn das Geschäft nicht durch alsbaldige Bezahlung der übrigen 300,000 Livres schon jetzt völlig beendigt worden wäre, nicht nur der bereits abgegebene Betrag von 400,000 Livres so gut als verloren, sondern auch ein weit größerer Verlust an den ausstehenden Capitalien unvermeidlich gewesen sein würde."[1])

Es hatte nämlich der schon oben erwähnte, vom französischen Gouvernement bei dem hessischen Kriegscollegium angestellte Directeur Roques an eine große Anzahl ihm bekannt gewordener in- und ausländischer Schuldner, von denen die letzteren fast sämmtlich aus dem Verzeichniß der elf Millionen Reichsthaler weggelassen und verschwiegen werden sollten, bereits förmliche Kündigungen der Darlehen und entsprechende Einforderungsschreiben erlassen, die nicht ohne große Gefahr einstweilen einbehalten worden waren. Eben dieses war mit einem nicht unbeträchtlichen Zahlungs-

---

[1]) Letzteres bezieht sich darauf, daß das französische Gouvernement seine Zustimmung dazu gegeben hatte, daß die Zinszahlungen und Rückerstattungen der bisher verschwiegenen Capitalien nur und allein gegen des Kurfürsten eigene Quittungen erfolgen sollten. Diese Zustimmung konnte jederzeit bis zur völligen Auszahlung der stipulirten Summe zurückgezogen werden.

posten geschehen, der mit der Post an die Kriegscasse eingegangen war und dessen längere Geheimhaltung bedenklich sein mußte, da er im Postbuch verzeichnet stand.

In dieser dringenden Lage ließ der Generalgouverneur den Ministern durch den Legationsrath Jordis eröffnen, daß, wenn er nicht durch sofortige Auszahlung der rückständigen 300,000 Livres in den Stand gesetzt werde, die anderen in die Sache mit einzuweihenden Personen, besonders den gegen die Schuldner immer mehr aufdringenden Roques und außer ihm noch den Inspecteur des Domaines Reinhard[1]) in das Vertrauen zu ziehen und selbige zufrieden zu stellen, er bedauern müsse, daß bei seinem besten Willen der gewünschte Endzweck nicht erreicht werde.

Daraufhin hatten also die Minister sich entschlossen, auch ohne Serenissimi allerhöchste Autorisation die französischen Machthaber zufrieden zu stellen.

Der Kurfürst genehmigte nun zwar „in Anerkennung der dringenden Umstände" das getroffene Abkommen (vom 22. Februar), wünschte aber nicht, daß man sich auf weitere Transactionen, sei es mit Lagrange oder sonst irgend jemandem, einlasse, indem „bei allen dergleichen Negociationen nicht viel herauskomme".

Damit war die Angelegenheit beendigt. Es muß wundernehmen, daß die Minister in ihren Vorstellungen an den Landesherrn verhältnißmäßig wenig die durch die Anhänglichkeit gerade an ihn geschaffene Nothlage so vieler treuer Unterthanen, welche in Ketten und Banden schmachteten, als Hauptgrund der Abmachungen hervorheben, vielmehr meist und vorzugsweise den Verlust der Capitalien in den Vordergrund schieben. Sie mochten ihren Herrn wohl kennen.

Aber den Vorwurf, daß „bei allen dergleichen Negociationen nicht viel herauskomme", konnten und wollten sie nicht auf sich sitzen lassen. Am 20. April 1807 spricht ihr Bericht dies deutlich und treffend aus in folgenden Worten: „Soviel hiernächst das mit dem französischen Gouvernement getroffene Arrangement betrifft, so müssen wir unterthänigst bemerken, daß der hauptsächlichste Grund, warum Geheimes Ministerium diesen ihm geschehenen Antrag vorhin einzuberichten sich für verpflichtet hielt, in der damaligen Insurrection lag, und es nicht rathsam schien, das Gouvernement durch dessen Ablehnung zu indisponiren und solches hierdurch zu härteren Maßregeln gegen das Land und zu nachtheiligen Berichten an den Kaiser, wodurch dem höchsten Interesse so sehr geschadet werden konnte, zu veranlassen. Wir haben auch Ursache, zu glauben, daß wenigstens dieser Endzweck nicht ganz unerreicht geblieben ist."

Gewiß, wenn nur eines Unterthanen Leben durch die verausgabten Summen gerettet wurde, so darf das Geld als wohl angewandt betrachtet werden. Dem Kurfürsten aber waren die Aufstände an sich ein Gräuel, wie er auch im Jahre 1809 genugsam zu verstehen gegeben hat.

Was nun die Handlungsweise des Generals Lagrange anbelangt, so mag man zweifelhaft sein, ob ihn derentwegen ein Makel trifft. Daß er sein Schweigen sich abkaufen ließ, war gewiß nicht rühmlich. Aber die Capitalien, um welche es sich handelte, gehörten nicht der Krone Frankreich; er hat sie ihrem rechtmäßigen Eigenthümer erhalten. In diesem Sinne wird auch Napoleon die Handlungsweise des Generals aufgefaßt haben. In den Augen seines Bruders Jérôme, der aus tiefer Geldnoth nie herausgekommen ist, mußte freilich die Entziehung so vieler Millionen als ein unsühnbares Verbrechen gelten. Wie gut hätte er sie gebrauchen können!

[1]) In Roques und Reinhard erkennen wir unschwer die beiden Beamten, von denen es in dem oben citirten Werk: „Le Royaume de Westphalie" hieß, daß sie mit der Verwaltung der Domänen in Hessen betraut gewesen und dann später in das Cassel gesetzt worden seien.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Neues über des Dichters Leben und Werken auf Grund ungedruckter Briefe und Dichtungen mitgetheilt von Karl Theodor Gaedertz. — Dies vorige Weihnachten in der Hinstorff'schen Hofbuchhandlung zu Wismar erschienene, reich illustrirte Werk war binnen einer Woche ergriffen und kommt demnächst in zweiter vermehrter Auflage ebendaselbst heraus. Durch Einblick in die Aushängebogen sind wir in der Lage, unseren Lesern einiges über die Bereicherung in Bezug auf Bilder und Text schon jetzt mitzutheilen. Das interessanteste Blatt ist wohl das von Reuter, der bekanntlich ein großes Zeichentalent besaß, angefertigte Portrait seines Oheims, des weiland Pastor Ernst Reuter zu Jabel bei Kloster Malchow. Während sonst alles beim Brande des Kirchdorfs zerstört wurde, ist durch einen glücklichen Zufall dies Original-Pastellbild gerettet worden: es zeigt die milden Gesichtszüge des Mannes, bei dem der unglücklich Festungsgefangene und Studiosus ein Asyl fand, um geistig und körperlich zu genesen, in Jabel wo er auch den „Köster Suhr" kennen lernte, der für seinen Humor eine unerschöpfliche Quelle werden sollte. Mit kaum geringerem Interesse wird man eine Federzeichnung von Ludwig Pietsch (der auch die Kentersels von „Lowising" und Justizrath Schröder brillantirte) betrachten: den aus der „Stromtid" bekannten „Zimmerling Schulz", dessen ornithologische Leistung im Rohnstädter Reformverein gipfelt in dem dictatorischen Ausrufe: „'ruti 'ruti" Vier von dem geschätzten großherzoglich Mecklenburg-Schwerin'schen Hofmaler Prof. Thumm Schloepke herrührende Bleistiftskizzen vergegenwärtigen treue und bewährte Freunde unsers Dichters: den Rathskellermeister Ahlers und Apotheker Dr. Siemerling, sowie die Gebrüder Pastor und Dr. Bell in Neubrandenburg, welche wiederholt in Reuters Schriften vorkommen. Von hohem historischen Werthe ist der charakteristische Kopf des Herzogs Adolf Friedrichs IV., des Helden der Erzählung „Dörchläuchting". Unter den übrigen neu hinzugekommenen Illustrationen erregen unsere Aufmerksamkeit die Urgestalten des „Doktor So und So" und „Lütt Alexeser" aus der „Stromtid": Dr. Liebmann und Tochter Anna, im offenen Wagen vor Reuters Geburtshause, dem Rathhause zu Stavenhagen, gegenüber der Wohnung von „Kitte Risch", mit dem Wege hinauf zum Schloß des Amtshauptmanns Weber („Franzosentid"). Dies Bild ist wirklich sehr instructiv und führt den Beschauer an den Hauptplatz von des Dichters Vaterstadt Stavenhagen. Im ganzen bietet das Gaedertz'sche Werk jetzt 60 Portraits und Ansichten auf 47 Tafeln (darunter 3 Doppelbilder). — Auch der Text ist um eine Reihe von heiteren Anekdoten, Briefen und kleinen Partien vermehrt worden. In der „Festungstid" erzählt Reuter, wie er auf dem Transport nach Magdeburg in „de lütte Stadt B." Rast hielt. Gaedertz hat nun ermittelt, daß die kleine Stadt Belzig gewesen ist und der dortige Gasthof zum Stern, wo der Gefangene bei dem Besitzer Posthalter Schür, einem biedern Oekonomike und rechtem Onkel Bräsig-Charakter, gastliche Aufnahme fand, wer das „gode Mäten" war, das ihm „de Tüften afpöllt", wer die Klavierlehrerin u. s. w. Eine Tochter des freundlichen Wirthes, Frau Geheimräthin Dehnicke, erzählte dem Verfasser u. a.: „Als uns Kindern gesagt wurde, welch Schicksal den Jüngling erwarte, da nahmen wir den innigsten Antheil daran. Meinem Vater machte es besondere Freude, ihn in unserm Familienzimmer bewirthen zu können. So sind mir die Worte noch in Erinnerung, als ersterer zum Gendarmen, der Hrn. Reuter bewachte, sprach: Gehen Sie nur heraus, ich stehe für den Herrn! — Mein Papa ließ einen Punsch bereiten, und so verlebte der Gefangene wohl nach langer Zeit einen Abend, der ihm ebenfalls im Gedächtniß blieb, und wofür er sehr dankbar war." Die Pathen des Romans „Ut mine Stromtid" werden in Bild und Wort uns vorgeführt: Conrector Gesellius in Pachim, Generalschuldirector Friedrich Kehlrouich in Hannover und Professor Wilhelm Wachsmuth in Leipzig. Welchen Eindruck noch auf den 87jährigen Kohlrausch, den bekannten Verfasser der „Deutschen Geschichte", auch Reuters „Dörchläuchting" machte, geht aus der Thatsache hervor, daß der greise Gelehrte das Buch fast in einem Athem durchlas und im September 1866 an Reuter schrieb: „Wenn allerdings so durchgeführte Charaktere, wie in Stromtid hier nicht vorkommen, und ein Entspecter Bräsig, in welchem das Gemüthliche mit dem Komischen in wahrhaft origineller Weise vereinigt ist, einzig dasteht, so ist dagegen der Triumph des Humors in Dörchläuchting zu finden. Ich habe bei dem vierten Capitel, wo die Philister der Stadt Nigenbromberg im Rathskeller bei einer Bowle Punsch lustig werden und sich im Singen und Dichten überbieten, auf meiner Stube in stiller

Mitternacht unter fortwährendem Lachen helle Thränen vergossen und behauptete, daß in unserer ganzen Literatur nicht Aehnliches existirt, so viel Komisches wir auch Jean Paul und anderen verdanken; denn der Humor, der in der plattdeutschen Sprache liegt, ist im Hochdeutschen nicht zu erreichen. Da sind Bilder, Wendungen, Gleichnisse, die in jeder Uebersetzung und Nachahmung flach werden. Eine Figur, wie den Hofpoeten Kägebein und Dörchläuchting selbst haben auch Ihre früheren Schriften nicht aufzuweisen; und wenn das Gemüthliche gesucht wird, so haben wir nur den Conrector mit seiner Dürten und Stining mit ihrem Wilhelm zu betrachten." Diesen anerkennenden Brief erwartete Fritz Reuter heilig; denn er hegte die höchste Verehrung für den alten Kohlrausch, dessen Name und Lehrbücher ihm schon als Schüler vertraut waren. — Unter den neuen Mittheilungen, welchen wir zuerst in der zweiten Auflage begegnen, nehmen fesselnde Erinnerungen an Justizrath Schröder, den Gönner Reuters und Pathen der „Läuschen un Rimels", einen hervorragenden Platz ein; es sind kleine, gemüthvolle Züge, Erlebnisse und Trinksprüche, die der Sohn Geheimrath Prof. Richard Schröder in Heidelberg, Reuters Schüler, dem Biographen zur Verfügung gestellt hat. „Es lebe Fritz Reuter, wenn ich ihn sehe, bin ich schon heiter!" Dies waren die letzten Zeilen des hochbetagten „Justizeken" an „sein liebes Rutsching", wie er Reuter kosend nannte.

* Am 17. October 1846, mithin auf einem halben Jahrhundert, wurde die erste Operation unter Zuhülfenahme der Aethernarkose ausgeführt. Es handelte sich um die Operation eines an einer Halsgeschwulst im Massachusetts-Hospital zu Boston darniederliegenden Patienten durch Dr. Warren, welchen dessen Collegen Dr. Morton und Dr. Jackson bewogen hatten, diese äußerst schmerzhafte und blutige Operation unter Betäubung des Kranken durch Aethernarkose vorzunehmen. Dr. Warren verfuhr im Sinne der erwähnten Anregung und hatte die Genugthuung, eine gelungene schmerzlose Operation vollbracht und damit zugleich eine neue Aera in die operative Chirurgie eingeführt zu haben.

* **München.** Se. k. Hoheit der Prinz-Regent hat sich allergnädigst bewogen gefunden, die Stelle eines Präsidenten der k. Akademie der Wissenschaften und die hiemit verbundene Stelle eines Generalconservators der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates mit den etatsmäßigen Functionsbezügen dem bisherigen Präsidenten und Generalconservator, ordentlichen Professor an der k. Universität München, Geh. Rath und Obermedicinalrath Dr. Max v. Pettenkofer auf die Dauer von weiteren drei Jahren vom 1. November laufenden Jahres an zu übertragen und demselben bei diesem Anlaß das Prädicat „Excellenz" gebührenfrei zu verleihen.

* **Ulm.** Die Gebeine, die man vor einiger Zeit in der Sakristei der evangelischen Dreifaltigkeitskirche ausgegraben und für die Reste des vor mehr als 500 Jahren in hiesigen Dominicanerkloster verstorbenen berühmten deutschen Mystikers Suso angesprochen hatte, sind, da sich diese Vermuthung nicht bloß als haltlos, sondern als unmöglich erwies, auf Beschluß des Kirchengemeinderaths wieder eingescharrt worden.

70. **Berlin,** 15. Oct. Die Universität beging heute Mittag durch Festactus in der Aula den Rectoratswechsel. Der scheidende Rector Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. Adolf Wagner gab eine Uebersicht über die Veränderungen im Lehrkörper, den Besuch der Universität, wie über den Zumachs an Stipendienfonds und die Verwendung der vorhandenen Stiftungen für die Förderung wissenschaftlicher Zwecke, aus dem wir Folgendes hervorheben. Die Gräfin Bose-Stiftung hat zwanzig, zumeist der Heilkunde und den Naturwissenschaften zugewandten Forschern namhafte Zuschüsse zu Reisen und wissenschaftlichen Arbeiten im Betrage von 500 bis zu 3000 M. gewähret. Die Gesammtzahl der immatriculirten Studirenden während des ganzen Studienjahres 1895/96 betrug 4047, die höchste bisher erreichte Ziffer. 955 private Vorlesungen wurden im ganzen von 32,000, 541 öffentliche von rund 27,000 Zuhörern besucht. Nach Ableistung des Eides und der Investitur ergriff der neue Rector Geh. Justizrath Prof. Dr. Heinrich Brunner das Wort zu seiner Rede, in der er die Beziehungen der deutschen Universitäten zum deutschen Rechte darzulegen unternahm, in dem Sinne, daß er zeigte, was die deutschen Universitäten dem deutschen Rechte zu danken hätten. Die Behauptung, es sei die Institution der Universitäten deutschrechtlichen Ursprungs, klingt auf's erste paradox, zumal doch Bologna und Paris lange Universitäten besaßen, ehe solche auf deutschem Boden erstanden, und nachweislich diese ausländischen Hochschulen unsern Universitäten zum Vorbild gedient haben; und doch haben die Universitäten, trotz ihres internationalen Charakters und ihres internationalen Lebens während des Mittelalters, trotzdem ihre Rechtsfacultäten fremdes Recht lehrten und der Name selbst der römischrechtliche Terminologie entlehnt ist, eine deutschrechtliche Wurzel. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts finden wir in Bologna eine universitas scolarium, d. h. eine freie Genossenschaft von nicht stadtheimischen, reiferen Männern, die dort ihre Studien trieben. Diese universitates zerfielen in eine solche ultramontanorum und citramontanorum; während die Professoren Bürger von Bologna waren, fanden sich die Studenten, die nicht daselbst heimisch waren, in diesen Genossenschaften zu gegenseitigem Schutze zusammen und setzten sich dem Stadtbürgerrecht in einer Zeit, wo schwere Repressalien gegen eine Stadtgemeinde von der andern, namentlich gegen solche Deutschlands oder Mittelitaliens von Bologna ausgeübt werden konnten, das studentische Bürgerrecht entgegen. Als corporativ gegliederte Genossenschaft, wie wir im ersten Fünftel des 13. Jahrhunderts in Bologna eine solche universitas Tuscorum (von Toscana) finden, konnten diese Auswärtigen besser gegen die Wirthe auftreten und sich vor Uebervortheilung und solchem Nachtheil schützen, dem gegenüber der Einzelne machtlos und schutzlos dastand. Den Keim und die treibende Kraft unter diesen Genossenschaften in Bologna müssen wir in der den „Ultramontanen" angehörigen natio Teutonica sehen, die die angesehenste universitas und zugleich privilegirt war; denn diese besaß einen Rector, den sie wählen durfte, und wird mehrfach bei Vereinbarungen mit den Worten „salvo jure Teutonicorum" berücksichtigt. Das älteste vorhandene Nationalstatut dieser universitas Teutonicorum von 1497 — ältere sind verschollen — setzt an die Spitze der Schutzgenossenschaft zwei procuratores, spricht von fraternitas, von fraterna caritas der Genossen untereinander, schreibt die Tröstung der Kranken vor, Unterstützung hülfsbedürftiger Genossen, Begleitung bei den Leichenbegängnissen, bei der Prüfung zum Doctorexamen und bestimmt, daß Streitigkeiten der Genossen untereinander zu schlichten sind, und erst wenn so eine Einigung nicht zu erzielen ist, vor Gericht zu klagen gestattet ist. Eintritts- und Strafgelder werden die Einnahmen der gemeinschaftlichen Casse, die für geistliche und gesellige Zwecke Ausgaben zu machen hat. Der Tag der Schutzheiligen, der heiligen Katharina, sowie der Tag der „Heiligen drei Könige" werden besonders festlich begangen, noch besitzen wir Rechnungen aus dem Jahre 1389 über die am Tage der „Heiligen drei Könige" zerschlagenen Gläser und solche für die zu dem Festschmaus geliehenen Gläser; acht Tage nach dem Tode eines Genossen findet für diesen eine Andacht statt. Neben ihrer Eigenschaft als Schutzgenossenschaft ist diese universitas Teutonicorum zugleich eine Schwurbrüderschaft und tritt so in die den Deutschen bis in die heidnische Zeit hinauf bekannten Schutzgilden, bei denen wir alle die Eigenarten der Verfassung wiederfinden, wie sie uns hier entgegentreten; selbst den specifisch akademischen Brauch der Begleitung eines Genossen zum Doctorexamen können wir mit der Vorschrift einer dänischen Gilde in Parallele stellen, die das Geleit der Genossen zum Gericht fordert. Jeder Deutsche, der nach Bologna kam, um daselbst seine Studien zu machen, fand Aufnahme in die universitas, so daß diese zu einer förmlichen Berufs- und Vollgenossenschaft wurde. Deutlich erkennen wir hier die Verwandtschaft dieser universitas scolarium mit jener universitas mercatorum der deutschen Kaufleute in London, Wisby, Brügge und Nowgorod, dem Keime der Hansen. Wer das Bürgerrecht in Bologna erworben aber, was die gleiche Wirkung hatte, 10 Jahre in Bologna gelebt hatte, konnte nunmehr nicht länger dieser universitas angehören, die überseits die Professoren beherrschte, sich den Rector wählte, die Immatriculation der Landsleute vornahm, während in Paris die Magistri oder Doctores das Regiment führten und der Studirende bei dem Magister immatriculirt ward. Die Pariser Einrichtung offenbart auf den ersten Blick ihre Verwandtschaft mit der Gewerbsinnung oder der Zunft, die Corporationen stellen gleichsam gelehrte Innungen dar; damit ist aber auch, da die französischen Zünfte auf westfränkischem Rechtsboden stehen, der deutschrechtliche Charakter der Einrichtungen an der mittelalterlichen Pariser Hochschule erwiesen, wie die universitas scolarium ihren Rector den italienischen Innungen zum Ohmann gegeben hat, also auch hier eine Einwirkung deutschrechtlicher Elemente vorliegt. Gemäß dem basrechtlichen Charakter der Pariser Zünfte des 13. Jahrhunderts zeigt das in der Facultäten, nicht nach Nationen getheilte Studium generale in Paris sich als abhängig vom Kanzler von Notre-Dame und konnte, da es ohne genossenschaftliches

Digitized by Google

Oberhaupt diesem gegenüberstand, nicht gegen Eingriffe des Kanzlers mit der nöthigen Schärfe auftreten; erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts ist in Paris der aus der Artistenfacultät gewählte Rector das Haupt der Universität, und dieser steht damit eine freiere Bewegung dem Kanzler dem Nonne-Dame gegenüber zu. Wie die Institution der universitas, so ist auch die heute zum Theil noch erhaltene Rechtssymbolik der Universitäten deutschrechtlichen Charakters: Sceptereid und Investitur. Aus dem 17. Jahrhundert und dem Besitze der ehemaligen Hochschule zu Erfurt stammen die heute der Berliner Universität gehörigen Scepter. Königsberg, Gießen, Marburg, Frankfurt a. O. und Halle haben gleichfalls schon früh das Scepter. Die Kreuzung der Scepter stellt die christianisirte Form des altgermanischen Stabeides dar; durch die Berührung eines Gegenstandes, hier des Stabes, wird nach germanischer Anschauung beim Schwure der Zauber des Eides, der Contact mit den Eidesmächten bewirkt. Schwören ist zauberisch sprechen, der Schwur ist durch die Erwähnung der Strafe für den Meineid eine bedingte Selbstverfluchung, der Stab nach altfränkischer Anschauung ein Zauberstab. Ursprünglich mußte der Promovendus mehrere Eide schwören, daß er die Voraussetzungen für die Promotion erfüllt habe, und er mußte zugleich „bedingte Urfehde" schwören, sich im Falle des Nichtbestehens der Prüfung nicht an den Examinatoren rächen zu wollen. Die Investitur, wie sie früher auch bei der Doctorpromotion stattfand, sollte bedeuten, daß der Doctor nunmehr in die Meisterschaft der Gelehrten aufgenommen sei, da nach deutschrechtlicher Vorstellung erst die Investitur mit den Insignien des Amtes dem Investirten die volle Amtsgewalt gibt. In den Statuten der Königsberger Juristen-Facultät von 1616 findet sich noch die Belehnung des Doctors mit dem Ringe und dazu der Kuß von seiten des Promotors. Ob diese Investituren hebräischen, hellenischen, jüdischen, türkischen, chinesischen oder indischen Ursprungs seien, darüber hat sich die frucht- und geistlose Literatur des 17. Jahrhunderts zum Uebermaß verbreitet, während sie doch germanischen Anschauungen entsprangen. In Cambridge wurde dem Promovendus symbolisch ein offenes und ein geschlossenes Buch gereicht, und dieser Brauch findet sich auch sonst auf deutschen Universitäten; es war für den Theologen ein griechisches Neues Testament, für den Juristen Justinians Institutionen, für den Arzt die Schriften des Hippokrates, stets das kanonische Buch der betreffenden Facultät; geschlossen sollte es daran erinnern, daß nicht alle Weisheit aus Büchern stamme, während es geöffnet den neuen Doctor darauf hinweisen sollte, wie vieles er noch zu lesen und zu lernen habe. Erst der Verzicht auf die Anwesenheit des Promovendus in Person hat einen Mißbrauch: die Promotion in absentia, gezeitigt. Doch die Universitäten haben lange nicht die Dankesschuld an das „deutsche Recht" abgetragen, sie lehrten fremdes Recht; vielleicht, wenn Deutschland im 13. Jahrhundert schon eine Hochschule besessen, wäre die für uns so späte, inmitten der Auflösung der mittelalterlichen Lebensformen erfolgte Reception des römischen Rechts weniger unheilvoll geworden und deutsche Rechtsgedanken wären in unserm Rechtsleben stärker zur Geltung gekommen. In England und Frankreich war die Wirkung der Reception des römischen Rechts einer Impfung vergleichbar, die prophylaktisch dahin wirkte, eine allzu starke Infection der nationalen Rechtsgedanken durch das fremde Recht zu verhindern, also heilsamer in ihrer Wirkung, als es in Deutschland zu erwarten gewesen. Wie die evangelische Hochschule von Halle zuerst in deutscher Sprache lehrte, so wurde „deutsches Recht" zuerst in Wittenberg gelehrt, und langsam wurden Verfassung und Methode der Universitäten und ihres Forschungs- und Lehrbetriebes unsrer nationalen Eigenart entsprechend abgeändert, so daß sie heute in ihrer Mittelstellung als Staatsanstalten mit eigner corporativer Verfassung am besten ihrem Ziele, der freien Forschung und der freien Lehre, nachzustreben vermögen. Forschung und Lehre unsrer deutschen Universitäten sind das beste Bollwerk gegen die Trägheit einerseits und die Zuchtlosigkeit andrerseits, und wenn auch in den noch jüngst im englischen Parlamente citirten Worten Ernest Renans, die Universitäten in Deutschland seien die wahren Sieger von Sadowa und Sedan, eine arge Uebertreibung liegt, so stellen sie sich doch als echte Erzeugnisse des deutschen Nationalgeistes dar, deren Grundlagen bei jeder künftigen Reform gewahrt werden müssen, wie sie sich die Anerkennung der gesammten civilisirten Welt errungen haben; sonst verlieren sie ihre nationale Bedeutung. Hat es auch in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters, wo Lesen und Schreiben für pfäffisch und weibisch gehalten ward, nie an festen und tüchtigen deutschen Männern gefehlt, so entbehrte doch Deutschland in den großen Kämpfen der Zeit, an denen seine Kaisergeschlechter sich verbluteten, der geistigen Waffen zu diesen Kämpfen, weil die Ideen der Zeit im Ausland ihre Ausbildung und Prägung erfuhren. Wie anders haben, nach des Fürsten v. Bismarck Ausspruch, seit den Tagen des Wiener Congresses die deutschen Universitäten sich als den Herd erwiesen, auf dem das Feuer der Einheitsbestrebungen stets genährt ward, bis in den Tagen der Erfüllung der Brandstoff in heller Flamme aufstieg! Soll den deutschen Universitäten ihre nationale Bedeutung gewahrt bleiben, so ist es ihre Aufgabe, das Volksbewußtsein zu stärken und zu vertiefen, damit es seine Kraft in der Ueberwindung der politischen, sacialen, religiösen und wirthschaftlichen Gegensätze zu bethätigen geeignet wird, und unser Vaterland nicht zum Versuchsobject in den Händen derer wird, die nicht wissen oder nicht wissen wollen, wie das geschichtlich gewordene Volk nur organischer Entwicklung sein Gedeihen danken kann. Gegenwart und Zukunft der deutschen Universität beruhen auf dem Verantwortlichkeits- und Pflichtgefühl der Lehrenden und der Lernenden zugleich; denn die Zukunft unsres Volkes bedarf starker Charaktere und in treuem Fleiße gestählter Männer. In der Anknüpfung an ein altes Göttinger Universitätsstatut, wonach faule Studenten als „unnütze pondera terrae" und als „pestes reipublicae" in Göttingen „nicht sollten geduldet werden", mahnte der neue Rector die Commilitonen zu treuer Pflichterfüllung im Hinblick auf die Zukunft unsres Volks.

* **Berlin.** Der am 13. d. M. nach langem schweren Leiden verstorbene erste Chemiker des Reichsgesundheitsamtes, Grh. Regierungsrath Prof. Dr. Eugen Sell, war am 5. April 1842 in Bonn geboren als Sohn des bekannten Juristen Prof. Dr. Karl Sell. Die nahen Beziehungen des Vaters zu Liebig und A. W. v. Hofmann führten den Sohn chemischen Studien zu, die er in Paris unter Würtz begann, in London und Berlin unter Hofmann vollendete. Als Docent an der Berliner Universität, bald auch der Technischen Hochschule, hat er sich dann als Forscher zumal auf dem von Hofmann erschlossenen Gebiete der für die Erzeugung künstlicher Farbstoffe so wichtig gewordenen organischen Basen bethätigt. Die fruchtbarste Wirksamkeit hat der Verstorbene indessen als Chemiker des k. Gesundheitsamtes entfaltet, dem er seit seiner Begründung als Mitglied angehörte. Bei den Vorarbeiten zum Nahrungsmittelgesetz, den Wein- und Petroleumanalysen, bei der Herausgabe der deutschen Pharmakopoe, der Regelung der staatlichen Prüfungen für Nahrungsmittelchemiker u. s. w. hat Sell in hervorragender Weise mitgewirkt. Als Sachverständiger hat er den Staatsbehörden nach den verschiedensten Richtungen Dienste zu leisten und in seinem Amt einen Kreis tüchtiger Mitarbeiter um sich zu scharen gewußt, deren Zusammenwirken er glücklich zu organisiren verstand.

* **Breslau.** Auf Antrag des Directors der chirurgischen Klinik, Geh. Medicinalrath Prof. Dr. Mikulicz, wird in dem neu erbauten aseptischen Operationssaale statt der wohl sonst üblichen lateinischen oder griechischen Inschrift folgende altdeutsche angebracht werden: „bên zi bêne, bluot zi bluote, lid zi geliden, sôsê gelîmida sîn" (d. h. Knochen zu Knochen, Blut zu Blut, Glied zu Gliedern, als ob sie geleimt seien). Die Worte sind bekanntlich einem der heidnischen aus dem neunten Jahrhundert überlieferten Merseburger Zauberspeüche entnommen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 15. bis 16. October folgende Schriften eingegangen:

Neue Revue. Gegründet von Dr. A. Bauer, herausgegeben von Heinrich Ditrn und Dr. C. Wengraf. 7. Jahrg. Nr. 41. Oct. 1896. Wien. — Uebersicht der akademischen Behörden, Professoren ꝛc. an der k. k. Universität zu Wien für das Studienjahr 1896/97. Wien, Adolf Holzhausen 1896. — Th. H. Buckle: Essays. Aus dem Englischen übersetzt von Eugenie Jacobi. Leipzig, August Schupp 1896. — Karl Wuistum: Der Musikunterricht an den bayerischen Lehrerbildungsanstalten. Vortrag. Neustadt a. d. A., Ph. C. W. Schmidt. — Dr. Julius Baumann: Wie Christus urtheilen und handeln würde, wenn er heutzutage unter uns lebte. Stuttgart, Fr. Frommann 1896. — Albrecht Ritschl: Gesammelte Aufsätze. N. F. Freiburg i. B. und Leipzig, J. C. B. Mohr 1896. — Ernst Teichmann: Die Paulinischen Vorstellungen von Auferstehung und Gericht und ihre Beziehung zur Jüdischen Apokalyptik. Ebd. 1896.

Jahrgang 1896. München, Montag, 19. October. Nummer 242.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Kants geschichtliche Stellung. Von Dr. M. Kronenberg. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kants geschichtliche Stellung.[1])

Von Dr. M. Kronenberg.

Wenn man den Versuch macht, diejenige Gesammtheit des geistigen Lebens in unserm Jahrhundert, die wir Neuzeit, oder moderne Entwicklung benennen, zeitlich zu begrenzen, so befindet man sich zunächst in einiger Verlegenheit. Man bemerkt da und dort wohl bedeutsame Erscheinungen, neue Thatsachen, fruchtbare Ideen, welche alle insgesammt die Eigenart der Gegenwart charakterisiren; aber keine von ihnen allein kann als ihr Ausgangspunkt gelten. Diesen festen Anfangspunkt hat man erst erreicht, wenn man zurückgegangen ist auf eine große geistige That: auf die philosophische Reformation, die Kant herbeiführte. Man bemerkt deutlich: hier ist gleichsam eine geistige Wasserscheide vorhanden; ganz anders ist der hauptsächliche Inhalt, die Gestaltung, der ganze Rhythmus und die besondere Färbung des geistigen Lebens vor und nach diesem Wendepunkt. Auch wer nur geringes geschichtliches Unterscheidungsvermögen besitzt, erkennt sehr leicht den scharfen Unterschied des achtzehnten Jahrhunderts, d. h. der Zeit vor der Kantischen Reform, und der ihr nachfolgenden Entwicklung.

Indessen beschränkt sich dieser scharfe Gegensatz nicht bloß auf das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert. Wer von einem höheren geschichtlichen Standorte aus die Kantische Reform ins Auge faßt, bemerkt, daß sie ein Wendepunkt in der Geschichte der ganzen Menschheit ist. Nicht nur vom achtzehnten Jahrhundert, sondern von der gesammten vorangegangenen geschichtlichen Entwicklung ist unsre Zeit durch die Kantische Epoche geschieden. In der ganzen Kette der Ereignisse, die für uns im Bereiche geschichtlicher Erkenntniß liegen, nehmen wir vier Wendepunkte von gleicher Tragweite an, die bezeichnet sind durch die Namen zweier religiöser und zweier philosophischer Reformatoren: Sokrates, Christus, Luther und Kant. Gewiß gibt es keine Scheidung der durch diese Namen bezeichneten geschichtlichen Perioden in dem mißverständlichen mechanischen Sinn, als ob es sich um eine thatsächliche vollständige Trennung der einen von der anderen handle; denn die strenge Verknüpfung aller Erscheinungen nach Ursache und Wirkung ist in der Geschichte so wenig wie in der Natur an irgend einer Stelle unterbrochen. Aber gerade darin bekundet sich nicht zum wenigsten die Größe dieser Genien von weltgeschichtlicher Bedeutung: sie stehen mitten im Strome der Entwicklung und scheinen sich doch über ihn emporzuheben, sie scheinen, unter dem Gesichtswinkel ihrer eigenen Zeit betrachtet, kaum etwas vor ihr voraus zu haben, und doch zeigt sich von einem höheren Standpunkt aus ihr Werk als ein völlig neues Unternehmen von unerhörter Kühnheit. Nirgendwo ist dem Zufall in der ursprünglichen Anlage des Charakters und Geistes, in den Zeitverhältnissen, den persönlichen Schicksalen u. s. w. ein geringerer Spielraum zugemessen, als bei ihnen. Es scheint oftmals so, als ob die ganze geschichtliche Entwicklung auf den Punkt, wo sie stehen, von bewußter Absicht geleitet, sich zubewegt habe, um dann sich ihrer, als des bereits vorgebildeten Werkzeuges, zu bedienen. So ist es auch bei Kant. Wie sehr sein Werk auch mitbeeinflußt ist durch diese bestimmte Individualität, durch die Besonderheit ihrer Anlage und Entwicklung, wie durch das Verhältniß zu der eigenen Zeit, so versteht man es doch erst dann, wenn man es auch von dem Standorte der allgemeinen weltgeschichtlichen Betrachtung aus beurtheilt. Man muß dazu also die Hauptetappen der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit und ebenso den Ursprung und den nothwendigen Gang, den alles philosophische Denken nimmt, kennen, weil schon darin die Kantische Reform wie im Keime enthalten ist.

Philosophie in der weitesten Bedeutung dieses Wortes, d. h. Betrachtungen über den Zusammenhang des Seienden, ist zu allen Zeiten ein auszeichnender Besitz des menschlichen Geschlechts gewesen und überall zu finden, wo überhaupt menschliche Vernunft sich regt. Philosophie im engeren Sinne aber bezeichnet nicht jedwede unreife Vorstellungsweise von dem Zusammenhang der Dinge, sondern ausschließlich die systematisch geschlossene, auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende Erkenntniß von dem Ursprung und der gesetzmäßigen Ordnung des Wirklichen. Sie ist darum ein nur langsam herangereiftes Product der Culturentwicklung und tritt selbst in den Zeiten, welche im Erleuchtungskreise der Geschichte liegen, ziemlich spät hervor. Denn die Vernunft dient zunächst der Nothdurft des Menschen, der bloßen Erhaltung seines Daseins, ehe sie der freien Erkenntniß dient. Erst wenn das äußere Leben gesichert ist, wenn die rohen Bedürfnisse und die Forderungen des Augenblicks nicht mehr alle Verstandeskräfte beanspruchen, können diese für die freie Erkenntnißthätigkeit entbunden werden. In der sicheren Gemeinschaft eines geordneten Staatslebens, auf der Grundlage einer erhöhten und verfeinerten Lebensführung entsteht darum alle Wissenschaft und Kunst, zuerst und vor allen anderen die Philosophie. Daher finden wir den eigentlichen Anfang der Geschichte der Philosophie in jenen reichen jonischen Küstenstrichen des mittelländischen Meeres, wo zuerst durch den kühnsten Aufschwung von Handel, Schiffahrt und Gewerbthätigkeit eine reiche Culturblüthe entstanden war, wo unter der Herrschaft freiheitlicher Gesetze die menschliche Thätigkeit nach allen Seiten sich voll entfalten konnte und so das ganze Leben einen mehr durchgeistigten Charakter und einen größeren Schwung erhielt.

Es kommt aber noch etwas hinzu, was das verhältnißmäßig späte Auftreten der Philosophie erklärlich macht. Das selbständige philosophische Denken ist ein Act fort-

[1]) Einleitung zu einer ehestens (bei C. H. Beck in München) erscheinenden Kant-Biographie.

schreitender Selbstbefreiung der Vernunft, und zwar der Befreiung von den Fesseln der Ueberlieferung und Autorität jedweder Art. Freiheit aber wird niemandem gegeben, auch nie wie ein Gut bloß erworben, sondern nur in hartem Kampfe errungen, und so entsteht und erstarkt auch die Philosophie, d. h. die freie Vernunfterkenntniß, nur, indem sie von der gebundenen Erkenntniß kämpfend sich losringt. Sie findet ja in den Köpfen niemals ein völliges Vacuum vor, vielmehr ist dem unausweichlichen Bedürfniß der menschlichen Natur, irgendwelche Vorstellung über den Zusammenhang der Dinge zu haben, bereits vor ihr in gewisser Weise Genüge gethan: durch den religiösen Mythus. Daher entspinnt sich von Anfang an ganz naturgemäß der Kampf zwischen diesem und der Philosophie, schrittweise, zuerst kaum bemerkbar, ohne daß ein offener Gegensatz beider hervorträte, indem zunächst nur die religiösen Vorstellungen von der Vernunft geprüft, berichtigt und verfeinert werden. Dann erst beginnt der offene Kampf, die äußerste Spannung des Gegensatzes beider: dem Glauben tritt nun das Wissen, der Autorität und Ueberlieferung die Vernunft, der gebundenen die freie Einsicht gegenüber, vom Mythus, der die Wahrheit zu besitzen glaubt, ringt sich die Philosophie los, die sie erst suchen möchte. Der so entbrennende Kampf — ein Kampf so alt wie die menschliche Cultur — wird wie alle Befreiungskämpfe zunächst immer mit ungleichartigen Kräften geführt, da die Vertreter des religiösen Mythus die gewaltige Macht einer Jahrhunderte alten Ueberlieferung in die Wagschale werfen können und stets gegenüber dem winzigen Häuflein der Wissenden und im Geiste Suchenden die große Masse der Glaubenden auf ihrer Seite haben. Daher ist die Wahlstatt der philosophischen Geisteskämpfe gleichzeitig das Pantheon zahlloser Märtyrer, welche im Kampfe gegen die Uebermacht erlegen sind. Daher aber kommt es auch, daß die Philosophie erst auf so späten Stufen der geschichtlichen Entwicklung hervortritt, erst dann nämlich, wenn die freie Vernunfterkenntniß so weit erstarkt ist, daß sie mit unwiderstehlicher Gewalt alle Schranken durchbricht, welche die Vertheidiger des Ueberlieferten ihr entgegenstellen. Erst wenn das geschehen, ist die Zeit gekommen, da Glaube und Erkenntniß, ihrer Unabhängigkeit versichert, in das Verhältniß gegenseitiger Achtung treten können. Die gefesselte Vernunft mußte dem Glauben feindlich gegenüberstehen, die freigewordene rechtfertigt und stärkt seinen wahren Werth und seine bleibenden Ansprüche mehr, als es jede äußere Autorität und alle Machtmittel vermöchten.

Man kann die Zeit der ausschließlich oder doch vorwiegend mythischen Weltbetrachtung als das Kindesalter der Menschheit, die der philosophischen Welterkenntniß als die Zeit ihrer männlichen Reife ansehen. Wie das Kind die Erscheinungen rings umher durch die Phantasie auszudeuten sucht und daher die erste Belehrung im Gewande poetischer Gleichnisse, Sagen und Märchen empfängt und nothwendig empfangen muß, so äußert sich der erste Erkenntnißdrang in den Vorstellungskreisen des religiösen Mythus, die sich erst später zu einem zusammenhängenden System verdichten. Daher ist die Wiege der Philosophie umgeben von einem wogenden Meer phantasievoller mythischer Vorstellungsmassen, in denen oft genug dies kindliche Ahnungsvermögen Wahrheiten der späteren Zeit in überraschender Weise vorausgenommen zu haben scheint.

Man kann bei dem einzelnen Menschen nicht einen bestimmten Zeitpunkt angeben, wo das Kind in die Zeit der männlichen Reife eintritt; ebenso wenig bei ganzen Völkern und der Menschheit. Indessen auch in der Zeit der männlichen Reife gibt es wieder verschiedene Hauptepochen, so wenig man auch hier durch bestimmte Einschnitte die Stadien der Entwicklung abgrenzen kann: die Zeit des Jünglingsalters, die der männlichen Reife im engeren Sinne und die des absterbenden Greisenalters. Im geschichtlichen Zusammenleben der Völker zeigen sich analog ganz dieselben Hauptstufen, welche in der Entwicklung des Individuums hervortreten. Mit dem Erwachen der freien Vernunftthätigkeit, die an Symbolen und Gleichnissen sich nicht mehr genügen lassen will, beginnt beim Jüngling ein leidenschaftliches Vorwärtsstreben ins Weite, welches die nächsten Ziele zu erreichen trachtet, ohne sich lange mit der Prüfung der eigenen Kräfte aufzuhalten und ohne sich viel um die Hindernisse zu kümmern, welche die Welt, wie sie wirklich ist, diesem Streben entgegenstellt. Nicht anders ist es mit den Anfangsstadien der philosophischen Entwicklung in ihrer Jugendperiode. Kaum fühlt die freie Vernunft ihre Kräfte entbunden, so wendet sie sich auch den höchsten Problemen zu, und ohne zu fragen, wie weit sie wohl ihren Flug auszudehnen im stande sei, stürmt sie leidenschaftlich in die Weite der unermeßlichen Wirklichkeit, bis in deren äußerste Bezirke, um den gesammten Zusammenhang des unendlichen Seins zu ergründen. Daher ist alle Philosophie in der ersten Epoche ihrer Entwicklung Naturphilosophie: die Natur in ihren weitesten Zusammenhängen, der Grund alles Seienden soll erforscht werden, und nur insoweit, als unter vielen Erscheinungen auch der Mensch innerhalb der Natur seine Stelle einnimmt, wird auch er ein Gegenstand philosophischer Erkenntniß, aber ohne bevorzugte Aufmerksamkeit, als ihr Schlußglied, nicht als Anfangsglied.

Aber gerade infolge der leidenschaftlichen Ueberstürzung wird die heilsame Umkehr eingeleitet. Denn indem der Jugenddrang den philosophischen Gedanken in immer weitere Fernen lockt, treten nach und nach die großen Schwierigkeiten zutage, welche das Unternehmen der freien Vernunft überhaupt bedrohen. Allmählich wird, wenn man so sagen darf, die Vernunft stutzig, an dem Widerspruch der verschiedenen Meinungen wird sie inne, daß sie sich verirrt habe und nothgedrungen zum Ausgangspunkte zurückkehren müsse. Sie prüft nun alles, was bisher an Vernunfterkenntnissen gewonnen ist, nichts hält Stand, das gesammte Vernunftgebäude, das bis in die Wolken ragte, stürzt zusammen und damit ist auch das Fundament, das kühne Vertrauen in die unbegrenzte Kraft der Vernunft, nachhaltig erschüttert. Eine Periode des Zweifels bricht damit an: eine Zeit unruhigen Schwankens und Gährens. In einer solchen Krisis scheint schlechterdings nichts mehr festzustehen, Wahrheit und Irrthum sich unterschiedslos zu vermischen. Aber eben dadurch wird auch diese Krisis entschieden. Denn eben indem man bemerkt, daß außer uns, in den Dingen, nichts Festes, keine bleibende Wahrheit zu finden ist, wird man nothgedrungen zu der Einsicht geführt, daß alle Erkenntniß im Grunde genommen nichts anderes ist, als die Art und Weise, wie die Dinge im Menschen sich reflectiren, im Spiegel des menschlichen Geistes sich darstellen, daß mit einem Worte, wie Protagoras gesagt hat, der Mensch es ist, welcher den Maßstab für alle Dinge darbietet. Nun wird mit einemmale die Fehlerquelle sichtbar, aus der alle Irrthümer entsprungen sind. Die Vernunft richtete ihre Fernrohre in die entferntesten Gegenden des Universums, ohne die Beschaffenheit und Tragweite des Instruments untersucht zu haben. Es ging ihr wie einem, der von den Gesetzen der Optik nichts weiß und nun vergebens weiter und weiter fortstürmt, um die Stelle zu erreichen, wo der Himmel die Erde berührt. Nun wird ihr die Täuschung klar, die darin bestand, daß die centrale Stellung des Menschen in der Welt außer Acht gelassen war, daß diese Welt, wenn sie erkannt werden soll, abhängig ist von dem Werkzeug der Erkenntniß, der Vernunft, allgemein also

Digitized by Google

von der Natur des Menschen. Damit tritt der Mensch in den Mittelpunkt der Erkenntnißthätigkeit und überhaupt alles geistigen Lebens. Er besinnt sich auf sich selbst, er ruft die Vernunft von ihrem Fluge in ungemessene Fernen zu ihrem natürlichen Ausgangspunkt zurück, um nun zunächst zu fragen: Worin besteht das Wesen und der Ursprung der Erkenntniß und ihres Werkzeugs, der Vernunft? Und verallgemeinert lautet diese Frage: Was ist überhaupt der Mensch, welches der Ausgangs- und Endpunkt seines Daseins, die gleichbleibende Natur des Einzelnen wie des ganzen Menschengeschlechts?

Indem diese Fragen in den Mittelpunkt des Geisteslebens rücken, bricht eine neue Epoche in der geschichtlichen Entwicklung an, ganz analog derjenigen, welche für den einzelnen Menschen beim Uebergange vom Jünglingsalter zur männlichen Reife anhebt. Auch beim Individuum tritt in dieser Zeit die heftigste Krisis ein, welche es während seines Lebens durchzumachen hat. Auch bei ihm wird sie dadurch charakterisirt, daß es sich von dem harmlosen Umherschweifen und Sichgehenlassen in der Außenwelt mehr und mehr abwendet und gedankenvoll, gleichsam monologisch, sich in sein eigenes Innere zurückzieht, und daß die Fragen nach seinem inneren Wesen und Werthe, nach seinem Ursprung und seiner Bestimmung, seiner Stellung in der Welt und zu den Menschen mehr und mehr sein ganzes Denken beherrschen.

Diese kritische Zeit der Rückkehr zur energischen Selbstbesinnung ist, wie für den Einzelnen, so auch für die gesammte Menschheit immer von ungemeiner Fruchtbarkeit. Denn indem der reflectirende Mensch alles Wirkliche nur auf sich zurückbezieht und nach seinem eigenen Wesen mißt, wird Sein und Denken nicht unterschieden, alles Wirkliche wird sogleich zum Ideal erhoben und jede ideelle Forderung sogleich zu verwirklichen gesucht. So befinden sich für eine kurze Zeit Denken und Wirklichkeit in natürlicher Uebereinstimmung und das gesammte geistige Leben erhält eine einheitliche Färbung und damit einen größeren Schwung, der auch geringere Geister mit sich fortreißt. Alle Kräfte sind nun in lebhaftester Thätigkeit, und das erhebende Gefühl der siegreichen Selbstgewißheit des Menschen läßt alles Kleinliche mehr zurücktreten und gibt weiteren Raum für große Erkenntnisse und fruchtbare Ideen.

In der Geschichte der Menschheit wissen wir bis jetzt nur von zwei Zeitaltern dieser Art, und es waren die größten Culturperioden, die wir kennen. Im Mittelpunkte der einen steht der Name Sokrates, im Mittelpunkte der andern der Name Kant. Und man braucht nur daran zu erinnern, welche Fülle von Genien in jenen Zeiten hervortraten, dort die Sophokles und Aristophanes, Phidias und Praxiteles, Zeuxis und Apelles, Demosthenes und Thukydides, Plato und Aristoteles u. s. w., hier die Schiller und Goethe, Lessing und Herder, Mozart und Beethoven, Karstens und Thorwaldsen, Wilhelm und Alexander v. Humboldt, Fichte und Herbart, Hegel und Schopenhauer u. s. w., um die ganze Tiefe des geistigen Lebens in diesen Zeiten ermessen zu können, wo es auf dem engsten Gebiet und im kürzesten Zeitraum gleichsam in concentrirtester Form sich entwickelte.

Indessen dauert diese glückliche Periode einer Uebereinstimmung zwischen Denken und Wirklichkeit nur verhältnißmäßig kurze Zeit. Je weiter von dem ersteren in diese Wirklichkeit eingedrungen wird, um so größer wird schließlich der Gegensatz beider; der Contrast des Seienden und der Vorstellung im Theoretischen, noch mehr des Ideals und der Wirklichkeit im Praktischen wird immer schärfer, und das Ende der ganzen Entwicklung ist schließlich eine kummerliche Resignation bei wenigen, bei den meisten die Verzweiflung, das müde Sichselbstaufgeben der Vernunft, die von neuem der Herrschaft des religiösen Mythus den Platz einräumt.

Zu voller Klarheit läßt sich diese Entwicklung in der griechischen Philosophie verfolgen, wie eine große Tragödie, in welcher Peripetie und Katastrophe ganz nach den Regeln der dramatischen Kunst vor sich zu gehen scheinen. Die spärliche Kunde, welche wir von den ersten Anfängen der griechischen Philosophie besitzen, läßt noch soviel deutlich erkennen, daß man mit einer Art naiver Freude das erste Erwachen der freien Vernunftthätigkeit empfand, die Kräfte, die man neu sich regen fühlte, sogleich mit kindlicher Unbefangenheit gebrauchte und mit jugendlichem Ungestüm sogleich die tiefsten Fragen nach dem Zusammenhang der Naturerscheinungen, nach der Entstehung und dem Vergehen der Welt u. s. w. lösen zu können vermeinte. Schritt für Schritt treten dann die inneren Schwierigkeiten hervor, welche alle diese Lösungsversuche bedrohten, und am Ende ergab sich das skeptische Resultat, das Bekenntniß des Nichtwissens, in welchem schon die Einsicht enthalten war, daß man die philosophische Arbeit gänzlich von neuem zu beginnen habe, daß den Anfang dieser neuen Arbeit die Frage nach dem Wesen der Erkenntniß bilden und im Mittelpunkt dieser Erkenntniß der Mensch stehen müsse. Diese große geschichtliche Wendung wurde durch Sokrates herbeigeführt, der die Philosophie, wie man sagte, von den Sternen auf die Erde herabführte, das Wesen der Erkenntniß prüfte und den Menschen zum Mittelpunkt aller denkenden Betrachtung machte.

Aber sehr bald trat der Zwiespalt zu Tage, auf dem theoretischen wie auf dem praktischen Gebiete. Wie sehr auch das Denken mit seinen Begriffen und Gesetzen die Wirklichkeit zu fassen suchte, diese floh immer wieder zurück wie die lockenden Früchte über dem Haupt des Tantalus, so oft dieser danach greifen wollte, und schließlich endete das vergebliche Mühen in der Skepsis, dem Zweifel, nicht jenem frischen lebendigen Zweifel, welcher der Same neuer Einsicht ist, sondern in dem müden, abgestumpften, durch den die Vernunft sich selbst aufgibt. Und ebenso ging es auf praktischem Felde, im Bereich des menschlichen Handelns. Wie sehr man sich auch abmühte, das Gedachte, die idealen Forderungen des sittlichen Handelns zu verwirklichen, die Wirklichkeit selbst sprach ihnen immer wieder Hohn, und so endete man zuletzt mit der Ueberzeugung, daß beide unvereinbar seien, daß das Sittliche die Preisgabe des wirklichen Lebens, die Erhebung über das natürliche gemeine Menschendasein erfordere, wie sie schon der stoische und epikureische Weise vollzieht.

Je mehr man aber so von der Wirklichkeit, von der Natur wie vom natürlichen Menschendasein sich abwandte, desto leidenschaftlicher zog man sich in das menschliche Innere zurück, um seine Tiefen zu durchforschen. Dabei erging es der Vernunft wie am Anfang ihrer Laufbahn: sie schwärmte phantasievoll in der Unendlichkeit und entdeckte Welten über Welten, von denen sie die wunderbarste Kunde zurückbrachte. Immer weiter entfernte sie sich dabei von der Wirklichkeit, immer größer wurde der Abstand und der Gegensatz zwischen dieser und den entdeckten Idealwelten, so daß zuletzt, am Ende dieser Entwicklung, die durch den Eintritt des Christenthums bezeichnet wird, beide sich völlig ausschlossen. Nun schoben sich schon räumlich und zeitlich in der Vorstellung unzählige Zwischenwelten (Aeonen) zwischen die Wirklichkeit und die Idealwelt, nun galt jene als Ursprung alles Bösen, diese als Sitz alles Guten, jene mochte mit dem gemeinen Verstande erfaßt werden, diese nur in einer höheren Erkenntniß, durch geheimnißvolle Visionen, Gesichte und Offenbarungen. Diesem theoretischen Meinen entsprach das praktische Verhalten. Der Wirklichkeit suchte man immer mehr zu entfliehen, um

sich der Idealwelt zuzuwenden. Daher gab es schon lange vor dem Christenthum ein Wegwerfen des natürlichen Menschendaseins, durch Abwendung von der Vernunft, vom Gemeinschaftsleben des Menschen in Staat, Familie, Gesellschaft, durch Abtödtung des Fleisches, strengste Asketik ꝛc. Und zuletzt ergriff das Verlangen, von der wirklichen Welt loszukommen aber erlöst zu werden, die ganze müde und ermattete antike Culturwelt, der Ruf nach Erlösung wurde immer leidenschaftlicher und stürmischer und ertönte zuletzt wie ein einziger brausender Accord.

Indessen dieses Verlangen konnte von der Philosophie nicht mehr befriedigt werden. Denn so weit diese sich auch von der Wirklichkeit entfernte, es geschah immer nur in Gedanken, auf dem Wege der Reflexion. Die wahre Erlösung aber erforderte nicht die höchste Erkenntniß, sondern die höchste That, nicht die Darstellung des Loskommens von der Welt, auch wenn sie noch so fein durchdacht war, sondern die wirkliche Losreißung im eigenen Leben — und das geschah durch den Opfertod Christi. Daher die faseinirende Wirkung, welche er ausübte. Denn hier war wirklich ein Mensch aufgestanden, der sich völlig von der wirklichen Welt befreite, der alles von sich warf, was sonst das natürliche Dasein des Menschen ausmacht: Vaterland und Familie, Liebe und Haß, Leidenschaften und Begierden, und zuletzt auch das, was gemeinhin den Menschen als das Höchste gilt, nämlich das Leben.

Damit endigte zunächst die gesammte Geschichte der Philosophie. Die Vernunft, die so stolz ihren Flug begonnen, hatte sich selbst aufgegeben. Von neuem begann der religiöse Mythus seine unbeschränkte Herrschaft, um so unbeschränkter, als uncultivirte, rohe Naturvölker nun in die geschichtliche Entwicklung eintreten.

Auf verändertem Boden und unter veränderten Verhältnissen wiederholte sich dennoch dieselbe Entwicklung wie innerhalb der antiken Culturwelt. Es bedurfte eines Zeitraumes von fast tausend Jahren, ehe von diesem mythischen Vorstellungskreise der christlichen Welt die ersten Ergebnisse freier Vernunftthätigkeit sich loslösen konnten. Es geschah unter wesentlicher Einwirkung der Ueberreste antiken Geistes, der nach lange wie eine fernhinziehende Abendröthe die neue christliche Welt bestrahlte. Mit ihrer Hülfe trat man zunächst innerhalb des Christenthums selbst gleichsam den Rückzug an und suchte allmählich von der äußersten Weltverneinung und dem extremsten Vernunfthaß den Weg zur Natur und Vernunft zurückzufinden. Fortschreitend suchte die weltfreude christliche Anschauung mit der Wirklichkeit sich auszusöhnen, d. h. mit der Wirklichkeit, wie sie im politischen und socialen, künstlerischen und wissenschaftlichen Leben sich darstellt. In demselben Maße, wie sie auf der Erde heimisch wurde, mußte sie auch die Erkenntniß zu Hülfe rufen. So wuchs die Bedeutung der freien Vernunft immer mehr. Zuerst wirkte sie nur umbildend oder auch bloß systematisirend innerhalb der Glaubenslehren, dann richtete sie sich bereits zweifelnd und kritisch gegen diese selbst, und wie oft auch der religiöse Mythus mit seiner überlegenen historischen Macht die Einsprüche der Vernunft einzudämmen aber, wenn es noth that, gewaltsam zu unterdrücken suchte, auf die Dauer war eine solche Niederhaltung nicht möglich.

Das letzte Ergebniß dieser Entwicklung, das zugleich den Wiederbeginn der Philosophie bezeichnet, ist die Scholastik des ausgehenden Mittelalters, die nichts anderes bezeichnet, als die Anerkennung der Vernunft von seiten der Theologie dadurch, daß diese der Hülfe der ersteren nicht mehr entrathen kann. Auf der Höhe der Scholastik ist zwischen Vernunfterkenntniß und religiösem Mythus bereits eine Art Gleichstellung vollzogen, so daß es in dem philosophischen Systeme von Thomas von Aquina zu dem großartigen Versuche kommt, Glauben und Wissen, Religion und Vernunft dauernd zu versöhnen; und schwärmerische Naturen mochten wohl glauben, daß der Höhepunkt der Entwicklung des gesammten Menschengeschlechts erreicht sei und diese Versöhnung von Glauben und Wissen ebenso von Dauer sein könne, wie die Versöhnung von Papst und Kaiser, des geistlichen und des weltlichen Scepters, die zu gleicher Zeit Dante erträumte, obwohl es sich in Wahrheit doch in beiden Fällen noch nicht um eine wirkliche Versöhnung, sondern um eine Unterwerfung des einen der beiden Theile handelte. Aber auch nur einen Augenblick konnte man diesen Glauben hegen. Denn eben, indem die Kirche die Vernunft herbeigerufen hatte und sich ihrer Mittel bediente, um ihr mächtiges Gebäude zu stützen, hatte sie die Kraft derselben in ungeahntem Maße gestärkt, und alsbald wußte diese ihre Kraft dazu anzuwenden, um sich der Botmäßigkeit gegenüber der Kirche und der Theologie zu entziehen.

Das Zeitalter dieser Emancipationskämpfe der freien Vernunft, welches zugleich die Abendröthe der mittelalterlichen Welt und den Beginn der neuen Zeit bezeichnet, ist die Renaissance. Noch war das freie Denken nicht so weit erstarkt, um den Versuch wagen zu können, die gesammte Wirklichkeit mit eigenen Mitteln zu begreifen. Daher zeigte sich die neue Wendung zuerst nur darin, daß man zwar der christlichen Weltanschauung den Rücken kehrte, aber nur, um eine Autorität mit der anderen zu vertauschen, an die Stelle der christlichen Ueberlieferung die der antiken Welt zu setzen. Daher sind die philosophischen Versuche, welche im Zeitalter der Renaissance auftreten, im wesentlichen nichts anderes, als Reproductionen der antiken Philosophie. Im Grunde ist ja die ganze Entwicklung der christlichen Welt von ihren Anfängen an nichts als eine fortschreitende Renaissance. In dem Maße, wie sie sich mit der Wirklichkeit wieder aussöhnte und Schritt für Schritt der Natur und freien Vernunftthätigkeit sich wieder näherte, in demselben Maße wurde auch das classische Alterthum wieder lebendig. Die Renaissance im engeren Sinne bezeichnet also nur die Endperiode dieser Entwicklung, da man an der Hand und unter der Einwirkung der Antike sich nun wieder völlig zur Natur zurückfand, die Dome nicht mehr, wie in der Gothik, sich ausschließlich in die Höhe richteten und nach einer besseren jenseitigen Welt deuteten, sondern sich mit frohem Behagen auf der festgegründeten Erde ausbreiteten, da selbst die Heiligen zu Vertretern rein menschlicher Ideale, die Madonna zum Typus menschlicher Schönheit wurde und die Sinnlichkeit ihre Rechte zurückerhielt.

Wie die Kunst, so tastete auch die Philosophie an der Hand der Antike zur Natur und zur freien Vernunftthätigkeit sich zurück. Sie durchmaß den Entwicklungsgang der griechischen Philosophie gleichsam noch einmal in umgekehrter Richtung, bis sie deren Ausgangspunkt, die jonische Naturphilosophie, erreicht hatte. Den letzten Schritt, die völlige Befreiung von jeder Abhängigkeit, auch vom classischen Alterthum, that sie erst am Ende des 16. Jahrhunderts, das daher auch den eigentlichen Beginn der neuen Zeit bezeichnet. Jetzt erst begann die Philosophie ihre eigene freie Entwicklung, in der sie noch heute steht, ihre freie Entwicklung in dem Sinne, daß sie nichts in der Welt gelten lassen wollte, als das, was sie der selbständigen Prüfung der Vernunft unterworfen hatte.

Daher nahmen die beiden großen Begründer der neueren Philosophie, Cartesius und Bacon, ihren Ausgangspunkt übereinstimmend von dem absoluten Zweifel, von dem Zweifel an allem, was vordem als feststehende Wahrheit gegolten hatte, seien es nun vermeintliche Resultate der Erkenntniß oder historische Ueberlieferungen oder Ansichten von Autoritäten. „Alles bisherige vermeintliche Wissen

muß man als trügerische Idole zurücklassen, ehe man in den Vorhof der Erkenntniß eintritt", sagt Bacon; und Descartes beginnt seine neue Lehre, indem er an allem zweifelt, was bisher als feststehend galt, selbst am Dasein Gottes und am eigenen Leben. Nur eins steht ihm fest: die Thatsache, daß es denkende Wesen gibt, die absolute Geltung der menschlichen Vernunft.

In zwei Hauptströmen zugleich entspringt so die neuere Philosophie. Man muß von der sinnlichen Erfahrung ausgehen und sie richtig methodisch leiten, um bis zu den höchsten, abstractesten Erkenntnissen, selbst der Einsicht in das Wesen Gottes, die Natur des unendlichen Raumes u. s. w. eindringen zu können, — so sagt Bacon und seine Nachfolger, die daher Erfahrungsphilosophen oder Empiristen heißen. Descartes und seine Nachfolger dagegen, die Rationalisten, wollen das reine, auf sich selbst gestellte abstracte Denken zum Ausgang nehmen, um von da gleichsam hinabzusteigen zu der gewöhnlichen, sinnlich wahrnehmbaren und erfahrbaren Wirklichkeit. Aber mochten sie auch von verschiedenen Punkten ausgehen und die einen von oben nach unten, die andern von unten nach oben sich bewegen, sie glaubten übereinstimmend an die untrügliche Sicherheit der Vernunft, an ihre Fähigkeit, richtig geleitet, den Menschen zu den fernsten Grenzen der Unendlichkeit emporzutragen. So radical also auch der Zweifel gewesen war, mit dem die Philosophie der Neuzeit begann, so sehr sie auch alles von sich wies, was auf bloßem Glauben beruhte, eine bloße Annahme, ein Glaubenssatz (Dogma) war doch von dem Zweifel unberührt geblieben: daß die Vernunft unbegrenzt in ihrer Wirksamkeit, unbeschränkt in ihrer Kraft sei. So sehr also diese neueren Philosophen auch Wissende sein wollten, an diesem einen Punkte waren sie doch auch wieder Glaubende (Dogmatiker). Und diese gläubige Zuversicht, dieses Vertrauen auf sich selbst, beflügelte von Anfang an die Vernunft wie einst bei den Griechen zu den kühnsten Wagnissen. Wie in der vorsokratischen Philosophie, so schwärmte man auch jetzt in der Unendlichkeit umher, in der Meinung, bei richtiger Lenkung der Vernunft das Schlußwort aller Erkenntniß zu finden. Kühne Seefahrer wagten sich wohl früher auf das Meer hinaus, in der Hoffnung, wenn sie gerade ihren Weg verfolgten, auf der Erdscheibe bis zum Rande der Welt vorzudringen, und sie wußten dann von den wunderbarsten Dingen in diesen unendlichen Fernen zu berichten; so brachten auch diese Philosophen von ihren Streifzügen in dem unendlichen Sein die Kunde von den wunderbarsten Dingen heim, sie erzählten von dem wahren Ursprung alles Wirklichen, von den Eigenschaften Gottes, seinem Verhältniß zur Welt, seiner Stellung zu ihr vor der Schöpfung u. s. w. Diesem selbstberauschten Denken schien nichts unerreichbar, wofern es selbst nur richtig, seinem Wesen entsprechend, d. h. methodisch verfuhr. Man nannte diese Methode die mathematische — man hätte sie auch ebenso gut die formallogische nennen können. Denn das formallogische Denken geht aus von seinem einfachsten Element, dem Begriffe, schreitet fort zu Urtheilen, zu einer Verbindung von Urtheilen in Schlüssen, zu einer Verbindung von Schlüssen in Beweisen, in welchen immer eins die nothwendige Folge eines andern ist, — ein Verfahren, das allerdings nirgendwo glänzender und reiner zur Anwendung kommt als in der Mathematik. Daher ist der Spinozismus, das größte und consequenteste System dieser vorkantischen Periode, nichts anderes als ein logisches Durchdenken der Welt oder eine Entwicklung der Welt nach mathematischem Vorbilde: so wie im Denken alles in einer nothwendigen Verknüpfung von Grund und Folge, so steht im Seienden alles in einer nothwendigen Verknüpfung von Ursache und Wirkung; eine eherne Kette, das Causalgesetz, umschließt so das gesammte Universum, und nichts, auch der Mensch nicht, vermag sich von ihr loszureißen.

Aber wie in der vorsokratischen Naturphilosophie, so ging es auch jetzt wieder: die Vernunft wurde allmählich ernüchtert, indem sie bemerkte, welche Schwierigkeiten ihre kühnen Unternehmungen bedrohten. Ganz besonders wurden diese infolge der Widersprüche und Gegensätze zwischen den einzelnen Systemen fühlbar. Schon im 17. Jahrhundert traten sie scharf hervor. Der Empirismus bekämpfte den Rationalismus und umgekehrt, Malebranche stand Berkeley gegenüber, Locke wurde von Leibniz angegriffen, und selbst innerhalb der einzelnen Schulen fanden solche Kämpfe statt. Allmählich wurde das Bewußtsein lebendig, daß allen diesen philosophischen Systemen ein Grundfehler anhafte, nämlich die Außerachtlassung der centralen Stellung, welche der Mensch in der Welt einnimmt. Damit rückte allmählich der Mensch in den Mittelpunkt der Philosophie.

Und zugleich begann der Zweifel sich immer stärker zu regen. Descartes, Bacon, Spinoza, Hobbes hatten sich bemüht, die Richtschnur für die richtige Methode des Vernunftgebrauchs anzugeben, sie zweifelten nicht, daß sie alsdann ihres Erfolges sicher sei. Jetzt fand man bereits gewisse Schranken, die der Vernunft selbst gezogen sind. Locke wies darauf hin, daß uns die sinnlichen Eindrücke nur gewisse Eigenschaften der Dinge vermitteln, nicht ihr inneres Wesen, und Leibniz machte die Entdeckung, daß es im menschlichen Geiste eine Entwicklung gebe von der dumpfen Bewußtlosigkeit bis zur höchsten Erkenntniß, über welche hinaus es aber wiederum höhere Stufen geben müsse. Er kam also schon zu der Einsicht, daß der menschliche Intellect nicht jener rein geschliffene Spiegel sei, in dem die Dinge einfach sich abbilden könnten. Und nachdem der Zweifel einmal erwacht war, rastete er nicht, bis er den Schlußpunkt erreicht hatte. Mit dem Zweifel gegen alles, was bisher für wahr galt, war die neuere Philosophie aufgetreten, nur die Thatsache des Erkennens war unberührt geblieben, — jetzt, am Schlußpunkte ihrer Entwicklung, richtete er sich auch gegen diese. Das Resultat der neueren Philosophie war die fortschreitende Aufklärung gewesen, d. h. die fortschreitende Beseitigung aller auf bloßer Ueberlieferung und Autorität beruhenden, durch Vernunft ungeprüften Meinungen — nun richtete sich die Aufklärung auch gegen das letzte übrig gebliebene Dogma von der unbeschränkten Kraft des Denkens. Die Aufklärung hatte die Tenne des menschlichen Geistes von unzähligen Vorurtheilen gesäubert, — jetzt wurde auch noch das letzte und hartnäckigste von ihnen hinweggefegt und es blieb zunächst nichts übrig, als die Verneinung, das skeptische Schlußresultat: es gibt keine Erkenntniß.

Von drei Seiten zugleich ertönte in eindringlicher Weise dieser skeptische Schlußaccord der neueren Philosophie. In der unmittelbarsten Nähe Kants, in Königsberg selbst, war es Hamann, der Magus des Nordens, der immer wieder verkündete: Alle Wissenschaft, alle Philosophie ist ein einziger großer Irrthum; statt ihrer muß man den religiösen Mythus wieder zu Ehren bringen, an die Stelle des Wissens muß der Glaube treten, der Glaube des einfältigen kindlichen Gemüths. Denn nur in diesem Glauben ist der Mensch als ein einheitliches Wesen thätig und lebendig, und eine solche untrennbare Einheit muß er bleiben, wenn er glücklich sein will. Alles Vereinzelte ist verwerflich, auch der Verstand darf sich nicht losringen und wähnen, den Menschen auf eine höhere Stufe emporheben zu können.

Noch schärfer und eindringlicher wurde dieses skeptische Schlußresultat von Frankreich her durch Rousseau verkündet, der durch seine Schriften damals die ganze gebildete Welt aufs heftigste erschütterte. Alles, so verkündet er, ist gut, wie es aus den Händen der Natur kommt,

Digitized by Google

alles entartet unter den Händen der Menschen. Mit Hülfe der Vernunft wähnten diese sich über die Natur emporzuheben, aber das Resultat ist Zerrissenheit und Verlust des wahren Lebensglücks. Die Vernunft hat die Menschheit in eine falsche Bahn gelockt, ihr Product, die menschliche Cultur, ist zum Unsegen geworden. Darum zurück zur Natur, zum ursprünglichen Leben, wo der Mensch im kindlichen Glauben, einig mit sich, mit Gott, mit der Natur friedlich und glücklich dahinlebte!

Zuletzt wurde, am wenigsten paradox, aber darum auch am wirksamsten das skeptische Resultat von England her durch David Hume verkündet. Er stellte sich auf den Boden eben derselben Vernunfterkenntniß, deren Möglichkeit er bezweifelte, und suchte wissenschaftlich nachzuweisen, daß es eine Erkenntniß eigentlich nicht gebe. Er suchte nicht vom Wissen zum Glauben zurückzulenken, aber er brauchte es auch nicht, weil ihm alles Wissen selbst nur ein Glaube war, ein bloßes Fürwahrhalten, mit der ganzen Unsicherheit eines solchen. Wenn ich wiederholt beobachtet habe, daß nach einer elektrischen Entladung in der Luft Ozon sich bildet, so glaube ich, es werde beim nächstenmale wieder so sein, und nenne dann diese Art des Fürwahrhaltens anspruchsvoll eine Erkenntniß. Aber was berechtigt zu diesen Ansprüchen? Schlechterdings nichts, wie Hume unter Aufwendung erstaunlichen Scharfsinnes nachzuweisen sucht. Niemand hat in der neueren Zeit den Stolz der Vernunft so gedemüthigt, wie er.

Von den drei Skeptikern hat Hamann, trotzdem er mit Kant in persönlichem Verkehr stand, auf diesen verhältnißmäßig geringen Einfluß ausgeübt, einen weit stärkeren Rousseau, den bedeutendsten aber Hume, der, nach Kants eigenem Geständnisse, den Funken schlug, aus dem das Licht seiner neuen Einsicht in das Wesen der Erkenntniß hervorging.

In Hume erhob sich die Vernunft gleichsam gegen sich selbst, sie bediente sich ihrer eigenen Mittel, um sich selbst zu negiren; in Rousseau und Hamann dagegen erhob sich gegen die Vernunft das Gefühl, gegen das Denken, welches überall scheidet und trennt, erhob sich das Leben, welches einheitlich ist und nach Einheit und Versöhnung immer strebt, gegen den zersetzenden und negirenden Einfluß des Verstandes erhoben sich die positiven menschlichen Lebensmächte, gegenüber der Aufklärung entwickelte sich ihr äußerster Gegensatz, die Mystik und Romantik.

Das Eigenthümliche dieses Gegensatzes in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bestand darin, daß er einen überwiegend philosophischen Charakter angenommen hatte. Denn im Grunde ist dieser Gegensatz so alt wie die christliche Culturwelt. Vom Beginn der christlichen Vorstellungsweise an, wo diese zuerst im stärksten Gegensatze zur Vernunfterkenntniß auftrat, hatte die Aufklärung, d. h. die Versuche, den Glaubensinhalt mit der Sonde des Verstandes zu prüfen und zu berichtigen, eingesetzt. Schrittweise wurde dabei ein Stück nach dem andern abgetragen, der Glaubensinhalt immer mehr unterwühlt und verneint, so daß das ursprüngliche Leben daraus immer mehr entwich, das religiöse Gefühl und Bewußtseln immer mehr verdorrte, so wie ein Baum verdorrt, dessen Wurzeln allzu sehr bloßgelegt werden. Dagegen aber erhob sich immer wieder der ursprüngliche religiöse Glaube, um die Ansprüche der Vernunft abzuwehren, indem er sich auf sein eigenstes Gebiet, das Gefuhl, zurückzog. So traten schon der Scholastik, welche nichts anderes als der Ausdruck der mittelalterlichen Aufklärung ist, die großen Mystiker entgegen: Bonaventura, die Victoriner, ganz besonders in Deutschland Eckhard und Tauler. Indem diese den religiösen Glauben ausschließlich in seine ursprüngliche Quelle, das menschliche Gemüth, zurückverlegten, war er gegen die nagende Skepsis des Verstandes gesichert, während die theologischen Lehren der Scholastik, die bewiesen, systematisirt, gerechtfertigt sein wollten, eben damit die Angriffe der Vernunft gegen sich wachriefen. Nur auf diesem Wege war es möglich, die ursprüngliche Welt des christlichen Denkens und Empfindens rein zu erhalten, bis von hier aus die völlige Erneuerung des religiösen Lebens in der Reformation erfolgen konnte (die, was häufig übersehen wird, nicht nur in der Begründung der protestantischen Kirchen, sondern auch in der gänzlichen Erneuerung der katholischen ihren Ausdruck findet). Als dann aber die neuen Kirchen, insbesondere die protestantischen, uneingedenk ihres Ursprunges, dieselbe Richtung einschlugen, welche sie vorher bekämpft hatten, als auch sie sich befestigten und erstarrten in einem künstlichen System von Glaubenssätzen und Lehren, welche des Verstandes zu ihrer Rechtfertigung bedurften, und als nun diese kirchlichen Lehren wiederum den Angriffen der Aufklärung schrittweise erlagen, da suchte eine lebhafte mystische Gegenströmung von neuem den hartbedrängten Glauben zu sichern, indem sie ihn von neuem in seine ursprüngliche Quelle, das Gemüth, zurückverlegte. Diese Mystik kümmerte sich nicht um dogmatische Spitzfindigkeiten und Streitigkeiten, um subtile Unterschiede von Glaubenslehren, selbst nicht von Confessionen — daher nicht selten protestantische und katholische Mystik ineinander überging —: sie redete nicht die Sprache des Verstandes, sondern des Gefühls, daher beförderte sie nicht gelehrte Untersuchungen, sondern rang nach dem Ausdruck des überquellenden religiösen Empfindens, welches vorzugsweise in der Musik und im kirchlichen Hymnus ausströmte. So traten in dieser Zeit die großen religiösen Tondichter hervor, wie die Kirchendichter, welche noch heute unübertroffen sind. Sie durften und konnten von dem zersetzenden Zweifel der Aufklärung unberührt bleiben; denn wer wäre im stande, eine Messe von Johann Sebastian Bach, die Hymnen eines Paulus Gerhard oder die frommen Dichtungen des „Cherubinischen Wandersmannes" zu „widerlegen"?

Diese religiöse Gegenbewegung gegen die Aufklärung, welche bereits um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts hervortrat und dann bis weit in das achtzehnte Jahrhundert, ja selbst noch am Anfange des neunzehnten sich fortpflanzte, ist in den mannichfaltigsten Formen und unter den verschiedensten Namen hervorgetreten. Man bezeichnet sie wohl am besten mit dem später hervortretenden Namen des Pietismus. Nachdem er sich eine Zeit lang entwickelt hatte, verließ freilich auch der Pietismus sein ursprüngliches Gebiet; die einfache Forderung, daß das religiöse Leben sich auf das Gefühl zurückziehen solle, wurde allmählich ebenfalls zu einem System von Vorschriften und Lehrsätzen erhoben, welche der Beweisführung, der verstandesmäßigen Stütze bedurften und Propaganda und Widerlegung auf der einen, Angriffe und Polemik auf der anderen Seite hervorriefen. Daher kam es, was auf den ersten Augenblick verwunderlich scheint, daß späterhin der Pietismus sogar mit der Aufklärung in Verbindung trat und sich mit ihr zu einer einheitlichen Anschauung verband. Unter denen, welche eine solche Vereinigung von Pietismus und Aufklärung suchten und festhielten, befand sich auch der Königsberger Theolog Franz Albert Schulz, der auf Kant in seiner Jugendentwicklung den allergrößten Einfluß ausgeübt hat.

Indessen der Pietismus war der Gegenstoß gegenüber der Aufklärung ausschließlich auf religiösem Gebiete. Er wurde abgelöst durch eine viel allgemeinere Gegenströmung, welche um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hervortrat, durch die Gefühls- oder Geniephilosophie. Nicht nur der

religiöse Glaube, auch die übrigen positiven Lebensmächte, das Leben im Staate, in der Kunst, namentlich der Poesie, das sittliche, überhaupt das gesammte positive Leben des Einzelnen wie das der gesammten Menschheit in seiner geschichtlichen Entwicklung, revoltirten gegen die Ansprüche der Aufklärung. So wie um die nämliche Zeit — am Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts — die absolute Herrschaft des Königthums in einer politischen Umwälzung, so wurde durch diese Gedankenrevolution die absolute Herrschaft des Verstandes gestürzt. Religion und Poesie, überhaupt das gesammte geschichtliche und individuelle Leben des Menschen war für die Aufklärung nichts als ein Gegenstand der Erkenntniß geworden und sie waren ihr nur vorhanden, sofern und soweit sie erkennbar waren. Man mußte richtig logisch denken, um im stande zu sein, richtig zu glauben, ein gutes Kunstwerk zu schaffen oder es zu genießen, ein moralisch gutes Leben zu führen, oder die richtige Staatsverfassung finden zu können. Dagegen erhob sich die Gefühlsphilosophie mit immer heftigerer und leidenschaftlicherer Empörung: Religion, Poesie, das menschliche Leben überhaupt wurzelt nicht im Verstande, sondern im Gefühl, nicht in der klaren logischen Verstandeserkenntniß, sondern in dem Chaos dunkler Vorstellungen, welche wir als Empfindung bezeichnen. Sie sind etwas Ursprüngliches, Positives, welches vernichtet wird, wenn der kalte Verstand sie fassen und „aufklären“ will. Wie waren nicht durch ihn alle jene positiven Lebensmächte verkümmert und verdorrt! Da wurde „Anleitung“ gegeben, nach ein Paar Regeln ein „richtiges“ Kunstwerk hervorzubringen — da doch die Kunst Erzeugniß des Genies ist, welches aus dem dunklen Schachte seines Innern das Gefühl hervorströnen läßt; da sollte mit ein paar Gemeinplätzen „Anleitung“ gegeben werden zum richtigen moralischen Lebenswandel, während doch der gute Mensch in seinem dunklen Drange sich des rechten Weges wohl bewußt ist, kurz: die Aufklärung, die Verstandeserkenntniß hat dem menschlichen Dasein den positiven Lebensinhalt geraubt, sie hat den Menschen verbildet, aber nicht gebessert, sie hat sein Wesen zertheilt, das ursprünglich eine harmonische Einheit bildete, ursprünglich, d. h. in dem Zustande der Natur, wo alles in ihm Gefühl war und wo er darum einig mit sich und der Natur lebte. Darum wurde die Zeit, in der diese Gefühlsphilosophie hervortrat, von nichts so mächtig ergriffen, als von den Schriften Rousseau's. Der Ruf, den Rousseau ertönen ließ: Zurück zur Natur, zum ursprünglichen Kindheitszustand der Menschheit! er stimmt in seinem letzten Resultate überein mit der Forderung der Gefühlsphilosophen, der Aufklärung den Rücken zu wenden und die mystische Einheit des menschlichen Daseins, wie sie in dem Gefühl zum Ausdruck kommt, wiederherzustellen. Dieser ursprünglichen Einheit des Menschen suchte man auf allen Wegen nachzuspüren. Daher lauschte man den Stimmen der Vorzeit in der Sturm- und Drangperiode der Literatur, welche von diesen Gefühlsphilosophen ganz beherrscht war, versenkte man sich in die Naturpoesie und in die Glaubensvorstellungen uncultivirter Völker oder solcher, die noch am Anfangspunkt aller geschichtlichen Entwicklung stehen. Es ist ein Schauspiel, welches nicht wenige ergreifende Momente bietet, zu sehen, wie dieses Geschlecht, das den Gipfel der Aufklärung erreicht hat, nun von ihr sich abwendet und von einem unaussprechlichen Sehnen nach dem ursprünglichen Kindheitszustande der Menschheit erfaßt wird. Dieses ganze Geschlecht gleicht seinem Repräsentanten Faust, der von der Erkenntniß, von der Verstandesaufklärung angewidert, den Tod sucht, bis ihn die Osterglocken, die ihn in seine Kindheit zurückversetzen, dem Leben wiedergeben.

Nicht nur für die gesammte Menschheit, sondern auch für den Einzelnen sucht man den ursprünglichen Quell alles Menschlichen wieder aufzufinden. Zu keiner Zeit besaß ein Individuum für das andere eine solche Bedeutung. Man suchte das eigene Innere wie das des Freundes, des Geistesverwandten in allen Tiefen mit jener Aufmerksamkeit und begeisterten Hingabe zu durchforschen, mit der etwa ein Naturforscher in die tiefsten Schachte des Innern der Erde hinabsteigt, um ihre Geheimnisse zu ergründen. Man wühlte gleichsam in dem eigenen wie in dem fremden Innern, um beider Ursprung und Gesetz zu finden. Daher ist keine Zeit so reich an Selbstbekenntnissen und Selbstbiographien wie diese und der Freundschaftscultus einer ihrer charakteristischen Züge. Im Mittelpunkte aller und jeder Bestrebungen stand diesem Geschlechte der Mensch, der allgemeine wie der individuelle, nur wenig oder nichts galt ihm die Welt außer dem Menschen, wenn sie sich nicht zu ihm, seinen Wünschen und Hoffnungen, in irgend welche Beziehungen bringen ließ. Das gemeinsame Ziel dieser Vielheit von Bestrebungen, ihr Grundaccord gleichsam war die Frage: Welches ist die ursprüngliche Natur des Menschen, aus der alle seine verschiedenen Bestrebungen sich erklären, aus der alle verschiedenartigen Beziehungen seines Seins, sei es zu den Dingen, sei es zu den Menschen, sich herleiten lassen?

So führen alle diese Bestrebungen auf ein gemeinschaftliches Ziel hin, welches in der Philosophie Kants erreicht wurde. Hier war das Wort der Lösung für die Räthsel der Zeit gekommen. Tiefer als alle vor ihm ist Kant in die innersten Schachte der menschlichen Natur hinabgestiegen und hat hier den Brennpunkt unsres Seins entdeckt, von welchem die Strahlen ausgehen, die das gesammte menschliche Dasein und mit ihm alles, was es rings umgibt, erleuchten. So vollendet Kant das vielhundertjährige Werk der Aufklärung dadurch, daß er sie aufklärt über sich selbst. Er gibt ihr damit zugleich eine neue Richtung, indem er einerseits die Rechte der Vernunft, die von allen Seiten in Frage gestellt waren, wiederherstellt und andrerseits zugleich die Unabhängigkeit der positiven Lebensmächte von ihr sichert.

Mittheilungen und Nachrichten.

∞ **Herbstreigen.** Von Ferdinand v. Saar. Heidelberg, Georg Weiß. — Drei neue Novellen von Saar, drei neue Tagebuchblätter, die, scheinbar kunstlos, schlicht eigene Erlebnisse, eigene Eindrücke, Begegnungen mit österreichischen Landsleuten wiedergeben. „Herr Frivolin und sein Glück“, die Historie eines slavischen Dieners, dessen greatest komischem Ehestand man eine aufgeregte, an die Grenze des Verbrechens führende Jugendliebe ohne seine glaubhafte Beichte kaum zugestanden hätte. „Requiem der Liebe“: die Coda des Herzensromans eines Altwiener Musikers. Endlich, oder vielmehr erstlich, „Ninon“: die offenbar in jedem Zuge aus der Wirklichkeit geschöpften Abenteuer einer nichtsnutzigen „Kinwall-Nineet“, die nach wüstem Casernenleben ihr Heil als Kanödiantin, Literaten-Frau und Pariser Aventurière sucht und findet, unbekümmert um alles Unheil, das sie über Würdige und Unwürdige bringt; ein unvergeßliches Original.

* Ueber eine neue interessante Eigenschaft der Röntgenstrahlen, ihre Einwirkung auf die Wolkenbildung, wird in der „Meteorol. Zeitsche.“ berichtet. Daß Wolkenbildung auch bei Abwesenheit von Staub entsteht, wenn die Sättigung der Luft bei plötzlicher Expansion einen gewissen kritischen Betrag überschreitet, ist bereits früher beobachtet worden. Unter gewöhnlichen Umständen fällt, wenn die Expansion den kritischen Betrag erreicht, ein Schauer seinen Regen, und dies dauert nur einige wenige Sekunden. Wird jedoch dieselbe Expansion hervorgerufen, wenn die Luft der Einwirkung von Röntgenstrahlen unterworfen wird, dann ist die Zahl der Tropfen, die sich bilden, bei weitem höher, und die Tropfen sind groß genug, um einen Nebel zu erzeugen, der mehrere Minuten andauert. Diese Wirkung der Röntgenstrahlen bestätigte sich, auch wenn die Versuche unter Bedingungen unternommen wurden, die eine direkte elektrische Einwirkung ausschließen.

* **Mainz.** Oberbürgermeister Dr. Gaßner machte in einer geheimen Stadtverordnetensitzung Mittheilung über den Plan der Errichtung eines Limes-Museums durch das Reich. In diesem soll die gesammte römische Grenzbefestigung dargestellt und die Gesammtheit aus Funden vereinigt werden, die bei den Arbeiten der Limes-Commission gemacht worden sind. Der Vorstand des römisch-germanischen Centralmuseums erachtet, daß auch dies Limes-Museum praktischerweise in Mainz errichtet werde, und hat Schritte in dieser Richtung eingeleitet. An die Spitze des römisch-germanischen und des Limes-Museums soll dann eine hervorragende wissenschaftliche Kraft berufen werden.

* **Hanau**, 18. Oct. In Anwesenheit des Unterstaatssecretäres D. Dr. v. Weyrauch als Vertreter des Cultusministers, sowie des Regierungspräsidenten von Kassel Wirkl. Geh. Oberregierungsrathes Grafen Clairon d'Haussonville, verschiedener Abordnungen deutscher Universitäten und zahlreicher anderer auswärtiger Gäste fand heute Mittag hier vor dem Rathhause die Enthüllung des Nationaldenkmals für die Brüder Grimm statt. Nach dem Vortrage des Chores „O Schutzgeist alles Schönen" (Melodie von Mozart) durch einen aus den sechs hiesigen Gesangvereinen gebildeten Sängerchor wurde das Denkmal vom Fabricanten Kehl im Namen des Denkmalsausschusses mit kurzer Ansprache dem Oberbürgermeister Gebeschuß übergeben. Zahlreiche Kranzspenden wurden am Denkmal niedergelegt, u. a. von Prof. Dr. Suphan im Namen des Großherzogs von Sachsen-Weimar, der Großherzogin und der Goethe-Gesellschaft, von Prof. Jastl für die Universität Marburg ꝛc. Der Festact wurde abgeschlossen durch einen von Kindern dargestellten Zug, welcher die bekanntesten Gestalten aus Grimms Märchen verkörperte. Das von Prof. Syrius Eberle geschaffene Denkmal stellt in schlichter Hoheit Jacob Grimm stehend, Wilhelm sitzend dar und fand allseitige Anerkennung.

or. **Leipzig.** Dem hiesigen Schriftsteller Dr. Karl Siegen ist in Würdigung seiner „großen Verdienste um die Literaturgeschichte" vom Fürsten Reuß ä. L. der Professortitel verliehen worden.

* **Berlin.** Die Entwürfe zum Helmholtz-Denkmal werden vom 1. November ab öffentlich ausgestellt. Von den Bildhauern, an die zuerst der Ruf ergangen war, haben die Professoren Adolf Hildebrand in Florenz, Schaper und Siemering in Berlin eine Betheiligung abgelehnt, und es sind nun Entwürfe von den Berliner Bildhauern Prof. Otto Lessing, Karl Pracht, der s. Z. die Kolossalbüste von Helmholtz für die Gedächtnißfeier in der Singakademie geschaffen hatte, von Prof. Herter, Walter Schott und Prof. Gerhard Janensch zu erwarten. Ueber den Platz ist endgültig bestimmt, daß der Standort im Vorgarten der Universität, aber nicht in der Mitte, zu liegen hat. Die Bildhauer sollen bei der Wahl des Platzes die künftige Errichtung ähnlicher Standbilder (man denkt wohl zunächst an Treitschke) im Auge behalten. Für das Standbild ist wetterbeständiger Marmor in Aussicht genommen. Im übrigen hat man den Künstlern freie Hand gegeben, so namentlich in Bezug auf Bekleidung der Figur, Abmessungen, Material und künstlerische Durchbildung des Sockels. Das Alter, in welchem Helmholtz darzustellen ist, soll der Zeit seiner Wirksamkeit in Berlin entsprechen. Die Künstler, deren Entwürfe nicht zur Darstellung kommen, erhalten 1000 Mark, die Skizzen bleiben ihr Eigenthum. Insgesammt stehen etwa 70,000 Mark zur Ausführung des Denkmals zur Verfügung. Die Wahl des auszuführenden Modells wird durch den Centralausschuß erfolgen, dem als Vorsitzende Staatsminister v. Goßler und Geh. Rath v. Bezold, ferner die Minister v. Boetticher und Bosse, der Chef des Civilcabinets v. Lucanus, die Professoren du Bois-Reymond und Virchow, Präsident Kohlrausch, Prof. Warburg u. a. angehören.

* **Breslau.** Die Landwirthschaftskammer für Schlesien hat an den Landwirthschaftsminister das Ersuchen gerichtet, daß am landwirthschaftlichen Institute der hiesigen Universität ein Lehrstuhl für Culturtechnik errichtet werde. — Ende d. M. soll hier das Denkmal von Suarez, dem Schöpfer des preußischen Landrechts, enthüllt werden. Es ist ein Werk des Berliner Bildhauers Peter Becker.

ℨ **Amsterdam**, 14. Oct. Gründung eines Rembrandt-Museums. In den holländischen und insbesondere in den Amsterdamer Künstlerkreisen wird gegenwärtig ein Plan von großem künstlerischen Interesse erörtert: nämlich die Gründung eines besonderen Rembrandt-Museums. Bekanntlich enthält das vor wenigen Jahren neu erbaute niederländische Reichsmuseum in Amsterdam die schönsten und bedeutendsten Gemälde des großen Malers, der als Sohn Amsterdams sein Standbild auf einem der schönsten Plätze der holländischen Hauptstadt besitzt. Diese Gemälde sind aber nicht Eigenthum des niederländischen Staates, sondern gehören vielmehr der Stadt Amsterdam, die sie dem Reichsmuseum nur gelichen hat, unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß sie dieselben stets wieder zurückfordern könne. Das letztere wird nun jetzt der Fall sein, da ein eigenes Rembrandt-Museum gegründet werden soll. Der Gründungsausschuß hat sich unter dem Vorsitz des Haager Malers Zilcken bereits constituirt und der Plan für die Anlage des neuen Museumsgebäudes ist bereits entworfen. Es wird nicht im Stile der modernen Museen errichtet sein, sondern in der Form eines Patricierhauses aus der Zeit Rembrandts. Die Gemälde werden daselbst nach der Zeit ihrer Entstehung untergebracht und nach der Methode geordnet werden, welche Rembrandt selbst nach den vorhandenen Beschreibungen in seiner Künstlerwerkstatt beobachtet hat. Die Hauptsorgfalt des Architekten wird nicht die äußere Ausschmückung des Gebäudes betreffen, sondern die innere Einrichtung, welche den künstlerischen Effect der Gemälde in seiner ganzen Wirkung zur Geltung bringen soll. Außer den zahlreichen Rembrandt-Gemälden des Amsterdamer Reichsmuseums wird das neue Rembrandt-Museum auch diejenigen Bilder des Meisters enthalten, die sich noch jetzt im Privatbesitz holländischer Patrizierfamilien befinden. Die großartigen Rembrandt-Sammlungen von Steengracht und den Familien Six, Bredius, van Wede van Dykveld und Hartsinck thun Sloten sind dem neuen Unternehmen bereits zugesichert. Sämmtliche Räume des Museums, auch diejenigen, welche nicht als Bildergalerie dienen, sollen ausschließlich dem Andenken an Rembrandt gewidmet sein, so eine Bibliothek mit allen über den Meister erschienenen Werken und ein Saal mit den unvollendeten Skizzen Rembrandts. Das Museum soll uns eben den ganzen Lebenslauf des großen Malers veranschaulichen. Selbstverständlich werden die Kosten dieses schönen künstlerischen Unternehmens eine große Summe erheischen. Da aber der Gedanke der Gründung eines Rembrandt-Museums überall in Holland große Begeisterung erweckt und überdies die Stadt Amsterdam zur Ehrung ihres berühmten Sohnes durch eine größere Summe beitragen wird, so ist an der Verwirklichung des Planes nicht zu zweifeln.

Neue Kataloge: Friedr. Kohl, Weißenburg a. S.: Bayrische Petrefacten und Mineralien. — Theodor Ackermann, München 1896: Antiquariats-Kat. Nr. 419. Bavarica; Nr. 421. Französische Sprache. — Sammlung von Karl Wertheimer: Münzen und Medaillen der Grafschaft Tirol; verschiedene Sammlungen: Münzen u. Medaillen verschiedener Länder. Auction München, 26. Oct. 1896 u. ff. TT. durch Otto Helbing.

J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 48,
Wilhelmstraße 119/120.

Soeben erschien:

Bürgerliches Gesetzbuch

nebst Einführungsgesetz.

Vom 18. August 1896.

Text-Ausgabe mit Anmerkungen und Sachregister.

In Verbindung mit

Dr. F. André, a. o. Professor in Göttingen,
M. Greiff, Amtsrichter in Fürstenwalde,
F. Ritgen, Gerichtsassessor in Berlin,
Dr. K. Unzner, II. Staatsanwalt in München,
s. Z. Schriftführern bei der Kommission für die zweite Lesung des Entwurfs eines Bürgerlichen Gesetzbuchs,

herausgegeben von

A. Achilles,

Reichsgerichtsrath a. D.,
s. Z. Kommissar des Reichs-Justizamts bei derselben Kommission.

8° gebunden in ganz Leinen 5 Mk. 50 Pf.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, sowie direkt von der Verlagsbuchhandlung. (14709)

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 20. October. Nummer 243.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 6.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.90, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.
Das Verhältniß der Heilkunst zur Wissenschaft. I. Von Sir J. Lister. — Südpreußen im Jahre 1793. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das Verhältniß der Heilkunst zur Wissenschaft.

Rede Sir Joseph Listers
gehalten bei der Eröffnung der „British Association“ in Liverpool am 16. September 1896.*)

I.

1. Ich habe zunächst meinen innigsten Dank für die hohe Ehre meiner Erwählung zum Präsidenten dieser Gesellschaft auszusprechen. Ich war thatsächlich davon überrascht, da die stetig sich steigernden Ansprüche der Chirurgie mich Jahre lang von dem Besuch ihrer Sitzungen abhielten. Letztere schließen ja die Medicin in all ihren Theilen aus. Auch war dieser Ausschluß der Heilkunst von den Arbeiten der Vereinigung durchaus gerechtfertigt und unvermeidlich. Nicht etwa deßhalb, weil die Heilkunde nur wenig mit der reinen Wissenschaft gemein hätte: der Chirurg vollführt niemals eine Operation ohne Hülfe der Anatomie oder Physiologie, und in dem, was oft der schwierigste Theil seiner Pflicht ist, nämlich in der Auffindung des richtigen Weges, wird er gleich jedem anderen Arzt geführt von der Pathologie; diese Wissenschaft vom Wesen der Krankheiten hat trotz der ihr anhaftenden besonderen Schwierigkeiten und trotz der Complicirtheit ihres Gegenstandes während des letzten halben Jahrhunderts staunenswerthe Fortschritte gemacht, welche der gesammten praktischen Heilkunde eine die bloße Empirie weit übertreffende wissenschaftliche Grundlage verliehen.

Ihnen einige Beispiele des Zusammenhanges zwischen Wissenschaft und Heilkunst vorzuführen, ist die Absicht der folgenden Ausführungen.

Zunächst erwähne ich hier das vielleicht erstaunlichste Ergebniß aller physikalischen Untersuchung: die Entdeckung der Röntgen-Strahlen, so genannt nach dem Manne, welcher sie der Welt zuerst zeigte. So geheimnißvoll sie uns auch sonst noch erscheinen, eine ihrer Eigenheiten können wir trotzdem schon heute wahrnehmen: ihre Macht, Substanzen zu durchdringen, welche den bisher bekannten Lichtarten undurchgängig blieben. Zwischen der Durchsichtigkeit in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes und der Durchgängigkeit scheint, so weit es die neu entdeckten Ausströmungen betrifft, keinerlei Beziehung stattzufinden. Ein paar Augengläser vermögen die neuen Strahlen aufzuhalten, während das hölzerne oder lederne Futteral dieser Gläser ihnen durchaus durchgängig ist. Dabei bringen sie auf photographischen Platten ganz dieselben Wirkungen, wie jedes andere Licht hervor. Im allgemeinen gilt die Regel, daß der Widerstand gegen die Strahlen mit der Dichtigkeit des Materials wächst. Folgerichtig werden, da Knochen dichter als Fleisch sind, wenn die Hand oder ein anderer Körpertheil auf die in den Holzkasten eingeschlossene Platte oder auf anderes leichtes Material in entsprechender Entfernung von der Strahlenquelle gelegt werden, die Strahlen durch die Knochen zum großen Theil aufgehalten werden; dagegen durchdringen sie mit größter Leichtigkeit die unbedeckten Deckeltheile des Kastens und wirken mächtig auf die dahinter liegende Platte, so daß letztere an den Stellen, welche den Knochen entsprechen, sehr wenig und an den den Muskeln und den weicheren Theilen entsprechenden Stellen nur mäßig beeinflußt erscheint. Auf diese Weise entsteht ein Bild, auf welchem die Knochen sich scharf und reliefartig von den Fleischtheilen abheben; infolge dessen ist jede Anormalität in Gestalt und Lage leicht ersichtlich. Ich habe nicht nöthig, weiter auszuführen, welche Hülfe das dem Chirurgen bietet. Als Beispiel möchte ich einen Fall aus der Praxis des Herrn Howard Marsh anführen. Er hatte eine schwere Ellenbogenverletzung zu untersuchen; die Schwellung war so groß, daß es ihm mit den früher gebräuchlichen Mitteln unmöglich war, festzustellen, ob es sich um einen Bruch oder nur um eine Verschiebung handle. Im letzteren Falle war eine gewaltsame Einrenkung angezeigt, aber eine solche war ganz und gar nicht am Platz, wenn ein Knochenbruch vorlag. Mit Hülfe der Röntgen-Strahlen wurde nun eine Photographie hergestellt, auf welcher der Knochen des Oberarms klar und deutlich über den des Vorderarmes verrückt erschien. Nachdem so die Diagnose gesichert war, schritt Herr Marsh dazu, die Verschiebung zu beseitigen. Sein Erfolg wurde durch eine weitere photographische Aufnahme bewiesen, welche die Knochen in ihrer ursprünglichen, natürlichen Lage zeigte. Da die gewöhnlichen Metalle, wie Blei, Eisen und Kupfer, noch bei weitem dichter als Knochenbildungen sind, so vermögen die Strahlen eine in einen Knochen eingebettete Kugel oder auch eine Nadel in einem Gelenk zu zeigen. Bei Gelegenheit der letzten Sitzung der Royal Society wurde ein durch die neue photographische Methode hervorgerufenes Bild vorgewiesen, welches mit voller Bestimmtheit durch das Knochenwerk der Brust hindurch ein Halbpennystück in der Speiseröhre eines Knaben zeigte. Es hatte dort 6 Monate gelegen und verursachte Beschwerden in der Magengrube während des Schluckens; doch ob die Münze sich wirklich seitwärts drücke oder, wenn ja, wie eigentlich ihre Lage sei, das war durchaus ungewiß, bis die Röntgen-Strahlen es aufklärten. Dr. Macintyre aus Glasgow, welcher die Photographie herstellte, theilte mir mit, daß, sobald die Anwesenheit des Halbpennystückes auf diese Art aufgeklärt war, der den Fall behandelnde Chirurg den Versuch machte, den Halbpenny zu entfernen. Obgleich er nun darin nicht von Erfolg begleitet war, so hatte die Operation dennoch wenigstens so viel Wirkung, daß die Münze von der Stelle bewegt wurde; denn eine weitere photographische Aufnahme Macintyre's zeigte nicht nur, daß die Münze aus der Gurgel entfernt war, sondern auch, daß dank der wunder-

*) Wir wissen dem berühmten Chirurgen besonderen Dank für die freundliche Bereitwilligkeit, mit der er uns den Text seines Vortrages für die Beilage der Allgemeinen Zeitung überließ. D. Red.

vollen Macht, welche die Röntgen-Strahlen in seiner Hand erhalten hatten, die Münze nicht weiter in die Verdauungswege hinabgeglitten war. Seitdem ist der Knabe vollkommen wiederhergestellt. Die Röntgen-Strahlen bringen gewisse chemische Verbindungen zum Fluoresciren, sie selbst zeigen nur ein schwaches Licht, welches kaum auch nur im Dunkeln sichtbar ist. Läßt man sie auf einen durchsichtigen Schirm fallen, der mit Fluorescenzsubstanz imprägnirt ist, dann werden sie wundervoll leuchtend. Wenn ein Theil des menschlichen Körpers zwischen Schirm und Strahlenquelle gestellt oder gelegt wird, erscheinen Knochen und andere Structuren als tiefe Schatten darauf, und so kann selbst ohne Hülfe einer photographischen Aufnahme die Diagnose gestellt werden. Auf diesem Wege entdeckte Dr. Macintyre zuerst die Münze in der Gurgel des Knaben. Herr Herbert Jackson vom Kings College in London zeichnete sich auf diesem besonderen Felde der Untersuchung schon lange aus. Allein trotz der bisher erreichten, mehr als überraschenden Erfolge liegt durchaus kein Grund zu der Annahme vor, daß wir die Grenze der Macht dieser Strahlen schon kennen. Trotz der Dichtigkeit der Herzsubstanz, welche größer ist als die Dichtigkeit der mit Luft angefüllten Lungen, können Gestalt und Ausdehnungsverhältnisse dieses menschlichen Centralorgans im lebenden Körper mit Hülfe des fluorescirenden Schirms jetzt aufgeklärt werden und selbst die Bewegungen des Herzorgans sind unlängst von verschiedenen Beobachtern durch dieses Mittel gesehen worden. Diese wichtigen Anwendungen der neuen Strahlen in der Heilkunst mußten die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf sich ziehen, und ich möchte glauben, daß sie dem Forschungseifer der Physiker eine neue Anregung geben. Der bedeutende Physiker Professor Lodge in Liverpool gehörte zu den ersten, welche die Strahlen praktisch anwandten, und ich selbst war in der Lage, vor langer Zeit der Royal Society die Photographie einer in eine Hand eingebetteten Kugel zu zeigen, welche Professor Lodge mir zu senden die Güte hatte. Sein Interesse für die medicinische Seite der Sache ist unverändert; nichtsdestoweniger gehört Lodge auch zu den ausgezeichnetsten physikalischen Erforschern des Gegenstandes. Noch nach einer anderen Richtung hin stehen die Röntgen-Strahlen mit der Physiologie in Verbindung. Man hat beobachtet, daß eine ihnen lange ausgesetzte menschtiche Haut außerordentlich gereizt und wie mit einem stärkeren Sonnenbrand behaftet erscheint. Das legt den Gedanken nahe, daß der Durchgang der Strahlen durch den menschlichen Körper nicht ohne jede Einwirkung auf die inneren Organe bleibt, sondern bei lange fortgesetzter Wirkung, je nach dem betroffenen Theile, eine nachtheilige Irritation oder heilsame Stimulation hervorrufen dürfte.

Wir feiern jetzt das Jubiläum der Anästhetica (empfindungtödtender Mittel) in der Chirurgie. Dieser für die Menschheit unschätzbare Segen kam von Amerika. Die erste Ahnung davon hatte Sir Humphry Davy. Davy fand, daß ein Zahnschmerz, von welchem er gepeinigt wurde, durch Inhalation von Lachgas (Nitrooxyd) beseitigt wurde. Das brachte ihn auf die Vermuthung, daß ein gleiches Verfahren zur Vermeidung von Schmerzen bei chirurgischen Operationen möglich sei. Doch erst im September 1846 verwirklichte nach mannichfaltigen Experimenten an sich selbst und anderen Dr W. J. G. Morton in Boston Davy's Idee. Bald darauf wandte er die neue Methode im Allgemeinen Krankenhause zu Massachusetts an; sofort ging die neue Entdeckung wie ein Lauffeuer über die ganze civilisirte Welt. Ich war bei der ersten Anwendung des Aethers in England während der Operation zugegen. Letztere wurde von Robert Liston im University College Hospital zu London ausgeführt; es war ein voller Erfolg. Bald darauf sah ich denselben großen Chirurgen gleich schmerzlos einen Schenkel amputiren, und zwar mit Hülfe eines anderen Mittels, des Chloroforms, welches nachdrücklichst von Dr. Simpson an Stelle des Aethers empfohlen wurde. Simpson hat auch das große Verdienst, gezeigt zu haben, wie bei Anwendung des Chloroforms Entbindungen sich schmerzlos bewerkstelligen lassen. Aether und Chloroform behaupten auch heute noch als Anästhetica bei längeren Operationen das Feld, während das von Davy angewandte Gas infolge seiner sofortigen Wirkung und anderer damit verbundener Vortheile bei kurzen Operationen, wie z. B. beim Zahnausziehen, seinen Platz behauptet hat. An der Geburtsstätte der Anästhesie hat der Aether noch bis heute seinen Platz behauptet, dagegen wurde er in Europa zum großen Theil durch das Chloroform ersetzt; in der jüngsten Zeit wurde die Ansicht laut, daß Aether, wenn auch weniger angenehm, so doch gesünder sei. Ich für meinen Theil bin der Ueberzeugung, daß Chloroform, wenn richtig und mit der nöthigen Vorsicht angewendet, das Zuträglichere von beiden ist.

Die Entdeckung der Anästhesie leitete eine neue Aera der Chirurgie ein. Nicht nur wurde der Schmerz bei der Operation selbst dadurch beseitigt, sondern auch den ernstlichen, manchmal tödtlich wirkenden Erschütterungen des Körpers, welche oft mit den Operationsvorbereitungen für den Patienten verbunden waren, wurde ein- für allemal vorgebeugt. Zugleich wurde das ganze Feld der Chirurgie wesentlich erweitert, da eine Reihe von Operationen, welche früher wegen der damit verbundenen Gefahr unterlassen werden mußten, jetzt ganz alltäglich wurden. Und doch habe ich die Liste der mit der Erfindung verbundenen Wohlthaten noch keineswegs erschöpft. Die Anästhesie in der Chirurgie ist von Anfang bis zu Ende eine Gabe der Wissenschaft gewesen. Nitrooxyd, Schwefeläther und Chloroform sind alles künstliche Producte der Chemie; ihre Anwendung für die Anästhesie war ein Ergebniß wissenschaftlicher Forschung; sie forderte, weit entfernt davon, gleich der der Heilmittel eine Sache bloßen Versuches zu sein, unter allen Umständen die umsichtige Nutzung physiologischer und pathologischer Kenntnisse. Ferner haben die Anästhetica durch ihre ausgezeichneten Dienste für die Chirurgie neues Licht auf die allgemeine Biologie geworfen. Es hat sich herausgestellt, daß sich ihre Wirkung nicht auf die Vertebraten beschränkt, sondern sich auch bei Lebewesen, die so weit, wie Bienen und andere Insecten vom Menschen entfernt sind, geltend macht. Selbst das Pflanzenleben wird von ihnen beeinflußt. Darin liegt ein kräftiger Beweis, daß das eigentliche Wesen aller Lebendigen auf diesem Planeten überall dasselbe ist, mag es sich nun um das Thier- oder Pflanzenreich handeln. Ebenso haben die Anästhetica — ich kann hier darauf nicht näher eingehen — die Fortschritte der Physiologie und Pathologie außerordentlich gefördert.

Eine weitere Beleuchtung meines Themas der Beziehungen der Heilkunde zur Wissenschaft liefern die Forschungen Pasteurs über Gährungserscheinungen. Zu der Zeit, da die Gährungserscheinungen zuerst Pasteurs Aufmerksamkeit erregten, war man überwiegend der Meinung, daß Gährungen durch die Einwirkungen des in der Luft enthaltenen Oxygens entstünden; letzteres — so nahm man an — wirke auf nicht feste (labile) thierische und pflanzliche Producte in der Weise ein, daß diese Producte die dadurch verursachten Störungen anderen ihnen örtlich nahen Substanzen mittheilten, und das führe dann zu ihrem Zerfall. Auch hatte Caguiard-Latour mehrere Jahre vorher wirklich gezeigt, daß Bierhefe (Gäscht) aus den Zellen von mikroskopisch erkennbarem Schwamm bestehe, der gerade so wachse wie die Süßwurzelgährungen; er schrieb die Zersetzung des Zuckers in Alkohol und Kohlensäure dem Wachs-

thum dieses Mikroorganismus zu. In Deutschland veröffentlichte Schwann, welcher vollkommen selbständig die Gährungspflanze entdeckte, sehr merkwürdige Versuche bezüglich der Fäulniß von Fleisch zur Unterstützung analoger Auffassungen. Diese auch von anderen befürworteten Ansichten wurden zuletzt verworfen, besonders nachdem Justus v. Liebigs große Autorität ihnen aufs entschiedenste widersprach. Pasteur benutzte, nachdem er als junger Mann zum Dekan der naturwissenschaftlichen Facultät an der Universität zu Lille ernannt war, einer Stadt, in der die Producte alkoholischer Gährung Haupthandelsartikel sind, die Gelegenheit, die Vorgänge der Gährungserscheinungen durch und durch zu studiren; er gelangte dabei zu der festen Ueberzeugung, daß Cagniard-Latours Ansichten durchaus zutreffend seien. Bei anderen Gährungserscheinungen war bis dahin durchaus nichts beobachtet worden, was den Gährungserscheinungen der Bierhefe irgendwie gleich sah. Das geschah jetzt durch Pasteur für die Gährung, bei welcher Zucker sich in Milchsäure auflöst. Diese milchige Gährung wurde durch Zusatz einer animalischen Substanz, wie etwa Fibrin, zu einer Lösung von Zucker und Kalk hervorgerufen, so daß sie sich mit der entstandenen Säure verbinden konnte. Pasteur sah dabei, was bis dahin noch von niemandem beobachtet worden war, nämlich daß sich ein feines graues Residuum bildete, dem Aeußern nach nur sehr wenig von dem zersetzenden Fibrin verschieden und dabei stetig zunehmend mit der fortschreitenden Gährung. Frappirt von der Analogie zwischen dem wachsenden Residuum und der wachsenden Süßwurzelhefe, fand Pasteur nach mikroskopischer Untersuchung, daß das Residuum aus gleichförmigen und gleich großen Partikelchen bestand. Pasteur war kein Biolog; dennoch war er, trotzdem diese Partikelchen verglichen mit den Elementartheilen der Bierhefenpflanze außerordentlich klein waren, sofort davon überzeugt, daß beide analog und Zellen ein und desselben mikroskopisch erkennbaren Schwammgebildes seien. Letztere faßte er als das wesentliche Ferment auf, während seiner Meinung nach Fibrin und jede andere bis dahin als Ferment angesehene Substanz durchaus nicht zu den Wesensbestandtheilen, sondern nur zu den Ernährungserfordernissen des Zuckers gehörten. Die Richtigkeit seiner Ansicht bewies er dadurch, daß er das Fibrin und alle anderen animalischen Stoffe entfernte und durch mineralische Salze von demselben Nährwerth ersetzte. Nachdem er etwas von dem grauen Residuum zu einer Zuckerlösung, welche diese Salze und etwas Kalk enthielt, hinzugefügt, zeigte sich eine Milchgährung, um vieles deutlicher, als die auf dem gewöhnlichen Wege erzielte. Ich bin auf diese Dinge hier etwas näher eingegangen, weil sie Pasteurs Scharfsinn als Beobachter, seine Genialität im Experimentiren und seine intuitive Erkenntniß des Richtigen zugleich bezeugen. Eine ganze Anzahl anderer schöner Untersuchungen folgte, welche alle klar und deutlich bewiesen, daß alle wirklichen Gährungsprocesse, einschließlich der Fäulniß, durch ein Wachsthum von Mikroorganismen verursacht werden.

Es war nur natürlich, daß Pasteur nun auch den Ursprung der Mikroben, welche er als wesentliche Ursache der verschiedenen Gährungserscheinungen erkannt hatte, zu erforschen suchte. Es wurde damals meistentheils angenommen, und zwar von hervorragenden Naturforschern, daß solche niedrige und außerordentlich kleine Wesen bei der Zerstörung organischer Substanzen de novo entstünden. Diese Lehre von der Selbstzeugung hatte, nachdem sie nach und nach aus verschiedenen Positionen, welche sie früher im Bereich der dem Auge sichtbaren Lebewesen eingenommen, vertrieben worden war, ihre letzte Zuflucht in wissenschaftlichen Gebieten gefunden, deren Studienobjecte so klein, daß ihre Gewohnheiten und ihre Geschichte entsprechend schwer zu behandeln waren. Auch hier sah Pasteur sofort, gleichsam instinctiv, auf welcher Seite die Wahrheit lag; und durchdrungen von der großen Wichtigkeit der Sache, widmete er sich mit wahrem Feuereifer ihrer Aufklärung. Es sei erlaubt, hier eine Art der von ihm zu diesem Zwecke angestellten Versuche kurz zu beschreiben. Er benutzte eine Anzahl schmalhalsiger Glasflaschen, angefüllt mit einer Abkochung von Bierhefe; einer Flüssigkeit, die, der Luft ausgesetzt, besonders empfindlich ist. Nachdem er diese Flüssigkeit in jeder Flasche bis zum Siedepunkt gebracht, um so alle etwa darin enthaltenen Lebenskeime zu ertödten, verschloß er während des Aufwallens den Hals mit Hülfe eines Löthrohres, so daß nach Abkühlung der Flüssigkeit der in den Flaschen verdichtete Dampf ein Vacuum über der Flüssigkeit zur Folge hatte. Wenn nach dieser Procedur der Hals der Flüssigkeit aufgebrochen wurde, mußte die Luft mit allen in ihr enthaltenen Mikroben das Vacuum ausfüllen. In gleicher Weise mußten, nachdem der Hals der Flasche aufs neue versiegelt, die durch die Luft eingeführten Keime nach kurzer Zeit durch Trübung der Flüssigkeit sich kundgeben. Nun zeigte sich, daß bei Vornahme dieses Experiments in bewohnten Räumen oder in einem Walde große Mengen der kleinen Lebewesen sichtbar wurden; dagegen blieb bei Ausführung des Versuches in einem lange Zeit unbenützten Keller, in welchem die Mikroben höchst wahrscheinlich, gleich anderem Dunst, zu Boden gefallen waren, die Abkochung vollkommen klar und unverändert. Auf diese Weise war bewiesen, daß Oxygen ebensowenig wie die anderen Luftbestandtheile irgend welche organische Bestandtheile in das Hefewasser einführten. Damit gelangte Pasteur und mit ihm die größere Zahl aller Forscher zu der Ueberzeugung, daß, wie Pasteur selbst es ausdrückte, la génération spontanée est une chimère (die Urzeugung eine Chimäre sei) und daß selbst die niedrigsten und kleinsten Wesen nur von ihresgleichen erzeugt werden können. Weiter bewies Pasteur die ungeheure Wichtigkeit dieser niederen Organismen in der Oekonomie der Natur. Durch ihre Einwirkung zerfallen die Leichname von Thieren und Pflanzen in einfachere Bestandtheile, welche ihrerseits wiederum besonders dazu geeignet sind, sich neuen Lebesormen zu assimiliren. Ohne sie wäre die Welt, wie Pasteur es ausdrückt, encombré de cadavres (mit Leichnamen angefüllt). Sie sind wesentlich nicht nur für unser Wohlbefinden, sondern auch ganz eigentlich für unsre Existenz. Gleich nothwendige Functionen haben jedenfalls diese oder ähnliche Mikroben in der Geschichte vergangener Erdepochen ausgeübt, und der Gedanke ist gewiß nicht ohne Reiz, daß Organismen von der denkbar einfachsten Art schon vorhanden waren, als das erste Leben auf unserm Erdball erschien, und daß diese Organismen aller Wahrscheinlichkeit nach dasselbe niedrige, aber außerordentlich nützliche Dasein schon während der geologischen Perioden dahinlebten.

Pasteurs Forschungen über Gährungserscheinungen haben auf die Chirurgie einen außerordentlich bedeutenden Einfluß geübt. Ich bin oftmals aufgefordert worden, mich über meinen Antheil an diesen Forschungen öffentlich zu äußern, allein bis jetzt habe ich es immer abgelehnt, theilweise weil die Einzelheiten gar zu sehr rein technischer Natur sind, theilweise auch aus Abneigung gegen persönliche Reclame. Dieses letzte Hinderniß kann heute nicht mehr in Betracht kommen, nachdem ich es jüngeren Kräften überlassen, in die Ausübung meines mir so theuren Berufes einzutreten. Es dürfte deßhalb vielleicht erwartet werden, daß ich bei dieser Gelegenheit, soweit ich mich selbst verständlich zu machen vermag, einiges über den Gegenstand sage.

Nichts setzte den praktischen Chirurgen mehr in Erstaunen, als der Unterschied in dem Verhalten der Wunden, jenachdem die Haut dabei in Mitleidenschaft gezogen wurde. Waren beispielsweise die Beinknochen gebrochen, die Haut

aber äußerlich unverletzt, dann blieb es die einzige Sorge des Chirurgen, mochte die innere Verletzung der Knochen und Weichtheile noch so schwer sein, eine für die Anwendung des nöthigen Apparates möglichst günstige Lage der Brüche zu schaffen; andrerseits war, sobald mit dem Knochenbruch eine Hautwunde verbunden war, ein solcher zusammengesetzter Bruch, wie man es nannte, eines der denkbar gefährlichsten Dinge. Syme, nach meinem Dafürhalten einer der ersten Chirurgen seiner Zeit, sagte mir einst, daß seiner Ueberzeugung nach Amputationen des ganzen Fußes, ohne alle weiteren Versuche zur Rettung des Fußes, in diesem Falle einer Zusammenfügung des Knochenbruches vorzuziehen seien. Was war nun die Ursache dieses erstaunlichen Unterschiedes? Sichtlich war sie zum Theil darin zu suchen, daß der verletzte Theil bei gleichzeitiger Hautverletzung äußeren Einflüssen zugänglich blieb. Eine leicht bemerkbare Wirkung eines solchen Einflusses gab sich durch den Geruch der Entleerungen kund; er zeigte deutlich den Uebergang des Wundenblutes in Fäulniß: die mild nährende Flüssigkeit hatte sich in außerordentlich schädliche und giftige Substanzen verwandelt. Ich habe noch einem solchen wiederzusammengefügten Beinbruch einen Mann innerhalb zweier Tage sterben sehen, ganz so durch die Fäulniß vergiftet, als wenn er innerlich eine tödtliche Dose Gift genommen hätte.

Eine äußere Wunde an den weichen Theilen kann auf zweierlei Art geheilt werden. Wenn die verletzten äußeren Theile ganz rein ausgewaschen und schmerzlos beim ersten Angreifen zu genauer Anpassung gebracht werden können, dann wachsen sie wohl sehr schnell wieder zusammen; doch das findet nur ausnahmsweise statt. Sehr häufig blieben alle Anstrengungen des Chirurgen, eine sofortige Wiedervereinigung der Haupttheile zu erzielen, erfolglos: Wundentzündungen traten ein und die gemachten Nähte mußten wieder entfernt werden; es entstand eine Klaffung, und infolge dessen mußte die Heilung, gerade so als ob die Wunde von vornherein offen geblieben wäre, auf einem anderen Wege vorgenommen werden. Diesen zweiten Weg will ich hier kurz beschreiben. Eine äußeren Einflüssen ausgesetzte rohe Oberfläche bedeckt sich zunächst mit einer Schicht geronnenen Blutes oder mit einzelnen Blutbestandtheilen, welche stets in Fäulniß übergehen. Die Inficirung sensitiver Gewebe durch Fäulnißproducte erschien mir durchaus ausreichend zur Hervorrufung einer Entzündung, welche wir stets innerhalb dreier oder vier Tage vor den Granulationen (Körnungen) beobachten konnten. Letztere verursachten eine grobkörnige Haut von sehr unvollkommener und embryonenhaften Structur, dabei vollkommen entblößt von sensorischen Nerven und entschieden geneigt, ganz so wie frisch geöffnetes Gewebe, Materie und Eiter als Fäulnißproducte eher zu bilden, als zu absorbiren. Die Körnungen selbst bildeten solcher Art ein schönes lebendes Pflaster, welches die darunter liegenden sensitiven Theile vor jeder Reizung und das System im ganzen vor Vergiftung und vor den damit verbundenen fieberischen Erscheinungen schützte. Die Körnungen hatten noch andere nützliche Eigenschaften; ich erwähne hier nur ihre Tendenz, während ihres Wachsthums einzuschrumpfen und so allmählich die Wundgröße zu vermindern. Unterdessen wirkte auch noch eine andere Ursache mit. Die Zellen der Epidermis oder der Schorfhaut der Hautränder erzeugten ununterbrochen eine Menge neuer Zellen von derselben Beschaffenheit, welche sich allmählich über die Körnungen ausdehnten, bis sie letztere vollkommen bedeckten, so daß sich eine vollkommene Schramme oder Vernarbung ergab. Das also wär die zweite Art der Heilung, nämlich durch Körnung und Vernarbung; ein Proceß, der, wenn er ununterbrochen vor sich ging, unsre vollste Bewunderung erregte. Dennoch war er, verglichen mit der sofortigen Wundschließung, sehr langwierig; dabei, wie wir sahen, mehr oder weniger mit Entzündung und Fiebererscheinungen verbunden, die oftmals in ihren Wirkungen sehr ernster Natur waren. Außerdem war diese Heilungsart unvorhergesehenen Unterbrechungen ausgesetzt. Häufig erweiterte sich die Wunde, anstatt schmäler zu werden, und die Vernarbung führte oft genug zu den verschiedenartigsten Schwärungen, ja sogar zu der recht bedenklichen Gewebezerstörung, die, weil meistentheils in Hospitälern beobachtet, Hospitalbrand getauft wurde. Oft traten noch andere ernste, recht verhängnißvolle Complicationen hinzu, welche der Chirurg nur als unvorhergesehene Zufälle bezeichnen konnte, ohne irgend welche Macht über sie zu besitzen. Aus dem bisher Gesagten wird leicht erhellen, daß meiner Meinung nach die Entzündungen, welche nach sofortiger Wundschließung so oft alle chirurgischen Bemühungen zuschanden machten, von Zersetzung des Blutes in der Wunde selbst herrührten.

Diese und mannichfaltige andere Betrachtungen hatten mich von der Größe des durch Fäulniß entstehenden Uebels bei chirurgischen Operationen tief überzeugt. Ich hatte alles gethan, durch peinliche Reinlichkeit und Anwendung desinficirender Waschungen Linderung zu schaffen; allein das Uebel ganz und gar zu vermeiden, schien durchaus hoffnungslos, da wir mit Liebig glaubten, seine Ursache sei das in der Luft enthaltene Oxygen, welches, nach Grahams Untersuchungen, die für Absorbirung des Wundblutes angewandten porösen Verbände durchdrang. Jetzt jedoch, nachdem Pasteur gezeigt hatte, daß Fäulniß eine Gährungserscheinung sei, verursacht durch Mikroben, und daß dergleichen nicht de novo in der Zersetzungssubstanz entstehen könne, gewann das ganze Problem ein hoffnungsvolleres Aussehen. Wurde es etwa möglich, die Wunde mit einer Substanz zu behandeln, welche, ohne den Gewebtheilen ernstlich zu schaden, die bereits in der Wunde enthaltenen Mikroben tödtete und den Zutritt neuer Mikroben verhinderte, dann konnte vielleicht auch jedwede Fäulniß verhindert werden, mochte noch so viel oxygenhaltige Luft frei hinzutreten.

Ich hatte davon gehört, daß Carbolsäure bei der öffentlichen Canalisation eine bemerkenswerth desinficirende Wirkung ausübe. Nachdem ich von meinem Collegen Dr. Anderson, dem Professor für Chemie an der Universität Glasgow, die Säure, welche dazumal in Schottland eine chemische Curiosität war, erhalten hatte, versuchte ich, sie bei der Verbindung von Brüchen anzuwenden. Bei Anwendung der unvermischten Säure, mit Vorkehrungen für gelegentliche Erneuerungen, fand ich zu meiner Freude, daß diese furchtbaren Verwundungen denselben heilsamen und ruhigen Verlauf nahmen, wie einfache Brüche, bei denen die Haut unverletzt geblieben war. Zugleich fanden wir ein besonderes Interesse daran, die Heilung unterhäutiger Verletzungen zu beobachten. Ein besonderes Interesse erregte der Proceß, durch welchen Gewebetheile, ganz im Gegensatz zu dem, was bis dahin beobachtet worden war, vollkommen verschwanden. Daß abgestorbene Theile sich allmählich durch einen Entzündungsproceß von den lebenden Theilen trennten und als Hautstücke abfielen, hatte man schon früher wahrgenommen.

Doch jetzt, nachdem es durch den antiseptischen Verband vor Fäulniß und also auch vor Reizungen bewahrt blieb, verursachte ein seines Lebens beraubtes Stück keinerlei Störungen in seiner Nachbarschaft; ja, ganz im Gegentheil, seine nahrhafte Natur diente weiter als Nahrung für die wachsenden Theile benachbarter lebender Structuren, welche nach einer gewissen Zeit an ihre Stelle traten. Es wurde sogar beobachtet, daß abgestorbene Knochentheile durch lebendes Knochengewebe wieder ersetzt wurden. Das

Digitized by Google

legte die Idee nahe, bei der Verbindung von Blutgefäßen Fäden todter thierischer Gewebe zu benutzen; letzteres wurde dann auch wirklich vermittelst „Katzendarm“ ausgeführt, welcher aus Schafeingeweiden hergestellt wird. Wenn von lebenden Mikroben befreit und sonst sauber zubereitet, erfüllt Katzendarm seinen Zweck vollkommen. Die Schleife hält ganz sicher; der Verband rund um das Gefäß wird nach und nach ganz absorbirt und durch einen Ring lebenden Gewebes ersetzt. Die einzelnen Fäden können dann, anstatt wie früher nur lang, jetzt ganz kurz abgeschnitten werden. Dadurch wird der langwierige Proceß einer Trennung des Verbandes mit seiner so ernsten Gefahr des Blutens abgekürzt. Unvermischte Carbolsäure ist ein wirkungsvolles Aetzmittel; obgleich sie bei offenen Brüchen, bei denen etwas Gewebeverlust im Vergleich zu der dadurch abwendbaren ungeheuren Gefahr von geringer Bedeutung ist, durchaus empfehlenswerth, zeigte sie sich dennoch ganz und gar unzuträglich bei Wunden, welche vom Chirurgen selbst herrührten. Immerhin wurde es bald augenscheinlich, daß Carbolsäure dem beabsichtigten Zweck entsprechen würde, wenn sie auch nur vermischt und frei von jeder ätzenden Wirkung für die operative Chirurgie verwendbar wurde. Entsprechend unsrer damaligen Kenntniß, waren zwei Hauptpunkte dabei ins Auge zu fassen: nämlich die Operation so auszuführen, daß während ihres Verlaufes keine lebenden Mikroben in die Wunde drangen, und ferner nur solche Verbände anzuwenden, welche den Zugang anderer lebender Organismen bis zu einem etwaigen Verbandswechsel unmöglich machen. Carbolsäure ist für diese beiden Zwecke wohlgeeignet. Unsre Erfahrungen mit diesem Mittel ergaben das, was, wie ich glaube, ein neues Princip in der Pharmakologie war — nämlich, daß die Größe der Wirkung jedweder Substanz auf die menschlichen Gewebe nicht nur von dem Verhältniß abhängt, in welchem sie in dem Material enthalten sind, das bei ihrer Anwendung als Hülfsmittel dient, sondern auch von der Zähigkeit, mit der sie von ihrem Lösungsmittel festgehalten wird. Wasser löst Carbolsäure nur sparsam auf und hält sie nur ganz wenig fest, läßt sie aber zugleich zu kräftiger Einwirkung auf andere Substanzen frei, für welche die Säure eine größere Wahlverwandtschaft besitzt; dagegen absorbiren verschiedene andere organische Substanzen die Säure außerordentlich gierig und halten sie dann auch festgebunden. Deßhalb ist ihre Lösung im Wasser auch wunderbar für eine reinigende Waschung geeignet; letztere wird dazu angewandt, Mikroben, welche während der Operation in die Wunde gefallen sein könnten, zu zerstören; ebenso dazu, die umgebende Haut zu reinigen; in gleicher Weise Hände und Instrumente der Chirurgen. Für den letzten Zweck hat sie noch den besonderen Vortheil, daß sie Stahl nicht angreift. Dagegen ist für einen äußeren Verband die Lösung im Wasser nicht geeignet, da sie sehr bald die in ihr enthaltene Säure abgibt und außerdem während ihrer Anwendung reizausübend wirkt. Letzterem Zweck entsprechen gewisse organische Substanzen um vieles besser. Verhältnißmäßig große Quantitäten der Säure konnten mit ihnen ohne jede Gefahr einer Reizwirkung bei ihrer späteren Anwendung verbunden werden, und solche Mischungen dienten, da sie fortwährend und in genügender Menge flüchtige Salze zur Vermeidung organischer Entwicklungen während der ihnen folgenden Entladungen abgaben, als sicherer, antiseptischer Stock für ganze Tage.

Die von mir bei der praktischen Erprobung des antiseptischen Princips zuerst benutzten Verbände waren roh und unnöthig complicirt. Die seitdem verflossenen Jahre haben nach beiden Richtungen hin große Fortschritte gebracht. Auf das verschiedenartige, von anderen und von mir selbst angewandte Material will ich hier nicht weiter eingehen; nur das eine will ich nach langjähriger Erfahrung aussprechen, daß, meiner Ueberzeugung nach, Carbolsäure infolge ihrer nahen chemischen Verwandtschaft zur Epidermis und den damit verbundenen öligen Substanzen und ebenso wegen ihrer durchdringenden Gewalt noch immer das beste uns zur Verfügung stehende Agens für Reinigung der Haut rund um die Wunde bleibt. Pasteur hat, wie wir sahen, bewiesen, daß die Luft eines jeden bewohnten Zimmers mit Mikroben angefüllt ist. Lange Zeit hindurch wandte ich verschiedene mehr oder weniger sorgfältige Vorsichtsmaßregeln gegen den lebenden atmosphärischen Staub an; denn ich zweifelte nicht, daß alle Wunden, abgesehen von den wenigen, welche bei der ersten Inangriffnahme vollkommen heilten, faulende Gährungen in sich aufnehmen, da das Blut einen außerordentlich günstigen Boden für das Wachsthum Fäulniß dringender Mikroben abgibt. Doch bald wurde mir klar, daß ich im Irrthum sei.

Zur Bestätigung der Pasteur'schen Keimtheorie hatte ich, nicht sowohl um mir selbst Gewißheit zu verschaffen, als in der Hoffnung, andere zu überzeugen, mannichfache Versuche vorgenommen. Ich hatte beobachtet, daß vollkommen reine Milch, welche bei genügendem Schutz gegen Staub lange Zeit hindurch unverändert blieb, von Mikroben verschiedenster Art geradezu zu wimmeln anfing, sobald sie der Luft auch nur ganz kurze Zeit ausgesetzt wurde; dieselbe Wirkung trat nach Zusatz eines Tropfens gewöhnlichen Wassers ein. Leitete ich dagegen antiseptisch behandeltes Blut in sterilisirte Gefäße, so sah ich zu meiner Ueberraschung, daß es selbst bei Zugang von Luft und Behandlung mit Wasser von Mikroben frei blieb; ja ich fand sogar, daß, wenn sehr faules Blut genügend mit sterilisirtem Wasser vermischt wurde, so daß sich die darin enthaltenen Mikroben weit verbreiteten und von ihren beißenden Bestandtheilen gereinigt wurden, ein Tropfen solcher Lösung, wenn reinem Blute hinzugefügt, letzteres Tage lang bei der gewöhnlichen Temperatur unverändert ließ, während ein geringer Zusatz unvermischter septischer (ansteckender) Flüssigkeit innerhalb vierundzwanzig Stunden eine intensive Fäulniß hervorrief. Daraus zog ich den Schluß, daß für unsre chirurgische Praxis die gröberen Formen des Ansteckungsübels weit mehr berücksichtigt werden müßten, als die in der atmosphärischen Luft gleichsam gebundenen Mikroben. So kam ich dazu, auf dem zu London 1881 abgehaltenen medicinischen Congreß bei der Beschreibung der Versuche, auf die ich soeben hingewiesen, anzudeuten, daß es vielleicht in Zukunft möglich sein dürfte, den atmosphärischen Staub ganz und gar unberücksichtigt zu lassen.

Aber so sehr ich mich auf ein so einfaches Verfahren, wenn es zu rechtfertigen war, gefreut haben würde, so wagte ich zur Zeit doch nicht, es praktisch anzuwenden. Ich war sicher, mit den zur Zeit angewendeten Vorsichtsmaßregeln für das Wohl meiner Patienten zu sorgen, und ich wagte nicht, letztere durch Unterlassung dieser Vorsichtsmaßregeln zu gefährden. Für alle Versuche an unsern Mitmenschen gibt es eine goldene Regel: Wende das an, was deiner besten Einsicht nach das Angenehmste bei der Förderung des Wohles deines Patienten ist! Mit anderen Worten: Handelt so, wie ihr wünscht, in gleichem Falle behandelt zu werden! Neun Jahre später, auf dem Berliner Congreß vom Jahre 1890, war ich in der Lage, die sichersten Beweise für die Unschädlichkeit des in der Atmosphäre enthaltenen Staubes bei Operationen zu liefern. Meine Schlußfolgerung wurde durch spätere Erfahrungen gerechtfertigt. Die Reizung der Wunde durch antiseptische Bewässerung und Waschungen kann jetzt unterlassen werden; es bleibt vollständig der Natur überlassen, sich gleichsam auf eigene Hand wiederherzustellen, während der Chirurg,

Digitized by Google

gerade so einfach wie früher, seine Operationen ausführen kann, immer vorausgesetzt, daß er im vollen Bewußtsein seiner außerordentlichen Verantwortlichkeit, die er auch seinen Gehülfen einzuflößen hat, und mit einer Sorgfalt, welche, wenn einmal erlangt, ganz von selbst sich einstellt und doch durch nichts in der Welt ersetzt werden kann, die für die Fernhaltung ansteckender grober Unreinheiten vollkommen genügenden einfachen Mittel zur Anwendung bringt. Selbst unsere älteren und roheren bei der Ausführung des antiseptischen Princips angewandten Methoden brachten bald eine wundervolle Veränderung in meinen Operationssälen des kgl. Krankenhauses zu Glasgow hervor; während dieses Hospital früher als die gesundheitswidrigste Stätte im ganzen Königreich galt, gehört es jetzt zu den gesündesten Krankenhäusern der Welt. Andere von den meinen nur wenige Schritte entfernte Krankensäle, in denen die alte Behandlungsart beibehalten war, bewahrten den früheren ungesunden Zustand bis so lange, bis sie gleichfalls die antiseptische Wundbehandlung einführten. Dieses Ergebniß wurde, wie ich kaum hinzuzufügen nöthig habe, durchaus nicht meiner persönlichen Geschicklichkeit verdankt, sondern einfach nur der grundsätzlichen Strenge, mit welcher das, was ich für ein Erforderniß höchster Nothwendigkeit hielt, durchgeführt wurde. Gleich auffallende Veränderungen wurden später an anderen Orten beobachtet. Ich kann dafür folgendes Beispiel anführen: In dem großen Allgemeinen Krankenhause zu München war der Hospitalbrand von Jahr zu Jahr immer häufiger geworden, bis er zuletzt bei 80 Proc. aller Verwundungen eintrat. Es ist nur Pflicht und Schuldigkeit gegen das Andenken des Professors v. Nußbaum, dabei ausdrücklich zu bemerken, daß er als Director der Anstalt zur Zeit alles nur Mögliche unternahm, um diese Geißel fernzuhalten. Daß das Uebel nicht etwa einem persönlichen Mißgriff seinerseits entsprang, ging am besten daraus hervor, daß in einem seiner Fürsorge unterstellten Privatkrankenhause der Gesundheitszustand durchaus kein besonders schlechter war. Das größere Hospital schien hoffnungslos inficirt, und die Behörden dachten bereits an den Ersatz des alten Hauses durch ein neues Gebäude. Unter solchen Verhältnissen schickte Professor v. Nußbaum schleunigst seinen ersten Assistenten Dr. Lindpaintner nach Edinburg, wo ich zur Zeit die Professur für klinische Chirurgie bekleidete, um die Einzelheiten des von mir befolgten antiseptischen Verfahrens kennen zu lernen. Dr. Lindpaintner blieb so lange bei uns, bis er die neue Methode praktisch ganz beherrschte. Nach seiner Rückkehr wurden dann alle vorliegenden Fälle an einem bestimmten Tage nach unsrer Methode verbunden. Von diesem Tage an zeigte sich kein einziger Hospitalbrand weiter im Münchener Krankenhause. Zugleich verschwand die furchtbare Pyaemia (Eiterfieber), und Erysipelas (Rothlauf) folgte bald ihrem Beispiel. Aber nicht nur in der Beseitigung der Ungesundheit des Krankenhauses zeigte das antiseptische System seine Wohlthaten; auch die Entzündungen mit ihren sie begleitenden Uebeln wurden unterdrückt, und Fieber, sowie verheerende Ausscheidungen — diese Qualen des Patienten verminderten sich außerordentlich. Da schnelle und sofortige Wundzusammenziehung jetzt zur Regel wurde, so wurde die Genesung dementsprechend beschleunigt. Dazu wurde es für Sicherheit und Methode der Heilung belanglos, ob die Wunde reinlich geschnittene Außenseiten hatte, die eng zusammengeschlossen werden konnten, oder ob die Verwundung eine Zerstörung von Geweben verursacht hatte. Operationen, die seit unvordenklichen Zeiten für unmöglich gehalten worden waren, wurden jetzt mit voller Sicherheit ausgeführt. — Für mich selbst enthält der Gedanke eine Genugthuung, daß eine sich stets mehrende, über die ganze Welt verbreitete Zahl von Praktikern meine Ausführungen nicht für übertrieben halten dürften. Allerdings erscheint bei einer Reihe von Fällen die vollkommene Anwendung der antiseptischen Methode infolge besonderer Umstände unmöglich. Immerhin sind das nur Ausnahmefälle; und selbst in diesen Fällen ist vieles zur Linderung der nicht ganz zu beseitigenden Uebel geschehen.

Ich bitte um Verzeihung, wenn ich mich vielleicht allzu lange bei Dingen aufgehalten habe, bei welchen ich persönlich betheiligt bin. Ich kehre nunmehr gern zu den Arbeiten anderer zurück.

Südpreußen im Jahre 1793.[1])

Am 25. März 1793 war durch das „Notificationspatent" König Friedrich Wilhelms II. die Einverleibung der Städte Danzig und Thorn und der Provinz Südpreußen — der heutigen Provinz Posen — in den preußischen Staat ausgesprochen worden. Die hundertjährige Wiederkehr dieses Tages hat den Anlaß zu einem Werke gegeben, das gerade unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen in den weitesten Kreisen bekannt zu werden verdient. Die Historische Gesellschaft der Provinz Posen entschloß sich damals, durch eine Veröffentlichung von Actenstücken, welche die Besitzergreifung der Provinz und die ersten von der preußischen Regierung getroffenen organisatorischen Einrichtungen betreffen, den urkundlichen Beweis zu liefern, daß die neue Provinz viel, man kann sagen alles dem preußischen Staat verdankt. Die Redaction des umfassend angelegten Werkes, für dessen Plan der seitdem verstorbene Director des preußischen Staatsarchivs v. Sybel sich lebhaft interessirte, wurde in die Hände des bewährten Vorstandes des k. Staatsarchivs in Posen, Archivrath Dr. Prümers, gelegt; eine Anzahl tüchtiger Fachkenner übernahm die Bearbeitung der einzelnen Abschnitte. Nur durch eine solche Arbeitstheilung war es möglich, in der kurzen Zeit von wenig mehr als zwei Jahren die Aufgabe zu lösen; und die Lösung ist, wenn auch einzelne Wiederholungen bei der Entstehungsweise des Werkes nicht ganz zu vermeiden waren, doch im ganzen als eine durchaus gelungene zu bezeichnen. Vor allem zeichnet sich das Buch durch eine vornehme Objectivität aus; auch die begangenen Fehler wurden keineswegs verschwiegen.

Die Quellen lieferten in erster Linie das Staatsarchiv in Posen und das Geheime Staatsarchiv in Berlin; daneben kamen das Kriegsarchiv des Großen Generalstabs, das Hausarchiv, das Archiv des Oberhofmarschallamts, die Archive des Kriegs- und des Justizministeriums in Berlin und das Staatsarchiv in Breslau in Betracht. Leider zeigen jedoch die vorhandenen Acten manche Lücken; die eigentlichen Besitzergreifungsacten sowie die Acten der südpreußischen Kammer in Petrikau konnten überhaupt nicht benutzt werden, da sie an Rußland abgegeben worden sind. Immerhin war ein sehr bedeutendes Material zu bearbeiten; nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil desselben konnte im vollen Wortlaut oder in größeren Auszügen mitgetheilt werden, während das übrige in den fast durchweg vorzüglich geschriebenen Einleitungen zu den einzelnen Abschnitten Verwendung gefunden hat.

Das ganze Werk ist in 17 Capitel eingetheilt. Die beiden ersten bilden gewissermaßen die Einleitung. Landesbibliothekar Dr. Schwartz behandelt die Besitznahme des Landes und die Huldigung; der General v. Möllendorff

[1]) Das Jahr 1793. Urkunden und Actenstücke zur Geschichte der Organisation Südpreußens. Mit vier Portraits. Herausgegeben unter der Redaction von Dr. Rodgero Prümers. (A. u. d. T.: Sonder-Veröffentlichungen der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen. III.) Posen 1895. Eigenthum der Gesellschaft. X, 840 S. 8°.

und der schlesische Justizminister Danckelmann fungirten dabei als Militär- und Civilcommissar. Dann skizzirt Prümers in kurzen Zügen die Zustände des Landes bei der Uebernahme und den Besuch des Königs im Herbst 1793. Seine Ausführungen finden in fast allen folgenden Abschnitten ihre Ergänzung; denn nur auf dem meist recht dunkeln Hintergrunde der bisherigen Zustände ließen sich die neuen Organisationen anschaulich darstellen. So ist das Werk auch für die Kenntniß des polnischen Reiches in der Zeit seines Zusammenbruchs von großer Bedeutung. So weit es irgend möglich war, suchte man an die alten Zustände anzuknüpfen. Diese Rücksicht auf meist völlig verrottete Einrichtungen, die den wohlwollenden Absichten des Königs entsprach, hat zu vielen halben Maßregeln geführt und mehr geschadet als genutzt. So erwiesen sich namentlich die Verwendung polnischer Edelleute in der Verwaltung der neuen Provinz und die schonende Behandlung der katholischen Geistlichkeit, der ihr reicher Landbesitz gegen eine Abgabe von 50 Procent des Ertrags überlassen wurde, beim Ausbruch der Revolution im Jahre 1794 als schwerer Fehler.

Im dritten Capitel behandelt Prümers die allgemeine Organisation der Verwaltung, die Einrichtung der Kammern (Regierungen) und ihrer Unterbehörden, im vierten Oberlandesgerichtsrath Dr. Meisner die schwierige Abgrenzung des Geschäftsbereichs zwischen den Landescollegien. Von maßgebendem Einfluß waren dabei der neu ernannte Minister für Südpreußen, wie die neue Provinz genannt wurde, v. Voß, ferner der Oberpräsident von Ostpreußen, v. Schroetter, und der Minister für Schlesien, Graf Hoym. Auf die Einzelheiten der Organisation und die mannichfachen Gegensätze zwischen den leitenden Personen, die 1794 zum Rücktritt des Ministers v. Voß und seine Ersetzung durch Hoym führten, können wir hier nicht näher eingehen.

Die übrigen Capitel betreffen die einzelnen Zweige der Verwaltung. Das Steuer- und Classificationswesen behandelt Archivar Dr. Warschauer, dem wir auch die interessanten Ausführungen über das Städtewesen und Handel, Gewerbe und Verkehr verdanken. Dr. Meisner gibt eine sehr ausführliche Darstellung der Gerichtsorganisation und der Rechtspflege; vielfach geht er über die engeren Grenzen dieser Aufgabe hinaus und zieht die gesammten socialen Verhältnisse Polens in den Bereich der Untersuchung. Auch das Polizeiwesen hat er dargestellt. Das Bauwesen haben Regierungsbaumeister Kohte, Landwirthschaft und Forstwesen Prof. Dr. Rummler, das Judenwesen Rabbiner Dr. Bloch, das Medicinalwesen Dr. Landsberger, das Kirchenwesen der verschiedenen Confessionen Superintendent Kleinwächter, das Schulwesen Geh. Regierungsrath Skladny, das Militärwesen Dr. Schwartz bearbeitet. Auf allen Gebieten zeigte sich eine umfassende zielbewußte Thätigkeit; trotz der großen Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, wurden allenthalben Grundlagen geschaffen, auf denen die folgenden Generationen getrost weiterbauen konnten. Die Versuchung, auf einzelne der genannten Gebiete an dieser Stelle näher einzugehen, liegt nahe; wir glauben es jedoch um so mehr unterlassen zu dürfen, als der Herausgeber des Gesammtwerks in einem „Rückblick“ am Schlusse des Werks die wichtigsten Ergebnisse kurz zusammengefaßt hat.

Ein chronologisches Verzeichniß der Urkunden und ein sorgfältiges alphabetisches Register beschließen das vorzüglich ausgestattete Werk, dem die in Heliogravure ausgeführten Portraits des Königs Friedrich Wilhelms II., der Minister v. Voß und v. Struensee und des Generals v. Möllendorff beigegeben sind. H. E.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Von Carl Fr. Glasenapps „Leben Richard Wagners“ (Leipzig, Breitkopf u. Härtel) ist die erste Abtheilung des zweiten Bandes erschienen. Dieselbe umfaßt die Jahre 1843—1853, also den „Revolutionär“, den politischen sowohl wie den kunstreformatorischen. Die Vorgeschichte und die Geschichte des Dresdener Aufstandes und insbesondere Wagners Betheiligung an demselben bildet nahezu den Hauptinhalt des 480 Seiten starken Bandes in Großoctav. Dieses Jahrzehnt Sturm und Drang bietet dem Biographen und glühenden Verehrer des Meisters Gelegenheit, ihn gegen alle angeblichen Mißverständnisse und Angriffe, denen er gerade, was diese seine Lebensperiode betrifft, von je ausgesetzt gewesen, energisch zu vertheidigen. Dabei geht's natürlich nicht ohne bissige Polemik ab. Heute, 13 Jahre nach dem Tode des Meisters, wird man, allerdings nur bei einigee Zuvorkommenheit, diesen polemischen Theil — zumal es sich um noch immee nicht genügend aufgeklärte Verhältnisse handelt — allenfalls noch würdigen können. Es wird aber, und vielleicht leidlich bald, eine Zeit kommen, in der man den Geschmack an dem ewigen Wagnerstreit verlieren und wahrhaftige objective Wagner-Historie und -Kritik verlangen wird. Für diese hoffentlich nicht allzu feene Zeit wird Glasenapps mit unendlichem Fleiß und schwärmerischer Liebe zusammengetragenes Buch ein unschätzbares Substrat zu einee neuen Wagner-Biogeaphie, diesmal eine ira et studio, bilden. Die biographischen und sachlichen Darlegungen, die Glasenapp in diesem Baode zue Entstehungegeschichte des „Tannhäuser“, des „Lohengrin“ und des Nibelungenringes gibt, werden ihren Werth bis dahin nicht verloren haben; wenig aber wird man verstehen, wie sich dee Verfasser in einem solchen Buch so scharf mit so Nahestehenden, wie Hugo Dinger und dessen verdienstlichem Buch, auseinandersetzen mochte. Daß dem Beelzebub der bösen Gegnee, †††Eduard Hanslick, auch in diesem Band ein nue allzu breitee Raum gewidmet sein werde, war schon nach dem ersten, von uns (in Beilage Nr. 87 vom 16. April 1895) angezeigten Bande zu erwarten. Was nun den Dresdener Maiaufstand betrifft, so werden wir es, ohne uns heute noch über den Grad der Betheiligung Wagners erhitzen zu können, stets als einen prächtigen Witz der Musikgeschichte empfinden, daß der Revolutionär Wagner sein Kunst- und Lebensideal nicht viele Jahre später durch einen kunstsinnigen Monarchen, seinen „königlichen Freund“, erreichen sollte. Der vorliegeode zweite Band, mit Belegen, Nachträgen, Register und einem Poeteait Wagners aus dee geschilderten Zeit versehen, ist, was man euch sonst daran auszusetzen fände, entschieden die werthvollste Gabe zum heurigen 20jährigen Jubiläum der Bayreuther Festspiele gewesen. Auch der Verfassee dueste ein solches feiern, denn vor 20 Jahreen ist auch sein Werk in seiner frühesten und — wie er selbst zugibt — „mannichfach unvollkommenen Gestalt“ ans Tageslicht getreten.

* Ein angebliches Scherzgedicht Emannei Geibels. In den „Emmanuel Geibel-Denkwürdigkeiten“ von Karl Theodor Gaedertz erzählt ein Bonner Studiengenosse, daß der junge Geibel bei einem Spaziergang am Rheinstrom folgende Verse aus dem Aermel geschüttelt habe:

„Da hab' ich einen Einfall:
Ach, wäre doch der Rheinfall
Kein Wasser-, sondern Weinfall,
Dann wär' er wahrlich mein Fall.“

Die „Kölnische Zeitung“ (Nr. 891, Abend-Ausg.) weist daeauf hin, daß diese Scherzstrophe von Johann Diedeeich Gries, dem Uebersetzer des Tasso, herrührt. Diese Thatsache hat Dr. Gaedertz bereits 1889 in seinen „Neuen Mittheilungen aus dem Dichterleben Emanuel Geibels“ (Beil. zur Allg. Ztg. 1889, Nr. 287) constatirt, indem ee schreibt: „Ich habe obigen Vers in den „Geibel-Denkwürdigkeiten“ veröffentlicht, komme jedoch daraus zurück, weil mir in den Gedichten von J. D. Gries (Stuttgart 1829, Bd. 2, S. 47) begegnete:

BIBULUS.

„Er stand am nächt'gen Rheinfall,
Da kam ihm gleich der Einfall:
O wäre doch der Rheinfall
Kein Wasser-, sondern Weinfall —
Dann erst, dann wär' er mein Fall!“

* Wien. Prof. Dr. Friedrich Mueg, der für den in Ruhestand getretenen Philologen Dr. Emonnet Hoffmann aus Beerlin an die hiesige Univeesität berufen wurde, hielt seine Antrittsvorlesung über das Thema: „Die Theilnahme des nordischeo Völkee des Alterthums an der griechisch-römischen Cultur.“ — Der Gerichts-

adjunct Dr. Armin Ehrenzweig ist als Privatdocent für österreichisches Privatrecht an der juristischen Facultät zugelassen worden. — Diese Tage wird mir den Vorarbeiten zur Aufstellung der Büste des vor wenigen Jahren verstorbenen Professors des römischen Rechts an der Wiener Universität Dr. Demelius begonnen werden. Die Büste ist eine Widmung des Cultusministeriums und ein Werk des Wiener Bildhauers Wilhelm Seib.

* **Paris**, 17. Oct. Eine bisher unbekannte Schrift von Bossuet, dem großen Kanzelredner des 17. Jahrhunderts, ist vom Abbé Levesque, dem Bibliothekar des Seminars Saint Sulpice in Paris, in einer Bibliothek entdeckt worden. Er gibt über seinen merkwürdigen Fund in der letzten Nummer der „Quinzaine" Auskunft und beginnt hierauf den Abdruck des Manuscripts des „Adlers von Meaux". Die neue Schrift ist der zweite Theil eines gegen den Quietismus gerichteten großen Werkes über „Les Etats d'Oraison", d. h. über die Grundsätze des christlichen Gebets. Bisher kannte man nur den ersten Theil der „Etats d'Oraison", den Bossuet selbst im Druck erscheinen ließ, und obschon er darin vier weitere Theile in Aussicht stellte, nahm man an, daß er nichts davon ausgeführt habe, weil das Eingreifen Fénelons in den Streit dessen Bedingungen veränderte. Die sehr plausible Annahme Levesque's geht nun dahin, daß Bossuet bereits den zweiten Theil seiner „Etats d'Oraison" vollendet hatte, als im Jahre 1667 „Les Maximes des Saints" des Erzbischofs von Cambrai erschienen, worin der Quietismus in abgeschwächter Form in Schutz genommen wurde. Das habe Bossuet genöthigt, sofort gegenüber diesem neuen Gegner Stellung zu nehmen und daher habe er den zweiten Theil der „Etats d'Oraison", der gegen den Quietismus im allgemeinen zu Felde zog, im Pulte behalten. In der weiteren Polemik kam dann eine gewisse Aussöhnung zwischen den beiden großen Theologen Bossuet und Fénelon zu Stande, so daß sie schließlich über den Begriff der christlichen Barmherzigkeit sich der gleichen Meinung waren. Bossuet hatte daher später nach weniger Anlaß, den seiner Gesinnung nicht mehr entsprechenden zweiten Theil der „Etats d'Oraison" zu veröffentlichen. Zu seinem Ruhme wird die Entdeckung des Abbé Levesque auch nicht viel beitragen, denn niegends hat Bossuet sich so sehr als engherzigen Dogmatiker gezeigt, wie in seinem Kampf gegen den Quietismus, dessen ihn Fénelon zum Einlenken zwang. — In dem städtischen Krankenhause Dubois ist vor einigen Tagen ein Gelehrter gestorben, dessen Name nur wenigen bekannt ist, der aber die Botanik durch langjährige Forschungen bereichert hat: Adolphe Auguste Teréul. Seit länger als vierzig Jahren wohnte er in einer Studentenherberge nahe dem Jardin des Plantes, arbeitete naverdrossen, hatte keinen Verkehr mit anderen Menschen, es sei denn jeden Montag im Institut de France, wo er als Mitglied der Anstalt den Sitzungen der Akademie der Wissenschaften regelmäßig beiwohnte, und mit den Händlern, bei denen er jeden Tag die Einkäufe für seine Mahlzeiten besorgte. Er war sein eigener Koch und Kammerdiener und lebte in solcher Abgeschiedenheit seit beinahe einem halben Jahrhundert. Eines Tages hatte der Gelehrte eben seine Frühstückscotelette eingekauft, als man ihm sagte, es warte jemand auf ihn im Bureau seines Gasthauses. Mürrisch bequemte er sich dazu, den Fremden aufzusuchen. Es war Hr. de Freycinet, sein College in der Akademie der Wissenschaften und damals Minister, der ihm das Kreuz der Ehrenlegion überreichen wollte; aber Tréul lehnte dankend ab. Seit fünf Jahren war er in den Beinen gelähmt, und nun hatten die Mitglieder des Institut die größte Mühe, so für seinen Unterhalt und seine Pflege zu sorgen, daß er von ihrer Theilnahme nichts merkte. Zuletzt ließ er sich von seinen Wirthsleuten bestimmen, ein Bett im Krankenhause Dubois anzunehmen, wo er im Alter von 78 Jahren starb. Ein seltener Zug wird von ihm erzählt. Im Jahre 1848 reiste er im Auftrage des Unterrichtsministeriums nach Nordamerika, von wo er nach langen Wanderungen bei den Rothhäuten mit einer reichen Sammlung fremdartiger Pflanzengattungen heimkehrte. Es waren ihm für die Reise 10,000 Franken bewilligt worden. Er gab die Summe nicht ganz aus und brachte den Rest ins Ministerium zurück, ohne für seine Sammlungen eine Belohnung zu verlangen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 17. bis 19. October folgende Schriften eingegangen:

Dr. Daniel Fint: Glaube und Kritik. Offenes Wort zur Verständigung an alle Bibelverehrer. Zugleich Entgegnung auf Lic. J. Meinholds „Jesus und das Alte Testament". Leipzig, Heemann Haade 1896. — *Baconiana.* Ed. by a Sub-Committee of the Bacon-Society. Vol. 4. N.-S. No. 16. Oct. 1896. London, Robert Banken and son. — Vincenz Stubenrauch: Erlebnisse eines bayerischen Kanoniers im Kriege 1870/71. Illustrirt von Hans Stubenrauch. München, Selbstverlag 1896. — Karl Klein: Fröschweiler Chronik. Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1870/71. Illustrirt von Ernst Zimmer. 2. u. 3. Lfg. München, C. H. Beck 1896. — Das Museum. Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst. Hggb. von Wilh. Bode, R. Kekulé v. Stradaniz, W. v. Seydlitz u. a. 15. Lfg. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann. — *The Repeater.* An instructive and entertaining journal. Ed. by W. Wright. 4. Jahrg. 1896. Nr. 17. Berlin, Rosenbaum u. Hart. — Dr. Adolf Thimme: Lied und Märe. Studien zur Charakteristik der deutschen Volkspoesie. Gütersloh, C. Bertelsmann 1896. — Ausgewählte Schauspiele des Don Pedro Calderon de la Barca. Aus dem Spanischen übersetzt und erläutert von K. Vasch. 6.—7. Bdchen. Freiburg i. Br., Herder 1896. — Heinz Emil von Schennisch-Carnlath: Der Freiherr. Regalus. Der Heiland der Thiere. 3 Novellen. Leipzig, G. J. Göschen 1896. — Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette, Handarbeiten ꝛc. 32. Jahrg. 1896/97. Nr. 1. Berlin u. Wien, Franz Lipperheide. — Musikpädagogische Blätter. Organ für die Interessen des musikalischen Unterrichtswesens, für Dirigenten, Organisten und das Musikleben der Gegenwart. Hggb. von Karl Zuschneid. 1. Jahrg. Nr. 1. Oct. 1896. Quedlinburg, Chr. Fr. Vieweg. — Jahrbücher für Nationalökonomie u. Statistik. Begr. v. Bruno Hildebrand, hggb. v. Dr. J. Conrad ꝛc. 3. Folge, XII. Bd. 4. Heft. Jena, Gustav Fischer 1896. — Vierteljahrsschrift für Staats- und Volkswirthschaft, für Literatur und Geschichte der Staatswissenschaften aller Länder. Hggb. von Dr. Kuno Frantenstein. 5. Bd. 3. Heft. Leipzig, C. L. Hirschfeld 1896. — Jahresbericht der Handels- und Gewerbe-Kammer zu Chemnitz 1895. 2. Th. Chemnitz, Eduard Focke 1896. — *Statistica Giudiziaria Penale* per l'anno 1894. *Statistica Giudiziaria Civile e Commerciale* per l'anno 1894. Direzione Generale della Statistica. Roma, G. Bertero 1896. — Graf Paul v. Hoensbroech: Der Ultramontanismus in Deutschland. Vortrag. Leipzig, Carl Braun. — Dr. Theodor Ludwig: Der Badische Bauer im 18. Jahrhundert. (Abhandlungen aus dem Staatswissenschaftlichen Seminar zu Straßburg. Hggb. von G. F. Knapp. Heft 16.) Straßburg, Karl J. Trübner 1896. — Dr. Albert v. Runille: Die kaiserliche Politik auf dem Regensburger Reichstag von 1653—54. Berlin, J. Guttentag 1896. — Das Bürgerliche Gesetzbuch nebst Einführungsgesetz. Hggb. von A. Achilles. (Guttentag'sche Sammlung deutscher Reichsgesetze. Nr. 38/39). Ebd. 1896. — Die demagogischen Umtriebe der Gegenwart ein Verbrechen gegen die höchsten Interessen der Menschheit. Von Prof. R. W. Leipzig, Arwed Strauch. — Dr. Albert Pfister: Freiheit des Rückens, allgemeine Wehrpflicht. Oeffentlichkeit des Strafgerichts. Drei Etappen auf dem Wege militärischer Entwicklung. Stuttgart ꝛc., Deutsche Verlags-Anstalt 1896.

Eine große süddeutsche Verlagsbuchhandlung wünscht den Posten ihres **litterarischen Beirats** baldmöglichst neu zu besetzen. Die für denselben besonders erforderlichen Eigenschaften sind eingehende Beschäftigung und Vertrautheit mit der klassischen Periode der deutschen Litteratur, aber auch in gleichem Maße Kenntnis der neueren und neuesten Litteratur-Epochen, sowie gute Fühlung mit litterarischen Kreisen und ein bewährtes, von einseitigen Parteibestrebungen unbeeinflußtes ästhetisches Urteil. Neben der ihm zugedachten litterarischen und kritischen Thätigkeit würde dem anzustellenden Herrn auch die Verwaltung und schriftstellerische Verwertung des sehr bedeutenden Archives der Firma zufallen. Geeignete Persönlichkeiten werden ersucht, ihre Bewerbungen nebst näheren Mitteilungen über ihre bisherige Thätigkeit und Angabe ihrer Gehalts-Ansprüche unter K. A. 20 an die Expedition dieses Blattes einzusenden. (14634)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Krll in München.

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 21. October. Nummer 244.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Das Verhältniß der Heilkunst zur Wissenschaft. II. Von Sir J. Lister. — Badereisen von Kremsmünster nach Wildbad Gastein im 17. Jahrhundert. Von Dr. Bernhard Münz. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das Verhältniß der Heilkunst zur Wissenschaft.

Rede Sir Joseph Listers
gehalten bei der Eröffnung der „British Association" in Liverpool am 16. September 1896.

II.

Die erstaunlichen Ergebnisse der Anwendung der Keimtheorie auf die Chirurgie wurden zum mächtigen Antrieb für die Nachforschung über das Wesen der betreffenden Mikroorganismen. Bald wurde klar, daß Fäulniß ganz und gar nicht das einzige Uebel mikrobischen Ursprungs sei, welchem Wunden ausgesetzt sind. Ich selbst bemerkte sehr bald, daß Hospitalbrand durchaus nicht immer von schlechtem Geruch begleitet zu sein braucht; bald darauf machte ich eine ähnliche Beobachtung bei einer Erysipelas-Epidemie in Edinburg von augenfällig ansteckendem Charakter. Ferner hatte ich gesehen, daß ein sorglos ausgeführter Verband Fäulniß ohne Eiterung zur Folge hatte. Und da diese fäulnißlosen Störungen dieselben Selbstfortpflanzungserscheinungen, wie Gährungen, zeigten und auch durch das gleiche antiseptische Verfahren unterdrückt werden konnten, das bei Bekämpfung der fäulnißhalligen Mikroben angewandt wurde, so zweifelte ich nicht daran, daß sie analogen Ursprungs seien; ich wagte infolge dessen der Ansicht Ausdruck zu geben, daß gerade so, wie jede der verschiedenen Gährungen eine besondere Art von Mikroben zeige, auch ähnliches mit den verschiedenen Complicationen bei Wunden der Fall sein könne. Diese Voraussetzung bestätigte sich später vollkommen. Professor Ogston in Aberdeen war auf diesem Gebiet einer der frühesten Forscher; er zeigte, daß in acuten Geschwüren, das will sagen in Geschwüren, welche einen schnellen Verlauf nehmen, die Materie, obgleich oft vollkommen frei von jedem unangenehmen Geruch, dennoch stets Mikroorganismen enthielt, welche infolge der kugelförmigen Form ihrer einzelnen Bestandtheile als zur Gruppe der Mikrokokken gehörig bezeichnet werden; er classificirte sie als Streptococci oder Staphylococci, je nachdem sie kettenartig oder in regellosen Büschen gleich Weintrauben auftraten. Der deutsche Patholog Fehleisen folgte mit einer schönen Untersuchung, durch welche er deutlich bewies, daß Erysipelas durch Streptococcus verursacht ist. Eine Schaar ernstester Arbeiter hat seitdem in verschiedenen Ländern die Wissenschaft der Bakteriologie weiter ausgebaut und hat, während sie der Biologie ein neues, noch jungfräuliches Feld eröffnete und den ursächlichen Zusammenhang zwischen besonderen Mikroorganismen und gewissen Krankheiten nicht nur bei Verwundungen, sondern auch des weiteren bewies, die von Pasteur aufgestellte Behauptung voll bestätigt, nämlich daß alle ansteckenden Krankheiten mikrobischen Ursprungs seien. Deßhalb dürfen wir jedoch nicht erwarten, die materies morbi in jeder Erkrankung dieser Art jemals mit Augen zu sehen.

Eine der letzten Entdeckungen dieser Art ist die Auffindung des Influenza-Bacillus durch Pfeiffer in Berlin, des vielleicht kleinsten bis dahin aufgefundenen Mikroorganismus. Der Anthrax-Bacillus, die Ursache einer in vielen Theilen Europa's ganz gewöhnlichen Viehseuche und sehr häufig bei englischen Sortirern fremder Wollen, ist ein wahrer Riese im Vergleich zu diesem winzigen Wesen; sollten etwa die Mikroben, welche ansteckende Fieber verursachen, um ebenso viel kleiner sein, wie der Influenza-Bacillus im Verhältniß zum Anthrax-Bacillus — was eine durchaus nicht unwahrscheinliche Voraussetzung ist — dann dürften sie menschlichen Augen wohl niemals sichtbar werden. Die Vervollkommnungen des Mikroskops, welche sich auf das von meinem Vater in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts festgelegte Princip gründen, haben sichtbar die Grenzen des Möglichen fast schon erreicht. Aber, daß Parasiten wirklich die Ursachen einer großen Anzahl von Krankheiten sind, kann nicht mehr geleugnet werden.

Der erste rationelle Schritt zur Heilung einer Krankheit liegt in der Erkenntniß ihrer Ursache. Es ist daher kaum möglich, den praktischen Werth der Untersuchungen zu überschätzen, zu denen ich nun übergehe. Zu diesen Untersuchungen zählt die wohl größte Entdeckung, welche jemals auf dem Gebiete der Pathologie gemacht wurde; sie deckte die wahre Ursache eines Uebels auf, das mehr Krankheit und Tod unter die Menschen gebracht als irgend ein anderes. Die Entdeckung wurde von Robert Koch gemacht, welcher sich als praktischer Arzt in einer entlegenen Stadt Deutschlands durch eine bemerkenswerthe Vereinigung experimenteller Schärfe und Geschicklichkeit, chemisch-optischer Kenntnisse und erfolgreicher Mikrophotographie auszeichnete; letztere wandte er zur Illustration ansteckender Wundkrankheiten bei niederen Thieren an. In Anerkennung seiner Verdienste gab ihm die erleuchtete preußische Regierung sofort eine amtliche Stellung von großer Bedeutung in Berlin. Hier führte er verschiedene Untersuchungen aus, und auf dem Londoner Congreß vom Jahre 1881 zeigte er uns zum ersteumal den Schwindsuchtsbacillus. Durch diese Entdeckung wurde ein erstaunliches Licht auf eine große Gruppe von Krankheiten geworfen, von welchen man früher mehr vermuthete, als wußte, daß sie verwandter Natur seien; dadurch wurde eine bis dahin unbekannte Präcision ihrer chirurgischen Behandlung möglich, und dem Arzt ging ein ganz neues Licht über ihre Diagnose und ihre eventuelle Verhütung auf. Auf denselben Congreß demonstrirte uns Koch einen Satz seiner Bakteriencultur, welche so wichtig ist, daß ich sie mit einigen Worten beschreiben muß. Für ein erfolgreiches Studium der Gewohnheiten und Wirkungen irgend einer besonderen Mikrobenart außerhalb des lebenden Körpers ist es wesentlich, daß das Mikrob ohne jede Ver-

mischung mit dem für seine Cultur nöthigen Medium gezeigt werden kann. Es ist leicht zu ermessen, wie schwer es sein muß, gleichartige Mikroorganismen, welche, was sehr oft der Fall, mit einer Menge anders gearteter gemischt sind, zu isoliren. In der That waren denn auch verschiedene dahin abzielende Versuche vollkommen fehlgeschlagen. Koch machte durch ein geniales Verfahren ganz leicht möglich, was früher für durchaus unmöglich gegolten hatte. Er löste in Fleischbrühe oder in einer anderen nahrhaften Flüssigkeit, die zur Nahrung der wachsenden Mikroben bestimmt war, bei ausreichend hoher Temperatur gerade Gelatine genug, um gewiß zu sein, daß dessen solide Masse, wenn erkaltet, doch hinlänglich flüssig blieb, um selbst bei reducirter Temperatur lebende Keime nicht zu tödten. Zu dem so mäßig abgekühlten Medium wurde eine Flüssigkeit hinzugesetzt, welche unter anderem das zu erforschende Mikrob enthielt; darauf wurde das Gemenge kräftig geschüttelt, um die Bakterien von einander zu trennen; weiter wurde dann ein Theil der Flüssigkeit dünnschichtig auf eine Glasplatte ausgegossen; sie nahm dort infolge der Abkühlung eine feste Gestalt an. Auf diese Weise zeigten die verschiedenen Mikroben, durch ihr Festsitzen in der Gelatine vor einer gegenseitigen Vermischung bewahrt, jedes besonders, ihr fortschreitendes Wachsthum, welches sich im Laufe der Zeit als undurchsichtiger Fleck in dem durchsichtigen Häutchen kundgab. Jeder dieser Flecken konnte nun entfernt und in ein anderes Gefäß übertragen werden, in welchem je ein anderes den Flecken bildendes Mikrob vollkommen isolirt weiter wuchs. Pasteur, welcher bei der Demonstration zugegen war, sprach seine Ueberzeugung von dem großen Fortschritt der neuen Methode unumwunden aus. Sie wurde sehr bald in seinem eigenen Institut und in vielen anderen Instituten über die ganze Welt hin eingeführt und hat das bakteriologische Studium in einem erstaunlichen Grade erleichtert. Eine weitere Frucht der Methode war die Entdeckung des Cholera-Bacillus in Indien durch Koch selbst; dorthin war letzterer zum Studium der Krankheit gegangen. Dieser Organismus wurde von Koch wegen seiner gekrümmten Form Komma-Bacillus, von den Franzosen aber Cholera-Vibrion getauft. Lange Zeit hindurch wurden große Zweifel gegen diese Entdeckung laut. Es wurden verschiedenartige Bakterien von derselben Gestalt aufgefunden und einzelne unter ihnen zeigen in der Cultur sehr ähnliche Erscheinungen. Trotzdem stimmen jetzt alle Bakteriologen darin überein, daß, obgleich noch verschiedene andere Ursachen bei Choleraerkrankungen vorausgesetzt werden müssen, dennoch die eigentliche materies morbi das Koch'sche Vibrion ist. Seine Auffindung in jedem Fall echter Cholera hat es dem Bakteriologen möglich gemacht, die Epidemie während der letzten Jahre von der englischen Küste fernzuhalten.

Ich habe nunmehr Ihre Aufmerksamkeit für eine frühere Arbeit Pasteurs in Anspruch zu nehmen. In Frankreich kennt man unter dem Namen choléra des poules eine Krankheit, welche oft großes Sterben in den Hühnerhöfen von Paris verursacht. Man hatte beobachtet, daß das Blut des Geflügels, welches an dieser Krankheit starb, von einer Menge kleiner Bakterien bevölkert war, an Gestalt und Umfang nicht ganz unähnlich den Mikroben der milchigen Gährung, von welcher ich vorher gesprochen habe. Pasteur fand nun, daß dieses Bakterium, wenn es außerhalb des Körpers längere Zeit unter gewissen Bedingungen cultivirt wurde, viel an Ansteckungskraft verlor, so daß es, einem gesunden Huhn eingeflößt, nicht wie bei seiner ursprünglichen Beschaffenheit den Tod, sondern nur eine mildere, ungefährlichere Form der Krankheit verursachte. Dieser unter gewissen Bedingungen hervorgerufene veränderte Charakter des Mikroben fand sich bei den folgenden Generationen auf gewöhnlichem Wege ausgebildet. Auf diese Weise wurde die bedeutsame Thatsache entdeckt, welche von Pasteur atténuation du virus genannt, den Schlüssel des Verständnisses für den bis dahin geheimnißvollen Unterschied der Heftigkeit derselben Krankheit bei verschiedenen Epidemien bot. Zugleich machte Pasteur die Entdeckung, daß ein Vogel, der von der milderen Form der Krankheit befallen war, für Immer gegen ihre gefährlichere Form geschützt blieb. Später gelang es Pasteur auch, mildere Spielarten von Mikroben für andere Krankheiten zu erhalten; mit großem Erfolg wandte er das von ihm bei Geflügelcholera entdeckte Princip zum Schutz größerer Thiere gegen die Anthraxseuche an. Die dabei benutzten Vorbereitungen nannte er „Impfungen" zu Ehren unsres großen Landsmannes Edward Jenner. Denn Pasteur erkannte sofort die Analogie zwischen der Immunität gegen Geflügelcholera, verursacht durch verdünntes Gift, und der Immunität gegen die Blattern durch Impfung. Und während die Pathologen noch zögerten, hatte er nicht den geringsten Zweifel an der Richtigkeit des Jenner'schen Ausspruches: variolas vaccina oder: Impfe in der Kuh!

Es sind nun gerade hundert Jahre, daß Jenner das damals unerhörte Experiment machte, einem Knaben, welchen er vorher geimpft, Pocken einzupflanzen; wie er vorausgesetzt, blieb der Knabe vollkommen unafficirt. Es mag hier bemerkt werden, daß dieses Experiment vollkommen gerechtfertigt war, da es für den dafür in Anspruch genommenen keinerlei Gefahr mit sich brachte. Inoculation war zur Zeit eine viel geübte Praxis, und wo Vaccination vergeblich war, schritt man stets und überall zur Inoculation, andrerseits ist Inoculation vollkommen harmlos, wo Vaccination den erhofften Erfolg hat. Wir Engländer sind ein praktisches Volk, nicht sehr eingenommen für persönliche Gedächtnißtage; dennoch hat unser Volk mit gebührendem Glanz das Regierungsjubiläum unsrer geliebten Königin gefeiert; auf Einladungen Glasgows hat die wissenschaftliche Welt, wenn auch in durchaus anderer Weise, unlängst das Lebenswerk eines Fürsten im Reiche der Wissenschaft, des Lord Kelvin, gefeiert. Wenn wir nun trotzdem nicht erstaunt sein können, daß das Centenarium der unsterblichen Entdeckung Jenners in unserm Lande der allgemeinen Beachtung entging, so erweckt es doch geradezu melancholische Gedanken, wenn gerade dieses Jahr seines Centenariums eine geradezu schreckliche Folge der Vernachlässigung seiner Vorschriften in seinem eigenen Vaterlande zeitigte. Ich habe durchaus nicht den Wunsch, über die Armenverwaltung von Gloucester den Stab zu brechen. Die Herren sind keine Sanitätsbeamte und besitzen nicht die technischen Kenntnisse, um zwischen ernster Wissenschaft und den Declamationen wenn auch gut gemeinter, so doch irregeführter Enthusiasten unterscheiden zu können. Sie thaten, was sie für recht hielten, und sobald sie von der Größe ihres Mißgriffes überzeugt waren, wandten sie alles nur mögliche auf, diesen Mißgriff zu beseitigen; heute gehört infolge dessen Gloucester zu den gesündesten Städten Englands und die Impfung ist dort nunmehr am vollkommensten durchgeführt. Aber obgleich es ihren preisenswerthen Bemühungen gelang, die pestartige Epidemie zu stauen, so können sie doch die Todten nicht zum Leben zurückrufen oder entstellten Gesichtern ihre Schönheit und Blinden ihr Augenlicht wiedergeben. Möchte sich doch ganz England und vor allem die englische Gesetzgebung dieses Beispiel zu Herzen nehmen!

Wie vollkommen der ärztliche Stand zu Anfang dieses Jahrhunderts von der Wirksamkeit der Impfung überzeugt war, ergibt sich am schlagendsten aus dem Bericht von Professor Crookshank; in seiner interessanten Geschichte

der Vaccination erzählt er von einer Zusammenkunft verschiedener hervorragender Aerzte in Edinburg, welche einzig zu dem Zweck veranstaltet war, der für sie bis dahin ganz neuen Impfung mit Pocken persönlich beizuwohnen. Seit jenen Tagen ist es allgemein bekannt geworden, daß die milde Form der Krankheit, die Kuhpocken, einen weniger dauernden Schutz bietet, als die ursprüngliche menschliche Krankheit. Das konnte Jenner unmöglich voraussehen. Auch ist es nur eine Frage des Krankheitsgrades, seitdem wir wissen, daß ein zweiter Anfall gemeiner Pocken häufig folgt und die Impfung selbst noch lange Zeit, nachdem sie vollen Schutz gegen die Krankheit gewährt, die Gefahren der letzteren wesentlich vermindert. Glücklicherweise besitzen wir in einer Wiederimpfung nach einer gewissen Zahl von Jahren ein Mittel, Jenners Werk zu vervollständigen. Ich höre, daß die Mehrheit der Commission, welche unlängst ihren Bericht über diesen Gegenstand erstattet, obgleich sie Werth und Wichtigkeit der Wiederimpfung durchaus anerkennt, dennoch von der Schwierigkeit eines gesetzlich einzuführenden Impfzwanges so durchdrungen ist, daß sie letztere nicht glaubt empfehlen zu können, obgleich eine solche Maßregel von zweien ihrer in dieser Frage mit besonderer Autorität ausgerüsteten Mitglieder nachdrücklichst empfohlen wurde.

Ein Berliner Professor theilte mir unlängst mit, daß die Durchführung der gleichen Maßregel in Deutschland auf keinerlei Schwierigkeiten stößt. Die Lehrer in den Schulen sind verpflichtet, sich darüber Gewißheit zu schaffen, daß jedes Kind von zwölf Jahren geimpft wird. Wenn dem nicht so ist und die Eltern sich weigern, es zu thun, werden sie mit einer Mark in Strafe genommen; hat das keine Wirkung, so wird die Strafe verdoppelt; erweist sich die Verdoppelung des Strafgeldes noch nicht wirksam, so folgt eine weitere Verdoppelung; aber, wie der betreffende Herr mir versichert, kommt es außerordentlich selten dazu. Die wohlthätige Folge zeigt sich in der Seltenheit der Pocken in Deutschland; ja in der ungeheuren deutschen Armee sind sie ganz und gar unbekannt, was unzweifelhaft der nochmaligen Impfung aller in den Dienst tretenden Soldaten zu verdanken ist. Welche Ansicht auch die englische Gesetzgebung zuguterletzt gewinnen mag, so scheint mir doch das eine ganz klar vorgezeichnet: unsre Regierung hat die Pflicht, mit allen nur anwendbaren Mitteln den Gebrauch von Kalblymphe zu empfehlen, um so die Möglichkeit einer Pockenepidemie für das Kindesalter auszuschließen; ferner, eine solche Inspection der Impfinstitute zu bewerkstelligen, daß man in letzteren einer vorsorglichen antiseptischen Behandlung und dadurch zugleich einer Vorbeugung vor jeder Ansteckung durch Mikroben von außen her sicher sein kann. Sobald dergleichen geschehen, wird jede Veranlassung für begründete Einwände schwinden. Zu gleicher Zeit sollte die Handhabung der Impfungsvorschriften erfahrenen Sanitätsbeamten übertragen werden.

Doch kehren wir jetzt zu Pasteur zurück. 1880 begann er das Studium der schrecklichen Seuche, Wasserscheu oder Tollwuth genannt; infolge ihres ansteckenden Charakters war Pasteur ihres mikrobischen Ursprungs so gut wie sicher; dennoch vermochte er keine Mikroorganismen zu entdecken. Bald fand er auch für die vollkommen neue pathologische Thatsache die Beweise, daß das Virus seinen eigentlichen Sitz im Nervensystem habe. Das war der Schlüssel zu einem Erfolge, der vielen unaussprechlichen Trost brachte. Noch immer ist die thörichte Praxis vorwiegend, einen Hund, der bereits jemanden gebissen, zu tödten, in der absurden Voraussetzung, daß, wenn das Thier toll sein sollte, seine Tödtung dem Ausbruch der Tollwuth bei der gebissenen Person vorbeuge. Schon die bloße Idee der Möglichkeit, daß das Thier afficirt gewesen, verursacht während langer Wochen und Monate eine wahre Seelenangst, und sehr ernstliche Symptome nervöser Erkrankung, welche der wahren Tollwuth außerordentlich ähnlich sehen, sind infolge des so eingeflößten Schreckens bekannt geworden. Pasteur zeigte nun, daß, wenn auch nur ein ganz kleines Hirn- oder Rückenmarkstheilchen eines wirklich tollen Hundes auf zweckmäßigem Wege einem Kaninchen eingepflanzt wurde, dieses Thier nach Verlauf von wenigen Tagen an Tollwuth erkrankte. Wird ein solches Experiment mit negativem Erfolge gemacht, dann kann man mit Sicherheit auf Gesundheit des betreffenden Hundes schließen. Ich möchte noch hinzufügen, daß die Einflößung unter Anwendung von Anästhetika schmerzlos ist, und daß in einem Kaninchen Tollwuth nicht dieselbe heftige Form wie beim Hunde annimmt, sondern nur allmähliche Kraftabnahme mit geringen oder vielleicht gar keinen fühlbaren Schmerzen verursacht. Das ist um so genugthuender, als künstlich auf diese Weise afficirte Kaninchen — und darin besteht Pasteurs größter Triumph — für eine prophylaktische Behandlung der Tollwuth beim Menschen verwendet werden. Wir haben früher gesehen, wie Pasteur fand, daß Mikroben unter gewissen Bedingungen einen großen Theil ihrer Ansteckungskraft verlieren. Später fand er, daß sie unter gewissen Bedingungen wieder erstarkten oder, wie er es ausdrückte, daß ein renforcement du virus (Wiedererstarkung des Giftes) eintrat. Das pflegte auf die Tollwuth beim Kaninchen zuzutreffen, so daß die Spinalstränge der Thiere, welche daran gestorben waren, das Gift in einem außerordentlich starken Grade enthielten. Doch zugleich fand er, daß, wenn solch ein hoch giftiger Strang der trockenen Luft von einer gewissen Temperatur unter den nöthigen antiseptischen Vorsichtsmaßregeln ausgesetzt wurde, das Gift von Tag zu Tag an Macht verlor, bis es nach einer bestimmten Zeit vollkommen wirkungslos wurde. Wenn nun eine Emulsion eines solchen unschädlichen Stranges unter die Haut eines Thieres, etwa in Verbindung mit einer Morphiumeinspritzung eingeführt wird, dann kann man am folgenden Tag einen giftigen Strang unter Anwendung einer etwa gleichen Morphiumeinspritzung einführen, und so kann, von Tag zu Tag steigend, weiter eine immer strengere Injection angewandt werden, nachdem der Körper nach und nach sich an das Gift gewöhnt; ja eine solche Injection darf sogar strenger sein, als das durch den Biß eines tollen Hundes aufgenommene Gift. Bei solcher Behandlung zeigte sich das Thier gegen die gewöhnliche Art der Krankheit vollkommen gefeit; ja noch mehr: sobald das Verfahren nicht gar zu lange Zeit nach Aufnahme des Giftes von seiten des Thieres angewandt wurde, ward der Ausbruch der Krankheit überhaupt vollkommen verhindert. Nur nach ernstester Selbstprüfung und nach Berathung mit einigen vertrauten medicinischen Freunden wagte Pasteur das Verfahren beim Menschen anzuwenden. Es ist seitdem in den verschiedensten Theilen der Welt angewandt worden, besonders nachdem die Einzelheiten der Methode vervollkommnet wurden. Gewiß nicht jeder von einem tollen Thier Gebissene erkrankt sofort; aber während der Procentsatz der Erkrankten trotzdem früher recht groß war, ist er jetzt, dank diesem Verfahren, auf Null herabgesunken, vorausgesetzt, daß es nicht zu lange aufgeschoben wird. Obgleich die Intensität der Tollwuth im Kaninchen unzweifelhaft der besonders giftigen Art des betreffenden Mikroben zuzuschreiben ist, dürfen wir doch nicht voraussetzen, daß die täglich sich vermindernde Kraft des Spinalstranges in trockener, warmer Luft ein Beispiel der Verminderung des Giftes bietet, wenn Gift als synonym mit dem betreffenden Mikrob betrachtet wird. Mit anderen Worten: wir haben keinen Grund zu

der Annahme, daß der besondere Mikroorganismus der Tollwuth in dem todten Spinalstrang sich weiter entwickle und eine nach und nach immer ungefährlichere Nachbarschaft hervorrufe, da „rabies“ (Tollwuth) in dem Nervensystem eines todten Hundes nicht cultivirt werden kann. Wir müssen vielmehr annehmen, daß es sich dabei um ein chemisches Gift handelt, das nach und nach seine Kraft verliert. Das führt uns nun zu einem andern sehr wichtigen Zweige der Bakteriologie, nämlich zu den giftigen Producten von Mikroben.

Badereisen von Kremsmünster nach Wildbad Gastein im 17. Jahrhundert.

Ein Stück moderner Welt, mitten in die ehrwürdige Naturpracht der Tauern hinein verpflanzt, ist heute Bad Gastein. Nichts fehlt; weder die elegante Menge, noch die Curmusik, weder der befrackte Kellner, noch die elektrische Beleuchtung, weder sorgsam gepflegte Spaziergänge, noch prächtige Hotels und comfortable Villen. Doch versetzen wir uns im Geiste um 230 Jahre zurück und betrachten wir das in den „Badereisen von Kremsmünster nach Wildbad-Gastein im 17. Jahrhundert“ entrollte Zeit- und Sittengemälde! Dieses wurde nach handschriftlichen Quellen von dem Kremsmünsterer Stiftsgeistlichen Professor Tassilo Lehner entworfen, welcher sich die Culturgeschichte Oesterreichs und Deutschlands zu großem Danke verpflichtet hat, indem er sie um die verschollene Gestalt des Benedictiners Simon Rettenbacher bereicherte, dessen geniale dichterische Gaben, nachdem sie mehr als 200 Jahre völlig ungekannt in dem Handschriftenschatze der Kremsmünsterer Bibliothek geschlummert hatten, auffand und zu neuem Leben weckte.

Die Grundlage der uns hier beschäftigenden Studie, welche demnächst in den Veröffentlichungen des Vereins für Salzburger Landeskunde erscheinen wird, bilden Rechnungen im Stiftsarchive zu Kremsmünster, welche sich namentlich auf die Badereisen des Abtes Placidus Buechauer und des Stiftspriesters P. Ernst von Ueberacker beziehen, von denen jener lange Zeit als Professor an der Salzburger Universität gewirkt hatte und als Abt Präses derselben war, während dieser einer noch heute blühenden vornehmen Familie des Landes angehörte. Diese Rechnungen enthalten eine detaillirte Uebersicht über die gesammten Reiseausgaben. Hie und da sind den einzelnen Posten kurze Notizen beigefügt, welche einen interessanten Beitrag zu den Culturverhältnissen der damaligen Zeit liefern. Das Salzburger Regierungsarchiv bot Lehner willkommene Ergänzungen.

Bevor die frommen Väter die Fahrt ins Hochgebirge antraten, versahen sie sich als fürsichtige Touristen mit den „erforderlichen Nottdurften“, mit Pomeranzen gegen etwaigen Durst, mit Enzianschnaps und Kalmuswurzeln als Palliatioen gegen den Magen, sowie mit dem nothwendigen Verbandzeug für eventuelle äußere Verletzungen, mit Linnen, Pflastern und Wundbalsam. Abt Placidus Buechauer, welcher in Gastein zweimal Heilung von seinen Leiden suchte, trat am 30. Mai des Jahres 1665 seine erste Badereise an. Der Abt von Kremsmünster war damals ein großer und mächtiger Herr. Er reiste daher, wie auch jetzt hohe Herren zu thun pflegen, mit zahlreichem Gefolge. In seiner Suite befanden sich als Gesellschafter die Stiftsgeistlichen Oddo, Philipp und Theodorich, ferner die Hausofficianten: Leibarzt Dr. Matthias Lengger, Kämmerling Franz Schrenck, Kammerschreiber Johann Karl Pechtluf, Hofschneider Martin Wabl und Mundkoch Christian Diereme. Er bediente sich bis Salzburg eigener Wagen und eigener Pferde. Die Zahl der Wagen ist nicht genau angegeben, wohl aber die der Pferde, welche sich auf 21 beläuft. Auch von den Dienern, Kutschern, Reitknechten, Fuhrknechten und „Anhallern“ wird nur im allgemeinen gesprochen, ohne daß eine bestimmte Zahl genannt wird. Der Abt fuhr in seinem Leibwagen; manche Strecken legte er auch zu Pferde zurück.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts war das Reiten schon seltener geworden; der Gebrauch der Wagen begann trotz der Unbequemlichkeit derselben und der keineswegs guten Beschaffenheit der Fahrwege allgemeiner zu werden. Die Sänfte, welche früher häufig verwendet worden, ward verdrängt und nur von schwächlichen und kränklichen Personen benützt. So bediente sich ihrer P. Ernst auf seiner Rückreise von Salzburg nach Kremsmünster. Er kann sich nicht genug in Klagen über den schlechten Wagen und die noch schlechtere Straße ergehen. Auf der Rückreise von Gastein kam er „wegen des groben Wagenstossens“ in Salzburg „halb ohnmächtig, völlig kraftlos“ an. Wenn die Grundlosigkeit der Wege ein weiteres Fortkommen unmöglich machte, wurden Steine und Baumäste herbeigeschafft, daher die Redensart: „über Stock und Stein“ stammt. Es ergab sich aber auch aus diesem Uebelstande die Nothwendigkeit, jedem Wagen außer dem Pferdeknechte noch einen sogenannten Anhalter beizugeben, welchem die Pflicht oblag, an besonders schwierigen und gefährlichen Stellen den Wagen vor dem Falle zu bewahren. Er mußte den Wagen halten, damit er nicht stürze, daher sein Name. Sein Platz war auf dem hinteren Theil der Kutsche. Er ragte bis nahezu in unsre Zeit hinein; die besseren Fahrstraßen erst machten ihn überflussig. Von Salzburg bis Gastein besorgte die Weiterbeförderung des Abtes und seiner Begleitung der Salzburger Landkutscher Michael Gschwandtner. Er erhielt als Fuhrlohn 80 Gulden 30 Kreuzer. Die Entfernung von Kremsmünster bis Gastein ist mit 50 Stunden oder 25 Meilen berechnet. Die Fahrt dauerte gewöhnlich fünf Tage, und zwar brauchte man zwei Tage nach Salzbnrg und weitere drei Tage nach Wildbad Gastein. Am ersten Tage war Vöcklabruck Mittags- und Frankenmarkt Nachtstation. Am zweiten Tage waren Neumarkt und Salzburg, am dritten Hallein und Golling, am vierten Bischofshofen und Lend Ruhestationen. Am fünften Tage fuhr man auf der vom Fürsterzbischof Matthäus erbauten, beziehungsweise verbesserten Klammstraße nach Gastein. Daselbst kehrte man im Gasthause des Hans Straubinger ein, wo man auch badete. Die Straubinger sind schon nahezu 300 Jahre in demselben Hause ansässig. Freilich war es damals ein Holzbau, obgleich Fürsterzbischof Paris von Lodron 1632 „einiges daran bessern und bauen ließ“. Hans Straubinger war der dritte Besitzer dieses Namens. Er hatte das Anwesen im Jahre 1651 übernommen. Seine zwei unmittelbaren Vorgänger waren sein Vater Melchior und sein Großvater Veit, welcher um das Jahr 1600 das Haus um 300 fl. und die dazu gehörigen „Ursprung“ (Quellen) um 200 fl. gekauft hatte. Hans schien ein umsichtiger und thatkräftiger Geschäftsmann zu sein. Der Schein täuschte jedoch, denn er „hauste“ so schlecht, daß er im Jahre 1687 seinem gleichnamigen Sohn und dessen Ehefrau „wegen der gehäuften Schulden und des verlohrnen Credites“ die Taferne am Mitteregg — so hieß nämlich das Straubinger'sche Wirthshaus — übergeben mußte.

Die Patres waren bei Straubinger durchaus nicht zufrieden. Doch dürfen wir darum nicht etwa annehmen, daß sie verwöhnt waren und deßhalb unbescheidene Ansprüche an den Wirth stellten. Der Tadel, den sie da und dort aussprachen, ist vielmehr vollkommen begründet, wie daraus erhellt, daß die Klage über mangelhafte Unterkunft und Verpflegung in Gastein auch in anderen gleichzeitigen, früheren und späteren Berichten wiederkehrt. — Der Wein fand ungetheilten Beifall. Er war aber nicht bloß gut, sondern auch billig. So kostete das Viertel (beiläufig andert-

Digitized by Google

halb Liter) Tiroler 28 Kreuzer, Raiffel und Rosazer, zwei damals sehr beliebte Istrianer Weine, das Viertel je 32 Kreuzer. Diesen italienischen Weinen rühmte man nach, daß sie „guten Muth" machten. Die Wälschweine waren bei dem lebhaften Verkehr, welcher damals zwischen Salzburg und Venedig bestand, leicht zu bekommen. Aus P. Simon Rettenbachers Briefen, welche für die damaligen Verkehrsverhältnisse eine wichtige Quelle sind, ersehen wir, daß die Salzburger Kaufleute, vornehmlich Bernhard Fraisauf und Ferdinand Peyffer, mit der Lagunenstadt, welche damals die hohe Schule der süddeutschen Kaufleute war, die in ihr ein eigenes Heim, das sogenannte deutsche Haus, besaßen, in directer Verbindung standen, mit ihr einen regelmäßigen Brief-, Frachten- und Personenverkehr unterhielten. — Dagegen war es mit dem Biere schlecht bestellt. Straubinger war verpflichtet, es aus der fürstlichen Cameralbrauerei Kaltenhausen zu beziehen. Auf dem drei Tage währenden Transporte wurde es im Sommer „zickend" und sauer und die schlechten Keller machten es noch obendrein matt und schal. Darüber herrschte nun unter den allen Curgästen, welche sich nach einem frischen, gulen Trunk sehnten, laute Klage. Straubinger erhob daher in Salzburg Vorstellungen und erreichte schließlich auch, daß ihm während der vom Juni bis zum August sich erstreckenden Saison gestattet wurde, seinen Bierbedarf bei der Hofgasteiner Brauerei zu decken. Ein Viertel Bier kostete 5—6 Kreuzer. — Die Kost wird als „mager" und „schmal" bezeichnet. Das Kalb spielte auf dem Tische eine Hauptrolle. Fische bekam man nie zu Gesichte; diese waren ausschließlich den vornehmen Badegästen und den reichen Gewerksbesitzern vorbehalten. Wenn ein einfacher Curgast es wagte, beim Wirthe darüber Beschwerde zu führen, erhielt er die brüske Antwort: „Was, Fische, die haben wir nit, die haben die Herrn schon gessen." Dagegen lobt P. Ernst an Frau Straubinger, daß sie bei Speisen, die, um schmackhaft zu werden, etwas gesäuert werden müssen, statt Essig auch Citronensaft gebraucht. Er findet die Anwendung der Citronensäure für den Magen ganz „fürtrefflich".

Mit seinem Zimmer kann er sich nicht befreunden. Er ärgert sich über das „finstere Stübel" und namentlich über das „mausige" Bett. „Zu Gastein angekommen," jammert er, „und in unglaublichen Elend zu bewohnen angefangen." P. Franz ist mit seinem harten Lager nicht zufrieden, während P. Philibert überglücklich ist, eine insectenfreie Stube zu haben. Ungeziefer und Mäuse müssen damals, ja noch im Anfang unsres Jahrhunderts in Gastein gar nichts seltenes gewesen sein; erfahren wir doch aus handschriftlicher Quelle, daß im Jahre 1809 „dem Landrichter zu Gastein befohlen wird, strenge Aufsicht zu pflegen, daß nach und nach alle Betten, Bettstätten, Sessseln, Kästen, Tafeln und Wände der Zimmer von den dort eingenisteten Wanzen befreit, daß alles ausgelüftet und ausgeräuchert werde; ferner daß die Mäuse vertilgt und alle Zimmer, so viel thunlich ist, reparirt werden". Auch die Bedienung ließ manches zu wünschen übrig. Die Kellnerinnen und Zimmermädchen waren wenig appetitlich und artig. Die Bäder wurden selten geputzt und gesäubert, so daß sie meist ganz unrein waren. — Es sei mir gestattet, bei dieser Gelegenheit „daß Gasteinerische Badgesang" zu erwähnen, welches aus dem 17. Jahrhundert stammt, handschriftlich noch erhalten ist und 1876 im Selbstverlage des Freiherrn v. Hörtl erschienen ist. Das Lied handelt von der Unterkunft und Verpflegung bei den Gasteiner Wirthen. Am besten kommt noch das Straubinger'sche Gasthaus weg, dessen Wirthin als stolze Frau bezeichnet wird, welche nur jur die „rotten Gulden" der Badegäste ein Auge hat; am schlechtesten ergeht es dem Främmger, jetzt Grabenwirth. Von ihm heißt es unter anderem:

Die Siplein, die sein so schmall,
Die Brätlein khurz gemessen:
Die Perlein, die sein In hörth,
Sie thuen auch Rheinem weichen,
Und khämb der remisch Khaiser daheer:
Es geschäh Im auch desgleichen.
Der Wirth, der hat ain Khellnerin fein,
Das Essen thuet sy aufftragen,
Und wann sy zu dem Tische khombt,
So drüpfiel Ihe die Nasen;
So reibt sych hin, so reibt sych her:
Die Fleh, die thuen peissen.
Und wann so die Gesst drösten soll,
So spricht sy von Reiben und Schmeissen;
Vielliever drinckht sy den siessen Wein,
Der saue thuet so eeissen.

Man blieb im Bade gewöhnlich drei Wochen. Für den einfachen Pater kostete die Wohnung für die Dauer dieser Zeit 3 fl., die Kost 7 fl. 30 Kr. Wein und Bier waren darin nicht inbegriffen. Der verhältnißmäßig geringe Preis kann uns nicht überraschen, wenn wir bedenken, daß den Curgästen eigentlich nichts besonderes geboten wurde. Der Abt mußte natürlich mehr zahlen; er hatte für die dreiwöchige Badezeit 316 fl. zu entrichten. Dabei muß berücksichtigt werden, daß er für den Herrentisch, das ist für sich und seine drei geistlichen Begleiter, eigenen Wein hatte und eigene Küche führte. Hatte er doch wie fast alle vornehmen Badegäste seinen Mundkoch mit sich genommen. Der Wirth klagte darum, daß die „Gastung" nicht mehr „gewinnlich" sei.

Als Badearzt wirkte damals der Bader Isak Arlschwaiger. Die Patienten fanden bei ihm stets wirksame Hülfe; denn neben den Bädern verfügte er, wenn es nothig war, noch über andere Curbehelfe. So verordnete er unter anderem zur Beförderung des Stoffwechsels ein aus verschiedenen Kräutern gebraules „Saffil"; zum Schwitzen ordinirte er Hollunderthee, zur Magenstärkung Kranawitter (Wachholder). Ein ganz probates Mittel bei Magenweh war das aus Kalmus, Kümmel und Enzian bereitete Magenpulver, welches wohl eine Art Speisepulver gewesen sein dürfte. Viel begehrt und vom Arzte besonders Magen- und Blasenleidenden als „ordinari Cur Trunckh" Morgens, Mittags und Abends wärmsteus empfohlen war „Kranawitwasser". Dieses Wasser wurde nicht etwa in kleinen Dosen verabreicht, sondern viertelweise getrunken. In einer im Salzburger Regierungsarchiv befindlichen Urkunde ist der Fall verzeichnet, daß einem gewissen „Herrn von Baumgarten aus Spittal in Khärndten als ordinari CurTrunckh bey 40 Viertel Cronebet", also beiläufig 60 Liter verordnet wurden. Der Mann mußte wohl an einem hartnäckigen Uebel gelitten haben. Ob es Arlschwaiger gelungen ist, mit diesem Flüssigkeitsquantum die Krankheit zu beschwören, wird leider nicht gesagt. In der äußeren Therapie erfreuten sich Aderlassen und Schröpfen damals allgemeiner Beliebtheit. Man war fest überzeugt, durch diese beiden Heilmittel Krankheiten vorbeugen zu können. Natürlich machte auch der Bader von Gastein von ihnen reichlich Gebrauch. Sie standen auch im Stift Kremsmünster und in fast allen Mönchsklöstern in Blüthe. Die Aderlässe wurden an den Geistlichen in Gruppen von sechs Personen in der sogenannten „Laßstätte" vorgenommen. Um die Patres für das abgezapfte Blut gleichsam zu entschädigen, gab man ihnen an dem „Laßtage" eine doppelte Ration von Wein und Brod und um eine Speise mehr als den übrigen Brüdern. Im Kloster Einsiedeln wird das Andenken an die „Laßtage" noch heute bei Tische gefeiert. In den Stiftsrechnungen aus jener Zeit sind neben den Kalendern auch sogenannte „Laßtafeln" angeführt, auf welchen die für den Aderlaß günstigen und ungünstigen Tage verzeichnet waren.

Digitized by Google

Diese Tafeln wurden, wie heute die Kalender, im Zimmer aufgehängt. In dem Wiener und Salzburger Schreibkalender aus dem 17. Jahrhundert befindet sich ebenfalls eine Aderlaßtafel, „in welcher zu sehen das ganze Jahr, welchen Tag gut oder nicht gut Aderlassen seyn". In einer in der Stiftsbibliothek von Kremsmünster aufbewahrten Handschrift aus dem 16. Jahrhundert, welche Gesundheits- und Witterungsregeln, sowie Vorschriften über verschiedene Vorrichtungen enthält, wird der 11. Mai für den Aderlaß als besonders günstig bezeichnet. Wer sich ihm an diesem Tage unterzieht, hat entschieden Glück in der Liebe, verliert den trüben Sinn und bekommt ein leichtes Gemüth. Sehr zu empfehlen ist der 11. Mai auch Männern, welche um eine Frau werben wollen. An diesem Tage sind sie gegen einen Korb gefeit. Dagegen ist der 27. Februar ein Unglückstag. Wenn ein Phlegmatiker oder Melancholiker sich an ihm zur Ader läßt, so stirbt er innerhalb 14 Tagen; ein Sanguiniker aber bekommt an Händen und Füßen die Gicht. Nach der bestehenden Ordnung mußte der Bader gleich jedem Gewerbsmanne einen Befähigungsnachweis liefern und ein Meisterstück leisten, nämlich „zwei unterschidliche Pflaster und zwei Unguent kochen". So hatte auch der Gasteiner Bader seine Specialitäten in Pflastern und Unguenten. Das von ihm gekochte „Leberpflaster" wirkte geradezu wunderbar, wie nicht minder die von ihm bereitete „Salbe für Frostbeulen", bei welcher Citronensaft einen wesentlichen Bestandtheil bildete. Er beschränkte sich indeß nicht auf die ärztliche Praxis, zumal ihm dieselbe nicht besonders viel eintrug, sondern trieb nebenbei einen schwungvollen Handel mit kosmetischen Mitteln, welche schon damals auf die Damen und Herren eine gewaltige Anziehungskraft ausübten. So finden wir in seiner Hausapotheke „unterschidliche Wasser und Pulffer", wie das Schlüsselblumenwasser und das Weißlilienpuloer, welche nach 3—4 Wochen die Haut zart und fein machen, die Runzeln, Sommersprossen und die Röthe von der Nase vertreiben, mit einem Wart dauernden Liebreiz verschaffen. Salbeiwasser gab er als ein vortreffliches Zahn- und Mundwasser aus. Er hatte auch für die Kahlköpfigen ein unfehlbar wirkendes Mittel entdeckt, eine Mixtur aus dem eben genannten Salbeiwasser und aus Kranawitöl hergestellt, welche die Haarwurzeln ungemein stärken und den Haarwuchs befördern sollte. Von den Prinzipien der französischen Revolution war Isak Arlschwaiger nicht angekränkelt. Er behandelte seine Patienten nicht mit gleicher Sorgfalt und Aufmerksamkeit, sondern legte an dieselben je nach ihrem Wohlstand einen verschiedenen Maßstab. P. Ernst tadelt ihn darob heftig und vergilt ihm seinen „nachläßigen Dienst nur schandenhalber" mit 1 fl. 30 Kr.

Für das Vergnügen der Curgäste war wenigstens nach einer Seite hin gesorgt. Es gab nämlich schon damals in Bad Gastein eine Art Curmusik und eine Art Liedertafel, indem die Bergknappen von Böckstein dort zu musiciren und zu singen pflegten. Gleichwohl wurde von den Fremden keine Taxe eingehoben, sondern sie zahlten entsprechend ihren Vermögensverhältnissen oder dem musikalischen Genuß, den sie hatten. So wurden „denen Arbeithern aus der Böch, allwo das Ertz gewonnen, für aufspielen und singen" von den Patres 20, 15 und 12 Kr. verehrt. Im übrigen verschaffte man sich durch mannichfattige Spiele und durch größere oder kleinere Ausflüge in Gasteins nächste Umgebung Kurzweil. Bei diesen dienten gewöhnlich als Wegweiser die Wurzelgräber, welche gewissermaßen die concessionirten Führer waren. Damals, wo der Glaube an Pflanzen, welchen geheimnißvolle Kräfte innewohnen, stark verbreitet war, wo man aus den verschiedensten Wurzeln, Kräutern und Beeren die mannichfachsten Medicamente bereitete, wurde die Wurzelgräberei in ausgiebigster Weise und geradezu geschäftsmäßig betrieben. Auf ihren Kreuz- und Querzügen lernten die Wurzelgräber die Oertlichkeiten genau kennen und erwarben sich dadurch eine vorzügliche Eignung zum Führerdienste. Zugleich unterwiesen sie die fremden Herren in „erkhennung und einsamblung der wurzen und khreidler", von denen sie oft große „puschen" nach Hause brachten.

Die Trinkgelder waren nicht minder als jetzt im Schwange. Man nannte sie damals „Verehrungen". Der Abt ließ vor seiner Abreise eine ganze Reihe derartiger Verehrungen überreichen. Der Pfarrer erhielt drei einfache Ducaten à 3 fl., der Meßner zwei Reichsthaler à 1 fl. 30 Kr., der Bader drei Speciducaten à 4 fl., der Baderjunge 1 fl. 30 Kr., die Wirtshausdienstbaten 4 fl. 30 Kr., das Zimmermädchen für den Blumenstrauß 1 fl. Der Kirche spendete er 6 fl. Der einfache Pater verehrte durchschnittlich dem Bader 1 fl. 30 Kr., dem Baderjungen 10 Kr., dem Meßner und Ministranten 25 Kr., den Dienstboten 20 Kr., dem Zimmermädchen für den „puschen" 6 Kr. Es war also schon damals Sitte, Curgästen, auch Herren, bei ihrer Abreise Bouquets zu überreichen. Nur besorgten dies damals gewöhnlich die Zimmermädchen aber „Stubenmenscher", wie sie in den Rechnungen allgemein heißen. Die Größe des Bouquets und die Qualität der Blumen wurden dem Geldbeutel der Curgäste angepaßt. Die Mädchen kannten schon ihre Leute. So bekam der Abt einen großen Blumenstrauß, — er verehrte aber auch einen Gulden; der einfache Pater wurde nur durch ein Sträußlein geehrt, — er gab aber auch nur sechs Kreuzer.

Die Reiseauslagen des Abtes beliefen sich im ganzen auf 876 fl., die des einfachen Stiftsgeistlichen durchschnittlich auf 90 fl. Die angegebenen Summen mögen im ersten Augenblicke niedrig erscheinen; doch muß in Betracht gezogen werden, daß der ideale und reale Werth des damaligen Guldens höher war als der des heutigen.

Dr. Bernhard Münz.

Mittheilungen und Nachrichten.

α **Darstellungen aus der Bayerischen Kriegs- und Heeresgeschichte.** Herausgegeben vom k. b. Kriegsarchiv. Heft 4 u. 5. München 1895 u. 1896, J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping). — In der Zeit, in welcher der Verkehr unter dem Zeichen des Dampfes steht, mutbet „Der militärische Wassertransport in Kurbayern" von Hauptmann M. Müller gar seltsam an; die Abhandlung schildert die Benützung der Wasserstraßen Lech, Isar, Inn und Donau für Transport und Nachschub der in Ungarn gegen die Türken fechtenden Truppen Max Emanuels. „Der bayerische Oberst François de la Locatonie und seine Memoiren" von S. Heimons gibt die Biographie eines der vielen fremden Reisläufer, die unter Max Emanuels Fahnen fochten; seine Memoiren sind bei dem Mangel an gedruckten Quellen aus jener Zeit trotz mancher Mängel von großer Wichtigkeit. „Aus dem Kriegsleben einer Feldbatterie" von Oberstlieutenant J. Otto führt uns in den großen deutschen Krieg. „Die Bayern in Schleswig-Holstein 1848—1850" von Premierlieutenant Zöllner liefert eine eingehende Darstellung der Geschicke und Thaten jener bayerischen Officiere und Pivoten, welche als Freiwillige in der Armee des mehrumschlungenen Bruderstaates dienten (unter ihnen sind am bekanntesten Frhr. v. d. Tann und Alvensleben), sowie des Antheils des bayerischen Contingents, der combinirten Brigade v. Schmaltz (1. Brigade der 1. Division, kgl. bayer. Generallieutenant Prinz Eduard von Sachsen-Altenburg), am Feldzuge 1849, insbesondere am Gefechte bei Düppel, 13. April 1849. „Die Eisenbahntransporte für Mobilmachung und Aufmarsch der k. b. Armee 1870" von Oberstlieutenant K. Thoma stellen die glänzenden Leistungen der bayerischen Eisenbahnen in helles Licht. — In den „Mittheilungen des k. u. k. Kriegsarchivs" (Herausgegeben von der Direction des k. u. k. Kriegsarchivs. Neue Folge. IX. Band. Wien 1895. Verlag von L. W. Seidel u. Sohn, k. u. k. Hofbuchhändler) schildert Oberstlieutenant Hausen-

Digitized by Google

blos zu der Fortsetzung von „Oesterreich im Kriege gegen die französische Revolution 1792“ den Rückzug der Verbündeten nach der Schlacht bei Valmy und Hauptmann Christen die Ereignisse bis zum Schlusse des Feldzugs. „König Friedrich II. von Preußen und die Ungarn bis zum Hubertusburger Frieden 1762“ von Oberlieutenant Klenau wirft ein helles Schaglicht auf die diplomatischen Actionen und Pläne des großen Königs, um die Unzufriedenheit der Ungarn, namentlich der Protestanten unter ihnen, und die Feindschaft der hohen Pforte zu einer Diversion im Rücken der Oesterreicher auszunützen, — Absichten, die allerdings zu keinem weiteren Ergebniß führten, als zum Ein- und Uebertritt einer ziemlichen Anzahl magyarischer Officiere und Mannschaften in die preußischen Husaren-Regimenter. „Die österreichische Administration in Bayern 1743—1745“ von Rittmeister Kematmüller geht von der Tendenz aus, die in üblem Andenken stehende österreichische Occupation günstig zu schildern und die gegen die Administration erhobenen Vorwürfe zu einem guten Theil auf das Verhalten der bayerischen Landstände überzuwälzen, welche auf ihre Privilegien pochten und die Lasten von sich ab- und dem gemeinen Volke zuzuschieben trachteten. — Aus den Schriften des Feldmarschalls Grafen Khevenhüller wird eine Fortsetzung der „Idee vom Kriege oder Gedanken und Meinungen über die militärischen Wissenschaften und darüber formirter Discurs“ mitgetheilt.

* In der Ansprache, die Prof. **Behring** am 25. September dieses Jahres zu Höchst an die von der Frankfurter Versammlung dorthin ausgeflogenen deutschen Naturforscher hielt, verhieß er für die allernächste Zeit die Veröffentlichung der Entdeckung eines **Tetanus-Antitoxins**, dessen Wirksamkeit in jeder Weise gewährleistet sei, und das berufen sein werde, den Starrkrampf in Zukunft völlig aus der Reihe der Krankheiten zum Verschwinden zu bringen (vgl. Beil. Nr. 224 vom 28. Sept.). Die Publication ist nun durch Prof. Behring und seinen Mitarbeiter Privatdocenten Dr. **Knorr** in N. 43 der „Deutsch. Medic. Wochenschr.“ erfolgt. Auf Grund von Thierversuchen und von Einzelbeobachtungen an kranken Menschen sprechen die Forscher die Hoffnung aus, daß es dem neuen Heilmittel gelingen werde, den Procentsatz der durch den Wundstarrkrampf herbeigeführten Todesfälle erheblich herunterzudrücken. Das Antitoxin gelangt vorläufig als trockenes und als gelöstes Präparat zur Ausgabe; das erstere soll zu Heilzwecken bei schon ausgebrochenem Wundstarrkrampf des Menschen und der Pferde dienen, das zweite zur prophylaktischen Behandlung. Der für die einfache Heildosis festgesetzte Preis beträgt 30 M. Die Controle über den Wirkungswerth und über die experimentell zu prüfende Unschädlichkeit des Antitoxins soll von dem unter der Leitung von Prof. Ehrlich stehenden staatlichen Institut für Serumprüfung ausgeübt werden. Der Fortschritt der Behring-Knorr'schen Untersuchungen besteht darin, daß man bisher nur mit dem Blutserum immunisirter Thiere operirte. Dieses enthält das Antitoxin in sich. Seine Darstellung ist ein bedeutsamer Schritt vorwärts in der durch Behring angebahnten Behandlungsweise von Infectionskrankheiten.

U. Zur „**Tiara des Saitapharnes**“ (vgl. Beil. Nr. 213) ergreift Prof. **Furtwängler** nochmals das Wort in dem Anhang zu einer soeben unter dem Titel „Jahresbericht“ erschienenen Sammlung kunstgeschichtlicher Studien. Die schon in seinem Aufsatz in der „Cosmopolis“ geltend gemachten Gründe gegen den antiken Ursprung der Tiara wie des dazu gehörigen Frauenschmuckes werden hier mit ausführlicherem wissenschaftlichen Apparate nochmals vorgeführt, indem für einen Theil der Motive, die der Fälscher für sein Werk verwandte, die Vorbilder auf erhaltenen antiken Monumenten verschiedener Art (Goldfunde aus der Krim, Vasen, Marmorrelief in Florenz u. s. w.) nachgewiesen werden. Es ist nicht wahrscheinlich, daß sich die Vertheidiger der Echtheit werden überzeugen lassen, und die Discussion wird wohl nicht eher zur Ruhe kommen, als bis eine größere Anzahl von Kennern antiker Kleinkunst sich vor den Gegenständen selbst ein Urtheil gebildet hat.

U. **Antiquarischer Goldfund in Südrußland.** In den Ruinen der altgriechischen Colonie Olbia fand ein Bauer der „Ekaterinoslawer Gouv.-Ztg.“ zufolge in seinem Gemüsegarten ein Grab, in welchem ein reichgeschmücktes Skelett lag. An den Fingern hatte es zwei goldene Ringe; auf dem einen war ein fliegender Amor mit einer Blume in der linken Hand, auf dem andern ein stehender Amor mit der Maske eines dakischen Greises in der rechten Hand, welche Maske er ungemein betrachtet, eingraviert; um Halse hatte das Skelett einen Schmuck aus goldenen Perlen. Man fand einen goldenen Cylinder, worauf vier tanzende Bacchantinnen mit Pauken in der Hand in Relief dargestellt waren. Unter den vielen bei dem Skelett gefundenen Schmuckgegenständen waren noch ein Paar runde goldene Ohrringe von zarter Arbeit à jour mit Rosetten in der Mitte; an jedem Ohrringe waren einige dünne goldene Ketten befestigt, welche an den Enden goldene Miniaturmenschenköpfe trugen. Alle Gegenstände sind im höchsten Grade künstlerisch ausgeführt und gehören in die Epoche der Blüthezeit der griechischen Kunst. Die Sachen sind für 600 Rubel in das Museum von St. Petersburg übergegangen.

* **Jena.** Der außerordentliche Prof. Wilhelm **Franz** hat einen Ruf als Extraordinarius für englische Philologie nach Tübingen angenommen.

* **Gera.** Am 18. d. M. wurde hier auf dem Hainberge ein Denkmal des 1894 verstorbenen Hofraths Prof. Dr. **Liebe** enthüllt, der sich hohe Verdienste um die Geologie, insbesondere Ost-Thüringens, dann um die Ornithologie und um den Vogelschutz erworben hat.

* **Berlin.** Geh. R. Emil du **Bois-Reymond** ist von seiner Krankheit einigermaßen wieder hergestellt. Er hat jetzt erklärt, daß er seine für den Winter angekündigten Vorlesungen halten werde. — In der theologischen Facultät hat sich Licent. Paul Johann **Gennrich** als Privatdocent habilitirt.

-l. **Genf**, 19. Oct. Die **schweizerische Landesausstellung**, deren Ende anfänglich auf den 15. d. M. angesetzt war, ist nach dreitägiger Verlängerung am gestrigen Sonntag mit einer großartigen Volkskundgebung würdig beschlossen worden. Wie der Tag ihrer Eröffnung, so wurde auch der Schlußtag mit einem Dankgottesdienst begonnen, zu welchem schon am frühen Morgen sämmtliche Glocken der Stadt und des Cantons ihr Geläute ertönen ließen. Nach den kirchlichen Feiern fand ein Festzug statt, an dem sich alle Stände und Gesellschaftskreise der Genfer Bevölkerung, die Delegirten aller Körperschaften und Schulen, aller Vereine und Verbindungen mit ihren Fahnen und Abzeichen betheiligten. Mit den communalen und städtischen Behörden an der Spitze und von vielen Musikcorps begleitet, durchschritt der Zug die reich und schön beflaggten Hauptstraßen der Stadt und bewegte sich unabsehbar nach der Ausstellung hin, wo er im „Park der Schönen Künste“ um das große Wasserbecken vor der Centralhalle in malerischer Gruppirung Aufstellung nahm. Hier sprach auf einer hoch aufgerichteten Rednerbühne vor mindestens 30,000 festlich geschmückten und feierlich gestimmten Personen zuerst Bundesrath Deucher, der Präsident der Landescommission der Ausstellung. Er dankte der Genfer Ausstellungsdirection und den Genfer Behörden, sowie dem ganzen Genfer Volke für die ausgezeichnete Organisation und die treffliche Durchführung des großen schweizerischen Nationalunternehmens. Die Bande, welche die Westmark der Schweiz mit der Hellenenwelt verbinden, seien durch die Ausstellung und die damit verbundenen Fest- und Ehrentage von neuem und auf immer unlösbar befestigt worden. Hr. Deucher hielt seine Rede in deutscher Sprache, und wohl nur eine geringe Zahl der Zuhörer mag dieselbe verstanden haben; aber seine Rede war reich an erhebenden Gedanken und vollendet in Form und Diction. Der derzeitige Vicepräsident des Bundesrathes ist ein Thurgauer und vereinigt in seltener Weise deutsche Gründlichkeit und Gediegenheit mit welscher Lebhaftigkeit und Eleganz. Er hat sich durch diese Eigenschaften bei den Genfern sehr beliebt zu machen gewußt und steht bei ihnen in hohem Ansehen. Seiner hervorragenden Verdienste um das Gelingen der Ausstellung wegen hat ihm der Canton und die Republik Genf das Ehrenbürgerrecht verliehen. Die betreffende Urkunde wurde Herrn Deucher gestern nach Beendigung seiner Rede von Hrn. Ador, dem Präsidenten der Genfer Regierung, mit einer wohlgelungenen Ansprache überreicht, worauf der neue Bürger Genfs durch brausende Jubelrufe der unzähligen Menschenmenge begrüßt wurde. Herr Bundesrath Deucher war von dieser ehrenden Kundgebung mächtig ergriffen. Er drückte den Ehrenbürgerbrief an seine Brust, und unfähig, weiter zu reden, rief er nur so laut er konnte: „Dank! Herzlichen Dank!“ Hierauf spielte die Musik die schweizerische Volkshymne und die ganze Versammlung stimmte begeistert ein. Zum Schluß der Feier sprach noch Hr. Chauffat, der Präsident des Großen Raths, der im Namen der Volksvertretung, welche die Ehrung Deuchers einstimmig genehmigt hatte, den neuen Mitbürger begrüßte und auch seinerseits den Gefühlen der herzlichen Gemeinschaft Genfs mit dem Schweizerlande beredten Ausdruck gab. Um 1 Uhr fand im Wahlgebäude ein sehr zahlreich besuchtes Festbankett

statt, bei welchem auch noch viel Schönes und Gutes zu Ehren der schweizerischen Eidgenossenschaft und der Republik Genf gesprochen wurde. Bundespräsident Lachenal wohnte dem Bankett bei und brachte den Toast aufs Vaterland aus. — Dem Volksfeste entsprechend, war gestern die Ausstellung jedem Besucher für den geringen Preis von 20 Centimes geöffnet. Ganz Genf, Arm und Reich, ohne Ansehen der politischen Parteien und confessionellen Scheidungen, selbst Frauen und Kinder, trugen am gestrigen Tage die Cocarde mit den Genfer Farben. So geschmückt, zogen sie scharenweise zu Tausenden zum letztenmal in die lieb gewonnenen Räume der Ausstellungsgalerien. Um 9 Uhr Abends endlich, nach einem bei ausnahmsweise schönem Wetter verlebten inhaltreichen Tage wurde unter wiederholtem Glockengeläute und Kanonendonner die Ausstellung geschlossen. Präsident Turrettini sprach das Schlußwort. Noch einmal sang die vieltausendstimmige Menge die Nationalhymne und während die alte Kathedralkirche aan Saint Pierre in bengalischer Beleuchtung erglänzte, verließ man die Stätte, welche dieses Jahr beinahe sechs Monate lang der Mittelpunkt des schweizerischen Volkslebens war. Namentlich kam während der letzten vier Wochen der schweizerische Nationalcharakter in seiner ganzen Mannhaftigkeit hier so recht zum Ausdruck. Es war dies die Zeit der cantonalen Ehrentage. Sie begannen mit Zürich, Bern und den Urcantonen; es folgten dann die übrigen Cantone in der Ordnung und Reihenfolge, wie sie in der Bundesverfassung aufgezeichnet stehen, und den Schluß bildeten das Waadtland, das Wallis und Neuenburg. Es war im eigentlichen Sinne des Wortes eine ununterbrochene Völkerwanderung aus allen Orten und Enden des Schweizerlandes nach der Ausstellungsstadt, wo die einzelnen Cantone von ihren in Genf ansässigen Landsleuten und einem Delegirten des Centralcomités festlich empfangen wurden. In langen, stattlichen Festzügen, im Nationalkostüm und mit den Abzeichen und Farben ihres Landes, meist auch mit den Vertretern ihrer Regierungen und den Waibeln an der Spitze, durchzogen die Eidgenossen — Männer, Frauen und Kinder — die Stadt Genf. Mancher dieser „Ehrentage" wurde leider durch das unerbittlich schlechte Wetter empfindlich gestört, aber trotz Sturm und Regen herrschte doch überall guter Humor und fröhliche Feststimmung. Dann der ausgezeichneten Weine des Waadtlandes und des Wallis leuchtete die Sonne, die draußen in der Natur durchaus nicht scheinen wollte, desto glühender im Herzen der Menschen und so ist manche Flasche im Schweizerdorfe aufs Wohl des Vaterlandes und aufs Gelingen der Ausstellung geleert worden. Und wenn auch ein erhebliches Deficit wohl kaum zu vermeiden ist, so muß doch der moralische Erfolg der Ausstellung als unbestritten anerkannt werden. Dieses schöne Arbeitsfest hat der ganzen Schweiz aab den Genfern insbesondere reichliche Gelegenheit geboten, viel Neues und Gutes zu sehen und anzuschauen and durch die Anschauung sich zu belehren. So ist es aach recht und billig, daß sie das Lehrgeld dafür bezahlen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 20. bis 21. October folgende Schriften eingegangen:

Henry *Pensa:* Les Russes et les Anglais en Afghanistan ou la prépondérance européenne en Asie Centrale. (Problèmes de la politique européenne.) Paris, J. Andrée et Cie. — Dr. Eduardo Ricaldes: Kreta. Die Stellung Deutschlands und Oesterreichs zur jetzigen Krisis im Orient. Berlin, Selbstverlag 1896. — Bismarck-Jahrbuch. Hggb. von Horst Kohl. 3. Bd. 5. Lfg. Berlin, O. Häring 1896. — Die Truppenführung in der österreichisch-ungarischen Armee. Kritische Studie von Pannonicus. Braunschweig, D. Janssen 1896. — Kunz: Die Thätigkeit der deutschen Jäger-Bataillone im Kriege 1870—71. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1896. — Edgar v. Abich: Kriegserinnerungen eines preußischen Officiers 1870/71. Ebd. 1896. — P. M. Laurent: Vollständige Lebensgeschichte des Kaisers Napoleon I. Uebersetzt v. J. Sporschil. 8.—17. Lfg. Basel, Koebler 1896. — *Revue des deux Mondes.* François Buloz, fondateur. 66. année. 4. pér. Tome 137. 4. livr. Oct. 1896. Paris. — Monatsschrift für neue Literatur und Kunst. Hggb. von Paul Bornstein. Heft 1. Oct. 1896. Berlin, Siegfried Cronbach. — Dr. Friedrich Vogt und Dr. Max Koch: Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Mit Abbildungen, Tafeln ꝛc. 1. Heft. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut 1896. — Paul Reichardt: Stanley (Geisteshelden. Hggb. von Anton Bettelheim. 24. Bd.) Berlin, Emil Hofmann u. Co. 1897. — Dr. Emil Fromm: Lieder und Geschichten der Suaheli in Ostafrika. Buttrag. Th. Adelie: A. H. Post und die vergleichende Rechtswissenschaft. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Hggb. von Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.) Hamburg, Verlags-Anstalt A.-G. 1896. — Dr. Hermann Vogelstein und Dr. Paul Rieger: Geschichte der Juden in Rom. 1. Bd. Berlin, Mayer u. Müller 1896. — Hans Roeder: Erlöse dich selbst! Gedanken über Religion und Moral. Berlin, Ferd. Dümmler 1897. — Carl Binz: Doctor Johann Weyer, ein rheinischer Arzt und erster Bekämpfer des Hexenwahns. 2. Aufl. Mit Bildniß Weyers. Berlin, Augast Hirschwald 1896. — Die Natur der Frau. Eine zeitgemäße Studie. Berlin, C. Groß 1896. — Dr. Max Runge: Das Weib in seiner Geschlechtsindividualität. Nach einem Vortrage. Berlin, Julius Springer 1896. — R. Ed. Liesegang: Chemische Fernwirkung. Düsseldorf, Ed. Liesegang 1896. — Dr. A. Bernthsen: Kurzes Lehrbuch der organischen Chemie. 6. Aufl. Beard. in Gemeinschaft mit Dr. Eduard Bachner. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn 1896. — Die Geschichte der Nachtlichtfabrication unter besonderer Berücksichtigung der Firma C. A. Glafey in Nürnberg. Nürnberg, Robert Stich 1896. — Dr. Ernst Freiherr Stramer v. Reichenbach: Die Geologie der deutschen Schutzgebiete in Afrika. Mit Karten und Profilen. München u. Leipzig, R. Oldenbourg 1896. — J. Ulmann: Führer durch die Halbinsel Sermione nebst biographischer Skizze des römischen Dichters Catullus. Arco, C. Emmert. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Mähren und Schlesien. 13. Heft. Lfg. 262. Wien, Alfred Hölder. — Alpenheim. Monatsschrift fürs deutsche Volk. Hggb. von C. A. Bibus. 1. Jahrg. Heft 8. Oct. 1896. St. Johann im Pongau. — Pirch: Präparation zu den russischen Uebungsstücken in Dr. W. Körners Lehrbuch der russischen Sprache, mit grammatischen Erläuterungen. 2 Theile. Leipzig, Raimund Gerhard 1897. — Friedrich Hirth: Ueber fremde Einflüsse in der chinesischen Kunst. München u. Leipzig, G. Hirth 1896. — A. Eichhorn: Muuul oder die Hohe Wissenschaft der architektonischen und künstlerischen Composition bei den Maya-Völkern, deren Descendenten und Schülern. Berlin, Max Spielmeyer 1896. — Muarees Pflanzenbilder. Ornamental verwerthbare Naturstudien für Architekten, Kunsthandwerker, Musterzeichner ꝛc. Heft 1 und 2. Dresden, Gerhard Köhtmann.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Cotta'scher Musen-Almanach

für das Jahr 1897.

Herausgegeben von **Otto Braun.**

Mit sechs Kunstbeilagen.

In Seide gebunden mit reicher Goldpressung und Goldschnitt.

Preis 6 Mark.

Der neue Jahrgang des „Cotta'schen Musen-Almanachs" enthält einen größeren erzählenden Beitrag von **Isolde Kurz:** „Unsere Lurlotte". Dieser stimmungsvollen Novelle folgt eine mit drastischer Anschaulichkeit vorgetragene packende Erzählung von **Ernst Eckstein:** „Der schwarze Engel", sowie ein von frischem Humor spendelndes Ostermärchen von **Hanns Hoffmann:** „Das häßliche Mirkelu".

Eine Sammlung geistvoller, gegen mancherlei Auswüchse und Schwachen unserer heutigen literarischen Produktion gerichteter Epigramme unter dem Titel „Jenien von Quidam" geben dem Musen-Almanach für das Jahr 1897 einen besonderen, pikanten Reiz.

Mit poetischen Beiträgen ist wiederum eine große Reihe der hervorragendsten deutschen Dichter vertreten.

Der Cotta'sche Musen-Almanach eignet sich vermöge seiner eleganten Ausstattung wie wenige Bücher zu Festgeschenken für Damen und Herren. (14683)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 22. October. Nummer 245.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Francesco Saverio Cavallari †. Von Ad. Holm. — Das Verhältniß der Heilkunst zur Wissenschaft. III. (Schluß.) Von Sir J. Lister. — Mittheilungen und Nachrichten.

Francesco Saverio Cavallari †.[1])

Nachruf von Ad. Holm.

Mancher Deutsche, der in den letzten 35 Jahren in Sicilien war, wird sich des Mannes erinnern, der mit dem Aussehen und der Haltung eines alten Soldaten freundlich aus seinen blauen Augen umherschaute und stets bereit war, über die ihm ans Herz gewachsenen Alterthümer seiner Insel Auskunft zu geben, zumal uns Deutschen, deren Sprache er noch in hohem Alter gut verstand und nicht übel zu handhaben wußte. Diejenigen, deren Reiseerinnerungen weiter zurückreichen, hochgestellte Persönlichkeiten wie einfache Gelehrte, haben ihn bereits in den ersten fünfziger Jahren als kundigen Führer durch die Insel kennen lernen können, denn schon damals war er die höchste Autorität in allem, was die Ueberreste des Alterthums auf Sicilien betraf. Früh genöthigt, durch eigene Arbeit sich und seine Familie zu erhalten, hatte der hoch begabte junge Mann die Aufmerksamkeit des Herzogs von Serradifalco auf sich gezogen, der sein prächtiges Werk über die Alterthümer Siciliens größtentheils auf die Aufnahmen und Zeichnungen Cavallari's gegründet hat. Dann lernte Sartorius von Waltershausen, als er den Aetna erforschte, ihn kennen und bediente sich seiner Hülfe bei der Aufnahme der Karte des Berges, in dessen Schluchten sie manchen Tag und manche Nacht zusammen verbracht haben. Er gewann ihn bei dem langen Zusammenleben so lieb, daß er ihn mit sich nach Göttingen nahm, wo der junge Sicilianer in den vierziger Jahren an der Ausführung der Karte arbeitete und zugleich seine wissenschaftliche Ausbildung nachholte. Die bedeutendsten Lehrer der Universität, Gauß, Lotze, K. Fr. Hermann, schätzten den frischen, arbeitsamen jungen Mann, der sich alle Kenntnisse aneignete, die ihm erreichbar waren und den man gern in Göttingen zum Doctor der Philosophie machte. Cavallari hat stets mit Verehrung von diesen Männern gesprochen und ihre ernsten und scherzhaften Worte häufig citirt. Nach Sicilien zurückgekehrt, kämpfte er als Hauptmann im Generalstab gegen die bourbonischen Truppen und wurde bei der Einnahme von Catania 1849 verwundet. Nur kurze Zeit blieb er in seiner Heimath als Professor an der Universität Palermo; er folgte einem Ruf an die Brera in Mailand. Manche haben ihm damals verdacht, daß er bereit gewesen war, den Oesterreichern zu dienen. Von Mailand ging er nach Mexico als Director einer Abtheilung der dortigen Akademie der bildenden Künste. In Mexico hat Cavallari eine Reihe von Jahren in voller Kraft gewirkt und mit großem Interesse all das Neue, das er dort sah und hörte, in sich aufgenommen. Die Frucht seiner Studien von Land und Leuten waren sehr hübsch geschriebene Ritratti Messicani. Als Sicilien durch Garibaldi von der Bourbonenherrschaft befreit war, kehrte der kenntnißreiche Mann in seine geliebte Heimath zurück und die italienische Regierung übertrug ihm auf den Vorschlag Michele Amari's das Amt eines Directors der Alterthümer der Insel. Er ist dann bis wenig Jahre vor seinem Tode als Beamter der Regierung für die Erforschung und Erhaltung der Alterthümer unter verschiedenen Titeln und in verschiedenen Aemtern thätig geblieben und hat besonders als Leiter von Ausgrabungen höchst Bedeutendes geleistet, zumal an zwei wichtigen Punkten: in Syrakus und Umgegend, und in Selinus; aber es gibt kaum einen für das Alterthum wichtigen Punkt der Insel, an dem er nicht gegraben und gefunden hätte. Zuletzt hatte er das Amt eines Directors des Museums von Syrakus und hier hat er es verstanden, die Hülfe des kenntnißreichen und trefflich geschulten Orsi dazu zu benutzen, daß das Museum von Syrakus jetzt nach der Ansicht von Kennern das bestgeordnete der Insel ist. Cavallari hatte eben die große Eigenschaft, neidlos den Tüchtigen gewähren zu lassen. Er hat eine nicht geringe Zahl von Abhandlungen geschrieben, theils über seine Entdeckungen, theils zur Schilderung von alten Stätten der Insel und ihrer Geschichte.

Ich habe ihn 1870 kennen gelernt, als ich eine Forschungsreise durch die Insel machte, bin dann während meines dortigen Aufenthalts bis Ostern 1871 mit ihm in beständiger Verbindung geblieben und habe diese herzlichen Beziehungen 1876 in Palermo erneuert und nicht wieder abgebrochen. Eine Frucht unsrer gemeinsamen Arbeit war die historische Topographie von Syrakus, welche auf Kosten der italienischen Regierung gemacht wurde, nachdem ich, angeregt durch v. Duhn, Fiorelli die Nützlichkeit eines solchen Unternehmens vorgestellt und die Empfehlung des deutschen archäologischen Instituts dafür gewonnen hatte. Zu diesem Werke, das bekanntlich B. Lupus deutsch bearbeitet hat, sind dann von Cavallari allein noch Nachträge geliefert worden. Er hatte sich bis ins höchste Alter den sicheren Blick und die feste und gewandte Hand bewahrt, die ihn in seiner Jugend zu einem so trefflichen Zeichner und Kupferstecher gemacht hatten.

Ueberhaupt war Cavallari wesentlich Künstler, nicht Gelehrter. Es wäre seine Sache nicht gewesen, bei gelehrten Publicationen dadurch zu helfen, daß er jedes gefundene kleine Stück vermessen, beschrieben und classificirt hätte; er hat stets mehr die großen Beziehungen des Gefundenen im Auge gehabt. Aber dafür hatte er auch nichts Kleinliches. Hatte er etwas Interessantes gefunden, so behielt er es nicht unter Schloß und Riegel, bis ihm seine sonstigen Beschäftigungen erlaubt hätten, es selbst zu veröffentlichen; er überließ es zur Veröffentlichung denen, die nach seiner Meinung besser als er im stande waren, es wissenschaftlich zu verwerthen, und er hat gerade dadurch der Wissenschaft genützt. Aber wenn er etwas Bedeutendes

[1]) Geb. 3. März 1809, gest. 1. Oct. 1896.

Digitized by Google

gefunden hatte, so betonte er gern, daß ihm das geglückt sei. L' ho scoperto io, war ein Wort, das seine Freunde häufig aus seinem Munde vernahmen, und bei seinem natürlichen, unbefangenen Wesen nahm man ihm das nicht übel. Cavallari war praktischer Ingenieur und Architekt und es rühren manche Bauten von ihm her, unter denen ich nur hervorhebe: die Façade der Hauptkirche von Randazzo in Sicilien und die Wohnhäuser des Barons Bordonaro in Palermo und des Frhrn. Sartorius v. Waltershausen in Göttingen. Eine von ihm für Sicilien entworfene Eisenbahntrace fand nicht die Billigung der Regierung, wodurch ihm auch materieller Gewinn entging. Reich zu werden, hat er überhaupt nicht verstanden.

Cavallari war ein ausgezeichneter Gesellschafter und auch dadurch unschätzbar für die Fremden, die Belehrung und Anregung suchten. Charakteristische Anekdoten erzählte er gern und gut; er war seinerzeit berühmt durch den Vortrag sicilianischer Märchen, die er allerdings wohl meist selbst ersonnen hatte. Die Anhänglichkeit seiner Freunde wußte er sich beständig zu bewahren. Sartorius v. Waltershausen sprach noch 1871 mir gegenüber den dringenden Wunsch aus, Cavallari möge sich bewegen lassen, ihn wieder auf lange Zeit zu besuchen; aber er konnte sich nicht mehr entschließen, seine Familie zu verlassen. Welcher Genuß es war, mit ihm zu reisen, das habe ich selbst mehrfach erfahren. So waren wir 1870 zusammen in Akrae-Palazzolo; 1871 mehrere Wochen im Westen Siciliens, zusammen mit dem jetzigen Gesandten Dr. Krauel. Hier ist mir unvergeßlich der zehntägige Aufenthalt in den Ruinen von Selinunt. Wir waren zu vieren, Cavallari, Krauel, meine Frau und ich, in herrlicher Einsamkeit, bei schönstem Frühlingswetter, unter den großartigsten Trümmern der griechischen Welt. Am Tage studirten wir die Ruinen, der Abend vereinigte uns zum einfachsten Mahle, beim trefflichen Wein der Gegend, dem Urstoff des berühmten Marsala. Und nach dem Essen constituirten wir vier uns nach dem Vorschlage Cavallari's als Akademie der Wissenschaften, mit drei Sectionen von je einem Mitglied, und einer Section Zuhörer — der Dame. Abwechselnd trug einer der Herren vor: Cavallari über Kunstgeschichte, Krauel über Jurisprudenz, ich über Philosophie. Discussionen schlossen sich an. Das hatte nichts Pedantisches. Jeder gab sein Bestes und alle waren heiter. Wir stellten auch wissenschaftliche Forschungen zusammen an. Es war damals die von Nissen angeregte Frage der Orientirung der Tempel an der Tagesordnung und wir haben die der Tempel von Selinus mit Hülfe der Beobachtung des Polarsterns zu bestimmen gesucht, nicht ohne eine heitere Besorgniß, wir möchten einen falschen Stern gewählt haben. Ebenso schön war ein viel späterer Aufenthalt in Syrakus zur Revision der Karte. Die Tage im Freien, auf dem Plateau der alten Stadt mit dem Blick auf den Aetna, die Ausflüge nach Magnisi (Thapsos), wo Cavallari die sikelischen Felsgräber zeigte, und nach der Cava Spampinato und dem Flusse Assinaros, auf der Rückzugslinie der Athener — alles das war eine Quelle hohen Genusses.

Cavallari hat sein Leben, soweit es nicht durch Amtspflichten in Anspruch genommen war, wesentlich der Erforschung der Alterthümer Siciliens gewidmet. Doch hat er einmal in einem wichtigen Falle seine Kenntnisse und seine Energie auch für Unteritalien zur Verfügung gestellt. Es handelte sich um die Erforschung der Stätte des alten Sybaris, eine Aufgabe, die wegen des ungesunden Bodens niemandem von Amtswegen zugemuthet werden konnte. Cavallari erbot sich, hinzugehen, und hat seine Aufgabe, soweit sie überhaupt lösbar war, gelöst, mit der ihm eigenen Thatkraft und dem Glück, das ihm so oft hold gewesen ist. Allerdings war ihm von früher Unteritalien nicht fremd. Er hatte auch für Wilhelm Schulz gearbeitet, als dieser die mittelalterlichen Bauwerke Unteritaliens und Siciliens zeichnen ließ, und manche der schönsten Blätter, die Schulz heimbrachte, sind von Cavallari's Hand. Bekanntlich hat v. Quast nicht alles von Schulz Gesammelte herausgegeben; gerade von dem in Sicilien von Cavallari Gezeichneten ist manches unveröffentlicht geblieben, das, wie man sagt, noch irgendwo, aus dem Schulzischen Nachlaß stammend, liegen muß. In Dresden wird man es wissen, ich habe einmal vergebens versucht, es zu erfahren. Möchte es gelingen, es aufzufinden und zu publiciren! Es wäre vom höchsten Interesse, zu sehen, wie manches bedeutende Bauwerk vor 50 Jahren aussah.

Cavallari war durch und durch Sicilianer. Um die Details der Politik kümmerte er sich allerdings als echter Künstler nur wenig; aber alles fand seine Sympathie, was dazu beitragen konnte, das Wohl seiner geliebten Insel zu fördern. Seine Freunde standen größtentheils auf seiten derer, die der Insel eine große administrative Selbständigkeit wünschten; ich nenne nur den Historiker La Lumia und den Professor, dann Minister Perez. Es waren unter den hervorragenden Sicilianern aber auch manche, die ihm antipathisch waren, und er gab dieser Antipathie nicht selten Ausdruck. Das war ein Krieg im Frieden, der für Unbetheiligte etwas geradezu Erfrischendes hatte in unsrer Zeit, die alle nicht gerade politischen Gegensätze abzuschleifen liebt.

Die Beziehungen Cavallari's zu auswärtigen Gelehrten und Künstlern kann ich jetzt nicht übersehen; wie wäre das auch möglich, da sie sich über 60 Jahre erstreckt haben! Von hervorragenden Kennern Siciliens unter den noch Lebenden nenne ich als alte Freunde Cavallari's nur Otto Hartwig und Julius Schubring, die ihn in anderen Perioden seines Lebens, als ich, kennen gelernt haben.

Cavallari ist ein glücklicher Mensch gewesen, nicht durch äußere Ehren, die ihm später als anderen zutheil wurden, sondern in seiner Thätigkeit und in seiner Familie. Mir sagte er 1870: Ho fatto una bella vita! und sein Leben war eben vorzugsweise arbeitsam gewesen. So blieb es bis zu seinem Tode; er hat nicht aufgehört, zu schreiben und zu zeichnen.

Er hat mehr interessante Schätze des Alterthums in Sicilien ans Licht gezogen als irgend ein anderer vor ihm oder neben ihm. Ausgrabungen leiten war seine Freude und er hatte viel Glück bei ihnen. So hat er mehr als sonst ein Einzelner dazu beigetragen, daß seine Insel in weiten Kreisen bekannt und geschätzt wurde. Cavallari wird in der Geschichte der Alterthumswissenschaft und in der Siciliens fortleben als eine originelle und anziehende Persönlichkeit. Ich weiß, daß ich durch diese nur aus persönlichen Erinnerungen heraus geschriebene Skizze ihm nicht vollkommen gerecht geworden bin; aber ich wollte nicht zögern, sein Bild zu entwerfen, wie es mir vorschwebt, überzeugt, bei manchen, die ihn gekannt haben, eine freundliche, vielleicht schon etwas verblaßte Erinnerung von neuem aufzufrischen.

Das Verhältniß der Heilkunst zur Wissenschaft.

Rede Sir Joseph Listers
gehalten bei der Eröffnung der „British Association“ in Liverpool am 16. September 1896.

III. (Schluß.)

Vor einigen Jahren wurde von Roux und Yersin, welche im Institut Pasteurs arbeiteten, gezeigt, daß die Kruste oder sogenannte falsche Membran, welche sich in der Kehle Diphtheritiskranker zeigt, Bakterien enthält, die außerhalb des Körpers in einer Nährflüssigkeit culti-

virt werden können, mit dem Ergebniß, daß man dabei Giftstoffe von so erstaunlicher Kraft erhält, daß letztere einzig und allein den Ausscheidungen von Giftdrüsen der giftigsten Schlangen vergleichbar sind. Außerdem vergewisserten sie sich sehr bald darüber, daß die Flüssigkeit diese Eigenthümlichkeit auch behielt, nachdem die Mikroben durch Filtration daraus entfernt waren; das bewies, daß das Gift eine chemisch gelöste Substanz sein mußte, durchaus verschieden von dem lebenden Element, welches sie erzeugt hatte. Diese giftigen Bakterienproducte oder Toxinstoffe, wie sie getauft wurden, erklären die tödtlichen Wirkungen gewisser Mikroben, welche auf andere Weise zu verstehen unmöglich ist. So wird bei der Diphtheritis der besondere Bacillus, welchen Löffler als Ursache der Krankheit aufzeigte, nicht im Blute weiter verbreitet, wie der Mikrob der Hühnercholera, sondern er beschränkt sich auf die Oberfläche, auf welcher er zuerst erscheint; dagegen dringt das im Mikrob verborgene Toxin von der Oberfläche ins Blut und vergiftet so den ganzen Körper. Aehnliche Beobachtungen hat man bei verschiedenen anderen Krankheiten gemacht; beispielsweise beim Bacillus des tetanus (der Maulsperre). Letzterer bleibt in der Wunde localisirt, bildet jedoch dabei ein besonderes Toxin von außerordentlicher Gewalt, welches vom Körper absorbirt und im Körper verbreitet wird. Wunderbar genug scheint jedes giftige Mikrob sein ihm besonders eigenthümliches Gift zu bilden. Kochs Tuberculin ist von dieser Art: ein Product des Wachsthums des Tuberkelbacillus in mittlerer Cultur. Auch hier werden ungeheure Wirkungen durch außerordentlich geringe Quantitäten der Substanz verursacht; doch dabei zeigte sich hier eine ganz neue Besonderheit — nämlich, daß mit einer der vielfachen Formen der Schwindsucht behaftete Patienten, sobald sie eine Einspritzung der Substanz unter der Haut erhalten, in dem krankhaft afficirten Theil und im ganzen Körper Fieber aufweisen, während die gleiche Einspritzung bei gesunden Personen durchaus nicht die geringste Wirkung erzielt. In Berlin sah ich einige geradezu erstaunliche Beispiele dieser Wirkung. Patienten, welche im Gesicht mit einer besonderen Form hartnäckiger Geschwüre behaftet waren, zeigten nach einer einzigen Einspritzung von Tuberculin heftig fieberische Röthe, dabei Schwellung der Wunde und der umgebenden Haut; und, was nicht weniger überraschend war, sobald das Fieber aufhörte, schien die Krankheit wesentlich gebessert. Bei Wiederholung der Procedur wurden Geschwüre, welche bei der früheren Behandlungsart sich immer weiter ausgedehnt hatten, an Größe außerordentlich verringert, ja in einzelnen Fällen sogar ganz geheilt. Solch außerordentliche Ergebnisse führten Koch zu der Meinung, daß er ein Mittel gegen Schwindsucht in all ihren Formen gefunden hätte. Unglücklicherweise zeigte es sich, daß der Erfolg nur vorübergehend war; dadurch wurden die übertriebenen Hoffnungen, welche sich bei Kochs großem Ruf an seine Entdeckung knüpften, wieder zunichte. Es ist nur gerecht, daran zu erinnern, daß Koch zu seinen Publicationen geradezu gegen seinen Wunsch gedrängt wurde; wir können nur bedauern, daß er dem auf ihn ausgeübten Drucke Folge leistete. Aber obgleich Kochs große Hoffnungen sich nicht erfüllten, wäre es doch ein Irrthum, zu glauben, daß seine Arbeiten über das Tuberculin vergeblich waren. Der Schwindsucht ausgesetzt ist auch das Vieh; es kann, wenn mit dieser Krankheit behaftet, eine sehr ernste Ansteckungsquelle für Menschen werden, besonders wenn die Krankheit die Kuheuter und dadurch die Milch in Mitleidenschaft zieht. Infolge der nahen Verwandtschaft zwischen uns selbst und den niederen Thieren in gesundem, wie in krankem Zustande bringt das Tuberculin bei tuberculosen Kühen Fieber durch Dosen hervor, von denen gesunde Thiere nicht afficirt werden. Auf diese Weise kann eine etwa in den inneren Organen verborgene Schwindsucht einer äußerlich gesunden Kuh durch unterhäutige Einspritzung einer geringen Menge von Tuberculin entdeckt werden und das Schlachten eines solchen Thieres infolge der auf diesem Wege gemachten Entdeckung schützt den Menschen vor Ansteckung. Es ist behauptet worden, daß die Rotzkrankheit mit Rücksicht auf die Wirkung ihrer Giftproducte der Schwindsucht vollkommen analog sei. Wenn das als Ursache dieser Krankheit erkannte Mikrob in einem geeigneten Medium cultivirt wird, bringt es ein Gift hervor, welchem man den Namen Malleïn gegeben; die unterhäutige Einspritzung einer geeigneten Dose dieser Flüssigkeit in einem rotzkranken Pferde verursacht auffallend fieberische Symptome, welche sich bei gesunden Thieren nicht zeigen. Rotzkrankheit kann gerade wie Schwindsucht in versteckter latenter Gestalt auftreten, ohne daß es früher ein Mittel für ihre Entdeckung gab; jetzt war ein solches erschlossen. Wenn ein rotzkrankes Pferd in einen großen Stall geführt wird, gibt die eben geschilderte Methode ganz sicher an, ob es andere Pferde inficirt hat. Allen wird etwas Malleïn eingegeben; die Pferde, welche dann Fiebererscheinungen zeigen, werden geschlachtet. Dadurch werden nicht nur die anderen Pferde vor der Seuche, sondern zugleich auch die Stallknechte vor tödtlicher Krankheit bewahrt.

Dieses werthvolle Hülfsmittel hatte seine Quelle in Kochs Arbeiten über Tuberculin, die also auch noch nach einer anderen Richtung wohlthätig wirkten. Sein ausgezeichneter Schüler Behring hat ausdrücklich jenen Untersuchungen die Eingebung zu den Arbeiten zugeschrieben, welche ihn und seinen vorzüglichen Mitarbeiter, den Japanesen Kitasato, zu ihrer überraschenden Entdeckung des antitoxen Heilserums führten. Sie fanden, wenn ein der Diphtheritis oder dem tetanus (der Maulsperre) ausgesetztes Thier eine Quantität des betreffenden Gifts erhält, klein genug, um harmlos zu sein, nach entsprechenden Zeiträumen aber in stets strengeren und strengeren Dosen, daß dies Thier Widerstandskraft genug gegen das Gift erwirbt, um ungestraft eine größere Menge desselben in sich aufnehmen zu können, als die war, welche ihm anfangs verhängnißvoll wurde. Nichts dürfte so leicht den stetig an Wirkung zunehmenden Spinalstörungen in Pasteurs Behandlung der Tollwuth ähnlicher sein. Aber ganz und gar neu in ihren Ergebnissen war, daß, wenn etwas von dem einem mit möglichst hoher künstlicher Immunität ausgerüsteten Thier entnommenen Blut und etwas von der nach seiner Gerinnung in Klümpchen ausgeschwitzten klaren Serumflüssigkeit unter die Haut eines anderen Thieres eingespritzt wurde, dieses zweite Thier eine starke, wenn auch mehr vorübergehende Immunität gegen das besonders in Betracht kommende Toxin erhielt. Das Serum wirkte entweder antitoxisch oder paralysirte gewissermaßen das Toxin. Und noch mehr als das: wenn etwas von dem antitoxischen Serum einem Thiere eingeflößt wurde, das vorher eine giftige Toxindose erhalten, rettete das sogar das Leben des Thieres, vorausgesetzt, daß seit der Vergiftung noch nicht allzuviel Zeit verflossen war. Mit anderen Worten: das Antitoxin zeigte sich nicht nur als Präservativmittel, sondern auch geradezu als Heilmittel wirksam. Aehnliche Ergebnisse wurden von Ehrlich in Berlin mit einigen Giften nicht bakterischer Natur gewonnen, welche dem Pflanzenreiche entstammen, und vor kurzem haben die davon durchaus unabhängigen Untersuchungen Calmette's in Lille und Frafers in Edinburg gezeigt, daß nach demselben Princip Gegengifte gegen Schlangengifte, von ganz wunderbarer Wirkung, gefunden werden können. Calmette erhielt ein Antitoxin von so wunderbarer Gewalt, daß eine Quantität von nur dem zweimalhunderttausendsten

Gewichtstheil eines Thieres letzteres vollkommen gegen eine volle Secretionsdose der Giftdrüsen der giftigsten uns bekannten Schlangen schützen würde, während ohne solchen Schutz dieses Gift schon nach vier Stunden tödtliche Wirkungen zeigt. Für Heilungen sind größere Mengen des Heilmittels nöthig; dennoch hat Calmette bereits Fälle veröffentlicht, in welchen durch diese Behandlung Menschen vom Tode gerettet wurden.

Behrings besondere Bemühungen gingen darauf aus, ein Heilmittel für tetanus und Diphtheritis beim Menschen zu finden. Bei tetanus sind die Bedingungen dafür nicht günstig, weil die besonders gearteten Bacillen in den Tiefen der Wunde verborgen sind und ihr Dasein einzig und allein durch die Symptome des bereits durch den ganzen Körper verbreiteten Giftes kundgeben; in jedem Falle muß bei dieser Krankheit befürchtet werden, daß das Gegenmittel zu spät kommt, um nützen zu können.[1]) Bei der Diphtheritis dagegen machen sich die Bacillen sehr bald durch das sogenannte „falsche" Häutchen kund, welches sie in der Kehle hervorrufen; infolge dessen hat das Gegengift eine gute Chance und hier — so dürfen wir sagen — erreichte Behring seinen Zweck. Immerhin war auch hier die Aufgabe viel weniger einfach, als etwa bei einem chemischen Gift. Wie wirksam auch immer das Gegengift sein mochte: sobald es die Bacillen unberührt ließ, wurde nicht nur eine Wiederholung der Einspritzungen nöthig, um bei dem fortwährend von den Mikroben abgesonderten Gift die nur vorübergehende Wirkung zu einer dauernden zu machen, sondern die Bacillen verursachten auch infolge ihres Wachsthums und ihrer Ausdehnung eine Behinderung der Athemwerkzeuge. Roux, dessen Name für immer mit diesen Studien verbunden ist, überwand auch diese Schwierigkeit erfolgreich. Er zeigte durch Experimente an Thieren, daß eine sogenannte „falsche" diphtheritische Membran, welche sich rapid ausdehnte und von Entzündung begleitet war, durch Gebrauch des Antitoxins zum Stillstehen gebracht werden konnte, ja sogar unter Zurücklassung einer gesunden Hautoberfläche ganz verschwand. Was auch immer die Ursache dieser Erscheinung sein mochte, so wurde doch auf diese Weise thatsächlich festgestellt, daß das antitoxische Serum das Toxin ungefährlich machte und die Mikroben verschwinden ließ. Nunmehr vermochte kein theoretischer Einwurf das Verfahren weiter aufzuhalten; es ist denn auch während der letzten Jahre an den verschiedensten Orten der Welt praktisch versucht worden und hat immer mehr und mehr das Vertrauen der Fachmänner gewonnen. Ein vollgültiger Beweis zu gunsten des Verfahrens ergibt sich aus den Berichten der sechs unter der Londoner Asylverwaltung stehenden Krankenhäuser. Die an diesen Hospitälern angestellten Aerzte standen naturgemäß zuerst der Anwendung des Verfahrens skeptisch gegenüber; allein da es zum mindesten harmlos erschien, machten sie einen Versuch; während des Jahres 1895 wurde es ganz allgemein bei 2182 in das Hospital zugelassenen Fällen angewandt; jedermann überzeugte sich von seinem großen Werthe. War die Theorie des Verfahrens richtig, dann mußten die besten Resultate naturgemäß bei seiner Anwendung in einem möglichst frühen Stadium der Krankheit erreicht werden, also in der Zeit, vor welcher der Körper ganz und gar vergiftet werden konnte. Ganz dem entsprechend, erfahren wir nun durch den Bericht, daß das Jahr 1895 im Vergleich zu dem Jahr 1894, während dessen man bei der alten Behandlung stehen geblieben war, den Procentsatz der Sterblichkeit wesentlich herabsetzte. Letztere betrug in allen sechs Hospitälern zusammengenommen unter den beim ersten Auftreten der Krankheit in Behandlung genommenen Kranken im Jahre 1894 22.5, 1895 dagegen nur 4.6; desgleichen war die Sterblichkeit der erst am zweiten Tag der Erkrankung in Behandlung genommenen 1894 27, 1895 dagegen nur 14.8; also für die Fälle des ersten Tages betrug der Procentsatz nur ein Fünftel von dem, was er im Jahre vorher betrug, und für die Fälle des zweiten Tages betrug der Procentsatz nur die Hälfte. Unglücklicherweise pflegen die Eltern aus den ärmeren Bevölkerungsschichten Londons, von denen die meisten derartiger Patienten stammen, ihre Kinder viel zu spät in ärztliche Behandlung zu geben, so daß mehr als 67.5 Proc. erst am vierten Tag der Erkrankung oder gar noch später ins Hospital kommen. Daher sind die einschlägigen statistischen Daten durchaus nicht so glänzend. Trotzdem ist alles in allem genommen die Sterblichkeit in diesen Krankenhäusern während des Jahres 1895 um vieles geringer gewesen, als jemals vorher. Noch möchte ich hinzufügen, daß zu der Annahme, die Epidemie des Jahres 1895 sei milder, als die der früheren Jahre gewesen, kein Grund vorliegt; auch wurde — abgesehen von den antitoxischen Einspritzungen — keine Veränderung vorgenommen. In dem Berichte findet sich ein Beweisstück, welches, obgleich es nicht mit hohen Ziffern belegt ist, dennoch besondere Erwähnung verdient. Es bezieht sich auf eine Sonderanstalt für solche, die, vom Scharlachfieber geheilt, aus den sechs Hospitälern entlassen wurden. Solche Patienten erkranken sehr häufig an Diphtheritis mit meistentheils tödtlichem Ausgang. In den letzten fünf der antiseptischen Behandlung vorangegangenen Jahren war die Sterblichkeit niemals geringer als fünfzig Procent, der Gesammtdurchschnitt aber über 61.9. Im Jahre 1895, nach Gebrauch des Antitoxins, sanken die Todesfälle unter dieser Classe von Patienten auf 7.5 Procent herab oder auf $^1/_8$ der früheren Erfahrung. Dieses außerordentliche Ergebniß findet offenbar in der Thatsache seine Erklärung, daß infolge dessen, daß sich die Patienten beim ersten Auftreten der Krankheit bereits im Hospital befanden, sofort dagegen eingeschritten werden konnte. Allerdings gibt es einzelne Fälle, welche gleich von Anfang an so schwer auftreten, daß jede Hülfe fruchtlos bleibt.

Ich hätte auf dem Gebiete der Bakteriologie noch viele fähige Arbeiter zu nennen, deren näher zu erwähnen und deren Arbeiten eingehender in Betracht zu ziehen die Zeit mir verbietet; ja selbst die hier besprochenen Untersuchungen vermochte ich an dieser Stelle durchaus nicht ihrem vollen Werthe nach zu würdigen. Ganz besonders trifft das auf Pasteur zu, dessen Leistung mit jeder Lectüre seiner Schriften stets großartiger erscheint.

Ich habe nun noch auf einen Gegenstand einzugehen, der, obgleich selbst nicht bakteriologischer Natur, dennoch zur Bakteriologie in der engsten Beziehung steht.

Wenn der infolge eines Nadelstiches am Finger erscheinende Blutstropfen mikroskopisch untersucht wird, so nimmt man sofort darin zwei sehr verschiedene Bestandtheile wahr: der eine dieser Bestandtheile zeigt blaßrothe, doppelt concave Wurstscheiben, welche, in Massen gesehen, der lebenden Flüssigkeit ihre rothe Farbe geben, der andere besteht aus mehr oder weniger körnig kreisrunden Massen von dem weichen Stoff, welcher, Protoplasma genannt, vollkommen farblos ist und deßhalb auch als farbloses oder weißes Atom erscheint.

Es ist seit lange bekannt, daß diese weißen Körperchen, wenn das Mikroskop dem Feuer nahe genug gebracht wird, um die Temperatur des menschlichen Körpers anzunehmen, kleine Fußglieder oder Pseudopodien vor und rückwärts bewegen und damit über die Glasfläche kriechen, gerade wie die niedrigsten Formen animalischen Lebens, welche von der Fähigkeit, ihre Gestalt zu wechseln, den

[1]) Vgl. dagegen die Mittheilung in der gestrigen Beil. Nr. 244 über Behrings neues Anttoxin gegen Tetanus. D. Red.

Digitized by Google

Namen: „Amöben“ tragen. Das Schauspiel, wie etwas, was wir früher als einen Theil unsres eigenen Blutes gekannt, sich gleich einem durchaus selbständigen Geschöpf weiter fortbewegt, wirkt beinahe unheimlich. Und doch liegt darin durchaus gar nichts, was mit dem uns über die Bestandtheile des animalischen Baues Bekannten unvereinbar wäre. So ist beispielsweise die Zunge eines Frosches mit einer Lage von Zellen bedeckt, von denen jede mit zwei Geißelfaserchen oder cilia versehen ist; letztere verursachen, wenn alle zu gleicher Zeit in Thätigkeit, einen beständigen Erguß nach einer bestimmten Richtung über das ganze Organ hin. Wenn wir nun die Froschzunge ganz sachte abkratzen, dann können wir einige dieser fadenartigen Zellen absondern, und wenn wir sie dann mit dem Mikroskop in einem Tropfen Wasser untersuchen, dann finden wir, daß sie eine zeitlang ihre kriechende Bewegung weiter fortsetzen und dabei geradeso weitee fortleben, wie ein sich krümmender Wurm. Ferner verhalten sich, wie ich schon vor Jahren beobachtet, diese abgeschabten Zellen bei einem auf sie ausgeübten Reiz gerade so wie Theile, die mit dem Körper weiter verbunden bleiben: die Bewegungen der Faserchen werden bei sanftem Reiz zu größerer Actioität aufgeregt, bei strengerer Irritation dagegen zu zeitweiser Unthätigkeit getrieben. Man kann deßhalb jedes constituirende Element unsres Körpers in einem bestimmten Sinne als unabhängig lebendes Wesen betrachten, obgleich doch wiederum alle diese Elemente in bewunderungswürdiger Harmonie zum Wohl unsres Körpers zusammenwirken. Die unabhängigen Bewegungen der Protoplasmen außerhalb des Körpers waren deßhalb nicht gerade erstaunlich; dennoch blieben sie für lange Zeit mehr ein Gegenstand der Curiosität. Viel Interesse erregten sie durch die Beobachtung des deutschen Pathologen Cohnheim, daß sie bei gewissen Fiebererscheinungen durch die Wandporen der feinsten Blutgefäße und von dort in die Zwischenräume der umgebenden Gewebe dringen. Cohnheim schrieb ihren Durchgang dem Druck des Blutes zu. Doch was eigentlich die Ursache davon wae, daß sie, obgleich größee als die rothen Körperchen und obgleich mit einem Kern (nucleus) versehen, welchen die rothen Körperchen nicht haben, allein durch die Poren der Blutgefäße dringen, und ferner was die Ursache davon war, daß diese Wanderung der weißen Protoplasmenkörperchen bei gewissen Entzündungen in Massen vor sich ging, bei anderen Entzündungen aber unterblieb, das schien vorerst noch unaufgeklärt. Wie dem aber auch sein mochte, die weißen Protoplasmen bekamen ein ganz neues, außerordentliches Interesse durch die Untersuchungen des russischen Naturforschers und Pathologen Metschnikoff. Er beobachtete, daß sie, nachdem sie durch die Gefäßwände gedrungen, nicht allein gerade so wie Amöben krochen, sondern ebenso Nahrungsmittel in ihre weichen Körperchen aufnahmen und verdauten. Auf diese Art wird beispielsweise der unnütze Stoff eines Kaulquappenschwanzes beseitigt; sie spielen also eine sehr wichtige Rolle bei Vollzug der Absorption. Doch noch weit wichtigere Beobachtungen folgten. Metschnikoff fand ferner, daß ein nur unter dem Mikroskop sichtbares Krustenthier, eine Art Wasserfloh, von einem Schwamm angefallen wurde, welcher außerordentlich scharfe Sporen hatte. Sie sind durchaus scharf genug, um durch die Eingeweide des Thieres in die Körperhöhlung vorzudringen. Das geschieht jedoch nicht eher, als wenn der Sporn von einee Gruppe von Zellen umgeben ist, welche, in der Körperhöhlung selbst enthalten, den weißen Protoplasmenkörperchen unsres Blutes entsprechen. Die Zellen versuchten, den Sporn zu verschlingen; gelang ihnen das, so blieb das Thier von Parasiten verschont. Allein wenn die Sporen infolge ihrer übermäßigen Zahl durch die von Metschnikoff phagocytes getauften Zellen nicht verschlungen werden konnten, unterlag der Wasserfloh. Von diesem Fundamentalversuche ausgehend, kam der russische Forscher zu der Gewißheit, daß die Mikroben ansteckender Krankheiten demselben Processe des Verschlingens und der Verdauung unterworfen sind wie die weißen Protoplasmen und die Zellen, welche die Blutgefäße füttern. Bei einer großen Zahl außerordentlich schöner Versuche hat er, wie mir scheint, vollkommen die große Wahrheit festgestellt, daß phagocytosis in derselben Weise das Vertheidigungsmittel des lebenden Körpers gegen seine mikroskopischen Feinde ist. Unzweifelhaft ist die Fähigkeit des Organismus, durch von ihm selbst hervorgebrachte antitoxische Substanzen den mikrobischen Giften entgegenzuarbeiten, an und für sich schon von großer Wichtigkeit. Dennoch zeigt in einer großen Anzahl von Fällen, in welchen Thiere durch ihre besondere Natur gewissen Infectionskrankheiten widerstehen, das Blut durchaus keinen antitoxen Bestandtheil, dem man die Ansteckungsfreiheit zuschreiben könnte. Hier scheint phagocytosis die einzige Vertheidigungswaffe zu sein. Selbst in den Fällen, in denen das Serum antitoxisch ist oder, was manchmal stattzuhaben scheint, keimartige Bestandtheile enthält, müssen die Körper todter Mikroben zuguterletzt durch phagocytosis beseitigt werden; ja, neuere Untersuchungen scheinen zu bestätigen, daß die nützlichen Bestandtheile des Serums wenigstens zum Theil von der Verdauungsflüssigkeit der Phagocyten herrühren. Wenn es jemals ein romanhaftes Capitel in der Pathologie gegeben, so ist es sicher das über die phagocytosis. Ich für meinen Theil nahm an den Untersuchungen Metschnikoffs noch deßhalb einen besonders warmen Antheil, weil sie mir die beim ersten Angriff erlangten Wundheilungen unter vorher unbegreiflichen Umständen zu erklären schienen. Die primäre Vereinigung (der Wundlippen) schien oftmals bei Behandlung mit Wasserumschlägen einzutreten; das ist ein Stück nasser Charpie, überdeckt mit einer Lage geölter Seide, um die Charpie feucht zu erhalten. Wenn auch noch so rein angelegt, war ein solcher Verband jedesmal nach vierundzwanzig Stunden faulig; dadurch war die Blutschicht zwischen den beschnittenen Außenflächen beim Eingang der Wunde einem außerordentlich ansteckenden Herd ausgesetzt. Wie wurde nun die Fäulniß verhindert, wenn das Blut, anstatt zwischen getheilten lebendigen Geweben zu liegen, unter Glasplatten oder anderem indifferenten Material gelegen hätte? Pasteurs Beobachtungen hatten die Frage einen Schritt vorwärts gebracht; sie lag jetzt so: Wie wurden die Fäulnißbakterien von dee Verbreitung in dem zersetzbaren Häutchen abgehalten? Metschnikoffs phagocytosis gab die Antwort darauf: Das Blut zwischen den Wundlippen wurde außerordentlich schnell von Phagocyten bevölkert; letztere hielten gegen die Fäulnißbakterien Wache und packten sie, wenn sie sich zum Vordringen anschickten. Wenn phagocytosis fähig war, den Kampf mit ansteckenden Mikroben bei so concentrirtem und intensivem Auftreten aufzunehmen, dann wurde sie sichee auch in der milderen Form mit ihnen fertig, in welcher sie in dee Luft enthalten sind. Dadurch werden wir in unsree Ueberzeugung bestärkt, daß der in der Atmosphäre enthaltene Staub bei unsern Operationen füglich durchaus unberücksichtigt bleiben kann; Metschnikoffs Untersuchungen haben, während sie auf die gesammte Pathologie dee ansteckenden Krankheiten ein ganz neues Licht warfen, die Theorie antiseptischer Behandlung in der Chirurgie aufs schönste ergänzt.

Ich hätte gleich treffende Erörterungen meines Themas auch aus anderen Gebieten entnehmen können, in denen die Mikroben keinerlei Rolle spielen. In der That, der bloße Versuch, von all dem zu sprechen, was während des letzten halben Jahrhunderts die Heilkunst einer-

seits von der Wissenschaft geliehen und andrerseits zur Förderung der Wissenschaft beigetragen hat, würde eine sehr ausgedehnte Behandlung der gesammten Pathologie und Therapie fordern. Ich habe aus diesem weiten Felde nur einzelnes herausgehoben, und ich will nur hoffen, daß ich durch meine Ausführung die für eine nichtärztliche Versammlung innezuhaltenden Grenzen nicht allzusehr überschritten haben möge. Für viele von Ihnen dürften meine Bemerkungen nur wenig neues gebracht haben; für andere mögen sie vielleicht einzelnes von Interesse besitzen, was beweist, daß die Heilkunst kein unwürdiger Genosse der „British Association" ist, daß, indem ihre Ausübung sich immer mehr und mehr auf Wissenschaft gründet, die unentwegten Bemühungen ihrer Jünger dahin gehen, quae prosunt omnibus artes, das heißt, die Summe unsrer reinen und idealen Wissenschaft stets und immer aufs neue zu mehren.

Mittheilungen und Nachrichten.

tt. Humoresken und Phantasien von Max Kalbeck. Wien, Verlag der Literarischen Gesellschaft 1896. — „Moschus" betitelt sich die kleine Geschichte, mit der die vorliegende Sammlung beginnt. Der Verfasser erzählt darin, wie der Moschusgeruch, der von dem Kleide einer ihm begegnenden älteren Dame ausging, plötzlich eine ganze Reihe von Bildern aus der schönen Jugendzeit vor seinem inneren Auge erstehen ließ, wie er das liebe süße Mädchen, das er lange vergessen hatte, bei den Schlittschuhpartien und im Todtenkranze vor sich sah.... Die Nase als Organ des Gedächtnisses und die Bedeutung, die sie in dieser Eigenschaft für die Hervorbringungen der Poesie hat, verdiente wohl einmal eine eingehendere Behandlung. Gestreift wurde das Thema in einer kleinen, seinen Besprechung, die Guido Weiß vor etwa 20 Jahren über die Erzählungen von Mario Ebner geschrieben hat. Da heißt es: „Wollen wir uns den eigenthümlichen Reiz, in welchem Theodor Storm zu unserer Seele spricht, recht verdeutlichen, so reicht es uns nicht hin, von der verblaßten Pastellfarbe seiner Figuren zu sprechen; die Atmosphäre, die aus seinen Novellen mit angenehm dumpfem Duft trockenen Basilicums und zerfallender Rosenblätter uns umweht, erregt ganz specifisch unsern Geruchssinn, der seit alten Zeiten bei Vieh und Menschen den wohlverdienten Ruf hat, das Hauptorgan für die Erinnerung zu sein." Kalbeck kommt übrigens auch in einer anderen Skizze „Stimmungsbild aus München" auf die Nase zu sprechen, und es zeugt von guter Beobachtung, wie er die verschiedenen Arten von Atmosphäre darstellt, in der die einzelnen Städte ihre Eigenart erkennen lassen. — Mit der vorliegenden Sammlung wußten wir sonst nichts Rechtes anzufangen und wir müssen gestehen, daß wir an den Poesien Kalbecks mehr Vergnügen hatten, als an diesen Prosaskizzen. Den Humoresken fehlt der richtige Humor, auch will uns dieser Theil des Titels bei dem düsteren Grundton der einleitenden Geschichte und mancher anderen („E. T. A. Hoffmann im Klagtheater", „Die Appassionata") nicht recht zu der Sammlung passend erscheinen. Auch das stoffliche Interesse, das die einzelnen Skizzen erregen, ist nicht besonders stark und die Form scheint uns vorwiegend trocken. Am besten gefiel uns die Plauderei „In der Krankheit", aber wie unendlich viel wärmer und gemüthvoller weiß Ferdinand Groß derartige Themata zu behandeln!

//. Archäologisches. Von den neueren Ausgrabungen in Mykene wird in dem im Erscheinen begriffenen neuesten Hefte der Ephemeris archaiol. von Tsundas ein sehr werthvolle Fund veröffentlicht, eine Grabstele aus Sandstein, die in einem der in den Fels getriebenen sogen. Kammergräber zum Verschluß einer kleinen Nebenkammer diente. Vorher war sie bereits zweimal verwendet. Zuerst war sie mit kreisförmigen und geradlinigen Ornamenten in Flachrelief skulpirt gewesen, die jetzt an dem oberen Ende noch sichtbar sind. Dann wurde sie mit einer Stuckschicht überzogen, die eine ziemlich wohlerhaltene Malerei in hellen Farben (Roth, Blau, Gelb) trägt. Auf einem unteren Streifen sind vier Hirsche (die Beine roth, die Körper blau, die Geweihe gelb) und ein Stachelschwein dargestellt, darüber fünf Krieger mit Schilden und Lanzen, und in dem obersten Streifen die Reste zweier sitzender Gestalten. Leider ist das oberste Stück bei der Vermauerung in das Grab abgeschlagen worden oder schon verloren gewesen. Das Hauptinteresse knüpft sich an die Darstellung der Krieger, weil diese fast genau übereinstimmend auf einer ebenfalls in Mykene gefundenen großen Thonvase wiederkehrt. Man hatte in neuerer Zeit diese Vase wegen der eigenartigen Form der Schilde, welche die Krieger tragen, in eine jüngere Zeit setzen wollen, was durch den neuen Fund widerlegt wird. Es wird durch ihn bewiesen, daß man schon gegen das Ende des 2. Jahrtausends v. Chr. innerhalb des mykenischen Culturkreises nicht nur den großen, den ganzen Mann deckenden „Thurmschild" kannte, der an einem Riemen um die Schultern getragen wurde, sondern auch schon einen kleineren, von der Schulter bis zum Knie reichenden Rundschild, der mit Hülfe eines Handgriffes im Innern regiert wurde. Diese Schildform, die nach den Zeugnissen der Schriftsteller in dem conservativen Sparta noch bis ins 3. Jahrhundert v. Chr. üblich war, ist die Vorstufe zu dem gewöhnlichen kleinen griechischen Rundschild, der innen neben der Handhabe noch einen Bügel zum Durchstecken des Unterarmes hat. Das wichtigste aber ist, daß die Schilde, wie sie die Krieger auf der Grabstele tragen, auch den Ausführungen von Tsundas denen entsprechen, deren sich die homerischen Helden bedienen. Der Fund gibt also einen neuen Anhaltspunkt zum Verständniß der Gedichte Homers. — Auf der Burg von Mykene hat Tsundas kürzlich einen lebensgroßen unbärtigen Kopf aus Poros (Muschelkalk) mit Stucküberzug und trefflich erhaltener Bemalung gefunden, der der mykenischen Epoche angehören soll. Eine Sculptur aus dem gleichen, in der Nähe von Mykene vorkommenden Material, aber der ältesten griechischen Zeit angehörig, ist vor einigen Jahren von Professor Furtwängler im Bayerischen Nationalmuseum entdeckt und in der Glyptothek aufgestellt worden. Es wird abzuwarten sein, ob der neu gefundene Kopf nicht vielmehr auch ein alt griechisches Werk ist, da uns gerade Rundwerke aus der mykenischen Epoche bisher nicht bekannt sind. — In Thessalien sind neue Kuppelgräber zutage gekommen, von denen eines leider in einen Kalkofen verwandelt wurde, ehe eine wissenschaftliche Untersuchung stattfand, während zwei andere in der Nähe von Larissa von dem griechischen Ephoros der Alterthümer Leonardos noch mit ihrem vollen Inhalt an Thongefäßen vorgefunden wurden. Da diese Vasen nicht der mykenischen Keramik angehören, sondern die sogenannte geometrische Decorationsweise zeigen, so versprechen die Gräber ein wichtiges Bindeglied zwischen der mykenischen und der ältesten griechischen Culturepoche zu werden.

-γκ.- Das italienische bibliographische Comité. Unter dem Vorsitz des Präsidenten der Associazione tipografico-librarin italiana Hn. Giuseppe Bocca fand am 30. September in Mailand eine Sitzung des Ausschusses dieser Vereinigung statt. In derselben wurde in Ausführung des Beschlusses der bibliographischen Conferenz von Florenz (vgl. Beil. Nr. 227 vom 1. Oct.) ein Comité eingesetzt zum Studium der Frage, ob und inwiefern die Bibliotheken und Buchhändler Italiens die Beschlüsse der Brüsseler Conferenz annehmen sollten. In dieses Comité wurden gewählt die HH. Prof. Conte D. Gnoli, Director der Bibliothek Vittorio Emanuele in Rom, Can. Dr. Luigi De Marchi (Universitätsbibliothek in Pavia), Prof. Giuseppe Fumagalli (Nationalbibliothek in Mailand), Emilio Motta von der Biblioteca Trivulziana in Mailand, die Verlagsbuchhändler Comm. Ulrico Hoepli (Mailand) und Can. Piero Barbèra (Florenz), endlich Prof. Filippo Salvemaglio, der Leiter der Biblioteca Governativa in Cremona.

⊙ **Freiburg i. B.**, 21. Oct. Professor Naudé wird erst nächstes Semester hier lesen. Für das Wintersemester ist der außerordentliche Professor Michael, von dessen „Englischer Geschichte im 18. Jahrhundert" vor einiger Zeit ein umfangreicher zweiter Band erschienen ist, mit der Abhaltung von Vorlesungen über neuere Geschichte beauftragt.

* **Jena.** Dr. Karl Kippenberger, Docent der pharmaceutischen Chemie (aus der Schule Albert Hilgers in München) geht als Professor an die medicinische Hochschule nach Kairo zum Ersatz für den dort verstorbenen Prof. Sidenberger.

* **Leipzig.** Ein historisches Museum der Völkerschlacht ward am 18. ds. Mts. neben dem Napoleonstein, an der Stätte, von der aus Napoleon die Bewegungen seiner Armeen während der Schlacht leitete, eröffnet. Im ersten Stock des überaus reiche Sammlungen aller Art enthaltenden Gebäudes sind die von Verbündeten zugehörenden Reliquien, im zweiten Stock fast ausschließlich solche französischen Ursprungs untergebracht worden.

γσ. **Berlin**, 18. Oct. Die gestrige erste Sitzung der „Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Ur-

geschichte" nach den Ferien ward durch den stellvertretenden Vorsitzenden Virchow mit Gedächtnißworten an den in Melbourne jüngst verstorbenen Botaniker Baron v. Müller eröffnet, dessen Untersuchungen über die australischen Distelarten von besonderer Bedeutung sind; auch des jüngst in München verstorbenen Rüdinger, den Anthropologen bekannt durch seine Untersuchungen des Gehirns von Eingeborenen der Hebriden, gedachte der Vorsitzende in warmen Worten. Dr. Götze legte alsdann eine Holzspindel mit Wirtel vor aus dem Kreise Cenffen, die für Wolle benutzt ward, während die Wirtel und Spindeln aus Thon für Flachs in Gebrauch gewesen sind, so daß diese Funde von Holzspindeln stets einen Schluß darauf gestatten, ob an einem Orte Wolle gesponnen, also Schafzucht getrieben wurde, während die thönernen, festeren Spindeln zweifellos die Flachsspinnerei beweisen. Es liegen briefliche Nachrichten nur von dem gegenwärtig in Australien weilenden Reisenden Vaughan Stevens, der Ceylon besucht hat, dort die Urbevölkerung der Weddas eingehend untersuchte und dann leider bei seinem fünfmaligen Versuche, in das Innere von Malakka vorzudringen, stets durch Malaria zurückgehalten worden war. Ein ausnehmend scharfsinniger Beobachter, hat er viel Material zusammengebracht, worunter zahlreiche bahnbrechende und originelle Funde sind, die ganz neue Aufschlüsse, beispielsweise über die Entwicklung der Ornamentik, zu geben geeignet sind. Von Tasmanien aus beabsichtigt er gegenwärtig einen Besuch von Borneo und womöglich auch einen neuen Versuch, zu den nach seiner Vermuthung aus Negritos bestehenden Einwohnern des Innern von Malakka zu gelangen. Der Südseereisende Dr. Baessler, der die Marquesas und die Gruppe der um Tahiti liegenden Inseln besucht und durchforscht hat, berichtet über seine Reisen in drei Briefen vom 20. Mai, 23. Juni und 30. August d. J. Er hat auf diesen kaum jemals von Europäern besuchten Inseln Höhlenfunde gemacht, Obelisken gefunden und viele Dinge, die an die Osteerinsel erinneen. Haliburton, amerikanischer Anthropolog, übersendet einen Bericht über die von ihm untersuchten Pygmäenstämme Südamerika's, während Theodor Mahler eine Untersuchung der zahlreichen von ihm in Yukatan gefundenen, meist in Tempelvorhöfen und auf den Gräbern hervorragender Persönlichkeiten aufgestellter Phallusdarstellungen aus Stein vorlegen läßt. Oskar Münsterberg begleitet den japanischen Ursprung zweier als japanische Rüstungen des 16. Jahrhunderts ausgegebenen Stücke der Armeria in Madrid, die ein Geschenk an Philipp II., durch eine japanische Gesandtschaft ihm überbracht, darstellen sollen. Selbst wenn die Rüstungen japanisch seien, so könnten sie nach seinen Untersuchungen nur über Manila und nie durch eine an Philipp II. gesandte japanische Gesandtschaft im 16. Jahrhundert nach Spanien gekommen sein. Reinecke (Triest) berichtet über die zahlreich in Dalmatien, der südlichsten slavischen Ansiedlung aus dem 8. und 9. Jahrhundert n. Chr., vorhandenen slavischen Schläfenringe, die mit den sonst bekannten große Aehnlichkeit aufweisen. Der Congoforscher Mense fordert zur Mitarbeit an dem von ihm neuerdings herausgegebenen „Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene" (Jena, Fischer) auf. Dr. Raschke legt eine Sammlung von Photographien aus Birma und Japan vor, unter denen namentlich solche tätowirter japanischer Ringkämpfer bemerkenswerth sind. Von Dr. Placzek ward der Gesellschaft der nunmehr vierjährige, schon seit zwei Jahren das größte Aufsehen wegen seiner großen Lesefertigkeit erregende Wunderknabe Otto Pöhler vorgeführt. Die Geistesfähigkeiten des Kindes haben sich fortentwickelt und namentlich das Gedächtniß hat sich als ungemein stark und sicher erwiesen. Der Knabe liest Druck- und selbst schlechte Schreibschrift ohne Mühe und beantwortet die ihm vorgelegten Fragen nach geschichtlichen Daten sicher. Jeder Eindruck scheint in diesem Gedächtniß unverlöschbar zu haften. Die Erklärung für dieses wunderbare Phänomen ist nach dem heutigen Stande der psychologischen Wissenschaft nur durch eine Hypothese zu geben. Die vielgestaltige Arbeit, die nöthig ist, damit die Sehendrücke mit den Gehörendrücken verbunden, jeder an einer bestimmten Stelle der Hirnrinde sich erzeugend, die Erinnerungsbilder schaffen, scheint sich bei diesem Knaben so zu vollziehen, daß Worte oder ganze Buchstabencomplexe auf sein Gehirn so wirken, wie bei anderen Menschen die Eindrücke einzelner Laute und Buchstaben; denn in Folge seines großen Combinationsvermögens liest er Worte, deren einzelne Bestandtheile er nicht immer kennt, und einen ungemein günstigen und erfrischenden Eindruck macht es, wenn das sehr muntere, durchaus harmlose Kind auf eine ihm vorgelegte Frage entschieden antwortet: Das weiß ich nicht. Die ungemeine Vastabilität der von dieser Hirnrinde nach Art einer photographischen Platte gleichsam in Momentaufnahmen erworbenen Eindrücke läßt auf eine ganz besonders geartete Construction der Hirnrinde und der tieferen Organe bei diesem Kinde schließen, für deren Beschaffenheit uns heute noch jede Erkenntniß fehlt. Diese zweifellos bei dem Knaben vorhandenen Geisteskeime werden einer ganz individuellen Pflege und namentlich einer individuellen Erziehung bedürfen, und vielleicht findet sich ein Mäcen, der diesem Kinde sehr armer Eltern eine solche Erziehung zutheil werden läßt. — Dr. Ohlshausen legte alsdann eine Tafel vor, auf der die in der Provinz Hannover bisher gefundenen prähistorischen Alterthümer in ihrer natürlichen Größe dargestellt sind, die einen Anhaltspunkt für das Sammeln solcher Gegenstände bieten soll. Darauf berichtete Geheimrath Virchow über den russischen archäologischen Congreß in Riga vom Sommer dieses Jahres. Er betonte, daß die zwei Probleme, um die es sich schon bei seinem ersten Besuch im Jahre 1877 in Riga gehandelt hatte, auch heute noch einer Lösung harren: 1) das archäologische Problem: Welche Völker haben früher die Ostseeprovinzen bewohnt? und 2) das ethnologische Problem: Zu welchem Stamme, zu welcher Race gehören die heutigen Bewohner der Ostseeprovinzen, wie hängen sie mit der übrigen europäischen Bevölkerung zusammen? Es haben eine Reihe linguistischer Untersuchungen von Ortsnamen, von älteren Aufzeichnungen, die in lettischer Sprache gebildet sind, die Vermuthung nahegelegt, als seien die Letten die alten Bewohner dieser Gegenden, denn an verschiedene Localitäten heften sich lettische Namen. Nun hat hier zweifellos eine große Verschiebung der Stämme in historischer Zeit stattgefunden, und wenn auch Tacitus die Finnen für die Bewohner dieser Gegenden ausgibt, so besteht doch heute eine andere Auffassung; nämlich man glaubt, die Finnen seien erst im Laufe des 5. und 6. Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung in diese Lande eingewandert. Hätte Tacitus für seine Zeit Recht, so müßte eine Zurückschiebung der Finnen nach Osten im Beginn unsrer Zeitrechnung stattgefunden haben, etwa im 2. Jahrhundert, und später die neue Besiedelung der Ostseeprovinzen durch die Finnen erfolgt sein; allein man kann annehmen, Tacitus sei nicht genau unterrichtet gewesen, und jetzt dann die Linie vom Ural bis zur Newa als die Route an, auf der der Hauptvorstoß der Finnen nach der Ostsee hin stattfand; Estland war ganz, Westkurland und Livland zum Theil von ihnen eingenommen. Nun ist gegenwärtig eine Lettisirung des Landes von Jahr zu Jahr mehr bemerkbar geworden, die Liven nehmen rapid ab, im Ausland leben etwa nur noch 200 Liven, Livland ist, wohl deshalb, weil das Lettische die alte Kirchensprache ist, gänzlich lettisirt. Auf dem diesjährigen Congreß in Riga war befand sich ein fast vollständiges archäologisches Material aller Ostseeprovinzen, und besonders Esthland war glänzend vertreten, aus der Zeit namentlich, wo bei uns in Deutschland die Einwanderung der Slaven stattgefunden hatte, vom 7., 8., 10. und 11. Jahrhundert. Bis zur Völkerwanderung reicht nur ein kleiner Theil der in den Ostseeprovinzen gemachten archäologischen Funde, vielleicht weil sie damals noch wenig bewohnt waren, dagegen reichen einige Funde in Finland bis zur Steinzeit. Westlich vom Peipus-See fand Graf Sievers am südlichen Ufer eines Sees, aus dem der Emlifluß ausströmt, zwei Culturen, eine Feuersteingeräthe bezeichnende Steincultur und in einem aus Muschelschalen bestehenden Hügel Thongeräthe mit Ornamenten, wenn auch in geringer Anzahl. Dieselben Muschelschalen fand man an einem reichen Fundplatze am südlichen Ufer des Ladogasees und noch weiter im Süden Rußlands und in Oesterreich, wie sie sonst so nirgends in Europa gefunden worden sind. Wenn wir auch keine Schädel aus diesen Fundstätten haben, so stellt sich uns doch eine Area von gleichartigen Funden dar, aus denen wir auf die Ausdehnung einer gleichartigen Cultur über dieses Gebiet schließen dürfen. Es ist nun nicht sicher, ob die Träger dieser Cultur Finnen gewesen sind, auch kann die Bewohnung des Landes nur heerdenweise stattgefunden haben und nicht in zusammenhängender Besiedlung. Geschliffene, mit Bohrlöchern versehene Aexte sind noch bei Danzig und Zoppot gefunden worden, ganz ähnlich den aus Finland stammenden, doch dort hört diese Cultur für unsre Kenntniß auf. Aus der Bronzezeit, die in den Ostseeprovinzen kaum als eigene zu bezeichnen ist, finden wir nur meist von der Insel Oesel stammende wenige Stücke. Die La Tène-Zeit, die schon in Ostpreußen kaum vertreten ist, hat keine Spuren in den Ostseeprovinzen. Erst in den Ländern, wo Gothen saßen, in der Nähe der Weichsel, nicht weit über das rechte Ufer hinaus, finden sich die Spuren der La Tène-Zeit. Dagegen zeigen sehr zahlreiche und große in Livland vorkommende Fibeln römische

Digitized by Google

Einflüsse. Die Gräberfunde der Lausengräber unterscheiden sich von denen aus den Letten- und Esthengräbern, und auch die Inselgräber zeigen einen Unterschied von den festländischen. Die Cultur ist jedoch im ganzen die nämliche, die uns in Ostpreußen, bis nach Gumbinnen hin, erscheint. Es entsteht nun die Frage: Wo sind die bronzenen Schmucksachen hergekommen? — zumal diese hier gefundene Zinkbronze von der classischen Bronze durchaus verschieden ist; vielleicht finden wir in den Münzen der Kaiserzeit, die diese Zinkbronze zeigen, ein Bindeglied, dem Westeuropa ward von diesem Einfluß nicht erreicht. Es existirt eine scharfe Grenze zwischen dieser Bronze und der alten classischen Bronze. Virchow meint, es ließe sich diese Erscheinung auf Einflüsse aus dem Orient zurückführen, von Buchara und Khiwa her, von wo sich ein Silberstrom nach Norden und Nordwesten ergossen hat, wie sich aus den Silberfunden der Ostseeprovinzen entnehmen läßt, die gute Silbersichen, darunter gestempelte Silberbarren, aufweisen. Die vielen, besonders aus Esthland gesammelten Silberfunde spricht der Vortragende als centralasiatisches Silber an, meist der Zeit entstammend, als die Araber in Centralasien ihre Herrschaft aufrichteten, daneben findet sich wenig Gold. Es geht mithin eine scharfe Grenze durch Europa, etwa durch den östlichen Theil von Ostpreußen, die unsre westliche Cultur von der der Ostprovinzen scheidet, in deren Bereich Finnland fällt, und die weitere Erforschung Buchara's und der Gebiete um Samarkand dürfte noch wichtige Aufschlüsse über diesen Culturzusammenhang liefern. Der archäologisch-historischen Millenniums-Ausstellung in Budapest, die der Vortragende gleichfalls besucht hat, zollt er die höchste Anerkennung und weist namentlich auf die nach Gräberfunden festgestellte Route hin, auf der die magyarischen Reiterschaaren einst unter Arpad die „Landnahme" bewerkstelligten, wie auf die zwei, mit echten archäologischen Stücken vollständig bekleideten alten Skelette, als historische Reste der einstigen Eroberer Ungarns. — Oberstabsarzt Dr. Mayr führte zum Schluß der Sitzung eine Birmanen-Familie vor, unter der zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, von außerordentlicher Kleinheit der Körpermaße wie von seltener Zierlichkeit der Körperformen, sich befinden. Der Knabe, im Alter von 14 Jahren, mißt 65 Centimeter, das Mädchen, 16 Jahre alt, nur 60 Centimeter an Körpergröße; ihnen gesellte sich ein junger Salzburger zu, dessen Körpermaß 2.05 Meter beträgt, ferner noch 3 Papuas aus Queensland mit Schmuckarbeit auf Hals, Brust und Nacken und einem Knochenpfeil durch die Nase. Es sind dies jene von den Reisenden mehrfach erwähnten Bumarangschleuderer, die selten nach Europa gebracht werden können.

* **Paris.** Ganz plötzlich erkrankte und starb am 20. d. M. im Alter von 51 Jahren der Astronom François Felix Tisserand. Geboren zu Nuits (Côte-d'Or) am 13. Jan. 1845, studirte er Mathematik und Physik und wandte sich seit 1866, als Adjunct an der Pariser Sternwarte angestellt, der Astronomie zu, die er indessen stets als echt physikalischer Theoretiker, den glänzendsten Traditionen seines Landes gemäß, im Sinne der Mechanik des Himmels betrieben hat. 1873 nach Toulouse berufen, lehrte er fünf Jahre später als Nachfolger Le Verriers am Institut und dem Bureau des Longitudes nach Paris zurück, wo er zugleich eine Professur der Mechanik an der Sorbonne übernahm. Nach dem Tode des Admirals Mouchez ward er 1892 zum Director des Observatoire ernannt. Von 1889—1894 ließ er 3 Bände eines Lehrbuchs seiner Wissenschaft („Traité de mécanique céleste") erscheinen.

* **Helsingfors.** Der Professor der Syphilodologie Georg Smirnow, der sich durch Wiederaufnahme der Kalomelbehandlung einen Namen gemacht, ist gestorben.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen: (14788)

Bürgerliches Gesetzbuch

vom 18. August 1896

nebst dem Einführungsgesetze

vom 18. August 1896.

Handausgabe

mit Einleitung, erläuternden Anmerkungen und Sachregister in Verbindung mit

Eugen Ebert, Amtsgerichtsrat und Hilfsrichter am OLG. Breslau. und **Heinr. Schneider,** Reg.-Rat im k. b. Staatsministr. d. Justiz.

herausgegeben von

Dr. Otto Fischer, ord. Prof. der Rechte zu Breslau, und **Wilhelm Henle,** Reg.-Rat im k. b. Staatsministr. d. Justiz.

XXVIII, 1142 S. 8°. In eleg. Leinwandbd. geb. M. 6.50.

Die Namen der Herausgeber und Mitarbeiter geben die Gewähr, daß hier eine Ausgabe des B. G. vorliegt, welche für das Studium und für den Gebrauch in der Praxis treffliche Dienste leisten wird. Von unserer **Textausgabe** des B. G. (mit ausführlichem Sachregister, 655 S., Taschenformat, in rotem Leinwandbande 2 M. 50 Pf.) liegt bereits der dritte Abdruck vor.

J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Stuttgart.

Singer und Seifriz:

Grosse theoretisch-praktische

Violinschule.

Erster Band 14 Mk. Zweiter Band 16 Mk.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Musikalien-Handlungen.

Allgemeine Zeitung

von Juli 1845 bis 1886, sowie 1888, gebunden, sehr gut erhalten, billig zu verkaufen. Angebote gefl. an Frau Dr. Jacobi, Zweibrücken zu richten. [14789]

Joh. Claassen:

Das Licht u. die Farben

in

Natur, Geist u. Leben.

1.50 M., geb. 2 M.

Ad. Thimme:

Lied und Märe.

Studien zur Charakteristik der deutschen Volkspoesie.

2 M., geb. 2.80 M.

C. Bertelsmann in Gütersloh.

(14785)

Neue, wohlfeile Ausgabe.

Ludwig Anzengrubers

Gesammelte Werke

erscheinen soeben in

60 Lieferungen zu 40 Pf. = 25 Kr. ö. W.

Alle vierzehn Tage eine Lieferung.

Auch in 10 Bänden gebunden zu 3 Mark = 1 fl. 80 Kr. ö. W. zu beziehen.

Vierteljährlich ein Band.

Inhalt:

Bd. 1. Der Sternsteinhof.
„ 2. Der Schandfleck.
„ 3. 4. Vorgänge. — Großstädtisches. — Gesellsches.
„ 5. Kalendergeschichten. — Gedichte und Aphorismen.
„ 6. Der Pfarrer von Kirchfeld. — Der Meineidbauer. — Die Kreuzelschreiber.
„ 7. Der G'wissenwurm. — Doppelselchkumard. — Der ledige Hof.
„ 8. 's Jungferngift. — Stahl und Stein. — Die Trutzige.
„ 9. Der Fleck auf der Ehr'. — Die umkehrte Welt'. — Elfriede. — Bertha von Frankreich. — Hand und Herz.
„ 10. Das vierte Gebot. — Alte Wiener. — Heimg'funden.

Reicher Dank, der jubelnde Zuruf der Menge, die Anerkennung der Besten ist nach Recht und Verdienst Ludwig Anzengruber schon bei Lebzeiten zu teil geworden. Der schönste Lohn, der einem Dichter aber zufallen kann, ist, daß er im Herzen seines Volkes fortlebt und fortwirkt, daß seine Schöpfungen sich forterben von Geschlecht zu Geschlecht.

Auch diesen höchsten, dauernden Triumph seines künstlerischen Strebens hat Anzengruber errungen. Die Gesamt-Ausgabe seiner Werke wird fortan in jeder deutschen Hausbibliothek ihren Ehrenplatz einnehmen und behaupten.

Die meisten Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf die neue, wohlfeile Ausgabe von Anzengrubers Werken entgegen und senden auf Verlangen die erste Lieferung oder den ersten Band zur Ansicht. — Zur Subskription ladet ein (14759)

Die Verlagshandlung:

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Für den Inseratenteil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Freitag, 23. October. Nummer 246.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Impressionismus. Von Otto Knille. — Die wissenschaftliche Luftschiffahrt und ihre Erfolge. I. Von W. Berdrow. — Mittheilungen und Nachrichten..

Impressionismus.[1])

Von Otto Knitte.

Der Freilichtmaler hat einen flotten Vetter, den Impressionisten, der weniger zahm ist und deßhalb mehr von sich reden macht. Beide sind insofern Verwandte, als sie sich nicht von Vorstellungen, sondern von Natureindrücken bestimmen lassen, nur daß der Vetter noch das Temperament als eine lediglich ihm zukommende Eigenschaft in Anspruch nimmt. Mit diesem darf er alles Erlernte und Uebungsmäßige verachten und dafür seine Wahrnehmungen temperamentvoll schnell und von Vollendung unangekränkelt auf die Leinwand werfen. Demzufolge pflegt bei ihm an die Stelle des langsam formalen Aufbaues eine nervöse Farbentupferei zu treten, denn das Stimmungsbild muß „schwimmen“.

Jede Ausstellung gibt uns Gelegenheit, zu beobachten, daß die Impressionisten auch das Temperament des Beschauers anregen, insofern sie nämlich den einen entzücken, den zweiten und dritten betroffen, wüthend oder witzig machen und fast alle aus dem Häuschen bringen. Dasselbe geschieht mit meinen älteren Collegen: keiner, der nicht vor einem impressionistischen Schulbilde Stellung nähme, der milde und vorsichtige, indem er zugibt: „Es hat was!“, der strenge, indem er ingrimmig ausruft: „Nein, da hört alles auf!“ Das Wort: „Es hat was“, wird den Lesern täglich und unermüdlich von „berufenen“ Federn paraphrasirt, die da schreiben, es habe den Reiz des spontanen willenskräftigen Treffers, der direct in die Seele gelangt; es sei eine Art von elektrischer Uebertragung an Stelle des verbrauchten Köderfangs durch Wohlgefälligkeit; es sei der Sieg des explosiven Schaffens über die alte Strumpfstrickerei u. dgl. Der andere College, der Akademiker und Philister, hat heutzutage gegen solchen Wortschwall einen schweren Stand, wenn er seinen Ausruf: „Da hört alles auf!“ begründen will. Nach meiner Ansicht könnte es in folgender Weise geschehen.

Jedes Kunstwerk bedingt ein krystallinisches Zusammenschießen von Beobachtungen, Vorstellungen und Empfindungen, auch einen Läuterungsproceß, der sich aus weiser Arbeitstheilung von Kopf und Hand ergeben muß. Ferner: künstlerisch sehen heißt Theile, Grenzen und Formen sehen, welches ein mehr oder weniger klares Erkennen des Organischen in sich schließt. Nirgends um uns her gewahren wir eine aus bloßen Flecken bestehende Totalerscheinung. In der Landschaft z. B. machen der blaue Aether, das dunkle Gebirge, der grüne Wald, die saftige Wiese eine Summe von Natureigenschaften aus, welche in ihren Bestandtheilen lange von uns erkannt und empfunden waren, ehe sich dem Auge die Gelegenheit bot, sie in zufälliger Verbindung aufs neue zu erblicken. Wenn also schon das bloße Sehen eine combinirte Geistesthätigkeit ist, um wieviel mehr muß es das malerische Schaffen sein, während dessen die Conception durch Verstand, Vergleichung und Gedächtniß ununterbrochen mit Zuthaten ausgestattet wird! So geschah es zu allen Zeiten, und der Versuch, dies uralte Gesetz mit principieller Momentsflunkerei zu umgehen, muß als Verirrung gelten.[1]) Das Gerüst des Kunstwerks, sogar der Skizze, ist formeller Art und wird aus Theilen hergestellt. Der Impressionist verkennt, daß die Malerei der Handbildung ebenso sehr bedarf, wie der Kopfbildung. Die Hand, diese fein gegliederte und fast durchgeistigte Extremität, ist es ja, welche Tausende von Fäden zum Werke zusammenweben, verwirrte wieder aufnehmen und abermals verschlingen muß. Wie geduldig und fest hat sie dabei zu bleiben trotz aller Blutwallungen, trotzdem von oben die kreuz und die quer befohlen wird! Es war von Conti unverständig, zu behaupten, Rafael würde, wenn auch ohne Hände geboren, das größte malerische Genie geworden sein.

Lessing sagt: „bei dem Artisten dünket uns die Ausführung schwerer, als die Erfindung“ (beim Dichter sei es umgekehrt). Ein wahres Wort, aber denen höchst unbequem, die am Ausführen scheitern! Wohl kann das Genie sich schon durch Einfälle nnd blitzartig offenbaren; doch der Blitz ist kein Dauerzustand, wie ihn das Kunstwerk verlangt. Wer im Leben als Meister geehrt sein will, muß vollenden können; so galt es stets und so wird es wieder gelten. „Entwirf mit Feuer,“ mahnt Winckelmann, „doch führe mit Phlegma aus“; „ricordati, ch'impari prima la diligenza, che la prestezza“, mahnt Lionardo. — Rubens ist der einzige unter den alten Meistern, der uns Skizzen in erheblicher Anzahl hinterlassen hat; die übrigen, scheint es, malten deren selten, da ihr Zielbewußtsein ihnen eine technisch wohlgesicherte Marschroute über festgelegte Etappen sicherte, ohne daß sie eines Farbenentwurfs als Wegweiser bedurft hätten. Rubens gestattete sich diesen Luxus, indem er staunenswerth saubere Aufzeichnungen mit dem Pinsel machte, bräunlich angetuscht, mit kecken Lichtern und im wesentlichen nur colorirt. Der große Brabanter malte also aus dem Umriß der Form heraus — freilich, für solche Factur muß man eben ein Rubens sein! Wir Kleinen

[1]) Bruchstück einer allgemeinen Würdigung der modernsten malerischen Bestrebungen; die Capitel über „Freilichtler“ und „Phantasten“ veröffentlicht der Herr Verfasser anderenorts. D. Red.

[1]) Ich mag es mir nicht versagen, hier eine treffliche Definition von Helmholtz über das künstlerische Schaffen anzuführen; aus einem gelegentlichen Referat in der „National-Zeitung“ über den bez. Vortrag des großen Gelehrten entnahm ich folgendes: „Der Künstler kommt mit der momentanen Beobachtung nicht aus. Er braucht Vergangenheitsbilder, die in seinem Anschauungsvermögen gesammelt und in seiner Erfahrung befestigt worden sind. Die Erfahrung ist das von den Beobachtungen Abgezogene, das stetig Wiederkehrende, das Gesetzmäßige, kurz das Typische. Absolute Naturtreue, d. h. getreue Wiedergabe der einzelnen Falle, ist keineswegs Aufgabe der Kunst, sondern die Darstellung des Typischen. Das letztere ist kein Product der reinen Anschauung, sondern des Urtheils, also eines Denkprocesses, in welchem die gemeinsamen Wurzeln von Kunst und Wissenschaft zu erkennen sind.“ — Genau so dachte schon Lionardo als schöpferischer Künstler.

brauchen uns darum nicht zu schämen, wenn wir die farbige Lösung nebenbei, schwankend und tastend suchen müssen.

Bis vor nicht langer Zeit wurden Farbenskizzen und -studien unter meinen Fachgenossen als Atelier-Interna angesehen; heute werden sie selbstgefällig auf den Markt gestellt — warum, brauche ich nicht zu verheimlichen. Es ist nämlich für das Dasein der jungen Schule entscheidend, daß sie sich der Fertigkeitsprobe entzieht und den Satz: „Die Skizze ist die Offenbarung, also auch die Vollendung", oder drastischer: „Das Nichtkönnen ist das Können", zur allgemeinen Anerkennung bringt. Freilich wird hier der Impressionist von seinem Vorbilde, der Natur, im Stich gelassen, denn diese stizzirt nie, sondern vollendet bis zum TZ. — Kurz und deutlich sei es ausgesprochen: Um das mühselige Lernen, um den opferschweren Einsatz möchten die meisten der Herren herumkommen und mit den neuen „Idealen" auf der Spitze des Talents Fangball spielen. „Wahren sie doch", so belehrt uns die Presse, „das Feuer eines selbständigen Schaffens, schlagen die persönliche Note an, erfassen das geheimnißvolle Walten und Weben der Natur, malen mit der Seele, statt mit der Hand" — und wie die Phrasen alle lauten mögen. Da soll man wirklich glauben, daß der Spiritusgehalt der Malerei erst mit Verkündigung der neuen Aera aus tausendjährigen Ablagerungen an das Licht befördert worden sei, um nun siegreich in die Neuzeit hinein zu sprudeln! Unsre besten Geschichts- und Genremaler, hört man heute sagen, seien ohne „persönliche Note", unsre angesehensten Landschaftsmaler ohne Sinn für „webende Natur", fast alle unsre älteren Zeitgenossen ohne Feuer und Selbständigkeit! Und die alten Meister? Die „wollten zu wenig und konnten zu viel".

Die Impression, d. h. der Natureindruck, ist allerdings, ich möchte sagen: die leibliche Ernährung der Kunst; in welcher Art sich der Einzelne mit ihm abfindet, bestimmt sein Seelenantheil; doch erstaunlich bleibt, wie eine kleine Schaar von Fachgenossen es fertig bringen konnte, sich diese schlichte Wahrheit für den ausschließlichen Gebrauch patentiren zu lassen. Der Erfahrene weiß, daß alles, was der Maler sinnlich oder geistig sieht und erfaßt, sei es als frische Beobachtung, als Erinnerung, als Sehnen oder Traum, die hohe Schule des Reifens durchmachen muß. Wohl ist in der Kunst der Wille eine wichtige treibende Kraft, auch der Ehrgeiz; doch gibt es eine gewichtigere, das ist die Liebe. Sie wächst auf dem Boden des Handwerks. Alle großen Künstler arbeiteten liebevoll, am meisten in der Jugend; rohe Technik kam nur in Zeiten des Verfalles vor.[1]) Sie opferten sich dem Werke, aus einer Reihe von Opfern ergab sich der Ruhm. Heute begönne man gern mit dem Ruhme, möchte möglichst bald inmitten schnell geschaffener Bilder Figur machen. Welche Wandlung, wenn man bedenkt, daß bis vor kurzem die „Colleetivausstellung" bei lebenden Meistern noch ganz außer Brauch war und nur Dahingeschiedenen zur letzten Ehrung diente![2])

Ich habe mir bei dieser und ähnlichen Betrachtungen die Aufgabe gestellt, gewisse lebhafte Bewegungen innerhalb der modernen Malerei mit scharfen Linien zu kennzeichnen. Dies Verfahren mag nicht unbedenklich sein; denn so wie die Linie das weiche und ineinander fließende Grenzgebiet von Körpern mittendurch schneidet, so werden oft schematisch Gegensätze markirt, welche sich in der Wirklichkeit vielfach ausgleichen. Ich bin mir jedoch bewußt, die Eintheilung in Gruppen, deren ich mich des leichteren Verständnisses halber bediene, als bereits üblich geworden übernommen zu haben, nämlich die Gruppen der Freilichtler, der Impressionisten und der Phantasten.[1])

Am Ende des 19. Jahrhunderts zeigt die Malkunst keine ungetrübte Spiegelfläche mehr. Es perlt auf ihr. „Diese Perlen sind Vorboten neuer, vom Grunde emporbrechender Quellen", sagen die einen. „Bewahre! sie sind nichts, als eine von Froschseufzern hervorgerufene Blasenbildung", sagen die andern. Im kommenden Jahrhundert wird man sehen, wer Recht hatte. Das künstlerische Schaffen reiste aus zwischen den Polen: Andeutung und Vollendung, und zwar mit ersichtlicher Gravitation nach der Vollendungsseite: ästhetisch wie ethisch der gleiche Zug in unsrer menschlichen Entwicklung. Wer unbefangen die Malerei der neueren Zeit[2]) überblickt, gesteht zu, daß sie im Bann dieses Strebens nach Vollendung bemüht war, bei der Wiedergabe der Naturobjecte die ererbte Geschicklichkeit mit geistigen Zuthaten derart zu verschmelzen, daß aus dieser Mischung des Conservativen und Fortschrittlichen etwas Selbständiges herauskam. Doch gelangte dabei das malerische Gewissen nie zur vollen Ruhe: es wurde den Druck einer größeren und harmonischeren Vergangenheit nicht los. Im stillen mußten sich die Fachgenossen ehrlich bekennen, daß ihnen Meister wie van Eyck, Holbein, Tizian, Veronese, Velasquez, Murillo, Rubens, van Dyck, Rembrandt und Tiepolo in dem, was der Malerei Hauptsache ist: im Malen „über" waren.

Wir sehen heute das jüngere Geschlecht den Anlauf nehmen, diesen Bann einer ästhetischen Hierarchie zu brechen. Es will nicht serner im Schatten der Vergangenheit, es will im Licht seiner freien Ueberzeugung kämpfen. „Wozu," sagen die Jüngeren, „unser heißes Bemühen für die Greifbarkeit der plastischen Erscheinung, für farbige Finessen, für ein vermeintliches Vollkommenheitsziel einsetzen, welches uns doch nur zweifelhaften Erfolg in Aussicht stellt; wozu unsre Treffer in gewohnheitsmäßigen Einkleidungen abstumpfen? Der Maler kann auf inneren Lohn nur rechnen, so lange er entwirft, Griffe thut und noch keinen grausamen Maßstab zu fürchten hat; doch nicht mehr angesichts der fertigen Arbeit, wo ihm mit Schmerzen klar werden muß, daß inzwischen nur allzu viele seiner besten Impulse unter der bildenden Hand sich verdichteten und erstarrten. Ist es da nicht gerathener, beim Schaffen das Schwergewicht auf das Spontane, auf die geistigen Kräfte zu legen, statt auf Fertigmacherei im Sinne des Ueberlieferten und Angewöhnten?" Die Lehre von der Nichtvollendung, welche unsrer Jugend verkündet ward, entstand aus einem Rückwärtssehnen nach dem Ausgangspunkt, nach der sicheren Verheißung, statt nach der unsicheren Erfüllung. Sie leitete auf Irrwege; trotzdem möchte ich ihre Nützlichkeit — schon als Gegenprobe — nicht in Abrede stellen. Vielleicht, daß sie die schwerathmende Malkunst mit frischem Sauerstoff versehen und ihr helfen wird, die Balance zwischen Wollen und Vollbringen wieder zu finden, eine Balance, welche sich die anderen Künste zu bewahren wußten.

---

1) Als abschreckendes Beispiel wird berichtet, der Holländer Arnold Gelder habe seine Farben mit den Fingern aufgetragen. In gewissen Kreisen hätte der Mann heute schon deßhalb Carriere gemacht!

2) Ich finde es vom Maler nicht einmal klug, wenn er aus einer größeren Zahl seiner Bilder vorzeitig das Facit seines Könnens ziehen läßt, durch Aufdeckung der Karten sich die Chancen der Zurückhaltung zerstört und schon bei Lebzeiten seine Schwächen und unausbleiblichen Wiederholungen zur Vergleichung preisgibt. Das Publicum stempelt ihn vielleicht im günstigen Falle als Persönlichkeit, gewinnt dafür aber das Recht, seine später vorzuführenden Arbeiten mit dem höchsten von ihm selbst gelieferten Maßstabe zu messen. Die neu aufgekommene Sitte steht aber unter dem Zeichen der Massenwirkung, welche der sinkende Geschmack und die für das Einzelwerk erlahmte Genußfähigkeit immer weniger entbehren kann.

1) Es sei hier darauf hingewiesen, daß sich bei diesen drei Hauptrichtungen selten eine ganz reine Species vorfindet. Manche Phantasten verfahren impressionistisch, manche auch tauchen ihre Eingebungen in nüchternes Tageslicht; manche Impressionisten wiederum, sogar Jünger des Plein-air, bedienen sich zuweilen der ideellen Flügel.

2) Man wolle beachten, daß ich unter neuerer Malerei die Malerei unsres Jahrhunderts verstehe und im Gegensatz zu dieser dasjenige, was seit etwa 20 Jahren gemalt wurde, als moderne Malerei bezeichne.

Digitized by Google

Indem ich den Impressionismus als einseitiges Princip scharf beurtheilte, lag mir fern, überzeugten und talentvollen Bekennern desselben die schuldige Achtung zu versagen; auch den Schwachen und Mittelmäßigen unter ihnen sei ihr Tagewerk, seien die Gönner gegönnt. Meinen Widerwillen aber erregt bei dieser Gruppe, daß sie mehr als jede andere den schlimmsten Merodebrüdern und Nachklexern Unterkunft gewährt: gänzlich impressionslosen Leuten, deren einzige Einbildung darin besteht, im Kleisterreichen geistreich zu sein.[1]) Vermuthlich sahen meine Leser oft gewisse Bilder von Kartoffelfeldern, Düngerhaufen und Holzplanken mit ihren Vogelscheuchen als Staffage nicht ohne Abscheu ausgestellt, Abscheu wie vor einer blöden Grimasse, die nach allen Ueberreizungen der Cultur gegen das Götterbild der Kunst geschnitten wird. Das Schmierfinkenthum in der Malerei — sit venia verbo! — steht tiefer, als sittlich die Orgie mit ihren Spuren von wild gewordener Begeisterung. Wohl manche werden bei solchem Anblick wie mein zweiter College ausgerufen haben: „Nein, da hört alles auf!“

Die wissenschaftliche Luftschiffahrt und ihre Erfolge.

Von W. Berdrow.

I.

Der vornehmlich durch die Ungunst der Winde für dieses Jahr vereitelte Andree'sche Plan, anstatt aller bisher üblichen Transportmittel den Luftballon für eine Recognoscirungsfahrt über das arktische Meer zu benutzen, scheint der wissenschaftlichen Ballonfahrt ganz neue Wege zu öffnen. Während bei den bisherigen Bestrebungen in dieser Richtung lediglich meteorologische Daten gesucht wurden, und bei ihrer Verfolgung viel mehr Werth auf die erreichten Höhen als auf die Länge der in der Atmosphäre durchmessenen Strecken gelegt wurde, gilt es in diesem Falle der Erde selbst, der ungefähren Aufnahme der durchstreiften Gegend, und vor allem beruht das ganze Gelingen auf der Ueberwindung einer Distanz, mit der verglichen auch die längsten bisherigen Ballonreisen nicht viel bedeuten. Freilich sind auch bei diesem Unternehmen meteorologische Beobachtungen nicht ausgeschlossen, doch werden sie sich bei dem ganzen Charakter der als Schleppfahrt gedachten Reise auf die untersten Schichten der Atmosphäre beschränken müssen, und ihr wichtigstes Element dürften die über dem Polarbecken herrschenden Windrichtungen sein, welche sich aus den jeweiligen Fahrtrichtungen ergeben werden, vorausgesetzt, daß es gelingt, die tägliche Länge und Breite des Fahrzeuges mit Sicherheit festzulegen, was in einem Ballon erheblich größeren Schwierigkeiten unterliegt, als zu Schiffe oder auf der festen Erde.

Von solchen Bestrebungen weichen die Forschungspläne der ersten und der vornehmsten späteren Vertheidiger der wissenschaftlichen Aeronautik weit ab. Als 1803 Robertson und Lhoëst in Hamburg und im folgenden Jahre Gay Lussac und Biot in Paris ihre Fahrten für gelehrte Zwecke begannen, glaubten sie nichts erreicht zu haben, wenn sie nicht Höhen von 6000—7000 Metern erstiegen und die Verhältnisse der Wärme, der Feuchtigkeit, der Luftzusammensetzung und ähnliches in Regionen ergründeten, die dem Fuße selbst des kühnsten Bergsteigers verschlossen waren. War es doch eine Zeit, in der eine Besteigung des Montblanc noch monatelanger Vorbereitungen bedurfte, und die Natur des Menschen im Ertragen derartiger sportlicher Beschwerden noch so wenig geübt war, daß es überhaupt nur wenige gab, die eine Bergbesteigung bis zu 4000 oder 5000 Meter sich zutrauen durften. Der berühmteste englische Aeronaut, Glaisher, verglich die Beschwerden und Erfolge des Bergbesteigers und des Luftschiffers im wissenschaftlichen Dienste, um die Vorzüge des letzteren Verfahrens recht drastisch zu beweisen. „Der ganze Bericht über die von Saussure bei seinem Wagniß (der ersten, 1787 ausgeführten wissenschaftlichen Besteigung des Montblanc) gemachten Wahrnehmungen scheint geschrieben, um zu beweisen, wie nothwendig es ist, sich der Ballons zu bedienen, wenn man sich über die Meeresfläche erheben will. Der Luftschiffer ist nicht wie der Kletterer gezwungen, sich mühsam eisbedeckte Abhänge entlang zu schleppen: er kann sich bis zu den Grenzen der zum Athmen taugtichen Luft mit einer Schnelligkeit emportragen lassen, die er in seiner Gewalt hat und von 50 auf 300 Meter in der Minute zu steigern vermag. Er wählt die verschiedenen Stunden des Tages und die verschiedenen Zeiten des Jahres nach seinem Belieben. Er kann morgen wiederholen, was er heute gemacht hat, während Saussure's große That einer mehrjährigen Vorbereitung bedurfte. Ich glaube nicht, daß der Professor Piazzi Smith daran denkt, den Pic von Teneriffa noch einmal zu besteigen. Muß man sich, bei aller Bewunderung für solche unsterblichen Arbeiten, nicht fragen, worin imgrunde der Werth der vereinzelten Beobachtungen dieser Forscher besteht?“ — Glaisher hat hier die Vorzüge der Aeronautik für die meteorologische Forschung sehr beredt geschildert, und doch bespricht er sie nur nach der subjectiven Seite, während ihm der große objective Vortheil der Ballonbeobachtungen vor den Ergebnissen der Bergbesteigungen und sogar der neueren Gebirgs-Wetterwarten nach dem damatigen Stande der Meteorologie nothwendig entgehen mußte. Man kann sein Plaidoyer deßhalb nicht besser ergänzen, als durch die Bemerkungen eines angesehenen Vertreters der neueren Wetterkunde[1]) über den Nachtheil, den selbst die besten Gebirgsbeobachtungen gegenüber den Resultaten wissenschaftlicher Ballonfahrten haben. „Niemals wird bei der intensiven Wechselwirkung zwischen der Erdoberfläche und den nächst anliegenden Luftschichten eine Gleichheit der Verhältnisse stattfinden zwischen den atmosphärischen Vorgängen auf einem, wenn auch noch so isolirten und geringmassigen Berggipfel und den gleichzeitigen Erscheinungen eines (nach der Höhe) analogen Punktes in der freien Atmosphäre. Die Temperatur der Luft auf einem Berggipfel ist nicht dieselbe, die an diesem Punkte der Atmosphäre herrschen würde, wenn der Berg nicht vorhanden wäre, und dasselbe finden wir bei fast allen meteorologischen Factoren; ausgenommen ist allein bis zu gewissen Grenzen der Luftdruck. Bewölkung, Niederschläge, Windrichtung und -geschwindigkeit, ebenso die Luftelektricität, unterliegen denselben Einflüssen. Ja einige meteorologische Elemente, vornehmlich die der Condensation des Wasserdampfes in ihren verschiedenen Formen angehörenden Erscheinungen, verdanken nicht selten ihre Existenz dem Vorhandensein von hoch in das Luftmeer hineinragenden Festlandsinseln.“

Nach diesen Bemerkungen über den Nutzen und die Nothwendigkeit der Ballonbeobachtungen für die Meteorologie überhaupt mag nun ein kurzer Rückblick auf die ersten Versuche in dieser Richtung und ihre Erfolge willkommen sein. Man rechnet gewöhnlich den Beginn der wissenschaftlichen Aeronautik von den Jahren 1803 und 1804 oder von den ersten Aufstiegen der oben genannten Physiker in Hamburg und Paris an; doch machte vor mehreren Jahren

---

[1]) Vor Jahren classificirte ein Freund von mir sämmtliche Maler in solche, die Gedanken haben, doch nicht malen können, und in solche, die malen können und keine Gedanken haben. Es war noch nicht vorauszusehen, daß eine Zeit kommen wurde, wo es auch ohne Gedanken und ohne Malenkönnen geht.

[1]) Vgl. „Das Wetter“, Jahrgg. 1889.

Prof. G. Hellmann[1]) darauf aufmerksam, daß der Ruhm der ersten wissenschaftlichen Luftreisen nicht Robertson, sondern dem amerikanischen Arzte John Jeffries gebührt, und es freut uns, diesem Prioritätszeugniß hier eine weitere Verbreitung verschaffen zu können.

Jeffries, der zur Zeit der Erfindung des Luftballons und der ersten französischen Auffahrten in London lebte, erfaßte sofort den Gedanken, daß der Ballon das geeignete Mittel sei, dem Menschen die Kenntniß der höheren Luftschichten zu erschließen. Schon im Jahre der ersten Fahrten, welche bekanntlich Pilâtre de Rozier und d'Arlandes, und nach ihnen Charles und Robert in Paris unternahmen, hätte er gern an solchen Expeditionen theilgenommen, um der Atmosphäre ihre Geheimnisse abzufragen; als aber im nächsten Jahr, 1784, Blanchard nach England kam, um die neue Kunst der „aerostatischen Maschine" auch dort populär zu machen, gab es für Jeffries kein Halten mehr. Mit einer für damalige Verhältnisse sehr großen Summe, 100 Guineen oder 2000 M., erkaufte er sich das Vergnügen, an Blanchards Fahrt von London aus, am 30. November 1784, theilzunehmen. Ein Thermometer, ein für die Zeit, um die es sich handelt, sehr vollkommenes Barometer, ein Hygrometer, Elektroskop, Compaß u. dgl., sogar mehrere Gefäße zur Aufnahme von Luftproben in verschiedenen Höhen, begleiteten ihn. Die Auffahrt, die kaum anderthalb Stunden dauerte, erstreckte sich etwa 2800 Meter hoch; den Bericht über ihre Resultate sandte Jeffries nebst einer Anregung, solche Fahrten zu meteorologischen Zwecken in systematischer Weise fortzusetzen, an die Royal Society. Seinem Rath sollte in England erst 70 Jahre später gefolgt werden, und auch die Beobachtungen, die er einsandte, scheinen die Beachtung, die ihnen als dem ersten Schritt auf einer noch nie betretenen Bahn der wissenschaftlichen Forschung wohl gebührt hätte, für den Augenblick nicht gefunden zu haben; nichtsdestoweniger gibt es ein Denkmal, welches Jeffries' Namen für die folgenden Jahrhunderte vor der Vergessenheit schützen sollte. Den schroffen Kreidefelsen von Dover gegenüber steht an der französischen Küste, am Rande des Waldes von Guisnes, ein einfacher Denkstein, der die folgende Inschrift trägt:

Regnante Ludovico XVI.
Anno MDCCLXXXV.
Joannes Petrus Blanchard, Gallus,
Comite Joanne Jeffries Britanno,
Die VII. mensis Januarii
Hora II. postmeridiana
Ex arce Dubrensi
Machina aërostatica
In sublime evectus
Fretum Britannicum inter et Gallicum
Primus superavit
Et post horas duas aërii cursus
Hoc in loco consedit.
Audaciam mirati novam
Cives Guisnenses hocce monumentum
Posuerunt.

Es war das erstemal, daß sich ein Aeronaut über die Meeresstraße wagte, welche England von Frankreich trennt, und bei dieser gefährlichen Fahrt war wiederum Jeffries Blanchards Begleiter. Er constatirte dabei zuerst die später mehrfach beobachtete geringere Steigkraft des Ballons über dem Meere, die in der That beinahe den Untergang der Luftschiffer herbeigeführt hätte, und begründete sie naiv als eine „power of attraction" des Wassers, während es in Wirklichkeit die veränderten thermischen Verhältnisse der Luft über dem Wasser sind, welche hier die Leichtigkeit des Gases modificiren. Jeffries' Beobachtungen waren roh wie seine Mittel, aber den Ehrenplatz als erster Aeronaut im Dienste der Wissenschaft verdient er immerhin. — Erst 19 Jahre nach ihm haben akademische Körperschaften das Problem, welches er aufgerollt hatte, wieder angegriffen. Robertson und Lhoëst, welche ihre erste Hochfahrt am 18. Juli 1803 unternahmen, sandten ihren Bericht an die Petersburger Akademie, welche Robertson und den Physiker Sacharoff im nächsten Jahre zur Wiederholung ihrer Experimente in Petersburg ermächtigten. In Paris dagegen suchte Laplace die Akademie für die Untersuchung der Atmosphäre und besonders ihrer magnetischen und elektrischen Zustände zu interessiren, und ihm gelang es, die berühmten Fahrten von Biot und Gay Lussac zu inscenisiren. Am 16. Sept. 1804 unternahm letzterer allein die historische Fahrt bis zu 23,000 Fuß Höhe, bei deren Beginn er alles irgend Entbehrliche über Bord warf, um den Ballon nach Kräften zu erleichtern und die denkbar höchsten Schichten zu ersteigen, während beim Schluß der Fahrt der Mangel an Ballast und die Unmöglichkeit, den einmal begonnenen Fall zu hemmen, eine ziemlich unsanfte Landung herbeiführte. Die Gewohnheit der Gelehrten, alle diese ersten Hochfahrten ohne einen Fachaeronauten zu unternehmen, ließ es überhaupt oft zu unangenehmen oder gefährlichen Situationen kommen, weßhalb in der zweiten Epoche wissenschaftlicher Ballonfahrten, welche wir in den 50er und 60er Jahren zu suchen haben, der Naturforscher fast immer in Gesellschaft eines Berufsluftschiffers aufstieg, dessen Geschicklichkeit die Bewegungen des Fahrzeuges anvertraut wurden, während jener sich ganz seinen Instrumenten widmete. Man darf die Erfolge dieser ersten Excursionen in das Reich der Lüfte nicht zu hoch anschlagen. Man besaß damals nicht die Erfahrung, um zu wissen, daß Instrumente, welche auf der Erde ihre Dienste in zuverlässiger Weise thun, dazu im steigenden oder fallenden Ballon nicht immer im stande sind; die Methoden der Beobachtung im Ballon waren neu und wenig geübt, der Fahrten waren überhaupt wenige, und viel Zeit mußte unterwegs mit der Behandlung der oft unbändigen Maschine vergeudet werden, an deren sicherer Führung das Leben des Aeronauten hängt.

So sind die Resultate der ersten Zeit dürftig und vielfach widersprechend, und diese Unsicherheit greift sogar noch tief in die spätere Periode wissenschaftlicher Ballonfahrten hinein. Dazu kommt endlich, daß zu einer Zeit, in der die Physik alles und die Meteorologie noch gar nichts galt, viel Zeit mit elektrischen und magnetischen Untersuchungen verloren wurde, welche wenig Werth besaßen. Robertson glaubte zu finden, daß die Reibungs- und Voltaische Elektricität in den oberen Luftschichten in schwächerem Maße als am Erdboden seinen Instrumenten entquoll, und doch hing deren Leistung wohl ganz von dem momentanen elektrischen Zustand der umgebenden Atmosphäre ab. Die Oscillationen der Magnetnadel sah Robertson mit der Höhe zunehmen, Gay Lussac fand sie gleichbleibend. Die Zusammensetzung der Luft fand Robertson oben geändert, d. h. den Sauerstoffgehalt sinkend, Gay Lussac bewies, daß die Bestandtheile und Mischungsverhältnisse der Luft in allen Höhen dieselben sind. Am schlimmsten sah es mit den thermometrischen Messungen aus, deren Regellosigkeit und Widersprüche die Luftschiffer bald genug zu der Ueberzeugung hätten führen sollen, daß ihre Instrumente nichts taugten; allein statt dessen haben sich die falschen Wärmebestimmungen der oberen Luftschichten bis in die 80er Jahre hinaufgeschleppt. In 5000—7000 Meter Höhe wurde von den älteren Physikern eine Temperatur von 5, 7, höchstens 9° unter Null ermittelt, während die Bergbesteiger weit höhere Kältegrade schon auf Gipfeln von 3000

[1]) In der Zeitschrift für Luftschiffahrt und Physik der Atmosphäre, 1892.

Digitized by Google

bis 4000 Meter gefunden hatten, und der erste, freilich gegen seinen Willen zu 3000 Meter emporgetragene Aeronaut, Prof. Charles in Paris, schon in dieser Höhe —9° gemessen hatte. Machte das die Beobachter nicht stutzig? — Nein, selbst dann nicht, als vermehrte Hochfahrten das Material vervielfältigten und die größten Widersprüche in der Temperaturmessung zeitigten. Selbst dann nicht, wenn gewisse Beobachtungsresultate wie mit Fingern auf die Fehlerquelle hinwiesen. So hatte Gay Lussac, als er seine bedeutendste Hochfahrt unternahm, bei heiterem Himmel 9° unter Null in 7000 Meter Höhe gefunden. Nach einer 46jährigen Pause begann in Frankreich unter der Mitwirkung Arago's eine neue Epoche der wissenschaftlichen Luftschiffahrt, und jetzt fanden Barral und Bixio in 6000 Meter —9°, bei 7000 Meter aber —39°, also eine Kälte, welche die Messung Gay Lussacs um 30° überstieg, und das war der Fall, während den Luftschiffern die Sonne durch Wolken verborgen wurde. So deutlich es hier auf der Hand liegt, daß nur die im Korb des Ballons und auf den Kugeln der Instrumente concentrirte Sonnenwärme die Beobachtungen fälschte, so hat sich das Märchen von den oberen warmen Luftströmungen doch bis vor kurzer Zeit erhalten. Man mißtraute lieber allen physikalischen Theorien als der Wahrhaftigkeit seiner Instrumente. Selbst ein gewiegter Meteorolog wie Glaisher ließ sich bei seinen sämmtlichen 30 Luftfahrten, welche in den Jahren 1862 und 1863 stattfanden und für 30 Jahre die Basis unserer Theorien von der Physik der oberen Atmosphäre bildeten, von seinen Thermometern nasführen. Erst in der jüngsten Zeit sind diese Fehlerquellen durch eine zweckmäßige Aufhängung der Instrumente seitlich oder unterhalb der stets große Wärmemengen in sich aufsaugenden Gondel, und vor allem durch das von Prof. Aßmann erfundene Aspirationsthermometer beseitigt worden.

Bevor wir aber diesen jüngsten und weitaus wichtigsten Erfolgen der wissenschaftlichen Aeronautik näher treten, möge die bereits mehrfach berührte Forschungsperiode der 50er und 60er Jahre kurz gestreift werden. Eingeleitet durch das Interesse, welches Arago der Physik der Atmosphäre zuwandte, und begonnen mit den Pariser Auffahrten von Barral und Bixio, pflanzte sie sich bald nach England fort, wo das meteorologische Observatorium zu Kew, eine der ältesten Anstalten zur wissenschaftlichen Pflege der Wetterkunde, 1852 eine Reihe von Ballonfahrten beschloß und ausführen ließ. Außer J. Welsh, dem Leiter des Observatoriums, wurde für diese Experimente der gewiegteste Berufsaeronaut Englands, Green, gewonnen. Der Mangel eines leistungsfähigen Ballons scheint jedoch verhindert zu haben, daß diese Versuche neue Resultate von großem Werthe förderten, und außer der Publication der gemachten Beobachtungen in den „Philosophical Transactions" und in „Petermanns Mittheilungen" kam wenig dabei heraus. Erst 1858 nahm die „Britische Gesellschaft" die Idee wieder auf, und es wurde ein Ausschuß zur Vornahme weiterer Versuche gebildet, zu dessen Mitgliedern u. a. der jüngere Herschel, Tyndall, Glaisher und Airy gehörten. Vorläufig sollten seine Bemühungen nur zeigen, wie wenig die damalige Zeit noch der Ausführung großer wissenschaftlicher Ballonfahrten gewachsen war. Der erste Ballon, den man miethete, zerriß bei der Füllung, der zweite trug die beiden Insassen, die sich ihm anvertrauten, noch nicht 2000 Meter hoch, während der Hauptzweck der anzustellenden Versuche die Controle der Beobachtungen war, welche Barral und seine Vorgänger aus 6000—7000 Meter Höhe mitgebracht hatten. Ein dritter Versuch mißlang ebenso kläglich, und die gelehrte Körperschaft sah endlich ein, daß sie ganz England vergeblich nach einem Fahrzeug durchsuchen würde, welches im stande wäre, zwei Beobachter zur Höhe einer geographischen Meile emporzutragen. Es wurde für 12,500 Francs ein Ballon von 2500 Kubikmeter, d. h. fast genau von der Größe gefertigt, welche die neuerdings so berühmt gewordenen Ballons des Deutschen Vereins zur Förderung der Luftschiffahrt besitzen, und in diesem Fahrzeug ging die denkwürdige Reihe von Luftreisen vor sich, deren Theilnehmer meistens Glaisher und der Fachluftschiffer Coxwell waren. Glaisher gibt in den Erinnerungen seiner Luftfahrten ein interessantes Verzeichniß der Apparate, die er mitzunehmen pflegte und deren Menge so groß war, daß er meist einige tausend Meter hoch stieg, bevor es ihm gelang, sie alle zu ordnen. Immerhin hatte er sie beständig zur Verfügung und brauchte nicht vor dem Antritt jeder Expedition jene Fluth von Besorgungen zu übernehmen, welche Tissandier, als er 1868 seine Reisen mit v. Fonvielle begann, zufielen, und welche er mit gutem Humor schildert.[1]) „Richards überläßt uns sein treffliches Barometer; Tresca, der Vicedirector des Conservatoriums (der Künste und Handwerke), leiht uns ein Anemometer, ein Psychrometer, einen ausgezeichneten englischen Regulator; andere versorgen uns mit Thermometer und Boussole, und kurz und gut, es gelingt uns auf diese Weise, ein vorzüglich ausgestattetes Laboratorium herzustellen. Es fehlt uns weder an sehr empfindlichem ozonometrischen Papier, noch an Flaschen mit übersättigten Lösungen von schwefelsaurem Natron; in seinen Glasröhren führen wir Schießbaumwolle mit, um den Staub der höheren Luftzone aufzufangen; und da ein Arzt uns dringlich räth, den Einfluß des Luftdrucks auf den Blutumlauf zu beobachten, so denke ich sofort an den sinnreichen Sphygmographen unsres Freundes Marey und eile, mir ein solches Instrument zu leihen und mich in seiner Handhabung unterrichten zu lassen. . . . Wer noch keine Ballonexpedition organisirte, hat keine Ahnung von allen diesen Vorbereitungen: mehrere Tage durchmaßen wir Paris von einem Ende zum andeen, um Erkundigungen einzuziehen, oder Apparate zusammenzuholen."

Ueber die Ergebnisse dieser Epoche ließe sich vielerlei berichten, wenn nicht die neuesten, seit 2—3 Jahren gewonnenen Forschungsresultate gar manches von den seit Glaisher für unumstößlich gehaltenen Beobachtungen als ungewiß oder falsch erwiesen hätten. Der älteren thermometrischen Messungen ist schon oben in diesem Sinne gedacht worden, doch bleibt es wahr, daß Glaisher auch in dieser Beziehung manche neue Kunde von den atmosphärischen Zuständen erhielt, welche früheren Anschauungen widersprach und auch später bestätigt gefunden wurde. So die Gewißheit, daß die winterliche Abkühlung der Luft in ihren Extremen sich auf eine sehr flache Schicht des Luftmeeres beschränkt. Seine Fahrten stellten fest, daß die Temperatur im Winter bis zu gewissen Höhenschichten ebenso gut beim Aufstieg wächst, als sie im Sommer abnimmt. Was dagegen der Forscher über eine mächtige, in sehr bedeutenden Höhen von ihm aufgefundene warme Luftströmung von südwestlicher Richtung, die er „einen Golfstrom in dem über unsern Häuptern kreisenden Meere" nennt, berichtete, verdient ebensowenig Vertrauen, wie seine Wärmebestimmung der höchsten von ihm erreichten Schichten, die auf etwa 25° C unter Null lautete, und von welcher er annahm, daß sie die bisherige Schätzung von Arago über die Temperatur des Weltalls als eine Kälte von —60° wesentlich beeinflussen werde. Wir werden später Temperaturmessungen in sehr bedeutenden Höhen begegnen, welche sogar diese Annahme von —60° an den Grenzen der Atmosphäre weit übersteigen und schon in der Atmosphäre auf —70°

---

1) Luftreisen von Glaisher, Flammarion, Fonvielle und Tissandier, aus dem Französischen von Masius, Leipzig, 1872.

und tiefer gehen. — Fast ebenso unzuverlässig als die Temperaturablesungen sind die barometrischen Messungen der älteren Aeronauten, welche besonders in großen Höhen recht grobe Irrthümer veranlaßt zu haben scheinen. Zwar hat Glaisher die Aneroidbarometer, welche ihn auf seinen Fahrten begleiteten, stets vorher an Quecksilberbarometern controlirt und die Fehler der ersteren mit in seine Berechnung gezogen, aber er ließ dabei außer Acht, oder wußte es nicht, daß die Angaben des Metallbarometers bei Luftfahrten auch aus dem Grunde irreleiten, weil die Feder zu schwerfällig ist, dem raschen Steigen und Fallen zu folgen. Beim schnellen Aufstieg gibt das Aneroidbarometer viel zu hohe, beim raschen Fall zu niedrige Werthe, und da bei Glaishers Fahrten sowohl Auf- als Abstieg mit rapider Geschwindigkeit zu erfolgen pflegte, so sind besonders die äußersten Höhenangaben der Fahrten von Glaisher und Coxwell nur mit Vorbehalt aufzunehmen. Andere Fehlerquellen kamen hinzu, und so wird man sich wohl der Ansicht moderner, meteorologisch wie aeronautisch gleich gut geschulter Forscher anschließen dürfen, welche den höchsten unter den früheren Ballonfahrten nur wenig über 8000 und keinesfalls 9000 Meter Höhe zugestehen wollen. So nimmt man jetzt an, daß die historische Fahrt der beiden Engländer am 5. November 1862, welche nach Glaishers Vermuthung sich über 11,000 Meter hinaus erstreckt hätte, und in deren Verlauf derselbe ohnmächtig wurde, während sein Begleiter Coxwell dem Erfrieren nahe war, in Wirklichkeit kaum 9000 Meter erreicht hat. Auch die unglückliche Expedition von Sivel, Crocé-Spinelli und Tissandier am 15. April 1875, von der nur der letzte lebend zurückkehrte, dürfte bei 8600 Meter ihr Ende gefunden haben.

Die übrigen Elemente der atmosphärischen Erscheinungen, soweit sie von den älteren Beobachtern überhaupt berücksichtigt wurden, unterlagen weniger den Fehlern unzulänglicher Instrumente und der Anfechtung der späteren Forscher. Den Feuchtigkeitsgehalt der Atmosphäre fand allerdings Glaisher in bedeutenden Höhen oft größer, als die Theorie ihn vor der Beobachtung geschätzt hatte, während die neueren Experimente wieder eine schnelle Abnahme des Wassergehalts mit der Höhe zu beweisen scheinen. Gern wandte der große englische Aeronaut seinen Blick und seine Erinnerung den Wolken zu, in deren erhabenen Gefilden er so oft weilte und die er mit Begeisterung zu schildern pflegte. Bald sah er sie unter sich in den festen, unbeweglichen Formen massiver Granit- oder Porphyrketten liegen, die mit blendendem Schnee bedeckt schienen, bald ragten Hörner und Spitzen auf, deren Schroffheit der Alpen spottete, bald mußte er drei bis vier verschiedene Wolkenschichten durchschneiden, bevor er den Sonnenschein erreichte. In den Grenzschichten entgegengesetzter und um die Herrschaft kämpfender Luftströmungen vernahm er das Sausen und Zischen des Sturmes, während für gewöhnlich auch in der bewegtesten Luft den widerstandslosen Ballon kein Laut trifft. Bei einer merkwürdigen Niederfahrt am 26. Juni 1863 wurden die Luftschiffer in 5000 m Höhe von einem schweren Regen begrüßt, während unter diesem Bereich des Wassers eine Wolke stiebender Schneekrystalle den Ballon einhüllte, deren Stärke Glaisher auf 5000 Fuß angibt. Die Bildung und Entladung der Regenwolken gehörte überhaupt zu den Erscheinungen, an deren Kenntniß Glaisher viel Mühe setzte, und viele seiner Aufsteigungen fanden statt, während der Regen zu Beginn oder zum Schluß in Strömen auf die Wölbung des Gasballes stürzte. Er war jedenfalls der erste, der bewies, daß man bisher das Reich der Wolken und des Wasserdunstes bei weitem zu flach und niedrig angeschlagen hatte. „Man darf sich", schreibt er, „den Himmel in den oberen Regionen immer als bedeckt vorstellen. Ich bin über 7000 m hinaus gelangt, ohne die Sonne erblickt zu haben, und selbst bei meinen höchsten Aufsteigungen habe ich noch allezeit Wolken weit, weil über meinem Haupte dahinziehen sehen. Es waren flüchtige Dünste, welche ihr buntes Farbenspiel in den Grund des blauen Himmels woben; aber wie würden sie mir erschienen sein, wenn ich die gewaltigen Entfernungen, die mich von ihnen trennten, durchflogen hätte?"

Glaisher hatte auf dem beschränkten Boden Englands nicht die Möglichkeit, sich bedingungslos den Winden anzuvertrauen und Fahrten von solcher Ausdehnung zu unternehmen, wie sie die französischen Aeronauten nicht selten bis nach Deutschland und die Deutschen bis Oesterreich oder Rußland gewagt haben. Seine Excursionen dehnten sich selten über mehr als 4 Stunden aus, und oft mahnte schon nach 2 Stunden der ortskundige Coxwell, daß man in der Nähe des Meeres angelangt und es Zeit sei, mit größtmöglicher Geschwindigkeit zu fallen, wenn nicht die Luftreise als gefährliche Wasserpartie enden solle. Dennoch haben Glaishers Fahrten die Kenntniß der oberen Luftströmungen über England sehr bereichert und vor allem unwiderleglich für die steigende Geschwindigkeit des Windes mit der zunehmenden Höhe gezeugt. Mehrmals wurden die Luftschiffer bei Hochfahrten mit einer Geschwindigkeit von 50—60 km in der Stunde fortgetragen, während die Anemometer von Greenwich nicht mehr als 4—10 km pro Stunde verzeichneten. Glaisher war indessen selbst der erste, zuzugeben, daß alle seine Beobachtungen vorläufig mehr die Fragen der Meteorologie anregten, als sie beantworteten, und daß es noch vieler Jahre und vieler Ballonfahrten bedürfen werde, um sie völlig zu lösen.

Mittheilungen und Nachrichten.

α Geist und Stoff im Kriege von C. v. B. — K. 1. Theil. Das 18. Jahrhundert. Unter Benutzung handschriftlicher Quellen. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller, k. und k. Hof- und Universitätsbuchhändler 1896. — Der anonym schreibende Verfasser hat durch ein vorausgehendes Werk „Zur Psychologie des großen Krieges" wohlberechtigtes Aufsehen gemacht und das vorliegende wird dazu beitragen, den mit jedem errungenen Ruf zu vermehren; er ist, wenn der Ausdruck gestattet ist, ein tiefdenkender Kriegsphilosoph. Als eine eigenartige Jubelfeier fügt es sich, daß er über den Feldzug 1796 in Deutschland, in welchem der Feldherrnstern des Erzherzogs Karl glänzend emporstieg (zugleich mit jenem seines größeren Rivalen Buonaparte in Italien), vielfach Neues und Lehreiches ans Licht beingt, indem er zeigt, wie der von Moreau weichende Erzherzog zu dem Entschlusse kam, gegen Jourdan die Offensive zu ergreifen; ein Entschluß, der zu den denkwürdigen Siegen bei Amberg und Würzburg und zum Rückzuge sowohl Jourdans als Moreau's hinter den Rhein führte. — Nun demselben Verfasser und im gleichen Verlage erschien „Feldherrn- und Kriegsmoral der Heere am Ausgange des 19. Jahrhunderts". Die Schrift legt dar, wie Eifer und Moral, Intelligenz und Selbstthätigkeit in den Heeren entstehen, und gipfelt darin, daß die Kriegszucht eines der wirksamsten Bürgschaftsmittel für den Erfolg ist.

α Es hieße Eulen nach Athen tragen, „v. Löbells Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen" (21. und 22. Jahrgang, 1894 und 1895. Unter Mitwirkung einer Reihe von Militärschriftstellern herausgegeben von v. Peter-Rnebanne, Generallieutenant z. D., Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, k. Hofbuchhandlung) ein besonderes Lob spenden zu wollen; sie haben auch unter der neuen Leitung den vom verstorbenen Herausgeber übekommenen Ruhm bewahrt, ein Sammelwerk alles Wissenswerthen auf militärischem Gebiet zu sein. Ausführlich wird über das Heerwesen des Kongo-Staates, Aegyptens, der Südafrikanischen Freistaaten, China's und Japans berichtet, ebenso über den Verlauf des großen und folgenschweren Krieges zwischen beiden Reichen und über alle anderen kriegerischen Ereignisse in den Jahren 1894 und 1895, die Kämpfe in den deutschen Schutzgebieten, den Einfall englischer Flibustier in das Gebiet der Südafrikanischen Republik, die französische Madagascar-

Expedition, die Kämpfe der Italiener gegen die Tigrener und der Spanier auf Cuba.

α Der japanisch-chinesische Krieg von Jukichi Inouye, deutsch von C. Birndt, Dresden und Leipzig, Karl Reißner 1895. — Obwohl der Verfasser der Mängel sich bewußt ist, welche der Darstellung eines kaum beendeten Krieges nothwendigerweise anhaften müssen, hat er sich doch zur vorliegenden Publikation entschlossen, um einen kurzen Ueberblick über die Operationen der japanischen Armeen zu geben, die wegen der verschiedenen Richtungen schwer zu überschauen sind. Diesen Zweck hat er erreicht und durch die Kartenskizzen erleichtert.

* Wie in Beil. Nr. 236 vom 12. d. M. mitgetheilt ward, glaubte der amerikanische Astronom Gothman am 22. August d. J. um Mittag zum erstenmal den Vorübergang eines Meteors vor der Sonnenscheibe beobachtet zu haben. In einer Zuschrift an die „Science" gibt dagegen Mr. Chapman vom Amerikanischen Museum für Naturgeschichte in New-York eine andere Erklärung des neuen Phänomens: er macht wahrscheinlich, daß das vermeinte Meteor ein Vogel gewesen sei. Wenige Astronomen, sagt er, machen sich eine richtige Vorstellung von der Zahl der nächtlichen Zugvögel, die unter geeigneten Bedingungen und besonders zu gewissen Jahreszeiten in der Atmosphäre beobachtet werden können. Wenn während der Septemberwanderung der Vögel nach dem Süden ein verhältnißmäßig schwaches Fernglas in einem gewissen Winkel gegen den Horizont auf den Vollmond gerichtet werde, könne man in der Regel einen fast ununterbrochenen Strom von Vögeln vor der Mondscheibe vorüberziehen sehen. Chapman hat z. B. in der Nacht des 3. September 1887 in dem Observatorium zu Tenafly (New-Jersey) mit einem $6\frac{1}{2}$zölligen Fernrohr in der Zeit von 8 bis 11 Uhr Abends nicht weniger als 262 Vögel vor dem Monde wahrgenommen. Einige Jahre später hatte er ähnliche Ergebnisse an dem Observatorium der Columbia-Universität in New-York, wo er zur Beobachtung nur den Sucher des großen Teleskops benutzte. Fernere Beobachtungen wurden im October 1880 und im April 1881 in Princeton (New-Jersey) angestellt. Im ersteren Falle wurden an einem Abend durchschnittlich $4\frac{1}{2}$ Vögel auf die Minute gezählt, im letzteren in $\frac{3}{4}$ Stunden 13. Die Frühlingswanderung der Vögel beginnt in mittleren Breiten im Februar, erreicht aber ihren Höhepunkt erst im Mai und schließt Mitte Juni. Die Rückwanderung beginnt schon mit dem 1. Juli, ist am stärksten im September und schließt nicht vor dem December. Daher gibt es fast keine Jahreszeit, in der ein Beobachter des Mondes nicht gewärtig sein müßte, hie und da einen Vogel in das Gesichtsfeld seines Fernrohrs zu bekommen. Chapman weist mit Recht auf die werthvollen Aufschlüsse hin, die durch eine vermehrte Beobachtung dieser „gefiederten Meteore" für die Vogelkunde gewonnen werden könnten. Es wird jetzt meist angenommen, daß die Vögel während ihrer nächtlichen Reisen sich durch die Topographie des Landes leiten lassen, und daß deßhalb Thäler, Flußläufe, Küstenlinien ihnen die Flugstraßen vorzeichnen. Wenn nun in der Hauptzugzeit, also im September, mehrere Beobachter ihre Aufmerksamkeit auf die Zahl der nächtlichen Zugvögel richteten, so könnte man die Flugstraßen wohl genauer erkennen, um die Richtigkeit jener Annahme zu prüfen. Auch über die Höhe des Fluges der Zugvögel ist noch wenig bekannt. Wenn man ungefähr die untere und obere Grenze der Entfernung bestimmt, in der sich ein Vogel von dem Fernrohr befinden muß, um durch dasselbe wahrgenommen zu werden, so muß man annehmen, daß die Vögel in einer Höhe von etwa $1\frac{1}{2}$ bis 5 Kilometer ziehen. Am 30. Sept. 1894 beobachtete Bray in England den Flug von Vögeln durch ein auf die Sonne gerichtetes Teleskop und stellte fest, daß die wahrgenommenen Vögel, die für das bloße Auge unsichtbar waren, mindestens 3 bis 5 Kilometer hoch sich befunden haben müßten. Wichtig ist auch die Bestimmung der Zeit, die ein Vogel braucht, um über die Scheibe des Mondes oder der Sonne hinwegzukreuzen. Diese ist sehr verschieden. Einige Vögel erscheinen nur wie flüchtige Schatten, während andere sich mit großer Schärfe auf dem hellen Hintergrund abzeichnen und mehrere Secunden im Gesichtsfelde bleiben. Wenn man die Geschwindigkeit des Fluges bei kleinen Vögeln zu etwa 65 Kilometer die Stunde annimmt, so läßt sich, wofern der Flug senkrecht zur Sehlinie erfolgt, die Höhe der Vögel über der Erde leicht aus dem Höhenwinkel des Mondes, bezw. der Sonne, berechnen.

* **Tübingen.** Der a. o. Professor der Mathematik an hiesiger Hochschule Dr. O. Hölder hat den erwähnten Ruf als Ordinarius nach Königsberg angenommen.

* **Freiburg i. B.** Der Privatdocent für Kunstgeschichte Dr. G. a. Térey, bekannt durch die Herausgabe der Handzeichnungen und Gemälde des Straßburger Meisters Hans Baldung Grien, hat einen Ruf als Vorsteher des Kupferstichcabinets nach Budapest erhalten. Er wird diesen Ruf in sein Heimathland, obgleich ihm hier eine etatsmäßige Professur in Aussicht gestellt wurde, wahrscheinlich annehmen.

* **Münster.** Am 21. beging Geh. Rath Prof. Dr. Wilhelm Hittorf das 50jährige Doctor-Jubiläum. Das ihm von der Bonner philosophischen Facultät erneuerte Diplom schildert seine großen, an Faraday anknüpfenden Leistungen für die Erkenntniß des Wesens der Elektrolyse, wodurch die moderne Umbildung der Theorie der chemischen Verbindungen mit bedingt worden, und seine originalen, bereits 10 Jahre vor Crookes ausgeführten Studien an den elektrischen Lichterscheinungen der Geißler'schen Röhren, deren Bedeutung durch die Röntgen'sche Entdeckung der X-Strahlen in so unerwartetem Maße gesteigert worden ist.

* **Berlin.** Dem Bibliothekar und Lehrer des Arabischen am hiesigen Seminar für orientalische Sprachen, Dr. Moritz, sowie dem zweiten Secretär der archäologischen Zweiganstalt in Rom, Dr. Christian Hülsen, ist das Prädikat „Professor" verliehen worden.

* **Berlin.** Aus dem Bericht des abtretenden Rectors der Universität, Adolf Wagner, über das verflossene Studienjahr heben wir noch hervor: Aus dem Lehrkörper sind durch Berufung an andere Universitäten ausgeschieden: der Romanist Biermann (jetzt in Gießen), der Physiolog Gad (Prag), der Kirchenhistoriker Titius (Kiel), der Sanskritist Franke (Königsberg), die Archäologen Köpp (Münster) und Puchstein (Freiburg) und der Frauenarzt Veit (Leyden); der Bonniter Zimmermann ist nach Java gegangen. Durch den Tod wurden der Universität entrissen: Ernst Curtius, Heinrich v. Treitschke, der Geolog Beyrich, der Botaniker Krabbe und der Chemiker Sell. Ihre Lehrbefugniß haben niedergelegt Prof. H. Krause und der Lector Raiß. Berufen wurden an die Universität der Chirurg König von Göttingen, der Dermatolog Lesser von Bern, der Astronom Bauschinger von München, der Chemiker van t'Hoff von Amsterdam und der Lector der Stenographie Dr. Stolze. Schenkungen sind der Universität drei zugefallen. Frau Agnes Zeisler hat zum Besten von Studirenden der Theologie und klassischen Philologie ein Candidatenheim gestiftet, das allmählich so erweitert werden soll, daß darin vierzig Studirende werden wohnen können. Zur Erinnerung an seinen Sohn, den beim Bergsteigen verunglückten stud. jur. Paul Model, hat der Bankier Model 5000 M. für die Bibliothek des staatswissenschaftlichen Seminars gestiftet. Eine Dame, die nicht öffentlich genannt werden will, hat Prof. Olshausen 10,000 M. zum Besten der Universitäts-Frauenklinik überwiesen. Zur Förderung der Pflege der Leibesübungen unter den Studenten sind im Staatshaushalt 15,000 M. ausgeworfen worden. Der Kaiser hat als Preis für den Sieger im akademischen Wettrudern eine silberne Kanne geschenkt. Ordnungsmäßige Promotionen fanden im Jahre 225 statt. Davon entfällt eine auf die theologische Facultät, neun entfallen auf die juristische, 136 auf die medicinische, 79 auf die philosophische. Die theologische, juristische und philosophische Facultät verliehen je einmal den Ehrendoctortitel. — Das preußische Statistische Bureau hat im Auftrage der Ministerien des Cultus und der Justiz während des vergangenen Sommersemesters Erhebungen über den monatlichen, wöchentlichen und stündlichen Durchschnittsbesuch der juristischen Vorlesungen sowohl der Professoren als auch der Privatdocenten an hiesiger Universität anstellen lassen.

* **Breslau.** Die Privatdocenten, der Mathematik Dr. Franz London, der Botanik Dr. Karl Mez, sind zu außerordentlichen Professoren ernannt worden.

* **Wien.** Der ehemalige Professor der theologischen und nunmehrige Professor der philosophischen Facultät der hiesigen Universität Dr. Laurenz Müllner hat am 21. ds. die neue Phase seiner Lehrthätigkeit mit einer Antrittsvorlesung über das „metaphysische Bedürfniß und seine Befriedigung im Entwicklungsgang der Philosophie" eingeleitet. Er schloß seine Ausführungen mit folgenden Aussprüchen: „Der größte Naturforscher der Gegenwart, Hermann v. Helmholtz, wendet auf die Zeichensprache, durch welche die Natur in den Sinneseindrücken uns die gesetzliche Ordnung des Wirklichen bekannt gibt, das Schlußwort von Goethe's „Faust" an: Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß. Es ist der mühevolle Beruf der Metaphysik, nach einem Unvergänglichen in dieser Zeichensprache der Natur zu suchen. Sie kann dies nur im engsten An-

Digitized by Google

schluß an das unvergleichliche Wörterbuch dieser Zeichensprache, das uns die Naturwissenschaft aufschlägt. Ich bin mir meiner unzulänglichen Kräfte für eine so schwere Aufgabe wohl bewußt, aber ich kenne auch den Idealismus der deutschen Jugend, welche stets gern der Sprache des die Welt der Erscheinungen durchbebenden Ewigen gelauscht, und hoffe von ihrer Theilnahme an meinen Mühen die Kräftigung für mein Unternehmen. Die Philosophie hat ihren Namen von der Liebe empfangen, die allein zum Streben nach ihren Zielen ermuthigen konnte; ihre schwierigste Aufgabe, die metaphysische Forschung, kann nicht gelingen ohne liebende Hingabe an ein Höchstes, das stets als ein Ideal über uns schwebt, dem uns anzunähern aber schon Genuß und Befriedigung bringt. Mit Recht sagt der Dichterfürst:

Was als Wahrheit oder Fabel
In tausend Büchern dir erscheint,
Dies alles bleibt ein Thurm von Babel,
Wenn es die Liebe nicht vereint."

Prof. Müllner hat für das laufende Semester ein vierstündiges Colleg über praktische Philosophie und ein einstündiges über metaphysische Kosmologie mit besonderer Rücksicht auf die Kant-Laplace'sche Weltbildungs-Hypothese und die Darwin'sche Selectionslehre angekündigt.

Minder zart und schwärmerisch, moderner und positivistisch exegisirt, sprach sich einige Tage zuvor der neue Ethiker Professor Friedrich Jodl in seiner Antrittsrede aus: Durch die Schule Herbarts sei die Wiederbelebung der philosophischen Studien in Oesterreich und speciell in Wien erfolgt; Zimmermanns Aesthetik und Volkmanns Psychologie seien die bedeutendsten Leistungen dieser Richtung, deren Pädagogik den Unterricht an unsern Gymnasien bestimmt. Sorgfältige Methode und Berücksichtigung der empirischen Psychologie waren die Vorzüge der Herbartianer, doch auch Gedankensysteme leben sich aus. Nur jene Philosophie besitzt ein Recht auf die Zukunft, die den Zusammenhang des Philosophirens mit dem Gesammtwissen unserer Zeit rückhaltlos anerkennt. Jodl selbst verlangt für sich bloß die Geltung eines Wahrheitssuchers, in dem die Gedanken der Zeit eine individuelle Färbung gewonnen haben. Der philosophische Geist soll das Gegengewicht eines zu großen Specialistenthums sein. Eine Philosophie, die eine zusammenhängende Anschauung von Natur und Leben bieten will, muß sich gegen manches ablehnend verhalten, was früher als Wahrheit galt. Als Kriterien der Wahrheit dürfen weder religiöse noch politische Ziele dienen. Die Wissenschaft kennt keine schädliche Wahrheit, sie hält die Wahrheit immer für nützlich. Wir müssen eine Scheidung treffen zwischen Idealen des Erkennens und Idealen des Wollens und Gestaltens. Das Erkennen muß möglichst klar, objectiv und bestimmt sehen, was wirklich ist, nicht was man sehen möchte. Das Ideal des Gestaltens ist die Tüchtigkeit der Individuen und der Fortschritt des Ganzen. Wer den Menschen nöthigt, die Wirklichkeit hüllenlos zu sehen, raubt ihm deßhalb keineswegs die Ideale des Willens. Er zeigt, wie der Mensch von der Natur abhängig ist, aber auch, wie er sich beständig über die Natur erhebt u. s. w.

* **Paris.** Im Louvre, wo bisher nur Originale und alle Bronzeabgüsse aufbewahrt wurden, ist ein neuer Saal eröffnet worden, der nur Gypsabgüsse enthält. Man hat sich diese Abweichung von der Regel erlaubt, weil es sich um die durch die französischen Gelehrten in Delphi ausgegrabenen Antiquitäten handelt, die nach dem griechischen Gesetz nicht ausgeführt werden dürfen. Diese Abgüsse sind nach einander in der Ecole des Beaux-Arts ausgestellt worden, finden sich aber hier zum erstenmal vereinigt. Sie geben uns ein Bild von der griechischen Bildhauerei zwischen den archaischen Aegineten der Münchener Glyptothek und der classischen Epoche des Phidias. Die Fragmente der Metopen des Schatzhauses der Athener mit den Arbeiten des Herakles und dem Kampf des Theseus mit dem Minotaurus, der Fries des Schatzhauses der Knidier mit dem Wagenumzug und die große gefügelte Sphinx der Naxier sind die Hauptstücke der interessanten Sammlung. Dem Hermes des Praxiteles, den die Deutschen in Olympia ausgegraben, ist freilich keines dieser Werke an die Seite zu stellen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 21. bis 22. October folgende Schriften eingegangen:

Hans Thoma: Kunstblätter. 2. Serie. Nr. 11—20. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. — Neue Beiträge zu Heinrich Leutholds Dichterporträt. Mit 49 Originalübersetzungen u. mit literarhistorischen Aufsätzen Leutholds. Hrsgg. von A. W. Ernst. Hamburg, Conrad Kloß 1897. — Hans Purlow: Das Kattegat. Seeroman. Dresden und Leipzig, Carl Reißner 1896. — John Henry Mackay: Wiedergebet. Der „Dichtungen" dritte Folge. Mit Bild. Berlin, S. Fischer 1896. — Gabriele Reuter. Der Lebenskünstler. Ebd. 1897. — Ortwin Reimnt Felp: Eine psychische Frauenkrankheit und andere Novellen. Großenhain u. Leipzig, Hermann Starcke. — Freiherr v. Rathenberg: Aus Nord und Süd. Novelletten. Ebd. — Manrus Jókai: Die Teufelsbraut; Valdivia. 2 Novellen. Autoris. Uebersetzung von Ludwig Wechsler. Ebd. — Martin Greifs Gesammelte Werke in 3 Bänden. 3. Bd.: Dramen. 2. Th. Leipzig, C. F. Amelang 1896. — Ludwig H. Weningee: Gedichte. Dresden u. Leipzig, C. Pierson 1897. — Julius Sprutschek: Dorffrieden und Alpenwildniß. Geschichten aus den Tiroler Bergen. Ebd. 1897. — Eusemia v. Adlersfeld-Ballestrem: Die blonden Frauen von Ulmenried. Familiengeschichte aus vier Jahrhunderten. 3. Aufl. Ebd. 1897. — Marie Beenhard: Schule des Lebens. Roman. 2 Bde. Ebd. 1897. — Bertha v. Suttner: Die Waffen nieder! Eine Lebensgeschichte. Volks-Ausg. Ebd. 1896. — K. Michaelis (C. Milanis): Durch die Wogen des Lebens. Roman. Leipzig, Rob. Friese 1896. — Sophie v. Khuenburg: Psyche. Neue Gedichte. Hamburg, Conrad Kloß 1897. — Robert Hamerling: Spinoanus. Novelle aus den Abruzzen, aus dem Italienischen des Domenico Ciampoli. Friedrich Hebbel: Die Nibelungen. Deutsches Trauerspiel in 3 Abtheilungen. Ferdinand Kürnberger: Das Kind mit dem Briefe; ein Beautpaar in Polen. 2 Novellen. (Allgem. Nationalbibliothek. Nr. 144, 145—147, 148—49.) Wien, C. Daberkow. — Jahresberichte der Handels- und Gewerbekammern in Württemberg für 1895. Veröffentlicht von der kgl. Centralstelle für Gewerbe und Handel. Stuttgart, Carl Grüninger 1896. — A. G. Kaunig: Die Arbeiterbewegung in Neunkirchen aber der sogenannte Generalstreik in Neunkirchen. (Industrieller Club in Wien.) Wien, G. Szelinski 1896.

Neue Kataloge: J. Ricker, Gießen, antiquar. Kat. Nr. 20: Geschichte und Geographie. 1896. — Ernst Carlebach, Heidelberg, antiquarisches Verzeichniß Nr. 214: Ausländische Literatur. 1896. — Karl W. Hiersemann, Leipzig 1896. Kat. Nr. 171: Alterthumswissenschaft, classische Philologie, enthaltend die Bibliothek des Prof. Dr. Joh. Overbeck. 2. Abth. — Monthly Bulletin of books added to the *Public Library* of the city of *Boston*. Vol. I. No. 8. Oct. 1896. Boston, published by the trustees 1896.

Karl von Raumer:

Geschichte der Pädagogik

vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit.

Fortgeführt und ergänzt von

Gymn.-Dir. a. D. Dr. G. Lothholz in Halle a. S.

(14786) **Fünfter Band:**

Pädagogik der Neuzeit in Lebensbildern von G. Lothholz.

36 Bog. Roy.-8. 8 M., Halbfrzbd. 10 M.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

In Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg ist soeben erschienen:

Sammlung von Elementarbüchern der altgermanischen Dialekte. Herausg. von **Dr. W. Streitberg,** o. ö. Professor der indogermanischen Sprachwissenschaft an der Universität Freiburg i. d. Schweiz.

2. Band. **Gothisches Elementarbuch** von **Prof. Dr. W. Streitberg.** 8°. Brosch. 3 M. 10 Lwd. geb. 3 M. 60 Pf.

Die Sammlung soll zur Einführung in das Studium der altgermanischen Dialekte dienen. Sie hat den Zweck, alles zu bieten, was dem Anfänger zur gründlichen wissenschaftlichen Kenntniss der ältesten Perioden der hauptsächlichen germanischen Sprachen von nöten ist. [14910]

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Samstag, 24. October. Nummer 247.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Bedeutung des Waldes in Bosnien und der Hercegovina. — Die wissenschaftliche Luftschiffahrt und ihre Erfolge. II. Von W. Berdrow. — Mittheilungen und Nachrichten.

Bedeutung des Waldes in Bosnien und der Hercegovina.

Kaum ein zweiter Naturschatz Bosniens und der Hercegovina ist seinem Namen nach so allgemein bekannt und doch in Wirklichkeit so wenig richtig gewürdigt worden, wie der Wald. Von altersher sind in diesen Ländern zwei Waldkategorien, nämlich Busch- und Hochwälder vorhanden. In neuerer Zeit tritt infolge der forstwirthschaftlichen Behandlung, der nach und nach die Buschwälder unterzogen werden, auch noch eine dritte Kategorie, die der Niederwälder, hinzu. Die Buschwälder, welche im grunde nichts als Rudera einstiger absichtlich oder unabsichtlich hinweggeräumter Hochwälder sind, nehmen alle von den Ortschaften und den sonstigen Ansiedelungen aus leichter zugänglichen Gehänge und Höhen ein, infolge dessen alle Besucher des Landes, die dessen Hauptcommunicationen nicht verlassen, leicht der Ansicht zuneigen, daß sich in Bosnien und der Hercegovina nur mehr Buschwälder vorfinden. Nichts wäre aber irriger als diese Ansicht. Auch der alte Hochwald steht in diesen Ländern, namentlich in Bosnien, noch in großer Ausdehnung, aber in sich abgeschlossen auf scharf abgeschnittenen Gebieten da.

In Bosnien befinden sich 688,028 ha Buschwälder und 1,500,973 ha Hochwälder; in der Hercegovina sind die Flächen der correspondirenden Waldkategorien 247,501 ha und 86,798 ha. In beiden Ländern betragen daher die Buschwälder 935,529 ha, die Hochwälder 1,587,771 ha. Die Niederwälder nehmen in Bosnien 37,442 ha und in der Hercegovina 14,096 ha, zusammen also 51,538 ha ein. Der gesammte Waldstand Bosniens und der Hercegovina beträgt daher 2,581,585 ha oder 50.40 Proc. der ganzen Landesfläche.

Die floristische Zusammensetzung der Buschwälder ist überaus mannichfaltig. Sogar die vorherrschende Strauchart wechselt in diesen Buschwerken wie die die Farbe einer Wiese bestimmenden Kräuter. Gemeine Hasel, orientalische Hainbuche, gemeiner Liguster, Sumach, tatarischer Ahorn, gemeiner Faulbaum, einweibiger Weißdorn, Wachholder, Stechdorn und sogar baumbildende Gewächse, als: Eiche, Blumenesche, Wilddirne, Buche und gemeine Hainbuche können im überwiegenden Auftreten den Charakter des Buschwaldes bestimmen. Im großen und ganzen besitzen aber in Bosnien die Eiche, die Buche und die gemeine Hasel, in der Hercegovina die orientalische Hainbuche, der Stechdorn und der Ceder-Wachholder die Ueberhand. Die Hochwälder enthalten theils nur eine, theils mehrere Baumarten. In ausgedehnten Waldungen ist rein die Buche, die Eiche, die Fichte, die Tanne und die Kiefer (und zwar hauptsächlich die Schwarzkiefer) vorhanden. Tanne und Fichte, Tanne und Buche, Buche und Eiche bilden sehr große Mischwälder. Häufiger vorkommende Mischwaldungen sind ferner: Fichte und Kiefer; Fichte und Buche; Tanne, Fichte und Buche; Kiefer und Buche; Tanne, Eiche und Buche; Tanne und Kiefer; Kiefer und Eiche; Tanne, Fichte und Kiefer. Die Niederwaldungen sind überwiegend aus verschiedenen Eichenarten zusammengesetzt.

Auf die einzelnen Länder vertheilen sich die drei Waldkategorien nach den Besitzarten wie folgt: In Bosnien beträgt der Antheil des Staatsbesitzes 1,363,120 ha Hochwälder, 37,442 ha Niederwälder und 395,397 ha Buschwälder; in der Hercegovina sind die Flächen der correspondirenden Waldkategorien: 83,246, 14,096 und 136,514 ha. Insgesammt besteht daher der Staatswaldbesitz aus 1,446,366 ha Hochwälder, 51,538 ha Niederwälder und 531,911 Buschwälder. Das ganze staatliche Waldland umfaßt demnach 2,029,815 ha. In den Händen der Privaten und des Vakufs befinden sich 137,853 ha Hochwald und 299,398 ha Buschwald in Bosnien und 3552 ha Hochwälder und 110,967 ha Buschwälder in der Hercegovina. In beiden Ländern gehören daher diesen Besitzern 141,405 ha Hochwälder und 410,365 ha Buschwälder. In Summe beträgt das Waldland der Privaten und des Vakufs 551,770 ha.

Aus diesen Daten geht die erfreuliche Thatsache hervor, daß sich der größere Theil des Waldlandes in der festen und einzig der Allgemeinheit offenen Hand des Staates befindet. Der Staat bietet auch die sicherste Gewähr, daß die theils im langsamen, theils im ausgeprägteren Rückgange befindlichen Buschwälder allmählich in einen Zustand gebracht werden, der dem vitalen Interesse der Bevölkerung Bosniens und der Hercegovina vollkommen genügt. Dies wird aber bei den besonderen klimatischen und orographischen Verhältnissen des größeren Theiles dieser Länder nur dann der Fall sein, wenn diese Wälder Futterlaub und Laubheu und nebenbei auch Holz in kürzester Zeit nachhaltig zu liefern im stande sind.

Es ist hier natürlich nicht der Ort, des näheren anzuführen, auf welche Weise die Verwaltung Bosniens und der Hercegovina das vorher erwähnte Ziel zu erreichen trachtet. Nur das eine möge erwähnt werden, daß diese Maßregeln selbstverständlich auf eine Waldform gerichtet sind, welche den Bestand, sei es ganz, sei es zum größeren Theile, nicht über das niedrige Stangenholzalter zur Entwicklung gelangen läßt. Zu derartigen Wirthschaftsformen die Buschwälder überzuführen und dann ihre rationelle Benützung zu sichern, wird vor allem in den Karstgegenden angestrebt. Der Karstbewohner, der durch seinen harten Kampf um das Dasein nicht verwöhnt ist, stellt sich, falls nur Futterlaub und Laubheu für seine Viehheerden nicht mangeln, auch mit sehr geringen Holzdimensionen zufrieden. Selbst 2—4 cm starkes Holz und selbst noch dünneres Gereis genügt ihm schon als Brennholz. Auch mit dem Nutz- und Bauholz ist er gewohnt zu kargen, und es genügen ihm schon Stangenholzdimensionen. Nirgends mehr als am Karste ist daher die von der bosnisch-

hercegovinischen Verwaltung eingeleitete Action zur Verbesserung der Buschwaldungen in dem Sinne, daß sie der Bevölkerung nachhaltig höhere Weide- und Laubheuerträge abwerfen, am Platze. Es beglückwünschte daher auch die im vorigen Jahre in Bosnien und der Hercegovina abgehaltene Wanderversammlung des österreichischen Reichsforstvereins (der auch hervorragende Forstmänner aus dem Deutschen Reiche und der Schweiz beiwohnten) die Verwaltung auf das lebhafteste zu der Art, wie sie die allgemeine Aufgabe der Forstwirthschaft mit den Forderungen und den Zuständen des Landes in Einklang zu bringen weiß.

Ebenso zollte dieser illustre Fachverein dem Modus, der bei der Bewirthschaftung und Nutzbarmachung der ausgedehnten staatlichen Hochwälder zur Anwendung kommt, nicht nur vollen Beifall, sondern bezeichnete ihn namentlich mit Bezug auf die Intensität des Holzhiebes sogar als einen zu conservativen und wünschte daher, daß schon aus rein volkswirthschaftlichen Gründen eine beschleunigtere Verfilberung der großen aufgespeicherten Holzschätze stattfinden möge. Die Berechtigung dieses Wunsches folgt aus der Thatsache, daß es sich um die Nutzung größtentheils so alter Hochwälder handelt, daß diese Operation auf spätere Zeiten verschieben gerade so viel hieße, als auf sie verzichten. Um so unbegreiflicher ist es daher, daß die in einigen solcher Waldungen von der Landesverwaltung eingeleiteten Holzhiebe, namentlich die Schlägerung der überalten und haubaren Eichenstämme, von einem Theil der öffentlichen Meinung in Oesterreich-Ungarn mit Devastation identificirt wurde.

Die herrlichsten staatlichen Altholzwaldungen in Bosnien und der Hercegovina sind unstreitig die Nadelholzwaldungen, insbesondere jene theils reinen, theils mit Buche gemischten Fichten- und Tannenwälder, die im Gebirgsinnern auf den ausgedehnten Hochplateaux stocken. Sowohl in der Massenentfaltung der Bestände, wie auch in der Vollkommenheit der Wuchsform der einzelnen Stammindividuen bieten diese Waldungen überwältigende Eindrücke. Die Fichten- und Tannenstämme besitzen 50—180 cm Stärke in Brusthöhe und Schäfte von 50—60 m Länge mit so hoch angesetzten Kronen, daß sich der Vergleich des Bestandesinnern mit der Säulenhalle eines hohen Domes unwillkürlich aufdrängt. Besonders aus den vielen muldenförmigen Vertiefungen der Hochplateaux streben wahre Baumriesen empor, die mit ihren Gipfeln noch den übrigen Bestand überragen. Das Alter der prädominirenden Stammclasse schwankt bei den noch bis in den Kern gesunden Stämmen zwischen 160 und 460 Jahren. Dabei ist zu constatiren, daß die Stämme bis zum Alter von 100—250 Jahren unterdrückt waren und sich erst von da an in bis zum höchsten Alter gleichmäßig verbliebenem Wuchse zu jenen gigantenhaften Baumgebilden entwickelt haben, wie sie in diesen Waldungen als Repräsentanten einer für die allgemeinen Waldverhältnisse Mitteleuropa's längst vergangenen Epoche bewundert werden müssen. Diese Waldungen bergen daher die vom Holzmarkte gesuchten breiten Dimensionen noch dazu in feinjähriger und schön weißer Qualität. Das Holz der Tanne unterscheidet sich in Bezug auf die Farbe fast gar nicht von dem der Fichte, denn die auf den höheren Gebirgslagen Bosniens und der Hercegovina vorfindliche Tanne ist eine ganz eigene Art „weiße" Tanne. Bereits sind auch schon strebsame und solide Unternehmungen, darunter auch eine sehr angesehene aus dem Deutschen Reiche, zu redlichem Gewinne ins Land gekommen, um die aufgespeicherten Holzschätze zu heben. Die Holzernte steht aber heute noch in keinem annähernden Verhältniß zu den vorhandenen Vorräthen und viele staatliche Waldungen liegen noch gänzlich unberührt da.

Werden diese Waldungen nach der für ihre Nutzbarkeit entscheidenden Gravitation zu den bestehenden Eisenbahnlinien abgetheilt, so ergeben sich folgende bedeutendere staatliche Waldcomplexe: 1. Die ca. 20,000 ha großen Waldungen im Gebiete der großen Usora mit ca. 1 Million aus Tannen-, Fichten- und Kiefernhölzern bestehenden Holzvorrathsüberschusses, dessen Transport zu einer dem Staate gehörenden Industriebahn und auf dieser zur B.-H. Staatsbahnstation Doboj möglich ist. 2. Die Waldungen im mittleren und oberen Krivajagebiete nebst den Waldungen auf dem östlich daran anschließenden Hochplateau, insgesammt ca. 20,000 ha groß. Die auf dieser Fläche stockenden Holzvorrathsüberschüsse belaufen sich auf ca. $3\frac{1}{2}$ Millionen Fichten-, Tannen- und Kiefernholzes. Die natürliche Transportrichtung des Holzes ist zur B.-H. Staatsbahnstation Zavidovic im Bosnathale. 3. Die ebenfalls zur vorher genannten Eisenbahnstation gravitirenden, ca. 8000 ha großen Waldungen des Gostovicgebietes mit ca. 1 Million sofort abgebbaren Tannen- und Kiefernholzes. 4. Die ca. 9000 ha großen Wälder auf dem Plateau im Ursprungsgebiete des Ugarbaches, die ca. $\frac{1}{2}$ Million Fichten- und Tannenholzes überschüssig besitzen, das nach Banjalnka, Station der k. u. k. Militärbahn Banjaluka-Doberlin, oder nach der B.-H. Staatsbahnstation Jajce abgebracht werden könnte. 5. Die gleichfalls nach Jajce gravitirenden Waldungen des Plivagebietes. Sie bestehen aus zwei getrennten Complexen, die zusammen mit ca. 16,000 ha bemessen werden können, auf denen ein aus ca. $2\frac{1}{2}$ Millionen Fichten- und Tannenholzes bestehender Vorrathsüberschuß stockt. 6. Die im Südwesten der B.-H. Staatsbahnstation D. Vakuf befindlichen, gegen die Eisenbahnstrecke D. Vakuf-Jajce abdachenden Waldungen. Sie sind ca. 10,000 ha groß und dürften ca. 1 Million Fichten- und Tannenholzüberschüsse bergen. 7. Die im Becken des Bistricathales gelegenen und nach der B.-H. Staatsbahnstation Bugojno gravitirenden Waldungen. Dieses Thalbecken trägt ca. 5000 ha Fichten- und Tannenbestände, die ca. $\frac{1}{2}$ Million Holzvorrathsüberschüsse zur Verfügung stellen. 8. Die im Südosten Sarajevo's im Quellengebiete des Kasidolbaches befindlichen ca. 6000 ha großen Waldungen, die ca. $\frac{1}{2}$ Million sofort abgebbares Fichten- und Tannenholz tragen, das zu der von Sarajevo nach Metkovic führenden Linie der B.-H. Staatsbahnen gebracht werden müßte.

Schon zu den jetzt bestehenden Eisenbahnlinien gravitiren daher große, für viele Jahrzehnte ausreichende Gebiete für Nadelholznutzungsactionen. Nur werden diese Actionen größere Capitalanlagen erfordern, da es im Gebirgsinnern an Wegen und Straßen, ja in manchen Fällen auch an dem für größere Holztransporte genügenden Wasser mangelt. Der Transport des Rundholzes aus dem Walde bis zu einer Station der B.-H. Staatsbahnen wird infolge dessen hauptsächlich auf Waldbahnen, die selbstverständlich so primitiv als möglich angelegt sein können, stattfinden müssen. Dagegen bietet die geographische Lage Bosniens und der Hercegovina wieder den Vortheil, Länder mit großem Holzconsum verhältnißmäßig leicht und billig erreichen zu können. Einerseits reichen die B.-H. Staatsbahnen im Süden bis an den, mittleren Seeschiffen der Adria Zufahrt bietenden Hafen Metkovic, andrerseits schließen die genannten Bahnen im Norden an die kgl. ungarischen Staatsbahnen an, wodurch wieder eine Verbindung mit einem Adriahafen, nämlich Fiume, hergestellt wird. Im Norden ist aber auch noch die Möglichkeit vorhanden, auf der schiffbaren Save die Donau und auf dieser die unteren Donauländer und das Schwarze Meer zu erreichen. Es stehen also schon heute verschiedene Verkehrswege offen, die Nadelholzvorrathsüberschüsse eines Theiles der bosnisch-hercegovinischen Waldungen auf den Weltmarkt bringen zu können. Auf allen diesen Wegen werden auch schon die Holzproducte der in Exploi-

Digitized by Google

tation befindlichen staatlichen Nadelholzwaldungen transportirt. Ferner werden auf den zuerst bezeichneten zwei Verkehrswegen die in den Staatsforsten aus den überolten und schlagbaren Eichen erzeugten Faßdauben und die theils zu Faßdauben, theils zu Spalt- und Schnittholz zunutze gemachten Buchenstämme, sowie alle anderen Forstproducte dem Markte zugeführt.

Hier kann nicht unerwähnt gelassen werden, daß sich das bosnisch-hercegovinische Eichenholz durch ungemein leichte Spaltbarkeit auszeichnet. In Folge dessen mußte bei dem bedeutenden Vorrath überalter und schlagbarer Eichenstämme in den Staatswaldungen das eichene Faßholz zu dem wichtigsten Ausfuhrartikel der bosnisch-hercegovinischen Waldproduction werden. Auf diese Production wirken aber die seit Jahren gedrückten Faßdaubenpreise zum Segen für die Volks- und Forstwirthschaft Bosniens und der Hercegovina nicht nachtheilig ein, weil die Landesverwaltung so weise war, die früheren günstigen Conjuncturen in diesem Artikel nicht vorübergehen zu lassen, sondern die Verwerthung der todten Eichenschätze sicherzustellen.

Erfreulicherweise nimmt in Bosnien und der Hercegovina auch die Verwerthung der im Lande die größte Verbreitung besitzenden staatlichen Buchenwaldungen zu. Die vorzügliche Spaltbarkeit, die auch den überalten Buchenstämmen zu eigen ist, hat eine schwunghafte Erzeugung buchener Faßdauben und Subbien (Staffeln) hervorgerufen. Auch gesägte Waare, als: Tavoletti (eine eigene Art Dünnbrettchen), Testoni (Kistenbretter), Morali (Staffeln) und Fußbodenfliesen werden erzeugt. Der Bedarf der B.-H. Staatsbahnen an Schwellen wird fast ausschließlich mit imprägnirtem Buchenholz befriedigt. Die Hochöfen in Vares erblasen das Eisen mit Buchenkohle, ebenso arbeitet das Kupferwerk Sinjako mit solcher Kohle. In neuester Zeit hat sich in Bosnien auch die chemische Industrie des Buchenholzes bemächtigt und verarbeitet es in einer auf bosnischem Gebiete errichteten Fabrik, die die größte ihresgleichen in Europa sein dürfte, nach einer ganz neuen durch Patente geschützten Methode zu essigsaurem Kalk, Essigsäure, Methylalkohol, Formaldehyd ꝛc.

Die Bedeutung der bosnisch-hercegovinischen Staatswaldungen tritt daher vor allem durch ihre Beisteuer zum Landeseinkommen, noch mehr aber durch die Gelegenheit zu dem bedeutenden Arbeitsverdienst, welchen die Erzeugung, der Transport und die Verarbeitung der Forstproducte der Bevölkerung gewähren, in Erscheinung. Sie äußert sich auch in der Benützung durch die servitutsberechtigte Bevölkerung als Weide, zur Futterlaub- und Holzgewinnung. Schließlich macht sich ihre Bedeutung auch dadurch geltend, daß sie, wo es die Entwicklung und die Ausdehnung der einheimischen Bevölkerung oder der Zuzug tüchtiger Colonisten aus Oesterreich-Ungarn erfordert, den Boden dauernd der Pflugfahrt abgeben; sehr bedeutende Flächen zur Umwandlung geeigneter staatlicher Waldgrundstücke wurden schon in besser rentirendes Culturland umgewandelt.

Die Skizze über die Bedeutung des Waldes in Bosnien und der Hercegovina würde aber nicht vollständig sein, wenn sie geschlossen werden sollte, ohne daß auch der Privat- und Vakufwaldungen gedacht worden wäre. Was die zuletzt bezeichneten unter staatlicher Administration stehenden Waldungen betrifft, so bilden sie einen nicht zu unterschätzenden Theil des Vakufvermögens. Die übrigen Privatwaldungen aber, die überwiegend aus tausend und abertausend kleineren von Culturen durchsetzten Complexen, Zwickeln und Zungen am Rande der großen Hochwaldkörper bestehen, arrondiren die bäuerlichen Wirthschaften und tragen in erster Linie zur Befriedigung ihres Holz- und Weidebedarfes bei. Aus diesem Grunde stehen sie auch unter der Aufsicht des Staates.

Nach dem Erörterten wirken Staats- und Privatwaldungen auf das wirthschaftliche Leben Bosniens und der Hercegovina in entscheidender Weise ein und es gehört daher die Regelung und weitere Entwicklung der forstwirthschaftlichen Verhältnisse dieser Länder zu einer der wichtigsten Aufgaben der Landesverwaltung. Eine Bedingung solchen Fortschrittes ist aber in erster Linie die Erschließung der großen todten Waldschätze, von denen ein Theil früher nutzbar gemacht wurde. Mögen sich die darauf Bezug habenden Bemühungen der Landesverwaltung zum Segen des bosnisch-hercegovinischen Waldes und damit zum Segen des ganzen Landes bald erfüllen!

Die wissenschaftliche Luftschiffahrt und ihre Erfolge.

Von W. Berdrow.

II.

Flammorion, G. Tissandier und v. Fonvielle waren die erfolgreichsten Nachfolger Glaishers auf französischem Boden, während man in England die weitere Forschung auf diesem Gebiete der gelegentlichen privaten Liebhaberei überließ. Sie alle begannen die Beobachtung der Atmosphäre im Ballon in den Jahren 1867 oder 1868 und setzten sie lange Zeit, zum Theil mit Leidenschaft, fort. Nur ein paar Einzelheiten aus ihren vielen Beobachtungen, die leider, um zu einer wissenschaftlichen Physik der Atmosphäre verarbeitet zu werden, zu sehr der Systematik entbehrten, seien hier mitgetheilt. Flammarion beobachtete bei sommerlichen Aufflügen mehrfach Schmetterlinge in Höhen bis zu 1700 m, einmal flog in ähnlichen Zonen sogar einer der kleinen Käfer, die man Herrgottsschäfchen oder Siebenpunkt nennt und gewöhnlich nur im Grase zu unsern Füßen sucht, an die Gondel heran. Den Wasserdunst fand er bis zu einer Höhe von einigen hundert Meter steigend, dann aber mit wachsender Höhe abnehmend, bis in sehr bedeutenden Höhenschichten nur noch geringe Feuchtigkeitsmengen nachzuweisen sind. Das widerspricht keineswegs der Beobachtung Glaishers von der häufigen Bewölkung der obersten Luftschichten, denn bei den eisigen Temperaturen, welche in 7000 m und höher herrschen, ist die Luft unfähig, selbst geringe Wassermengen in völlig aufgelöstem, d. h. unsichtbarem Zustande zu beherbergen. Uebrigens war es bei Flammarions sämmtlichen Fahrten mehr auf die Länge des Weges als auf die Höhe des Fluges abgesehen, und obwohl seine Reisen sich mehrmals über 400—500 km erstreckten, haben sie doch 3000 m Höhe sehr selten überschritten und sind daher für die Kenntniß des oberen Luftmeeres wenig belangreich. Dagegen wurden die wundervollsten optischen Phänomene, Reflexe und Schattenbilder des Ballons mit Aureolen, Seitenstücke des sogenannten Brockengespenstes, Luftspiegelungen der seltsamsten Art von ihm, Tissandier und Fonvielle sehr häufig beobachtet.

Es ist zu bedauern, daß nicht die Menge der Luftfahrten, welche besonders in Frankreich seit Jahrzehnten lediglich des Vergnügens und Aufsehens wegen unternommen sind, der Wissenschaft, sei es auch nur im allerbescheidensten Maße, nutzbar gemacht worden ist. Schon die genaue Aufzeichnung des Weges, mit Zeitbestimmungen und nach ihrer jahreszeitlichen Vertheilung bearbeitet, würde ein schönes Material zur Kenntniß der unteren Luftströmungen ergeben, wie es bloß örtliche Windbeobachtungen nimmermehr liefern können. Daß aber rund 1800 Fahrten der beiden berühmten französischen Aeronauten Godard, 1600 bis 1700 Reisen des Engländers Green und ungezählte andere Gelegenheiten — Flammarion zählte bis 1870 schon 3500, denen seit dieser Zeit vielleicht weitere 3500 hinzuzurechnen sind — rein der müßigen Neugier geopfert sind,

ist beschämend für die Menschheit, deren Sucht zum Neuen und Hohen ihren Durst nach Wissen so vielmal übertrifft. Besonders in Frankreich gilt das noch heute, da nirgends der Ballon bei Volksfesten u. dgl. noch immer eine solche Rolle spielt wie dort. Im October und November 1888 stiegen zum Beispiel[1]) in Paris 38 Ballons auf, welche in fünf Excursionen von je 4 bis 10 zur Zeit keinen anderen Zweck hatten, als eine Art Wettfahrt nach einem bezeichneten 30—50 km entfernten Orte, dem es sich bei der Landung möglichst zu nähern galt. Obwohl hier alles von der Kenntniß der herrschenden Winde und der Fähigkeit, sie zu benutzen, abhing, so blieb trotzdem bei der Hast der Fahrten jede Aufzeichnung und damit die Möglichkeit, diese Kenntnisse zum Nutzen der Meteorologie zu vermehren, ausgeschlossen. Solche Fälle treten aber häufig ein: welche Gelegenheit zur Förderung unsrer Kunde von den Luftströmungen hätten z. B. die 65 großen bemannten Ballons gegeben, welche zwischen dem September 1870 und dem Januar 1871 Paris über den Köpfen der Belagerungsarmee verließen, wenn nicht hier die friedliche Forschung dem kriegerischen Zweck hätte weichen müssen! Wie schwierig die Verhältnisse der Winde und Strömungen oft liegen, und wieviel schon vereinzelte Bemühungen zu ihrer Erkundung beitragen können, dafür nur ein Beispiel, das wir der „Meteorologischen Zeitschrift" entnehmen. Im September 1894 stiegen in Paris gleichzeitig zwei Ballons auf, um die nächtlichen Luftströmungen in mächtigen Höhen zu untersuchen und damit zu manövriren. Beide wurden zuerst ein wenig südöstlich getrieben, bis der eine, mit Herrn und Frau Besançon bemannt, in etwa 400 m Höhe eine Strömung fand, die ihn nach NNO trieb und der er, in annähernd derselben Höhe bleibend, etwa 5 Stunden folgte. Dann ließ der Aeronaut den Apparat sinken, bis das Schleppseil die Erde berührte und nun ergriff den Ballon eine untere entgegengesetzte Strömung, welche ihn nach SW trieb, bis in der fünften Morgenstunde die Landung bei Soissons erfolgte. Fast entgegengesetzt und doch unter dem Einfluß derselben Luftströmungen wurde der zweite, von Hermite geführte Ballon dirigirt. Da er anfangs viel tiefer als der ersterwähnte trieb, so gerieth er gleich in die nach SW gerichtete Strömung, welche Besançon erst in den Morgenstunden fand. Sie trug ihn über Orleans bis in eine Entfernung von 200 km von Paris, so daß um 2 oder 3 Uhr eine Distanz von mindestens 300 km die Ballons trennte, welche um 11 Uhr Abends an demselben Fleck aufgestiegen waren. Zwischen 2 und 3 Uhr Morgens ließ Hermite seinen Ballon auf 300 m steigen und nun gerieth er in die Südwestströmung, welche den anderen Ballon sofort entführt hatte, um nun auch diesen nach NO bis Argères zu tragen. Um den Versuch zu wiederholen, ließ sich der Aeronaut nach 4 Uhr bis auf 100 m sinken und abermals führte ihn die untere Windrichtung 100 km weit nach SW, bis ein abermaliges Steigen, welches diesmal bis 1300 m fortgesetzt wurde, ihn nordöstlich nach Peronville zurückbrachte, wo Morgens nach 8 Uhr die Landung stattfand. Es war in 9 Stunden ein Weg von 460 km gemacht worden, und dennoch fand die Landung nur 150 km von Paris entfernt statt. Der ganze Versuch bewies zwei das ganze nördliche Frankreich beherrschende Luftströmungen, deren untere sich neben ihrer geringen Höhe (kaum über 200 m) durch eine Geschwindigkeit bis zu 20 m in der Secunde auszeichnete, während die obere von SW kommende bei 1300 m ihre Grenze noch nicht erreichte, aber nirgend die Stärke der unteren aufwies.

Die modernen Versuche zur wissenschaftlichen Erschließung der Atmosphäre, wie sie mit der größten Intensität vom „Deutschen Verein zur Förderung der Luftschiffahrt" in Berlin, und zwar in den Jahren 1893 und 1894, betrieben worden sind, stützen sich vornehmlich auf drei Methoden. Neben der Auffahrt im freien, mit einem oder mehreren Beobachtern bemannten Ballon, die wohl immer das erste Mittel zur Erforschung der höheren Luftschichten bleiben wird, sind dies die Excursionen im bemannten Fesselballon oder auch im gefesselten Registrirballon ohne Bemannung, welche der Verein bis zu Höhen von 700—800 Meter ausgeführt hat, und endlich die freien Aufsteigungen eines verhältnißmäßig großen, mit selbstthätigen Registrirapparaten versehenen Ballons, die sich bis in Höhen erstrecken, welche der Mensch niemals hoffen kann zu erreichen. Der „Deutsche Verein", dessen Apparate und Beobachtungsmethoden sich so vollkommen erwiesen haben, daß sie bei den wissenschaftlichen Ballonfahrten in Schweden und Rußland ohne Abweichung adoptirt worden sind, hat jeder der drei Untersuchungsarten seine Aufmerksamkeit zugewandt, doch gebührt die meiste Berücksichtigung ohne Zweifel den 40—50 Freifahrten, welche er, oft mit Unterstützung der kgl. preußischen Luftschifferabtheilung, hat ausführen lassen, und unter denen viele sowohl an Höhe als an Dauer hervorragen. Obwohl es noch nicht gelungen ist, das reiche Beobachtungsmaterial dieser und der gleichzeitigen Registrirballonfahrten völlig zu verarbeiten, so ist doch durch die vorläufigen Mittheilungen von Aßmann und Berson[1]) genug über die Ersolge dieser langen Reihe von Fahrten bekannt geworden, um sie zu der weitaus wichtigsten und selbst vor Glaishers Beobachtungsreihe viele Vorzüge besitzenden Epoche der wissenschaftlichen Aeronautik zu stempeln. Aufs glücklichste gelang es, die geplante Vertheilung der Fahrten auf die einzelnen Tages- und Nachtzeiten, sowie über alle Theile des Jahres durchzuführen, so daß unter den größeren Excursionen 26 Sommer- und Frühlingsfahrten 21 Herbst- und Winterfahrten gegenüberstehen, während 10 der Aufsteigungen ganz oder theilweise in der Nacht stattfanden. Es gelang selbst, Fahrten bei stürmischer Witterung und Windstärken auszuführen, welche im allgemeinen schon der Schwierigkeit der Füllung wegen die Auffahrt verbieten, indem der Verein den kleinen Ballon „Falke" der Militär-Luftschifferabtheilung erwarb, den man seines geringen Umfangs wegen im Schuppen füllen konnte, und der doch bei Wasserstofffüllung und geschickter Führung sich hinreichend erwies, einen Beobachter (Dr. Berson) mehr als 3000 Meter hoch zu tragen. Die Dauer der Fahrten war im Vergleich zu den meist kurzen Luftreisen Glaishers ziemlich lang: 23 Excursionen erstreckten sich über mehr als 5, 10 über mehr als 10 Stunden, die drei längsten währten 13, 14½ und 19 Stunden. So wurden auch verhältnißmäßig oft lange Strecken (17 mal über 300 Kilometer) zurückgelegt, und hinter diesen Entfernungen blieben die Höhen an Außerordentlichkeit nicht zurück. Die Höhe von 5000 Meter wurde in bemannten Ballons 10 mal überschritten, und von den absolut höchsten Fahrten des Vereins ging die eine bis zu 8000 Meter, die andere, mit Berson als alleinigem Theilnehmer, erstreckte sich auf 9150 Meter, und zwei weitere Fahrten des unbemannten Registrirballons „Cirrus" erreichten nach dem Ausweis seiner Apparate einmal 16,300 und einmal 18,500 Meter Höhe. Die Verhältnisse der Temperatur wurden bei allen 6000 M. Höhe übersteigenden Fahrten ganz anders gefunden, als alle früheren Beobachter mit Einschluß des gewissenhaften Glaisher sie constatirt hatten, und der Grund dieser, zum ersten male erreichten Ge-

[1]) „Das Wetter", Braunschweig, Jahrg. 1888.

[1]) Zeitschr. für Luftschiffahrt und Physik der Atmosphäre, 1895, und Meteorologische Zeitschr. 1895.

nauigkeit der Messungen war die Anordnung der Apparate, die, in genauer Entfernung vom Korbe aufgehängt, sowohl dem erwärmenden Einfluß dieses, als den Sonnenstrahlen aufs peinlichste entzogen wurden. Die Anwendung des Quecksilberbarometers und die rechnerische Reduction der abgelesenen Luftdruckwerthe auf den jedesmaligen Barometerstand auf ebener Erde gewährleisteten eine bis auf 10 Meter genaue Höhenbestimmung gegenüber einer sehr mangelhaften, auf rohe Seehöhen reducirten Luftdruckbeobachtung der meisten früheren Fahrten. Der Ballon, dem die meisten und wichtigsten Fahrten verdankt wurden, der aus den vom Kaiser gewährten Mitteln erbaute „Phönix" hat fast genau die Größe des Fahrzeugs, in dem Glaisher seine berühmten Fahrten machte; er wiegt mit drei Personen etwa 1000 Kilogramm und ist bei Leuchtgasfüllung fähig, auf 6000, bei Wasserstofffüllung, auf 10,000 Meter zu steigen. Die Ballastmenge, welche dabei mitgenommen werden kann, beläuft sich zu Beginn der Fahrten auf 15—20 Centner. Durch die Athmung von reinem Sauerstoff in großen Höhen hielten sich die Beobachter von allen jenen die Arbeit beeinträchtigenden Uebelkeiten und Schwächen frei, welche bei älteren Hochfahrten die Beobachtungen in den höchsten Luftschichten so oft zweifelhaft gemacht haben. Berson setzte diese Sauerstoffathmung bei seiner allein ausgeführten höchsten Fahrt, die zweifellos die bedeutendste überhaupt von einem Menschen erreichte Höhe einschließt, von 6700 Meter an ununterbrochen fort und blieb dabei trotz einer Temperatur, die 40° Kälte überschritt, vollkommen wohl und rüstig, ohne den geringsten Nachlaß seiner geistigen Spannkraft zu fühlen.

Zu den Beobachtungselementen jeder Fahrt gehörte Druck, Temperatur und Feuchtigkeit der Luft, Intensität der Sonnenbestrahlung, Windrichtung und -stärke, Wolkenform, -höhe und -zug und endlich die auffallenden optischen Erscheinungen der Höhe. Die Photographie von Wolken und anderen Objecten, welche schon Glaisher als wünschenswerth bezeichnete, ohne sie zur Ausführung bringen zu können, und welche auch bei den wissenschaftlichen Fahrten der französischen Forscher vergeblich erstrebt wurde, gelang während der Vereinsfahrten häufig und in vollendeter Güte. Zur Controle älterer Versuche wurden gelegentlich Luftproben aus verschiedenen Höhen behufs chemischer Untersuchung mitgebracht, und bei mehreren Fahrten wurde auch der elektrische Zustand der Atmosphäre zum Gegenstande der Beobachtung gemacht. Nicht so oft wie es gewünscht wurde, aber doch zu mehreren malen gelang es, mehrere, ja bis zu vier Ballons gleichzeitig an verschiedenen, zum Theil weit von einander entfernten Orten steigen zu lassen, um durch die Vergleichung ihrer nach derselben Methode angestellten Beobachtungen einen Ueberblick über den Zustand größerer Theile des Luftmeeres zu erlangen. Von einzelnen Beobachtungsresultaten seien folgende hervorgehoben.

Die Lufttemperatur erwies sich in bedeutenden Höhen stets niedriger, als die älteren Messungen voraussetzen ließen. Wenn auch die Einflüsse der Sonnenstrahlung, Wolkenbedeckung und Windvertheilung, welche die Temperaturverhältnisse an der Erdoberfläche bestimmen, sowie die Einflüsse von Sommer und Winter gelegentlich ziemlich hoch greifen, besonders bei starken vorübergehenden Witterungsstörungen, so gleicht sich doch weiter oben die Temperatur ziemlich rasch aus, und in 7000 Meter Höhe scheinen Variationen kaum noch vorzukommen. Tag und Nacht, Sommer und Winter, bei heiterem oder bedecktem Himmel herrscht hier eine Kälte von mindestens 35° unter Null, die bei 9000 Meter auf —47, bei 15,000 Meter auf —53, bei 18,500 Meter auf —67° C. stieg. Ja die beiden letzteren Werthe dürften, da der Registrirballon „Cirrus" bei ihrer Gewinnung noch nicht ganz einwandfreie Instrumente trug, hinter der Wirklichkeit noch bedeutend zurückbleiben. Die frühere Annahme, daß die Temperaturerniedrigung mit zunehmender Höhe in den der Erde nächsten Schichten am schnellsten und dann weiter nach oben immer langsamer vor sich gehe, hat also dem umgekehrten Sachverhalt weichen müssen, denn die Abnahme erfolgt in den höheren Luftschichten mindestens ebenso rasch, wahrscheinlich sogar schneller als unten. Der Glaisher'sche warme Luftstrom in 6000 Meter Höhe hat sich nicht auffinden lassen, wohl aber ist durchgehends eine relativ bedeutende Erwärmung der Luftschicht zwischen 2000 und 4000 Meter Höhe beobachtet worden, eine Erscheinung, die vermuthlich mit der, hauptsächlich diesen Schichten angehörigen Condensation des Wasserdampfes zu Wolken und Niederschlägen zusammenhängt. Denn die latente Wärme des Dampfes, welche bei der Condensation frei wird, muß in dem Proceß der Wolkenbildung eine große, wenngleich bisher noch nicht in allen Einzelheiten verfolgte Rolle spielen. — Was die Wolkenbeobachtung betrifft, so erstreckt sich nach den neueren Erfahrungen die obere Grenze der schweren, in barometrischen Depressionen gebildeten Cumuluswolken weit höher, als man je vermuthen konnte. Allerdings sind ungeheure, bis zu 10,000 Meter aufragende Gewittercumuli neuerdings selbst von der Erde aus beobachtet worden. Die Temperatur pflegt innerhalb dichter Wolken stark zu fallen, während sie über ihnen, vermöge der Reflexion der Sonnenwärme, die von den Wolken genau in derselben Weise wie von der festen Erde ausgeübt wird, rasch und mächtig steigt. Die letztere Erscheinung ist so stark, daß sie den über geschlossener Wolkendecke schwebenden Ballon bei Sonnenschein alsbald sich blähen und wieder steigen läßt, wenn er sinkend sich der Oberfläche der Wolke nähert: dieses Verhalten kann sich oft wiederholen und führt alsdann zu dem sogenannten „Hüpfen" des Ballons, der in großen Sprüngen über die geschlossene Wolkendecke dahin eilt, sich aber hartnäckig weigert, sie sinkend zu durchschneiden. Eine andere Beobachtung betrifft das Auftreten von Wolken an der Grenze zweier Luftschichten von verschiedener Temperatur und Richtung, d. h. unter Umständen, denen seinerzeit H. v. Helmholtz seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt und von denen er durch eine feine und scharfsinnige Rechnung nachgewiesen hatte, daß sie Luftwogen, ähnlich den Wellen auf bewegter See, hervorrufen müßten. Helmholtz vermuthete das Product dieser Wellen des Luftmeeres in den oft sichtbaren streifigen und parallel gerichteten Wolken, denen er den Namen Wogenwolken verlieh, und die letzteren sind denn nun zum ersten male an den Grenzgebieten der vorbezeichneten Luftschichten in der That gefunden worden. Endlich gehört ebenfalls in das Gebiet der Wolkenkunde die überraschende Thatsache, daß sich, wie Berson beobachtete, in Höhen von 9000 Meter, in deren Cirrostratuswolken man bei 45° Kälte und 230 Millimeter Luftdruck nur noch feinste Eisnadeln erwartete, noch recht heftige Schneegestöber entwickeln können. Den Gehalt der Luft an Wasserdampf fand man in größeren Höhen, wie schon frühere Beobachter mitgetheilt haben, rasch abnehmend, und in Uebereinstimmung mit den früheren Fahrten wurde auch die große und regelmäßige Zunahme der Luftgeschwindigkeit in bedeutenden Höhen wieder constatirt. Sie ist so bedeutend, daß die durch ihre Höhe ausgezeichneten Fahrten, gleichviel ob bei der Abfahrt Ruhe oder Bewegung in den unteren Luftschichten herrschte, in den oberen Regionen fast regelmäßig mit sehr großer, zum Theil mit ungeheurer Schnelligkeit (100 bis 130 Kilometer pro Stunde) vor sich gingen. Es

Digitized by Google

waren dies vornehmlich die 16,000 Meter übersteigenden Reisen des unbemannten Registrirballons „Cirrus“.

Die regelmäßigen Freifahrten des Deutschen Vereins haben mit der oben bezeichneten Reihe von 40—50 großen Excursionen ihren Zweck erfüllt und ihr Ende erreicht. Obwohl der Verein sich vorbehalten hat, durch gelegentliche Theilnahme an den Hochfahrten der, selbst über ausgezeichnete Aeronauten und Beobachter verfügenden Militär-Luftschifferabtheilung selbst noch weiter an der Aufklärung der Physik der Atmosphäre mitzuarbeiten, wird es dabei doch mehr einzelnen, noch unklaren Erscheinungen, als dem ganzen Gebiete gelten. Letzteres hat durch die bisherigen Resultate, die nach ihrer Gesammtbearbeitung nicht unwesentliche Aenderungen in den Theorien der Meteorologie herbeiführen dürften, eine ausgiebige und grundlegende Bereicherung erfahren, zu welcher auch die Fahrten anderer Staaten und Länder, z. B. Bayerns, Oesterreichs, Schwedens und Rußlands, ihr Theil beigetragen haben. Was einer weiteren ausgiebigen Bearbeitung noch bedürfte, ist das dem Menschen wahrscheinlich auf immer verschlossene Gebiet, welches etwa über 10,000 m liegt. Bis an diesen Punkt, den Glaisher schon erreicht zu haben glaubte und dem Berson so nahe gekommen, wird man ohne Zweifel dringen, aber viel darüber hinaus dürfte schon die Kälte, abgesehen von dem auf ein Viertel seiner Anfangshöhe gesunkenen Luftdruck, selbst robuste Naturen nicht gelangen lassen. Und doch ist uns in dem unbemannten Ballon mit selbstthätig registrirenden Apparaten ein Mittel gegeben, um selbst aus diesen Höhen über Temperatur und Windverhältnisse einige Kunde zu uns zu tragen. In Frankreich begann Hermite vor vier Jahren mit der Entsendung solcher Ballons perdus, die übrigens in den meisten Fällen aufgefunden werden und unbeschädigt zur Ablieferung kommen; aber auch seine Ergebnisse[1]) leiden noch unter dem Einfluß der früheren falschen Höhenberechnungen aus dem reinen Barometerstand und einer Temperaturannahme von durchschnittlich 0 Grad, sowie unter der Anwendung von ungenauen, nicht aspirirten Thermometern. Ersterer Umstand bewirkte, daß die von Hermite berechnete Maximalhöhe seines „Aurophile“ von 16,000 m wahrscheinlich um 1000 m zu hoch angeschlagen ist, letzterer macht die thermometrischen Resultate völlig ungiltig. Der Berliner Ballon „Cirrus“, der mit einem Auftrieb von 2 bis 3 Centnern Höhen von 16,000 bis 18,500 m erreicht, und dabei Temperaturen bis zu — 68° C. angezeigt hat, erzielte schon bessere Resultate; es wäre jedoch lebhaft zu bedauern, wenn gerade diese Versuche, die bei weitem die Kosten der Auffahrt in bemannten Ballons nicht verursachen, nicht weiter fortgesetzt würden, um uns eine möglichst sichere Kenntniß der obersten Schichten der Atmosphäre zu verschaffen, in denen vielleicht viele der meteorologischen Veränderungen und Störungen, die wir unten so hart empfinden, ihre eigentliche Quelle haben.

Mittheilungen und Nachrichten.

∞ **Das ewige Licht.** Erzählung aus den Schriften eines Waldpfarrers von **Peter Rosegger.** Leipzig, Staackmann, 1897. — Ein junger Priester, der mit der Feder allzu rührig für protestantisches Ur-Christenthum sich vorwagt, wird von seinen Oberen in eine weltentlegene Wildniß versetzt. Anfangs findet sich der Wackere in die patriarchalisch schlichten Zustände. Allgemach aber wandeln sich die Verhältnisse. Die Ortschaft wird Luftcurort, späterhin Eisenbahnstation, großes Bergwerks- und Fabrikcentrum. Die alte Sitte weicht. Habgier und Unglaube brechen herein. Der alte Pfarrherr sieht sein Gotteshaus verödet; er weiß sich keinen Rath in den Wirren der heutigen Weltordnung und stirbt im Angesicht einer untergehenden Welt an gebrochenem Herzen. Sociale, Bauern- und Judenfrage spielen in die gestaltenreiche Dichtung, die im Gegensatz zu den „Gottsuchern“ den Titel „Die Gottverlierer“ tragen dürfte und sich ebenbürtig neben „Jacob den Letzten“ stellt.

[1]) Das Wetter, Jahrg. 1894.

ü. **Sterblichkeits- und Gesundheitsverhältnisse während des Monats August 1896.** Gemäß den Veröffentlichungen des Kaiserl. Gesundheitsamtes sind im Monat August cr. von je 1000 Einwohnern, auf das Jahr berechnet, als gestorben gemeldet: in München 20.9, in Nürnberg 17.6, in Augsburg 19.9, in Altona 17.2, in Berlin 21.1, in Breslau 29.1, in Frankfurt a. M. 16.6, in Hannover 21.6, in Kassel 14.6, in Köln 25.8, in Königsberg 35.9, in Magdeburg 29.1, in Stettin 27.2, in Wiesbaden 19.8, in Dresden 21.5, in Leipzig 27.8, in Stuttgart 14.5, in Karlsruhe 19.6, in Braunschweig 21.4, in Hamburg 17.4, in Metz 19.7, in Straßburg 23.0, in Amsterdam 16.2, in Brüssel 20.5, in Budapest 24.1, in Christiania 25.3, in Edinburg 15.2, in Glasgow 21.1, in Kopenhagen 17.4, in Krakau 29.0, in London 18.3, in Lyon 17.3, in Moskau 34.9, in Odessa 32.2, in Paris 17.6, in Petersburg 27.3, in Prag 20.4, in Rom (Juli) 20.2, in Stockholm 16.9, in Triest 29.5, in Venedig 19.0, in Warschau 28.0, in Wien 18.3, in New-York 28.4. (Für die nichtdeutschen Städte ist der Zeitraum von 4 Wochen, vom 2. bis einschließlich 29. August, zusammengefaßt und den Berechnungen untergelegt worden.)

Der Gesundheitsstand im August blieb in der überwiegenden Mehrzahl der deutschen wie der nichtdeutschen Berichtsorte günstig und auch die Sterblichkeit zeigte, obwohl sie im allgemeinen etwas größer als im Juli war, doch keine solch bedeutende Steigerung, wie in früheren Jahren. Die Zahl der deutschen Orte mit sehr geringer Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer unter 15.0 pro Mille) ging von 30 im Juli auf 28 herab. Es erfreuten sich einer solch niedrigen Sterblichkeit die Orte Altenessen, Steglitz, Herford, Kassel, Luckenwalde, Lüneburg, Malstatt-Burbach, Naumburg, Ohligs, Osnabrück, Siegen, Solingen, Wilhelmshaven, Wesel, Aschaffenburg, Erlangen, Ludwigsburg, Stuttgart, Konstanz, Weimar, Eisenach, Jena, Weimar, Bremerhaven, Gotha, Greiz, Oldenburg, Hagenau. Die Zahl der deutschen Orte mit hoher Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer über 35.0 pro Mille) stieg von 14 im Juli auf 19, und zwar war dies in den Vororten Berlins Lichtenberg, Rixdorf, Weißensee, ferner in Brandenburg, Giebichenstein, Grabow a. O., Graudenz, Herne, Inowrazlaw, Jerxig, Königsberg, Königshütte, Köpenick, Landsberg a. W., Tilsit, Ueckendorf, Zaborze, Löbtau, Pieschen der Fall. Das Sterblichkeitsmaximum erreichte Jerxig mit 52.2 pro Mille (im Juli betrug dasselbe 68,4 pro Mille). Die Zahl der deutschen Orte mit günstiger Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer 15—20 pro Mille) war etwas kleiner als im Juli, nämlich 68 (gegen 80); aus ihrer Zahl wollen wir hier nur Altona, Barmen, Schöneberg (b. Berlin), Bielefeld, Celle, Elberfeld, Frankfurt a. M., Gleiwitz, Koblenz, Krefeld, Minden, Nordhausen, Potsdam, Stralsund, Wiesbaden, Amberg, Augsburg, Bamberg, Nürnberg, Speyer, Bautzen, Freiberg i. S., Zittau, Cannstatt, Freiburg i. B., Karlsruhe, Pforzheim, Darmstadt, Offenbach, Rastatt, Schwerin i. M., Altenburg, Bremen, Homburg, Lübeck, Metz, Mülhausen i. E. und von nicht deutschen Städten: Amsterdam, Edinburg, Kopenhagen, London, Lyon, Paris, Stockholm, Venedig und Wien erwähnen. Dagegen hat die Zahl der deutschen Orte mit mäßig hoher Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer 20.0—23.0 pro Mille) erheblich zugenommen und ist von 42 im Juli auf 67 gestiegen. Es seien hier nur genannt Berlin und der Vorort Berlins Groß-Lichterfelde, ferner Brieg, Charlottenburg, Düsseldorf, Duisburg, Erfurt, Frankfurt a. O., Görlitz, Halberstadt, Insterburg, Kiel, Krefeld, Münster, Schleswig, Stargard i. P., Trier, Bayreuth, Hof, Kempten, Ludwigshafen, München, Passau, Dresden, Zwickau, Göppingen, Reutlingen, Ulm, Mannheim, Mainz, Braunschweig, Dessau, Gera, Colmar i. E., Straßburg i. E. und von nichtdeutschen Städten: Brüssel, Glasgow, Liverpool, Prag und Rom (Juli).

Die Betheiligung des Säuglingsalters an der Gesammtsterblichkeit war im allgemeinen größer (in München und Dresden kleiner) als im Juli. Von je 10,000 Lebenden starben, aufs Jahr berechnet, in Hamburg 79, in Stuttgart 95, in München 97, in Dresden 100, in Berlin 107 Säuglinge. Diese größere Säuglingssterblichkeit beruhte auf dem fast allgemein gesteigerten Auftreten von acuten Darmkrankheiten mit tödtlichen Ausgängen, die zumeist kleine Kinder im Alter von noch nicht 2 Jahren befielen. Obwohl die Zahl der diesen Krankheitsformen erlegenen Opfer in

den meisten Orten größer als im Juli war, blieb sie dennoch vielfach hinter derjenigen der früheren Jahre, zum Theil recht erheblich, zurück, was wohl der meist kühleren Witterung des August zuzuschreiben ist. Mehr Todesfälle als im Juli wurden an diesen Krankheiten aus Altona, Berlin und seinen Vororten Lichtenberg, Rixdorf, Schöneberg und Weißensee, ferner aus Brandenburg, Breslau, Bromberg, Charlottenburg, Danzig, Dortmund, Elbing, Erfurt, Frankfurt a. M., Frankfurt a. O., Görlitz, Halle, Jerfitz, Kiel, Krefeld, Liegnitz, Posen, Spandau, Tilsit, Zagalstadt, Nürnberg, Regensburg, Würzburg, Chemnitz, Dresden, Leipzig, Löbtau, Heilbronn, Stuttgart, Mainz, Braunschweig, Bremen, Hamburg, Metz, Straßburg i. E., Budapest, Dublin, Duisburg, Kopenhagen, Liverpool, Triest, Warschau u. a. gemeldet, während ihre Zahl in Aachen, Düsseldorf, Essen, Königsberg, Hannover, Köln, Stettin, Augsburg, München, Mannheim, Graz, Amsterdam, Christiania, Glasgow, Krakau, London, Lyon, Moskau, Odessa, Paris, Petersburg, Prag, Wien, New-York kleiner als im Juli war. — Dagegen fühlten acute Entzündungen der Athmungsorgane fast allgemein seltener zum Tode, nur in wenigen Orten (Aachen, Essen, Königsberg, Chemnitz, Dresden, Leipzig) war die Zahl der davon Gestorbenen etwas größer als im Juli. — Erkrankungen an Grippe wurden selten gemeldet, mehrfache Todesfälle an Grippe kamen aus London (10), Moskau (5), New-York (2) zur Mittheilung. — Todesfälle an Lungenschwindsucht wiesen gegen den Juli keine wesentliche Veränderung auf. — Die Mittheilungen über die Cholera zeigten, daß die Verbreitung der Volksepidemie auch in diesem Monat über Aegypten hinaus nicht stattgefunden hat; nur in Singapore erkrankten am 10. August 9 Mekka-Pilger nach ihrer Entlassung aus der Quarantäne. In Aegypten trat die Epidemie, besonders in Oberägypten, noch mit großer Heftigkeit auf, obwohl in vielen Städten und Districten eine Abnahme der Intensität festzustellen war. In Kairo erlagen derselben in der Zeit vom 4. bis 31. August 75, in Alexandrien (2. bis 29. August) 107 Personen. In Damiette, Port Said, Rosette, Mit Ghamr, Suez hat die Epidemie abgenommen, in den Districten Mellawy, Tahta, Keneh, Tama, Sohag, Kasr-el-Zagat, Beleas, Kasr-el-Cheik, Faioum, Zaresiour, Galioub, Quergueh, Kettas war sie noch stark verbreitet. In Calcutta erlagen derselben vom 5. Juli bis 1. August 33 Personen, zu Ende des Monats war die Seuche dem Erlöschen nahe. — Das Gelbfieber hat in Rio de Janeiro bedeutend abgenommen; vom 14. Juni bis 18. Juli erlagen demselben noch 30 Personen. Auf Cuba hat sich die Epidemie weiter verbreitet und in Havanna, Cardenas, Cienfuegos, Matanzas, Santiago und Sagua la Grande viele Opfer gefordert, stark herrschte die Epidemie namentlich unter den spanischen Truppen. Auch in Portorico (San Juan), Mexien (Acapulco), Santo Domingo wurden Anfang Juli vereinzelte Todesfälle, aus Vera Cruz (Ende Juli) der Ausbruch von Gelbfieber gemeldet.

Von den anderen Infectionskrankheiten kamen Todesfälle an Masern, Scharlach, Diphtherie, Keuchhusten und Pocken weniger, an Typhus häufiger als im Juli zur Mittheilung. Masern zeigten, wiewohl sie in vielen größeren Orten milder verliefen, noch immer große Verbreitung. Zahlreich waren Erkrankungen an Masern aus Breslau, Hamburg, Edinburg, Kopenhagen, Petersburg, Wien und aus den Regierungsbezirken Arnsberg, Düsseldorf, Posen, Schleswig, Stettin, Wiesbaden gemeldet. Die Zahl der Todesfälle an Masern war in Berlin, Breslau, Inowrazlaw, Köln, Hamburg, Leipzig, Magdeburg, Thorn, Amsterdam, Glasgow, London, Moskau, Paris, Petersburg, Prag, Wien, New-York vermindert, dagegen in Kaiserslautern, Brüssel, Odessa gesteigert. Erkrankungen an Scharlach kamen aus Berlin, Edinburg, Kopenhagen, London, Paris, Petersburg, Wien und aus dem Regierungsbezirk Posen häufig zur Anzeige; die Zahl der Sterbefälle blieb aber in den deutschen Städten meist klein und hat auch in Budapest, London, Moskau, Petersburg Wien, New-York abgenommen; dagegen führte Scharlach in Barmen, Odessa, Warschau eine größere, in Berlin, Breslau, Prag fast die gleiche Zahl von Sterbefällen wie im Juli herbei. Das Vorkommen von Diphtherie und Croup war in den meisten Großstädten beschränkt, die Sterblichkeit meist gering, wie in Berlin, Breslau, Halle, München, Nürnberg, Leipzig, Budapest, Glasgow, Kopenhagen, Paris. Groß war die Sterblichkeit in Kalk, Köln, Magdeburg, London, Petersburg, New-York, in Amsterdam, Moskau, Warschau, Wien sogar erheblich größer als im Juli. Jedoch waren auch in Berlin, Budapest, London, Paris, Petersburg, Wien Erkrankungen zahlreich. — Die Zahl der Todesfälle an Unterleibstyphus war in Berlin, Dublin, Liverpool, London, Wien, New-York gesteigert, in Budapest und Warschau vermindert, in Moskau, Paris, Prag die gleich beschränkte wie im Vormonat. — An Flecktyphus kamen aus London, Mailand, Moskau, Warschau, New-York nur vereinzelte, aus Petersburg 4 Todesfälle, aus Petersburg und aus dem Regierungsbezirk Aachen nur vereinzelte Erkrankungen zur Anzeige. Auch Genickstarre kam nur in wenigen vereinzelten Fällen aus Berlin, Frankfurt a. O., München, Kopenhagen und dem Regierungsbezirk Erfurt zur Anzeige; Sterbefälle wurden aus Petersburg und Wien je 1, aus Moskau 2, aus New York 11 berichtet. Der Keuchhusten hat in London weniger, in Berlin etwas mehr Opfer als im Juli gefordert. An Pocken wurden aus Lemberg und Moskau je 1, aus Paris 2, aus Petersburg 4, aus Bukarest und Odessa je 10, aus Alexandria 13, aus Warschau und Bombay je 16, aus Kairo 17, aus Rio de Janeiro (Juni) 18 Todesfälle gemeldet, Erkrankungen wurden aus dem Regierungsbezirk Aachen 1, aus London 17, aus Petersburg 21, aus Paris 28 angezeigt. Von sonstigen selten auftretenden Infectionskrankheiten kamen aus Charlottenburg 1 Erkrankung, aus Hamburg 1 Todesfall an Lepra, aus Hamburg auch 1 Todesfall an Beri-Beri zur Mittheilung; ferner wurde aus Altona und Moskau je 1 Todesfall, aus dem Regierungsbezirk Marienwerder 1 Erkrankung an Milzbrand berichtet. An Tollwuth wurde je 1 Todesfall aus Petersburg und Rom (letzterer aus dem Monat Juli) gemeldet.

* Ueber die Arbeiten des Astrophysikalischen Observatoriums bei Potsdam im Jahre 1895 bringt der „Reichs-Anz." einen längeren Bericht, dem wir Folgendes entnehmen: In dem Berichtsjahre hat eine interessante Verwendung der von Professor Wilsing angefertigten photographischen Aufnahmen der Spectra hellerer Fixsterne stattgefunden. Der Director des Observatoriums, Geh. Rath Prof. Dr. H. C. Vogel, hatte 1894 eingehendere Untersuchungen über das eine merkwürdige Doppelnatur zeigende Spectrum von β Lyrae angestellt und dabei einige Linien aufgefunden, deren Ursprung sich nicht deuten ließ. Nachdem nun die aus dem seltenen Mineral Cleveit hergestellten Gase durch Runge und Paschen hinsichtlich ihrer Spectra genau untersucht worden waren, lag es nahe, das Spektrum von β Lyrae mit dem Cleveitgasspectrum zu vergleichen. Vogel konnte eine ganze Anzahl von Linien als beiden Spectren gemeinsam constatiren und nachweisen, daß mit Hinzurechnung einiger von anderer Seite direct beobachteten Linien im sichtbaren Theile des Spectrums im ganzen 19 Linien des Spectrums von β Lyrae mit solchen des Cleveitgasspectrums identisch sind. Angeregt durch dieses Ergebniß, unternahm Vogel eine Untersuchung sämmtlicher bisher erhaltener Spectra der ersten Spectralclasse, und zwar unterwarf er zunächst die Spectra der helleren Orionsterne einer Durchsicht. Nach den Untersuchungen von Prof. Scheiner enthielten diese Spectra nämlich eine auffallende, im Blau gelegene Linie, die auch im Cleveitgasspectrum eine hervorragende Rolle spielt. Es fand sich nun, daß im Spectrum von zehn Orionsternen das Vorhandensein zahlreicher Linien des Cleveitgasspectrums mit großer Wahrscheinlichkeit nachgewiesen werden konnte. Prof. Scheiner hatte ferner die Anwesenheit der von ihm mit „Orionlinie" bezeichneten Linie in vier anderen Fixsternspectren constatirt. Vogel fand bei seiner Untersuchung unter 150 Spectren nicht weniger als 25 auf, in denen die hauptsächlichsten Spectrallinien des Cleveitgases enthalten sind. Diese Untersuchungen sollen vom Geh. Rath Vogel in Gemeinschaft mit Prof. Wilsing nach Vollendung der Aufnahmen der Spectra sämmtlicher für Potsdam der Beobachtung zugänglicher Sterne der ersten Spectralklasse bis etwa zur fünften Größe herab in vollem Umfange durchgeführt werden. Im Anschluß an die gewonnenen Resultate hat Vogel eine schärfere Classification der Sterne der ersten Spectralclasse durchgeführt. — Eine beträchtliche Förderung hat die von Prof. Müller und Prof. Kempf gemeinschaftlich unternommene photometrische Durchmusterung der nördlichen Hemisphäre 1895 erfahren. Von dem jetzt in Arbeit befindlichen zweiten Theil, Zone + 20° bis + 40° Declination, sind bisher zusammen 400 Zonen mit rund 6000 Sternen beobachtet worden, was ungefähr zwei Drittel des ganzen Abschnittes ausmacht. In den während der günstigeren Jahreszeiten der Beobachtungen zugänglichen Himmelsgegenden sind bereits große Stücke erledigt, so daß im laufenden Jahre während dieser Monate jedenfalls schon der dritte Theil der Arbeit wird in Angriff genommen werden können. Bei dieser Beobachtung ist ein veränderlicher Stern von außergewöhnlich langer Periode aufgefunden worden. Während bisher nur ein veränderlicher bekannt war, dessen Periode 2 Jahre übersteigt, dürfte dieselbe bei diesem

Stern nicht unter 15 Jahren betragen. — Die Arbeiten zur Herstellung der photographischen Himmelskarte und des Katalogs der Sterne bis zur 11. Größe hat Dr. Schwaßmann unter specieller Leitung von Prof. Schenner bis Ende September fortgeführt. Die Zahl der aufgenommenen Platten stieg von 380 auf 625; am Schlusse des Jahres waren 66 Platten mit rund 25,000 Sternen ausgemessen, gegen 46 Platten mit rund 11,750 Sternen.

* Die Anfang September von Madrid aus verbreitete, auch durch die deutsche Presse gewälzte Nachricht vom plötzlichen Untergang der Insel des Robinson erweist sich jetzt durch Briefe von dort als müßige Fabel. „Juan-Fernandez" befindet sich Gott sei Dank vollkommen wohl.

* **Göttingen.** Zum Andenken an Heinrich v. Treitschke, der 1855—57 als akademischer Bürger unsrer Universität angehörte, ist an dem Hause, das er damals bewohnte, eine memorne Gedenktafel angebracht worden.

* **Halle.** Im Gegensatz zu der von Berlin ausgegangenen Nachricht über die dortigen Universität studirende Damen hebt die „Saale-Ztg." hervor, daß hier in Halle als der ersten deutschen Universität zwei Damen (aus Berlin) zum Studiren der Medicin zugenommen worden sind; dieselben waren in Berlin abgewiesen worden.

* **Berlin.** Die neulich erwähnten, vom Statistischen Bureau veranstalteten Erhebungen über den Besuch der juristischen Vorlesungen an der hiesigen Universität haben zu drei verschiedenen Zeiten, am Anfang, in der Mitte und am Ende des vergangenen Sommersemesters stattgefunden. Sie haben mit der Frage wegen der anderweitigen Regelung der Professorengehälter und der Collegiengelder nicht das mindeste zu thun. Es handelte sich vielmehr darum, endlich einmal festzustellen, inwieweit die gerade den Studirenden der Jurisprudenz im Gegensatz zu anderen Facultäten häufig gemachten Vorwürfe des Unfleißes im Collegienbesuch begründet seien. Das Ergebniß jener Erhebungen ist, wie die „Nat.-Ztg." hört, günstiger ausgefallen, als vielleicht erwartet wurde. Immerhin werden aber die Studirenden der Jurisprudenz noch manches zu thun haben, wenn sie in ihrem Fleiße den Commilitonen der anderen Facultäten gleichkommen wollen. Ob ein Zwischenexamen, etwa nach Art des österreichischen, dazu ein geeignetes Antrieb sein würde, wird in hiesigen sachverständigen Kreisen bezweifelt.

* **Berlin.** Den Privatdocenten in der philosophischen Facultät Dr. O. Seeliger (Zoolog) und Dr. H. Dessau (Historiker) ist das Prädicat „Professor" beigelegt worden.

* **Brüssel.** Die hier von den äußersten Liberalen und Socialisten vor zwei Jahren neu errichtete Universität und das ihr angeschlossene Institut der hohen Studien machen unaufhaltsame Fortschritte. Die Universität besitzt heute alle Facultäten und zwei Grundstücke; sie begann mit 20 Studirenden; im zweiten akademischen Jahre stieg ihre Zahl auf 60 und für das jüngst eröffnete neue akademische Jahr sind 134 Studirende eingetragen. Außerdem hören in dem Institut durchschnittlich hundert Personen die Vorlesungen. Die Lehrerschaft umfaßt 117 Professoren und es ist ein Verdienst der neuen Universität, daß sie ausländische Kräfte dafür gewonnen hat, Lehrcurse an ihr abzuhalten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 23. bis 24. Dec. folgende Schriften eingegangen:

Dr. Herm. Ortloff: Gesetzes- oder Interessenherrschaft (Legalitäts- oder Opportunitätsprincip) im Strafverfahren? Eine öffentlichrechtliche Grundfrage. (S.-A. aus dem Archiv für öffentliches Recht.) Freiburg i. B. u. Leipzig, J. C. B. Mohr. — P. Kutteeba: Amt und Pflichten des Waisenraths nach den gesetzlichen Bestimmungen unter Berücksichtigung des Gesetzes vom 13. März 1878. Leipzig, Fr. Richter 1896. — Dr. Holzmüller: Ueber die Beziehungen des mathematischen Unterrichts zum Ingenieur-Wesen und zur Ingenieur-Erziehung. (S.-A. aus der „Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen". 7. Jahrg. 10. Heft.) Leipzig, B. G. Teubner 1896. — Behrens: Beiträge zur Schlagwetterfrage. Mit 19 Tafeln. Essen, G. D. Baedeker 1896. — Raoul Ritter v. Tombrowski: Cultaeschutz und Wildhege. Kritische Betrachtung und praktische Rathschläge. Mit Abbildungen. (S.-A. aus der „Oesterreichischen Forst- und Jagdzeitung".) Wien, Carl Gerolds Sohn 1897. — Jenchel: Die Zahnaerderniß und ihre Verhütung. Hamburg u. Leipzig, Leopold Voß 1896. — Dr. M. Lazarus: Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze. 3. Aufl. 3. Bd. Berlin, Ferd. Dümmler 1897. — Dr. Jonas Cohn: Geschichte des Unendlichkeitsproblems im abendländischen Denken bis Kant. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1896. — Dr. E. Hallervaeden: Arbeit und Wille. Ein Capitel italienischer Psychologie zur Grundlegung der Psychohygiene. Heft 1. (Abhandlungen zur Gesundheitslehre der Seele und Nerven. I.) Würzburg, A. Stuber 1896. — P. K. Rosegger: Waldferien. Ländliche Geschichten für die Jugend. Mit 20 Abbildungen. 2. Aufl. Wien ꝛc., A. Hartleben. — Dr. Theodor Koller: Die Kälte-Industrie. Handbuch der praktischen Verwerthung der Kälte in der Technik und Industrie. Mit 55 Abbildungen. (Chemisch-technische Bibliothek. Bd. 226.) Ebd. 1897. — E. Max Hegendurth: Handbuch des Hotelbetriebs. 2. Aufl. Ebd. 1897. — Giuseppe Rigutini u. Oskar Bulle: Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch. 10. Lfg. Leipzig, Bernhard Tauchnitz und Mailand, Ulrich Hoepli 1896. — Dr. R. Paulus: Luthers Lebensende und der Eisleber Apotheker Johann Landau. Mainz, Franz Kirchheim 1896. — Beiträge zur bayerischen Kirchengeschichte. Hggb. von D. Theodor Kolde. 3. Bd. 1. Heft. Oct. 1896. Erlangen, Fr. Junge. — Aus den Verhandlungen der Generalversammlung des Evangelischen Bundes zu Darmstadt 1896: D. Dr. Barwinkel: Zur Erinnerung an den 5. October 1886. Schlußwort bei der Begrüßungsversammlung des Evangelischen Bundes in Darmstadt 1896. D. Beyschlag: Protestantismus und Volksschule. Vortrag. P. Beecht: Autorität und Gewissen. Vortrag. Superintendent Meyer: Festpredigt, gehalten zu Darmstadt 29. Sept. 1896. (Flugschriften des Evangelischen Bundes 126 bis 129. XI. Reihe, 6—9.) Leipzig, C. Braun 1896. — Biographische Blätter. Zeitschrift für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung. Hggb. von Anton Bettelheim. 2. Bd. 5. Heft. Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 1896. — Fridtjof Nansen. Festschrift zur Rückkehr Dr. Nansens von der Nordpolexpedition. Deutsche Ausgabe. Leipzig, K. F. Köhler 1896. — Die Theater Wiens. 3. Bd. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Cathrein, V., S. J., Kirche und Volksschule, mit besonderer Berücksichtigung Preußens. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 129. (IV u. 182 S.) *M.* 1.20.

Cossa, Dr. L., Die ersten Elemente der Wirtschaftslehre. Nach der neunten Auflage des Primi Elementi di Economia Sociale bearbeitet von Dr. E. Moormeister. Dritte, neubesserte Auflage. 89. (VI u. 162 S.) *M.* 1.50; geb. in Halbleinwand *M.* 1.80. Früher ist von demselben Verfasser erschienen:

— **Einleitung in das Studium der Wirtschaftslehre.** Aus dem Italienischen nach der zweiten Auflage des Originals übertragen und herausgegeben von Dr. E. Moormeister. 89. (XII und 240 S.) *M.* 2.40. (14924)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Arthur Schopenhauers
Sämtliche Werke
in zwölf Bänden.

Mit Einleitung von **Dr. Rudolf Pleiner.**

In 6 Leinenbänden gebunden 12 Mark.
In 6 Halbfranzbänden gebunden 18 Mark.

Diese neue Ausgabe von Schopenhauers sämtlichen Werken, welche auch das Wesentlichste aus seinem Nachlasse enthält, bietet einen zuverlässigen Text bei schöner Ausstattung und billigem Preise. Die Anordnung der Schriften in unserer Gesammtausgabe folgt der Angabe, die Schopenhauer in seiner letztwilligen Verfügung darüber gemacht hat, in welcher Reihenfolge seine Werke gelesen werden sollen. (14758)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Jahrgang 1896. München, Montag, 26. October. Nummer 248.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Nachklänge vom Deutschen Anwaltstag. — Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Nansen'schen Polarfahrt. — Mittheilungen und Nachrichten.

Nachklänge vom Deutschen Anwaltstag.

E. A. Die diesjährige Generalversammlung des Deutschen Anwaltsvereins — auch „Anwaltstag" genannt — welche für die Zeit vom 10. bis zum 13. September nach Berlin einberufen war, darf wohl das allgemeine Interesse des größeren Publicums in Anspruch nehmen und verdient daher, wenn auch ihre Debatten und Beschlüsse aus Tagesreferaten schon zu ersehen waren, noch eine besondere Betrachtung.

Schon durch die Zahl der Besucher hatte die Versammlung eine sie über ihre Vorgänger hinaushebende Bedeutung. Sie hatte sich eines Zuspruches zu erfreuen, den noch kein Anwaltstag auch nur annähernd zu verzeichnen hatte; ungefähr tausend Anwälte aus allen Theilen des Deutschen Reichs, alte und junge, nahmen an ihren Berathungen und Veranstaltungen regen Antheil. Neben der freundlichen Aufnahme, die ihr vom Berliner Ortsausschuß bereitet war, hatte sie sich auch eines warmen Empfanges von anderen Seiten zu erfreuen. Die Stadt Berlin entbot durch Bürgermeister Kirchner herzliche Begrüßung; in vortrefflicher Weise wußte dieser Redner das Wesen des anwaltlichen Berufes zu schildern, den er selbst in der schönsten und ihn mit stolzen und freudigen Erinnerungen erfüllenden Zeit seines Lebens ausgeübt habe. Collegen aus Wien, Budapest, Brüssel und Belgien gaben ihren collegialen Gefühlen warmen Ausdruck. Auch aus wissenschaftlichen Kreisen wurden Willkommengrüße gespendet. Der Berliner Ortsausschuß hatte eine gehaltvolle Festschrift vorbereitet, bei deren Bearbeitung erfreulicherweise neben Anwälten auch Richter mitgewirkt hatten. Hervorzuheben ist daraus wegen seiner actuellen Bedeutung der Aufsatz Max Jacobsohns über die freie Advocatur in Berlin; daneben hatte die „Deutsche Juristenzeitung" dem Anwaltstage eine Festnummer gewidmet, die namentlich insofern eine interessante Ergänzung zu den Verhandlungen bot, als neben Begrüßungsartikeln die zur Berathung gelangenden Gegenstände aus der Feder einiger dem Anwaltstande nicht angehöriger Juristen behandelt waren. Hoffentlich wird diese rührige Zeitschrift, die den in der überwiegenden Mehrheit des Anwaltstandes vertretenen Anschauungen bisher wenig Raum gegönnt hat, auf dem nun betretenen Wege fortfahren und, ihrem selbstgesteckten, sie auf die Vertretung der Gesammtinteressen des Juristenstandes hinweisenden Ziele folgend, auch die Interessen des Anwaltstandes lebhafter zu fördern suchen. Ein ganz besonders freundliches Entgegenkommen bewies aber erfreulicherweise dem Anwaltstage die Staatsregierung. Der preußische Justizminister Schönstedt sprach bei der Begrüßung die Versicherung aus, daß die Regierung den Verhandlungen die regste Theilnahme entgegenbringe; in der That haben sowohl er selbst, wie mehrere andere Vertreter verschiedener Zweige der Regierung den Berathungen als aufmerksame Zuhörer beigewohnt. Reichsstaatssecretär Nieberding gab vor Beginn der ersten Sitzung in längerer Rede einen interessanten Ueberblick über die nach Beendigung des Bürgerlichen Gesetzbuches jetzt noch zu erledigenden gesetzgeberischen Aufgaben. Bemerkenswerth war, daß er sich hiezu die Unterstützung des Anwaltsvereins erbat und die Anwälte zur Mitarbeit am Werke der Gesetzgebung unter Hinweis darauf aufrief, daß sie der Volksseele so nahe stünden. Es wäre in der That zu wünschen, daß man auch in den Kreisen der praktischen Juristen mehr und mehr diese Wahrheit erkennen wolle; dann würde vielleicht auch endlich einmal der Mitarbeit der Anwälte und Vertheidiger an der Rechtsprechung derjenige Einfluß gesichert werden, der ihnen kraft ihrer überwiegenden praktischen Lebenskenntniß gebührt.

Eine ganz besondere Bedeutung hatte übrigens dieser Anwaltstag dadurch, daß man mit ihm das Jubiläum des 25jährigen Bestehens des Deutschen Anwaltsvereins begehen konnte. Geh. Justizrath Mecke (Leipzig), der unermüdliche Vorsitzende des Anwaltsvereins, gab denn auch zur Eröffnung der Verhandlung einen interessanten Rückblick auf die 25jährige Thätigkeit des Vereins. Er schilderte die Wirksamkeit desselben, seine meist erfolgreichen Bemühungen für Verbesserung der Gesetzgebung, der Rechtspflege und der Lage und Stellung der Collegen und gedachte in warmen Worten der Verdienste Haenle's, Dorns und des noch rüstig unter uns weilenden v. Wilmowsky. Was er selbst für den Verein gethan hat, daß namentlich die Gründung der Hülfscasse in der Hauptsache seiner Arbeitskraft und Energie zu danken ist, verschwieg er bescheiden. Dann gab er einen ermuthigenden Ausblick in die Zukunft. Er betonte, daß der Anwaltstand im allgemeinen Grund habe, mit seiner heutigen Verfassung und den darüber bestehenden Gesetzen recht zufrieden zu sein; die Anwälte sehnten sich nach keiner Aenderung. Wohl herrschten auch in diesem Stande und in seinen Verhältnissen, wie überall, Mißstände; aber, wo viel Licht sei, müsse man auch den Schatten ertragen. Die Mißstände lägen eben in der Natur der durch die freie Advocatur gebotenen Vortheile. Der Anwaltstand in seiner Gesammtheit aber müsse und werde festhalten an dem Princip der freien und ungehinderten Ausübung des Anwaltsberufes. Vielleicht hat der reiche Beifall, welcher diesen Worten folgte, den Herrn Justizminister von der Unrichtigkeit seiner vor kurzem im Abgeordnetenhause geäußerten Ansicht überzeugt, daß man in den Kreisen der Anwälte selbst eine Einschränkung der freien Advocatur wünsche.

Der erste Gegenstand der wissenschaftlichen Tagesordnung war eine auch auf dem letzten Juristentage bereits discutirte Frage. Es ist von einigen Seiten vorgeschlagen worden, im Civilproceß statt der jetzt eingeführten Eidesleistung der Parteien, d. h. der Anschwörung einer über bestimmte Thatsachen richterlich normirten und richterlich

auferlegten Eidesformel eine eidliche oder auch nur uneidliche Zeugenvernehmung der Parteien zu ermöglichen. Der Juristentag hat sich mit Stimmenmehrheit diesem Vorschlage angeschlossen, allerdings mit einer auch Einzelheiten präcisirenden Resolution, die in ihrer schließlichen, durch die Eigenthümlichkeit der Abstimmung herbeigeführten Fassung wohl keinen ihrer Befürworter recht befriedigte. Der Referent des Anwaltstags, Justizrath Levy (Berlin), bewährt als Mitherausgeber eines der besten Commentare zur Civilproceßordnung, begründete in ausführlichem und fesselndem Referat im Gegensatze zu den Beschlüssen des Juristentages sein ablehnendes Votum. Er bezeichnete einen derartigen gesetzgeberischen Versuch als durchaus nicht empfehlenswerth. Ihm trat, was der Debatte ein besonders interessantes Gepräge gab, sein Mitcommentator, der greise v. Wilmowsky, entgegen, der seine eigene langjährige praktische Erfahrung als Richter und Anwalt und die hiebei zutage getretenen vielfachen Mißgriffe bei Auferlegung präciser Eidesformeln für die Neuerung ins Feld führte. Die überwiegende Mehrheit der Versammlung stellte sich jedoch auf den Levy'schen Standpunkt, der auch besonders glücklich von Goldfeld (Hamburg) vertreten wurde und nahm eine den Vorschlag verwerfende Resolution an. Hierin that sie sicherlich recht, und der gefaßte Beschluß dürfte wohl auch die Billigung der meisten praktischen Juristen finden. Es kann davon abgesehen werden, inwieweit die geplante Aenderung, die in der Literatur übrigens hauptsächlich von Theoretikern gepriesen wird, wissenschaftlich gerechtfertigt erscheint; für eine derzeitige Ablehnung dieses Gedankens muß schon allein der Umstand ausschlaggebend sein, daß der Plan noch nicht im geringsten genügend ausgereift und durchgearbeitet ist, um seine wirkliche Tragweite erkennen zu lassen. Es würde ein Sprung ins Dunkle sein, von dem nicht abzusehen wäre, welche Wirkung daraus auf die Gestaltung unsres gesammten Proceßsystems sich äußern könnte; namentlich steht zu befürchten, es möchte das Princip des Parteiprocesses, d. h. der Führung des Processes und Proceßbetriebes durch die Parteien, an dem wohl sämmtliche Praktiker ohne Ausnahme festhalten möchten, über den Haufen geworfen und zerstört werden. Außerdem war man auch darüber in der Versammlung ungetheilter Meinung, daß für einen derartigen Versuch unser deutsches Richterpersonal nicht genügend vorbereitet und ausgebildet ist; um aus einer zeugenschaftlichen Vernehmung beider — meist in gleicher Weise zum Eide bereiter — Proceßgegner die Wahrheit ermitteln, das Richtige vom Falschen, das Geschminkte vom Ungeschminkten unterscheiden zu können, dazu gehört denn doch eine größere praktische Lebenserfahrung und bessere Kenntniß der Menschen, als sie gemeiniglich dem deutschen Richter zur Hand ist, der leider während seiner Vorbereitungszeit eines unmittelbaren Verkehrs mit dem Publicum entbehrt.

Der zweite Gegenstand der Tagesordnung war von größerer praktischer Bedeutung. Nach der heute geltenden Civilproceßordnung genießen in der Hauptsache nur solche Processe des Vortheils einer Nachprüfung durch die dritte Instanz (das Reichsgericht), die sich um einen Werthgegenstand von mindestens 1500 M. drehen. Nunmehr ist durch die Zeitungen bekannt geworden, die Reichsregierung gehe damit um, die Werthgrenze für die Revision an das Reichsgericht auf den Betrag von 2000 M. zu erhöhen. Die Gründe, welche man für diese Reform wohl vorbringen könnte, sind rein und lediglich finanzieller Natur. Man erachtet das Reichsgericht für überlastet, will aber keine neuen Senate schaffen. Wenn man zu letzteres die Ansicht ins Feld führt, daß sonst der Einheitlichkeit der Rechtsprechung Gefahr drohe, so ist das offenbar nur ein Scheingrund, denn wenn man die Zahl der Fälle vermehrt, in denen die Oberlandesgerichte als Gerichte letzter Instanz Recht sprechen, so arbeitet man gewiß der Rechtseinheit eher entgegen als für dieselbe. Rechtsanwalt Dr. Breslauer (Breslau) referirte über diesen Gegenstand; er beleuchtete in gründlich wissenschaftlicher und mit praktischen Beispielen belebter Erörterung die Unstichhaltigkeit des einzigen vorgebrachten, angeblich rechtspolitischen Grundes und hob die schwere Schädigung hervor, welche durch eine weitere Beschränkung der Revisionssumme der gesammten Rechtspflege erwachsen würde. In der Erkenntniß dieser Gefahr für das Rechtsleben war man auch ganz ungetheilter Meinung, und wenn seitens eines Antragstellers aus Opportunitätsgründen an der Fassung der vorgeschlagenen Resolution eine kleine Abänderung versucht wurde, so hat man doch schließlich einstimmig anerkannt, daß die geplante Einschränkung der Revision eine empfindliche Schädigung der Rechtspflege darstellen würde und zu verwerfen sei. Wenn nachträglich Justizrath Levy in der „Nation" die Bedeutung dieses Beschlusses herabzumindern suchte, so widerspricht dies der von einer so bedeutenden Zahl von Anwälten einhellig vertretenen Anschauung und war bedauerlich. Sein Einwand trifft auch die Sache nicht. Es kann ganz dahingestellt bleiben ob, wie er behauptet, die Judicatur der Oberlandesgerichte sich im allgemeinen derjenigen des Reichsgerichts anpaßt oder nicht; die ernste Gefahr besteht eben darin, daß, wie der Referent treffend hervorgehoben hat, die nicht revisiblen Urtheile der Oberlandesgerichte (und das würden künftig reichlich drei Viertel aller Urtheile sein) an Gründlichkeit und deßhalb auch an Zuverlässigkeit erhebliche Einbuße erleiden würden. Wenn übrigens Levy den gefaßten Beschluß bei einer Versammlung von Anwälten sehr natürlich fand, da diesen doch an einer möglichst gründlichen und ausgiebigen Rechtsprechung gelegen sei, so hat er damit selbst einen Gesichtspunkt hervorgehoben, von dem aus seine eigenen Bemängelungen wohl werth- und belanglos erscheinen dürften.

Die Verhandlungen des zweiten Tages vereinigten die Theilnehmer des Anwaltstages nahezu vollzählig. Rechtsanwalt Dr. Staub (Berlin) sprach über den Entwurf des neuen Handelsgesetzbuchs und hatte sich hiebei einer ganz besonderen Aufmerksamkeit und regen Theilnahme seitens der Zuhörer zu erfreuen. Staub hat durch seinen vor wenigen Jahren herausgegebenen Commentar zum Handelsgesetzbuch in Wissenschaft und Praxis einen gleich ungewöhnlichen Erfolg errungen; man war begierig, diesen wohl allen Theilnehmern schriftstellerisch bekannten Mann im lebendigen Worte kennen zu lernen. Staub gab in fesselnder, oft humoristisch angelegter Rede einen allgemeinen Ueberblick über die geplante Revision, manchmal rückhaltlos zustimmend, oft aber auch mit Schärfe Kritik übend. Seine Ausführungen athmeten nicht nur eine strenge Wissenschaftlichkeit, sondern gaben vor allem Zeugniß von wirklichem praktischen Verständniß für die Bedürfnisse des Handelsstandes. Dr. Hermann Veit Simon (Berlin) als zweiter Referent übte an mehrfachen Detailbestimmungen des Gesetzentwurfes eine ausführlichere Kritik. Beide Referenten hatten eine Resolution vorgeschlagen, wonach der Entwurf als eine durchaus brauchbare Grundlage bezeichnet, dagegen wider einige Vorschriften entschiedener Widerspruch erhoben werde. Diese Resolution wurde mit unwesentlichen Abänderungen der Einzelheiten in ihrem principiellen Theile zum Beschluß erhoben. Die Debatte konnte sich bei der Fülle des Stoffes natürlich nur über einzelne Punkte der Referate verbreiten; namentlich vertheidigte Justizrath Wilte (Berlin) das geplante Einspruchsrecht der Staatsbehörde gegen Generalversammlungsbeschlüsse, während Justizrath Director Dr. Nießer (Berlin) aufs wärmste vor der Einführung einer derartigen Möglichkeit warnte. Die Ver-

Digitized by Google

sammlung schloß sich in dieser Beziehung ebenso wie dieser Redner den Referenten an.

Den Schluß der Verhandlungen bildete eine Frage der Gerichtsverfassung. Es handelte sich darum, ob die in den Kreisen mancher Praktiker debattirte, von der Regierung offenbar verfolgte Absicht zu billigen sei, der zufolge die Zuständigkeit der Amtsgerichte erhöht, der Kreis der vor ihnen zu verhandelnden Sachen also auf Kosten der Landgerichte erweitert werden soll. Justizrath Dedolph (Cottbus) verneinte in einem gründlichen Referate diese Frage aufs entschiedenste. Der zweite Referent, der sich im Princip seinem Vorgänger anschloß, machte noch einige vermittelnde Vorschläge, die aber viel zu wenig durchdacht waren, als daß man ernstlich darüber discutiren konnte. In der Debatte sprachen sich alle Redner ausnahmlos für die strikte Verwerfung dieses Planes aus, so namentlich Geh. Justizrath Steindach (Magdeburg), Dr. Binder (Hamburg) und Loewenstein I (Stuttgart). Man hob neben anderen wichtigen Argumenten besonders hervor, daß man der Judicatur der Amtsgerichte nicht im entferntesten eine Anerkennung zu zollen in der Lage sei, die dahin führen könne, sie auch zu größeren Aufgaben für befähigt zu halten. Dies um so mehr, als nach unsrer Civilproceßordnung auch die Berufung gegen amtsgerichtliche Urtheile leider eingeschränkt ist. Außerdem führte besonders Loewenstein den oft vorgebrachten Scheingrund auf seinen Unwerth zurück, daß durch eine Erhöhung der Machtvollkommenheit der Amtsrichter mehr Proceße verglichen und gütlich beigelegt werden könnten. Wenn das wahr sei, führte er aus, so sei das noch lange kein Vortheil für eine gesunde Entwicklung des Rechtslebens; denn in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle gingen beide Parteien unbefriedigt von dannen, und der angebliche Vergleich, dessen Zustandekommen allerdings dem Richter das Urtheil spare, sei nur eine Quelle neuer Streitigkeiten. Der wahre Grund dieses Projectes, für welches ein ernstliches Argument kaum vorzubringen sein dürfte, ist der Wunsch einer Ersparniß bei der Schaffung von Richterstellen. Daneben hat man auch nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß sich die Einnahmen vieler Amtsgerichtsanwälte vermehren würden, daß also eine Verbesserung der socialen Verhältnisse des Anwaltstandes herbeigeführt werde. Das ist unzweifelhaft richtig. Wenn der Anwaltstag trotzdem anders entschieden hat, wenn er bei seinem Beschlusse, das eigene Interesse des Standes hintansetzend, nur das allgemeine Beste ins Auge faßte und einstimmig dem Antrage des Referenten beitrat, so gereicht das den deutschen Anwälten zur Ehre und erhöht gewiß die Bedeutung ihres Votums.

Die Verhandlungen, welche in den Räumen des preußischen Abgeordnetenhauses stattfanden, wurden von Geh. Justizrath Lesse (Berlin) in trefflicher Weise geleitet. Die Berliner Collegen haben sich überhaupt um das Arrangement des Anwaltstages sehr verdient gemacht. Neben den Vorbereitungen für die wissenschaftlichen Verhandlungen haben sie den fremden Collegen eine Fülle ergötzlicher Festlichkeiten bereitet. Hervorgehoben zu werden verdient ganz besonders das von köstlichem juristischen und unjuristischen Humor durchwehte Festspiel aus der Feder des Rechtsanwalts Eisert (Berlin), das, von Berliner Collegen in gelungener Weise aufgeführt, die Zuhörer in die heiterste Stimmung versetzte. Wenn in Bezug auf Geselligkeit der diesmalige Anwaltstag etwas zurückstand, so lag es nicht in der Schuld der von bestem Willen beseelten Gastgeber. Berlin ist für derartige Versammlungen zu groß, zu weit ausgedehnt, und es ist kaum möglich, in einer wirklichen Großstadt den gemüthlichen Verkehr zwischen Collegen so zu vermitteln und anzubahnen, wie es für solche Versammlungen zweckdienlich ist. Auch haben die Gastgeber bei ihren Vorbereitungen vielleicht die gesellschaftlichen Veranstaltungen (besonders durch übertriebene Betonung der äußeren Formen) auf Kosten der einfachen Gemüthlichkeit auf ein etwas zu hohes Niveau erhoben. Aufgabe der künftigen Anwaltstage wird es sein, zur natürlichen Geselligkeit zurückzukehren.

Mit dem gesammten Verlaufe können aber nicht nur die Gastgeber, es kann der deutsche Anwaltstand zufrieden sein. Es gehört heutzutage zu den oft wiederholten und schließlich von gar manchen geglaubten Schlagwörtern, von einem Niedergange des Anwaltstandes zu sprechen. Im Gegentheil; die erhöhten geistigen Anforderungen, wie sie das moderne Proceßverfahren stellt, haben in Verbindung mit der Einführung der freien Advocatur den Anwaltstand in geistiger Beziehung auf eine Höhe gebracht, die er vordem nicht einnahm. Kleinliche und hämische Politiker möchten gern hieran mäkeln; aber wer den Debatten dieses Anwaltstages aufmerksam gefolgt ist, der maßte erkennen, daß ein ungewöhnliches geistiges Können sich in denselben aussprach. Namentlich stach die Debatte vortheilhaft von der des letzten Juristentages ab. Während dort ein unpraktisches Theoretisiren leider vorherrscht, schöpft man hier mit wissenschaftlichem Ernste aus der Praxis und arbeitet für dieselbe; während sich dort manchmal ein gewisses Cliquenwesen bemerkbar macht, herrscht hier ein frischer und freier Meinungsaustausch aller Theilnehmer und vollkommene Gleichberechtigung auf geistigem Gebiete. Es unterliegt auch kaum einem Zweifel, daß z. B. die Debatten des Anwaltstages über die zeugenschaftliche Vernehmung der Parteien von jedem Standpunkt aus tiefer und bedeutender waren, als diejenigen des Juristentages.

So kann denn der imposante Verlauf des Anwaltstages zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. Wie er auf eine 25jährige segensreiche Wirksamkeit zurückblicken kann, wie er in der Vergangenheit zur Hebung des Standes, zur Wahrung der Collegialität und zur Förderung der Rechtspflege Erhebliches beigetragen hat, so kann und wird er auch in der Zukunft zum Besten unsrer Rechtspflege, zum Segen des Vaterlandes wirken.

Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Nansen'schen Polarfahrt.[1])

Dr. H. Die Aufgabe der Nansen'schen Expedition gliederte sich im Hinblick auf den Gesammtzweck in zwei elementare Fragen: den typischen Aufbau einer für Entdeckungsfahrten in den nördlichsten Breitengraden geeigneten Expeditionstechnik und zweitens die dadurch ermöglichte Verwerthung früherer Forschung zur Schaffung einer pragmatischen Polarkunde. Beide Ziele erreicht zu haben, kann nach dem Stande der Dinge der Nansenfahrt nicht in Abrede gestellt werden. Die technische Seite des Problems ist in geradezu großartiger Weise gelöst worden, und daß an der Hand dieses grundlegenden Erfolges der nächstliegende, wichtigere Schritt: das Studium der polaren Naturverhältnisse, nicht versäumt ward, dafür stand Fridtjof Nansen nicht bloß als „Sportsmann" auf seinem schweren Posten, sondern auch als akademisch geschulter Gelehrter, der über den schnellen, leicht fassenden Blick verfügte zur klaren Erkenntniß des Nichtweges, in dem seine Thätigkeit als Reisender sich zu bewegen hatte; nicht zu vergessen der staunenerregenden Charakterfestigkeit, die ihn zur wirksamen Durchführung des vorgefaßten Planes befähigte und die es ihm erleichterte, den Schwierigkeiten und Schrecken der Polarnacht siegesmuthig zu begegnen.

---

[1]) Nach eigenen Mittheilungen des Hrn. Dr. Fridtjof Nansen an einen Berichterstatter der Allg. Ztg. in Christiania. D. Red.

Digitized by Google

Wie bekannt, basirte die wissenschaftliche Seite des Unternehmens auf der principiellen Annahme, daß an der durch Payer im Jahre 1873 entdeckten Inselgruppe Franz-Josephsland vorbei in nördlicher Richtung ein Polarstrom von den neusibirischen Inseln aus sich hinziehe und somit eine natürliche Communication zwischen der Westküste von Spitzbergen und der ostgrönländischen herstelle. Die seit der „Jeannette"-Katastrophe zur Geltung gebrachte Annahme für das Vorhandensein eines solchen Stromes war jedoch in den kritischen Augen des Dr. Nansen nicht ausreichend genug befestigt, um darauf die weitere Theorie einer constanten Trift im Eismeere über den Nordpoleirkel hinweg zu stabilisiren. Nansen benützte seinen Aufenthalt in Grönland dazu, um die gehegten Vermuthungen auf ihren thatsächlichen Werth hin zu prüfen. Eine Reihe von Observationen, welche mit den aufgefundenen Triftproducten in der Danmarlstraße angestellt wurden, erhoben die ursprüngliche Muthmaßung zur feststehenden Gewißheit, daß ein derartiger Passatstrom in Wirklichkeit vorhanden war. Dieses Ergebniß war der werthvollste Erfolg der seinerzeit viel angefochtenen Grönlandfahrt, die Dr. Nansen selbst nur als einen in gewissem Sinne vorbereitenden Schritt für die später erfolgende Polarfahrt bezeichnet.

Die nächste Frage, welche sich aus der wissenschaftlichen Nutzbarmachung der Triftheorie ergab, war die, ein für die Schwierigkeiten der Eisfahrt geeignetes Fahrzeug zu construiren. Freie Evolutionen des Schiffskörpers mußten nach den Schicksalen der vorhergegangenen Expeditionen als nicht in Frage kommend betrachtet werden. In wie großartiger Weise nun der kleine Dreimaster „Fram" diese hochwichtige Frage und Aufgabe gelöst hat, ist bekannt. „Ikke en flis var knäcket!" („Auch nicht eine Spleiße war geborsten") durch die Eisschraubungen gegen den Rumpf des Schiffes — so konnte Nansen triumphirend zu dem genialen Erbauer „Frams", Colin Archer in Crendal, sagen, als er letzteren an Bord des zurückgekehrten Fahrzeuges geleitete.

Nachdem „Fram" im Sommer 1893 seinen Anschluß an die nördliche Eistrift erreicht hatte und somit der Anfang des Problems gelöst schien, regte sich die andere Frage, ob diese Trift im Eismeere unter Zeiten, zumal während des Sommers, nicht eine dem Hauptcurs entgegengesetzte Richtung auswechseln würde. Ueber die hydrographischen und meteorologischen Verhältnisse, welche hiebei bestimmend in Betracht kommen mußten, herrschte völlige Unkenntniß. Da konnte denn die Oceanographie in Verbindung mit der Klimatologie ihren größten und vornehmsten Triumph feiern, denn durch diese Zweigwissenschaften war es möglich, jene Schwankungen und Abweichungen zu paralysiren, mit denen die wechselvolle Dreijahrsfahrt des tapferen kleinen „Fram" zu kämpfen hatte. Man stellte fest, daß die Meeresbewegung, welche je nach den einzelnen Höhengraden eine außerordentliche Verschiedenheit besitzt, zum großen Theil von den bestimmt einsetzenden und abschwenkenden Winden abhängig erscheint. Die feste Eisdecke, welche die frühere Polarforschung über den höchsten Breiten ausgedehnt glaubte, war ebensowenig vorhanden, wie das „eisfreie" Centralmeer, welches die Wissenschaft noch vor 15 Jahren als „mögliches" Factum betrachtete. Im Gegentheil: die Eisberge hielten sich in meilenweit geschlossener, majestätisch ruhiger Trift zusammen und bei den Windumschlägen, die sich auf grund meteorologischer Wahrnehmungen bald mit großer Sicherheit prognosticiren ließen, trat jene Stagnation ein, durch welche die conträr gegen einander getriebenen Packeismassen jene verhängnißvollen Schraubungen ausführten, denen „Fram" am 4. und 5. Februar 1894 um ein Haar zum Opfer gefallen wäre.

In die erste Periode, die Trift des Schiffes im Eismeere, fällt auch die größte, wissenschaftlich bedeutsamste Entdeckung der ganzen Fahrt. Die regelmäßig ausgeführten Lothungen ließen nämlich anfangs vermuthen, was auch bis dahin allgemein herrschende Theorie war, daß die Grundsohle des Meeres eine nach Norden zu schrittmäßig steigende Erhebung besitze. Diese Annahme war durch die sogenannte Glaciationstheorie, zu deren Anhängern u. a. auch Frhr. v. Nordenskjöld gehört, wesentlich befestigt worden. Je weiter jedoch die Fahrt vordrang, desto merkwürdiger gestalteten sich die Resultate der hydrographischen Messungen. An Stelle einer sich allmählich verjüngenden Meerestiefe wurde ein ausgedehntes Tiefmeergebiet constatirt, dessen Lothungen geradezu staunenerweckende Zahlen ergaben. Die Meeressohle senkte sich in regulärer Entwicklung von Südost nach Nordwest bis zu der gewaltigen Tiefe von 2000 Faden = 3800 Meter. Das will also, im mathematischen Begriff der ebenen Fläche ausgedrückt, besagen: die Abstände zwischen Sohle und Oberfläche entsprechen der Entfernung einer halben geographischen Meile. Der Leser wird sich durch vergleichsweise herangezogene Schätzungen von der Bedeutung dieses Begriffs eine lebendige Vorstellung machen können.

Wie die Lothungen an Bord „Frams" nördlich von Spitzbergen zeigen, bildet das circumpolare Gebiet eine ununterbrochene Fortsetzung der nordeuropäischen Meeresfläche. Zwar wechseln Wasserlagen, hydrochemische Verhältnisse und Strömungen, aber doch sind all diese Erscheinungen durch die unmittelbaren Einflüsse der nordischen Meereslagen auf die eigentlichen Districte des Polarmeeres bedingt. Die Messungen haben in ihrer nunmehr abgeschlossenen Gesammtheit außerdem festgestellt, daß die Meerestiefen von Jan Mayen im Süden zwischen Grönland und Spitzbergen in der gleichmäßigen Curve von 1370—2000 Faden sich bewegen.

Als Biolog von Fach widmete Nansen außer diesen Aufnahmen natürlich auch den Aeußerungen des animalischen und vegetativen Lebens in den hohen Polarbreiten sein besonderes Augenmerk. Doch wurden, wie er persönlich zugibt, seine Erwartungen stark enttäuscht. Das Thierleben verminderte sich rapid, sobald der 80. Grad überschritten war. In der Protozoenwelt, welche nach deutschen und französischen Forschungen selbst bei sehr niedrigen Kältegraden nur unwesentliche Beschränkungen ihrer Lebensthätigkeit erkennen läßt, war eine höchst dürftige Verbreitung zu bemerken. Die nördliche Grenze der höher stehenden, auch der jagdbaren Thiere: Seehunde, Bären, Wale und Möven setzt Nansen auf den 83. Grad fest. Damit hängt auch die Thatsache zusammen, daß Nansen, der mit seinem Begleiter bis zum 86. Grad vorgedrungen war, wegen Proviantmangels und der Unmöglichkeit, lebendes Wild zu erbeuten, die Rückreise antreten mußte. Nansen findet diesen Mangel an thierischem Leben um so auffallender, als weder die Temperatur der unteren Luftschichten, noch diejenige der höheren Wasserlagen erhebliche Verschiedenheiten von den stark von allem möglichen Wild besetzten Küstengebieten Spitzbergens aufweist. Die einzige Erklärung für das Fehlen in den höchsten Breiten glaubt der Gelehrte in dem Umstande zu erblicken, daß bei den scharfen Strömungen zwischen dem 85. und 90. Grade das Bedürfniß nach schützenden Landdistricten bei den Thieren den Hinderungsgrund bildet, sich bis zum höchsten Grade auszubreiten. Nicht unzutreffend dürfte auch der von Nansen gesprächsweise angewandte Vergleich des lebensarmen Nordmeeres mit dem Stillen Ocean sein, denn auch hier, wo klimatologische Umstände nicht mitsprechen, ist die Entfaltung des Thierlebens verhältnißmäßig schwach.

Eine höchst interessante Entdeckung — neben der Feststellung des nordischen Tiefmeeres die wichtigste der ganzen Fahrt — machte Nansen durch Ermittlung der auffälligen

Digitized by Google

Gestalt der Temperaturverhältnisse des Eismeeres. Während die Wasserlage bis zur Tiefe von 100 Faden ausnahmlos in aufsteigender Scala Kältegrade constatiren ließ, blieb die Weingeistsäule in den tieferen Breiten, so u. a. bei Spitzbergen, zunächst auf — 0.52 Grad bis — 0.26 Grad C stehen. Dagegen in dem eigentlichen Polarmeere wurde der Gefrierpunkt überschritten und sogar bis zu + 0.74 Grad C festgestellt. Die Wärme des Wassers machte sich nach 120 Faden zuerst bemerkbar und hielt sich bis in die größten Tiefen gleichmäßig auf derselben Höhe. Bei Spitzbergen speciell wurden bei 500 Faden wieder niedrigere, d. h. unter den Gefrierpunkt zurückgehende Temperaturen gemessen, welche aber schon bei weiteren 180 Faden wieder wärmeren Wasserlagen Platz machten.

Das ungeahnte Vorhandensein des nordischen Tiefmeeres mit seinen bis an den Nordpol sich erstreckenden Wärmelagen eröffnet der Wissenschaft eine ganze Reihe sehr erheblicher Gesichtspunkte, mit deren Hülfe es gelingen wird, große Fragen der tellurischen Forschung im Zusammenhang zu lösen: an Stelle der eisigen Erdachse nur die eisstarrende, von regulären Strömungen in Bewegung gehaltene Kruste, unter dieser Kruste aber in unermeßlicher Ausdehnung ein wärmehaltender Complex von Wassermassen, die ihre Einwirkung auf den Gesammtcharakter der klimatologischen Erscheinungen ausüben! Auch der den Specialfragen fernstehende Laie, der nur in großen Umrissen das Gewaltige der gewonnenen Entdeckungen ins Auge faßt, wird sich klar darüber, daß hier Vorstellungen, Ausblicke in den Vordergrund treten, die die stolze Befriedigung des Gelehrten vollauf rechtfertigen. Nansen hat auch darin die Thatsachen auf seiner Seite, wenn er seinerzeit behauptete, daß die wirklichen Kältepole der Erde nicht im Eismeere, sondern in zwei, der grönländischen und nordasiatischen Küste nahe gelegenen Punkten zu suchen seien. Speciell in Grönland erwiesen sich seine ehemaligen Meßinstrumente nicht hinreichend construirt, um die niedrigsten Kältegrade, welche unter die ungeheuere Tiefe von 75 Grad C sanken, genau zu registriren.

Soweit sich nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft absehen läßt, besteht die wunderbare Projection der warmen Wassermengen im ganzen Bereich des Polargürtels darin, daß von den Bänken an der Westküste Spitzbergens aus ein warmer, submariner Strom vom nordatlantischen Golfstrom her im offenen Bogen um Spitzbergen herum nordwärts vordringt. Durch vorstehende Combination finden auch die vom „Fram“ aus beobachteten merkwürdigen Auswechselungen zwischen eiskalten und höher temperirten Wasserlagen ihre verständige Erklärung. Man denke an die bedeutenden Mengen Süßwassers, welche die Riesenströme des nördlichen Asiens und Amerika's direct dem Eismeere zuführen! Das Meerwasser steht infolge seines Salzgehaltes der Aneignung niedriger Temperaturgrade widerstandsfähiger gegenüber als das noch obendrein aus den continentalen Kältepolen herrührende Flußwasser. Damit dürfte auch die Erscheinung zusammenhängen, daß die warmen Meeresströmungen sich ausnahmlos in tieferen Lagen fortbewegen und somit ihre Existenz bislang der Forschung unbekannt blieb. Daß die Ausläufer der Golfstrombewegung trotz der enormen Durchmischung mit dem eigentlichen Polarwasser ihre hohe Temperatur noch unter dem 86. Grad n. Br. behaupten, ist in jeder Beziehung überraschend und wirft zugleich ein lehrreiches Bild auf die Mächtigkeit der arktischen Strombewegung im allgemeinen.

Aber auch die vielen, zum Theil gänzlich neuen Aufnahmen über Richtung, Stärke und Stetigkeit der Luftbewegung, ebenso die graduellen Analysen des Salzgehaltes im Polarmeere fügen sich jetzt zu einem Gesammtbilde zusammen, dessen wissenschaftlich-technische Einzelheiten dem Fachmann eine vollkommen sichere Berechnung der polaren Einflüsse auf die klimatischen Verhältnisse der Erde gewähren. Unrichtig wäre es, wollte man gerade hier die erzielten Erfolge ausschließlich dem Gewinnconto der Nansen'schen Expedition zuschreiben. Die dänische Ostgrönlanderexpedition der „Hella“ unter Capitän Ryder, ebenso die viel genannte „Ingolf“-Fahrt unter dem verdienstvollen Capitän Wendel haben äußerst werthvolle und schätzbare Beiträge für die Beurtheilung der Strömungen in den oberen Meeresschichten geliefert. Die jetzige Kenntniß der Meeres- und Luftverhältnisse des gesammten Nordens wird auch ihre praktische Bedeutung zur Geltung bringen. Letztere besteht vor allem darin, daß die europäische Wetterprognose einen gänzlich modificirten Standpunkt einnehmen dürfte. Manchen Definitionen über die Wetterveränderungen und deren Vorhersagung stand die Unkenntniß der polaren Einflüsse im Wege, die man sich im großen Ganzen einheitlicher, conformer vorstellt, als sie thatsächlich den gegenwärtigen Erfahrungen nach sind. Dem entsprechend bildete auch die skandinavische Region bei vergleichenden Constellationen der meteorologischen Factoren einen der unzuverlässigsten, gefürchtetsten „Wetterwinkel“, dessen Launen der vorsichtigsten Wissenschaftlichkeit oft genug ein höhnisches Schnippchen schlugen. Hier ist — dank der Nansenfahrt — endlich das große X in seiner unbekannten Bedeutung realiter aus Licht gezogen und die Prognose der amtlichen Wetterwarten wird künftig einen neuen wichtigen Schlußstein in ihr junges Gebäude einfügen können.

Wir sind mit diesen Betrachtungen auf die speciell meteorologischen Ergebnisse der Fahrt eingegangen. Es liegt hier auf der Hand, daß die Ausbeute Dr. Nansens in dieser Beziehung um so höher bewerthet werden muß, als er der erste war, welcher in ununterbrochener Fortsetzung während einer drei Jahre langen Fahrt die einschlägigen Observationen ausführen lassen konnte. Was das bedeuten will, über diese ausgedehnte Frist eine von Minute zu Minute mit raffinirter Präcision arbeitende Registratur zu besitzen, vermag auch der Laie abzuschätzen. Hiezu kommt, daß in den letzten Jahren die mechanische Construction der wissenschaftlichen Instrumente mit Riesenschritten vorwärts geeilt ist, — Erfahrungen, die mit größter Sorgfalt bei der Ausrüstung im Jahre 1893 in Betracht gezogen wurden. Es wird Jahre bedürfen, ehe das gewonnene Material gesichtet, collationirt und wissenschaftlich fruchtbringend angewendet sein wird. Sind doch die Aufnahmen vom 65. bis 86. Grad n. Br. nach jeder fachwissenschaftlichen Seite hin chronologisch so angelegt, daß zur Theilnahme an ihrer Ausbeute die Vertreter aller Specialdisciplinen berechtigt sind. Was die atmosphärischen Vergleiche anbelangt, so verdient bei dieser Gelegenheit mit erwähnt zu werden, daß die Kältegrade in directer Spirale nach dem Nordpol zu in abnehmender Curve sich bewegten. Während Grönland und Sibirien Kältegrade bis zu 75 Grad Celsius unter Null besitzen — so u. a. am Jana-Fluß — hat Nansen zwischen dem 79. bis 86. Grad n. Br. das Thermometer nie unter 51.18 Grad sinken sehen; die durchschnittliche Temperatur beträgt selbst im Winter nicht mehr als 34 bis 38 Grad, d. h. also eine Kälte, die in Orten wenig über St. Petersburg, ferner in Haparanda gar nicht selten beobachtet worden ist. Die wissenschaftliche Scherzfrage, ob das „Klima“ der Nordpolregion die Existenz menschlicher Lebewesen gestattet, ist damit, wie man sieht, durch Nansen und dessen Begleiter auf der Kajaktour in bejahendem Sinne gelöst. Hätte es den beiden Reisenden dort oben nicht leider an dem so nöthigen Seehundspeck nebst Bärenfleisch gar so sehr gemangelt, so ließe sich selbst im allerentlegensten Norden ein ganz erträgliches und behagliches Leben — nach Estimobegriffen führen.

Digitized by Google

Da wir vorhin die praktische Nutzung der Expeditionsergebnisse berührt haben, sei es erlaubt, auf eine andere, materiell nicht minder bedeutsame Entdeckungsfrage hinzuweisen. Diese betrifft die Observationen über den Erdmagnetismus. Die für die einschlägigen, äußerst subtilen Observationen benöthigten Instrumente waren unter Angabe und Vorschrift des hochverdienten Leiters der Hamburger Seewarte, Hrn. Geh. Admiralitätsraths Professor Dr. Neumayer, hergestellt worden. Ihre Bedienung lag dem militärischen Begleiter der Expedition, Premierlieutenant Scott Hansen, ob. Letzterer hat sofort nach Rückkehr der Expedition Veranlassung genommen, Hrn. Geheimrath Neumayer in Hamburg aufzusuchen, um demselben über die generellen Ermittelungen der Expedition Nachricht zu geben. Wie bekannt, begibt sich Dr. Nansen nach Abschluß seiner Reisebeschreibung persönlich nach Hamburg, um dem hochverdienten Gelehrten seinen ausführlich gegliederten Bericht zu überbringen. In den Kreisen der Physiker vom Fach wird den Einzelheiten der erdmagnetischen Feststellungen mit lebhafter Spannung entgegengesehen. Praktische Bedeutung hat übrigens die Beobachtung des Erdmagnetismus insofern, als die Anwendung des Compasses durch die eisernen Schiffsbauten der Gegenwart erhebliche Schwierigkeiten verursacht. Nansen hegt die Ueberzeugung, daß es an der Hand des vorliegenden Materials gelingen wird, dieser Frage, welche für die Schiffahrt von weittragendem Interesse erscheint, positiv näher zu treten. — In Verbindung mit dem Erdmagnetismus wurde durch den Arzt der Expedition, Dr. Blessing, eine erschöpfende Reihe von Beobachtungen über das Auftreten und die Intensität des Nordlichtes gemacht. Nansen selbst erzählt, daß der Eindruck der flackernden Lichtsäulen in ihrer majestätischen Großartigkeit, daneben die bläulich schimmernden Gipfel der bizarr aufgethürmten Eisberge, das brausende Geheul des Polarmeers in seiner wilden, schaurigen Unermeßlichkeit einen überwältigenden Eindruck hervorgerufen habe.

Von rein geographischem Interesse ist die Auffindung einer Anzahl neuer Inseln, die bereits wiederholt durch die Tagespresse besprochen und erläutert worden sind. Hierin liegt aber der für die engere Wissenschaft, wir wollen nicht sagen geringwerthigste, aber doch am wenigsten materiell in Betracht kommende Erfolg. Bedeutsamer war jedenfalls die Entdeckung, daß Sibirien seinerzeit ein Theilcomplex in der Eisperiode war, was bis heute kein Entdecker hatte authentisch feststellen können.

Ueber die technische Seite der Expedition haben wir uns bereits ausgelassen. Hier hat Nansen sowohl als Gelehrter wie auch als Mann der frischen Praxis ein glänzendes Zeugniß seiner hohen Befähigung abgelegt. Es wird die Leser interessiren, den gefeierten Forscher selbst reden zu hören. Nansen erzählt:

„Die Erfahrungen, welche in der Fahrtlinie des Schiffes im Polarmeere gemacht werden konnten, zeigen, daß die Grundidee — eine pragmatische Erkundung der hochnordischen Verhältnisse — glücklich zur Ausführung gebracht worden ist. Die Bauart des Schiffes kann als eine solche betrachtet werden, daß durch dieselbe die äußere Form künftiger Polarreisen ein für allemal gegeben wurde. Die Kajaktour, welche sich an die Fahrt anschloß, hat weiter gezeigt, in welcher Art sich in den polaren Regionen selbst dort überall ein freies, ungehindertes Vordringen ermöglichen läßt, wo das eingeschlossene, mechanisch der Trift folgende Schiff eine freie Evolution nicht mehr erlaubt. Diese Erfahrungen legen den Grund zu weiteren Expeditionen, bei denen ebensowenig wie auf dem „Fram" die Schicksale von Menschenleben überflüssiger Gefahr ausgesetzt werden sollen."

Auf die Frage des Berichterstatters, ob zu diesen künftigen Polarfahrten eine Wiederholung der Expedition nach dem Nordpol seitens des Forschers selbst zu rechnen sei, antwortete Dr. Fridtjof Nansen schnell und bestimmt:

„Warum eine Wiederholung? Der Nordpol ist ein geographischer Punkt. Die Kenntniß seiner unmittelbaren Umgebung genügt mir — angesichts der großen Opfer, die die erste Expedition erforderte — unbedingt. Jetzt aber" — ein zuversichtliches Lächeln spielte bei diesen Worten um die Züge des Gelehrten — „kommt der Südpol an die Reihe. Dort winken größere Aufgaben. Ihnen gerecht zu werden, soll mein nächstes Ziel sein!"

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. Die Neugestaltung des bayerischen Heimathgesetzes durch die Novelle vom 17. Juni 1896 hat eine Umarbeitung der von Regierungsrath Dr. Max Pöbst unternommenen Handausgabe dieses Gesetzes veranlaßt. (München, C. H. Beck.) Die Aenderung beschränkt sich im ganzen auf Einfügung der neuen Bestimmungen und Nachtrag des inzwischen angefallenen Materials an Entscheidungen; außerdem ist noch ein zusammenhängender Abdruck des Gesetzestextes vor dem commentirten Text eingefügt, eine Anordnung, die sich, den Wünschen der Praktiker entsprechend, in den neueren Commentaren immer mehr einbürgert. Ein Mangel, der dieser Ausgabe unsres Heimathgesetzes wie den übrigen anhaftet, ist darin gelegen, daß die früheren Gesetze über die Heimath nicht in ihrem Wortlaut angeführt sind (auch die große Ausgabe des Gesetzes vom gleichen Verfasser wie die Negri'sche Handausgabe genügen hier den Bedürfnissen nicht vollständig). Da nach dem geltenden Heimathrecht jede Person, so lange sie nicht eine selbständige Heimath erwirbt, dort beheimathet ist, wo ihre Eltern beheimathet sind oder waren, ist es sehr häufig, daß bei Heimathstreitigkeiten auf die früheren Bestimmungen zurückgegriffen werden muß. Ihr Abdruck hätte nicht allzuviel Raum beansprucht und mußte schon darum nothwendig erscheinen, weil die zu diesen Gesetzen ergangenen verwaltungsgerichtlichen Entscheidungen zur Wiedergabe gekommen sind.

γσ. Professor Schweinfurth über den Sudan.[1]) Während die Welt des Orients in einer Krisis begriffen ist, im fernsten Osten Asiens sich schon ein neuer Culturkeim gebildet hat, muß auch der „dunkle Continent" nach viehundertjähriger Abwehr dem Angriff europäischer Gesittung Thür und Thor mehr und mehr öffnen. Doch nur dort hatte europäischer Angriff Erfolg, wo der afrikanische Erdtheil durch die Küstenländer zugänglich ist. Ueber den ägyptischen Sudan indessen, der solcher Küstenländer entbehrt, beherrschen heute noch Vorstellungen die europäische Welt, die aus Berichten längst verstorbener Reisenden geschöpft sind. Erst seit dem Aufstand des Mahdi vor nunmehr 16 Jahren ist wieder ein lebendigeres Interesse am Sudan erstanden. Doch dieser Krieg, der durch Hungersnoth und Verwüstung die Bevölkerung des Sudan, die zu dessen Beginn auf 8 Millionen angewachsen war, auf ein Drittel dieser Zahl zurückbrachte, hat zugleich alle Ansätze europäischer Gesittung, die durch Aegypten eingedrungen waren, wieder völlig vernichtet. Alles in allem hat diese Erschütterung in dem alternden Afrika kaum viele Folgen hervorgebracht, und in dieser Welt, wo ein Jahrhundert dem anderen gleicht, besteht kein nennenswerther Unterschied der Entwicklung, ob nun der Sultan, der Chedive oder der Mahdi herrscht. Diese Länderstrecken des Sudan stellen sich als eine abgewirthschaftete Welt dar; zwischen Wüste und Tropengürtel gelegen, sind sie Zeugen der Vergangenheit in der Geschichte der Erdoberfläche. Mit dem häßlich nach Sudanese gebildeten Worte „Sudanesen", statt Sudaner, ist bei uns, seit Bewohner des Sudan in unsre schwarze Truppe aufgenommen wurden, viel Mißbrauch getrieben worden; denn nach Religion, Sitte und Abstammung sehr verschiedene Stämme bewohnen den Sudan; gewöhnlich bezeichnen wir die Nigritier im Westen als „Sudanesen", Sudan selbst bedeutet: „schwarze Männer". Im Verhältniß von Land zu Meer erscheint die afrikanische Ländermasse als plump, auf eine kaum zu Afrika in Beziehung stehende Nordküste folgt eine 1500 Kilometer breite Wüste, an die sich ein fast wie ein Weltmeer and schwerer selbst zu überwindendes Plateau mit salzigen Niederungen anschließt, tellurische Erscheinungen, wie sie auch im Südwesten des Continents sich ähnlich finden. Der Sudan,

1) Nach einem am 19. October in der „Deutschen Colonial-Gesellschaft" (Abtheilung Berlin-Charlottenburg) gehaltenen Vortrage.

Digitized by Google

gischen dem 5. und 18. Breitengrade gelegen, erstreckt sich in einer Länge von 500 Kilometer oder 20 Tagereisen. Hier herrscht der Islam. Der Westsudan, von Negerstämmen eingenommen, schließt sich an die Nigergebiete, den eigentlichen centralen Sudan aber an das Land der Nigritier an, während der Ostsudan, das Hinterland von Aegypten, einst durch Mehemed Ali dem Lande erobert ward. Hier treten uns abgewaschene Ränder der Gebirge, ähnlich wie an der öden nubischen Küste, entgegen, die Granitkuppen der Gebirge sind sehr flach und gesenkt, überhaupt hat hier schon eine sehr starke Ausgleichung der Niveauverhältnisse stattgefunden, und die Wüste gewinnt an Terrain. Sandstürme und unvermittelter Witterungswechsel plagen hier den Reisenden und die Truppen hatten während der Dongola-Campagne nicht wenig unter den Erscheinungen von Sandlawinen zu leiden. Das Land ist völlig gegen die Außenwelt abgeschlossen und James Bruce, der schon vor 175 Jahren die Schrecken des Samums in diesen Regionen geschildert, stellt Krieg und Verrätherei als die Hauptbeschäftigung der Eingeborenen dar, die der Himmel ob ihrer Schlechtigkeit in dieses verdammte Land gesetzt habe, „um ihnen schon auf Erden einen Vorgeschmack der ewigen Verdammniß zu geben“. Der Sudan ist nicht das Land der Verheißung: Bäume ohne Schatten, die Lustspiegelung des „Gazellenflusses“, des Bahr el Gazar, der beim Herannahen vor dem Wanderer stets zurückweicht, in den Bergen ein lümmerliches Volk mit kärglicher Nahrung und Wassermangel, saftige und bittere Gewächse, deren Anblick bald grün, bald grau erscheint, eine entsetzliche Menge von Insecten und Parasiten, die hier den Menschen quälen, haben diesen selbst boshaft und tückisch gemacht; in dem Haß gegen alles Fremde, den der Bewohner des Sudan hegt, liegt ja die große Kraft des Mahdismus. Der Mohammedismus ist hier besser eingedrungen, als es das jakobitische Christenthum einst vermochte, allein es sind Mohammedaner eigener Art, die wir hier finden und an denen der gläubige Moslem wenig Freude haben mochte, wie ja auch das abessynische Christenthum seine eigene Form sich geschaffen hat. Barbarische, in Aberglauben verkehrte Religionsverwilderung herrscht im Sudan. Amulette in Lederläschchen, die angeblich den „Jem Nilah“, d. h. den Namen Gottes, tragen sollen, in Wirklichkeit jedoch mit kabbalistischen Beschwörungsformeln bedeckt sind, finden wir überall, namentlich Kinder und Pferde sind oft über und über damit bedeckt; auch ist der Hexenglaube weit verbreitet, so sollen namentlich Weiber die Gestalt von Hyänen annehmen, und wenn ein Sklave aus seinem Blacke ausbricht, so gilt er als „Wolf“. Die sonst dem Islam fremde Priesterclasse fördert diesen Aberglauben, sie schreiben vorwiegend Amulette, diese Talire, und besitzen im südlichen Nubien ofe ganze Schuldöfer, in denen sie die Jugend Koransprüche schreiben lehren. Wenige unter ihnen sind jedoch im stande, einen Brief zu schreiben, und sie ermangeln gänzlich einer theologischen Ausbildung; nichtsdestoweniger treiben sie alles mögliche, besitzen neben ihren Schulhäusern nicht selten Trinkhäuser und manche treiben in Chartum einen schwunghaften Handel mit weiblichen Sklaven. Sie sind die eigentlichen Träger der mahdistischen Bewegung, aus ihnen erhoben sich jene Irren, die sich für den Messias ausgaben, und hier liegt eine schwer zu überwindende Macht der Abwehr gegenüber der Habgier und dem Wissensdrange der Europäer, die hier auf Mangel und nahezu unglaubliche Geduld im Ausharren stoßen. Die Gebiete des Sudan konnten für uns allein durch Aegypten erschlossen und zum Absatzgebiet gemacht werden. Allein die großen Kosten, die eine solche Erschließung forderte, konnten Aegyptens Finanzen auf die Dauer nicht tragen; dem Betriebe von Bergbau und Eisenbahnen im Sudan stellt sich der dortige Mangel an Brennmaterial als Hinderniß in den Weg. Die Kosten der Dongola-Expedition, die man auf rund 15 Millionen Mark bisher veranschlagt, sind ein Beweis für die Schwierigkeit des Vordringens in diese Gebiete. Alles indessen, was seit 65 Jahren von Aegypten im Sudan geleistet, mußte von neuem begonnen werden, da jede Spur der Cultur dort ausgetilgt ist, und dieses Land ist in seiner jetzigen Lage für solche Leistung durchaus nicht fähig. Der Sudan, als Aegyptens Hinterland, bedeutete für Mehemed Ali's Land viel. Er bot ihm Ausnutzung der Steuerkraft, Rekrutenmaterial für seine Kriege, wofür die arabisirten Hamiten in Aegypten nicht zu verwenden waren, beförderte den Handel und steigerte so die Zolleinnahme. In den Sudan hinein konnten die Producte der ägyptischen Landwirthschaft Absatz finden, endlich diente er zur Deportation von Verbrechern. Zudem konnte bei einer Hebung des Verkehrs von Aegypten aus eine Entwicklung des Wasserbetriebs auf den oberen Nilzuflüssen erhofft werden. Allein, obschon Aegypten viel Steuern erpreßte, so lieferte von den 12 Provinzen des Sudan unter Gordons Verwaltung allein die Dongola-Provinz Ueberschüsse, weil dort wenig Militär lag. Die Eroberung war zu weit ausgedehnt worden, und die Verwaltung genügte nicht. Mehemed Ali und sein Sohn Ismael haben das kostbare Menschenmaterial für den Sudan, das sie auf Raubzügen, erst später in humanerer Weise für ihre militärischen Kräfte herangezogen, unnütz, zum Theil verschwenderisch aufgebraucht; alle diese Schilluk, Nam-Nam und andere Sudanstämme bildeten neben den auf ihre arabische Abstammung stolzen Schegir, der Reiterei Ismaels, die Heere dieses Herrschers, und oft haben gerade diese Reiter in den vierziger, fünfziger und sechziger Jahren bei den furchtbaren Revolten unter den schwarzen Regimentern jene ihre eigene Infanterie zum Theil vernichten müssen. Allein das Land ist seit dem Aufstande des Mahdi noch mehr, namentlich auch wirthschaftlich, verödet worden. Die kaum mehr nennenswerthe Segelschiffahrt auf dem Nil, die Verödung der Hafenplätze von Kairo, wohin noch 1883 für 40 Millionen Mark Kautschuk gelangte, geben den deutlichen Beweis des Verfalles. Dazu kommt die im fiscalischen Interesse angeordnete Unterdrückung des Tabakbaues im ägyptischen Sudan. Das Reich des Mahdi, dem das westliche Darfur und die Aequatorialprovinz noch fehlen, umfaßt 1 Million Quadratkilometer, ist also doppelt so groß als Deutschland. Doch seine wirthschaftlichen Leistungen sind unter ägyptischer Herrschaft niemals groß gewesen. Gummi Arabicum, der Hauptausfuhrartikel des Sudan, betrug 1883 4 Millionen Mark im Werthe, Elfenbein 2 bis 3 Millionen, Straußenfedern 1½ Millionen Mark, wie winzige Ziffern neben Lagos! Dazu kommen noch Tamarinde, Sesam, Moschus, Zibet, Datteln aus dem Nil-Gebiete, sehr wenig Baumwolle; der Ackerbau des Sudan producirte nur zum inländischen Austausch. Das beste Kennzeichen für die dort herrschende Barbarei erhellt aus der Thatsache, daß der Kornwerth oft in einem Jahre auf das Zwanzigfache seines Preises stieg. Der Versuch, die sehr minderwerthige Baumwolle anzubauen, mißlang trotz mehrfacher Ansätze; nur 1863/64, als in Folge des amerikanischen Seecessionskrieges der Preis der Baumwolle auf das Zehnfache stieg, producirte das Nilthal ein ansehnliches Quantum. Man kann die minderwerthige Baumwolle hier nicht, wie es in Indien geschieht, durch Spinnereien im Großbetrieb, wozu die Capitalien fehlen, als gebrauchsfähig auf den Markt bringen. Die Baumwolle muß heute auf den Markt von Chartum gebracht werden aus den Häfen des Rothen Meeres, der Tabak aus Persien; denn die ägyptische Landwirthschaft producirt nur Reis, Datteln, Linsen und Rohrzucker, die eigentlichen Culturpflanzen fehlen noch vielfach im Sudan. Dazu kommt die geringe Fähigkeit des Aegypters als Colonisator. Schon bei den ersten Nil-Kataraikten empfindet er sich als Fremdling im Lande, er verträgt nicht den Wechsel der Klimate und das Klima des Sudan ist giftig, südlich von Dongola ist es mörderisch wegen der geringen Erhebung des Bodens namentlich, und deßhalb wird weder der Aegypter noch irgend eine europäische Race jemals den kärglichen Boden des Sudan zu colonisiren im stande sein, während die Gebiete der heidnischen Negerstämme des Westsudan dem Europäer weit weniger ungesund sind. In der Nähe des dritten Nil-Kataraikts, dort, wo die Engländer auf den Feind trafen, ist im Verhältniß das Klima für den Europäer noch am erträglichsten; doch hat es Regenzeiten gegeben, wie im Jahre 1870, wo alle Europäer im Sudan zugrunde gegangen sind. Die Griechen namentlich, dann die Osmanli, die sich auch heute in Aegypten in der gedeihlichsten wirthschaftlichen Position befinden, sind noch am ehesten physisch geeignet, hier zu colonisiren; allein sie weisen hohe Anforderungen von sich. Auch die Nubier und Araber sind vermöge ihrer großen Anpassungsfähigkeit gute Ansiedler, die ersteren befinden sich in gedeihlicher Lage und haben ihre Zahl im Laufe des Jahrhunderts verdoppelt; sie sind unternehmungslustig und stehen im Handel in Chartum mit in erster Linie. Der Begleiter des Vortragenden auf seinen vielen Zügen im Sudan war ein Nubier. Schweinfurth stellt für die Cultivirung neuer Ländern den Satz auf: Vermehrt die Zahl der Menschen, so daß diese ihr Brod finden, dann wird das Land gut; denn der Mensch ist das kostbarste in jedem Lande. Er warnt vor dem Unternehmen unausführbarer Eisenbahnen, deren Gründung heute überall in erster Linie steht, wo es sich um die Hebung colonialer Gebiete handelt. Die Ertragsfähigkeit des Bodens in den Gebieten des „Weißen Nils“, wo nur 22 Hektoliter Weizen auf den Hektar zu rechnen sind, und wo die Alluvionen, die der „Blaue Nil“ hat, nicht zu wirksam sind,

Digitized by Google

kann nach Schweinfurths Ansicht kaum gesteigert werden. Viel hat Zömack unternommen, das meiste ist an dem Mangel an Mitteln gescheitert; er hat auch versucht, Chinesen in die Gegend von Kassala zu importiren, um aus diesen eine Rasse von Feldarbeitern zu ziehen, allein auch dies ist, wie vieles andere, mißlungen. Die größte Rolle spielt Interessen heute im Sudan neben den Körnerfrüchten, das Sorghum. Es ist die Zuckerhirse; sehr reich an Zuckergehalt, übertrifft es hierin das Zuckerrohr und kann so für Südamerika in Zukunft zu großer Bedeutung gelangen, zumal es nicht 18 Monate wie das Zuckerrohr bis zur Reife braucht; aus dem getrockneten Stengel bereitet man eine Marmelade. Dieses Sorghum, nach Amerika eingeführt und dort richtig gezüchtet und bearbeitet, kann eines Tages unsrer Zuckerindustrie sehr gefährlich werden. Schweinfurth stellte zum Schluß seines Vortrages ein bescheidenes Zukunftsideal auf, als man es sich sonst anzumalen pflegt. In sehr ferner Zukunft, meinte er, wird auch das tropische Afrika in den Dienst der Menschheit gestellt werden müssen: wenn der Süden durch Raubbau an Körnerfrüchten, die er heute liefert, erschöpft sein wird und bei uns nur etwa noch der Anbau von Oelfrüchten lohnend sein wird, dann dürfte das Sorghum das Nahrungsmittel für die Massen der Bevölkerung, „das Brod der Zukunft", werden.

* **Berlin.** Zum Nachfolger des nach Kairo gehenden Prof. Dr. Moritz ist als Bibliothekar des Orientalischen Seminars der Docent der semitischen Philologie in Halle Dr. August Fischer berufen worden. — Geh. Rath Emil du Bois-Reymond theilt jetzt mit, daß er seine Vorlesungen halten und am 3. November beginnen werde. — Der ständige Secretär der Akademie der Wissenschaften, Geh. Rath Prof. Dr. Auwers, erhielt vom Kaiser die große goldene Medaille für Wissenschaft.

* **Zürich.** Prof. Edwin Klebs, der zuletzt die hiesige Professur der pathologischen Anatomie inne hatte und im vorigen Jahre nach den Vereinigten Staaten auswanderte, hat dort die Lehrthätigkeit wieder aufgenommen. Er ist als Professor der Pathologie an das Rush medical College zu Chicago berufen worden.

* **Paris.** Am 24. October fand im Institut de France die feierliche Jahressitzung der fünf Akademien statt. Der Vertreter der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, Renaisson-Vollien, führte diesmal den Vorsitz und sprach die Eröffnungsrede, worin er mit Stolz und Dankbarkeit auf den Besuch des Zaren in der französischen Akademie hinwies. Dann las Larroumet als Rapaer der Kunstakademie eine Arbeit über das Fest der großen Dionysien im alten Athen vor. Ihm folgte Dienlafoy von der Inschriftenakademie mit einem Vortrage über das Prophetenthum von Samuel bis herab auf die heutige Heilsarmee. Die Akademie der Wissenschaften war durch Jaussen vertreten, welcher eine Arbeit über die Epochen in der astronomischen Geschichte der Planeten mittheilte. Das Glanzstück der Sitzung war der letzte Vortrag, derjenige nämlich von Jules Lemaitre von der französischen Akademie über die „Snobs". Der Snobismus besteht nach Lemaitre in der Verbindung einer fast rührenden geistigen Zügsamkeit und der lächerlichsten Eitelkeit. Demnach sind die Snobs keine unnützen Leute, da sie meistens am Fortschritt mitwirken. Wenn die Snobs heute wuchern, so ist das insofern ein gutes Zeichen, als man daraus schließen darf, daß sich noch selten so viele Menschen für die Literatur und Kunst interessirt haben. „Und darum," so schließt Lemaitre seine geistreiche Plauderei, „habe ich Ihnen mit Schonung von den Snobs gesprochen."

et. **Padua.** Die Restaurationsarbeiten an Giotto's weltberühmten Fresken in der Cappella dell' Arena nähern sich dem Ende. Das mächtige Holzgerüst, welches bis dahin das Studium eines Theils der Fresken unmöglich machte, ist jetzt ans Ende des Langhauses gerückt und wird demnächst ganz in den mit minderwerthigen Arbeiten gezierten Chor gebracht werden, die besonders durch Zerstörung gelitten haben. Das Municipium von Padua, dem die Sorge für Giotto's Meisterwerke ausschließlich obliegt, hat die Arbeiten allerdings langsam und mit schwachen Mitteln, aber bis heute mit anerkennungswerthem Verständniß ausführen lassen. Kein fremder Pinsel hat die keuschen Farben des großen Florentiners berührt, der moderne Restaurator mußte sich im wesentlichen mit einer Sicherung des noch Vorhandenen begnügen. Größere Arbeiten wurden überhaupt nur an zwei Fresken rechts vom Eingang vorgenommen: „Christus unter den Schriftgelehrten" und „Christus das Kreuz tragend", wo man, um der zerstörenden Wandnässe zu wehren, die Gemälde aussägte und sie durch messingene Platten geschützt und so kunstvoll wieder in den Rahmen einfügte, daß den meisten Besuchern diese Operation sicherlich entgehen wird. Von Giotto und Schonig gereinigt, in ihrer alten schlichten Schönheit ungekränkt, sind die Fresken der Arenacapelle noch treuere Zeugen von dem großen Genius ihres Meisters, als selbst die umfassenden Bildercyklen Giotto's in San Francesco in Assisi. Führt uns der Meister dort mit durchdringender Gestaltungskraft die Geschichte seines einzigartigen Helden nur Augen, so will hier das Auge des Besuchers sich nicht sättigen an der edlen ernsten Schilderung des Lebens Christi. Ein einheitlicher Geist erfüllt auch dieses Heiligthum der Kunst, wo noch heute der Stifter Scrovegno im Marmorsarkophag im Chore ruht und sein lebensvolles Steinbild in einer Nische der Sacristei am alten Platze steht. Eine neue methodische Inhaltsübersicht der Malereien in der Capelle ist soeben verfaßt und liegt mit den nur in der Capelle selbst erhältlichen photographischen Aufnahmen beim Custodeo aus.

* **Dorpat.** Der Historiker Prof. Dr. Richard Hausmann erhielt nunmehr endgültig seinen Abschied aus dem Dienste der baltischen Hochschule, an der er ein Vierteljahrhundert nützlich, namentlich in den historischen Hülfswissenschaften, gewirkt. Die Nachricht, daß er zum Ersatz einen Lehrstuhl für heimische Archäologie erhalten werde, bestätigt sich nicht.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 24. bis 25. October folgende Schriften eingegangen:

Berliner Musik-Kritiker-Spiegel. Ein Mal für Componisten. Leipzig, Friedrich Hofmeister. — Hans v. Bülow: Briefe und Schriften. Hggb. von Marie v. Bülow. 3. Bd.: Ausgewählte Schriften. 1850—1892. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1896. — Felix Dahn: Vom Chiemgau. Historischer Roman aus der Völkerwanderung (n. 596 n. Chr.) (Kirine Romane aus der Völkerwanderung. IX.) Ebd. 1896. — E. Hirundo: Jutta; Der Staatsanwalt. Erzählungen. Ebd. 1896. — Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M. Hggb. vom Akademischen Gesammt-Ausschuß. N. F. 12. Bd. Jahrg. 1896. Heft 3/4. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. — Julius Rissert: Huttens erste Tage. Schauspiel. Leipzig, Walther Fiedler 1896. — Dr. C. Steinbrecht: Die Wiederherstellung des Marienburger Schlosses. Mit 9 Abbildungen. Berlin, Wilhelm Ernst u. Sohn 1896. — Alphonse Kinsky: Vier Jahre in der Fremdenlegion. Nach Selbsterlebnissen erzählt. Bearbeitet von Albert Jäger. Berlin, Th. Schoenfeld 1896. — Julius Waldemar Grosse: Ursachen und Wirkungen. Lebenserinnerungen. Braunschweig, George Westermann 1896. — Kennst du das Land? Büchersammlung für die Freunde Italiens hggb. von Julius A. Haarhaus. Prospect. Leipzig, C. G. Naumann. — Illustrirter Oesterreichischer Volkskalender 1897. 53. Jahrg. Redigirt von F. Armin. Mit literarischen Beiträgen und Bildern. Wien, Moriz Perles. — Asbjelms Jagd- und Forst-Abreiß-Kalender für 1897. Berlin, Ferd. Asbjelm. — Asbjelms Bismarck-Kalender für 1897. Ebd.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Arthur Schopenhauers

Sämtliche Werke

in zwölf Bänden.

Mit Einleitung von **Dr. Rudolf Steiner.**

In 6 Leinenbände gebunden 12 Mark.
In 6 Halbfranzbände gebunden 18 Mark.

Diese neue Ausgabe von Schopenhauers sämtlichen Werken, welche auch das Wesentlichste aus seinem Nachlasse enthält, bietet einen zuverlässigen Text bei schöner Ausstattung und billigem Preise. Die Anordnung der Schriften in unserer Gesammtausgabe folgt der Angabe, die Schopenhauer in seiner letztwilligen Verfügung darüber gemacht hat, in welcher Reihenfolge seine Werke gelesen werden sollen. (14758)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 27. October. Nummer 249.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Siedelung und Agrarwesen nach A. Meitzen. Von G. F. Knapp. — Mittheilungen und Nachrichten.

Siedelung und Agrarwesen nach A. Meitzen. [1])

Das umfassende Werk, großartig angelegt, wie der verwickelte Titel errathen läßt, handelt von den agrarischen Alterthümern des nördlicheren Europa's und zwar sozusagen erschöpfend, denn es dürfte schwerlich ein wichtiger Gegenstand unberührt geblieben sein. Hören wir doch sogar von der ursprünglichen Ausbreitung der Iberer, die aus seltsamen Steinsetzungen erschlossen wird; von Pfahlbauern am Ufer der größeren Seen; von nordwärts gedrängten Finnen; von Kelten, die erst später nach Westen geschoben wurden; auch der römische Pfahlgraben, der durch das südliche Deutschland läuft, wird besprochen, und es fehlt sogar die ausführliche Betrachtung der Häuserformen nicht. Jedenfalls haben wir das an Thatsachen reichste Werk vor uns. Man sieht, es ist die Frucht eines ganzen Lebens. Mit dem herzlichsten Danke müssen wir den Verfasser begrüßen, der ein Sammlerleben auf diese Weise seinen Landsleuten fruchtbar macht.

Unsre deutsche Art der Gelehrsamkeit, zur Compilation geneigt wie sie ist, läßt erwarten, daß hier zunächst alle monographischen Arbeiten ausgebeutet sind. Dies ist allerdings der Fall, denn es ist dem Deutschen schwer, diese Pflicht unerfüllt zu lassen. Aber daneben liegt hier noch eine ganz andere Leistung vor und hierin wird man Meitzens stärkste Eigenthümlichkeit erkennen: ein ganz neuer Quellenkreis ist für die Forschung über Agrarwesen und Völkerwanderung erschlossen, nämlich das Studium der Gemarkungskarten.

Solche Karten, die man wegen des wichtigsten Bestandtheils der Gemarkung auch Flurkarten nennt, hat allerdings der Däne Olufsen und nach ihm unser alter Meister Georg Hanssen bereits sinnvoll zu betrachten gelehrt. Aber dabei waren immer nur gewisse Gemarkungen, zufällige, einzelne, im Spiel. Meitzen hingegen hat die Untersuchung der Gemarkungen systematisch betrieben; er hat die ausgedehntesten Länderflächen lückenlos durchforscht und die allerwichtigsten Unterschiede herausgefunden und so auf der Karte Europa's Grenzlinien und Verbreitungsgebiete entdeckt, von denen wohl niemand bisher eine Ahnung hatte.

Man stelle sich vor, was das heißt! Ich meine nicht die endlose Arbeit, in Katasterbehörden eine Karte nach der andern zu beschauen, die lehrreichsten auszuwählen und Copien davon zur Sammlung zu legen. Dies muß eine ganz unerhörte Arbeit gewesen sein, von der ich aber gar nicht rede. Ich meine vielmehr: es ist eine ganz bedeutende That, für historische Fragen eine besondere Art von Quellen — eben die Gemarkungskarten — aufzuschließen, an die bis dahin eigentlich niemand gedacht hatte. Man quälte sich mit Auslegung dunkler Stellen aus Tacitus und Cäsar; man würfelte die Völkernamen aus Pytheas und Strabo zu immer neuen, aber nichtssagenden Anordnungen zurecht und legte philologisch den Sinn von Ortsnamen aus. All dies ist ganz gut. Aber wenn von Gemarkungskarten was zu lernen ist, so haben diese den Vorzug, daß sie lückenlos zur Verfügung stehen, zweifellos echt und ungemein ausgiebig an Inhalt sind. Meitzens Erfolg auf diesem Gebiet des Quellenaufschlusses ist so groß, daß binnen kürzester Zeit jedermann erstaunt fragen wird, wie es möglich gewesen sei, die Urgeschichte ohne Gemarkungskarten zu studiren; und das merkwürdige daran wird sein, daß es erst Meitzen gethan hat.

Um nur gleich ein Beispiel anzuführen: es ist bekannt, daß die Westfalen vielfach, sogar vorwiegend, in Einzelhöfen wohnen, während sonst, z. B. auch bei den Ostfalen, Dörfer üblich sind. Wo ist nun die Grenze des Einzelhofgebietes? Dies ist nur durch Studium hinreichend deutlicher Karten und, wenn die Generalstabskarte nicht mehr reicht, durch Gemarkungskarten der Katasterbehörden festzustellen. Die Grenze läuft bekanntlich, was Osten und Süden betrifft, an der Weser hinauf nach Rinteln, und von da westlich abbiegend nach Neuß am Rhein. Und innerhalb des Einzelhofgebietes gibt es wieder eine Ausnahme, das heißt eine Dörfergegend: es ist dies der sogenannte Hellweg, ein Landstrich in der Nähe von Dortmund.

Gesetzt nun, die Art der Besiedelung stehe in innerem Zusammenhang mit Volksart, Abstammung und vorhistorischen Ereignissen: so ist hier ein Quellenkreis erschlossen, welcher noch redet, während sogar Schillers „tausend Steine" verstummen, „die man aus dem Schoß der Erde gräbt".

Da nun die neu hinzugekommenen Quellen eben jene Gemarkungskarten sind, so wird Meitzen wohl da am siegreichsten sein, wo er Fragen geographischer Verbreitung behandelt. Hier kann ihm eigentlich niemand widersprechen, denn niemand hat größere Erfahrung als er. Es muß Jahrzehnte dauern, bis jemand hier überhaupt nur etwa nöthige Berichtigungen beifügt. Bis dahin werden wir die Uebersichtskarte, die am Anfang des beigegebenen Atlanten steht, als maßgebend annehmen, und selbst wenn Einzelnes hinzukommen sollte, wird jeder Kenner nur von Meitzens Grenzenziehung reden. —

Nicht ganz so „streitfrei", um sein Lieblingswort hier zu gebrauchen, werden die Anschauungen Meitzens über die Uranfänge unsrer Landwirthschaft bleiben. Aber das ist nicht seine Schuld. Sobald man über das Beweisbare hinausgeht, fangen die persönlichen Neigungen, die Weltanschauung, die Individualität an, sich hineinzumischen.

[1]) August Meitzen, Wanderungen, Anbau und Agrarrecht der Völker Europa's nördlich der Alpen. Erste Abtheilung: Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slaven. 3 Bde. und ein Atlas. Berlin, Wilhelm Hertz 1895. — (Meitzens vielseitiges Werk ist schon in Beilage Nr. 133 vom 11. Juni d. J. von dem Germanisten Gisard Hugo Meyer besprochen worden; es verdient aber eine wiederholte Betrachtung, und gleich damals ward gesagt, daß ein entscheidendes Urtheil darüber nur dem Agrarhistoriker zustehe. D. Herausg.)

Digitized by Google

Man möchte faſt zweifeln, ob hier Einigung erreichbar ſei. Immerhin verſuche ich wenigſtens zu ſagen, worin ich abweiche, um auf dieſe Weiſe ungefähr die Linie zu ziehen, wo das Bewieſene aufhört und die Freiheit des Meinens fortbeſteht.

Wer ein Bekenntniß darüber ablegt, wie er ſich die Uranfänge unſrer Seßhaftigkeit und unſres Ackerbaus denkt, der wird vorſichtigerweiſe mancherlei unterſcheiden. Die Stämme, aus deren letzter Miſchung während der ſogenannten Völkerwanderung ſchließlich die Deutſchen hervorgegangen ſind, kamen aus fernen Gegenden hergewandert — aber ſie waren deßhalb nicht Nomaden. Es ſind vielmehr Völker geweſen, die vor ihrem Aufbruch wohl mit dem Ackerbau bekannt waren, die nur aus irgend einer Noth neue Gebiete zum Wohnen aufſuchten. Der wandernde, gleichſam Wohnung ſuchende Stamm, dem der Ackerbau längſt geläufig iſt, wird dadurch nicht zur nomadiſchen Horde, die in der Hauptſache nur Viehzucht betreibt.

Hält man dies feſt, ſo hat man alſo für die Anfänge der Geſchichte — ſoweit ſie ſich auf deutſchem Boden abſpielt — nicht mit der Frage zu thun, wie der Nomade zum Ackerbauer wird, ſondern mit der ganz anderen Frage, wie wandernde Stämme von Ackerbauern ſich auf neuem Gebiete niederlaſſen. Beide Fragen laufen mitunter ein wenig durcheinander; man gewinnt den Eindruck, als wenn beides auf deutſchem Boden, und zwar gleichzeitig, ſtattgefunden hätte.

Ueber den Uranfang des Ackerbaus hat Hanſſen bekanntlich mit gewohnter Meiſterſchaft gehandelt. Es gab, nach ihm, ſehr früh Landſtücke, die, gering an Umfang, aus dem Weidelande, vielleicht durch Umzäunung, ausgeſondert wurden. Auf dieſen Stücken — nennen wir ſie Schläge — wurde Getreide gebaut, nur wenig als willkommene Ergänzung der von Heerden ſtammenden Ernährung. Das Getreide gedeiht nur eine kurze Reihe von Jahren am gleichen Ort und es muß, nach Erſchöpfung dieſes Bodens, irgendwo anders ein neuer Schlag aufgethan werden, wenn Getreide weiter gebaut werden ſoll. Einen Feldbau dieſer Art, mit zeitweilig benützten Schlägen, deren Lage noch ganz unregelmäßig in dem weiten Revier des Weideganges iſt, nennt man bekanntlich: wilde Feldgraswirthſchaft. Dies wäre alſo nothwendigerweiſe das erſte Betriebsſyſtem.

Hierüber ſind eigentlich alle einig, obgleich keine Spur von Urkunde über dieſen innerafiatiſchen Vorgang auf uns gekommen iſt. Hier redet gleichſam die Natur der Sache.

Nun denke ich mir, daß unſre Wanderſtämme, als ſie den Boden des jetzigen Deutſchlands erreichten, dieſe Stufe des Ackerbaus jedenfalls ſchon kannten. Wie werden ſie ſich alſo niedergelaſſen haben? Offenbar unter Benutzung dieſes Herkommens, mit Anpaſſung an die Oertlichkeiten.

Der große Stamm mußte in kleinere Gemeinden zerlegt und jeder Gemeinde eine Gemarkung zugewieſen werden. Auch hierüber ſind alle einig.

Nun aber geht die Entwicklung aus einander. Wenn unſre Gemeinde jeder Familie einen beſonderen Ort zum Betrieb ihres Ackerbaus überläßt, ſo entſtehen Einzelhöfe, deren zuſammenliegende Aecker das große Allmendland der Gemeinde ſtellenweiſe unterbrechen. Eine andere Entwicklung wäre zum Beiſpiel dieſe: wenn der „Schlag“ bei der wilden Feldgraswirthſchaft aus gemeinſamer Rodung vieler entſtand, ſo kann dies ſo geſchehen ſein, daß der Schlag in Streifen getheilt und jedem Rodenden ein Streifen überlaſſen wurde. In dieſem Falle war der Schlag zunächſt eine Betriebseintheilung, zugleich aber — ein Gewann! das heißt ein Abſchnitt auf der Flur, aus parallelen Aeckern gebildet; mithin eine topographiſche Eintheilung, jedesmal eine Staffel der Rodung verrathend.

Wo in dieſer Weiſe gerodet wird, hat man in dem Gewann gleichſam die Zelle vor ſich, aus deren häufiger Wiederholung — immer eine Zelle neben der anderen — ſich nach und nach die Flur bildet. Das Gewann iſt für die Flur, was der Bauſtein für das Haus, was die Zelle für die Wabe iſt.

Hierdurch entſteht in ungezwungenſter Weiſe, ganz von ſelbſt, Gemengelage der Aecker für den einzelnen Beſitzer: er hat Aecker in verſchiedenen Gewannen.

Iſt einmal dieſe Art des Anbaues geweſen, ehe man ſich auf deutſchem Boden niederließ, dann wird ſie auch bei der Niederlaſſung künſtlich oder vielmehr bewußt hergeſtellt werden.

Aber dieſe Flureintheilung kann niemals bewußterweiſe gewählt werden, ohne irgendwo unbewußt entſtanden zu ſein.

Es iſt der große Fehler Meitzens, den er aber mit vielen anderen Forſchern und leider auch mit Hanſſen theilt, daß er ſich die Entſtehung der Gemengelage mit Gewannen rationaliſtiſch vorſtellt.

Freilich, die bekannte rationaliſtiſche Vorſtellung war wenigſtens eine Art von Erklärung der ſo ſchwer begreiflichen Thatſache — aber heute ſollte man ſich nicht mehr erlauben, was bei Olufſen und Hanſſen ein Fortſchritt war. Die rationaliſtiſche Erklärung der Gemengelage mit Gewannen lautet bekanntlich ſo:

Die Gemeinde hat eine Gemarkung; darin ſondert ſie die Flur ab und theilt dieſelbe nach der Bodenbeſchaffenheit in Stücke von Parallelogrammform (Gewann); hierauf theilt man jedes Gewann in Streifen (Aecker) und weiſt man jedem Bauern in jedem Gewann einen Acker an.

Es iſt kein Zweifel, daß bei dieſem Verfahren dieſelbe Art von Gemengelage herauskommt. Es iſt auch vollſtändig zuzugeben, daß die Gemarkung jüngerer Tochterdörfer ſo entſtanden ſein mag, nämlich mit bewußteſter Nachahmung der Zuſtände in den Mutterdörfern. Aber wir wollen ja nicht wiſſen, wie man dieſe Flureintheilung nachmacht, ſondern wie man zuerſt darauf verfiel! Und daß man auf dieſe Weiſe zu jener Gemengelage gelangt ſein könne, iſt rein unmöglich. Dazu hätte ein Gott gehört, der dieſe ſinnreiche Art der Vertheilung des Ackers den Menſchen offenbart hätte, wie ja die nordiſche Sage auch behauptet. Und faſt mit Recht; denn dem naiven Nachgebornen erſcheint die Anhäufung der Cultur, die er antrifft, die er aber nicht werden ſieht, als ein fertiges Geſchenk der Götter — während doch die Götter zwar ſchenken, aber nie Fertiges ſchenken.

Hören wir vorher die Gründe der rationaliſtiſchen Erklärung. Wenn man es ſo macht, ſagt Olufſen, dann erhält jeder Bauer genau dieſelbe Art von Boden zur Bebauung, denn er iſt ja an jedem Gewann mit einem Acker betheiligt. Alſo entſtehen Bauerngüter, bei denen jeder Streit wegen der Güte des Bodens fortfällt. Ferner ſind alle Gefahren des Ackerbaus — Ueberſchwemmung, Hagelſchlag, ja ſogar der Schneckenfraß wird hier ſorgfältig mitgenannt — von vornherein ausgeglichen. — All dies iſt unleugbar der Fall. Aber es werden hier nur die Folgen jener Gemengelage ausgemalt — ſoweit ſie vortheilhaft ſind, und darauf kommt es an; und dieſe Folgen werden als Zwecke aufgefaßt. Dies leugne ich. In der Schilderung der Folgen iſt alles in Ordnung. Aber wie konnten Leute, die erſt zum Ackerbau übergehen wollten, von vornherein auf Ausgleichung der Ueberſchwemmungsgefahr, des Hagelſchadens und des Schneckenfraßes denken? Es gibt Folgen, die wohlthätig, ja ſo wohlthätig ſind, daß man ſie als anfängliches Ziel auffaſſen möchte — und davon liegt hier ein Beiſpiel vor. Man verwechſelt die Folge mit dem Zweck.

Digitized by Google

Aber die rationelle Erklärung hat noch ein anderes Ziel, einen weit wichtigeren Zweck, den sie jener Flureintheilung unterschiedt. Nur so konnte jeder Bauer gerade so viel gleich gutes Land bekommen, wie sein Nachbar. Alle Bauern waren gleich berechtigt; und jenes Verfahren — Zerlegung in Gewanne und Auftheilung der Gewanne in gleich große Aecker — machte es spielend leicht, die Ackervertheilung „streitfrei" zu ordnen. Der deutsche Bauer war hiernach bei seiner Niederlassung auf dem Boden unsres Vaterlandes vor allem von egalitärster Gesinnung; ihn beherrschte die Forderung der Gütergleichheit. Diese Leidenschaft war stark genug, die bisherigen Nomaden, am Tage ihres Uebergangs zum Ackerbau, ein System erfinden zu lassen, das eines Euklid würdig war (der doch unter sonnigerem und rechenfreundlicherem Himmel lebte).

Natürlich ist bei dieser rationalistischen Erklärung das Hauptgewicht auf die Herstellung gleich großer Besitzantheile gelegt — während die Ausgleichung der Gefahren nur so nebenbei läuft.

Aber wer sieht es nicht, daß hier der deutsche Urbauer zu einem Fanatiker der Besitzesgleichheit gemacht wird — nur um die Gemengelage zu erklären? Gibt es denn irgendwo solche psychische Zustände, bei denen jeder dem anderen vor allem gleich sein will, in Zeiten, wo das Land kaum Werth hat, und wo einer nicht einmal so viel brauchen kann wie ein anderer? Außerdem: gibt es denn in jenen Gemeinden gar keine Geschichte? Haben sie etwa, vor Beginn des Ackerbaus, keine Vergangenheit gehabt? Ist es denkbar, daß sie aus lauter Gleichberechtigten bestehen, da sie doch selbst aus irgend einer Entwicklung hervorgegangen sind?

Kurzum, der Rationalismus zeigt hier seinen Pferdefuß: weil es rationell wäre, wenn alle Deutsche gleiche Bodenantheile hätten, so wird dies für die Urzeit angenommen und als Zweck der Gemengelage unterstellt.

Natürlich ist dies alles unhaltbar. Obgleich man durch jene Flureintheilung jene gleiche Austheilung des Besitzes erreichen kann, worüber ja kein Zweifel herrscht, ist auch dies nur eine nicht gewollte, sondern zufällige Folge, die erst nach und nach benützt wurde. Man darf die Gemengelage der Urzeit nicht aus diesem Bestreben heraus erklären, da dies Bestreben psychologisch ebenso unmöglich ist, wie etwa die Dreifelderwirthschaft als ältestes Betriebssystem. Die Gemengelage ist vielmehr die einfache Folge des langsamen Wachsthums der Flur, wenn einmal das Zusammenwohnen (in Dörfern oder Weilern) gegeben war. Mit jeder Ausdehnung der Flur auf früheres Almendland ist in solchen Fällen des Wohnens eine Ausbreitung der Gemengelage gegeben.

Ueberhaupt vergesse man nicht, daß Gemengelage keineswegs allein bei Gewanntheilung der Flur vorkommt. Sehr häufig sind Fluren ohne irgend deutliche Gewanne, auf denen gleichwohl Gemengelage besteht. Wollte man dies mit der Olufsen'schen Ansicht vereinigen, so müßte man eine nachträgliche Verkümmerung der Gewanne annehmen. Damit kommt man oft zum Ziele, aber wohl nicht immer. Es gibt Fluren mit Gemengelage, wobei die Grundstücke selbst von Meitzen nicht mehr mit Gewannen in Beziehung gesetzt werden. Die Vertheilung ist dann, nach Meitzen, blockförmig. Er sagt uns zwar nirgends genau, wie Blöcke aussehen; doch scheint er darunter Grundstücke von unregelmäßiger Gestalt zu verstehen, die ohne Aehnlichkeit unter einander sind und kein ordnendes Princip verrathen.

Endlich hat Meitzen seit jeher sein Augenmerk gerichtet auf solche Fluren, wo der Landbesitz jedes Einzelnen in einem einzigen regelrecht verlaufenden Streifen besteht; die Höfe pflegen dann an einer Straße aufgereiht zu liegen, am Kopf des Landstreifens, der sich, senkrecht zur Straße, an deren Thalhang hinaufzieht. Es sind dies die Reihendörfer des inneren Odenwaldes, des Erzgebirges u. s. w., über deren Verbreitung niemand mehr Studien gemacht hat als Meitzen.

Man hat also: Haufendörfer mit Gemengelage, und zwar solche mit deutlichen Gewannen; solche mit verkümmerten Gewannen und endlich solche ohne Gewanne, mit Blöcken. Ferner Reihendörfer (ohne Gemengelage) mit Landstreifen; endlich Einzelhöfe, bei denen das Land um den Hof herum liegt.

Wer hat nun diese Wohnorte angelegt? Meitzen ertheilt eine sehr deutliche Antwort.

Das Reihendorf der Mittelgebirge, mit dem einen Streifen Landes, ist so rationell in seiner Anlage, daß man nur an einen vom Grundherrn entworfenen Plan denken kann. In der That sollen diese Dörfer verhältnißmäßig jung, d. h. lange nach dem Ende der Völkerwanderung angelegt sein. Man hat also hier das Planmäßige als Anzeichen, um nicht zu sagen als Beweis, grundherrlicher Entstehung.

Bei den Dörfern und Weilern, bei denen zwar Gemengelage, aber keine Gewanne gefunden werden, vermuthet Meitzen stets die grundherrliche Entstehung, weil er nicht zulassen will, daß grundherrenlose Bauern, überhaupt Bauern ohne Nöthigung, diese Blockform für die vermengt liegenden Grundstücke wählen mögen. Hier wird also der Grundherr als Urheber vermuthet, weil das Planmäßige fehlt.

Was die Einzelhöfe betrifft, so sind sie nach Meitzen ohne Einfluß des Grundherrn entstanden und gehen weit vor die Zeit zurück, da der Grundherr mächtig wurde.

Noch bleibt aber die wichtigste Form des Dorfes, die mit Gewannen: überall, wo Gewanne deutlich sind, wird Entstehung in der Urzeit, also Abwesenheit des grundherrlichen Einflusses vermuthet. Und doch ist gerade das Gewann so sinnreich; das kommt aber nicht von einem planvollen Grundherrn her; sondern dies ist eben für das deutsche Volksland die volksthümliche Theilung. Der Volksgenosse war frei; er war mit seines gleichen die Grundlage der kleinen Demokratie. Als sie sich niederließen, verstand es sich von selbst, daß ein Volksgenosse wie der andere auf Grundbesitz Berechtigung habe — und um diese gleichen Anrechte zu befriedigen, gerade hierzu war ja die sinnvolle Theilung der Flur in Gewanne, der Gewanne in Aecker erfunden. An unzähligen Stellen wird diese volksthümliche Theilung als etwas ganz besonderes an den Deutschen hervorgehoben. Ihre Ueberreste sind gleichsam das Verehrungswürdigste, was durch die unbewußte Schrift des Pflugs auf das Blatt unsres Bodens geschrieben wurde.

Auch hierbei ist es nun merkwürdig, daß, je planvoller die Gewanneintheilung ist, sie desto volksthümlicher sein soll, d. h. desto unabhängiger von jedem Grundherrn. Hie und da ist also der durchleuchtende Plan ein Beweis für grundherrliche Entstehung, hie und da ein Beweis dagegen. Mit anderen Worten: kein Beweis. Ja, ich möchte behaupten: nicht einmal ein Anzeichen.

Seien wir nüchtern genug, um folgendes zuzugeben: Wenn überhaupt eine regelnde Hand im Entwurf der Flur zu erkennen ist, so darf dies nicht bald für, bald gegen grundherrlichen Einfluß geltend gemacht werden. Ob ein Grundherr mitgewirkt hat, läßt sich ohne sonstige Beweismittel aus der bloßen Form der Flur nicht erkennen. Ich halte freilich z. B. die Reihendörfer für grundherrlich, aber nicht, weil sie regelmäßig sind, sondern weil man Nachrichten über sehr alte Abgaben hat.

Halten wir die Quellenkreise abgesondert! Gemarkungskarten zeigen deutlich die Lage der Aecker, aber die Lage der Menschen geht aus anderen Urkunden hervor.

Vrgl. Nr. 849.

„Aber es ist doch allgemein anerkannt, daß die Volksgenossen freie Bauern waren mit durchaus gleichen Anrechten.“ Gewiß war dies seit Grimm, durch Waitz und Maurer hindurch, sogar bei Hanssen, die herrschende Vorstellung. Wie anderwärts des näheren auseinandergesetzt ist, wird aber diese Ansicht sehr brüchig. Hier kommt es mir nur darauf an, zu zeigen, daß man dieselbe nicht braucht, um die Thatsache der Gemengelage mit Gewannen zu erklären. Im Gegentheil, man kommt ohne jenen romantisch-liberalen Unterbau viel besser fort. Man beginne doch beim Dorf: die Leute wollen in enger Nachbarschaft wohnen; das Gewanne ist eine geläufige Vorstellung von der Zeit des feldgraswirthschaftlichen Schlages her; die Gewanne vermehren sich — und das Bild der deutschen Flur ist fertig. Wozu denn annehmen, daß irgend wann einmal alle Bauern gleich berechtigt waren? Und weßhalb müssen denn die auf der Flur irgendwie Betheiligten gerade frei gewesen sein? Wenn irgendwo, so ist hier Freiheit und Gleichheit übel angebracht, da beides für den zu beweisenden Satz, d. h. für die Erklärung unsrer Flureinrichtung, ganz unerheblich ist. Damit aber sage ich keineswegs, es wären alle ungleich oder es wären alle unfrei gewesen. Ich trenne nur die Fragen. Und ich finde es nicht einmal auffallend, daß Meitzen hier in seiner Sammlerfreude etwas zu weit geht. Dem Sammler wird sein Geschäft erst möglich, wenn er in Eifer geräth, und wenn man die Tragweite neu erschlossener Quellen einmal überschätzt, so ist das kein häßlicher, sondern ein läßlicher Fehler, vor allem in diesem Werk, dessen große Aufgabe es ist, die Kenntniß culturhistorischer Thatsachen zu erweitern. —

Um dem Verfasser gerecht zu werden, darf man nicht die stählerne Härte Hanssens bei ihm suchen. Es ist vielmehr der bewegliche Spürsinn, der im einzelnen richtig sieht, und auch im ganzen fast immer richtig trifft, aber nicht immer seine Behauptung schulgerecht vertheidigt. Mit unerhörter Findigkeit weiß er die unscheinbarsten Dinge zu verwerthen, um wichtige Schlüsse daraus zu ziehen. Das wird nicht errechnet, sondern mit der Phantasie, mit lebendiger Anschauung ergriffen. In Coopers Romanen kommt ein Indianer vor, der in der Ferne eine Rauchsäule aufsteigen sieht; er beobachtet sie wenige Secunden und sagt mit völliger Sicherheit: das ist das Feuer eines Bleichgesichts. Woran erkennt er das? Weil ein Indianer nur trockenes Holz (das nur schwachen Rauch entwickelt) verbrennt; ein qualmendes Feuer aber, im Urwald, in der Nähe von Feinden — kann nur von einem Europäer angezündet sein. An diese Art des Scharfsinns wird man auf jedem Blatt in Meitzens Werk erinnert. Wir heben einige Beispiele heraus.

Da wohnen z. B. auf dem linken Ufer des Niederrheins die ripuarischen Franken. Haben sie wohl in Dörfern gewohnt? Meitzen sagt nein; sie müssen in Einzelhöfen gewohnt haben, denn in ihrem Gesetzbuche (lex ribuaria) steht: wer eine Heerde — worunter je 12 Kühe mit einem Stier verstanden werden — stiehlt, der bezahlt, außer dem Ersatz, 600 Solidi als Buße. Der Zusammenhang ist nun der: eine solche Buße ist ganz ungeheuer hoch, also muß jener Diebstahl als besonders verwerflich gegolten haben. Dann aber fragt man sich: wie soll denn, wenn dörferweise gewohnt wird, das Stehlen einer Heerde — die ja unter einem Hirten weidet — so zu stande kommen, daß der Dieb gerade ein Dutzend Kühe erwischt?

Wenn aber der ripuarische Bauer in Einzelhöfen wohnt, dann hält er keine Hirten; sein Vieh, gerade etwa eine solche Gruppe, weidet aufsichtslos in Kämpen, die umfriedigt sind. Diese Art des Viehhaltens mit schweren Strafen zu sichern, hat das allergrößte öffentliche Interesse; und gerade hier ist es nicht nur möglich, sondern sogar ganz leicht, ein volles Dutzend Kühe auf einmal wegzutreiben (I, 566).

Also hat es in Ripuarien Einzelhöfe so gewiß gegeben — als jener Qualm vom Feuer eines Bleichgesichtes aufstieg. — Hier noch ein anderer Fall:

Friedberg, eine Stadt in Oberhessen, zeigt auf der Karte seiner Flur drei oder vier Quadrate, von Feldwegen scharf umzogen, gleich an Inhalt. Gewanne sind es nicht, sie umschließen vielmehr jedes eine Anzahl von Gewannen. Und die Feldwege, zum Theil scheinbar verschwindend, laufen streckenweise „im Acker als steiniger Untergrund fort“. Also sind sie älter als die jetzige Ackereintheilung. Nun aber sind auf deutschen Fluren die Wege jünger als die Ackereintheilung; und ganz fremd sind uns Systeme rechtwinkliger Wege, am fremdesten solche, die Quadrate einschließen.

Aus diesem Thatbestand, den überhaupt schwerlich jemand außer Meitzen bemerkt hätte, werden nun sehr interessante Schlüsse gezogen.

Zunächst gibt es bei Padua eine Gegend, auf der ein solches quadratisches Netz von Feldwegen auf Karten größeren Maßstabes sofort ersichtlich ist. Ein ähnliches Netz mit quadratischen Maschen findet sich bei Capua.

Liest man nun die Schriften der römischen Feldmesser (und wer liest die?), so steht darin genau beschrieben, wie man verdienten Veteranen ihr Land anweist: man theilt es in quadratische Stücke gleich groß, von Feldwegen eingeschlossen.

Also sind jene Netze bei Padua und bei Capua ganz offenbar die heute noch sichtbaren Reste römischer Landanweisungen!

Und jene Quadrate auf der Flur von Friedberg sind ebenfalls Reste, und zwar bis jetzt die einzigen Reste, römischer Landanweisungen, denn Friedberg war ein Hauptort des Limes romanus in der Wetterau, und man findet dort sogar die Trümmer römischer Villen — warum nicht Spuren römischen Ackerbaus? So waren denn die unscheinbaren, von niemandem bisher jemals beargwöhnten Feldwege dieser wetterauischen Flur erklärt, mit einer Sachkunde, die den Laien an Zauberei erinnert. —

Solcher kleiner Perlen wären noch viele in dem Werk zu finden; die merkwürdige Geschichte der Hochäcker in der Nähe von München, ferner die bisher viel zu wenig beachtete Geschichte des Pflugs seien nur im Vorübergehen genannt; ebenso die Abschweifung auf den Limes romanus. Das Werk ist so reich, daß allein die Ueberschriften zu geben schon eine Arbeit ist, und es liest sich auch nicht schwer für Leser, die wesentlich auf den Stoff achten, dessen Anordnung in Capitel und Beilagen durchaus gelungen ist. Man bedenke nur, welche Unzahl von Einzelheiten hier zu ordnen, zu verwalten, zu bewältigen war! Selbstverständlich kann es keine zusammenhängende Geschichtserzählung sein; die ganze Natur der Untersuchung ist beschreibend, und daher war die Auflösung in einzelne Studien der einzig mögliche Weg.

Werfen wir noch einen raschen Blick auf die Ergebnisse im großen.

Die erste Probe dieser Forschungen liegt schon seit vielen Jahren vor, in einer Abhandlung über die Waldcolonien im Osten. Die Mittelgebirge Böhmerwald, Erzgebirg und Sudeten sind bedeckt von Bauerschaften, deren Häuser an der Straße, in weiten Abständen, aufgereiht sind, während hinter jedem Hause das zugehörige Land in einem einzigen breiten Streifen von der Thalsohle bis weit hinauf sich erstreckt. Wer sich nun die Mühe gibt, nach Meitzens Angaben die Verbreitung dieser Waldcolonien auf einer Karte aufzutragen, der findet ungefähr dasselbe Bild, wie wenn er die Ausbreitung der deutschen Sprache in der

Digitized by Google

Nachbarschaft der Wenden und Tschechen gezeichnet hätte. Daraus aber geht sofort ein höchst wichtiger, bis dahin unbekannter Umstand hervor: die wendische Sprachinsel des Spreewaldes ist von ihrem slavischen Hinterlande abgetrennt durch solche deutsche Waldcolonien, und ebenso ist die Einschnürung des tschechischen Sprachgebietes und dessen nur schmaler Zusammenhang mit dem slowakischen Hinterlande durch das Vorrücken deutscher Hinterwäldler auf den Mittelgebirgen zustande gekommen. So planvoll angelegte Colonien, deren Grundriß noch bis heute erhalten ist, können aber nur unter bewußter Leitung eines Grundherrn zustande gekommen sein. Und so kommt die Ausbreitung der Deutschen gegen Osten in Zusammenhang mit dem Streben von Grundherren, ihren Waldbesitz durch Rodung und Verleihung des Bodens an deutsche Bauern einträglich zu machen. Daß darüber etwa noch Urkunden in irgend beträchtlicher Menge erhalten wären, davon kann keine Rede sein. Hier wäre alles stumm, hätte man nicht jene — tausend Furchen, die man in den Schoß der Erde grub.

Gerade dies östliche Deutschland, seine Colonisation im Mittelalter und das Entstehen des großen Gutsbetriebs daselbst am Beginne der Neuzeit, hat der Verfasser für spätere Zeit vorbehalten; davon soll erst die zweite Abteilung des Werkes handeln — und dies trifft sich insofern glücklich, weil gerade hierüber schon manches durch Abhandlungen Meitzens bekannt ist. Dagegen hat Meitzen seine Anschauungen über das ältere, westliche Deutschland hier zum erstenmal in solcher Ausführlichkeit dargestellt.

Das Hauptergebniß für den Westen ist ungefähr folgendes: Ganz ungemein schmal ist das Land, auf welchem von jeher deutsche Stämme saßen; abgesehen vom skandinavischen Norden, ist es ein Strich, der zwischen der Unterweser und Unterelbe eingeschlossen ist; geht man weiter nach Süden, so bildet westlich der Limes romanus, östlich die Saale die Grenze, und der querfließende Main schließt nach Süden ab.

Was von diesem Urdeutschland, wie wir es nennen wollen, im Osten liegt, ist erst späte Erwerbung durch Colonisation, hauptsächlich auf Kosten der Slaven.

Was aber im Westen, also links der Weser, und was im Süden liegt, ist im wesentlichen, schon in früher Zeit, den Kelten abgenommen.

Nun findet Meitzen überall in Urdeutschland das Gewanndorf; woraus er schließt, daß diese Art der Ansiedelung ganz besonders den Deutschen, sobald sie einmal zum Ackerbau übergegangen sind, einleuchtend gewesen sei. Man liest zwischen den Zeilen als Gründe: die große Gerechtigkeit, die Ordnungsliebe und andere Tugenden, die uns auszeichnen. Denn als Grund für die Gewannbildung wird ja stets jenes Streben nach „streitfreier" Austheilung des Bodens betrachtet.

Westlich der Weser sind hingegen überall die bekannten westfälischen Einzelhöfe. Früher dachte man mit Tacitus, daß es in dieser Gegend den Deutschen gemüthlicher geschienen habe, familienweise zu wohnen. Anders gibt nun Meitzen die Gründe an. Gerade links der Weser begann auch, nach Westen streichend, das Gebiet der Kelten, in welches die Deutschen erobernd einrückten. In Irland nun, dem reinsten Keltenboden, den wir kennen, wohnen die Eingeborenen von jeher in Einzelhöfen. Also, sagt Meitzen, der westfälische Einzelhof, auf ursprünglich keltischem Boden stehend, ist nicht geschaffen durch die Deutschen, sondern übrig geblieben aus den Zeiten der Kelten. Die Deutschen haben ihn vorgefunden und für ihre Zwecke eingerichtet. Daraus geht, nach Meitzen, noch ein anderes hervor. Wären die Westfalen bei ihrer Einwanderung schon Ackerbauer gewesen, so hätten sie ja sicher nach urgermanischer Weise Gewanndörfer angelegt; dies thaten sie aber deßhalb nicht, weil sie noch Hirten waren, und in den keltischen, zur Viehwirthschaft eingerichteten Einzelhöfen konnten sie bequem ihr Hirtenthum vorläufig beibehalten (II, 658), bis sie, an diese Landtheilung gewöhnt, später ohne Streit über die Ausgleichung zum Ackerbau übergingen. Auch das westfälische Bauernhaus erinnert nach Meitzen durchaus an das dreischiffige Haus der Kelten.

Man wird hier um so rascher zustimmen, je mehr man davon überzeugt ist, daß es zum Germanenthum gehört, Gewanndörfer zu gründen; zum Keltenthum, Einzelhöfe zu haben. Denn auf der vorausgesetzten Identität der beiden Unterscheidungen: Wohnart und Nationalität, beruht alles.

Aber wer verbürgt diese nothwendige Uebereinstimmung? Gerade auf dem besten Boden Westfalens, auf dem Hellweg, liegen ja Gewanndörfer, wie ausdrücklich hervorgehoben wird. Sollten etwa Gewanndörfer dem bequemen, ebenen, fruchtbaren Boden besonders angepaßt sein und dem unebenen welligen Lande, das mannichfach durchschnitten ist, die Einzelhöfe? Dies gibt Meitzen für den Hellweg nicht zu; er meint, die dort angesiedelten Marsen seien wohl erst gekommen, als sie bereits seßhaft, also schon Ackerbauer gewesen seien.

Wie steht es denn aber mit Norwegen? Zweifellos sind die wenigen zum Ackerbau tauglichen Thäler dieses Landes mit Einzelhöfen bedeckt, und zwar so, daß dem Reisenden nichts im ganzen Lande so sehr auffällt. Ebenso ist es sicher, daß der norwegische Bauer ein Germane ist. Für mich ergibt sich hieraus keine Schwierigkeit; der Einwanderer, obgleich Germane, kam hier auf den sinnreichen Einfall, Einzelhöfe zu errichten, da es die Natur des Landes gebieterisch verlangt. Aber nach Meitzens Betrachtungsweise müßten wir hier fremde (in diesem Falle wohl finnische) Vorsiedler vermuthen, denen der Einzelhof eine nationale Gewohnheit war, während der Germane, weil vorläufig Viehwirth, sich dieser Sitte anschmiegt. Oder sollten etwa Grundherren in Norwegen mitgewirkt haben? Kurzum, Norwegen zeigt aufs deutlichste, daß sogar der Germane mitunter zweckmäßig, statt „volksthümlich" oder „volksmäßig" zu handeln versteht.

Unsre Westfalen, um auf sie zurückzukommen, dürften also da ihre Einzelhöfe errichtet haben, wo sie es für zweckmäßig hielten, gerade wie ihre keltischen Vorsiedler.

Nun dehnte sich bald die germanische Bevölkerung nach Oberdeutschland aus. Ueberallhin bringen die Deutschen ihre Gewanndörfer; „die fruchtbarsten, ziemlich ebenen Landstriche" (II, 660) sind damit bedeckt (man beachte: die fruchtbarsten). Daneben aber gibt es in Oberdeutschland zahlreiche Gegenden mit Weilern und Einzelhöfen, besonders in den unfruchtbareren Lagen (II, 662), und endlich werden die Weiler und Einöden, um den bayerischen Ausdruck zu gebrauchen, vorherrschend in der Nähe und im Innern der Alpen, wo sie „durch die Natur fast ausschließlich geboten" sind (II, 662).

Hier spielen stets drei Gedanken durcheinander: Die Wahl der Ansiedlungsform kann von der Natur des Bodens stammen; sie kann Ausfluß nationaler Eigenthümlichkeit sein; und sie kann auf die herrschende Verfassung (Grundherrschaft oder nicht) zurückgehen. Natürlich ist hier keine Scheidung möglich. Gleichwohl entscheidet sich der Verfasser ohne Rückhalt, und zwar auf der wichtigsten aller seiner Karten, im Atlasband, ganz zu Anfang. Da wird durch besondere Bezeichnung der Flächen hervorgehoben nicht etwa, wo Einzelhöfe oder Gewanndörfer sind — was doch allein erwartet wird; sondern die Erläuterung sagt ausdrücklich: „volksmäßige Gewanndörfer der Germanen", und andrerseits: „grundherrliche Dörfer, Weiler und Einzelhöfe im deutschen Eroberungslande."

Infolge dessen wird, wo man bloß Feststellung von Thatsachen erwartet, im Leser zugleich die Meinung erweckt, daß Gewanndörfer ganz besonders „volksmäßig", also Schöpfungen freier Bauern, hingegen Weiler vorwiegend grundherrlich, also Schöpfungen von Herrschern seien. Gegen diese Verquickung darf man wohl Protest erheben, denn darin steckt willkürliche Deutung.

Liest man aber die Karte ohne jene Auslegung und gibt man sich dem Inhalt der drei Bände willig hin, um Neues zu erfahren, dann wird jeder billige Beurtheiler gestehen müssen: ein so reiches Werk gibt es nicht weiter im Gebiete der Agrarforschung, weder bei uns noch sonstwo in der Welt. Man kann über die Begründung der eingeflochtenen Theorien hie und da mit dem Verfasser streiten, aber in Bezug auf die Thatsachen schafft Meitzen als Pfadfinder überall neuen Boden.

Wie es zweierlei Astronomen gibt, beobachtende und rechnende, so gibt es auch verschiedene Agrarforscher. In Hanssen war der kritische Geist verkörpert; in Meitzen hat der findige Sinn seine höchste Ausbildung erlangt. Seien wir froh, daß die deutsche Wissenschaft in jeder dieser beiden Richtungen einen Meister hervorgebracht hat.

Straßburg i. E., 15. October 1896.

G. F. Knapp.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. Max v. Seydels bayerisches Staatsrecht (die zweite Ausgabe) ist in veränderter Gestalt neu erschienen (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr). Die Zahl der Bände ist auf die Hälfte reducirt (vier statt der bisherigen acht) und das ganze Werk, dessen einzelne Abtheilungen früher ziemlich selbständig neben einander standen, zu geschlossener Einheit zusammengefaßt. Bisher war besonders der Umstand im Gebrauche störend, daß jeder Band die Rechtsverhältnisse so darstellte, wie sie zur Zeit seines Abschlusses eben lagen; da sich bei dem großen Umfang des Werkes sein Erscheinen auf zehn Jahre vertheilte, entstand dadurch zwischen den früheren und späteren Bänden eine nicht gerade tief gehende, aber doch unerwünschte Incongruenz. Diese ist jetzt beseitigt. Es ist zwar nicht, wie die Voranzeige in Aussicht stellte, der gesammte Stoff so wiedergegeben, wie er an einem als maßgebend angenommenen Tage bestand, da es nicht empfehlenswerth erscheinen konnte, in den späteren Lieferungen die bei ihrer Drucklegung bereits eingetretenen Veränderungen unbeachtet zu lassen; da sich aber die Lieferungen sehr rasch folgten, war die Gefahr einer hieraus entstehenden Ungleichheit des Werkes ohnehin sehr gering. Im Inhalt war vorwiegend nur nachzutragen, was seit Erscheinen der ersten Auflage an neuem Material hinzugekommen war. Wesentliche Aenderungen waren nicht nöthig. Das schon bei seinem ersten Erscheinen als monumental bezeichnete Werk hat sich im Laufe der Zeit immer mehr als solches erprobt; seine Ausführungen, stets exact, oft von einer bewundernswerthen und für den juristischen Leser entzückenden Schärfe der Logik, am rechten Platz auch gewürzt durch den gemüthlichen Sarkasmus, der die souveräne Beherrschung des Stoffes durch den Autor kundgibt, haben zahlreiche Gegner entwaffnet und noch zahlreichere Freunde gewonnen. Es findet die ihm gebührende Werthschätzung weit über Bayerns Grenzen hinaus; in erster Linie aber ist es für die bayerischen Beamten, voran die Verwaltungsbeamten, ein unschätzbarer Führer geworden. Für diese wird denn auch die Neugestaltung am meisten erwünscht eintreffen.

∞ Vor acht Jahren haben wir (B. 178, J. 1888) wohl zuerst in der deutschen Presse die erste Auflage von Anton E. Schönbach „Ueber Lesen und Bildung" angezeigt. Heute geht uns die fünfte, stark erweiterte Auflage zu (7. bis 9. Tausend, Graz, Leuschners und Lubensky's Universitätsbuchhandlung 1897). Niemand hatte wenigen an einen solchen Massenerfolg gedacht, als der Verfasser. Zu seinem Erstaunen erfuhr er, daß selten, aber doch ein livre de bonne foy durchschlägt, daß nasenahmeweise auch gescheite, tüchtige Arbeiten Mode werden können. Und er bewies sich seinem stetig wachsenden Leserkreis auf seine Art erkenntlich. Jede neue Ausgabe gibt Schönbach Anlaß, den Urtext sorgsam zu übergehen, die Bücherlisten zu ergänzen und wohl überlegte neue Beigaben zu stiften. So hat er der „Umschau und den Rathschlägen" der ersten Auflage (Zustände der Gegenwart; Ziele; Mittel und Wege) sehr emsige Studien über „Die neue deutsche Dichtung" und den „Realismus" folgen lassen: Charakteristiken von Gottfried Keller, Mörike, Freytag, Heyse, Raabe, Fontane, Jäger, C. F. Meyer, Wilbenbruch, Hauptmann, Sudermann, Anzengruber, Marie Ebner, Saar, Rosegger u., die Schönbachs Buch — nicht nur im Vergleich mit den jüngst erschienenen Handwerkerarbeiten — einstweilen zur weitaus besten Darstellung unsrer jüngsten Literatur erheben. Als selbständiger Kopf und unbefangener Leser gibt Schönbach in bündiger Form tief geschöpfte Urtheile. Dem Ibsen-Essay der vierten ist der (diesmal neu hinzugekommene) Aufsatz „Ralph Waldo Emerson und sein Kreis" ebenbürtig: der nordamerikanische Denker, der so tief auf Herman Grimm gewirkt, hat in Schönbachs Leben nach seinem wiederholten Bekenntniß Epoche gemacht: „mit dem Tage, da ich anfing, mich in seine Schriften zu vertiefen, begann für mich ein neuer Abschnitt meines Lebens." Diese einnehmende, menschenumwandelnde Beschäftigung mit einem Liebling und Führer merkt man der meisterhaften Abhandlung an, die zugleich für Schönbachs aufmerksame und methodische Durchforschung der amerikanischen Literatur des XIX. Jahrhunderts Zeugniß ablegt. Geschrieben wurde sie in der Absicht, „dem Geistesleben der Union" zu gerechterer Beachtung zu verhelfen. „Allzu sehr verstimmt uns manches im äußeren Auftreten der Amerikaner: die läppische Prahlsucht, das Erwürgen der feineren Bildung durch den Geldstolz, die Roheit in der Behandlung internationaler Verhältnisse, die brutale Mißhandlung der schwachen Staaten und noch anderes mehr." All das will indessen nur als „Kinderkrankheit eines jungen großen Volkes" betrachtet und behandelt sein, „das sich durch eine ungeheure Culturarbeit bereits die Achtung der Gegenwart und gesicherte Ansprüche auf eine weite glänzende Zukunft erworben hat. Und Emerson und seine Freunde sind ja auch Amerikaner. Lassen wir nun sie zu Worte kommen, die Sendboten eines Idealismus, wie er in der alten Welt nie höher gestrebt und reiner sich ausgesprochen hat". Die gleiche Gesinnung thut uns so wohl im Verkehr mit Schönbach. Aus seinen Worten spricht ein gründlich geschulter Gelehrter, der in strengster Selbsterziehung über alles Bücherwissen hinaus zu freier, auf sich selbst ruhender Menschlichkeit kommt und weist.

* Das von dem Kaiser genehmigte neue Hauptportal des Domes zu Metz ward im Originalentwurf mit den Unterschriften des Kaisers und des Dombaumeisters Tornow jüngst im „Metzer Domblatt" veröffentlicht. Das Portal, wie es nunmehr in einer prächtigen wirkungsvollen Weise der Westfront des ehrwürdigen Bauwerks eingefügt wird, dient zum Ersatz eines ziemlich nüchternen, unorganisch vorgelegten Frontbaues von Gontards Lehrer, dem jüngeren Blondel, der die classicistische Richtung der Pariser Akademie an diesem gothischen Gotteshause in übel angebrachter Weise verwendete und zu den Seiten des von korinthischen Säulen getragenen Bogengiebels antik umrahmte Figurennischen anbrachte. Der jetzt geplante formvollendete Umbau wird an dem Dome für immer als ein rühmliches Zeichen deutscher Kunst sich darstellen. Aus den erläuternden Bemerkungen für den umfassenden Ausbau, für welchen Geh. Baurath Dr. Meydenbauer (Berlin) zahlreiche Meßbilder aufnahm, ist zu ersehen, daß der nächsten Zeit die Herstellung der alten Fenster des Hochchors zugedacht ist, deren jedes allerdings einen Aufwand von etwa 30,000 M. erfordert. Die Herstellung der alten Baudenkmäler in den neuen Landestheilen ist von Anfang an die glücklichste Politik des Reiches gewesen, weßhalb auch der Dombau zu Metz in weiteren Kreisen auf eine werkthätigere Betheiligung sollte rechnen dürfen. Der Dombauverein, der einen sehr geringen Jahresbeitrag erhebt, übersendet dafür die reich ausgestatteten Berichte über den Fortgang der Arbeiten, denen in dem neuesten Hefte beispielsweise außer einem größeren Aufsatze über die ältesten Urkunden 19 große Lichtdrucktafeln beigegeben sind. Es befindet sich darunter das Diplom für den Reichskanzler Fürsten Hohenlohe als „Ehrenprotector", ebenso ein Facsimiledruck einer Bulle Alexanders IV. zu gunsten des Dombaues von 1257.

* **Göttingen.** Mit dem 26. d. M. haben die wissenschaftlichen Curse für Damen für dieses Semester begonnen. Den Reigen eröffnet Prof. M. Heyne mit einer dreistündigen Vorlesung über mittelhochdeutsche Grammatik und Literatur. Ferner lesen die Professoren: Tschackert über Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts zweistündig; Reischle zweistündig über Katechismusfragen; Bousset zweistündig über neutestamentliche Exegese; Baumann zweistündig über Geschichte der Philosophie; u. Wilamowitz zweistündig über Geschichte der antiken Cultur; endlich Max Lehmann ein-

ständig über neuere Geschichte. Dr. Brandi hält einmal wöchentlich eine zweistündige historische Uebung ab; Dr. Seedorf liest zweistündig über neuere deutsche Literatur und schließt daran eine einstündige Uebung; Prof. Stimming trägt dreistündig vor über französische historische Grammatik und ältere Literatur; Lector Mercier liest in französischer Sprache dreistündig über neufranzösische Sprache und Literatur; Lector Dr. Tamson trägt in englischer Sprache zweistündig vor über englische historische Grammatik, einstündig über neuenglischer Sprache und Literatur, woran sich eine zweistündige Uebung anschließt. Die Grundzüge der Botanik lehrt Prof. Peter und veranstaltet dabei mikroskopische Uebungen zur Morphologie und Anatomie der Pflanzen; endlich behandelt Gymnasial-Oberlehrer Dr. Götting zweistündig experimentelle Physik und ebenfalls zweistündig Grundzüge der Chemie. Dem Vernehmen nach wird die Betheiligung an den Cursen auch in diesem Winter wieder sehr lebhaft sein.

yo. **Berlin.** Die Octobersitzung der „Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre" hatte ganz das Gepräge einer „Afrikasitzung". Dies wird durch die Bestrebungen der Vereinigung hinsichtlich einer Sammlung der Rechtsgewohnheiten afrikanischer Volksstämme durch Aussendung von Fragebogen durchaus gerechtfertigt. Nach der Begrüßung der sehr zahlreich erschienenen Förderer unsrer colonialen Bestrebungen durch den Vorsitzenden Landgerichtsrath Dr. Felix Meyer sprach als erster Redner des Abends der kaiserlich deutsche Oberrichter aus Dar-es-Salaam, Rector Eschke, über die Rechtspflege in Deutsch-Ostafrika. Die für Weiße und für Farbige in Geltung befindlichen verschiedenen Rechtssysteme werden in Deutsch-Ostafrika durch kaiserliche Verordnungen wie durch die Bestimmungen der Consulargerichtsbarkeit zum Ausdruck gebracht. Die Territorialherrschaft des Reiches in dem Schutzgebiet hat eine Ausdehnung seiner gerichtlichen Befugnisse auf alle Weißen bringt und es gilt das Obergericht in Dar-es-Salamm für das Gebiet von Deutsch-Ostafrika als die zweite Instanz. Die Gerichtsbarkeit über die Farbigen untersteht den Verordnungen des Gouverneurs. Zu diesen Farbigen rechnet man neben den Eingeborenen, Suaheli, Wasarama, Waniamwesi, Wajao und anderen Stämmen, die Araber, die sehr zahlreichen Inder, sowohl die Hindus als die Mohammedaner, die Parsi, Perser, Beduinen, Aegypter, Syrer, Türken, Camaren-Neger, dann die portugiesischen Hastas von Goa, demnach alle Angehörige asiatischer und afrikanischer Stämme, die nicht directe Nachkommen von Europäern sind, welcher Zusatz also die Boers ausschließt. Der zuständige Richter für alle Fälle des Civil- und Strafrechts ist der als Verwaltungsbeamter zu betrachtende Bezirksamtmann. Im Civilrecht ist bei einem Gegenstande, der 1000 Rupies übersteigt (nach Vorschlag des Vortragenden sollte es schon bei 300 Rupies stattfinden, in Strafsachen bei höherer Strafe als sechs Monate Haft) die Berufung an den Gouverneur zulässig. Im Strafrecht gilt das allgemeine Rechtsbewußtsein, wie es bei uns sich im Strafgesetzbuch verdichtet hat; doch da fast alle Richter Laien sind, ist eine specielle Anführung der betreffenden Paragraphen nicht vorgeschrieben. Für das Civilrecht ist eine grundlegende Bestimmung nicht nothwendig, wie es sich deutlich zeigt, wenn man typische Fälle des Civilprocesses betrachtet. Es klagt entweder der sehr processsüchtige Inder als Kaufmann gegen den Inder: hier wird sich der Richter bemühen, die in der Heimath der Streitenden gültigen Rechtsregeln festzustellen, und sie dann in Anwendung bringen; oder es klagt der Inder gegen den meist weniger begüterten Araber: dabei ist fast stets ein schriftlicher Vertrag der Maßstab für das richterliche Urtheil, der auch einen durch Gebührenzahlung erlangten Stempel trägt. Denn der Araber läßt sich in der Regel von dem kapitalkräftigen Inder ein Quantum von Stoffen, Haken, Messingdraht und dergleichen Tauschartikel geben und unternimmt nun Karawanen nach Uganda, zum Tanganyika oder nach Maniema, um Elfenbein, Gummi oder dergleichen zur Küste zu bringen. Da solche Karawane und ihre Rückkehr doch ein gewisses Risico und eine längere Frist erfordert, so ist in der Summe (das Frasila Elfenbein = 35 Pfund englisch Gewicht), die der Araber dem Inder etwa nach zwei Jahren gewöhnlich sich zu zahlen verpflichtet, ein nicht geringer Zinsgewinn einbegriffen, und die Entscheidung ist einfach. Auch mit dem Suaheli macht der Inder schriftlichen Vertrag, wenn dieser eine kleine Summe bei ihm aufnimmt, etwa zum Zweck der Heirath oder zur Bestattung seiner Mutter. Es wird dann das Haus des Suaheli verpfändet. Endlich, doch dieser Fall ist ausgeschlossen, könnte der Suaheli gegen den Suahili klagen; factisch bedarf es hierfür einer besonderen Bestimmung nicht, da die Suaheli gegenseitig sich nie beklagen. Die Gerichtssitzungen des „Schauri", von dessen Hergang der Vortragende ein lebendiges Bild entwarf, finden in der in allen größeren Ansiedelungen bestehenden Schaurihütte täglich, mit Ausnahme des Sonntags und Freitags, des mohammedanischen Ruhetags, statt, vor dem Bezirksvorsteher unter Assistenz des arabischen Ortschefs, des Wali. Der Bezirksamtmann wird schon unter gewissem Gefolge vom Wali, der nie allein geht, und begleitet von indischen Hönalern und allen möglichen Neugierigen zur Schaurihütte geführt, auf deren Bänken sich nun ein gutes Stück des öffentlichen Lebens abspielt. Jeder bringt vor, was er auf dem Herzen hat, und diese Sitzungen vertreten für die Menge gleichsam die Stelle eines Theaters; auch dienen sie zur Publication der Verordnungen des Gouverneurs, die in deutscher, indischer und Suahelisprache dort aus schwarze Bretter geheftet und dann in den Ortschaften ausgetrommelt werden. Auch das Strafgericht findet hier statt. Hinsichtlich des materiellen Strafrechts gilt im ganzen das Reichsstrafgesetzbuch, doch ist es nothwendig, in manchen Fällen milder, in anderen strenger, als dieses es vorschreibt, zu verfahren. Milder muß man in solchen Fällen verfahren, wo die Eingeborenen nach dem Ausspruche ihres Zauberers, der eine Person als die Ursache des Todes eines ihrer Angehörigen bezeichnet hat, diese bezeichnete Person getödtet haben. Hier wird meist auf einige Monate Haft erkannt; ebenso bei dem noch häufig vorkommenden Kindermord, wenn man infolge von Unregelmäßigkeiten bei der Geburt oder in der Entwicklung des Kindes dieses als vom Teufel besessen ansieht, muß, da diese Unsitten im Glauben der Eingeborenen ihre Wurzel haben, eine gewisse Milde der Bestrafung platzgreifen; dagegen wird meist auf Todesstrafe bei Fällen von Sklavenraub erkannt, der noch im kleinen in der Weise vorkommt, daß Kinder unter der Vorspiegelung eines kleinen Verdienstes von der Küste abgelockt und dann, nachdem sie über Nacht verborgen gehalten sind, am nächsten Morgen nach Sansibar verkauft werden. Im Innern unsres Schutzgebietes, wo wie, wie in Tabara und am Kilima-Ndscharo, mächtige Häuptlinge haben, ist diesen, naturgemäß unter Aufsicht des Stationschefs, die Gerichtsbarkeit anvertraut, der Stationschef selbst mischt sich nur in solchen Fällen ein, die eine politische Bedeutung haben, oder wo Weiße gegen einander klagbar werden. Einer Codification des Rechts, das bei dem Unterschied der Asiaten von den Eingeborenen und Weißen für alle nicht das gleiche sein kann, stellen sich Schwierigkeiten in den Weg, doch kann in diesen Gebieten, wo der Bezirksamtmann ein väterliches Vertrauen von seiten der Eingeborenen genießen muß, eine Trennung der Gerichtsbarkeit von der Verwaltung nicht durchgeführt werden, die man der Bevölkerung auch kaum verstanden werden dürfte. — Darauf sprach Gouverneur Major v. Wissmann über: wirthschaftliche Verhältnisse in Deutsch-Ostafrika. Er kennzeichnete unsre colonisale Arbeit als nervös. Sie hetze die Personen ab und wolle im Fluge tausend Wünsche erfüllt sehen, während doch andere Colonialstaaten langsam ihre Ziele erstrebt haben; zudem ist unser Capital den Colonisationsbestrebungen nicht allzu günstig gestimmt. Nach seinen Beobachtungen ist mit Ausnahme des fetten Bodens in den Ganges-Niederungen, wo die Weizenmeere wogen, der Boden unsres Ostafrika im ganzen ebenso gut, als derjenige Indiens; oft ist der indische Boden minderwerthig. Das Hinderniß für unsre Colonisation liegt in der geringen Intelligenz, der geringeren Zahl und der Bedürfnißlosigkeit der Bevölkerung unsres Schutzgebietes gegenüber der von Indien. Die Zahl wird sich heben, da jetzt die Sklavenjagden aufgehört haben; denn wenige der Sklavenraub als die von den Arabern veranstalteten Hetzen verheerten das Land und decimirten die Volkszahl dadurch, daß die Sklavenjäger Ansiedlungen überfielen, die Vorräthe der Ansässige aufzehrten und dann diese als Sklaven fortschleppten. So verfuhren sie mehrere Jahre nach einander in derselben Gegend, bis alles aufgezehrt war und Hungersnoth, endemische Pocken und andere Krankheiten den Rest der eingeborenen Bevölkerung ergriffen und vernichteten. Freilich muß heute noch der bei den Wajarama, die doch nahe der Küste wohnen, sehr verbreitete Kindermord aus Aberglauben verfolgt werden. Eine Besiedlung des Schutzgebietes mit Indern aus den ärmeren Hochlandsgebieten Südindiens, wie mit malayischen Kulis wäre wohl ins Auge zu fassen; weniger gut wären chinesische Kulis, die nach Erwerb einiger Mittel stets wieder das Land verlassen. Durch die Hinzuziehung mehrere Stämme von größerer Intelligenz werden die Bantuneger und

Negern unserer Colonie zur Arbeit mehr herangezogen werden, wenn sie sehen, daß der Anbau anderer Producte bei geringerer Arbeit höheren Nutzen abwirft, als die süßen Kartoffeln, der Maniok, die wenigen Tomaten und die Hirse, die sie heute bei ihrer großen Trägheit und Bedürfnißlosigkeit bauen. Als das beste Mittel nun der Erziehung der Eingeborenen zur intensiven Arbeit schlug der Vortragende eine einzige directe, etwa alle sechs Monate zu erhebende Kopf-, Haus- oder Feuerstellen-Steuer vor, die der Bevölkerung verständlicher ist, als etwa mehrere indirecte Steuern, bei deren Erhebung er Unruhen befürchtet. Der Neger sowohl, der wie jeder Wilde ein feines Gerechtigkeitsgefühl für Nehmen und Geben besitzt, wie der Araber und der Inder wissen, daß wir ihnen Leben, Freiheit und Besitz schützen, und werden sich solcher Abgabe, die allmählich von der Küste beginnend ins Innere vordringen muß, nicht entziehen; die Regierung muß sich der Häuptlinge dabei bedienen, für muß die Inder um höchsten, nächstdem die Araber und am geringsten die leichtfertigen, oberflächlichen, bis jetzt gänzlich in den Tag hinein lebenden Neger vorerst besteuern, damit diese letzteren erst zur Arbeit erzogen werden. Die Kopfsteuer könnte von dem Neger entweder in Geld geleistet werden, durch die Erträge seines selbständigen Plantagenbaues, der so befördert würde, oder in Naturalien; dann müßten sich Aufkäufer dieser Naturalien finden, und dadurch wird der Verkehr und der Handel belebt werden; auch die Viehzucht, die in Deutsch-Ostafrika sehr wohl möglich ist, allein in der Gegenwart in Folge der furchtbaren Rinderpest gänzlich vernichtet ist, dürfte sich dadurch von neuem herstellen lassen. Endlich kann die Kopfsteuer durch directe Arbeitsleistung für das Gouvernement beim Bau von Verkehrsstraßen und der hoffentlich bald entstehenden Bahn ersetzt werden. Die Portugiesen und namentlich die Engländer haben mit dieser Steuerform die besten Resultate erzielt; so hat Sir Johnston längs des Schire und im Süden des Nyassa gute Einnahmen gewonnen, und die Märkte dort haben sich nicht unwesentlich gehoben. Solche Erziehung der Eingeborenen zur nachhaltigen Arbeit, die sie heute in ihrer Leichtfertigkeit und mangelnden Voraussicht scheuen, muß auch auf die Arbeiterfrage im Lande von Einfluß werden und wird die theuren chinesischen und malayischen Kulis, die heute von den Plantagenbesitzern für die feineren Arbeiten verwendet werden müssen, in kurzer Zeit überflüssig machen. Was nun die Arbeit der Europäer in Ostafrika angeht, so sprach sich der Redner mit Entschiedenheit gegen neue Ansiedelung deutscher Bauern heute schon aus, besonders weil man noch nicht einen Fuß breit Landes in Deutsch-Ostafrika heute für völlig gesund erklären kann; dagegen ist zu hoffen, daß es weiterer Forschung und rationeller Bearbeitung nach und nach gelingen wird, auch hier bessernd einzuwirken. Plantagenbau, Großhandel, Viehzucht und Ausnutzung der Bodenproducte sind heute für den Europäer die Gebiete, denen sich seine Arbeit in Deutsch-Ostafrika zuwenden muß. Auf den Gebirgen im Delta des Rufidschi ist Plantagenwirthschaft ergiebig, Zeugniß der Usambarakaffee; der Tabak, der bisher durchfiel, wird indessen doch wohl noch Erträgnisse liefern können, und Wißmann selbst hat eine Versuchsplantage in dem Rufidschidelta angelegt, dessen Boden den Niederungen Java's kaum nachsteht, und wo Tabak und Kaffee gedeihen, können auch andere Plantagen ergiebig werden. Im Kleinhandel, den die bedürfnißlosen Neger in Händen haben, ist für den Europäer eine Concurrenz mit diesen ausgeschlossen und das Elfenbein geht heute zunächst in den Congostaat; nur weniges kommt davon in unser Gebiet, indem der Elephant dort schon selten geworden ist, denn seine Heimath sind die unermeßlich dichten, gewaltigen Urwälder des Congostaates, deren Charakter aus Stanley's und Graf Götzens Schilderungen bekannt geworden. Die Hoffnung auf Kohlenlager hat sich jüngst durch das Auffinden der Steinkohle für unsre Colonie erfüllt, und das schöne, dem Teakholze ähnliche widerstehende feste Mangroveholz aus den Gebirgs-Hochwäldern bildet ein sehr werthvolles Product. Freilich ist seit 1890 durch die Rinderpest das Vieh auf ein Tausendstel des ehemaligen Bestandes reducirt, allein die Thatsache, daß der Vortragende 1882 und 1885 selbst die großen Viehheerden gesehen hat, gibt Zeugniß dafür, daß auf den Steppen mit dem feinen, dünnen, gelben Gras eine Viehzucht in großer Ausdehnung zu betreiben ist, wie sie in Südamerika so reichliche Früchte trägt; dagegen hat das afrikanische Schaf keine Wolle, so daß Schafzucht, wie wir sie in Australien sehen, in unserm ostafrikanischen Gebiet nicht möglich ist. Hinsichtlich der Landfrage stellte der Redner als Hauptsache hin den Schutz der Eingeborenen in ihrem Besitz und die Verhinderung der Landspeculation im großen; auch hält er es für gerathen, den Landbesitz nicht allzu sehr zu belasten und durch eine solche Belastung den Landerwerb zu erschweren. Dagegen muß man jedes Unternehmen in dem Colonialgebiet möglichst erleichtern zum Vortheil von dessen Gedeihen und Aufschwung. — An die Darlegungen Wißmanns knüpften noch Missionsdirector Merensky und Kammergerichtsrath Dr. Kronecker Bemerkungen, während der Vorsitzende den Rednern den Dank der Gesellschaft aussprach.

* **Berlin.** Am Seminar für orientalische Sprachen ist der Zudrang von seiten junger Kaufleute, Bankbeamten und Techniker zu dem russischen Unterricht, der in Abendstunden nach Schluß der Geschäftszeit gehalten wird, so groß, daß eine erhebliche Zahl von Bewerbern abgewiesen werden mußte. Es ist daher jetzt noch eine Parallelklasse für den Anfangsunterricht im Russischen eingerichtet und mit der Abhaltung desselben Dr. Erich Berneker beauftragt worden.

* **Wien.** Der Verein für österreichische Volkskunde hat es sich zur Hauptaufgabe gemacht, in Wien ein umfassendes Museum für österreichische Volkskunde zu begründen, welches dem dergleichen Studium des Culturbesitzes der österreichischen Völkerschaften dienen soll. Rascher, als bei der Gründung des Vereins vermuthet werden konnte, ist diese Absicht verwirklicht worden. Die Sammlung des Vereins, die schon im vorigen Jahr zu einer Ausstellung im österreichischen Museum führte und sich Ende 1895 auf ungefähr 1000 Nummern belief, ist inzwischen, wie das Organ des Vereins, die „Zeitschrift für österr. Volkskunde", mittheilt, auf nahezu 5000 Nummern gestiegen, eine Ziffer, welche eine Sammlung ankündigt, die bereits auf wissenschaftliche Bedeutung Anspruch hat. Seit dem 1. Mai l. Js. ist der Verein auch im Besitz eigener, geräumiger und für Ausstellungszwecke höchst geeigneter Räumlichkeiten. Diese befinden sich im Börsengebäude und bilden einen großen Theil der Localitäten, die das nunmehr in ein eigenes Gebäude übergeführte k. k. österreichische Handelsmuseum früher innegehabt hat. Die Sammlung läßt sich hier vorläufig würdig unterbringen und wird für den Besuch auch in den Abendstunden offen gehalten werden. Die Aufstellung wird nach den ethnographischen Hauptgruppen der österreichischen Bevölkerung unternommen, wobei auf das Durchgreifen der gemeinsamen in den bäuerlichen Lebensverhältnissen wurzelnden Züge, ebenso wie auf das Hervortreten der ethnographischen Besonderheiten das Augenmerk gelenkt werden wird. Durch die Aufstellung und Einrichtung einer Anzahl bäuerlicher Wohnräume hofft man der Bevölkerung einen dauerhaften und sympathischen Eindruck aus der Sphäre der heimischen Volkskunde zu vermitteln.

Verlag von **Gustav Fischer** in Jena.

Soeben erschien:

Ehrenberg, Dr. Rich., Das Zeitalter der Fugger. Geldkapital und Kreditverkehr im 16. Jahrhundert. Zweiter Band: Die Welthörsen und Finanzkrisen des 16. Jahrhunderts. Preis: brosch. 7 M., geb. 8 M.

Hildebrand, Dr. Richard, v. Professor der politischen Oekonomie an der Universität Graz, Recht und Sitte auf den verschiedenen wirtschaftlichen Kulturstufen. Erster Teil. Preis: 5 M.

Koenig, Dr. F. Ph., Die Lage der englischen Landwirtschaft unter dem Drucke der internationalen Konkurrenz der Gegenwart und Mittel und Wege zur Besserung derselben. Preis: 8 M.

Schmid, Dr. Carl Alfred, Thalweil, Beiträge zur Geschichte der gewerblichen Arbeit in England während der letzten 50 Jahre. Nach den Erhebungen der „Royal commission on labour". Preis: 4 M. 50 Pf.

Schmoele, Dr. phil. Josef, Privatdozent an der Universität Greifswald, Die sozialdemokratischen Gewerkschaften in Deutschland und seit dem Erlasse des Sozialistengesetzes. Erster vorbereitender Teil. Preis: 4 M. 50 Pf.

Vorster, Julius, Die Großindustrie eine der Grundlagen nationaler Sozialpolitik. Ein Vortrag, gehalten in der sozial-wissenschaftlichen Studentenvereinigung in Halle a. S. Zweite Auflage. (15067) Preis: 60 Pf.

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 28. October. Nummer 250.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Eine französische Geschichte der deutschen Musik. — Der deutsche Bernstein und die griechische Heliadensage. — Mittheilungen und Nachrichten.

Eine französische Geschichte der deutschen Musik.

„Histoire de la Musique allemande par Albert Soubies“ nennt sich ein Buch in Quartband mit 300 Seiten und mehr als 100 in den Text gedruckten Illustrationen, welches im Laufe dieses Sommers zu Paris in der „Bibliothèque de l'enseignement des beaux arts“ erschienen ist. Es ist wohl ohne Zweifel das erstemal, daß ein Franzose eine „Geschichte der deutschen Musik“ schreibt. Franç. Jos. Fétis, ein Franzose der Sprache nach (gebürtig aus Mons), hat in seiner hoch verdienten „Biographie universelle des musiciens“ ungezählte deutsche Tonkünstler und ihre Werke ästhetisch gewürdigt und dabei geschichtliche Momente der deutschen Musikentwicklung gestreift: eine von einem geborenen Franzosen verfaßte specifisch deutsche Musikgeschichte nimmt aber als absolute Neuheit von vornherein das allgemeine Interesse, insbesondere natürlich das des Deutschen in Anspruch, um so mehr, als unsres Wissens bisher auch noch kein deutscher Musikhistoriker eine ausschließliche Geschichte der französischen Musik verfaßt und herausgegeben hat. Dieses zunächst vielleicht der Neugierde entspringende Interesse wird sich aber im Herzen des deutschen Lesers in aufrichtige Theilnahme umwandeln, wenn er in dem Buche blätternd erkennt, mit welch redlichem Streben im Ergründen des Thatsächlichen der Verfasser sich des weitschweifigen Stoffes zu bemächtigen sucht, welch ungeheuchelte tief gründende Achtung vor der deutschen Musik augenscheinlich die Triebfeder seines schwierigen Unternehmens war, und wie er diese mit eindringlicher Wärme in übersichtlicher, populärer, vor allem nicht langweiliger Darstellung auf seine Landsleute zu übertragen sichtlich bemüht ist. Wahrlich, das Buch läßt in keiner Zeile ahnen, welch tiefe politische Kluft den französischen Nationalgeist vom deutschen trennt. Um so herzlicher begrüßen wir die hier aus freiem Antrieb erfolgte Annäherung auf dem internationalen Gebiet der Musik. Woher aber — denn fast nichts geschieht ohne einen gewissen äußeren Anstoß — gerade im gegenwärtigen Moment diese bemerkenswerthe Anerkennung der deutschen Musik von französischer Seite? Ohne Zweifel hat der (vielleicht wiederholte) Genuß der Wagner'schen Musikdramen in Bayreuth diesen Anstoß zu fruchtbarem Beginnen gegeben. „Niemand ignorirt“, sagt Hr. Soubies in seiner Vorrede, „das wunderbare Ereigniß, welches in unsern Tagen eine so lange Entwicklung der deutschen musikalischen Kunst gekrönt hat. Man kann von nun an die Bedeutung der Rolle Richard Wagners nicht mehr bestreiten. . . . Wenn es auch noch recht früh ist, die Wagner'sche Kunst endgültig zu beurtheilen, so ist wenigstens ein Resultat erreicht, wogegen nichts aufkommen kann, daß nämlich Richard Wagner einen legitimen Rang in der Dynastie der Bach und Beethoven einnimmt. Die Erscheinung eines in so seltener Weise begabten und kenntnißreichen (et savamment cultivé) Künstlers bezeichnet doch einen bedeutenden ästhetischen Abschnitt und bildet unbestreitbar einen ausgezeichneten Schlußstein für eine Geschichte der deutschen musikalischen Kunst.“ Hier der Schlüssel zur That. Was in Frankreich zur Zeit des Königthums, der ersten Republik, des Kaiserreichs ꝛc. nicht von einer Anzahl deutscher Koryphäen wie Gluck, Mozart, Beethoven, Weber, was nicht von dem ganzen Schwarm reproducirender deutscher Künstler, die in Paris den Grund zu ihrer Berühmtheit legten, erreicht werden konnte, daß nämlich ein Franzose die Entwicklung der deutschen Musik ab ovo zu studiren und darzustellen sich angeregt gefühlt hätte, diesen Fall haben in unsrer Gegenwart, nach dem Jahre 1870, die von der Bayreuther Festbühne und dem Hause Wahnfried ausgehenden Wärmestrahlen gezeitigt. Der künstlerische Ernst, welcher dort über den Aufführungen der Wagner'schen Musikdramen waltet, die überwiegend großen, zum Theil musterhaften gesanglichen und darstellerischen Leistungen, die weihevolle Stimmung, welche durch die Ueberdeckung des Orchesterraums erzielt wird, die Virtuosität des aus lauter Kräften ersten Ranges bestellten Orchesters unter vorzüglicher, den Winken des Meisters folgender Leitung — vor allem aber die großzügigen, poetisch machtvollen Werke selbst, welche durch Zusammenwirken all dieser Mittel und Umstände in einer Vollkommenheit und mit einer Wirkung zur Darstellung gelangen, wie sie vor Wagner wohl keinem Meister der Welt zu erleben gegönnt war: alles dies zusammen hat offenbar, und zwar sehr erklärlicherweise, auf den temperamentvollen französischen Musikfreund und -schriftsteller einen Eindruck ausgeübt, welcher denjenigen der heimischen Großen Oper mit ihrer Aeußerlichkeit und Oberflächlichkeit weit hinter sich ließ; den Eindruck nämlich, daß er es hier vielleicht zum erstenmal mit wahrer Kunst und deren lebendiger Bethätigung zu thun habe, welcher näher nachzuforschen, zu deren Quellen zu dringen ihm Bedürfniß, von deren Entwicklung der Welt ein Bild zu entwerfen ihm Pflicht wurde. Unsren Ultraconservativen mag dieser moralische Sieg der Wagnersache im Ausland zum Aerger gereichen; wir freuen uns, die Propaganda der deutschen Musik in der Weise, wie das vorliegende Buch beredtes Zeugniß davon gibt, in Wirksamkeit zu sehen, und kümmern uns nicht um die Frage, ob nicht etwa die Meister von Bach bis Beethoven, Schubert und Weber eine größere Berechtigung zur Erfüllung dieser Mission gehabt hätten. Im übrigen ist Hr. Soubies auch frei von jener Einseitigkeit, welche zu befürchten der oben citirte Satz über Wagner Veranlassung geben könnte. Wie er überhaupt in seinem Tractat über Wagner diesen nicht als den größten aller deutschen (oder gar aller) Musiker hinstellt, auf dessen Kommen wie auf das eines Messias die ganze Musikgeschichte hinzuweisen den dringendsten Beruf habe — diesen Standpunkt läßt bekanntlich manche deutsche Schrift durchschimmern —, sondern in ihm einerseits den Fortsetzer und Interpreten einer hundertjährigen

Tradition, andrerseits freilich auch einen Reformator voll Kühnheit und Originalität sieht, so läßt er sich durch die Größe der von ihm bewunderten Erscheinung keineswegs, wie es unsern Vollblut-Wagnerianern passirt, in seinem ästhetischen Urtheil über andere Koryphäen beeinflussen, bewahrt sich vielmehr diesen gegenüber seine volle Unbefangenheit. So sagt er, um ein marcantes Beispiel anzuführen, über Rob. Schumann (über welchen Wagner bekanntlich, weder bescheiden noch gemüthvoll, den Stab gebrochen hat): „Wir sind weit entfernt von der Zeit, als noch Kritiker von größter Geltung sich erlauben durften, von Schumann entwürdigend zu reden. Kein Musiker ist stärker in der Mode. Vergeblich hat Wagner versucht, die Reputation des Schöpfers der Genovefa zu verunglimpfen (entamer)." Gerade im Capitel über Schumann mit seinen Tugenden und Mängeln zeigt der Verfasser eine Klarheit und Richtigkeit des Urtheils, deren der verständigste deutsche Musiker sich nicht zu schämen brauchte, wenn auch zufällig das Epitheton „Schöpfer der Genovefa" (das Dramatische war nicht Schumanns starke Seite) nicht recht glücklich gewählt ist. Nicht minder geistvoll und treffend ist die Charakteristik, welche uns der Verfasser von C. M. v. Weber, insbesondere von dessen „Freischütz", „Euryanthe" und „Oberon" gibt. „Man kann sagen, daß er (Weber) in seinen drei wichtigsten Meisterschöpfungen, d. h. in seinen drei großen dramatischen Werken, absolut mit niemandem zu vergleichen ist. Niemals war vielleicht je ein Künstler so vollständig „„Erfinder"" in des Ausdrucks ganzer Bedeutung." Den „Freischütz" betreffend heißt es u. a.: „Weber ist nicht weniger Psychalog als Maler; die Welt der Seele ist ihm so vertraut (familier) wie das äußere All. Agathe, so träumerisch und rührend; ihre Cousine, mit ihrer übermüthigen Lustigkeit; Max, im Herzen schwach und ängstlich (troublé); Kaspar, der von einem Ende der Partitur bis zum andern, ich weiß nicht, soll ich so sagen, einen Phosphorstreif von sich wirft, als käme er eben aus der Hölle: alles dies bekundet eine Gabe der Imagination, wie sie stärker und bestimmter nie da war." Auf die „Euryanthe" übergehend, bemerkt der Verfasser sehr richtig: „Wenn dieses zweite große Werk einen nicht so allseitigen und entschiedenen Erfolg hatte, wie der „Freischütz" (dessen gutes Textbuch von größter Bedeutung war), so muß man diese Differenz großentheils dem wenig anziehenden Gedicht der Mad. Chezy zuschreiben. Musikalisch steht die „Euryanthe" dem „Freischütz" nicht im geringsten nach. Mit überraschender Geistesschärfe hat hier Weber das chevalereske und legendäre Element gezeichnet." Charakteristisch für den Ausgangspunkt seiner Beurtheilung ist des Verfassers Bemerkung: „Weber kannte noch nicht das Leitmotiv (le „thème conducteur"), aber er machte Gebrauch von der Zurückberufung (rappel), sei es auf Motive, oder auf Künste des Rhythmus und der Instrumentation, wie z. B. die Paukenschläge und die Flötentriller des Kaspar im „Freischütz" und die Phrase der Herausforderung in der „Euryanthe"." Man sieht, der Franzose analysirt bereits vom Wagner'schen Standpunkte aus; daß ihm der feine Unterschied zwischen dem für die Gestaltung grundlegenden Leitmotiv des letzteren und einer mehr gelegentlichen Bezugnahme durch verschiedene musikalische Mittel, wie sie auch lange vor Weber häufig zu finden ist, nicht entging, beweist seine sichere Beobachtung. In den Urtheilen über Beethoven, Mozart, Haydn, Gluck sehen wir eine gesunde, meist den Kern treffende Anschauung mit objectiver Darstellung, wie sie dem Historiker geziemt, gepaart. So sagt er, zugleich freimüthig, zugleich bewundernd über Gluck: „Musiker war er, das ist sicher, weniger als mancher seiner Landsleute, er hatte nicht das tiefe und schlagfertige Wissen, nicht jene höchste technische Gewandtheit eines Bach aber Mozart. Daher kommt es ohne Zweifel, daß seine Werke, das eine aber anderemal vorgeführt, uns nicht immer frei von Monotonie erscheinen. Seine Modulation ist wenig abwechslungsreich. Seine Imagination, zwar immer lebendig und mächtig, findet manchmal eine Begrenzung in seinen Ausdrucksmitteln. Aber mit welcher Kunst bedient er sich der Hülfsmittel, die er besitzt; welches Relief weiß er seinen breiten und kernigen Ideen zu geben! Seine Chöre, süß aber kraftvoll, sind mit einem überraschenden Verständniß der Wirkung behandelt. Sein Recitativ voll sauveräner Beredsamkeit gibt das Bild eines wirklichen musikalischen Gespräches, logisch und überzeugend. Endlich darf man nicht vergessen, daß er in seinen Arien ungeachtet der genauen Uebereinstimmung mit den Worten ein großer Melodiker bleibt, der mit Leichtigkeit Motive von seltenster Schönheit findet." „Chose curieuse", fährt der Autor nach einer sehr schönen Würdigung der Iphigenie auf Tauris fort, „Gluck wurde in Deutschland bis zum Ende des Jahrhunderts nicht nach seinem Rang gewürdigt. Forkel, von dem wir weiter unten reden werden und der der Kunstgeschichte beträchtliche Dienste geleistet hat, that sich durch verletzende Angriffe hervor. Es ist wahr, daß Gluck zu seinen Anhängern auch berühmte Männer zählte, namentlich Wieland, welcher auf den Rand seines Portraits die Worte schrieb: „Il a préféré les Muses aux Sirènes." Das entspricht auch der Wirklichkeit; Gluck wollte um keinen Preis singen, um zu singen; er hütete sich vor der Verführung des ausdruckslosen Gesanges ..." Die Abschweifung auf die Zeitgenossen Forkel und Wieland und ihre Meinungsverschiedenheiten in Bezug auf Gluck ist eines der vielen Beispiele, durch welche der Verfasser, indem er die einzelnen Phänomene mit ihrer Umgebung, den Verhältnissen und Anschauungen ihrer Zeit in Beziehung bringt, seinem Werke einen universellen Charakter verleiht, ohne sich dabei zu sehr ins Allgemeine zu verlieren. So gedenkt er zur Klarstellung der politischen und literarischen Bewegung, welche mit Beethovens Jugend und späterer Entwicklung zusammenfällt, der Folgen der französischen Revolution und der Napoleonskriege in Deutschland, der deutschen Sturm- und Drangperiode („sous le nom de Starm und Drang"), gedenkt der Veröffentlichung des „Werther", des „Götz von Berlichingen" und erinnert an Herder und Schiller. Wenn er zwischen Bach und Händel einen Vergleich zieht, welcher, etwas weitgehend, darauf hinausläuft, daß sie überhaupt nicht zu vergleichen sind, indem alles an ihnen, der Charakter, der Lebensgang, der Stil differire — daß beide Heroen auf getrennten Wegen dasselbe Ideal vor Augen hatten und erreichten, hat er zu sagen vielleicht nur vergessen —, so ist an seinem Urtheil sowohl in diesem einzelnen Fall als das ganze Werk hindurch anzuerkennen, daß es vor allem nicht anderen nachgeschrieben hat, sondern selbständig und urwüchsig ist. So gibt er den Eindruck, den ihm Bachs Instrumentation macht, mit naiver Begeisterung wieder, ohne zu beachten, daß diese als ziemlich unselbständige und secundäre Kunst unter dem Banne von Bachs Contrapunkt steht.

Der Verfasser theilt sein Werk in drei Hauptabrisse (livres) ein: Die deutsche Musik vor Bach; von Bach bis Beethoven; das 19. Jahrhundert. Jeder dieser drei Theile besteht wieder aus drei besonderen Capiteln. Der erste enthält: die Uranfänge und das Mittelalter, die Renaissance, das 17. Jahrhundert; der zweite: die Kirche, das Concert, das Theater; der dritte: die geistige Entwicklung und die Musik, Tradition und Transition, Richard Wagner und die gleichzeitige deutsche Kunst. Daß das Capitel von den „Uranfängen", die ja in jedem Geschichtswerk als dunkle Punkte erscheinen, verhältnißmäßig mager ausfiel, liegt in der Natur der Sache; denn vor dem starken Impuls,

Digitized by Google

welchen Karl der Große der Gesangspflege in Deutschland gab, weiß man so viel wie nichts über eine deutsche Musik, eine solche war ja die octroyirte lateinische auch kaum zu nennen. Erst die Epoche der Minnesinger, welche dem Autor als „celle d'une véritable floraison artistique“ gilt, und die der Meistersinger liefert ihm ein ergiebigeres Material. Doch hat er der Beschreibung der Instrumente und ihrer Spielart vom 9. Jahrhundert an nicht vergessen. In dieses Capitel hätten freilich die ersten Anläufe der Mehrstimmigkeit und der Mensuralmusik, z. B. unter Franco von Cöln, sowie die Uranfänge des Contrapunkts unter diesem und den nächst folgenden Meistern gehört; auch vermissen wir in diesem wie im nächsten Capitel die Entwicklung der diatonischen Kirchentonarten und den beginnenden Kampf der Chromatik mit denselben, sowie auch einen Leitfaden zur Geschichte der Notation. Vermuthlich hat sich der Autor die kritische Behandlung dieser schwierigen und noch nicht durchaus gelösten Fragen erspart, um nicht sein Buch, das er für die Allgemeinheit bestimmt hat, mit einem gelehrten Ballast zu beschweren, der es unpopulär machen würde. Um von der Art und Weise, wie der Verfasser sein Material vertheilt und ordnet, ein Beispiel zu geben, lassen wir hier die Ueberschrift des Capitels II (La renaissance) folgen: „Anfang der neueren Zeit. — Isaak und Hofhaimer. — Instrumentale Fortschritte. — Der Contrapunkt. — Die Drucklegung. — Die Reformatoren. — Die Liturgie. — Der Choral. — Luther, Walther und Martin Agricola. — Gelehrte und populäre Musik. — Senfel (soll heißen Senfl), Hans Sachs, Hermann Finck (soll heißen Heinrich Fink) ꝛc. Zahlreiche Componisten. — Die Organisten. — Die musikalische Composition am Ende des 16. Jahrhunderts. Leo Haßler (Hasler — die deutschen Namen alle richtig zu schreiben, ist nun einmal eine französische Unmöglichkeit) und Gumpeltzhaimer.“ Von den „nombreux compositeurs“ dieser Zeit, deren der Autor zum Beweise seiner Belesenheit (wir kennen nicht die Hälfte, selbst dem bloßen Namen nach), nicht weniger als 17 anführt, sagt er sehr schön: „Man kann sagen, daß all diese gewissenhaften Mitarbeiter zu einem großen Sammelwerk beitrugen und eine wahrhaft nationale Kunst vorbereiteten.“ Schon in der Vorrede bemerkt er, „man müsse auch eine Menge Künstler von Werth kennen lernen, die, zwar auf eine secundäre Rolle beschränkt, doch immerhin einzelne Eigenschaften ersten Ranges entfalten. Diese talentvollen Männer haben immerhin das allgemeine Kunstniveau ihrer Zeit gehoben, und ohne ihre Mitwirkung hätten die Meister nicht über ein so mächtiges Capital von technischen Hülfsmitteln verfügt.“ Seiner Ankündigung in der Vorrede entspricht es auch, wenn er mit großer Gewissenhaftigkeit und, soweit es die gebotene Kürze erlaubt, mit möglichster Vollständigkeit der Theoretiker, der Virtuosen, der Instrumentenmacher und der Kritiker gedenkt, welche alle in ihrer Weise das große Werk der Entwicklung der deutschen Tonkunst fördern und vollenden halfen. Dabei zeigt er eine geradezu staunenswerthe Personalkenntniß, welche nur das Resultat fleißigster Forschung sein kann. Wenn es nichts außerordentliches bedeutet, daß der Verfasser unsern Michael Prätorius (den er freilich irrthümlich mit Hieronymus P., der ursprünglich Schultz hieß, für identisch hält) und dessen für die Geschichtschreibung so wichtiges Syntagma musicum kennt, so beweist doch seine Bekanntschaft mit gleichzeitigen secundären Größen wie Baryphonus, Joh. Crüger, Erh. Bodenschatz, Christophorus Demantius, Joh. Andr. Herbst, deren hauptsächlichste (theoretische oder praktische) Werke er angibt, endlich mit einem Theoretiker Meibomius, der über Euklid und Aristoxenes geschrieben haben soll und dem wir in diesem Buche zum erstenmal begegnen, eine mehr als respectable Belesenheit, zunächst in deutschen Geschichtsbüchern. Eine besondere historische Eigenthümlichkeit, welche das 15. und 16. Jahrhundert charakterisirt, die Unterscheidung der Tonmeister in bearbeitende (harmonisirende) und selbstschöpferische, d. i. wirkliche Componisten, ist dem Verfasser entgangen. Zum Beispiel gehören H. Isaak und H. Fink wahrscheinlich ganz und gar zu den ersteren; Mich. Prätorius, der über 3000 theils componirte, theils bearbeitete, theils gesammelte Werke hinterließ, war, wie vielleicht bereits die größere Zahl seiner Zeitgenossen, Bearbeiter und Componist zugleich; und H. Schütz war entschieden und rein das, was wir heute Componist nennen. Um diese Unterscheidung aber klar zu machen, dazu wären breite theoretische Abhandlungen über den Cantus firmus und die darüber contrapunktirten Messen, über die ältere und neuere Motette und den allmählichen Sieg des Madrigals über beide vonnöthen gewesen, was wieder die Popularität des Buches eher beeinträchtigt als gefördert hätte.

Eine sehr anziehende, zum Theil auch instructive Beigabe des Buches, welche allein schon seinen Besitz begehrenswerth macht, sind die nicht weniger als 106 Illustrationen, unter welchen eine Abbildung von Spielleuten des 9. Jahrhunderts die erste, das Haus Wahnfried die letzte ist. Unter 24 Portraits deutscher Tonkünstler befindet sich auffallenderweise keines von Wagner, dagegen die von Ludw. Senfl, Joh. Hasler, Mich. Prätorius, H. Schütz, Calovius, Sam. Scheidt, C. Heinr. Graun, Phil. Em. Bach. An Geburtshäusern finden wir die von Bach in Eisenach, von Jos. Haydn in Rohrau, von Mozart in Salzburg, von Beethoven in Bonn, zu welchen sich noch die Thomasschule und -kirche in Leipzig gesellt. Durch Facsimiles sind Händel, Gluck, Mozart, Weber, Schubert, Schumann, Meyerbeer und Fr. Lachner vertreten. Sehr interessant sind die Bilder von altdeutschen Instrumenten und Spielleuten, prächtige Titelblätter aus dem 16. und 17. Jahrhundert und einige Holzschnitte von Albrecht Dürer, welche Aufzüge von Instrumentisten darstellen. Von außer Dienst gesetzten Instrumenten neueren Datums ist das Baryton des Fürsten Esterhazy, wofür Jos. Haydn 163 Compositionen schrieb, nicht vergessen worden. Unwillkürlich fragt man sich, wo und wie nur der französische Verfasser all diese Sachen in Deutschland aufgetrieben haben mag; mancher in der That seltenere Fund deutet auf ein entschiedenes Spürtalent und einen längeren Aufenthalt des Autors in Deutschland, sowie auf freundliches Entgegenkommen von deutscher Seite. Um die Herstellung dieser Illustrationen, welche wir uns nicht ohne beträchtliche Kosten denken können, hat sich der Verlag sehr verdient gemacht.

„Die Geschichte der deutschen Musik“ von A. Soubies bringt der deutschen Fachwissenschaft keine Bereicherung; dieser Gedanke war auch dem Autor fern. Dagegen wird sie durch ihre anregende Darstellung und gefällige Form den Beruf erfüllen, das französische Volk über die culturelle Bedeutung der deutschen Musik aufzuklären und in den Gang ihrer Geschichte demselben einen immerhin genügenden Einblick zu gewähren. Indeß empfehlen wir das Buch auch allen der französischen Sprache mächtigen deutschen Lesern und Leserinnen, welche, von der Strenge der deutschen Fachschriften abgestoßen, die Kenntniß der deutschen Musikgeschichte in ihren Grundzügen auf leichterem Wege sich verschaffen wollen. M. Z.

Der deutsche Bernstein und die griechische Heliadensage.[1])

K. B. In seinen anziehenden „Wanderungen am Meeresstrande“ erwähnte Christian Jensen neulich in der Bei-

[1]) Wir brauchen kaum darauf hinzuweisen, daß wir den Ausführungen dieses Artikels, der von Methode und Ergebnissen der neueren Forschung beträchtlich abweicht, größtentheils nicht beizustimmen vermögen. D. Herausg.

lage Nr. 205 einer vor hundert Jahren erschienenen Schrift, worin gesagt war, daß manche arme Leute am norddeutschen Seeufer die schlechteren, mit Unreinigkeiten durchmischten Stücke schwarzen Bernsteins anzünden und sich ihrer als Licht bedienen, wenn sie von einem Orte zum andern gehen wollen. Eigenthümlich berührt es da, wenn wir Plinius' „Naturgeschichte“ (XXXVII, 11) aufschlagen und dort lesen: Pytheas sage, die Gutonen (Gothen), ein Volk in Deutschland, das an einer Einbuchtung des Oceans (d. i. an der Ostsee) wohne, benützten den Bernstein statt Holzes als Brennstoff und verkauften ihn den benachbarten Teutonen (incolas pro ligno ad ignem uti eo proximisque Teutonis vendere). Wie nahe treten da die Jahrtausende plötzlich zusammen!

Pytheas, der griechische Erdkundige und Mathematiker aus Massilia (Marseille), der im vierten Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung Britannien besuchte, das Deutsche Meer und die Ostsee befuhr und bis nach Thule hinauf gelangte, hat zum erstenmale, soweit unsre Kenntniß reicht, von Gothen und Teutonen berichtet. Seine Werke sind verloren gegangen. Nur vereinzelte, manchmal verderbte Stellen haben sich bei griechischen und römischen Schriftstellern erhalten. Seine Schilderungen gaben so unerwartet Neues und anscheinend Absonderliches, daß ihm von Späteren der Zweifel, ja die Verläumdung nicht erspart blieb. Schon Strabon war ihm ein gehässiger Gegner. Wer weiß, ob nicht vielleicht aus neidischer Eifersucht?

Strabon, der etwa 300 Jahre nach Pytheas lebte, hat die merkwürdigen Mittheilungen des letzteren für „Bergische Märchen“ erklärt. So nannte man sie nach der thrakischen Stadt Berge, wo, zufolge der dortigen, fast germanischen Lust an Eulenspiegelei, allerhand Schwänke getrieben wurden. Fast alles aber, was Strabon mit augenfälliger Voreingenommenheit gegen Pytheas einwendet, spricht gerade für diesen. Strabon wollte nicht an das Vorhandensein einer hoch nordischen Thule glauben. Er meinte, den Menschen sei dort nicht zu leben möglich, da schon in Jerne (Irland), das er zudem irrigerweise nördlich von Britannien setzte, das Volk wegen der Kälte aufs erbärmlichste sein Leben friste. Und doch ist selbst Island bewohnt, das Pytheas vielleicht in seiner Erzählung von „Thule“ beschrieb, wenn anders wir nicht dabei an Shetland oder die Orkneys zu denken haben.

Was Strabon noch weiter über die Linie sagt, wo die bewohnbare Erde aufhöre, ist ebenso falsch. Dieser sonst so treffliche Schriftsteller, dem wir tiefe Einblicke in die Stammesverhältnisse unsrer ältesten Vorfahren verdanken, hatte offenbar einen ganz ungerechtfertigten Span auf Pytheas. Er greift ihn deßhalb immer und immer wieder, bei Gelegenheit von gar nichts, als einen Flausenmacher an. Verstimmt gehen wir über diese unerquicklichen Stellen hinweg. Meist hat Strabon entweder mit seinen eigenen Behauptungen Unrecht, oder er schimpft bloß auf Pytheas, sogar ohne irgend etwas gegen ihn vorzubringen. Hie und da ist wohl auch eine von ihm angeführte Stelle aus Pytheas durch schlechte Abschreiber etwas gefälscht worden.

Plötzlich werden aber die oft für dunkel und unglaublich gehaltenen Angaben des Pytheas wie durch einen aufzuckenden Lichtstrahl erhellt und bestätigt. So wiederum in dem oben angeführten Falle des zwei Jahrtausende lang fortdauernden Gebrauches von Bernstein zur Beleuchtung.

Noch W. Bessel bemerkt in seinem werthvollen, obwohl etwas verworren geschriebenen Buche: „Ueber Pytheas von Massilien“ (1858): „Nun haben wir unter den obigen Notizen (aus Plinius) die eine höchst sonderbare, daß der Bernstein auf Abalum statt Holz zum Feuer gebraucht würde. Die Angabe auf Bernstein bezogen ist mehr als verdächtig; aber auf Bornholm ist ein Reichthum von Braunkohlen, von denen sich dergleichen erzählen ließ, und es liegt sehr nahe, daß, wenn Pytheas einmal auf dieser Insel war, er auch von dem brennenden Stein derselben, falls er in Gebrauch war, schon der allgemeinen Aehnlichkeit wegen Nachricht gab. Ob er selbst die Steine identificirte, oder ob das erst von seinen Bearbeitern geschah, mag unentschieden bleiben. Wahrscheinlich ist immer das letztere.“

Bessel schätzte Pytheas' Angaben im allgemeinen so hoch wie nur möglich. Er ließ sich aber gleichwohl, wie man sieht, verleiten, gerade über einen Punkt, der sich bis in die neueste Zeit herein aufs klarste verfolgen läßt, einen ganz ungerechtfertigten Einwand zu erheben. Wie sehr empfehle es sich doch, daß Gelehrte, wenn sie an derlei Arbeiten gehen, vor allem an Ort und Stelle persönliche Erkundigungen über Gebräuche einzögen oder durch sachkundige Leute einziehen ließen, wie es augenscheinlich der hellenische Erdkundige und Mathematiker einst gethan!

„Die griechische Mythe“ — heißt es in der angezogenen Schilderung der Wanderungen Jensens am deutschen Meeresstrande — „erklärt die Entstehung des Bernsteins dahin, daß er aus den Thränen der Pappeln, in welche die Schwestern des Phaëthon, des verwegenen Rosselenkers, verwandelt wurden, entstand. Nach neueren Untersuchungen ist er das fossile Harz eines vorweltlichen Nadelholzbaumes (Pinus succinifera G.).“

Diese Schwestern, die Heliaden oder Sonnentöchter, die auch die Elektriden genannt werden, beweinten, zufolge der klassischen Sage, den von Zeus wegen seiner Unbesonnenheit in den Fluß Eridanus gestürzten Phaëthon so lange, bis sie zu Pappeln umgestaltet wurden. Die Thränen, die sie vergossen, verhärteten sich in der Fluth zum sonnig golden glänzenden Bernstein oder Elektron.

Wie nun, wenn selbst diese anmuthige Mär nordischen, germanischen Ursprungs wäre?

Die Griechen haben — wie schon Herodot mehrfach meldet und wie Platon, Demosthenes und Strabon bezeugen und zum Theil beklagen — in ihrem Götterglauben, ihren Mythen und religiösen Gebräuchen außerordentlich viel von fremden Völkern übernommen; unter anderem zumal von den sie umwohnenden, auch mit ihnen durchmischten Thrakern. Von Norden her ging seit uralter, vorgeschichtlicher Zeit ein Bernsteinhandel nach Süden, nach Griechenland. Die große Masse von Bernsteinperlen, die Schliemann in Mykene ausgrub, und von denen er anfänglich glaubte, es werde wohl auf immer Geheimniß bleiben, ob sie etwa von der Ostseeküste oder aus Italien stammen, sind von dem Chemiker Otto Helm in Danzig als unzweifelhaft baltischer Bernstein nachgewiesen worden, und zwar nach wiederholter und genauester scheidekünstlerischer Zerlegung.

Da nun der Bernstein in so großer Menge von Norden kam und die Griechen in ihren Sagen so vieles von den Fremden, den Barbaren, entlehnten, so liegt an und für sich die Vermuthung nahe, daß sie wohl auch auf diesen kostbaren Schmuckstoff bezügliche Mären von dorther entnahmen. Für diese Ansicht liegen in der That die stärksten Anhaltspunkte vor.

An den „Eridanos“ versetzt die griechische Sage die Heliaden. Was für ein Fluß ist nun da gemeint?

Man hat, wie Plinius berichtet, den Po darunter verstehen wollen; allein schon er erklärt sich gegen diese und andere „hohle Behauptungen“ der Griechen. Weder komme Bernstein in jenem Flusse vor, noch auch gebe es im Adriatischen Meere Eilande, genannt Elektriden, wie die Griechen behaupten. Vielmehr sei der Bernstein „unzweifelhaft ein Erzeugniß der Eilande des nordischen Meeres und werde von den Deutschen ‚Glaesum‘ genannt“. Ursprünglich sei es das Harz eines Fichtenbaumes.

Digitized by Google

Hier wird also bereits im Alterthum bestritten, daß der Eridanos der Bernsteinsage gleichbedeutend sein könne mit dem älteren Namen des Padus oder Po. Griechen, wie Philemon und Timaios, wußten auch schon, daß der Bernstein an verschiedenen Orten im Norden, in „Skythien", gefunden werde. Ein Eiland Ravnonia, das in der Ostsee liege, wird unter anderem genannt, an welches der Bernstein vom Meere ausgespült werde. Die Bedeutung dieses Namens erklärt sich aus skandinavischer Zunge. Rav ist noch heute das nordgermanische, dänische Wort für Bernstein.

Längst hat man nun vermuthet, daß der Eridan(os) der hellenischen Mythe durch eine nur geringe Silbenverwechselung aus dem Radan(os) — einem Nebenflusse der Weichsel, in der Nähe der Ostsee, von woher so viel Bernstein nach Griechenland kam — entstanden ist. Das Mißverständniß ergab sich leicht aus dem Gleichklange der Namen Radan und Eridan. Da nun die Griechen, man könnte sagen planmäßig, viele fremde Sagen und Ausdrücke ihrem Gedankenkreise anpaßten, so liegt die Wahrscheinlichkeit nahe, daß die Mär von den Sonnentöchtern in ihrem Keime aus nordischer, germanischer Quelle, aus dem eigentlichen Bernsteinlande, stammt.

Aus Schmerz über den unglücklichen Bruder sollen die in Bäume umgewandelten Heliaden die Zähren vergossen haben, die im Wasser zu Elektron verhärteten. In dichterischem Gewande ist hier eine vollkommen richtige Darstellung des Entstehens von Bernstein aus thränendem Baumharz enthalten. Die Naturmythen bergen gewöhnlich ein Stück uralten Nachdenkens oder Forschens über die Entstehung der Dinge.

Bei der Erhärtung der Zähren jener halbgöttlichen Baumgestalten im Wasser fällt uns ein, daß die vom Deutschen Meere heimgekommenen römischen Matrosen schilderten, wie sie die germanischen Eingeborenen das kostbare Naturerzeugniß, wenn es bei hoher Fluth herangespült wurde oder bei der Ebbe in Lachen zurückblieb, sammeln sahen, und daß Plinius (XXXVII, 11) schreibt: „Das Glas ist so leicht, daß es im seichten Wasser umherrollt und darin zu hängen scheint" — also gewissermaßen wie eine versteinerte, aber an Gewicht unbedeutende Thräne.

Plinius wußte, wie schon bemerkt, daß Bernstein ursprünglich eine Ausschwitzung aus einer Fichtenart war, wie das Gummi aus Kirschenbäumen, das Harz aus Föhren. (Nascitur autem defluente medulla pinei generis arboribus, ut cummis in cerasis, resina in pinis.) Der Grieche Nikias aber, den er anführt, meinte noch: es sei eine von den Sonnenstrahlen erzeugte Flüssigkeit, die, durch die Gezeiten des Meeres weggeschwemmt, an die Ufer der Deutschen ausgeworfen werde.

Hier treffen wir also auf eine Art Sonnensage im Zusammenhange mit dem germanischen Fundorte des Bernsteins, und zwar bei einem Schriftsteller des Volkes, bei dem die Mär von den Heliaden umging.

Daß die Sonne eine Gottheit auch bei den Teutonen und Gothen war, wie sie es Jahrhunderte nachher noch unter den deutschen Völkern geblieben ist, darf als selbstverständlich bezeichnet werden. Im ältesten uns erhaltenen Deutsch, im Gothischen, ist dies Himmelsgestirn, wie noch heute im Englischen, männlichen Geschlechts, gleich Helios. Bei verschiedenen Stämmen mag dies verschieden gewesen sein. Noch bei Hans Sachs kommt einmal die männliche Bezeichnung der Sonne vor. In einem Bruchstücke aus Pytheas' Schriften lesen wir: „Die Barbaren (auf Thule) hatten die Gewohnheit, uns das Lager zu zeigen, wo die Sonne (Helios) ausruhte oder schlief" (ὅπου ὁ ἥλιος κοιμᾶ, und: τὴν ἡλίου κοίτην).

Germanische Häuptlinge, wie Boiokal, riefen die Sonne und die Gestirne beim Schwur als göttliche Zeugen an. Cäsar nennt die Sonne in erster Linie als die von den Deutschen angebetete Gottheit. In der Edda aber heißt es merkwürdigerweise: „Und das wird dich wunderbar dünken, daß die Sonne eine Tochter geboren hat, nicht minder schön als sie selber; die wird nun die Bahn der Mutter wandeln." (Gylfaginning, 53). Selbst der Regenbogen hat, zufolge einem mir handschriftlich mitgetheilten, noch heut in der Shetländer Thule umgehenden Reim, einen Vater, eine Mutter und eine Schwester, die ein Kind gebiert.

Deutet das nicht alles darauf hin, daß die Griechen, als sie den Bernstein von Norden her bezogen, auch eine darauf bezügliche Sage von den Völkern, bei denen er so massenhaft gefunden wurde, mit herübernahmen und in ihre Götterlehren hinein verarbeiteten, wie sie dies so oft thaten?

Meldet doch Herodot (IV, 33—36) von wiederholten Sendungen von Heiligthümern, die, in Stroh eingewickelt, aus nordisch hyperboräischer Gegend, durch skythisches Gebiet, nach dem Adriatischen Meere hingebracht wurden, von wo aus sie bis nach Delos gelangten; und zwar waren die Sendungen von nordischen Jungfrauen und Männern begleitet. Zwei dieser Jungfrauen seien mit den Göttern selbst (αὐτοῖσι τοῖσι θεοῖσι) angekommen — d. h. mit den als solchen gleichbedeutend erachteten Heiligthümern, Olen, ein lykischer Thraker, habe für sie ein Loblied gedichtet, das die nordischen Jungfrauen bei ihren Geldsammlungen sangen. Herodot erwähnt dabei, daß auch die thrakischen und päonischen Frauen (die Päonier waren ebenfalls ein Thrakerstamm) Weizenstroh bei ihren Opferceremonien gebrauchten.

Hier sehen wir also, wie oft von Norden her die griechische Götterlehre beeinflußt wurde.

Wie nun, wenn es überdies alte skythisch-germanische und deutsche Bezeichnungen für den Bernstein gäbe, die in die griechische Heliadensage hineinpassen? Es fehlt auch daran nicht. Die Alten haben uns die Wörter sacrium und svaliternicum erhalten, die in der That auf den einst geglaubten Zusammenhang des Bernsteins mit der Sonne hinweisen.

Plinius, der den Xenokrates dafür anführt, meldet: bei den Skythen habe der Bernstein „sacrium" geheißen. In seinem Werke: „Die Skythen, die Urväter der Germanen," stellt Johannes Frejßl das Wort „sacr" mit dem gothischen „tagr", dem althochdeutschen „zahar" (Zähre) zusammen. Man kann gleich auch δάκρυμα, lacrima, hinzufügen. Ist diese Auflösung richtig, so haben wir hier sofort den Bernstein als eine Thräne gedacht — dichterisch: als den Ausfluß des Schmerzes der in Bäume verwandelten Sonnentöchter.

Nach einem anderen griechischen Schriftsteller, Philemon, der des Pytheas' Werke ab- oder ausschrieb und den Bernstein für einen versteinerten Stoff erklärte, welcher an zwei Orten in Skythien, theils in weißer, wachsartiger, theils in röthlich gelber (fulvum) Farbe gefunden werde, hieß die letztere Bernsteinart „Svalitern". Auch Philemon wird von Plinius angeführt. Unter den zwei Oertlichkeiten sind wohl die Küsten der Ostsee und des Deutschen Meeres zu verstehen. In seinem Gutachten über den Ursprung der von Dr. Schliemann in Mykene gefundenen Bernsteinstücke bemerkt Hr. Otto Helm in Danzig: „Die Verwitterungsschicht, vom hellen Weingelb zum Rubinrothen übergehend, ist für Ostsee-Bernstein charakteristisch." Daß die Ost- und Nordseegegenden und ganz Skandinavien lange als „Skythien" bezeichnet wurden, dafür zeugen noch späte angelsächsische Stellen.

Johannes Frejßl hat „Svalitern" als das aus dem Baume Hervorgeschwollene zu erklären gesucht. (Baum im Gothischen „triu"; im Altsächsischen: trio, treo; im

Digitized by Google

Althochdeutschen: tar, ter, tra; im Englischen noch heute: tree; im Griechischen: δρύς.) Mich dünkt wahrscheinlicher die Herleitung von „Svalitern", in seiner ersten Silbe, aus der Wurzel, welche auf verdecktes Brennen, auf Abgekühltsein deutet. „Svale" bedeutet noch jetzt im Dänischen „Kühlung" und „abkühlen". Im Englischen ist Swale = Schatten. Das deutsche „schwelen" (langsam, ohne Flammen verbrennen) ist dazuzustellen.

Die Silbe „tern" aber könnte leicht aus dem Gothischen „tarnjan" (decken, hüllen), Mittelhochdeutsch: tarnen oder ternen, wovon die Tarnkappe („tarnhut") den Namen hat, hergeleitet werden. Darnach würde, falls „tern" nicht ebenfalls auf die Zähre (Englisch: tear) weist — Svalitern einen flammendeckenden, Hitze mildernden, kühlenden Stoff bedeuten.

Da mag vor allem daran erinnert werden, daß einst römische Frauen im Sommer gern Bernsteinkugeln zur Kühlung in den Händen hielten, wie bei Ovid zu lesen und in Böttigers „Sabina" erwähnt ist. Svalitern könnte also sozusagen einen Kühlstoff bedeuten. Da kommt uns wahrlich der Gedanke an das „Lied von Grimnir" (38) in der Edda, wo es heißt:

Svalinn heitir,
Hann stendr sólu fyrir,
Skjölde, skinanda godi.
Bjórg ok brim, ek velt,
At brenna skulu,
Ef hann fellr frá.

In Simrocks trefflicher Uebersetzung:

Swalin heißt der Schild, der vor der Sonne steht,
Der glänzenden Gottheit.
Brandung und Berge verdrännten zumal,
Sänk' er von seiner Stelle.

Hier ist Swalin ein kühlender Sonnenschild, der durchsichtig war wie Glas. Er war also wohl als aus „Gläs" — glaes(um) oder gles(um) — gebildet gedacht. „Gles" bedeutet das, was gleißt, glastet; vgl. englisch: to glisten und gloss. Aus derselben Wurzel stammt unser „Glas".

Die Vermuthung liegt somit ganz nahe, daß der Schild Swalin, der kühlend vor der glänzenden Sonnengottheit steht und verhindert, daß unser Erdball verbrennt, nach nordgermanischer Auffassung ein „Gles"-Schirm war. Da hätten wir den Bernstein gleich wieder in engster Verbindung mit der Sonne. Dann ließe sich um so besser begreifen, daß der Grieche Nikias behauptete: der gleißende Stoff sei eine durch die Sonnenstrahlen hervorgebrachte Flüssigkeit. (Nicias solis radiorum succum intelligi voluit.) Eine solche Sage müßte augenscheinlich von Norden nach Süden gekommen sein.

Religiöse Anschauungen, die seit der Urzeit bei den Nordgermanen in Skandinavien herrschten, dürfen als den stammverwandten Völkern am Südufer der Ostsee ebenfalls eigen gelten. Rechnet doch Tacitus in der „Germania" die Svionen, die Vorväter der Schweden, einfach zu den Deutschen. Der Schild Swalin, hinter dessen schützender Hülle die Sonne brennt, hat in der That sein Gegenstück auch auf deutschem Boden. Simrock bemerkt da mit Recht: „Dem kriegerischen Sinne unsrer Vorfahren galt aber die Sonne selbst für einen Schild. Bei Notker heißt es: wanda selbin diu sunna eineme skilte gelich ist; und noch Opitz sagt: „der schöne Himmelsschild."

Gewiß brauchen wir unsre Einbildungskraft nicht allzusehr anzustrengen, wenn wir uns vorstellen, daß germanische Urvölker, die der Sonne ja Menschen- oder Göttergestalt verliehen, die in ihren Meeresgewässern umherschwimmenden Bernsteinkugeln als Zähren göttlicher Wesen auffaßten — vielleicht vergossen zu einer Zeit, wo der Schild Swalin gestürzt und auf Erden eine solche furchtbare Vernichtung entstanden war, wie sie das eddische „Lied von Grimnir" als möglich und gefahrdrohend andeutet. Und wissen wir nicht, daß in hellenischer Mythe, als Phaethon die Sonnenrosse nicht mehr zu bemeistern wußte und sie der Erde zu nahe kamen, Berg und Wald sich entzündeten, Quellen und Ströme versiegten —, worauf dann Zeus seine Blitze gegen den ungeschickten Wagenlenker schleuderte? Stimmt das nicht vollkommen zu der eddischen Sage vom Sonnenschild?

Die neuere Wissenschaft hat schon manche Sagenwanderung nachgewiesen. Das scheint vielen neu, aber es ist nur eine gründlichere Bestätigung dessen, was das griechische und römische Alterthum wußte und erzählte. Wenn schon Plinius die Eridanossage in ihrer angeblichen Beziehung auf den Po verwarf und nach Norden, nach Germanien hinwies, so werden wohl die hier angeführten Zeugnisse es klar genug machen, daß, wie der Bernstein selbst, so allem Anschein nach auch eine auf ihn bezügliche Sonnensmär von Norden nach Süden gebracht und dort nur hellenisch schön erweitert und umgedichtet worden ist.

Mittheilungen und Nachrichten.

U. Eine Geschichte der griechischen Bildhauerkunst zu schreiben, erfordert eine gewisse Entsagung in einer Zeit, wo unsre Erkenntniß fast täglich durch neue Entdeckungen auf griechischem Boden erweitert und berichtigt wird. Heinrich Brunn, der Altmeister der Archäologie, hat gegenüber der Ueberfülle neuen Stoffs, der seit dem Ende der siebziger Jahre ans Tageslicht gekommen ist, und du ihm nicht vergönnt war, Griechenland mit eigenen Augen zu schauen, seine „Griechische Kunstgeschichte", die sein Lebenswerk hätte krönen sollen, unvollendet zurückgelassen. Ihr noch nicht gedruckter Haupttheil wird als Fragment erscheinen. Johannes Overbeck hatte es verstanden, in jede Auflage seiner „Geschichte der griechischen Plastik" die wichtigsten neuen Funde einzureihen, so daß sein Werk in der vierten Auflage ein völlig anderes Ding war als beim ersten Erscheinen. Es hatte aber darüber den Charakter eines einheitlich aufgeführten Baues eingebüßt. Auf Grund der neuen und neuesten Entdeckungen hat dann Maxime Collignon seine „Histoire de la sculpture grecque" begonnen, von der im Jahre 1892 der erste Band, umfassend die Anfänge, die altertümliche Kunst und die erste Blüthezeit bis zum Auftreten des Phydias erschienen ist. Das Buch wird einem größeren deutschen Leserkreis nähre gebracht durch eine bei Trübner in Straßburg erscheinende Uebersetzung: M. Collignon, Geschichte der griechischen Plastik, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von E. Thrämer, Professor an der Universität Straßburg. Es liegen bis jetzt vier Lieferungen vor, mit der fünften wird der erste Band vollendet sein. Das Erscheinen des zweiten Bandes des Originalwerks steht, wie wir hören, unmittelbar bevor. Collignons Verdienst ist eine klarere und übersichtlichere Anordnung des so ungeheuer angewachsenen Stoffes, als sie Overbeck bei dem stückweisen Hineinarbeiten des neu Einströmenden möglich war. Ohne zu ausführlich auf die mancherlei Streitfragen einzugehen, die namentlich um die sogenannte mykenische Epoche und um die Anfänge der Kunst auf den Inseln des Aegäischen Meeres in der Schwebe sind, gibt Collignon eine lebendige Schilderung des Werdens und Wachsens der griechischen Kunst. Seine Darstellungsweise hat vor der Overbecks den Vorzug, daß sie sich gut liest und daß sie durch eine sehr große Anzahl guter Zeichnungen und durch einige Tafeln in Heliogravure und vortrefflichem Farbendruck belebt wird. Die Uebersetzung hat diese Vorzüge bewahrt. In der richtigen Erkenntniß, daß der Ausbau der griechischen Kunstentwicklung bis zu einem gewissen Grad immer von der persönlichen Anschauungsweise des Verfassers abhängig ist, hat der Uebersetzer sich auf eine getreue und geschmackvolle Wiedergabe des Textes beschränkt, in den Anmerkungen meist nur neuere Literatur nachgetragen und bloß einmal in einer längeren Auseinandersetzung die neuesten Forschungsergebnisse über die altattische Kunst dargelegt. So ist das Werk ein schönes Ganzes geblieben, das namentlich für die Menge der gebildeten Deutschen eine Quelle hohen Genusses und guter Belehrung zu sein vermag, während es auch dem Fachmann durch die eingehenden

Literaturnachweise ein bequemes Hülfsmittel ist. Es hat in der letzten Zeit den Anschein, als sei die Schätzung der antiken Kunst auch von seiten unsrer Künstler wieder im Steigen begriffen. Ihnen besonders kann das Buch empfohlen werden, da zum wirklichen Verständniß auch des einzelnen Kunstwerkes eine gewisse Kenntniß seiner Entstehungsbedingungen gut, ja unerläßlich ist.

* **Göttingen.** Das hiesige Rectoratseminar des Prof. D. Knake wird nach einjährigem Cursus nun schon wieder eingehen. Es haben sich zu wenig Theilnehmer gemeldet.

* **Leipzig.** Am 25. d. Mts. verschied im Alter von 56 Jahren Dr. med. Ernst Friedrich Wenzel, seit 1872 außerordentlicher Professor der Medicin; seine Vorlesungen behandelten Anatomie und Physiologie — auch in populärer Fassung für Laien — und Diätetik. — Der Professor der Nationalökonomie Geh. R. v. Minskowski ist an der Abhaltung seiner für das Wintersemester angekündigten Vorlesungen und Uebungen durch Erkrankung bis auf weiteres verhindert.

γσ. **Berlin,** 24. Oct. In der gestrigen Monatssitzung im „Verein für Volkskunde", der ersten im Wintersemester, sprach Dr. M. Baetels über das Thema: Was sich auf dem Monde zuträgt. Shakespeare läßt in seinem „Sommernachtstraum" den Schreiner Schlucker als Mond sagen: Alles, was ich euch zu sagen habe, ist, euch zu melden, daß diese Laterne der Mond ist; ich der Mann im Monde; dieser Dornbusch mein Dornbusch; und dieser Hund mein Hund. Diese mittelalterliche Volksanschauung vom „Mann im Monde" finden wir schon im 13. Jahrhundert in Italien lebendig, wo sie uns auch in Dante's Paradies durch Beatrice gedeutet wird. Bechstein erzählt uns die deutsche Anschauung in seinem Märchen, wonach ein Holzträger, der am Sonntag sein Bündel trug, auf seiner Wanderung dem lieben Gott begegnete und auf dessen Frage, ob er denn nicht wisse, daß es Sonntag sei, grimmwortet habe: „Sonntag auf Erden oder Montag im Himmel ist einerlei." Darauf sei er für ewig zur Strafe in den Mond versetzt worden, wo er heute noch zu sehen sei. Diese Erzählung, die, wie wir sehen, von England über Deutschland nach Italien hin ausgebreitet ist, reicht noch viele Jahrhunderte weit hinter das 13. Jahrhundert zurück. Wir finden anfangs eine, oft zwei und mehr Personen, deren Namen wir bald kennen, bald nicht kennen, und die verschiedene Arbeiten verrichten, im Monde. Wir finden sogar bei gleichen Völkern nicht selten, der leicht beweglichen Phantasie der Volksseele entsprechend, verschiedene Anschauungen über die im Monde befindlichen Personen; so sind es bald männliche, bald weibliche Personen, bald Kinder, Knaben oder Mädchen, die in den Mond versetzt werden. Bei den Chinesen heißt der Mond der „Blutabeige", der Mann darin Swumen, was dem Sanskritworte Soma = Mond entspricht; die Südslaven erblicken den heiligen Elias im Monde, andere Stämme einen Wasser gießenden Riesen, der zur Zeit der Fluth Wasser auf die Erde gießt. Bei dem Holzhacker im Monde, den wir in den verschiedensten deutschen Landschaften, in England vom Hunde begleitet, bei den Südslaven mit der Axt antreffen, stellt sich dieser Aufenthalt im Monde als das Resultat verpönter Arbeit dar. Bei den Chinesen steht neben dem Mann im Monde noch der sich viermal jährlich erneuernde Kassiabaum. Nach Schlegel soll der durch seine Blätter von metallischer Farbe gekennzeichnete Kassiabaum mehrmals im Jahre Blüthen treiben. In Görlitz ist die Sage lebendig, daß der Mann im Monde ein überraschter Dieb sei, dessen Arm noch im Mond stecke. Im Rheinland war es ein Rübendieb, dessen Namen man kenne, er heißt „Rastacker". In Croatien und Slavonien ist es ein Schmied, der Sonntags auf seinem Amboß geschmiedet, und dieses Schmieden auf dem Amboß ist die Ursache der geringeren Leuchtkraft des Mondes gegenüber der Sonne. In der Lausitz trägt der Mondmann Erdsenfteob, in Dithmarschen ein Netz, in Graubünden einen Wollkopf zur Strafe für die Weigerung eines Trunkes Milch an eine Bettlerin. Bei gewissen Indianerstämmen Nordamerika's ist der Mann im Mond bald ein Jüngling, den der Mond zu sich hinaufgenommen, bald ein kleiner Knabe, dessen Geschrei der Mond vernommen und den Kleinen den Schlägen einer älteren Schwester entzogen hat. Der Knabe trägt noch einen Eimer, den ihm seine Schwester zu seiner Beruhigung als Spielzeug gegeben hatte. Diesen Eimer im Monde treffen wir nach sonst wieder an, auch tritt bisweilen an seine Stelle ein Kohlkopf. Es kommen nun aber auch wirkliche Wesen verschiedenen Alters auf dem Monde in der Phantasie der Volksseele vor. Bei den Südlianen hat nach den Berichten von Friedrich Krauß der Mann ein junges Mädchen zu sich hinaufgezogen, die öfter im Mondschein gesponnen hatte; dort spinnt sie fort und die weißen Sommerfäden sind ihr Gespinnst, das sie herabschickt. In Indien und auf den Inseln des Atlantischen Meeres sehen wir ein altes Weib im Mond sitzen, bei den Chinesen ist eine Frau zur Strafe deßhalb auf den Mond versetzt worden, weil sie ihrem Manne das Lebenselixir entwendet hatte. Die Esthen sehen auf dem Monde ein junges Mädchen, die wegen ihrer Unschuld und Reinheit dorthin versetzt ward; auch bei den Tlatlasik in Britisch-Columbien ist ein vom Monde gestohlenes Mädchen dort zu sehen, die gleiche Anschauung besteht auf Tahiti. Zwei Individuen sehen auch die Chinesen im Monde, den Unterthan, der dem Könige huldigt; zwei Knaben, die etwas zeeren, sehen die Magyaren. Auf Ambon sehen die Eingeborenen zwei Frauen im Monde, die Kanarikerne sammeln, während den Samoanern eine Frau mit einem Kinde dort erscheint. Den Esthen erscheint im Monde ein Ehepaar, das am Sonntag gebadet und deßhalb zur Strafe dorthin versetzt ist, während die Schuschiakladianer in Britisch-Columbien eine Frau mit zwei Kindern im Monde wahrnehmen wollen. In der Edda erscheint dort ein Geschwisterpaar. Bei den Magyaren wurden der heilige David und die heilige Cäcilie, die statt zur Kirche zu gehen, am Sonntag ins Wirthshaus liefen, vom Monde aufgenommen, weil sie, von ihrer Mutter verflucht, sonst nirgends in der Welt hätten eine Zuflucht finden können. Der Geiger David spielt der heiligen Cäcilie zum Tanze dort auf, nach einer anderen Anschauung ist die heilige Cäcilie ob des sträflichen Wunsches nach ewiger Jugend auf dem Mond versetzt worden. Eine Gruppe von Mann, Weib und Magd erblicken die Einwohner der Inseln des Atlantischen Meeres auf dem Monde, dazu kommt der Seeangbaum, wie bei den Chinesen der Kassiabaum, der ihre vorzüglichste Arznei liefert, auch im Monde erscheint. Hier treffen wir auch schon früh die Kröte, später den weißen Hasen im Monde. Der Kassiabaum im Monde findet sich auf einer dem Berliner Museum für Völkerkunde gehörigen alten chinesischen Altardecke dargestellt. Wie der Kassiabaum von China nach Indien gewandert ist, so auch der Hase, den wir auch in Indien als Mondthier wieder antreffen und der gleichfalls nach Japan gewandert ist. Bei den alten Mexikanern bestand die Vorstellung, es befinde sich ein weißes Kaninchen auf dem Monde. Bei den Südslaven ist es bald der Kopf des Schecken, den Prinz Marko, ihr Nationalheld, geritten, bald der Evangelist Matthäus, der im Monde gesehen wird; in Bulgarien glauben die Kinder, die jüngst verstorbenen alten Männer auf dem Monde wiederzuerkennen. Bei den Hottentotten hat der Hase dem Monde das Gesicht zerkratzt und in Grönland glaubt man, das Mondgesicht sei wie das eines unbequemen Liebhabers von dessen unwilliger Geliebten durch Ruß geschwärzt worden. Nach Vorstellungen der Südslaven ist die Ursache für die Mondphasen darin zu suchen, daß der hl. Elias einst aus Heißhunger ein Stück nach dem anderen vom Monde abgebissen habe. In der Anschauung der Bewohner des südostasiatischen Archipels leben in Nunaahaiaen auf dem Monde die Gamala, d. h. die Seelen der gefallenen Krieger, und Beatrice belehrt Dante, daß für diejenigen, die auf Erden ihr Gelübde gebrochen, der Mond zum Aufenthalt für die Ewigkeit gewählt sei und daß selbst der tugendhafteste Wandel sie davon nicht befreien könne, ewig auf dem Monde zu weilen. Dante trifft denn auch dort die Piccarda Donati neben der Constanze, der Gemahlin Kaiser Heinrichs. Wir sehen, wie vielgestaltig die Volksphantasie sich die Bewohner des Mondes ausmalt, wie mannichfach die Attribute sind, die sie ihnen beigibt, und wie verschieden der Grund ihres Aufenthalts angegeben wird. Wenn Schlegel einst China als die Centralstelle anzudeuten glaubte, woher diese Vorstellungen ihren Ursprung genommen, so bedürfen wir heute dieser Annahme nicht, da wir überall in der Volksseele die Kraft finden, die sich vorzustellen vermag, was sich auf dem Monde zuträgt.

Darauf sprach der Vorsitzende Geheimrath Weinhold über Heribert von Salurn. Es ist dies ein Tiroler Kind, dessen Heimathsort, zwischen Bozen und Trient gelegen, im Etschthal an das Gebirge gelehnt, sich durch einen Ruinenberg auszeichnet; doch nicht in dieser ehemaligen Burg haben wir die Geburtsstätte unsres seinem Namen nach so ritterlich erscheinenden Heribert zu suchen, nicht den Eisenhut, noch Plattenharnisch und Topfhelm hat er einst getragen; und dennoch war er ein Mann des Kampfes, ein Streiter der ecclesia militans, ein Capucinerbruder. Er gehört zu der in Tirol nicht seltenen Bauernfamilie der Meier, ist als Sohn des in Salurn ansässigen Hans Meier 1637 geboren, wo wir auch

Digitized by Google

seinen Bruder Joseph später als Weltgeistlichen wiederfinden. Unser Heribert, der schon mit 19 Jahren die Priesterweihe empfangen hatte, hat 44 Jahre lang als Capucinerprediger erst in Bayern, später in seiner Heimath in Clausen und in Innsbruck gewirkt; seine Beredsamkeit, von der heute noch das von ihm hinterlassene Predigtmagazin in sechs Bänden ein tüchtiges Zeugniß gibt, war sehr groß, er ward später Provincial seines Ordens und unterrichtete auch die Novizen des Ordens in der Theologie, so daß es von ihm heißt: „bene dixit et optime legit", er war ein vortrefflicher Prediger und ein guter „doctor legens". Sein Todestag ist der 12. Februar 1700. Die beiden, für die einzelnen Sonntage und Festtage bestimmte Predigtsammlung des Bruders Heribert ist zuerst in Salzburg 1693—1698 erschienen und besitzt mit der Sammlung des P. Abraham a Santa Clara manche Aehnlichkeit. Diese Prediger, wie sie in das lebendige Volksleben ihrer Zeit hineingreifen, geben uns ein Spiegelbild von den Sitten, Meinungen und Gebräuchen, die in jenen Tagen herrschten. In die gesungene Messe hineingelegt, mit der Perikope des Tages verknüpft, erscheint die Predigt der ältesten Zeit, von der wir nur spärliche Reste in Deutschland in lateinischer Sprache besitzen, meist in der Form der Homilie; an die Erklärung der Hauptsätze des Glaubens oder an eine kurze Schriftauslegung fügt der Prediger, das ist in ältester Zeit der Bischof, nicht der Pfarrgeistliche, eine Ermahnung. Mit dem Wirken der deutsch predigenden, erweckend gegen die Ketzerei auftretenden Franciscaner und Dominicaner, die, losgelöst von der Pfarrgeistlichkeit, als Missionsprediger das religiöse Leben in Deutschland beherrschen, kommen so gewaltige Naturen, wie Berthold aus Regensburg, die Herzen und Nieren kennen und auf den Einzelnen wie auf die Gesammtheit Einfluß gewinnen, zur Geltung. Weniger durch Gelehrsamkeit als durch die Kraft des Gemüthes erzielen sie ihre Wirkung; an die Homilie fügen sie in allegorischer Form eine Nutzanwendung und ein Exempel; doch hier treten schon die Ansätze zu den im 14. Jahrhundert zur Blüthe gelangten, besonders von den Dominicanern gepflegten Formen auf, wie sie die zum theologischen Tractat sich gestaltende Predigt der Mystiker kennzeichnen, die kaum mehr echt volksthümlich ist. Meister Eckard, Tauler und andere wie der Engelberger Prediger rechnen zu den deutschen Mystikern. Weit anders faßt ein Geiler von Kaisersberg, dem realistisch-satirischen Zeitgeschmack des 15. Jahrhunderts entsprechend, die Aufgabe des Predigers! Legte er doch Sebastian Brandts „Narrenschiff" seinen Predigten zugrunde und gestaltete die schon mit dem 9. Jahrhundert beliebten Geschichten, Exempel und Märe, dem Charakter seiner Tage gemäß, um. Lustige Geschichten machen die Predigten des 15. Jahrhunderts unterhaltend. Ganz anders tritt die ernste Predigt der Reformatoren auf, deren Zweck es ist, auf die Masse zu wirken und in heiligem Ernst die neue Lehre des Evangeliums zu verbreiten und zu festigen. Die Predigt bildet den Kern des Gottesdienstes in der Kirche der Reformation, allein sie entlauft der Seite der alten Kirche als Reaction die Controverspredigt hervor, wie sie besonders von den Jesuiten und dem neuen, auf das Vorbild des heiligen Franz von Assisi gegründeten Bettelorden der Capuciner geübt wird. Diese Capuciner, die aus dem Volke bis heute hervorgehen, sie besitzen auch das Vertrauen der Massen, auf die sie als Beichtiger besonders einwirken. Läutet das kleine Glöcklein auf dem kleinen Holzthürmchen der Capucinerklöster, so ist dies ein Zeichen, daß der Hunger bei den frommen Christen eingezogen, und man bringt ihnen dann von allen Seiten Nahrung und Speise. Ja den vielen, wegen ihrer Kürze, wie der Verfasser selbst bekennt, angenehmen Predigten unsres Heribert von Salurn, die für den Dilettirenden noch manches Körnlein bergen, wird vor allem der hohe Werth einer richtigen Beichte betont und durch eine große Masse von Exempeln erörtert und eingeprägt. Der Prediger schildert die Strafen für die, so nicht richtig gebeichtet, in den lebendigsten Farben, führt den Teufel in den mannichfachsten Gestalten zum Schauder der frommen Seelen ihnen vor Augen, auch ist er im ganzen eine feinfühlende Natur. Es fehlt ihm nicht an pikanten Geschichten, in denen der Eigensinn der Frauen gar drastisch zum Ausdruck gebracht wird. Wie begegnen bei unserm Capucinee dann nach der weit verbreiteten Geschichte von dem nackten König, dem ein Engel während des Bades die Kleider geraubt hat und der, als er an seinen Hof zurückkommt, beleidigt wird. Der Engel hat seine Gestalt angenommen und steht an seiner Statt; erst als der König sich demüthigt hat, wird er von dem Engel, der ihn für seinen Stolz hatte strafen sollen, in seine Rechte wieder eingesetzt. Der Affe, den ein Advocat in Venedig 1541 als sehr gewandten und anstelligen Diener hatte, entpuppte sich bei der Beschwörung durch einen Geistlichen als der Teufel, der durch ein nicht mehr zu verstopfendes Loch in der Wand dann entfährt. Diese Erzählung, wie sie Heribert mittheilt, finden wir heutigen Tags noch Zug um Zug unter der Landbevölkerung in Niederbayern lebendig, nur daß hier die Stelle des Advocaten durch einen Bauern eingenommen wird, und die Vermuthung liegt nicht allzu fern, als hätten derartige aus Predigten stammende Erzählungen in der Erinnerung des Volkes sich festgesetzt. Durch die eingestreuten Sprichwörter hat Heribert eine gerungene Kraft der Sprache, die uns heute noch angenehm berührt. Wie alle Capucinee, kämpft er gegen den Aberglauben an, doch da, wo der Aberglaube durch die Autorität gedeckt ist, ist der Prediger selbst abergläubisch. So wettert er gegen die Anwendung von Sympathieheilmitteln, wie gegen die sogenannten Nothhelfbriefe, deren Besitz vor Unheil schützen soll, ebenso gegen die Blasiuszettel, eine Art Amulett, hinter dem er das Spiel des Teufels vermuthet; natürlich glaubt unser Pater an das Hexengeheimniß, den „bösen Geist", an die Unholden und Zauberer, die der frommen Seele schaden; dagegen tritt er wieder gegen die Heidenorakel auf, wie sie sich im Gebrauch den „Löffelns", im Wahrsagen am Andreas-, Thomas- und Matthäus-Abend darstellen. Mehrfach finden wir in Heriberts Predigten die Sitte des „Maiensetzens" erwähnt, das „Sonnwendfeuer", die Umwickelung der Hausthür, in die ein junges Ehepaar einzieht, mit „Finchs", den „Johannissegen-Wein" am Feste des Evangelisten Johannes um die Weihnachtszeit. Er erwähnt die Tiroler Sitte, einem Brautpaare zur Hochzeit nichts zu schenken und erörtert nun dieses „Nichts" in seiner Weise: das N. stellt die Tugend der Nüchternheit dar, das J = Ue bedeutet: übet Euch im christlichen Lebenswandel. Beim Ch, das er als Kreuz deutet, zieht er eine Parallele zwischen dem Ehestand und dem Ordensstand, doch bedeutet ihm der Ehestand ein ungleich „größer Kreuz und Ungemach" denn der Ordensstand. So bieten diese Capuzinerpredigten eine gute Quelle zur Bereicherung folkloristischer Erkenntniß, wie sie uns nicht allzuhäufig begegnen.

* **Berlin.** Die Bibliothek des verstorbenen Ernst Curtius, die etwa 7000 Bände umfaßt und namentlich in Werken über griechische Baukunst und Alterthümer sehr reich ist, ist von einem Amerikaner angekauft worden, der sie der Yale-Universität zu Newhaven in Connecticut zum Geschenk machen will.

* **Moskau.** In der medicinischen Facultät der Universität sind, nach den „Mosk. Wed." folgende Veränderungen eingetreten. Prof. G. A. Sachnejin ist von dem Katheder der therapeutischen Klinik und dem Amt des Directors dieser Klinik zurückgetreten und wird nur an Feiertagen facultativ lesen. An Sachajins ist der außerordentliche Professor Ehrenleibmedicus P. M. Popow ernannt worden. Prof. K. M. Pawlinow hat das Katheder für Hospitalwesen erhalten. Als Nachfolger des entlassenen Theodor Leisman ist der außerordentliche Professor der Universität Dorpat S. F. Bubnow ernannt worden.

* In Cittanecchia auf der dalmatinischen Insel Lesina ist der kroatische Geschichtschreiber, Archäolog und Numismatiker Sime Ljubitsch im 75. Lebensjahre gestorben. Er war viele Jahre Director des archäologischen Museums in Agram und entwickelte eine rege schriftstellerische Thätigkeit.

= Neuigkeiten. =

Lieder sind wir!

Von **Hans Probst,**

Studienlehrer in München.

Inhalt: I. Libellen u. Nachtfalter. — II. Es war einmal. III. Bilder. — IV. Verlassen. — V. Astern. — VI. Ghita. — VII. Schöpfungsgeschichte. — VIII. Nach acht Semestern. VIII u. 100 Seiten. kl. 8°. Geh.

M. 2.—, fein gebdn. M. 2.75.

Das Buch ist durch alle Buchhandlungen oder gegen Voreinsendung d. Betrages unmittelbar zu beziehen vom Verleger

October 1896 (14982)

A. G. Liebeskind in Leipzig.

Soeben erschien:

Hugo Goldschmidt,...

Handbuch der deutschen Gesangspädagogik.

Erster Theil: Das erste Studienjahr.

Ausgabe A. Mit Uebungen in hoher Lage.

Ausgabe B. Mit Uebungen in tiefer Lage. (13078)

Je 160 Seiten M. 7.50.

Das Werk wird dem praktischen Lehrbedürfniss ebenso gerecht wie dem Bedürfniss des Lehrenden, sich mit der Literatur der Gesangspädagogik und ihrer Hilfswissenschaften, insbesondere der Sprachphysiologie, Phonetik u. Geschichte der Musik bekannt zu machen.

Leipzig. **Breitkopf & Härtel.**

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 29. October. Nummer 251.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Aus Palästina's Lehrhallen. Von August Wünsche. — Neue Lehrbücher der altgermanischen Dialekte. — Mittheilungen und Nachrichten.

Aus Palästina's Lehrhallen.[1])

Von August Wünsche.

Ueber die schriftstellerischen Erzeugnisse des Judenthums nach Abschluß des alttestamentlichen Kanons von Alexander dem Großen etwa bis zum 5. nachchristlichen Jahrhundert herrschen selbst unter den Gebildeten noch recht unklare Vorstellungen. Das hervorragendste Geisteserzeugniß aus dieser Zeit, die beiden Talmude, ist den meisten weder nach Inhalt, noch nach Umfang bekannt, trotzdem dasselbe seit beinahe zwei Decennien in der öffentlichen Presse, auf dem Reichstage, in Gerichtsverhandlungen und auf Volksversammlungen oft genannt und beurtheilt worden ist. Es läßt sich zwar nicht leugnen, daß ein großer Theil des Talmud für den Forscher nur ein culturhistorisches und literarisches Interesse hat und in seinen Verordnungen und Bestimmungen für das religiöse Leben selbst dem Judenthum in den civilisirten Staaten für antiquirt gilt; trotzdem aber bleibt er ein Schriftdenkmal, das in seiner Eigenartigkeit unter allen von den Völkern des Alterthums auf uns gekommenen Geistesschätzen einzig dasteht. Wiederholt hat man in antisemitischen Volksversammlungen und auf dem Reichstage die Forderung ausgesprochen, den Talmud zu übersetzen, weil er durch viele seiner Bestimmungen unser sittliches und commercielles Leben schädige; wie aber würden die, welche diese Forderung gestellt haben und noch stellen, ernüchtert werden, wenn sie sich in den Inhalt hineinarbeiten sollten, wie viel Zeit würden sie brauchen, um bei dem bunten Durcheinander nur ein Citat, falls dasselbe nicht nach Tractat und Folioseite genau angegeben, ausfindig zu machen! Und vollends wie verblüfft würden sie sein, wenn sie eine sogenannte schädliche Stelle wörtlich übertragen vor Augen hätten, beleuchtet durch den Zusammenhang oder erläutert durch die ausführlichen Commentatoren!

Durch den Talmud winden sich zwei Ströme: der eine, die Halacha, hat es mit der religionsgesetzlichen Praxis, d. h. mit Erörterungen, Bestimmungen und Verordnungen der Juden im häuslichen und öffentlichen Leben, im Handel und Verkehr unter sich und mit Nichtjuden u. s. w. zu thun; der andere, die Agada, dagegen befaßt sich mit der Auslegung und Erläuterung des Bibelwortes zum Zwecke des Verständnisses oder der Erbauung. Beide Ströme aber laufen nicht neben einander her, sondern sie durchkreuzen sich oft in der wundersamsten Weise. Die Halacha gleicht vielfach unsern heutigen Discussionen und Debatten über Gesetzesbestimmungen, besonders denen, die in jüngster Zeit über gewisse Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuches gepflogen worden; die Agada dagegen, als der Erguß des religiös gestimmten Gemüthes, hat zuweilen den Charakter einer Predigt oder einer Bibelstunde in der Kirche. Die Halacha wendet sich vorzugsweise an den Verstand, scharfsinnige Argumentation, logisches Folgern und Schließen sind ihre Haupteigenschaften; die Agada spricht zum ganzen Menschen, sie regt ebenso seinen Verstand wie sein Gefühl und seinen Willen an, sie belehrt, ermahnt, ermuntert, straft und tröstet. Während die Kenntniß der Halacha dem christlichen wissenschaftlichen Theologen die Conflicte, in die Jesus mit den Pharisäern und Schriftgelehrten geräth, wie die Heilungen und das Aehrenausrausen am Sabbath, das Händewaschen vor dem Essen, das Fasten, die Frage über das große Gebot, wie nicht minder die auf dem Apostelconcil zu Jerusalem den Heidenchristen auferlegte Observanz, sich des Blutes und des Erstickten zu enthalten, und noch so manches andere beleuchtet und verständlich macht, darf die Agada ein allgemeineres Interesse beanspruchen. Sie zeigt uns nicht nur, bis zu welcher Stufe des sittlichen Gedankens und der Gesinnung sich der jüdische Volksgeist emporgeschwungen, sondern liefert auch zu den Aussprüchen und Gleichnißreden Jesu vielfach Parallelen von oft merkwürdiger Uebereinstimmung, ohne daß Entlehnung stattgefunden hat. Schon Franz Delitzsch, der größte Kenner des talmudisch-midraschischen Schriftthums unter den christlichen Theologen, hat den Gedanken ausgesprochen, daß sich in der Agada ein den Lehren Jesu wenigstens verwandter Geist offenbare, und die Buxtorfe, Lightfoot, Wetzstein, Schöttgen, Menschen und der Verfasser dieses Artikels haben dies in umfänglichen Werken durch Citate nachgewiesen.

Als Schöpfer und Urheber der Agada sind die Tannaiten und Amoräer zu betrachten. Unter Tannaiten hat man die Lehrer der Mischna, die mit Jehuda I. zu einem gewissen Abschluß gelangte, zu verstehen. Wenn auch die Tannaiten insonderheit dem Studium der Halacha oblagen, so haben sie doch auch zahlreiche ethische Gedanken bald in kürzerer, bald in längerer Form ausgesprochen. Die Amoräer dagegen waren Männer, die in den Versammlungen und Lehrhäusern während des 3., 4. und 5. Jahrhunderts in Palästina und Babylon den Gesetzeslehrern zur Seite standen, um dem Volke den Sinn des vorgetragenen Schriftwortes durch Uebersetzung, entsprechende Erklärung und Erläuterung verständlich und anschaulich zu machen. Mit der Zeit spielten die Amoräer eine solche Rolle, daß sogar die Klage über sie laut wurde, sie schädigten durch ihre Vorträge, wie durch ihre Vortragsweise die Gesetzeslehrer in ihrer Autorität.

Viele Tannaiten und Amoräer haben sozusagen einen Kantischen Imperativ der Sittlichkeit, d. h. ein Princip aufgestellt, aus dem das sittliche Thun und Handeln entspringen soll.

Dem Objecte oder Gegenstande nach läßt sich die Agada in eine religiöse und weltliche gliedern. Die religiöse

[1]) Die Agada der Palästinensischen Amoräer. 2. Bd. Die Schüler Jochanans. Von Dr. Wilhelm Bacher, Professor an der Landes-Rabbinerschule zu Budapest. Straßburg i. E. 1896. Karl J. Trübner. 545 S. gr. 8°.

Agada verbreitet sich zunächst über Gott, sein Wesen und seine Eigenschaften, besonders über seine Liebe und Gerechtigkeit, und wie beide Eigenschaften im Wesen Gottes neben einander bestehen; sie erörtert aber ebenso auch sein Verhältniß zu den Engeln, zu den Geistern und zur Welt. Wir haben zahlreiche Aussprüche über die Schöpfung, die göttliche Weltregierung und Weltleitung, die Vorsehung, die Offenbarung, das Gesetz. Von bisweilen packender Wirkung sind solche Stellen, die von dem wahren Gott im Gegensatze zu den nichtigen Götzen handeln. Während die Existenz und Realität Gottes überzeugend in seinem Wirken und Walten im Himmel und auf Erden dargethan wird, erscheinen die Götzen als eitle Trug- und Wahngebilde der menschlichen Phantasie, denen nichts wesentliches anhaftet. Auch eschatologische Fragen, wie die in der kommenden Welt stattfindende Belohnung und Bestrafung als Ausgleich der Dissonanzen und Discrepanzen im diesseitigen Leben, die Geheimnisse der letzten Dinge spielen in der religiösen Agada eine große Rolle.

Einen hervorragenden Gegenstand der Agada bildet der Mensch. Derselbe wird bald in dichotomistischer Weise als ein zweigliedriges Wesen, aus Leib und Seele bestehend, bald in trichotomistischer Weise als ein dreigliedriges Wesen, aus Leib, Geist und Seele bestehend, aufgefaßt. Hinsichtlich der Entstehung der Seele kommen die drei bekannten Ansichten, der Präexistenzianismus, der Creatianismus und Traducianismus zur Geltung. Betreffs der Alters-, Geschlechts- und Standesstufen wird das Kind ebenso gewürdigt wie der Greis, der Mann ebenso wie das Weib, der Arme ebenso wie der Reiche, der Knecht ebenso wie der Herr und Gebieter. Nach außen wird der Mensch in seiner Stellung zu seinen Nebenmenschen, insbesondere zu seinen Volksgenossen, aber auch zu fremden Völkern betrachtet. Die Aussprüche über Völkerfrieden und Völkergericht tragen zuweilen den Charakter des Prophetischen an sich. Nach der religiösen Seite kommt das Verhältniß des Menschen zu Gott und seinem Gesetz zur Sprache. Das Volk Israel tritt uns in seinem Leiden und Ringen in der Vergangenheit und Gegenwart und in seinen Hoffnungen für die Zukunft entgegen. Da vernehmen wir Schmerzensschreie, Hülferufe, aber auch Wonnejubel und zum Himmel empor sich schwingendes Jauchzen. Eine Unterart der religiösen Agada bildet die biblische, die es speziell mit der Auslegung und Ausdeutung der Schrift zu thun hat und demgemäß entweder exegetischen oder homiletischen Charakters ist. Bei der Schrift wird ein dreifacher Sinn unterschieden: der somatische, d. i. der Litteral- oder Buchstabensinn, der psychische und der spiritualistische. Bei letzterem handelt es sich um das Ausfindigmachen eines latenten, verborgenen, mystischen Gedankens, für den das biblische Wort bloß die Hülle oder den Träger bildet. Die Agadisten stehen in Bezug auf diese dreifache Ausdeutung der Schrift ganz auf dem Standpunkte von Philo, Origenes und der mittelalterlichen Theosophen und Mystiker, und wir stoßen hier zuweilen auf Deutungen, die sich mit denen eines David von Augsburg, Magister Eckhart, Heinrich von Suso, Johannes Ruysbroek, Hermann von Fritzlar, Kaspar Schwenkfeld, Valentin Weigel, Johannes Scheffler u. s. w. berühren. Die homiletische Agada sucht gern zwei Bibelstellen mit einander zu verknüpfen und in inneren Zusammenhang zu stellen, vor allem einen Ausspruch aus den geschichtlichen Büchern mit einem solchen aus den Propheten und Hagiographen. Zwischen dem entferntest Liegenden, das in gar keiner Verbindung mit einander steht, wird in mehr oder minder geistvoller Weise eine Beziehung und Gedankenvermittelung geschaffen. Sehr häufig aber wird auch ein biblisches Geschehniß auf das Leben angewendet und dadurch Vergangenheit und Gegenwart an einander gerückt, oder es werden Beispiele zum Beweise für die Wahrheit eines Ausspruches angezogen. Mit einer gewissen Vorliebe verweilt die Agada bei solchen biblischen Personen und Ereignissen, die in der Schrift nur kurz angedeutet sind, von denen man aber gern Vollständigeres und Ausführlicheres wissen möchte. So spinnt sie um die ersten Menschen, um Noah, die drei Patriarchen, um Joseph, Mose und Pharao und die beiden Könige David und Salomo mitunter ganz farbenprächtige Sagengebilde in Form von Erzählungen, Legenden, Gleichnissen und Lehrfabeln. Die David- und Salomosage ist so umfangreich, daß bei vollständiger Aufzeichnung man ein ganzes Buch füllen könnte. Von den biblischen Ereignissen sind namentlich die Schöpfungsgeschichte, das Paradies, der Sündenfall mit seinen Folgen, die Sintfluth, der Auszug der Kinder Israel aus Aegypten und die Gesetzgebung auf Sinai mit sinnigen Erzählungen und Sagen ausgeschmückt worden, von denen manche in Bezug auf Lebendigkeit der Gestaltung und Schwung der Phantasie Perlen orientalischer Dichtkunst sind.

In der weltlichen Agada finden fast alle Verhältnisse des praktischen Lebens Berücksichtigung. Zu ihr gehört auch die profangeschichtliche, die sich besonders um die Fürsten der Völker legt. Je nachdem diese zu dem jüdischen Volke in Beziehung getreten sind und ihm Uebles oder Gutes zugefügt haben, werden allerhand Geschichten und Anekdoten von ihnen berichtet, von denen die allgemeine Geschichte nichts weiß. So haben wir nicht nur eine Sanherib- und Nebukadnezar-, sondern auch eine Alexander- und Antoninussage. Dabei kommt es wie bei aller Sagenbildung vor, daß Züge der einen Person auf die andere übergegangen sind, später Geschehenes als früher geschehen und umgekehrt früher Geschehenes als später geschehen betrachtet wird. Aber auch einzelne große Tannaiten und Amoräer, wie Jehuda I., Jochanan ben Saccai, Akiba, Elisa ben Abuja und viele andere, je nachdem sie in die Entwicklung des religiösen Lebens des Judenthums mächtig eingegriffen und für die Sache der Religion sich geopfert haben, sind Gegenstand der Sage geworden.

Ihren Stoff schöpft die Agada bald aus der Bibel, bald aus der Profangeschichte. Aber auch Naturdinge, wie Thiere, Bäume, Sträucher, Metalle, Ströme, Berge, Sonne, Mond und Sterne und dergleichen spielen in der Agada eine Rolle, indem sie zu Sinnbildern und Vergleichen zum Zwecke der Veranschaulichung einer Wahrheit verwendet werden.

Obwohl nun die Agada im Dienste der Bibelexegese steht, so kann man doch hinsichtlich ihrer Entstehung zwei Arten unterscheiden, die eine, die durch das Bibelwort hervorgerufen worden, und die andere, die an das Bibelwort nur angelehnt ist. Bei jener ist das Bibelwort das erste und der daran geknüpfte Gedanke, gleichviel in welcher Form er auftritt, das zweite; bei dieser dagegen ist der Gedanke das erste und das Bibelwort das zweite. Die Autoren hatten bei der letzteren den Gedanken von vornherein und suchten nur nach einem Bibelvers, mit dem sie ihn begründen konnten.

Der Modalität oder Stilart nach erscheint die Agada in den verschiedensten Formen. Hier tritt sie als Sittenspruch, als Maxime und Lebensregel, dort als Erzählung, Fabel, Gleichniß, Apolog, Allegorie, Mythe und Sage auf. Sicher ist Jesus der größte Gleichnißredner der Weltliteratur. Auch die beiden Talmude und die Midraschim enthalten zahlreiche Gleichnisse, deren Stoff bald dem Menschenleben, bald der Natur entlehnt ist. In der sagenbildenden Agada offenbart sich der dichterische Geist des jüdischen Volkes. Alle Merkmale der Poesie: sinnige Erfassung des Gegenstandes, Wärme der Empfindung, lebendige und anschauliche Darstellung vereinigen sich in ihr. Der

Form nach erscheint die Agada hier mehr beschreibend, dort mehr schildernd, hier mehr in einfachem, schlichtem, dort mehr in symbolischem und hyperbolischem Gewande. Hier ist ihre Art mehr ernst, dort mehr scherzend, hier mehr eng umrahmt und zurückhaltend, dort mehr frei und kühn.

Hinsichtlich des Zweckes wirkt die Agada, wie schon oben bemerkt, auf den ganzen Menschen, sie wendet sich ebenso an sein Denken, wie an sein Fühlen, Wollen und Handeln. Sie belehrt, indem sie richtige Begriffe und Einsichten von himmlischen und irdischen Dingen zu verschaffen sucht, erweckt Gefühle und Stimmungen, wie Freude, Schmerz, Trauer, Furcht, Hoffnung, Vertrauen, Zuversicht, Liebe, Haß, feuert den Willen an, indem sie ermuntert, belebt, stärkt, begeistert. Der Stumpfsinnige und Träge wird aufgerüttelt, in dem Entmuthigten wird neue Lebenskraft entzündet, der Traurige wird mit dem Strahl der Hoffnung getroffen, der Ueberschäumende zur Mäßigung seiner wilden Triebe ermahnt. Auf diese Weise war die Agada eine unerschöpfliche Lehr- und Trostquelle für das jüdische Volk, deren es in den Zeiten politischer Bedrängniß, bei Unglücksfällen und Landescalamitäten auch bedurfte. Selbst die großen Gesetzeslehrer waren Freunde agadischer Belehrung und freuten sich, wenn ihnen ein treffendes, geistreiches, witziges und erhebendes Wort zugerufen wurde.

Dem Orte und der Veranlassung nach tritt uns die Agada in den Versammlungs- und Lehrhäusern an Sabbathen und Festtagen, und im häuslichen Kreise, bei Beschneidungs- und Hochzeitsfesten, bei Gastmählern und Trinkgelagen, bei Trauerversammlungen, entgegen; wir vernehmen sie aber auch inmitten schwieriger Gesetzesdebatten, bei Begrüßungen und Verabschiedungen von Lehrern und Schülern, Freunden und Verwandten, in Zeiten der Ruhe und des Friedens, wie in Zeiten gefahrvoller Edicte der römischen Regierung. An einer Stelle im babylonischen Talmud (Baba bathra fol. 145 b) wird der Agadist mit einem Reichen verglichen, der viele Felder und viel Vieh hat, während dagegen der Halachist mit einem Reichen verglichen wird, der viel Geld und viele Häuser hat.

Der zeitlichen Entwicklung nach gliedert man die Agada am einfachsten in drei Perioden. Die erste Periode ist die des Aufblühens, die mit den Tannaiten oder Mischnalehrern beginnt und mit Jochanan, dem Sohn des Schmiedes, einem Schüler Jehuda's I., ihren Höhepunkt erreicht. Sie umfaßt die Agadisten der ersten und zweiten Generation. Jochanan lehrte anfangs in seiner Heimath Sephoris, spätee aber schlug er infolge von Meinungsverschiedenheiten mit Chanina seinen Lehrstuhl in Tiberias auf, wo er eine große Schülerzahl um sich versammelte. Die zweite Periode ist die der höchsten Blüthe, die in Jizchak und Levi ihre hervorragendsten Vertreter hat. Zu ihr gehören die Agadisten der dritten Generation. In dieser Periode zeichnet sich die Agada nicht nur durch Reichthum und Mannichfaltigkeit, sondern auch durch Schöpferkraft und Originalität aus. Auf diese Periode folgt im 4. Jahrhundert die Zeit des Abblühens oder das Epigonenthum, wo die Production allmählich erlahmt. Es sind zwar immer noch viele Geister, an die sich eine Menge sinniger Aussprüche knüpft, im ganzen aber zeigt sich schon das Bestreben, das Ueberlieferte zu wiederholen, festzuhalten und zu fixiren. Es beginnt die Zeit des Sammelns und Niederschreibens des lawinenartig angeschwollenen Traditionsstoffes. Im 5. Jahrhundert nach Abschluß des jerusalemischen Talmud wird kein palästinensischer Agadist mehr mit Namen genannt, obgleich gerade die Abfassung der Hauptwerke der alten Midraschliteratur, die fast durchgängig agadischer Natur sind, diesem Jahrhundert angehört und auch in den nächsten fünf Jahrhunderten noch viele kleinere und größere Midraschwerke geschrieben werden. Das eigentliche Vaterland der Agada sind die Hochschulen Palästina's, weniger die Babylons. Während in der Entwicklung des Gesetzesstudiums die babylonischen Amoräer den Fortschritt bezeichnen, stellen die palästinensischen Amoräer das Epigonenthum dar; in Bezug auf die Agada findet gerade das Umgekehrte statt. Da zeigt sich bei den palästinensischen Amoräern die größte Productionskraft, die babylonische Agada bildet nur eine Episode in der Entwicklung der Agada.

In den Zeiten, wo die geistigen Güter des jüdischen Volkes Gefahr liefen, im Kampfe mit den platonischen, neuplatonischen und neupersischen Ideen unterzugehen, war die Agada zugleich eine mächtige Waffe, die Angriffe zurückzuschlagen und den jüdischen Institutionen Halt und Festigkeit zu verleihen. Doch das Fremde reizte, und so kam es, daß auch die Agada exotische Lehren in sich aufnahm und zu verbreiten suchte. Selbstredend gerieth sie dadurch in einen gewissen Mißcredit bei den streng orthodoxen Gesetzeslehrern und dieselben ergingen sich in Verwünschungen sowohl über die Ueheber wie über die Hörer anstößiger Ansichten.

Die ersten Ansätze der Agada haben wir schon in den sogenannten Targumim. Es sind dies die Uebersetzungen der biblischen Gesetzbücher und einzelnee Hagiographen in die damalige westaramäische Landessprache. Im Targum des Onkelos beispielsweise erscheint das Schriftwort nur als Uebersetzung ohne merkliche Zusätze; wogegen wir in dem sogenannten Targum des Jonathan schon dasselbe in paraphrasirender Weise mit Zusätzen, Ergänzungen und Bezugnahme zur Gegenwart vor uns haben.

Die gesammte in den beiden Talmuden, der Tosefta, der umfänglichen Midraschliteratur enthaltene Agada gesammelt und nach gewissen Gesichtspunkten gruppirt zu haben, ist das große Verdienst des Professor Dr. Wilhelm Bacher, eines der fleißigsten und gediegensten Arbeiter der Gegenwart auf dem Gebiete der hebräischen Speachwissenschaft und Bibelexegese. In zwei umfangreichen Bänden behandelte er zuerst die Agada der Tannaiten, von denen der erste (1884) die Zeit von Hillel bis Akiba (30 vor bis 135 nach Chr.), der zweite (1890) die Zeit von Akiba's Tod bis zum Abschluß der Mischna (135 bis 220 n. Chr.) darstellt. Schon im Jahre 1878 hatte er in einem Bande die Agada der babylonischen Amoräer in den Lehrhäusern zu Nehardea, Pumbeditha, Sura, Machuza, Schakanzib, Schilhe und Kafri behandelt. Im Jahre 1892 erschien sodann der erste Band, die Agada der palästinensischen Amoräer, die Zeit vom Abschluß der Mischna bis zum Tode Jochanans (220—279) darstellend. Jetzt liegt uns der zweite stattliche Band von 544 Seiten in Großoctav vor, der die Zeit vom Ende des dritten bis Anfang des vierten Jahrhunderts umfaßt und die Schüler Jochanans vorführt. Es ist das die Zeit, in welcher das geistige Leben des Judenthums in Palästina den Culminationspunkt erreichte, wo die Koryphäen der Halacha, die gefeiertsten Gesetzeslehrer blühten. Obwohl wie bereits eine ziemliche Anzahl von Sammlungen besitzen, die uns die Agada der beiden Talmude und des Midrasch in Sentenzen, Fabeln, Parabeln, Apologen und Erzählungen vorführen, so erhalten wir doch dadurch nur ein ganz unvollständiges und unzureichendes Bild von derselben. Wie erfahren viel weniger, als was uns beispielsweise irgend eine Anthologie oder ein Dichteralbum von der deutschen Literatur bietet.

Ganz anders bei Bacher. Der Verfasser verbreitet sich zunächst in einem Abschnitt jedesmal über das Leben des betreffenden Amoräers, indem er seine Wirksamkeit, seine Beziehungen zu seinen Lehrern und Schülern schildert; dann folgen die agadischen Aussprüche, die wieder nach bestimmten Kategorien gegliedert sind, so daß immee Zu-

Digitized by Google

sammengehöriges und Verwandtes neben einander zu stehen kommt. Die Persönlichkeiten treten uns auf diese Weise gewissermaßen im Rahmen von geschlossenen Lebensbildern in scharfen, hervorstechenden Zügen vor Augen, sie stehen vor uns in ihrer Weltanschauung, in ihrem gesammten Denken, Fühlen und Wollen. Trefflich wird das Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler in klares Licht gesetzt. War doch die schulmäßige Ausbildung eines Gelehrten bei den Juden eine ganz andere als heutzutage. Während gegenwärtig die Studirenden auf unsern Hochschulen durch verschiedene Lehrer Anregungen empfangen, jedoch nur wenigen das Glück zutheil wird, in ein näheres freundschaftliches Verhältniß mit einem zu treten, ihn jederzeit befragen zu dürfen und sich bei ihm Raths zu holen, hatte bei den Juden ein junger Mann, der sich der Schriftgelehrsamkeit widmen wollte, in der Regel nur einen Lehrer, mit dem er in innigem und vertraulichem Verkehr stand. Der Schüler beobachtete seinen Meister überall, im Versammlungs- und Lehrhause, auf der Reise, auf Spaziergängen, in seinen Handlungen, in seinem Benehmen gegen andere Menschen, in seinem Rechtsentscheiden. Zu jeder Zeit durfte er sich an ihn wenden, ihn befragen und ihn um Aufschluß über nicht verstandene oder seinen Geist bewegende Dinge bitten. Die Schüler wurden dadurch zu freien, charaktertüchtigen Persönlichkeiten herangebildet. Obgleich sie die größte Hochachtung und Ehrerbietung vor ihrem Lehrer hatten, so artete dieselbe doch keineswegs in sklavische Gesinnung und Liebedienerei aus. Der Lehrer wiederum hatte die große Freude, mit seinem Wissen und Können in seinen Schülern fortzuleben, sozusagen in jedem aufs neue sich zu verkörpern. Es sind zwar nur wenige Autorennamen, die in dem zweiten Bande zur Darstellung gelangt sind, aber es sind gewaltige Geister, hervorragende Vertreter der jüdischen Schriftgelehrsamkeit, an die sich eine Fülle agadischen Stoffes von seltener Mannichfaltigkeit knüpft. Vor allem sind es zwei Männer, Jizchak und Levi, deren Aussprüche fast den halben Band füllen.

Doch Bachers Verdienst besteht nicht nur darin, die Agada der palästinensischen Amoräer gesammelt, gruppirt und uns dadurch eine Uebersicht und Einsicht in die verschiedenen Materien verschafft zu haben, es reicht viel weiter. Unter dem Text begegnen uns in ausführlichen Noten die feinsten sprachlichen und sachlichen Erläuterungen, Textverbesserungen, Erklärungen schwieriger, aus fremden Sprachen stammender Lehnwörter, literarische Nachweise von Parallelen, archäologische Bemerkungen und dergleichen mehr. Dazu kommt, daß die einzelnen Aussprüche mit dem Contexte in Zusammenhang gebracht sind. Wir haben nicht Aphorismen vor uns, von denen man nicht weiß, wie sie entstanden sind, sondern sie sind in ihren bestimmten Gedankenkreis gestellt und stehen in bibelexegetischer Begründung. Zwar treten die einzelnen Aussprüche und Gedanken nicht immer ganz wörtlich auf, was in vielen Fällen ohne Glossen gar nicht möglich ist, aber sie sind auch nicht schönrednerisch aufgeputzt oder gar in apologetischem Sinne verwendet. Gerade diese Unparteilichkeit gibt dem Werke Bachers einen ganz besonderen Vorzug, der auch von anderen Beurtheilern rühmlichst hervorgehoben worden ist. Die stilistischen Eigenthümlichkeiten des Originals gehen trotz der freieren Uebersetzung des Originals nicht verloren. Kurz gesagt, wir besitzen in Bachers Arbeit ein Werk, das ebenso für den Exegeten und Bibelforscher wie für den Historiker, Archäologen und Culturhistoriker Werth und Bedeutung hat. Noch liegt das Werk nicht abgeschlossen vor, ein dritter Band ist in Aussicht gestellt, welcher sich mit dem Abblühen der Agada in Palästina zu befassen und die Zeit von Mitte des vierten bis Ende des fünften Jahrhunderts zu umspannen haben wird. Wenn auch diese Zeit hinsichtlich der Fruchtbarkeit und Ursprünglichkeit der historischen Entwicklung der Agada in Palästina hinter der zweiten Periode zurücksteht, so hat sie doch noch viele bedeutende Persönlichkeiten aufzuweisen, die auf Selbständigkeit des Denkens Anspruch erheben dürfen. Möchte dieser abschließende Band nicht allzu lange auf sich warten lassen.

Neue Lehrbücher der altgermanischen Dialekte.

A. P. Bei dem erhöhten Interesse, das sich seit geraumer Zeit dem Studium unsrer Muttersprache zuwendet und voraussichtlich noch weiter zuwenden wird, wenn das Deutsche immer mehr der Mittelpunkt des Unterrichtes wird, darf eine neue Sammlung von Lehrbüchern der altgermanischen Dialekte von vornherein auf eine gewisse Aufmerksamkeit rechnen. Nur durch ein tieferes Eindringen in die historische Entwicklung unsrer Sprache ist ein wirkliches Verständniß dessen, was wir sprechen, möglich. Vieles sonderbare und regellose wird einfach und regelrecht, wenn wir auf das Mittel-, das Althochdeutsche zurückgehen. Aber auch hier dürfen wir noch keine Grenze ziehen. Das Gothische mit seinem alterthümlichen Bau gewährt ein ganz anderes Bild von dem einstigen Aussehen der germanischen Sprache, als jenes bieten kann. Weitere Räthsel werden durch ein Heranziehen der indogermanischen Ursprache gelöst, die bis jetzt der letzte Punkt ist, auf den wir zurückgehen können. Jedes dieser Glieder muß man kennen, wenn man unsre jetzige Sprache verstehen will. Denn wie sich in unserm modernen Culturleben zahlreiche unverstandene Reste, die in einer älteren Zeit begründet sind, erhalten haben — man braucht nur an das Besprechen von Krankheiten, an Festessitten und Todtencultgebräuche, an den mannichfachen Aberglauben zu erinnern, den wir überall finden, — so hat die moderne Sprache genug Rudimente bewahrt, die erst klar werden, wenn man bis auf die Ursprache zurückgeht. Der Ablaut, das Hauptcharakteristicum des Germanischen, der Wechsel von Consonanten, den wir unter dem Namen grammatischer Wechsel zusammenfassen, Declination und Conjugation, Syntax und Wortstellung: sie alle sind zum guten Theil nur durch die Untersuchung der Grundsprache klar geworden. Seitdem die vergleichende Sprachwissenschaft existirt, hat man ihren Werth für die Erkenntniß unsrer Muttersprache wohl eingesehen, wenngleich am Anfang die Germanisten das verbindende Band nicht gefunden haben. Erst durch Wilhelm Scherers bahnbrechende „Geschichte der deutschen Sprache" ist der dauernde, nicht wieder unterbrochene Zusammenhang zwischen den beiden Disciplinen der einzelsprachlichen und der vergleichenden Grammatik hergestellt, und seitdem muß jede deutsche Grammatik, die wirklich etwas erklären, sich nicht auf bloße Feststellung der Thatsachen beschränken will, von der Ursprache ausgehen.

Nothwendig für jedes Verständniß der deutschen Grammatik ist zunächst die Kenntniß der älteren Dialekte. Es gab eine Zeit, in der man diese möglichst zu erschweren suchte, in der man dieses Ziel nur angestrengter Arbeit zugänglich machen wollte. Aber es ist doch klar, daß die bloße Erlernung grammatischer Formen und Worte keine besonders geistreiche, anziehende Aufgabe für einen einigermaßen begabten jungen Studenten ist. Griechisch und Lateinisch lernt man in den Jahren der Kindheit, in denen das Gedächtniß am frischesten und der Geist auf Wissensvermehrung, nicht auf Erkenntniß bedacht ist. Aber für den Achtzehnjährigen ist das bloße Erlernen der Sprachen keine besonders angenehme Aufgabe. Man kann ja vielleicht zugeben, daß die früheren Germanisten ihr Gothisch, Alt- und Mittelhochdeutsch gründlicher gekannt haben, als

Digitized by Google

die jetzigen; aber dafür haben sie oft die Literaturgeschichte vernachlässigt, und von den sonstigen Wissensgebieten, die jetzt immer mehr in den Vordergrund treten, von Mythologie, Ethnographie, Volkskunde, Recht und Sitte des deutschen Volkes kaum etwas gehört. Das Studium der Sprache wird aber anziehend, wenn sie historisch vergleichend, entwicklungsgeschichtlich betrieben wird, und so ist ja auch auf den Universitäten bisher gelehrt; wenngleich es an brauchbaren Hülfsmitteln zum Selbststudium für den Studenten und den jungen Lehrer gefehlt hat, der die Sprachwissenschaft in seinen Universitätsjahren vielleicht weniger berücksichtigt hatte.

Zwischen der Ursprache und den einzelnen Dialekten steht nun eine Sprachepoche, die wir urgermanisch nennen. Sie ist uns zwar nirgends erhalten, aber doch können wir sie mit Hülfe unsrer Wissenschaft reconstruiren. Sie bildet die Vermittlung, und es war dringend nöthig, sie einmal darzustellen. Das hat Prof. Streitberg in seiner „Urgermanischen Grammatik" versucht, die den ersten Band einer Sammlung bildet, welche die Winter'sche Buchhandlung in Heidelberg herausgibt.[1]) Diese will, wie der Verfasser selber bemerkt, durch eine systematische Vergleichung der altgermanischen Dialekte unter einander die allen gemeinsame Grundlage feststellen und das gewonnene Resultat in den weiteren Rahmen der allgemein indogermanischen Grammatik einfügen. Wenn es der Reihe nach das erste ist, so darf es doch der Student erst in die Hand nehmen, wenn er die Einzelsprachen, namentlich das Gothische studirt hat. Ist aber das geschehen, so kann er getrost diesem Führer folgen, der ihm ein neues, hoch interessantes Gebiet erschließt.

Die Hauptschwierigkeiten einer Aufgabe, wie sie Streitberg zu erfüllen unternommen hat, liegen in der Auswahl des Stoffes und in der Anordnung. Denn daß das Buch wissenschaftlich auf der Höhe steht, braucht man kaum zu sagen, da der Verfasser die behandelten Gebiete aus eigenster Anschauung und durch eigene fortbildende Arbeit kennt. Alles konnte in einem solchen Buche nicht geboten, es mußte ausgesucht werden, aber die Wahl ist entschieden glücklich getroffen. Schwieriger noch war die Anordnung und Darstellung bei einem so spröden Stoffe. Ueber den deutschen Handbüchern der vergleichenden Grammatik hat kein glücklicher Stern gewaltet. Was wir an Lehrbüchern für das Griechische, Lateinische und Germanische besitzen, sind ausgezeichnete Hülfsmittel für den Gelehrten, aber wenig brauchbare für den, der unsrer Wissenschaft ferner steht. Der Grund dafür liegt klärlich darin, daß Deutschland das Land der Sprachwissenschaft ist. Hier ist sie begründet, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt weiter ausgebildet, und noch heute steht die deutsche Forschung an der Spitze. Bei den Franzosen und Engländern ist dagegen von wirklich bahnbrechenden Leistungen wenig zu spüren, und doch ist es ihnen gelungen, in neuerer Zeit pädagogisch vorzüglich brauchbare Lehrbücher zu schaffen, durch die sie das Studium in ihren Ländern neu belebt haben und weiter anregen werden. Wenn ein Buch, wie H. V. Henry's Précis de grammaire comparée du grec et du latin in fünf Jahren sechs Auflagen erleben konnte, so ist das ein für Deutschland unerhörter Erfolg und läßt auf ein Interesse an der Sprachwissenschaft schließen, das wir leider bei uns vermissen. Denn wer könnte es leugnen, daß die Studenten der Sprachwissenschaft nur noch geringe Theilnahme entgegenbringen, seit in der Prüfungsordnung besondere Kenntnisse in der vergleichenden Sprachwissenschaft nicht mehr verlangt werden? Aber in diese Thatsache hat man sich nicht zu finden gewußt. Man hat in der gleichen Art und Weise fortgelehrt, und hat dadurch immer mehr an Boden verloren.

Aber was in England und Frankreich möglich ist, muß uns auch gelingen, wenn wir nur von dem hohen Kothurn heruntersteigen und den Lernenden mehr entgegenkommen. Und gerade deßhalb ist Streitbergs Buch mit wahrer Freude zu begrüßen, weil er diese Aufgabe so vortrefflich erfüllt hat. Er hat in der That ein pädagogisch brauchbares Buch geschaffen, das hoffentlich vorbildlich weiter wirken wird. Ich bin in der glücklichen Lage, mich für dies mein Urtheil nicht auf die eigene Empfindung berufen zu müssen, die täuschen könnte, sondern ich kann mich auf die Erfahrungen von Studenten, jungen Lehrern, Forschern in anderen Wissensgebieten, die der Sache ganz fremd gegenüberstanden, stützen, die mir meine Meinung wiederholt bestätigt haben, und schließlich auch auf die bisher veröffentlichten Kritiken. Den rechten Fortschritt, den dieses Werk bedeutet, kann man erst erkennen, wenn man es mit dem älteren Versuche gleicher Art vergleicht.

Manchen wird vielleicht der Titel „Urgermanische Grammatik" abschrecken, oder er wird ihm sonderbar erscheinen. Aber auch darin zieht Streitberg nur die Consequenzen moderner Auffassung. Das Deutsche ist nicht aus dem Gothischen entstanden, sondern es ist nur sein jüngerer Bruder. Man kann beide Sprachen nur verstehen, wenn man sie aus der älteren Quelle, dem verloren gegangenen Germanischen, herleitet.

Aus der indogermanischen Grammatik ist das herangezogen, was nothwendige Voraussetzung der vorgetragenen Lehren ist. Dabei hat sich der Verfasser mit Recht auf die Sprachen beschränkt, deren Kenntniß er voraussetzen durfte. Griechisch und Lateinisch sind bekannt. Fügt man noch das Sanskrit hinzu, dessen Erlernung heute auch erleichtert ist, so sind damit die meisten Bedingungen für ein Verständniß der germanischen Sprachen gegeben. Iranisch, Litauisch und Slavisch, Albanisch, Armenisch und Keltisch kann zwar der Forscher nicht entbehren, aber der Student wird verwirrt, wenn man ihm Formen aus diesen Sprachen vorführt, die er als unbekannte Größen nicht zu verwenden weiß. Man muß in der Sprachwissenschaft jetzt von dem Grundsatz ausgehen: multum, non multa. Sonst wird der Student abgeschreckt und wird überhaupt nichts mehr von dieser complicirten Wissenschaft wissen wollen. Es ist ohne jeden Schaden möglich, diese Sprachen zu übergehen. Ja, man wird vielleicht mit der Zeit auch auf das Sanskrit verzichten müssen, da es ja im wesentlichen nicht so sehr darauf ankommt, die einzelnen Thatsachen der Linguistik als ihre Methode zu übermitteln, die sich heute so stark von der früheren unterscheidet.

Durch Streitbergs einleitendes Werk ist es nun möglich geworden, die übrigen Elementarbücher von allen unnöthigen Wiederholungen zu entlasten. Auch hier scheint uns der Grundgedanke des Unternehmens sehr glücklich. Offenbar haben die englischen Primer als Vorbild gedient. Alle sollen eine kurze Laut- und Formenlehre und eine Syntax enthalten, dazu Texte, die für das erste Studium genügen. Vor allem ist die principielle Berücksichtigung der Syntax ein wichtiger Schritt über den bisherigen Zustand hinaus, in dem die Grammatik aus Laut- und Formenlehre allein zu bestehen schien. Hoffentlich ist damit nun definitiv gebrochen.

Zu zweit ist das dritte der angekündigten Elementarbücher erschienen, in dem Dr. Kahle das Altnordische darstellt. Es erfüllt seine Zwecke gut und enthält vor allem

---

[1]) Sammlung von Elementarbüchern der altgermanischen Dialekte. Unter Mitwirkung von Prof. K. D. Bulbring, Prof. Dr. F. Holthausen, Dr. B. Kahle, Prof. Dr. E. Michels, Dr. L. Sütterlin herausgegeben von Prof. Dr. W. Streitberg. I Urgermanische Grammatik. Einführung in das vergleichende Studium der altgermanischen Dialekte von W. Streitberg XX und 372 S. M. 6.

genügend Lesestücke für ein, wohl auch zwei Semester. Damit wird wirklich ein dringendes Bedürfniß befriedigt. Denn da die philologischen Studenten meistens nicht in glänzenden Vermögensverhältnissen leben, war man wegen hübscher, mit Glossar versehener Texte in Verlegenheit. Wie sehr das Bedürfniß für ein nordisches Elementarbuch vorlag, kann man daraus ersehen, daß gleichzeitig noch zwei andere Werke erschienen sind, die gleiche Zwecke verfolgen. Aber sie bieten theils weniger und dabei auch zu wenig, theils viel mehr, sodaß man bei den Verhältnissen unsrer Universitäten am ehesten zu dem Kahle'schen Buche greifen wird.

Während Kahle's Grammatik sehr bald weit verbreitet sein dürfte, wird das gothische Elementarbuch von Professor Streitberg, das soeben erschienen ist, einen schweren Kampf um seine Anerkennung zu kämpfen haben. Denn wir besitzen bereits eine gothische Grammatik von Prof. Braune, deren Vortrefflichkeit und Brauchbarkeit allgemein anerkannt ist; eine Meinung, die sich bereits dahin zu erweitern droht, daß es überhaupt nichts besseres geben könne. Genau betrachtet, ist die Braune'sche Darstellung nicht der einzige Weg, der nach Rom führt. Das neue Buch Streitbergs bietet entschieden manches praktischere in der Anordnung und auch ein gut Theil mehr. Zunächst eine Reihe wichtiger syntaktischer Bemerkungen, wenn auch keine vollständige Syntax, die aber dem Anfänger sehr nützlich sein werden; dann in der Einleitung kurze Notizen über die literarischen Fragen, die sich an Ulfilas und seine Bibelübersetzung knüpfen, und drittens ist durch Verweisung auf des Verfassers urgermanische Grammatik ein jeder in den Stand gesetzt, selbständig, ohne Lehrer, in das Studium der historischen Grammatik einzudringen. Wer keinen Lehrer hören kann, wird schon zu Streitbergs Buch greifen müssen. Als wesentlicher Fortschritt in der Lautlehre wird die scharfe Trennung von Laut und Buchstaben zu betrachten sein. „Während Braune's gothische Grammatik überall vom Buchstaben ausgeht, ist mein Ausgangspunkt stets der Laut. Nicht nur, daß Klarheit und Verständlichkeit dadurch gefördert werden, man hat auch den Vortheil, daß dem Anfänger an einem verhältnißmäßig einfachen Beispiel der fundamentale Unterschied zwischen Laut und Buchstaben, Sprache und Schrift zur lebendigsten Anschauung gebracht wird." Damit charakterisirt der Verfasser seine Leistung ganz richtig, die in der That pädagogisch recht bedeutsam ist.

Daß auf einem so stark bearbeiteten Gebiet wie dem gothischen, das zugleich so eng begrenzt ist, wissenschaftlich nicht gerade viel neues geboten werden konnte, ist klar und selbstverständlich.

Wir freuen uns, daß die pädagogische Seite in dieser ganzen Sammlung zum Wort gekommen ist. Sie ist in der That vorzüglich ausgefallen, und wir können nur wünschen, daß die übrigen Bändchen ihren Vorgängern nicht nachstehen mögen. Was der Student beim Studium unsrer alten Sprachen an Zeit gewinnt, das kann er anderen Seiten der germanistischen Wissenschaft zuwenden, die ja nichts anderes sein will und sein kann, als die Wissenschaft von unsrer geistigen Entwicklung. Aber immerhin bleibt die Kenntniß der Sprache die nothwendige Vorbedingung für alles übrige. Sie zu erleichtern und zu vertiefen, ist auch der Zweck dieser Sammlung, die wir auf das freudigste begrüßen, da sie allen Anforderungen, die man an sie stellen kann, auf das beste entspricht.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. Vorträge über die Reichscivilproceßordnung von Dr. Adolf Wach. 2. veränderte Auflage. Bonn, Adolf Marcus. — Wach hielt seine Vorträge über die Reichscivilproceßordnung im Frühjahr 1879 vor praktischen Juristen, Mitgliedern des Richter- und Anwaltstandes; die erste Auflage erschien noch im gleichen Jahre im Buchhandel. Sie waren einer der ersten Versuche, die Principien dieses Gesetzes klar herauszuarbeiten und in ihrer praktischen Tragweite abzugrenzen. Daß das Buch nunmehr eine neue, nicht wesentlich geänderte Auflage erfahren kann, bezeugt seine in Fachkreisen längst gewürdigte Gediegenheit. Noch gehört zu den Theoretikern, die in den Gesetzen nicht Ausgangspunkte für abstracte Weiterfolgerungen, sondern Vorschriften für das Zusammenleben der Menschen erblicken und die darum stets bedacht sind, mit der Praxis in enger Fühlung zu bleiben; richtig erkennend, daß die Bedürfnisse der Praxis darüber zu entscheiden haben, wie weit die Durchführung eines im Gesetz ausgesprochenen Princips zweckentsprechend, von welchem Punkte an das weitere Festhalten daran widersinnig ist. Das Leben duldet keine Extreme, seien auch die Grundlagen, aus denen sie gezogen werden, ohne Widerspruch als richtig anerkannt. Trefflich dargethan ist das gleich in der ersten Abhandlung des Buches, die sich mit dem Princip der Mündlichkeit im Civilproceß, verbunden mit dem Princip des Proceßbetriebs durch die Parteien, näher befaßt. Es gibt eine bestimmte Grenze, über die hinaus sich diese Principien vernünftigerweise nicht ausdehnen lassen; daß es allerdings nicht leicht ist, diese Grenzen zu ziehen, ergibt das vielfache Schwanken der Anschauungen hierüber in Wissenschaft und Rechtsprechung. Wach hat — wie hier, so auch in den folgenden Aufsätzen — die seit dem Erscheinen der ersten Auflage seines Buches mächtig angewachsene Literatur auf diesem Gebiete eingehend berücksichtigt, jedoch in dankenswerther Weise, wie er auch in der Vorrede verspricht, polemische Auseinandersetzungen und die Ueberlastung des Textes mit wissenschaftlichem Apparat möglichst gemieden. In den Augen des Praktikers, der rasche und bestimmte Aufklärung sucht, wenn er in einem Buche nachschlägt, ist das ein schwerwiegender Vorzug.

* Der englische Reisende C. A. Fitzgerald, der die Neuseeländischen Alpen erfolgreich erklommen hat, ist dieser Tage nach Südamerika abgedampft, um den höchsten Berg der Anden, den Aconcagua, zu besteigen. Einem Vertreter des Reuter'schen Bureaus mochte er vor seiner Abreise folgende Mittheilungen: „Der Zug besteht außer mir aus neun Personen: dem Geologen Vines, dem Geometer de Trafford, dem Naturforscher Philipp Gosse, dem Bergführer Zurbrigge, vier Trägern und meinem Diener. Von Buenos Aires werden wir mit der Eisenbahn nach dem schon im Gebirge liegenden Mendoza fahren und von da direct nach dem Aconcagua gehen. Die Zwecke des Zuges sind rein wissenschaftlich. Wir werden uns deßhalb nicht übereilen. Auch bei der Besteigung des Berges werden wir uns Zeit lassen. Nach der Besteigung des Aconcagua wird sich zeigen, ob nicht auch die höchsten Bergspitzen des Himalaya, z. B. der Mount Everest, zu erklimmen sind. Ich glaube es. Am Fuße des Aconcagua werden wir unser Hauptlager aufschlagen und andere, je höher wir hinaufkommen. Um meinen Gefährten Mittheilungen zu machen, werde ich den Heliographen benützen. Die Rückreise werden wir über Valparaiso antreten. Der ganze Zug wird nicht mehr als 5000 Pfd. St. kosten. Eine Hauptgefahr werden die Schlangen bilden. Wir werden deßhalb alle Gegenmittel bei uns tragen. Auch das Antigiftserum des Dr. Calmette vom Pasteur-Institut in Lille wird zu unsrer Ausrüstung gehören. Unsre Stiefel werden bis ans Knie gehen und dort befestigt werden. Im nächsten Juni gedenken wir wieder in England einzutreffen."

* In Athen wie in Rom werden die öffentlichen Sitzungen des Deutschen Archäologischen Instituts, wie stets, mit einer Festsitzung zur Feier von Winckelmanns Geburtstag beginnen und alle 14 Tage stattfinden. — In Rom wird der 1. Secretär Hr. Petersen im Januar und den folgenden Monaten über die Anfänge und die Entwicklung der Kunst in Italien vortragen, im Anschluß an Demonstrationen in Museen und an antiken Plätzen, wie Canca (Sotricum), Cori, Alatri, Cervetri, Corneto, Veji, Rom. Der II. Secretär Hr. Hülsen wird vom 15. November bis Weihnachten ungefähr 20 Vorträge über Topographie von Rom halten und von Januar bis April zweimal wöchentlich epigraphische Uebungen leiten. — In Athen wird der 1. Secretär Hr. Dörpfeld seine Vorträge über die antiken Bauwerke und die Topographie von Athen, Piräus und Eleusis Anfang December beginnen und jeden Samstag bis Ostern fortsetzen. Der II. Secretär Hr. Wolters wird von Januar bis April Vorträge in den Antikensammlungen Athens halten. Die gewöhnliche Reise des Instituts durch den Peloponnes und nach Delphi wird am 22. April angetreten werden und etwa

16 Tage dauern. Da die Zahl der Theilnehmer nur beschränkt sein kann, ist frühzeitige Meldung beim athenischen Secretariat empfehlenswerth. Eine zweite Reise wird am 12. Mai nach den Inseln des Aegäischen Meers unternommen werden und 9 Tage dauern. Meldungen zu dieser Reise sind ebenfalls an das athenische Secretariat zu richten. Die Kosten der Reise betragen einschließlich der Verköstigung etwa 16 M. für jeden Tag. Ein genauer Plan wird einige Tage vor Beginn der Reise in der Bibliothek des Instituts angeschlagen sein.

* **Würzburg.** Der Assistent an der ophthalmologischen Klinik der Universität Dr. Denig hat einen Ruf als Professor für Augenheilkunde an das Columbia-College in New-York angenommen.

* **Straßburg.** In der medicinischen Facultät hat sich Dr. P. Manasse für das Fach der Ohren-, Nasen- und Kehlkopfkrankheiten habilitiert.

* **Greifswald.** Dr. Paul Rust, Privatdocent für Sprachwissenschaft an der hiesigen Universität, ist als Lector des Russischen an die Universität Königsberg berufen worden. — Auf die vom Rector und Senat im December 1891 gestellte Preisaufgabe der Rubenow-Stiftung: „Es sollen die Geschichtswerke des Thomas Kantzow kritisch untersucht und es soll auf Grund der Untersuchung eine kritische Textausgabe der beiden hochdeutschen Bearbeitungen der Pommerschen Chronik hergestellt werden", ist eine Bewerbungsschrift eingegangen, die eines Preises in Höhe von 2000 M. für würdig befunden wurde. Verfasser ist Oberlehrer Georg Gaebel am Stadtgymnasium in Stettin.

* **Wien.** Der Privatdocent an der hiesigen Universität Dr. Friedrich Czapek wurde zum außerordentlichen Professor der Botanik, Waarenkunde und technischen Mikroskopie an der Deutschen Technischen Hochschule in Prag, der Architekt Christian Ulrich zum ordentlichen Professor der Utilitäts-Baukunde an der Technischen Hochschule in Wien ernannt.

* **Innsbruck.** Der Lehrstuhl für Kirchenrecht, der durch Prof. Singers Berufung nach Prag frei geworden war, ist Prof. Ludwig Wahrmund von der Universität Czernowitz übertragen worden.

* **Graz.** Der als Sprachforscher und Numismatiker bekannte Adjunct am steiermärkischen Landesarchiv, Theodor Unger, ist im Alter von 55 Jahren gestorben. Er war ein Sohn Franz Ungers, des 1870 verstorbenen berühmten Professors der Botanik an der Wiener Universität.

* **Budapest.** Die juridische Facultät der hiesigen Universität hat sich in ihrer letzten Sitzung mit der Frage der Zulassung der Frauen zum Rechtsstudium beschäftigt und Prof. Dr. Gustav Schwarz mit der Erstattung des Referats in dieser Angelegenheit betraut.

* **Paris.** In einer der letzten Sitzungen der Académie des sciences war der englische Paläontolog Forsyth Major anwesend, der aus Madagascar zurückgekehrt ist, nachdem er dort zwei Jahre hindurch paläontologische Forschungen angestellt. Prof. Gaudry besprach ein paar sehr interessante fossile Stücke, die Forsyth Major mitgebracht hatte. Es sind das Kinnladen eines echten Affen, die in denselben Schichten gefunden wurden, in denen die Knochen der bekannten ausgestorbenen Riesenvögel, der Aepyornis, gefunden wurden. Der Fund ist deßhalb bemerkenswerth, weil man auf Madagascar, dem Lande der Halbaffen (Lemuren), vorher noch keinen Ueberresten von echten Affen begegnet ist, und daher nicht erwartet hat, solche zu finden. Die von Forsyth Major mitgebrachten Knochen lassen erkennen, daß sie einem Affen von der Größe des Menschen angehörten. Die Backzähne erinnern an die der Mesopitheken und Semnopitheken; sie gleichen seltsamerweise durch ihre Gestalt den Affen der alten und durch ihre Zahl den Affen der neuen Welt. Forsyth Major nennt diesen Affen Nesopithecus Roberti, d. h. Roberts Inselaffen (zu Ehren eines jungen Franzosen, der den englischen Forscher bei seinen Ausgrabungen unterstützt hat).

* **Lund.** Hier starb im Alter von 66 Jahren der Astronom des Observatoriums Dr. Axel Möller, seit 1863 ordentlicher Professor der Astronomie an der hiesigen Universität, seit 1895 im Ruhestand. Seine Arbeiten enthielten besonders Beobachtungen und Berechnungen von Planeten- und Kometenbahnen, berührten indeß hie und da auch principielle Fragen, wie die Hypothese über die Dichtigkeit des Aethers.

* **Helsingfors.** Die Zahl der immatriculierten Studenten an der hiesigen Universität beträgt gegenwärtig 2113, unter diesen 203 weibliche. Auf die Facultäten vertheilt kommen auf die physiko-mathematische 587, die historisch-philologische 567, die juristische 554, die theologische 218 und die medicinische 187 Studirende. Studentinnen sind eingeschrieben: in der historisch-philologischen Facultät 117, in der physiko-mathematischen 79, in der juristischen 8 und in der medicinischen 7. Von ihnen sind 9 verheirathet oder Wittwen.

P. C. **Konstantinopel.** Bekanntlich ist weder von seiten des türkischen Generalstabs noch von außerhalb desselben stehenden türkischen Offizieren irgend eine nennenswerthe Publication über den Krieg 1877/78 erfolgt. In Folge dieses Umstandes basiren die Veröffentlichungen fremder Offiziere über diesen Feldzug größtentheils auf russischen Quellen. Das ist für den Ruhm der türkischen Armee um so nachtheiliger, als so manches Gefecht, welches in der russischen Darstellung als Sieg der Russen gefeiert wird, in Wirklichkeit ein Mißerfolg derselben war. Der seit dem genannten Kriege in türkische Dienste getretene ehemalige deutsche Offizier Strecker Pascha hatte die Absicht, einzelne Phasen des Feldzugs nach türkischen Quellen zu bearbeiten. Sein vor mehreren Jahren erfolgter jäher Tod vereitelte diesen Plan, sein fragmentarischer Nachlaß gelangte jedoch vor drei Jahren als Beiheft des Berliner „Militär-Wochenbl." zur Veröffentlichung. Außerdem erschien nur noch eine türkischer Feder das Buch „Défense de Plevna", welches auf dem Tagebuch des damaligen Majors Talaat Bey beruht und von dem Divisionsgeneral Muzafar Pascha (dem Sohn des Sadik Pascha, recte Czajkowski) unter Leitung Ghazi Osman Paschas herausgegeben wurde. Angesichts dieses Mangels einer türkischen Literatur über den Krieg 1877/78 sind daher zwei neue von einem türkischen Officier herrührende Beiträge mit um so größerer Freude zu begrüßen. Es sind dies die kürzlich erschienenen zwei kleinen Schriften „Aperçu critique des Passages du Danube" und „Etude critique des opérations en Turquie d'Asie pendant la guerre Turco-Russe en 1877/78" (bei Keil, Konstantinopel, und Wagner, Leipzig). Als Verfasser ist „Un officier supérieur turc" angegeben. Die Anonymität des Autors kann jedoch, da derselbe in Konstantinopel allgemein bekannt ist, gelüftet werden. Es ist dies der Oberst des Generalstabes, Muhmud Bey, Sohn des türkischen Obercommissars in Aegypten, Marschall Ghazi Mukhtar Pascha. Mohmud Bey begann seine militärische Carriere in Preußen, wo er acht Jahre diente. Kürzlich hat er sich mit einer ägyptischen Prinzessin verheirathet. Von den beiden Schriften ist besonders letztere aus zwei Gründen sehr bemerkenswerth. Erstens existirt außer gesammelten Berichten einiger englischer Zeitungscorrespondenten und den einschlägigen Stellen der ausschließlich auf russische Quellen basirten Publication des dänischen Capitäns Sarauw über den ganzen Krieg 1877/78 keine andere Einzeldarstellung der Ereignisse auf dem kleinasiatischen Kriegsschauplatze. Zweitens stützen sich die Ausführungen des Verfassers zweifellos auf Angaben und Daten seines Vaters, des damaligen türkischen Obercommandanten. Thatsächlich bringt die Schrift besonders über die Ursachen des Mißerfolges der türkischen Offensive in Kleinasien nach den zwei russischen Niederlagen viel Neues und Interessantes und klärt so manche dunkle Stelle des Feldzuges auf. Daß ein Rückblick auf denselben auch von actuellem Interesse ist, hebt der Verfasser selbst im Vorworte hervor, nachdem er die bisherige Interesselosigkeit für den asiatischen Kriegsschauplatz des Jahres 1877/78 und in Folge dessen die Thatsache, daß sich die militärische Kritik mit diesem Feldzuge gar nicht beschäftigt habe, erklärt hatte. Er verweist nämlich auf die armenische Agitation der letzten Zeit, welche geeignet erscheine, die Aufmerksamkeit der politischen und militärischen Kreise wieder auf Anatolien zu lenken, und glaubt, daß mit Rücksicht auf diesen Umstand ein Studium der kriegerischen Ereignisse, die sich vor 18 Jahren daselbst abgespielt haben, von erhöhtem Interesse sein dürfte.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 26. bis 28. October folgende Schriften eingegangen:

Bürgerliches Gesetzbuch vom 18. August 1896 nebst dem Einführungsgesetze. Handausgabe mit Einleitung, erläuternden Anmerkungen und Sachregister. In Verbindung mit Eugen Ebert und Heinrich Schneider hgzb. von Dr. Otto Fischer und Wilhelm Henle. München, C. H. Beck 1896. — Karl Gast: Das Hypotheken-Gesetz für das Königreich Bayern vom 1. Juni 1822 mit den durch die neueste Gesetzgebung ergangenen Abänderungen. 4. Aufl. Ebd. 1896. — Dr. Benedictus Niese: Grundriß der römischen Geschichte nebst Quellenkunde. 2. Aufl. Ebd. 1896. — Verwaltungsbericht des Stadtrathes der Gehzgl. Baden

schen Hauptstadt Mannheim für 1892, 1893 und 1894. 3 Bde. Mannheimer Vereinsdruckerei. — Heinrich Brunner: Der Antheil des Deutschen Rechtes an der Entwicklung der Universitäten. Rede. Berlin, Julius Becker 1896. — Dr. Adolf Wagner: Die Entwicklung der Universität Berlin 1810—1896. Rectoratsrede. Ebd. 1896. — Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im Deutschen Reich. N. F. 20. Jahrg. Hggb. von Gustav Schmoller. 4. Heft. Leipzig, Duncker u. Humblot 1896. — W. J. Ashley: Englische Wirthschaftsgeschichte. Einleitung in die Entwicklung von Wirthschaftsstehen und Wirthschaftslehre. Autoris. Uebersetzung a. d. Englischen von Robert Oppenheim. II. Vom 14. bis zum 16. Jahrhundert. Ebd. 1896. — Dr. C. Kindermann: Die Glasarbeiter Deutschlands und der Vereinigten Staaten von Nordamerika in ihrer allgemeinen materiellen Lage. (Zur organischen Gütervertheilung. II.) Ebd. 1896. — Lic. Dr. Otto Clemen: Johann Pupper von Goch. (Leipziger Studien aus dem Gebiet der Geschichte. Hggb. von G. Buchholz rc. 2. Bd. 3. Heft.) Ebd. 1896. — Dr. Joh. Matern: Um Milliarden! Das internationale Währungs- und Geldsystem der Zukunft. Leipzig, Roßberg 1896. — E. E. Williams: „Made in Germany". Der Concurrenzkampf der deutschen Industrie gegen die englische. Autoris. Uebersetzung von C. Willmann. Mit Vorwort von Dr. Robert Wuttke. Dresden und Leipzig, Carl Reißner 1896. — Friedrich Julius Neumann: Die persönlichen Steuern vom Einkommen, verbunden mit Ertrags- oder mit Vermögenssteuern. Mit besonderer Beziehung auf württembergische Verhältnisse. Tübingen, H. Laupp 1896. — Volkswirthschaftslehre in 2 Bänden. Hggb. von Gustav v. Schönberg. 4. Aufl. 2. Bd. 1. Halbbd. (Handbuch der politischen Oekonomie.) Ebd. 1896. — Oesterreichisch-Ungarische Revue. Hggb. von A. Meyer-Wyde. 11. Jahrg. 1896. 20. Bd. 6. Heft. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. — Stecherts Armee-Eintheilung und Quartierliste des Deutschen Reichsheeres und der Kaiserl. Marine für 1897. Nach amtlichen Quellen bearb. von Heinze. 38. Jahrg. 323. Ausg. Abgeschlossen Anfang Oct. 1896. Berlin, C. A. Treber. — Heinrich v. Treitschke: Deutsche Kämpfe. N. F. Schriften zur Tagespolitik. 1.—3. Tausend. Leipzig, S. Hirzel 1896. — Otto Kaemmel: Der Werdegang des deutschen Volkes. Historische Richtlinien für gebildete Leser. 1. Theil. Das Mittelalter. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1896. — Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich. Hggb. von der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Bearb. von Dr. J. Escher und Dr. P. Schweizer. 4. Bd. 1. Hälfte. Zürich, Fäsi u. Beer 1896. — Grundriß der Indo-arischen Philologie und Alterthumskunde, hggb. von Georg Bühler: 1. Bd. 6. Heft: J. S. Speyer: Vedische und Sanskrit-Syntax; 1. Bd. 11. Heft: G. Bühler: Indische Paläographie von circa 350 n. Chr. — circa 1300 p. Chr. Mit 17 Tafeln in Mappe; 3. Bd. 4. Heft: Richard Garbe: Somkhya und Yoga; 3. Bd. 8. Heft: H. Kern: Manual of Indian Buddhism. Straßburg, Karl J. Trübner 1896. — Die Beschneidung in ihrer geschichtlichen, ethnographischen, religiösen und medicinischen Bedeutung. Unter Mitwirkung von Dr. M. Steinschneider u. a. hggb. von A. Glaßberg. Berlin, C. Boas Nachf. 1896. — Albrecht Dietrich: Die Grabschrift des Aberlios. Leipzig, B. G. Teubner 1896. — Constantin Ritter: Pinto's Gesetze. Darstellung des Inhalts. Ebd. 1896. — Adolf Schollmann: Grundlinien einer Philosophie des Christenthums. Anthropologische Thesen. Berlin, C. S. Mittler u. Sohn 1896. — Theresia Herzogin Fieschi Ravaschieri: Pauline Craven. Lebensbild. Uebersetzt von Marie v. Kraut. Ebd. 1896. — Deutsche Medicinische Wochenschrift. Mit Berücksichtigung des deutschen Medicinalwesens nach amtlichen Mittheilungen, der öffentlichen Gesundheitspflege und der Interessen des ärztlichen Standes. Begründet von Dr. Paul Börner. 22. Jahrg. Nr. 43. Oct. 1896. Leipzig, Georg Thieme. — Dr. Hermann Cohn: Die Sehleistungen der Helgoländer und der auf Helgoland stationirten Mannschaften der Kaiserlichen Marine. (S.-A. aus der „Deutschen Medicinischen Wochenschrift" 1896, Nr. 43.) Ebd. — Anton C. Schönbach: Ueber Lesen und Bildung. 5. Aufl. Graz, Leuschner u. Lubensky 1897. — R. Wimmer: Liebe und Wahrheit. Betrachtungen über einige Fragen der sittlichen und religiösen Lebens. Freiburg i. B. und Leipzig, J. C. B. Mohr 1896. — Illustrirter Wörishofener Kneipp-Kalender für 1897. Hggb. von Mgr. Sebastian Kneipp. 7. Jahrg. 3. Aufl. Kempten, Jos. Kösel. — Himmel und Erde. Illustrirte naturwissenschaftliche Monatsschrift. Hggb. von der Gesellschaft Urania. 9. Jahrg. 1. Heft. Oct. 1896. Berlin, Hermann Paetel. — Aus allen Welttheilen. Deutsch-nationale Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Hggb. von Rudolf Fitzner. 28. Jahrg. 1. Heft. Ebd. 1896. — Die Kunst für Alle. 12. Jahrg. 1896/97. 3. Heft. München, F. Bruckmann. — Das Museum. Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst. Hggb. unter Mitwirkung von W. Bode, R. Kekule v. Stradonitz, W. v. Seidlitz u. a. 16. Lfg. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann. — Victor Tilgners ausgewählte Werke. Erläuternder Text von Dr. Albert Ilg. 1. Lfg. Wien, J. Löwy 1896. — Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst. Jahres-Ausgabe 1896. Mit 12 Folientafeln u. 20 Abbildungen im Text. Erläuternder Text von Franz Festing. Freiburg i. B., Herder. — Paul Victor: Kindergeschichten. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft 1896. — Joseph Treumann: Im Land des Yankee-Doodle. 9 Humoresken aus dem amerikanischen Leben. München, August Schupp 1896. — Th. Gouvy: Polyxena. Dramatisches Concertwerk in 2 Theilen für 3 Solostimmen, Chor u. Orchester. Mit deutschem und französischem Text. Partitur. Leipzig rc., Breitkopf u. Härtel. — Vier achtstimmige Chöre aus den Centurien des Philippus Dulichius. (1563—1631.) Partitur. Hggb. von Rudolf Schwartz. Ebd. — Leonardo Leo: Sinfonie zum Oratorium Sant' Elena al Calvario. Zusammengestellt von Hermann Kretzschmar. Partitur. Ebd. — Ph. Schorwenko: Für die Jugend. Op. 71. Nr. 1, 3 u. 4. Für Streichinstrumente bearbeitet von Max Burger. Ebd.

Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Soeben erschien:

Deutsche Kämpfe.

Schriften zur Tagespolitik

von

(15091)

Heinrich von Treitschke.

Neue Folge.

Preis geheftet: M. 6.—; in Halbfranz gebunden: M. 8.—

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9.

Soeben erschienen:

Für das Studium der Sprachen des Orients:

Russisch: Kurzgefasste Grammatik der russischen Sprache, nebst Chrestomathie. Zum Gebrauche bei Vorlesungen und zum **Selbststudium** von P. Rost. M. 3.—, geb. M. 3.60.

Früher sind erschienen:

Arabisch: Arabische Grammatik, mit Paradigmen, Litteratur, Chrestomathie und Glossar v. A. Socin. Dritte Auflage. M. 6.—, geb. M. 6.80.

Arabic Grammar, Paradigms, Literature, Exercises and Glossary by A. Socin. Second edition. M. 8.—

Crestomathie aus arabischen Prosaschriftstellern m. Glossar v. R. Brünnow. M. 8.—, geb. M. 8.80.

Persisch: Persische Grammatik, mit Paradigmen, Litteratur, Chrestomathie und Glossar von C. Salemann und V. Shukowski. M. 7.—, geb. M. 7.80.

Türkisch: Türkische Grammatik, mit Paradigmen, Litteratur, Chrestomathie und Glossar von August Müller. M. 8.—, geb. M. 8.80. (15090)

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, auch direkt gegen Einsendung des Betrags von der Verlagshandlung.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Freitag, 30. October. Nummer 252.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Gustav Theodor Fechner. Von Th. Achelis. — Friedrich Becks Dante-Arbeiten. Von Dr. G. A. Scartazzini. — Mittheilungen und Nachrichten.

Gustav Theodor Fechner.

„Feindschaft sei zwischen euch, noch kommt das Bündniß zu frühe,
Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erst die Wahrheit erkannt";

in diesem bekannten Xenion suchte Schiller dem fruchtlosen Kampfe vorzubeugen, in den Transscendentalphilosophen und Naturforscher in seinen Tagen zu gerathen drohten. Dieser Zwist, so alt wie die Geschichte des menschlichen Denkens selbst — die griechische Philosophie liefert manches interessante Belegstück hiezu —, ist auch gegenwärtig noch nicht völlig erloschen, und es bedarf in der That einer nicht eben gewöhnlichen Meisterschaft auf beiden Gebieten, um die ersehnte Harmonie herzustellen. Zum Glück ist die Zeit vorüber, wo es an der Tagesordnung war, die frühere Königin der Wissenschaften zu verunglimpfen und ihren Werth mit einigen wohlfeilen Redensarten zu discreditiren: umgekehrt ist durch eine eigenthümliche Ironie des Schicksals gerade in den Reihen ihrer eifrigsten Verächter neuerdings ein sehr lebhaftes Bedürfniß an den Tag getreten, über den Bereich der Fachwissenschaft hinaus eine Fühlung mit philosophischer Erkenntniß zu suchen. Einer der großen Geisteshelden, welchen dieser segensreiche Umschwung zu danken ist, die nachdrücklich gegen den so blöden und doch so fanatischen Radicalismus des vulgären naturwissenschaftlichen Standpunktes aufgetreten sind, ist der am 21. Nov. 1887 verstorbene Leipziger Professor Fechner, der letzte Metaphysiker, wie man ihn wohl genannt hat, eine ungemein vielseitige Persönlichkeit, in welcher sich die anscheinend widersprechendsten geistigen Richtungen zusammenfanden, so daß er selber wohl gelegentlich dem ungläubigen Zweifel entgegentreten mußte, wie es denn möglich sei, daß so verschiedene Werke, wie die Elemente der Psychophysik und der Zendavesta von ein und demselben Verfasser herrühren konnten. In ihm vermögen wir ein äußerst interessantes Stück Zeitgeschichte zu studiren, und so ist es eine dankbare, wenn auch nicht allzu leichte Aufgabe, unter Hinweis auf ein kürzlich erschienenes treffliches Werk[1]) die Hauptzüge dieses Portraits uns zu vergegenwärtigen. Das rein biographische Material übergehen wir schon aus dem Grunde, um für die Entwicklung der Ideen mehr Raum zu gewinnen.

Fechner ist an und für sich viel zu sehr von den Grundsätzen der mechanischen Naturwissenschaft durchdrungen, um nicht die Erfahrung im strengsten Sinne des Worts als Ausgangspunkt seiner ganzen philosophischen Weltanschauung zu wählen; war er doch ursprünglich, wie sein Landsmann und Gesinnungsgenosse Lotze, Mediciner. Mit um so schärferer Kritik wacht er aber über alle etwaige Grenzüberschreitungen, voreilige Verallgemeinerungen und Fehlschlüsse, an denen ja trotz aller Exactheit die moderne Naturforschung eingestandenermaßen nicht arm ist. Das gilt z. B. von dem bekannten Satz, daß sich jede Empfindung an das Nervensystem knüpfen müsse; eine Ansicht, die Fechner in dieser absoluten Fassung verwirft, um dafür mit einer gewissen schwärmerisch poetischen Begeisterung auch die Pflanzenwelt, ja die ganze unorganische Natur zu beseelen. „Wir sehen das Athmen" (so heißt es in dem sowohl von Mysticismus, wie von streng empirischen Beobachtungen erfüllten Buche Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen), „Säftelauf, Stoffwechsel, Ernährung in den Thieren nur mit Hülfe von Nerven, den sogenannten Ganglionnerven, von statten gehen; in den Pflanzen gibt es keine solche Nerven, doch geht Athmen, Säftelauf, Stoffwechsel, Ernährung noch so gut als im Thiere von statten, ja es besteht, wie man meint, das ganze Leben der Pflanze eben nur darin. Kann aber die Pflanze ohne Nerven athmen und sich ernähren, warum nicht auch empfinden? Man sieht eben hier auf das deutlichste, ja unwiderleglich, daß in den Pflanzen vieles in andere Mittel gelegt ist, was bei den Thieren in Nervenwirksamkeit gelegt ist. Den Pflanzen gehen freilich außer den Ganglionnerven auch noch die Gehirn- und Rückenmarksnerven ab, und nur an die Thätigkeit dieser pflegt man die Seelenthätigkeit geknüpft zu halten; aber es geht in den Pflanzen ohne Ganglionnerven etwas Sichtbares vor, was bei Thieren nur mit Ganglionnerven vor sich geht, warum sollte nicht auch ohne Cerebrospinalnerven etwas Unsichtbares in ihnen vor sich gehen können, was bei Thieren nur mit solchen vor sich geht?" (A. a. O. S. 44.) Auch die ungemein empfindliche Reagirung der Pflanzen gegen das Licht, die Möglichkeit einer wenn auch beschränkten Ortsveränderung, die Absorbirung von Insecten durch einige Pflanzen und andere Erscheinungen mehr werden nicht ohne Geschick in diesem Sinne verwendet, um uns die Unwahrscheinlichkeit recht fühlbar zu machen, „diesen ganzen schwellenden und quellenden, an innerem und äußerem Wechsel so reichen Lebenskreis vergeblich oder leer für Empfindung zu halten". Diese Abweichung von dem gewöhnlichen Ausgangspunkt der psychologischen Betrachtung gipfelt dann in einer nicht minder abfälligen Beurtheilung des bekannten Cardinalsatzes der Physiologie von der Idealität unsrer Empfindungen. Auch hier wird, wieder nicht ohne einen mystisch-religiösen Anflug, die Perspective erweitert durch die Forderung eines über dem Menschen stehenden allgemeinen göttlichen Bewußtseins, das in seiner substantiellen Wesenheit alle Dinge zu einer höheren Einheit und Gemeinschaft verknüpfe. „Damit das Licht über uns hinaus in aller Welt gesehen, der Schall gehört werde, muß es ein sehendes und hörendes Wesen dazu geben. Und hat man wohl nicht sonst schon von einem Gott gehört, der in der Welt allgegenwärtig und allwissend waltet?" Für die Nachtansicht (ein Lieblingsausdruck Fechners für die mechanische

[1]) K. Lasswitz, G. Th. Fechner. Stuttgart, Fr. Frommann 1896; zugleich der 1. Band der Sammlung: Classiker der Philosophie, welche hiemit dem Publicum empfohlen sein mag.

Naturauffassung) aber ist seine Klarheit, wenn er überhaupt noch für sie ist, über den Dingen; darum ist die Welt unter ihm so finster, stumm und öde. Für die Tagesansicht ist die Welt von seinem Sehen durchleuchtet, von seinem Hören durchtönt; was wir selber von der Welt sehen und hören, ist nur die letzte Abzweigung seines Sehens und Hörens, und über allem, was er mehr als wir von der Zeit sieht und hört, baut sich in ihm auch Höheres als in uns." (Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht S. 5.) Ueberhaupt genügt Fechner nicht der gewöhnliche Standpunkt der Naturforschung, die absichtlich von allem Qualitativen Abstand nimmt und alle Erscheinungen auf quantitative Bestimmungen und Verschiebungen der Theile zurückführt. „Nach Abstraction aber von allen Empfindungsqualitäten erkennt die naturwissenschaftliche Betrachtung doch an, daß je nach den verschiedenen Verhältnissen der materiellen Welt zu dem Theile, den unser Körper davon für sie bildet, und nach dessen eigenen inneren Verhältnissen qualitativ bestimmte Empfindungen verschiedener Art in der Seele entstehen können, die an unsern Körper gebunden sind nach Gesetzen, die sie bis zu gewissen Grenzen in Physik und Physiologie selbst verfolgt, des weiteren und genaueren aber der Psychophysik zu verfolgen überläßt. Und umgekehrt schließt sie von solchen Empfindungen in uns auf das Dasein quantitativ bestimmter Verhältnisse in der Außenwelt, von Lichtempfindung in uns auf rasche Aetherschwingungen, von Tonempfindung in uns auf langsamere Luftschwingungen in der Außenwelt, ohne daß an diesen selbst für die naturwissenschaftliche Betrachtung etwas von Empfindungen haftete. Nun ist es doch eine eigene Sache, wenn der Materialist und nicht bloß dieser, sondern im Grunde die ganze heutige, von der Nachtansicht inficirte wissenschaftliche Welt der Natur über uns hinaus deßhalb keine qualitative Bestimmtheit zukommen läßt, weil der Naturforscher von ihr abstrahirt. Er hält es eben nur für seine Aufgabe, sich mit der quantitativen zu beschäftigen, indeß doch diese in untrennbarem Zusammenhang mit der qualitativen in seine Wahrnehmung tritt. Soll die Welt über uns hinaus, indem sie qualitative Empfindungen in uns hinein erzeugt, selbst qualitativ leer, unbestimmt sein? Oder soll sie Qualitäten haben, die mit den von unsrer Seele faßbaren unvergleichbar sind, von denen sich also nicht sprechen läßt, die man einfach dahinstellen muß? Aber das trifft doch factisch nicht für den Theil der Natur zu, der die äußerliche Erscheinung eines lebendigen Körpers gibt, insofern sich daran nach directer innerer Erfahrung die Empfindungsqualitäten des Sehens, Hörens u. s. f. knüpfen. Hier haben wir einen directen Anknüpfungspunkt in der Erfahrung für die Annahme bestimmter Qualitäten zu den quantitativen Bestimmtheiten der Natur über uns hinaus, den es nur zu verfolgen und auszubeuten gilt." (A. a. O. S. 233.) Diese Auffassung von einem verborgenen geistigen Leben, das die Materie führt, — auch darin gleicht Fechner seinem Landsmann Lotze — kann dann selbstverständlich nicht eine bloße psychologische Forderung bleiben, sondern verlangt nothwendigerweise eine entsprechende metaphysische Begründung, mit der unser Denker auch nicht zurückhält: „In der That bekenne ich mich in letzter Instanz zu einem objectiven Idealismus, was nicht hindert, vielmehr die Nöthigung bestehen läßt, eine körperliche Außenwelt und eine geistige Innenwelt insofern zu unterscheiden, als die erste durch den gesetzlichen Zusammenhang von Wahrnehmungen, die in eine Mehrheit von Einzelwesen fallen oder fallen können, letztere durch den Zusammenhang geistiger Bestimmungen, die schon in jedes Individuum für sich, resp. den allgemeinen Geist, fallen, charakterisirbar ist." Der ganze Proceß der Welt gipfelt bis zu der kleinsten Empfindung herunter schließlich in einem alles umfassenden göttlichen Bewußtsein, als dem Centralpunkt des Universum.

Die eigentliche und bleibende Bedeutung Fechners für die Geschichte der modernen Philosophie liegt aber unzweifelhaft in seiner Psychophysik und Atomistik, wo er neidlos trotz aller Abweichungen im Detail von allen als bahnbrechender Forscher anerkannt wird. Zunächst handelt es sich um eine zutreffende Definition der neuen Wissenschaft, die so lautet: „Wir verstehen darunter eine exacte Lehre von den functionellen oder Abhängigkeitsbeziehungen zwischen Körper und Geist, allgemeiner zwischen körperlicher und geistiger, physischer und psychischer Welt." (Elemente der Psychophysik, I, 8). Und in genauerer Ausführung: „Zum Gebiet des Geistigen, Psychischen der Seele rechnen wir überhaupt das, was durch innere Wahrnehmung erfaßlich oder daraus abstrahirbar ist, zu dem des Körperlichen, Leiblichen, Physischen, Materiellen das, was durch äußere Wahrnehmung erfaßlich oder daraus abstrahirbar ist. Alle Erörterungen der Psychophysik beziehen sich überhaupt auf die Erscheinungsseite der körperlichen und geistigen Welt, auf das, was entweder unmittelbar durch innere oder äußere Wahrnehmung erscheint, oder aus dem Erscheinlichen erschließbar, oder als Verhältniß, Kategorie, Zusammenhang, Auseinanderfolge, Gesetz des Erscheinlichen erfaßbar ist, kurz auf das Physische im Sinne der Physik und Chemie, auf das Psychische im Sinne der Erfahrungsseelenlehre, ohne daß auf das Wesen des Körpers, der Seele hinter der Erscheinungswelt im Sinne der Metaphysik irgendwie zurückgegangen wird." Zunächst wird also jede weitere metaphysische Untersuchung über die Substanz der Seele, sei es im idealistischen, sei es im materialistischen Sinne, abgelehnt, obwohl am Schluß des Werkes Fechner nach seiner Art einen ganz allgemeinen Ausblick auf eine Weltmechanik wagt, der von der uns ja schon geläufigen Vorstellung eines überall verstreuten psychischen Substrates ausgeht: „Auf diese Weise ersparen wir uns den magischen Zauber einer qualitas occulta, welche nur diese oder jene exceptionelle Bewegungsform zur psychischen Leistung befähigen soll, und wird eine allgemeine, nicht bloß particulär für Menschen und Thiere gültige Psychophysik möglich werden, in entsprechendem Sinne als wir eine allgemeine, für die ganze Welt gültige Physik und Mechanik haben. Wir werden die Gesetze der Psychophysik am Menschen erforschen und werden sie auf die Welt übertragen können. Bewußtes und Bewußtloses in der Welt wird nur zwei Fälle darstellen, welche zugleich maßgebend für ihr Verhältniß und für ihren Uebergang in einander sind." (Elemente der Psych. II, 547.)

Mit diesen Erörterungen im engsten Zusammenhange steht die Atomistik, bei der sich wiederum in eigenthümlicher Weise die bloß physikalische Erörterung von der metaphysischen Construction scheidet. Die Atome werden zunächst in der bekannten Weise als einfache, unkörperliche, discontinuirliche Punkte gefaßt, die durch ihre gegenseitige Abstoßung und Anziehung den Anschein räumlicher Erscheinungen erwecken, d. h. Körper bilden. Dennoch sucht Fechner dem landläufigen Dualismus dadurch zu entgehen, daß er monistisch Bewegung und Empfindung (um die letzten Gegensätze zu nennen) als Erscheinungsformen eines Wesens erklärt, das gemeinsam, obwohl für unsre Anschauung verschieden, jenen correspondirenden Reihen zugrunde liegt. „Der Parallelismus im Körperlichen und Geistigen" — so lautet das Resumé — „erinnert an die Leibniz'sche prästabilirte Harmonie, nur daß er auf sehr anderem Grunde ruht, als diese. Nach uns, wie nach Leibniz, geht, wenn etwas im Geiste vorgeht, etwas correspondirend im Leibe vor, ohne daß man sagen kann, eines habe das andere hervorgerufen. Wenn aber nach Leibniz Seele

und Leib gleichnißweise zwei Uhren sind, die mit einander zusammenpassend, doch ganz unabhängig von einander nur vermöge ihrer guten Einrichtung durch Gott nie von einander adirrend gehen, ist es nach uns vielmehr ein und dieselbe Uhr, die sich selbst in ihrem Gange als geistig sich regendes Wesen und einem Gegenüberstehenden als ein Getriebe und Treiben materieller Räder erscheint. Statt prästabilirter Harmonie ist es Identität des Grundwesens, was beide Erscheinungen zusammenpassend macht.“[1]) Dies Princip wird dann auch nach der religionsphilosophischen Seite weiter verwerthet, indem alle Phänomene letzten Endes in der Idee eines allgegenwärtigen und allwissenden Gottes sich begründen, und hier bricht bei unserm Gewährsmann wieder die bei aller Kritik so mächtige Neigung zum Uebersinnlichen durch. So entschieden er jeden Zwang des Dogmas verwirft, so wenig er für die freie Forschung irgend eine Autorität anerkennt, so sehr ist er doch bestrebt, über die Grenzen des strengen mathematischen Beweises dem persönlichen Glauben eine führende Rolle zuzuweisen. Alles allgemeinste, höchste, letzte, fernste, feinste, tiefste ist überhaupt seiner und unsrer Natur nach Glaubenssache. Daß die Gravitation durch die ganze Welt reicht und von jeher gereicht hat, ist Glaubenssache; daß überhaupt Gesetze durchs Endliche verfolgt ins Unbegrenzte von Raum und Zeit wirken, ist Glaubenssache; daß es Atome und Undulationen des Lichtes gibt, ist Glaubenssache; der Anfang und das Ziel der Geschichte sind Glaubenssache, sogar in der Geometrie gibt es Glaubenssachen, in der Zahl der Dimensionen und den Sätzen für die Parallelen. Ja, streng genommen ist alles Glaubenssache, was nicht unmittelbar erfaßbar ist und was nicht logisch feststeht. (Tagesansicht S. 17.) Obwohl diese Zusammenstellung der Kritik manchen Einwand bietet und z. B. der Unterschied zwischen den religiösen Glaubenssätzen und den wissenschaftlichen Hypothesen, auf den Lotze feinsinnig aufmerksam macht (Mikrokosmus III, 547), übergangen ist, so berührt doch der Hinweis auf den spärlichen Ausschnitt der Welt, der unsrer erschöpfenden Erkenntniß zugänglich ist, gegenüber der hohlen Weisheit mancher selbstgenügsamen Naturforscher, welchen kein Räthsel des Daseins zu widerstehen vermag, wohlthuend.

Den dritten wesentlichen Bestandtheil der Fechner'schen Weltanschauung bildet die Ethik.[2]) Gerade auf diesem Gebiet kann sich die ganze Wärme und Innigkeit seiner liebenswürdigen Natur entfalten, umsomehr, als er auch auf Einzelheiten des sittlichen Verhaltens eingeht, etwa in dem Sinne einer Diätetik des Geistes wie Feuchtersleben. Grundlegend ist der Begriff der seit Kant so arg verpönten Lust; des Eckstein, wie er sagt, den die Baulente verworfen haben. „Kant nennt es einen Fehler aller Principe der Lust, daß sie die Moral zu etwas Empirischem machen; denn was Lust und Unlust gebe, könne nur aus Erfahrungen erkannt werden. Ich meinerseits finde einen Vorzug aller Lustprincipe darin, daß sie ihrer Natur nach nicht nur alle Erfahrungen im Leben für die Lehre und folgeweis wieder für das Leben nutzbar zu machen gestatten, sondern daß sie sogar nöthigen, auf die empirische Natur der Menschen und Dinge einzugehen. Wie soll denn die Lehre vom Handeln, das sich im Empirischen zu bewegen hat, selbst unabhängig vom Empirischen sein? Es schiene mir das wie eine Physik, die von der empirischen Natur des Körpers und der Bewegung abstrahiren und diese im Kopfe construiren wollte, was man freilich versucht hat, aber mit welchem Erfolge?[1]) Wirklich hat auch der Versuch, die Moral als Wissenschaft über dem Empirischen des Lebens schwebend zu erhalten, damit sie sich die Füße darin nicht beschmutze, immer den Erfolg gehabt, daß sich das Empirische des Lebens nun auch nicht um die Wissenschaft der Moral gekümmert hat, beide neben einander hergegangen sind, oder daß man das Empirische noch nachträglich mit schlechter Verknüpfung an das Principielle hat anhängen müssen. Ein Princip, das brauchbar sein soll für das empirische Leben, kann sich lebendig und lebendigmachend auch nur am Empirischen selbst entfalten; und je nothwendiger es desselben zu seiner eigenen Entfaltung bedarf, desto mehr wird dies ein Beweis sein, daß es dessen Seele ist.“ (Ueber das höchste Gut S. 41.) Indem nun gegenüber naheliegenden Einwänden das eigentlich constituirende Element der Lust in einer gewissen Erhebung der Seele gesucht wird, die sich nicht mit augenblicklichem Behagen bescheidet, sondern dies Motiv für die Zukunft verwerthet, ergibt sich folgendes eudämonistische Grundgesetz für den Menschen: „Der Mensch soll, so viel an ihm ist, die größte Lust, das größte Glück in die Welt überhaupt zu bringen suchen, ins Ganze der Zeit und des Raumes. Unlust mindern ist aber gleichgeltend dem Mehren der Lust.“ (A. a. O. S. 10.)[2]) Ebenso empirisch sucht unser Denker den so verschieden erklärten Begriff des Gewissens und des ursprünglichen Sollens zu ergründen; beide besitzen für ihn nicht etwa deßhalb Werth, weil sie transscendente, apriorische Factoren des sittlichen Bewußtseins darstellen, sondern weil sie wiederum in unmittelbarem Zusammenhang mit dem echten Princip der Lust stehen. Einerseits nämlich ist es unrichtig und widerspricht der psychologischen Erfahrung, das Gewissen als solches mit seinem positiven Inhalt als angeboren zu fassen, während das nur von der formalen Disposition und Anlage gelten kann, und andrerseits bietet jene vielgebrauchte Zauberformel des Sollens nichts für eine unbefangene Prüfung des Sachverhaltes. „Mir scheint nichts darin zu finden“, bemerkt Fechner treffend, „als die Spur seiner Erziehung durch Menschen. Weil die Menschen ihre Forderungen immer in solcher Form an den Menschen richteten, wiederholt freilich auch das von Menschen erzogene Gewissen seine Forderungen unter derselben Form.“

Hiemit haben wir (freilich nur in den äußersten Umrissen) das Bild unsres Denkers entwickelt; aber zweier Züge darin, die besonders charakteristisch sind, müssen wir doch noch in aller Kürze gedenken, ehe wir diese Skizze schließen, das ist das Problem der Teleologie und der Willensfreiheit. Um mit dem letzteren zu beginnen, so zeigt Fechner in der Behandlung desselben bei aller Toleranz in Glaubenssachen, wie wenig er doch als strenger und exacter Forscher geneigt ist, das klare Erkenntnißgebiet durch willkürliche Annahmen verdunkeln zu lassen. Der entschiedene Vertreter der Tagesansicht weist mit psychologischer Schärfe die Thorheit des landläufigen Indeterminismus, des liberum arbitrium indifferentiae, bei dem schließlich auch alle gerechte Zurechnung und Verantwortlichkeit verloren geht, nach: „Ich kann so, ich kann so wollen und finde weder äußere noch innere Bestimmungsgründe in

[1]) Auf die Auseinandersetzung Fechners mit seinem Freunde Lotze über das höchste Problem vom Seelenstyle können wir hier nicht eingehen.

[2]) Die Aesthetik, für die Fechner eine Vorschule geschrieben, eine Aesthetik von unten, wie er sie nennt, gegründet auf bestimmte psychophysische Ermittlungen einerseits und andrerseits auf eudämonistische Anschauungen, dürfen wir hier aus räumlichen Gründen nicht mit in die Darstellung ziehen.

[1]) Man könnte hiebei an die vorzügliche Definition der Schwere durch Hegel denken, die Fechner in einer seiner zahlreichen kleinen Schriften: „Es gibt Hexerei“, so humoristisch persiflirt: Die Schwere ist sozusagen das Bekenntniß der Nichtigkeit des Außersichseins der Materie in ihrem Fürsichsein, ihrer Unselbständigkeit, ihres Widerspruchs. Also geschrieben im 7. Band der gesammelten Werke S. 69.

[2]) Beiläufig bemerkt entspricht diese Forderung genau der positivistischen Formel, wie sie zuerst Bentham aufgestellt hat, von dem möglich großen Glück möglichst vieler.

mir, die mich zu dem einen oder anderen zwingen, kann also beliebig zwischen beiden schwanken, ja es widerstrebt mir, zu denken, daß ich nur wollen kann, was ich wollen muß. Sehe ich aber näher zu, wie der freieste Entschluß, was ich so nenne, zustande kommt, so ist es ein im Bewußtsein endlich zum Uebergewicht kommendes Motiv, das nicht aus der Luft, sondern aus dem früheren Entwicklungsgange her und den gegenwärtigen Mitbestimmungen stammt, das zur Entscheidung führt; das Gefühl aber, sich vorher so oder so entscheiden zu können, ist eben nur das Gefühl, daß von den hierhin oder dorthin treibenden Motiven noch keins zum Uebergewicht gekommen ist; endlich siegt ein Motiv, und sofern der Streit wie Sieg ins eigene Innere fällt, uns nicht äußerlich aufgezwungen ist, rechnen wir beides als Sache der inneren Freiheit." Nur darin liegt dieser Fiction mithin ein richtiger Gedanke zugrunde, als für jede sittlich werthvolle That die volle Unabhängigkeit von äußerem Zwang gefordert werden muß: im übrigen unterliegt auch dies Gebiet, wie alles Geschehen, bestimmten, unverbrüchlichen Gesetzen, die wir freilich noch nicht immer ihrem ganzen Umfang nach zu erkennen vermögen. Umgekehrt ist aber die Naturforschung im verhängnißvollen Irrthum begriffen, wenn sie glaubt, z. B. in der Biologie jeder Zweckmäßigkeit entrathen zu können; mit einem gewissen Hohn blickt man auf dies antiquirte Erklärungsmittel als ein Ueberlebsel aus dem vorigen Jahrhundert. Um dieser Einseitigkeit zu entgehen, stellt Fechner ein mit dem Causalgesetz solidarisches Princip auf, nämlich das der Tendenz zur Stabilität, das so erklärt wird: „Ueberlegen wir es näher, so heißen uns die Entwicklungsvorgänge, die Einrichtungen und Außenbedingungen eines Organismus nur eben insofern zweckmäßig, als sie zu einem approximativ stabilen organischen Zustande zu führen und einen solchen innerhalb gewisser Zeitgrenzen, wenn auch mit größeren oder geringeren Abänderungen, festzuerhalten vermögen; denn das Sterben eines Organismus beruht nach materieller Seite auf dem Verluste der organischen Stabilität. Hienach fällt das Princip der Tendenz zur Stabilität mit dem teleologischen Princip, soweit dies auf die materielle Seite der organischen Welt beziehbar ist, zusammen. Damit aber, daß die Tendenz zum Ziele noch nicht die Erreichung des Zieles bedeutet und das Ziel überhaupt nur in Approximationen erreichbar ist, gewinnen wir auch den Gesichtspunkt dafür, daß die organische Welt trotz des Waltens des teleologischen Princips in ihr doch fortgehends noch so vielen Störungen unterliegt, die den Charakter der Unzweckmäßigkeit tragen." (Ideen zur Schöpfungsgeschichte S. 90.) Das wird dann auch auf das specifisch geistige Gebiet übertragen und mit dem Princip der Lust resp. Unlust in Beziehung gesetzt, wo diejenigen psychophysischen Zustände, welche die qualitative Schwelle der Lust übersteigen, harmonische heißen. Mit vollem Recht betont unser Gewährsmann aber die logische Möglichkeit der Vereinbarung zwischen mechanischer und teleologischer Betrachtung, indem man sagen könne, „daß der causalen Auseinanderfolge des Geschehens ein derartiges teleologisches Princip immanent sei, daß psychische und physische Tendenzen nach denselben Zielen gehen. Je nachdem nun der causale oder teleologische Gesichtspunkt klarer vorliegt oder die Richtung der Betrachtung durch die Absicht derselben bestimmt ist, wird man sich vorzugsweise an den einen oder anderen halten können."

Um die Einheit und Gleichmäßigkeit der Entwicklung nicht zu unterbrechen, haben wir es absichtlich vermieden, uns auf das vorzügliche Werk von Lasswitz zu beziehen, auf das wir früher hinwiesen. Wir wollen diese Unterlassungssünde zum Schluß in etwas dadurch wieder gut machen, daß wir die treffende Charakteristik, welche jener Forscher von Fechner entwirft, wenigstens in ihren Hauptzügen an dieser Stelle anführen. Es handelt sich hier für die Gegenwart, die von so vielen Gegensätzen bewegt wird und wo die mannichfachsten Räthsel auf allen Gebieten des Wissens der Lösung harren, um nicht unfruchtbarem Skepticismus und frivoler Blasirtheit zu verfallen, um ernste, unentwegte Erkenntnißarbeit, die weder der Erfahrung etwas vergibt, noch den berechtigten Forderungen sittlicher und religiöser Ideale. „Da müssen wir" — fährt Lasswitz fort — „den Gipfel zu erklimmen suchen, von welchem der Umblick nach allen Seiten sich öffnet; und da dürfen wir wohl nach einem Führer uns umsehen, der uns die Gegend erläutert, ohne unserm eigenen Urtheil vorzugreifen. Wir bedürfen eines Mannes, gebildet in der Schule der experimentellen und mathematischen Naturwissenschaft, geübt in der Beobachtung des Wirklichen, achtsam auf jede Thatsache der Erfahrung und erfüllt von dem Geiste moderner Forschung, überzeugt, daß um äußerer Autorität oder innerer Vorliebe willen an nichts gerüttelt werden darf, was unabhängige Wissenschaft als naturgesetzlich verbürgt. Aber dieser Mann soll zugleich das Leben innerlich erfassen mit dem feinen Gefühl des Künstlers, mit dem warmherzigen Glauben einer frommen Seele, mit der Menschenliebe und Reinheit eines kindlichen Herzens. Endlich sei er ein philosophischer Geist, der mit jenen Gaben ein tiefsinniges Verständniß verbindet für das unvertilgbare Bedürfniß des Menschengemüths, die Räthsel der Welt in einem Zusammenhange zu schauen, in welchem die Ideale des Guten und Schönen das Bestimmende bleiben. Wenn wir nun einen solchen Mann finden, wenn wir sehen, wie dieser Mann nach einem langen, arbeitsamen und schwer geprüften Leben, in welchem er selbst eine Zierde deutscher Wissenschaft geworden ist, am Ende unsres naturwissenschaftlichen Jahrhunderts, dessen Entwicklungsstufen er durchlebte, bis ins Innerste erfüllt blieb von der Ueberzeugung, daß seine wissenschaftliche Auffassung des Wirklichen das ethische, ästhetische und religiöse Ideal ohne jede Trübung der Forschung zu befriedigen vermag — dann dürfen wir wohl der Lebensarbeit eines solchen Mannes vertrauensvoll auf ihren Wegen folgen und sie in der Hoffnung begleiten, dauernden Gewinn von seiner Belehrung zu ziehen. Ein solcher Mann war Gustav Theodor Fechner." Wir aber können am Schluß nur aus bester Ueberzeugung allen denjenigen, welche in sich die Lust verspüren, dieses Lebensbild in seiner ganzen Größe und Tiefe auf sich wirken zu lassen, ohne doch, wenigstens zunächst, das Studium der Quellen selbst zu versuchen, den vorliegenden Commentar anrathen; er ist mit vollem sachlichen Verständniß geschrieben, in leichter, faßlicher Darstellung, mit warmer Hingebung und doch mit dem erforderlichen Maße objectiver Kritik.

Th. Achelis.

Friedrich Becks Dante-Arbeiten.

Von Dr. G. A. Scartazzini.

„So, jetzt thut's wieder für ein Jahr," dachte ich, als ich im vergangenen Juni die Uebersicht absandte, welche in den Nummern 167—169 dieser Beilage erschienen ist. In den seither verflossenen vier Monaten ist mir aber so vieles und darunter so Bedeutendes aus der Dante-Literatur zugegangen und nicht minder Bedeutendes steht in nächster Aussicht, daß, soll ich anders meine Aufgabe als Berichterstatter über die neueste Dante-Literatur gewissenhaft erfüllen, davon nicht mehr die Rede sein kann, noch Monate lang zu säumen und dann alles Neue in einer summarischen Uebersicht abzuthun. Es seien nur beispielsweise genannt der erste von der italienischen Dante-Gesellschaft herausgegebene prächtige Band der kritischen Ausgabe von Dante's

Digitized by Google

Werken: Il Trattato de Vulgari Eloquentia, per cura di Pio Rajna (Florenz 1896), eine streng wissenschaftliche, auf lange Zeit hin abschließende kritische Arbeit; der stattliche, dem Dante-Biographen fortan unentbehrliche Band von Prof. M. Scherillo: Alcuni capitoli della Biografia di Dante (Turin 1896); der ebenso stattliche und nicht minder wichtige Band von Prof. Edward Moore: Studies in Dante. First series: Scripture and classical authors in Dante (Oxford 1896), L. Zdekauers Studi Pistoiesi (I. Heft, Siena 1896), G. Acquaticci's Gemme della Divina Commedia (Cingoli 1896) und das ebenso nützliche als schöne Dante-Album von Landgerichtsrath B. A. Betzinger: „Von Welt zu Welt" (Freiburg i. B. 1896). Sodann steht in der allernächsten Zeit zu erwarten ein Prachtwerk von A. Bassermann in Heidelberg: „Dante's Spuren in Italien. Wanderungen und Untersuchungen" (mit 67 Tafeln in Lichtdruck und 1 Karte) und einiges andere, das ich vorläufig nicht berechtigt bin namhaft zu machen. Eine solche Bereicherung der Dante-Literatur in so kurzer Zeit hätte ich wenigstens nicht zu erwarten gewagt.

Ueber die genannten und andere mir vorliegenden neuesten Dante-Arbeiten gedenke ich später an diesem Orte Bericht zu erstatten. Für heute habe ich es mir einfach zur angenehmen Pflicht gemacht, auf zwei gleichzeitig erschienene Arbeiten eines Gelehrten aufmerksam zu machen, der meines Wissens zum erstenmale als Mitarbeiter auf dem unermeßlichen Felde der Dante-Forschung erscheint, aber ganz gewiß nicht als Neuling, vielmehr gleich von vornherein als reifer Arbeiter, dem unter den Dante-Forschern unstreitig ein hervorragender Platz gehört. So etwas kommt nicht so leicht vor, deßhalb ist meine Achtung vor dem Verfasser der beiden zu nennenden Schriften um so größer. Es gibt nämlich, in Deutschland wie anderswo, Leute, namentlich aus dem Lehrerstande, welche ihre Carriere damit beginnen — und in der Regel auch beschließen —, daß sie sogenannte Recensionen fabriciren und, ohne selbst etwas Nennenswerthes zu leisten (aus unschwer zu errathenden Gründen), über anderer Leistungen zu Gericht sitzen und von oben herab ihre, wie sich's von selbst versteht, kenntnißlosen Urtheile abgeben. Für diese Leute ist Beatrice, die real-mystische Geliebte Dante's, nach wie vor die Frau Portinari, oder vielmehr Bardi-Portinari; die „Donna gentile" eine Dame, welcher Dante den Hof machte zur gleichen Zeit, da er sich mit seiner späteren Gemahlin verlobte! Für sie hat Dante natürlich seine große Dichtung gerade so geschrieben, wie sie selbst ihre Artikel schreiben, nämlich in einem Zuge, ohne vorhergegangene lange Vorbereitung und umfassende Vorarbeiten. Für sie ist jeder Stil ein schlechter, der sich nicht innerhalb der Grenzen der schulmeisterlich-lederneu Schablone bewegt. Für sie — doch wozu noch Namen verschwenden? Wer kümmert sich heutzutage noch um Bertoldo, Bertoldino und Cacasenno?

Friedrich Beck (von dem ich leider gar nichts anderes weiß, als was er in den Vorreden zu seinen zwei Dante-Schriften mittheilt) hat uns soeben (d. h. vor wenigen Wochen) mit zwei Arbeiten beschenkt, welche, wie gesagt, ihm einen Ehrenplatz unter den neuesten Dante-Forschern sichern. Der Titel der einen lautet: „Dante's Vita Nova. Kritischer Text unter Benützung von 35 bekannten Handschriften" (München, Piloty u. Löhle 1896; LV und 136 S. gr. Lex. 8°. 9 M.); derjenige der andern: „Die Metapher bei Dante, ihr System, ihre Quellen" (Neuburg a. d. D., 1896; VIII und 82 S. gr. 8°). Welche von beiden zuerst erschienen ist, vermag ich nicht zu sagen, da ich beide gleichzeitig erhielt; die Vorrede zur Vita Nova ist datirt vom 20. Juli, die zu der „Metapher" von Pfingsten 1896. Demnach wäre diese Arbeit die ältere. Aber hier wird (S. V Anm.) auf die andere verwiesen: also ist die Vita Nova denn doch älter. Uebrigens würde ich mit derselben, als der weitaus wichtigeren Arbeit, ohnedem den Anfang machen.

Vita Nova, d. h. „Neues Leben", hat Dante seine erste, um das Jahr 1292 verfaßte Schrift betitelt, worin er eine Reihe von lyrischen Dichtungen (25 Sonette, 4 Canzonen und eine Ballade), welche in den Jahren 1283—1292 entstanden und der Liebeswonne und dem Liebesschmerz gewidmet sind, gesammelt, chronologisch geordnet, mit Eintheilungen nach damaliger scholastischer Art versehen und mit der Erzählung seiner Liebesgeschichte zu einem schönen, harmonischen Ganzen verarbeitet hat. Das nicht sehr umfangreiche Werk hängt mit Dante's Hauptdichtung innig zusammen und bildet gleichsam die Einleitung zu derselben. Es ist aber, wie die Hauptdichtung selbst, hin und wieder schwer verständlich und gar manche Frage, die dasselbe veranlaßt hat, wartet noch immer auf ihre endgültige Lösung. Die Grundbedingung, um zu einer solchen zu gelangen, ist selbstverständlich die kritisch festgestellte Correctheit des Textes. Eine den berechtigten Forderungen unsrer Zeit auch nur einigermaßen genügende Ausgabe war bis dahin nicht vorhanden, obwohl das Büchlein seit 1576 genau ein halb hundertmal gedruckt worden ist, so daß die Beck'sche eigentlich eine Jubiläumsausgabe ist. Die älteren Ausgaben sind für die Textkritik ziemlich werthlos und auch die beiden kritisch sein wollenden von Mailand (1827) und von Pesaro (1829) können nur als ernste und dankenswerthe erste kritische Versuche gelten. Die folgenden Ausgaben von Fraticelli, Torri und Giuliani bieten der Textkritik nur geringe Ausbeute. Bis dahin galten als die besten kritischen Ausgaben diejenige von Prof. Alessandro d'Ancona (Pisa 1872; 2. Aufl. 1884) und besonders die von Witte (Leipz. 1876), während, was später in dieser Richtung geleistet worden, nicht eben viel zu bedeuten hat. Daß aber ihre Arbeiten keineswegs abschließend waren, das wußten d'Ancona und Witte so gut wie wir, wahrscheinlich noch besser, und ebenso gut wußten sie, daß auf diesem Gebiet noch weiter gearbeitet werden müßte. In der That hat es nicht an Händen gefehlt, die zum Pfluge griffen. Im Vorwort zur zweiten Auflage seiner trefflichen und der ausführlichen Erläuterungen wegen auf lange hin noch brauchbaren Ausgabe stellte Prof. d'Ancona eine von Passerini und Papa besorgte kritische Ausgabe in Aussicht, von welcher aber in den seither verflossenen zwölf Jahren gar nichts erschienen ist. Dann hat sich bekanntlich die junge italienische Dante-Gesellschaft die Aufgabe gestellt, eine möglichst abschließende kritische Ausgabe der sämmtlichen Werke Dante's herzustellen. Der Beginn ist vielverheißend; Rajna's anfangs erwähnte Ausgabe der Abhandlung über die Volkssprache läßt alle früheren Ausgaben weit hinter sich zurück und wird noch auf lange hin als abschließend gelten. Die Aufgabe, eine möglichst abschließende Ausgabe des „Neuen Lebens" zu besorgen, übernahm Professor M. Barbi in Florenz und wir glaubten um so mehr, diese Ausgabe zu allererst von der Dante-Gesellschaft zu erhalten, als, wie Witte und andere längst sehr richtig bemerkt hatten, die Herstellung des ursprünglichen Textes des „Neuen Lebens" bei weitem nicht die Schwierigkeiten bietet, welche bei den übrigen Werken des Dichters zu überwinden sind. Aber Hr. Barbi ist nun einmal nicht Hr. Rajna. Dieser hat sich durch hervorragende wissenschaftliche Arbeiten längst als tüchtigen und fleißigen Gelehrten ausgewiesen, während man in den Annalen der Wissenschaft bis dahin vergebens nach Barbi's Namen sucht; vollends auf dem Gebiete der Dante-Literatur ist er vorläufig noch eine ganz unbekannte Größe. So kann man sich nicht groß wundern, daß Barbi's Arbeit in den Windeln geblieben ist und wir dieselbe so

Digitized by Google

wie so nicht vollendet gesehen hätten, auch wenn er nicht durch Beck überholt worden wäre.

Vor zwei Jahren, wie er selbst berichtet, hat Beck sich entschlossen, einen längeren Dienstesurlaub benützend, „alle Bibliotheken des In- und Auslandes zu besuchen und aus den Handschriften der Vita Nova die Varianten zu sammeln, welche zur Herstellung eines kritischen Textes unentbehrlich sind". Eine solche Fülle von Material ist bei allen früheren Ausgaben nicht entfernt verwerthet worden; Witte, seinerzeit ganz unstreitig der umsichtigste und gründlichste Arbeiter auf diesem Gebiete, verzeichnete 22 Handschriften, welche er bei seiner Ausgabe benützt oder wenigstens zu Rathe gezogen; Beck hat ihrer 35 für seine Ausgabe collationirt, und wenn er (S. VII, Anm.) bemerkt, andere Handschriften, als die von ihm beschriebenen, seien ihm nicht bekannt geworden, so muß ich gestehen, daß ich auch keine anderen kenne, es wäre denn, daß man nachweisliche Abschriften aus gedruckten Ausgaben zu den „Handschriften" zählen wollte, woran kein vernünftiger Mensch denken wird.

Im Unterschied zu Witte, welcher in dieser Hinsicht vielleicht etwas zu enge Fesseln sich anlegte, ist der kritische Apparat in der Beck'schen Ausgabe so vollständig, als man vernünftigerweise nur wünschen kann. Der Herausgeber spricht sich darüber klar und bestimmt aus (S. IV f.): „Was die Herstellung des Textes und die Benützung der zahlreichen Handschriften anlangt, habe ich den Chigiano L. VIII. 305 (A) zugrunde gelegt; die Varianten der folgenden besten Handschriften sind selbst da, wo sie Fehler enthalten, im kritischen Apparat angegeben worden, weil ich überhaupt dem Grundsatze huldige, daß ein kritischer Apparat nicht leicht zu viel, wohl aber oft zu wenig bieten könne, da ja sogar Fehler in guten Handschriften manchmal einen Schluß auf die richtige Lesart des Urtextes zulassen. — Für die Auswahl der Varianten aus den minder werthvollen Handschriften sind mir die mannichfachsten Gründe bestimmend gewesen; bald sind sie wegen der Orthographie oder wegen ihrer grammatischen Eigenthümlichkeit (Dialektformen) angeführt worden, bald sollen sie eine Handhabe für die metrische Gestaltung des Verses bieten, bald beweisen sie das Verwandtschaftsverhältniß zweier Handschriften, bald soll man sich aus den vielen Mängeln den Schluß ziehen, daß die eine oder andere Handschrift von früheren Herausgebern bedeutend überschätzt worden ist. Während also die Lesarten der besten Handschriften jedesmal angegeben sind, habe ich jene der für die Texteskritik minder wichtigen Manuscripte in der Regel nur dann angeführt, wenn ein besonderes Interesse vorlag."

Nach dem bisher Gesagten bedarf es wohl nicht erst der ausdrücklichen Bemerkung, daß diese neueste Ausgabe des „Neuen Lebens" alle bisherigen weit überflügelt und fortan nicht als eine vorzügliche bloß, sondern als die kritische Ausgabe zu gelten hat und zweifelsohne auch auf lange hin gelten wird. Die Prolegomena enthalten eine genaue und sorgfältige Beschreibung sämmtlicher Handschriften und das Verzeichniß sämmtlicher bisheriger Ausgaben. Mit der Auslegung der vielfach so geheimnißvollen und dunklen Schrift und mit den mannichfachen Fragen, welche sie veranlaßt, wie z. B. über Dante's Beatrice und über die „edle junge und schöne Dame", die nach Beatrice's frühem Tode des Dichters Herz eroberte, hat sich der Herausgeber gar nicht befaßt, da sein Zweck offenbar nur dahin ging, eine abschließende kritische Ausgabe des Textes zu liefern.

Was man so eine Volksausgabe nennt, ist diese freilich nicht. Vielleicht entschließt sich der Herausgeber, eine solche auf grund der vorliegenden zu veranstalten. Da übrigens Dante's Vita Nova in Italien ein obligatorisches Schulbuch ist, wird es in Bälde an Ausgaben nicht fehlen, die den Beck'schen Text reproduciren und mit aus bisherigen Commentaren entnommenen Erläuterungen versehen werden.

Abgesehen von dem Texte und der großen Zahl von Varianten hat sich Hr. Beck stets der deutschen Sprache bedient und dagegen ist natürlich nichts einzuwenden. Für die Verbreitung des Buches wäre es aber vortheilhaft gewesen, Einleitung und Anmerkungen italienisch zu schreiben. Wer zu diesem Buche greift, kennt selbstverständlich das Italienische; dagegen gibt es in der alten und neuen Welt gar manche Dantophilen, die der deutschen Sprache nicht kundig sind. Die Ausstattung ist sehr vornehm und das Werk in jeder Beziehung eine Zierde der jüngsten Dante-Literatur.

Die Fülle von Bildern und Gleichnissen in Dante's Werken hat schon manchen veranlaßt, den Gegenstand besonders zu behandeln. So besitzen wir Arbeiten über die Gleichnisse in Dante's Hauptdichtung von D'Aquino, Ferrazzi, Francioſi u. a. Das Beste und Vollständigste in dieser Beziehung ist noch immer Luigi Venturi's Similitudini Dantesche (2. Aufl. Flor. 1889), wozu neulich gekommen ist G. Acquaticci's Le gemmo della Divina Commedia dichiarate ed illustrate (Cingoli 1896), welche Arbeit Hrn. Beck unbekannt geblieben zu sein scheint. Seine Arbeit „Die Metapher bei Dante" unterscheidet sich wesentlich von allen ähnlichen Arbeiten seiner Vorgänger. Einmal hat er sich nicht auf Dante's Hauptdichtung beschränkt, sondern alle Werke des Dichters gleichmäßig ins Bereich seiner Untersuchungen gezogen und sodann hat er nicht bloß das Gleichniß im engsten Sinne des Wortes, sondern auch die Metapher und ihre Quellen mit all ihren Verzweigungen behandelt. So bietet seine mit großer Gewissenhaftigkeit ausgeführte Arbeit eine Fülle von zum Theil neuem und sehr brauchbarem Material zum Verständniß des großen Dichters. Leider ist der Gebrauch der gediegenen Arbeit durch das Fehlen eines Registers, oder etwas derart, einigermaßen erschwert. Da sollten wir alle doch noch von den Engländern etwas lernen. Dr. Moore's oben genanntes neuestes Buch umfaßt 409 S. gr. 8° und davon sind die letzten 81 Seiten den Registern gewidmet, so daß jede behandelte Stelle sofort ohne Mühe gefunden wird. Sucht man hingegen eine Stelle in einem Buche ohne Register, so muß man meist lange blättern und nochlesen und gleichwohl findet man das Gesuchte oft genug nicht. Bei einer zweiten Auflage seiner so tüchtigen und nützlichen Arbeit möchte ich dem Verfasser warm empfehlen, dieselbe mit möglichst erschöpfenden Indices, Registern u. dgl. bereichern zu wollen.

Mittheilungen und Nachrichten.

-tt. **Aus Leben und Poesie.** Ernste und heitere Erzählungen von **Hans Blum.** Berlin, Gebr. Paetel 1876. — Phantasie und Erfindungsgabe sind dem Verfasser dieser Geschichten wohl kaum in höherem Grade eigen. Die Erzählungen machen den Eindruck des wirklich Erlebten, aber der Wiedergabe fehlt die künstlerische Ausführung, die derartigen Erinnerungen erst die literarische Existenzberechtigung schaffen würde. Die Criminalgeschichte „Die erste große Sache" beweist dies besonders deutlich. In dieser Geschichte treten einige Personen auf, die einen berufenen Menschenbildner wohl zu plastischer Darstellung, die einen Seelenanalytiker zu psychologischer Behandlung gereizt haben würden. Aber in Blums Darstellung gewinnen wir gar kein rechtes Bild von ihnen. Die lustigen Geschichten „Franz Moor im Lampenfieber" und „Der Nachtwandler" sind ganz niedlich, aber im ganzen bringt das Buch nur leichte Waare.

-tt. **Farbenspiele.** Novellen von **Paul Hartwig,** Berlin, Freund u. Jedel 1896. — Der Verfasser dieser Novellensammlung ist ein scharfer Beobachter, der in knappen Zügen gut zu

charakterisiren weiß. Da überdies die Sprache recht lebhaft und gewandt ist, so darf das Buch schon unter den besseren Erzeugnissen der zeitgenössischen Novellenliteratur genannt werden. Ein Zug von Wehmuth und Entsagung geht durch manche der Geschichten. Die Menschenschicksale, die wir darin kennen lernen, fesseln nicht nur, sie ergreifen uns auch. Besonders die aufopfernde Freundschaft und deren egoistische Ausnutzung schildern sehr wirksam die Novellen „Der Narr" und „Jugendfreunde". Von den anderen poetischen Stimmungsbildern hat uns „Faschings Ausgang" am besten gefallen, während das erste, „Unrecht", eine gewisse allzu einseitige Parteinahme des Verfassers innerhalb seiner Gestalten zeigt; bei leichter Verschiebung ließe sich die Sache auch vom Standpunkt der Frau aus darstellen. Das Lebensbild „Vom Manne, der die Thränen nicht kannte", wäre der Feder eines Tuegenjew aber einer Marie Ebner nicht unwürdig gewesen.

og. Von den „*Cours de vacances de français moderne*", die an der Universität Genf hauptsächlich für ausländische Lehrer im Französischen in zwei aufeinander folgenden Serien alljährlich abgehalten zu werden pflegen, hat die zweite der diesjährigen Serien soeben ihren Abschluß gefunden. Einem Theilnehmer der ersten, die vom 15. Juli bis 30. August dauerte, mögen einige Bemerkungen gestattet sein.

Den geistigen Mittelpunkt der Vorträge und Uebungen bildeten die Vorlesungen von Prof. B. Bouvier, dem Urheber und unermüdlichen geschäftlichen Leiter des Unternehmens. Dieser Gelehrte verstund es, durch plastische Schilderung der literarischen Eigenart der Hauptvertreter des modern französischen Romans und Sittendramas vor dem geistigen Auge des Zuhörers ein lebensvolles Bild von der literarischen Bewegung im heutigen Frankreich zu entwerfen. Als rhetorischen Glanzpunkt dieser Charakterbilder wird dasjenige des viel umstrittenen Zola jedem Hörer unvergeßlich bleiben. „Nicht Frankreich", rief der Redner aus, „hat Zola seine prächtigen Villen gebaut, sondern das Ausland und nicht zum wenigsten Deutschland!" In der „lecture analytique" gab derselbe Lehrer den Theilnehmern Gelegenheit, an der Hand passend gewählter Bruchstücke der geistigen und stilistischen Individualität der betreffenden Autoren selbständig nachzugehen; doch schien derselbe manchmal — vielleicht eine Folge der mangelhaften mündlichen Handhabung der französischen Sprache von seiten der Theilnehmer — seiner eigenen Ansicht ein wenig zu schaurgerade Geltung verschaffen zu wollen. — Hr. Bally, der Lehrer für Stilistik, wußte unter Zugrundelegung schwieriger und verschiedenartiger deutscher Texte mit Anwendung von vielem Scharfsinn in die Geheimnisse des französischen Sprachgenius einzuführen. Schade nur, daß seine schwache und tonlose Stimme dem fremden Zuhörer das sinnliche Verständniß manchmal erschwerte. — Aussprache und Vortrag wurden von Hrn. Thublum gelehrt. Er entledigte sich seines mühevollen und wegen der Kürze der Zeit wenig dankbaren Geschäfts mit großem methodischen Geschick. — Dagegen zeigte sich der Vertreter der vergleichenden Syntax (für die Literaturdenkmäler der letzten drei Jahrhunderte) offenbar nicht auf der Höhe seiner Aufgabe. Er stand dem interessanten Gegenstand nicht mit der nöthigen Selbständigkeit gegenüber und wußte demselben kein geistiges Leben einzuhauchen. Die geisttödtende, dem Schwadroniren Thür und Thor öffnende Frage „*avez-vous autre chose?*" klingt einem jetzt noch in den Ohren; wenigstens sollte ein Lehrer den Muth haben, der angeborenen Geschwätzigkeit des weiblichen Theils der Zuhörerschaft rechtzeitig ein abwehrendes *quos ego!* entgegenzurufen. Eine bessere Vertretung dieser Disciplin wäre im Interesse des Ganzen nur zu wünschen. Doch dieser Tadel soll das Lob nicht einschränken, daß alle Lehrer ohne Ausnahme, soviel in ihren Kräften lag, sich bemühten, ihren Schülern einen Funken der Begeisterung für die französische Sprache und Literatur mitzutheilen, und daß ihnen dies auch geglückt ist.

Die Gesammtzahl der Participienten betrug etwas über 150, der Mehrzahl nach Deutsche. Etwa die Hälfte dieser Zahl bestand aus Damen, meistens Lehrerinnen. Manchem Verfechter des schrankenlosen Zutritts der Frauen zum akademischen Studium vermöchte vielleicht ein kurzer Ferienaufenthalt in Genf ein paar Tropfen Wasser in den feurigen Wein der Begeisterung zu gießen. Die vordersten (besten) Plätze im Hörsaal waren lange vor Beginn der Vorlesungen stets von den Damen in Besitz genommen. Jeder Kundige weiß, was das für einen Ausländer, der zuerst sein Ohr an das gesprochene Wort gewöhnen muß, heißen will, besonders da Prof. Bouvier im Anfang seiner Vorlesung leise zu sprechen und erst allmählich an dem Gegenstand sich zu erwärmen und seine Stimme zu verstärken pflegt. Machen somit diese Studentinnen ihren männlichen Commilitonen gegenüber vom Rechte der akademischen Freiheit und Selbständigkeit den rücksichtslosesten Gebrauch, so verlangen sie doch auf der anderen Seite, daß dieselben männlichen Commilitonen im persönlichen Verkehr sie nicht etwa als Emancipirte, sondern mit der dem zarten Geschlechte schuldigen Rücksicht und Zuvorkommenheit behandeln — eine Logik, die nicht recht einleuchten will.

Dem Berufsleben nach waren die meisten Theilnehmer Lehrer, bezw. Lehrerinnen, dann auch Studenten, Offiziere, Geistliche u. s. w. In Bezug auf die wissenschaftliche Vorbildung waren ebenfalls die Mehrzahl nicht akademisch gebildet (die Damen, über ein Dutzend Volksschullehrer, in der Präsenzliste der Theilnehmer instituteurs genannt, nicht akademisch gebildete Lehrer höherer Lehranstalten). In der Eröffnungsrede betonte Prof. Bouvier, man möge im gesellschaftlichen Verkehr die Bildungsunterschiede nicht hervortreten lassen, sondern alle möchten sich als auf der gleichen sozialen Linie stehend betrachten, wie ja auch der Zweck des Genfer Aufenthalts für alle derselbe sei. Ein gut gemeinter Rath allerdings, der vollkommen ausreicht, wenn man unter Verkehr nur etwas äußerliches und conventionelles versteht, die Kluft zwischen den verschiedenen Bildungsschichten aber vermag derselbe keineswegs zu überbrücken, ein herzliches Einvernehmen, einen auch wissenschaftlich fruchtbringenden Gedankenaustausch vermag dessen Befolgung mit nichten hervorzuzaubern. So zeigte sich denn auch sogar an den Gesellschaftsabenden ein deutlich fühlbarer Mangel an einheitlichem Zusammenwirken und an Geselligkeit und die geschäftlichen Anordnungen der Vergnügungscommission litten an einer Systemlosigkeit, welche in der für den Curs bezeichnenden Thatsache seine Krönung erhielt, daß derjenige, der auf dem Abschiedscommers in Nyon an die versammelten Professoren ein paar Worte des Dankes richtete, nothgedrungen — eine Dame war. Diesen Uebelständen wäre in der Weise leicht abzuhelfen, daß man, da es doch aus pädagogischen Gründen räthlich erscheint, die große Zahl der Theilnehmer in verschiedene Sectionen zu theilen, die Gliederung nicht (wie bisher) frei nach dem Alphabet, sondern nach Geschlecht und Bildungsgrad vornähme. Dadurch könnte mehr individualisirend vorgegangen werden und man würde nicht eine so große Anzahl methodisch ganz und gar verfehlter, den Stempel des Dilettantismus an der Stirn tragender Vorträge zu hören bekommen, wie es dieses Jahr bei den literarhistorischen Uebungen der Fall war; dieser oder jener strebsame Cursgenosse würde auch vielleicht verhindert werden, in Gemeinschaft einer idealeren Anknüpfungsgelegenheit sich von den zarten Banden des ewig Weiblichen fesseln zu lassen und mit den Colleginnen mehrtägige Ausflüge ins Gebirge zu machen, Ausflüge, die gewiß zur Kräftigung der Gesundheit beitragen, Erziehern und Erzieherinnen aber, oder solchen, die es werden wollen, gewiß keinen Zuwachs an sittlicher Autarkität gewähren können.

* Gedruckte Katalogzettel. In Nr. 252 vom 28. October des „Börsenblatts für den deutschen Buchhandel" findet sich ein langer Artikel von Carl Junker in Wien über „gedruckte Katalogzettel", welcher gleichsam als eine Antwort auf die Notiz Professor Nestle's in der Beilage Nr. 231 zu betrachten ist. In sehr ausführlicher Weise wird in jenem Artikel gezeigt, daß die Idee, die Verleger möchten ihren neu erscheinenden Büchern gedruckte Titelcopien zu Katalogzwecken beilegen, schon ziemlich alt ist und daß sie wiederholt von verschiedenen Seiten angeregt und befürwortet worden ist. In den siebziger Jahren wurde sie von dem jetzigen Leiter der k. u. k. Familien-Fideicommiß-Bibliothek in Wien, Hrn. Dr. A. Karpf in Wien, propagirt, welcher in Verbindung mit dem Wissenschaftlichen Club daselbst ein bibliographisches Institut gründen wollte, dessen Aufgabe so ziemlich mit jener übereinstimmt, die sich das im vorigen Jahre begründete Institut International de Bibliographie gestellt hat. Auch die verschiedenen Versuche, die Idee zu verwirklichen, werden aufgezählt, und es scheint, daß sie in Amerika, England und Italien bisher mehr Erfolg gehabt hat, als in Deutschland. Der Artikel schließt mit einem sehr beherzigenswerthen Appell an die deutschen Verleger, die bei Annahme dieses Vorschlags nur in ihrem eigenen Interesse handeln würden. Abgesehen davon, daß eine jede Verbesserung bibliographischer Hülfsmittel der Verbreitung der Bücher nothwendigerweise Vorschub leistet, würden derartige Titelcopien, falls sie auch selbständig von den Sortimentern an die Interessenten vertheilt würden, mindestens Eine wirksame Annonce ersetzen. Da derartige Zettel zur Anlegung bibliographischer Repertorien geeignet wären, sändea sie gewiß nicht

Digitized by Google

nur Beachtung, sondern auch bleibende Aufbewahrung. Die Verleger lassen zum Zweck der Bekanntmachung ihrer Verlagsartikel theils in Circularen, theils in Annoncen so oft den Titel einer bei ihnen erscheinenden Schrift abdrucken; das nun, um was es sich hier handelt, ist im Grunde nichts anderes, als daß dies einmal noch in einer einheitlichen, zu Katalogzwecken geeigneten Form geschehen möge.

ff. **Die Sonnenflecken in ihrer Einwirkung auf das Wetter.** Der französische Meteorolog Marcel Brillouin hat seit zwei Jahren Beobachtungen über den Einfluß der Sonnenflecken auf das Wetter angestellt. Jetzt glaubt er mit den Regeln, die er bei seinen Untersuchungen gefunden hat, an die Oeffentlichkeit treten zu dürfen. Das wichtigste Ergebniß ist folgendes: Die Beschaffenheit der Sonnenoberfläche mag sein, wie sie will, die Veränderungen im Wetter gehen immer langsam und stetig von statten, sodaß nicht neue Sonnenflecke an dem Ostrande der Sonnenscheibe auftreten. Jeder Eintritt von Sonnenflecken aber, besonders von solchen, die einigermaßen ausgedehnt und hell sind, bringt innerhalb 24 Stunden eine plötzliche, mehr oder weniger ausgebreitete Störung in der atmosphärischen Strömung hervor. Sehr oft beschränkt sich diese Störung auf die obersten Schichten der Atmosphäre und hat dann nur die Bildung von Cirruswolken mit lockeren, zerfließenden Streifen zur Folge. Die Störung entspringt den Gebieten mit niederem Druck und stürzt sich plötzlich in die Schichten mit höherem Druck, der allgemeine atmosphärische Druck aber bleibt ohne wesentliche Aenderung. Die Cirruswolken entstehen den ganzen rechten Saum (Nordhemisphäre) der Aequatorialströmung entlang, die sich für gewöhnlich an den westlichen und nordwestlichen Küsten Europa's hinzieht. Nichts zeigt sie auf den Tageskarten an. An einzelnen bestimmten Punkten des Randes der Strömung aber kann die Störung auch in den niederen Schichten der Atmosphäre auftreten. Der Wind wendet sich dann zur Strömung rechts (Nordhemisphäre) und geht z. B. von Südwest nach West und Nordwest. Er weht heftig über die Erdoberfläche, reißt die unteren Wolken mit sich fort und erzeugt auf der rechten Seite der Hauptströmung, in der Tiefe oder in halber Höhe, eine Nebenströmung mit allem ihren Gefolge von Regen, Gewittern, Hagel oder Schneewehen je nach der Jahreszeit. Diese abgeleitete Strömung, unter der „sehr bewölkten" Aequatorialströmung, durchläuft unter Umständen eine Region, wo die Dichtigkeit der Luft größer ist, als in der „bei klarem Himmel" unmittelbar benachbarten Sphäre mit höherem Druck. Die Nebenströmung ist um so stärker, um so mehr von heftigen Windstößen und örtlichen Tornados begleitet, je plötzlicher die Veränderung der Temperatur in senkrechter Richtung an dem Rande der bewölkten kalten Strömung von statten geht. Da man dieser Temperaturvertheilung bisweilen an keinem Punkte des Randes der Hauptströmung begegnet, kommt es sehr oft vor, daß sich der Eintritt der Sonnenflecken ohne jede Veränderung der Isobaren und der unteren Luftcirculation vollzieht. Außerdem ist, wenn sich eine abgeleitete Strömung bildet, der Ort, wo sie entspringt, nicht fest, er wird vielmehr bestimmt, je nachdem vorher die Temperaturen passend vertheilt waren. Diese zwei Umstände machen es unmöglich, die Einwirkung der Sonnenflecken vorher statistisch zu bestimmen. Infolge ihrer geographischen Lage erweisen sich indeß vier Gegenden für die Bildung dieser abgeleiteten Nebenströmung besonders günstig. Dies sind: 1) der Norden Rußlands, vom Weißen nach dem Schwarzen Meer, zu Ende des Sommers; 2) die Küsten Deutschlands, von der Ostsee nach dem Schwarzen Meer und den östlichen Theilen des Mittelländischen Meers, im Frühling und Herbst; 3) die Westküsten Frankreichs von dem Atlantischen Meer nach dem Golfe du Lion, im Frühling und Herbst, selten im Winter; 4) die Nordküste Algiers, von Gibraltar bis Malta, im Herbst und Winter. Diese Gegenden geben zwar keinen sicheren Anhalt aber sie erleichtern doch das Aufsuchen der Stellen, wo die nothwendige Vertheilung der Wolken und Temperaturen erfolgen muß. Allemal, wenn der Zustand des Himmels gestattete, einen Augenblick die hohen Schichten wahrzunehmen, sah Brillouin die charakteristischen Cirruswolken vorüberziehen und immer lieferte einige Tage später die vorgenommene Prüfung der Sonne den Beweis, daß ein Sonnenfleck an dem betreffenden Tage aufgetreten war. Diese Erscheinungen beobachtete Brillouin länger als ein Jahr hindurch. Eine sehr kleine Anzahl Sonnenflecken trat ein, ohne daß sie durch die Wolken vorausgesehen wurden. Dies war der Fall, sobald der Himmel den ganzen Tag lang gleichmäßig mit einem dichten Wolkenschleier bedeckt blieb. Diesen Umstand könnte man sich in umgekehrter Weise nützlich machen; aber unglücklicher Weise dauert eine große Zahl Sonnenflecken nur eine Sonnenumdrehung. Die Rückkehr eines Sonnenfleckens vorauszusehen zu können, bleibt nun so ungewisser, je weniger dicht der Flecken ist. Die Erscheinung eines neuen Sonnenfleckens aber vorauszubestimmen, ist ganz unmöglich, es müßten denn ungemein starke Bündel ausstrahlen. Sobald aber die Sonnenflecken einmal wiederkehren, d. i. ungefähr innerhalb 24 Stunden, treten unter diesem Vorbehalt auch alle hier beschriebenen Erscheinungen wieder ein.

* **Heidelberg.** Prof. Dr. Lenard von der Technischen Hochschule in Aachen hat einen Ruf an die hiesige Universität erhalten und wird demselben Folge leisten. Lenard hat sich, wie man weiß, durch seine Forschungen auf dem Gebiete der Kathodenstrahlen bekannt gemacht; er hat übrigens seine gelehrte Laufbahn einst am hiesigen physikalischen Institut begonnen. — Der Großherzog hat den Antrag unseres greisen Nationalökonomen, des Prof. Dr. Karl Knies, auf Versetzung in den Ruhestand unter Anerkennung seiner langjährigen ausgezeichneten akademischen Lehrthätigkeit genehmigt. Knies, 1821 in Marburg geboren, gehört Baden seit 1855 an, war bis 1862 Professor der Staatswissenschaften in Freiburg, wirkte dann im praktischen Staatsdienst als Director des neuen Oberschulraths unvergeßlich in freiem Sinne und nahm 1865 die staatswissenschaftliche Professur in Heidelberg an. In seiner Wissenschaft gilt er als einer der vornehmsten Begründer der historischen Schule, an eigentlich historischem Geist der ausgebreitetsten Kunde Roscher überlegen, ebenso nach der anderen Seite hin den konstruktiven Geschichtsanschauungen mehr logisch angelegter Köpfe.

* **Kassel.** Die Wilhelmshöher Schloßbibliothek, 15,000 Bände stark, wird der hiesigen Landesbibliothek einverleibt werden, indessen hat sich die Krone Preußen ihr Eigenthumsrecht vorbehalten.

* **Greifswald.** Dr. jur. Paul Krückmann, Privatdocent der Rechte an der Universität Göttingen, ist damit betraut worden, in diesem Semester an der hiesigen Universität in Vertretung des erkrankten Professors Stampe Vorlesungen über römisches Recht zu halten.

* **Budapest.** In der Plenarsitzung der Ungarischen Akademie der Wissenschaft vom 26. October bildete den Hauptgegenstand der Tagesordnung die Denkrede des ordentlichen Mitgliedes, Gouverneurs der Oesterreichisch-Ungarischen Bank Dr. Julius Kaup, über den Leipziger Nationalökonomen Wilhelm Roscher als verstorbenes auswärtiges Mitglied der Akademie. Der Vortrag mußte sich, wegen des größeren Umfanges der Arbeit, welche gleichzeitig eine ausführliche kritisch-literargeschichtliche Studie über die historische Richtung in der Nationalökonomie, deren Wesen, Grundsätze, Ziele und Einfluß auf die Entwicklung der Volkswirthschaftslehre bildet, auf die Hervorhebung der wichtigeren Momente beschränken. Kaup lieferte eine streng wissenschaftliche Charakteristik und Würdigung dieser Richtung und ihres Gründers; er ging ferner auf die verschiedenen Einwürfe, die im Laufe der Zeit gegen Roscher und dessen Richtung überhaupt (in neuester Zeit wieder besonders durch die sogenannte österreichische Schule der Nationalökonomen) erhoben wurden, näher und in kritisch abwehrender Weise ein; er zeigte Roscher als Centralpersönlichkeit der Wissenschaft der politischen Oekonomie, um die sich in den letzten drei, vier Decennien beinahe die ganze sachwissenschaftliche Ideenbewegung gedreht habe, und schloß mit einer Charakteristik des Gelehrten nicht nur als Nationalökonomen allerersten Ranges, sondern auch als großen Geschichts- und Socialphilosophen, dessen Grundsätze und Lehren für die ernstesten Zeiten der höchsten Beachtung würdig bleiben werden.

* **Bern.** Die Regierung wählte an Stelle des nach Berlin berufenen Prof. Lesser zum Professor der Dermatologie und als Leiter der Klinik für Hautkrankheiten Dr. Jos. Jadassohn, z. Z. Spitalarzt in Breslau.

* **Paris.** In der kürzlich veröffentlichten Statistik der Stadt Paris für 1894 ist die Zahl der Studirenden, die in den letzten 5 Jahren die Pariser Universität besucht haben, in folgender Weise angegeben: 1890/91: 8319, 1891/92: 8876, 1892/93: 9056, 1893/94: 9385 und im Jahre 1894/95: 9762 Studirende. Die Zahl der Studirenden aus dem Auslande hat in diesen fünf Jahren ebenfalls zugenommen: 1890/91: 896, 1891/92: 1049, 1892/93: 1054, 1893/94: 1189 und 1894/95: 1192. Die Mehrzahl der ausländischen Studenten sind Russen und Rumänen.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Samstag, 31. October. Nummer 253.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Frau Baron v. Oberkirch. Von Geh. Rath Wegele. — Universales Obligationenrecht. Von Ludwig Fuld. — Mittheilungen und Nachrichten.

Frau Baron v. Oberkirch.

Von Geh. Rath Wegele.

Der Name der Frau Baron v. Oberkirch ist lange Zeit mehr als billig übersehen worden. Erst neuerdings hat man angefangen, ihn auf Grund ihrer Denkwürdigkeiten öfter mit einer Art von Anerkennung zu nennen; nur könnte man nicht sagen, daß ihr damit schon das volle Recht widerfahren sei. Folgende Betrachtung hat den Zweck, diese Lücke auszufüllen.

Frau v. Oberkirch gehört zu den Frauen, die allerdings — zunächst als Schriftstellerinnen — selbst dafür gesorgt haben, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; ohne dies wäre sie mit hundert anderen der Vergessenheit anheimgefallen. In ihren Aufzeichnungen enthüllt sich eine nicht unbedeutende Persönlichkeit, namentlich in dem ersten Theile, wo sie als Freundin der späteren Kaiserin von Rußland (Maria Feodorowna) und Begleiterin auf deren Reise nach Frankreich in sehr interessante Verhältnisse tritt; aber auch späterhin, als sie zum zweiten- und drittenmale nach Paris geht, weiß sie von dem der Revolution entgegenreisenden Frankreich höchst lehrreiche Beobachtungen mitzutheilen. Ueberhaupt zwischen Deutschland und Frankreich stehend, als Tochter des entwendeten Elsasses, versteht sie es, ihre Selbständigkeit zu bewahren. Darüber kann kein Zweifel bestehen, daß sie eine höchst originelle Frau bleibt, mag sie ihr Schicksal hierhin führen oder dorthin, und daß sie uns anzieht, mag sie von noch so verschiedenartigen Erfahrungen Bericht erstatten. Sie hat mit Goethe und Wieland verkehrt und andrerseits Beaumarchais, und wie die Schöngeister an der Seine alle heißen mögen, kennen gelernt. Sie hat mit dem Mömpelgarder Hof, dem Zarewitsch Paul, dem späteren König Max von Bayern und einer ganzen Reihe von angesehenen Persönlichkeiten nähere oder fernere Berührung gehabt. Der Versailler Hof, der Cardinalfürst von Straßburg und dessen Freund Cagliostro haben ihre Aufmerksamkeit erregt und ihr Urtheil herausgefordert. Es erscheint uns gewiß, daß sie in der Regel ein treffendes Urtheil über Menschen und Dinge abzugeben weiß, wenn sie auch gelegentlich irrt oder ihrer Ueberzeugung untreu zu werden scheint. Wem in ihrer Lage wäre dem Krater von Paris gegenüber ein ähnliches nicht begegnet? Im Durchschnitt wahrt sie sich doch meist den gesunden Sinn und versteht, die Unabhängigkeit ihrer Meinung zu behaupten. Sie schreibt ihre Erinnerungen zu einer Zeit, in der das alte Frankreich dem Untergange nahe ist und sein Verhängniß so gut als schon im Gang ist (1789), sie erkennt das ganz gut, nur versteht sie das Gottesurtheil nicht, das sich vollziehen will. Es entgeht ihr nicht, daß sie Ereignisse berichtet, die ihre Erziehung und Grundsätze verdammen, die aber die Epoche, in der sie lebt, nur zu deutlich charakterisiren. Zu ihren Aufzeichnungen hat die Großfürstin von Rußland den Anstoß gegeben, die Fortsetzung derselben, die Beschreibung ihres Aufenthaltes zu Paris 1784 und 1786, hat sie aus freien Stücken hinzugefügt; stets jedoch ist es derselbe Geist, der die Feder führt. So dürfte es immerhin der Mühe werth sein, die Verfasserin und ihre Beobachtungen näher kennen zu lernen. Doch füge ich hinzu, daß es mir nur darauf ankommt, auf das Wesentliche der Aufzeichnungen aufmerksam zu machen, und nicht, die ganze Summe ihres Inhalts klarzulegen.

Sie entstammt dem elsässischen Geschlechte der Waldner von Freundstein, eine Abstammung, auf die sie stolz genug gewesen ist. Ihr Geburtsort war das Schloß Schweighausen im Oberelsaß, nicht gar weit von der Stadt Mülhausen gelegen. Ihre Verwandtschaft war zahlreich und angesehen genug; einen Wurmser rühmt sie als mütterlichen Großvater. Als gute Elsässerin hat sie sich lebhaft gefühlt. Im Jahre 1789, als sie ihre Denkwürdigkeiten schrieb, ruft sie einmal aus: „O mein theures Land Elsaß, nichts hat dich aus meinem Herzen vertilgen können, nichts ist mit dem Glanze deiner Natur zu vergleichen. Ich begreife die Begeisterung für ein solches Land, man muß darauf stolz sein, es gibt seinen Kindern alles!" In historischen Dingen des Elsasses ist sie ungewöhnlich gut unterrichtet. Auf Männer, wie Schöpflin, Herzog u. a. m., kommt sie öfters zurück; freilich führt sie gerade ihr Enthusiasmus in die Irre und läßt sie die Kritik im Stich. Allerdings hat sie dieser Enthusiasmus nicht abgehalten, ihre Aufzeichnungen in französischer Sprache zu verfassen, so lieb ihr auch die Sprache des deutschen Elsasses war und sie auch vor Marie Antoinette sich nicht darum scheute.

Eine Epoche in ihrer Jugend und ihrem Leben überhaupt bilden ihre engen Beziehungen zu der Familie der Fürsten von Mömpelgard. Das Mömpelgard'sche Gebiet, zwischen Waasgau und Jura gelegen, war nicht deutscher, sondern romanischer Natur. Seit dem 14. Jahrhundert auf dem Wege der Verheirathung in die Hände der Grafen von Württemberg gelangt, war sein Schicksal seitdem voller Wechsel gewesen. Der Herzog Karl Eugen hatte seinen Bruder Friedrich Eugen im Jahre 1769 zum Statthalter des Ländchens ernannt — wer sich über diese Dinge näher unterrichten will, den verweisen wir auf ein im Jahre 1887 in Stuttgart erschienenes vortreffliches Schriftchen „Mömpelgards schöne Tage" von Professor Dr. Otto Schanzenbach. Friedrich Eugen war offenbar ein ausgezeichneter Fürst und führte mit seiner Gemahlin Friederike Dorothea Sophie, Prinzessin von Brandenburg-Schwedt, einer Nichte Friedrichs des Großen, eine überaus glückliche Ehe. Ihre älteste Tochter Sophie Dorothea, die spätere Gemahlin des Zaren Paul, wurde von dem Fürstenpaar nach Mömpelgard eingeladen und seit dieser Zeit bildete sich die enge Freundschaft zwischen Sophien und dem Fräulein Waldner, die für das Leben dauern sollte und die letztere auch nach der Verheirathung der Prinzessin

Digitized by Google

wiederholt und auf längere Zeit nach Mömpelgard geführt hat. Dieser Besuch also war das erste folgenreiche Ereigniß in dem Leben des Fräulein v. Waldner. Die nächste bedeutungsvolle Erfahrung machte sie, als Marie Antoinette als Braut des französischen Dauphins auf der Reise nach ihrer neuen Heimath in Straßburg Station machte. Dieser Besuch erweckte bekanntlich Sensation in der ganzen näheren, ja weiteren Umgebung der Stadt. Auch Fräulein Waldner, die jetzt 16 Jahre zählte, erschien daselbst und wurde der Braut ebenfalls vorgestellt. Unser Goethe hielt sich damals, wie er das in „Dichtung und Wahrheit" selbst erzählt, auch in Straßburg auf; er begeht dann freilich den Fehler, von Antoinette immer nur als Königin statt als Dauphine zu sprechen. Fräulein v. Waldner erzählt von dem Pavillon auf einer Rheininsel und der Tapisserie, die das Schicksal der Medea darstellte, der sotte tapisserie, die, wie sie sagt, das Entsetzen der Dauphine hervorgerufen habe. Das Entsetzen Goethe's, wie er das selbst erzählt, war freilich größer. Daß er schon jetzt Fräulein Waldner kennen gelernt habe, ist jedoch nicht zu glauben. Diese Bekanntschaft ist einige Jahre jünger, wie wir bald hören werden.

Inzwischen beschäftigte sich die Woldner mit anderen Dingen. Der Tod des Königs Ludwig XV., die Thronbesteigung Ludwigs XVI., dessen Krönung zu Reims, die Erhebung Malesherbes' zum Minister, die Aufhebung der Jesuiten nehmen ihre volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Straßburger Protestanten insbesondere waren über das Verschwinden der Jesuiten hoch befriedigt. Doch, sagt sie, wolle sie sich darüber nicht äußern. Sie sei darüber nicht competent in allem, was die Mönche und die katholische Religion anlangt. Ueber ihre gut protestantische Gesinnung kann indessen kein Zweifel bestehen, wie dos z. B. die Befriedigung bezeugt, in der sie sich seinerzeit ausspricht, als sie die Nachricht von der Gleichstellung der Protestanten durch Ludwig XVI. erzählt. Im Jahre 1775 kam Goethe mit seinem jungen Herzog auf der Reise nach der Schweiz auch nach Straßburg und hat wahrscheinlich bei dieser Gelegenheit Fräulein Waldner, die für Geister, wie er, empfänglich war, kennen gelernt. Nach seiner Rückkehr nach Weimar hat er an sie seine „Cloudine" mit einem Briefe abgeschickt, und durch ihn kam auch Fräulein v. Waldners literarische Verbindung, die aber keine persönliche Bekanntschaft zur Folge hatte, mit Wieland zustande. Im Jahre 1776 hat er ihr seine Glückwünsche zur Verheirathung mit dem Baron v. Oberkirch überschickt. Herr v. Oberkirch war im Verhältniß kein ganz junger Mann mehr und hatte unter anderem auch den Kriegszug nach Amerika mitgemacht. Er war kein bedeutender Mann, doch war er auch bei der Regierung von Straßburg betheiligt. Die Ehe mag eine Convenienzheirath gewesen sein, aber nach allem, was wir wissen und sie selbst erzählt, war es keine unglückliche. Es ist in neuester Zeit allerlei gesprochen und darüber geschrieben worden, namentlich von Hrn. Froitzheim, der als Ritter Lenzens gegen Goethe aufgetreten ist und den Beweis zu führen gesucht hat, daß Goethe bei dieser Heirath die Hand im Spiele gehabt habe: er habe mit Hrn. v. Oberkirch Lenz nach Weimar gesprengt, da dieser in Fräulein v. Waldner verliebt war und man einen Scandal befürchtet habe, wenn er zur Zeit der Heirath in Straßburg bliebe. Wir haben keine Neigung, uns auf diesen Streit tiefer einzulassen. Frau v. Oberkirch erwähnt den unglücklichen Dichter gar nicht. Das würde allerdings die Frage noch nicht endgultig entscheiden. Daß Lenz eine ernste Neigung zu Fräulein Waldner gefaßt hatte, die vielleicht tiefer ging als manche andere, kann man zugeben, sowie daß die Waldner davon gewußt hat; aber sicher nicht, daß sie diese Neigung getheilt oder gar ermuntert hat. Das wäre in jeder Weise wenigstens zu viel behauptet. Es geht nämlich aus allem klar und deutlich hervor — von anderem zu schweigen — daß die Reise Lenzens nach Weimar längst vorbereitet war und daß, wenn Lenz sich mit ernsthaften Absichten getragen hatte, dies als eine Verkennung aller concurrirenden Verhältnisse und ein vollkommenes Unrecht erscheint. Fräulein v. Waldner hatte schöngeistige Neigungen und insofern mag sie sich für Lenz interessirt haben; aber weiter zu gehen, halten wir für unmöglich, so bedauerlich auch Lenz in diesem Falle wie in anderen Fällen erscheinen mag. Sein späteres Verhältniß zu Goethe und was alles ihn von Weimar hinwegtrieb, soll von uns hier nicht erörtert werden. Fräulein Waldner sagt gelegentlich des erwähnten Briefes von Goethe: „Ich habe stets die Personen von Genie geliebt, und wäre ich reicher gewesen, so hätte mir die Rolle des Mäcenas durchaus behagt; ich habe Verbindungen mit ihnen so viel als möglich aufgesucht und man wird hinlängliche Proben davon im Verlaufe dieser meiner Denkwürdigkeiten finden." Den Dichter Lenz hat sie mit keinem Wort erwähnt. Seine Zudringlichkeit oder ihre Freundlichkeit gegen ihn kann man zugeben; darüber hinaus ist sie gewiß nie gegangen und einen Vorwurf, es sei denn der des Mitleids mit dem Dichter, wird man gegen sie nicht erheben dürfen.

Im Jahre 1777 ist ihr eine Tochter geboren worden, die später den Grafen von Montbrison geheirathet hat: es ist dies ihr einziges Kind geblieben. In demselben Jahre kam Kaiser Joseph II. nach Straßburg, später kam er auch nach Mömpelgord, wo sie ihn in nächster Nähe kennen und würdigen lernte. In dem Schloß Ollweiler, das ihrer Familie gehörte, fand sich öfter eine glänzende Gesellschaft ein, darunter Prinz Max von Zweibrücken, der damals als Oberst in französischen Diensten stand und von dem als heiterem Lebemann sie eine prächtige Charakteristik entwirft. Nach Straßburg zurückgekehrt, machte sie mit ihrem Gemahl ihre Aufwartung bei dem Fürstbischof Cardinal Rohan und kam hier mit Cagliostro in Berührung, in dessen Händen der Fürstbischof völlig gefangen lag. Sie erzählt allerlei von ihm, was in neuerer Zeit jedoch schon bekannt geworden ist. Ihr Gemahl fand kein Behagen an ihm, während sie selbst nicht in diesem Grade von ihm und seinen Aeußerungen sich abgestoßen fühlte. Später freilich, als die Halsbandgeschichte spielte, änderte sie ihre Meinung über ihn vollständig.

In dieser Zeit, wo das Project des Zarewitsch Paul und seiner Gemahlin bereits im Gange war, wurde in Straßburg das Fest der hundertjährigen Vereinigung der Stadt mit Frankreich in aller Pracht gefeiert. Sie gibt eine kurze Beschreibung davon und spricht von einem Festgedicht, das den Sitten von Straßburg entnommen war und den Zweck hatte, die alten Antipathien zwischen den Deutschen und Franzosen zu besiegen, eine Antipathie, die, wie sie sagt, noch immer bestand. Der Beifall, den dieses Unternehmen fand, war nicht ganz freiwillig; freilich, setzt sie hinzu, versteht das gemeine Volk das Französische nur wenig. Man hätte sich auch erinnern können, sagt sie weiter, daß zu einer Zeit, wo das Schauspiel nichts kostete, es ebenfalls nicht zufrieden gewesen war. „Meine Herren," hätten die Landleute gesagt, „wir sind geblieben bis zum Ende, gebt uns wenigstens etwas zu trinken!" Nun setzt sich die Reise nach Paris in Bewegung. Das großfürstliche Paar von Rußland nimmt den Weg über Venedig, während die Frau v. Oberkirch mit ihrem Gemahl den Weg durch Lothringen einschlug. Von den großen Geschlechtern Lothringens macht Frau v. Oberkirch die Bemerkung, daß sie selten an den französischen Hof gingen und sich nicht als Franzosen betrachteten. Straßburg gefiel ihr übrigens besser als Nancy. „Wir sind weniger elegant, wir sind

aber ernsthafter, wir sind aber auch würdevoller und halten mehr an uns. Es ist freilich leicht, ehrbar zu sein, wird man vielleicht sagen, wo die Versuchungen mangeln und die Sitten strenge sind und die geringste Inconsequenz durch allgemeinen Tadel gestraft wird. Zu Nancy, wie zu Paris, wie an dem Hofe ist das Leben ein ganz anderes. Vergnügen und Galanterien führen dort das große Wort; ernsthafte und gemessene Personen werden dort als prüde behandelt; Worte und Handlungen haben da eine Leichtfertigkeit, die, ohne zu Bösem zu führen, wie ich gern glauben will, es wenigstens befürchten oder beargwohnen läßt. Ich begreife, daß es nahe liegt, es zu vermuthen, ich begreife aber auch, um gerecht und unparteiisch zu sein, daß man sein Urtheil überlegen und es siebenmal in seinem Kopfe hin und her bewegen muß, wie der Weise empfiehlt. So will ich auch thun."

Endlich erblicken sie die Hauptstadt und treffen dort mit dem Großfürstenpaar zusammen. Das Wiedersehen ist überaus herzlich. Die Oberkirch ist bis zu Thränen gerührt. Wir werden von der Beschreibung des Aufenthaltes in Versailles und Paris uns auf die Mittheilung des Wichtigsten und Anziehendsten beschränken. Die Masse dessen, was wir zu hören bekommen, stimmt mit dem, was andere, z. B. Grimm und Weber berichten, oft überein.

Zuerst gibt sie eine Schilderung des Großfürsten und seiner Gemahlin. Den Großfürsten anlangend, ist ihre Schilderung günstig, aber keineswegs schmeichlerisch. Die Großfürstin betreffend, weiß sie stets nur das Rühmlichste zu sagen. Ihre Bemerkungen über das Gefolge wollen wir der Kürze wegen übergehen. Wichtiger ist die Beschreibung des ersten großfürstlichen Besuches in Versailles. Ludwig XVI. erscheint auch hier schüchtern und die Begegnung erschien dem Großfürsten etwas kalt. Das Zusammentreffen der Großfürstin mit der Königin war befriedigend. Als Marie Antoinette von der engen Freundschaft der Frau v. Oberkirch mit der Großfürstin hörte, begrüßte sie dieselbe auf das herzlichste, lud sie in das Hofconcert u. s. w. Frau v. Oberkirch wird zum Besuch des Theaters, der Oper u. s. w. geladen und gibt sich von da an dieser Neigung leidenschaftlich hin. Sie sieht die Königin mit dem Grafen von Artois und ihren anderen intimen Freunden Komödie spielen; daß der König aber in seinen Räumen sich mit Schlosserarbeiten beschäftigt, findet sie für einen so großen Herrn gar zu kleinlich.

Genug, alle Herrlichkeiten von Versailles und Paris muß sie im Gefolge des großfürstlichen Paares sehen und kennen lernen. Auch Beaumarchais tritt auf, die Gunst der Königin und selbst des Zarewitsch entscheiden Schritt für Schritt für die Aufführung der „Hochzeit des Figaro". Frau v. Oberkirch lacht am Ende auch darüber, kann sich aber eines peinlichen Gefühles nicht erwehren und erblickt darin, wie in der Aufführung des „Barbiers von Sevilla", den ersten Stein des Gebäudes, das man gegen das alte Frankreich und den Adel aufgeführt habe. Wir würden zu weitläufig werden, wenn wir wiederholen wollten, was sie, von der Gunst der Umstände begleitet, alles sah und hörte. Interessant ist, was sie von der Heirath des Herzogs von Chartres mit der Tochter des Herzogs von Penthièvre und der Macht der Frau v. Genlis über ihn erzählt; noch interessanter vielleicht ihr Bericht über den Besuch des großfürstlichen Paares bei Necker, der damals auf seinem Landsitze in Rouen lebte. Der Großfürst und seine Gemahlin erscheinen ganz für ihn und seine Frau eingenommen, sie selbst aber gegen ihn. Er erinnert sie an Cagliostro. „Er hat nichts Liebenswürdiges, so sehr er sich auch Mühe gibt, es zu sein." Noch mehr mißfällt ihr Frau v. Necker, dagegen findet Fräulein v. Necker Gnade vor ihr. Sie urtheilt äußerst günstig über sie und ahnt gewissermaßen deren künftige Bedeutung. Lehrreich ist die Beschreibung eines Hofballes in Versailles und der Pracht, die dabei entfaltet wird. Der König zieht sich bald zurück und erst dann entwickelt sich ungehemmt die Lust bis zum frühen Morgen. Frau v. Oberkirch kann aber der Pracht, die sich da entfaltet, und dem Aufwand, der ihr entgegentritt, keinen Geschmack abgewinnen. Ueber den Grafen v. Artois urtheilt sie günstig, und darin hat sie sich entschieden getäuscht.

Unter solchen Genüssen und Eindrücken ging die Zeit, die für den Aufenthalt des großfürstlichen Paares in Paris bestimmt war, zu Ende und sie dachten daran, es zu verlassen. Schmeicheleien aller Art und Ehren hatten sie mehr als genug genossen, alle Welt hatte danach getrachtet, sie damit zu überschütten in Poesie und Prosa. Es wurde beschlossen, daß sie über Belgien und Holland nach Deutschland zurückkehren und Frau v. Oberkirch sie begleiten sollte. Hr. v. Oberkirch reiste direct nach Hause, er hatte der Ehren genug genossen. Frau v. Oberkirch weinte beim Abschied von ihm einige Thränen, sie fühlte wahrscheinlich, daß er mit diesem Aufenthalt ihr ein Opfer gebracht hatte. Jedenfalls erlag ihr Bedenken, sich von ihm zu trennen, den Wünschen des Großfürsten, namentlich der „Gräfin des Nordens".

Man schlug also den Weg durch Belgien und Holland ein und gelangte so den Rhein hinauf nach Frankfurt und Stuttgart. Frau v. Oberkirch war, wie sie sagt, voll von Gedanken an ihre Tochter, ihren Gemahl und ihren Vater. Die Heimreise bot nichts ihr besonders Interessantes, wobei wir uns aufzuhalten brauchten. Ein längerer Aufenthalt wurde in Stuttgart genacht und endlich erfolgte die Trennung. Das Scheiden der Frau v. Oberkirch von der Großfürstin war schmerzlich, sie haben sich, ohne den schriftlichen Verkehr aufzugeben, nicht wiedergesehen. In der letzten Stunde machte die Großfürstin ihr Bekenntnisse von ihrer Lage zu Hause, die die Freundin aber versprochenermaßen mit Schweigen bedecken will. „Was sie mir über ihre und ihres Gemahls Existenz mittheilte, läßt sich nicht wiedererzählen; es ist dies schade, denn diese Denkwürdigkeiten würden dadurch an Interesse gewinnen, aber ich habe versprochen, darüber zu schweigen. Ich konnte die ganze Nacht hindurch nur weinen und der folgende Morgen des 27. September war einer der grausamsten meines Lebens." Sie trennten sich. Frau v. Oberkirch und ihr Vater reisten nach Straßburg, wo sie den Winter zubringen wollten.

Der folgende zweite Theil der Aufzeichnungen verliert einigermaßen an Bedeutung, da das Großfürstenpaar, das bis jetzt im Mittelpunkt der erzählten Dinge stand, in den Schatten zurücktritt. Dagegen tritt die Frau v. Oberkirch wieder unmittelbar in den Vordergrund, und es ist nach wie vor die französische Hauptstadt, in der sie sich bald wieder mit unverkennbarer Vorliebe in den Jahren 1784 und 1786 bewegt, ohne wieder, wie das erstemal, von allem, was sie sieht und hört, begeistert zu sein. Ihre Schilderungen von Paris in dieser Zeit sind indeß merkwürdig genug; es ist freilich wieder nur die vornehme Welt, die sie kennen lernt, über diesen Kreis hinaus reicht auch ihr Interesse nicht und manchmal kommt es einem vor, als bestünde, was außerhalb liegt, nicht für sie, und doch billigt sie keineswegs alles, was sie in dieser Welt sieht und hört.

Zunächst treffen wir sie jedoch wieder in Mömpelgard, wo sie nach wie vor ein ersehnter Gast gewesen ist und wie zu Hause war, während ihre Freundin, die Gemahlin des Zarewitsch, im fernen Norden weilte. Jetzt kam sozusagen Paris zu ihr: die Herzogin von Bourbon, die sie seinerzeit kennen gelernt hatte, kam jetzt zu ihr nach Mömpel-

Digitized by Google

gard. Sie war bei ihrem ersten Aufenthalt in Paris in keine nähere Berührung mit ihr gekommen, da die Großfürstin sich zu ihr nicht hingezogen fühlte. Die Herzogin war eine Tochter des Herzogs von Orleans, also eine Schwester des Herzogs von Chartres. Im Jahre 1770 hatte sie den Herzog von Bourbon geheirathet, der ein Sohn des Herzogs von Enghien war, und ist so die Mutter des jüngeren Herzogs von Enghien geworden, der im Jahre 1803 der grausamen Politik Napoleons zum Opfer gefallen ist. Leider war die Herzogin von Bourbon von ihrem Mann geschieden, der kurze Zeit nach ihrer Verheirathung sich andern Neigungen zugewendet hatte. Im Jahre 1750 geboren, zählte sie jetzt 33 Jahre, sie war, berichtet die Frau v. Oberkirch, wenn nicht schön, doch äußerst angenehm, raschen Geistes, aber keineswegs schmeichlerisch und von einem erregten, loyalen Charakter; wie sie selbst sagt, ganz eine Condé und in nichts eine Orleans. Freilich war ihr Charakter schwach und unentschieden; sie war niemals sicher, vielmehr leicht zu beeinflussen, daher „führt ihre geringe Festigkeit einen Wechsel ihres Willens mit sich; sie ist gut, aber selbst gegen die Personen, die sie liebt, verschlossen. Sie öffnet ihr Herz nie ganz, sie ist zugleich furchtsam, und so geistreich sie auch ist, sie ermangelt bisweilen vollständig der Gabe der Conversation; sie sagt oft, daß sie alles gesehen, alles kennen gelernt, alles geliebt hat und daß sie sich doch von allem angeekelt gefühlt. Diese widrige Anlage ist bei ihr nicht etwa bloß ein Zufall, denn wenige Frauen haben so viele Hülfsquellen in ihrem Geiste und so viele Mittel, sich damit zu beschäftigen. Sie liebt es, sich mit einigen Freundinnen zurückzuziehen, sie cultivirt Künste und Wissenschaften und haßt eine gute Tafel nicht. Sie malt ganz hübsch und spielt die Harfe gut. Sie beschäftigt sich mit Hypothesen von Lavater und mit Entdeckungen Meßmers, überhaupt sie ist ein unruhiger und suchender Geist. Sie will wissen und hat wenig Geduld, zu lernen, sie ist nicht exclusiv und hat sich keiner Partei ergeben; sie schließt sich oft an Menschen von Geschmack an, wenn sie ihr auch an Grundsätzen und Gewohnheiten ganz entgegengesetzt sind, sie läßt jedem seine Meinung und behält die ihre; sie besitzt unendlich viel Grazie des Geistes und eine Originalität, die, wenn sie sich gehen läßt, ihre Unterhaltung sehr pikant macht und die Vortrefflichkeit ihres Herzens anmuthig ergänzt."

Während ihres Aufenthalts in Mömpelgard entführte sie die Frau v. Oberkirch in die einsamen Spaziergänge, die das Schloß umgeben, stundenlang konnte sie von den verschiedensten Sachen und Menschen reden. In der Regel wollte sie Frau v. Oberkirch von ihrer Unschuld gegenüber den Verleumdungen überzeugen, unter denen sie viel mehr litt, als man glaubte. Sie wollte durchaus die Ruinen des Elsasses kennen lernen und Frau v. Oberkirch unterläßt nicht, bei dieser Gelegenheit ihre geschichtlichen Kenntnisse an den Tag zu legen. Zugleich erzählt sie von den verschiedenen Persönlichkeiten, die in Mömpelgard einsprachen, z. B. von dem Erzherzog Maximilian, Kurfürsten von Köln, von dem sie freilich nur Lächerliches zu berichten weiß. In dieser Zeit starb ihr Onkel, der Graf Waldner, infolge davon ging dieser Titel auf ihren Vater über. Die Herzogin von Bourbon lud sie mit allem Nachdruck zu einem Besuche in Paris ein, und als Herr v. Oberkirch sich damit einverstanden erklärte, traten sie Mitte Mai 1784 die Reise dahin an.

Sie sah zum zweitenmal Paris mit großem Vergnügen, wie sie nicht leugnen will. Die Herzogin von Bourbon konnte ihr freilich die Großfürstin nicht ersetzen, gab sich aber alle mögliche Mühe, ihr das Leben angenehm zu machen. „Die eine war die Freundin ihres Herzens, die andere die ihres Geistes." Sie hat jetzt freiere Zeit, als bei ihrem ersten Aufenthalt in Paris. Besonders rühmt sie die Frau Dietrich, eine Tochter des bekannten demokratisch gesinnten Ochs von Basel. Man kann sagen, sie machte Furore in den geistreichen Kreisen von Paris. „Es gibt im ganzen Elsaß nur drei Frauen, die sich durch ihre Conversation auszeichnen, die Dietrich, Berlheim und die Oberkirch, die andern sprechen, aber unterhalten nicht," hat Cardinal Rohan einst gerühmt. Frau v. Oberkirch fühlte ihrer Eitelkeit geschmeichelt, aber ihre Bescheidenheit wies die ausgesprochene Ehre zurück. „Es kann sein," sagt sie, „daß ich die Conversation liebe und sie suche, das ist aber erst die Hälfte des Wegs." In der Comédie française, wo sie eine Loge hatte, sah sie wieder die „Hochzeit des Figaro". „Ganz Paris läuft dahin, jeder spricht Böses davon und jeder will es sehen. Es steht aber unter dem „Barbier von Sevilla" und seine Wirkung besteht vor allem in der Verhöhnung des Parterres. Alle, die königliche Familie, die Prinzen und der ganze Hof sind zu den ersten Aufführungen gelaufen." Sie hatte ja Recht, die Aufführung dieses Stückes und der Beifall, den es fand, waren Vorläufer der Revolution. Sie fährt fort: „Es ist das geistreichste Stück, das man sehen kann, aber ein Meisterstück der Unsittlichkeit, ich sage sogar der Unschicklichkeit, und doch wird es auf dem Repertoire bleiben, immer wieder gespielt werden und amusiren. Die großen Herren, scheint mir, haben großes Unrecht begangen, dem Stücke Beifall zu spenden, sie haben ihren eigenen Wangen eine Ohrfeige gegeben, sie haben auf ihre eigenen Kosten gelacht und auch andere lachen machen. Sie werden es später bereuen. Beaumarchais hat ihnen ihre eigene Caricatur präsentirt und sie haben geantwortet." Die Frau v. Oberkirch war auf sich selbst böse, daß sie sich auch amüsirt hatte, und in diesem Widerspruch lag ja ein Theil vom Geheimniß des Erfolges.

Am 27. Mai (1784) ging sie nach Versailles, nachdem die Königin sie gelegentlich bemerkt hatte. Frau v. Makau, eine hervorragende Hofdame, war entzückt, eine Elsässerin zu sehen. „Wenig Frauen von dort machen den weiten Weg." Ueber den ihr in Versailles entgegentretenden Luxus spricht sie sich wiederum tadelnd aus, doch wurde sie gerade jetzt am Hofe förmlich vorgestellt, bekanntlich eine große Ehre, die sie auch zu schätzen wußte. Der König schwieg und hatte höchstens ein verlegenes Lächeln, die Königin bot wenigstens einige freundliche Worte. Frau v. Oberkirch hielt die Sache doch wenigstens für so wichtig, daß sie die ganze Reihe der Glücklichen aufzählt, Herren und Damen, die im Jahre 1784 das Glück der Präsentation mit ihr theilten. Daß die Frau v. Oberkirch auch jetzt alles sah und genoß, was die Umgebung des Hofes und Paris selbst an Genüssen bot, wissen wir bereits. Sie weiß alles vortrefflich zu schildern, ihr Gedächtniß läßt sie nie im Stich und überdies hat sie ihr Tagebuch, das sie seinerzeit auf den Rath der Großfürstin angelegt und weiter fortgeführt hatte. Die interessantesten Gestalten führt sie uns vor: Florian, Laharpe, den König von Schweden, den Grafen de Lamarck, den Freund Mirabeau's, über den sie sich höchst ungünstig äußert: „cet homme si libertain et perverse" in allen Dingen, der doch kaum schon in der Mitte seiner Laufbahn stand. Am 24. Juni geht sie nach Versailles, um Abschied zu nehmen, die Königin war äußerst liebenswürdig und ersuchte sie, ja nicht lange im Elsaß zu bleiben und bald wiederzukommen, denselben Wunsch sprach die Herzogin von Bourbon aus. „Ich liebe Paris, dann liebe ich aber auch mein Geburtsland, meine theuern Berge, wenn ich sie am Horizont erblicke."

Der letzte Theil der Denkwürdigkeiten erweckt vielleicht geringere Aufmerksamkeit.

Sie eilte zunächst nach Mömpelgard, wo sie unter anderen den Prinzen Heinrich von Preußen traf, dann er-

Digitized by Google

zählt sie die bereits bekannte Aeußerung von Hengar, mit dem sie in Mömpelgard zusammentraf. Hengar sprach sich bekanntlich mit feuriger Bewunderung über Rousseau's Emil aus und daß er seinen Sohn nach den dort vorgetragenen Grundsätzen erziehe. „Um so schlimmer für Euch," habe Rousseau erwidert, „und noch schlimmer für ihn." Dann kommt sie auf die Halsbandgeschichte zu sprechen, über die wir gerade nichts neues vernehmen, nur daß ein gewisses Mitleid für den Cardinal Rohan durchklingt. Weiterhin erzählt sie das Zusammentreffen mit Lady Craven, die mit einem Empfehlungsschreiben von dem Markgrafen von Ansbach nach Mömpelgard kam. Die Craven war ohne Zweifel eine höchst gewinnende Person, während der Markgraf, der bereits im Jahre 1779 sein Fürstenthum gegen eine Entschädigung an Preußen abgetreten hatte, mehr Originalität als Talent besaß. Dann ging sie nach Straßburg zurück und fand hier einen Brief von der Großfürstin voll von Klagen und Jammer, namentlich über die Kaiserin Katharina, die ihre Enkel selbst erziehen will u. s. w. Aber bald tritt sie ihre dritte Reise nach Paris an, von ihrem Manne und zugleich ihrer Tochter, die jetzt 10 Jahre zählte, begleitet. Sie macht jetzt die nähere Bekanntschaft von Mesmer, dessen Anhängerin die Herzogin von Bourbon war und dem sie sich nun ebenfalls anschloß. Der Somnambulismus spielte ja, wie bekannt, in Paris gerade bei den vornehmen Geschlechtern eine große Rolle. Auch das Theater wurde nicht vernachlässigt. Zugleich klagt sie über die einreißende Anglomanie und ihren gewaltigen Fortschritt, sie macht dafür besonders den Herzog von Orleans verantwortlich. Dann erzählt sie von einem Kinderball, einer Sitte, die ihr ganz neu erscheint und die, wie sie sagt, namentlich durch die Frau v. Genlis unterstützt wird. Aber auch ihre eigene Tochter nahm daran theil, unterhält sich dabei vortrefflich und der junge Herzog von Enghien erscheint dabei als ihr Tänzer. Am 27. Februar 1786 wird sie zu einem Ball in Versailles durch die Königin eingeladen, da sie seit ihrer Präsentation Zutritt zum Hofe hat. Sie spricht wieder von der ungeheuren Pracht und Verschwendung, die sie da erlebt, die Königin geht allen anderen voran, viele junge und reizende Damen treten auf, es wird getanzt, gespeist und nebenher gespielt. „Was an Geld verloren ging, bedrückte mir das Herz." Vom König ist keine Rede. Wieder besucht sie die „Hochzeit des Figaro", wobei sie Beaumarchais kennen lernt, der sich der Herzogin von Bourbon vorstellt. Dann erscheint die Herzogin von Kingston, deren Geschichte sie ausführlich mittheilt, die auch heutzutage noch interessiren kann. Am 1. April verläßt sie aber Paris und kommt am 6. in Straßburg an. Zurückgekehrt, erhält sie durch die Herzogin von Bourbon noch Nachrichten aus Versailles und findet unter ihren Papieren eine Liste von Herzogen, wirklichen Pairs oder solchen, die es nur durch brevet waren und deren Namen sie beifügt. Angesichts des herrschenden Geistes der Zerstörung erscheint ihr das wichtig genug, was uns freilich zweifelhaft erscheinen kann. Mit Theilnahme erzählt sie den Tod Friedrichs II. Nach Mömpelgard, dessen Fürstin sich vereinsamt fühlt, kann sie leider diesen Winter nicht gehen. Ganz Straßburg ist voll von der Geschichte und Behandlung des Cardinals Rohan; das einzige, was sie tröstet, ist das Edict des Königs von Frankreich für die Protestanten, denn auch ihr Vater stirbt Ende 1788. Der Somnambulismus greift immer weiter um sich, auch ihr Gemahl kann sich ihm nicht ganz entziehen. „Das Ende des ungläubigen Jahrhunderts ist von dieser unglaublichen Liebe zum Wunderbaren bezeichnet, ich würde sagen vom Aberglauben, wäre ich, malgré moi, nicht auch selbst davon ergriffen. Das alles bedeutet die Auflösung der Gesellschaft. Gewiß ist, daß noch nie die Rosenkreuzer, die Adepten, die Propheten und alles, was dazu gehört, so zahlreich waren und gehört wurden. Die Unterhaltung dreht sich fast ausschließlich um diese Dinge, sie erfüllen alle Köpfe, beschäftigen alle Einbildungen, auch die ernsthaftesten, und wenn diese Memoiren davon viele Spuren bezeugen, so ist dies ein getreues Spiegelbild dieser Epoche. Unsre Nachkommen werden das mit Mühe glauben, sie werden nicht begreifen, wie die Leute, die an allem zweifeln, auch an Gott, an die Vorhersagungen glauben können."

Die Fürstin von Mömpelgard, die an einem Augenübel leidet, kommt nach Straßburg und die Frau v. Oberkirch sucht sie nach Kräften zu unterhalten. Die Provinzen sind ja von Paris aus, namentlich durch die Vorliebe für das Theater, angesteckt. Die Königin selbst, wie man sich erinnert, hat das Beispiel dazu gegeben. Frau v. Oberkirch meint, man hätte diesen Vergnügungen entsagen sollen, sie haben Stoff zu Verleumdungen der edlen Fürstin gegeben, sie dringen durch alle Winkel Frankreichs und bringen die königliche Majestät in Verachtung.

Indessen verdüstern sich die Zeiten immer mehr, oder besser gesagt: die bereits vorhandene Verdüsterung drängt sich der Verfasserin immer deutlicher auf. Der auf ihr lastenden Empfindung gibt sie zum Schlusse noch folgenden ergreifenden Ausdruck.

„Ich habe noch einige Worte hinzuzufügen. Die Ereignisse dieses Jahres, in welchem man die Zukunft voraussieht, nehmen mir die Feder aus der Hand. Der 14. Juli (1789), der Tag der Einnahme der Bastille, hat die alte Monarchie stürzen sehen, die neue, die man gründen will, hat keine Wurzeln und wird sie in Frankreich niemals haben. Infolge dieses beklagenswerthen Ereignisses sind überall Unordnungen entstanden, z. B. auch in Mömpelgard, das bald in die Hände der Franzosen fiel, der Schrecken verbreitet sich im Lande, jeder zieht sich auf sich zurück, jeder zittert. Wir werden noch mehr erleben."

„Aber meine Aufgabe ist erfüllt, ich will und kann mehreres nicht sagen. Ich trage Schmerz in der Seele und den Tod im Herzen. Alles, was ich verehre, geht zugrunde und was ich liebe, ist bedroht, ich habe keine Kraft mehr, als zu dulden, und um nichts in der Welt möchte ich die Erinnerung an diese schrecklichen Tage verewigen. Lebe wohl, du süßer Zeitvertreib, lebt wohl, ihr Stunden, gemacht, die Vergangenheit wieder zu beleben. Man muß an die Gegenwart denken. Was die Zukunft anlangt, möge Gott sie behüten; möge er das Böse entfernen und uns erretten, möge er Erbarmen haben mit der Menschheit und ihr verzeihen. Das ist mein liebster Wunsch. Unsre Kinder sind in einem traurigen Augenblick auf die Welt gekommen." —

Ihre bangen Befürchtungen erfüllten sich nur zu bald, als die Revolution ausbrach. Sie und ihr Gemahl wurden von der Bewegung gepackt, nachdem sie das Elsaß erreicht hatten, und zur Haft verurtheilt. Erst nach dem Sturze Robespierre's erlangten sie ihre Freiheit wieder. Weiteres erfahren wir nicht mehr über Frau v. Oberkirch, außer einer Notiz der russischen Kaiserin vom 22. März 1800, worin sie ihr den Tod des Kaisers Paul anzeigt. Frau v. Oberkirch selbst ist am 10. Juni 1803 gestorben, während wir den Tod ihres Gemahls nicht erfahren. Ihre Tochter hat den Grafen v. Montbrison geheirathet, der durch die Veröffentlichung ihrer Denkwürdigkeiten für die Erhaltung ihres Andenkens gesorgt hat. Die zweite Ausgabe vom Jahre 1853 hat er mit kleinen Aenderungen ausgestattet und sie dem Kaiser Nikolaus, dem Sohne ihrer Freundin, gewidmet. Schon vorher waren sie auch in die englische Sprache übersetzt worden, nur in Deutschland hat man sie die längste Zeit ignorirt. Möge vorstehender bescheidener „Versuch" wenigstens die Aufmerksamkeit unsrer Landsleute auf sie lenken, bis eine gewandtere Hand ihr ein würdiges

Digitized by Google

Denkmal setzt. Die Dichtung „Das Mädchen von Oberkirch", mit der sich in neuester Zeit Professar Röthe in Göttingen beschäftigt hat, steht in keinem Zusammenhang mit ihr.

Universales Obligationenrecht.

Wahrscheinlich wird die Entwicklung des modernen Verkehrs, der mehr und mehr ein Weltverkehr wird, nach dahin führen, daß die an ihm betheiligten Völker und Staaten sich über ein gemeinsames Verkehrsrecht einigen, dessen Keime ja bereits sichtbar vorhanden sind. Die Einigung über die Hauptgrundsätze und den Hauptinhalt dieses Weltverkehrsrechts, von dem schon die römischen Juristen träumten, ist keineswegs so schwierig, wie vielfach angenommen wird; eine Prüfung des geltenden Verkehrsrechts der Culturstaaten, welche bis in die kleinsten Einzelheiten ginge, würde unzweifelhaft das Ergebniß zutage fördern, daß nicht nur die Grundformen und Grundgedanken allenthalben dieselben sind, sondern daß auch bei ihrer Ausgestaltung im einzelnen die Rechte der auf gleicher Cultur- und Wirthschaftsstufe befindlichen Völker eine sehr große Verwandtschaft und Aehnlichkeit mit einander aufweisen.

Auch die ethnologische Jurisprudenz gelangt für das Recht der Naturvölker, wie Friedrichs in seinem Buche „Universales Obligationenrecht"[1]) darthut, zu einem Ergebniß, das nicht grundsätzlich von diesem verschieden ist. Dies könnte zunächst auffallen, da nicht anzunehmen ist, daß der Menschengeist bei einem vollständig im Urzustande gebliebenen Stamme dieselben Rechtsformen hervorbringt wie bei einem so hoch entwickelten Volke, wie es die Griechen waren; trotzdem kann die Richtigkeit nicht in Zweifel gezogen werden. Natürlich sind die wirthschaftlichen Verhältnisse für die Entstehung der Obligationenformen maßgebend; bei einem Volke, welches die See befährt und Seehandel treibt, entwickeln sich dem Seerecht eigenthümliche Gestaltungen, welche ein binnenländisches Agrarvolk nicht kennt aber erst nach Berührung mit jenem kennen lernt. Ein Beispiel hiefür bietet das Bodmereidarlehen. Es muß dahingestellt bleiben, ob dieses zuerst von den Babyloniern entwickelt wurde, wie Ihering in seiner letzten Arbeit annahm: sicher ist, daß es nur bei einem die Seefahrt und den Seehandel treibenden Volke entstehen konnte. Mit der Einschränkung, die sich aus dieser Berücksichtigung der wirthschaftlichen Verhältnisse ergiebt, zu denen wir auch die physischen, vor allem die Lage eines Landes, die Bodengestalt und das Vorhandensein mächtiger Wasserläufe rechnen, läßt sich aber dem Satze zustimmen, den Friedrichs am Schlusse seines sehr anregenden und auf einem reichen Quellenmaterial fußenden Buches aufstellt: daß sich nämlich auch hiebei zeige, mit wie wenig Grundformen und Grundgedanken die schöpferische Kraft des Menschengeistes trotz aller Mannichfaltigkeit im einzelnen arbeite. Die variae causarum figurae aus dem Obligationenrecht der zahllosen Völker, Stämme und Horden lassen sich in der That auf verhältnißmäßig wenige typische Grundformen zurückführen und die Flucht der Erscheinungen, die auf den ersten Blick regellos jeder Einheit zu spotten scheint, kann das Auffinden des ruhenden Pols wohl erschweren, aber nicht unmöglich machen. Ohne die Forschungen der ethnologischen Jurisprudenz würde man gewiß kaum auf den Gedanken kommen, daß die für die Capitals- und Arbeitsvereinigung so charakteristische Form der Gelegenheitsgesellschaft, welche der neue Entwurf des deutschen Handelsgesetzbuchs nicht mehr als Gesellschaft anerkennt, viele Jahrhunderte vor den Tagen bereits bekannt war und im Verkehrsleben angewendet wurde, in denen der dröhnende Tritt der Legionen Roms die Germanen mit dem Adler der Siebenhügelstadt bekannt machte. Es steht heute fest, daß die Babylonier, deren Recht überhaupt hoch entwickelt war, die Gelegenheitsgesellschaft kannten, und zwar sowohl bei Freien, als auch bei Freien einerseits Sklaven andrerseits. Das Gesellschaftsvermögen stand im Miteigenthum der Gesellschafter, ihre Antheile waren für die ganze Dauer der Gesellschaft fest bestimmt; wenn der eine Gesellschafter mehr einwarf oder weniger herausnahm als der andere, so entstanden Ersatzansprüche, die auf den Antheil am Gesellschaftsvermögen keinen Einfluß ausübten; war die Gesellschaft beendigt, so fand eine Abrechnung statt (Friedrichs, S. 193, 194). Hier haben wir den Hauptinhalt des Rechts, das für die Beurtheilung der aus einer Gelegenheitsgesellschaft entstehenden Rechtsverhältnisse nach den Gesetzgebungen der wichtigsten Handelsvölker maßgebend ist. Auch hiebei dürfte sich noch nicht mit endgültiger Sicherheit behaupten lassen, daß die Babylonier diese Form der Capitalsvereinigung zuerst entwickelten, wenn schon die Wahrscheinlichkeit hiefür spricht. Der rege Handel dieses merkwürdigen Volkes mußte nicht minder das Entstehen dieser Rechtsform begünstigen, als das ausgebildete Baugewerbe; jener wie dieses erforderte bedeutendes Capital, das sich nur durch Vereinigung mehrerer capitalbesitzender Personen schaffen ließ.

Ein anderes Beispiel für die Richtigkeit obigen Satzes bietet uns die Uebertragung einer Forderung (Cession). Auch sie war dem babylonischen Rechte bekannt, und zwar sowohl bei verbrieften wie nichtverbrieften; bei ersteren geschah sie in formloser Weise durch Uebergabe der Schuldurkunde, deren Dauerhaftigkeit bekanntlich den Stürmen der Jahrtausende Trotz bot, bei letzteren mußte eine besondere Urkunde errichtet werden. Die Garantiepflicht des Cedenten für Richtigkeit und Güte der Forderung (nomen verum et bonum esse) scheint in den Cessionsverträgen nicht erwähnt zu werden, und es liegt dieserhalb der Schluß nahe, daß das babylonische Recht dieselbe nicht gekannt habe (Friedrichs S. 72). Hiegegen spricht aber die Erwägung, daß solch kluge und berechnende Geschäftsleute, wie die Babylonier, sicherlich keine Forderung erwarben, deren bisheriger Besitzer nicht für den Werth derselben Bürgschaft leistete. Die Uebertragung von Forderungen scheint auch den eigentlichen Naturvölkern nicht unbekannt zu sein; auch Völker, die nur den Tauschhandel pflegen, übertragen Forderungen, und der von dem Gegenstand losgelöste Verkauf eines Guthabens läßt sich bei Stämmen nachweisen, die nicht viel über den anthropoiden Affen zu stehen scheinen.

Das universale Obligationenrecht, wie es sich auf Grund der ethnologischen Forschungen construiren läßt, ist eine der interessantesten Theile des universalen Rechts überhaupt und es erscheint bei ihm besonders bemerkenswerth, daß seine typischen Grundformen bei Ariern und Semiten im Wesen nicht verschieden sind.

Mainz. Ludwig Fuld.

---

[1]) „Universales Obligationenrecht" von Dr. Karl Friedrichs, Rechtsanwalt in Kiel. Berlin, Karl Heymann 1896.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. Das Reichs-Haftpflicht-Gesetz vom 7. Juni 1871. Erläutert von Dr. Georg Eger, Regierungsrath. 4. Auflage. Hannover, Helwing. — Ein Gesetz von zehn Paragraphen, zu dessen Erläuterung ein Commentar von sechshundert Seiten geschrieben werden kann und, wie die fortwährenden Neuauflagen beweisen, geschrieben werden muß: das ist gewiß keine glänzende Probe gesetzgeberischer Tüchtigkeit. Mehr als den vierten Theil dieses Umfangs nehmen schon die Anmerkungen zum § 1 in Anspruch, was allerdings nicht wunderbar erscheint, wenn man bedenkt, daß darin der Begriff des Betriebsunfalls zu erörtern ist. Dieser unglück-

liche Begriff hat unsre ganze sociale Versicherungsgesetzgebung, indem er zur ausschließlichen Grundlage der Unfallversicherungsgesetze gemacht wurde, in ein falsches Fahrwasser geleitet; die geradezu widersinnige Ausdehnung, die ihm die Rechtsprechung aus dem „Geiste des Gesetzes" gegeben hat und geben mußte, weil es unnatürlich schien, einen Arbeiter, der vor der Thüre der Fabrik den Fuß bricht, anders zu behandeln als einen, dem das gleiche Unglück innerhalb der Fabrikräume zustößt, ist dafür ein trifftiger Beweis. Egers gründliche und gediegene Ausführungen zu diesem Begriff zeigen, obwohl sie sich auf die Unfälle beim Betrieb von Eisenbahnen und die hierauf bezüglichen Entscheidungen der Gerichte beschränken, die Entscheidungen der Versicherungsämter aber als nicht unmittelbar dergehörig ausscheiden, daß schon auf diesem enger abgegrenzten Gebiet Controversen über Controversen bestehen und die Aussicht auf Klärung nur gering ist. Und in dem Reichshaftpflichtgesetz — der Titel empfiehlt sich für Schnellsprechübungen! — steht dieser streitige Punkt keineswegs einsam. Die Neuauflage des Eger'schen Commentars ist darum zu begrüßen, zumal in auch das Bürgerliche Gesetzbuch keine wesentlichen Aenderungen des Haftpflichtgesetzes enthält. Diese sind bei den in Betracht kommenden Paragraphen vermerkt, aber noch nicht mit Erläuterungen versehen. Sie sind leicher nicht dringend bedürftig.

∞ **Alfred Freiherr v. Berger: Studien und Kritiken.** Wien, Literarische Gesellschaft, 1897. — Referent hat Bergers bei Cotta erschienene Verse vor Jahren an dieser Stelle als „Gedichte eines Kritikers" angezeigt. Seine Essays, die von Homer, Aeschylos und Dante bis auf Ibsen und Schnitzler gehen, wirken vielfach als Kritiken eines Lyrikers. Ein feiner, mitunter nur überfeiner Geist gibt stets anregende Stimmungsbilder des reinen und der widerwärtigen Eindrücke, die alte und moderne, redende und mimische Kunst auf ihn geübt. Dabei hat es einen eigenen Reiz, so stark subjective Empfindungen in ausnehmend klare, objective Form gegossen zu sehen. Bergers Prosa gemahnt mehr an die Art und Schule des Goetheschwärmers Feuchtersleben, als an die Schärfe des Lessingjägers Schrepvogel. Am meisten bemerkt wird wohl die Analyse von Ibsens „Noemershoim" werden. Am besten widerlegt wird das geschickte Plaidoyer gegen die Aufnahme von Anzengrubers „Meineidbauer" in das Repertoire des Burgtheaters durch ein (in diesem Sammelband allerdings nicht wiedergeholtes) spätereS Feuilleton Bergers in der „Presse", in der er, und zwar mit den besten Gründen, für die Aufführung des „G'wissenswarm" im Burgtheater sich einsetzte. Wir sagen das nicht aus Neckerei, vielmehr zum Lobe eines Kenners, der unbefangen genug ist, frühere Urtheile, wenn's Noth thut, zu revidieren. Gut und gescheit sind auch die Parallelen der Lebenstäufe von Otto Ludwig und Schiller. Prächtig sind die Gedanken über Grillparzers Scherzwort von den „Fiaker-Ideen", aus denen die rechten dramatischen Motive erwachsen. Dankenswerth ist überhaupt das ganze Buch, das uns regen Verkehr gewährt mit einem selbständigen Kopfe, der nie leires von tauten Fragmenten nicht den kritischen Urwald sieht, mit anderen Worten: Bergers Freunde verdrießt es, daß er nicht mit gesammelter Kraft erstens an die Geschichte des deutschen Dramas von Lessing bis auf die Gegenwart, und zweitens an eine ästhetische Würdigung der Entwicklung des Burgtheaters sich macht. Wir in Oesterreich sind nicht so reich an schöpferischen Kunstreichthum, als daß ein Mann von Bergers Gaben sich nur auf Bei- und Nebenwerk beschränken dürfte. Daß er in die Tiefe gehen kann, wissen seine Hörer und Freunde längst, merken seine Leser gelegentlich auch in seinen Studien und Kritiken, wird die Gelehrtenwelt demnächst ganz besonders aus Bergers Beiträgen zu einer neuen bei Veit erscheinenden Verdeutschung der Poetik des Aristoteles von Theodor Gomperz erfahren. All das genügt indessen auf die Dauer nicht: Berger darf kein ewiger Essayist in dem ursprünglichen Wortsinn bleiben; er muß über „Versuche" zu runden, reichen Schöpfungen fortschreiten.

* Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, schreibt man der „Frkf. Ztg.", daß die Spectralanalyse des Sonnenlichts zugleich wichtige Aufschlüsse über den Zustand der Erdatmosphäre zu geben im stande ist. In dem continuirlichen, die bekannten Regenbogenfarben der Reihe nach zeigenden Streifen, als welcher sich das Spectrum der Sonne darstellt, treten viele schwarze sogenannte Fraunhofer'sche Linien auf, welche man mit Recht als von den nicht leuchtenden Gasen herrührend ansieht, die das Sonnenlicht durchdringen muß, ehe es zu unserm Auge gelangt. Solche Gase finden sich in der Atmosphäre der Sonne, aber auch in der unsrer Erde, welche die Sonnenstrahlen so gleichfalls passiren müssen. Auf diesen Einfluß unsrer Atmosphäre wurde man besonders aufmerksam, als man wahrnahm, daß die Stärke von gewissen Linien sich veränderlich zeigte, also auf eine Veränderung in der Menge des wirksamen Gases hinwies. Die Vermuthung, daß dieses Gas der Wasserdampf, dieser für die Meteorologie so wichtige Bestandtheil unsrer Lufthülle sein könnte, wurde durch eigens zu dem Zwecke angestellte Beobachtungen bestätigt. Es ist besonders eine Linie, welche der Wellenlänge von 594 Millionstel Millimetern entspricht, im gelben Theile des Spectrums, die hier in Frage kommt. Zur Entscheidung dieser Frage haben Egeroff, Janssen und zuletzt der italienische Astrophysiker Riccn Bergeshöhen aufgesucht, auf welchen die von der Sonne durchstrahlte Luftschicht geringer ist als in der Ebene, und deshalb auch die Menge des in ihr enthaltenen Wasserdampfes. Ricco beobachtete nach einander an drei Orten, in Catania (65 Meter über dem Meere), Nicolosi (700 Meter) und auf dem Aetna (3000 Meter), und konnte nachweisen, daß mit zunehmender Erhebung die Linie 594 immer schwächer wurde. Nach war durch gleichzeitige Beobachtungen der Luftfeuchtigkeit der Nachweis zu führen, daß die Linie um so stärker austrat, je mehr Wasserdampf die Luft enthielt. Da somit diese Linie dem Wasserdampf unserer Atmosphäre ihr Dasein verdankt, so wird sie mit dem Namen „Regenband" zutreffend bezeichnet und ist berufen, in der Meteorologie eine Rolle zu spielen. Vor dem gewöhnlichen Hygrometer, das uns die Feuchtigkeit in der Nähe des Erdbodens anzeigen kann, hat sie dabei den Vorzug, durch ihre größere und geringere Dicke die Menge des Wasserdampfes bis zu den höchsten Höhen der Atmosphäre anzugeben und damit die Wahrscheinlichkeit eintretenden Regenwetters vorher anzukündigen. Allerdings ist dieses neue Hygrometer nur bei Sonnenschein zu brauchen.

U. **Ausgrabungen in Griechenland.** In Athen haben die Arbeiten zur Aufdeckung des Nordabhanges der Akropolis begonnen, und zwar wird zunächst die Gegend zwischen dem Areopag und der Nordwestecke der Akropolis unter Leitung des Ephoros Kastriotis untersucht. Man fand hier neben einer Anzahl von Inschriften aus der Zeit der Perserkriege moderne türkische Gräber, angeblich von Soldaten, die beim Aufstand des Jahres 1821 gefallen sind; das Vorhandensein einer türkischen Begräbnißstätte hatte Dörpfeld weiter südlich von dieser Stelle bereits früher festgestellt. Die Grabungen zwischen Areopag und Akropolis sollen, sobald keine weiteren antiken Reste zu Tage kommen, wieder zugeschüttet werden, um die Anlage einer Schienenbahn zu ermöglichen. Diese wird die Schuttmassen vom Nordabhang zwischen Areopag und Akropolis hindurch nach der Südseite bis zu der Stelle befördern, wo auch die großen Schutthalden von den Ausgrabungen des Südabhanges der Akropolis liegen. — Die Ausgrabungen des Deutschen Archäologischen Instituts am Westabhang der Akropolis werden gegen Ende des Jahres wieder aufgenommen werden. — Der Zerstörung der alten Felshügel um Athen, namentlich des Payrund Musiansügels, durch moderne Steinbrüche, die auch an dieser Stelle beklagt wurde, soll erfreulicherweise jetzt Einhalt gethan werden. Die griechische Archäologische Gesellschaft ist beim Ministerpräsidenten deßwegen vorstellig geworden und das Cultusministerium wird nächstens der Kammer einen Gesetzentwurf unterbreiten, der einen weiteren Abbau des historischen Bodens verhindert. — In Cianfis haben die durch den Ephoros Ikias neu begonnenen Grabungen Gräber sehr alter Zeit aufgedeckt, mit zum Theil reichem Inhalt, namentlich an Thongefäßen; u. a. kamen Vasen, die den in Thorikos gefundenen Gefäßen mykenischer Art ähnlich sind, zum Vorschein. — In Vatens ist nach einer Notiz des „Asty" ein Mosaikfußboden von 5 Meter Länge und 3 Meter Breite aufgefunden worden, auf dem Kämpferpaare in verschiedenen Stellungen dargestellt sind. Das Mosaik soll von guter Arbeit sein und wird als ein Werk später, angeblich byzantinischer, Zeit bezeichnet.

* Eine interessante Entdeckung hat Hauptlehrer Gutmann in Eguisheim bei Colmar gemacht. Von der Vermuthung ausgehend, daß dort an Stelle der „Drei Eyen" ein römisches Castell gestanden habe, das directe Straßenverbindung mit Breisach (Mons Brisincus) hatte, stellte er fest, daß eine noch vielfach als Feldweg vorhandene Straße in Wirklichkeit diese festen Plätze der Römer verband. Nachgrabungen an dieser ehemaligen Römerstraße haben nun ergeben, daß unweit des ersten Bahnüberganges unterhalb der Station Eguisheim, an der Rheinseite des Bahndammes, ein ausgedehntes römischer Hänsercampier gestanden hat. Einstweilen sind die Fundamente einer Villa bloßgelegt.

Digitized by Google

* Der Bericht des amerikanischen „Commissioner of Education" für 1893/94 gibt, wie die „Science" berichtet, eine internationale Statistik über die Zahl der Bücher und Manuscripte in den Universitätsbibliotheken Europa's. Deutschland steht an erster Stelle; seine 20 Bibliotheken enthalten etwa 5,850,000 Bände, über 3 Millionen mehr als die Bibliotheken Italiens, das den zweiten Platz einnimmt. Großbritannien, Oesterreich und Rußland haben jedes mehr als 1,800,000 Bände, Schweden und Norwegen haben 790,000, Spanien 726,000. Es ist bemerkenswerth, daß von den acht Ländern, wo Zahlenfeststellungen gemeldet wurden, Frankreich, das mehr Bibliotheken hat als irgend ein anderes Land außer Deutschland und Italien (16), die kleinste Gesammtzahl der Bücher aufweist (692,200 Bände) und daß in Großbritannien, das nur 9 Universitätsbibliotheken mit im ganzen 1,849,600 Büchern besitzt, mehr als 1 Million davon sich (ziemlich gleichmäßig) auf Oxford und Cambridge vertheilen. Man muß indessen berücksichtigen, daß die großen öffentlichen Bibliotheken, wie die des British Museum in London und die Bibliothèque Nationale in Paris, für das Zurückbleiben der Universitäten zum Theil entschädigen. Die vier größten Büchersammlungen sind Straßburg (704,076 Bände), Leipzig (504,683 Bände), Oxford (530,000 Bände) und Cambridge (506,500 Bände), während die Bibliotheken in Göttingen, Heidelberg, München, Wien und Petersburg jede mehr als 400,000 Bände enthalten. (Diese ganze Statistik erhält dadurch etwas schiefes, daß in etlichen Universitätsstädten zugleich große Staats- (oder auch Stadt-)Bibliotheken vorhanden sind, in anderen nicht. D. Red.)

⊙ **Freiburg i. B.** Der seit 1894 pensionirte Professor der alttestamentlichen Theologie, Geistl. Rath J. König, feierte am 30. d. M. sein 50jähriges Doctorjubiläum. König gehört zu den von jeher friedlich gesinnten badischen Geistlichen und ist eine feinsinnige Natur Wessenbergischen Geistes. Seine wissenschaftliche Thätigkeit erstreckte sich außer auf die alttestamentliche Forschung, der schon seine Dissertation angehört, auch auf die Kirchengeschichte. Noch jetzt ist er Mitglied der Badischen historischen Commission und hat die Leitung der Zeitschrift des kirchlich-historischen Vereins, des „Freiburger Diöcesanarchivs". Er habilitirte sich 1847 und erhielt 1857 die ordentliche Professur. In den Jahren 1863/64 und 1884/85 war er Prorector der Universität. — Der Privatdocent der Kunstgeschichte Dr. v. Terey, der als Custos und Vorstand der Kupferstichabtheilung an das ungarische Nationalmuseum berufen ist, hat bereits Urlaub erhalten und wird in diesem Semester nicht mehr lesen.

* **Berlin.** Der Rector der Universität erhielt dieser Tage vom Leiter des hiesigen „American-Theaters" folgenden originellen Brief: „Herrn Brunner, hier. Bitte höflichst, den Herren Studirenden bekannt zu geben, daß ich denselben im „American-Theater" eine Preisermäßigung von 50 Procent an den Wochentagen gewähre. . . . Selbstverständlich stelle ich Ihnen zu jeder Zeit Billets honoris causa zur Verfügung."

* **Krakau.** Der Privatdocent der Mathematik, Gymnasiallehrer Dr. Stanislaus Kepinski, wurde zum außerordentlichen Professor ernannt.

* **London.** Im Alter von 68 Jahren starb hier am 27. Oct. der Professor der pathologischen Chemie am University College Dr. George Harley. Der Verstorbene hatte auch an deutschen Universitäten studirt und war u. a. seit 1862 correspondirendes Mitglied der bayerischen Akademie der Wissenschaften. Die Behandlung der Zuckerkrankheit, die er bei Thieren künstlich zu erzeugen verstand, hat Harley gefördert; ferner galten seine Studien den Erkrankungen der Leber, besonders in den Tropen. Auch beschrieb er wissenschaftlich die Wirkungen der Erblindung, die er sich in Folge angestrengten Mikroskopirens vorübergehend zugezogen hatte.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 29. bis 31. October folgende Schriften eingegangen:

Das kgl. bayerische Gesetz vom 18. März 1896 über die Inhaberpapiere mit sämmtlichen Vollzugsvorschriften und Nebengesetzen. Erläutert von Wilhelm Heule. Erlangen, Palm u. Enke 1896. — Dr. Joseph Trutter: Das österreichische Civilprocessrecht in systematischer Darstellung. 1. Th. Einleitung und allgemeiner Theil. Wien, Moriz Perles 1897. — Monatshefte des Budapester Communal-Statistischen Bureaus. Redigirt von Dr. Joseph Körösi. 24. Jahrg. Nr. 279. Aug. 1896. — *Statistica della Stampa Periodica* nell' anno 1895. Ministerio di Agricoltura, Industria e Commercio, Direzione generale della Statistica. Roma, G. Bertero 1896. — Dr. Anton Wesselsky: Oesterreicherthum. Eine prosische Denkschrift. Wien, Cornelius Vetter 1896. — Mathieu Schwann: Elsaß-Lothringen. Zürich, J. Schabelitz 1897. — Aus fürstlichem Nachlaß. Ebd. 1897. — Christine Freiseau v. Hoiningen-Huene: Die deutsche Justiz und das Entmündigungsgesetz. Ebd. 1896. — Dr. Lahs: Die Verstaatlichung des Medicinalwesens in Preußen. Marburg, N. G. Elwert 1896. — Medicinal-Kalender für 1897. Mit Benutzung der Ministerial-Acten. Hggb. von Dr. R. Wehmer. 2 Abtheilungen. Berlin, August Hirschwald 1897. — Kalender für Gesundheitstechniker. Taschenbuch für die Anlage von Lüftungs-, Centralheizungs- und Badeeinrichtungen 1897. Hggb. von Hermann Recknagel. Mit Abbildungen und Tabellen. München u. Leipzig, R. Oldenbourg. — O. Ellingshaus: Tafeln zur schnellen Bestimmung von Ventilationsanlagen für Bergwerke, zum Gebrauche für technische Grubenbeamte, Ingenieure und Fabricanten. Essen, G. D. Baedeker 1896. — Siegmund Ehiger: Praktische Winke für alle Ausstellungsbetheiligten. Breslau, Selbstverlag 1896. — J. Polapenko: Ein socialer Pfarrer. Aus dem russischen Priesterleben. Deutsch von Hans Loquiz. 2. Aufl. Leipzig, Reinhold Werther. — F. A. Fedderfen: Lieder eines Christlich-Socialen. Ebd. 1896. — Max Lorenz: Religion und Socialdemokratie. (S.-A. aus „Die christliche Welt".) Berlin, Bousset u. Kundt 1897. — C. Wuttke-Biller: Pflicht. Familiengeschichte aus den Befreiungskriegen. Dresden u. Leipzig, Carl Reißner 1896. — Karl v. Raumer: Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen classischer Studien bis auf unsre Zeit. Fortgeführt und ergänzt von Dr. G. Lothholz. 5. Th. Pädagogik der Neuzeit in Lebensbildern. Gütersloh, C. Bertelsmann 1897. — Friedrich Lippmann: Der Kupferstich. 2. Aufl. Mit Abbildungen. (Handbücher der kgl. Museen zu Berlin.) Berlin, W. Spemann 1896. — Ernst W. Bredt: Zum Abbruch des Secessionsgebäudes in München. Ein offenes Wort. München, Selbstverlag. — Dr. Johann Szendrei: Ungarische kriegsgeschichtliche Denkmäler in der Millenniums-Landes-Ausstellung. Verfaßt im Auftrage der Commission für die kriegshistorische Gruppe. Uebersetzt von Reymond-Schiller. Mit 900 Abbildungen. Hggb. vom kgl. ung. Handelsminister. Budapest 1896. — Leipzig: Die Feldartillerie im Zukunftskampf und ihre kriegsgemäße Ausbildung. Berlin, R. Eisenschmidt 1897. — Essays von Otto Gildemeister. Hggb. von Freunden. 1. Bd. Berlin, Wilhelm Hertz 1896. — Dr. W. Steelberg: Gothisches Elementarbuch. (Sammlung von Elementarbüchern der altgermanischen Dialekte.) Heidelberg, Carl Winter 1897. — Die Kunst unsrer Zeit. Chronik des modernen Kunstlebens. 7. Jahrg. 11. Lfg. München, Franz Hanfstaengl.

Neuigkeit 1896.

Im Verlage von A. G. Liebeskind in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen oder gegen Voreinsendung des Betrages unmittelbar vom Verleger zu beziehen:

Bozener Märchen

und Mären

von

Hans Hoffmann.

Mit Zeichnungen von Kunz Meyer.

Oktav. VII u. 224 Seiten. [14984]

Geheftet in illustriertem Umschlag 3 Mark.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1896. 118. Band. Neuntes Heft.

Inhalt: Römische Jubiläumswanderungen im Jahre 1896. — Literarische und künstlerische Thätigkeit in deutschen Nonnenklöstern im ausgehenden Mittelalter. — Der antifreimaurerische Congreß zu Trient. — Gibt es in der Freimaurerei einen Satanscult? — Brück's Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. — Erinnerungsblätter von E. Ringseis. (15434)

Jahrgang 1896. München, Montag, 2. November. Nummer 254.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe. XVII. Von Spectator. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kirchenpolitische Briefe.[1])

XVII.

„So t'Evangelista non ha celato il peccato e la caduta del Giuda, perchè dobbiamo noi celare il peccato di vescovi ed altri personaggi?“

Cardinal Manning an Leo XIII. (Purcell II, 581).

London, 20. Sept. Wir haben uns in unserm XV. Briefe mit der anglicanischen Periode in Mannings Leben beschäftigt; wenden wir uns der katholischen zu.

Im Spätherbst nach seinem Uebertritt sahen wir Manning sich nach Rom auf den Weg machen. Der Cardinal Wiseman hatte ihm den Auftrag gegeben, sich mit der Bildung einer Genossenschaft von Weltpriestern zu beschäftigen, welche in der inneren Mission zu verwenden seien. Das Ergebniß dieser Bemühung war die Gründung der Oblaten vom hl. Karl zu Bayswater; eine gute Empfehlung für Manning, als er nach Rom kam, um dies Werk dort durchzuführen. Der Papst nahm ihn überaus gnädig auf und ließ ihn durch den damaligen Kammerherrn, späteren Cardinal Hohenlohe, wissen, er möge zur Vertiefung seiner katholisch-theologischen Studien in die Accademia Ecclesiastica eintreten, in welcher bekanntlich die Adepten der päpstlichen Nuntiaturcarriere ihre Ausbildung erhalten. Aus dieser Zeit besitzen wir wieder interessante Tagebücher Mannings (I, 10 f.). Sie zeigen den Neophyten überzeugt, daß er ein ganz neues Werk zu beginnen hat, aber sie zeigen ihn auch erfüllt mit der Gewißheit, daß die Vorsehung große Dinge mit ihm vorhat, daß sie sich ganz besonders seiner annimmt (II, 12: „the more I see, the more I feel convinced that my divine Lord has been preparing me for this place and hour“). Er legt sich eine Jahres- und Tagesordnung vor, die nach mehr als einer Rücksicht beachtenswerth ist (II, 17). Er will demnach jedes Jahr ein Compendium der Dogmatik und der Moral durchgehen; das Neue Testament wenigstens einmal im Jahr, das Alte alle zwei Jahre lesen. Er will alle besonderen Freundschaften als krankhaft, zerstreuend und zeitraubend vermeiden. Seine particulare Gewissenserforschung soll sich auf Selbstgefälligkeit und Neid (complacency and invidentia) erstrecken. Offenbart er uns damit zwei seiner Hauptfehler, so legt er mit seltener Offenheit das fin-mot seiner Handlungsweise in einem Schlußparagraphen dieses Diariums dar: danach wünscht er, in seinen jetzigen Verhältnissen, d. h. in der katholischen Kirche, dieselbe Stellung zu gewinnen, die er in der anglicanischen hatte, jedenfalls eine solche, wie er und seine Freunde sie seinen Fähigkeiten entsprechend erachten. Eine spätere Note von 1883 macht zu diesen Aufzeichnungen von 1854 die Bemerkung: „Zeitungen und Volksstimme machten — schon damals — mich zum Bischof.“ Es ist gut, dies festzuhalten, denn es erklärt, leider nur zu deutlich, Mannings Verhalten in der Errington-Affaire.

In Rom verkehrte Manning freundschaftlich mit den Jesuiten, namentlich mit dem P. Beckx, den man den schwarzen Papst genannt hat, mit den Professoren am Collegio Romano, unter denen damals Perrone, Passaglia, Ballerini, Schrader die namhaftesten waren. „Sie waren,“ sagt das Tagebuch, „mir Freunde, einige von ihnen meine Beichtväter und Leiter meiner Studien“ (I, 19). Den Studien hat aber Manning offenbar auch hier nicht zu wehe gethan; seine Natur, sagt sein Biograph (II, 20), neigte nicht zu dem eingeschlossenen Leben des Studirenden, sondern drängte zu einer thätigen Existenz. Ueber vieles, was ihn damals bewegte und beschäftigte, gab er in seinen Briefen an Robert Wilberforce Auskunft (II, 25—48); denn seine Conversion hatte an dem Verhältniß zu diesem nichts geändert. Nach London zurückgekehrt, war er ganz den Werken praktischer Seelsorge hingegeben. „Zwischen 1852 und 1856,“ sagt Purcell (II, 50), „nahm Manning eine ganz einzigartige Stellung ein. Er war der Jesuitenkirche in Farm Street nicht gerade attachirt; er lebte auch mit den Jesuiten nicht in Gemeinschaft, noch war er Candidat ihres Novieiates; aber er war von den Jesuiten vorübergehend als Gast aufgenommen, las in ihrer Kirche täglich seine Messe und hatte seinen eigenen Beichtstuhl dafelbst.“ Daneben war er von allen Seiten als Prediger eingeladen; Wiseman ernannte ihn auch zum Diöresan-Inspector der Schulen. Plötzlich hörte das Verhältniß zu den Jesuiten auf. Sie machten ihm begreiflich, daß zu viel Leute ihn in ihrer Kirche aufsuchten, und daß dadurch ein ihnen unbequemer Zulauf entstehe. Manning nahm das übel und zog sich zurück. Die Jesuiten hatten zweifellos eingesehen, daß sich hier ein Einfluß erhob, der dem ihrigen Concurrenz mache; ein Verbrechen, das sie selbst ihren besten Freunden nicht nachsehen. Jetzt kam es zur Gründung der Oblaten des hl. Karl, an der Manning auf Wisemans Geheiß seit seinem Uebertritt gearbeitet und deren Procurator er nun wurde. Es war von allen Stiftungen, welche er unternahm, diejenige, welche ihm am meisten Genugthuung brachte und die auch sicher sein bestes Werk war. Im selben Jahre 1857 ernannte der Papst Manning an Stelle des in den Jesuitenorden eingetretenen Dr. Whitty zum Propst des Capitels von Westminster: damit war er, innerhalb der katholischen Kirche, wieder in den Rang gestellt, den er als Archidiakon von Chichester mit der wohlbegründeten Anwartschaft auf ein anglicanisches Bisthum einst eingenommen hatte. Die Intimität, in welche er jetzt mit Wiseman trat, hätte seine Ernennung zum Coadjutor mit dem Recht der Nachfolge ohne weiteres herbeiführen können; aber der Platz war besetzt. Er war besetzt mit einem durchaus ehrenwerthen, frommen und gelehrten Geistlichen, dem Titularerzbischof von Trapezunt, Dr. Errington, der 1851 Bischof von Plymouth geworden war und den der Papst

[1]) Vergl. Beilage Nr. 227 vom 1. October d. J.

1855 zum Coadjutor von Westminster cum jure successionis ernannt hatte — „a man of strong character, simple and upright, and governed by a high sense of duty", wie Hr. Purcell selbst zugestehen muß (II, 82). Dieser Mann besaß das Vertrauen des Capitels und des größten Theils des katholischen Episkopats in England; aber er besaß auch eine Eigenschaft, die ihn nach Ansicht Mannings und seiner Freunde an der römischen Curie zum Erzbischof von Westminster untauglich machte. Er war nicht ultramontan, er vertrat, wie seine Gegner behaupteten, den „antirömischen und antipäpstlichen Geist des englischen Katholicismus" (I, 81). Wie es Convertiten gewöhnlich ergeht, so sah sich auch Manning an als bestimmt und auserwählt, den alten Kindern des katholischen Hauses gegenüber den „echten Katholicismus" auszuspielen und zur Herrschaft zu bringen. Der Anblick der katholischen Kirche in England brachte ihn in Verzweiflung; sie war nicht ultramontan; „so lange," schreibt er an Mr. Talbot (I, 89), „die gegenwärtige Race von Bischöfen," — die alte Generation von Bischöfen und Priestern — „nicht ausgestorben oder beseitigt ist, kann die Religion (!) in England auf keine großen Fortschritte rechnen." Es gehörte eine wunderbare Geschichtsauffassung dazu, um sich ein solches Dictum zu leisten, nachdem England gerade im 16. Jahrhundert mit dem Katholicismus gebrochen hatte, weil — er ihm zu „päpstlich" war. Immerhin konnte man sagen, Manning dürfte sich zu seiner Bekämpfung Erringtons durch eine tiefe principielle Ueberzeugung gedrängt fühlen, welche sein Vorgehen an sich rechtfertigte. Aber was schwer zu rechtfertigen ist, das war die Wahl der Mittel und das war das Endergebniß des Streites; denn der Sieg über den Erzbischof von Trapezunt war ein persönlicher Sieg Mannings und bedeutete sein Einrücken in die Stelle des Besiegten. Was könnte man schließlich dagegen sagen, wenn jemand über die Geschichte dieses Conflicts das Motto setzte: „ôtez-vous afin que je m'y mette"?

Dieser Conflict setzte sich aus einer Reihe von Processen zusammen, welche keineswegs alle zu gunsten Wisemans und Mannings ausfielen. Es handelte sich einmal um die Verwendung der Oblaten des hl. Karl im St. Edmundscollege, welche die englischen Bischöfe und das Capitel von Westminster unkanonisch fanden; die Propaganda gab ihnen gegen den Erzbischof und Manning Recht (1858). Es handelte sich weiter um Klagen Wisemans gegen sein Capitel, das ihm die Einsicht in die Sitzungsprotokolle verweigerte und gegen gewisse Acte seiner Verwaltung Protest eingelegt hatte. Hier siegte der Erzbischof über seine Canonici (II, 114 f.). Das Verhältniß Wisemans zu den Suffraganbischöfen wurde durch diese Streitigkeiten tief gestört; Cardinal Barnabò konnte von einer Scissura nell' Episcopato reden, und wenn Manning den Bischöfen vorwarf, daß „ihre fossilirte Denkweise, d. i. ihr Gallicanismus, jeden Fortschritt hindere", so geben sie Wiseman und Manning das Compliment zurück, daß diese correct römisch denkenden Herren den Frieden und die Ruhe der englischen Kirche störten, fremde Gepflogenheiten und neumodische Praktiken einführten und ein ruheloses, ambitiöses Element in den Geist der englischen Katholiken einschmuggelten (II, 137).

Für die Beurtheilung dieses Streites und der Stellung, welche Manning in demselben nahm, ist die lange und eingehende Correspondenz von größter Wichtigkeit, welche Manning mit Msgr. Talbot führte (II, 1137 f.).

Msgr. George Talbot, jüngerer Sohn des Lord Talbot of Malahide, war bereits 1847 zur katholischen Kirche übergetreten. Pius IX. hatte ihn nicht bloß zu seinem Kammerherrn, sondern auch zu seinem vertrautesten Freunde und beständigen Begleiter gemacht. Sein Einfluß auf den Papst war, wenigstens für die Angelegenheiten Englands, außerordentlich; Manning wußte diesen Einfluß sich ganz zu eigen zu machen, und solange derselbe währte, erreichte er alles durch ihn.

In einem seiner Briefe an Talbot motivirt Manning sein wegwerfendes Urtheil über den älteren katholischen Klerus in England (II, 139). Dieser sei, sagt er, wohl hinreichend fromm, gut und selbstlos gewesen, um unter der alten katholischen Familie (unter „Old Catholics" meinte er natürlich damals etwas ganz anderes, als was wir seit 1870 unter „Altkatholiken" verstehen) und dem armen irischen Proletariat zu wirken. Jetzt aber, seit der Katholicismus in England wieder ins öffentliche Leben eingetreten, lägen ganz neue Aufgaben vor. Es handle sich darum, den Contact mit den gebildeten Classen der Nation, mit einer zum Theil den besten Classen der Gesellschaft angehörenden Laienschaft und vor allem auch mit der Regierung wiederzugewinnen und aufrechtzuerhalten. Es ist ganz richtig gewesen, wenn Manning für diese neuen Aufgaben eine neue Race von Priestern als Lehrer und Leiter nöthig erachtet. Sein Irrthum war nur, daß, statt den alten guten Stoff zu den neuen Aufgaben heranzuziehen und eine den Traditionen Englands entsprechende theologische Jugend zu bilden, er auf die italienische Façon der Frömmigkeit und der Gottesgelahrtheit zurückgriff, die doch nicht einmal im stande gewesen war, im eigenen Lande die Geister der Gebildeten der Kirche treu zu erhalten. Hier riß ihn der Eifer des Neophyten dahin. Talbot und Manning hatten wohl Ursache, die „Old Catholics" zu hassen; denn in der Kirche dieser „Old Catholics" gab es Gesetze, welche die Ordination eines Neophyten verboten und dem Uebelstande vorzubeugen suchten, daß dieselben bald nach der Taufe schon in hohe Kirchenämter einrückten. Wären diese Gesetze hinsichtlich ihrer beider beobachtet worden, so hätten die Geschicke des Katholicismus in England nicht über ein Jahrzehnt in der Hand zweier Convertiten gelegen, von denen der eine vor Verlangen nach der Herrschaft brannte und der andere schon von den Schatten des Wahnsinns berührt war.

Msgr. Talbot wurde 1869 geisteskrank; man brachte ihn in ein Irrenhaus zu Passy, wo er 1886 starb. Mr. Purcell sagt (II, 485) sehr kurz: Mgr. Talbot's reason gave way — es ist stark zu vermuthen, daß der Verstand dieses fanatischen Mannes schon lange vor 1869 nicht mehr normal gewesen. Bezeichnend für Mannings Charakter ist, daß, wie Purcell betont (II, 485), in all seinen Tagebüchern, Aufzeichnungen und Briefen Talbots Erkrankung und Tod mit keinem Worte erwähnt wird. „Sein Name verschwindet, wie ein Stein im Wasser." Und doch verdankte er Talbot all seine Erfolge und sein Emporkommen. Aber der Unglückliche war „finished", er konnte ihm nichts mehr nützen; er denkt nicht mehr an ihn, den er Jahre lang als treuesten Freund gepriesen hatte.

Manning hat offenbar nie einen Freund wirklich geliebt. Ob er jemals ein Weib wahrhaft geliebt, das ist ein Geheimniß, das er mit sich ins Grab genommen. Aber über seine Freundschaft mit Männern können wir aufgrund der uns vorliegenden Documente urtheilen. Ihm war Freundschaft nichts anderes als die Anerkennung des geistigen Werthes eines Mannes und die Gewohnheit seines Umganges. Kam dazu volle Uebereinstimmung der Ideen, wie bei Laprimaudaye und Talbot, oder nahe Verwandtschaft, wie bei Robert Wilberforce, so gewann dieses Verhältniß den Charakter einer engen Vertrautheit. Von wirklicher Freundesliebe, von dem, was David zu Jonathan empfand, hat die harte Seele dieses Mannes nie etwas geahnt.

Die Ereignisse von 1859—1866 hatten die „römische Frage" mehr und mehr in den Vordergrund der Discussion

Digitized by Google

gestellt. Schon seit 1860 nahm sie Manning in Anspruch. Er hielt Reden und Vorlesungen über den Gegenstand, welche er in dem Buche „The Temporal Power of the Vicar of Jesus Christ" veröffentlichte — wieder das Werk eines fanatischen Uebereifers, von dem man in Rom so wenig erquickt war, daß das Buch nahe daran war, auf den Index gesetzt zu werden (II, 153). Der Verfasser hatte sich darin nicht bloß zu der Forderung verstiegen, die Nothwendigkeit der weltlichen Herrschaft müsse zum Dogma erklärt werden, er hatte auch die Behauptung aufgestellt, mit Rom als Hauptstadt des Katholicismus sei es vorbei, die ewige Stadt sei bestimmt, der Sitz des Antichristen zu werden. Was ja auch Luther meinte, nur in einem ganz anderen Sinn.

Nach der durch Manning und Talbot durchgesetzten Beseitigung des Coadjutors Dr. Errington hatte der Cardinal Wiseman auf die Ernennung eines anderen Coadjutors verzichtet. Sein Tod (15. Februar 1865) brachte den Stein ins Rollen. Bei seinem prächtigen Begräbniß, welches den Umschwung der öffentlichen Meinung in England zu gunsten des Katholicismus im Gegensatz zu der üblen Aufnahme, welche die Wiederherstellung der katholischen Hierarchie in London gefunden hatte, documentirte, hielt Manning die Leichenrede. Aber der Erfolg, welchen er damit hatte, verbesserte zunächst seine Chancen bei der Wahl eines neuen Erzbischofs nicht. Das ihm äußerst abgeneigte Capitel wählte nicht ihn, den Propst, sondern den Canonicus O'Neal zum Bisthumsverweser, was schon ein starker Affront für Manning war. Der Londoner Sprengel untersteht der Propaganda. Das Wahlrecht des Capuels ist daher ein beschränktes. Es hat drei Namen zu präsentiren, aus welchen der Papst einen zum Erzbischof von Westminster bestimmt. Das Capitel ließ sich durch die vorausgegangenen Intriguen nicht abhalten, den ehemaligen Coadjutor Errington und neben ihm die angesehenen Bischöfe Clifford und Grant aufzustellen. In Rom brachte man den Papst dazu, in der Aufstellung Erringtons einen Insult für Se. Heiligkeit zu finden. Auch die beiden Bischöfe waren, weil nicht ultramontan, personae minus gratae; von Clifford schrieb Talbot: „è un buon ragazzo", von Grant: „è una piccola testa e pettegola". Aber ein kanonischer Grund, an ihnen vorbeizugehen, lag nicht vor, und so hätte, wenn kanonisches Gesetz noch etwas gelten sollte, die Wahl auf einen der beiden fallen müssen, wenn man Errington absolut nicht wollte. Jede andere Ernennung war im Grunde illegitim. Talbot brachte den Namen Mannings zuerst in Vorschlag, den der Cardinal Barnabò und mit ihm die Propaganda zurückwies, weil „dieser Name in England nur Zwietracht und Schisma hervorrufen könne" (II, 208). Der freundliche Leser wolle beachten, daß das abfällige Urtheil über Manning sich rühmen konnte, mit der ihm vorgesetzten Behörde, der Congregation der Propaganda, übereinzustimmen. Lord Palmerston und Obo Russell unterstützten Grants und Cliffords Candidatur, welche auch die Zustimmung Antonelli's fand. Talbot macht dafür dem Cardinal-Staatssecretär das Compliment, „daß er, da er nie als Priester gewirkt habe, des kirchlichen Geistes ermangele und nur weltlich-diplomatische Gesichtspunkte habe" (II, 211). Aber auch der Vice-Provincial der Redemptoristen, P. Coffin, und mit ihm Cardinal Reisach arbeiteten für Manning, und schon am 8. April konnte Father Coffin seinem Freunde Manning einen „Colpo di San Spirito" ankündigen (II, 213). Derselbe ereignete sich am 30. April, wo Pius IX. „under the grace and guidance of special prayer" (II, 218) Henry Edward Manning zum Nachfolger Wisemans auf dem erzbischöflichen Sitz zu Westminster ernannte. Dr. Errington war definitiv geschlagen. Er wirkte noch einige Jahre als einfacher und demüthiger Landgeistlicher unter seinem Freunde dem Bischof Goß von Liverpool auf der Insel Man, dann von Clifford berufen als Professor der Theologie in einem Seminar. Purcell bestätigt (II, 285), daß er bis zu seinem Tode 1886 ein heiligmäßiges Leben und in Frieden und in Schweigen zugebracht, keine Bitterkeit in seinem Herzen genährt, nie von seinen Erlebnissen gesprochen habe — his tongue left no sting or stain behind.

Gibt es einen echten Christen, der nicht lieber mit Errington unterlegen und gelitten, als mit Manning intriguirt und gesiegt hätte?

Am 8. Juni 1865 ward Manning zum Erzbischof von Westminster geweiht. Der Consecration wohnte mitten unter dem übrigen Klerus, fast unbemerkt, Dr. Newman bei; das größte Licht der englisch-katholischen Kirche, ohne dessen Leuchten Manning weder den Weg zur Kirche noch zum erzbischöflichen Stuhl von Westminster gefunden hätte. Newman hatte ihm aufrichtig zu seiner Erhebung Glück gewünscht, aber die Annahme der Einladung zu der Consecrationsfeier an die Bedingung geknüpft, daß von seiner eigenen Erhebung zum Bischof in partibus — man hatte das Gerücht ausgestreut, daß Manning daran arbeite — nie mehr die Rede sein dürfe.

Am Tage der Weihe selbst erhielt Manning ein Schreiben von Dr. Ward, der damals die „Dublin Review" im Auftrage desselben leitete, in welchem Schreiben Father Newman als ein schlechter Katholik — „as a disloyal Catholic" denuncirt wurde. Die Parole zu einem neuen Feldzug war ausgegeben, Manning nahm sie auf.

Unterdessen fehlte es auch in Rom nicht an hochstehenden Personen, welche Mannings Verhalten in dem Kampf gegen Errington und um das Erzbisthum keineswegs billigten. „Im hl. Ufficio" (der Inquisition), sagt Purcell (II, 255) „war seine Handlungsweise weder vergessen noch vergeben." Die eifrige Correspondenz mit Msgr. Talbot dauerte unterweilen fort; es fehlt ihr nicht an recht komischen Ergüssen des päpstlichen Kammerherrn. So corrigirt er einmal die Eindrücke, welche Manning vom Papst und von Merode mitgenommen. „Der hl. Vater," sagt Talbot, „ist ein guter Mann, aber, wie ich Ihnen sagte, er ist kein Heiliger (sic!). Er hat seine Schwächen, aber in der Merode'schen Affaire (d. h. bei dessen Entlassung) war er im Recht. So lange Merode Minister war, war jede Regierung in Rom unmöglich. Merode war thatsächlich König von Rom geworden" (II, 267).

Die ersten Jahre des Manning'schen Episkopats fielen in die Zeit, wo das Erscheinen des „Syllabus" die Katholiken tief erregt hatte, und wo in Frankreich durch Louis Veuillot und seinen „Univers", in Großbritannien durch Ward in der „Dublin Review" die extremsten und fanatischsten Ansichten vorgetragen wurden. Manning ließ sich nicht nehmen, zur Vertheidigung des „Syllabus" eine große Predigt zu halten, welche, wie sein Biograph sagt, „gegen die extravaganten Aufstellungen Wards in keiner Weise Front machte". „Unzweifelhaft," fügt Purcell hinzu, „hat dies enge Verhältniß zum Herausgeber der „Dublin Review" Mannings Popularität in England nicht gefördert" (II, 274). Das gleiche konnte von dem Anhang zu dem Hirtenbrief von 1864—65 „Reunion of Christendom" behauptet werden, aus welchem zwar eine starke Sympathie für die Masse des englischen Volkes, aber eine die Engländer verletzende Verachtung der anglicanischen Kirche herausgelesen wurde.

Die wissenschaftliche Ausbildung der katholischen Jugend war ein Gegenstand, der sich jetzt mehr und mehr in den Vordergrund drängte. Höhere katholische Schulen, bezw. Hochschulen gab es nicht, die Söhne der vornehmeren katholischen Familien hatten bisher, wenn auch nur sporadisch,

ihren Unterricht in Oxford oder Cambridge gesucht. Newman und seine Freunde waren der Ansicht, der Besuch dieser Universitäten sei das einzige, was man für die katholische Jugend in Vorschlag bringen könne, und er war bereit, in Oxford ein College zu gründen, wo die jungen katholischen Studirenden wohnen und vor den Gefahren des sie umgebenden Protestantismus bewahrt bleiben könnten. Aber Manning war dagegen. Er setzte durch Talbot durch, daß die Errichtung katholischer Colleges an den Landesuniversitäten verboten wurde. Wiederum wurden bei diesem Anlaß der „englische Katholicismus" und Newmans Tendenzen als unkatholisch denuncirt (II, 299): „The English national spirit is spreading among Catholics, and we shall have dangers". „We shall have Anglo-Catholicism and nominal Catholicism acclimatised to English society" (II, 301). Das war das Schreckbild, welches Mannings Phantasie fortwährend beschäftigte. Heute muß sein Biograph zugestehen, daß er sich auch hierin geirrt habe und daß gegenwärtig zahlreiche katholische Studenten in Oxford und Cambridge studiren, ohne an ihrem Glauben Schaden zu leiden (II, 290).

Der Verlauf dieser Angelegenheit hatte einen Antagonismus zwischen dem Erzbischof und zwischen Father Newman zu Tage gebracht, der nicht mehr zuzudecken war und der in der öffentlichen Meinung Englands, namentlich auch der katholischen Laienwelt, durchaus zu ungunsten Mannings besprochen wurde. Dieser war viel zu klug, um das Unbequeme einer solchen Situation nicht bald herauszufühlen. Er machte, durch Vermittlung des Canonicus Oakeley, den Versuch einer Verständigung. Oakeley frug Newman im Auftrag des Erzbischofs, welches eigentlich der Grund seiner Zurückhaltung sei. Newman, mit der ihm eigenen Naivetät, antwortete: er habe keinen anderen Grund, als den, daß er seit Jahren ein tiefes Mißtrauen gegen den Erzbischof nicht überwinden könne. Erklärungen darüber seien überflüssig, nur von der Zeit könne man erwarten, daß ein zerstörtes Vertrauen wiederhergestellt werde (II, 306). Manning war durch diese Antwort offenbar am richtigen Punkte getroffen, wie seine unvorsichtige Antwort (II, 306) verräth. Er gibt in dieser das Compliment zurück und sagt Newman, der Grund auch seiner Fernhaltung von ihm sei sein Mißtrauen gegen ihn. Dann gibt er sich Mühe, die Gründe dieses Mißtrauens auseinanderzusetzen. Es sind immer dieselben Anklagen, welche Ward in seinen wüthenden Angriffen gegen seinen ehemaligen Meister von Oxford schleuderte: Disloyalty to the Pape, and worldliness — illoyale Gesinnung gegen den Papst und — risum teneatis amici — weltlicher Sinn! Der katholische Adel und die Laienschaft zeigten sich über diese Treibereien empört und sandten Newman eine glänzende Vertrauensadresse (1867, 6. April, II, 313): Grund genug für Manning, von neuem diesem seine Freundschaft zu betheuern und kleinbeizugeben; klagte ihn doch jetzt selbst Ward an, sich vor dem Sturm zu beugen. Auch Talbot war unzufrieden, daß der Erzbischof der „aufrührerischen" Demonstration des Adels nachgab. Der Brief, in welchem Manning sein Verhalten rechtfertigt (II, 319), zeigt ihn auf der Höhe seiner diplomatischen Einsicht. Noch merkwürdiger sind aber die Briefe, welche zwischen Manning, Oakeley und Newman zwischen Juli 1867 und November 1869 gewechselt wurden (II, 327—346); denn so lange zogen sich die Versuche des Erzbischofs hin, Newman von seiner „treuen Freundschaft" und von Newmans Unrecht zu überzeugen. Die Nabulistik, welche in diesen „Freundesbriefen" hervortrat, wurde Newman schließlich zu stark; er brach die Correspondenz ab und gab dem Erzbischof den wohlverdienten Abschied mit der Erklärung: „Wenn ich mit Ihnen zu thun habe, weiß ich nicht, ob ich auf dem Kopf oder auf den Füßen stehe; das ist, trotz meiner freundschaftlichen Empfindung, das Urtheil meines Verstandes".[1])

Dies Urtheil war ein Verdict, von dem sich Manning nie mehr ganz wird erholen können. Einem Christen und einem Bischof konnte nicht leicht etwas Härteres von solcher Seite gesagt werden. Manning hat das wohl, wenn auch nicht tief genug, empfunden. „Newmans letztes Wort," schrieb er in sein Tagebuch, „war so, daß mir eine Antwort kaum möglich war; Jahre lang haben wir uns weder gesprochen noch gesehen" (II, 346). Er fährt dann (S. 350) fort, die Anläße zu verzeichnen, bei denen ihre Meinungen wieder aus einander gingen: das waren der Brief an Dr. Pusey, dann das vaticanische Concil und Newmans Brief an den Bischof von Birmingham; weiter das Sendschreiben an den Herzog von Norfolk. In all diesen Jahren handelte es sich um drei Dinge: die weltliche Herrschaft — die Oxforder (Universitäts)frage — die Infallibilität. „In all diesen Punkten war Newman nicht in Uebereinstimmung mit dem hl. Stuhl. Ich bin nichts, aber ich spreche wie der hl. Stuhl spricht. In all dieser Zeit habe ich die alte Freundschaft zu ihm hochgehalten — ich bin nur in soweit gegen ihn gewesen, als ich es mußte, um nicht gegen den hl. Stuhl zu sein" (350, 351). Manning hatte, wie wir schon oben sahen, jedenfalls eine eigenthümliche Auffassung dessen, was er Freundschaft nannte. Auch Gladstone hatte sich darüber zu beklagen. Manning sprach fortwährend von zwölf Jahren ungetrübter Freundschaft mit dem berühmten Staatsmann; und in diesen zwölf Jahren hat er nicht aufgehört, denselben wegen seiner Ansichten über die weltliche Macht der Päpste als jemand zu denunciren, „welcher das Werk des Antichrist thue" (II, 311). Wir kommen auf diesen unheimlichen Freundschaftsbegriff zurück.

Die Jahre 1865—1869 waren für den Erzbischof von Westminster voll von Arbeit. Die zunehmende Zahl der Londoner Katholiken führte hervorragende Vertreter der Gemeinde zu dem Entschluß, in Erinnerung an Wisemans Verdienste eine große katholische Kathedrale in Westminster zu bauen. Schon eine erste Sammlung ergab 16,000 Pfd. St. So schön der Plan war, so ging doch Manning nicht ohne weiteres zur sofortigen Verwirklichung desselben über. Und hier legte er ein großes Verständniß für die praktischen Bedürfnisse an den Tag. Statt sogleich einen großen Dom zu begründen, war er vielmehr bedacht, die Missionen zu vervielfältigen und kleine Kirchen zu errichten, um allerorten gewissermaßen die Religion dem Armen vor die Thür zu bringen (II, 357). Daneben beschäftigt ihn eine Lieblingsidee, die ihm alle Ehre macht und die er nicht hinter den Plan des Dombaues zurückgesetzt sehen wollte. Wer London kennt, weiß, was man unter „les petits Arabes" versteht. Das ist ein flottantes Heer völlig dem Elend und der Verkommenheit preisgegebener Kinder, man sagt über 30,000, welche auf den Straßen der Weltstadt sich bettelnd herumtreiben und ohne alle Erziehung aufwachsen, d. h. aufwachsen, insofern sie der Hunger und jegliche Art von Noth nicht frühzeitig umbringt. Manning betrachtete es als eine persönliche Mission, sich dieser Kinder anzunehmen, von denen er muthmaßte, daß an 20,000 katholischer Confession (meist Abkömmlinge armer Iren) waren. Was er dafür gethan, sei ihm im Gedenkbuch der Menschheit zu seinem „Haben" angeschrieben; wir wollen ihm dafür ein ganzes Register kirchenpotitischer Sünden abstreichen.[2])

---

1) *Purcell*, II, 346: „I do not know whether I am on my head or my heels when I have active relations with you. In spite of my friendly feelings, this is the judgment of my intellect."

2) Das Elend dieser kleinen Vagabunden hat auch seitens der anglicanischen Kirche Beachtung gefunden. Mehrere edle Geistliche der etablirten Kirche, unter ihnen unser frommer Freund E. Fr. Russel,

Digitized by Google

Andere Sorgen rief das englische College in Rom hervor. Der bisherige, von der Gesammtheit der englischen Bischöfe aufgestellte Rector entsprach nicht den Absichten Mannings und Talbots. Er mußte beseitigt und an seiner Stelle ein Mann nach dem Herzen dieser Herren in der Person des Father O'Callaghan eingesetzt werden. Es ist interessant zu hören, wie artig sich Msgr. Talbot bei Gelegenheit der Ersetzung des Dr. Neve über die Bischöfe Englands ausdrücke. Der „Spectator" würde nie solche Ausdrücke seiner Feder entfließen lassen, wie dieser hochkirchliche Vertrauensmann Sr. Heiligkeit sie dem Episkopat gegenüber brauchte.[1]) Diesem englischen College in Rom will aber jetzt Manning noch ein anderes Institut an die Seite setzen. In seinem Haß gegen die englischen Universitäten ist er auf die sonderbare Idee gekommen, in Rom selbst eine Akademie oder Hochschule zu gründen, an der die katholischen Studenten Englands ihre Studien machen sollten (II, 377). Nichts beweist besser als dies Project, wie sehr Manning jedes Verständniß und jedes Interesse für eine wirklich wissenschaftliche und nationale Ausbildung der akademischen Jugend fehlte. Auch sein Biograph muß zugestehen, daß dieser „exotische Plan" nur seinem blinden Vorurtheil gegen Oxford und Cambridge entspringen konnte. Glücklicherweise fand sich niemand, der für diese unselige Idee sein Geld hergab. Aber diese und andere verunglückte Unternehmungen untergruben den Credit des Erzbischofs dermaßen, daß, wie Hr. Purcell nicht umhin kann zuzugeben, die katholische Laienwelt sich von jetzt ab mehr und mehr von der Betheiligung an den kathotischen Angelegenheiten zurückzog (II, 383). Nicht wenig hat dazu die enge Verbrüderung mit Dr. Ward beigetragen, welchem Manning nach Acquisition der „Dublin Review" die Redaction dieser Zeitschrift überließ. Uebrigens genügte ihm der Besitz dieser theologischen Quartalschrift nicht; er kaufte nun auch das „Tablet", welches bis dahin als Organ der nicht specifisch ultramontanen Richtung dem von den Jesuiten redigirten „Month" vielfache Opposition gemacht hatte, und so war jetzt die ganze englische „katholische" Presse in „guten Händen".

Im Jahre 1868 unternahmen Gladstone und Lord Clarendon jene Reise nach Italien, deren wir hier auch schon im Zusammenhang der römischen Frage gedacht haben. Manning hoffte immer noch, Gladstone werde etwas für das Potere temporale thun; er empfahl ihm daher Msgr. Talbot aufs energischste („show him all the kindness you can"), während er den eben abgetretenen Minister Clarendon beargwohnte und in Hinsicht seiner dem Freunde ein Cavete ab hominibus schrieb (II, 399). Auch diesmal täuschte sich sein Scharfsinn. Gladstone half den Papst umwerfen, und Clarendon that 1870 alles, um Manning zu gefallen. Der Sturz des Whigcabinets blieb aber auch nicht ohne Einfluß auf letzteren; schon von 1867 datirt seine diplomatische Hinwendung zu Disraeli und den Tories. Die Sieger waren immer seine Freunde.

Die Jahre 1869—1870 zeigen Manning auf der Höhe seines Einflusses und Glückes.

Seit Jahren hatte, wie Purcell sagt (II, 414), der Erzbischof die Frage der päpstlichen Infallibilität zu seiner eigenen Herzenssache gemacht. Das vaticanische Concil war sein Concil, und der Ausgang desselben erfüllte ihn mit „a supreme, almost an unearthly joy".

Wir müßten, um Mannings Antheil an diesen Dingen zu specialisiren, eine Geschichte des Vaticanums schreiben. Daran kann hier nicht gedacht werden, und so heben wir hier bloß hervor, was in der Darstellung Purcells neu oder übersehen ist.

Als im Jahre 1869 der „Correspondant" jene berühmten Artikel (Cochins und seiner Freunde) „Le Concile" brachte und hier zum erstenmale mit voller Bestimmtheit behauptet wurde, der Zweck der einberufenen Kirchenversammlung sei lediglich die Proclamation der päpstlichen Unfehlbarkeit, erhob sich wie auf ein Wort die ganze jesuitische Presse, um diese „Verleumdung" zu brandmarken. Wer jetzt das „Life of Cardinal Manning" II, 413 f. gelesen, wird hier das Zugeständniß gefunden haben, daß unser Correspondant-Artikel vollkommen Recht hatte.

Bemerkenswerth sind auch die Ausführungen II, 422 f., aus welchen man sieht, wie geschickt es gemacht wurde, um Newman von der Theilnahme an den Berathungen auszuschließen. Die zwei größten Geister, welche der Katholicismus 1870 aufzuweisen hatte, hatten bei dem Concil nichts mitzureden.

Zum Theil ganz neu, wenigstens für die nicht Eingeweihten, ist der Nachweis (II, 433 f.), daß Mannings Politik und die Absichten der Curie während des Concils die allerkräftigste Unterstützung — des englischen Cabinets erfuhren. Lord Clarendon war wieder als Secretär der auswärtigen Angelegenheiten eingezogen; Mr. Odo Russell, der später als Lord Ampthill Botschafter am Berliner Hof war, war diplomatischer Agent Englands beim Vatican. Mr. Russell entpuppt sich in der hier gebotenen Correspondenz als „an ardent supporter of Papal Infallibility" (II, 433), so daß Hr. Purcell nicht anſteht, zu erklären (II, 436): „Manning und Odo Russell waren die menschlichen Instrumente in Gottes Hand", welche die Definition der Unfehlbarkeit zu Stande brachten.

In dies Verdienst theilen sich aber noch andere große Politiker.

Napoleon III. hatte anfangs nicht umhin gekonnt, dem Ministerium Daru zu gestatten, gegen die Absichten der Curie Opposition einzulegen. Sobald aber der Plan des Plebiscits festgestellt war, ließ er Daru fallen, übertrug das Aeußere ebenfalls Emil Ollivier und ließ in Rom wissen, daß man keine Rücksicht auf Frankreich zu nehmen brauche. Der Kaiser brauchte für sein Plebiscit wieder Louis Veuillot, der ihm den Staatsstreich ermöglicht hatte. Seit dem April 1870 war man in Rom seiner sicher.

Auch der Fürst Bismarck hat mächtig dazu beigetragen, den glücklichen Ausgang des Concils im Sinn der Curie zu sichern. Mit seiner Weigerung, den Hohenlohe'schen Vorschlag, der auf eine combinirte Action der europäischen Cabinette ging, zu adoptiren, gab er die Sache der Opposition preis.[1])

Clarendon und Odo Russell, Bismarck und Napoleon sind die eigentlichen Protectoren des vaticanischen Concils

---

ein Vetter des Herzogs von Bedford, haben sich ganz diesem Liebeswerk gewidmet. Ich verweise auf das bei uns völlig übersehene Buch Russells Alexander Herlot Mackonochie, Lond. 1890, welches Nachricht von diesen Dingen gibt.

[1]) Am 17. Sept. 1867 schreibt Talbot: „A little opposition is a good thing. It is a good sign, as in England they have always the knack to oppose good men. If a nullity or a jolly fellow had been named, he would have met with universal approbation." Purcell (II, 371) unterläßt nicht zu bemerken, daß dies eine Verleumdung des ganzen englischen Episkopates sei, und fügt die Anmerkung hinzu: „Msgr. Talbots bark was worse than this bite. It was like that of a faithful watchdog carefully trained to bark at his masters ‚enemies'."

[1]) Es muß hervorgehoben werden, daß der Kanzler des Norddeutschen Bundes nicht ohne weiteres den Hohenlohe'schen Antrag beiseite legte. Derselbe hatte doch Eindruck bei ihm gemacht und man war übereingekommen, einen deutschen Fürsten zu ersuchen, die Anschauungen unserer Regierungen persönlich Sr. Heiligkeit zu unterbreiten. Der König Johann von Sachsen, an welchen man sich mit dieser Bitte wandte, lehnte nach einigem Bedenken ab, diesen Auftrag auf sich zu nehmen. Dann zog sich Bismarck auf den Standpunkt zurück, daß es immer noch Zeit sei, Maßregeln zu ergreifen, wenn aus dem Concil etwas dem Staat Bedrohliches herauskommen sollte.

Digitized by Google

gewesen. Man hätte ihnen für diesen ungeheuren Dienst besser danken können.

Welche Gründe Napoleon bei seinem Verhalten leiteten, haben wir gesehen. Bei Bismarck war es die Unterschätzung der Tragweite kirchlicher Bewegungen, welche ihn leitete. Bei Clarendon und Odo Russell müssen wir ganz andere Gesichtspunkte unterstellen, wenn sie die damals in Rom durch Lord Acton vertretene Politik Gladstone's insgeheim völlig durchkreuzten. Mr. Odo Russell spielte während des ganzen Concils ein doppeltes und falsches Spiel. Er lullte seine „Freunde von der Opposition", wie er sich oft ausdrückte, in die Sicherheit ein, ihre Absichten zu unterstützen als solche, welche diejenigen des englischen Cabinets seien. In Wirklichkeit verrieth er Manning, der dies selbst berichtet (II, 455), alles was sie thaten und wollten. Niemand, der Clarendon und Russell kannte, wird dem thörichten Gedanken Raum geben, daß sie ein persönliches Interesse an der Declaration des neuen Dogmas genommen hätten. Ihr Verhalten kann nur vom Standpunkt des äußersten und verwerflichsten Machiavellismus begriffen werden. Diese Staatsmänner erblickten in der beabsichtigten Definition offenbar das sicherste Mittel, der fortschreitenden romfreundlichen Bewegung in der anglicanischen Kirche ein Halt zu gebieten. Die Unfehlbarkeit des Papstes erschien ihnen als ein nie zu überbrückender Abgrund, der sich zwischen England und Rom aufthue; sie, an denen jede Faser protestantisch und antikatholisch war, unterstützten sie daher; sie spielten mit Manning wie die Katze mit der Maus, ohne daß die Maus dessen inne wurde.

Die italienischen Blätter nannten Manning „il diavolo del Concilio", und er war stolz auf diesen Titel (II, 457). Als die Definition verkündigt war, fand er, in seine Wohnung zurückgekehrt, ein Geschenk der Redaction der „Civiltà cattolica" mit dem Bildniß des hl. Karl Borromeo auf seinem Tisch; die letzte Zärtlichkeit seitens der Jesuiten, welche er empfing und die er wohl verdient hatte.

Ueber all diese Ereignisse hat Manning Aufzeichnungen hinterlassen, welche zum Theil werthvolle Documente zur Geschichte jener Tage darstellen. Aber sie sind mit Vorsicht zu gebrauchen. Da wird z. B. erzählt (II, 457), auf dem Heimwege vom Concil (also im Juli 1870) habe er Montalembert besucht und einen rührenden Abschied von ihm genommen („going home, I saw Montalembert, already in his last illness.... Our parting was very touching and affectionate"). Diese Notiz stammt aus dem Jahre 1887; das Gedächtniß Mannings hat ihm hier einen Streich gespielt. Bekanntlich ist der Graf Montalembert im April 1870 gestorben; wir haben damals seine todte Stirn geküßt und sind seinem Sarge gefolgt. Vermuthlich hatte ihn Manning auf dem Hinwege nach Rom besucht. [1])

Purcell (II, 459) stellt Manning als den eigentlichen Vorkämpfer der Infallibilität — „a not unworthy champion of so noble a cause, a not insignificant actor in a world-wide drama affecting the temporal and spiritual interests of men and of nations" dar; gewiß mit Recht. Aber trotzdem ist Purcells Darstellung weder exact noch vollständig. Es hätte zunächst doch hervorgehoben werden müssen, daß Manning auf dem Concil durchaus nicht in jeder Hinsicht Sieger blieb. Die extremen Ansichten, welche Ward und Manning über die Infallibilität vorgetragen hatten, sind von dem Concil abgelehnt worden. Es hat die Unfehlbarkeit des Papstes angenommen, weil es sich sagte, daß, wie die Dinge standen, die Ablehnung eine tödtliche Niederlage des Papstes und des Papstthums bedeuten werde. Aber es ist viel weiser gewesen, als die Exaltados; Mannings „separated from the Church" und seine Inspirationstheorie sind nicht durchgedrungen.

Das ist das eine. Aber Purcell, der den Ereignissen von 1870 offenbar nicht näher stand, spricht von manchen Dingen nicht, die sich damals in Rom zugetragen und die seinen Helden angehen. Vor allem nicht von der viel berufenen Predigt, welche Manning im Frühjahr 1870 in S. Andrea delle Fratte hielt und in welcher er die Thatsache, daß ein Theil der Concilsväter gegen die Definition der Unfehlbarkeit sei, öffentlich in Abrede stellte und als Erfindung der Feinde der Kirche erklärte. Das war denn doch, nach allen Regeln der Kunst, eine von der Kanzel herab, vor ganz Rom und vor ganz Europa verkündigte — Lüge. [2])

Und doch wußte Msgr. Manning sehr wohl, daß ein Christ und vollends ein Bischof und gar auf der Kanzel nicht die Unwahrheit sagen soll. In seinen intimen Aufzeichnungen hat ihn die Frage, wie weit man sich der Mentalrestriction bedienen und ob man lügen darf, in bezeichnender Weise einmal beschäftigt; er muß hier der Wahrheit die Ehre geben und die Lüge absolut verdammen. [3]) Man kann sich angesichts dieser und anderer noch zu erwähnender Facten leider der Ueberzeugung nicht verschließen, daß Theorie und Praxis sich hier nicht in allweg deckten.

Das Jahr 1870 brachte aber auch Manning bitteren Kummer; es stürzte der letzte Rest des Kirchenstaates. Der Erzbischof unterließ nicht, die Italiener, welche am 20. Sept. in Rom eindrangen, als „public malefactors", ihr Verhalten als ein Verbrechen an der öffentlichen Moral zu stigmatisiren. [4])

Man kann sich denken, wie empört er über die Haltung Gladstone's und namentlich über dessen „Expostulation" war; die alte „Freundschaft" ging nun völlig in die Brüche, wie Manning in seinen Aufzeichnungen bezeugt (II, 491). Gladstone hatte für diese Zornausbrüche nur Mitleid; „der arme Manning", schreibt er (II, 488), „wie hat er gewechselt! Jetzt schreibt er in „Pall Mall Gazette" zu gunsten Disraeli's, der Juden und der Türken".

Die Thätigkeit Mannings zwischen 1871 und 1874 weist Lobenswerthes und Thörichtes durch einander auf. Es war ein schöner Zug, daß er sich für die Rettung Darboy's bemühte, seines alten Gegners. Gänzlich verunglückt war das Unternehmen einer katholischen Universität in London. Wieder verrieth hier Manning vollkommene Unkenntniß auf dem Gebiete des wissenschaftlichen Lebens. Diese Todtgeburt ward durch die Manning auf die Rechnung zu setzende Wahl des gänzlich unfähigen Msgr. Capel [5]) zum Rector einem raschen Ende entgegengeführt. Das Vergnügen dieser soi-disant Universitätsstiftung hat in zwei Jahren zwei Millionen gekostet, und Manning selbst war mit 10,000 Pfd. St. an dem Bankerott betheiligt. Nicht Liebe zur Wissenschaft hat zu dieser „Gründung" geführt, sondern, wie auch Purcell (II, 503) ausdrücklich zugesteht,

[1]) Einen andern Beweis dafür, wie das Gedächtniß des Cardinals in alten Tagen die Dinge durcheinander warf, liefert die autobiographische Notiz vom Jahre 1878 (II, 550), wo Manning erzählt: „The Pope (Leo XIII) was elected at 12. 20 to day, 20 February 1878. Two days ago come the tidings of Cardinal Franchi's illness, yesterday of his death about mitnight on Wednesday." Es ist unbegreiflich, daß Mr. Purcell, dessen Redaction überhaupt sehr zu wünschen läßt, solche Inadvertenzen nicht zurechtgestellt hat.

[2]) „J'appelle cet homme un misérable", schrieb damals Dupanloup am 15. März (vgl. auch Friedrich, Gesch. d. vatican. Concils, III, 2, 768).

[3]) Purcell, II, 39: „To speak falsely is a malum intrinseci, and always a sin against God. Nothing can justify it. Innocent III. declares that — etiam pro vita defendenda nunquam licet mentiri."

[4]) Tablet, 8. October 1870.

[5]) Disraeli hat diesen Typ eines ultramontanen Flunkerers in seinem „Lothair" verewigt, wo er den Namen Msgr. Catesby trägt. In einigen Exemplaren des Werkes war Beaconsfield so dosbaft, den Namen Capels stehen zu lassen, der ihm aus der Feder geflossen war.

der Gedanke „der Concentration der Autorität“, mit anderen Worten das Verlangen, das akademische Studium und die gesammte Wissenschaft hierarchischer Herrschaft zu unterwerfen. Es war dem Erzbischof ganz gesund, seinen Haß gegen die unabhängige Wissenschaft mit 200,000 Mark zu bezahlen. Auf dem Festlande gibt es Leute, welche mutatis mutandis diesem guten Beispiel nachzufolgen bemüht sind.

Solche Vorkommnisse führten zu der zunehmenden Vereinsamung Mannings (II, 505), trotz all der fieberhaften Energie, welche er an alle möglichen und unmöglichen Unternehmungen verschwendete. Das Unbehagen, welches sich Mannings bemächtigte, trieb ihn jetzt zum Aufgeben der Whigpartei, mit der er bisher zusammengegangen, und zum Anschluß an Disraeli und die Tories, ein Uebergang, den er mit einer, auch seinem Biographen auffälligen Raschheit bewerkstelligte (II, 524). Hr. Purcell ist (II, 529) so boshaft, zu bemerken: da Manning es nicht selbst zum leitenden Staatsmann gebracht hat, so sei seine höchste Befriedigung gewesen, mit den jeweiligen Cabinetsministern zu verhandeln. Sein Bedürfniß, bemerkt zu werden, war so groß, daß er die Tactlosigkeit beging, bei der Jungfernrede von Gladstone's Sohn William im Parlament hinter dem Sitz des Sprechers zu erscheinen; warum? weil Mr. William Gladstone seine Pathenkind war.

Endlich kam der Tag, wo Manning sich für seine Dienste 1870 belohnt sah. Schon 1872 wollte Pius IX. ihn zum Cardinal ernennen; aber das Sacro Collegio sprach sich gegen ihn aus. Es scheint über Manning nicht viel günstiger geurtheilt zu haben, als der „Spectator“; namentlich der Präfect der Propaganda, Cardinal Barnabò, wollte nichts von ihm wissen. Nach Barnabò's Tode legte der Papst die Sache zum zweitenmal vor; ein Fall, in welchem dem Herkommen gemäß die Cardinäle ihren Widerspruch fallen lassen. Im Consistorium des 15. März 1875 ward Manning als Cardinal verkündigt. Schon zehn Tage vorher hatte ihn seine Ungeduld auf den Weg nach Rom geführt.

Talbots sanguinische Prophezeiungen von den Wundern, welche Msgr. Manning verrichten würde (es sind Purcells Worte, die hier wiedergegeben werden, II, 535), hatten in dem Geiste des Papstes die sonderbarsten Vorstellungen erweckt. Pius IX., welcher von der wahren Lage der Geister nie eine Ahnung gehabt hat, sah den Tag schon vor sich, wo der neue Erzbischof von Westminster ihm England zu Füßen legen werde. Manning hatte alles zu thun, um diesen Traum niederzuhalten und dem Papste begreiflich zu machen, daß es sich vor der Hand nur um eine Versöhnung des englischen Volkes, nicht um eine Massenbekehrung Englands handeln könne.

Die Erhebung Mannings zum Cardinal veranlaßte den Herzog von Norfolk und einige seiner Freunde, zur Deckung der Kosten des Purpurs dem Erzbischof ein Geschenk von 6500 Pfd. St. zu überreichen. Manning, dessen Einkommen als Erzbischof schon unzulänglich war und der immer von dem Seinen hinzulegen mußte, um als solcher zu existiren, hat auch bei dieser Veranlassung seine persönliche Uneigennützigkeit erwiesen, indem er die Summe größtentheils für Diöcesanzwecke verwandte.

Der Tod Pius' IX. hat Mannings Stellung total verändert.[1]) Bischof Wilberforce hat seinen Schwager in seinem „Diary“ angeklagt, „in verächtlicher Servilität zu den Füßen dieses Papstes gelegen zu haben“ (II, 551). Jedenfalls war das Verhältniß äußerst intim gewesen, namentlich 1870, wo Manning einen Schlüssel in der Tasche trug, der ihm die Privatgemächer des Papstes zu jeder Zeit zugänglich machte. Das änderte sich 1878. Der neue Papst war ein Fremder für ihn. Eine der ersten Folgen dieser Veränderung war die ganz andere Stellung, in welche jetzt Newman gerückt ward. Das katholische England verlangte von Leo XIII. eine Genugthuung für die Newman unter Pius IX. zugewandte Kränkung. Der Herzog von Norfolk und der Marquis von Ripon rückten als Vertreter der katholischen Laienschaft Manning mit der ganz bestimmten Forderung zu Leibe, Newman solle zum Cardinal ernannt werden. „Als Manning diese Rede hörte, schüttelte er sein Haupt und blieb einige Augenblicke sprachlos“ (II, 555). Dann aber erbot er sich in dem von den Herren gewünschten Sinn an den Cardinal Nina zu schreiben. Dieser Brief (eb.) enthält eine ausgezeichnete Charakteristik der einzigartigen Stellung, welche Father Newman in England einnahm, seiner unvergleichlichen Verdienste um die Fortschritte des Katholicismus; er präcisirt genau, daß alles, was der letztere in England seit dreißig Jahren gewonnen, auf Newman zurückgehe; daß der hl. Stuhl gleichwohl Newman nie ein Zeichen seines Vertrauens gegeben und deßhalb (sic!) sich auch in England ein gewisses Mißtrauen gegen denselben eingestellt. Endlich wird die Verpflichtung des hl. Stuhls, Newman eine glänzende Reparation anzubieten, auseinandergesetzt.

War dieser Brief etwas andres als eine Komödie, so enthält er die schärfste Verurtheilung von Mannings eigenem Verhalten gegen Newman und seiner lang fortgesetzten steten Verdächtigung desselben. Leider wollte der Brief, welcher dem Cardinal Howard anvertraut wurde, nicht ankommen, so daß sich der Herzog von Norfolk nun selbst auf die Eisenbahn setzte, um Newmans Ernennung in Rom zu betreiben. Jetzt verlangte Leo XIII. selbstverständlich eine Meinungsäußerung Mannings, und jetzt langte endlich auch Howard mit dem Brief des letzteren an. Manning ließ aber einstweilen in der Presse ausstreuen, P. Newman habe den ihm angetragenen Cardinalat abgelehnt. Wiederum ging der Herzog von Norfolk dem Erzbischof wegen dieser ziemlich perfiden Notiz in der „Times“ (vom 18. Febr. 1879) sehr scharf zu Leibe. Manning mußte sich ihm und Nina gegenüber entschuldigen. Newman nahm den Purpur an nicht um seiner Person willen, sondern als Zeichen der kirchlichen Anerkennung seines Standpunktes. Der schmerzliche Druck, der stets auf ihm gelegen, war weggenommen: „the cloud is lifted from me for ever.“ Aber das Verhältniß zu Manning ward nie mehr hergestellt. Als Mitglieder des Sacro Collegio haben sich diese zwei Männer nur bei einem nothwendigen äußern Austausch von Höflichkeiten zweimal auf einige Augenblicke wiedergesehen. Als Newman starb, hielt ihm Manning in dem Oratory zu South Kensington am 20. Aug. 1890 eine Leichenrede (II, 749). Diese Rede ist das merkwürdigste Actenstück, das aus Mannings Mund und Feder floß. „Wir haben,“ beginnt es, „unser größtes Zeugniß für den Glauben verloren, und wir sind alle durch diesen Verlust ärmer und geringer geworden.“ Dann sagt Manning, daß ihn eine mehr als sechzigjährige innige Freundschaft (affectionate friendship of more than sixty years) mit dem Todten verbunden habe; er erzählt dann die Anfänge dieser Freundschaft, „that can have no end“. Er spricht dann von „der Schönheit und unwiderstehlichen Ueberzeugung seiner Schriften,“ sagt, daß

[1]) In seinen Aufzeichnungen aus dem Conclave von 1878 erzählt Manning (II, 550), in einer Versammlung, der Franchi, Monaco und Bilio beiwohnten, habe Bilio die Nothwendigkeit der Wahl eines Nichtitalieners erklärt und ihn, Manning, vorgeschlagen. Manning scheint wirklich geglaubt zu haben, daß es mit diesem Vorschlag ernst gemeint gewesen. Die Wahl Pecci's war damals unter den maßgebenden Cardinälen längst festgestellt und Bilio's Proposition konnte nur den Zweck haben, Manning auszuholen und dessen Absichten zu erfahren. Wenn Manning wirklich so naiv war, sich einzubilden, diese Herren wollten ihn zum Papst wählen, so beweist das nur, daß er trotz seiner guten Kenntniß des Italienischen die Feinheiten der Lingua Romana noch nicht hinreichend studirt hatte.

niemand mehr als Newman für den religiösen Gedanken in England gethan und sein Werk ein in diesem Jahrhundert ganz einzig dastehendes sei; er sei der eigentliche Gründer der jetzigen englischen Kirche (the founder, as we may almost say, of the Church of England as we see it), wie er die Seele und der inspirirende Genius der tractarianischen Bewegung gewesen. Nach Newmans Auftreten „kann niemand mehr sagen, die katholische Religion sei bloß eine Sache schwächlicher Intelligenzen und unmännlicher Gehirne: dieser Aberglaube ist für immer dahin. Er hat — als Dichter — gezeigt, daß das Schöne und Wahre untrennbar zusammenwohne — das englische Volk hat durch seinen Geist hindurch die Schönheit der ewigen Glaubenswelt erschaut. Seine Schriften zeugen von seiner Vereinigung mit Gott. . . . Er war das Centrum für zahllose Seelen, die lange Jahre hindurch zu ihm als Lehrer, Führer und Tröster emporblickten und das namentlich in den letzten vierzig Jahren seines katholischen Lebens. Newmans Name," so schließt die Predigt, „war der größte unsres Volkes, als Bekenner des Glaubens, als großer Lehrer der Menschen, als Prediger der Gerechtigkeit, der Frömmigkeit, des Mitleidens." Mr. Purcell wirft selbst die Frage auf, wie es möglich war, daß derselbe Mann, der diese herrlichen Worte gesprochen, vergessen konnte, daß er von 1840 bis 1890 kaum ein halbes dutzendmal mit Newman geredet, daß von einer ununterbrochenen Freundschaft gar keine Rede sein konnte und daß gerade er, Manning es gewesen, der, wie er es selbst in den autobiographischen Notizen vom Jahre 1887 bezeugt, viele Jahre hindurch Newmans Gegner war und ihn beim hl. Stuhl wegen disloyaler und weltlicher Gesinnung fort und fort denuncirt hatte.

Es gibt Geheimnisse der Gnade und es gibt Mysteria iniquitatis. Die beiden größten Genies, welche der Katholicismus im 19. Jahrhundert sein eigen nennen konnte und die beide in eminentem Grade die Heiligkeit persönlichen Wandels mit der Tiefe der Wissenschaft verbanden, Newman und Rosmini haben fast ihr ganzes Leben unter „Suspicion" und „Proscription" gearbeitet und gelitten. Wer immer hoch denkt, wird seinem Gotte danken, wenn ihn dieselbe Fahne im Tode bedeckt. Für ihn kommt wenig oder gar nichts darauf an, was die Gegenwart über ihn denkt — er hofft und nimmt sein Recht von einer höheren Stelle: Deus patiens quia aeternus.

Mannings Leichenrede auf Newman war, bei Lichte besehen, im Grunde nichts anderes, als eine vor der ganzen Welt, vor ganz England, vor der gesammten Kirche gesprochene, ihn tief demüthigende und doch zugleich für ihn unendlich ehrenvolle „Amende honorable".

Wir werden in unserm nächsten Briefe den Schluß dieses Lebens betrachten. Wir werden sehen, wie auch die letzten zehn Jahre des Cardinals nicht frei sind von seltsamen Irrthümern, von Beweisen seiner Incohärenz und seines einer tieferen geistigen und wissenschaftlichen Durchbildung völlig ermangelnden Dilettantismus. Wir haben aber auch aufzuweisen, wie diesen Mängeln schöne und gute Seiten gegenüberstehen; wie die Irrthümer durch manche positive Leistungen und eine aufopferungsreiche Thätigkeit aufgewogen werden und wie in dem Finale dieses Lebens schließlich ein versöhnender Ausklang vorherrscht.

SPECTATOR.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Ueber den älteren und den neuesten Hacksilberfund bei Gratow, Kr. Landsberg a. W., wird der „Neum. Ztg." geschrieben, daß der reste Fund von dem Hausmann Johann Meyer im Jahre 1818 beim „Ziegelberg" in der Gralower Forst gemacht wurde. Der zweite ist in diesem Jahre ebenfalls in der Gralower Forst, ungefähr 2 Kilometer südlich von der ersten Stelle, ausgegraben und vom Rittergutsbesitzer Honig im Interesse der wissenschaftlichen Forschung dem Märkischen Provinzialmuseum geschenkt worden. Beide Funde enthielten je 2—3 Pfund Silber, und zwar verschiedene Schmucksachen aus Filigran, alle zerbrochen und zerhackt, und etwa zur Hälfte Münzen, die zum Theil ebenfalls zerhackt waren. Aus diesen Münzen, die zum großen Theil arabische, zum kleineren Theil deutsche, böhmische und dänische waren, läßt sich die Herkunft dieser Silberschätze und die Vergrabungszeit bestimmen. Es müssen orientalische Handelskarawanen gewesen sein, die ihre Schmucksachen in den Ostseeländern aufbrachten und alles Silber zu neuen Arbeiten eintauschten. Da die jüngste der Münzen aus der Zeit von 980—985 ist, so muß der ganze Fund gegen Ende des zehnten Jahrhunderts eingegraben worden sein. — Aus den beiden Funden läßt sich im Anschluß an die in südlicher und nördlicher Richtung weiter zu verfolgenden Funde eine viel benutzte Handelsstraße zwischen den Küsten des Schwarzen Meeres, wenigstens von den Karpathen an, bis zur Ostsee nachweisen, die über Posen längs der Woetbe bis Zantoch, hier über die Warthe hinweg in nördlicher Richtung über Gralow bis zu dem Handelsmittelpunkt Julin (jetzt Wallin) führte. Ebenso läßt sich eine zweite Straße, die die Neumark nur in ihrer südwestlichen Spitze berührt, von Schlesien her, auf der rechten Oderseite, über Leißow, dann vor Küstrin über die Oder setzend, durch den Barnim und die Uckermark nach Vorpommern und Rügen verfolgen. Die Töpfe, worin diese Silberschätze, und zwar niemals vor der Zeit von 960 und niemals nach 1050 vergraben wurden, zeigen immer die eigenthümlichen Merkmale, an denen die vorgeschichtliche Forschung, auch unabhängig von den numismatischen Feststellungen, den slavischen Gefäßtypus erkannte.

* **Leipzig.** Der ordentliche Honorarprofessor der Geschichte, Dr. Woldemar **Wenck**, ist bis auf weiteres wegen Krankheit, und der Privatdocent der juristischen Facultät Dr. **Stinzing** auf sein Nachsuchen für dieses Semester von der Abhaltung der Vorlesungen dispensirt.

* **Freiberg.** Die hiesige Bergakademie, die namentlich von Amerika aus viel besucht wird, zählt in diesem Wintersemester 200 Studirende, darunter 104 Nichtdeutsche. Obgleich nur der kleinste Theil der Studirenden dem Lande Sachsen angehört, verwendet der sächsische Staat jährlich gegen 100,000 M. auf die Erhaltung der altberühmten bergmännischen Bildungsstätte, an der einst Werner, der Lehrer Leopold v. Buchs und Alexander v. Humboldts, die moderne Wissenschaft der Geologie begründete.

* **Wien**, 31. Oct. Gestern wurden, wie uns von guter Hand gemeldet wird, die Zinsen von Bauernfelds Stiftungscapitalien, 3000 Gulden, wie jetzt von der Commission (Sectionschef v. Hertel, Joseph Lewinsky, die Professoren Baron Berger und Vincze, Advocat Dr. Weissel) vertheilt: als **Ehrengaben** je 1000 Gulden an Georg Hirschfeld und Leo Ebermann; je 500 Gulden an Emil Maeriot und Johanna Ambrosius. Man bedachte also Nord und Süd, Dichterinnen und Dramatiker mit einer gewissen Symmetrie. Ein **Preis**, wie er im Vorjahr Fulda's „Kameraden" zutheil wurde, gelangte heuer nicht zur Vertheilung. Auch für das nächstemal will man bei dem diesjährigen Modus verbleiben: Ehrengaben, nicht Preise gewähren. Der Termin für die Einlieferung einer **Biographie** Bauernfelds läuft im August ab.

* **Paris.** Prof. **Hanotaux** der hiesigen medicinischen Facultät hat sich mit Cyankali getödtet, nachdem er durch moralische Schwäche Aergerniß erregt und sich den Weg zu höheren wissenschaftlichen Ehren, so der Aufnahme in die medicinische Akademie, verschüttet hatte.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 31. October bis 1. November folgende Schriften eingegangen:

Vom Fels zum Meer. 16. Jahrg. 4. Heft. Stuttgart ꝛc., Union. — S. **Kohn**: Alte und neue Erzählungen aus dem böhmischen Ghetto. Zürich, Cäsar Schmidt 1896. — **Derselbe**: Ein deutscher Handelsherr. Roman. Ebd. 1896. — **Sophie Behr**: Skizzen. Berlin, August Daubner 1896. — **Ego**: Schlußcapitel eines Hagestolzen. Ebd. 1896. — **Hans Hoffmann**: Bozener Märchen und Mären. Leipzig, A. G. Liebestind 1896. — **Heinrich Blau**: Gautama. Dramatisches Gedicht in 5 Acten. London, Th. Wohlleben u. Leipzig, K. F. Koeser 1896. — **Otto v. Leitgeb**: Ausklang. 2 Novellen. Leipzig, H. Haessel 1896.

Antiquarischer Catalog

Nr. 234, Auswahl aus allen Gebieten der Literatur, versendet gratis und franco (10272) **B. Seligsberg** in **Bayreuth.**

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 3. November. Nummer 255.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Souveränetät und Abhängigkeit. I. Von Franz Riß. — Der Floh-circus. Von Adolf Bickel. — Mittheilungen und Nachrichten.

Souveränetät und Abhängigkeit.

Von Franz Riß.

I.

Welche Merkmale müssen einem menschlichen Gemeinwesen anhaften, um darin den Begriff des Staates erkennen zu lassen? Diese Frage steht am Anfang jedes Staatsrechts. Ohne sich eine klare und feste Antwort auf sie gebildet zu haben, kann man keinen Schritt auf dieses gefährliche Gebiet wagen, will man nicht Gefahr laufen, daß man auf seinen vielverschlungenen Pfaden sich schließlich in trostlose Oede verliert. Eine allgemein als richtig anerkannte Fassung des Begriffes Staat ist nicht vorhanden. Sie schien vor dreihundert Jahren gewonnen, als Jean Bodin sein Buch über den Staat herausgab. Staat nannte er die Herrschaft über Land und Leute, die auf einem abgegrenzten Territorium vereinigte Menschengesammtheit, und zwar die Herrschaft mit souveräner Macht. Souveränetät des höchsten Willens im Staate, Unverträglichkeit desselben mit jedem übergeordneten und jedem gleichgeordneten Willen erkannte er als das ausschlaggebende Moment, das den Staat von anderen Formen der Gemeinschaft unterschied. Mehr oder minder bestimmt hielten die staatsrechtlichen Schriftsteller der nachfolgenden Zeit hieran fest. Sie verkannten nicht, daß der Sprachgebrauch auch anderen Bildungen, denen die Souveränetät entschieden fehlte oder bei denen sie doch so verwickelt lag, daß eine klare Erkenntniß unmöglich schien, die Bezeichnung Staat zubilligte; aber sie sahen hierin Abnormitäten, die als Ausnahmen die Regel nur bestärkten. Erst die Erklärung der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika, durch welche diese Abnormitäten eine erhebliche Mehrung erfuhren, regte zu einer kritischen Revision der Begriffe an. Versuche wurden gemacht, als die Schweiz sich 1814 eine neue Verfassung gab, als in Deutschland die Einigungsbestrebungen zur Geltung kamen; ein reger Austausch der Meinungen erfolgte, als das neue Deutsche Reich begründet wurde und festzustellen war, wie man denn rechtlich die neue Schöpfung benennen sollte. Führende und nichtführende Geister ließen sich vernehmen, politische Neigungen und Abneigungen mischten sich ein, schärften die Tonart und fälschten den wissenschaftlichen Charakter des Streits. Wir sind noch nicht ganz hierüber hinaus. Eine erhebliche Klärung ist aber doch eingetreten; der Begriff der getheilten Souveränetät, den J. J. Moser zu unglücklicher Stunde erfand und der in diesem Streit so viel herumspukte, ist als Widerspruch in sich selbst anerkannt und aufgegeben worden; es wird nicht mehr ernstlich bestritten, daß es nur die Wahl zwischen voller oder keiner Souveränetät gibt. Ob aber die Souveränetät zu den wesentlichen Begriffsmerkmalen des Staates gehöre oder nicht, blieb eine unentschiedene Frage. Man mag sie bejahen oder verneinen, immer hat man eine Autorität auf dem Gebiete des Staatsrechts für sich. Laband verneint sie. Ihm genügt, wenn ein Gemeinwesen eine öffentlich rechtliche Herrschaft kraft eigenen Rechtes hat. Herrschaft bedeutet das Recht, freien Personen zu befehlen und sie zur Befolgung des Gebotes zu zwingen; dies Recht muß aber, um constitutiv für den Begriff Staat zu wirken, ein eigenes, nicht durch Uebertragung, nicht behufs der Durchführung fremden Willens verliehenes sein. Isolirt, unabhängig, souverän braucht das Gemeinwesen nicht zu sein, um als Staat bezeichnet werden zu können. Seydel dagegen hält an dem Erforderniß der Souveränetät consequent fest und versagt die Anerkennung als Staat einer jeden staatenähnlichen Bildung, der dieses Merkmal abgeht.

Dem Sprachgebrauch steht Labands Auffassung näher; der Sprachgebrauch wird aber nicht durch juristische Erwägungen bestimmt. Ihm ist maßgebend die äußere Erscheinung. In einem Staate mit schwacher Centralgewalt kann es vorkommen, daß das Oberhaupt einer Provinz, namentlich wenn dessen Stellung vererblich ist, sich um seine Abhängigkeit nicht kümmert; so lange dieser Zustand dauert, erscheint die Provinz als Staat. Das ändert sich mit einem Schlage, wenn die Centralgewalt in energische, die Oberleitung der Provinz in schlaffe Hände kommt. Die rechtliche Begriffsbildung muß von solchen politischen Wechselfällen absehen. Wäre am Ende des 17. Jahrhunderts ein Kaiser Rothbart im Deutschen Reiche erstanden, die einzelnen Territorien, die sich seit Ende des dreißigjährigen Krieges Staaten nannten und vom politischen Standpunkt aus nennen konnten, hätten diese Bezeichnung nicht allzu lange mehr verdient. Status bezeichnete, auch im weiteren Sinne genommen, schon damals einen feststehenden, der Veränderung von außen nicht zugänglichen Bestand; sobald die Machtverhältnisse sich so gestalten, daß die Existenz dieses Bestandes jederzeit und zwar ohne Rechtsbruch aufgehoben und er zum Theil eines größeren Ganzen gemacht werden kann, tritt dieser Name außer Verwendung. Die gleichen Gesichtspunkte leiten bei Beantwortung der Frage, ob ein Gemeinwesen im völkerrechtlichen Verkehr als Staat angesehen werden solle oder nicht. So gut der diplomatische Verkehr den Papst noch immer als Herrscher des Kirchenstaates behandelt, obwohl er in Wirklichkeit keine Herrscherrechte mehr üben kann, so gut können auch mit dem mächtigen Statthalter einer Provinz völkerrechtliche Beziehungen angeknüpft werden, weil nur eine kraftlose Souveränetät darüber besteht, von der ein Widerspruch nicht zu erwarten ist. Die Provinz bleibt aber deßwegen doch Provinz. Man kann, wenn man die Ereignisse seit 1867 willkürlich construirt, sich vorstellen, daß dieser Fall sich bei Aegypten ereignet hätte; denkt man sich aber weiter die praktisch allerdings ausgeschlossen erscheinende Entwicklung, daß in Stambul ein Sultan den Thron bestiege, der die Kraft des Reiches zusammenzufassen und eine achtunggebietende Heeresmacht zu schaffen vermöchte: der kurze Glanz

Aegyptens würde rasch verblichen sein. Rechtlich wäre aber die Lage die gleiche nach wie vor.

Die thatsächlichen Machtverschiebungen können auch in entgegengesetzter Richtung erfolgen, ohne daß sie rechtlich Beachtung fänden. Ein kleiner Staat, der durch das Gebiet eines größeren umschlossen wird, geräth factisch in eine mehr oder minder große Abhängigkeit. Hört die Umschließung auf, indem beispielsweise ein Theil des Grenzgebietes an einen anderen Staat abgetreten wird, so kann in der bisherigen Enclave die Machtentfaltung wieder eine freiere werden. In Kriegszeiten ist es möglich, daß ein Staat von einem anderen ganz in Beschlag genommen wird; er hört um deßwillen noch nicht auf, als Staat zu existiren. Hiezu bedarf es eines rechtlichen Actes, sei der nun die Abtretungserklärung des bisherigen Herrschers oder die bündige Erklärung des Eroberers, das erworbene Gebiet seiner Herrschaft zu unterstellen. Selbst wenn ein Staat die factische Abhängigkeit, in der er sich befindet, durch Verfügungen rechtlicher Natur anerkennt, etwa seine Eisenbahnen durch den mächtigeren Staat verwalten, seine Zölle durch diesen erheben, gegen die Urtheile seiner Gerichte an ein übergeordnetes Gericht im anderen Staate Rechtsmittel ergreifen, ja einen Theil seiner Beamten durch den Herrscher des anderen Staates ernennen läßt: er behält gleichwohl den Charakter eines Staates, weil kein rechtlicher Act vorliegt, durch den ihm derselbe in unzweideutiger Weise entzogen worden wäre. Luxemburg, Liechtenstein, Waldeck sind Staaten; es besteht hierüber kein ernstlicher Streit, sofern nicht, was für Waldeck zutrifft, die staatliche Natur der zum Deutschen Reiche vereinigten Staaten überhaupt in Abrede gestellt wird.

Es mag scheinen, als ob wohl mit Labands Begriffsbestimmung sich diese letzte Ausführung vertrüge, nicht aber mit der Seydels. Laband begnügt sich mit einzelnen Herrschaftsrechten, Seydel aber verlangt die Totalität derselben, die Souveränetät, die keine Theilung duldet. Es handelt sich aber, um den scheinbaren Zwiespalt zu lösen, nur darum, von dem Wesen der Souveränetät klare Anschauung zu gewinnen. Die Souveränetät eines Staates schließt in keiner Weise aus, daß ein anderer Staat oder andere Subjecte des öffentlichen Rechts auf dem gleichen Gebiete Rechte haben, vielleicht sogar sehr umfangreicher Natur; sie schließt das so wenig aus, als das Eigenthum, das ja ebenfalls eine principiell unbeschränkte Herrschaft ist, es unmöglich macht, daß anderen Personen Rechte an der Sache zustehen. Es ist lediglich nöthig, daß diese letzteren Rechte als fremde erscheinen, als Gegensatz zu dem Rechte des Eigenthümers, als übertragene Ausübung der begreiflich nur dem Eigenthümer zustehenden Rechte. Auf den Umfang der fremden Rechte kommt es nicht an. Er kann so groß sein, daß vom Eigenthum nur noch der Name, die nuda proprietas, verbleibt. So war es im Lehenrecht; so ging es zufolge der Anwendung der lehenrechtlichen Grundsätze im alten deutschen Reich auch auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts. Das Reich war eine Monarchie bis 1806; einziger Souverän war der Kaiser; die Fürsten waren seine Unterthanen von Rechtswegen; aber sie hatten auf dem Gebiete der Reichsherrschaft so weit gehende Rechte, daß dem Kaiser von der Souveränetät nur der Name blieb. Für Napoleon war das genügend, um schon vor Auflösung des Reiches von einer confédération germanique zu sprechen; der Feldherr und Staatsmann hielt sich an die Vertheilung der Machtverhältnisse und kümmerte sich nicht um die rechtliche Grundlage derselben. In Wirklichkeit wurden die deutschen Territorien erst mit ihrer vom Kaiser anerkannten Lostrennung vom Reiche — Schweiz und Rheinbund — oder aber mit der Niederlegung der Kaiserkrone im Jahre 1806 zu Staaten, ebenso wie erst mit Aufhebung des Lehenverbandes Eigenthum von Lehensgut in der Person der Lehensträger entstand, mochten sie auch lange vorher schon sich als Eigenthümer gefühlt und benommen haben. Selbst nach Labands Auffassung sollte man diese Territorien nicht Staaten nennen (Laband thut es aber), denn die Herrschaftsrechte, welche die Landesherren übten, waren ja Abbruch an der Souveränetät des Kaisers und damit, gleichwie die Servitutrechte auf dem Grund und Boden des Eigenthümers, fremde, nicht eigene Rechte, so daß sie nicht genügen, um den von Laband angenommenen Staatsbegriff herzustellen. Zu diesem Ergebniß wird man aber stets gelangen, so oft Herrschaftsrechte über ein Gemeinwesen in einer Hand liegen, in der nicht die Totalität der Herrschergewalt, die Souveränetät, sich vereint.

Ein solcher Zustand kann auf doppelte Weise entstehen: entweder in centralisirender oder in decentralisirender Richtung. Es kann ein schwächerer Staat sich veranlaßt sehen, die Ausübung von Souveränetätsrechten auf seinem Gebiete einem stärkeren zu übertragen; es kann umgekehrt der Fall eintreten, daß die Staatsgewalt die Ausübung von Hoheitsrechten an ihre Provinzen abgibt. Es liegt in beiden Fällen keine Theilung der Souveränetät vor, wie auch bei Einräumung des Nießbrauchs an einem Grundstück keine Theilung des Eigenthums vorliegt; es liegt auch keine begriffliche Beschränkung der Souveränetät vor, denn in der Uebertragung selbst liegt eine Bethätigung der Souveränetät und die Ausübung des übertragenen Rechtes erfolgt im Namen dessen, der es übertragen hat. Im einzelnen Falle kann es aber schwer werden, zu entscheiden, auf welcher Seite die Souveränetät sich befindet, ob die einem Gemeinwesen zustehenden Rechte eigene oder fremde sind. Eine Provinz mit großer Selbständigkeit ist von einem in seiner Selbständigkeit beeinträchtigten Staate äußerlich nicht zu unterscheiden. Maßgebend müssen hier in erster Linie die vorliegenden Rechtsacte sein, die aber die wünschenswerthe Klarheit oft vermissen lassen, ja nicht selten — wie das besonders von den Acten der englischen Diplomatie bekannt ist — sie geflissentlich vermeiden, um die Auslegung der jeweiligen Sachlage anpassen zu können. Auf das Maß der Rechte kann bei der Frage, ob Souveränetät gegeben sei oder nicht, kein Gewicht gelegt werden; oft ist der verbleibende Rest trotz seiner politischen Unwichtigkeit rechtlich allein bedeutungsvoll als der Ausfluß des Princips, das trotz seiner verminderten Tragweite noch besteht.

Ohne hier weiter, als schon vorgängig geschah, auf die Gründe einzugehen, lege ich meinen Standpunkt für die folgende Untersuchung dahin fest, daß ich mich an Seydels Auffassung vom Wesen des Staates anschließe. Es soll der Versuch gemacht werden, von diesem Standpunkt aus die wichtigsten der zur Zeit zwischen den modernen Staaten bestehenden Abhängigkeitsverhältnisse, soweit sie rechtlich zu faßbarer Erscheinung gekommen sind, auf ihren Charakter zu prüfen. Anregung hiezu gab mir eine kleine Schrift von Conrad Bornhak, betitelt: „Einseitige Abhängigkeitsverhältnisse unter den modernen Staaten." Ich folge derselben namentlich in der Terminologie, die übrigens wohl zum größten Theile als allgemein feststehend angesehen werden kann.[1])

1) Bornhaks Schrift bildet das fünfte Heft der von den Heidelberger Professoren Jellinek und Georg Meyer herausgegebenen staats- und völkerrechtlichen Abhandlungen. (Leipzig, Duncker u. Humblot.) Dem dritten Heft, enthaltend „Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte" von Jellinek ist hierorts (Beilage 1896, Nr. 142, 143) bereits eine ausführliche Besprechung gewidmet worden. Weiter sind noch erschienen: (Heft 1) Rudolf Treumann, die Monarchomachen. Eine Darstellung der revolutionären Staatslehren des sechzehnten Jahrhunderts (1573—1599). — (Heft 2) Georg Meyer, Der Staat und die erworbenen Rechte. — (Heft 4) Otis Harrison Fisk, Stimmrecht und Einzelstaat in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Der Begriff der Abhängigkeit eines Staates setzt sich, wie die meisten Begriffe des Völkerrechts, aus juristischen und thatsächlichen Momenten zusammen. Juristisch wird erfordert, daß auf dem Gebiete eines Staates einem anderen Staate oder einem sonstigen Subject öffentlicher Rechte solche Befugnisse rechtlich zustehen, die normaler Weise Ausfluß der Herrschergewalt sind. Sowohl in subjectiver wie objectiver Hinsicht ist aber eine Abgrenzung nöthig. Das berechtigte Subject muß dem abhängigen Staat an Stellung gleich — also selbst ein Staat oder Staatenbund — und an Macht überlegen sein. Eine Handelsgesellschaft, die in einem Staate Hoheitsrechte erwirbt, macht den Staat damit nicht von sich abhängig; ebenso wenig ein kleiner Staat, der in einem größeren ein solches Recht besitzt. Der Umfang der Rechte, wie er, um den Begriff der Abhängigkeit zu ergeben, verlangt werden muß, ist kaum mit Sicherheit abzugrenzen. Es müssen ausgesprochene Hoheitsrechte, von der Souveränetät begrifflich nicht zu trennende Rechte sein, deren Uebung also sich als Uebung der Souveränetät darstellt; durch ihre Zahl oder Wichtigkeit muß der abhängige Staat in seiner Machtfülle erheblich beschränkt erscheinen. Einräumung einer Controle über die Finanzverwaltung, selbst Uebertragung einzelner Zweige der inneren Verwaltung, genügen in der Regel nicht, ebenso wenig wie das Zugeständniß der Consulargerichtsbarkeit oder des Garnisonsrechts. Als hinreichend wird angesehen die ausschließliche Vollmachtertheilung zur Vertretung im internationalen Verkehr unter Verzicht auf eigene Betheiligung an demselben. Zwingend ist auch dies nicht. Ob in der rechtlichen Beziehung zweier Staaten die Abhängigkeit des einen vom anderen erblickt werden soll, bleibt immer quaestio facti, die mehr nach dem Gefühl als nach festen Gesichtspunkten entschieden wird.

Die Abhängigkeitsverhältnisse können so mannichfaltig sein wie im Privatrecht die dinglichen Rechte an fremder Sache; doch hat man hier wie dort einige Kategorien herausgehoben und ihnen besondere Namen gegeben. Bornhak unterscheidet Suzeränetät, Protectorat, Protection, vollständige Incorporation, unvollkommene Incorporation, Accession. Die drei letzten Bezeichnungen lassen sich juristisch ziemlich sicher abgrenzen und sind auch an und für sich ziemlich anschaulich. Bei den ersten drei trifft das nicht zu. Sie sind Schöpfungen der Diplomatie und dienen als Decknamen für die verschiedensten Formationen, nur nicht für jene, die man, dem Klange des Worts vertrauend, zunächst darunter verstehen möchte. Die juristische Befassung mit ihnen führt lediglich dazu, sie für unnöthig zu erklären. Sie schaffen Unklarheit auf einem Gebiete, auf dem ohnehin schon schwer genug zu arbeiten ist.

Der Begriff der Suzeränetät stammt aus dem Lehenrecht; der Lehensherr ist Suzerän des Lehensmannes, wie ihr Verhältniß auch sonst sei. Der Unterthan kann Suzerän seines Souveräns sein. Der Pariser Friede von 1856 hat mit diesem Ausdruck die Stellung der Türkei zu den Donaufürstenthümern und Serbien bezeichnet, von vornherein zwei äußerlich gleich erscheinende, innerlich aber sehr verschiedene Verhältnisse in wenig dankenswerther Weise zusammenfassend. Die Donaufürstenthümer waren nie ein Bestandtheil des türkischen Reiches; sie behielten, so lange sie in Beziehung zur Türkei standen, ihre selbständigen Herrscher und hatten von Rechtswegen nur Tribut an die Pforte zu entrichten. Im Lauf der Zeit haben die Sultane ihre Machtstellung benutzt, um auch in den Donaufürstenthümern Herrscherrechte auszuüben, ja die eigentlichen Herrscher daselbst gleich Unterthanen zu behandeln. Sie haben dort Hospodare bei Erledigung des Throns eingesetzt, sie abgesetzt, sogar hinrichten lassen; aber es waren das lediglich gewaltthätige Eingriffe, wie ja auch Napoleon sich ähnliche gegenüber schwächeren Staaten erlaubte, ohne daß damit die Verwandlung dieser Staaten in französische Provinzen dargethan gewesen wäre. Im Frieden von Kutschuk-Kainardji (1774) werden die Herrscher dieser Fürstenthümer als Souveräne bezeichnet, deren Geschäftsträger „trotz ihrer geringen Wichtigkeit“ unter dem Schutz des Völkerrechtes stehen sollten. Allerdings war das Maß der Rechte, die der Pforte in den souveränen Fürstenthümern belassen wurden, noch so groß, daß die Souveränetät sich nur wenig bekundete. Der Friede von Adrianopel (1829) schränkte die Pforte erheblich ein, sprach ihr aber in offensichtlicher Unklarheit über die Tragweite des Begriffs die Souveränetät in den Fürstenthümern zu. Daß damit die Souveränetät der letzteren aufgehoben werden sollte, konnte nach Lage der Dinge nicht Vertragsmeinung sein. Es lag ein Redactionsversehen vor, das der Pariser Friede beseitigte, indem er statt Souveränetät Suzeränetät setzte. Die Fürstenthümer hatten unabhängige Verwaltung der inneren Angelegenheiten, auch eine eigene Armee, wurden aber nach außen vollständig durch die Pforte vertreten und durften keine Verträge mit fremden Mächten schließen. Die gleichen Rechte gewann mit dem Pariser Frieden auch Serbien. Hier war aber die Entwicklung eine ganz andere gewesen. Serbien war zu Anfang des Jahrhunderts eine türkische Provinz. In den Friedensverträgen von Bukarest (1812), Akjerman (1826) und Adrianopel (1829) wurden ihm von seinem Souverän, der Pforte, eine Reihe von Rechten eingeräumt, immer aber blieb es Provinz. Auch nach 1856 war es nichts anderes. Es bestand also damals der gleiche Rechtsstand in einer türkischen Provinz wie in einem souveränen, aber von der Türkei abhängigen Staate; ein Unterschied trat erst bei Beachtung der geschichtlichen Entwicklung hervor. Im Jahre 1878 erlangte Serbien die Souveränetät, während für Rumänien die Einschränkungen derselben durch die Rechte der Pforte aufhörten.

Unter türkischer Suzeränetät stehen noch Bulgarien, Ostrumelien, Samos, Aegypten. Bornhak sieht Bulgarien und Aegypten als Staaten an und nimmt hiebei auch daran keinen Anstoß, daß es sowohl zur Einsetzung des bulgarischen Fürsten wie des ägyptischen Vicekönigs eines Investiturfirmans des Großherrn bedarf, daß 1879 der Chedive Ismael Pascha vom Sultan abgesetzt wurde — nicht mit einem Gewaltact, wie die Hospodare der Moldau im 16. Jahrhundert, sondern mit einer formell wie inhaltlich correcten Verfügung — und daß erst beim letzten Regierungswechsel in Aegypten der Territorialbestand zu gunsten der Türkei verändert wurde. Das spricht doch erheblich für den provinziellen Charakter und es kann für die Behauptung der staatlichen Natur wohl der stringente Nachweis verlangt werden, durch welchen Rechtsact sie begründet worden sei. Ein solcher fehlt aber bei Aegypten wie bei Bulgarien. Bornhak sagt, es brauche eines solchen nicht; die Vasallenstaaten entstünden nicht als Rechtsproducte, sondern unter Durchbrechung der bestehenden Rechtsordnung als historische Thatsachen. Hierin liegt zweifelsohne ein richtiger Kern; auf solche Weise können Staaten entstehen. Aber nicht jede Provinz, die revoltirt und sich eine selbständige Stellung erstritten hat, ist darum ein Staat; wenn dieser Weg beschritten werden soll, dann muß er auch ganz durchgeführt werden: die frühere Provinz muß jedes Band abgerissen, ihre Selbständigkeit in unzweideutigster Weise dargelegt haben, will sie auch gegen den Widerspruch des Staates, zu dem sie bisher gehörte, nun selbst als Staat anerkannt sein. So haben es die Vereinigten Staaten von Nordamerika, so hat es vor ihnen die Schweiz gemacht. Andernfalls muß eine Verzichtleistung der bisher souveränen Macht auf ihre Sou-

Digitized by Google

veränetät verlangt werden. Man kann sich mit einem factum concludens begnügen, wie es der Friedensschluß zwischen Serbien und der Türkei (1877) war; schon darin, daß Kriege des Vasallenstaats mit der suzeränen Macht völkerrechtlich als Kriege, nicht als Rebellionen angesehen werden, ein solches zu erblicken, scheint mir nicht angänglich, da für völkerrechtliche Ansichten die Gründe der Zweckmäßigkeit zu sehr mitsprechen. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika neigen dazu, die Insurrection auf Cuba, England nicht minder, die auf Kreta als regelrechten Krieg anzusehen. Damit ist rechtlich nichts bewiesen. Auch der Umstand, daß der Fürst von Bulgarien lange Jahre regierte, ehe er einen Investiturfirman erhielt, thut lediglich die politische Schwäche der Türkei, deren Abhängigkeit von Rußland und die Furcht der europäischen Mächte vor einem Eingriff in die Balkanangelegenheiten dar. Juristisch ist er ohne Belang. Das allerdings ist Bornhak zuzugeben, daß bei Suzeränetätsverhältnissen der Vasallenstaat, die Provinz, die politische Tendenz aufweist, zur vollen Unabhängigkeit zu gelangen und das schwache Band, das noch einen Zusammenhang mit der suzeränen Macht herstellt, zu zerschneiden. Das hat sich bei Serbien gezeigt. Sobald das geschehen ist, erscheint die bisherige Provinz als Staat; vorher nicht, mag sie auch noch so umfangreiche selbständige Rechte besitzen, ja sogar die Möglichkeit haben, mit anderen Staaten als gleichgestellt zu verkehren, wie das Aegypten bezüglich des Abschlusses von Handelsverträgen ausdrücklich zugestanden ist. Der Chedive handelt bei Abschluß solcher Verträge nur als Stellvertreter des Sultans. Samos und Ostrumelien bezeichnet auch Bornhak als türkische Provinzen mit einiger Selbständigkeit. Für Samos gibt er als Grund seiner Unterscheidung an, daß seine Unabhängigkeit nicht völkerrechtlich garantirt sei und auch nicht durch eigene Kraft im Kriege behauptet werden könne. Ich habe schon oben ausgeführt, daß ich diese beiden Momente für nicht ausschlaggebend erachte. Wenn die Pforte heute durch einen Vertrag mit dem Fürsten von Samos auf ihre Souveränetät verzichtete, wäre Samos ein Staat auch ohne Machtstellung und völkerrechtliche Anerkennung. Bei Ostrumelien werden von Bornhak nur die Bestimmungen der Konstantinopler Conferenz von 1886 angezogen. Hier liegt allerdings das Verhältniß am klarsten: an der Spitze des Landes steht ein vom Sultan ernannter Generalgouverneur, der zugleich der Fürst von Bulgarien ist.

Außerhalb der Türkei findet sich der Ausdruck Suzeränetät wenig; ein Fall ist aber durch die Ereignisse der letzten Zeit interessant geworden. England hatte 1877 Transvaal annectirt gegen den Protest der Burenregierung. Nachdem es 1881 dafür die verdienten Schläge bekommen, erkannte es die Selbständigkeit des Staates an, ließ sich aber die Suzeränetät einräumen. Was es darunter verstand, sagte es nicht genau, zählte aber einzelne Rechte auf, die es beanspruchte; so insbesondere die Controle der auswärtigen Beziehungen Transvaals einschließlich des Abschlusses von Verträgen mit fremden Mächten, Recht des Eingreifens zu gunsten der Eingeborenen, Nothwendigkeit seiner Zustimmung zu Gesetzen, welche die letzteren betreffen. Transvaal war von da an ein von England abhängiger Staat. Bornhak sagt, es sei keine Suzeränetät, sondern ein Protectorat vorhanden gewesen. Die Unterscheidung ist ohne Wichtigkeit, da keiner der beiden Begriffe klar steht und seit 1884 das Verhältniß vollständig neu geregelt ist. England hat nur noch das Recht, beabsichtigte Verträge der Republik mit auswärtigen Staaten mitgetheilt zu erhalten und durch Widerspruch gegen dieselben innerhalb sechs Monaten nach der Mittheilung deren Abschluß zu verhindern. Auf Verträge mit dem Oranje-Freistaat erstreckt sich dieses Recht nicht. Man kann bei solcher Sachlage seit 1884 nicht mehr von einer Abhängigkeit Transvaals von England sprechen; die Befugnisse Englands sind zu gering, um zur Anwendung dieses Begriffes zu genügen.

Der Floheircus.

Eine physiologische Studie von Adolf Bickel.

Die Frage, wieweit man dem Thiere Bewußtsein und Vorstellungen zusprechen darf, gehört zu den ältesten und meist umstrittenen Themen der Naturwissenschaft. Entweder ist es möglich, daß man das Bewußtsein und damit die Vorstellungen — denn ein von Vorstellungen losgelöstes Bewußtsein kennen wir nicht — als ein Etwas betrachtet, das mit der ganzen Realität einhergeht, oder aber man spricht nur einem Theil der Realität Bewußtsein zu. Hier handelt es sich nun darum, festzustellen, wo die dann nothwendige Grenze zu ziehen ist, es handelt sich darum, eine Antwort auf die Frage zu geben, welchen Theilen wir in der Realität Bewußtsein zusprechen und welche wir desselben für bar erklären.

Lange hat man das Bewußtsein, als die Wissenschaft und damit auch die Naturkunde in den Händen einer orthodoxen kirchlichen Gemeinschaft lag, die sich mit einer chinesischen Mauer aus versteinerten Thesen und Satzungen umgeben hatte, oder als Männer, die für sich gleichfalls in diesem unseligen geistlichen Banne standen, die Naturwissenschaft betrieben — lange hat man das Bewußtsein, sage ich, als ein ausschließliches Privileg des Menschen angestaunt. Heute wissen wir, daß, wenn wir überhaupt einem zweiten Wesen außer uns selbst noch Bewußtsein zusprechen zu dürfen glauben, wir unmöglich die Grenze so klein und eng ziehen können, wie man das damals gethan hat. Wir dürfen dann nicht lediglich unsre Mitmenschen als denkende, als bewußte Theile der Realität ansehen, wir müssen andere, größere Kreise derselben miteinschließen. Denn wollten wir nur die Art „homo“ auf diese Weise eliminiren, so stünde das im Widerspruch mit jeder naturwissenschaftlichen und thierpsychologischen Erfahrung. Das Thier hat Bewußtsein und hat Vorstellungen; es besitzt Verstand, es besitzt Gefühl wie der Mensch.

Wir müssen dem Thier Bewußtsein und alle unsre Geistesqualitäten bis zu einem gewissen Grade zusprechen. Aber wir müssen nicht allen Thieren, wir müssen nicht der ganzen organisirten Welt diese Eigenschaften beilegen.

Es gibt eine Schule, welche diese Einschränkung nicht macht, eine Schule, die in der ganzen Thierwelt, bei allen ihren Arten und Gliedern den Menschengeist wiederzuerkennen sucht. Die in „potentialer Form“ philosophirende Amöbe und der in gleicher, wahrscheinlich aber schon in etwas fortgeschrittener Weise über die Unendlichkeit simulirende Regenwurm sind zwei Monstren, zu denen eine solche Betrachtungsweise der Natur nothwendig führen muß. Ebenso dürfte man auch nicht anstehen, den Pflanzen in bestimmtem Grade Bewußtseinsqualitäten zuzuerkennen. Doch wenn wir auch von diesen Lächerlichkeiten absehen, so können wir der Art der Beweisführung, welche diese Schule zum Theil beliebt, doch den Vorwurf der Kritiklosigkeit nicht ersparen.

Es ist zunächst einmal ein großer Irrthum, wenn man glaubt, daß die Gesetze, welche man als gültig für die Entwicklung der organisirten Substanz kennen gelernt hat, nun auch unmittelbar anwendbar seien auf das Bewußtsein; wenn man glaubt, daß, wie gewisse spätere Entwicklungsstufen dieser Substanz zum Beispiel in der Eizelle potential enthalten und präformirt sein können, auch das Bewußtsein der höheren Thiere gewissermaßen schlummere

Digitized by Google

in den niederen, in den einzelligen Organismen, und daß es in diesem potentialen Zustande im Pflanzenreich immer geblieben sei. Denn da es unmöglich ist, eine Synthese des Bewußtseins zu geben, da wir nicht einmal wissen, ob das Bewußtsein überhaupt den Gesetzen unterworfen ist, unter denen die Realität steht, ist es einmal nicht möglich, etwas über das Bewußtsein oder gar dessen Entwicklung auszusagen, zweitens aber mahnt uns dieses, die größte Vorsicht zu beobachten, wenn wir bei anderen Theilen der Realität auf Grund der Erscheinungen, welche sie uns bieten, auf Bewußtsein und Vorstellungen schließen wollen.

Andrerseits aber sind auch die Beobachtungen, welche von der oben bezeichneten Schule beigebracht werden, um deren Anschauungsweise zu stützen, nicht einmal streng beweisend. Denn man hat kaum versucht, alle anderen Erklärungsmöglichkeiten für eine Erscheinung experimentell auszuschließen und so die Richtigkeit der gegebenen Deutung zu beweisen. Denn eine Beobachtung kann noch so richtig, noch so schön und zutreffend angestellt sein: das beweist nicht, daß die Erklärung, welche man ihr gegeben hat, auch richtig sei; vorausgesetzt, wie gesagt, daß man nicht alle anderen Möglichkeiten der Deutung vorher sorgfältig ausgeschlossen hat.

Das große Publicum hat auch Interesse an den Fragen genommen, welche ich im vorigen nur flüchtig berühren konnte.

Der Wunderbau der Ameise, das Leben und Treiben im Bienenstaat, die Arbeit und das Wirken dieser kleinen Geschöpfe ist allbekannt; von jeher haben diese Wesen die Aufmerksamkeit des Menschen auf sich gelenkt, seine Bewunderung hervorgerufen und ihn hingerissen in der Ahnung jenes verborgenen und geheimnißvollen Naturlebens, in der Erkenntniß einer schwer entwirrbaren und räthselhaften Wirklichkeit.

In der That wunderbar und für uns zum Theil noch unerklärbar ist dieses Treiben in der kleinen Welt der Ameise, der Biene und ihrer Genossen. Die Räthsel, welche sie uns bieten, glaubte und glaubt man vielfach nur so erklären zu können, indem man Bewußtsein und Verstandesthätigkeiten bei diesen Thieren voraussetzt. Diese Frage zu entscheiden, sind wir jedoch heute noch nicht in der Lage. Es ist vor allen Dingen unsre Pflicht, erst einmal gewissenhaft zu untersuchen, ob wir nicht auch eine Erklärung aller ihrer Lebensäußerungen geben können, die nicht fordert, daß wir Bewußtsein und Vorstellungen bei diesen Wesen supponiren.

In diesem Sinne will auch die vorliegende Studie aufgefaßt sein. Man erzählt sich Ammenmärchen von der Intelligenz und den Geistesgaben eines der schlimmsten und der erbittertsten Feinde des Menschen, nämlich von dem Floh. Der Flohcircus, in welchem man dieses Insect in Freiheit dressirt, dem erstaunten Publicum vorführt, ist ein oft gesehener Gast auf unsern Jahrmärkten. Ihm gebührt auch in erster Linie das Verdienst, den Floh in den Augen des Laien zu der geistigen Höhe emporgehoben zu haben, deren sich dieses Insect heute rühmt.

Wir wollen im folgenden nachsehen, wie wir die Wunder dieses Flohcircus und die Dressur seiner Thiere erklären können und erklären müssen; wir wollen nachsehen, ob wir bei diesem Thiere nicht alle Handlungen und Aeußerungen, soweit sie hier in Betracht kommen, genügend erklären können, indem wir dieses Insect lediglich als eine complicirte Maschine ohne Vorstellungen ansehen, indem wir seine Lebensäußerungen als die nothwendige Wirkung der in Thätigkeit sich befindenden Maschine auffassen. Wir würden diese Aeußerungen vergleichen können mit dem zweckvollen Ineinanderarbeiten der einzelnen Räder und Rädchen bei einem Uhrwerk oder dem Getriebe einer Dampfmaschine; indem die treibende Kraft, welche hier durch die Feder oder die Spannung des Wasserdampfes gebildet wird, dort im Organismus im cellularen Stoffwechsel, in der chemischen und physikalischen Wirkung der einzelnen Zellenmolekule und ihrer Atome auf einander zu suchen ist.

Auf der diesjährigen Genfer Ausstellung hatte ich Gelegenheit, einen Floheireus zu sehen, nachdem ich mich lange vergebens nach einem solchen umgethan hatte. Dem Besitzer desselben verdanke ich die im folgenden mitgetheilten Angaben über die Dressur dieser Insecten. Selbstredend konnte ich hiebei nicht jeden einzelnen Punkt nachprüfen, sondern mußte mich vielmehr in erster Linie auf die — soweit man das beurtheilen kann — ganz glaubwürdigen Aussagen dieses Mannes verlassen.

In erster Linie handelt es sich bei der Dressur der Flöhe darum, den Thieren das Springen abzugewöhnen. Anstatt sich in einzelnen Sätzen fortzubewegen, müssen sie kriechen, müssen sie laufen lernen. Zu diesem Ende bringt man die Thiere einige Zeit zwischen zwei Glasplatten, deren Zwischenraum jedoch so eng ist, daß er einen richtigen Sprung der Thiere verhindert. Nun gibt es ein altes Gesetz in der Naturwissenschaft, dessen Gültigkeit in tausend und aber tausend Fällen bewiesen ist; das sagt aus, daß ein Glied, welches während längerer Zeit in Unthätigkeit verharrt und nicht gebraucht wird, verkümmert. Die Musculatur eines Beines, das infolge irgend einer chirurgischen Krankheit längere Zeit unbenutzt in einem Verbande liegen muß, atrophirt. Genau so verhält es sich mit der Musculatur der Sprungbeine des Flohes; denn zu solchen hat sich ein Extremitätenpaar bei diesen Insecten besonders entwickelt. Normalerweise besitzen diese Thiere eine enorme Kraft in diesen Gliedmaßen; die Musculatur muß darum hoch entwickelt, sie muß, wenn wir ihre kolossalen Leistungen, an die in der That keine Leistung der Musculatur eines Säugethiers heranzureichen scheint, ins Auge fassen, eine ungemeine Ausbildung erfahren haben. Diese an andauernde, schwere Arbeit gewöhnten Muskelmassen werden nun plötzlich für längere Zeit in Unthätigkeit versetzt. Die Folge davon ist, daß ihre Kraft verloren geht, daß diese Musculatur und mit ihr die ganze Extremität atrophisch werden. Nun hat man den Thieren allerdings das Springen abgewöhnt; d. h. in Wirklichkeit hat man sie in gewissem Sinne der Organe beraubt, die einen Sprung bei ihnen ermöglichten. Kriechen können unsre Insecten noch. Dazu ist die Muskelkraft nicht nöthig, welche der Sprung erfordert. Ueberhaupt scheint durch die ganze Procedur in erster Linie nur die Kraft dieser besonderen Extremitäten, nicht die des ganzen Thieres, so sehr geschädigt zu werden. Denn die Thiere können auch jetzt noch Arbeiten ausführen und Lasten bewältigen.

Ist diese Schwächung der Sprungmusculatur erreicht, so nimmt man nunmehr die Thiere und schlingt ihnen einen sehr feinen Draht um ihre Taille, d. h. um die Einschnürung zwischen Thorax und Abdomen. Der Floh ist auf diese Weise in einer starren Schlinge befestigt, die sich auf dem Rücken des Thieres in einen langen, dünnen Draht auszieht. Zu dieser Operation gehört eine besondere Geschicklichkeit, da begreiflicherweise die Thiere bei der Feinheit ihres Körperbaues leicht Noth leiden. Jetzt ist es nun nicht mehr schwer, mehrere so präparirte Flöhe mit ihren Drähten auf dem Rücken zusammenzukoppeln, sie an kleine metallene Wägelchen zu befestigen, sie vor einen Schubkarren, einen Schlitten oder an ein kleines Carroussell anzuspannen, oder an dem auf dem Rücken in die Höhe ragenden Draht ein Kleidchen aus Seidenpapier oder sonst irgend einen Gegenstand zu befestigen. Die metallenen Wägelchen und die anderen Spielzeuge, welche die Thiere

Digitized by Google

in Bewegung setzen, müssen im Vergleich zu der Größe der durch die vorausgehende Operation doch immerhin geschwächten Thiere noch als recht bedeutend und ihr Gewicht als recht erheblich bezeichnet werden. Die Kraft der Thiere reicht auch nur dann hin, die von ihnen geforderte Arbeit auszuführen, wenn die Reibung, welche diese Gegenstände auf ihre Unterlage ausüben, so unbedeutend wie möglich ist. Infolge dessen bleiben die Thiere, welche durch die Art ihrer Fesselung sich nur dann von der Stelle bewegen können, wenn sie die ihnen angehängte Last mitziehen, stehen und verharren in Unthätigkeit, sobald man das Gespann auf eine rauhe Unterlage, z. B. auf ein Filztuch hinsetzt. Die Unebenheiten und die Widerstände des Tuches sind zu groß, als daß sie durch die Kraft der Thiere könnten überwunden werden. Mit einer solchen Unterlage sind die Kasten, in denen man die Thiere gewöhnlich aufhebt, ausgefüttert; sie dienen diesem Zwecke, wie dem, die Thiere warm zu halten, in gleicher Weise. Der Boden der Bühne, auf welchem die Thiere ihre Productionen ausführen, ist im Gegensatz hiezu glatt und verursacht darum möglichst wenig Reibung. So erklärt es sich, daß die Thiere in ihren kleinen Käfigen ruhig dasitzen.

„Sie schlafen", so versicherte mir jener Budenbesitzer auf der Genfer Ausstellung.

„Möglicherweise philosophiren sie auch und meditiren über ihr Schicksal", dachte ich bei mir.

Wie dem nun auch sei; die Thiere bewegen sich kaum in ihren Käfigen und machen auch keine Anstrengungen, sich zu befreien.

Nimmt man aber nun ein solches Flohgespann aus seinem Käfig und setzt es auf die glatte Fläche der Arena, so fängt es gewöhnlich sofort an, sich zu bewegen. Ist jedoch die Temperatur der Luft niedrig und haben die Kasten mit den Flöhen dorther lange im Kalten gestanden, so ist es erst nöthig, die Thiere anzuwärmen, bevor sie eine Locomotion ausführen. Man thut dies, indem man sie vor den Mund hält und leicht anhaucht. —

Bevor wir jedoch diese Untersuchung weiter führen, ist es zum besseren Verständniß nöthig, daß wir uns hier kurz noch einmal den Begriff des Reflexes im thierischen Organismus klar machen.

Wenn man bei einem unerwarteten Knall zusammenfährt, oder beim Abdrücken eines Gewehres mit dem Augenlid zuckt, so sind diese Bewegungen Reflexbewegungen. Diese Bewegung wird von uns gemacht, ohne daß wir sie „gewollt" haben; wir erhalten erst Kenntniß von der Bewegung zeitlich, nachdem wir sie ausgeführt haben. Das ist also eine Bewegung, die sich unterhalb der Schwelle des Bewußtseins abspielt. Zu einer solchen Bewegung ist nöthig, daß ein sensibles peripheres Organ, in unserm Fall das Ohr, erregt wird, daß diese Erregung nach dem nervösen Centralorgan fortgeleitet und dort in einen Muskelimpuls umgesetzt wird. Infolge dessen zuckt das Lid, infolge dessen fährt man zusammen, wie wir oben sagten. Wir führen beständig eine große Summe solcher mehr oder minder leicht erkennbaren Reflexbewegungen aus. Die Mehrzahl dieser Bewegungen z. B. beim Gehen, Laufen, Schwimmen, Schreiben, Sprechen ꝛc. dringen überhaupt nicht jedesmal in unser Bewußtsein vor, zum Theil werden sie überhaupt nie davon erfaßt. Bewußtsein und Wille üben auf diese Art von Bewegungen keinen Einfluß aus. Es sind das unbewußte, wir nennen sie reflectorische Bewegungen oder kurzhin: Reflexe.

Die Disposition eines Individuums zu solchen reflectorischen Bewegungen nennen wir die Reflexerregbarkeit des Individuums. Man fand, daß bei höherer Temperatur die Reflexerregbarkeit des Individuums größer ist, als bei niederer, als etwa bei subnormaler Temperatur. Bei ganz hoher Temperatur, z. B. im hohen Fieber, nimmt die Reflexerregbarkeit allerdings wieder ab.

Kehren wir nun zu unsern Insecten zurück. Das Herausnehmen der Thiere aus ihren Käfigen, in denen sie sich ja vielleicht in einem schlafähnlichen, somnolenten Zustande befunden haben, das Aufsetzen der Thiere auf den Boden der Arena kann sehr wohl in unserm speciellen Fall als ein Reiz auf die sensible Körperperipherie des Insects, der dann reflectorische Bewegungen veranlaßt, gedeutet werden.[1])

Die Thiere bewegen sich; sie kriechen vorwärts, da das bei der Art und Weise ihrer Anspannung so ziemlich die einzige Möglichkeit einer Locomotion ist. Die Thiere befinden sich aber nicht constant in Bewegung, wenn sie einmal auf den Boden der Arena gesetzt sind; vielmehr kann man häufig beobachten, daß einzelne von ihnen stehen bleiben und nun erst wieder von neuem durch irgendwelche Reize zur Locomotion veranlaßt werden müssen. Wir sehen die Thiere ermüden; d. h. sie haben nach unserer Auffassung kein Müdigkeitsgefühl, wie wir es empfinden nach schwerer Arbeit, sondern ihr Centralnervensystem befindet sich in einem vorübergehenden Zustand der Entladung; es ist eine gewisse Erschlaffung eingetreten, wenn ich mich so ausdrücken darf. Die von der Peripherie auf das Centralorgan ja fortwährend einströmenden Reize sind jetzt nicht mehr heftig genug, um Bewegungen hervorzurufen, nur noch neue und stärkere Reize vermögen das zu bewirken.

Unsre Anschauung über die Bewegungen des Flohs in der Arena wird ferner durch den Umstand kräftig gestützt, daß bei kühler Temperatur es nöthig ist, die Thiere vor ihrem Auftreten in der Arena anzuwärmen. Die Wärme wirkt hier einmal an und für sich schon als Reiz. Zu gleicher Zeit wird aber durch die Temperaturerhöhung die Reflexerregbarkeit des Flohs gesteigert. Haben an solchen kühlen Tagen die Thiere längere Zeit im Freien in der Arena zugebracht, so bleiben sie mitunter stehen und sind kaum durch andere Reize als durch abermaliges Anwärmen wieder zum Gehen zu bewegen.

Die Bewegung der Thiere mit den Beinen fängt nun nicht etwa erst dann an, wenn man die Thiere nach der Herausnahme aus dem Kasten auf den Boden der Arena gesetzt hat, sondern die Thiere führen häufig ihre Gehbewegungen bereits in der Luft aus, sobald man sie aus dem Käfig in die Höhe gehoben, oder sobald man sie an dem Munde angewärmt hat. Auch diese, offenbar ganz zwecklosen Beinbewegungen in der Luft, beweisen so recht deutlich, daß wir es hier beim Floh lediglich mit Reflexen zu thun haben.

Auf diesem einfachen Experiment basiren nun alle Productionen dieser Thiere im Circus; überall handelt es sich im Grunde genommen um die gleiche Erscheinung, um die gleiche Thätigkeit dieser Insecten.

Haben wir somit auch den Schleier des Räthselhaften von den Productionen dieser Insecten im Circus etwas gelüftet, so haben wir damit doch nicht das Interesse zerstört, welches man diesen niedlichen Experimenten entgegenbringen muß. Die Realität ist an und für sich schon wunderbar, die Maschinen der organisirten Welt sind an und für sich schon complicirt, schon schwer entwirrbar genug, auch ohne daß wir ihnen in jedem Fall gleich das Höchste, gleich das

[1]) Daß diese Annahme zulässig ist, daß in der That ganz complicirte Bewegungsformen reflectorische sein können, darauf kann ich hier an dieser Stelle nicht näher eingehen; abgesehen davon, daß eine Erörterung dieser Frage uns zu sehr von unserm Thema abführen würde, muß ich mir dieselbe auch schon aus dem Grunde untersagen, weil sie uns zu sehr in das Gebiet der wissenschaftlichen Specialforschung führt und darum für den Leserkreis, dem die vorliegende Arbeit in erster Linie gewidmet ist, nur geringes Interesse bietet.

Digitized by Google

Wundersamste und Räthselhafteste zusprechen, das einzige unsrer Erkenntniß Unzugängliche: das Bewußtsein.

Mittheilungen und Nachrichten.

† Unser am germanistische Forschungen hoch verdienter Dr. Friedrich Keinz, welcher an der Münchener Hof- und Staatsbibliothek die seiner Obhut unterstellten Handschriften einer neuen Durchforschung unterzog, hat selbe nach ihren Wasserzeichen geprüft und die daraus geschöpften Resultate in einer interessanten Abhandlung der k. b. Akademie der Wissenschaft vorgelegt.[1]) Wir lassen aus der Einleitung einige für den weiteren Leserkreis gewiß ansprechende Mittheilungen folgen. Die Papierfabrication aus Pflanzenfaserstoff hat (abgesehen von dem Papyrus der Aegypter) ihren Weg nach dem Westen von Samarkand aus genommen, wohin chinesische Einwanderer oder Kriegsgefangene die in ihrer Heimath schon länger geübte Kunst im Jahre 751 verbrachten. Die auf ihren Siegeszügen damals auch in die Oxuslänber gekommenen Araber erkannten die Wichtigkeit dieser Erfindung und breiteten die Kenntniß derselben unter ihren Stammesgenossen aus; schon 794 wurde in Bagdad die erste große Papiersabrik gegründet und der Gebrauch des neuen Schreibstoffes sofort in den arabischen Kanzleien angeordnet. Von da verbreitete sich durch alle von den Arabern besetzten Gegenden die neue Industrie, sowohl im Osten in den asiatischen Ländern, als im Westen bis nach Spanien. Sie brachten diese Kunst auch in kurzer Zeit zu solcher Vollendung, daß sie die verschiedensten Arten des Papieres bereiteten, vom größten Format und dem stärksten Cooerpapier bis zu den feinsten Blättchen für die im Chalifat von Bagdad staattich organisirte Brieftaubenpost! Frühzeitig wurde der einfache Pflanzenstoff durch die aus Geweben, Lumpen und Hadern auf künstlichem Wege wiedergewonnenen Linnen- oder Hanffaser ersetzt; doch gab es nie ein Papier aus Baumwollenstoff, obwohl man von Baumwollenpapier spricht. Diese Benennung entstand nur durch ein Mißverständniß, weil die Stadt Bambake (in der Euphratprovinz Syriens), woher auch die Wortform „charta di bambacino“ stammt, ein Hauptsitz der Papierfabrication war. Der neue Schreibstoff kam im byzantinischen Reiche rasch in Gebrauch, ebenso in Spanien, wo es schon im 12. Jahrhundert bedeutende Fabriken, z. B. zu Xativa (in Valencia), gab. In Frankreich weiß der Abt Peter von Cluny (1122—1160) wohl von dem aus zerstückten Fetzen bereiteten Papier, doch wurde der Bedarf durch italienische Einfuhr gedeckt. Auch Deutschland bezog sein Papier aus Italien, welches dieses Fabricat sogar bis nach Aegypten versendete. Zu Fabriano bei Bologna waren 1320 schon 22 Papierfabriken in Thätigkeit, gleichzeitig arbeitete auch Genua und ein Platz am Gardasee. Gegen das Ende des 13. Jahrhunderts erfanden die Italiener als Fabrik- und Erkennungszeichen der Waare das sog. Wasserzeichen (Filigran), welches in seiner Kunstlosigkeit wohl an die alten Hausmarken, Butter- und Teigstempel und andere Waarenbezeichnungen (der polnischen Schatz) erinnert, hinter den alten Bildhauer- und Steinmetzzeichen aber in unbefangener Einfachheit weit zurückbleibt. Daß diese Signatur für die Bestimmung des Alters undatirter Handschriften wesentlich beiträgt, ist selbstverständlich. Hr. Keinz hat aus seinem reichen Vorrath über vierhalbhundert Muster ausgewählt und in verkleinerten Abbildungen mit möglichster Bestimmung des Alters der jeweiligen Manuscripte (manche Handschrift mag wohl auch bedeutend jünger sein als das dazu verwendete Material) nach gewissen Zeichenformen gruppirt. Eine Abtheilung ergibt sich aus Linearzeichen (Stange mit Kreis, Kreuz, Halbmond, Stern, Dreieck), eine andere aus der Gestalt des Menschen und dessen Werkzeugen und Gerätschaften (Buchstaben, Waffen), eine dritte aus den Thieren (wobei die Thiere des Hauses, des Waldes, der Sage [Meerwunder und Wasserweib], zum Theil ganz aber in halber Figur oder nur kopfweise zur Verwendung kamen); in die vierte Abtheilung sind Pflanzen, Blumen und Früchte eingeordnet. Da jedes Zeichen seine eigene Nummer und möglichste Datirung hat und in fortlaufender Reihe in wünschenswerthester Weise exegesirt wird, so ist der Gebrauch für den Forscher ebenso leicht wie sicher und handsam.

[1]) Die Wasserzeichen des 14. Jahrhunderts in Handschriften der k. b. Hof- und Staatsbibliothek. Von Fr. Keinz, k. Bibliothekar. Aus den Abhandlungen der k. b. Akademie der Wiss. I. Cl. XX. Bd. III. Abth. München 1896. (G. Franz.) 46 S. 4° mit XXXVIII Tafeln.

* Einem kürzlich ausgegebenen amtlichen Bericht entnimmt die „Post“, daß das Britische Museum während des letzten Jahres 1278 Münzen und Medaillen erworben hat, darunter namentlich eine Anzahl altertümlicher griechischer Münzen von zum Theil großer Seltenheit, so Stücke von Knossos, Phokaea, Samos, Kaeyathos, vom Karischen Chersones, Rhodos aus dem 6. und 5. vorchristlichen Jahrhundert. Aus Lydien stammt außer einem Silberstater des Königs Krösus ein Electrostater des 8. oder 7. Jahrhunderts v. Chr. mit dem Bilde zweier Löwen, die in dem alten Wappenschema des Löwenthores von Mykenae um eine Säule gruppirt sind. Zeugniß der engen Handelsbeziehungen zwischen den sicilischen Städten Egyx und Segesta gibt eine gegen Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr. geprägte Tetradrachme von Egyx, die auf ihren beiden Seiten das Egyxinische Münzbild (sitzende Aphrodite mit Eros) mit dem Segestaner (Hund vor drei Kornähren) vereinigt zeigt. Ein im unteren Maeandertbal in Kleinasien gemachter Fund von 13 Goldphilippi zeigt, daß in den griechischen Städten des westlichen Kleinasiens nicht nur silberne Alexander-Tetradrachmen ein und zwei Jahrhunderte nach Alexander nachgeprägt sind, sondern daß dasselbe auch mit Goldmünzen Philipps von Macedonien geschehen ist. Die Stücke sind mehr als 100 Jahre nach Philipps Tode entstanden und gehören verschiedenen kleinasiatischen Städten an. Nach seltene lykische und karische Münzen weist der Bericht auf, so eine zwischen 395 und 377 v. Chr. geprägte Tetradrachme des Satrapen Hekatomnos von Kaeien, des Vaters des Maussolos, von der ein zweites Exemplar im Besitz des Berliner Münzcabinets ist, und eine Bronzemünze mit dem Bilde einer geflügelten stehenden Figur von der karischen Stadt Hydisos, von der Münzen oder Inschriften sonst nicht bekannt sind.

* Der schwedische Forschungsreisende Dr. Swen Hedin hat nach seiner diesjährigen Reise durch die Wüste Gobi, in der er, wie früher erwähnt, die Ruinen zweier alter Städte fand, einen weiteren Ausflug ins Lob-Norgebiet ausgeführt, durch die eine Streitfrage zwischen dem Russen Prschewalskij und Prof. Frhrn. v. Richthofen ihre endliche Lösung gefunden hat. Prschewalskij war der erste Europäer in neuerer Zeit, der den Lob-Nor aufsuchte. Der See, den dieser Reisende fand, lag jedoch auf 39½ Grad nördl. Br., einen ganzen Grad südlicher als er nach den alten chinesischen Karten liegen sollte, und da er zudem süßes Wasser enthielt, suchte Richthofen in scharfsinniger Weise zu beweisen, daß sich nördlich von diesem See noch ein anderer See befinden müsse, und daß ein Wüstensee wie der Lob-Nor, der keinen Abfluß zum Meere habe, unbedingt Salzwasser enthalten müsse. Der von Prschewalskij gefundene See konnte also nicht der berühmte Lob-Nor, sondern mußte eine moderne Bildung und entstanden sein, nachdem die Chinesen den alten Lob-Nor kartographisch aufgenommen hatten. Die Hedin'schen Forschungen haben die Annahme Richthofens glänzend gerechtfertigt. Hedin fand in der vermutheten Gegend nicht nur einen See, sondern eine ganze Kette von Seen, und östlich davon eine Menge Salzlagunen und Sümpfe, die jetzt allmählich von Jingiang gefüllt werden, aber mit Sicherheit Reste des alten Lob-Nor bilden. Alle Reisenden, die nach Prschewalskij den Lob-Nor besuchten, gingen wie Prschewalskij längs des unteren Laufes des Taemstromes, und sie konnten daher auch zu keinen anderen Ergebnissen kommen. Hedin ging weit ostwärts in die Wüste, wo es keine Wege gibt. Hedin hatte sich von Korla, am Nordrande der Gobiwüste, bis Tikenlik begeben, einem kleinen Ort an der Stelle des unteren Kontsche-darja, wo zwei Arme des Tarimstromes ausmünden. Auf diesem Wege fand er einige alte, aber gut erhaltene chinesische Festungen und eine ganze Reihe Meilenanzeiger, hohe Pyramiden von Holz und Thon. Dieser interessante Fund bewies, daß einst ein Weg da entlang führte, wo sich jetzt nur Sandwüste ausbreitet, und der Weg hatte unzweifelhaft zum alten Lob-Nor geführt. Von Tikenlik aus wandte sich Hedin am 31. März gegen Osten. Er fand, daß der Rest eines Flußsystems des Kontsche-darja und des Tarim unter dem Namen Jlek in ost-südöstlicher Richtung weiter floß. Diesem Ausläufer folgte Hedin drei Tage hindurch, bis er zu seiner Genugthuung entdeckte, daß der Fluß, ganz in Uebereinstimmung mit den Chinesen und Richthofen, in einen lang gestreckten See fiel. In einem kleinen Fischerboot machte Hedin am östlichen Ufer entlang eine dreitägige Reise. Der See war fast ganz mit Schilf bewachsen, während noch vor wenigen Jahren die Bewohner der Gegend dort Fischfang betrieben hatten. Wie die chinesischen Karten ihn angeben, liegt er auf 40½ Grad nördl. Br., und auch heute noch wird die ganze Gegend zwischen Tikenlik und Arghan von den Chinesen Lob-Nor genannt, während

Digitized by Google

dieser Name an dem von Peschewalskij entdeckten See unbekannt ist. In der Längenrichtung des Sees waren jedoch große Veränderungen eingetreten, und Hedin fand die Ursache dazu in den beständigen Sandstürmen und dem vom Tarimstrom selbst mitgeführten Schlamm. Wie erwähnt, fand Hedin hier eine ganze Kette von Seen, und merkwürdig ist, daß diese ganze Seenkette erst im Laufe der letzten neun Jahre durch zwei Gabelarme des Tarim mit Wasser gefüllt worden ist. Als Prschewalskij nach der Heimkehr von seiner Reise vor 12 Jahren das Vorhandensein eines Sees östlich vom Tarim bestritt, hatte er zufällig Recht, da die trockenen Bettläufe erst drei Jahre später mit Wasser gefüllt wurden. Im größeren Recht war jedoch v. Richthofen, indem er gerade hier einen See vermuthete. Prschewalskij's Lob-Nor war zur Zeit seiner Reise dorthin ein bedeutender See, auf dem Prschewalskij eine viertägige Bootfahrt zum Fischerort Kara-Kurtschin unternahm. Als jetzt nach 12 Jahren Hedin die gleiche Bootfahrt machen wollte, konnte er sich mit Mühe nur zwei Tagereisen lang einen Weg durch das Schilf bahnen, und Kara-Kuetschin war nun verlassen. Demnach muß angenommen werden, daß beide Wasseransammlungen in enger Wechselwirkung zu einander stehen. Durch seine Forschungen im Lob-Norgebiet hat Hedin erwiesen, daß das koloffale Stromsystem, von dem das ganze centrale Becken des inneren Asien bewässert wird, nicht hinreichend ist, um in der Wüste Gobi einen dauernden See zu schaffen. Nur ein kleiner Arm bahnt sich den Weg durch. Alles übrige Wasser wird vom Wüstensand wie ein Schwamm aufgesogen, ebenso nimmt die Atmosphäre ungeheure Wassermassen in sich auf. So wird es erklärlich, daß der kleine Rest beim Lob-Nor so großen Veränderungen unterworfen ist.

-g. **Karlsruhe**, 1. Nov. Anläßlich des Rectoratswechsels fand gestern Vormittag im Architekturfaale der Technischen Hochschule der übliche Festactus statt. Se. kgl. Hoh. der Großherzog war leider durch Unwohlsein am Erscheinen verhindert und wurde durch den Prinzen Karl von Baden vertreten. Der seitherige Rector, Oberbaurath Prof. Baumeister, gab einen Rückblick über das verflossene Studienjahr. Nach demselben sind im Bestande des Lehrkörpers folgende Aenderungen eingetreten: der Professor der Astronomie Dr. Vaisenier folgte einem Ruf an die neuerrichtete Sternwarte in Heidelberg, Prof. Dr. Wislicenus ging an die Forstakademie nach Tharand und wurde ersetzt durch den außerordentlichen Professor der Chemie Dr. Scholl. An Stelle des ausscheidenden Bibliothekargehülfen Dr. Voigt trat der Lehramtspracticant Dr. Häuser. Einen schweren Verlust erlitt die Hochschule durch den Tod des Geh. Hofraths Prof. Dr. Wiener, der in seiner 44jährigen Thätigkeit als Lehrer und Forscher besonders auf dem Gebiete der darstellenden Geometrie Hervorragendes geleistet hat. Als Docenten haben sich im Laufe des Jahres die Herren Dr. Hausrath für Forstwissenschaft, Dr. Huber für Chemie und Dr. Drews für Philosophie habilitirt, es ist dadurch letztere Wissenschaft neu unter die Lehrgegenstände der Hochschule aufgenommen worden. Die Frequenz der Anstalt ist wiederum gewachsen. Das Wintersemester 1895/96 zählte 757 Studirende, das Sommersemester 1896 690 (incl. Hospitanten 917, resp. 722). Zum Schluß sprach der neue Rector Hofrath Prof. Dr. Bunte über den „Zusammenhang wissenschaftlicher Forschung und chemischer Technik", er wies dabei auf die großartige Entwicklung der chemischen Technik hin, die gegenwärtig über 5800 Betriebe verfügt.

Der Verein für Frauenbildungsreform hielt hier seine Generalversammlung ab und veranstaltete Freitag und Samstag im hiesigen Rathhaussaale öffentliche Vortragsabende, die sich einer außerordentlich regen Theilnahme seitens des Publicums erfreuten. Es sprachen die Damen Frau Kettler-Hannover, Frl. Dr. phil. Mensch und Baronesse Bistrom. Von besonderem Interesse war ein Vortrag des Hrn. Professor Müller (Karlsruhe) über „die ersten drei Jahre des Karlsruher Mädchengymnasiums". Nach den Ausführungen des Vortragenden hat sich das Mädchengymnasium bestens bewährt. Die jungen Damen haben mit Fleiß und Verständniß gearbeitet und stehen außer in den alten Sprachen, was die Leistungen anbetrifft, durchaus auf der Höhe ihrer männlichen Rivalen in den entsprechenden Gymnasialclassen. Die Anstalt hat heute 17 Lehrer und 23 Schülerinnen.

* **Berlin.** In Sachen der Denkmal-Erhaltung hat der Cultusminister in einem Runderlaß vom 16. September d. J. die Regierungspräsidenten ermächtigt, künftig über Anträge auf Abbruch von Baulichkeiten von künstlerischem, geschichtlichem oder sonst wissenschaftlichem Werth (einschließlich der Kirchen, Stadtmauern, Thore und Thürme u. s. w.), sowie auf bauliche Veränderungen an solchen selbständig zu entscheiden, sofern ihr Urtheil über die Bedeutung des betreffenden Gebäudes mit der einzuholenden gutachtlichen Aeußerung des Provincialconservators übereinstimmt. Bei Meinungsverschiedenheiten, sowie in besonders zweifelhaften oder wichtigen Fällen ist auch in Zukunft die Entscheidung der Centralinstanz einzuholen.

A. **Rostock**, 31. Oct. Für das Wintersemester 1896/97 sind an der großherzoglichen Landesuniversität 102 Studirende neu immatriculirt worden. Davon studiren 5 Theologie, 30 die Rechte, 20 Medicin, 47 entfallen auf die philosophischen Disciplinen. — Das städtische Archiv wird unter Leitung des Rathsarchivars Dr. Koppmann geordnet. Die Ordnungsarbeiten sind in den letzten Jahren ziemlich fortgeschritten. Die Urkunden, welche mit den Jahren 1218, bezw. 1251 begannen, sind bis 1400 vollständig, bis 1500 der Hauptsache nach geordnet. Von den Stadtbüchern sind die wichtigen und ältesten, die mit 1259 begannen, geordnet worden.

* **Wien.** Bei der Feier des Rectoratswechsels an der Universität am 26. October vs. Js. constatirte der abtretende Rector Prof. Menger in seinem Jahresbericht die beträchtliche Steigerung der Frequenz. Diese betrug im Winter 1895/96 7012 Studirende (um 298 Hörer mehr als im vorhergehenden Winter); im Sommer 1896 betrug die Zahl 5796, gegen das Sommersemester 1895 um 337 mehr. Die Zahl der Doctoratspromotionen hat sich auf 593 gesteigert, gegen 581 im Jahr 1894/95. Die Zahl der Vorlesungen im Winter 1895/96 weist eine Vermehrung um 37, im Sommer um 27 gegen das Vorjahr auf. Prof. Menger besprach hierauf die Veränderungen im Bestande des Lehrkörpers und gedachte besonders des im Sommer verstorbenen Geehrten Hofrath Prof. Dr. Friedrich Simony, indem er hervorhob, daß dessen in der Geographie beobachtete naturwissenschaftliche Richtung in der heutigen geographischen Forschung die Oberhand hat. Sodann erwähnte der Prorector in warmen Worten die neuen Stiftungen: die Walter Richter'sche mit 10,000 fl., die Rothnagel'sche mit 50,000 fl., die Graf Harvegg'sche und die Späth'sche. Er kam schließlich auf die Einrichtung der volksthümlichen Universitätscurse zu sprechen und wies darauf hin, daß die Gesammtfrequenz dieser Curse sich auf 6172 Personen gehoben hat — eine Zahl, die zum Beispiel in London erst nach mehrjähriger Thätigkeit erreicht worden sei. Die neue Einrichtung sei keineswegs ein willkürlicher Versuch, sondern sie sei als der Schlußstein einer langen geschichtlichen Entwicklung zu betrachten. Sie hänge mit der fortschreitenden Demokratisirung der Gesellschaft durch die allgemeine Schulpflicht, die allgemeine Wehrpflicht und das allgemeine Stimmrecht zusammen. Im Laufe seiner weiteren Ausführungen betonte Prof. Menger, die Erfolge der Universität seien unter vielfach ungünstigen Verhältnissen errungen worden. Mit Recht habe der Rector der Berliner Universität in seiner am 3. August gehaltenen Rede hervorgehoben, wie viel diese Lehranstalt der günstigen politischen Strömung verdanke, die im Deutschen Reiche überall auf eine stramme Zusammenfassung aller Volkskräfte hindränge. Daß die Verhältnisse bei uns nicht so günstig seien und zum Theil nicht sein könnten, brauche nicht auseinandergesetzt zu werden. Der Prorector beklagte ferner den Mangel der zum Betriebe der Wissenschaft unentbehrlichen äußeren Mittel und schloß mit der Bitte an die Regierung und das Parlament, die zeitgemäße Ausstattung der Wiener Universität, namentlich auch jene der medicinischen Facultät, nach Thunlichkeit zu beschleunigen. Hierauf hielt der neue Rector Prof. Dr. Leo Reinisch seine Antrittsrede: „Ein Blick auf Aegypten und Abyssinien".

* **London.** Am 21. October starb in Streatham, einem südlichen Vororte Londons, der durch seine neueren Tunnelausführungen weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus bekannte Ingenieur J. H. Greathead. Er hat insbesondere die Bauweise der Tunnels unter Anwendung der als Brustschilde bekannten Vortriebseinrichtungen vervollkommnet und in größerem Umfange zur Durchführung gebracht, namentlich, wo es sich um den Bau von Tunnein in Städten handelt. Greathead war schon unter Barlow beim Bau des Fußgängertunnels unter der Themse am Tower thätig. Er ist der Erbauer der City- und Südlondonbahn und blieb bei späteren ähnlichen Ausführungen in London und anderwärts, so bei dem in der Ausführung befindlichen Bau der Waterloo- und Citybahn, der Centrallondonbahn u. a. der berathende Ingenieur.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 4. November. Nummer 256.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Entwicklung des Ausstellungswesens. I. Von F. Reuleaux. — Sonderexistenz und Abhängigkeit. II. Von Franz Riß. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Entwicklung des Ausstellungswesens.

Von F. Reuleaux.*)

I.

Die gewerblichen Ausstellungen haben sich zu ihrer großen Bedeutung für die Industrie, ja für die ganze Cultur, wesentlich in der zweiten Hälfte unsres Jahrhunderts entwickelt. Zwar begann man schon gegen den Schluß des achtzehnten Jahrhunderts neben den Schöpfungen von Malerei und Bildhauerkunst auch gewerbliche Erzeugnisse in Ausstellungen vorzuführen. Allein diese erregten nicht die allgemeine Aufmerksamkeit. Den eigentlichen Angelpunkt der Werthschätzung der Gewerbeausstellungen hat man in der Berliner Ausstellung von 1844, die in den oberen Räumen des Zeughauses stattfand, zu erblicken. Sie brachte auf einmal zur Erkenntniß, daß in Preußen der Gewerbfleiß, zu dessen Anregung Beuth und Schinkel so Unvergeßliches geleistet, feste Wurzeln geschlagen hatte. Freudig dadurch erregt, durchwanderte damals Hoch und Niedrig die weiten, aber einfach ausgestatteten Räume, die heute in glänzender Form ihrer alten Bestimmung zurückgegeben sind. Zu ihren Besuchern gehörte auch der Gemahl der jugendlichen Königin von England, Prinz Albert. Die Leistungen seiner deutschen Landsleute regten ihn lebhaft an, und in der Hoffnung, seinem neuen Vaterlande, das in der Maschinentechnik der Welt auf unbestrittener oberster Stufe stand, neue Anerkennungen zuzuführen, faßte er den großen Gedanken, den Begriff der Landesausstellung auf den der allgemeinen, der Weltausstellung, zu erweitern. Ganz allein auf seine hohe Anregung hin wurde dieser Gedanke in England mit Eifer weiter entwickelt und zum Staunen der Welt in der ersten internationalen Ausstellung in London 1851 verwirklicht.

Man hatte in England die Großartigkeit, welche in dem inneren Wesen der neuen Aufgabe lag, richtig begriffen, und als man sich vor die Frage gestellt sah, wie man den nahe 14,000 Anmeldungen gerecht werden sollte, sich bald gesagt, daß die neue große Sache auch ganz neue große Veranstaltungen erfordere. Aus einer Preisbewerbung für den Plan des Ausstellungsbaues ging der Obergärtner des Herzogs von Devonshire, Paxton, siegreich hervor mit seinem Entwurf zu dem Krystallpalast, der im Hydepark dann errichtet wurde, aus Eisen und Glas aufgebaut, ein prachtvoll ins große entwickeltes Gewächshaus, das die herrlichen alten Bäume überspannte und in einer Fülle von Licht den Beschauern die hochgesteigerten Leistungen der Weltindustrie vorführte. Noch heute erregt mit Recht der mit einigen Erweiterungen nach Sydenham übertragene Palast die bewundernde Anerkennung seines Schöpfers, dem die Königin in Würdigung seiner großen Leistung den Ritterschlag ertheilte.

Der Erfolg, den die Ausstellung hatte, war großartig wie ihr Plan. Ganz neue Verbindungen wurden angeknüpft, ganz neue Wege erschlossen; Unbekanntes wurde bekannt, aber auch Mängel und Lücken, die man kaum geahnt, wurden aufgedeckt. Erwähnen möchte ich, daß damals ein bei uns zwar schon sehr angesehener, der Welt aber weniger bekannter Stahlschmied aus Westfalen, Krupp war sein Name, in das Selbstgefühl der englischen Industrie ganz unerwartet eine breite Bresche schlug. Das erste Stahlhaus Englands hatte von dem, damals nur im kleinen, für Werkzeuge angewandten Gußstahl einen Block ausgestellt, der ganze fünf Centner wog und auf dem in großen Buchstaben eingeschlagen stand: Monster Bloc. — Krupp, der die Kunst, große Gußstahlstücke herzustellen, erfunden hatte und ganz in der Stille ausübte, hatte das Stück vor der Eröffnung mit schnellem Blick bemerkt und schleunigst daheim einen Block von 100 Centner Gewicht bestellt. Der kam an und auf ihm stand in ungewöhnlich kleiner Schrift Little Bloc. Dieser Gigantenscherz schlug durch wie ein Blitz. Die Ueberlegenheit des Krupp'schen Werkes war dargelegt und hat sich später nur immer glänzender erwiesen; sie ist ihm trotz aller Anstrengungen der Mitbewerber bis heute bewahrt geblieben.

Noch an einem anderen Punkte machte England zu seinem höchlichen Erstaunen die Erfahrung, daß es zurückgeblieben sei, das war in den Kunstgewerben. In diesen sah es sich durch Frankreich und Italien in Porzellan, Glas, Bronze, in Geweben, Tapeten, Möbeln u. s. w. so hoch übertroffen, wie es gar nicht für möglich gehalten hatte, und entdeckte alsbald auch, daß lange Zifferreihen dafür in die Einfuhrlisten vor seinen Augen tanzten. Die Entschlossenheit und Thatkraft, mit der damals die Engländer ihre erkannte Schwäche zu beseitigen suchten und durch Schulen, Sammlungen, Erwerbungen, Anregungen nicht nur beseitigt, sondern in Uebergewicht verwandelt haben, hat nicht ihresgleichen. Schon nach 10 Jahren hatte sich ihr Ausfuhrverhältniß auf dem Kunstgewerbemarkt umgekehrt. Aber mehr noch, eben diese innere Arbeit und Selbstschau der englischen Nation ist der eigentliche Anlaß, die 1851er Ausstellung die Stunde gewesen für die Wiedergeburt und das neue Leben des gesammten europäischen Kunstgewerbebetriebes.

*) Wir verdanken der Güte des Hrn. Verfassers die Erlaubniß zum Abdruck dieses Essays. Was wir bringen, ist freilich nur ein Auszug aus der Originalarbeit selbst, die zudem durch schöne Abbildungen in Holzschnitt anschaulich ausgestattet ist. Geh. Rath Reuleaux's Aufsatz bildet die Einleitung zu einem in naher Zeit erscheinenden, von Hrn. S. Fischer in Berlin herausgegebenen Prachtwerk über die jüngste Berliner Gewerbeausstellung, zu dem sich vorzügliche Mitarbeiter vereinigt haben und das u. a. durch Zeichnungen von Menzel verziert sein wird. Wir machen auf dies stattliche und gediegene Werk, das den Ehrgeiz hegt, sich dem berühmten Buch von Hermann Hilgee, „Amerika und die Columbische Weltausstellung", nahe an die Seite zu stellen, hiedurch zum voraus aufmerksam. (Der Titel lautet: „Berlin 1896." Verlag von S. Fischer, Berlin W, Freiburgstr. 14.)
D. Herausg.

Digitized by Google

Der Weltausstellungsgedanke hatte verfangen. Ueber sechs Millionen Besucher hatten den Krystallpalast durchschwärmt, ihre Berichte in die nahen und fernen Heimathstätten und reiche Erfolge den Gewerbetreibenden gebracht. Deßhalb veranstaltete Paris schon 1855 ebenfalls eine Weltausstellung, es erbaute dafür einen steinernen Palast in den Elysäischen Feldern, denselben, der soeben dem Pickel und der Brechstange überantwortet wurde, um neuen Bauwerken für die Weltausstellung von 1900 Platz zu machen. Das Unternehmen gelang weniger gut, als das Londoner. Zwar kamen anderthalbmal so viel Aussteller, 22,000, zusammen, aber nur etwas über fünf Millionen Besucher. Der Krimkrieg hatte zu sehr gestört. Zweierlei neues aber brachte die Ausstellung in die Welt. Zunächst in die Technik die Holzbearbeitungsmaschinen. Auf einmal waren diese da wie auf Verabredung, um das Schreinergewerbe mit einer Fülle von Maschinen zu überraschen, die von dem Augenblick ab in der Industrie eine feste Stellung erlangt haben. Das zweite war eine Erfindung des Ausstellungsgeistes: der „Annex", der damals in die Welt sprang. Die unerwartete Nachfluth von Anmeldungen machte alle Vorausberechnungen des Raumbedarfs zu schanden und nöthigte zur Herstellung von Hülfsbauten außerhalb des Palastes. An diesen angliedern ließen sie sich nicht mehr; man trennte sie deßhalb völlig ab in Stil wie Geräumigkeit und erfand das neue Wort für die neue Form. Diese ist seitdem Regel geworden; Maschinenannexe, Holzwirthschaftsannexe, Weinannexe, Gartenbauannexe u. s. w. umlagern von da ab das Hauptgebäude auf großen und kleinen Ausstellungen.

Das geschah auch auf der zweiten und bis jetzt letzten Londoner Weltausstellung 1862. Neues aber wollte man doch auch dort schaffen, neuen Anreiz bieten; diesen legte man in die gewaltige Ausdehnung des Hauptpalastes mit dessen riesigem, 1100 Fuß langen und 80 Fuß breiten Hauptschiff, an jedem Ende in eine Kuppel ausgehend, größer als die Peterskuppel, von jeder aus wieder ein Querschiff, nach links und rechts hin ausgehend, von 550 Fuß Länge. Die Baukunst kam in reichem Maße zur Geltung in reicher Gliederung und künstlerischer Ausbildung des Aeußern und prächtiger Gestaltung des Innern in Galerien, Hallen und Sälen, und die Baumeister lernten viel. Aber Frau Architektura läßt sich nicht gewinnen in Hast und Jast. Eine Kuppel wäre mehr gewesen als die zwei; das noch heute stehende Gebäude gefällt wenig, wirkt nicht. Man kam übrigens wieder auf die sechs Millionen Besucher wie 1851, oder etwas weniges darüber, und auf die Ausstellerzahl 29,000. Eine angenehme Neuheit im Innern bildeten die „Höfe"; das waren zusammenhängende, gegliederte Gruppen der Beschickungen einzelner Länder. Frankreich und Oesterreich thaten sich wirkungsvoll darin hervor, vor allem Frankreich, das ein gewaltiges Viereck mit einer streng symmetrisch und höchst geschmackvoll geordneten Schaustellung gefüllt hatte und darin bedeutende Anstrengungen in den Kunstgewerben vorführte. Italien erzielte die ersten großen Erfolge in der wieder erstandenen venezianischen Glaskunst, Salviati's Name stieg empor. Deutschland war auch da, aber wie klein! Bei gleicher Ausstellerzahl mit weniger als einem Drittel des Raumes abgespeist, den Frankreich stolz einnahm, zerstückt und ohne gemeinsame Anordnung und Leitung, trotz der Zusammenfassung der Zollvereinsstaaten. Man muß sich das rückwärts schauend nur ansehen, um zu erkennen, was wir damals noch nicht hatten. Dennoch hatte für uns Deutsche die Ausstellung einen wichtigen und bemerkenswerthen Erfolg. Die Nutzgewerbe waren gut, Stahl ausgezeichnet, Eisen sehr gut, Maschinen gingen aufwärts; aber im Kunstgewerbe, da stockte es. Die Einsicht hievon war der Erfolg. Mit der ernsten und entschiedenen Meinung, daß hier Wandel zu schaffen sei, kehrten wir nach Hause zurück, voll von Plänen und von gährenden Entschlüssen, die dann drei Jahre später unter den hohen Anregungen aus dem kronprinzlichen Hause in festere Form zusammenflossen und zur Begründung des Gewerbemuseums führten.

Die nächste Weltausstellung war die große und bekannte Pariser 1867, für uns um so bedeutungsvoller, als unsre politische Lage nach Schaffung des Norddeutschen Bundes so wesentlich gehoben war. Aber Frankreich hatte auch eine neue Form für den Ausstellungspalast gefunden, in jenem Kolosseum aus Eisen mit ringförmig in einander geordneten Galerien, in der Mitte in einen stillen, köstlichen Schmuckgarten ausgehend, und strahlenförmig in Abschnitte für die einzelnen Länder getheilt. In der äußeren größten Galerie fand man die Maschinen, die Vor- und Zubereiter der eigentlichen Gebrauchsgegenstände, nach der Mitte hin die Rohstoffe und Werkzeuge, dann die Gewebe und Teppiche, die Möbel, die Gefäßindustrie, die Juwelierarbeiten, Malerei und Bildnerei, endlich einen Versuch, die Geschichte der industriellen Arbeit darzustellen. Ringsum einstöckig vorgebaut waren der Maschinenhalle die Erfrischungsanstalten und außen herum gelagert in reizvollen Gartenanlagen über hundert Annexe.

Für den lernbegierigen Besucher war die Anordnung des Hauptpalastes die denkbar glücklichste. Wer den einzelnen Gegenstand studiren wollte, folgte den Umgängen, wer das einzelne Land kennen lernen wollte, den Strahlrichtungen. Noch heute nach drei Jahrzehnten halten viele die 1867er Ausstellung als die best geordnete in warmer Erinnerung. Die Besucherziffer erreichte nahezu die neunte Million.

Frankreich feierte die größten Triumphe als Gastgeber, auch politisch; Napoleon III. empfing die Besuche der Fürsten des Erdreichs und nahm Huldigungen der schmeichelhaftesten Art entgegen. Aber an dem blauen Himmel erschienen auch kleine Wolken; es zuckte, als die Luxemburger Frage auftauchte; noch lebhaft erinnern sich die deutschen Mitglieder des Preisgerichts des Befehles ihres Generalcommissars Herzog, die Koffer gepackt zu halten. Glücklicherweise durfte bald wieder ausgepackt werden. Deutschland erwies sich als Aussteller gegen 1862 sehr gehoben, erwarb sich auch im einzelnen bedeutende Erfolge. Als ein sehr bemerkenswerther ist der des Langen'schen Gasmotors hervorzuheben, der damals alle seine Vorgänger tief in den Schatten stellte. Die Gaskraftmaschine hat mit diesem Zeitpunkt ihr so erfolgreiches Wirken in der Industrie begonnen, in welchem sie nicht aufgehört hat, sich zu entwickeln, und jetzt Tausende und Abertausende von Werkstätten mit Kraft versorgt.

Einen Ruck auch in den bis dahin geltenden Anschauungen über das Maschinenwesen riefen die Vereinigten Staaten im Pariser Kolosseum hervor. Bis dahin war in Europa die englische Maschinenindustrie als die bedingungslos herrschende angesehen worden. Nun auf einmal machte ihr Amerika durch eine glänzende, höchst vielseitige Maschinenschaustellung den Rang in vielen Punkten streitig. „Die jugendfrische transatlantische Industrie," so hieß es in einem der deutschen Berichte, „macht, unterstützt durch eine eigene geistige Richtung, ganz reißende Fortschritte, so daß wir bald unsre Front von England ab halb links werden wenden müssen." Diese Frontveränderung haben wir seitdem wirklich und wirksam vollzogen.

Noch einer merkwürdigen Schaustellung in einem Annexe möchte ich gedenken, in dem des Chedive nämlich. Da war ein großer Reliefplan des gerade begonnenen Suezcanals ausgestellt. Aufmerksam und nicht ohne Unter-

Digitized by Google

drückung schwerer Zweifel, die sich inzwischen aber als unberechtigt erwiesen haben, lauschte die Preisrichterversammlung den Erläuterungen des greisen jugendlichen Lesseps, der mit Feuer seine Sache vortrug. Geschichte war es, was die Ausstellung dort machte. Lessepsens damaliges Glück ward später sein Unglück; die Leichtigkeit, mit der die arabische Sandbrücke zu durchstechen gewesen, übertrug er in schwerem Irrthum auf die Brechung des Anden-Rückgrates mit dessen giftigen Thälern und wilden Sturzwässern, ein Irrthum, dessen Folgen noch heute in Frankreich weiter fressen.

Die nächste Weltausstellung war die Wiener 1873. Glänzend und geistvoll angelegt und begonnen, wurde sie leider durch zwei Ereignisse jäh gestört. Das eine war der Ausbruch der Cholera, der den Besucherstrom plötzlich hemmte, das andere der alle Unternehmungen Europa's durchfahrende Krach, der auf die fieberhafte Uebersteigerung aller Industriepapiere plötzlich folgte und auf lange Jahre hinaus wirken sollte. Die Besuchsziffer, die sich sehr hoffnungsreich angelassen hatte, kam nicht viel über sieben Millionen.

Als Neuheit im Plan des Hauptpalastes gelangte der sogenannte Fischgrätenbau zur Anwendung, der mit einer 900 Meter langen Halle, mit 28 Quergalerien und einer großartigen Rotunde in der Mitte 70,000 Quadratmeter Grundfläche bedeckte. Die Maschinenhalle mit 40,000 Quadratmeter Bodenfläche war gesondert ausgeführt und durch einfachere Bauformen in ihr richtiges Bedeutungsverhältniß zum Hauptbau gesetzt. Das Ganze, mit zahlreichen reizenden Annexen, war in einen prächtigen Park von 2½ Millionen Quadratmeter Grundfläche gestellt; der Pariser Park als Ganzes hatte nur wenig über ein Fünftel dieser Ausdehnung aufzuweisen gehabt.

Eigentlich den meisten Nutzen hatte, trotz den erlittenen Rückschlägen, Oesterreich selbst von seiner Ausstellung, zwar nicht geradezu, aber mittelbar, indem sein industrieller Aufschwung durch sie eine mächtige, nachhaltige Steigerung erfahren hat. Seine Maschinenindustrie errang schöne Erfolge mancherlei Art; einen sehr wenig scheinbaren möchte ich anführen, da er für Deutschland wichtig wurde; es ist der mit der selbstthätigen Münzplattenwage von Seyß in Aggersdorf. Diese Maschine sondert, ganz ohne äußeres Eingreifen, die vorbereiteten Goldplatten in sechs Sorten: Nummer 0 zu leichte, Nummer 1 und 2 innerhalb der gesetzlichen Grenzen leichtere und schwerere, also richtige Stücke, 3, 4, 5 zu schwere, die berichtigt werden müssen, und das alles mit nie vorher erreichter Schnelligkeit. Zu bemerken ist, daß ohne die damalige Erwerbung dieser Maschine unsre neue deutsche Goldprägung in der gesetzten Frist unmöglich gewesen wäre. Auf unsrer königlichen Münze sieht man denn auch im Wägesaal reihenweis die Seyßischen Wagen ihre klippernde, klimpernde Thätigkeit ausüben.

Eine tiefe Spur zog Wien in unsern kunstgewerblichen Geschmack, nämlich vermöge der japanischen Schaustellung, die durch Dr. Wagner vorzüglich geordnet und glänzend vorgeführt wurde. Eigenartig in den Formen, im Flächenschmuck meisterhaft, in der Metallbehandlung hoch erstaunlich, eroberte damals Japan völlig den schon vorbereiteten Geschmacksboden in unsern Kleinkünsten, wie fest, das zeigen unsre Schaufenster- und Wohnungseinrichtungen — zum Theil bis zur Ermattung.

Philadelphia, 1876, bildete auf seiner vielgenannten Weltausstellung den Parkgedanken Wiens vollends aus, kleiner zwar, obwohl immerhin mit einer Million Quadratmeter, aber sehr viel schöner in Geländebewegung und Belebung durch rauschende natürliche Wasser; die Gebäude waren einfacher, aber sehr praktisch gehalten und boten Raum in Fülle. Amerika glänzte in seiner Maschinenindustrie, obenan die 2500pferdige Corliß'sche Betriebsdampfmaschine. Mächtig trat in den Gebrauchswaaren England auf, entsprechend seiner großen Einfuhr in die Vereinigten Staaten, Deutschland wies einzelne glänzende Spitzen auf, wie die Berliner Porzellanmanufactur, den immer hülfsbereiten Krupp, die vereinigten Chemiker, die Kölner Gasmotoren, hatte aber in der Masse nicht glücklich ausgestellt. Wir waren, was schon in Wien trotz der Massenhaftigkeit unsrer Vorführungen (8000 Aussteller) dem Kenner auffiel, in einen unrichtigen volkswirthschaftlichen Grundsatz hineingerathen, denjenigen nämlich, daß auf dem Weltmarkt nur durch Unterbietung im Preise der Weltbewerb möglich sei. Die reißend schnelle Entwicklung, die die Gründerzeit mit sich brachte, wurzelte an übermäßig zahlreichen Stellen in diesem Grundsatz. Mit ihm aber mußte die Güte der Erzeugnisse herabgehen. Kopfschüttelnd sahen der Bewegung die Inhaber der großen, fest geleiteten Häuser, schwer beunruhigt diejenigen zu, deren Fleiß und Pflichttreue die Anerkennung versagt ward und in deren Magazinen es deßhalb bedenklich stiller wurde, bekümmert die außerhalb der Geschäfte stehenden Freunde der Industrie. Unsre Schaustellung gab von der eingeschlagenen Richtung deutlich Kunde, und dies fiel dem sehr zahlungsfähigen amerikanischen Publicum auf, hinunter bis zum einfachen Farmer, ja dünkte ihn Geringschätzung. Aufmerksam gemacht auf den Wettbewerb „mit der Güte der Waare" als dessen andere bessere, die wahrhaft gute Form, hat unsre Industrie seitdem den richtigen Grundsatz aufgenommen. An die Stelle der so beliebt gewesenen Nachahmung des Guten — „Imitation" lautete der Schmeichelname dafür — trat allmählich, dann aber mit immer festerem und festerem Schritt, die wirkliche Herstellung des Guten, Besseren, Vollkommeneren auch außerhalb derjenigen Stellen, die den guten Grundsatz nie verlassen hatten. Wer dem letzteren jetzt nicht folgt, bleibt zurück, verliert die Anerkennung; wie entschlossen aber sich ihm die große Mehrheit unsrer Gewerbtreibenden zugewandt, das hat der ungetheilte Beifall, den wir in Chicago 1893 erwarben, gezeigt.

Das Jahr 1876 brachte auch für unser Kunstgewerbe eine bemerkenswerthe Wendung mit sich, indem aus der bayerischen Landesausstellung in München das Losungswort „Deutsche Renaissance" hervorscholl. Was Hefner v. Alteneck, der getreue Eckart des deutschen Kunstfleißes, damals im Münchener Glaspalast von „unsrer Väter Werken" vorführte, sachte eine Lebendigkeit in unsern Kunstgewerben an, die wunderbar kräftigend wirkte, wie ein frischer Trunk nach langer Wanderung. Trotz dem raschen Gedränge der Stilarten, das die wechselsüchtige Mode später verlangt hat, ist ein gut Theil unsrer kunstgewerblichen Schöpfung und ein großer Theil unsres Publicums der damals vorgezeichneten Richtung dauernd treu geblieben. Das hat seine wichtige Bedeutung. Wir haben nun einmal unsern Volkscharakter, haben unsre bleibenden Eigenheiten und Anschauungen; die müssen doch wohl in jener blühenden, kunstfreudigen Zeit, in der die deutsche Kaufmannschaft die erste der Welt war und durch ihre Fugger und Welser bis nach Indien und China dem deutschen Namen Hochachtung verschaffte, ihren wesentlich richtigen Ausdruck gefunden haben. Aber nicht in der antiquarischen Nachahmung, nicht in der Ausgrabung des Werner Dieterlein, nicht in dem Rücksprung um drei Jahrhunderte, sondern in der Weiterbildung und dem Anschluß an die Forderungen unsrer Tage wird der Erfolg zu finden sein. Wir brauchen dann nicht wie die Modenschneider uns an England, Amerika, Frankreich mit unserm Geschmack anzuhängen. Vaterländisch sind diese

Länder in ihren gewerblichen Künsten, vaterländisch, nicht ausländisch wollen auch wir darin sein. Das ist es, was wir an hoher Bedeutung in Hefners Ruf auffinden, wenn wir diesem mit dem Sinne der allgemeinen Entwicklung aller Stile und auch nun mit unsern zwanzigjährigen jüngsten Erfahrungen prüfen: „Ans Vaterland, ans theure, schließ dich an!“ das bedeutet dieser Ruf, das soll die Grundkette unsres Kunstgewebes, der Baustoff, aus dem wir bauen, der Stamm, aus dem wir zimmern, das Erz, aus dem wir schmieden, der Strom sein, aus dem wir schöpfen für unsre gewerblichen Kunstgedanken, und daß unser Thun und Schaffen dann nur tüchtig sein darf, schließt der Vaterlandsgedanke von selbst in sich. Daß wir aber im Vaterland die herrlichsten Vorbilder finden, hat Hefner erst recht gezeigt. Schon früher hatte er nachgewiesen, daß die schönsten aller bekannten Ritterrüstungen in Paris, Madrid und anderswo aus Deutschland stammen, nach Erfindung, Zeichnung und Mache. Seine neuesten Forschungen haben aber auch ergeben, daß die Edelschmiederei, die man wohl mit Recht die Mutter der Kleinkünste nennt, nicht allein in Werner Jamnitzer ihren überhaupt größten Meister besessen, sondern daß selbst der dreißigjährige Krieg nicht vermocht hat, diese echt deutsche Kunst zu vernichten, sondern daß, wie vorher, so noch lange nachher die edelsten, reichsten und feinsten Arbeiten, die man fälschlich Italien zugeschrieben, urkundlich ganz in Deutschland, von rein deutschen Meistern geschaffen, erfunden und ausgeführt worden sind.

Betrachtet man die Pflegestätten der deutschen Renaissance auch näher, so sind es vor allen Nürnberg und Augsburg, an denen der Blick haften bleibt, da gerade in ihnen die bildenden Künste im 15. und 16. Jahrhundert zu wunderbarer Blüthe gebracht wurden. Aber nicht diese Künste allein, sondern das ganze geistige Leben. Denn gerade in diesen Städten pflegten hervorragende Geister die befreiende neue Auffassung, den sogenannten Humanismus, der mit seiner Leuchte die Finsternisse der vorausgegangenen Zeiten erkennen ließ. Angestoßen ward die Bewegung von Griechenland her in Italien, aber nirgend erregte sie kräftiger die Geister, vergleichbar einer belebenden inneren Erschütterung, als hier. Da quillt alles, da bewegt sich alles, da formt und schafft alles, und zwar überall mit deutschen Namen, keineswegs etwa mit fremder Einfuhr, und mit immer neuen, sich weiter entwickelnden Anregungen, ähnlich musikalischen Klängen mit ihrem reichen Gefolge an Obertönen. Da erstehen in Nürnberg unter der freigiebigsten Beihülfe der Vermögenden die Regiomontan, die Behaim und deren Schüler, durch die in wissenschaftlicher Beziehung Nürnberg „ein Stern erster Größe wurde“. Da hob sich in ihm die Buchdruckerkunst mit Anton Koburger, der als Buchdrucker und -händler zu europäischem Ruf gelangte; nannte ihn doch ein Pariser Verleger 1499 den König der Buchhändler. Da förderte in Augsburg Konrad Peutinger den Humanismus in Schrift, Rede und herrlichen Sammlungen; verdankt doch einer solchen die geographische Wissenschaft eine Perle in der ältesten bekannten Karte des römischen Reichs, bis heute die Peutinger'sche Tafel genannt. Daneben blühten alle Gewerbe, wohl begünstigt durch das freireichsstädtische Wesen und unter des Dichterkaisers Maximilian besonderem Schutz, aber auch voll von Geschick, Erfindung und Eifer in einem zu merkwürdiger Kraft gediehenen Zunftleben. Und auf so bereitetem Boden erwuchsen dann zu vollem, frischem Leben die Künste. Baukunst, Bildnerei, Malerei, sie reichten sich die Hände, so innig vereint, man wäre versucht, sie allegorisch abzubilden. Welche Schätze an Renaissancebauten besaßen und besitzen zum Theil noch die beiden Städte! Die reichsten Formen bietet namentlich Augsburg. Prachtbauten, wahre Paläste, errichteten dort die großen Kaufherren; Gärten der herrlichsten Art, voll bildnerischen Schmuckes in Marmor, Schmiedeisen, Bronze wurden im Wetteifer angelegt, um die Stadt zu schmücken, alles durch deutsche Künstler und Gewerbsleute. In kunstvollen Brunnenanlagen that sich namentlich das wasserreiche Augsburg, aber auch Nürnberg durch ganz besondere Leistungen hervor. Gebaut wurde und gebaut. Mit Fresken wurden die Außenseiten der reichen Häuser geschmückt von deutschen Meisterhänden. Die Besitzer stellten damit, wie Riehl es trefflich ausdrückt, deren Werke „zum Schmuck des Bürgerhauses auf die Gasse“. Maximilians, des Blondgelockten, Verherrlichung gab dabei an den Fuggerhäusern mit Vorzug den Stoff ab. Einzelnes davon hat Fürst Fugger in den sechziger Jahren erneuern lassen. Von den verblaßten alten Bildern im Arkadenhofe sagt der beste Beschreiber des heutigen Augsburgs, der leider dahingeschiedene Woltmann, sie „erwecken durch das, was sie jetzt noch sind, lebhafte Sehnsucht nach der einstigen Herrlichkeit“. Damals, bei der Blüthe der Städte, war auch die Zeit für die öffentlichen Bauwerke, vor allem die Rathhäuser, aus denen man ja fast eine Baugeschichte Deutschlands machen könnte. In fünf bis sechs Jahren erbaute Elias Holl das Augsburger Rathhaus mit seinem weltberühmten goldenen Saal, seinen herrlichen Decken, Hallen, Gemächern, Prachtöfen und Getäfeln. Daß bei solchem Reichthum in den Bauten das Geräth im Hause entsprechend ausgebildet war, ist selbstverständlich; unsre kunstgewerblichen Sammlungen geben volle Zeugnisse davon, aber auch die Museen Europa's, welche Gold- und Silbergefäße, Leuchter, Becher der wunderbarsten Schönheit besitzen, die aus Augsburg und immer wieder aus Augsburg oder aus Nürnberg stammen. Nur das Glas wurde aus Venedig geholt, aber in den kostbarsten Werken.

Wie blühte die Bronzebildnerei! Eine Werkstätte, wie die Peter Vischers, war beschäftigt durch ganz Deutschland, ja halb Europa; seine Werke sind heute Schätze in den Städten, die damals sie bei dem einfachen Erzgießer oder Rothschmied, wie man sagte, bestellten. Dieser Meister stand ja aber keineswegs allein. Von den 28 bewundernngswürdigen Erzfiguren in Lebensgröße, die das Grabmal Maximilians in der Innsbrucker Hofkirche umgeben, fertigte er nur zwei an, vielleicht nur eine, aber die allerschönste, die Arthurstatue; die übrigen kommen aus anderer, aber immer nur deutscher Hand, über die Hälfte waren von dem Augsburger Maler Sesselschreiber geformt. 24 Marmorreliefs schmücken den Sarkophag, alle aus deutscher Hand, 20 davon gehören nach Thorwaldsens Zeugniß zum Vollendetsten ihrer Gattung.

Von den Malern brauche ich bloß die Namen Dürer und Holbein zu erwähnen, um an die herrlichsten Schöpfungen, die, nach oben wie nach unten, in die rein classische Kunst wie in das Kunstgewerbe Edles und Schönes verbreiteten, zu erinnern. Dürer und Holbein, das sind aber Nürnberg und Augsburg und die ganze an beiden hängende Schule.

Es war also nichts Angeflogenes, halb Zufälliges, vorübergehender üppiger Laune Verdanktes, was zwei Jahrhunderte in den Künsten unsres Vaterlandes emporwachsen sahen, sondern aus dem inneren Wesen unsres Volkes heraus Entwickeltes, das uns eigen war und ist und uns unterscheidet von andern. Stark und groß war es; nicht ohne tiefe Ursache suchen die Museen der Welt nach Stücken aus jener Blüthezeit unsres Kunst- und Gewerbelebens. Mit Fug und Recht wurde also von kundigster Seite der Rath gegeben, an die Formen und den Inhalt der damaligen Schöpfungen eines hohen und reichen Kunstfleißes wieder anzuknüpfen.

Digitized by Google

Als eine Blüthe der wieder geweckten deutschen Renaissance war unser Kunstsaal in der dritten französischen Weltausstellung 1878 anzusehen. Deutschland hatte sich an ihr nur mit Kunstwerken betheiligt. Diese aber waren (durch Meister Gedon aus München) zum erstenmal so würdig in der Form, wie solche Vorführungen es verdienen, ausgestellt. Der uns zugewiesene Raum war nicht in die üblichen technischen Kojen getheilt, sondern als einziger Saal behandelt, der wie aus einem Palast herausgehoben schien und durch Möbel, persische Teppiche, Vorhänge u. s. w. die ausgewählten Kunstwerke auf das vornehmste zur Wirkung brachte. Unweigerlich floß uns dafür Anerkennung zu.

Die Landes-, Provinzial- und Fachausstellungen hatten sich inzwischen nicht nur sehr gemehrt, sondern auch eine wachsende Bedeutung gewonnen. Erwähnt seien nur unter vielen die Berliner Gewerbeausstellung 1879, die äußerst lebhaft besucht wurde und beschickt war, auch ihre Spuren bis in die jetzige Ausstellung in Treptow gezogen hat, dann die landwirthschaftlichen Ausstellungen in Hamburg, Berlin, Frankfurt a. M. u. s. w., auch große in England, die Fischereiausstellung in Berlin, die der Westprovinzen in Düsseldorf, die Gartenbauausstellung in Köln, zwei schweizerische Ausstellungen, die Fachausstellungen in Erfurt, Frankfurt, Wien, die Landesausstellungen in Baden, in Württemberg, Bayern, Belgien, Holland, Italien, Dänemark u. s. w. Diese ganze Reihe von Ausstellungen bewegte sich mit mehr oder weniger Erfolg in den erworbenen oben schon geschilderten Formen. Zwischen hinein schoben sich die überseeischen Weltausstellungen in Sydney und in Melbourne 1879—1881. Kleiner gleichsam war die „Welt" dort, aber für Europa, England ausgenommen, immer noch neu. Deutschland beschickte beidemale gut, theilweise ganz vorzüglich und erzielte höchst bedeutende Erfolge für seinen Waarenaustausch mit dem neu erworbenen Markte, den wir uns denn auch durch eine Dampferlinie mit kräftigem Zug näher gerückt haben.

Souveränetät und Abhängigkeit.

Von Franz Riß.

II.

Schränkt sich der Ausdruck Suzeränetät demgemäß auf ein enges Gebiet ein, auf dem er durch den Ausdruck Souveränetät correcterweise zu ersetzen wäre, so greift dafür die Bezeichnung Protectorat wuchernd um sich und umfaßt die verschiedenartigsten Verhältnisse. Der Begriff ist eigentlich geradezu verrucht; seine Bildung erfolgte unter Grundlage des Sprichworts: „Ich will dich in Schutz nehmen, sprach der Fuchs zu der Maus; da fraß er sie." Die Maus ist der in „Schutz" genommene Staat; es kommt nur darauf an, ob sie sofort todt gebissen und verzehrt wird, oder ob man noch einige Zeit mit ihr spielt; entrinnen kann sie selten mehr. Das Protectorat ist ein Mittel zur Machtausdehnung über Gebiete, die man nicht occupiren kann, weil bereits staatliche Organisationen auf ihnen sich gebildet haben, und bei denen man es für vortheilhafter erachtet, diese Organisationen bestehen zu lassen, als sie durch andere zu ersetzen; man erwirbt hier nur die Befugnisse, die zur Sicherung der Macht über dieses Gebiet nöthig erscheinen, und beläßt im übrigen den vorhandenen Zustand. Der Weg ist dabei doppelt. Entweder die Schutzmacht nimmt die Souveränetät über den beschützten Staat an sich, macht aus dem Staat eine Provinz ihres Reiches, stattet aber die Provinz wieder mit dem größeren Theil der Rechte aus, die sich aus der Souveränetät ergeben; oder die Schutzmacht erkennt die Souveränetät des beschützten Staates an, läßt sich aber einen erheblichen Theil der daraus fließenden Rechte (genauer: die Befugniß der Ausübung solcher Rechte) zuwenden und macht dadurch den bisher freien Staat von sich abhängig. Den ersteren Weg haben die Niederlande im indischen Archipel eingeschlagen. Die dortigen Fürsten erkennen in den mit ihnen geschlossenen Verträgen den König der Niederlande als ihren Souverän an; die niederländische Regierung verspricht dafür, sich in die innere Verwaltung der Länder nicht einzumischen. Aehnlich lauten die Verträge Rußlands mit Georgien und Chiwa, doch ist dort das Verhältniß mehr nach dem Muster der türkischen Suzeränetät geregelt. Den zweiten Weg wählen die französischen Protectoratsverträge (Tahiti, Kambodja, Anam, Tunis, Madagascar). Der in Schutz zu nehmende Staat wird darin ausdrücklich als souverän bezeichnet, überträgt aber die Ausübung eines Theils seiner Souveränetätsrechte, namentlich die Regelung seiner auswärtigen Beziehungen, auf Frankreich. Etwas enger begrenzt sind die Rechte der Schutzmacht in dem Vertrage zwischen Italien und Abessinien von 1889; der Herrscher von Abessinien willigt darin ein, sich der italienischen Regierung zu bedienen für alle Verhandlungen, die er mit fremden Mächten hat; im übrigen bleibt seine Souveränetät vollkommen unberührt. Die dritte Classe von Protectoratsverträgen, die englischen, sprechen sich über die Frage der Souveränetät nicht aus, sondern bestimmen nur den Umfang der Souveränetätsrechte, deren Ausübung an die Schutzmacht übergeht. So sind die Verträge mit den indischen Fürsten gehalten. Ihre Auslegung muß dahin erfolgen, daß bezüglich der Souveränetät nichts geändert werden soll, daß sie also principiell dem geschützten Staate verbleibt. Das Gegentheil bedürfte deutlicher Aussprache. In der Generalacte der Samoaconferenz von 1889, durch welche Samoa unter das gemeinsame Protectorat von Deutschland, England und Nordamerika gestellt wurde, ist die Unabhängigkeit (Souveränetät) Samoa's ausdrücklich anerkannt.

Das gemeinsame Moment der Protectoratsverträge ist lediglich, daß sie völkerrechtliche Verträge sind, daß sie zwischen Staaten geschlossen werden. Dadurch scheiden sie sich von den Verträgen, welche mit wilden Stämmen zum Abschluß kommen behufs Erwerbung der Souveränetät über sie und Regelung ihrer Verhältnisse; solche Verträge heißen wir Schutzverträge. Die Streitfragen, die hierüber bestehen, haben noch keine Aussicht auf Erledigung. Die nächstliegende Auffassung, daß solche Verträge nur die Occupation des Landes erleichtern oder die schon begründete Herrschaft den Eingeborenen annehmbarer machen sollen, wird von mancher Seite angegriffen. Dafür jedoch, daß bei solchen Verträgen das Schutzgebiet unter die Souveränetät des Staates kommt, zu dessen gunsten der Vertrag geschlossen ist, hat sich eine überwiegende Meinung gebildet. Die Colonien sind keine abhängigen Staaten, sondern Theile des Mutterlandes. Die Mannichfaltigkeit der Verhältnisse läßt jedoch keine ausnahmlos zutreffende Construction herstellen. Eine nähere Einlassung darauf würde sofort zu weit führen. Erkennt man den Dorfschaften Afrika's staatlichen Charakter zu, so sind die Verträge mit den Häuptlingen Protectoratsverträge, was ja, wie oben erwähnt, den Uebergang der Souveränetät auf die Schutzmacht keineswegs ausschließt. Bornhak nimmt allerdings an, daß bei einem Protectoratsvertrag der in Schutz genommene Staat als solcher fortbestehe, auch wo der Wortlaut des Vertrages, wie bei den russischen Protectoraten, direct dagegen spricht. Seine Ausführungen scheinen mir jedoch nicht überzeugend und bei den niederländischen Protectoraten gibt auch er zu, daß nur noch die äußere Hülse des Protectorats übrig sei. Es wird daran festzuhalten sein, daß die Bezeichnung eines Verhältnisses als Protectorat sowohl die Souveränetät des

Digitized by Google

schützenden wie des beschützten Staates zuläßt und daß auch bei der Benennung eines Gebietes als Schutzgebiet die Souveränetät der beschützten Staaten nicht ausgeschlossen ist; doch spricht im ersten Falle die Vermuthung für die Souveränetät des beschützten, im letzten für die des schützenden Staates.

Von dem Protectorat scheidet Bornhak nachdrücklich die Fälle der Protection, von denen übrigens zur Zeit keiner mehr besteht und überhaupt nur zwei vorkamen, die beide ihre Existenz dem Wiener Congreß von 1815 verdankten. Damals wurde die Republik Krakau und die Republik der Jonischen Inseln begründet, beide als „freie und unabhängige Staaten", erstere jedoch unter der Protection der drei Mächte Preußen, Oesterreich und Rußland, letztere unter der Protection Englands. Daß Krakau wirklich ein Staat war, bis es 1846 im Einverständniß mit den beiden anderen Protectionsmächten von Oesterreich annectirt wurde, ist beinahe unbestritten. Die Jonischen Inseln werden auch als englische Colonie bezeichnet und standen von einer solchen jedenfalls nicht weit ab. Im Jahre 1863 wurden sie mit dem Königreich Griechenland vereinigt. Bornhak erachtet beide Republiken nicht für Staaten; Krakau bezeichnet er als Condominat der drei Protectionsmächte, die Jonischen Inseln als Besitz der britischen Krone. Mir scheint es richtiger, bezüglich Krakau's an der bisherigen Auffassung festzuhalten. Krakau war in keinem Staate eine Provinz, kein Theil eines größeren Ganzen, sondern für sich selbst ein Ganzes. Es stellte sich dar als eine Menschengesammtheit, vereinigt auf abgegrenztem Territorium und beherrscht von einem höchsten Willen, nämlich von dem gemeinsamen Willen der drei Protectionsmächte. Republik war Krakau allerdings nicht. Vielleicht will Bornhak mit dem Ausdruck Condominat das gleiche sagen.

Es besteht zur Zeit noch ein solches Condominat in Europa: das Reichsland Elsaß-Lothringen. Bornhak nennt es eine decentralisirte Provinz und führt diesen Typus neben dem der Colonien, denen er ebenfalls staatlichen Charakter abspricht, als Beispiele der vollkommenen Incorporation an. Elsaß-Lothringen ist aber kein Theil eines größeren Gebietes, mit dem es ein Ganzes bildete und von demselben souveränen Willen beherrscht würde. Sein Herrscher ist das Reich, d. h. die Gesammtheit der verbündeten deutschen Fürsten und Städte; weiteres unter diesem Herrscher stehendes und mit Elsaß-Lothringen zu einer Gemeinschaft verbundenes Land ist nicht gegeben. Elsaß-Lothringen ist das Land dieses Herrschers und damit ein Staat. Allerdings kann man als Reichsland auch noch die Colonien heranziehen, in denen ebenfalls das Reich souverän ist; mir scheint aber gegen deren Zusammenfassung mit Elsaß-Lothringen zu einem Gemeinwesen, das auch wieder Staat zu nennen wäre, der Mangel an inneren Momenten der Zusammengehörigkeit zu sprechen.

Wo die decentralisirte Provinz eine weit gehende Selbständigkeit besitzt, ist äußerlich kein Unterschied zwischen ihr und einem abhängigen, unvollkommen incorporirten Staate. Es muß auch hier auf die rechtliche Entwicklung zurückgegangen werden, um die richtige Charakterisirung zu finden. Der Herrscher eines Staates, dem ein weiteres Gebiet zur Verfügung gestellt wird, kann dieses als Provinz angliedern; das ist die vollkommene Incorporation, bei der es dann gleichgültig ist, wieviel Selbständigkeit der Provinz verbleibt. Er kann das Gebiet auch — namentlich wenn es früher ein Staat war — wieder zu einem selbständigen Staate machen und neben seinem bisherigen Staate in Personalunion regieren. Er kann die Verbindung der beiden Staaten inniger gestalten, gemeinsame Angelegenheiten gemeinsam behandeln lassen und dadurch eine Realunion herstellen. Er kann seinem bisherigen Staate Rechte auf dem Gebiete des neuen Staates einräumen und den letzteren damit in Abhängigkeit versetzen. Das ist der Fall der unvollständigen Incorporation. Bornhak findet ihn gegeben im Verhältniß Finlands und Polens zu Rußland, und Lauenburgs zu Preußen. Finland, bis 1809 eine Provinz Schwedens, wurde in diesem Jahre an Rußland abgetreten. Schon vorher hatte Zar Alexander I. das Land besetzt, sich zum Großfürsten Finlands erklärt und sich gegen die Versicherung, den bestehenden Rechtszustand erhalten zu wollen, von den finnischen Ständen nach dem üblichen Ceremoniell huldigen lassen. Der Friede von 1809 erkannte diesen Zustand als fürder zu Recht bestehend an. Finland ist hienach keine russische Provinz, sondern ein Staat, an dessen Spitze der Großfürst steht; Großfürst ist der jeweilige Zar. Nach außen wird Finland vollständig von Rußland vertreten. Hierin liegt seine Abhängigkeit, die es nahe legt, statt des Begriffes der Realunion, an den auch gedacht wurde, den der unvollständigen Incorporation auf seine Stellung zu Rußland anzuwenden. Nothwendig erscheint es zwar nicht, da auch bei der Realunion eine derartige Vertretung des einen Staates nach außen durch den andern denkbar ist. In Oesterreich-Ungarn besteht dafür ein gemeinsames Ministerium; das ist so ziemlich derselbe Zustand unter anderem Namen. Doch wird durch Verwendung des Begriffes der unvollständigen Incorporation die Sachlage bei Finland deutlicher gekennzeichnet. Die beiden anderen Beispiele Bornhaks sind in Wegfall gekommen; Polen ist seit 1830 eine russische Provinz, Lauenburg seit 1876 ein Theil Preußens. Die Einverleibung Polens erfolgte allerdings durch Bruch der ihm 1815 gegebenen Verfassung; sie ist aber deßwegen nicht widerrechtlich. The king can do no wrong. Es sind übrigens auch Stimmen dafür vorhanden, daß Polen schon vor dieser Einverleibung nichts als eine decentralisirte Provinz war, daß also ein Fall der vollkommenen Incorporation bei ihm vorlag und demgemäß die Aufhebung der polnischen Verfassung lediglich als Verwaltungsact zu betrachten war. Der Eingang dieser Verfassung, der besagt, daß das Königreich Polen auf ewig dem russischen Kaiserreich einverleibt sei, stützt diese Ansicht. Mit voller Deutlichkeit kommt jedoch die Willensmeinung des Zaren, von der allein es abhing, was aus Polen werden sollte, nicht zum Ausdruck.

Am einfachsten und klarsten tritt das Wesen der staatlichen Abhängigkeit hervor in den Accessionsverträgen. Ein unzweifelhaft souveräner Staat überträgt die Ausübung eines größeren oder geringeren Theiles seiner Souveränetätsrechte einem anderen Staat oder einem sonstigen Subject öffentlicher Rechte. Hierunter fallen alle die Verträge, durch die das Deutsche Reich begründet wurde. Die Uebertragung erfolgte zum größten Theil an die durch diese Bündnißverträge hergestellte Gesammtheit, zum Theil auch an die Vormacht des Bundes, die Krone Preußen. Durch besonderen Vertrag hat Waldeck die Ausübung fast aller seiner Souveränetätsrechte, auch die Führung der Stimme im Bundesrath, an Preußen übertragen. Die Ausübung erfolgt aber stets als Uebung eines fremden Rechts, nicht nur im letztgenannten Falle, sondern auch da, wo das Reich in den Bundesstaaten seine Befugnisse übt. Nur im Reichslande ist das Reich souverän; sonst erscheint es stets als Stellvertreter des jeweiligen Souveräns.

Die rechtliche Untersuchung der vorhandenen staatlichen Abhängigkeitsverhältnisse führt vielfach zu Aufstellungen, die mit der politischen Lage in Widerspruch stehen. Gemeinwesen mit ausgesprochener Selbständigkeit erscheinen als Provinzen; Gemeinwesen, die ganz in einem anderen aufgegangen zu sein scheinen, treten als souveräne Staaten hervor. Ein solcher Zwiespalt trachtet nach Lösung, denn nirgends kann die rechtliche Verfassung eines Staates dauernd

Digitized by Google

anders sein, als es seiner wirthschaftlichen und politischen Stellung entspricht. Die Anpassung erfolgt am deutlichsten durch Rechtsacte, wie die Erklärung früherer türkischer Provinzen zu freien Staaten seitens des bisherigen Souveräns oder die Einverleibung Lauenburgs in Preußen solche waren. Wo aber solche Rechtsacte ausbleiben, auch nicht concludente Handlungen sie ersetzen, macht sich das Bedürfniß eines der Eintragung ähnlichen Instituts auf diesem Gebiete geltend. Die Unmöglichkeit, bestimmte Formeln dafür aufzustellen, nöthigt zu einer Entscheidung nach Gutdünken von Fall zu Fall. So behandelte Frankreich im Bardovertrag von 1881 den Bey von Tunis als souveränen Herrscher, obwohl die Unterwürfigkeit des Landes unter die Pforte nicht aufgehoben, ja zehn Jahre vorher noch ausdrücklich anerkannt worden war. Es hielt sich an die thatsächlichen Verhältnisse. Von der Pforte erfolgte kein Einspruch. Streng genommen ist aber Tunis noch immer türkische Provinz.

Mittheilungen und Nachrichten.

-tt. **Schüchterchen.** Roman von Anton Frhrn. v. Perfall. Stuttgart ꝛc., Deutsche Verlagsanstalt 1896. — Von den Romanen Perfalls, die wir bis jetzt kennen lernten, hat uns der vorliegende am besten gefallen. Es ist eine flott und frisch erzählte Geschichte, deren gut gezeichnete Figuren wie deutlich vor uns stehen. Das Thema von der Ironität des zarten Veilchens mit der üppigen Rose ist ja schon oft genug behandelt worden, in „Schüchterchen" finden wir es von einer neuen Seite und in sehr originellee Weise dargestellt. Der Maler Julius Decaro, von heißer Leidenschaft für die schöne junonische Künstlerin Warwara Onegin erfüllt, wird gleichwohl, von einer Augenblicksregung und dem Zufall überrumpelt, um das einäugige Röschen, die gerade aus der Erziehungsanstalt zurückgekehrte Tochter des Justizraths Maetius. Warwara reicht später dem Grafen Araschin die Hand und wird Dame der großen Welt; in ihrem Hause wird dann auch das Ehepaar Decaro heimisch. Sie weiß Julius in ihre Netze zu fesseln und das „Schüchterchen", das an dem lustigen, ungebundenen Leben im gräflichen Hause Geschmack gewinnt, verliert nach und nach seine holde, liebliche Naivität und ist in Gefahr, im Strudel zu versinken. Aber die Aussicht, den höchsten Weibesberuf erfüllen zu dürfen, die sie lange vergebens ersehnt hatte, gibt ihrem bis dahin leeren Leben reichen Inhalt. Da sie nun dem Gatten freudigen Herzens die beglückende Erwartung mittheilen will, findet sie ihn — zu Füßen der Gräfin. Verstört flieht sie mit der Mutter und läßt den Untreuen reue- und kummervoll allein zurück. Nach einiger Zeit erst finden sie sich wieder und das Kind wird das Band, das die beiden Gatten dauernd treu und fest aneinander schließt. — Neben den schon und gut gezeichneten Hauptfiguren treten auch diejenigen, die minder große Rolle spielen, plastisch in die Erscheinung. Das gilt namentlich von den Eltern Röschens, auch von dem Grafen Araschin. Die Scene auf dem Schlosse, in der der alte Justizrath über die Schnur haut, und die tiefe Reue, die er dann empfindet, ist außerordentlich wirksam. Das Wiederfinden der Gatten und die erste Begegnung Decaro's mit seinem Kinde sind Scenen von ergreifender Schönheit.

* Der **Planet Mars**, der im December seine größte Annäherung an die Erde erreicht, wird bereits seit einigen Monaten von den mit sehr großen Fernglässern versehenen und für derartige Beobachtungen günstig gelegenen Observatorien verfolgt. Auf der Lick-Sternwarte sah man, wie die „Köln. Ztg." meldet, in den Frühstunden des 28. August an der Lichtgrenze des Mars eine kleine helle Hervorragung, die nichts anderes sein kann, als ein sehr hoher Berg, da sehr helle Wolken niemals auf dem Mars wahrgenommen werden. Dieser Berg liegt in 50° südl. Breite und 275° Länge in einer Gegend, die auf der Karte von Schiaparelli den Namen Chersonesus führt. Die große Helligkeit des Berges wird wahrscheinlich dadurch veranlaßt, daß seine oberen Theile mit Schnee bedeckt sind. Etwas ähnliches ist auf der Lick-Sternwarte auch in den Jahren 1890, 1892 und 1894 am Mars beobachtet worden. Die Marscanäle zeigen bereits vielfach Verdoppelungen. Nach einem Telegramm Lowells aus Arizona hat derselbe am 4. October die Canäle Euphrates und Phison doppelt gesehen. L. Brenner auf Lussinpiccola hat mehrere ganz neue Canäle, die sich weder auf der Karte Schiaparelli's noch auf derjenigen Lowells finden, entdeckt, und es ist wahrscheinlich, daß diese Canäle in jüngster Zeit wirklich neu entstanden sind. Dem bloßen Auge zeigt sich Mars gegenwärtig als auffallend heller, rother Stern in den Stunden nach Mitternacht hoch am südlichen Himmel.

* Vom Grunde der **Beresina** sind neuerdings **Reliquien** heraufgeholt worden, die das Bild des **Unterganges der großen Armee** vor unserm geistigen Auge erstehen lassen. 12 Werst von Borissow liegt das Dorf Studenka und diesem gegenüber am andern Ufer das Dörfchen Beli. Zwischen diesen beiden Dörfchen schlugen die Franzosen zwei Brücken, die eine für die Artillerie und den Train, die andere für die Infanterie. Seitdem sind 84 Jahre verflossen und nun ist es dank einem Zufall einigen stummen Zeugen des Schauacts der Tragödie von 1812 beschieden gewesen, wieder an das Tageslicht zu kommen. Die Beresina bildet einen Theil des Beresina-Canalsystems, da sie durch den Beresina-Canal mit der Ulla, einem Nebenfluß der Düna, verbunden wird. Um das Holzflößen auf diesem Canalsystem zu erleichtern, hat das Verkehrsministerium das Flußbett reinigen und das Fahrwasser vertiefen lassen. Jüngst arbeitete die Baggermaschine vor dem Dorfe Studenka gegenüber, gerade dort, wo einst jene Brücken erbaut worden waren. Hier hat nun die Baggermaschine menschliche Schädel und Gebeine, Pferdeskelette und die verschiedensten Waffen- und Kanonenstücke emporgezogen, Flinten, Bajonette, Piken, Säbel, Kanonenkugeln, Helme, Trommelschlägel, Spoeen, Knöpfe mit den Nummern verschiedener französischer Regimenter, Münzen u. s. w. Alle diese Gegenstände sind sehr verrostet und größtentheils verbogen und zerbrochen. Außerdem hat die Baggermaschine eine Masse Pulver emporbefördert, das auf dem Boden des Flusses lag. Alle gefundenen Gegenstände wurden genau registrirt, in einen großen Kasten gelegt, versiegelt und dem Verkehrsressort zur Verfügung gestellt. Das Verkehrsressort hat sie dem Stabe des Wilna'schen Militärbezirks zukommen lassen.

* **Freiburg i. B.** Der Professor der physiologischen Chemie Dr. E. **Baumann** ist am 2. November im 50. Lebensjahre plötzlich an Herzschwäche gestorben. Baumann hatte sich besonders durch seine letzten Arbeiten, die Darstellung des in der Schilddrüse wirksamen Princips, des Thyreojodins, einen Namen gemacht.

* **Heidelberg.** Der aus Aachen berufene Physiker Professor Dr. **Lenard** wird nächste Woche seine Vorlesungen an der hiesigen Universität beginnen.

* **Berlin.** Am 2. November starb infolge eines Schlaganfalls Geh. Rath Prof. Dr. Georg **Lewin**, einer unserer verdientesten Dermatologen. Geboren am 19. April 1820 zu Sondershausen, studirte er in Halle, Berlin, Heidelberg, Prag und Wien, promovirte 1845 und habilitirte sich 1860 als Privatdocent an der hiesigen Friedrich Wilhelms-Universität. 1868 wurde er außerordentlicher Professor, 1869 leitender Arzt einer Abtheilung an der königlichen Charité, 1880 außerordentliches Mitglied des kaiserlichen Gesundheitsamts. Im letzten Frühjahr trat er nach der Feier seines 50jährigen Doctorjubiläums in den Ruhestand. Als einer der ersten hatte er die Bedeutung des von Czermak und Türk erfundenen Kehlkopfspiegels erkannt und ihn zur Diagnose und Behandlung von Kehlkopfkrankheiten angewandt. In den weitesten Kreisen ist er durch seine subcutanen Sublimatinjectionen bekannt geworden. Er besaß reiches historisches Wissen und ungewöhnliche Belesenheit auf seinem Specialgebiete und gab jungen Forschern gern Anregung und Unterstützung zu ihren Studien. — Der bisherige Privatdocent in der physiopathischen Anstalt, Titularprofessor Dr. Johannes **Juhn**, ist zum außerordentlichen Professor der Chemie ernannt, dem Privatdocenten der Mineralogie Dr. Hermann **Traube** ist das Prädikat „Professor" beigelegt worden. — Im Seminar für orientalische Sprachen werden in diesem Semester zum erstenmale öffentliche Vorlesungen über die wirthschaftlichen Verhältnisse Japans gehalten. Der Vortragende ist ein deutscher landwirthschaftlicher Gelehrter, der 13 Jahre lang, 1882 bis 1895, in Japan gelebt hat, Hr. Professor Dr. Max **Fesca**. In Cuenpa hat er sich durch ein mehrbändiges Werk: „Beiträge zur Kenntniß der japanischen Landwirthschaft", Berlin 1890, bekannt gemacht. — **Studirenden Damen** werden an der Berliner Universität mehr Schwierigkeiten bereitet, als an anderen Hochschulen. So beabsichtigte eine junge Dame hier Medicin, eine zweite Literatur zu studiren. Beiden wurde das Gesuch um Zulassung zu den Vorlesungen abgelehnt. Der betreffende Lehrer der Anatomie erklärte, daß er im Princip gegen die Zulassung von

Damen zum Studium der Medicin keine Bedenken habe, daß er jedoch die Theilnahme von Damen an den anatomischen Secirübungen nur in gesonderten Räumen gestatten würde, die ihm aber leider nicht zur Verfügung stünden. Der Professor der Literaturgeschichte hat der wißbegierigen Dame den Besuch seiner Vorlesungen rundweg abgeschlagen.

* **Berlin.** Die Entwürfe zum Helmholtz-Denkmal werden vor ihrer öffentlichen Ausstellung zunächst vom Kaiser besichtigt werden, der die erste Anregung zur Errichtung des Denkmals gegeben und sich mit 10,000 M. an die Spitze der Sammlungen gestellt hat. Die zur Theilnahme aufgeforderten Bildhauer Prof. Otto Lessing, Karl Procht, Prof. Jaenich, Walter Schott und Prof. Herter haben sämmtlich Arbeiten eingesandt. Prof. Herter ist sogar mit drei Entwürfen vertreten. Am 2. November sollte der Centralausschuß, dem die Beurtheilung obliegt, unter Vorsitz des Staatsministers v. Delbrück zusammentreten. — Die Denkmäler von Werner Siemens und Alfred Krupp vor der Technischen Hochschule sind, wie die „Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure" mittheilt, gesichert. Der Verein deutscher Eisenhüttenleute, sowie die norwestliche Gruppe des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller, die das Krupp-Denkmal errichten werden, sind bereit, bei ihren weiteren Schritten mit dem Verein deutscher Ingenieure Hand in Hand zu gehen.

* **Rostock.** Der Privatdocent Dr. Ludwig Busse in Marburg ist nunmehr vom Großherzog zum ordentlichen Professor der Philosophie an der hiesigen Universität zu sofortigem Antritt ernannt worden.

* **Königsberg.** Consistorialrath Prof. D. Sommer wird am 9. November sein 60jähriges Licentiatenjubiläum begehen können. Prof. D. Sommer, gegenwärtig Senior der Albertus-Universität, hat vor wenigen Tagen sein 87. Lebensjahr angetreten.

* **Zürich.** Die bisherige Privatdocentin an der Universität Frau Dr. jur. Emilie Kempin, hat von der Regierung ihre Entlassung erbeten und erhalten.

* **Amsterdam.** Am 1. d. M. starb hier in Folge eines Blutsturzes, 57 Jahre alt, der Director des Reichsmuseums, Fr. D. O. Obreen. Eine Zeit lang am Gemeindearchiv in Rotterdam beschäftigt, wurde er später Director des dortigen „Museum Boymans" und erhob namentlich durch glückliche Ankäufe dies Kunstinstitut zu dem hervorragenden Rang, den es heute einnimmt. 1883 wurde er von der Regierung an die Spitze des neu erbauten Reichsmuseums in Amsterdam gestellt. Die schwierige Aufgabe, die reiche Gemäldesammlung in das neue Gebäude überzuführen und in diesem jedem einzelnen Kunstwerk seinen Platz anzuweisen, wurde von ihm befriedigend gelöst.

* **Riga.** Die im Juli d. J. durchgefallenen Gymnasialabiturienten hatten mit Zuversicht darauf gerechnet, daß ihnen der Unterrichtsminister zur Feier der Hochzeit des Kronprinzen das Maturitätszeugniß durch eine königliche Verfügung verleihen werde. Aber der Minister ließ die Hochzeit ohne Verfügung verstreichen. Darauf wandten sich die HH. Durchgefallenen in einer Bittschrift an den Minister und wiesen ihn auf seine Pflicht hin. Allein der Minister blieb unerbittlich und erließ ein kräftiges Rundschreiben an die Bittsteller, in dem es u. a. heißt: „Ein trauriges Schauspiel fürwahr! Diese jungen Leute, die sich nicht vor der Gleichstellung mit gewöhnlichen Verbrechern scheuen, um ein Ziel zu erreichen, das ausschließlich der Lohn fleißigen Studirens ist; die in der Freude der Nation über ein beglückendes Ereigniß nur einen Vorwand und ein Mittel erblicken, um dem Minister ein Zeugniß zu entreißen, das sie nach dem Urtheil der Lehrer nicht verdient haben!"

y. **Dorpat**, 29. Oct. Das soeben in russischer Sprache herausgegebene Personalverzeichniß der hiesigen Universität für 1896 bietet in seinem das Lehrpersonal betreffenden Theile wenig Veränderungen. In der juristischen Facultät ist der nach Charkow versetzte Professor des örtlichen (ostseeprovinziellen) Rechts, Kassso, durch den stelloertretenden außerordentlichen Professor Magistranden Al. Krimzow ersetzt. In der medicinischen Facultät ist der durch den Tod des Professors Popow erledigte Lehrstuhl für Physiologie durch den ordentl. Professor W. Kurtschinsky aus Kiew, das durch die Berufung Professor Buxhoeweths nach Rostock frei gewordene Katheder für vergleichende Anatomie durch den außerordentl. Professor Tschermak aus Petersburg besetzt. Die historisch-philologische Facultät hat durch den Tod ihren Vertreter der alttestamentlichen Philologie und Alterthümer, Professor Ludwig Mendelssohn, verloren; der bisherige Professor für allgemeine Geschichte, Dr. R. Hausmann, ist nach 25jähriger Dienstzeit seines Amtes mit Pension entlassen, behält aber das Recht, in deutscher Sprache weiter Vorlesungen zu halten. An seine Stelle tritt als außerordentlicher Professor der bisherige Privatdocent der Kiewer Universität Mag. A. Jasinsky. Als außerordentlicher Professor der altclassischen Philologie und Literaturgeschichte ist an Stelle des im vorigen Jahre verstorbenen Professors W. Hörschelmann Dr. M. Kraschennikow getreten. Schließlich hat die physiko-mathematische Facultät in dem außeretatsmäßigen außerordentlichen Professor für Mineralogie Mag. N. Andrussow und in dem außerordentlichen Professor für reine Mathematik W. Alexejew neuen Zuwachs erhalten. Der nach Moskau zurückgegangene Professor für reine Mathematik Lachtin ist durch den stelloertretenden außerordentlichen Professor Mag. Berwi ersetzt. — Die Gesammtzahl der Studirenden (932) hat sich gegen das Vorjahr (1064) wieder um mehr als 100 verringert, so daß nicht einmal mehr die Zahl 1000 erreicht ist: zum erstenmale wurde diese Zahl in allmählichem Steigen im Jahre 1879 erreicht; bis zum Jahre 1890 hob sich dann die Gesammtziffer auf 1812, fiel dann aber in raschen Sätzen bis zu dem augenblicklichen Stande. Vermindert hat sich die Zahl der Theologen (185 gegen 221 des Vorjahres), der Mediciner (527 : 622), der Philologen und Historiker (33 : 43) und der Physiker (72 : 83); nur die Juristen haben sich von 95 auf 115 gehoben. Besonders bemerkenswerth erscheint dabei, daß die Zahl der aus den Ostseeprovinzen gebürtigen Studirenden stark (um 100) abgenommen, die Zahl der aus anderen Theilen des Reiches stammenden Studirenden dagegen sich nur um 32 verringert hat. Interessant ist auch das Verhältniß der Confessionen. Obwohl die absolute Zahl der Studirenden jüdischen Glaubens stark zurückgegangen ist (188 : 242), so bilden sie mit ihren 188 Mann doch noch immer den fünften Theil der Gesammtziffer. Auch unter den nicht mehr zu den Studirenden gerechneten Pharmaceuten, deren Zahl (293) sich gegen das Vorjahr (237) stark vermehrt hat, stellen die Juden mit 101 Mann einen stattlichen Procentsatz (fast 35 Proc.) dar.

* **St. Petersburg.** Der Director des Zoologischen Museums der kaiserl. Academie der Wissenschaften, Wirklicher Staatsrath Plesske, verläßt seinen Posten wegen zerrütteter Gesundheit.

Neue Kataloge: Breitkopf u. Härtel, Leipzig: Musikalischer Weihnachts-Katalog für das deutsche Volk 1896. — Karl W. Hiersemann, Leipzig: Kat. Nr. 172. Deutsche Geschichte. — Kat. des Kunst-Verlages der Photographischen Gesellschaft in Berlin. 1. Oct. 1896.

Oswald Weigel's Bücher-Auction.

Am 23. bis 28. November Versteigerung der von dem Orientalisten Herrn **Frederic Pincott** zu London hinterlassenen Bibliothek, sowie mehrerer anderer **Sammlungen von Werken aus allen Wissenschaften**, darunter werthvolle Doublette aus der **Gräflich Harrach'schen** Bibliothek zu Klein-Krichen in Schlesien. Der 3407 Nummern starke Catalog steht auf Wunsch unentgeltlich zu Diensten, zur Besorgung von Aufträgen für diese Auction halte ich mich empfohlen. (15659)

Leipzig, Königsstrasse 1. Oswald Weigel.

Verlag von Wilhelm Hertz (Bessenbohe Buchhandlung) in Berlin.

Eben erschien:

Siedelung und Agrarwesen

der

Westgermanen u. Ostgermanen,

der

Kelten, Römer, Finnen u. Slawen.

Von

August Meitzen, (15640)

Geh. Regierungsrath a. D. u. Professor a. d. Univ. Berlin.

3 Bände (mit 39 Karten und 230 Abbildungen) und **Atlas** zu Band III (mit 125 Karten und Zeichnungen).
Preis: 48 Mk.; in 4 Halbfranzbänden gebunden: 54 Mk.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 5. November. Nummer 257.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalweis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Das Honorarwesen und die Deutschen Universitäten. — Die Entwicklung des Ausstellungswesens. II. Von F. Reuleaux. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das Honorarwesen und die Deutschen Universitäten.

L. Die Budgetcommission des österreichischen Abgeordnetenhauses hat den von der Regierung schon am 26. März d. J. vorgelegten Gesetzentwurf angenommen, wonach die Collegiengelder für die Vorlesungen der besoldeten Professoren in Zukunft für die Staatscasse erhoben, die Gehälter aber, soweit nicht die gegenwärtig im Amte stehenden Professoren sich für die Beibehaltung ihrer Collegiengelder entscheiden, erhöht werden sollen. Trotz des Widerspruchs, den viele Professoren der rechts- und staatswissenschaftlichen Facultäten in Wien und Graz in einer ausführlichen Denkschrift gegen diese Vorlage erhoben haben, unterliegt es keinem Zweifel, daß sie auch im Plenum der Kammer durchgehen und Gesetzeskraft erhalten wird. Ob sie den Interessen der österreichischen Universitäten entspreche, soll hier nicht untersucht werden; aber es ist wahrscheinlich, daß diese eingreifende Maßregel des Nachbarstaates auch auf die öffentliche Meinung Deutschlands eine Rückwirkung ausüben wird, und daß insbesondere bei Gelegenheit der in Preußen in Aussicht genommenen neuen Regelung der Gehaltsverhältnisse der Universitätslehrer sich Stimmen erheben werden, die das österreichische Beispiel zur Nachahmung empfehlen. Da nun ohnehin das Collegiengeld sich keiner sonderlichen Popularität erfreut, so dürfte es nicht verfrüht sein, den Nachweis zu führen, daß die Verstaatlichung der Honorare den historischen Charakter der deutschen Universitäten nachtheilig verändern und sie in der Erfüllung ihrer Doppelaufgabe als höchste wissenschaftliche Lehranstalten und als Centralpunkt der freien wissenschaftlichen Forschung wesentlich beeinträchtigen würde. Daß allerdings mit dem Honorarwesen in seiner gegenwärtigen Gestalt gewisse Mißstände verbunden sind, soll nicht bestritten werden; aber diese können durch ausgleichende Reformmaßregeln mit gleichzeitiger Berücksichtigung des berechtigten finanziellen Interesses des Staates gehoben werden, ohne daß die Aufhebung oder eine grundsätzliche Umgestaltung der bestehenden Einrichtung nothig wäre.

Das Hauptargument der Gegner der Collegienhonorare ist im Grunde doctrinärer Natur und der Vorliebe für eine schablonenmäßig gleichförmige Behandlung aller staatsamtlichen Thätigkeiten entsprungen. Die Honorare, sagt man, sind ein Rest des alten Sportelwesens; für alle anderen unmittelbaren Staatsbeamten sind die Sporteln, d. h. die ihnen selbst zufallenden Gebühren für ihre Amtsverrichtungen, weggefallen und durch feste Gehaltsbezüge ersetzt worden; weßhalb soll bei den Universitätsprofessoren, die doch auch Staatsbeamte sind wie die übrigen, eine Ausnahme gemacht werden? Ob die Professoren nach ihrer ganzen Berufsaufgabe nicht eine andere Stellung einnehmen, als die übrigen Beamten, und ob nicht deßwegen die besondere Ordnung ihres Diensteinkommens zweckmäßig und dem allgemeinen Interesse entsprechend sei, wird nicht untersucht. Auf die Frage aber, ob die bestehende Einrichtung irgend einen nachweisbaren positiven Schaden verursache, erhält man keine bestimmte Antwort. Daß die Studien durch die Collegiengelder übermäßig vertheuert würden, läßt sich nicht mit Grund behaupten, denn für die Mehrzahl der Studirenden beträgt die in einem Jahre zu bezahlende Summe nicht mehr als das in den oberen Gymnasialclassen zu entrichtende Schulgeld, nämlich 120 Mark. Der Durchschnittssatz ist etwa 160 Mark, und wenn die Mediciner allerdings erheblich mehr zu bezahlen haben, so rechtfertigt sich dies durch die Art des ihnen zu ertheilenden Unterrichts. Wenn die Collegiengelder verstaatlicht oder feste Unterrichtsgebühren für den Staat erhoben würden — denn von der Einführung eines unentgeltlichen Universitätsunterrichts ist nicht die Rede — so würde schwerlich eine Verminderung, eher vielleicht eine Erhöhung der Studienkosten zu erwarten sein.

Man könnte vielleicht als eine nachtheilige Wirkung des Honorarsystems anführen, daß es eine sehr große Ungleichheit in der ökonomischen Lage der Professoren schaffe, dadurch die Collegialität schädige und gewissermaßen Classenunterschiede unter den Mitgliedern derselben Lehrkörperschaft erzeuge. Diese Ungleichheit ist ohne Zweifel in hohem Grade vorhanden. Wenn der österreichische Unterrichtsminister erwähnte, daß die Honorareinnahmen der einzelnen Professoren zwischen 11 und 11,000 Gulden schwankten, so müßte in Deutschland, wo der durchschnittliche Honorarsatz für die Wochenstunde doppelt so hoch ist, wie in Oesterreich, die obere Grenze dieses Spielraums noch bedeutend höher gezogen werden. Gegen eine Beschränkung des übermäßigen Anschwellens der Honorareinnahmen — selbstverständlich mit Achtung der bestehenden Rechte — läßt sich nichts einwenden, und dem Vernehmen nach wird eine solche auch im Zusammenhang mit der Gehaltserhöhung der Professoren in Preußen beabsichtigt. Im übrigen ist jedoch zu bemerken, daß hohe Einnahmen dieser Art auch ihre gute Berechtigung haben, soweit sie durch die ungewöhnliche Lehrbegabung oder wissenschaftliche Bedeutung des Professors herbeigeführt werden. Zum Theil allerdings knüpfen sie sich lediglich an das von den Begünstigten vertretene Fach, und es erscheint daher manchem als besonders anstößig, daß andrerseits viele tüchtige und hervorragende Gelehrte kaum nennenswerthe Collegiengelder beziehen, weil ihre Wissenschaften, wie etwa die orientalischen Sprachen oder die Astronomie, immer nur von wenigen Studirenden betrieben werden. Indeß geschieht dadurch, daß andere ein einträglicheres Feld bebauen, den weniger Begünstigten kein Unrecht, zumal diese ihr Fach freiwillig und mit voller Kenntniß der Aussichten für ihre Lehrthätigkeit gewählt haben. Es liegt daher in der vorhandenen Ungleichheit an sich kein Grund, den ersteren etwas zu entziehen, sondern man kann nur wünschen, daß

den wissenschaftlich besonders verdienten Vertretern der wenig betriebenen Fächer durch Gehaltszulagen einiger Ersatz für den Mangel an Collegiengeldern gewährt werde.

Am meisten Berechtigung hat vielleicht der Einwand — der allerdings eigentlich gar nicht das Princip der Collegiengelder, sondern nur die Höhe derselben in gewissen Fällen trifft —, daß der Staat für die mit Experimenten und Demonstrationen verbundenen Vorlesungen und die praktischen naturwissenschaftlichen und medicinischen Uebungen mit großen Kosten Laboratorien, Institute, Apparate, Materialien, sowie Assistenten und Bedienung zur Verfügung stelle, der Professor aber die aus diesen Quellen besonders reichlich fließenden Honorare einfach für sich behalte. Wenn in einigen Universitätsstatuten gesagt wird, daß die Honorare für solche Vorlesungen, die Apparate erforderten und für den Lehrer einen besonderen Kosten- und Zeitaufwand nothwendig machten, höher als die gewöhnlichen angesetzt werden dürften, so ist dagegen gewiß nichts einzuwenden. Aber den ordentlichen Vertretern der betreffenden Fächer wird gar nicht zugemuthet — wie dies im vorigen Jahrhundert allerdings noch der Fall war —, daß sie aus eigenen Mitteln irgendwelche Kostenaufwendungen für ihre Vorlesungen und Uebungen machen sollen, und der Staat stellt ihnen auch auf seine Kosten Hülfskräfte zur Seite. Durch die Einführung der Instituts- und Practicantengebühren hat in Preußen der Staat sich für seine großen Leistungen wenigstens eine kleine Gegenleistung von seiten der Studirenden verschafft, aber man würde es nicht für unbillig erachten können, wenn er außerdem auch noch einen gewissen Antheil an den bisher den Professoren allein zufallenden Honoraren in Anspruch nähme. Gegen die Einziehung des ganzen Honorars zur Staatscasse jedoch würden auch in diesen Fällen dieselben Gründe sprechen, die gegen die Verstaatlichung der Collegiengelder überhaupt geltend gemacht werden können.

Nachtheile des bestehenden Honorarsystems, die nicht mit Beibehaltung seines wesentlichen Inhalts gehoben werden könnten, sind also nicht nachzuweisen. Dagegen lassen sich schwer wiegende Gründe zu seinen gunsten anführen. Zunächst eine praktische Erwägung, die nicht von idealistischen Anschauungen über die menschliche Natur ausgeht; die Professoren werden im allgemeinen in der Möglichkeit, bedeutende Honorareinnahmen zu erlangen, einen wirksamen Antrieb finden, ihre Lehrthätigkeit sowohl in möglichst großer Ausdehnung, als auch mit Anspannung ihrer vollen Leistungsfähigkeit in wissenschaftlicher und formaler Hinsicht auszuüben. Man frage nicht, ob denn die Professoren ein weniger starkes Pflicht- und Ehrgefühl besäßen, als andere Beamte, die einer solchen Belohnung nicht bedürften, um ihre Pflicht zu erfüllen. Die anderen Beamten haben einen bestimmt vorgeschriebenen Pflichtenkreis, und wenn sie in diesem gethan haben, was ihnen aufgegeben ist, so wird nichts weiter von ihnen verlangt. Den deutschen Universitätsprofessoren aber ist thatsächlich eine doppelte Aufgabe, nämlich die des Lehrens und des selbständigen wissenschaftlichen Forschens zugewiesen, allerdings nur die erste ausdrücklich in ihrer Bestallung, die zweite aber nicht nur durch die Tradition der deutschen Universitäten, der diese ihren Glanz verdanken, sondern auch durch die Natur des heutigen Universitätsunterrichts, der nur durch den Zusammenhang mit der selbständigen Forschung auf seiner Höhe erhalten werden kann. Mit Rücksicht darauf ist die dem Universitätsprofessor ausdrücklich vorgeschriebene Lehraufgabe sehr mäßig bemessen, und wenn er sich auf dieses Mindestmaß beschränkt, um desto mehr Zeit seinen wissenschaftlichen Arbeiten zuzuwenden, so ist man nicht berechtigt, ihn deßhalb der Pflichtversäumniß zu beschuldigen. Er wird sich aber oft freiwillig entschließen, seiner Lehrthätigkeit eine größere Ausdehnung zu geben, wenn er auf eine Vergütung dafür in der Form von Collegiengeldern rechnen kann. Es gibt ohne Zweifel auch viele Professoren, für die nach der Natur ihres Faches die Honorare nie in Betracht kommen können und die dennoch eine über das vorgeschriebene Maß hinausgehende Lehrthätigkeit entfalten, und noch zahlreicher sind diejenigen, die viele Mühe und Arbeit auf unentgeltliche Seminarübungen verwenden; gleichwohl aber ist es unbestreitbar, daß ein erheblicher Theil der Vorlesungen hauptsächlich wegen der damit verbundenen Honorareinnahmen gehalten wird. Man mag darin das Symptom eines bedauerlichen Mangels an Idealismus in dem Charakter der Professoren erkennen, aber es wird doch das beste sein, mit der gegebenen Thatsache zu rechnen. Man mag bedauern, daß der Typus des weltfremden, unbehülflichen Gelehrten, der sich um die materiellen Güter dieser Welt nicht kümmert, immer seltener wird; aber es ist doch zu bedenken, daß solche Benedictiner-Existenzen höchstens noch auf dem Boden der reinen Büchergelehrsamkeit Raum finden könnten, daß aber die Vertreter der Rechtswissenschaft, der Medicin, der Naturwissenschaften zur Befruchtung ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit einer lebhaften Wechselbeziehung mit der Außenwelt und dem praktischen Leben nothwendig bedürfen, was denn natürlich auch ihr Urtheil in ihren eigenen ökonomischen Angelegenheiten beeinflußt. Die geschichtliche Entwicklung des Honorarwesens läßt die Macht dieses ökonomischen Factors deutlich erkennen. Ursprünglich bestand der Grundsatz, der noch in den ersten Statuten der Universität Bonn beibehalten wurde, daß die Professoren die Hauptvorlesungen ihrer Fächer als öffentliche unentgeltlich zu halten hätten, die honorirten Privatcollegien also nur Ergänzungen liefern oder Nebengebiete behandeln sollten. Dennoch aber hat sich schon im vorigen Jahrhundert durch die Macht der Verhältnisse eine Verschiebung in dem Verhältniß der öffentlichen zu den privaten Vorlesungen vollzogen, indem jene immer mehr in den Hintergrund traten und diese zur Hauptform des akademischen Unterrichts wurden. Von besonderem Interesse ist die Entwicklung in Oesterreich unter dem josephinischen, in der Metternich'schen Periode noch verschärften System, das die Universitäten zu streng schulmäßigen Anstalten ohne Lehr- und Lernfreiheit herabdrückte. Dabei gab es natürlich keine Collegiengelder, sondern nur ein vom Staat erhobenes Schulgeld. Aber gerade die tüchtigsten Lehrer fingen an, Privatstunden zu ertheilen, durch die sie den officiellen Unterricht überflügelten, und wiederholte strenge Verbote konnten diesen „Mißbrauch" nicht beseitigen. So heißt es in einer Hofresolution von 1791: „da die Privatcollegien und Repetitorien, die einige öffentliche Lehrer ganz planwidrig in ihrer Wohnung für Geld zu halten sich in den Sinn kommen ließen, den Schülern die öffentlichen Vorlesungen geringschätzig zu machen, ja wohl gar zur Vernachlässigung derselben Anlaß gäben, dem Lehrer aber die zu seiner eigenen Ausbildung zu verwendenden Freistunden entzögen, so solle allen öffentlichen Lehrern und Professoren ernstlich untersagt werden, über Gegenstände ihres akademischen Lehrfaches Privatcollegien oder Repetitorien bei sich zu halten." Diese Verbote blieben, wie gesagt, erfolglos und diesem Umstande war es zu verdanken, daß die Wiener medicinische Schule sich trotz jener kläglichen Universitätsverfassung zu hoher Blüthe entwickelte. Denn diese Schule ist, wie der Unterrichtsminister Dr. Unger 1876 in seiner Rede zur Vertheidigung der Collegiengelder sagte, trotz der Universität und außerhalb der Universität in dem Wiener allgemeinen Krankenhaus entstanden. Dort haben die berühmten Männer der medicinischen Wissenschaft oft ohne Wissen der Unterrichtsverwaltung und gegen

den Willen derselben angesonnen, Privatvorlesungen zu halten gegen ein Honorar, das, nebenher gesagt, ziemlich bedeutend war; dort hoben sie namentlich von ausländischen Medicinern großen Zulauf gehabt und auf diese Weise ist die Wiener medicinische Schule groß geworden. Gerade in diesem Verlauf sah Unger den glänzendsten Beleg für die Zweckmäßigkeit des Systems der Collegiengelder.

In Deutschland haben die Regierungen das Wachsen des Uebergewichts der privaten über die öffentlichen Vorlesungen einfach aus praktisch-finanziellen Gründen zugelassen und sogar begünstigt. Es zeigt sich dies namentlich in einem preußischen Ministerialerlaß vom 7. October 1823: man war nicht in der Lage, die Gehälter der Professoren zu erhöhen, und legte daher Werth darauf, bei Berufungen aus anderen Staaten die hohen Honorareinnahmen geltend machen zu können. Auch gegenwärtig haben die Collegiengelder noch eine große Bedeutung als Ersatz für bedeutende Gehaltszulagen. Es ist wünschenswerth und zweckmäßig, daß die akademische Laufbahn den Zugang zu wenigstens einigen Stellungen darbiete, die materiell ebenso glänzend sind, wie die in demselben Fachgebiet anderswo für hervorragende Talente erreichbaren, die sonst die besten Kräfte namentlich unter den Juristen und Medicinern leicht von dem Lehrberufe abziehen könnten. Das Gehalt eines Professors kann aber nicht wohl über eine gewisse Grenze hinaus erhöht werden; dagegen bieten die Collegiengelder in den hier in Rede stehenden Fällen die Möglichkeit, auch sehr hohe Ansprüche zu befriedigen, und zwar ohne daß die weniger begünstigten Collegen, die ja die Verschiedenheit der Honorarverhältnisse nach den Fächern kennen und auch das Verdienst einer besonders erfolgreichen Lehrthätigkeit zu würdigen wissen, sich dadurch zurückgesetzt fühlen.

Der Einfluß, den das Honorarsystem auf die Professoren ausübt, ist also für den akademischen Unterricht in quantitativer wie in qualitativer Hinsicht nützlich und förderlich. Aber auch wenn von diesen praktisch-ökonomischen Erwägungen abgesehen wird, führt die Betrachtung der besonderen Natur des Berufs eines Universitätsprofessors zu der Erkenntniß, daß dieses System mit dem Wesen der deutschen Universitäten aufs engste verwachsen ist und ohne ernstliche Schädigung desselben nicht aufgehoben werden kann. Gerade das, was den Gegnern der Collegiengelder den größten Anstoß gibt, daß sie einen Unterschied zwischen den Professoren und den übrigen Beamten mit sich bringen, spricht am meisten für die Beibehaltung derselben. Die Professoren sind eben nicht Beamte, wie alle anderen; will man sie als solche ansehen, so muß man consequenterweise zu den Grundsätzen eines österreichischen Hofdecrets aus der josephinischen Zeit zurückkehren, in dem es heißt: „Es muß den jungen Leuten nichts gelehrt werden, was sie nachher nicht zum Besten des Staates gebrauchen können, da die Studien in Universitäten für die Bildung der Staatsbeamten dienen, nicht aber bloß zur Erziehung Gelehrter gewidmet sein müssen." Die deutschen Universitätsprofessoren sollen nicht nur Lehrer, sondern auch Forscher sein und diese ihre beiden Aufgaben stehen mit einander in der unmittelbarsten Wechselwirkung. Wie sie bei der Erfüllung der zweiten voller Freiheit der Bewegung auf ihrem wissenschaftlichem Gebiet bedürfen, so dürfen sie auch hinsichtlich der ersteren nicht einem schablonenmäßigen Zwange unterworfen werden, sondern sie müssen hinsichtlich der Wahl ihres Lehrstoffs, der Art der Behandlung desselben und der Ausdehnung ihrer Lehrthätigkeit den weitesten Spielraum besitzen. Ueberhaupt soll die Wirksamkeit jedes Universitätslehrers möglichst individuell geartet sein. Ein Beamter in irgend einem anderen Zweige des Staatsdienstes kann im allgemeinen jederzeit durch einen anderen von normaler Leistungsfähigkeit ersetzt werden, während ein durch seine Forscherbegabung hervorragender Professor für die Wissenschaft sowohl wie für die Universität, an der er lehrt, bis zu einem gewissen Grade eine einzigartige Bedeutung besitzt und eben deßhalb volle Freiheit in der Bethätigung derselben beanspruchen darf. Die Erfahrung hat gelehrt, daß dieses System der freien Individualisirung der Stellung der Professoren, wie es an den deutschen Universitäten besteht, hinsichtlich seiner Erfolge in der Vermittelung eines wirklich wissenschaftlichen Unterrichts von keinem anderen übertroffen oder auch nur erreicht worden ist. Die Einrichtung der Collegiengelder aber bildet eine natürliche Consequenz dieses Individualisirungssystems, die Lehrfreiheit der Professoren erhält in ihr gewissermaßen ihren ökonomischen Ausdruck.

Aber auch das Verhältniß der Studirenden zu den Professoren, wie es an den deutschen Universitäten besteht, spricht unbedingt für die Berechtigung des Honorarsystems. Den Studirenden sind nicht bestimmte Unterrichtsstunden vorgeschrieben und sie sind nicht auf bestimmte Professoren angewiesen. Jeder wählt sich seine Lehrer frei und er steht zu jedem derselben ebenfalls in einem individuellen Verhältniß. An den größeren Universitäten hat der Studirende häufig die Wahl zwischen Professoren, die dasselbe Fach vertreten, mit denen nicht selten auch noch Privatdocenten concurriren. Wichtiger noch aber ist die Wohlfreiheit, die den Studirenden vermöge ihrer Freizügigkeit gegenüber den Lehrern auf allen deutschen Universitäten zusteht. Daß nun diejenigen, für die er sich entschieden hat, auch unmittelbar ein gewisses Entgelt von ihm erhalten, ist offenbar der Natur dieses Verhältnisses allein entsprechend und jedenfalls angemessener, als die Zahlung einer Gebühr an die Staatscasse. Wenn in Oesterreich gesagt worden ist, daß die Professoren durch das Honorarwesen in eine „Abhängigkeit nach unten" versetzt würden, so läßt sich wenigstens an den deutschen Universitäten nichts Thatsächliches zur Begründung dieser Meinung nachweisen. Die zuweilen auftauchende Ansicht aber, daß die Professoren geneigt wären, diejenigen Studirenden, von denen sie viele Collegiengelder bezogen hätten, im Examen wohlwollender zu behandeln, muß bis zum Nachweis positiver Thatsachen in jedem einzelnen Falle als ehrenrührig zurückgewiesen werden. Daß ein Studirender, der die Vorlesungen eines Professors gehört hat, unter Umständen in einem Examen bei demselben sich leichter zurechtfindet und besser bestehen kann, als wenn der Prüfende ihm ganz fremd wäre, liegt in der Natur der Sache und würde sich auch nicht ändern, wenn die Collegiengelder für den Staat eingezogen würden.

So stehen Lehr- und Lernfreiheit an den deutschen Universitäten im engsten Zusammenhang mit dem Honorarsystem. Das hat auch einst die österreichische Regierung ausdrücklich anerkannt, als sie 1850 den Universitätsunterricht von den Fesseln des Metternich'schen Systems befreite und zugleich die Collegiengelder einführte. Ob sie jetzt triftige Gründe für die Verstaatlichung derselben hat, ist hier nicht zu prüfen; sicher aber ist, daß sich dieses System in Deutschland bewährt hat und daß, wenn auch Reformen im einzelnen nicht ausgeschlossen sind, die Beibehaltung des Princips desselben als eine Bedingung der Blüthe der deutschen Universitäten in ihrer historischen und wohlberechtigten Eigenartigkeit zu betrachten ist.

Die Entwicklung des Ausstellungswesens.

Von F. Reuleaux.

II.

In den sich förmlich drängenden Ausstellungen Europa's bildete sich noch leisen Anfängen in den 70er Jahren etwas aus, was hervorzuheben ist, ein neues Reiz-

mittel für die wißbegierigen Besucher. Die Vorführungen der Geschichte der Arbeit, die u. a. im Trocaderopalast in Paris 1878 so viel Merkwürdiges gezeigt hatten, riefen nämlich allmählich den Wunsch wach, nicht bloß rückschauend die Erzeugnisse, sondern auch deren Herstellungsweise, die Behausungen von früher, die Lebensweise womöglich, greifbar dargestellt zu sehen. Diesem Wunsche nun kamen die Ausstellungen entgegen, eine nach der anderen; Kenner der Gewerbegeschichte wurden herangezogen, eingehende besondere Studien gemacht und — auch Mittel für die neuartige Darstellung des Alten aufgebracht; reicher Dank der Besucher lohnte die Mühe.

Für die Landesausstellung in Turin erbaute man am Po eine vollständige mittelalterliche Burg. Es war ein alter savoyischer Herrensitz mit seinem Burgflecken, der, wie es in den bewegten Zeiten von damals nöthig war, die unentbehrlichen Handwerksbetriebe innerhalb seiner Palisaden und Mauern in sich schloß. Nur die Herrschaften auf der Burg, die Herrenleute fehlten; aber die Handwerker, die Wachen, die Mannschaften waren da und alle in Thätigkeit wie vor drei-, vierhundert Jahren. Gänzlich verschmäht hatte man die bei uns beliebten romantischen Gruselmittel, Folter und Burgverließ, dagegen vom Leben und Treiben in der Burg und unter den Burgsassen ein überraschendes und fesselndes Bild gegeben. Die Bauten waren ganz ehrlich in Stein und Holz ausgeführt, wie zu ihrer wahren Zeit.

So zeigt das Innere der Burg- oder Schloßküche große Geräumigkeit und derbe Benutzbarkeit. Die Teller auf dem Tisch sind Töpfergeschirr wie unsre ländliche Marktwaare, die Flaschen und Trinkgläser aus trübem, körnigem, graugrünem Glas geblasen; geschmeichelt ist nirgends. Nicht anders sieht's auch aus in dem Wirthshaus im Burgflecken, wo man einen trefflichen gothischen Risotto erhielt; Teller und alles andere wie oben, einschließlich der Bestecke goldig blinkender messingener Löffel und Gäbelchen, einen vorzüglichen, gut gothischen Stil zeigend. Der Wasserbehälter an der Küchenwand verdient Beachtung wegen seiner Form. Wie hätte der Grieche ihn behandelt! Ein banchiges Gefäß mit edlen Henkeln, eine Löwenmaske an der Hahnmündung etwa. Nichts von alledem, nichts von Zweckſymbolik; eine Burg mit vier Eckthürmchen hatte der biedere savoyische Klempner mit Stolz nachgebildet aus dem dünnen schönen Weißblech, das damals ganz allein aus Deutschland zu erhalten war. Welchen Einblick gibt diese Kleinigkeit in das damalige schlafende Handwerksleben, das das folgende Jahrhundert erst wecken sollte! Im großen Empfangssaal waren für die Schloßherrschaften wie für die Geladenen feste hölzerne Sitze angebracht; auf diese wurden aber von den Dienern seine Spreiten und Kissen gelegt, deren prachtvolle alte Muster Turiner Damen mit ihren berühmten weißen Händen vorzüglich nachgestickt hatten. Im Speisesaal war hübsch und genau zu sehen, wie für je zwei Genossen aus dem Hofgesinde, die ihre Wohnkammer gemeinsam hatten, also „camerati", Kameraden waren, gemeinsam gedeckt und aufgetischt wurde. Und noch vieles, vieles mehr. — Die Burg steht noch heute; ihre Besichtigung ist dem Reisenden sehr anzurathen.

In London war 1886 auf der sogenannten Colindery-Ausstellung, die sich zu Füßen der Alberthalle in ihrer reichen Mannichfaltigkeit dem Besucher darbot, ein altes Londoner Stadtviertel, als Alt-London bezeichnet, lebensvoll aufgebaut. Zeit das 17. Jahrhundert. Alles war wie in Turin in echten Baustoffen ausgeführt, die Läden und Inns (Wirthschaften) belebt durch Bedienung in der alterthümlichen Tracht aus Cromwells Zeit. Die Anschriften an verschiedenen Häusern hatten etwas sehr Gemüthliches. Da war „Oliver Cromwell his house", „Duke of Sully his house", „Sir Richard Whittington his palace". Das war ja so traulich, wie Familiententisch, nur daß „Cromwell sein Haus" viel zu klein schien für den Ehrgeiz, den es einst beherbergte, und „Whittington sein Palast" zu groß für dessen Katzenfreundschaft. So sehr ähnlich Alt-London vielen unsrer dörflichen Bauten anmuthete, so fremd, so geschlossen war es beim Nähertreten und übte wegen dieses Widerspiels gerade auf den deutschen Besucher vielleicht den stärksten Eindruck aus.

Antwerpen hat zwei recht große Ausstellungen hinter sich, eine vom Jahr 1885 und eine vom Jahre 1894. Auf der letzteren hat es den Gedanken der „alten" Stadt mit einer Vollständigkeit der Straßenbilder durchgeführt, die noch nicht dagewesen war. Die Treue der Wiedergabe in den Bauwerken, im Handwerks- und Geschäftsbetrieb aller Art, in den Trachten für alle Stände, versetzte so wirksam in die früheren Zeiten zurück, daß die Besucher davon förmlich wie von einem niederländischen Pompeji betroffen waren und Alt-Antwerpen für den unbedingt besten Theil der ganzen Ausstellung erklärten.

Chicago blieb auch nicht zurück mit einer alten Stadt, nämlich mit „Alt-Wien", das Oesterreich geliefert. Der Reiz dieser Wiedererweckung war lange nicht so groß, wie der der oben besprochenen, da eine andere Neuheit ihr zu gewaltig gegenüberstand, deren Besprechung wir aber eine solche der Pariser Ausstellung von 1889 noch vorauszuschicken genöthigt sind.

Paris hatte für seine vierte Weltausstellung als Glanzstück seinen 300 Meter hohen Eiffelthurm aufgerichtet, das höchste Bauwerk der Erde. Die Aufgabe war ungemein schwierig gewesen. Der Thurm lockte aber auch Besucher in Unzahl an; ihre Ziffer überschritt die 28ste Million. Indessen waren auch außer dem Thurm noch große und bedeutende Architekturleistungen vorgeführt, zunächst die riesige Maschinenhalle, die alles für denselben Zweck Dagewesene hinter sich ließ, sodann höchst gelungene Versuche, den Eisenbau in Verbindung mit Majolik der hohen Baukunst an Kuppeldächern und Wänden dienstbar zu machen; auch der Eiffelthurm wirkte auf dem gedehnten Gebäudefeld architektonisch als beherrschendes Mittelstück. Vor ihm hin erstreckte sich ein Becken mit herrlichen Springbrunnenanlagen, welche Abends als „farbige Springquellen" Tausende von Zuschauern stundenlang versammelt hielten. Zur Zeit meines Besuches war gerade der Erfinder der Strahlbeleuchtung, der 87jährige Prof. Colladon aus Genf anwesend; mein alter Gönner und Freund konnte sich kaum trennen von der Tastentafel in dem hinter Rosen versteckten Stellwerkhäuschen, von dem aus das wechselnde Farbenspiel geleitet wurde: voran nahe dem Thurm die gewaltigen vier Eckstrahlen, 20 Centimeter dick, darüber das belebte Wappenbild der Stadt Paris, das Schiff mit Füllhörnern und Schallhörnern, die farbige Perlen ausschütteten, zu jeder Seite ein breiter Wasserfall, und zahlreiche sogenannte Strahlenähren weiterhin. Sehr viel Neugierige zog die Straße von Kairo an, in der auch der über alle Begriffe häßliche Bauchtanz ausgeführt wurde. Deutschland war an der 1889er Pariser Weltausstellung nicht betheiligt, bereitete sich aber damals schon langsam vor für Chicago.

Als diese Stadt aus dem Wettstreit für die Oertlichkeit der Columbischen Weltausstellung hervorging, fragte man sich überall, was denn nur die Amerikaner, noch dazu in ihrem weit entlegenen Westen, aufbieten würden, um es Paris gleichzuthun. Das schien unmöglich, und doch ist es geglückt, indem seine Besuchziffer sich bis ganz nahe an die 28ste Million erhob, am „besten" Tage auf 717,000, alles das bei einer Besuchszeit, die um einen Monat kürzer war, als die Pariser.

Der neue Reiz bestand in den ganz unerwarteten, großartigen Leistungen, welche die Amerikaner in der ideali-

Digitized by Google

schen Baukunst, oder richtiger im Baustil entfalteten. Sie hatten sich nach langen, eingehenden Erwägungen gesagt, daß selbstverständlich kühne Ueberspannungen mächtig großer Räume fest und sicher zu bewirken seien, wozu Eisen, Stahl und Rechenkunst alle Mittel boten, daß aber damit nur ein Eindruck auf den überlegenden Verstand möglich sei, die Empfindung dagegen erst durch die äußere Bauform geweckt werden könne; diese letztere aber, so entschied man, könne für das kurze Halbjahr der Benutzung der Bauten durch ein Ersatzmittel des Steines, durch eine den edlen Baustoff nur vorstellende Masse erreicht, durch Gypsnachbildung ersetzt werden. Einmal zu diesem Schluß gelangt, war aber dem schöpferischen Vermögen des Baumeisters ein Spielraum gewährt wie nie zuvor. Auch sagte man sich bald, daß die einzigen Bauformen, die zum Allergroßartigsten sich eignen, diejenigen seien, die an die griechische und römische Antike anknüpften.

So entstand denn die weiße Marmorstadt am Michigan-See, bei deren Erbauung man die kühnsten Versuche, das Schönste nun zu erreichen, hatte gewähren lassen, Versuche, die bloß in dem Können, in den Grenzen der Begabung der schaffenden Meister ihre letzte Beschränkung fanden. Niemand in Europa hatte bei den Amerikanern ein so tiefes Eindringen in die antiken Vorbilder, ein solches Stilverständniß, wie es sich nun zeigte, vorausgesetzt. Hier waren Meister zu meisterhaftester Stilleistung zusammengetreten. Am stärksten überrascht waren vielleicht wir Deutsche, die wir immer nur von den zwanzigstöckigen Riesenhäusern gelesen und geglaubt hatten, in diesen gipfle der amerikanische Baugeist. Niemand erkannte aber auch freudiger die sich vor dem staunenden Auge der Besucher erhebende Bauschöpfung an.

So sagt Prof. Constantin Uhde von den Amerikanern: „Sie haben mit sicherem Blick erkannt, daß sie der neugierigen und skeptischen Welt etwas Großartiges vor Augen führen müßten, etwas, das mit allem bisher Gebotenen mindestens gleichwerthig in die Schranken treten könne. Und Freund wie Feind wird den Erbauern der weißen Stadt den Ruhm nicht absprechen, daß sie ein architektonisches Gesammtbild geschaffen, wie es bislang nur als Phantasiegebilde in den zerstreuten Mappen genialer Architekten begraben war. Wohl niemals hat es, weder in alter, noch in neuer Zeit, ein Städtebild gegeben, das in so gewaltigen Zügen dem Beschauer die monumentale classisch-griechische wie römische Architektur vor Augen geführt hätte, wie es die Paläste des Ehrenhofes der Ausstellung thun."

Uhde zeigt dann weiter dem Baukünstler, wie durch Festhaltung der Höhe von 20 Meter bis zum Hauptgesims den Palästen ein sie zusammenhaltender Charakter gegeben worden sei, wie man den Bauwerken durch Theilung des aus dem Wasser aufsteigenden Bodens in zwei Terrassen einen wunderbar schönen Unterbau gegeben habe. Mir schwebte, als ich diese Stufenerhebung bemerkte, vor, als habe der alte Semper dort gewirkt, oder sein Geist, der in einem seiner ersten kleinen Werke in seiner bildnerischen Sprache: den Erdaufwurf, den Unterbau, das Haus und das Dach als die „vier Elemente" der Baukunst (so heißt auch das Büchlein) hingestellt; sie seien die vier an jedem großen Bauwerk stilistisch auszudrückenden Theile. An Farbe fehlte es trotz dem herrschenden Weiß keineswegs; denn Farbe und Gold waren zur Abhebung und Belebung, zur Massenauflösung und wiederum zur Verbindung oft in glücklichster Weise verwandt.

Die Forderungen, welche an die Größe der Gebäude gestellt werden mußten, waren ungeheuer. 50 Staaten oder Länder mit nahe 50,000 Ausstellern, wovon rund 24,000 auf die Vereinigten Staaten fielen, waren unterzubringen, oft mit gewaltigen Raumansprüchen. Fast neu konnte man nennen die Elektril, die gerade in den vorangehenden Jahren so gewaltige Fortschritte gemacht, an denen die drei Sonderausstellungen Wien, München und Frankfurt a. M. wesentlich mitgearbeitet, die nun aber auch ihren eigenen Palast verlangte. Die „Manufacturen" erforderten, als man alles zusammenzählte, die Herstellung des größten aller Gebäude der Welt, 550 Meter lang, 150 Meter breit. Es war an drei Seiten 15 Meter tief durch Erfrischungsräume an Ausstellungsplatz verkürzt, dieser aber auf dem ersten Stock durch breite, helle Galerien wieder reichlich ersetzt. Einen Glanzpunkt auf einer solchen, quer durchgehenden Galerie bildete, um es hier einzuschieben, die deutsche Unterrichtsausstellung.

Eine Maschinenhalle, die mit ihrem Kesselanner zusammen 45,000 Quadratmeter Boden bedeckte, stand als herrlicher, zweistöckig scheinender Palast am Ehrenhof; ihr folgte, abgetrennt durch einen prachtvoll überbrückten Stichcanal, der Ackerbaupalast, einem großen Museum ähnlich; beide Paläste zusammen bildeten das Gegenüber zu den drei Palästen für Bergbau, Elektrik und Manufacturen (kurze Seite), zwischen sich und ihnen die breite Hauptlagune lassend, die die Mittelfläche des Ehrenhofes bildete, architektonisch aufs herrlichste eingefaßt und geschmückt. Am Seeufer war dieser Ehrenhof durch eine großartige vierfache Säulenhalle abgeschlossen, die man etwas uneigentlich Peristyl nannte; in ihrer Mitte erhob sich ein gewaltiger Triumphbogen, der das Viergespann des einziehenden Columbus trug; am anderen Ende schloß die Lagune ab mit dem sogenannten Columbiabrunnen, der ein Schiff im reichsten Figurenschmuck darstellte, von Genien gerudert, von Gruppen, die aus dem Wasser aufsteigen mit Seerosen und Delphinen, gleichsam begrüßt, alles von lebendigem Wasser durchsprudelt, durchspritzt, durchrauscht, Abends in verschwenderischer Farbigkeit elektrisch durchleuchtet und durchglüht. Den Hintergrund des Ehrenhofes, also dessen Abschluß hinter dem Columbiabrunnen, bildete das Verwaltungsgebäude, ein Viereckbau mit achteckiger Kuppel über einem jonischen Säulenumgang, ein Bauwerk von so gefangennehmender Schönheit, daß die kgl. Akademie in London seinem Erbauer R. M. Hunt gleich nach Eröffnung der Ausstellung ihre große goldene Denkmünze übers Wasser sandte.

Hinter dem Verwaltungsgebäude, dem von vier Seiten Wege zuliefen, wurde die Verlängerung des Ehrenhofes quer abgeschlossen durch den im Ausstellungsgebiet liegenden großen Bahnhof, in den, als eine Kopfstation, nicht weniger als 35 Geleise in der Richtung des Ehrenhofes einliefen; der Bahnsteig dazu war 50 m breit und 220 m lang.

Außer den erwähnten waren noch mehrere große Gebäude herzustellen gewesen, der Palast für Verkehrswesen mit 69,000 Quadratmeter Grundfläche, der Gartenbaupalast, dessen herrlicher Glasdom, schwerlich absichtslos, gerade die doppelte Grundfläche der Peterskuppel in Rom aufwies, das Fischereigebäude, sodann je ein einfacheres für Leder, die Forsten, die Anthropologie und endlich einen edlen Bau für die Kunst. In diesem Palast, welchen man an die Nordgrenze des Parkes, möglichst weit entrückt dem geräuschvollen Getriebe desselben, verlegt hatte, bestand die baukünstlerische Leistung ihre schärfste Probe, indem dieser große Bau wegen der Feuersgefahr aus wirklichem Stein, aus weißem Marmor aufgeführt wurde, außerdem aber, oder zugleich, das feinste Verständniß der griechisch-römischen Antike nicht nur forderte, sondern auch wirklich zeigte. Eine künstlerische Erfindung, so möchte man es nennen, zu der die geforderte Höhe Veranlassung gab, zeigen die Säulenvorhallen, indem zwischen Architrav und Giebeldreieck

Digitized by Google

ein attika-artiger Zwischenstock eingeschoben ist, der, den Säulen entsprechend, durch Anten getheilt und dazwischen mit kreisförmigen Muscheln ausgetieft ist. Es liegt etwas Stechendes, möchte ich sagen, darin, daß der Baumeister des Palastes, C. R. Atwood, ein Sohn der geschäftswüthigen, schweineschlachtenden, scheinbar alles nur materiell auffassenden Stadt Chicago ist. Der edle Kunstpalast, an dessen Marmorfuß die ins Breite gedehnte stille Lagune leise plätscherte, wird nicht bloß in der Erinnerung, sondern auch in Wirklichkeit bestehen bleiben, um für die Stadt als Museum zu dienen.

Was die amerikanischen Architekten in der Gesammtanlage und in den räumlich so gewaltigen Bauten geleistet haben, überstieg, wie wir gesehen haben, alle Erwartung; im Gebiete des Stils haben sie ein Außerordentliches geleistet, eine der schwierigsten Aufgaben, die dem Architekten werden können, gelöst: sie haben die Größe überwunden und haben dadurch der Baukunst mit ihren dem Untergang geweihten Bauwerken einen unvergänglichen Dienst geleistet.

Noch viele andere Bauten waren ausgeführt, dabei allein 66 Staats- und Staatengebäude, darunter das Frauengebäude und das Fröbelhaus und auch unser malerisches „Deutsches Haus", alle mehr oder weniger auch zu Einzelausstellungen benutzt, außerdem über siebzig andere Gebäude, voran die Krupp'sche Ausstellungshalle, die mit großartigen technischen Leistungen gefüllt war, glänzend und in weltmännischer Form den Vertretern der Völker vorgeführt; man spürte daselbst die Weisung des westfälischen Welthauses: Noblesse oblige.

Den riesigen Verkehr haben die Chicagoer bewunderungswürdig bewältigt. Die Illinois-Centralbahn, die Chicagoer Taubahn, die Hochbahnen, die Seedampfer vollzogen zwischen dem Mittel- und Geschäftstheil der Stadt und der nahe zwei deutsche Meilen von ihm entfernten Ausstellung die Beförderung von rund 60 Millionen Menschen hin und ebensoviel zurück, ohne daß aber bei diesem unerhörten gewaltigen Verkehr ein einziger Unfall, der den Tod eines Menschen zur Folge gehabt hätte, eingetreten wäre, eine wahrhaft ehrenvolle Leistung.

Die Chicagoer Ausstellung liegt dritthalb Jahre hinter uns. Mit wenigen Ausnahmen sind ihre Bauwerke abgetragen, manche davon auch Feuersbrünsten zum Opfer gefallen. Aber sie hat ihre Aufgabe glücklich erfüllt und steht zur Zeit als letzte in der Reihe der Weltausstellungen zugleich als die großartigste von allen da.

Wir haben gesehen, daß die Entwicklung des Ausstellungswesens beinahe oder fast ganz eine Geschichte der Entwicklung des Gewerbfleißes ist, wenigstens gilt das von unserm Vaterlande. Im technischen Gebiet hat Chicago vielerlei Neues verbreitet, wie in der jungen Elektrik; am meisten aber hat es geleistet in der Ausstellungskunst selbst, in der Bewältigung einer ungeheuren Beschickung und eines ungeheuren Besuches unter erschwerenden, z. B. in Paris nicht im Wege stehenden Umständen. Den größten Gewinn verhältnißmäßig hat nach meiner Ansicht die hohe Architektur davongetragen, die das unerwartete Glück hatte, ihre Ideale einmal in einem Weltschauspiele mit Augen vor sich zu sehen. Deutschland ist aus Chicago „geschmückt mit grünen Reisern", hoch anerkannt heimgekehrt und darf mit Genugthuung auf den Wettkampf am Michigansee zurückschauen.

Mittheilungen und Nachrichten.

Hr. Anton Breitner in Salzburg bietet in seinen „Literaturbildern" ein kleines Bändchen, welches eine Reihe weiterer Publicationen zu eröffnen bestimmt ist. Diese Bilder sollen „dem literaturfreundlichen Publicum ein Wegweiser sein zum Goldschatze der Gelehrsamkeit und guten deutschen Literatur — als freudeverheißendes Omen dem neuen Jahrhundert entgegengehend". Jedes Bändchen soll einem modernen Dichter oder Schriftsteller gewidmet sein und das erste sogleich den Namen Scheffels tragen. Die Idee zeigt sich lebenskräftig, nur haben wir bezüglich der Ausführung unsre ernsten Bedenken, wenn wie lesen, welche Namen nun dem Herausgeber auf den Schild gehoben werden sollen. Da finden wir neben Paul Heyse den Hrn. Greinz, neben Gregorovius den verstorbenen Schlögl u. s. f. Hier müßte denn doch aus dieser gemischten Gesellschaft eine richtige Auswahl getroffen werden, wenn die dem Autor vorschwebende Idee realisirt werden soll. Was nun dieses erste Bändchen betrifft, so enthält es einen Essay von Rabenlechner über Hamerling als nationalen Dichter. Dieser Schriftsteller gab vor kurzem einen großen Band über Hamerlings Jugend heraus, der von einem eifrigen Studium und fleißiger Benützung aller Quellen Zeugniß ablegt; allein die Form der Mittheilung, diese ewigen, gar nicht zum Text gehörigen Anmerkungen, in welchen man zuweilen nur etwas erfährt, was dem Verfasser bei dieser Gelegenheit eben einfällt — diese Form, welche den ersten Band seiner Hamerling-Biographie so unerquicklich macht, ist auch hier wieder vorhanden, und Hr. Rabenlechner wird gut thun, gegen diese Art einer Publication anzukämpfen und viel Ueberflüssiges, das er darzubringen Lust hat, über Bord zu werfen. Ein zweiter Aufsatz, aus der Feder des Dr. Bernhard Münz, handelt über Josephine Scheffel, die Mutter des Dichters, welche selbst ganz hübsche Verse machte und ähnlich wie die Frau Rath ihrem Sohne die Lust zu fabuliren ins Leben mitgab. Der kleine Aufsatz ist warm geschrieben und liest sich angenehm. Den Schluß des Bändchens bildet ein Artikel von Breitner, „der Scheffel-Bacillus" überschrieben, welcher sich in humoristischer Weise launig gegen alle Nachbeter und Nachtreter Scheffels wendet. Breitner hat selbst an dieser Krankheit gelitten und gesteht in der literarischen Beichte, die er ablegt, daß er einen „Mönch am Mattsee" ganz im Sinne des angebeteten Meisters „verbrochen" und dem Dichter des „Trompeters von Säkkingen" zugesendet habe. Dieser fand sich aber nicht bewogen, den unreifen Mitstrebe in Apoll zu weiteren poetischen Versuchen aufzumuntern. Freilich war Breitner mit diesem Urtheil seines Abgottes nicht zufrieden und sträubte sich längere Zeit hindurch gegen die Consequenzen desselben, endlich aber siegte seine bessere Natur und er blieb zwar ein unbedingter Verehrer Scheffels, suchte sich jedoch in der Production möglichst dem Einfluß desselben zu entziehen. Daß es ihm noch nicht ganz gelang, zeigt sein Roman „Diemut", der übrigens viel Verdienstliches enthält. Jedenfalls aber diagnosticirte er an sich und andern den Scheffel-Bacillus, über den er sich mit den Worten ausspricht: „Vom Scheffel-Bacillus sind alle behaftet, die sich bemühen, Scheffels Werke nach Inhalt und Form in die zur Geschmacklosigkeit alltethümelnder Sprache und mit erheucheltem Humor, dem die bestbekannte Thräne im Auge fehlt, nachzuempfinden." Auf grund dieser Definition geht er nun mit den wirklich oder vermeintlich mit dem Scheffel-Bacillus behafteten Dichtern und Schriftstellern ins Gericht und gibt in launiger, meist treffender Weise seine Urtheile über sie ab. Wie haben dabei nur den etwas gar zu burschikosen Ton zu tadeln, den der Verfasser anschlägt. Sonst schadet es gar nicht, dem ganzen Unwesen, das Scheffel mit der „Butzenscheibenpoesie" in die Literatur brachte, immer wieder zu leibe zu gehen. Der Artikel, sowie das ganze kleine Büchlein ist lesenswerth. Karl Werner.

† Unter dem Titel „Afrikanische Frühlings-, Italienische Sommertage" hat Hr. Alfred Maaß (Leipzig, Th. Grieben's Verlag. 175 S. 8°) seine Wahrnehmungen und Eindrücke aus Algier, Tunis, Sicilien und Capri niedergelegt und diese „Federskizzen eines Touristen" als Amateurphotograph durch 112 Momentaufnahmen illustrirt, welche sich gerade nicht über gewöhnliche Leistungen erheben, während der begleitende Text häufig einen stark dilettantischen Typus trägt. Es ist dem Autor eine Leichtigkeit, durch ganze Seiten mit „wir" und „uns" zu glänzen und Sätze wie: „Der Regen hüllte uns fast ganz in Wolken ein und ließ uns durchnäßt zu Hause ankommen, wo unseree(!) ein schauderhaftes Mittagessen wartete" — machen ihm keine Schwierigkeit. Eine beliebte Redeversicherung behagt: „Ich selbst" ging da und dahin, um es zu recht glaubhaft zu machen; er spricht sogar von „goldenen Lanisdoes"! und daß in Algier „die Fischerei hauptsächlich am Meer betrieben wird" — als ob sie auch in den Oasen möglich wäre. Der Hr. Verfasser gibt sich als Botaniker und künftiger Landwirth, macht aber nur einmal eine darauf bezügliche Fachbemerkung über die Hack-Cultur (S. 124). Für seinen Hauptzweck, Tunis und die Sahara kennen zu lernen,

weiß er auch uns zu interessiren und die flüchtigen Schilderungen aus Biskra, das „Paradies der Wüste", El Kantara „der offene Mund der Sahara", aus Constantine und Tunis („dahin gelangte mein Reisebegleiter und ich mit noch anderthalb Stunden Verspätung" — eine für seine europäischen Leser völlig gleichgültige Mittheilung) sind theilweise sogar anziehend und farbig; schade, daß Bild und Wort sich nicht immer decken. So berichtet er von dem Gewimmel in den Bazars und auf dem dazu gehörigen Photogramm lehnt nur ein einziges Menschenkind an einer Ecke. Die Bilder aus den Oasen gehören zu den anziehendsten Aufnahmen; ebenso der Bericht über die Durchquerung Siciliens. In Syrakus zeigte man unserm Reisenden die Stelle, wo noch einer sehr fraglichen Manipulation „Archimedes, der Edison des Alterthums, die feindlichen Schiffe gehoben haben sollte und dann zerschellte". Mit der flüchtigen Capri-Idylle schließt das Büchlein, welches wie mit größeren Erwartungen zur Hand genommen hatten.

* Das neueste Heft des „Korresp.-Bl. d. westd. Zeitsch." bringt Nachrichten über folgende in der Nähe von Mainz gemachte römische Funde. Bei der Canalisation der großen Kirchstraße in Kastel wurde von dem römischen Brückenkopf gegenüber Mainz, von dem man bisher nur zwei Thore, und zwar die auf der Langseite befindlichen, kannte, jetzt auch noch das südliche Thor gefunden. Vor dem Hause Nr. 4 in derselben Straße trof man ferner auf zwei noch aufrecht stehende Meilensteine mit römischen Inschriften, von denen der eine, wie die Inschrift besagt, 122 n. Chr. unter Hadrian, zur Zeit, als der Kaiser persönlich in Obergermanien anwesend war, gesetzt wurde. Er bezeichnete die Entfernung von Wiesbaden in römischen Meilen. Das mit der wirklichen Entfernung Kastels von Wiesbaden (9 km) übereinstimmende Maß von 6 röm. Meilen ist in der weniger vollständig erhaltenen Inschrift des anderen, dicht daneben stehenden Meilensteines in keltischen Meilen zu 4 Leugen angegeben. Eine zu Ehren Trajans verfaßte Kalzerinschrift wurde auf einem Steinbau, der offenbar der Sockel eines jetzt spurlos verschwundenen Denkmals war, gefunden. Diese Inschrift ist 99 verfaßt, als Trajan persönlich die Organisation des Befestigungssystems betrieb. Beim Wiedereinfallen der bei der Canalisirung der großen Kiechgasse ausgehobenen Erde fand sich der obere Theil eines römischen Altars, der deßwegen ein besonderes Interesse hat, weil er eine Matronencinschrift (zu Ehren der Ollogabiae, der „Allschirmenden") enthält und es ermöglicht hat, drei andere im Mainzer Museum befindliche, ihrem Inhalt nach bisher unklare Inschriften ebenfalls als Matronencinschriften zu erkennen. Von einem anderen Altar wurde bei dem Abbruch des ehemals Halenzo'schen Hauses in Mainz der untere Theil gefunden, der ausgebrochen und vom Domcapitel dem Museum zum Geschenk gemacht wurde. Der Altar, der ebenfalls eine Inschrift enthält, stammt aus dem dritten Jahrhundert. Endlich fand man noch im Laufe dieses Sommers auf Baupläßen im Innern der Stadt eine große Menge von Sigillatastempeln, die sämmtlich in den Besitz des Museums gelangten.

* Ueber die Staatsangehörigkeit, bezw. Heimath der Studirenden auf den deutschen Universitäten veröffentlicht die „Stat. Corr." Erhebungen für die Zeit vom Wintersemester 1886/87 bis zum Wintersemester 1894/95. An den 22 Universitäten im Deutschen Reich befanden sich (mit Ausschluß der Hörer und Hospitanten):

		Studirende überhaupt	Preußen	andere Deutsche	Ausländer
im Winter-Semester	1886/87	27,668	15,296	10,623	1749
„ Sommer- „	1887	28,420	16,121	10,678	1615
„ Winter- „	1891/92	27,410	13,988	11,506	1916
„ Sommer- „	1892	27,561	14,476	11,373	1712
„ Winter- „	1892/93	27,153	13,789	11,499	1855
„ Sommer- „	1893	27,629	14,532	11,299	1798
„ Winter- „	1893/94	27,037	13,790	11,333	1914
„ Sommer- „	1894	27,619	14,638	11,211	1770
„ Winter- „	1894/95	27,784	14,296	11,441	2047

Von je hundert dieser Studirenden gehörten an:

	preußischen Universitäten			anderen deutschen Universit.		
	1886/87	1891/92	1894/95	1886/87	1891/92	1894/95
Preußen	74.37	73.78	73.70	25.63	26.22	26.30
andere Deutsche	13.06	13.61	12.29	86.94	86.39	87.71
Reichsausländer	46.26	49.01	47.63	53.74	50.99	52.37.

In diesen 17 Semestern zeigt sich ein Rückgang der aus Preußen stammenden Studirenden, dagegen ein Anwachsen der Studirenden aus dem übrigen Deutschland, ebenso ein Steigen der Zahl der Reichsausländer. Für die Preußen wie für die anderen Deutschen hat in dem gleichen Zeitabschnitt die Anziehungskraft der nichtpreußischen deutschen Universitäten etwas zugenommen; umgekehrt haben die preußischen Universitäten etwas mehr von den Reichsausländern angezogen, von denen aber immerhin mehr als die Hälfte auf den übrigen deutschen Universitäten studirt. Stellt man das Wintersemester 1886/87 dem Wintersemester 1891/92 und 1894/95 gegenüber, so haben am Ende beider Abschnitte von den preußischen Provinzen vor allem das Rheinland, dann Berlin und Schleswig-Holstein mehr Studirende zur Universität entsandt, als am Anfang des erwähnten Zeitraumes, weniger dagegen — trotz der gewachsenen Bevölkerung — Westpreußen, Pommern, Posen, Schlesien, Sachsen und Hannover. Von 1891/92 bis 1894/95 vermehrte sich die Zahl der Studirenden (außer aus Berlin, Schleswig-Holstein und dem Rheinlande) noch aus Ostpreußen, Brandenburg, Westfalen, Hessen-Nassau und Hohenzollern, sowie aus dem nichtpreußischen Ausland, soweit preußische Staatsangehörige in Frage kommen. Der Zuwachs von Studirenden aus Preußen auch während des letztgenannten Zeitabschnittes entfällt überwiegend auf Rheinland und Hessen-Nassau, in zweiter Linie auch auf Berlin und Westfalen. In Westpreußen, Pommern, Posen, Schlesien, Sachsen und Hannover scheinen Verhältnisse vielfach so sein, welche die Neigung zum Universitätsstudium abträglich beeinflussen. — Wenn in den übrigen deutschen Staaten in dem Zeitraum von Michaelis 1886—1891 eine Steigerung der Studentenzahl nachzuweisen war, so hatten in dem folgenden Wintersemester 1894/95 nur Baden, Schwarzburg-Rudolstadt, Reuß und Elsaß-Lothringen eine Zunahme, letzteres sogar eine ganz beträchtliche Steigerung (um 157 oder 32.11 v. H.) zu verzeichnen. Was das Reichsland anbelangt, ist also das Ergebniß der letzten Periode recht erfreulich; denn je mehr sich die Studirenden aus dem Reichsland zu den reichsinländischen Universitäten zurückfinden, desto weniger liegt für sie die Möglichkeit vor, dem Deutschthum überhaupt entfremdet zu werden.

* **Straßburg.** Die Universität begeht am 1. Mai 1897 ihr 25jähriges Stiftungsfest. Der Lehrkörper der Universität sowie die Studentenschaft haben beschlossen, den Jubeltag zu begehen durch Festact in der Universität, Fackelzug, Commers, Ausflug in die Vogesen u. a. m. Um den ehemaligen Studirenden die Theilnahme zu erleichtern, hat sich ein Ausschuß Alter Herren gebildet, der mit dem Jubelfestausschuß der Universität gemeinsam das Fest vorbereiten soll. Auch wurde beschlossen, der Wilhelma zum Jubeltag eine Ehrengabe zur künstlerischen Ausschmückung des Collegiengebäudes zu stiften. Beiträge nimmt der Schatzmeister des Ausschusses Dr. H. Ehrismann (Ohmachtstraße 3, Straßburg i. E.) entgegen.

* **Bonn.** Excellenz Dr. v. Rottenburg, der das Amt eines Curators an unser Universität zunächst nur vorläufig verwaltete, ist unterm 12. October, seinem eigenen wie dem allgemeinen Wunsche gleich sehr entsprechend, endgültig dazu ernannt worden.

* **Leipzig.** Anfang Januar nächsten Jahres veranstalten die Dozenten für Landwirthschaft an unserer Universität Vorlesungen für praktische Landwirthe über die neuesten Fortschritte, die auf dem Gebiete landwirthschaftlicher Wissenschaft und Praxis gemacht worden sind. Derartige Vorlesungen sind bereits vor zwei Jahren hier abgehalten worden und haben sich ausgezeichnet bewährt, so daß vielfach der Wunsch nach einer Wiederholung ausgesprochen ward.

* **Wien.** Der Unterrichtsminister hat den Director der k. k. Hofbibliothek, Hofrath Dr. Heinrich Ritter v. Zeißberg, auf sein Ansuchen von seiner Function als Vorstand des Instituts für österreichische Geschichtsforschung enthoben und mit der Leitung dieses Institutes den ordentlichen Professor der Geschichte des Mittelalters und der historischen Hülfswissenschaften an der Universität in Wien, Dr. Engelbert Mühlbacher, betraut. — Zum erstenmale wird jetzt an der hiesigen Universität ein Colleg über Karl Marx gelesen, welches unentgeltlich und auch Nichtstudenten zugänglich ist. Docent Dr. Feilbogen, der diese Vorlesungen vor einer zahlreichen Hörerschaft, darunter vielen Damen, dieser Tage eröffnete, erklärte einleitend, er sei sich der Schwierigkeit, unter den gegenwärtigen Verhältnissen an einer Hochschule über Karl Marx zu lesen, wohl bewußt; aber obwohl Marx seinem ganzen Anlage nach den Geist des Umsturzes in sich berge, sei er für die Wissenschaft von so enormer großer Bedeutung geworden, daß es wohl gerechtfertigt erscheine, über diesen „großen

Digitized by Google

Nationalökonomen" ein eigenes Colleg an der Universität zu lesen. — An der medicinischen Facultät hat sich Dr. Theodor Beer als Privatdocent für vergleichende Physiologie habilitirt.

* **Innsbruck.** An der philosophischen Facultät habilitirte sich Dr. Arthur Farinelli, bisher Privatdocent in Graz, für romanische Literaturgeschichte.

* **Edinburg.** Zum „Gifford Lecturer" für die Jahre 1896 und 1897 an der hiesigen Universität ist Professor Tiele in Leiden ernannt worden. Diese Ehre war dem bekannten Forscher über vergleichende Religionswissenschaft bereits für die Jahre 1891 und 1892 zugedacht; da aber Prof. Tiele damals das Rectorat der Universität Leiden übernommen hatte, konnte er der an ihn ergangenen Einladung keine Folge leisten, weshalb Prof. Dr. Otto Pfleiderer von Berlin damals an seine Stelle trat. Der Zweck der Gifford-Stiftung ist bekanntlich, die Ergebnisse der neueren Forschung über „natürliche Theologie", d. h. Religionswesen und -geschichte überhaupt, in populärer Darstellung ins Publicum zu bringen.

* **Paris.** Der Irrenarzt Edouard Toulouse, Chef der Klinik an der medicinischen Facultät in Paris, hat es unternommen, eine medicinisch-psychalagische Untersuchung über das Verhältniß zwischen geistiger Superiorität und Neuropathie anzustellen. Als erstes Object wählte er sich den Schriftsteller Zola, dem er allein einen ganzen Band psychalagisch-pathalagischer Beobachtungen widmen will. Zola hat sich mit großer Bereitwilligkeit zum Studium hergegeben und sich allen möglichen, zum Theil recht einfältigen Experimenten unterworfen, um dem Arzte Stoff für seine Deductionen zu liefern. Es wird sogar das Buch von Toulouse mit einer Vorrede versehen, welche die „Revue de Paris" zugleich mit Proben aus diesem Werke selbst mittheilt. „Dank," schreibt Zola darin, „mein liebes Doctor, daß Sie meine irdische Hülle studirt und etikettirt haben. Ich glaube, daß ich dabei gewonnen habe. Wenn sie nicht vollkommen ist, so ist sie doch diejenige eines Mannes, der sein Leben der Arbeit geweiht und alle seine physischen, geistigen und moralischen Kräfte in sie hineingelegt hat." Das Nervensystem Zola's bietet nach den Beobachtungen von Toulouse, wie er selbst sagt, ein Gesammtbild krankhafter Erscheinungen, Herzzuckungen, Krämpfe, Zittern u. s. w. Er ist besonders Krisen des Schmerzes unterworfen, die dem zwanzigsten Jahre an dauern, zuerst als nervöse Kolik auftreten und später als Halsentzündung, Blasenentzündung und Gelenkrheumatismus. Kurz, Zola ist ein wirklicher Neuropath, da seine Schmerzen unabhängig von einer wahrnehmbaren organischen Veränderung sind, aber diese Neuropathie nähert sich weder der Epilepsie noch der Hysterie. Seine nervösen Leiden sind ungeheuren, aber durch die geistige Arbeit weiter entwickelt worden. Besonders merkwürdig sind die Versuche des Arztes über das Gedächtniß und den literarischen Spürsinn Zola's, an welchem er auffallenden Mangel leidet. Als ihm der Doctor ein Bruchstück einer Kritik vorlas, die er im Jahre 1876 geschrieben, erkannte er sie nicht wieder, sondern schrieb sie zweifelnd Sarcey oder Lemaître zu. Eines seiner eigenen Jugendgedichte hielt er zuerst für ein Werk Musset's und erkannte es erst beim siebenten Verse. Ein Fragment aus Balzacs berühmtem Romane „La Cousine Bette" erkannte er nicht. Ein Fragment von Pascal schrieb er Voltaire oder Diderot, und was das stärkste ist, ein Fragment aus Molière's „Geizigem" dem Abbé Prévost zu. Es geht hieraus jedenfalls das eine hervor, daß Zola's literarische Bildung sehr unvollständig gewesen ist, was man aus seinen Werken schon oft vermuthet hatte.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 2. bis 4. November folgende Schriften eingegangen:

Dr. Karl Hilty: Die orientalische Frage. (S.-A. aus dem Politischen Jahrbuch der schweizerischen Eidgenossenschaft. 10. Bd. 1896.) Bern, K. J. Wyß. — Dr. Hermann Staub: Kritische Betrachtungen zum Entwurf eines Handelsgesetzbuchs. Vortrag. Berlin, Otto Liebmann 1896. — Deutsche Juristen-Zeitung. Hggb. von Dr. P. Laband, Dr. M. Stenglein und Dr. H. Staub. 1. Jahrg. Nr. 21. Ebd. 1896. — Die Reichsgewerbeordnung mit der Novelle vom 6. August 1896 und den Ausführungsbestimmungen für das Deutsche Reich und für Bayern. Erläutert von Kurt v. Rohrscheidt. Leipzig, C. L. Hirschfeld 1896. — Jahresbericht der Pfälzischen Handels- und Gewerbekammer für 1895. 2. Th. Kaiserslautern, Thieme 1896. — Monatliche Nachweise über den Auswärtigen Handel des Deutschen Zollgebiets nebst Angaben über Großhandelspreise, sowie über Gewinnung von Zucker und Branntwein. Hggb. vom Kgl. Statistischen Amt. Sept. 1896. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. — Die feierliche Inauguration des Rectors der Wiener Universität für das Studienjahr 1896/97 am 26. Oct. 1896. Wien, Selbstverlag der k. k. Universität 1896. — Dr. Ph. Roßmann: Ein Studienaufenthalt in Paris. Führer für Neuphilologen. Marburg, N. G. Elwert 1896. — Dr. Wilhelm v. Leube: Ueber die Entwicklung von Universitätsgebäuden. Festrede. Würzburg, H. Stürtz 1896. — *The Nineteenth Century.* A monthly review. Ed. by James Knowles. No. 237. Nov. 1896. London, Sampson Low, Marston and Comp. — *J. L. Bey:* Sur le Danube. Epaves recueillies et mises à flot par un paysan du Danube. Galaz, J. Schenk 1896. — Verhandlungen des dritten Verbandstages der deutschen Frauen-Hülfs- und Pflege-Vereine vom Rothen Kreuz in Würzburg 1896. Weimar, R. Wagner Sohn 1896. — Der deutschen Landmanns Jahrbuch 1897. Kalender und praktischer Berather für kleine und große Landwirthe. Hggb. von Frhrn. v. Schilling. Frankfurt a. O., Trowitzsch u. Sohn. — E. Schultz: Vierstellige mathematische Tabellen im Anschluß an die mathematischen Tabellen der technischen Kalender. Mit Anleitung zum Gebrauche. Essen, G. D. Baedeker 1896. — Friedr. Benj. Hermann: Durch Leid zur Seligkeit. Ein Werkstück zum Tempelbau der Erlösung. 3 Bde. Braunschweig, Joh. Heinrich Meyer 1893—1896. — Dr. Ch. Rappaport: Zur Charakteristik der Methode und Hauptrichtungen der Philosophie der Geschichte. (Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte. Hggb. von Dr. Ludwig Stein. 3. Bd.) Bern, A. Siebert 1896. — Danner und Blitz! 101 Sensenhiebe von einem Saft- und Kraftbauern. Braunschweig, Diedr. Jansen. — Karl Theodor Gaedertz: Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Neues über des Dichters Leben und Werden auf Grund ungedruckter Briefe und kleiner Dichtungen. Mit Reuters Selbstporträt und zahlreichen Bildnissen rc. von L. Pietsch, Th. Schlaikjer und Fritz Reuter. 2. Aufl. Wismar, Hinstorff 1897. — Oskar Jäger: Geschichte der Griechen. 6. Aufl. Mit 146 Abbildungen rc. Gütersloh, C. Bertelsmann 1896. — Derselbe: Geschichte der Römer. 7. Aufl. Mit 181 Abbildungen rc. Ebd. 1896. — Sophokles' Elektra. Erklärt von Georg Kaibel. (Sammlung wissenschaftl. Commentare zu griechischen und römischen Schriftstellern.) Leipzig, B. G. Teubner 1896. — Deutscher Bühnen-Spielplan 1896. September. (Theater-Programm-Austausch.) Leipzig, Breitkopf u. Härtel.

Joseph Baer & Co.,
Buchhändler und Antiquare, Frankfurt a. M.

Kürzlich erschienene Kataloge, welche auf Verlangen gratis und franco zu Diensten stehen:

369 Africa. 508 Nrn.
370 Lessing, Goethe, Schiller. 1019 Nrn.
371 Antike Numismatik. 479 Nrn.
372 Englische Nationalökonomie. 992 Nrn.
373 Kunst der Renaissance. 814 Nummern.
374 Französ. Nationalökonomie. 1035 Nrn.
375 Judaica. 574 Nrn.
376 Philosophie, Magie, Occultismus u. s. w. Ca. 2000 Nrn.
377 Theater. 1030 Nrn.
378 Forst- und Jagdwissenschaft. Pferdekde., Reitsport, Fecht- und Ringkunst, Turniere. 523 Nummern.
A catalogue of scarce and valuable English books in good library condition.

Antiquarische Anzeiger.
450 Miscellanea.
451 Geschichte.
452 Miscellanea. (15669)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen (15394)

Aus fremder Seele.

Eine Spätherbstgeschichte von

Lou Andreas-Salomé.

Preis geheftet 2 Mark. Elegant gebunden 3 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Freitag, 6. November. Nummer 258.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.60, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Was heißt „Naturgesetz“? I. Von H. Kersten. — Körpermessungen in Schule und Familie. Von Georg v. Mayr. — Mittheilungen und Nachrichten.

Was heißt „Naturgesetz“?

Eine methodologische Studie von H. Kersten.

I.

Nur zu oft, so bemerkt B. v. Colta,[1]) hört man von Naturgesetzen reden, ohne daß ein bestimmter Begriff damit verbunden ist. In der That, was geht nicht alles unter diesem Namen einher! Dürfte man freilich aus dem häufigen Gebrauch eines Wortes auf eine entsprechende Schärfe seines Begriffes schließen, so läge hier gewiß ein allgemein feststehender und ganz klarer Begriff vor.[2]) Inzwischen erweisen sich die zahlreichen Fälle, wo theils im wissenschaftlichen, theils im populären Sinne von Naturgesetzen gesprochen wird, als oft sehr ungleichartig; und nur das haben sie gemein, daß bei ihnen an etwas schlechthin Nothwendiges, allgemein und unabänderlich Gültiges gedacht wird. Liegt nun auch hierin thatsächlich ein wichtiges Kriterium, so ist dasselbe doch für vieles, was als Naturgesetz angesprochen wird, nicht zutreffend. So bietet die belebte und die unbelebte Natur gewisse mit Regelmäßigkeit wiederkehrende Vorgänge, die der vulgären Auffassung oft schlechtweg als Naturgesetze gelten: Wechsel der Jahreszeiten und im Zusammenhang hiemit sich in bestimmtem Kreislauf wiederholende Erscheinungen im Pflanzen- und Thierleben. Wie steht es hier mit einer strengen Allgemeinheit und Unabänderlichkeit? An verschiedenen Punkten der Erde gestalten sich jene Vorgänge zu gleicher Zeit verschieden, und es liegen Gründe genug vor, daß sie sich auch an dem gleichen Punkte nicht zu allen Zeiten der Erdgeschichte in gleicher Weise wiederholt haben, resp. wiederholen werden, selbst wenn man sie nur im ganzen nimmt und von den thatsächlichen Schwankungen im einzelnen absieht. In Wahrheit hat man es hier mit oft sehr complicirten Vorgängen zu thun, die freilich durch das Zusammenwirken von Naturgesetzen entstehen, die aber nicht selbst schon Naturgesetze sind, so viel Regelmäßiges sie auch, zumal bei oberflächlicher Betrachtung, bieten mögen. Um noch auf ein biologisches Beispiel kurz einzugehen, so scheint kaum etwas gesetzmäßiger, als daß lebende Wesen einer bestimmten Art immer nur wieder Wesen der gleichen Art hervorbringen, eine Meinung, die bekanntlich auch von der Wissenschaft bis auf unsre Zeit getheilt wurde. Daß Pflanzen und Thiere durch alle Generationen hindurch den Charakter ihrer Art unverändert auf ihre Nachkommen übertragen sollten, sah man — und sieht man mit Laienaugen auch heute noch — als so innerlich nothwendig und damit gesetzmäßig an, daß man von einem „Gesetz der Constanz der Arten“ sprach. Aber auch hier weist mit Gründen die Forschung ein solches „Gesetz“ zurück und behauptet umgekehrt eine Veränderung der Arten und ihrer Charaktere im Laufe der Generationen. — Wenn also König[1]) sagt, daß nach dem „gegenwärtig so geläufigen“ Begriffe des Naturgesetzes jede beobachtete Regelmäßigkeit im Verlaufe der Erscheinungen als Naturgesetz bezeichnet wird, so ist gegen die Zulassung des Begriffs in dieser weiten Fassung Einspruch zu erheben, wofern wirklich unter Naturgesetz etwas streng allgemein und unveränderlich Gültiges verstanden werden soll. Eine Regelmäßigkeit kann sehr relativer Art sein und ist jedenfalls von einer absoluten Gesetzmäßigkeit zu unterscheiden. „Regel“ und „Gesetz“ sind im wissenschaftlichen Sprachgebrauch wenigstens unsres Erachtens ganz auseinanderzuhalten. — Weiter aber spricht auch die Wissenschaft in verschiedenen Fällen von Gesetzen, wo diesem Worte eine ganz andere Bedeutung als die bisher besprochene beizulegen ist. Dies gilt z. B. von dem in der darwinistischen Literatur berühmt gewordenen „biogenetischen Grundgesetz“ Häckels, und ebenso von dem „inneren Entwicklungsgesetz“ anderer Descendenztheoretiker. Beide sind, genau betrachtet, gar nicht der Ausdruck einer Regelmäßigkeit in der Wiederkehr bestimmter Thatsachen, sondern sie sind Erklärungsversuche, methodologisch also Hypothesen, eingeführt in die biologische Wissenschaft, um Entwicklungsvorgänge der Organismen begreiflich zu machen. Der Begriff des Naturgesetzes wäre sonach selbst in seiner rein wissenschaftlichen Anwendung nicht einmal durchweg eindeutig. Ist aber schon von wissenschaftlichen Begriffen überhaupt möglichst Klarheit und Bestimmtheit zu fordern, so doch besonders von einem Begriffe, der von grundlegender Bedeutung ist für die ganze wissenschaftliche Weltanschauung der Neuzeit. Soll der Begriff wirklich als feste und sichere Grundlage für eine wissenschaftliche Auffassung der Welt brauchbar sein, so muß er vor allem präcisirt werden. Letzteres bleibt daher eine wichtige und unabweisliche Aufgabe des modernen Denkens.

Daß man einer ausführlicheren Behandlung dieser Aufgabe in der naturwissenschaftlichen Literatur nicht häufiger begegnet,[2]) erklärt sich vielleicht dadurch, daß der Begriff viel zu sehr als etwas Ansichverständliches angesehen wird. Das Wenige aber, was die Fachlehrbücher einleitungsweise über diesen Begriff zu sagen pflegen, ist für seine Klarstellung ziemlich belanglos. Im folgenden nun mag unsrerseits ein Beitrag geboten werden zur Beantwortung der

[1]) Briefe über Humboldts „Kosmos“, III. Th. 1. Abth. S. 94.

[2]) Man begegnet den Worten „Naturgesetz“ und „Naturnothwendigkeit“ heutzutage fortwährend in Reden und Schriften aller Art, nicht am wenigsten in socialistischen und sociologischen. So spricht z. B. L. Gumplowicz (Sociologie und Politik 1892) von einem „unwiderstehlichen socialen Naturgesetz“. Wie wird hier der Begriff gedehnt! — An ihn werden dann die weitgehendsten Folgerungen geknüpft. Will man die letzteren auf ihren wahren Werth prüfen, so muß man sich erst über den Begriff des Naturgesetzes klar werden und zusehen, wo derselbe hinpaßt und wo nicht.

[1]) Entwicklung d. Causalproblems von Cartesius bis Kant, Leipzig 1888.

[2]) Neuerdings ist erschienen: Boutroux, De l'idée de la loi naturelle dans la science et la philosophie contemporaine. Paris 1895. Von dem Buche erfuhr ich erst nach Abschluß der vorliegenden Studie und konnte dasselbe daher nicht mehr berücksichtigen.

Digitized by Google

Frage: Was ist vom Standpunkt der exacten Forschung aus unter „Naturgesetz“ zu verstehen?

Cotta sagt (l. c.): „Naturgesetzlich dürfen wir streng genommen nur das nennen, was der mathematischen Behandlung fähig ist.“ Diesen Ausspruch, der seine nähere Deutung noch finden wird, schicken wir unsrer weiteren Erörterung gleichsam als Leitwort voraus. Die beabsichtigte Erörterung selbst aber wird zweckmäßig von einer kurzen Betrachtung des allgemeinen Weges — Induction,[1]) Experiment und Analyse — ausgehen, der zur Auffindung von Naturgesetzen führt, um dann in einem zweiten Abschnitt auf die einschränkende Bedingung für eine scharfe Begriffsbestimmung und damit auf letztere selbst zu kommen.

Beginnen wir mit einem einfachen Beispiel. Ein Lichtstrahl fällt unter einem gewissen Winkel auf einen Planspiegel und wird reflectirt. Die Messung lehrt, daß der reflectirte Strahl mit dem einfallenden und mit dem Einfallsloth in einer Ebene liegt, und daß er, was wir hier besonders ins Auge fassen, mit dem Einfallsloth einen gleich großen Winkel bildet, wie der einfallende Strahl. Der letztere Winkel ist der Einfalls-, der erstere der Reflexionswinkel. Der Versuch wird nun mit demselben Einfallswinkel wiederholt, und der Reflexionswinkel zeigt sich ihm jedesmal gleich. Aber könnte diese Gleichheit nicht in gewissem Sinne zufällig, d. h. nur gerade für diesen einen bestimmten Winkel gültig sein? Dies zu entscheiden wird man die Bedingung insofern verändern, als man einen Einfallswinkel von anderer und wieder anderer Größe wählt. Und der Versuch zeigt? „So verschieden groß auch der Einfallswinkel ist, immer ist der Reflexionswinkel demselben gleich.“ Die Beobachtung dieser ganz gleichförmig wiederkehrenden Thatsache nöthigt ohne weiteres zu dem Urtheil: Wenn ein Lichtstrahl unter einem beliebigen Winkel auf einen Planspiegel fällt, so wird er reflectirt unter einem Winkel, der dem Einfallswinkel stets gleich ist. Dieses Urtheil, gestützt auf zahlreiche Einzelfälle, wird als ein allgemeingültiges ausgesprochen.

Die Herleitung des Allgemeinen aus dem Einzelnen ist das, was Induction oder inductives Verfahren genannt wird. Inductiv verfährt nun schon das gewöhnliche Denken, derart freilich, daß es oft genug einige wenige Einzelfälle dieser oder jener Art vorschnell verallgemeinert und sich nachträglich durch die Erfahrung corrigirt sieht. Demgegenüber ist es für das wissenschaftliche Denken Regel, nur aus möglichst vielen gleichartigen Fällen etwas Allgemeines zu folgern.

Dabei wird durch das Experiment eine Erscheinung A, in deren Begleitung eine andere B stets sich einzufinden pflegt oder auch vermuthungsweise erwartet wird, so und so oft absichtlich hergestellt und variirt, um zu sehen, ob und wie nun B folgt. Es bedarf hierzu freilich noch einer analysirenden Betrachtung des ganzen Vorgangs.

„Die Analyse,“ sagt König a. a. O., „ist das methodische Princip der modernen Wissenschaft.“ Früher dachte man nicht daran, „ein gegebenes Geschehen in seinen einzelnen elementaren Phasen zu betrachten“, sondern man war darauf aus, „die Ursache desselben im ganzen zu bestimmen“. König hat hier besonders die mathematische Analyse im Auge; er weist auf die Bewegungsvorgänge hin als den ersten Stoff, „an welchem sich die Analyse bethätigte, indem hier den Forschern die Geometrie hülfreich zur Hand war und nicht nur das Eindringen in die einzelnen Momente einer gegebenen Bewegung, sondern auch umgekehrt die Construction derselben in der continuirlichen Reihenfolge ihrer Momente ermöglichte“. Allgemeiner geht das analysirende Verfahren überhaupt darauf hinaus, die mehrfachen Abhängigkeitsverhältnisse bei den Naturvorgängen in einfache aufzulösen: die Vorbedingung für die sichere Ermittlung bestimmter Beziehungen. Die Vorgänge, so wie sie in der Natur unmittelbar beobachtet werden, pflegen nicht schon ein durchsichtiges elementares Geschehen darzustellen, d. h. ein solches, bei welchem von einer einfachen Ursache eine einfache Wirkung in bestimmt erkennbarer Weise abhängt, sondern sind mehr oder weniger zusammengesetzter Art. So ist die Ausdehnung gasförmiger Körper von Temperatur und Druck abhängig; so kommen bei der Bewegung eines geworfenen Körpers Wurfkraft und Schwerewirkung und Luftwiderstand in Frage. Aufgabe eines analysirenden Denkens ist es nun, die bei einem gegebenen Vorgange in einander greifenden Factoren aus einander zu legen, um sie einzeln auf ihr Verhältniß zu einander und zu dem betreffenden Vorgang zu untersuchen. Die praktische Ausführung übernimmt das Experiment. Die auf diesem Wege erkannten elementaren gesetzmäßigen Beziehungen dienen dann zum Verständniß der Vorgänge, so wie sie sich in der Natur thatsächlich abspielen. Rein und einfach zeigt sich das Naturgesetzliche eigentlich nur im Experiment, vermischt und zusammengesetzt aber in der Natur selbst.

Das Experiment also sucht, gestützt auf die Analyse, die Beziehungen zwischen zwei Erscheinungen, von denen die eine A die andere B stets im Gefolge hat, festzustellen und die Allgemeingültigkeit dieser Beziehungen inductiv zu erweisen. Letzteres geschieht insoweit, als durch das Experiment keine „negativen Instanzen“ hervorgelockt werden können. Der etwaige Mangel an Einsicht in die Gründe der empirisch gefundenen Gesetzmäßigkeit hebt die Behauptung von der strikten Geltung der letzteren nicht auf. Ebenso wenig thut dies etwa die bloße Denkmöglichkeit des Gegentheils; denn was für eine reine Speculation als denkmöglich erscheinen mag, ist darum noch nicht in der Sache möglich. Nur der experimentell sicher constatirte Eintritt einer negativen Instanz, eines Gegenfalles, würde die Nothwendigkeit erweisen, das Gesetz als solches fallen zu lassen. So lange dies aber nicht geschieht, ist das inductiv gewonnene Urtheil: „Wenn ein bestimmtes A ist, so folgt ein bestimmtes B“, in seiner behaupteten Allgemeingültigkeit jedenfalls nicht widerlegt. Was heißt hier also „allgemeingültig“? Offenbar doch, daß B nicht bloß in diesem oder jenem besonderen Falle, sondern in allen Fällen immer in der erwarteten Weise eintritt, so oft A vorangeht. Dies führt uns nun näher auf die beabsichtigte Begriffsbestimmung, wie das folgende zeigt.

In dem allgemeinen Urtheil: Wenn A ist, so ist B, soll in Wahrheit nicht bloß eine immer zu beobachtende zeitliche Aufeinanderfolge von A und B ausgedrückt werden: So oft A ist, ist B; man denkt vielmehr, eben wegen der steten Aufeinanderfolge, an einen nothwendigen Causalnexus zwischen A und B, so daß B auf A nach einer innern Ursache stets und unabänderlich folgen muß. Diese innere „verknüpfende“ Ursache aber wird des näheren in einer „Kraft“ gefunden. Denn wo immer etwas geschieht, fordert unser Causalitätsbedürfniß eine Ursache. Die Causalität aber führt, wie Kant bemerkt, auf den Begriff der Handlung und diese auf den Begriff der Kraft. Fällt z. B. ein Körper zur Erde, so entsteht die Frage: „Warum?“ Auf vulgärem Standpunkt zwar lautet die Antwort einfach: „Weil er schwer ist,“ und bei dieser Erklärung pflegt sich das gewöhnliche Denken zu beruhigen. Die Wissenschaft aber sucht dem näher beizukommen und sieht die Ursache in einer Anziehungskraft zwischen Erde und Körper. Ohne nun hier den Kraftbegriff weiter discutiren zu wollen, constatiren wir nur, daß es ein Begriff ist, mit welchem die Wissenschaft operirt: Kraft ist das, was als reale Ursache einer Veränderung, eines Geschehens in der Natur

---

[1]) Von der Deduction wird im 2. Abschnitt in einem anderen Zusammenhang die Rede sein.

Digitized by Google

überhaupt gilt. Und umgekehrt: alle Veränderungen und Vorgänge in der Natur sind Wirkungen von Kräften.

Wie weit erscheinen aber diese Kraftwirkungen genau normirt und unveränderlich? Wie weit geht unser Urtheil über eine eigentliche strenge Gesetzmäßigkeit derselben? In der That nur so weit, als dieselben „einer mathematischen Behandlung fähig," d. h. so weit sie als Größen und Größenverhältnisse auffaßbar sind. Mit anderen Worten: Nur solche Vorgänge, die sich als quantitativ bestimmbare Kraftwirkungen, im Sinne der Physik und Chemie, darstellen, geben auch eine genau erkennbare Norm ihres Geschehens, resp. lassen eine solche erwarten, und diese eben ist es, die wir „Naturgesetz" nennen. Welcherart allgemein diese Norm ist, davon später.

Gehen wir jetzt auf das Beispiel vom Falle der Körper als Wirkung der Schwerkraft zurück. Qualitativ lag diese Wirkung für die Wissenschaft als regelmäßigste Thatsache vor: die alltäglichste Erfahrung zeigte ja, daß Körper, nicht genügend unterstützt, stets zur Erde herabfallen. Diese Erfahrung war nach einer wissenschaftlichen Verallgemeinerung fähig, sofern ihre Gültigkeit für die verschiedensten noch so leichten Körper nachgewiesen wurde. Aber soweit es sich dabei immer nur um eine qualitativ erkannte Wirkung handelte, ließ sich doch fragen, ob dieselbe nicht unter verschiedenen Bedingungen verschiedenartig und ohne irgend eine durchgehende Regel verlaufe. Ja, konnte sie nicht unter selbst gleichen Umständen vielleicht bald schwächer, bald stärker und überhaupt im Grunde veränderlich sein? Wie war das genau zu contraliren? Sicher nur, wenn die Wirkung auch quantitativ bestimmbar, d. h. meß- und berechenbar war. Nur so weit dies möglich, ist auch eine exacte Vorstellung zwar nicht über die Schwerkraft selbst, aber doch über ihre Wirkungsart zu gewinnen. Und mit der letzteren allein hat es schließlich die empirische Forschung zu thun. Was über das eigentliche Wesen der Kraft auszumachen ist, das überläßt sie füglich der Metaphysik. Indessen hält sie sich für berechtigt, aus einer unter gleichen Umständen quantitativ gleich bleibenden Wirkung auf eine gleich bleibende Ursache zu schließen, d. h. auf eine ihrer Natur nach unveränderliche Kraft. Wie nun das Experiment zeigt, bewegt sich ein fallender Körper, etwa eine Bleikugel, mit gleichförmig beschleunigter Geschwindigkeit; ferner erweist das Experiment, daß unter der alleinigen Wirkung der Schwerkraft und nach Elimination des Luftwiderstandes die verschiedensten Körper (Flaumfeder und Bleikugel im luftleeren Raume!) alle gleich schnell fallen. Hieraus resultirt das allgemeine Urtheil, daß unter Voraussetzung des „freien" (d. h. des von jeder anderen Einwirkung als der Schwerkraft unabhängigen) Falles die gleichförmig beschleunigte Geschwindigkeit für alle verschiedenen Körper gilt. Also dadurch und nur dadurch, daß die Wirkung der Schwerkraft quantitativ bestimmt werden kann, läßt sich die ganze Wirkungsweise genau verfolgen und gestattet, eine Norm zu ersehen, wie eben angeführt. In größter Knappheit und Klarheit erscheint dann diese Norm, das „Fallgesetz", in ein mathematisches Gewand gekleidet: $v = g \cdot t$; in Worten: Wenn ein Körper frei zur Erde fällt, so ist die Fallgeschwindigkeit der Fallzeit einfach proportional.[1])

Die Möglichkeit, Kraftwirkungen quantitativ zu bestimmen, haben wir zur Vorbedingung gemacht für die Erkenntniß von Naturgesetzen. Freilich sind bei gewissen Gruppen von Erscheinungen quantitative Bestimmungen möglich, ohne daß deren gesetzmäßige Abhängigkeit bis jetzt erkennbar und durch eine allgemein gültige mathematische Formel darstellbar wäre. Beispielsweise läßt sich die Ausdehnung einer bestimmten Flüssigkeit durch die Wärme innerhalb gegebener Temperaturgrade experimentell feststellen und durch einen mittleren Ausdehnungscoefficienten angeben; aber eine allgemeine und mathematisch genau formulirbare gesetzmäßige Beziehung zwischen der Wärme und der Ausdehnung der Flüssigkeiten entzieht sich bis jetzt wenigstens unsrer Kenntniß. Indessen setzt die Wissenschaft auch überall da eine nothwendige Gesetzmäßigkeit voraus, wo sie dieselbe bei der Complication der Verhältnisse noch nicht zu erkennen vermochte. Für den Empiriker ergibt sich diese Voraussetzung aus dem inductiven Denken: in dem Maße, als sich die Gesetzmäßigkeit der Natur der eindringenden Forschung mehr und mehr offenbart, wird der Gedanke an das Gegentheil von Gesetzmäßigkeit in allen noch zu erforschenden Fällen ausgeschlossen. Schwierigkeiten aber hiebei sind nicht Zweifel, und van den zur Zeit noch abweichend aber isalirt erscheinenden Einzelheiten ist zu erwarten, daß sie sich später zu erkennenden umfassenderen Gesetzen werden unterordnen lassen. Das überall und immer stattfindende Walten von strengen Gesetzen[1]) steht für den Empiriker fest; will man das ein „Dogma" nennen, so ist es wenigstens ein wohlbegründetes.

Von einem ganz anderen Standpunkt aus kommt auch der Transscendentalphilosoph zur Annahme einer das Ganze der Natur umfassenden nothwendigen Gesetzmäßigkeit. Der Grund der letzteren liegt für ihn im menschlichen Verstande selbst. Dieser ist selbst „der Quell der Gesetze der Natur". Und so ist es zu verstehen, wenn nach Kant das Wort „Natur" schon den Begriff von Gesetzen bei sich führt und die Nothwendigkeit der Gesetze dem Begriffe der Natur unzertrennlich anhängt.

Mag man nun die Sache ansehen wie man will, jedenfalls ist die Annahme einer durchgängigen universellen Gesetzmäßigkeit die Vorbedingung für eine eigentlich wissenschaftliche Weltauffassung. Demgemäß muß es das stete Bestreben der Wissenschaft sein, bei den verschiedenen Gruppen der Naturerscheinungen Größenwerthe nicht nur aufzusuchen, sondern sie in einem gesetzmäßigen Zusammenhange zu erkennen. Wa letzteres gelingt, und wa die erkannte gesetzmäßige Beziehung für alle eine Gruppe bildenden gleichartigen Erscheinungen gilt, da läßt sich auch von einem allgemeinen Naturgesetz reden.

Seiner logischen Form nach ist nun ein solches Gesetz ein hypothetisches Urtheil.[2]) Sein Inhalt besteht, wie dies Lotze einmal ausdrückt, in der Aussage: wenn die Bedingung A erfüllt sei, so werde allemal die Folge B eintreten, und wenn sich A um eine bestimmte und angebbare Differenz in α umändert, so werde stets sich B um eine ebenfalls angebbare und von jener abhängige Differenz in β umwandeln.

Durch das hypothetische Urtheil wird eine Consequenz gedacht. Es drückt allgemein das Verhältniß zweier Sätze aus, eines Vorder- und eines Nachsatzes, in der Art, daß die Geltung des ersteren stets die Geltung des letzteren nach sich zieht. Dieser logische Zusammenhang zwischen beiden Sätzen beruht in jedem Einzelfalle auf speciellen Gründen aber setzt solche voraus, und die Darlegung dieser Gründe macht eben den Wahrheitsbeweis für das betreffende hypothetische Urtheil aus. Wir erinnern beispielshalber an

[1]) Der Kürze und Einfachheit wegen lassen wie hier das andere gesetzmäßige Verhältniß zwischen Fallraum und Fallzeit außer Betracht.

[1]) Was die Gesetze des psychischen Geschehens betrifft, so scheint es uns allerdings auch nicht, daß dieselben „von ähnlich exacter, mathematisch formulirbarer Beschaffenheit seien, wie die allgemeinsten Naturgesetze". (Wundt.) Vgl. d. Art. v. König: Gegens. Strömungen u. s. w. in Nr. 175 u. 176 der Beil. d. Allgem. Ztg. 1894.

[2]) Die Specialwissenschaften (Physik, Chemie) pflegen freilich ihre Gesetze mit Umgehung der hypoth. Ausdrucksweise in gedrängterer Form zu bieten; doch bleibt es ein Kriterium für jedes eigentliche Naturgesetz, daß es sich in ein hypoth. Urtheil einkleiden läßt.

Digitized by Google

die mathematischen Lehrsätze, welche auch hypothetische Urtheile sind, bei denen der Zusammenhang zwischen „Voraussetzung" (Bedingung) und „Behauptung" (Folge) durch den „Beweis" klargelegt wird. Beim Naturgesetz nun hat man es mit zwei jederzeit auf einander folgenden und darum causal verknüpft gedachten Erscheinungen A und B zu thun; als Träger der Causalität zwischen A und B, als das reale Erklärungsprincip, gilt, wie oben hervorgehoben, die „Kraft". Daher findet unsre subjective Erkenntniß eines solchen objectiven Causalverhältnisses, d. h. eines Naturgesetzes, einen adäquaten Ausdruck in der hypothetischen Urtheilsform, sofern jenes reale Erklärungsprincip, welches objectiv genommen den realen Zusammenhang bewirken soll, subjectiv genommen den logischen Zusammenhang erklärbar macht. Das Naturgesetz läßt sich nämlich so interpretiren: Wenn ein bestimmtes A eintrifft, so ist dies die Bedingung, unter welcher sich eine Kraft K allemal so äußert, daß ein bestimmtes B zum Vorschein kommt, und wenn sich A in α umändert, so wirkt unter diesen veränderten Umständen die Kraft jetzt so, daß statt B nun β erscheint.

Nach dem Gesagten ist zu unterscheiden: Bedingung (A) — Ursache (Kraft, K) — Folge (Wirkung, B). Eine Kraft von bestimmter Art verursacht unter derselben Bedingung immer dieselbe Wirkung und unter veränderter Bedingung immer auch eine entsprechend veränderte Wirkung. Daß die Wirkung der Bedingung stets in ganz bestimmter, und zwar quantitativ bestimmter Weise entspricht, dies eben macht die Eigenart der Norm aus, die wir Naturgesetz nennen; und wir können jetzt das letztere so erklären, daß es eine feste, mathematisch in einer Gleichung darstellbare Relation zwischen einer Bedingung und einer Folge ist. Die eine Seite der Gleichung drückt gemäß dem Vordersatz des hypothetischen Urtheils die Bedingung oder die Bedingungen, die andere Seite gemäß dem Nachsatz die Folge aus. Im allgemeinen hängt eine naturgesetzliche Folge von mehreren Bedingungen zugleich ab, und je zahlreicher die letzteren sind, desto complicirter gestaltet sich der algebraische Ausdruck für das mehrfache Abhängigkeitsverhältniß.[1]) Nehmen wir als Beispiel wieder das Fallgesetz, so läßt sich dasselbe so denken: Wenn ein Körper t Secunden frei fällt, so wirkt unter dieser Bedingung, d. h. in dieser Zeit, die Schwerkraft so, daß die Endgeschwindigkeit des Körpers $= g \cdot t$ wird, und wenn er t' Sec. fällt, so wirkt unter dieser neuen Bedingung die Kraft so, daß die Endgeschwindigkeit (v) $= g \cdot t'$ wird. Die feste Relation besteht hier in der einfachen Proportionalität zwischen v und t, $v = g.t$. Eine entsprechende Ueberlegung findet statt, wenn sich g ändert und für verschiedene Punkte der Erdoberfläche andere und andere Werthe annimmt.

Nach der eben gegebenen Definition erscheint nun das Naturgesetz zunächst als ein aus der Vergleichung vieler Einzelfälle erschlossener allgemeiner und abstracter Begriff. Und es tritt an uns die weitere Frage heran, was denn das Naturgesetz nicht bloß logisch genommen, sondern in der Sache bedeute. Diese Frage wird vom empirischen Standpunkt aus im folgenden Sinne zu beantworten sein: Sind die einzelnen Gesetze keine bloßen Abstractionen, so sind es andrerseits auch keine über den Dingen schwebenden Realitäten, sondern es sind bestimmte und unveränderliche Arten der Wechselwirkung zwischen den Dingen, genauer zwischen den reellen Elementen der Materie, und mit diesen selbst ursprünglich gegeben. Es folgt hieraus, daß alle Naturgesetzlichkeit an die Ureigenschaften der Materie gebunden ist; und allein auf das gesetzmäßige Verhalten dieser Eigenschaften bezogen erhält auch das Wort „Naturgesetzlichkeit" einen strengen und eindeutigen Sinn.

Wie man sich die Wechselwirkung zwischen den Dingen selbst und überhaupt den Proceß des Wirkens des näheren vorzustellen habe, darüber enthalten die einzelnen Philosophiesysteme verschiedene Ansichten, die zu discutiren hier nicht unsre Aufgabe sein kann. Nur eins wollen wir berühren, was besondere Beachtung verdient. Bekanntlich macht die Transscendentalphilosophie geltend, daß Zusammenhang und Wechselwirkung in und zwischen den Dingen selbst für uns etwas Unfaßbares ist, daß die causale Verknüpfung des Gegebenen nur eine Function unsres Erkenntnißvermögens ist und abgesehen vom erkennenden Subject nichts bedeutet. Wir müssen uns hier auf eine kurze Erklärung beschränken. Wenn sich die Dinge nach unsrer Erkenntniß richten und wir von ihnen überall nichts wissen, als wie sie gemäß der „formalen und subjectiven Beschaffenheit unsres Gemüthes" von uns aufgefaßt werden, wie sie uns „erscheinen", wenn wir also durchweg „Phänomene" im Sinne der Transscendentalphilosophie vor uns haben, nun, so hat es der Empiriker mit den Gesetzen der Phänomene zu thun. Die Sicherheit der Erfahrungserkenntniß bleibt hievon unberührt, und die Gesetze als solche bleiben in Geltung, mögen sie auf Dinge an sich, oder auf Erscheinungen bezogen werden. Auch im letzteren Falle behalten die Gesetze ihre oben erklärte objective Realität, die dann nur eben im transscendentalen Sinne zu verstehen ist.

[1]) Im mathematischen Sinne und nach mathematischer Terminologie werden wir jedes solche Abhängigkeitsverhältniß allgemein so bezeichnen: Die „Folge", als eine abhängig Variable, ist eine Function der „Bedingung", als einer willkürlich Variabeln. Sofern nun die eine Seite der Gleichung die willkürlich Variable (in bestimmter arithmetischer Verbindung) enthält, die andere aber den Werth der ganzen Function repräsentirt, so wird hiedurch das oben Gesagte um so deutlicher, daß nämlich die eine Seite der Gleichung die Bedingung, die andere aber die Folge ausdrücke.

Körpermessungen in Schule und Familie.

Von Georg v. Mayr.

So realistisch unsre Zeit veranlagt ist, sind wir doch noch weit davon entfernt, die dem Menschen nächstliegenden thatsächlichen Vorgänge wissenschaftlich in unsrer Gewalt zu haben. Fortdauernd sehen wir die junge Welt der Nachkommen um uns heranwachsen an Körper wie an Geist, ohne daß wir bis jetzt zur vollen Erkenntniß der Gesetzmäßigkeiten gekommen wären, nach denen dieses Heranwachsen vor sich geht. Vom geistigen Wachsthum und seiner Messung soll hier nicht weiter die Rede sein; nur im Vorübergehen sei darauf hingewiesen, daß der Gang des Unterrichts- und Prüfungswesens mannichfache Gelegenheit zu solcher Messung bietet. Das körperliche Wachsthum, von dem hier weiterhin allein die Rede sein soll, ist als äußerlich wohl erkennbare Thatsache einer sorgsamen Feststellung und Messung zweifellos viel zugänglicher, als das nur indirect an gewissen einzelnen Symptomen erkennbare geistige Wachsthum. Und doch ist das, was wir über den Gang der Körperentwicklung des Menschen wissen, außerordentlich wenig. Geordnete und erschöpfende Massenbeobachtungen für ganze Generationen von Geborenen, vom Augenblick der Geburt bis zur Altersgrenze des Wachsthums, liegen noch gar nicht vor. Was wir haben, sind Bruchstücke von Beobachtungen, sei es, daß einige ausgesuchte Individuen in ihren Wachsthumsverhältnissen genau und sorttausend beobachtet sind, sei es, daß für gewisse Abschnitte der Wachsthumsperiode — z. B. auf gewissen Schulstufen — etwas massenhaftere Feststellungen, wenn auch nicht des fortschreitenden Wachsthums derselben Grundmasse, so doch der Größenverhältnisse verschiedener Sondermassen auf verschiedenen Altersstufen vorliegen.

Digitized by Google

Dieſes Nichtwiſſen auf dem Gebiete einer Thatſachengeſtaltung, die ſich ununterbrochen vor unſern Augen vollzieht, mag zum Theil auf dem Mauget genügender Entwicklung des praktiſchen und wiſſenſchaftlichen Intereſſes an der genauen Erfaſſung der Wachsthumsvorgänge des menſchlichen Körpers beruhen. Daneben iſt aber gewiß auch noch ein anderer Umſtand wirkſam. Es liegt nun einmal in der menſchlichen Natur begründet, daß die Erfragung und Feſtſtellung körperlicher Verhältniſſe recht leicht als eine indiscrete Zumuthung betrachtet wird. Das iſt insbeſondere dann der Fall, wenn Beobachter und Beobachtete als durchaus fremde Parteien einander gegenüberſtehen. Die Zukunft bedarf deßhalb noch einer ſehr erheblichen Verſtärkung ſtatiſtiſcher Veranlagung, wenn etwa bei Volkszählungen die Durchführung von ſomatologiſchen Erhebungen möglich ſein ſoll. Anders liegt die Sache dagegen dann, wenn Beobachter und Beobachtete in dauernden Beziehungen einerſeits des Vertrauens, andrerſeits der Ueber- und Unterordnung zu einander ſtehen. Dann ſind die Bedingungen gegeben, unter denen die ſomatologiſche Beobachtung aufhört als indiscrete Zumuthung empfunden zu werden. Hienach ſollte man meinen, Körpermeſſungen, wenn ſolche unter Vermeidung heiklen Vorgehens, z. B. der Meſſung am nackten Körper, und in einfacher Weiſe, d. i. unter Beſchränkung auf Ermittelung der Körperlänge mittelſt leicht anwendbarer Meßapparate vorgenommen werden, müßten in Familie und Schule als etwas Selbſtverſtändliches erſcheinen. Und doch liegt außer vereinzelten, zum Theil nicht einmal an die Oeffentlichkeit dringenden Verſuchen auch hier nichts vor.

Wenn wir aber in abſehbarer Zeit auf Grund erſchöpfender Ermittelungen einen verläſſigen Einblick in die Geſetzmäßigkeiten menſchlichen Wachsthums gewinnen wollen, dann muß hier die Beobachtung einſetzen, und zwar in ſolcher Form, daß deren Durchführung dem Familienvater und dem Lehrer möglichſt wenig Beſchwerden bereitet.

Das wiſſenſchaftliche Intereſſe an der Erkenntniß der Wachsthumsverhältniſſe würde aber — auch die ſtärkſte Entwicklung des Wiſſensdrangs vorausgeſetzt — nicht genügen, um Maſſen von Familienvätern und Lehrern zum Zweck der Vornahme von Körpermeſſungen an Kindern und Schülern in Bewegung zu ſetzen. Es muß noch etwas weiteres dazukommen; neben das wiſſenſchaftliche muß ein praktiſches Intereſſe treten. Dieſes Intereſſe iſt in der Nützlichkeit fortſchreitender genauer Kenntnißnahme von der Wachsthumsentwicklung zum Zweck hygieniſcher Controle des Einfluſſes der jugendlichen Lebensführung auf die Körperentwicklung gegeben. Ungewöhnliches Vorauseilen oder Zurückbleiben gegenüber dem normalen Wachsthum iſt ein hygieniſches Warnungsſignal, das zu ernſthafter Prüfung der concreten Lebensbedingungen und Pflegeverhältniſſe des Kindes auffordert. In dieſem praktiſchen Hintergrund der Bedeutung von Körpermeſſungen liegt der actuelle Anſporn zu deren allgemeiner Einführung. Iſt dieſe einmal erreicht, dann wird allerdings auch der ſtatiſtiſche Spürſinn des Materials ſich bemächtigen, es ſammeln und aus ſeiner Durcharbeitung zur Erkenntniß der nur aus der Maſſenbeobachtung abzuleitenden allgemeinen Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Wachsthums gelangen. Es wird hier gerade ſo gehen, wie bei den fortlaufenden Beobachtungen über die Geburten und Sterbefälle, die als Grundlage der ſtatiſtiſchen Erkenntniß des menſchlichen Werdens und Vergehens aus dem praktiſchen Bedürfniß der Perſonenſtandsſicherung hervorgegangen ſind.

Wiſſenſchaftliche wie praktiſche Bedürfniſſe laſſen hienach eine recht allgemeine Betheiligung an den Körpermeſſungen in Familie und Schule wünſchenswerth erſcheinen. Es hat aber bisher an zielbewußtem Vorgehen nach dieſer Richtung gefehlt, ſowohl was die Aufmunterung zur Sache als die Anheimgabe der erforderlichen einfachen Meß- und Controlmittel anlangt. Dieſe Lücke iſt nunmehr durch Emil v. Lange's Scalameßtabellen und die dazu gehörige Schrift[1]) in trefflicher Weiſe ausgefüllt.

Die Scalameßtabelle v. Lange's liegt in zwei Ausgaben, einer Familienausgabe und einer Schulausgabe, vor. Die Familienausgabe weiſt auf einer Tabellenbreite von 28 cm im ganzen 10 Spalten zu Meßeinträgen für die einzelnen Familienglieder, die Schulausgabe auf einer Tabellenbreite von 48 cm deren 48 auf. Beide Ausgabeformen beſitzen, wenn flach auseinander gelegt, die gleiche Länge von ca. 2 m. Beide Tabellenformen ſind zum Aufhängen am oberen Ende mit Ringen verſehen und am unteren Ende mit einer eiſernen Schiene ausgerüſtet, welche das glatte Ausſpannen der Tabelle im aufgehängten Zuſtande bezweckt und nach dem Gebrauche beliebig abgenommen werden kann. Außer dem Platz für die Namenseinträge der zu meſſenden Perſonen, ſowie für die Merkung des Meſſungsergebniſſes ſelbſt und für den Vortrag des jeweiligen Datums der Meſſungsvornahme iſt weiter auch Platz zu Anmerkungen vorgeſehen über Zeit und Ort der Geburt, Berufsthätigkeit des Vaters, ſodann über länger andauernde Krankheiten, etwaige Körpergebrechen und andere für die Beurtheilung des Wachsthumsverlaufs wichtige Momente, z. B. Farbe der Augen und Haare u. ſ. w. Unter länger andauernden Krankheiten ſind dabei im beſonderen zu verſtehen: Scharlach, Maſern, Keuchhuſten, Croup, Diphtherie, Unterleibstyphus, je nach Maßgabe der im ärztlichen Zeugniß gemachten Angaben. Unter Körpergebrechen, welche auf das Wachsthum der Körpergröße Einfluß haben, ſind namentlich vorkommende Rückgratverkrümmungen, ſowie Defecte an den unteren Extremitäten zu verſtehen.

Einen nothwendigen Beſtandtheil der Scalameßtabelle, mit welchem die eigentliche Meſſung vollzogen und das Meſſungsergebniß auf die Tabelle übertragen wird, bildet das jeder Tabelle beigegebene Winkelmaß in Holz. Die beiden feſt in einander gefügten Schenkel desſelben ſchließen einen rechten Winkel ein, ſo daß, wenn das Winkelmaß von oben gleichzeitig an die Tabelle und an das Haupt des zu Meſſenden angelegt wird, am Scheitelpunkt der beiden Winkelſchenkel die genaue Körperhöhe zur Erſcheinung kommt und daſelbſt nach ihrem Zahlenwerthe gemeſſen werden kann.

Am Rande der Meßtabelle ſind die für das Deutſche Reich geltenden Minimalmaße der Körpergröße zum Eintritt in Heer und Marine, mit Unterſcheidung der Waffengattungen, veranſchaulicht.

Die bedeutungsvollſte und zugleich diejenige Zugabe, welche die v. Lange'ſche Meßtabelle ſpeciell charakteriſirt, bildet die in deren Mitte eingefügte Scala der normalen Körpergröße beider Geſchlechter in den einzelnen Altersſtufen. Durch dieſe Beigabe einer Scala der normalen Körpergröße gewinnt die Meßtabelle eine doppelte Bedeutung. Einerſeits ſtellt ſie ſich als ein Formular dar, welches zum fortlaufenden Eintrag der ermittelten Körpergrößen der einzelnen Individuen vorzüglich geeignet iſt, andrerſeits aber bietet ſie zugleich Gelegenheit zur fortlaufenden Vergleichung der gefundenen Meſſungsergebniſſe mit den für die betreffenden Altersſtufen als normal anzuſehenden Körpergrößen.

Die Löſung dieſer wiſſenſchaftlichen Aufgabe, die zugleich für die praktiſch-hygieniſche Verwendung der Meß-

[1]) Emil v. Lange, Die normale Körpergröße des Menſchen von der Geburt bis zum 25. Lebensjahre; nebſt Erläuterungen über Weſen und Zweck der Scalameßtabelle zum Gebrauch in Familie, Schule und Erziehungsanſtalten. München 1896.

Digitized by Google

tabelle von hervorragender Bedeutung ist, bot allerdings erhebliche Schwierigkeiten, und v. Lange ist wohl selbst nicht der Ansicht, dieselben vollständig überwunden zu haben. Die Grundschwierigkeit liegt darin, daß man über das Wesen der normalen Wachsthumsentwicklung in solange feste Anhaltspunkte überhaupt nicht besitzt, als nicht durchgreifende und verlässige Massenbeobachtungen für die ganze Dauer der Wachsthumsperiode vorliegen. Solche Beobachtungen wird ein zielbewußtes Vorgehen im Sinne der Langeschen Anregungen erst schaffen müssen. Dann wird sich wahrscheinlich auch zeigen, daß ein absolutes und allgemein gültiges Normale für alle Völker, Stämme und socialen Schichten überhaupt nicht existirt, sondern daß eine Abstufung von Normalen gefunden wird, welche die Erfassung der Gesetze menschlichen Wachsens nur innerhalb eines gewissen Spielraumes der nach Völker-, Stammes- und weiteren socialen Gruppen differenzirten Normalen gestattet.

Vorerst hat v. Lange, um doch einen objectiven Anhalt der Vergleichung für die Messungsergebnisse zu bieten, in zweckmäßiger Weise den Ausweg gewählt, aus den vorliegenden Bruchstücken von Beobachtungen jene auszuwählen, welche ihm besonders verlässig erschienen, und daraus das Maximum und Minimum für normales Wachsthum jeder Altersstufe von der Geburt bis zum 25. Lebensjahr in Wachsthumscurven zu veranschaulichen, außerdem noch die obere Grenze des zwerghaften, sowie die untere Grenze des riesenhaften Wachsthums nach volksthümlicher Annahme beizufügen.

Die speciellen Erfahrungscurven, welche v. Lange zur Gewinnung der Minimal- und Maximal-Grenzcurven des normalen Wachsthums benützt hat, sind: 1) die mittlere Wachsthumslinie, bezw. die Durchschnittslinie aus den von Wiener an seinen vier Söhnen vorgenommenen Körpermessungen, 2) die auf die Körperlänge bezüglichen Messungsergebnisse Oppenheimers aus dessen Sectionsbefunden an männlichen Leichen, 3) die von Beneke gegebene Scala für das mittlere Körperwachsthum der deutschen Jugend beiderlei Geschlechts. Als Statistiker habe ich besonders gegen die ausschlaggebende Verwerthung der erstangeführten Messungsergebnisse recht erhebliche Bedenken. Die Voraussetzung der Massenbeobachtung fehlt eben dabei ganz und gar. Auch von den Oppenheimer'schen Beobachtungen gilt dieß immerhin noch in recht erheblichem Maße.

Es kann hienach keinem Zweifel unterliegen, daß die Lange'schen Normalen von den Idealcurven der auf erschöpfende Massenbeobachtungen gegründeten Ergebnisse noch einigermaßen entfernt sind. Vorerst genügen sie aber vollkommen, um Dienste nach der hygienisch-praktischen Seite zu leisten. Je mehr das regelmäßige Messen der heranwachsenden Jugend zur Uebung wird, um so mehr wird sich Material zur Correctur der vorläufig angenommenen Normalen ergeben.

Dazu ist zweierlei erforderlich, erstens, daß massenhaft und in einer für die Zusammenfassung der Ergebnisse brauchbaren Weise gemessen wird, zweitens, daß eine Einrichtung getroffen wird, welche die systematische Ausnützung des sich ansammelnden Materials gestattet.

Ueber die Technik dieser Fragen der Materialsammlung und Materialausbeutung auch im einzelnen uns zu äußern, ist hier nicht der Ort. Nur einige kurze Bemerkungen mögen gestattet sein.

Damit brauchbares Material zusammenkommt, ist es erwünscht, die Termine der Messung so zu legen, daß jeweils am Anfang bezw. Abschluß eines subjectiven Altersrahmens des Gemessenen die Ermittlung stattfindet. Hienach wäre mindestens je am Tage der Wiederkehr des Geburtsdatums des zu Messenden, zweckmäßig außerdem auch noch in der Mitte dieses Jahresrahmens zu messen. Bei den Familienmessungen ist dies leicht durchführbar und das der Sachlage am meisten entsprechende Verfahren. Der Geburtstag des Kindes ist jeweils zweckmäßig auch dessen Meßtag. Für die Schulmessungen hält v. Lange die Bedenken gegen das gleiche Verfahren für überwiegend, und demgemäß die Vornahme von Messungen je an der Grenze objectiver Zeitrahmen — insbesondere am Anfang des Schuljahrs — ohne Rücksicht auf die subjectiven Altersverhältnisse der einzelnen Schüler für angezeigt. Richtig ist, daß durch Einfügung des Geburtsdatums der Gemessenen in die Meßtabelle die Zurückführung der objectiven Zeitrahmen auf Gruppen subjectiver Altersverhältnisse der Gemessenen möglich ist. Aber es bleibt doch immer gerade für die wissenschaftliche statistische Verwerthung des Materials die große Unzukommlichkeit, daß keine gleichartigen Gesammtheiten Gleichaltriger zusammengebracht und in dem zeitlich regelmäßigen Fortschreiten des Wachsthums beobachtet werden können. Ich meine deßhalb, es bedürfe noch recht ernstlicher Erwägung, ob nicht in der Schule ebenso wie in der Familie zu verfahren und jeweils das Geburtsdatum eines Schülers auch als dessen Meßdatum zu verwenden wäre. Pädagogisch ergäbe sich dabei der Vorzug, daß der allgemeine den Unterricht stark störende Meßtag am Anfang oder zu einer andern Zeit des Schuljahrs wegfiele. Statt dessen würde in jeder Schulclasse nur jeweils am Geburtstag eines oder einiger Schüler zur Messung geschritten. Die Unterrichtsbeeinträchtigung wäre jeweils sehr gering, und das Interesse von Lehrer und Schülern würde durch die häufigere Wiederkehr des Messens wahrscheinlich noch stark vermehrt. Auch läge darin eine häufig wiederkehrende, pädagogisch recht bedeutungsvolle Hinweisung auf die Zweckmäßigkeit geordneter Thatsachen: Beobachtung und Verzeichnung, die namentlich bei der Anbahnung wirthschaftlichen Sinnes der Jugend eine so große Rolle spielt.

Was die Technik der Ausbeutung des durch Familien- und Schulmessungen anfallenden Materials anlangt, so eignet sich diese am allerwenigsten zur Detailerörterung an dieser Stelle. Doch darf vielleicht hervorgehoben werden, daß die Meßtabellen selbst nach ihren Dimensionen, sowie mit Rücksicht auf die Angabenhäufung für eine kleinere oder größere Zahl von Gemessenen unmittelbar zur statistischen Auszählung sich nicht eignen. Es würde sich empfehlen, diese Auszählung dadurch vorzubereiten und zu erleichtern, daß die Meßangaben und sonstigen Feststellungen je getrennt für ein gemessenes Individuum auf eine zur Auszählung geeignete, mit angemessenem Vordruck versehene Individualkarte übertragen werden. Eine solche Individualkarte wäre auszufertigen, sobald entweder das Wachsthum abgeschlossen ist, oder ein bisher der Messung unterliegendes Individuum aus der bisherigen Meßgewalt ausscheidet. Letzteres wäre namentlich bei dem Uebergang von einer Lehranstalt auf die andere der Fall. Der Uebertretende wäre zur Vorlage der ihm eingehändigten Meßkarte an die neue Schulbehörde verpflichtet. Bei Beendigung des Schulunterrichts seitens des Gemessenen würde ihm die Meßkarte nicht mehr ausgehändigt, solche vielmehr an eine statistische Centralstelle eingesendet, unter entsprechender Vermerkung der Ursache der Beendigung des Unterrichts (Uebertritt ins praktische Leben, Tod). Für die in den Familien vorgenommenen Messungen würde die Ausfüllung der Meßkarte durch den Familienvorstand vorzunehmen sein, sobald das Wachsthum des Gemessenen beendet ist; da aber vielfach vorher ein Ausscheiden der Familienangehörigen aus dem Familienverband stattfindet, müßte auch eine frühere Einsendung der Meßkarte vorbehalten bleiben. Die Meßkarten würden, zweckmäßig sofort auf Postkarten, die an die statistische Centralstelle zu adressiren wären, vorgedruckt, an Interessenten unentgeltlich abzugeben sein. Auch müßte den-

Digitized by Google

selben anheimgegeben werden, falls sie dies vorziehen, die Meßtabellen selbst im Original der statistischen Centralstelle zur Verfügung zu stellen, welche ihrerseits daraus die Individualkarten aufzustellen hätte.

Bis breitere Schichten des Publicums geneigt sein werden, mittelst Familienmessungen und Mittheilung der Resultate derselben an eine statistische Centralstelle an der Erkenntniß des menschlichen Wachsthums mitzuarbeiten, wird allerdings noch eine ziemliche Zeit vergehen. Doch kann immerhin durch Aufklärung in der Presse und in unserm so reichhaltig entwickelten Vereinsleben nach dieser Richtung gewirkt werden. Viel aussichtsreicher als Quelle exacter anthropometrischer Erkenntniß ist allerdings die Schulmessung; diese kann, wenn nur die Schulverwaltung von der Zweckmäßigkeit des Vorgehens nach dieser Richtung einmal überzeugt ist, alsbald in großem Stil in Angriff genommen und zu einer dauernden Einrichtung gemacht werden. Hoffentlich trägt der Vorschlag von Lange dazu bei, diese bedeutungsvolle Frage in Fluß und recht bald zu einer befriedigenden Lösung zu bringen.

Mittheilungen und Nachrichten.

ü. Sterblichkeits- und Gesundheits-Verhältnisse während des Monats September 1896. Gemäß den Veröffentlichungen des Kaiserl. Gesundheitsamtes sind im Monat September von je 1000 Einwohnern, auf das Jahr berechnet, als gestorben gemeldet: in München 21.9, in Nürnberg 19.0, in Augsburg 23.4, in Würzburg 19.3, in Berlin 17.2, in Breslau 23.7, in Altona 14.0, in Frankfurt a. M. 11.5, in Hannover 15.4, in Kassel 12.6, in Köln 19.6, in Königsberg 22.5, in Magdeburg 19.1, in Stettin 19.4, in Wiesbaden 16.1, in Dresden 17.5, in Leipzig 20.8, in Stuttgart 11.4, in Karlsruhe 17.6, in Braunschweig 18.5, in Hamburg 15.4, in Straßburg i. E. 16.5, in Metz 14.7, in Amsterdam 14.2, in Brüssel 16.1, in Budapest 22.6, in Christiania 16.8, in Dublin 20.5, in Edinburg 14.9, in Glasgow 17.6, in Kopenhagen 15.3, in Krakau 32.5, in Liverpool 19.9, in London 14.9, in Lyon 16.9, in Moskau 28.3, in Odessa 21.5, in Paris 15.8, in Petersburg 23.5, in Prag 21.3, in Rom (August) 16.1, in Stockholm 15.4, in Triest 25.0, in Venedig ?, in Warschau 28.9, in Wien 17.7, in New-York 19.4. (Für die nichtdeutschen Städte ist der Zeitraum von 5 Wochen, vom 30. Aug. bis 3. Oct., zusammengefaßt und den Berechnungen untergelegt worden.)

Der Gesundheitsstand im Monat September gestaltete sich in der überwiegenden Mehrzahl der deutschen wie der nichtdeutschen Orte sehr günstig und auch die Sterblichkeit zeigte fast allgemein eine bedeutende Abnahme gegen den Vormonat. Namentlich hat die Zahl der deutschen Orte mit sehr geringer Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer unter 15 pro Mille) sehr erheblich zugenommen und stieg von 28 im August auf 64 im September. Aus der großen Zahl derselben seien hier nur Altona, Bamberg, Barmen, Bayreuth, Celle, Charlottenburg, Duisburg, Elberfeld, Erlangen, Frankfurt a. M., Gleiwitz, Insterburg, Kassel, Koblenz, Ludwigshafen, Minden, Osnabrück, Paderborn, Schleswig, Bautzen, Meißen, Zittau, Stuttgart, Ulm, Darmstadt, Offenbach, Worms, Rostock, Schwerin i. M., Eisenach, Weimar, Bremen, Dessau, Lübeck, Hagenau, Metz und von nichtdeutschen Städten Amsterdam, Edinburg, London genannt. Dagegen hat die Zahl der deutschen Orte mit hoher Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer über 35 pro Mille) abgenommen und ist von 18 im August auf 5 herabgegangen, und zwar waren diese Orte Giebichenstein, Zeitz, Königshütte, Langenbielau und Wurzen. Das Sterblichkeitsmaximum, das im August 52.2 pro Mille betrug, erreichte im September Königshütte mit 36.8 pro Mille. Ansehnlich gesteigert war auch die Zahl der deutschen Orte mit günstiger Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer 15—20 pro Mille); sie stieg auf 100 von 68 des Vormonats, wie erwähnen aus ihrer großen Zahl hier nur: Aachen, Amberg, Berlin (mit den Vororten Schöneberg, Steglitz), Bielefeld, Dortmund, Düsseldorf, Elbing, Erfurt, Flensburg, Frankfurt a. O., M.-Gladbach, Görlitz, Halberstadt, Hannover, Hof, Ingolstadt, Kaiserslautern, Kempten, Kiel, Köln, Krefeld, Magdeburg, Marburg, Memel, Münster, Nürnberg, Potsdam, Speyer, Stendal, Stettin, Tilsit, Trier, Wiesbaden, Würzburg, Dresden, Plauen, Reichenbach, Eßlingen, Gmünd, Heilbronn, Freiburg i. B., Karlsruhe, Konstanz, Mannheim, Mainz, Weimar, Braunschweig, Bremerhaven, Gotha, Greiz, Hamburg, Oldenburg, Kolmar i. E., Mülhausen i. E., Straßburg i. E. und von nichtdeutschen Städten: Brüssel, Christiania, Glasgow, Kopenhagen, Liverpool, Lyon, Paris, Stockholm, Wien, New-York u. a. Dagegen hat die Zahl der deutschen Orte mit mäßig hoher Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer bis 23.0 pro Mille) abgenommen und sank von 67 im August auf 42 im Berichtsmonat. Wir nennen aus deren Zahl hier nur: Aschaffenburg, Beuthen O.-S., Bochum, Bonn, Bromberg, Danzig, Zwickau, Cannstatt, Reutlingen, Fürth, Halle, Königsberg, München, Posen, Pirmasens, Regensburg, Spandau, Stralsund, und von nichtdeutschen Städten: Budapest, Dublin, Odessa, Prag.

Die Theilnahme des Säuglingsalters an der Gesammtsterblichkeit war im allgemeinen bedeutend geringer als im August; von je 10,000 Lebenden starben, aufs Jahr berechnet: in Hamburg 61, in Berlin 66, in Stuttgart 70, in Dresden 72, in München 97 Säuglinge. Diese verminderte Säuglingssterblichkeit basirte auf dem fast allgemein verminderten Vorkommen von acuten Darmkrankheiten mit tödtlichen Ausgängen, die fast ausschließlich kleine Kinder im Alter unter 2 Jahren betrafen. Obwohl in den meisten größeren Orten die Zahl der an diesen Krankheitsformen gestorbenen Kinder bedeutend abgenommen hat, wie in Aachen, Berlin und seinen Vororten Rixdorf und Schöneberg, Breslau, Charlottenburg, Düsseldorf, Elberfeld, Essen, Halle, Hannover, Köln, Königsberg, Magdeburg, Nürnberg, Stettin, Dresden, Leipzig, Braunschweig, Hamburg, Straßburg i. E., Amsterdam, Christiania, Glasgow, Krakau, London, Lyon, Moskau, Odessa, Paris, Petersburg, Prag, Wien, New-York u. a., blieb sie vielfach immer noch größer als die normale, ja sie stieg sogar in einer ganzen Zahl von Orten, wie in Augsburg, Danzig, Fürth, Gera, Karlsruhe, München, Plauen, Spandau, Budapest, Dublin, Erlangen, Kopenhagen, Liverpool, Triest, Warschau über die des Vormonats. Vielfach kamen auch acute Erkrankungen der Athmungsorgane seltener als Todesursachen zur Meldung, namentlich hat in deutschen Städten die Zahl der Sterbefälle abgenommen, wie in Aachen, Berlin, Breslau, Dortmund, Düsseldorf, Essen, Leipzig, Amsterdam, London; in anderen hat sie zugenommen, wie in Dresden, Frankfurt a. M., Köln, Hannover, München, Nürnberg, Brüssel, Budapest, Christiania, Glasgow, Kopenhagen, Krakau, Lyon, Moskau, Odessa, Paris, Petersburg, Prag, Stockholm, Triest, Warschau, Wien, New-York, und blieb in Hamburg, Königsberg, Magdeburg u. a. die gleich große wie in dem Vormonat. Erkrankungen an Grippe wurden wenig zur Meldung gebracht. Auch Todesfälle an Grippe waren nicht häufig; mehrfache Todesfälle an Grippe kamen nur aus Berlin und Moskau (je 4) und aus London (12) zur Anzeige. Todesfälle an Lungenschwindsucht zeigten gegen den August keine wesentliche Veränderung.

Die Choleraepidemie in Aegypten hat im Laufe des Monats September an Verbreitung und an Heftigkeit abgenommen. In Alexandria erlagen derselben in der Zeit vom 29. August bis 19. September 27 Personen, in der Woche vom 20. bis 26. Sept. kam keine neue Erkrankung, vom 27. September bis 10. October 1 Erkrankung und 3 Todesfälle zur Feststellung. In Kairo betrug die Zahl der Opfer in der Zeit vom 1. bis 28. September 290, doch war die Zahl der Sterbefälle in der letzten Septemberwoche auf 5 zurückgegangen. In Damiette, Port Said, Suez kamen zu Anfang September nur noch wenige, vereinzelte Fälle zur Meldung. In den Bezirken Beba, Abu Dig, Sohag, Gurgueh, Tama, el Balliana trat die Seuche im September zwar noch häufig auf, doch war zu Ende des Monats in fast allen Bezirken der Rückgang ersichtlich. Die Gesammtzahl der bis 9. October gemeldeten Choleafälle betrug in Aegypten 20,717, von den 18,118 tödtlich endeten. In Calcutta hat die Epidemie gleichfalls bedeutend abgenommen; in der Zeit vom 2. bis 29. August erlagen ihr nur noch 12 Personen. Das Gelbfieber war in Rio de Janeiro im Erlöschen; vom 19. Juli bis 22. August kamen daselbst noch 16 Todesfälle vor. Dagegen hat die Epidemie auf Cuba noch viele Opfer gefordert und herrscht in den Städten Havana, Cienfuegos, Manzanas, Sagua la Grande um Ende August bis Mitte September in großer Verbreitung (besonders unter den Truppen). In Martinique, Manzanillo, Panama und San Juan (Porterico) trat die Seuche Anfang September nur in wenigen Fällen zu Tage; auch in Vera Cruz (Mexico) zeigte sich das Gelbfieber Ende August vereinzelt. In Bombay wurde Ende (26.) September das Auftreten der Pest festgestellt. — Von den anderen Infectionskrankheiten haben Todesfälle an Masern, Scharlach, Diphtherie und

Keuchhusten ab-, an Typhus und Pocken etwas zugenommen. Es wurden Masern in Breslau, Hamburg, Kaiserslautern, Köln, Leipzig, Amsterdam, Brüssel, Glasgow, London, Petersburg, Warschau, New-York seltener, in Berlin, Schalke, Edinburg, Wien etwas häufiger, in Dresden, Magdeburg, Moskau, Odessa, Paris, Triest in fast gleicher Zahl wie im Vormonat Todesursachen. Erkrankungen an Masern gelangten aus Berlin, Edinburg, Wien, Petersburg seltener, aus den Regierungsbezirken Aachen, Arnsberg, Düsseldorf, Königsberg, Osnabrück, Posen, Stettin, Wiesbaden in zahlreichen Fällen zur Meldung. — Die Zahl der Sterbefälle an Scharlach war in Berlin, Breslau, Dresden, Paris, Pest, Triest fast die gleiche wie im August; in Bochum, Budapest, Glasgow, Liverpool, London, Moskau, Odessa, Petersburg, Warschau hat ihre Zahl zu-, in Wien abgenommen. Erkrankungen waren in Berlin, Breslau, Budapest, Edinburg, London, Paris, Petersburg, Wien und im Regierungsbezirk Königsberg zahlreich. — Die Sterblichkeit an Diphtherie und Croup blieb im allgemeinen niedrig, wenn auch mehrfach etwas mehr Todesfälle als im August zur Meldung kamen; so war die Zahl der Todesfälle in Berlin, Breslau, Mannheim, München, Nürnberg, Straßburg i. E., in Budapest, Glasgow, Liverpool, London, Odessa, Petersburg, Warschau, New-York gestiegen, in Dresden, Magdeburg, Amsterdam, Kopenhagen, Moskau, Paris, Wien vermindert und in Köln, Leipzig, Prag, Triest nahezu gleich groß wie im Vormonat. Erkrankungen zeigten sich in Berlin, Breslau, Hamburg, München, Kopenhagen, London, Paris, Petersburg und Wien häufig. — Die Zahl der Sterbefälle an Unterleibstyphus war in Berlin, Budapest, Christiania, Dublin, London, Lyon, Moskau, Petersburg, New-York eine häufigere, in Odessa, Paris, Prag, Warschau die gleiche wie im vorigen Monat. Aus Budapest, Christiania, Petersburg wurde eine größere Zahl von Erkrankungen mitgetheilt. — Erkrankungen an Flecktyphus kamen aus dem Regierungsbezirk Posen vereinzelt, aus dem Regierungsbezirk Düsseldorf in 4, aus Petersburg in 20 Fällen zur Anzeige. Todesfälle wurden aus Petersburg 1, aus Warschau 2, aus Moskau 3 mitgetheilt. — Erkrankungen an Genickstarre wurden in Nürnberg und in den Regierungsbezirken Arnsberg und Sigmaringen in einzelnen Fällen beobachtet. Todesfälle gelangten aus Petersburg 1, aus Moskau 8, aus New-York 10 zum Bericht. — Der Keuchhusten forderte in Berlin, London, Glasgow weniger Opfer als im August. — Erkrankungen an Pocken kamen aus deutschen Städten nur aus Berlin (1) zur Anzeige; aus London wurden 5, aus Petersburg 35, aus Paris 37 gemeldet. Todesfälle an Pocken wurden aus Lemberg 1, aus Paris 2, aus Moskau 3, aus Petersburg 6, aus Odessa 11, aus Warschau 33 berichtet. Sehr heftig herrschten die Pocken in Madrid, wo sie im August 345, vom 1. bis 22. Sept. 140 Todesfälle (14.33 Proc. aller in der Woche Gestorbenen) veranlaßten. — Von anderen selten auftretenden Infectionskrankheiten kam aus Moskau 1 Todesfall an Milzbrand, aus Petersburg 2; aus Moskau und Rom je 1 Todesfall an Tollwuth (letzterer aus dem August) zur Anzeige.

* **Göttingen.** Die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen hat die HH. P. Villari, Senator des Königreichs Italien zu Florenz, und H. Denifle, Unterarchivar des heiligen Stuhles zu Rom, zu auswärtigen Mitgliedern gewählt, und diese Wahlen haben die Allerhöchste Bestätigung gefunden.

* **Berlin.** Die Begründung eines Denkmalarchivs mit Hülfe der hiesigen kgl. Meßbildanstalt hat zur Zeit, wie die „Nat.-Ztg." erfährt, derartige Fortschritte gemacht, daß nun 320 Bauwerken nahezu 5000 große Negative nach dem wissenschaftlichen Verfahren des Geh. Bauraths Dr. Meydenbauer vorliegen. Der preußische Staat hat nach dem über diese Anstalt vorliegenden Bericht über 200,000 M. zur Förderung der Denkmalaufnahme hergegeben, wozu auf Anregung durch den späteren Oberbaudirector Spieker und Geheimrath Persius die Minister a. Gohler und Dr. Bosse sehr viel beitrugen. Die Meßbildaufnahmen, die in Frankreich, Italien und Oesterreich zur Festlegung schwieriger Gelände schon länger benutzt werden, haben nur in Deutschland eine encyclopädische Anwendung auf vaterländische Denkmäler gefunden, und zwar in einer Art, die nach Anerkennung aller Nachbarvölker zu den glänzendsten Ergebnissen geführt hat. Die Meydenbauer'schen Aufnahmen haben neuerdings vortreffliche Unterlagen gegeben für die Wiederherstellung der Dome zu Metz, Worms und Freiburg, für die Veröffentlichung der Wartburg und des Schlosses Hallstein bei Cues, für die Festlegung des Theoderichgrabmals in Ravenna und vieler anderer Denkmäler. Den preußischen Universitäten ist je eine Sammlung von etwa 130 Stück der wichtigsten Ansichten deutscher Baudenkmäler als ganz neues Unterrichtsmaterial überwiesen worden. Jedes Jahr werden außer den fortlaufenden Arbeiten in Herstellung von Zeichnungen für die Denkmalpflege bis jetzt etwa 400 Aufnahmen mit den vom Abgeordnetenhause bewilligten Mitteln nun durchschnittlich 18,000 M. jährlich hergestellt. Die Meßbildaufnahmen sämmtlicher wichtiger Bauwerke Deutschlands würden in einigen wenigen Zimmern Platz haben. Zur Zeit finden in einem Raum von 4.75 × 5 Meter in der alten Bauakademie nach der jetzigen Anordnung 12,000 Originalnegative Platz, also die Ergebnisse von noch weiteren 30 Jahren Arbeit, wenn nur in bisheriger Weise fortgefahren wird. Nachdem jetzt aber die technische Durchbildung des Meßbildverfahrens kaum noch zu wünschen übrig läßt, ist ein schnelleres Vorgehen und die Ausdehnung über die Grenzen Preußens hinaus geboten. Das aufzunehmende Gebiet ist zwar groß, aber keineswegs unendlich. Mit verdoppelten Kräften läßt sich das baukunstgeschichtliche Material von größerer Bedeutung für ganz Deutschland in etwa 12 bis 15 Jahren in seinem heutigen Zustand festlegen und für alle Zukunft aufbewahren. Mit einem Aufwand von jährlich 30,000 M., im ganzen also 300,000—400,000 M., wäre das Archiv, dessen Werth in jedem Jahre steigt, hergestellt und später mit etwa 20,000 M. jährlich dauernd zu erhalten.

* **Brüssel.** Der vom König der Belgier gestiftete Jahrespreis von 25,000 Frcs. zur Förderung wissenschaftlicher Arbeiten soll für 1897 dem besten Werk über die meteorologischen, hydrologischen und geologischen Verhältnisse Aequatorial-Afrika's vom gesundheitlichen Standpunkt aus zuerkannt werden. Die Preisaufgabe lautet: „Es sind vom gesundheitlichen Gesichtspunkt aus die meteorologischen, hydrologischen und geologischen Bedingungen der Gebiete des äquatorialen Afrika's auseinanderzusetzen. Aus dem jetzigen Stande unserer Kenntnisse in diesen Materien sind die diesen Gebieten eigenen Grundsätze der Gesundheitslehre herzuleiten und mit Hülfe von Beobachtungen zu bestimmen die beste Ordnung der Lebensweise, der Ernährung und der Arbeit, wie das beste Bekleidungs- und Wohnungssystem, um dort Gesundheit und Kraft zu bewahren. Anzugeben sind Symptomatologie, Aetiologie und Pathologie der Krankheiten, welche die Gebiete des äquatorialen Afrika charakterisiren, wie ihre Behandlung in vorbeugender und therapeutischer Hinsicht; festzustellen die zu befolgenden Grundsätze in Wahl und Gebrauch der Heilmittel, wie in den Krankenhäusern und Sanatorien. In ihren wissenschaftlichen Untersuchungen und in ihren praktischen Schlußfolgerungen müssen die Bewerber besonders auf die Existenzbedingungen der Europäer in den verschiedenen Theilen des Congobeckens Rücksicht nehmen." Die Arbeiten sind bis zum 1. Juli 1897 einzureichen. Der Wettbewerb ist international.

* **St. Andrews.** Am 30. October ward das Marine-Laboratorium, die großmüthige Schenkung des Dr. Henry Gaffy an die Universität, im Beisein vieler Männer der Wissenschaft und von einer großen Versammlung von Studenten und Bürgern eröffnet. Den Vorsitz führte der Universitätsrector James Donaldson, die Einweihungsrede hielt Lord Reay, Vicepräsident des University-College in London, der vordem in St. Andrews gewirkt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen

Erzählungen

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Inhalt: Ein Spätgeborner. — Chlodwig. — Die erste Beichte. — Die Großmutter. — Ein Edelmann.

Dritte Auflage. [15650]

Preis geheftet 3 Mark. — Elegant gebunden 4 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Samstag, 7. November. Nummer 259.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Suarez. — Was heißt „Naturgesetz“? II. Von H. Kersten. — Mittheilungen und Nachrichten.

Suarez.

An der Nordseite des jüngst eingeweihten Reichsgerichtsgebäudes zu Leipzig finden sich die Standbilder von sechs Männern, deren Namen die gewissenhaften Berichterstatter unsrer illustrirten und weniger illustren Zeitungen ihren Lesern nicht vorenthalten haben: Eike, Schwarzenberg, Moser, Feuerbach, Suarez, Savigny. Doch Name ist Schall und Rauch. Das trifft bei dem geringen Interesse, welches das deutsche Volk im allgemeinen seinen Juristen entgegenbrachte, seitdem die Rechtspflege ein Privileg der durch ihre Vorbildung auf italienischem Boden der Heimath entfremdeten und den Wünschen der Machthaber gefügigen doctores geworden war — eben seitdem sich ein Juristenstand herausgebildet hatte — in vollem Umfange zu. Deßhalb hätte die Bezeichnung Eike zum wenigsten durch den Hinweis auf seinen „Sachsenspiegel“ belebt werden sollen; und wenngleich die Namen Schwarzenberg, Moser, Feuerbach als bekannt vorausgesetzt werden können, so dürften die wenigsten in ihrem Trägern einen Protestanten und den Verfasser des der „peinlichen Gerichtsordnung Karls V.“ zugrunde liegenden Gesetzeswerks, den feinsinnigen Staatsrechtler, oder den Vater des radicalen Philosophen und Begründer der modernen Strafrechtslehre vermuthet haben. Der Schwerpunkt des obersten Gerichts liegt nicht in den äußeren Abmessungen und inneren zweckmäßigen Einrichtungen seines Hirns, sondern in dem Geiste, der es beseelt, und für diesen standen dem Baumeister keine markanteren Wahrzeichen zu Gebote, als jene sechs Männer, deren stumme Sprache eine Deutung aus ihren Werken verdient hätte.

Suarez und Savigny, die letzten in dieser Reihe, überragen die anderen. Schon einmal sind sie — und die Art, wie dies geschah, kann als typisch für ihre Stellung in der Geschichte deutschen Geisteslebens gelten — in räumlich nahe Beziehung gebracht worden: im Bibliothekzimmer des Berliner Rathauses sind sie um Bismarck gruppirt. In den oft elegischen Betrachtungen zur hundertjährigen Jubelfeier des preußischen Allgemeinen Landrechts und in der Schaar von Artikeln, die sich zur Begrüßung des Bürgerlichen Gesetzbuchs schreiben ließen, wurden sie gleichfalls nahe gerückt und nicht ohne Fug als geistige Väter der einheitlichen Rechtsordnung gefeiert. Nur ein ganz verrannter romanistischer Hitzkopf brachte es fertig, die Ebenbürtigkeit der beiden Meister zu bestreiten und Savigny nach Lessings Wort als den Alterthumsforscher, der den Geist des Alterthums geerbt hat, zu erheben gegenüber Suarez, der als Alterthumskrämer nur die Scherben des Alterthums sammelte. Der einseitige Herr übersah hiebei — und daß ihm dies bei einer Betrachtung über den Werth des Bürgerlichen Gesetzbuchs widerfuhr, ist eine kostbare Ironie —, daß es kaum weniger verdienstvoll ist, auf das jahrhundertelange Drängen eines Volkes sein fremdsprachiges, durch tausend Verordnungen zerstücktes Gesetzbuch zu einem einheitlichen deutschen Werke umzugestalten, als sich in theoretische Untiefen zu versenken.

Daß sich solch halt- und geschmackloser Vergleich überhaupt an einen Mann von der Bedeutung eines Suarez heranwagen konnte, daran ist nur der gänzliche Stillstand in der wissenschaftlichen Behandlung des preußischen Rechts, der der Einführung des Allgemeinen Landsrechts unleugbar folgte, schuld. Hiemit verfiel auch sein Schöpfer einer unverdienten Vergessenheit. Das Wort, mit dem Friedrich Wilhelm III. den sterbenden Suarez bedachte: „Ihr werdet in Euren Werken für die späteste Nachkommenschaft leben, die Euer Andenken im Genuß der wohlthätigen Folgen derselben segnen werden“, schien eine trügerische Prophezeiung zu sein; denn schon in den funfziger Jahren waren seine Landsleute nicht mehr fähig, sein Geburts- und Familienhaus nachzuweisen.

Auch die preußischen Juristen besannen sich erst 1833 — 35 Jahre nach seinem Tode — auf ihre Ehrenschuld an Suarez. Die „Jahrbücher für die preußische Gesetzgebung“ ꝛc., eine von dem in der Juristerei besser als in der Politik bekannten Hn. v. Kamptz geleitete Zeitschrift, widmete ihm einen Aufsatz, dessen verhüllter Zweck es jedoch war, das Andenken des Meisters von dem Verdachte übergroßer Hinneigung zu den Ideen der Revolutionszeit zu reinigen. Das „biographische Fragment“ ist dürftig und enthält viele Irrthümer. Für eine Lebensdarstellung fehlten freilich damals so gut wie alle Vorarbeiten; denn die Nachrufe von Klein (1798), Goßler (1810) und Kircheisen (1820) können mit ihrer Wärme die empfindlichen Lücken in der Kenntniß des Lebensganges von Suarez, soweit er sich außerhalb und vor ihrer Bekanntschaft abspielte, nicht verdecken. Die Kamptz'sche Veröffentlichung scheint, vielleicht wegen ihrer Tendenz, über die Juristenkreise hinaus kein Interesse erweckt zu haben; denn nicht einmal das Staatslexikon von Rotteck und Welcker, das mit der Anmaßung eines Seitenstücks zur französischen Encyklopädie auftrat, gedenkt seiner, und auch unsre zuverlässigsten „Nachschlagebücher des allgemeinen Wissens“ hielten bis in die achtziger Jahre seinen Namen der Aufnahme nicht für werth. Die von Müllner nicht unzutreffend so genannten „Eselsbrücken“ unsrer Conversation, ein ziemlich sicherer Maßstab für das jeweilige Wissensbedürfniß des Publicums, brachten bis in die achtziger Jahre hinein nicht jene Geburts-, Beförderungs- und Todesnotizen über ihn, die sich mit Abänderung der Jahreszahlen für jeden andern der hundert nach Suarez amtirenden Justizministerialräthe ruhig hätten wiederholen lassen.

Seit 1885 ist unsre Literatur um eine Biographie von Suarez aus der Feder Adolf Stölzels, des hervorragenden Kenners preußischer Rechtsgeschichte, bereichert, der, um den Lebenslauf des größten preußischen Juristen klarzustellen, sich die eingehendsten Studien in Ministerial-

Digitized by Google

acten und die mühevollsten Einzelforschungen nicht hat verdrießen lassen. Auf dem so vorbereiteten Boden hatten 10 Jahre später zur Errichtung eines Denkmals für Svarez veranstaltete Sammlungen ein so reiches Ergebniß, daß statt der ursprünglich geplanten Büste am Orte seines ersten amtlichen Wirkens während eines halben Menschenalters, in Breslau, am 8. November 1896 ein Standbild in voller Figur enthüllt werden kann. Der Dresdener Bildhauer Peter Breuer hat den einzigen uns erhaltenen Schattenriß des Meisters für die Form der Gesichtszüge, die Beschreibung seines Wuchses, seiner Haltung, seiner Lebensgewohnheiten zur charakteristischen Gestaltung des Körpers und der Pose benutzt. Der Platz ist dem Denkmal entsprechend gewählt: für den protestantischen Juristen, dessen Lebenswerk viel zum Ausgleich der Confessionen beigetragen hat — vor dem Oberlandesgericht angesichts der „heiligen Erde", des ältesten, zumeist von Katholiken bewohnten Stadttheils.

Karl Gottlieb Svarez ist am 27. Februar 1746 zu Schweidnitz als Sohn des Rathsherrn und Advocaten Gottfried Svarez geboren. Die spanische Familientradition hat Stölzel widerlegt. Die Voreltern sind wahrscheinlich Pommern, und der Vater verbrämte den deutschen „Schwarz" mit der romanischen Endsilbe. Das väterliche Vermögen des schon 1758 verwaisten Knaben war in vier Belagerungen während des siebenjährigen Krieges um 3240 Thaler, eine für jene Zeiten sehr beträchtliche Summe — es waren $^6/_7$ des Besitzthums — verringert worden. Bei so ungünstiger materieller Lage hatte es Svarez nur dem Ansehen seiner Familie zu verdanken, daß ihm durch Stipendien der Gymnasialbesuch ermöglicht wurde. Mit Hülfe weiterer Stipendien betrieb er von 1762 an drei Jahre lang rechtswissenschaftliche und philosophische Studien auf der damals größtentheils von Juristen besuchten Universität zu Frankfurt a. O. Die ernste Stimmung und das zielbewußte Streben, das der junge Svarez aus den mißlichen häuslichen Verhältnissen mitbrachte, bewahrten ihn vor dem wüsten Treiben der meisten Studenten — in einem Jahrzehnt, das in Jena die Vereinigung der „Schwefelbande" gezeitigt hat —, denen noch zu Anfang unsres Jahrhunderts, nach dem Tagebuche eines höheren Frankfurter Officiers, jeder ruheliebende Bürgers- und Militärsmann auswich, und die von so maßloser Ungeschliffenheit waren, daß sie sich z. B. bei heißem Wetter im Theater ihrer Oberkleider zu entledigen pflegten, unbekümmert um das dem Publicum dadurch gebotene Aergerniß.

1765 führte ihn sein Studiengenosse Sleudener als Auscultator bei der Oberamtsregierung (Landesjustizcollegium, Gericht II. Instanz) in Breslau in dem Hause des schlesischen Justizministers Grafen Carmer ein. Dieser wußte die Befähigung des jungen Beamten derart zu schätzen, daß er ihn 1768 — nach zweijährigem Referendariat — mit der Revision der Justizverfassung in seiner Vaterstadt Schweidnitz betraute; sichertich ein einzig dastehendes Ereigniß selbst für jene Zeit, wo der Großkanzler Jariges das Referendariat als pépinière de jeunes gens, qui ont fait de bonnes études, pries und dieser praktischen Dressurmethode als unglaublichen Erfolg die in kurzer Zeit vor sich gehende Förderung zu exceltents sujets nachrühmte. Carmer war mit der Erledigung dieses Auftrages so zufrieden, daß er auf Grund des folgenden Berichtes an den Großkanzler (vom 12. Mai 1769) für den seltenen Referendar einen wohl sehr erwünschten Jahresgehalt von 200 Thalern erwirkte: „... Ich habe mich seither des Referendars Svarez mit gutem Erfolge bedient und ihn schon dergestalt abgerichtet, daß ich denselben nicht nur bei meinen Visitationen der Oberamtsregierungen und verschiedenen anderen Geschäften, Untersuchungen und Correspondenz sehr wohl gebrauchen, sondern ihm auch die visitationes der Magistrate und Einrichtungen der Untergerichte ... mit Sicherheit anvertrauen kann. Der Ref. S., welchen ich ferner beizubehalten wünsche, würde besonders ermuntert und bis zu einer besseren Versorgung verbessert werden, wenn Ew. Excellenz ihm die vacante Pupillenrathsstelle mit der damit verbundenen Besoldung von 200 Rthlrn. zu accordiren die Gnade haben wollten." — Am 10. Mai 1771 wurde Svarez als Rath bei der Breslauer Oberamtsregierung mit dem ihn von allen Nöthen befreienden Gehalte von 500 Thalern angestellt und blieb fortan Carmers erster Berather und Helfer bei allen Justizreformen.

Dringender jedoch als alle Justizreform machte sich in Schlesien der Mangel an Realcredit für die durch den Krieg arg geschädigte Landwirthschaft geltend, und zur Beseitigung dieses Mißstandes wies Svarez schon 1770 in einer auf amtliche Veranlassung erschienenen Schrift „Gedanken eines Patrioten über den Entwurf zur Wiederherstellung des allgemeinen Credits des schlesischen Adels" auf das bereits in den „ledernen Briefen" seiner Vaterstadt mit Erfolg angebahnte Pfandbriefsystem hin. Seine Ausführungen fanden solchen Anklang, daß im Jahre 1771 auf Grund eines wahrscheinlich von Svarez verfaßten Reglements die schlesische Landschaft ins Leben treten konnte, der fast sämmtliche Provinzen Preußens (in Brandenburg z. B. als Ritterschaft) und auch süddeutsche Staaten folgten. Die Vorarbeiten zu dieser volkswirthschaftlich bahnbrechenden Creditgenossenschaftsgestaltung waren so eng mit Svarez verknüpft und hätten durch seinen Weggang eine so unerträgliche Unterbrechung erlitten, daß auf Carmers Ansuchen dem Referendar Svarez die Acten für die schriftliche Prüfungsarbeit ausnahmsweise nach Breslau verabfolgt wurden. Auch fast ein Jahrzehnt später noch hat Svarez aufs neue zur Vertheidigung des landschaftlichen Systems die Feder geführt. Carmer ist ein gebührendes Denkmal im Garten des schlesischen Landschaftsgebäudes in Breslau gesetzt worden. Auf Svarez' Denkstein ist leider ein Vermerk seiner „cameralistischen" Thätigkeit fortgeblieben.

Noch nach einer anderen zumeist wenig gewürdigten Richtung fand Svarez in Breslau ein Feld angestrengter Thätigkeit. Durch die Aufhebung des Jesuitenordens, der für die katholischen höheren Schulen Schlesiens ein gutes und vor allem billiges Lehrpersonal geliefert hatte und dessen Mitglieder Friedrich der Große deßhalb als „Priester der königlichen Schulanstalten" sich zu erhalten suchte, war für Schlesien auch die Schulfrage brennend geworden, und mit der Umgestaltung des Lehrkörpers kam auch die Frage der Lehrmethode in Fluß. Wieder war es Svarez, der in einer Denkschrift die für das Schulreglement vom 11. Dec. 1774 maßgebend gewordenen Punkte festlegte. Als wäre sie von einem gewiegten Schulmanne und nicht von einem Juristen und als wäre sie für eine moderne „Schulenquete" geschrieben, so wird darin der Werth der geschichtlichen Studien hervorgehoben, Unterricht in der vaterländischen gegenüber der oft phantasievoll zugestutzten Weltgeschichte gefordert, das trockene Zahlenlernen verworfen, Staatsrecht, Statistik und Landwirthschaftstheorie als Lehrgegenstand angeregt, die Uebungen im Lateinsprechen und die Lectüre des Cornelius Nepos verworfen. Literaturgeschichte verweist Svarez an die Universität und „in der Poetik sollen die Schüler schlechterdings nicht lernen Verse machen und Poeten zu werden; denn das ist ein Ding, so man invita Minerva doch niemals lernt" — das klingt ganz anders als in Opitzens 150 Jahre zuvor in Breslau erschienenem Buche von der „deutschen Poeterey".

Zu Weihnachten 1779 wurde Carmer als Nachfolger des wegen des Müller Arnold'schen Processes gestürzten

Digitized by Google

Großkanzlers Fürst noch Berlin berufen. Das bedeutete eine Zustimmung des Königs zu Carmers Justizreformplänen, und zu ihrer Ausführung war Svarez unentbehrlich. Die Bestrebungen zur Schoffung eines deutsch geschriebenen Gesetzbuchs, das alle Streitfragen des „ohne Ordnung compilirten Lateinischen Röm. Rechts“ entschiede, sollten nunmehr ihre Verwirklichung finden. Leibniz hat den Gedanken zuerst nachdrücklich vertreten; König Friedrich Wilhelm I. hat sein ganzes Leben in den Dienst dieser Idee gestellt; Friedrich der Große hat das „Räthsel gelöst“, wie er selbst auf der für die besten Beurtheilungen des Gesetzentwurfs geschlagenen Medaille verkündet. Diese stolze Genugthuung verdankt er aber sicherlich nicht seiner eigenen dilettantischen Beschäftigung mit Rechtsproblemen, für welche die Dissertation sur les raisons d'établir ou d'abroger les lois Zeugniß ablegt, sondern in erster Linie der rastlosen Thätigkeit des scharfsinnigen Svarez.

In täglichen stundenlangen Verhandlungen zwischen Carmer und Svarez wurden die Grundzüge der Gesetzgebung festgestellt. Von einer Verdeutschung des Corpus juris civilis sah man bald ab. Eine Reihe von tüchtigen jüngeren Juristen, Klein, Goßler, Grolmann, Kircheisen, wurde zugezogen: Svarez blieb die Seele des Ganzen. Er holte über einzelne Materien das Gutachten der betheiligten Kreise ein, z. B. des Buchhändlers Nicolai über das Verlagsrecht. Der Gesetzentwurf ging der Gesetzescommission zur Begutachtung zu. Die Erinnerungen der Commission revidirte Svarez einzeln und faßte einen neuen Entwurf ab, der in der Zeit von 1784 bis 1788 in sechs Abtheilungen mit der Aufforderung, sich den für die beste Kritik ausgesetzten Preis zu verdienen, veröffentlicht wurde. Das auf diese Aufforderung einlaufende ungeheure Material, unter dem es an den kühnsten Reformgedanken (wie der von einem schlesischen Rittergutsbesitzer vorgeschlagenen Vielweiberei) nicht fehlte, arbeitete Svarez theils nach wiederholtem Briefwechsel mit einzelnen Kritikern in dem Entwurfe durch, der am 1. Juni 1792 in Kraft treten sollte.

Es ist bekannt, daß kurz vor diesem Zeitpunkte durch des „betriegerischen und Intrikanten Pfafen“ Wöllner unseligen Einfluß auf den König das Gesetzbuch auf unabsehbare Zeit suspendirt und Svarez Lebenswerk nur durch den zufälligen Umstand, daß nach der zweiten Theilung Polens für die neue Provinz Südpreußen in Eile ein Provinzialrecht geschaffen werden mußte und deßhalb auf das fertig gestellte „Allgemeine Gesetzbuch“ zurückgegriffen wurde, vor der Vernichtung durch höfische Intrigue bewahrt blieb. Als „Allgemeines Landrecht“ sollte es der Monarchie erhalten werden, nachdem Svarez in einer Schlußrevision eine Reihe bedenklich erscheinender Sätze ausgemerzt und den ganzen Text daraufhin geprüft hatte, daß er keine Neuerung gegenüber dem früheren Rechte aufwiese. In knapp sieben Wochen hatte Svarez 20,199 Paragraphen geprüft und die oft schwer zu findenden Belegstellen angeführt — eine unglaublich gewaltige Arbeit!

Die Schoffenskraft des inzwischen zum Geheimen Justizrath und Obertribunalsrath aufgestiegenen Svarez erscheint in noch ganz anderem Lichte, wenn man ermißt, daß er zur gleichen Zeit mit Arbeiten an der Allgemeinen Gerichtsordnung beschäftigt war, daß er die Depositalordnung, die einen Glanzpunkt preußischer Gesetzgebung bildende, von Bayern, Sachsen und Thüringen übernommene Hypothekenordnung, ein Ehe- und ein Ceufuredict, ferner Streitschriften zur Vertheidigung der Reformgesetze und populäre Anleitungen zu ihrer Kenntniß sowie Vorarbeiten zu einer Criminalordnung verfaßt hat, die eine Besserung der Lage der entlassenen Gefangenen durch Erlernen von Arbeiten und Sparen des Arbeitsverdienstes im Gefängniß, durch Bildung von Vereinen zu ihrer Unterstützung schon damals herbeigeführt hätte.

Ein Jahr lang (1791—1792) war er damit betraut, dem Kronprinzen über das neue Gesetzbuch Vorträge zu halten, und daß er dies mit einem damals für ihn nicht ungefährlichen Freimuthe that, dafür mögen folgende Proben aus seinen Vorträgen dienen: „Gesetze, welche Denk- und Gewissensfreiheit auf irgend eine Art verbieten wollen, sind keine wirklichen Gesetze, sondern nur Aeußerungen despotischer Willkür;“ „Tadel — würde ein Fürst verdienen, der, um auf dem großen Schauplatze Europa's eine wichtige Rolle zu spielen und die Wage des politischen Gleichgewichts in seine Hände zu bekommen, seinen Militärstand überspannen und sich die Mittel dazu dadurch verschaffen wollte, daß er entweder die Unterthanen drücke oder die zur inneren Staatsverwaltung nöthigen Anstalten vernachlässige.“ Neben der angeführten Thätigkeit verblieb Svarez der alleinige Vortrag in allen Personalangelegenheiten, die Aufsicht über die Gerichte, Erledigung der wichtigen Beschwerden und das schwierige Verhandeln mit dem Generaldirectorium.

Daß Svarez eine so ungeheure Arbeitslast — zumal er jeden Gesetzentwurf zur Drucklegung eigenhändig abschrieb — nur erledigen konnte, wenn er eine Arbeitszeit von Morgens 5 bis Abends 8 Uhr innehielt, ist ohne weiteres begreiflich. Daß diese Arbeiten dem körperlich schwächlichen Manne den am 14. Mai 1798 erfolgten Tod zum wenigsten beschleunigt haben, ist ebenso verständlich. Andrerseits wirkten auch die Anfeindungen unter dem System Wöllner hiezu mit. 1786 besagte eine Berliner Notiz, daß Svarez den Adel ausgeschlagen habe. Das ist unwahrscheinlich; denn der Adel bildete damals die unerläßliche Vorbedingung für die höheren Aemter der Verwaltung, und es ist nicht abzusehen, was einen preußischen Beamten zum Ausschlagen einer Rangerhöhung hätte veranlassen können. Wahrscheinlich hatte hier Wöllner seine Hand ebenso im Spiele, wie bei dem zwiefachen ablehnenden Bescheide auf die Bitte der Akademie, Svarez als Mitglied aufnehmen zu dürfen, da sie seiner bei der Abfassung eines deutschen Wörterbuchs bedürfe.

Die Svarez an der Holleufer Universität zugedachte Ehrung durch Ernennung zum Doctor juris erlebte er nicht mehr. Dagegen ward ihm auf dem Sterbebette noch die gebührende Anerkennung von seinem Landesherrn und Schüler zu theil, der in einer Cabinetsordre auf Svarez' Bitte seiner Frau 800 Thaler Pension mit dem keineswegs übertriebenen und dennoch von dem begeistertsten Biographen nicht zu überbietenden Lobspruche zusichert: „Ohne Euch würde weder die neue Gerichtsordnung noch das Allgemeine Landrecht, welches bis dahin als ein unauflösliches Problem betrachtet wurde, je zustande gekommen sein, und Ihr, den ich als den Schöpfer dieser unvergänglichen Denkmale der Weisheit und Gerechtigkeit meiner Vorfahren in der Regierung betrachte, werdet in diesen Euren Werken noch für die späteste Nachkommenschaft leben, die Euer Andenken im Genuß der wohlthätigen Folgen desselben segnen werden.“

M. Fl.

Was heißt „Naturgesetz“?

Eine methodologische Studie von H. Kersten.

II.

Nachdem wir im vorhergehenden das Naturgesetz definirt, kommen wir im folgenden noch zu der Frage nach unsrer Erkenntniß des dem Naturgesetz eindicirten Charakters der Nothwendigkeit.

„In vielen Gruppen der Erscheinungen“, sagt Humboldt im Kosmos, „müssen wir uns freilich noch mit dem Auffinden von empirischen Gesetzen begnügen; aber das höchste, seltener erreichte Ziel aller Naturforschung ist das Erspähen des Causalzusammenhanges selbst. Die befriedi-

Digitized by Google

gendste Deutlichkeit und Evidenz herrschen da, wo es möglich wird, das Gesetzliche auf mathematisch bestimmbare Erklärungsgründe zurückzuführen." Wir wissen, daß die letzteren in physischen Kräften und deren Wirkungen zu finden sind. Diese nun wieder lassen sich nicht anders als an Substanzen gebunden denken. Und so gelangt man je nach der Besonderheit der zu erklärenden Vorgänge zu Hypothesen über die besonderen substantiellen Träger der Kräfte (Annahme von Atomen, von einem Lichtäther, von elektrischen und magnetischen Fluidis). Die unmittelbare Wirkung der fraglichen Kräfte aber stellt man sich als eine Bewegungsform an, respective in den betreffenden Substanzen vor. Direct als Bewegungen von uns wahrgenommen werden ja nur gewisse Vorgänge in der Natur, zunächst solche mechanischer Art, bei denen sich ein Körper als Ganzes bewegt. Aber die Tendenz der modernen Wissenschaft geht dahin, auch alle anderen Vorgänge, die sich unseren Sinnen nur als ein Entstehen oder Sichverändern von Eigenschaften der Körper darstellen, als objectio aus Bewegungen, und zwar kleinster Theilchen, bestehend aufzufassen. Kurz, die Wissenschaft sucht alles Naturgeschehen überhaupt auf eine Form der Bewegung, auf eine Ortsveränderung zurückzuführen, als die einzige Veränderung, „deren Wesen", wie sich Lorberg[1]) ausdrückt, „unserm Geiste unmittelbar verständlich ist". Allerdings ist bei jedem Naturproceß vorauszusetzen, daß er sich von uns irgendwie anschaulich vorstellen läßt, wenn nicht unsre Begriffe über denselben leer bleiben sollen. Was erscheint aber anschaulicher und damit zugleich verständlicher, als ein Bewegungsvorgang? — Auch nach Kant ist die Naturwissenschaft durchgängig eine Bewegungslehre.

Wenn nun schon auf diese Weise unter Zuhülfenahme von Hypothesen Erklärungen für Naturvorgänge und deren Gesetze gewonnen werden, so brauchen doch Erklärungen noch keine vollgültigen Beweise zu sein, daß alles nothwendig so sein müsse. Dazu gehören unbedingt feststehende Prämissen. Hier aber sind die Ausgangspunkte Hypothesen. Zwar darf eine solche für um so wahrscheinlicher gelten, d. h. für um so mehr dem wahren objectiven Sachverhalt entsprechend, je besser und vollständiger sich alle zu einer Gruppe gehörigen Erscheinungen aus ihr erklären lassen. Doch darf man sich über den eigentlichen Charakter der Hypothese,[2]) als einer bloßen Voraussetzung, einer Annahme zum Zweck eines Erklärungsversuches, nicht täuschen. Hypothesen sind so lange nicht zu entbehren, als man nicht auf Erklärungen verzichten will. Der besonnenere Forscher aber bedenkt, daß eine jetzt gültige Hypothese bei einer Erweiterung und Vertiefung unsrer Erfahrungserkenntniß in Zukunft unhaltbar werden kann; und nach Beispielen in der Geschichte der Wissenschaft braucht er sich nicht lange umzusehen.

Dieser bedingten Gewißheit gegenüber bleibt freilich als ideales Ziel bestehen, was Kant von der „eigentlichen" Wissenschaft fordert, daß nämlich ihre Gewißheit apodiktisch sei. Nach ihm verdient, um kurz hierauf einzugehen, eine rationale Naturlehre den Namen einer Naturwissenschaft nur dann, wenn ihre Naturgesetze a priori erkannt werden und nicht bloße Erfahrungsgesetze sind. Er hat hiebei einen „reinen Theil" der Naturwissenschaft im Auge, der „die Principien a priori aller übrigen Naturerklärungen" enthalten und so dem empirischen Theil überall zugrunde liegen soll. „Erfahrungsgesetze", sagt Kant, „führen kein Bewußtsein ihrer Nothwendigkeit bei sich (sind nicht apodiktisch gewiß)", weil man von ihnen keine Gründe a priori angeben kann. Das heißt also, man sieht bei rein empirisch gefundenen Gesetzen von vornherein nicht, warum sie gerade so und nicht anders sind, wenn man auch a posteriori und mittels Hypothesen zu einer Erklärung gelangen kann. Dagegen heißt nun „etwas a priori erkennen, es aus seiner bloßen Möglichkeit erkennen". Und Kant unternimmt es in seinen „Metaphys. Anfangsgr. d. Naturwissenschaft", aus der vollständigen Zergliederung „des allgemeinen Begriffes von einer Materie überhaupt" ein System von aprioriischen Grund- und Lehrsätzen, resp. Gesetzen zu entwickeln. Er liefert u. a. eine metaphysische Deduction der (von ihm als „Gesetze" bezeichneten) Principien der Trägheit und der Gleichheit von Wirkung und Gegenwirkung. Auch leitet er aus dem „abgesonderten (obzwar an sich empirischen) Begriffe" der Materie die zu ihrem Wesen gehörigen Grundkräfte her und sucht ihre Vereinigung im Begriff einer Materie überhaupt a priori zu beweisen. Er findet, daß sich nur zwei bewegende Kräfte der Materie denken lassen: die Anziehungskraft und die Zurückstoßungskraft; ohne diese läßt sich die Materie selbst nicht denken, und auf sie müssen alle Bewegungskräfte in der materiellen Natur zurückgeführt werden. Die Wirkungen dieser beiden Grundkräfte heißen Gravitation und ursprüngliche Elasticität; sie machen „die einzigen a priori einzusehenden Charaktere der Materie" aus. Ueber die Ableitung der Gesetze, nach denen diese Wirkungen stattfinden, führt er selbst einiges aus; im übrigen weist er diese Aufgabe der Mathematik zu. Die letztere hat überhaupt noch des weiteren die Arbeit zu leisten, zu welcher die Metaphysik nur die allgemeinen Vorarbeiten liefern konnte. Sie hat erst noch jenen „aus der metaphysischen Behandlung der Materie" gewonnenen Begriffen und Principien die correspondirende Anschauung a priori zu verschaffen, sie hat dieselben zu „construiren". Dies ist erforderlich, um „die Möglichkeit" bestimmter Naturobjecte und ihrer Gesetze (und die Naturlehre handelt doch von bestimmten Objecten) zu erkennen, mithin um diese Dinge a priori zu erkennen. Denn aus bloßen Begriffen kann deren Möglichkeit nicht erkannt werden. Daher enthält auch Naturlehre nur so viel „eigentliche" Wissenschaft, d. h. Erkenntnisse a priori, „als darin Mathematik anzutreffen ist". Im übrigen meint Kant, daß jede Naturlehre zuletzt auf eine solche eigentliche Naturwissenschaft hinausgehen müsse, weil die Nothwendigkeit der Gesetze, die nach ihm nur aprioriisch begründet werden kann, „dem Begriff der Natur unzertrennlich anhängt und daher durchaus eingesehen sein will". So viel über den Standpunkt Kants und sein deductives Verfahren.

Sehen wir uns bei den Naturforschern selbst nach der Anwendung der Deduction um, so ist, wie König treffend bemerkt, das Zeitalter Galilei's und Newtons, der Begründer der exacten Naturforschung, gekennzeichnet durch seinen vorwiegend deductiven Geist. Von der Ueberzeugung ausgehend, „daß alle einzelnen Regelmäßigkeiten in der Natur sich aus wenigen axiomatisch anzunehmenden Zusammenhängen entwickeln lassen mußten", stellte man allgemeine Axiome oder Principien auf, wie das der Trägheit, das der Stetigkeit, das der Gleichheit von Wirkung und Gegenwirkung, die den Grund für viele specielle Folgerungen bildeten. Wie kam aber z. B. Galilei zu seinem Axiom der Trägheit? Es bedurfte für ihn, sagt König, des analysirenden Denkens, um dasselbe aus der Erfahrung zu entnehmen. Nach Kant liegen hier eben metaphysische Principien vor, deren sich, wie er sagt, die mathematischen

---

1) Lehrbuch der Physik für höhere Lehranstalten. Leipzig 1877.

2) Auseinanderzuhalten sind Hypothese und Theorie, ein Unterschied, der nicht immer genau genommen wird, der sich aber doch unschwer ergibt. Die Annahme eines Lichtäthers z. B. ist an sich recht eigentlich eine Hypothese und nur die weitere Entwicklung der Lehre vom Licht auf Grund jener einmal zugelassenen Hypothese, die „theoretische Optik", wird zweckmäßig eine Theorie genannt. Die Theorie zieht nur die Consequenzen aus der Hypothese und beansprucht für sich Geltung, sofern sie ein folgerichtiges System von Sätzen darstellt, mag die zugrunde liegende Hypothese an sich richtig sein oder nicht.

Digitized by Google

Physiker jederzeit unbewußt bedienten und bedienen mußten. Da sie die wahre Bedeutung dieser Principien nicht erkannten, andrerseits aber bloß empirische Grundsätze der apodiktischen Gewißheit, die sie ihren Naturgesetzen geben wollten, „mit Recht“ gar nicht gemäß hielten, so, meint Kant, „postulirten“ sie lieber eine solche Gewißheit, „ohne nach ihren Quellen a priori zu forschen“. Dies berührt nun die Streitfrage über den Ursprung und den Erkenntnißwerth der Axiome, worauf wir weiter unten zurückkommen. Zunächst noch einiges über die Deduction. Es liegt nahe genug, sich vorzustellen, wie für die Anwendung der Deduction in der exacten Forschung die Anwendung eben dieser Methode in der Mathematik maßgebend war. Die letztere bot das glänzende Beispiel eines auf einer relativ geringen Zahl von Axiomen sich mit aller Folgerichtigkeit und Sicherheit aufbauenden Lehrgebäudes. Als solches wirkte sie schon in rein methodischer Hinsicht vorbildlich, wie denn auch wesentlich unter ihrem Einfluß in der Philosophie der Rationalismus eines Cartesius und Spinoza entstand. Auf die Naturwissenschaft aber war sie überdies noch direct anwendbar, und sie brauchte nur mit bestimmten festen Begriffen und Principien betreffs der Qualitäten der Materie in Verbindung zu treten, um hier einen sicheren deductiven Gang zu ermöglichen. Dabei kam von den naturwissenschaftlichen Einzeldisciplinen in erster Linie die Mechanik in Betracht, sofern diese vor allem eine streugere mathematische Behandlung zuließ. In der That stellte sich dieselbe in ihrem weiteren Ausbau immer mehr als angewandte Mathematik dar. In der Neuzeit legt u. a. Lorberg (vgl. o.) Gewicht auf die Anwendung des rein deductiven Verfahrens in der Mechanik. Er betont den Vorzug der Mechanik als „einer sich mit vollkommener Consequenz aufbauenden deductiven Wissenschaft“, in welcher „sich alle Gesetze vollständig aus den fundamentalen Eigenschaften der Materie, bezw. aus den sich über dieselben ergebenden allgemeinen Sätzen, herleiten lassen“. Unter diesen Eigenschaften bezeichnet er einige als „wesentliche“, nämlich diejenigen, welche in dem Begriff der Materie als eines „Etwas, das im Raume beweglich und zugleich bewegend ist“, nothwendig enthalten sind, ohne die man sich gar keine Materie vorstellen kann: Raumerfüllung, Undurchdringlichkeit, Beharrungsvermögen (Trägheit), Bewegsamkeit. Unter den übrigen allgemeinen, aber nicht wesentlichen Eigenschaften versteht er dann diejenigen, „welche, obwohl nicht im Begriff der Materie enthalten, doch nach der Erfahrung allen Körpern zukommen oder ihnen wenigstens zur Erklärung der beobachteten Erscheinungen zugeschrieben werden müssen“: Porosität, Theilbarkeit, Molecularanziehung und -abstoßung, Gravitation. Lorberg unterscheidet also hinsichtlich der Erkenntnißart zwischen denknothwendigen und erfahrungsmäßigen, resp. auch postulirten Grundeigenschaften der Materie, ohne aber im übrigen hinsichtlich der Dignität derselben einen Unterschied hervorzuheben; sie alle gelten ihm als sichere allgemeine und fundamentale Eigenschaften. Und in der That werden sie ja als solche auch allgemein anerkannt, und insofern erscheint die Deduction der Gesetze der Mechanik aus denselben im Princip gerechtfertigt. Ermöglicht aber wird diese Herleitung eben mit Hülfe der Mathematik, und Lorberg seinerseits hält in der Behandlung der Mechanik so sehr auf „strenge logische Entwicklung und mathematische Beweisführung“, daß er dem Experiment „nur die Rolle einer nachträglichen Verification der abgeleiteten Gesetze“ zuertheilt.

Kehren wir jetzt zu der oben berührten Streitfrage zurück. Eigentliche Grundsätze oder Axiome werden sich ihrem Begriff nach als an sich allgemein einleuchtende Wahrheiten darstellen, die eine unbedingte sichere Geltung beanspruchen und somit auch als sichere Ausgangspunkte der Deduction dienen können. Nun wird freilich von seiten der Erkenntnißtheorie die Frage erhoben, worauf sich dieser Anspruch der Axiome gründen könne, und diese Frage gestaltet sich zu einer solchen nach den Erkenntnißquellen für die Axiome. Indeß, hier scheiden sich bald die Geister: hie Aprioriismus, hie Empirismus! Für den ersteren haben Grundsätze nur soweit eine wirklich allgemeine und völlig sichere Geltung, als sie unabhängig von der Erfahrung ihren Ursprung im Denken selbst mit Nothwendigkeit haben; für den letzteren haben sie eine solche, nicht obschon, sondern gerade weil sie der Erfahrung entstammen. Dies Schicksal, einen so entgegengesetzten Ursprung zugeschrieben zu erhalten, theilen die physikalischen Axiome mit den mathematischen Grundsätzen und mit den philosophischen Principien selbst. So sind z. B. die geometrischen Grundsätze nach Herschel reine Producte der Erfahrung, nach Kant aber Erkenntnisse a priori und als solche nicht von der Erfahrung bedingt. Inzwischen steht thatsächlich und ganz unabhängig von der Entscheidung dieser Streitfrage die apodiktische Gewißheit der geometrischen Grundsätze und die Sicherheit ihrer Anwendung fest. Und das ist es, woran wir uns hier nur zu halten brauchen. Auch in der Physik, speciell in der Mechanik, gelten allgemeine Sätze, deren Anerkennung man sich, ohne in Widerspruch, sei es mit dem eigenen Denken, sei es mit der Erfahrung zu gerathen, nicht entziehen kann, die, welches auch zuletzt die Quelle ihrer Erkenntniß sei, eine sichere Geltung beanspruchen und eine solche in der durchgehenden Uebereinstimmung der aus ihnen gezogenen Folgerungen mit der Wirklichkeit behaupten. Nur fehlt es für dieselben noch sehr an einer consequenten Bezeichnungsweise: bald hört man von einem „Grundsatz“, „Axiom“ oder „Princip“ der Trägheit, bald wieder von einem „Gesetz“ der Trägheit (lex inertiae) und ähnlich in anderen Fällen, wo dann das Wort „Gesetz“ eine andere und allgemeinere Bedeutung hat, als die von uns hier angenommene. Können jene Sätze von der Trägheit u. s. w. einen gewissen Grad unmittelbarer Gewißheit beanspruchen, im Gegensatz zu bloßen Hypothesen, wenn sie auch erst auf Grund eines analysirenden Denkens eingesehen werden, so verdienen sie wohl einem strengeren wissenschaftlichen Sprachgebrauch gemäß als eigentliche Axiome bezeichnet zu werden. Das Verhältniß aber der „Gesetze“ in dem engeren, von uns festgehaltenen Sinne zu jenen Axiomen entspricht dann, sofern die ersteren aus den letzteren hergeleitet werden, dem Verhältniß der mathematischen Lehrsätze zu den mathematischen Grundsätzen. Jedenfalls ist auch hier eine strengere Scheidung der Begriffe sehr wünschenswerth.

Kommen wir damit zum Schluß unsrer ganzen Betrachtung über das Deduciren. Das wichtigste Resultat derselben ist für uns, daß wir auf dem Gebiet der Mechanik wenigstens mit mathematischer Sicherheit zu der Erkenntniß der Nothwendigkeit der Naturgesetze gelangen.

Wie steht es nun da, wo nicht, wie in der Mechanik, eine von Axiomen ausgehende Deduction anwendbar ist? Es ist dann die Induction, die zu ihrer vollen Bedeutung gelangt, und es fragt sich, wie weit man auch bei bloß inductiv gefundenen Gesetzen, die sich nicht auf Axiome gründen, sondern die sich nur durch Hypothesen erklären lassen, doch zu einer Gewißheit über den Charakter der Nothwendigkeit kommen kann. Diese Frage ist um so wichtiger, als die Induction die allgemein zur Auffindung von Naturgesetzen anwendbare Methode, die naturwissenschaftliche Methode par excellence ist, als welche wir sie ja auch im ersten Haupttheil unsrer Studie zuerst allein berücksichtigt haben. Zur Beantwortung dieser Frage knüpfen wir an das bereits oben über das Wesen der Hypothese Gesagte an. Dort wurde daran erinnert, wie

eine bisher gültige Hypothese bei einer Erweiterung unsres Wissens unzulänglich werden kann. Aber, so fügen wir jetzt hinzu, an die Stelle der unbrauchbar gewordenen Hypothese werden wir eine andere zu setzen suchen, die uns zur Erklärung der neu constatirten Thatsachen verhilft. Und auf diesem Wege schreitet die empirische Forschung beständig fort. Indessen, ist dies nicht bei der Unbegrenztheit der Erfahrung ein wahrer progressus in infinitum? Wann erscheint auf irgend einem Gebiet die Erkenntniß der vollen Wahrheit durch eine bestimmte Hypothese garantirt? Dann wohl in der That, wenn keine neue Erscheinung mehr auftritt, die nicht völlig durch diese Hypothese erklärt oder auch schon vorausbestimmt würde. Und dies zu erreichen, das bleibt das ideale Ziel der empirischen Forschung. Ein besonderer Triumph wird es für die letztere immer sein, wenn sie, von der Induction zu einer Deduction übergehend, Folgerungen aus einer Hypothese zu ziehen vermag, die nachträglich durch die Erfahrung eine Bestätigung finden. Würde damit aber nun ein eigentlicher strenger Beweis für die Wahrheit der Hypothese selbst gewonnen werden, so daß dann auch die durch sie erklärten empirischen Gesetze wirklich als nothwendig geltend erscheinen? Denn das letztere, worauf es uns hier ankommt, setzt das erstere voraus und trifft mit ihm zu. Wir antworten hierauf mit einer Bemerkung Ravaissons,[1]) die er bei Besprechung von Duhamels mathematischer Methodenlehre macht. Nachdem dort gesagt ist, daß Folgerungen streng genommen die Richtigkeit ihres Princips nur insofern beweisen, als sie auf ein Verhältniß wechselseitiger Abhängigkeit führen, und ferner, daß man in der Physik nicht wie in den auf Definitionen beruhenden Wissenschaften zu umkehrbaren Sätzen gelange, heißt es weiter: „Eine große Menge wahrer Consequenzen, die sich aus einer Hypothese ableiten lassen, ermöglicht zwar nicht eine eigentliche Umkehrung, also den Beweis, doch gibt sie wenigstens eine hohe Wahrscheinlichkeit, welche sich endlos dem Beweise nähern kann." Und in demselben Maße, so fügen wir hinzu, als diese Annäherung sich vollzieht, erweist sich auch die Geltung der empirischen Gesetze als eine nothwendige.

Daß diese Geltung in der That eine nothwendige sein müsse, davon haben wir von vornherein und vor allem Beweise schon ein gewisses unmittelbares Bewußtsein, welches mehr oder weniger deutlich sein kann, aber jedenfalls erst das Motiv bildet, uns des näheren nach einem Beweise umzuthun. Denn zu dem Begriffe des Gesetzmäßigen gehört vor allem der Begriff des Allgemeingültigen, d. h. des in allen Fällen einer Art Geltenden. Wie kommen wir aber dazu, aus dem Besonderen ein Allgemeines zu folgern? Offenbar setzen wir jedesmal, wenn sich uns eine Reihe gleichartiger Erscheinungen von einem gewissen übereinstimmenden Verhalten zur Beobachtung darbietet, ganz spontan und so, daß wir dessen erst bei näherem Reflectiren genauer inne werden, eine gemeinsame, ihrem Wesen nach unveränderliche Ursache voraus, die das Uebereinstimmende an diesen Erscheinungen beständig in derselben Weise bewirkt und macht, daß es immer so sein muß. Und wir kommen zuletzt gar nicht zu dem Gedanken an etwas Allgemeingültiges und Gesetzmäßiges ohne die Voraussetzung eines Grundes, welcher die in allen beobachteten Fällen derselben Art constant wiederkehrenden gleichen Verhältnisse nothwendig bestimmt und somit diese Constanz auch für alle nicht beobachteten und zukünftigen Fälle gewährleistet. Schließlich beruht eben die ganze Induction auf der uns mehr oder weniger klar bewußt werdenden Voraussetzung oder Vermuthung nothwendig bestimmender Gründe, indem bei dem Zustandekommen eines jeden Inductionsschlusses das Causalitätsprincip in uns schon im stillen wirksam ist und das eigentliche innerste Agens abgibt für die Verallgemeinerung des Besonderen. „Das Axiom der Causalität," so heißt es bei Ravaisson in dem Abschnitt über Comte's spätere Philosophie, „ist der verborgene Herr aller Induction." Ein Axiom also von solch unbedingter Autorität ist es zuletzt, welches uns die Annahme einer nothwendigen Geltung der empirischen Gesetze vorweg dictirt. Die wichtigste Aufgabe der Wissenschaft aber bildet es, die im voraus vermutheten Gründe, welche die Geltung zu einer nothwendigen machen sollen, des näheren wirklich nachzuweisen und dadurch die vorläufige Vermuthung zur Gewißheit zu erheben.

Zum Schluß noch eine kurze Bemerkung. Es ist wohl möglich, daß manche der empirischen Gesetze, wie dies bei einzelnen in der That schon der Fall gewesen, sich später als Folgerungen aus anderen noch höheren und umfassenderen Gesetzen ergeben und ableiten lassen. Aber sie bedürfen dessen nicht erst zu ihrer nothwendigen Geltung, und wir sind mit unsrer Behauptung betreffs der letzteren ganz unabhängig von der etwaigen zukünftigen Entdeckung solcher höheren Gesetze.

Wie weit übrigens eine solche Ableitung gelingen wird und ob einst die Ahnung weit blickender Forscher, daß die Einzelgesetze zuletzt sogar alle aus einem einzigen obersten Gesetz herfließen dürften, sich erfüllen wird, ob man vielleicht auf Grund der Ansicht von der Einheit aller Naturkräfte zu der Erkenntniß eines alldeherrschenden Weltgesetzes gelangen wird, welches an der Spitze der ganzen Naturordnung steht, dies bildet ein Problem für sich.

---

[1]) Felix Ravaisson, Die französische Philosophie im 19. Jahrhundert. Deutsch von Dr. Edm. König. Eisenach 1889.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. Dem Berichterstatter über juristische Werke kommen Bücher in Geschenkeinbänden selten in die Hand; auf diesem Gebiete gedeiht die Geschenkliteratur sehr schlecht. Man mag es von betheiligter Seite in Abrede stellen, es ist doch wahr: Poesie und Juristerei vertragen sich nicht. Und wo ein Jurist dichtet, ist es in der Regel darnach. Ausnahmen mögen bestehen. Es thut mir leid, daß ich das mir vorliegende „Brevinrium Juridicum, das ist zu Teutsch Juristen-Beevier" nicht daenntee zählen tann. Dee Verjasser, Doctor Juris utriusque *Adolphus Hansen*, Hamburgensis, versichert zwae auf dem Titelblatt, sein „newes Buch, in commissionae verlegt in der löblichen Stadt Berolinum durch die fürsichtigen Trucker Rosenbaum & Hart, sei gar kurzweilig zu lesen uno zu singen, mit vielen lieplichen carmialbus auch nothwendigen Traktementen zur Weit gesetzt", aber er vermog nicht zu halten, was er verspricht. Der erste Theil des Buches enthält Gedichte, vorwiegend im Kneiplieberton, juristische Anekdoten in Reimen; dee zweite Theil bringt eine ernsthafte Rückübersetzung dieser Reime in die Prosa. Es gehört ein genügsames Publtrum dazu, um sich daran zu erfreuen; aber wie Juristen sind ja zumeist sehr genügsame Leute. — Ein zweites, ebenfalls sehr elegant ausgestattetes Büchlein bekundet einen lobenswerthen vnd zum großen Theil auch glücklich durchgeführten Versuch. Der Züricher Professor Cohn unternimmt darin eine Umgestaltung des Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich in die Form von Sprüchen, wie sie im Mittelalter an Stelle der tangathmigen Paragraphen als Rechtssätze aufgestellt waren. Man hat bei dee Beuetheilung des Bürgerlichen Gesetzbuchs vielfach beklagt, daß es kein volksthümliches Werk sei, daß es so weit abstehe von der kernigen Art, die den mittelalterlichen Rechtswerken anhafte, ja daß selbst die knappe und präcise Fassung, wie sie der Code Napoléon aufweist, nirgends erreicht und sichtlich gar nicht angestrebt sei. Dem ersten Entwurf gegenüber hatten diese Vorwürfe volle Berechtigung; in dee Gestalt aber, wie das Gesetz nun fertig vorliegt, gibt es wenig Anlaß mehr zu formellen Beanstandungen. Allerdings hat es da, wo ihm nur die Wahl blieb, breit, aber deutlich, oder knapp, aber unbestimmt zu sein, stets den ersteren Weg vorgezogen und das ganz mit Recht. Die Zeiten sind vorbei, in denen mit ein paar kurzen Sätzen die ganze Regelung eines Rechtsinstituts sich erledigte. Ein modernes Gesetzbuch, das als Grundlage der einheitlichen Judicatur eines

großen Rechtsgebietes dienen soll, muß eingehende und möglichst unzweideutige Vorschriften treffen; damit läßt sich Knappheit und Wohllaut selten vereinigen. Die Beispiele aus dem Code Napoléon sind nicht sehr zahlreich und nicht unanfechtbar; manches dieser so bestimmt erscheinenden Citate macht der Praxis bei der Feststellung seiner Tragweite bös zu schaffen. Im Gedächtniß haften allerdings solche Schlagworte erheblich leichter als die sorgfältig und mit Abwägung jedes Wortes festgestellten Gesetzesredactionen, und wenn man über den Inhalt einer Bestimmung sicher ist, dann mag man sie sich wohl mit einem solchen knappen, wenn auch nicht vorschöpfenden Ausdruck einprägen. Dazu wird das Schriftchen Cohns gute Dienste leisten. Vorerst ist nur ein Bändchen erschienen, das den allgemeinen Theil des Gesetzbuchs behandelt. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn der Verfasser nicht jeden Paragraphen in seiner Weise umzugestalten versucht hätte; mancher seiner Sprüche klingt gesucht und gezwungen. Im ganzen aber verdient die Arbeit alle Anerkennung.

S. Sch. „Der Gotthard" von Karl Spitteler. Frauenfeld, J. Huber 1897. — Karl Spitteler, dem wie früher (Beilage von 1893, Nr. 42, 1895 Nr. 300) eingehende Würdigung zutheil werden ließen, ist auch in dem vorliegenden Buche der Mann, dem die ausgetretenen Pfade zuwider sind. Wenn er gelegentlich von sich sagt, daß er die Natur gern homöopathisch behandle, „beim Regen baden geht und im August Mailand aufsucht" und daran anknüpfend eine Wintersahrt zu den Lawinen von Airolo schildert, so mag das in manchem gesucht vorkommen. Aber so ist nun einmal Spittelers Natur. Seine Eigenart kommt seitlich in den Wanderbildern zu Fuß und auf der Eisenbahn, die das Buch enthält, keineswegs voll zum Ausdruck, aber anders, als die anderen ist er auch hier. Schon die Eisenbahnfahrt gibt ihm zu manchen originellen Bemerkungen und Betrachtungen Anlaß; noch Interessanteres sieht und beschreibt er bei seinen Fußwanderungen. Von großer Sachkenntniß zeugen die Bemerkungen über die Entwicklung der Vegetation auf der Linie der Gotthardbahn und gar lustig sind die Stellen über den Föhn und die Nerven, über die Art, wie man die Natur genießen soll und über Luxusbauten in dem Capitel „Schluß und Uebersluß". In Summa ein Reisebuch, das den Leser nicht nur in interessante Gegenden führt, das ihn auch mit einem interessanten Reisenden bekannt macht.

∞ J. V. Widmann: Sommerwanderungen und Winterfahrten. Frauenfeld, Huber, 1897. In unseren Tagen der Weltumseglungen und „Jungfrau"-Bahnen hat der Schweizer Spaziergänge den Mut, allbekannte Gelände, wie den Comer See, aber abseits liegende Bergwinkel, wie die Seitenpfade des Jura, zu schildern. Und er gewinnt bei solchem Unternehmen immer mehr Begleiter, weil er ein Reisekamerad ist, wie einen besseren, am Lesetisch und in freier Natur, Leute vom Schlag Billroths und Brahms' nicht zu finden und zu künden wußten. Die neuen Reiseblätter Widmanns führen uns von der Villa „Carlotta" des Herzogs von Meiningen am Comer See an den deutschen Musensitz des kunstsinnigen Fürsten; von den Bergschluchten des Doubs in den Sennewald; aus der Lombardei nach Savoyen, und allerorten bewährt sich der anmuthige Landschafter zugleich als humoristischer Gesellschafter und milder Menschenkenner, der nicht nur sinnig plaudert, sondern auch was zu sagen hat.

* In wichtigen neuen Gegenbildern ist bei seinen Aufnahmen mit Röntgen-Strahlen neuerdings Prof. Dr. Buhl in Charlottenburg gelangt. Er fand in Uebereinstimmung mit Tesla, daß es Röntgen-Strahlen von ungemein großer Stärke gibt, die es gestatten, Erscheinungen, die sich früher nicht kenntlich machen ließen, auch weiter Entfernung aufzunehmen. Dr. Buhl berichtet in der neuesten Nummer der „Deutschen Med. Wochenschrift" Folgendes: „Auf 1 Meter Entfernung habe ich in fünf Minuten ein vorzügliches Bild einer Hand erhalten; die Struktur der Knochen ist tadellos wiedergegeben. Etwas weniger gut ist das Resultat bei der Aufnahme einer Hand in fünf Minuten bei zwei Meter Entfernung gewesen, hauptsächlich aber, weil die Hand, wie die Photographie lehrt, nicht ruhig gelegen hatte. Gleichzeitig lagen auf der Platte eine Uhrkette, eine Busennadel, Stahlfedern in einer Schachtel und ein Portemonnaie. Diese Gegenstände sind vorzüglich gekommen; im Portemonnaie sieht man rein schärfste alle darin enthaltenen Gegenstände, wie Münzen, Schmutzkörner, Gummibändchen, die Form mehrerer Stadtbahnbillets, eines Heftpflasters im Cartan, kleine Staubtheilchen, welche sich in der Ecke einer Tasche angesammelt hatten, und die Falten im Leder. Auf den Stahlfedern, deren eine eine Sonnenecken'sche Rundschriftfeder ist, bildete sich scharf die Nummer 2 ab; der letztere Umstand ist besonders hervorzuheben, denn die Erzielung dieses Bildes der 2 läßt sich wohl nur daraus erklären, daß durch die Prägung das Metall an der betreffenden Stelle etwas dünner ist." Ueber die Vortheile, die die neue Erfahrung mit sich bringt, sagt Dr. Buka: „Die perspectivische Verzerrung der darzustellenden Knochen, Organe u. s. w. wird um so geringer und die Bilder nähern sich um so mehr der wahren Größe der Gegenstände, je weiter die zu photographirenden Objecte von der Röhre entfernt sind. Es sind somit gewisse Irrthümer in der Diagnose in Zukunft leichter zu vermeiden. Ferner bemerke ich, daß wie bei den bisher üblichen Entfernungen von etwa 20 bis 40 Centimeter der Röhre vom Object so scharfe und detailreiche Bilder wie neuerdings noch nicht gelungen waren. Und endlich dürfte es für den Patienten weit angenehmer sein, die Röhre in größerem Abstand von seinem Körper angebracht zu sehen."

* In Deutsch Neu-Guinea hatten Dr. Karl Lauterbach, Dr. Keesing und Tappenbeck im Mai und Juni d. J. einige Expeditionen von der Astrolabebai aus ins Innere unternommen, die den gebirgigen Charakter des Landes bestätigten und zur Anlage einer Station im Innern führten. Zunächst wurde das Hertzgebirge erreicht, das bei den Eingeborenen Jasomanna heißt und sich sehr steil erwies. Dr. Keesing erkletterte die höchste Spitze (1100 Meter). Das Gebirge besteht aus blaugrünen Thonschiefern, mit Conglomeraten abwechselnd. Auf einer zweiten Expedition wurde dasselbe Gebirge an einer Stelle passirt, durch die ein aus Südwesten kommender Zufluß des Gogal bricht, und nun im wesentlichen südwestliche Richtung eingehalten. Zahlreiche Ketten von Sandstein und Thonschiefern ziehen sich im Westen des Hertzgebirges hin, der Boden ist fruchtbar, das Land bevölkert. Der fernste erreichte Punkt lag in der Luftlinie 40 km westlich von Stephansort an der Astrolabebai. Lauterbach bestieg hier einen Berg, von dem er nach Westen zu zehn Parallelketten mit immer steigender Höhe (von 100 bis 2000 Meter), nach Norden zu, gegen den Augustafluß, einen 3000 Meter hohen, und nach Südwest einen 4000—5000 Meter hohen Gebirgsstock (Bismarck-Gebirge) erblickte. Die in ethnographischer Beziehung sehr interessanten Eingeborenen versorgten die Expedition mit Lebensmitteln. An dem von Südwest her dem Gogal zufließenden Nebenfluß wurde, in 3000 Meter Höhe und 100 Kilometer von der Küste entfernt, eine Station angelegt und dann die Rückreise nach Stephansort angetreten. — Später unternahmen die drei Forscher eine dritte Expedition in das Innere, von der sie, nach einem bereits im gestrigen Hauptblatte mitgetheilten Telegramm Ende October wohlbehalten und erfolgreich zur Küste zurückgekehrt sind. Die Expedition hat am Fuße des Bismarck-Gebirges einen unansehnlichen schiffbaren Strom entdeckt. Er durchfließt eine fruchtbare, stark bevölkerte, ausgedehnte, zur Cultur geeignete Ebene, die 200 englische Meilen weit erforscht worden ist. Bisher war es noch nie geglückt, im Innern Neu-Guinea's stark bevölkerte Landstriche aufzufinden.

* **Heidelberg.** Der Privatdocent der Chemie Dr. Emil Knövenagel ist zum außerordentlichen Professor befördert worden.

* **Halle.** Der Titularprofessor Dr. Karl Sebastian Cornelius, Privatdocent der Physik und Meteorologie an der Universität, ein Anhänger Herbarts, ist, 76jährig, gestorben.

* **Meißen.** Ein interessantes Buch befindet sich in der hiesigen Fürsten- und Landesschule zu St. Afra. Es ist dies ein alter Foliant, der, wie jetzt im „Arch. f. sächs. Gesch." dargethan wird, dem Bauernführer Thomas Münzer gehörte. Das Buch enthält die Erasmische Ausgabe der Werke Cyprians und die erste Ausgabe des Tertullian. Die Vorrede zur letzteren, die eine von Beatus Rhenanus herrührende Lebensbeschreibung Tertullians enthält, ist mit zahlreichen Randbemerkungen von der Hand Münzers bedeckt, in denen die im römischen Sinne gehaltenen Aeußerungen des Rhenanus heftig bekämpft werden. Dem Folianten ist noch ein Vorsetzblatt eingeklebt, das eine handschriftliche Notiz nam etwas späterer Hand enthält. Diese berichtet in 35 Zeilen über den Bauernkrieg und das Schicksal Münzers. Da sich im Archiv der Fürstenschule keine Notiz über das Buch findet, läßt sich nicht feststellen, wann es auf die Bibliothek gekommen.

* **Wien.** Am 5. d. M. wurde das Präsidium der Geographischen Gesellschaft, sowie das Schicksal Münzers. Da sich im Archiv der Fürstenschule keine Notiz über das Buch findet, läßt sich nicht feststellen, wann es auf die Bibliothek gekommen.

* **Wien.** Am 5. d. M. wurde das Präsidium der Geographischen Gesellschaft, sowie das Ritter v. Haue, Oberst v. Steinack und Oberbergrath Dr. Tietze, sowie Generalstabschef Dr. Gallina, vom Erzherzog Rainer in Audienz empfangen. Die Herren richteten an den Erzherzog die Bitte, das Protectorat über die Gesellschaft übernehmen zu wollen. Der Erzherzog

erklärte, er sei mit Vergnügen bereit, der Bitte des Ausschusses zu willfahren und für die Interessen der Gesellschaft zu wirken.

* **Wien.** Der hiesige Gemeinderath Anton Einsle, eine Autorität auf dem Gebiete des Buch- und Kunstantiquariats und der Bibliographie überhaupt, hat in den „Publicationen des Vereins der österreichisch-ungarischen Buchhändler" soeben eine bemerkenswerthe Arbeit herausgegeben — einen Catalogus librorum in Austria prohibitorum, ein Verzeichniß der in Oesterreich verbotenen Druckschriften. Dies Verzeichniß enthält in alphabetischer Ordnung die Titel aller Druckschriften, die in Oesterreich seit der Erlassung des Preßgesetzes vom 17. December 1862 bis Ende des Jahres 1895 durch gerichtliche Erkenntnisse verboten worden sind, mit Angabe der Paragraphen des Strafgesetzes, aufgrund deren das Verbot erfolgt ist. Vorangeschickt ist der Wortlaut der betreffenden Strafparagraphen und der auf die Verbote bezüglichen preßgesetzlichen Bestimmungen. Das Verzeichniß enthält nicht nur die verbotenen Bücher und Broschüren, sondern auch die politischen Flugblätter und sämmtliche belletristische Journale, Monats- und Wochenrevuen und illustrirte Zeitschriften. Ausgeschieden wurden jedoch die Tagesblätter und die Druckschriften in slavischer Sprache. Die Uebersicht füllt nicht weniger als 159 Seiten in ziemlich engem Druck und ist charakteristisch für die politische Tendenzliteratur der letzten 30 Jahre. Die überwiegende Mehrzahl der verbotenen Druckschriften ist socialistischen oder anarchistischen Inhalts. Daran schließen sich der Quantität nach die antisemitischen Geistesproducte, ferner die freireligiösen und antikirchlichen Schriften und endlich als eine Specialität für Oesterreich die irredentistischen italienischen Publicationen. Notorisch fehlt auch eine gewisse unsittliche Sorte der Unterhaltungsliteratur in dem Verzeichniß nicht. Von bekannten Schriftstellern, deren Werke in Oesterreich verboten sind, hebt die „N. Fr. Pr." aus dem Verzeichniß hervor: August Bebel („Der deutsche Bauernkrieg", „Die wahre Gestalt des Christenthums", „Unsere Ziele", „Die Frau"), Friedrich Engels („Der Ursprung der Familie", „Die Entwicklung des Socialismus" und die „Wohnungsfrage"), Peter Kropotkin („Die anarchistisch-communistische Bibliothek"), Paul Lafargue („Communismus und Capitalismus", „Der wirthschaftliche Materialismus", „Das Recht auf Faulheit", „Die Darwin'sche Theorie"), Wilhelm Liebknecht („Soll Europa sozialistisch werden?", „Wissen ist Macht", „Hochverrath und Revolution", „Robert Blum"), John Henry Mackay („Der Anarchismus", „Die Anarchisten" und „Dichtungen"), Johann Most („Die Eigenthumsbestie", „Die Gottespest", „Die Religionsseuche" und noch eine Reihe von Schriften mit ähnlichen Titeln). Unter der Masse verbotener antisemitischer Schriften, welche zumeist unanym erschienen sind, befinden sich die „Judenfrage", der „Esau der Religion" und die „Größen der modernen Literatur" von Dühring, und die „Judenfrage", sowie die Polemik über das „Menschenopfer des Rabbinismus" von Professor Rohling. Mehrere Werke über die ungarische Insurrection stehen noch auf dem Index, und zwar Michael Horvath's „Geschichte Ungarns in den Jahren 1848 und 1849" und die „Geschichte der ungarischen Revolution von 1847 bis 1849" von Daniel Irányi und Charles Louis Chassin, sowie zwei Broschüren von J. E. Horn über Oesterreich und Ungarn aus dem Jahre 1860. An der Spitze der verbotenen italienischen Schriftsteller steht der Poet Giosuè Carducci mit einer ganzen Reihe seiner Dichtungen, und auch Cesare Cantù mit seiner Geschichte Italiens ist noch immer verboten. Als Curiosität ist zu bemerken, daß sich auch drei Hirtenbriefe katholischer Bischöfe als verboten auf dem Index befinden, nämlich jene der böhmischen Bischöfe vom 24. Juli 1868 und des Bischofs Rudigier vom 7. September 1868 (gegen die confessionellen Gesetze) sowie der des Fürstbischofs von Trient vom 2. Febr. 1871, der wegen Störung der öffentlichen Ruhe und Herabwürdigung der Verfügungen der Behörden confiscirt und verboten worden ist.

Neue Kataloge: L. Meder Nachf. P. Hönicke, Heidelberg: Antiquariats-Kat. Nr. 13. Cultur- u. Sittengeschichte. — Ernst Carlebach, Heidelberg: Antiquar. Verzeichniß Nr. 216. Theater und Musik. — J. Eduard Mueller, Halle a. S. 1896: Kat. Nr. 55. Geschichte der außerdeutschen Länder. Aus den Bibliotheken des † Dr. Rasemann und † Dr. Opel. — Kat. der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg i. Br. 1801—1895. — M. Spirgatis, Leipzig 1896: Antiquar. Kat. Nr. 44. Semitica; Supplement zu Nr. 44. Neupersisch, Türkisch; Nr. 45. Indoarische und iranische Sprachen.

Lehr- und Hülfsbücher für das Wintersemester!

In Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg sind erschienen: (15839)

Kuno Fischer. Einleitung in die Geschichte der neueren Philosophie. 4. Aufl. 4 M. Lwd. geb. 5 M. **G. W. Leibniz.** 3. Aufl. 14 M. Hfz. geb. 15 M. 60. **Immanuel Kant.** 2 Bde. 3. Aufl. 24 M. Hfz. geb. 27 M. 20. **J. G. Fichte und seine Vorgänger.** 2. Aufl. 18 M. Hfz. geb. 20 M. **Fr. W. J. Schelling.** 2. Aufl. 22 M. Hfz. geb. 24 M.

Gmelin-Kraut. Handbuch der Chemie. Anorganische Chemie. 6. Aufl. II. 2. Lfg. 9/14 herausgeg. von Prof. Dr. A. Hilger. Bearb. von Dr. R. Weinland. 9 M. (Der Schluss des Werks ist unter der Presse.)

L. Frauer. Neuhochdeutsche Grammatik. 2. Ausgabe. 4 M. Lwd. geb. 5 M.

W. D. Halliburton. Lehrbuch der chemischen Physiologie und Pathologie. Deutsch bearb. von Dr. K. Kaiser. Mit über 100 Holzschn. 20 M. Lwd. geb. 21 M. 60. **Grundzüge der chemischen Physiologie.** Mit 74 Holzschn. 4 M. Lwd. geb. 4 M. 80.

A. Jurasz. Die Krankheiten der oberen Luftwege. Mit Holzschnitten. 12 M.

E. Kalkowsky. Elemente der Lithologie. 8 M. Lwd. geb. 9 M. 20.

Ad. Mayer. Lehrbuch der Agrikulturchemie. 2 Bde. 4. Aufl. Hfz. geb. 30 M. Daraus sind einzeln zu haben: **Die Ernährung der grünen Gewächse.** 10 M. **Die Bodenkunde.** 4 M. **Die Düngerlehre.** 6 M. **Die Gärungschemie.** 6 M.

Victor Meyer. Chemische Probleme. 2. Aufl. 1 M. **Ergebnisse und Ziele der stereochemischen Forschung.** 2 M. 40. **Probleme der Atomistik.** 2. Aufl. 1 M.

E. Pfitzer. Uebersicht des natürlichen Systems der Pflanzen. 1 Mark.

G. Rupp. Die Untersuchung von Nahrungsmitteln, Genussmitteln und Gebrauchsgegenständen. Mit 115 Abbildungen. Lwd. geb. 8 M.

Sammlung von Elementarbüchern der altgermanischen Dialekte. I. Band. **Streitberg.** Urgermanische Grammatik. 8 M. Lwd. geb. 9 M. II. Bd. **Kahle.** Altisländisches Elementarbuch. 4 M. Lwd. geb. 4 M. 80. III. Bd. **Streitberg.** Gotisches Elementarbuch. 3 M. Lwd. geb. 3 M. 60.

Walter. Juristische Examinatorien. I. Gerichtsverfassung und Personenstandsgesetz. 60 Pfg. II. Strafrecht. 1 M. III. Strafprozeß. 80 Pfg. IV. Civilprozeß und Kostenordnung. 1 M. 80. V. Handels- und Wechselrecht. 1 M. 60. VI. Französ. Civilrecht. 4 M. 80. Lwd. geb. 5 M. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen! [15649]

Vera.

Roman von

Ernst Eckstein.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 5 Mark. — Elegant gebunden 6 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von Wilhelm Herz in Berlin.

Soeben erschien: [15842]

Essays

von

Otto Gildemeister.

Herausgegeben von Freunden.

Erster Band.

Geheftet 6 M. — Gebunden 7 M.

Vor kurzem sind erschienen:

Frommanns Klassiker der Philosophie.

I. G. Th. Fechner. Von K. Lasswitz. 214 S. M. 1.75.

II. Hobbes. Von F. Tönnies. 246 S. M. 2.—

III. Kierkegaard. Von H. Höffding. 186 S. M. 1.50.

Eleg. geb. jeder Band 50 Pf. mehr.

Fr. Frommanns Verlag in Stuttgart. (15855)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Montag, 9. November. Nummer 260.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Das Melodram „Die Waise und der Mörder“ und „Der Traum ein Leben“. Von Dr. Emil Horner. — Vom Akanthusornament. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das Melodram „Die Waise und der Mörder“ und „Der Traum ein Leben“.

Von Dr. Emil Horner.

Wer die reizbare Natur von Grillparzers Nervensystem aus der Selbstbiographie und den Tagebüchern kennt, weiß, daß schon geringfügige Ursachen auf sein Gemüth die Wirkung bis zur Extase gesteigerter Erregungen üben konnten. Daß ein gut Theil dieser krampfhaften Erschütterungen seines Innern auf Rechnung einer mütterlicherseits ererbten Empfindlichkeit der seelischen Organe zu setzen ist, leidet keinen Zweifel, der Ursprung anderer läßt sich vorläufig wegen der Mangelhaftigkeit unsrer psychologischen Kenntnisse nicht mit Sicherheit feststellen. Welche Seelenmarter ihm speciell theatralische Darstellungen bereiten konnten, darauf hat er selbst wiederholt hingewiesen. Des widerlichen Eindruckes, den die erste Aufführung der „Ahnfrau“ auf ihn machte und der ihm das Gelöbniß abnöthigte, in der Folge nie wieder der Vorstellung eines seiner Stücke beizuwohnen, gedenkt er in der Selbstbiographie: ihm war, als ob er einen bösen Traum verkörpert vor sich hätte. Ein Wunder war es eben nicht, daß Grillparzers Nervensystem sich zu jener Zeit in einem Zustand höchster Ueberreizung befand; die Plackereien mit einer verzopften Censur, die ermüdenden Proben, die Sorge des Anfängers um das Schicksal seines Werkes, endlich, als der Erfolg bereits unzweifelhaft war, die Zänkereien der Recensenten wegen der Schicksalsidee ließen den Dichter nicht zur Ruhe kommen. Nach seinem eigenen Geständniß wurde ihm so die Freude an dem Gelingen seines Dramas verkümmert, auf der andern Seite freilich kam der löbliche Entschluß zur Reife, für sein nächstes Stück einen möglichst einfachen Stoff zu wählen, um der Welt zu zeigen, daß er auch durch die bloße Macht der Poesie Wirkungen hervorzubringen im stande sei. Am 31. Januar 1817 war die „Ahnfrau“ zum erstenmal in Scene gegangen, fast genau fünf Monate später fand er, wie bekannt, durch den befreundeten Dr. Felix Joel sein Augenmerk auf die Liebesgeschichte der lesbischen Sappho hingelenkt. Abermals ging Grillparzer in einem aus Fieberhafte grenzenden Arbeitseifer auf. Seine Angabe, daß er das neue Drama in weniger als drei Wochen vollendet habe, bedarf nur einer leisen Correctur, da er, wie man aus dem Manuscript ersieht, vom 1. bis 25. Juli, bloß an zwei Tagen mit der Arbeit aussetzend, daran schrieb. Als Ursache der Unterbrechung gibt Grillparzer selbst in dem Entwurfe eines Briefes an Müllner, der aus der Zeit unmittelbar nach der „Sappho“-Aufführung (21. April 1818) herrührt, eine Krankheit an. Ob hiedurch wirklich eine Incongruenz in das Stück hineingetragen wurde, wie sich der Dichter in allzu strenger Selbstkritik zum Vorwurf macht, bleibe dahingestellt. Für uns ist hier wichtiger, daß diese Krankheit — das geht aus einer bisher zu wenig beachteten Tagebuchstelle (Werke [5] 19, 182 f.) hervor — eine verstärkte Reizbarkeit seines durch die überhastete Arbeit an der „Sappho“ ohnehin alterirten Nervensystems zur Folge hatte. Und da er trotzdem den aufregenden Theaterbesuch nicht ließ, so kam es, daß er wenige Wochen nachher gelegentlich einer Vorstellung im Theater an der Wien in eine an die Nerven greifende Erregung gerieth, dergleichen er vorher nur ein einzigesmal erlebt hatte. Das war ihm am 29. November 1810 widerfahren, als er sich, nachdem er lange gezögert hatte, hinzugehen, in der Oper den gefeierten Castraten Velluti anhörte. Der natürliche Widerwille, den er von vornherein gegen Sänger dieses Schlages empfand, steigerte sich da bis zu einer nervösen Schmerzempfindung. Vor seinen Blicken schien sich Velluti's Gestalt zu einer wahren Teufelsfratze zu verändern, und es durchflog ihn ein unnennbares entnervendes Gefühl, das fast wie ein elektrischer Schlag wirkte. Nach Hause zurückgekehrt, zeichnete sich Grillparzer noch um elf Uhr Abends den merkwürdigen Vorfall auf,[1]) und sieben Jahre später kam er nochmals darauf zurück, um einzig den jüngsten, nur noch schlimmeren Eindruck damit zu vergleichen. Man gab das Drama „Die Waise und der Mörder“. „Mlle. Demmer,“ berichtet Grillparzer, „spielte in dem genannten Drama die Rolle des Taubstummen mit hinreißender Lebhaftigkeit. Am Schlusse des Stückes, als sie den Mörder ihres Vaters erkennt, wurden ihre Bewegungen mit jedem Moment immer heftiger, und ich war fast im Fieber. Endlich erblickt sie das verhaßte Antlitz und fährt entsetzt zurück — da war's geschehen. Der Schlag ging durch meinen ganzen Körper und ich war darnach so ermattet, daß ich mich mühsam aus dem Theater schleppen mußte. Auch hier war meine Empfindung gleichsam mit einem schimmernden Lichte begleitet, das aus dem Körper der Schauspielerin auszugehen schien. Wohlgemerkt, das letztemal war ich kurz von einer Krankheit aufgestanden.“

Die Erwähnung des Dramas „Die Waise und der Mörder“, worin, wie wir sehen werden, vereinzelte Motive des Grillparzer'schen Märchens „Der Traum ein Leben“ vorgebildet sind, ist ein Umstand von nicht geringer Wichtigkeit, weil hiedurch die Bekanntschaft des Dichters mit dem Stück, die sonst bloß auf innere Gründe hin vermuthet werden könnte, zur Gewißheit erhoben wird. Von dem Stück als solchem nahm er freilich keine ebenso günstige Meinung mit sich fort wie von dem Spiel der Mlle. Demmer, und er kennzeichnet den poetischen Gehalt desselben wegwerfend genug als einen mehr denn mittelmäßigen. Diese abfällige Beurtheilung scheint die Ursache gewesen zu sein, daß man dem erwähnten Stück bisher noch keine Aufmerksamkeit zugewendet hat. Oder richtiger: man hat es wohl gesucht und nur unter dem falschen Jahr 1816 nicht

[1]) Grillparzer-Jahrbuch III, 136 f.

Digitized by Google

finden können. Es erlebte nämlich erst im folgenden Jahr 1817 seine erste Aufführung in Wien, woraus hervorgeht, daß die ganze Tagebuchnotiz, die vermuthlich auf ein loses Blatt geschrieben war, nur durch Irrthum unter die Aufzeichnungen des Jahres 1816 gerathen ist.

Faßt man das Stück zunächst von der Seite jener Rolle ins Auge, deren Darstellerin durch ihr grandioses Spiel Grillparzers Gemüth so leidenschaftlich erregte, so stellt es sich als ein directer Abkömmling jener zahlreichen Melodramen dar, welche die Figur des Stummen zum Zweck einer billigen Rührung in den Mittelpunkt der Handlung stellen. Die mit körperlichen Gebrechen behafteten und darum des Mitleids in erhöhtem Maße würdigen Unglücklichen haben ja auf der Bühne seit jeher ihre Schuldigkeit gethan. Schon die zeitgenössische Kritik verwies auf Stücke wie „Die kluge Frau" und „Wladimir", welche in der Verwerthung der stummen Personen vorangegangen waren. Auch im „Taubstummen oder Abbé de l'Epée" Bouilly's, einem in Kotzebue's Bearbeitung noch jetzt viel gelesenen Drama, erscheint eine solche Figur zum Range des Hauptcharakters erhoben. Im Jahre 1800 zum erstenmal im Theater an der Wien gegeben, sodann auch in das Repertoire des Burgtheaters übernommen, behauptete es sich durch Jahrzehnte auf der Bühne. Mit keinem Stück jedoch hat „Die Waise und der Mörder" größere Aehnlichkeit als mit dem „Walde bei Bondy", bekannter unter dem Titel „Der Hund des Aubry de Mont Didier".[1]) Auch hier handelt es sich um die Entdeckung des wahren Mörders, auch hier steht dem Bösewicht die Contrastfigur des braven stummen Knaben gegenüber. Auf grund des Verdachtsmomentes, daß ein dem Ermordeten entwendeter Geldbeutel in seinem Besitz gefunden wird, unschuldig verfolgt und zum Hinrichtungstode verdammt, wird er durch den Spürsinn eines Hundes gerettet, der den Häschern auf die Fährte des eigentlichen Missethäters verhilft. Noch hofft der in die Enge Getriebene sich durch den Sprung über einen Wasserfall seinen Verfolgern zu entziehen, da wird er im Sprung erschossen. Dieses an packenden Situationen überreiche Melodram übte dank dem Umstande, daß darin neben einem wirklichen Hunde manchenorts auch ein Wasserfall mit ebenso wirklichem Wasser zu sehen war, fast auf sämmtlichen französischen, deutschen und englischen Bühnen die sensationellste Wirkung und fand ungeheuren Zulauf. In Wien vertrieb das Wiedner Theater das zugkräftige Stück am 26. September 1815 seinem Repertoire ein und gab es bei gutem Besuch noch unmittelbar vor der ersten Aufführung von „Die Waise und der Mörder".[2]) Die Kritik verhielt sich keineswegs, wie man annehmen sollte, ablehnend gegen Dramen solchen Schlages, sondern ließ sich auch die nachfolgenden Thierstücke, wie „Die Elster", „Die Raben als Ankläger" u. s. w. durch den Hinweis auf die darin enthaltene Schicksalsidee gern gefallen; sie wollte den moralischen Werth darin erkennen, daß Dieb und Mörder entdeckt würden, ohne daß ein neues Verbrechen begangen zu werden brauchte.

In diese Tradition gehört auch das Melodram „Die Waise und der Mörder". Wie der Hund des Aubry ist es französischen Ursprungs; sein Verfasser ist der seinerzeit überaus beliebte Melodramenfabricant Fréderic. In Paris übte gerade im ersten und zweiten Decennium unsres Jahrhunderts kein Genre größere Zugkraft auf der Bühne, als das melodramatische, für welches nicht weniger als drei Theater ausschließlich zur Verfügung standen. Umsonst eiferte die ernste Kritik gegen diese Verschlechterung der dramatischen Kunst und ihre Klagen, „man habe keine Zeit mehr, die Werke Corneille's und Molière's aufzuführen", verhallten ungehört. Wochenlang bevor ein neues Melodram in Scene ging, wurde für dasselbe die Trommel der Reclame eifrig gerührt, und auch unser Stück durfte sich bereits eines hohen Rufes erfreuen, als es am 27. Mai 1816 im Théâtre de Porte St. Martin zum erstenmal aufgeführt wurde. Ja, wenn das „Journal de Paris"[1]) nicht gelogen hat, wären für diese Aufführung specielle Vorkehrungen zur Stärkung der Nervenschwachen durch die Errichtung wandernder Apotheken im Zuschauerraum getroffen worden! Ob von diesem probaten Mittel auch wirklich Gebrauch gemacht werden mußte, wird nicht mitgetheilt, aber man möchte es im Hinblick auf die Beifallssalven, welche demselben Berichte zufolge im ganzen Hause erschollen, beinahe für möglich halten; zwei oder drei Pfiffe, welche sich darein mischten, verschlugen nicht viel. Unnöthig zu sagen, daß der deutsche Uebersetzer nicht lange auf sich warten ließ; ein fingerfertiger Theatermensch wie Castelli, der mit seiner Bearbeitung des „Hundes" so unglaubliches Glück gehabt und auch mit jener des Seitenstücks hiezu, der „Elster", reussirt hatte, konnte sich das neueste Spectakelstück nicht entgehen lassen. Die Musik zu dem Original hatte Piccini geliefert, Castelli bestellte sich dieselbe bei seinem bewährten Compagnon Ignaz Ritter v. Seyfried, der die Stelle eines Operndirectors am Theater an der Wien bekleidete. In diesem Theater, dessen kunterbuntes Repertoir sich aus Stücken zusammensetzte, die den verschiedensten Richtungen — vom Ballet und der Oper bis zur classischen Verstragödie — angehörten, wurde denn auch das Melodram am 12. Februar 1817, zwölf Tage nach der „Ahnfrau", zum erstenmal gegeben. Vorher war es in deutscher Sprache nur vom Hoftheater zu Dresden (am 11. December 1816) aufgeführt worden (und nachher noch sechzehnmal). Nach den übereinstimmenden Berichten der Blätter[2]) war der Erfolg ganz gut, wenngleich lange nicht so lärmend wie in Paris. Das Wiener Publicum, an die noch stärkere Kost des Aubry'schen Hundes gewöhnt, sah sich durch den gänzlichen Mangel an schauspielernden Thieren vielleicht doch ein wenig in seinen Erwartungen getäuscht.[3]) Ueber jeden Tadel erhaben war hingegen die Darstellung. Joseph Küstner, derselbe, welcher sich später eine Kugel durch den Kopf jagte, als Graf Pattfy ihn wegen Contractfälschung gerichtlich belangte, war für das Fach des Intriguanten wie geschaffen; den Schurken des Stückes, für den er sich die Maske Mephisto's zurecht gelegt hatte, spielte er denn auch meisterlich. Noch beifälliger wurde das Spiel der jugendlichen Josepha Demmer aufgenommen, welche den stummen Waisenknaben gab. Ihre ausdrucksvollen Pantomimen, von einer charakterisirenden Musik begleitet, machten nicht bloß auf Grillparzer, sondern nach dem Urtheil der Recensenten auf alle den tiefsten und rührendsten Eindruck. Der Stumme blieb von da an ihre Paraderolle, mit ihr bahnte sie sich den Weg zur Gunst des Prager Publicums, als sie am 9. Februar 1818 zum erstenmal in der böhmischen Hauptstadt auftrat, mit ihr eroberte sie sich die Sympathien der Wiener aufs neue, als

[1]) Spätere Dramen sind: „Das Felsenmädchen", 1820 in der Josephstadt aufgeführt, worin nicht nur die Titelheldin, sondern auch ihr Geliebter stumm ist; „Carlos Romaldi", 1822 (22. Aug.) im Wiedner Theater gegeben, worin der „Stumme in der Sierra Morena", wie der zweite Titel lautet, zuletzt gleichfalls über seine Verfolger triumphirt.

[2]) Eine zweite, von Joh. August Adam herrührende Bearbeitung führte das Theater in der Josephstadt seit dem 26. Juli 1817 auf. Raimund brillierte darin in der Rolle des Intriguanten Landry.

[1]) Vgl. den „Sammler" 1816, Nr. 81.

[2]) Recensionen in der „Theaterzeitung" 1817, S. 88, der „Wiener Modenzeitung" 1817, Nr. 14, dem „Sammler" 1817, Nr. 21, dem „Stuttgarter Morgenblatt" 1817, Nr. 69.

[3]) Im Drucke erschien das Stück im „Deutschen Theater für das Jahr 1819", herausgegeben von Jos. Aug. Adam. 3 Bändchen mit einem Kupfer (die Schlußscene darstellend). Augsburg und Leipzig. Eine neue Auflage erschien ebenda 1833.

sie, an die Stätte ihrer früheren Wirksamkeit zurückgekehrt, am 24. März 1819 ihr Wiederauftreten feierte.

Von dem Inhalt des Melodrams, besser gesagt, der dialogisirten Criminalgeschichte, verräth der packende Titel so viel, daß eine geringe Phantasie dazu gehört, sich die Handlung allein mit Hülfe dieses Anhaltspunktes zu erschließen. Es handelt sich wie in dem effectvollen Schlußcapitel eines Schauerromans um die Aufdeckung eines um Jahre zurückliegenden Mordes. Das Opfer ist Hr. v. Lucval, der, mit reichen Schätzen aus Ostindien heimkehrend, im Walde von Orleans aus Habgier von einem Menschen, den er stets für seinen Freund gehalten, ermordet worden war. Sein Söhnchen, das bei ihm war, blieb am Leben, verlor jedoch vor Schrecken die Sprache. So wird Victorin von dem Bildhauer Maurice gefunden, der die Waise voll Edelmuth in sein Haus aufnimmt und wie sein eigenes Kind erzieht. Unter seiner Anleitung macht der Knabe im Zeichnen, Malen und Bildhauen die glücklichsten Fortschritte. Bald hat er es so weit gebracht, daß er, seine Kunst ganz in den Dienst der Erinnerung an den dahingegangenen Vater stellend, von der Mordscene, die ihm mit allen ihren Einzelheiten lebhaft vor der Seele steht, eine Zeichnung entwerfen und eine Marmorbüste des Todten anfertigen kann. Aber trotz dieser eifrigen Thätigkeit, trotz der rührenden Sorgfalt, mit der er sich von seiner Umgebung behandelt sieht, kommt er über die tiefe Melancholie nicht hinweg, die sein Wesen seit dem Schreckenstage ganz erfüllt. In das idyllische Leben dieser guten Menschen bringt eines Tages die Ankunft des Grafen v. Bigorre und seines Freundes Reimbeau Bewegung. Der Graf ist in diesem Hause kein Fremdling, wohl aber sein Begleiter. Der Graf stellt ihn als seinen Retter vor, der ihn aus den Händen der Gläubiger befreit und dem er zum Danke dafür die Hand seiner Schwester zugesagt habe. Reimbeau erklärt bescheiden, er habe nur seine Pflicht gethan. Zufällig wird während dieser Scene Victorins Erwähnung gethan. Eine böse Ahnung steigt in Reimbeau's Herzen auf: Wie, wenn es des ermordeten Lucvals Sohn wäre? Die nächste Minute bringt die Bestätigung seiner Besorgniß. „Die ersten Jugendjahre eines armen Waisen", eine von Victorin verfaßte Schrift, worin der Hergang der Mordthat ausführlich beschrieben ist, lassen ihn nicht länger zweifeln. Und wie um seine Qualen noch zu vermehren, weist Friederike, des Bildhauers Tochter, welche die Geschichte vorliest, auch die Zeichnung vor, die Victorin von der Mordscene entworfen. Einzig dem Umstande, daß darin die Figur des Mörders noch nicht ganz ausgeführt ist, hat es Reimbeau zu danken, daß er nicht auf der Stelle entlarvt wird. Unfähig, den Anblick des Bildes zu ertragen, wendet er sich ab, doch neues Entsetzen erfaßt ihn, wie er der rückwärts postirten Büste des Ermordeten gewahr wird: „Er ist's! Dies sind seine Züge! Lucvals!" ruft er, und nur mit knapper Noth entgeht er auch diesmal der Entdeckung.

Wie der Vorhang zum zweitenmal in die Höhe geht, stellt die Bühne nicht mehr den Garten von Maurice's Haus, sondern das Stromthal dar. Im Hintergrund ragende Felsen, mit Bäumen bewachsen. Vom Gebirg stürzt mit großem Getöse der Strom, Wasserfälle bildend und sich in einen tiefen Abgrund ergießend. Eine hölzerne Brücke auf zwei Punkten des Felsens führt über diesen Strom; jenseits wird er von einem steileren Felsen beherrscht, auf dessen Fläche sich eine zerfallene Einsiedelei, sowie ein Denkmal Lucvals erhebt. Zu diesem Platze pflegt Victorin Morgens wie Abends zum Gebete zu wandeln. Darauf gründet Reimbeau seinen verbrecherischen Plan. Während der Jüngling, dessen Weg über Ruinen zur Felsenspitze empor der Zuschauer Schritt um Schritt verfolgen kann, in der Einsiedelei seine Andacht verrichtet, schleicht Reimbeau, durch einen Mantel unkenntlich gemacht, hinter ihm heran. Meuchlings überfällt er den Betenden, stößt ihm den Dolch in den Leib, stürzt ihn in den Strom hinab und verschwindet. Victorin scheint verloren, doch ein alter Diener seines Vaters rettet ihn aus den Wogen. Der arme Jüngling gibt kein Lebenszeichen von sich. „Er ist todt", murmeln die Umstehenden: „und stumm auf ewig", fügt triumphirend der Mörder hinzu, der sich unauffällig zu den Leuten gesellt hat.

Indeß steht die Sache nicht so schlimm, und der Beginn des dritten Actes findet Victorin bereits außer Gefahr. Ueber Reimbeau's Haupt hingegen ziehen sich die Wolken immer drohender zusammen. Mit Ausnahme Victorins, der den Schurken noch nicht zu Gesicht bekommen hat, gibt es keinen Menschen im Hause, der gegen Reimbeau nicht den schwersten Verdacht hegte. Des Mordes überwiesen kann er aber nur durch Victorin selbst werden. Der Uebelthäter fühlt den Boden unter seinen Füßen brennen und sinnt auf Flucht. Aber der schlaue Gärtner vereitelt sie, indem er die einzige Brücke, die über den Strom führt, abbricht. Ein Ring Lucvals, den der Graf von Reimbeau empfangen, überführt den Mörder vollends seiner Schuld; aber noch leugnet er frech. Da erscheint Victorin, der nun zum erstenmal Reimbeau's ansichtig wird. Aller Augen sind auf ihn gerichtet. Er bleibt überrascht stehen, endlich kommt er in erschreckliche Convulsionen. Vergeblich birgt der Verbrecher sein Antlitz in den Händen, er ist verloren. Von den heftigsten Empfindungen gemartert, heftet Victorin unverwandt den Blick auf ihn und dringt, da er entfliehen will, aber, daran gehindert, auf den Stummen nur noch näher zukommt, mit den Augen immer tiefer auf ihn ein. Da öffnet Victorin den Mund, wie um zu sprechen, stößt zuerst einen Schrei aus und sagt dann, indem er mit dem Finger auf ihn weist: „Dies — dies ist der Mörder meines Vaters." In dieser Stellung bleibt er, den Leib vorgebogen, mit starren Augen und zitternden Lippen, wie wenn er noch sprechen wollte. Reimbeau will sich selbst erdolchen, aber man fällt ihm in den Arm, und er wird abgeführt. Ueber einer Gruppe froher Menschen, aus der sich Victorin und Friederike, einander beglückt anschauend, wie ein zusammengehöriges Paar abheben, fällt der Vorhang.

Dieses Melodram ist wirklich, wie Grillparzer es beurtheilt hat, „mehr als mittelmäßig". Die Mache, der die gröbsten Effecte gerade recht sind, verräth sich in jeder Scene. Der Fortgang der Handlung ermangelt jeglicher inneren Nothwendigkeit. Das Stück könnte am Schlusse des ersten Actes, wo die Waise und der Mörder zusammentreffen, aber der letztere sich fortschleicht, ebenso gut zu Ende sein wie am Schlusse des dritten. Aber die Handlung, deren ganzes Um und Auf eben der Moment bildet, da die beiden einander ins Gesicht sehen, mußte mit Gewalt auf die übliche Länge gedehnt werden, daher denn Wiederholungen und überflüssige Wechselreden unvermeidlich wurden.[1]) Aber

[1]) Karl Meisls Parodie der Melodramen „60 Minuten nach 12 Uhr" (Wien, 1825) persiflirt diese Schwäche des Dramas in launiger Weise. Seinem Dichter wird unter anderen auch die Aufgabe gestellt, Asturl, „ein armes Waisenkind von 40 Jahren, das manchmal stumm ist", zu retten. Sein Feind soll um ½12 gestürzt werden. Es wäre wohl früher möglich, aber um die Komödie auf die richtige Länge zu bringen, heißt es eine Fatalität nach der anderen erfinden. Auch Asturls Pantomimen werden von Musik begleitet, jedoch in verkehrtem Sinne. Zuletzt gewinnt auch er die Sprache definitiv wieder, worauf der Tyrann Rauser erleichtert ausathmend ruft:

Der Stummerl spricht, o Schreck, o Graus!
Sobald ein Stummerl d'Sprach kriegt, ist's aus.

Zum Beweise, welcher Beliebtheit sich Traumstücke schon vor Grillparzer erfreuten, sei noch beiläufig auf eine schlagende Dialogstelle der Parodie hingewiesen. Die Hexe Faya, welche dem Dichter das Recept

all diese Mängel nimmt man um der Erkennungsscene willen, die man Schritt für Schritt näher kommen sieht, gern mit in den Kauf. Diese Scene ist in der That von packender Gewalt, und schon der Leser empfindet die ungeheure Aufregung nach, von der Grillparzer bei der Aufführung ergriffen wurde. Das dramatischste Element der Gerichtsverhandlungen, die Confrontation, erscheint darin glücklich verwerthet und durch den Wiedergewinn der Sprache, der dem stummen Zeugen des Verbrechens im höchsten Affecte gelingt, noch erheblich an Wirksamkeit gesteigert. Speciell auf dieser Nuance der Wiedererlangung der Sprache beruht auch der Fortschritt gegenüber dem „Hunde des Aubry", worin, da der Stumme bis ans Ende stumm bleibt, die Missethat demnach auf eine andere Art enthüllt werden soll, in einer das Drama tief herabwürdigenden Weise zu dem vierbeinigen Acteur die Zuflucht genommen werden muß.

Das Melodram „Die Waise und der Mörder" wurde, wie erwähnt, am 12. Februar 1817 zum erstenmale im Theater an der Wien gegeben, an den beiden folgenden Tagen, sowie am 17., 23., 24. des nämlichen Monats in rascher Folge wiederholt und sodann in längeren Zwischenpausen noch viermal im Verlaufe dieses Jahres und zwar am 11. April, 19. Mai, 10. Juni und 13. August. Es läßt sich mit hinlänglicher Genauigkeit feststellen, welche von diesen zehn Vorstellungen es war, der Grillparzer beigewohnt hat. Die Krankheit, auf welche sich Grillparzer in der Tagebuchnotiz bezieht, ist ohne Zweifel die nämliche, von der er während der Arbeit an der Sappho, also in der Zeit zwischen dem 1. und 25. Juli 1817, befallen wurde. Der Umstand, daß von einer Krankheit während des Frühlings (also nach der Ahnfrau-Aufführung) oder Frühsommers (demnach vor der Arbeit an der „Sappho") nirgends die Rede ist, diese Jahreszeiten vielmehr nach der Selbstbiographie in „träumerischem Nichtsthun" verbracht wurden, berechtigt dazu, die beiden Krankheiten zu identificiren. Der Dichter hatte, als er mit der Arbeit aussetzen mußte, etwas mehr als die Hälfte derselben beendet, so daß man als den Zeitpunkt der Krankheit ungefähr die Mitte des Monats Juli ansehen kann. Daraus ergibt sich des weiteren, daß Grillparzer in der zweiten Hälfte des Juli oder der ersten des August eine Vorstellung des Melodrams gesehen haben muß. Es kann keine andere als jene am 13. August gewesen sein. Damals trug sich Grillparzer vermuthlich schon mit dem Plan zu „Des Lebens Schattenbildern"; wenn nicht, so zweifellos wenige Wochen später, als er die Tagebuchnotiz schrieb. Denn das Manuscript des ersten Actes ist bekanntlich vom 21. September 1817 datirt. Es verstrich indeß mehr als ein Monat, ehe etwas davon verlautete, daß Grillparzer an dem neuen Stücke arbeite. Erst in der Nr. 133 vom 6. November brachte die Thealerzeitung die Nachricht: „Zur Einnahme des Herrn Küstners wird der geachtete vaterländische Dichter Grillparzer ein romantisches Schauspiel liefern. Der erste Act soll bereits fertig und von großer Wirkung sein."[1]) Diese bisher nicht beachtete Notiz ist deßhalb interessant, weil hiedurch Küstners anspruchsvolle Forderung, den Zanga keinen Schwarzen sein zu lassen, einigermaßen entschuldbar erscheint. Für sein Benefiz glaubte er sich eine Rolle nach dem Zuschnitt, der ihm paßte, bestellen zu dürfen. Da Küstners Einnahme gewöhnlich im März stattfand, so hätte das Drama bis dahin fertig sein müssen. Als Grillparzer dasselbe jedoch nach dem ersten Act unvollendet liegen ließ, wählte Küstner ein älteres, romantisches Drama von Zschokke, das in neuer Bearbeitung unter dem Titel „Das Gefängniß in Gripsholm" am 2. März 1818 mit Küstner in der Rolle des Intriguanten Cesarolli aufgeführt wurde. Es verdient betont zu werden, daß Grillparzer, als er sich in der Mitte der zwanziger Jahre zur Fortsetzung des Fragments entschloß, ziemlich unbeeinflußt von neuen Eindrücken in dem alten Geiste weiter arbeitete. Pietznigg, zwar ein niedriger Charakter, aber kein übler Recensent, beurtheilte daher das Stück nicht gar so unrichtig, als er es 1834 nach der Aufführung als einer älteren Periode angehörig bezeichnete und (allerdings über die Entstehungszeit des Dramas falsch unterrichtet) meinte: zur Zeit würde Grillparzer ein Stück solcher Art nicht gedichtet haben, ja er könnte es vielleicht jetzt nicht mehr dichten.[2]) Die Figur des stummen Kaleb war zweifellos schon in dem Bronillon von 1817 so vorgezeichnet, wie sie sich in dem vierzehn Jahre später vollendeten Drama präsentirt. Und auch die erste Anregung zu der Scene, da der Zeuge des Königsmordes dank einer ungeheuren Aufregung die Sprache wiedergewinnt, muß mit Rücksicht auf die deutliche Anlehnung an die analoge Scene des Melodrams „Die Waise und der Mörder" bis in das Jahr 1817 zurückdatirt werden. Auch hier handelt es sich um die Enthüllung eines Verbrechens, auch hier ist der Stumme die einzige Person, deren Zeugenaussage in Frage kommt. Bei Grillparzer erscheint indeß die Wiedererlangung der Sprache dramatisch noch glücklicher verwerthet. In dem Melodram kommt es ausschließlich darauf an, daß die beiden einander endlich einmal ins Gesicht schauen; und es würde schon genügen, Reimbeau's Schuld zu erweisen, wenn Victorin ihn, ohne zu sprechen, bloß durch Zeichen als den Mörder kenntlich machte. Anstatt umgekehrt kann nur überführt werden, wenn Kaleb spricht, und eben in dem felsenfesten Vertrauen, daß der Stumme nie und nimmer die Sprache finden werde, treibt er mit ihm ein verwegen sündhaftes Spiel. Er selbst bringt in ihn, den Mörder zu nennen, verdächtigt nicht nur ihn, sondern der Reihe nach auch seinen Neffen Karkhan, des Königs Mundschenk, ja selbst Gülnare der Unthat. An des Stummen Zeichen kehrt er sich nicht:

Nicht mit Winken und Gebärden,
Deutlich zeug vor dem Gesetz!

Er, der sich auf das sträflichste gegen das Gesetz vergangen, glaubt getrost von einem Stummen im Namen des Gesetzes Zeugenschaft fordern zu dürfen. In seinem Uebermuth drückt sich das ganze Machtbewußtsein des mit der Sprache Begabten gegenüber der Ohnmacht des Stummen aus. Und nicht genug, daß er den Argwohn auf des Königs nächste Umgebung zu lenken trachtet, er möchte glauben machen, daß höhere Mächte oder gänzlich fern stehende Personen ihre Hand im Spiele hätten:

War's ein Zufall? war's natürlich?
Waren's Krieger, waren's Bürger?

---

zu seinem Melodram angibt, läßt eine der Personen einschlafen, wozu ein unsichtbarer Chor singt:

Schlafe, träume,
Träume, dann erwache,
Wache und nit säume,
Dir ziemt die Rache.
Weil im Stück am Schluß
Doch Einer Rache nehmen muß.

Der Dichter merkt sofort, daß jetzt gewiß wieder ein Traum komme, worauf Zaya erwidert: „G'fallen etwa die Träume nit? Sey so gut! So lang ich denk', ist noch kein Traum durchg'fallen." Und der Dichter muß die Thatsache zugeben. Natürlich ist in der ganzen Stelle die selbstgefällige Beziehung auf Meists eigenes, mehr als fünfzigmal wiederholtes Traumstück „Der lustige Fritz" nicht zu verkennen.

[1]) Die Selbstbiographie läßt die ursprünglich bestehende Absicht, daß das Stück zu Küstners Benefiz aufgeführt werden solle, noch in dem Irrthum erkennen, daß v. d. Velde's Zauberposse statt des Grillparzer'schen Dramas für das Benefiz gewählt wurde. Bekanntlich war es Heinrich, nicht Küstner, zu dessen Vortheil das Traumstück gegeben wurde.

[2]) Pietznigg, Mittheilungen aus Wien 1834. 4. Quartal S. 55.

Es weist mit dem Finger auf alle, nur nicht auf sich:
Jener? Der dort? Dieser?

In diesem Momente, wo die in Rustan verkörperte Lüge auf die Spitze getrieben erscheint, feiert der Wahrheitsdrang seinen höchsten Triumph, indem er den Stummen sich die Sprache mit Macht erzwingen läßt. Was alle, nicht Rustan allein, für ganz und gar undenkbar halten, geschieht: zwar noch stammelnd und unartikulirt, aber doch vernehmlich hört man den Stummen reden und sein vernichtendes „du" Rustan entgegenrufen. Aber in diesem findet das Wunder einen Ungläubigen, der, bis ihm nicht die zweite Probe Gewißheit verschafft, nichts gehört haben will. Auf seine in zuversichtlich skeptischem Tone gestellte Frage: „Eures Königs Mörder?" kommt jetzt, ihn aller Zweifel beraubend, sein eigener Name als Antwort zurück. Hier erreicht die Traumhandlung ihren Höhepunkt, was auch äußerlich dadurch markirt wird, daß der schlafende Rustan dem Erwachen so nahe kommt, daß er die dritte Morgenstunde schlagen hört. Auch der Verfasser des Melodrams hat nach diesem Trumpfe keinen stärkeren mehr auszuspielen und bricht unbedenklich ab, obschon noch eine Reihe von Fragen, die sich der Zuschauer stellt, der Beantwortung ermangelt. Speciell die Frage nach dem ferneren Schicksale des früheren Stummen, nunmehr Redenden, wird im Melodram bloß andeutungsweise dahin beantwortet, daß Victorin fortan an der Seite der Tochter seines Ziehvaters ein glückliches Leben führen werde. Grillparzer dagegen führt das Schicksal seines Stummen noch rasch an Ort und Stelle zu Ende. Durch die Aufregung — deren successive Steigerung wird, nebenbei bemerkt, in beiden Dramen durch eine ausführliche Bühnenanweisung vorgeschrieben — hat Kaleb, der ja ein alter Mann ist, seine letzten Kräfte verbraucht und er stirbt. Tragisch ist sein Tod nicht gemeint, außer daß Kaleb, Rustans Gewissensbisse noch vermehrend, als neues Opfer zu den vielen Menschenleben kommt, die dessen Verbrecherlaufbahn bezeichnen. Kaleb, der einen Sohn zu rächen hat, wie Victorin einen Vater, kann beruhigt sterben, da er ja sicher ist, daß der Mörder seiner verdienten Strafe nicht entrinnen werde. Beide Dramen, das des Stummen im „Traum ein Leben", wie jenes des Waisenknaben, nehmen somit einen versöhnenden Ausgang, indem sie die Wahrheit des ewigen Gesetzes von der Sühne jeglichen Verbrechens erhärten.

Die Annahme, daß der Stumme aus einem von Grillparzer geplanten Krösusdrama in das Traumstück überging, wird man nun endgültig fallen lassen müssen. Was Herodot von Atys, dem Sohne des Krösus, erzählt, hat mit der Geschichte des stummen Kaleb nichts als die Wiedererlangung der Sprache in einem Augenblick höchster Erregung gemein. Diesen Zug, sowie eine Reihe anderer fand Grillparzer jedoch, wie wir gesehen haben, bereits dramatisch verarbeitet in einer Scene vor, die auf ihn den tiefsten Eindruck machte. Die Gewohnheit einerseits, stets auf die unfehlbarste Bühnenwirkung hinzuarbeiten, und auf der andern Seite die lebhafte Vorstellung, die er von der eben gesehenen Scene in sich trug, wirkten bei der Skizzirung des Planes mit und ließen den Dichter aus einem werthlosen Drama das, was allein einen tüchtigen Kern aufwies, in sein eigenes retten.

Es ist übrigens zweifellos, daß auch andere Motive des Melodrams dem Dichter Anregungen für sein Stück geboten haben, wobei wieder die lebhafte Anschauung des Bühnenbildes nachwirkte. Die Gegenden in den zweiten Acten des Melodrams wie des Märchens bieten genau den gleichen Anblick dar: „Felsen, die ein Bergstrom trennt und eine Brücke verbindet", wie es bei Grillparzer, „Ragende Felsen, mit Bäumen bewachsen, vom Gebirge stürzt ein Strom, über den eine hölzerne Brücke auf zwei Punkten des Felsens führt", wie es bei Castelli heißt. Die Einsiedelei hat im „Traum ein Leben" natürlich keinen Platz. Hoch oben auf der Brücke spielt sich der nervenerschütternde Kampf zwischen dem „Mann vom Felsen" und Rustan ab, der mit einem Morde, wenn nicht Meuchelmorde endet: beinahe schon überwältigt, stößt Rustan den heimlich gezückten Dolch seinem Gegner in den Leib, und der Sterbende stürzt in den Strom. Die Scene im Melodram spielt sich zwar nicht auf der Brücke, aber daneben auf dem Felsen ab und endigt gleichfalls damit, daß der Angefallene, vom Dolche des Meuchlers scheinbar tödtlich getroffen, in den Strom stürzt. Und die Aehnlichkeit des Bühnenbildes wird noch durch den Umstand erhöht, daß von den beiden Gegnern der eine, dort Reimbeau, hier der Mann vom Felsen, in einen großen Mantel gehüllt ist. Beide Mörder tragen ferner nach verübter That ein thunlichst unbefangenes Wesen zur Schau, indem Reimbeau sich um den Körper des Leblosen geschäftig macht, Rustan die Erzählung von der Auffindung des ermordeten Verbannten wie unbetheiligt anhört. Noch ein anderes Motiv darf man als entlehnt bezeichnen. Der Verfasser des Melodrams greift, um den Zuschauer mit der Vorgeschichte bekannt zu machen, zu dem üblichen Mittel der Erzählung, woran indeß originell ist, daß diese Erzählung in Form einer Schrift und von Victorin selbst abgefaßt ist. Für den Stummen, der hinter die Scene tritt, ergreift seine junge Freundin das Wort, um „die ersten Jugendjahre eines armen Waisen" vorzulesen. Der Dichter von „Traum ein Leben" befindet sich hinsichtlich der Geschichte des Mannes vom Felsen in der gleichen Verlegenheit und hilft derselben auf die gleiche geschickte Art ab. Ja, was den Eindruck der Erzählung auf den Mörder betrifft, der hier wie dort Zeuge der gleichsam aus dem Grabe herausklingenden Anklage ist, hat Grillparzer das Motiv auf das glücklichste zu nutzen verstanden. Reimbeau ist ein abgefeimter Bösewicht der alten Schule, der sofort mit sich betreffs eines neuen Mordes im reinen ist; Rustan dagegen empfindet, als ein Mörder mehr wider Willen denn aus Mordsucht, alle Qualen der Reue. Und nun, da er sich eben mit der noch schwereren Schuld der Vergiftung seines königlichen Wohlthäters beladen hat, beschwört die Schrift des Verbannten das Bild seiner verlassenen Geliebten Mirza herauf, sowie des edlen Mannes, den er erdolcht hat. Von dieser erschütternden Wirkung der vorgetragenen Erzählung weiß das Melodram auch nicht das geringste. Sein Verfasser denkt nicht daran, die bequemen Geleise der conventionellen Mache zu verlassen, aber er hat unbewußt einige gute Keime in sein Werk verstreut, die ein weitaus Größerer, ein wirklicher Dichter, zur Entfaltung gebracht hat. Einzig aus diesem Grunde erscheint die Exhumirung des längst vergessenen Rührstückes gerechtfertigt.

Vom Akanthusornament.

II. Die griechische Kunst hat im fünften Jahrhundert vor Christus ein Ornament in ihren Formenschatz eingeführt, das von da ab die Schmuckform der Griechen, der Römer und der italienischen Renaissance geradezu beherrscht hat, den Akanthus. Das Eintreten dieses neuen Elements in den sonst in jener Zeit verhältnißmäßig conservativ bewahrten Formenschatz der decorativen Kunst ist vom historischen Standpunkt aus besonders wichtig. Die näheren Umstände seiner Einführung dürften aber auch Interesse haben für das Kunsthandwerk unsrer Tage, das, nachdem es nachahmend alle Stilarten bis zum Empire durchlaufen hat, jetzt gewaltig bemüht ist, sich durch eigenes Studium der Natur neue Ausdrucksformen zu schaffen, und das von der Vergangenheit mit Recht nur noch die

Digitized by Google

allgemeinen Gesetze künstlerischen Bildens zu lernen bereit ist. Das erste Auftreten des Akanthus zeigt, wie viel vorsichtiger, aber auch wie viel sicherer in jener künstlerisch jugendlichen Periode naturalistische Formen in den Kreis der historisch überlieferten und fortgebildeten aufgenommen wurden.

Das zackige, schön geschwungene Blatt des Akanthus, eines Verwandten unsrer Distel, beginnt etwa in der Zeit des Phidias sich den älteren Systemen der Ranken und Palmetten einzufügen, umgibt den Knauf des korinthischen Capitells, dient als Fußpunkt aufsteigender Ranken und bildet selbständige Blattfriese. Während aber schon seit dem vierten Jahrhundert vor Christus die directe Anlehnung an die Naturformen zu deutlich ist, um bezweifelt werden zu können, hatte man neuerdings die Entstehung dieser Formen im fünften Jahrhundert nicht aus unmittelbarer Naturbetrachtung erklären wollen, sondern aus der langsamen Umbildung einer älteren Kunstform. Namentlich Alois Riegl hatte in seinen „Stilfragen" eingehend darzulegen versucht, daß die ältesten Akanthusdecorationen zu sehr von dem Aussehen des natürlichen Blattes abweichen, um unmittelbar von ihm übernommen zu sein, daß dagegen die Palmette, wenn sie, wie in dieser Periode häufig, in der Mitte gespalten wird, in ihrer Gliederung und Schwingung ganz den frühesten Akanthusblättern entspricht. Durch zackigere Gestaltung des Umrisses sei dann aus diesen Halbpalmetten das zunächst vorwiegend in der Profilansicht vorkommende Akanthusornament geworden, dem sich erst nach und nach naturalistische Züge in der stärkeren Auszackung und in den „Pfeifen" an den Winkeln der Blatteinschnitte beigemischt hätten. Dagegen weist M. Meurer, bekannt durch sein gedankenreiches Werk „Pflanzenformen, vorbildliche Beispiele zur Einführung in das ornamentale Studium der Pflanze", in einer soeben im Jahrbuch des archäologischen Instituts erschienenen Studie die Unhaltbarkeit dieser Hypothesen nach und erklärt zugleich, wie sie entstehen konnten. Man hat bisher zu sehr nur das Laubblatt des Akanthus beim Vergleich mit den stilisirten Formen ins Auge gefaßt und überhaupt zu wenig directe Gegenüberstellungen der Natur- und Kunstformen vorgenommen. Beiden Fehlern geht Meurer aus dem Wege, indem er eingehende Darstellungen der beiden in Betracht kommenden Varietäten des Acanthus mollis und Acanthus spinosus gibt und alle Theile der Pflanze auf ihre Verwendung im Ornamente prüft. Es ergibt sich das überraschende Resultat, daß in den ältesten plastischen Verwerthungen des Motivs, an den Krönungen von Grabstelen und an dem berühmten, leider nur noch aus Zeichnungen bekannten korinthischen Capitell von Phigalia, die um den Blüthenschaft der Akanthuspflanze sitzenden Stütz- oder Deckblätter (Braeteen) das unmittelbare Vorbild sind. Dieser Blatttypus hat als Kennzeichen, daß die einzelnen Rippen, die sich in die Blattzacken verbreiten, neben einander auf einer gemeinsamen Basis entspringen, während sie sich bei dem eigentlichen, am Boden liegenden Laubblatt über einander von einer gemeinsamen Mittelrippe abzweigen. Auch das Uebereinandergreifen zweier im Profil gesehener Blätter mit einem dritten, sich nach vorn umbiegenden, in ihrer Mitte findet sich genau so am Blüthenstengel der Pflanze, und endlich scheint sogar die Blüthe des Akanthus als Vorbild gedient zu haben für die blüthenartigen, aus Akanthuskelchen aufsteigenden Gebilde, die in den sogenannten Anthemienbändern mit Palmetten abwechseln. Die Akanthusblätter werden zuerst nur schüchtern verwerthet als die Stützblätter, aus denen sich, anfangs noch etwas ungeschickt, flache Voluten oder Ranken entwickeln, oder auf denen Palmetten noch etwas unvermittelt aufsitzen. Aber sehr bald, schon am Erechtheion, ist das neue Element vollständig verarbeitet und zu einem integrirenden Bestandtheil des Decorationssystems geworden. Besonders lehrreich ist, wie an dem korinthischen Capitell der Blattkranz immer organischer mit den Voluten verschmilzt, die die Deckplatte stützen, und wie endlich an der traditionellen Wellen- oder Spiralranke überall, wo eine Abzweigung stattfindet, ein naturalistisches Akanthusblatt als Stützblatt angefügt wird, entsprechend den Wachsthumsgesetzen der Pflanze, die jeder Knospe, aus der sich eine Abzweigung bildet, eine schützende Decke gibt.

Es bleibt noch die namentlich von Riegl nachdrücklich betonte Frage offen, wie gerade der wenig in die Augen fallende Akanthus zu der Ehre kam, von der mit ihren Mitteln so außerordentlich sparsam verfahrenden griechischen Ornamentik aufgenommen zu werden, und noch dazu, wie jetzt Meurer zeigt, nicht mit seinen großen Laubblättern, sondern mit den noch unscheinbareren Gebilden an Blüthenschaft und Knospe. Die Alten haben in der hübschen Anekdote von der Erfindung des korinthischen Capitells schon selbst eine Antwort darauf zu geben versucht. Der Bildhauer Kallimachos sah einst auf dem Grabe eines korinthischen Mädchens ein Körbchen, das ganz von einem Akanthusbusche umwachsen war, und dieser Anblick gab ihm die erste Anregung zu dem Gedanken der neuen Säulenkrönung. Bei der Beschaffenheit der kunstgeschichtlichen Ueberlieferung des Alterthums, die für jede neue künstlerische Erscheinung einen „Erfinder" zu nennen wußte, ist das Geschichtchen freilich nicht als historisches Factum zu betrachten. Aber es leitet doch auf den richtigen Weg, da uns die erhaltenen Monumente zu Hülfe kommen. Auf einer Classe von Oelkrügen aus Thon (Lekythen), die um die Mitte des fünften Jahrhunderts besonders beliebt und vorwiegend zum Cultus am Grabe bestimmt waren, finden sich auf dem weißen Grunde bunt bemalte Darstellungen von Grabstelen, an denen der Akanthus in ungleich reicherer und naturalistischerer Weise verwendet ist, als an den uns erhaltenen plastischen Grabdenkmälern. Meurer hat eine große Reihe solcher gemalter Stelen zusammengestellt, an denen der Akanthus sowohl am Fuß, wie am Schaft, wie auf dem oberen Ende der Stele aufsprießt, und zwar in einer Weise, die unmöglich überall ein plastisch ausgeführtes Vorbild voraussetzen läßt. Als Krönung finden sich hie und da auch deutlich nach der Natur copirte Knospen des Akanthus. Es scheint daraus der Schluß nicht abzuweisen, daß die künstlerischen Anregungen für die Ornamentformen in der That gerade aus den um die Gräber wild wachsenden oder als Schmuck verwendeten Akanthuspflanzen geschöpft worden sind. Daß der Akanthus eine gewisse Bedeutung für den Grabcult hatte, darf man aus manchen Nachrichten folgern, wie z. B. daß der Leichenwagen Alexanders des Großen mit Gehängen von goldenem Akanthus geschmückt wurde und daß die Landsleute des Memnon an seinem Grabe Kränze von Akanthusblüthen aufhängten. Es ist also wohl möglich, daß er zuerst in symbolischer Bedeutung Eingang in die Gräberornamentik fand. Während sich seine Aufnahme an den größeren plastischen Monumenten aber nur langsam vollzog, eilten die Lekythenmaler mit freieren Erfindungen der Entwicklung voran. Wir können durch ihre Leistungen gewissermaßen einen Blick in die Werkstatt der antiken Kunst thun, in der wir auch sonst bisweilen beobachten, daß neue Gedanken und neue Motive zuerst zeichnerisch erprobt werden, ehe sie in der Plastik ihre vollere, aber auch strengere Ausgestaltung erfahren. Die Geschichte der Anfänge des Akanthusornaments zeigt von neuem, wie die griechische Kunst groß geworden ist. Nicht durch kühnes Experimentiren und sprungweises Vorwärtsgehen, sondern durch systematisches Erweitern ihres Formen- und Gedanken-

kreises auf Grundlage der Tradition; es ist eine beneidenswerthe Folgerichtigkeit der Entwicklung, die in der Kunst unsrer Tage leider nur allzusehr vermißt wird.

Mittheilungen und Nachrichten.

r. Eine Verwahrung! Zum zweitenmal in kurzer Zeit hat Hr. L. in diesen Blättern das Wort genommen, um sich über das Honoraewesen an den österreichischen und deutschen Universitäten auszusprechen. Eine Entgegnung hat er das erstemal nicht erfahren, und es mögen auch das zweitemal wenige Lust verspüren, ihm entgegenzutreten, obwohl schwache Punkte in der nur allzu künstlich aufgebauten Schutzwehr leicht zu finden wären. Auch der Schreiber dieser Zeilen will nicht auf die Hauptfrage eingehen. Er gehört zu denjenigen, die nach der lähmenden nationalökonomischen Eintheilung des Hrn. L. von vornherein wissen mußten, daß sie nie in ihrem Joche Reichthümer erwerben würden, und deren Lehrbegabung und wissenschaftliche Bedeutung durch die geringe Zahl ihrer zahlenden Zuhörer in ein zweifelhaftes Licht gestellt werden. Er müßte pro domo sprechen, und das hat, soviel ich sehe, von den Schicksalsgenossen öffentlich noch keiner gethan, das ist den beatis possidentibus vorbehalten und höchstens noch beatis possessuris anständig. Was ich hier vorbringen will, läuft nicht auf eine Selbsteinschätzung hinaus, sondern auf Zurückweisung geradezu empörender Beurtheilung der Amtsgenossen. Die ganze Darlegung L.'s drängt den Leser zu der Ueberzeugung: endlich einmal ein offenes Geständniß, es sind lauter Geschäftsleute, die sich als Hüter und Förderer des geistigen Besitzes der Nation aufspielen! Sie werden zwar vom Staate für ihre Dienstleistung bezahlt, werden auf Erfüllung ihrer übernommenen Verpflichtung vereidigt, aber sie erfüllen ihre Pflicht nur gegen ein ganz erkleckliches Douceur; Pflichtgefühl — ist nicht, Interesse an den Fortschritten der ihnen anvertrauten Studenten — ist nicht! Geld und Ehren, Ehren und Geld sind die Triebfedern, die L. allein anerkennt. Ich glaube nicht daran, daß alle Professoren, die sich großer Beliebtheit erfreuen, Hrn. L's. Geständniß sich aneignen werden. Für die große Mehrzahl der Unterrichten glaube ich aber dasselbe als ehrenrührig so entschieden als möglich zurückweisen zu müssen. Es hieße, auf ihre Verhältnisse ungewendet: wir erhalten für unsre Lehrthätigkeit eben nur so viel, um uns mühsam durchs Leben schlagen zu können, also verwenden wir auf unsre Vorlesungen und Uebungen keine Mühe, sie sind uns nicht genügend „vergütet", so daß wir uns „auf das Mindestmaß beschränken" wollen, wir fühlen nicht den „Antrieb, unsre Lehrthätigkeit sowohl in möglichst großer Ausdehnung, als auch mit Anspannung unsrer vollen Leistungsfähigkeit in wissenschaftlicher und formaler Hinsicht auszuüben". Für die wenigen Zuhörer ist das Schlechteste genügend! Oder glaubt Hr. L. vielleicht, daß Fächer, wie orientalische Philologie und Astronomie — es wären noch andere zu nennen — an und für sich minderwerthig, die geringe Entlohnung also angemessen, die Anspannung der Kräfte also hier leichter zu kaufen sei? O welche trüben nationalökonomischen Hochfluthen! Wer wird uns auf eine ethische Insel retten? —

Nachschrift des Herausgebers. Wir haben diese Stimme eines süddeutschen Universitätsprofessors gern Gehör gegeben, weil sie uns Gelegenheit gewährt, Mißdeutungen aus dem Wege zu räumen, denen, wie sich zeigt, die nun uns gebrochten Vertheidigungen des an unsern Universitäten bestehenden Honorarwesens begegnet sind. Zunächst die Versicherung, daß die beiden zufällig mit der gleichen Chiffre L gezeichneten Artikel: „Das Collegiengeld an den Universitäten" (Beil. Nr. 120 v. 26. Mai) und „Das Honorarwesen und die deutschen Universitäten" (Nr. 257 v. 5. Nov. d. J.) von verschiedenen Verfassern herrühren, deren Uebereinstimmung also der von ihnen vertretenen Sache zugute kommt. Sodann das Zugeständniß, daß beide Verfasser allerdings den nationalökonomischen Standpunkt einnehmen; welcher sonst wäre denn aber auch einer Geldfrage aus dem öffentlichen Leben gegenüber angebracht? Von diesem Standpunkt aus erklären nun beide Verfasser das Institut der Collegiengelder für ein ganz vorzügliches Mittel zur Erreichung eines wichtigen Staatszweckes, der darin besteht, daß die bedeutendsten Forscher nicht allein für ein öffentliches Lehramt gewonnen, sondern auch in diesem Amt dazu angetrieben werden, ihre beste Kraft beständig eben ihrer Lehrthätigkeit zuzuwenden. Sie werden nämlich durch jene Prämie bestärkt in dem Widerstande gegen die innere Versuchung, sich in erster Linie der geistigen Leidenschaft bloßer Forschung hinzugeben, wie gegen die äußere Versuchung, ihr Talent in anderer Weise, außerhalb des akademischen Berufes, fruchtbar zu verwerthen. Die letztere Art von Versuchung tritt in bedrohlichem Maße natürlich nur an die Inhaber gewisser gelehrter Fächer heran, die für das praktische Leben von Bedeutung sind, an Chemiker, Mediciner, Juristen, Nationalökonomen u. dgl.; glücklicherweise wird uns dem nämlichen Grunde gerade da auch das Gegengift des Collegienhonorars in den stärksten Dosen eingenommen. Der ersteren Art der Versuchung, der Gefahr, mit Vorliebe zu forschen, statt zu lehren, sind auch die Meister der theoretischen Wissenschaften ausgesetzt, ja, wie sich von selbst versteht, gerade die größten am häufigsten. Der Staat mag bedauern, daß sein Reizmittel der Honorarprämie hier versagt; er wird sich aber, etwa Männern wie Gauß gegenüber, mit der Einsicht trösten, daß eine unmittelbare Lehrwirkung hier viel weniger in Betracht kommt, als die mittelbare, die, in Schriften dauerhaft verdichtet, weithin auf die Nachwelt wirkt. Daß es nun aber in den theoretischen, nothwendig auf niedere Honorare angewiesenen Disciplinen nicht auch Forscher mit angeborener Lehrneigung gebe, und daß selbst solche ohne starken Drang zum Docieren nicht dennoch, der übernommenen Amtspflicht treu, ihrem Lehrberufe mit Hingebung genügen könnten — davon steht in den Artikeln der HH. L 1 und L 2 auch nicht eine Silbe. „Hatten sie nun," heißt es bei jenem, „ein Fach gewählt, dem vermöge des beschränkten Interessenkreises nur wenige Jünger sich zuwandten, so blieb selbst bei den größten Koryphäen jene Ergänzung des unzulänglichen Gehalts durch die aus der Verwaltung des Amts fließenden Einnahmen aus. Es ist begreiflich, daß solche Professoren mit wenig Freude auf das Collegiengeld sehen, um dessentwillen ihr fester Gehalt so niedrig normirt worden ist, das aber trotz eigener vorzüglicher Leistungen nicht ihnen zufließt, dagegen aber einen wissenschaftlich vielleicht tief unter ihnen stehenden Collegen bereichert." „Es erscheint manchem als besonders unbillig," fügt L 2 hinzu, „daß viele tüchtige und hervorragende Gelehrte kaum nennenswerthe Collegiengelder beziehen, weil ihre Wissenschaften, wie etwa die orientalischen Sprachen oder die Astronomie, immer nur von wenigen Studenten betrieben werden. Indeß geschieht dadurch, daß andere ein einträglicheres Feld bebauen, den weniger Begünstigten kein Unrecht, zumal diese ihr Fach freiwillig und mit voller Kenntniß der Aussichten sich ihre Lehrthätigkeit gewählt haben. Es liegt daher in der vorhandenen Ungleichheit an sich kein Grund, den ersteren etwas zu entziehen, sondern man kann nur wünschen, daß den wissenschaftlich besonders verdienten Vertretern der wenig betriebenen Fächer durch Gehaltszulagen einiger Ersatz für den Mangel an Collegiengeldern gewährt werde." Wo ist da wohl der Schatten eines Verdachts zu bemerken, als könnten Orientalisten und Astronomen sich sagen, wie der Hr. Einsender meint, „für ihre wenigen Zuhörer sei das Schlechteste genügend"? Das einzige, was man den HH. L 1 und L 2 mit Fug einwerfen könnte, ist, daß sie beide von einer „Wahl" des Faches sprechen, während es sich doch bei jedem echten Gelehrten ebenso wie beim Künstler um eine bestimmte Begabung, also um einen Zwang der Natur handelt. Wer aber wollte mit der Natur hadern, weil sie ihre Gaben nicht nach ökonomischem Maßstab auszutheilen gewohnt ist? Darf sich der Lyriker darüber beschweren, daß der Dramatiker Bühnenautoren bezieht, oder der Landschafter, daß der Porträtmaler äußerlich bessere Geschäfte macht? Oder wird ein Mensch so thöricht sein, den fleißigen Lyriker oder Landschafter deshalb für minder gewissenhaft im Wuchern mit seinem geistigen Pfunde zu halten? Wollten sich aber Lyriker und Landschafter, Astronomen und Orientalisten um deswillen als „Unterbaß" fühlen und bezeichnen, so wäre das kein „ethischer" Standpunkt, von dem aus sie den „nationalökonomischen" bekämpften, sondern einfach ein privatökonomischer, der dem öffentliche Leben und also auch eine Zeitung, die ihr Oeffentlichkeit dient, nichts angeht. Die Ethik hat doch mit der Vertheilung des Einkommens höchstens insoweit zu thun, als sie den Wunsch in uns erzeugen muß, daß niemand weniger verdiene als ich, nicht aber den, daß kein anderer mehr verdiene. Die Ethik weiß, daß ein Reicher schwer ins Himmelreich gelangt, ein Armer freilich leider Gottes auch nicht leicht. Eine „ethische Insel", auf die uns der Hr. Einsender gerettet zu sehen wünscht, müßte schon an ihr Ufer die Warnungstafel tragen: „Reichthümer zu suchen, ist hier verboten; unabsichtlich gefundene dürfen in Besitz genommen, müssen aber dann zum gemeinen Besten verwendet werden!" a/D.

Digitized by Google

-l- Auch im Königreich Sachsen ist jetzt eine historische Commission eingesetzt worden, der aus Staatsmitteln jährlich 10,000 Mark zur Verfügung gestellt worden sind. Zu ordentlichen Mitgliedern sind ernannt worden die Leipziger Professoren Briegee, Bücher, Friedberg, Hauck, Lamprecht, Marcks, v. Miaskowski, Seeliger, Sievers, der Professoe an der Technischen Hochschule in Dresden Geß, die Vorsteher des Hauptstaatsarchivs und des Kriegsarchivs Hassel und Ermee, die Leipziger und Dresdenee Oberbibliothekare v. Gebhardt und Schnore u. Caroldfeld. Im höchsten Grade befremdend ist, daß in diese Reihe die beiden Männer fehlen, deren Namen in erster, was die Erforschung sächsischer Geschichte und die Veröffentlichung sächsischer Geschichtsquellen betrifft, für die wissenschaftliche Welt in den letzten anderthalb Jahrzehnten weit im Vordergrund gestanden haben, die Dresdenee Archivräthe Ermisch und Posse. Sie lieferten die Hauptarbeit für den trefflichen Codex diplomaticus Saxoniae regiae und bereicherten die sächsische Geschichtsliteratur mit zahlreichen und werthvollen Einzeluntersuchungen und Darstellungen. Unter Ermischs Leitung hat das seit 1880 in größter Regelmäßigkeit und mit reichem Inhalt erscheinende „Neue Archiv für sächsische Geschichte" sich einen der ersten Plätze in der Reihe der deutschen historischen Localzeitschriften errungen. Es ist doch kaum anzunehmen, daß man an entscheidender Stelle wirklich der Meinung sei, für die neu begründete Commission der Beihülfe dieser kundigen und arbeitsfreudigen Forscher ohne Nachtheil entrathen zu können.

* Obwohl der Planet Venus zu den Gestirnen zählt, die der Erde am nächsten sind, wissen wir über dessen Oberflächenbeschaffenheit dennoch so wenig, daß nicht einmal die Zeitdauer der Rotation feststeht. Vor einigen Jahren hat Schiaparelli aus seinen Beobachtungen im Gegensatz zu der bisherigen Annahme, daß Venus in nahezu 24 Stunden eine Drehung um ihre Axe vollführe, abgeleitet, daß dieser Planet der Sonne stets dieselbe Seite zukehrt und sich demnach so zur Sonne verhält wie der Mond zur Erde. Voriges Jahr verkündete Hr. L. Brenner in Lussinpiccolo, daß seine Beobachtungen sich mit der Schiaparelli'schen Behauptung nicht vereinbaren lassen und daß die ältere Annahme die richtige sei. Nun jetzt meldet Lowell, der unter sehr günstigen atmosphärischen Zuständen an der Sternwarte zu Flagstaff in Arizona beobachtet, daß bezüglich der Rotation Schiaparelli's Behauptung richtig ist und daß Venus nicht von Wolken bedeckt, sondern nur von einer Atmosphäre umgeben sei, während bei Mercur letztere fehlt. Bei der ungemein großen Schwierigkeit, auf Venus irgend etwas zu sehen, wird es wohl noch einige Zeit dauern, bis diese Widersprüche aufgehellt sein werden.

* Kiel. Den 70. Geburtstag feierte am 7. d. M. Geh. Rath Dr. Johann Backendahl, seit 30 Jahren a.o. Professor an der Universität, hoch verdient insbesondere durch musterhafte hygienische Einrichtungen in Stadt und Provinz.

* London. Am 4. ds. starb in Hastings der frühere Marine-Lieutenant Edward Young, der in den 60er Jahren bei den Livingstone-Expeditionen den Dampfer den Sambesi und den Schiré hinaufführte und 1867 eine Expedition zur Auffindung Livingstone's befehligte, wobei er zum erstenmal einen zerlegbaren Dampfer etwa 120 Kilometer weit über Land nach dem Nyassa tragen ließ. 1875 geleitete er eine schottische Mission nach dem Nyassa. 1878 leistete er als Divisionsofficier in Tungeneh bei dem Untergang des Panzerschiffes „Großer Kurfürst" Hülfe, wofür ihn Wilhelm I. durch Verleihung eines Andenkens auszeichnete.

* Kopenhagen. Dem Literaturhistoriker Georg Brandes wurde am 2. ds. Mts. aus Anlaß seines 25jährigen Jubiläums als Universitätslehrer von der akademischen Jugend eine warme Kundgebung dargebracht. Als er nach einer Vorlesung über französische Literatur, während deren der überfüllte Saal ihn mit Beifall, Blumen und Lorbeerkränzen ehrte, sich zu einem Festessen im „Studentenbunde" begab, empfingen ihn fackeltragende Studenten, denen sich eine Menge von Herren und Damen anschloß, und geleiteten ihn im Triumph nach dem Vereinshause. Hier dankte Brandes bewegt für die ihm erwiesene Ehre.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 5. bis 7. November folgende Schriften eingegangen:

Dr. A. Petermanns Mittheilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt. Herausgegeben von Dr. A. Supan. 42. Bd. 1896. 10. Heft. Gotha, Justus Perthes. — Dr. Theodor Geiger: Conrad Celtis in seinen Beziehungen zur Geographie. (Münchener geographische Studien. Hggb. von Siegmund Günther. 2. St.) München, Theodor Ackermann 1896. — Otto Rühle: Die Geschichte der Nordpolfahrten. München u. Leipzig, August Schupp 1897. — Italienische Lyrik seit der Mitte des 13. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. Uebersetzt und mit biographischen Notizen versehen von Fritz Gundlach. Lfg. 1 u. 2. Berlin, Alexander Duncker 1897. — Carl Köhler: Volkslieder von der Mosel und Saar mit ihren Melodien. Hggb. von John Meier. 1. Bd. Halle a. S., Max Niemeyer 1896. — Lothar v. Rüdesheim: Wie der Nibelungenschatz gehoben ward. Wiesbaden, Haas Nachfolger. — J. V. Widmann: Sommerwanderungen und Winterfahrten. Frauenfeld, J. Huber 1897. — A. Freiin v. Meyer: Marko Dubrović. Erzählende Dichtung. Graz, Hans Wagner 1897. — Fürst Nikolaus I. von Montenegro: Die Kaiserin des Balkans. Dramatische Dichtung in 3 Acten. Deutsche Bearbeitung von Heinrich Stümcke. Mit Portrait. Berlin, A. Ebering 1896.

In Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg ist neu erschienen:

Politische Correspondenz Karl Friedrichs von Baden 1783—1806. Herausgeg. von der Badischen Historischen Commission, bearbeitet von B. Erdmannsdörffer und K. Obser. 4. Band bearbeitet von K. Obser (1801—1804). Lex. 8°. Brosch. 20 Mk.

Vorher sind erschienen: I. Band 1783—1792 16 Mk. II. Band 1792—1797 20 Mk. III. Band 1797—1801 16 Mk. [15839]

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolgee in Stuttgart.

Soeben erschienen! [15655]

Die Eidgenossen.

Schauspiel in fünf Aufzügen von

Adolf Wilbrandt.

Preis geheftet 2 Mark. — Elegant gebunden 3 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Soeben erscheint als 59. Band der Grote'schen Sammlung:

Julius Wolff: Assalide.

Dichtung aus der Zeit der provençalischen Troubadours.

Preis elegant gebunden 6 Mark. (15683)

Berlin SW., Dessauer Straße 18. G. Grote'scher Verlag.

Neuigkeit 1896.

Im Verlage von A. G. Liebeskind in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen oder gegen Voreinsendung des Betrages unmittelbar vom Verleger zu beziehen:

Bozener Märchen

und Mären

von

Hans Hoffmann.

Mit Zeichnungen von Kunz Meyer.

Oktav. VII u. 224 Seiten. [14984]

Geheftet in illustrirtem Umschlag 3 Mark.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 10. November. Nummer 261.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Graf Reinhard. I. Von Lady Blennerhassett. — Mittheilungen und Nachrichten.

Graf Reinhard.[1])

Von Lady Blennerhassett.

I.

Im Jahre 1847 veröffentlichte G. E. Guhrauer im Historischen Taschenbuch eine Lebensskizze des Grafen Reinhard, zum Theil nach eigener Erinnerung und den Angaben zusammengestellt, die er von der Familie selbst erhielt. Damals war Reinhards Briefwechsel mit Goethe noch nicht veröffentlicht; zahlreiche andere seiner Correspondenzen, besonders amtliche Actenstücke und Briefe, sind seit der Zeit entweder gedruckt oder in Archiven, Bibliotheken und durch private Mittheilung zugänglich geworden, auch Zeugnisse Mitlebender erschienen, die den Entschluß durchaus rechtfertigten, eine umfassende Biographie Reinhards zu schreiben. Obwohl die Familie desselben den Nachlaß unerbittlich verschlossen hält, fand sich der Verfasser des biographischen Abrisses über Reinhard in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Wilhelm Lang, veranlaßt, diese Aufgabe zu übernehmen. Er hat dieselbe mit außerordentlichem Fleiß und gründlicher Sachkenntniß in einem nahezu 600 Seiten umfassenden Bande gelöst und keine der vielen ihm zugänglichen Quellen unbenützt gelassen, die über Reinhards Lebensgang aufklären konnten. Es schmälert sein Verdienst nicht, daß der Leser zuweilen den Eindruck zu großer Weitläufigkeit in der Ausführung einzelner Partien erhält und über einzelne Phasen von Reinhards wechselvollem Leben zu anderen Schlüssen neigen wird als sein Biograph. Die Besprechung des Buches soll zur Lectüre desselben anregen; sie kann im Reichthum des Gebotenen nur das Wesentliche hervorheben und auch lobend anerkennen, daß der vorliegende Band zwei sehr gute Bildnisse Reinhards und Verzeichnisse der Personen, sowie der hauptsächlich benützten Literatur enthält.

Von allen Deutschen, die Freiheitsliebe und Bewunderung für die Ideale von 1789 nach Frankreich lockte, ist Karl Friedrich Reinhard, der evangelische Pfarrerssohn aus Schwaben, wo nicht der geistig bedeutendste, so doch jedenfalls der glücklichste gewesen. Anacharsis Cloots, Luckner, Eulogius Schneider, Adam Lux, Georg Forster, Grüwel, Rühl, C. C. Prinz von Hessen-Rheinfels, Seyffert — es genügt, die Namen der übrigens so verschieden veranlagten Männer zu nennen, um an Schiffbrüche der traurigsten Art, meist an ein gewaltsames Ende zu erinnern. Allen diesen Optimisten brachte die Revolution moralische Erniedrigungen, Enttäuschungen, Theilnahme an den empörendsten Verbrechen und dafür auch meist den verdienten Tod auf dem Blutgerüst; der schüchterne Klosterschüler von Denkendorf und Maulbronn, der den von der Mutter geerbten Geist trüber Schwermuth niemals überwand, stieg in der Fremde zu den höchsten Ehren, und kein geringerer als Talleyrand feierte ihn in seiner Gedenkrede als „den Vertreter der Religion der Pflicht“. Am 2. October 1761 im altwürttembergischen Städtchen Schorndorf geboren, am 25. December 1837 zu Paris gestorben: zwischen diesen beiden Daten spielt sich der Lebenslauf des Mannes ab, den Napoleon auf St. Helena „un honnête homme, d'une capacité ordinaire“, Goethe seinen Freund genannt hat, und dem das seltene Wagniß gelungen ist, „ein Franzose geworden und zeitlebens ein Deutscher geblieben zu sein“.

Ueber Reinhards Jugendschicksale in Deutschland müssen hier wenige Worte genügen. Die dreizehn Jahre, die er als ältester von vierzehn Geschwistern im Elternhause verlebte, hat er als glückliche bezeichnet, dagegen mit Unmuth des Aufenthalts in den Klosterschulen gedacht, obwohl er in seinen Studien nur Erfolge zu verzeichnen hatte. Im October 1778 in das Stipendium nach Tübingen geschickt, erwarb er sich als Schüler des Orientalisten Schnurrer die Magisterwürde mit einer Arbeit über arabische Dichtkunst. Zum Studium der Theologie bestimmt, ließen ihn ihre Streitigkeiten kühl: „Theologie, hen quantum distat ab illo! Religion will ich wohl lernen und üben, aber Theologie nicht“, protestirte der Candidat. Er war unter den Einfluß von Voltaire gerathen, las J. J. Rousseau, übersetzte arabische Gedichte und schrieb Elegien in Klopstocks Weise, aber in der Wertherstimmung. Eine Begegnung mit Schiller zu Stuttgart 1781 sollte sich nie mehr wiederholen, hinterließ aber bei dem Dichter eine bleibende Erinnerung. Das Gedicht „An Lavater“ verewigt die Erinnerung an eine Reise nach Zürich im Frühjahr 1783: „Dein Handdruck und dein Kuß noch — und ich gehe! Sei's wieder oder so! Ja gut wie du, das will ich werden und dann liebst du mich.“

Nach Beendigung des theologischen Studiums, im Herbst 1783, verließ Reinhard das Tübinger Stift, dessen starre Ordnung und veralteten Pedantismus er als unerträglichen Druck empfunden hatte. Eine Uebersetzung des Tibull im Reisegepäck, ging er als Hülfsgeistlicher zu seinem alternden Vater nach Balingen. Zwei und ein halbes Jahr, die er dort verbrachte, füllten weder ein kurzer Herzensroman, noch Lectüre und dichterische Versuche auf befriedigende Weise aus. Das Dasein des jungen Mannes drohte an eintöniger Gewöhnlichkeit zu scheitern; murrend klagten seine Lieder:

„Glaub' es, Freund! Ich fühl's in jeder Sehne,
Wie dies Feuer unnütz mir verströmt,
Wie die Ohnmacht meine Glieder lähmt.“

Da brachte ein Angriff Reinhards gegen die Zustände im Tübinger Stift, der in Armbrusters Schwäbischem Museum erschien, begreiflichen Anstoß bei den dortigen Professoren und der Kirchenbehörde erregte und die Zukunft des jungen Mannes in Frage stellte, die ersehnte Wendung. Mit Zustimmung seines Vaters und seines herzoglichen Landesherrn folgte er einem Ruf als Hauslehrer in die Familie Blonay bei Vevey am Genfer See. Von diesem Zeitpunkt

[1]) „Graf Reinhard.“ Ein deutsch-französisches Lebensbild 1761 bis 1837, von Dr. Wilhelm Lang. Bamberg, C. C. Buchner 1896.

an hat er die Kanzel nicht mehr bestiegen, die Heimath nur kurz und flüchtig wieder aufgesucht.

Seines neuen Amtes waltete er mit pünktlichem Eifer; die Scenerie der Neuen Heloise umgab das väterliche Schloß seiner Zöglinge, aber ein zufriedenes Loos war ihm auch hier nicht beschieden; als Lehrer fühlte er sich ebensowenig an seinem Platze wie als Prediger, dann starb ihm die Mutter, wenige Stunden nachdem sie dem vierzehnten Kinde das Leben geschenkt:

„Meine Mutter! ich bin der Erstgeborne vor Eilfen,
Alle dein Blut und von dir alle mit Schmerzen erkauft.
Meine Mutter! Den Pfad, mit deinen Thränen bezeichnet,
Will ich ihnen voran, und mit Entschlossenheit geh'n!"

In der Absicht, für die Seinigen zu arbeiten und abermals mit der Erlaubniß seines Landesherrn trat Reinhard im Frühjahr 1787 als Hauslehrer in die Familie Teulon zu Bordeaux. Seit den Tübinger Tagen beschäftigten ihn Sprache und Literatur des Landes, das Rousseau's Theorien ihn als das Opfer des Despotismus zu betrachten gelehrt hatten. Jetzt führte ihn das Schicksal auf den Boden der Gironde, mitten in die Bewegung, deren Entwicklung er, merkwürdig genug, den Deutschen zur Bewunderung, aber keineswegs zur Nachahmung empfahl. Vielmehr schrieb er im October 1789, nach Vollendung der Constitution: „Gewiß ist, daß, seit die Zahl guter und aufgeklärter Fürsten die Zahl der schlimmen so merklich übersteigt, der größte Theil der deutschen Länder, selbst da, wo keine Landstände die willkürliche Macht einschränken, glücklicher ist, selbst bei einer unvollkommenen Verfassung, und weniger Auflagen, reinere Sitten hat, als das mächtige Frankreich jemals haben wird." Man glaubt die Stimme der Besonnensten, das Echo Montesquieu's zu vernehmen, wenn man im selben Brief Reinhards liest: „Mounier hat nach zehnjähriger Prüfung die englische Verfassung als die beste gefunden. Die Nationalversammlung ist ihren eigenen, neuen Weg gegangen und sie hat keine Erfahrung für sich." Reinhard mochte Hymnen an die Freiheit dichten, zum Revolutionär war er doch verdorben, obwohl er eine Zeit hindurch dem Club als Präsident vorstand, in welchem die Girondisten ihre Beredsamkeit schulten, und vornehmlich während seiner diplomatischen Missionen in Italien den revolutionären Tendenzen übermäßig gehuldigt hat. Die Nachricht von der Flucht des Königs bewog ihn, 1791 französischer Staatsbürger zu werden. Im selben Sommer sah er Paris zum erstenmal, in Gesellschaft von Vergniaud, R. Ducos und Guadet. Von dort aus suchte er in einem langen Schreiben an Schiller die sinkende Begeisterung des Dichters für französische Ideale aufs neue zu entfachen. Deutsche Zeitschriften, die „Thalia", die „Minerva" von Archenholz, brachten Beiträge von ihm, die den gleichen Zweck verfolgten. Gegen A. Chénier vertheidigte er damals die Politik der Jakobiner. „Briefe über die Kantische Philosophie" verfaßte er für Sieyès; er führte sie nicht weiter als bis zum Vorhof des Tempels, den er erschließen wollte, denn die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse und vor allem seine Fertigkeit in den modernen Sprachen veranlaßten seine Gönner, ihn praktisch zu verwenden. Die Gironde regierte, und Reinhard wurde dem neu ernannten Gesandten Chauvetin im April 1792 als Secretär nach London beigegeben. Chauvelin war eine Nullität und die Mission bereits aussichtslos; allein der eigentliche Vertrauensmann des französischen Ministeriums hieß Charles Maurice de Talleyrand, ehemaliger Bischof von Autun, der den Marquis de Chauvetin begleitete und mit dieser Mission die Lehrjahre seiner Diplomatie antrat. Talleyrand fand in Reinhard den idealen künftigen Kanzleichef, die ausführende Hand, den verlässigen, treuen Mitarbeiter, dessen er bedurfte. Seine Politik scheiterte, denn Pitt verzieh weder den Angriff auf Belgien, noch den Mord des Königs; aber die Verbindung zwischen dem säcularisirten Bischof von Autun und dem einstigen Tübinger Theologen überdauerte ihre gemeinsame Niederlage und festigte sich zur freundschaftlichen Gönnerschaft: „Nicht ich hob mich, ich wurde gehoben", hat Reinhard später an Goethe bekannt. Vorläufig gingen ihre Wege aus einander; der Talleyrands in die Verbannung, jener Reinhards nach Neapel, als Gesandtschaftssecretär. Auf dem Wege dahin dichtete der französische Diplomat eine deutsche Ode, „Bastille's Schatten", in welcher, diesmal nicht ohne Schwung, die Ermordung des Pariser Jakobiners durch das römische Volk „den Priestern und Tyrannen" unter Fluchen aufgebürdet wurde, die noch keine officielle Zurückhaltung und Schulung verriethen. Reinhards politischer Dichtung geschieht von da an keine Erwähnung mehr, und Schiller hatte sich getäuscht, als er zwölf Jahre früher das Auftauchen eines Dichtertalents begrüßt hatte. Allein auch der Diplomatie Reinhards in ihren Anfängen leuchteten keine glücklichen Sterne. Nach wenigen Monaten sah sich die französische Gesandtschaft zur fluchtähnlichen Abreise aus Neapel gezwungen, dessen Regierung die Allianz mit England abschloß. Der gänzlich Unbemittelte konnte sich glücklich schätzen, daß ihn, nach dem Sturz seiner Freunde, der Girondisten, ein Befehl des neu ernannten Ministers Deforgues ins Auswärtige Amt nach Paris berief. Immerhin gehörte eine nicht geringe Biegsamkeit des Charakters dazu, unter dem Regime von Robespierre eine solche Stellung zu behalten. Daß Reinhard dies vermochte, rettete ihm das Leben. Von politischer Thätigkeit war bis zum 9. Thermidor überhaupt nicht die Rede; zu seinem Departement, das die Reiche des Nordens umfaßte, gehörte auch Polen, und vergebens suchte er seine ignoranten und fanatisirten Vorgesetzten für die Unterstützung Kosciuszko's zu gewinnen. Mit der Entgegnung, „der Aufstand sei von Aristokraten gemacht", opferte man Polen, um zu einer Verständigung mit Preußen zu gelangen. Die Weisungen, die Barthetemy, der beste, wo nicht einzige der noch im Amt befindlichen französischen Diplomaten, mit nach Basel nahm, sind von Reinhard entworfen. Sie erklärten den Rhein für Frankreichs natürliche Grenze.

Reinhard selbst hielt sich trotzdem immer noch für den Vertreter „des germanischen Gefühls" und lebte in vertrautem Umgang mit Graf Schlabrendorf, Oelsner und andern in Paris sich aufhaltenden Landsleuten. Als jedoch Sieyès die Absicht zu erkennen gab, ihm den Wiener Posten anzuvertrauen, warnte Schlabrendorf vor der Unpopularität dieser Wahl am Wiener Hof, nachdem der Kaiser ihn 1793 geächtet hatte, und Reinhard wurde 1795 nach Hamburg geschickt, wo die Emigration ihr literarisches Hauptquartier besaß und die englische Politik sich besser als anderswo überwachen ließ. Bevor er sich dahin begab, ernannte ihn das neu errichtete Nationalinstitut zum Mitglied für die Classe des sciences morales et politiques, wo er Talleyrand zum Collegen und im Herbst 1797 zum Leiter des Departements des Aeußern erhielt. Als Privatsecretär nahm er einen Freund und Landsmann, den älteren Bruder von Justinus Kerner, mit, und so besorgten zwei Schwaben bei den deutschen Hansestädten die Geschäfte des Directoriums. Auch das ist charakteristisch für die Zeit und den Mann, daß seine nächste Sorge die Uebertragung der Schrift Kants „Vom ewigen Frieden" war, die, durch den Basler Vertrag veranlaßt, damals die besten Geister beschäftigte. Wie früher, so auch jetzt, dachte Reinhard zunächst an Sieyès, als er den Ideen des deutschen Philosophen Eingang in Frankreich zu verschaffen versuchte. Die Wahl konnte nicht unglücklicher sein, wenn man sich erinnert, wohin das Wiedereingreifen von Sieyès in die Politik von 1795 denn eigentlich zielte. Zehn Jahre vor

Digitized by Google

Bonaparte ersann er den Rheinbund, die Säculariſationen, das Lager von Boulogne und bot Hannover an Preußen, die Lombardei an Piemont, Portugal an Spanien und verhandelte die Völker mit einem Cynismus, den das Napoleoniſche Kaiſerreich nicht mehr übertreffen ſollte. Es währte bis September 1796, bevor Reinhard durch den endlich zuſtande gekommenen Vergleich zwiſchen Hamburg und der franzöſiſchen Republik als deren Geſandter anerkannt wurde. Er hatte inzwiſchen theils in Bremen, theils in Altona reſidirt, dort mit Hardenberg ſich beſprochen, der die franzöſiſchen Anerbietungen in Bezug auf Hannover ablehnte, während Reinhard die dauernde Neutralität der Hanſeſtädte in künftigen Reichskriegen befürwortete. Die franzöſiſche Republik als Beſchützerin der Handelsfreiheit, dieſes von Reinhard in Ausſicht geſtellte Ideal, ſollte durch die Continentalſperre erſetzt werden, an deren Ausführung er ſo lange Jahre hindurch amtlich betheiligt ſein ſollte. Solche Zugeſtändniſſe ſetzen bei demjenigen, der ſich dazu bereit findet, einen gewiſſen Mangel an Charakterfeſtigkeit und ſelbſtändigen Ueberzeugungen voraus, der denn doch größer war, als Reinhards Biograph es zugeſteht. Wilhelm v. Humboldt, der den franzöſiſchen Geſandten 1796 in Altona kennen lernte, ſah ſchärfer in dieſer Beziehung: „Bei einem allgemeinen politiſchen Geſpräch, das ich mit ihm hatte“, ſchreibt er, „fand ich ihn in ſeinen Grundſätzen ziemlich flach und im Ausdruck, in dem er mir überhaupt nicht glücklich ſcheint, unbeſtimmt.“ Er nannte ihn kalt und zurückhaltend, im genaueſten Sinn des Wortes geſcheut, meinte aber, großen Scharfſinn, einen weiten Blick oder einen tief dringenden Geiſt habe er nicht bei ihm finden können. Reinhard ſtand damals im Begriff, das Glück ſeines Lebens durch die Ehe mit Chriſtine Reimarus zu begründen, die ihn mit dem einflußreichſten Kreis der Hamburger politiſchen und literariſchen Welt in enge Verbindung brachte. Noch lebte Klopſtock, dem Reinhard im gaſtlichen Hauſe ſeiner Schwiegereltern begegnete, aber leider fehlen auch hier die Briefe und ſchriftlichen Aufzeichnungen, die den empfangenen Eindruck feſthielten. Dann kam Lafayette, aus der Olmützer Gefangenſchaft befreit, in das nahe Wittenold bei Ploen, wo Chriſtinens Onkel Hennings, der däniſche Schriftſteller und frühere Diplomat, ſich aufs wärmſte mit ihm befreundete. Reinhard dagegen ſtörte die maßloſe Eitelkeit des Mannes; ſelbſt ſeine Leiden, ſchreibt er, laſſen gleichgültig in einem Lande, wo jeder ſo viel Leiden geſehen und ſelbſt erfahren hat. Sein eigenes Beſtreben, den längſt ernüchterten Freunden in Hamburg die republikaniſchen Siege als einen Gewinn für die Freiheit und die Zuſtände unter der Direktorialregierung als nachahmungswerth darzuſtellen, erſchwerte der Staatsſtreich vom 18 Fruktidor, der noch einmal die Jakobiner ans Ruder brachte. Im intimen Verkehr mußte auch er bekennen, daß der Friede von Campo-Formio, den der junge Sieger Bonaparte von ſeinen unfähigen Auftraggebern in Paris erzwang und der „die Freiheit nach geographiſchen Linien abſchied,“ mit den Verſprechungen einer Emancipation der Völker nichts mehr gemein hatte. Zwei Monate nach dieſem Friedensſchluß, im December 1797, ernannte ihn Talleyrand, der nunmehrige Miniſter des Aeußern, zum Geſandten der Republik in Florenz. Seine Rolle in Hamburg war ausgeſpielt. Ein Abſchiedsbrief an Hennings enthielt u. a. die Worte: „Die Majorität im Directorium beſteht aus entſchieden ehrlichen Männern.“ Es genügt, die Namen Roger-Ducos, Rewbell, Barras zu nennen, um die Naivetät dieſer Selbſttäuſchung Reinhards zu ermeſſen. Schlugen ſeine Hoffnungen auf Neubegründung des Völkerrechts nach Herſtellung des Weltfriedens fehl, dann wollte er „in Irokeſenhaine“ oder „an den Ontarioſee“. Es waren die letzten Wellenſchläge der Hochfluth von falſcher Sentimentalität und revolutionären Illuſionen, die Rouſſeau entfeſſelt hatte. Wenige Tage ſpäter ſpeiſte Reinhard in Paris mit Bonaparte. „Ganz von der Allgewalt ſeines Genius durchdrungen“, ſei er zurückgekehrt, berichtete Chriſtine den Ihrigen nach Hamburg, und vom Leben in Indianerhütten war nicht weiter die Rede. Nach kurzem Wiederſehen mit ſeinem alten Vater, der zwei Jahre ſpäter ſtarb — nach einer localen Tradition aus Gram über die Plünderungen des franzöſiſchen Generals Vandamme —, gelangte Reinhard mit den Seinen nach Florenz. Hamburg war ihm eine zweite Heimath geworden, Toscana blieb ihm antipathiſch, obwohl die maßvolle Höflichkeit ſeines äußeren Auftretens auch dort verdiente Anerkennung fand. Aber auch er ſah damals nur „den Kampf der alten und der neuen Zeit, der Vorurtheile und der Vernunft“. Thatſächlich lagen die Dinge nicht ſo einfach. Die Franzoſen waren verhaßt, das Volk liebte die Dynaſtie, der es die Wohlthat der Leopoldiniſchen Geſetzgebung und freie Entwicklung verdankte. Ein paar Stunden von Florenz, in der Karthauſe, weilte Pius VI. in der Verbannung; in Piſa ſammelten ſich franzöſiſche Emigrirte. Es bedurfte nur eines Funkens, um den Widerſtand gegen die franzöſiſchen Erpreſſer in den italieniſchen Nachbarrepubliken zur hellen Flamme zu entzünden. Da bemächtigten ſich Ende November Engländer und Neapolitaner des Hafens von Livorno; das Volk von Viterbo bedrohte die aus Rom flüchtenden Franzoſen mit dem Tode; nur dem Biſchof und den Franciscanermönchen der Stadt verdankte Reinhard die Rettung ſeiner Landsleute.

Der ſiegreiche Vormarſch der franzöſiſchen Armee verhinderte nicht, daß die wenigſtens nominelle Unabhängigkeit Toscana's inmitten der franco-italieniſchen Republiken als ein unerträgliches Hinderniß empfunden und der großherzoglichen Regierung in Paris das Urtheil geſprochen wurde. Am 27. März 1799, kurz nach der Kriegserklärung, die den Kampf der zweiten Coalition eröffnete, ward es vollzogen und Reinhard vom Directorium zum Civilcommiſſar, mit andern Worten zum Regenten von Toscana beſtellt.

Ueber ſeine wohlgemeinten Abſichten und ihr gänzliches Mißlingen hat Vittorio Alfieri das Urtheil gefällt, „die neue Regierung ſei eine militäriſche und advocatiſche Tyrannei, die von allen politiſchen Miſchungen die mißgeſtalteteſte und lächerlichſte, beweinenswertheſte und unerträglichſte iſt und mir vollkommen einen Tiger darſtellt, der von einem Kaninchen geführt wird“. Vergebens warnt Reinhards Biograph gegen die übertriebene Strenge dieſes Urtheils des franzoſenfeindlichen Dichters und hebt das anerkennende Zeugniß Mallet du Pans hervor, wonach Reinhard Toscana allein in Italien vor dem Schickſal der Plünderung bewahrt habe. Aber auch Gino Capponi ſpricht von „den franzöſiſchen Barbaren“, die damals ſein Heimathland verwüſteten. Reinhard ſelbſt beſchränkte ſich zwar darauf, den Vergilius der Laurenziana für die Pariſer Nationalbibliothek zu entwenden, aber den gewundenen Verheißungen und Phraſen ſeiner Proklamationen gingen Raub und Erpreſſung, Zwangsanleihen, Gewaltmaßregeln und aufgedrungene Veränderungen zur Seite, die er zu verhindern keine Macht hatte, und das ganze Land empfand es als eine Erlöſung, als die franzöſiſche Herrſchaft im Juli vor dem Aufſtand zuſammenbrach, den die Siege der Oeſterreicher ermöglicht hatten. Reinhard floh mit den Seinen nach Livorno und an Bord eines amerikaniſchen Schiffes nach Frankreich. Ein Söhnchen ſtarb ihm während der Ueberfahrt: „Mein Culminationspunkt freier, ſelbſtbewußter Thätigkeit war Toscana,“ geſtand er ſpäter ſeinem Freunde Goethe; „die Ereigniſſe von 1799 und vor allem

Digitized by Google

die Ursachen dieser Ereignisse lähmten meinen Muth, meine Freudigkeit war dahin." Reinhards damaliger Thätigkeit gebührt immerhin das beschränkte Verdienst, noch größeres Unheil verhindert zu haben. Allein sein Glückseligkeitsrecept, nach echt revolutionärer, theoretischer Schablone entworfen, wurde endgültig abgelehnt, und was Reinhard als „Unfähigkeit zur Freiheit" brandmarkte, war vielmehr die Reaction des Nationalgefühls und der gesunden Vernunft gegen die zugleich unfähigen und corrumpirten Fanatiker des Directoriums.

In Toulon gelandet, erwartete ihn eine Nachricht, auf die er nicht gefaßt war. Talleyrand hielt den Augenblick für gekommen, das sinkende Schiff dieser directorialen Regierung noch vor dem gänzlichen Zusammenbruch zu verlassen. Sieyès, vom Rath der Alten gewählt, war seit Mai Director und ebenso wie Talleyrand damit beschäftigt, die starke, sichere Hand, die den Staat retten konnte, zu finden. Inzwischen bedurfte es im Auswärtigen Amt eines Lückenbüßers, der nicht genirte, denn nach Talleyrands officiell und laut ausgesprochener Ansicht[1]) war im Herbst 1799 kaum mehr etwas zu verderben. In einer solchen Lage erschien Reinhard als der rechte Mann für das Ministerium des Aeußern. In Toulon zurückgehalten, verfaßte dieser Nachfolger Talleyrands, um die Quarantäne zu kürzen, ein Gedicht über „Italien". Erst im September trat er sein Amt an. Seine erste Depesche war ein Hülferuf an Bonaparte in Aegypten, obwohl über dessen Schicksal jede sichere Nachricht fehlte und das Kriegsglück sich wieder zu gunsten der Franzosen gewendet hatte. Die Nachrichten vom Landsieg bei Abukir und der Rückkehr Bonaparte's trafen die Pariser Regierung gänzlich unerwartet und von diesem Augenblick an hatte der Minister überhaupt nichts mehr zu sagen. Der 18. Brumaire bereitete seiner kurzen Amtsführung ein Ende. An der Verschwörung, die Frankreich rettete, hatte man ihn in keiner Weise betheiligt. „Wie kommt es, daß der erste Minister der französischen Nation deutsch spricht zu den fremden Gesandten, die französisch sprechen?" lautete die erste Anrede von Bonaparte an Reinhard, der die Zeit seiner ministeriellen Thätigkeit „die unseligste Epoche seines Lebens" nannte. Durch Vermittelung von Sieyès erfolgte seine Ernennung zum Gesandten in der Schweiz, wo ihn neue Verwicklungen erwarteten. Seine Instructionen schrieben ihm vor, nach dem mit französischer Hülfe gelungenen Staatsstreich vom 7. Januar 1800 die Gemäßigten zu unterstützen und den Föderalismus zu begünstigen. Das verhaßte radicale Regiment war gestürzt, aber der Wunsch aller Patrioten, die Anerkennung der Neutralität der Schweiz, war auf unbestimmte Zeit, bis zum allgemeinen Frieden vertagt, und es gelang Reinhard nicht, durch Gründung einer Mittelpartei die schroffen Gegensätze zu versöhnen. Als der Friede von Lunéville die Unabhängigkeit der Schweiz und ihre Befugniß, sich selbst eine Verfassung zu geben, bestätigte, gerieth Reinhard in Conflict mit dem gesetzgebenden Rath; er wurde als Gegner der Einheitsverfassung bekämpft und Stapfer, der Vertreter der Unitarier und Schweizer Gesandte in Paris, beschuldigte ihn der Verbindung mit den Aristokraten, den Todtfeinden der französischen Republik. Die Anschuldigung war unhaltbar, allein der Erste Consul blieb verstimmt, obwohl sein aus der Malmaison datirter Verfassungsentwurf für die Schweiz der vermittelnden Politik des Gesandten entsprach und überhaupt der beste war, der zustande gebracht werden konnte. Allein während Reinhards Ideen siegten, wurde er selbst, und zwar im Augenblick geopfert, wo er sich vom revolutionären Ideal seiner ersten Mannesjahre zu gunsten staatserhaltender Gedanken lossagte. Am neunten Jahrestag der Erstürmung der Bastille toastirte er, wie man sich zu Bern erzählte, mit den Worten auf die Gedenkfeier: „Möge dieser Tag die schlimmen Folgen des 14. Juli 1789 heilen!" Jedenfalls war es ein anderer, ernüchterter, mit Transactionen rechnender Mann, der, zum zweitenmal auf den Hamburger Gesandtenposten berufen, im Jahr 1802 dorthin zurückkehrte. Der Girondist war jetzt bonapartistisch gesinnt; die Seestadt an der Elbe war unter Reinhards Ministerium wegen ihrer Weigerung, den irischen Flüchtling Rapper Tandy auszuliefern, von Frankreich durch Beschlagnahme ihrer Schiffe in seinen Häfen bestraft worden und büßte durch dessen Bekämpfung des englischen Handels in den deutschen Hansestädten und an den deutschen Strommündungen jetzt ihren Wohlstand ein. An die Dauer des Friedens glaubte niemand, und die tiefe Verstimmung der Gemüther störte das Familienleben und äußerte sich in Vorwürfen gegen Reinhard, der sich „empört und sehr unglücklich" nannte. Er war zu schweigsam und ungelenk, um die Peinlichkeit solcher Verhältnisse durch liebenswürdige Unbefangenheit des persönlichen Verkehrs zu mildern. Zerstreuung und gegenseitiges Verständniß brachte dagegen der Umgang mit Charles de Villers, der, mit Voel und Jakobi befreundet, von Lübeck, wo er lebte, öfters nach Hamburg kam. Der französische Flüchtling war ein Deutscher geworden, lebte im Hause des Senators Rodde, dessen Frau, Dorothea Schlözer, ihm in enger Freundschaft verbunden war, und vertiefte sich in deutsche Philosophie und Literatur, vor allem in Kant. Durch Villers unterstützt, instruirte sich Reinhard aufs genaueste über die Verhältnisse und Ansprüche Lübecks, dessen Interessen zugleich mit jenen der übrigen Hansestädte Frankreich beim Reichsdeputations-Hauptschluß vertrat und durchsetzte. Sie erhielten die verlangte Neutralität zugestanden, wer aber schützte sie gegen Frankreich, wenn dieses selbst die Stellungen besetzen wollte, die es anderen verschlossen hatte? Mit Wiederausbruch des Krieges gegen England wurde die Frage eine brennende. Die Franzosen besetzten Hannover und das hamburgische Amt Ritzebüttel mit Cuxhaven, um den Engländern die Elbe zu verschließen. Talleyrand eignete sich Reinhards Aeußerung aus dem Jahre 1795 an, Cuxhaven sei so gut wie ein britischer Hafen, und bevor das Jahr 1803 zu Ende ging, verlangte General Berthier von der schwer geschädigten Stadt eine Kriegsanleihe von drei Millionen. Die Sache wurde zwar auf Befehl des Ersten Consuls in eine andere Form gebracht, aber Reinhard mußte später in Bremen ein ähnliches Geschäft, ohne die Regierung bloßzustellen, durch Privatbeziehungen ermöglichen, und erhielt fortwährend Vorwürfe darüber, daß er es an Strenge gegen die englischen Umtriebe in Hamburg fehlen ließ. Es kann nicht wundernehmen, daß er unter solchen Umständen seinen Freunden wie von bösen Geistern geplagt erschien. Die besten Seiten seiner Natur, eine unbestechliche Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit in allen finanziellen Angelegenheiten, wurden für die gewissenlose Ausbeutung seiner Landsleute ausgenützt.

Für Langs Annahme, Reinhard habe sich damals mit dem Gedanken getragen, den französischen Dienst zu verlassen, sind keine Beweise erbracht. In der mildesten Form, mit dem Bemerken nämlich, es dürfte das Eingreifen der Diplomatie kaum erwünscht sein, verweigerte er seine Mitwirkung bei der Festnahme des englischen Geschäftsträgers Sir G. Rumbold auf neutralem Hamburger Gebiet. Allein der Ausdruck in Reinhards Brief an Talleyrand: „Ich habe das Unglück gehabt, von Hrn. Maison (dem Adjutanten Bernadotte's), der diesen Auftrag vom Marschall erhalten hat, ins Vertrauen gezogen zu werden", genügte vollständig,

[1]) In der Schrift: Eclaircissements donnés par le citoyen Talleyrand à ses concitoyens. 1799.

Digitized by Google

um des Kaisers Zorn auf den säumigen Vertreter seiner Politik zu lenken. Am 22. März 1805, fünf Monate nach dem begangenen Bruch des Völkerrechts, ersetzte er ihn durch einen seiner berüchtigtsten Diener, Baurrienne. Reinhards Ernennung zum Generalconsul in Jassy dagegen, die erst im März 1806 erfolgte, glich so ziemlich einer Verbannung. Seine Frau spricht in ihren Briefen vom tiefen Schmerz, den sein Gemüthszustand während dieses Jahres gezwungener Unthätigkeit bei ihr erweckt habe. Sie suchte die Ihrigen über die geographische Lage ihres künftigen Bestimmungsortes aufzuklären, der kaum dem Namen nach bekannt war. Auf dem napoleanischen Schachbrett hatte er demnach seine Bedeutung. In Konstantinopel warb General Sebastiani um die Allianz mit Sultan Selim, und im Falle eines Angriffes gegen Rußland, zu dem Napolean drängte, waren die Donaufürstenthümer ein wichtiges strategisches und politisches Feld. Der Sultan schwankte, setzte die russisch gesinnten Haspadare Ypsilanti und Murussi ab, dann wieder ein, als Englands und Rußlands Drohungen ihn einschüchterten, und während der Zeit rückte der russische General Michelsen im November 1806 in Jassy ein. Dem französischen Generalconsul sollten seine Pässe zugestellt werden, aber im Gefolge Michelsens befand sich der junge Fürst Dalgoruki; derselbe, den Napoleon im Bulletin von Austerlitz einen hochmüthigen, unwissenden Menschen gescholten, und der geschworen hatte, am ersten ihm in die Hände fallenden Franzosen sich dafür zu rächen. Das Schicksal wollte, daß es Reinhard war, der jetzt mit den Seinen durch Kosaken verhaftet und nach Rußland weggeführt wurde. Erst in Pultawa machte der Gouverneur Fürst Kuralin dem grausamen Streich ein Ende und ließ Reinhard unter sicherm Geleit nach Lemberg bringen. Es war seit der Sendung nach Neapel im Jahr 1795 das drittemal, daß Reinhard auf einem diplomatischen Posten der Gewalt hatte weichen müssen. Geistig rastlos wie immer, hatte er in Jassy, durch seinen österreichischen Collegen Hammer-Purgstall angeregt, seine arabistischen Studien wieder aufgenommen und die paar Monate des Aufenthaltes in Rußland zur Erlernung der Sprache verwerthet. Aber seine erschütterte Gesundheit erforderte jetzt einen Aufenthalt in Karlsbad, und dort ward ihm die reichste Gabe seines Lebens, die Freundschaft mit Goethe. Er nennt Reinhard in den Tag- und Jahresheften „einen würdigen Landsmann von Schiller und Cuvier ... einen trefflichen, wahrhaft aufrichtig und deutsch gesinnten Mann". Auch die Qualität seines Burgunders behielt er noch Jahre nachher in angenehmer Erinnerung. Nachsichtig ließ er es über sich ergehen, daß Reinhards Gemahlin Gedichte ihres Mannes und ihrer Mutter vortrug. Wie Reinhard dazu kam, sich für Goethe's Farbenlehre zu begeistern, hat Lang ausführlich erzählt. Er betont mit Recht, daß Reinhards inneres Leben erst vom Moment an zugänglich wurde, wo er dem Geschenk dieser Freundschaft die moralische Genesung, das Licht verdankte, die ihm die Zukunft erhellten und das erschütterte Selbstvertrauen zurückgaben. Zu Dresden, nach Tilsit, sah er den Kaiser wieder, in Weimar besuchte er Goethe's Haus, am Rhein erwarb er die Propstei St. Apollinaris und Falkenlust bei Bonn; er schrieb an Goethe, künftig falle wenigstens die Stelle ihn suchen, nicht er sie; an das Privatleben aber dachte er in keiner Weise. — Reinhards Mißtrauen gegen Talleyrand, von welchem bei Lang zu diesem Zeitpunkt öfters die Rede ist, war übrigens durchaus gerechtfertigt. Zu Erfurt bestätigte sich die Entfremdung zwischen ihm und dem Kaiser, die sein Rücktritt vom Ministerium, nach Tilsit, mit wahlerwogener Absichtlichkeit angebahnt hatte. Von da an schwand auch der Einfluß, auf welchen Freunde nicht vergebens zu rechnen pflegten. Nicht an ihm lag zudem die Schuld, wenn die Laufbahn seines Beamten in absteigender Linie sich bewegt hatte und aus dem Regenten von Toscana und Minister in Paris ein Generalconsul in Jassy geworden war. Das Aneignungsvermögen Reinhards hatte seine Grenzen. Nur seinen Charaktereigenschaften sollte er es danken, daß ihn die politische Strömung immer wieder emportrug. Noch zu Erfurt unterzeichnete Napoleon das Decret, welches Reinhard zum Gesandten bei seinem Bruder Jérôme in Kassel ernannte. Die Wahl war ganz aus dem persönlichen Entschluß des Kaisers hervorgegangen. Er habe sein Herz damit gewonnen, schrieb Reinhard an Goethe: „Ich muß und werde folgen, wohin er mich rief, und sollte ich dabei zugrunde gehen." Goethe antwortete: „Unter einem solchen Heerführer, wer möchte da nicht streiten, wenn es auch mit Aufopferung und Unannehmlichkeit geschähe?" Jeder Commentar erscheint nach solchen Worten überflüssig: kein Bedenken über die Persönlichkeit des Königs von Westfalen scheint Reinhards Dankbarkeit für Napolean getrübt zu haben. Seiner Thätigkeit in Kassel gedenkt Lang mit den warm empfundenen Worten: „Hier, mehr als irgendwo, hat sein Schicksal etwas Tragisches. Der Kaiser schenkt ihm seine Gunst, Jérôme kann ihm die Achtung nicht versagen, die Deutschgesinnten schätzen ihn als mitfühlenden, helfenden Freund; alles ist mit ihm zufrieden — am wenigsten er selber: er konnte es nicht sein. An der Fiction, als ob persönliche Ehrenhaftigkeit und Pflichttreue über Conflicte hinwegzuhelfen vermöchten, welche die Gerechtigkeit ausschlossen, ist auch Reinhard gescheitert. Seine erste Denkschrift über die Zustände im neuen Königreich schließt mit den Worten: „Man wird den Deutschen ihre Langsamkeit, ihre Eigenliebe, ihre Sprache, ihre Literatur nachsehen. Wenn die Westfalen sehen, daß man geneigt ist, sie als Deutsche zu achten, so werden alle Herzen gewonnen werden." Sein bewundernder Ausruf: „Unser Kaiser hat sich selbst übertroffen", leitete den Feldzug von 1809 mit dankbarem Ausblick zur Versöhnung ein, „daß eine solche Krisis unter den Einfluß des Genies und der Macht gestellt sei." Napoleons Befehle führten ihn auf kurze Zeit und in specieller Mission zurück nach Hamburg, wo es seines persönlichen Ansehens bedurfte, um die Hansestädte, deren Neutralität er so warm vertheidigt und empfohlen hatte, jetzt von der Unabwendbarkeit des Anschlusses an den Rheinbund zu überzeugen. Den Klagen Hamburgs hielt er die Nothwendigkeit entgegen, „das Schicksal der Stadt für jetzt und für die Zukunft ganz in die Hände des Kaisers zu legen", der ihn eben damals zum Baron des Kaiserreichs mit einer jährlichen Dotation erhob. Die später gefallene Aeußerung an Goethe, die Errichtung der zweiten Zollinie im Binnenlande, quer durch Westfalen, die selbst dem frivolen Jérôme Abdankungsvelleitäten eingab, habe ihn, Reinhard, von der Unmöglichkeit eines Auskommens mit Napolean überzeugt, wird durch sein damaliges Verhalten in keiner Weise bestätigt. Die Absichten blieben gut, die Thatsachen laufen ihnen schnurstracks entgegen. Reinhard fügte sich ins Unvermeidliche, zertrat das Continentalsystem, ohne den Kaiser zu befriedigen, und suchte vergebens, ihn zu Zugeständnissen im Interesse des Königreichs zu bewegen, das er geschaffen und hierauf wieder so schwer geschädigt und belastet hatte. Zur Geschichte desselben liefert Langs Darstellung kein neues Material, wohl aber hat er, vornehmlich aus Reinhards eigenen Berichten, den Beweis erbracht, daß er seines dornenvollen Amtes mit gewissenhafter Loyalität waltete. Mit Beginn des Jahres 1812 gab Reinhard die Hoffnung auf, den Sinn von Jérôme zu ändern. „Der König", schrieb er nach Paris, „sieht in uns unglücklicherweise bloß Spione; es wäre vielleicht richtiger, uns als unterrichtete, unparteiische Beobachter zu betrachten, deren Pflicht es ist, die Berichte der Spione zu berichtigen."

Digitized by Google

Als Jérôme im April 1812 zur Armee abreiste, betrug das Deficit 20 Millionen. „Alle Minister sind einstimmig darin," schrieb am 1. Juli die Königin ihrem Mann, „daß, wenn der Krieg sich ins nächste Jahr fortsetzt, wie es wahrscheinlich ist, das Königreich in sich selbst zusammenbricht". Bereits im August verließ Jérôme das Heer, wo seine Unfähigkeit ihm des Kaisers Ungnade zugezogen hatte, und erhielt am Jahresschluß dessen lakonische Botschaft: „Von der westfälischen Armee bei der großen Armee existirt nichts mehr." Am 23. Juli, zu Dresden, in Gegenwart des Herzogs von Bassano, hatte Reinhard die letzte Audienz bei Napoleon. Durch die Sorgen und Anstrengungen der letzten Monate, da Kassel schon vom Feinde bedroht war, fühlte er sich so völlig erschöpft, daß er, wie in einem Zustand von Schlaftrunkenheit, „Dinge sagte, die nicht von dieser Welt waren". Den Kaiser dagegen fand er voll gesunder Kraft, ruhiger Ueberlegenheit und Selbstbeherrschung; „eine vollkommene Ruhe herrschte in seiner Physiognomie, eine Leichtigkeit der Bewegung in allen seinen Zügen; nichts Unruhiges, nichts Grimassenhaftes. Seine Muskeln drücken auf der Stelle, nach seinem Willen, das Lächeln oder das Mißvergnügen in allen seinen Schattirungen aus." Er wurde gnädig entlassen und sein seltsames Benehmen ehrfurchtsvoller Scheu zugeschrieben.

Vier Wochen später floh Jérôme, von Reinhard begleitet, aus seiner Hauptstadt, die Tschernitscheff und seine Kosaken als Befreier begrüßte. Am 12. October, dem Jahrestag seiner Vermählung, fand Reinhard auf seinem Landsitz Falkenlust dennoch Stimmung zu einem hübschen Gedicht an die Gattin, dann riefen ihn die Wechselfälle des Kriegs noch einmal mit dem König nach Kassel zurück, wo er so glücklich war, ein vom französischen General Allix verhängtes Blutgericht von den „Verräthern" abzuwenden. Nach der Entscheidung von Leipzig folgte er dem König noch einmal auf seiner zweiten Flucht. Der weise Mentor konnte es nicht verhindern, daß dieser, in schroffem Widerspruch zu den Befehlen seines kaiserlichen Bruders, sich nach Frankreich begab, statt am Rhein zu bleiben. So endeten Reinhards Mission und das ephemere Königreich, von dem er einst gehofft hatte, es werde französische Einrichtungen mit deutscher Art und Sitte zur Begründung eines Musterstaates vereinigen.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. Von den verschiedenen Textausgaben des Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich wird wohl die in der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung in München erschienene am meisten Anklang finden. Sie bietet den Text des Gesetzes wie des Einführungsgesetzes in gutem Druck und übersichtlicher Anordnung, ist trotz des großen Materials nicht zu umfangreich, in bequemem Format gehalten und mit einem kurzen, für die Hauptfälle genügenden Register versehen. Wünschenswerth wäre noch ein Nachweis, wie die einzelnen Paragraphen gegenüber der Reichstagsvorlage numnumerirt sind, da gerade die Reichstagsvorlage in vielen Werken schon citirt ist und auch der Denkschrift des Bundesraths, die gern benützt werden wird, zugrunde liegt. — Von der im gleichen Verlag erscheinenden Sammlung von Justizgesetzen (roth cartonnirte Ausgabe) liegen einige neue Bändchen vor. Das Reichsgesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs, in Kraft seit 1. Juli 1896, ist mit kurzen Anmerkungen von E. Osenewald, kaiserlichem Amtsgerichtsrath in Metz, herausgegeben. Ausführlicher und mit anerkennenswerther Gründlichkeit hat Sigmund Merzbacher, Rechtsanwalt in Nürnberg, das bayerische Gesetz vom 18. März 1896, einige Bestimmungen über die Inhaberpapiere betreffend, erläutert. Bei der Schwierigkeit der im Gesetze behandelten Materie, die eine alle Zweifel ausschließende Fassung des Textes unmöglich machte, erscheint die Arbeit sehr dankenswerth. Für ein enges Anwendungsgebiet berechnet, aber auf diesem jedenfalls willkommen, ist die Darstellung der Intestaterbfolge nach Nürnberger Recht von Justizrath Dr. Berolzheimer in Nürnberg. Man ist versucht, der Arbeit einen vorwiegend rechtshistorischen Charakter beizumessen, wogegen sich aber der Verfasser verwahrt; er weist mit Recht darauf hin, daß auch nach der Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich die vor diesem Zeitpunkt entstandenen Rechtsverhältnisse in ihren Wirkungen noch vielfach nach dem Rechte der früheren Zeit beurtheilt werden müssen und daß dies nicht zum letzten bei dem von ihm behandelten Gebiete zutrifft.

cc. ρ. Prof. Dr. M. v. Pettenkofers und Prof. Dr. H. v. Ziemssens Handbuch der Hygiene und der Gewerbekrankheiten. I. Theil, 2. Abtheilung. Die Wohnung von Prof. Dr. R. Emmerich und Prof. Dr. J. Rechnagel. Mit 262 Abbildungen, 714 S. Leipzig, F. C. Vogel 1894. — Mit Rücksicht auf die Seuchengefahr hat jedes Mitglied einer Gemeinde ein materielles Interesse daran, nicht nur selbst gesund zu wohnen, sondern auch seinen Mitbürgern gesunde Wohnungen zu verschaffen. Außerdem hat eine Wohnung, in welcher sich der Mensch wohl und heimisch fühlt, zugleich einen sittlichen Werth, da sie zu einer geregelten Lebensweise, zur Erhöhung der Arbeitskraft und auch zum Bewußtsein eines Antheils am Lebensglück führen und beitragen kann. Somit gehört ebenso wie die Regelung der Schmutzbeseitigung, der Wasserversorgung, der Lebensmittelpolizei, auch die Fürsorge für gesunde Wohnungen zu den Aufgaben, welche von allen als dringlich anerkannt und deren Lösung von den zur Förderung des Gemeinwohls bestellten Organen unter Benutzung der jeweilig von der Wissenschaft gebotenen Hülfsmittel angestrebt werden soll. Das vorliegende Buch stellt sich und löst zugleich in trefflichster Weise die Aufgabe, die wissenschaftlichen Erfahrungen und die daraus abgeleiteten hygienischen Grundsätze, welche bei Herstellung und Benutzung der Wohnung maßgebend sein sollen, im Zusammenhang so darzulegen, daß sie unmittelbar auf den besonderen Fall übertragen werden und als Richtschnur der praktischen Ausführung dienen können. Das Werk stellt somit ein ebenso werthvolles als zweckmäßiges Handbuch für den rationellen Architekten, Baumeister, Bauherrn, Verwaltungsbeamten u. s. w. dar. Diese haben nun, um ein den hygienischen Anforderungen der Gegenwart entsprechendes Wohn- oder Schulhaus, Verwaltungsgebäude u. s. w. herzustellen, beziehentlich die Ausführung der darauf abzielenden Vorschriften rationell zu beaufsichtigen und nach ihren wissenschaftlichen Gründen zu verstehen, nicht mehr nöthig, die in den letzten Jahrzehnten erbrachten und in den verschiedensten wissenschaftlichen Organen niedergelegten Ergebnisse der hygienischen Forschung zusammenzusuchen und mühsam zu combiniren; sie finden hier alles auf das zweckmäßigste zusammengestellt, klar entwickelt und durch instructive Zeichnungen zur Anschauung gebracht. Die beiden Bearbeiter, deren Name ohnedies eine Bürgschaft für die Brauchbarkeit ihres Werkes bildet, haben sich in ihre Aufgabe in der Weise getheilt, daß Professor Emmerich denjenigen Abschnitt bearbeitete, welcher sich auf den Bau des Hauses selbst bezieht; er handelt somit von der Wahl des Bauplatzes, Trockenlegung des Baugrundes und der Umgebung des Hauses, der Anlage der Grundmauern, der Beschaffenheit der Baumaterialien, Herstellung der Umfassungsmauern, der Zwischendecken, der Constructionen des Dachs, der Stiegenhäuser und Treppen, der Abort- und Wasserclosets-Anlagen, der Feuchtigkeit der Neubauten und ihrer Beseitigung; ein besonderes Capitel ist auch den Zersetzungserscheinungen und Pilzkrankheiten des Bauholzes gewidmet. Prof. Rechnagel dagegen stellt denjenigen Theil dar, welcher sich auf die Lüftung des Hauses bezieht. In dem ersten Abschnitt erörtert er die Veränderungen der Athemluft in bewohnten Räumen, die Feststellung des Zusammenhanges zwischen dem ursprünglichen Kohlensäuregehalt einer Zimmerluft und dem nach einer gewissen Zeit vorhandenen, die Berechnung des Ventilationsbedarfs für dauernden Aufenthalt u. s. w. Der zweite Abschnitt behandelt die Kräfte, welche die Luft in Gebäuden bewegen und die Geschwindigkeiten, mit welchen sie den Luftwechsel bewirken, und bringt die hiezu nöthigen experimentellen Nachweise und Messungen. Der dritte Theil befaßt sich mit den Gesetzen und Wirkungen des sog. natürlichen Luftwechsels, d. h. desjenigen, welcher durch die capillare Beschaffenheit der Baumaterialien, die Anlage der Wohnungsräume und ihre Beziehungen zum offenen oder geschlossenen Stiegenhause bewirkt wird. Der vierte Theil endlich erörtert die mannichfachen Vorrichtungen, welche man ersonnen hat, um die Erneuerung der Wohnungsluft auf künstlichem Wege zu befördern und zu regeln.

Digitized by Google

* Aus Paris erfährt die „Magd. Ztg.“: Seit dem Tode von Challemel-Lacour sind in der französischen Akademie vier Sessel erledigt, da auch die Sitze von Dumas, Say und Jules Simon noch nicht besetzt worden sind. Die Erbschaft von Dumas, die bei der letzten Wahl unentschieden blieb, macht noch immer die größten Schwierigkeiten. Wenn Alphonse Daudet durch den Tod Goncourts nicht genöthigt worden wäre, nach dessen Testament die Académie Goncourt zu organisiren, so hätte seine Candidatur in der Académie Française die besten Aussichten. Von Zola nimmt man an, daß er nicht zum zweiteumal sich um den Sessel von Dumas bewerben werde. Unter diesen Umständen scheint der beliebte Romanschriftsteller André Theuriet am meisten Aussichten bei der nächsten Wahl zu haben. Die Erbschaft Léon Say's ist für den Historiker Albert Vandal, der ein Buch über Napoleon und Alexander I. geschrieben, so gut wie gesichert. Für die Nachfolge von Jules Simon spricht man aufs neue von den Aussichten des Romanschriftstellers der Cevennen, Ferdinand Fabre. Dem Politiker Challemel-Lacour endlich möchte man wieder einen Politiker zum Erben geben und denkt dafür an den gegenwärtigen Minister des Aeußern, Hanotaux.

* Ein neues Element ist, wie die „Köln. Ztg.“ berichtet, von P. Baerièee bei der Untersuchung von Monazitsand aufgefunden und „Lucium“ getauft worden. Der Monazit ist ein Mineral, das aus einer Verbindung der „seltenen Erden“: Cer, Lanthan und Didym mit einer Phosphorsäure besteht. Auch das neue Element gehört zu den „seltenen Erden“ und scheint als solche gerade an den rechten Entdecker gekommen zu sein. Bekanntlich werden diese Elemente in neuester Zeit zu der Herstellung des Gasglühlichtes benutzt, und Barrière hat es sofort herausgefunden, daß sein neues Element ihm Gelegenheit gibt, mit dem Erfinder des Gasglühlichtes, Auer v. Welsbach, in geschäftlichen Wettbewerb zu treten, da sich dessen Patent auf die Anwendung des neuen Elements natürlich nicht erstrecken kann. Die Eigenschaften des Luciums sind bereits so weit untersucht, daß an der Zuverlässigkeit der Entdeckung nicht mehr zu zweifeln ist. Von den übrigen seltenen Erden unterscheidet sich das Lucium durch folgende Eigenschaften: Seine Salze bilden mit schwefelsaurem Natron keine unlöslichen Doppelsalze, wie es die Salze von Cer, Lanthon und Didym thun, auch nicht mit schwefelsaurem Kali wie die Salze von Thor und Zirkon. Lucium kann mit unterschwefligsaurem Natron gefällt werden, was bei den Elementen Yttrium, Ytterbium und Erbium nicht der Fall ist. Von dem Glucinium unterscheidet sich Lucium dadurch, daß es mit Oxalsäure gefällt werden kann. In Schwefelsäure, Salpetersäure und Essigsäure ist es löslich, seine Salze auch sämmtlich in Wasser, mit dem sie klare, farblose Lösungen bilden, während die Lösungen der Erbium-Salze roth bis rose gefärbt sind. Die Salze des Luciums sind entweder weiß oder schwach rosa gefärbt. Auch die Untersuchung des Stoffes im Spectralapparat ergab den Beweis für die Selbständigkeit des Körpers, da seine Spectrallinien nicht mit denen anderer Elemente zusammenfallen. Das Oxyd des Erbiums erscheint beim Glühen in einer sehr reinen Rosa-Farbe, die Verbindung mit Salpetersäure roth, dagegen sind die entsprechenden Verbindungen des Luciums im Glühen weiß. Die Atomgewichte der seltenen Erden sind folgende: Glucinium 9, Scandium 44.5, Yttrium 89, Zirkonium 90, Cer 140, Samarium 150, Lanthan 166, Ytterbium 173, Thorium 233. Das neue Element Lucium nähert sich mit seinem Atomgewicht 104 keinem dieser Elemente.

* **Straßburg.** In der philosophischen Facultät hat sich Dr. Hermann Bloch, der bereits längere Zeit Mitarbeiter der Monumenta Germaniae ist, als Privatdocent für das Gebiet der Geschichte und ihrer Hülfswissenschaften habilitirt.

* **Frankfurt a. M.** In der Gemarkung Heddernheim wurde ein großes Römercastell aufgedeckt, doppelt so groß als die bekannte Saalburg und dreimal so groß als das bei Hofheim aufgedeckte Castell. Die Seiten des rechtedigen Castells sind 200 zu 300 Meter lang und die Mauern haben eine Stärke von 1.10 Meter. Das Castell war durch seine Lage militärisch weniger wichtig, dagegen für den Verkehr augenscheinlich von Bedeutung.

* **Münster.** Privatdocent Dr. Pieper ist zum außerordentlichen Professor in der theologischen Facultät ernannt worden.

* **Göttingen.** Prof. Dr. F. W. Küster, bisher Privatdocent für Chemie in Marburg, ist als Extraordinarius für physikalische Chemie in die hiesige philosophische Facultät aufgenommen worden. Seine Probevorlesung handelt über „die Bedeutung der Arrhenius'schen Lehre von der Ionenspaltung für die analytische Chemie“.

⊠ **Halle.** Der Director der Universitätsbibliothek Dr. Otto Hartwig hat eines langwierigen Augenleidens wegen auf ein halbes Jahr Urlaub genommen und sich dieser Tage nach Italien begeben, zu dessen besten wissenschaftlichen Kennern er durch vieljährigen Aufenthalt in Sicilien und tief eindringendes Studium der mittelalterlichen Geschichte von Florenz gehört.

* **Leipzig.** Der bisherige außerordentliche Professor für Anthropologie, Dr. phil. et med. Emil Schmidt, ist zum ordentlichen Honorar-Professor in der philosophischen Facultät befördert worden.

* **Berlin.** Die wissenschaftliche Expedition der HH. Dr. Lauterbach, Dr. Kersting und Landwirth Tappenbeck, von deren Erfolgen in der Erforschung des Innern von Kaiser Wilhelmsland vor kurzem berichtet ward, hat die Heimreise angetreten und wird gegen Mitte December in Deutschland eintreffen. — Geheimrath Professor Dr. Robert Koch, der zum Studium der Rinderpest nach Südwestafrika geht, wird im Institut für Infectionskrankheiten in der wissenschaftlichen Abtheilung vom Prof. Pfeiffer, in der Krankenabtheilung von dem Bakteriologen Prof. Brieger vertreten werden. — Der Docent an der Humboldt-Akademie Dr. D. Joseph hat eine Berufung zum Professor der Archäologie und Kunstgeschichte an der „Neuen Universität“ zu Brüssel erhalten.

* **Berlin.** Man plant eine deutsche Gesellschaft für pathologische Anatomie, die ihre Sitzungen jährlich im Anschluß an die Naturforscherversammlung abhalten will. Mit der Vorbereitung der Organisation ist eine Commission betraut, bestehend aus den Prof. Virchow (Berlin), v. Recklinghausen (Straßburg), Ponfick (Breslau), Ziegler (Freiburg), Chiari (Prag) und Hanau (Gießen).

* **Graz.** Der außerordentliche Professor der Mathematik an der Technischen Hochschule Dr. Oskar Peithner Frhr. v. Lichtenfels ist zum Ordinarius des Faches ernannt worden.

* **Zürich.** Nach mehrjährigem schweren Leiden verstarb der Culturhistoriker Johann Jakob Hunegger, geb. 1825 bei Rapperswyl, der sich vom Volksschullehrer bis zum Docenten für deutsche Literatur und Geschichte an der hiesigen Universität (seit 1865) emporgebracht. Unter seinen zahlreichen Schriften ist am bekanntesten das fünfbändige Werk: „Grundsteine einer allgemeinen Culturgeschichte der neuesten Zeit“ (1868—1874), das die geistige Bewegung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vielseitig zu schildern sucht. Hier wie sonst zeigte der Verstorbene ein selbstverwerthetes Verständniß besonders für die französische Literatur; nach anderen Richtungen hin war er mehr Compilator und vermochte in der Form, die durch gesuchte Kraft schwülstig wirkt, seine ursprüngliche Halbbildung niemals ganz zu überwinden.

□ **Brüssel.** Der Führer der belgischen Südpolar-Expedition, Lieutenant de Gerlache, ist von seiner Vorbereitungsreise aus Schweden und Norwegen hierher zurückgekehrt und beschäftigt sich nunmehr eifrig mit den Rüstungen für seine gefahrvolle Expedition, welche als Seitenstück zu Nansens Nordpolfahrt bezeichnet werden kann. Daß es ihm möglich sein werde, den Südpol selbst zu erreichen, darum zweifelt de Gerlache. Aber die geographische Erforschung des südlichen Eismeers, insbesondere des noch sehr dunklen Theiles der Erde um das Graham-Land und die Victoria-Inseln herum, hofft er zu fördern. Die belgische Südpolar-Expedition hat übrigens neben dem wissenschaftlichen Ziel, welches als Hauptzweck anzusehen ist, noch eine handelspolitische Aufgabe, indem sie sich dem Walfischfang hingeben will, vorausgesetzt natürlich, daß sich im südlichen Eismeer überhaupt Walfische vorfinden, was de Gerlache vermuthet, ohne daß diese Thatsache aber bisher festgestellt worden wäre. An Geld wird es dem kühnen Forscher nicht fehlen, da bisher schon 250,000 Francs zusammengebracht worden sind, wozu der Staat mit 100,000 Francs, die belgischen Provincialbehörden und Städte mit 50,000 Francs beigesteuert haben. Die übrigen 100,000 Francs wurden durch private Subscriptionen aufgebracht. Da Lieutenant de Gerlache persönlich aus der von ihm geleiteten Forschungsreise keinen materiellen Vortheil für sich zu ziehen wünscht, so hat er sich aus eigenem Antriebe verpflichtet, sowohl dem Staate wie den Städten und privaten Subscribenten ihre Subscriptionen zurückzuzahlen, sobald die Erträgnisse der Expedition es gestatten. In Norwegen hat der Führer der belgischen Südpolar-Expedition einen Eisdampfer für 70,000 Frcs. angekauft, welchen er auf den Namen „Belgica“ umgetauft hat und der binnen kurzem in Antwerpen ankommen wird. Die Größe desselben ist ungefähr gleich der des „Fram“, mit welchem Nansen seine Nordpolfahrt unternommen hat.

Digitized by Google

Obwohl er leicht und bequem etwa 50 Reisende fassen kann, wird sich die Gesellschaft doch nur auf etwa 20 Theilnehmer beschränken, worunter sich zwei Aerzte und mehrere Gelehrte, Geographen und Geologen befinden werden. Die Forschungsreise nach dem Südpolarmeere scheint eine große Anziehungskraft auszuüben. Denn aus Belgien allein haben sich bisher schon mehr als hundert Theilnehmer gemeldet und auch aus dem Auslande fließen die Anmeldungen überaus zahlreich ein. Als Tag der Abfahrt ist der 15. Juli 1897 und als Ausfahrtshafen Antwerpen endgültig festgesetzt. Der König der Belgier und die Minister werden der Abfahrt der „Belgica" beiwohnen. Lieutenant de Gerlache hofft, falls keine Expedition nicht unüberwindlichen Hindernissen begegnet, im Sommer 1899 den heimathlichen Boden wieder betreten zu können. In der Zwischenzeit betreibt der Führer der Expedition seine Vorbereitungen mit größtem Eifer und erfreut sich hierbei der thatkräftigen Unterstützung der belgischen Regierung.

* **Kopenhagen.** Hier starb am 5. d. M. Dr. K. Werner, außerordentlicher Professor der slavischen Sprache und Literatur, im 51. Lebensjahr.

* **Stockholm.** Am 9. d. M. ist, erst 55 Jahre alt, der Professor der Astronomie an der hiesigen Hochschule Dr. Hugo Gyldén gestorben.

* **New-York.** Die Universität zu Princeton beging vom 20. bis 22. October die Feier ihres 150jährigen Bestehens. Dabei wurde an 65 um die Wissenschaft und Kunst verdiente Männer der Ehrendoctortitel verliehen, so u. a. an K. Brugmann, Prof. der indogermanischen Philologie in Leipzig, J. Conrad, Prof. der Nationalökonomie in Halle, W. Dörpfeld, 1. Secretär des Archäologischen Instituts in Athen, F. Klein, Prof. der Mathematik in Göttingen, A. W. Hubrecht, Prof. der Zoologie in Utrecht.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 8. bis 10. November folgende Schriften eingegangen:

Hermann v. Schelling: Die Odyssee nachgebildet in achtzeiligen Strophen. München u. Leipzig, R. Oldenbourg 1896. — Hans Werder: Schwertklingen. Vaterländischer Roman. 3 Bde. Berlin, Otto Janke 1897. — H. Schobert: Art zu Art. Roman. 3 Bde. Ebd. 1897. — E. Karl: Ohne Gott. Roman. Ebd. 1897. — Ola Hansson: Der Schutzengel. Roman. (Grotr'sche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller.) Berlin, G. Grotr 1896. — Ernst Eckstein: Roderich Löhr. (Grote'sche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller. 58. Bd.) Berlin, G. Grote 1896. — H. Beand: Allzeit getreu. Historische Erzählung aus dem 17. Jahrhundert. 4. u. 5. Tausend. Stuttgart, Paul Neff 1896. — Karl Erdm. Ebler: Daino-Novellen. 2. Aufl. Berlin, Gebr. Paetel 1896. — Marie v. Ebner-Eschenbach: Ein kleiner Roman. Erzählung. 3. Aufl. Ebd. 1896. — Anselm Heinr: Drei Novellen. Ebd. 1896. — Marie v. Glaser: Vergelt's Gott. Skizzen und Stimmungen. Ebd. 1896. — Ilse Frapan: Vom ewig Neuen. Novellen. Ebd. 1896. — Ludwig Gelger: Dichter und Frauen. Vorträge und Abhandlungen. Ebd. 1896. — Hellmuth Mielle: Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts. 2. Aufl. Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn 1897. — Otto Julius Bierbaum: Die Schlangendame. Mit 38 Zeichnungen von Felix Valloton. Berlin, Schuster u. Löffler 1896. — Franz Servaes: Stickluft. Drama in 3 Aufzügen. Mit Vignette von Fidus. Ebd. 1896. — Richard Dehmel: Weib und Welt. Gedichte. Mit einem Sinnbild. Ebd. 1896. — Bianca Bodertag: Moderne Jugend. Roman in 3 Büchern. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896. — Ida Boy-Ed: Die Lampe der Psyche. Roman. Ebd. 1896. — Lou Andreas-Salomé: Aus fremder Ferne. Späterbstgeschichte. Ebd. 1896. — Adolf Wilbrandt: Die Eidgenossen. Schauspiel in 5 Aufzügen. Ebd. 1896. — Marie v. Ebner-Eschenbach: Erzählungen. 3. Aufl. Ebd. 1896. — Ernst Eckstein: Nero. Roman. 5. Aufl. Ebd. 1896. — Karl v. Reinhardstöttner: Vom Bayerwalde. 5 culturgeschichtliche Erzählungen. Regensburg, M. Wunderling 1897. — Ada Lindau: Aus der Stille. Gedichte. 2. Aufl. Leipzig, G. J. Göschen 1897. — Wilhelm v. Scholz: Frühlingsfahrt. München, Karl Schaller 1896. — Gottbold Krebs: Motive und Devisen des Kriegerstandes. Wahl-, Wappen- und Denksprüche der Männer vom Schwert. Wien, L. W. Seidel u. Sohn 1896. — Pan. Hggb. von der Genossenschaft Pan. Redig. von Wilhelm Bode u. a. 2. Jahrg. 1. Hälfte. Mai—Oct. 1896. Berlin, F. Fontane u. Comp. — Elsässische und Lothringische Kunstdenkmäler. In Gemeinschaft mit Dr. Fr. Leitschuh und Ad. Seydoth hggb. von Dr. S. Hausmann: Lfg. 7/8. Straßburg i. E., W. Heinrich. — Max v. Seydel: Commentar zur Verfassungsurkunde für das Deutsche Reich. 2. Aufl. 1. Abth. Freiburg i. B. und Leipzig, J. C. B. Mohr 1897. — Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Begründet von L. Quidde. N. F. Im Verein mit G. Bachhalz, K. Lamprecht, E. Marks hggb. von Gerhard Seeliger. 1. Jahrg. (Der ganzen Folge 7. Jahrg.) 1896/97. 2. Vierteljahrsheft und 4.—6. Monatsheft. Ebd. — Dr. August Scheidel: Die politische Oekonomie. Als Grundlage acticnalökonomischer Vorlesungen. 3. Aufl. Leipzig, Friedrich Fleischer 1897. — Alfred Vierkandt: Naturvölker und Culturvölker. Beitrag zur Socialpsychologie. Leipzig, Duncker u. Humblot 1896. — Dr. Bruno Schmidt: Der Staat. Oeffentlich-rechtliche Studie. Staats- und völkerrechtliche Abhandlungen. Hggb. von Dr. Georg Jellinek und Dr. Georg Meyer. 1. Bd. 6. Hft. Ebd. 1896.

In Nacht und Eis!

Die Polarexpedition 1893—96.

Von **Fridtjof Nansen.**

Erscheint in 36 Lfgn. zu 50 Pfg.; in 2 Bdn. brosch. 18 M., geb. 20 M. Lfg. 1 wird gegen Ende November ausgegeben.

Zu beziehen durch die Buchhandlung (15955)

Carl Jügel's Nachf. in Frankfurt a. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen

Lebensfragmente.

Zwei Novellen von [15651]

Ludwig Fulda.

Inhalt: Erwin Dürer. — Die Hochzeitsreise nach Rom.

Zweite Auflage.

Preis geheftet 2 Mark. — Elegant gebunden 3 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Schillerstiftung Augsburg.

Der Verwaltungsrat der Schillerstiftung Augsburg gibt gemäß § 1 seiner Statuten bekannt, daß für das Jahr 1896 zwei Preise verliehen wurden, und zwar an

Herrn **Georg Anfrler**, Lehrer und Schriftsteller in Oldenburg, für eine Sammlung „Gedichte", Basel a. d. Jade, Verlag von J. W. Acquistapace, 1896, und

Herrn **Edmund Stubenrauch**, Landwirt in Hellingen bei Königsberg in Franken, für seine Dichtungen „Pflug und Laute", Großenhain und Leipzig, Verlag von Baumert & Ronge, 1895.

Der Preis von 200 M. soll nach § 1 und 2 der Statuten an einen jungen Mann verliehen werden, welcher durch besondere Leistungen auf dem Gebiete deutscher Poesie oder überhaupt deutscher Literatur sich auszeichnet.

Bewerber um diesen Preis für 1897 mögen ihre bereits im Druck erschienenen oder erst im Manuskript vollendeten Arbeiten spätestens bis zum 1. Juni 1897 an den Unterzeichneten einsenden und ihren Arbeiten die nötigen Angaben über Alter und Lebensstellung beifügen.

Der Vorstand der Augsburger Schillerstiftung:

Dr. Schreiber,
Director des Kollegiums St. Anna. (15914)

In **Carl Winter's Universitätsbuchhandlung** in **Heidelberg** sind neu erschienen:

Dr. K. List. Leitfaden für den Unterricht in der Chemie. 6. Aufl. mit Anhang: Die wichtigsten organischen Verbindungen. Bearb. von Dr. O. Hergt. M. 2.40. (15939)

Adolf Mayer. Die landwirtschaftlichen Versuchsstationen als Staatsinstitut, Beiträge zur Reform dieser Anstalten. M. 1.80.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 11. November. Nummer 262.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Andreas Tillers Stammbuch. — Graf Reinhard. II. Von Lady Blennerhassett. — Mittheilungen und Nachrichten.

Andreas Tillers Stammbuch.

Die Sitte, Stammbücher zu führen, kam Anfang des 16. Jahrhunderts auf. Im 16. und 17. Jahrhundert war es dann ganz allgemein, daß reisende Gelehrte und Edelleute ihre Stamm- oder Gesellenbücher Berufs- und Standesgenossen, sowie Studenten ihren Lehrern und Kameraden vorlegten. Stammbücher aus jener Zeit haben daher oft für Autographensammler, Literar-, Kunst-, Kirchenhistoriker großen Werth. Die Zwickauer Rathsschulbibliothek besitzt ein interessantes Stammbuch, das ein gewisser Andreas Tiller 1581 als Student in Wittenberg geführt hat, in dem sich aber auch Einträge aus den nächst folgenden Jahren finden. Auf der Innenseite des aus gepreßtem Pergament kunstvoll hergestellten Einbandes steht das schöne Bekenntniß des Besitzers: In omnibus meis afflictionibus nullum invenio praestantius remedium quam vulnera domini nostri Jesu Christi, in quibus secure dormio et molliter quiesco. Auf der ersten Seite findet sich der Vermerk: Hunc tibetlum comparavit sibi Andreas Tiller Witebergae Anno salutis nostrae 87. Dann folgen die Einträge.

Am reichsten ist die Schaar der Theologen vertreten. Gleich auf einem der ersten beschriebenen Blätter stoßen wir auf die schönen, klaren Schriftzüge des Georg Mylius: Ἐν τῷ δικαίῳ μέγα ἔξεστι φρονεῖν. Nemo tam audax, quem mala conscientia non faciat timidissimum. Viteberg 2. April 1587. 1585 kam Mylius als Prediger und Professor nach Wittenberg. Vorher war er Superintendent zu Augsburg gewesen und hatte sich durch den zähen Widerstand, den er als Führer der dortigen Protestanten der vom Rathe gutgeheißenen Einführung des von Gregor XIII. verbesserten Kalenders entgegensetzte, bekannt gemacht. 1589 siedelte er nach Jena über. Auf der nächsten Seite steht in zierlicher Handschrift: 1. Tim. 4. Pietas ad omnia utilis est, promissiones habens et praesentis et futurae vitae. Polycarpus Lyserus. D. Pastor Witebergensis, 3. April Anno 1587 scribebat m. pr. Seit 1577 war er Superintendent, Professor und Assessor des Consistoriums zu Wittenberg, 1587 ging er nach Braunschweig. Als Sprecher der Gnesiolutheraner wirkte er auf verschiedenen Zusammenkünften am Concordienwerke mit. Auf einer der nächsten Seiten ist zu lesen: צדיק כתמר יפרח[1]) M. Valentinus Schindeler. Viteb. 87. Ich irre wohl nicht, wenn ich in dem Schreiber dieser Zeilen den berühmten Alttestamentler und Lexikographen, den Verfasser des Lexicon pentaglottum, Valentin Schindler recognoscire. Siegfried gibt in dem betreffenden Artikel der Allgemeinen deutschen Biographie nur einige dürftige Notizen über seinen Lebenslauf und sagt unter anderem, daß Schindler etwa 1590 als Professor in Wittenberg nachweisbar sei. Das Stammbuchblatt beweist, daß er schon 1587 dort weilte. Wieder ein paar Seiten weiter lesen wir: In vita et morte es Tu mea Christe salus. Nicolaus Selnecceer D. Lipsiae 3. May 1587. Dieser Leipziger Superintendent war bekanntlich einer der rührigsten Vorkämpfer der Gnesiolutheraner; früher hatte er auf seiten der Melanchthonianer gestanden; er hat sich überhaupt öfters gehäutet; Protens in religione — so hat ihn scharf, aber treffend Caspar Peucer genannt. Jener Pentameter klingt fast wie ein Protest gegen diese Anschuldigung: als wollte Selnecker sagen, daß er in fundamentalibus sich immer treu geblieben sei.

Aber auch die anderen Facultäten sind vertreten. Nikodemus Frischlin z. B. hat am 1. September 1587 einige Verse eingeschrieben; die Schrift ist äußerst flüchtig und recht schwer lesbar; das letzte Distichon lautet:

Nec vultum semper retinet fortuna benignum,
Interdum frontem contrahit illa suam.

Die Verse spiegeln das wechselvolle Schicksal des genialen, unglücklichen Menschen wieder. Seit 1568 war er Professor der Poetik und Geschichte an der Universität Tübingen. Da er über das Niveau der Mittelmäßigkeit weit hinausragte, durch seinen geistvollen lebendigen Vortrag die Studenten an sich fesselte, überdies wegen der graciösen Leichtigkeit, mit der er lateinische Gelegenheitsgedichte und Theaterstückchen verfertigte, bei Hofe gern gesehen war und mit den Fürsten und der Hofgesellschaft poculiren durfte, zog er sich den Neid und die Feindschaft seiner Collegen zu; sie ergriffen begierig jede Gelegenheit, ihn zu ducken, zu demüthigen, zu verklatschen, zu verleumden; er blieb Extraordinarius bei sehr geringem Gehalt, bekam keinen Sitz im Senat. Am 23. April 1587 mußte Frischlin definitiv in die Verbannung gehen, nachdem er schon dazwischen zwei Jahre in Laibach geschulmeistert hatte. Er ging nach Prag, dann nach Wittenberg, wo er Privatvorlesungen hielt — damals also empfing er den Studiosus Andreas Tiller auf seiner Studirstube und schrieb sich in dessen Stammbuch ein —, endlich erlangte er eine Schullehrerstelle in Braunschweig (März 1588). Aber auch hier hielt er sich nur kurze Zeit. Herbst 1589 mußte er wieder zum Wanderstabe greifen. Wieder warf ihn das Schicksal hin und her, zerzausten ihn die Stürme des Lebens. Endlich wurde er auf eine ganz niederträchtige Denunciation seiner ehemaligen Tübinger Collegen in Hohenurach eingekerkert. Bei einem Fluchtversuch brach er das Genick (in der Nacht vom 29. auf den 30. November 1590). Frischlin war ein eleganter Lateiner, ein anregender Docent, ein feinsinniger Forscher und besaß eine fabelhafte Gewandtheit in der lateinischen Versification. Er ist „ein Märtyrer für die Freiheit der fortschreitenden Wissenschaft“. Hoffentlich hat er es auch sonst verstanden, sich mit so liebenswürdigem Humor, wie ihn die in unser Stammbuch eingeschriebenen Verse bekunden, über sein Mißgeschick hinwegzusetzen.

Außerdem liegen nun noch in dem Buche einige lose Zettel aus einem anderen Stammbuche, die gleichfalls viele berühmte Namen aufweisen. Wir beginnen wieder mit den

[1]) ψ 92, 13: Der Fromme sproßt wie die Palme.

Theologen und ordnen nach dem Datum der Einträge: Friedrich Balduin, Wittenberg 26. Juni 1616. 1604 wurde er als Professor nach Wittenberg berufen; er hat zahlreiche lateinische und deutsche Schriften, Reden, Predigten, Abhandlungen hinterlassen; bemerkenswerth ist, daß er die Moral als erster unter den protestantischen Systematikern casuistisch behandelte. — Salomon Gesner, Wittenberg 11. August 1603. Er gehört zu den streitsüchtigsten, rechthaberischsten Theologen jener Zeit. Schon als Schulrector in Stettin that er sich als Streittheolog hervor. Mit einer Disputation über die Sacramente regte er die von den unerquicklichen dogmatischen Kämpfen und Wirren noch ziemlich verschont gebliebene pommersche Geistlichkeit und Laienschaft gewaltig auf. Als er 1593 als Theologieprofessor nach Wittenberg berufen wurde, steigerte sich nur sein Eifer. Mit einer Beharrlichkeit und Grausamkeit, die einem inquisitor haereticae pravitatis alle Ehre gemacht hätte, spürte er den Kryptocalvinisten nach; über ganz Schlesien hin hatte er Spione und Denuncianten verbreitet. Freilich waren auch seine Gegner mit Schmäh- und Schimpfreden nicht sparsam gegen ihn. Als er in der Marienkirche zu Stettin einmal communicirte, reichte ihm der Diaconus die Hostie mit der linken Hand und sprach dazu: „Der Herr sei Richter zwischen dir und mir!“ In Wittenberg, nach dem Tode des Kurfürsten Christian I. und dem Sturze Krells wieder Hochburg der Orthodoxie, fühlte er sich viel sicherer. Dies bekundet sein Eintrag: Job. 5: בשמט לשן תחבא[1]) Foelix, qui linguae potuit vitare flagellum. — Paul Tarnow, Rostock 20. März 1609: *ἡ δύναμις μου ἐν ἀσθενείᾳ τελειοῦται.*[2]) Der Eintrag ist recht bezeichnend für den schlichten, bescheidenen, liebenswürdigen, tief frommen Rostocker Gelehrten. Er ist eine der erfreulichsten Erscheinungen unter den Theologen seiner Zeit. Mit unerschütterlicher Treue hielt er fest am reinen Lutherthum, zugleich aber trat er entschieden für die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung ein. Als sein Neffe, der 1629 gestorbene ausgezeichnete Exeget Johann Tarnow, wegen seiner Arbeiten angegriffen wurde, vertheidigte er selbst gegen den großen Johann Gerhard ehrerbietig, aber kühn und tapfer den Standpunkt, daß die wissenschaftliche Exegese sich frei machen müsse von den lähmenden Fesseln traditionalistisch-schablonenhafter Schriftauslegung. Der Disputir- und Zanksucht der Theologen seiner Zeit und Umgebung war er gründlich abgeneigt. — Johann Major, Jena 1. August 1616. Dieser tüchtige Jenenser Theolog ist übrigens auch in Tillers Stammbuch vertreten. Jena 30. September 1588 hat er da eingeschrieben: *ἡσυχία καλόν.* Damals war er noch Student; 1584 kam er nach Jena, wo er zuerst auf Kosten der Eltern, dann als herzoglicher Stipendiat Theologie und Philosophie studirte. Für einen Studenten klingen die zwei Wörtchen etwas verdächtig; unwillkürlich fühle ich mich an das Lessing'sche: „Faulheit, jetzo will ich dir auch ein kleines Loblied bringen, O .. wie .. sau .. er wird es mir, .. dich .. nach Würden zu besingen“ erinnert. Freilich kann man die Worte auch ganz anders auslegen. 1605 wurde Major nach Georg Mylius' Abgang Pfarrer und Superintendent zu Jena, 1611 Professor, 1612 Doctor der Theologie.

Nun noch eine Handvoll anderer großer Namen: Wirich VI. von Dhaun, Valence an der Rhone 1. April 1572. Er war in schwerer Zeit das Haupt der in ihrer überwiegenden Mehrheit evangelischen bergischen Stände und wurde am 11. October 1598 von zwei spanischen Soldaten meuchlerisch ermordet. „Ein Charakter von seltener Integrität, von seinen Freunden und Confessionsgenossen als ein Licht und Liebhaber der Religion gepriesen.“ „Nec prece nec pretio nec gratia nec simultate a recta via deduci oportet“ — lesen wir von seiner Hand; sein Leben bezeugt, daß dieser Spruch sein Wahlspruch war. — Jakob de Corte, 24. März 1571, berühmter Jurist und Humanist, Advocat, Schöffe und Stadtschreiber in Brügge. In dem betreffenden Artikel der Allgemeinen deutschen Biographie konnte sein Todesjahr nicht bestimmt angegeben werden: „gestorben nicht vor 1567“. Aus dem vorliegenden Zettel ergibt sich, daß er 1571 noch am Leben war. — Adam Theodor Siber, Wittenberg 1603. 1563 als Sohn des bekannten Fürstenschulrectors Adam Siber in Grimma geboren, war er zuerst Lehrer am illustre Moldanum, dann Professor der Poesie, Beredsamkeit und griechischen Sprache in Wittenberg, ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. Der Eintrag enthält den Spruch 1. Kor. 6, 12, dann die Worte: *ἀνεκτέον καὶ ἀφεκτέον*, endlich die Unterschrift: Adamus Th[eodorus] Adami F[ilius] Siberus Orat[or] p[ublicus]. — Valentin Wilhelm Forster, Wittenberg Juni 1607, tüchtiger Jurist. Labore et iusticia est Respublica — lautet sein Eintrag. — Isaak Casaubonus, Paris 25. August 1609, der bekannte große Philolog. *Μηδέν ποτ' εἴην ἄλλο πλὴν θεῷ φίλος* — heißt sein schöner Wahlspruch. — Kasper Bauhin, Basel 16. November 1609, bedeutender Anatom und Botaniker. Wir lesen von seiner Hand die Worte: Nascentes morimur gnave, vivendum caute! — Daniel Sennert, Wittenberg s. d., seit 1602 Professor der Medicin in Wittenberg und hier bis an seinen Tod unermüdlich thätig als Lehrer, Arzt und Schriftsteller, von der Universität hoch geehrt, vom Kurfürsten zum Leibarzt ernannt, von der ganzen Stadt geliebt und geachtet. „Dominus providebit“ — so hat er geschrieben —, wohl im Hinblick auf seinen Lebenslauf. Er war der Sohn eines Schuhmachers, verlor den Vater mit 13 Jahren, seine treue Mutter verwandte all ihre Ersparnisse dazu, dem viel versprechenden Knaben eine gute Bildung zu geben; bald rechtfertigte dieser denn auch in glänzendster Weise die auf ihn gesetzten Hoffnungen und stieg von Stufe zu Stufe. Dominus providebit — welch schönes Bekenntniß zugleich für einen Arzt, der so oft schmerzlich fühlen muß, wie enge Schranken seiner Kunst und Wissenschaft gezogen sind!

Um auf Tillers Stammbuch zurückzukehren, so finden wir natürlich noch viele Einträge von Angehörigen, Verwandten, Commilitonen und Collegen. Der alte Vater hat mit zitternder Hand dem das Elternhaus verlassenden Sohne einen Spruch aus Hieronymus eingeschrieben. Meist stoßen wir auf lateinische oder griechische Sentenzen; ganz selten begegnet ein deutscher Spruch: „Frisch, frey, frölich vnd from ist der Studenten reichthumb“ oder: „Frisch, frey vnd fröhlich, arm vnd Ehrlich!“ oder: „Vergiß du nicht mein vnd ich dein, so wollen mihr gute freinde sein!“ Auch Noten finden sich; so hat ein „olim cantor, nunc vero — deo laus! — Ludi rector“ den Anfang einer sechsstimmigen Fuge mit dem Motto: „Hinos alit artes“ eingeschrieben. Auch bildnerischer Schmuck fehlt nicht ganz. Auf einem der letzten Blätter erscheint ein sehr nobel à la mode gekleidetes Liebespärchen — eine reizende Federzeichnung; darunter steht: „Est error communis amor iuvenilibus annis“. —mn.

---

1) Vor der Zungen Geißel bist du geborgen.
2) 2. Kor. 12, 9.

Graf Reinhard.

Von Lady Blennerhasset.

II.

So lange die Napoleonische Herrschaft dauerte, blieb Reinhard unter dem Bann des übermächtigen Willens, von dem Goethe's Wort galt: „Ja, schüttelt nur an euren Ketten, soviel ihr wollt; der Mann ist euch zu groß!“ Das

Digitized by Google

Widerstreben, ihm zu dienen, welches Langs Biographie wiederholt betont, spielte dabei doch nur eine ganz untergeordnete Rolle. Reinhard, das läßt sich mit Sicherheit behaupten, würde niemals daran gedacht haben, des Kaisers Dienste zu verlassen. Nach dessen Sturz seiner sehr geringen Mittel wegen auf neue Thätigkeit angewiesen, fand er es mit seinen kosmopolitischen Gesinnungen durchaus verträglich, Schritte zu thun, die sein Biograph als „Tastversuche" bezeichnet, und die nichts anderes als den Eintritt in die Dienste einer deutschen, und zwar zunächst der preußischen Regierung bezweckten. Allein ebenso erklärte er sich zur Wiederannahme einer öffentlichen Stellung in Frankreich bereit, falls die neue Aera eine solche für ihn übrig hätte. Ersteres schlug fehl; letzteres wurde durch die Entscheidung Talleyrands, des Königmachers der ersten Restauration, herbeigeführt. Der auswärtige Minister Ludwigs XVIII. bedurfte eines verlässigen Beamten, dem er alle nichtpolitischen Angelegenheiten seines Ministeriums anvertrauen konnte; den an eine starke leitende Hand gewöhnten Geschäftsmann dünkte es andrerseits „ehrenvoll und selten, aus fünfundzwanzigjährigen Stürmen so hervorzugehen". Ohne die geringsten persönlichen Bedenken, und als ob er während der letzten Jahrzehnte ein unbetheiligter Zuschauer gewesen sei, fügt er in demselben Brief vom 9. Juli 1814 hinzu: „Unsre Regierung fährt fort, durch Milde, Rechtlichkeit und Mäßigung den vollständigsten Contrast mit der vorübergegangenen Epoche zu bilden." Einen wirklichen Schmerz über die abermalige Trennung von der deutschen Heimath empfand nicht er, wohl aber seine Frau, in deren häufig mitgetheilten Briefen zwar kein hervorragender Geist, wohl aber eine warme Anhänglichkeit an deutsches Wesen, ein Widerhall des Geistes von 1813 erkennbar sind. Auch verschweigt sie nicht völlig, wie schwer es ihr oft geworden sein mag, ihren tröstenden, aufrichtenden Einfluß auf den Gatten geltend zu machen, dessen ragende Gestalt, in allzu häufigen Stunden des Unmuthes, der Freund und Vertraute des Hauses, J. G. Rist, „mit der des Königs Saul, den der böse Geist ergriffen hat", zu vergleichen pflegte. Solche Zeiten kehrten wieder, als Reinhard, nach Talleyrands Abreise zum Congreß, über die untergeordnete Stellung und die Beschaffenheit seiner Arbeit klagte. Da traf ihn am 19. Februar 1815 der schwerste Schlag seines Lebens. Einige Tage früher hatte Christine im Kreis deutscher Freunde Schillers Cassandra declamirt und mit tiefer Ergriffenheit die Worte gesprochen: „Soll ich mein Geschick vollenden, fallen in dem fremden Land?" An ihrem Geburtstag bettete Reinhard seine viel geprüfte, treue deutsche Frau in fremde Erde. Vier Wochen später, am 20. März, flüchtete er sich und die Amtssiegel des Ministeriums vor dem wiederkehrenden Kaiser. Die Actenstücke des Ministeriums aber ließ er in der Eile zurück, „and thereby hangs a tale"! Er bekennt nämlich in einem Brief vom 18. März seinem Chef Talleyrand, wie sehr er es bedaure, nicht wenigstens die Verträge vom 3. Januar, nämlich den geheimen, durch Talleyrand geschlossenen Defensivvertrag mit Oesterreich und England mit fortgenommen zu haben. Die Klage war gerechtfertigt. An anderer Stelle („Talleyrand, eine Studie", S. 467 bis 468, 483 bis 484, 505) habe ich erzählt, wie Talleyrand durch diesen Sieg seiner Diplomatie das Bündniß der bourbonischen Höfe mit Oesterreich wiederhergestellt, der Constitutionelle von 1789 die englische Allianz endlich doch gebunden hatte. An Ludwig XVIII. schrieb er damals im Bewußtsein des Siegs, die Coalition sei gesprengt und ein föderatives System geschaffen, wie es fünfzig Jahre glücklicher Unterhandlungen kaum hätten erreichen können. Der Minister Ludwigs XVIII. sollte den Triumph seines Systems mit der politischen Existenz bezahlen, und durch Lang erfahren wir, daß es Reinhards, nicht, wie man bisher geglaubt, Jaucourts Vergeßlichkeit war, die den äußern Anlaß dazu gab. Als nämlich der russische, nach dem 20. März noch in Paris zurückgebliebene Bevollmächtigte von Caulaincourt seine Pässe verlangte, übergab ihm dieser zugleich die Abschrift des Vertrags vom 3. Januar zur Mittheilung an den Zaren, der die Authenticität des Actenstücks anfangs bezweifelte, dem seine Politik in Wien zum Opfer gefallen war. Im September 1815 hat er aber dann die Rechnung mit Talleyrand beglichen, indem er dem König für den Fall seines Ersatzes durch den Herzog von Richelieu die Erwirkung günstigerer Bedingungen versprach.

Inzwischen war Reinhard vom Hof in Gent als Liberaler mit Mißtrauen fern gehalten. Durch die preußische Militärpolizei an der belgischen Grenze verhaftet, weil auch bei dieser Gelegenheit nach compromittirenden Acten gefahndet wurde, mußte er in Frankfurt abwarten, bis seine Freilassung erfolgte, worauf er im Mai doch noch nach Gent berufen, mit dem Hof nach Mons ging. Morgens früh, am 23. Juni, fand dort jene berühmte Begegnung zwischen Talleyrand und Ludwig XVIII. statt, bei welcher der Erfinder des Begriffs der Legitimität den König vor die Alternative stellte, entweder die Monarchie dem reactionären Fanatismus zu opfern, oder sie unter dem Schutz der Charte und einer freiheitlichen Entwicklung zu retten. Der König entließ bekanntlich den allzu freimüthigen Urheber der ersten Restauration in Ungnade und ging nach Cambrai, worauf der Herzog von Wellington die Situation dadurch rettete, daß er den König bewog, Talleyrand schon am 25. Juni wieder zu berufen. Wenn aber Lang Recht hat, und Reinhard wirklich gezaudert hat, ob er in Mons dem König folgen oder bei Talleyrand zurückbleiben solle, so ist damit nur ein neuer Beweis geliefert, daß es ihm gänzlich an der Fähigkeit mangelte, eine politische Situation zu überblicken. Die Reaction hätte keine Stelle für einen Mann von seiner Vergangenheit gehabt. Talleyrands letztes Ministerium brachte ihm statt dessen einen Sitz im Staatsrath und den Grafentitel. Nach des Ministers Entlassung nahm er längeren Urlaub, ein Schritt, dessen Uebereilung er bald wieder beklagte, als man ihn in seiner rheinischen Besitzung zu vergessen schien. Da wurde Ende November 1815 seiner Bitte um Verleihung eines deutschen Gesandtschaftspostens durch Ernennung zum bevollmächtigten Gesandten am Frankfurter Bundestag entsprochen. Er bekleidete dieses Amt vierzehn Jahre hindurch und schloß dort, 1825, nach der Verheirathung seiner einzigen Tochter, eine späte, aber durchaus glückliche Ehe mit deren Freundin, Virginie v. Wimpffen, die seinen Lebensabend zu erheitern wußte, obwohl er in Bezug auf seinen Entschluß trübselig genug den Freunden meldete: „Die Verbindung ist nicht für die Gesellschaftszirkel, sondern für die Zurückgezogenheit und fürs Krankenlager geschlossen." Gleichzeitig aber war er überzeugt, „daß seine kleine Frau sich wahrhaft glücklich fühle, ihm anzugehören". Eine freundlichere Wendung seines Schicksals, als diese Sendung nach Frankfurt, war übrigens für Reinhard gar nicht denkbar. Sie verband ihn auf immer mit dem Lande seiner Wahl, sicherte seine materiellen Verhältnisse, schmeichelte seinem Ehrgeiz und gewährte ihm überdies die so oft und sehnlich gewünschte ununterbrochene Berührung mit dem geistigen Leben — der deutschen Heimath. Es lag nicht in den Verhältnissen, sondern in der Charakteranlage Reinhards, wenn er auch in Frankfurt von Feinden und Verschwörungen sich verfolgt wähnte und durch seine hypochondrischen Launen berüchtigt wurde. In politischer Beziehung bezeichneten die französischen Ueberlieferungen den Weg, den er zu gehen hatte. Er unter-

Digitized by Google

stützte die Interessen der deutschen Mittel- und Kleinstaaten, aber er that es im Geiste seiner Freunde und Collegen, die, wie Hans v. Gagern, „einen ehrlichen Föderalismus fördern wollten", deren Ideal „nicht die veraltete Superiorität unsrer Kaiserkrone, sondern die gänzliche Unabhängigkeit, die freie Bewegung und der Wetteifer in allem, was auf der Erde Großes geschieht", war, denen der Bundestag „als der Focus erschien, als der große heimische Herd, wo sich alle guten Gesinnungen entwickeln würden, wo sie sollen concentrirt, erwärmt, geläutert, gestählt, verbreitet werden". Mit Recht bemerkt sein Biograph, daß Reinhard, der Bürger eines Kleinstaats, auch als Deutscher kaum anders gehandelt haben würde, wie damals als officieller Vertreter Ludwigs XVIII. Während in Frankreich die besten Geister in den Verfassungskämpfen der Restauration sich schulten und erprobten, flößten die deutschen Constitutionsschwärmer ihm, dem alten Girondisten, nur mitleidigen Spott ein, dagegen unterstützte er aus voller Ueberzeugung die antirömischen Bestrebungen seines Freundes Wessenberg in Konstanz, mit welchem er in eifrigem Briefwechsel stand. Veraltet klingt es freilich, wenn wir in einem Briefe Reinhards vom 11. Juli 1818 lesen: „Nationalität wird der Deutsche schwerlich aus seiner Geschichte schöpfen; und was in diesem Sinn in den letzten Jahren geschrieben wurde, war nur ein vorübergehender Impuls; die Einheit der deutschen Geschichte beginnt und endet mit Tacitus." Allein er hatte auch Lichtblicke, wenn nur das Herz, das richtige Gefühl, unbeeinflußt vom Zwang der äußern Verhältnisse zu Worte kamen. So schrieb er während des Laibacher Congresses an Wessenberg: „Man sieht nur den Wald und nicht die Bäume; man hält sich an einen leblosen Abstractionsbegriff, den man höhere Politik nennt. Daher in Laibach jene Assimilation der türkischen Legitimität mit der christlichen, ein Mißgriff, den man noch schwer bereuen wird, welches auch das Schicksal Griechenlands sei. Und woher diese beiden Erscheinungen? Aus lauter Uebercultur hat die gegenwärtige Generation den Instinct verloren, das richtige sittliche Gefühl, ohne welches keine Energie denkbar ist." Unter allen leitenden Staatsmännern der Restaurationszeit in Frankreich hat ihm denn auch keiner eine wärmere Theilnahme als der Herzog von Richelieu eingeflößt, in dessen edler Persönlichkeit er „einen Funken des Göttlichen" verehrte, und der seinerseits die Neigung erwidert hat.

Den 60. Geburtstag feierte Reinhard 1821 nach sechzehnjähriger Trennung bei Goethe in Weimar. In Frankfurt sei er eigentlich Null, sagte er ihm damals, und eben dies habe ihm seine Selbständigkeit, die Freiheit des Worts und des Urtheils erhalten. Goethe, kurz zuvor von schwerer Krankheit genesen, „wollte ihn nicht fortlassen, klammerte sich an ihn an". Bei seinem zweiten Enkel hatte Reinhard Pathenstelle vertreten. Als einige Jahre später Karl X. zu Reims gekrönt wurde, schickte sein Gesandter Verse nach Weimar, die er zur Feier des Ereignisses gedichtet hatte. Sie begannen mit der Strophe: „Heilig sei der Väter Glaube! Ihn bewährt der Lauf der Zeit. Oel vom Himmel bringt die Taube. Gott ist's, der den König weiht." Die persönliche Vorstellung bei dem Monarchen in Paris, 1825, schwächte diese günstigen Eindrücke in keiner Weise ab, obwohl er gleichzeitig dem politischen und literarischen Oppositionskreis des „Globe" näher trat und über die Theokratie klagte, die, „wie Bonaparte, die moralischen Kräfte verleune". Noch 1828, unter dem Ministerium Martignac freilich, hoffte er auf Festigung der Regierung, noch 1829 auf die Loyalität des Königs. Aus dieser Täuschung weckte ihn nicht einmal die Berufung Polignacs, sondern erst seine eigene Pensionirung, die fast unmittelbar darauf erfolgte. Seiner Empfindlichkeit darüber, und dem Ausruf im Brief an Kanzler Müller in Weimar: „Wir, Söhne und Zeugen der Revolution, müssen und sollen ihr Opfer werden", standen neue Ueberraschungen bevor. Am 31. October 1829 war er nach einem bewegten Abschiedsschreiben an Goethe von Frankfurt, wo sein Sohn als Geschäftsträger zurückblieb, nach Paris abgereist. Am Schluß des Jahres 1830 traf er als Gesandter des Julikönigthums in Dresden ein. Seine wechselnde Meinung über Talleyrand war für den Augenblick der Bewunderung über die ungeschwächte Geisteskraft gewichen, mit welcher dieser jetzt das Bündniß zwischen England und Frankreich geknüpft hatte, das vorläufig den Thron Louis Philippe's festigte. Reinhards Sendung an die sächsischen Höfe war die Anerkennung dafür gewesen, daß er sich, wie 1799, so auch nach der Julirevolution bereit erklärt hatte, das Ministerium des Aeußern vorübergehend zu führen. Allein schon ein Jahr später opferte ihn der König „den Anforderungen des Dienstes", und berief ihn in die Pairskammer.

Seine deutschen Besitzungen hatte Reinhard längst mit Gütern in der Normandie vertauscht und jetzt erst wurde er als Franzose naturalisirt und verbrachte seine letzten fünf Lebensjahre meist zu Paris. In Deutschland hinterließ er die Tochter, deren Ehe durch den Leichtsinn des Gatten stürmischen Schicksalen entgegenging, und den seit kurzem glücklich verheiratheten Sohn. Goethe war hinübergegangen; über Deutschland lagerte sich die Reaction. Den zweiten Theil des Faust als Lectüre mit sich nehmend, ging Reinhard, der alle freie Zeit der letzten Jahre zu längeren Reisen benützt hatte, zunächst nach den Pyrenäen. So sah er Bordeaux wieder, wo vor mehr als vierzig Jahren seine öffentliche Laufbahn begann. In seinem Innern hatte sich, langsam aber stetig, eine tiefe Umwandlung vollzogen. Der Jünger der Aufklärung neigte in späteren Jahren zur Mystik; er blieb nach wie vor antiklerikal, und die Bitterkeit, die er einst bei Gelegenheit des Uebertritts von F. L. zu Stolberg und, wenn auch in milderer Form, später bei jenem F. Schlegels an den Tag gelegt hatte, wich in Bezug auf die katholische Kirche niemals einer gerechteren Würdigung. Als aber „das Leben Jesu" von Strauß erschien, schrieb Reinhard an Wessenberg: „... Das Christenthum existirt, als Werk der Vorsehung, die in ihren Wegen und Mitteln für den menschlichen Verstand immer unbegreiflich, undurchdringlich ist; es existirt in seinen Vorschriften, in seinen Ideen, in seinen Ahnungen, in seinen Mitteln der moralischen Vervollkommnung, die so ganz der menschlichen Natur angemessen sind und aus denen es den Beweis seiner Göttlichkeit zieht; mit einem Wort: wenn ihr meine Lehre befolget, sagt Jesus Christus, werdet ihr erkennen, daß sie von Gott kommt." So fanden denn die Bibelgesellschaft und die Gesellschaft für christliche Moral an ihm einen lebhaften Förderer; Wessenbergs Schriften pries er wegen ihrer evangelischen Milde und „einer Ruhe, die nicht von dieser Welt ist"; und vom Einfluß solcher Männer versprechen sich Reinhard und seine Gattin einst die Vereinigung der Confessionen, obwohl er selbst sich am Ende seines Lebens zum strengen lutherischen Begriff bekannte. Unter den letzten Besuchern seines immer noch gastlichen Hauses in Paris war Hermann Reuchlin, der Verfasser der Geschichte von Port-Royal. Zu Gagern sagte er bei der letzten Begegnung in Paris: „O die Politik! Ich habe sie übersatt, sie ist niemals mein Beruf gewesen! Und so kann es geschehen, daß man den Weg verfehlt sein ganzes Leben lang!" Im Sommer 1837 besuchte er mit seiner Gattin noch einmal England, dann Hamburg und Göttingen, das seine Fürsorge als Berather der Regierung des Königreichs Westfalen durch Berufung in die k. So-

Digitized by Google

cietät der Wissenschaften anerkannt hatte und nun das Jubiläum der Hochschule feierte, wobei ihn Dahlmann als Rector mit allen Ehren empfing. Unter den zahlreichen Anwesenden waren A. v. Humboldt und Kanzler Müller.

Das Fest bezeichnet Reinhards Abschied von Deutschland. Nach Paris zurückgekehrt, verschied der Sechsundsiebzigjährige am Weihnachtstag desselben Jahres, sanft und ruhig nach kurzer Krankheit und im Kreis der Seinen. Wie im Leben so im Tode wurden sein Name und seine Persönlichkeit zur Deckung anderer und zu Sonderzwecken verwerthet. Talleyrand, selbst am Ende seiner Laufbahn angelangt, wollte noch einmal zur Welt, die er so lange beschäftigt hatte, sprechen und ergriff den Anlaß, um Reinhard vor versammelter Akademie und dem auserwählten Kreis, der sich zur Feier drängte, die Leichenrede zu halten.

So verschieden die beiden Männer innerlich veranlagt waren, so hoch auch der Deutsche in sittlicher Beziehung über dem Franzosen stand, in der Politik waren sie beide Opportunisten gewesen, und zwischen ihnen bestand in dieser Beziehung nur der Unterschied, welcher das Genie vom Talent trennt. „Was die politischen Verhältnisse betrifft", hatte Reinhard im September 1837 seinem alten Freund Dr. Garnier geschrieben, „so habe ich allen Illusionen früher als Sie, und mehr als Sie einst glaubten, entsagt und ganz eigentlich, so wie ich jene aufgab, auch mich aufgegeben! Auch reducirt sich, so wie die späteren Ereignisse immer die früheren vernichteten, meine positive Wirksamkeit auf Zero! Das ist ein demüthigendes Gefühl; was einigermaßen beruhigen kann, ist nur negatives Verdienst ... So eilen wir dem Ausgang zu und erwarten mit Ergebung, welches neue Thor er uns öffnen werde." Alles in allem genommen hatte Reinhard keinen Grund, sich über die Schicksale zu beklagen, die ihm sein Adoptivvaterland bereitete. Es hat seine deutsche Cultur geachtet seine Geradheit und Uneigennützigkeit gepriesen, an seinem steifen, ungelenken Wesen keinen Anstoß genommen und seinem verdienten, geschäftskundigen Beamten die Anerkennung nie versagt.

In Reinhards Briefwechsel und in den Aeußerungen der Freunde über ihn ist viel von Tagebüchern die Rede; sein Neffe Sieveking beklagt einmal, daß sein Talent in Archiven begraben sei, statt dazu verwendet zu werden, die Begebenheiten seines Lebens und Zeitallers zur Darstellung zu bringen. Auf Materialien, die er zu diesem Zweck gesammelt, hat Reinhard selbst wiederholt angespielt, und sein Biograph erwähnt Bruchstücke von Denkwürdigkeiten in seinem Nachlaß. Mitgetheilt wurden sie ihm, wie bereits erwähnt, nicht; am Ende seiner Laufbahn hat Reinhard selbst geäußert, er hätte viel zu sagen gehabt, über die Menschen, über die Dinge. Allein er habe es nicht gewollt und jetzt könnte er es nicht mehr. Ueberblickt man noch einmal sein Leben, so ist aller Grund vorhanden, es zu beklagen.

In seiner Jugend kreuzten sich seine Wege mit jenen Schillers. In Bordeaux theilte er mit Vergniaud, Guadet, Ducos den kurzen Freiheitstraum der Gironde. In Paris schulten ihn Sieyès und Schlabrendorf in der Politik; in Hamburg lernte er Lafayette, Jakobi, Stolberg, Klopstock, Steffens, Nist, Villers, Baggesen, W. v. Humboldt, am Rhein und in Kassel J. v. Müller, die Brüder Grimm, Schlegel, Boisserée kennen, in der Schweiz Usteri, Füßli, Meister, Fellenberg, Lavater, an dessen Todtenbett er stand. Mit Stein, Adam Müller, Wessenberg, Hans v. Gagern hat er verkehrt, in Weimar die Freundschaft mit Goethe geschlossen, Kanzler Müller, Eckermann, Knebel im intimen Verkehr gesehen, in Süddeutschland ist er Schwab, Rotteck, Matthissen begegnet. In Frankreich kannte er fast alle Persönlichkeiten, die von 1789 bis 1838 eine historische Rolle spielten, von den Männern der Constituante bis zum Stab des „Globe", zu Thiers, Cousin und Mignet. Mit vielen dieser Männer verband ihn warme, persönliche Freundschaft. Reinhard schrieb selbst etwas schwerfällig und umständlich; dessenungeachtet war ihm, schon nach einer Bemerkung über Klopstock zu schließen, den er einmal „den himmlischen Hofpoeten" nennt, die Gabe scharfer, treffender Charakteristik nicht versagt. Gern pflegte er zu erzählen, wie u. a. auch Bekannte von ihm den todten Robespierre umstanden, als dessen Arm plötzlich noch zuckte und alle Anwesenden entsetzt auseinander stoben. Aber mit Ausnahme diplomatischer Actenstücke, seiner Correspondenz mit der Familie und den Freunden, vor allem des Briefwechsels mit Goethe, dann mit Ch. v. Villers, Boisserée ꝛc. und der fortlaufenden Reihe der französisch geschriebenen, noch ungedruckten, aber von Lang benützten hundert Briefe an Wessenberg ist von Reinhard kein literarisches Denkmal geblieben. Mit dem einzigen Sohn, der 1873 starb und nur Töchter hinterließ, ist auch sein Name in directer Linie erloschen.

In einer sehr bemerkenswerthen Betrachtung über den zweiten Theil des Faust hatte Reinhard geäußert, dem ganzen Drama liege die katholisch-biblische Mythologie zugrunde, und doch sei nichts antikatholischer und antibiblischer, als daß das bloße Streben als Streben zur Seligkeit führe. „Damit," fährt er fort, „ist noch nicht gesagt, daß der Schluß nicht Recht habe.... Nur hat alsdann das ganze Drama Unrecht; doch dies alles unbeschadet seiner hohen Genialität."

Die Lösung des Dichters ist dennoch auch die von Reinhards Lebensschicksalen geworden. „Eitel Stückwerk und umhergeworfen vom äußern und innern Schicksal" ward es von ihm genannt. Als einer, der strebend sich bemühte, hat er Erlösung gefunden.

Mittheilungen und Nachrichten.

A. R. **Die Chemie im täglichen Leben.** Gemeinverständliche Vorträge von Dr. Lassar-Cohn, Universitätsprofessor zu Königsberg i. Pr. Mit 19 in den Text gedruckten Holzschnitten. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß 1896. — Das vorliegende Buch erfüllt seinen Zweck, über die chemischen Vorgänge des täglichen Lebens mit besonderer Berücksichtigung der Hauswirthschaft in allgemein verständlicher und zugleich ansprechender Weise zu unterrichten, in ganz vorzüglicher Weise. Ohne allzu sehr in theoretische und sachliche Details einzutreten, deren genaue Kenntniß nur dem Fachmann zugemuthet werden kann, aber auch ohne Oberflächlichkeit belehrt uns der Verfasser in den beiden ersten Vorträgen über die Vorgänge der Athmung und Verbrennung, die Beschaffenheit der atmosphärischen Luft und ihre Veränderungen, über die Natur der Flamme und die chemisch-physikalische Beschaffenheit der hauptsächlichsten Beleuchtungsmaterialien (Kerzen, feste und flüssige Fette, Petroleum, Paraffin, Stearin u. s. w.). Die Vorträge 3, 4, 5 und 6 erörtern hauptsächlich die Vorgänge der Ernährung. Beginnend mit der Ernährung und dem Aufbau des Pflanzenleibes, geht der Verfasser über zu der des Thieres und des Menschen, wobei die allgemeine Natur der Eiweißstoffe, Fette, Kohlehydrate, Zuckerarten, der Milch, des Käses, der Leimsubstanz u. s. w. dargelegt werden. Hieran schließen sich Erörterungen über gemischte Kost, über die chemischen Vorgänge beim Kochen und Backen, über die durch Gährung erzeugten Genußmittel (Wein, Bier, Meth, Kumis, Spiritus) und die durch Oxydationen daraus erzeugten Essiggarten. Die übrigen sechs Vorträge (Vortrag 7—12) bewegen sich hauptsächlich auf dem Gebiete der chemischen Technologie, insoweit dieselbe in erster Linie für die nächsten wirthschaftlichen Bedürfnisse in Frage kommt. So handelt Vortrag 7 von Leder, Pelzwerk und den Vorgängen bei der Gerberei, ferner auch der Bleiche und den Bleichmitteln, von der Färberei und den Farbstoffen. Vortrag 8 erörtert die Vorgänge bei der Oelmalerei, die Natur der trocknenden und nicht trocknenden Oele, Firnisse, Lackarten, Tinte, Papier u. dgl. Der 9. Vortrag handelt von Pottasche, Soda, Seife, ätzenden Alkalien, hartem und weichem

Waſſer u. ſ. w. Der 10. Vortrag erörtert die Glasfabrikation, die Erzeugung der keramiſchen Producte (Porzellan, Steingut, Majolika, gewöhnliche Töpferwaren) und die Vorgänge beim Photogravüren. Vortrag 11 und 12 endlich bringen das Wichtigſte aus der Metallurgie. Hieran ſchließt ſich noch ein kurz gehaltener Abſchnitt aus dem Gebiet der pharmazeutiſchen Chemie, in welchem zweckdienliche Mittheilungen über die Natur gewiſſer Alkaloide, über Chloral, Aether, Chloroform und die wichtigſten Antiſeptica (Jodoform, Carbolſäure, Sublimat, Salicylſäure) gemacht werden. Da belehrende Werke dieſer Art bei uns verhältnißmäßig ſelten ſind, ſo dürfte das vorliegende einem wirklichen Bedürfniß entgegenkommen.

* **Göttingen.** Die königliche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften hielt am 7. ds. Mts. eine öffentliche Sitzung, in welcher Hr. P. Kehr über den Plan einer kritiſchen Ausgabe der Papſturkunden bis Innocenz III redete. Der Redner hat dieſe Unternehmung bei der kgl. Geſellſchaft angeregt und die Leitung übernommen. Es ſteht zu hoffen, daß die kgl. Staatsregierung noch weitere materielle Beihülfe gewähren wird, wenn die Mittel der kgl. Geſellſchaft nicht zureichen. Die Ziele des weiten, aber ſcharf umgrenzten Unternehmens ſind in der Rede ausgeführt, die binnen kurzem im 2. Hefte der geſchäftlichen Mittheilungen der kgl. Geſellſchaft erſcheinen wird.

* **Leipzig.** Geh. Hofrath Prof. Dr. v. Minskowski iſt wegen Krankheit vom Miniſterium des Innern von der Abhaltung der Vorleſungen bis zum Schluß der akademiſchen Weihnachtsferien dispenſirt worden. — Dr. Heinrich Brockhaus, der zur Leitung des neuen Inſtituts für Kunſtgeſchichte in Florenz berufen worden iſt, gibt ſeine Profeſſur an der hieſigen Univerſität nicht auf. Er hat ſich vorläufig für längere Zeit beurlauben laſſen.

$\gamma\sigma$ **Berlin,** 8. Nov. Die „Geſellſchaft für Erdkunde“ wählte in ihrer geſtrigen Monatsſitzung an Stelle des Prof. Karl von den Steinen, der im nächſten Frühjahr eine größere Forſchungsreiſe zu unternehmen gedenkt, zu ihrem erſten Vorſitzenden den Gouverneur Major v. Wiſſmann, während Geheimrath Prof. Frhr. v. Richthofen zum erſten ſtellvertretenden Vorſitzenden wiedergewählt wurde. Prof. K. von den Steinen betonte in anerkennenden Worten die große Bedeutung der Arbeiten des Barons v. Müller für die Flora von Auſtralien und hob die Leiſtungen des Verſtorbenen auf geographiſchem Forſchungsgebiet hervor; namentlich ſeiner Erkenntniß der Nützlichkeit des Eucalyptus globulus als Mittel zur Bekämpfung des Sumpffiebers geſchah Erwähnung. Den durch ihre kühnen Forſchungszüge quer durch Ceylon und Celebes bekannten Reiſenden Dr. Fritz und Dr. Paul Saraſin hat die Geſellſchaft die „Karl Ritter-Medaille“ in Anerkennung ihrer Arbeiten zuerkannt. Frohe Nachrichten ſind von der deutſchen „Neuguinea-Expedition“ des Hrn. Tappenbeck, Dr. Laulerbach und Dr. Kerſting über ihre geographiſch erfolgreichen Reiſen eingetroffen, die ſie unter anderm zur Auffindung eines nordwärts fließenden, ſchiffbaren Flußlaufes geführt haben. Dr. Bähler ſendet von Mongaya her Nachrichten über die von ihm beſuchten Inſelgruppen der Marqueſas-, Geſellſchafts- und der Cook-Inſeln. — Als erſter Redner des Abends ſprach Hr. Hans Leder über ſeine Reiſe von Urga nach Korakorum ins Gebiet des oberen Orchon. Mit zoologiſchen Studien in Sibirien vom Großfürſten Nikolai Michailowitſch beauftragt, unternahm der Vortragende ſchon im Frühjahr 1892 einen Ausflug in die wenig von Europäern beſuchte Mongolei. Vom Angara ging es über den Anfang April noch feſt gefrorenen Baikalſee über Kiachta etwa noch 300 Werſt bis Urga, der erſten mongoliſchen Station. Urga am Selenafluſſe, 48° n. Br. und 109° öſtl. von Greenwich gelegen, iſt keine eigentliche Stadt, es iſt als große Kloſterniederlaſſung der geiſtige und politiſche Centralpunkt dieſer unter chineſiſcher Herrſchaft ſtehenden Mongolei. Vom 28. Schüler Buddha's, der als deſſen Wiedergeburt angeſehen wird, ward um die Mitte des 5. Jahrhunderts unſrer Zeitrechnung der Buddhismus aus Indien nach China verpflanzt, und noch heute iſt der Bogdogöggen, das geiſtliche Oberhaupt der Mongolei in Urga, der gleich hinter dem Dalai Lama in Lhaſſa der Rangfolge nach ſteht, eine vervollkommnete Perſönlichkeit, ein Gottmenſch, der noch ſo weit Menſch iſt, daß er den Glauben verbreiten und das Gute fördern kann. Von China aus iſt der Buddhismus auch noch Tibet eingeführt worden, wo ehemals das Schamanenthum herrſchte. Der heutige Bogdogöggen iſt 26 Jahre alt, er iſt als ſolcher ſchon geboren, während der Doſchodalhan, ein Nachkomme Dſchingis Khans, einfach Statthalter des Kaiſers von China in der Mongolei und alſo in ſeiner Macht ſehr beſchränkt iſt. Nichtsdeſtoweniger iſt ſein Einfluß auf das Volk ſehr groß; er ſteht in der Mitte der dreißiger Jahre und iſt mit einer Prinzeſſin aus dem chineſiſchen Kaiſerhauſe vermählt. Von den 15,000 Einwohnern Urga's ſind 12,000 bis 13,000 Mönche oder Lamen, während der Reſt der Bevölkerung aus Mongolen, Ruſſen und Chineſen beſteht, die fluctuirende Bewohner Urga's ſind. Urga beſitzt als geiſtiger Mittelpunkt der Mongolei auch eine in vier Facultäten getheilte Hochſchule, deren erſte und wichtigſte die der Theologen iſt und getrennt vom Kloſter beſteht. Hier erlernt der Lama alles, was für Menſchen in der Religion erreichbar iſt. Die Mediciner, die zwei Tempel innehaben, lernen die 440 Krankheiten, von denen der Menſch heimgeſucht werden kann, ſowie die dagegen wirkſamen, zumeiſt pflanzlichen, ſeltener thieriſchen Arzneien; doch ſind Aderlaſſen, Schröpfen, wie die Dämonenaustreibung bei den Doctoren der Mongolei keine ſeltenen Curen. Die 3. Facultät bilden die Aſtrologen, denen die Aufgabe zufällt, den Kalender, namentlich die beweglichen Feſte genau zu beſtimmen; doch wird ihr Rath in allen Lebensverhältniſſen angerufen, während die Auslegung der heiligen Schriften, das Wahrſagen, kurz die eigentliche lamaiſtiſche Wiſſenſchaft den Angehörigen der vierten Facultät zuſteht, die zerſtreut über die ganze Mongolei ihre Wohnſitze haben. Das reizvollſte in der keineswegs ſchönen Umgegend Urga's iſt der Tempel des Gottes Maidari, der die Welt nach dem heutigen Weltalter regieren wird, und deſſen große eherne Statue. Von Urga aus ſetzte der Vortragende mit 5 Kamelen und 2 Pferden in der Begleitung von 2 Ruſſen und 2 ſehr gutmüthigen mongoliſchen Leibeigenen des Bogdogöggen, die ſich um einen Preis von etwa 30 Mark nach unſerm Geld auf ein Jahr von dem Dienſte bei ihm als Hirten losgekauft hatten, ſeine Reiſe nach Südweſten fort. Weſtlich vom Zangan-noe überſchritt er den Tolafluß, deſſen Ufer eine üppige Vegetation, gleichſam einen wilden botaniſchen Garten der Mongolei darſtellen und beſonders reich an Balſampappeln ſind. Bei Zigeri ward der Tolafluß von dem Herannahen der Fluth paſſirt und man hatte ein waſſerloſes Gebirge und eine öde Steppe zu durchqueren. Nur mit Hülfe der Uhr, des Compaſſes und der conſtanten Marſchgeſchwindigkeit der Kamele war es in Ermanglung anderer Hülfsmittel möglich, Höhenmeſſungen zu machen. Das Vorkommen von Argal, dem Kuhdünger, dem einzigen in der Mongolei verwendeten Brennmaterial, ließ auf die Nähe einer Quelle in dem waſſerarmen Gelände ſchließen, und bei Weinendur ſchritt man aus der Steppe in ein freundliches grünes Thal hinab und fand bei Dubſunbulik eine Salzquelle. Die lebhafte orientaliſche Phantaſie hat das Thal des Dſchargalanteri, das doch noch eine verhältnißmäßig dürftige Vegetation aufweiſt, das „Thal der Glückſeligkeit“ genannt, wenngleich ſelbſt im Frühling dort nur wenig Blüthen ſprießen und einige Kibitzpaare und Schaaren wilder Enten die Gegend beleben. Ueber die im Mai und Juni noch mit Schnee bedeckte, 2300 bis 2500 Meter hohe Paßhöhe des von Südſüdweſt nach Nordnordoſt ſtreichenden Tarbagatai-Gebirges, den höchſten Punkt, der beſucht wurde, gelangten die Reiſenden auf ein Hochplateau, wo namentlich die in ungeſchicktem Laufe vor ihnen fliehenden, in Haſengröße auftretenden Steppenmurmelthiere ihre Aufmerkſamkeit feſſelten. Es befinden ſich auf dieſem Hochplateau indeſſen auch die Kurgane genannten Grabhügel aus Erde mit ſteinernem Pflaſter umgeben, das in Form von Kreiſen und Rechtecken ſchöne Muſterungen zeigt. Welcher Zeit und welchem Volke dieſe bisher noch nie berührten Grabhügel angehören, iſt bis heute nicht feſtgeſtellt. Weiter ſüdweſtlich führte nun der Weg zu den Seen Jche-nor und Olon-noe. Am Olon-nor finden wir eine nicht nabedeutende Niederlaſſung, aus zahlreichen Zelten beſtehend, mit einer Menge von Kindern, Kamelen, Pferden und Schafen, die im Beſitze der Bewohner ſind, und ihr Fürſt gilt als der reichſte der Umgegend. Das Geld, deſſen die Mongolen ſich im Tauſchhandel bedienen, beſteht entweder aus getrocknetem und feſt in Platten gepreßtem Thon; neun ſolcher 20 Ctm. langen und etwa 10 Ctm. breiten Platten in etwa 4 Ctm.-Stücken bildet die Bezahlung für ein Schaf, gleich 2½ Lan Silber oder 14 bis 16 Mark; daneben kommt auch gehacktes Silber als Zahlungsmittel vor, und dazu Kubaſa: das feine Gewebe aus Floretſeide im Werthe von 2, 3, 5 Kopeken aufwärts bis zu den koſtbarſten chineſiſchen Seidengeweben, die nur für den Kaiſer erreichbar ſind; allerdings finden ſich ſolche ſelten im Verkehr. Sonderbar iſt die auf religiöſen Vorſchriften beruhende Schlachtmethode der Mongolen, nach der, wenn ein Einſchnitt unterhalb der Herzgrube des Thieres gemacht iſt, das Herz zerdrückt wird, was den ſofortigen Tod des Thieres zur Folge hat. Nach

Ueberschreitung des Bodinflusses, der bis dahin noch unbekannt war, gelangte die Expedition zu Anfang Juni an den Orchon, zunächst nach Erdenidsu, woselbst sich ein der localen Ueberlieferung nach 1586 nach unsere Zeitrechnung gegründeter prachtvoller Tempel befindet. Er zeigt Vergoldungen an seinem Dache, dazu Figuren und lange vom Firste herabhängende seidene Quasten, auch werden kostbare seidene Gewebe dort aufbewahrt. Wir befinden uns schon hier in Erdenidsu in den Gegenden, wo einst die khanische Macht der Mongolen ihren Ursprung genommen, und nicht viel weiter nordwestlich liegt Chara-Balgassun oder Kara-Korum, der einstige Sitz Dschingis Khans. Grabmäler mit Inschriften nebst einer sehr werthvollen Klosterbibliothek zeichnen Erdenidsu aus. Hierher zogen sich einst die mongolischen Fürsten zurück, als sie aus China vertrieben wurden, und nahmen alles mit, was ihnen an Schätzen geblieben war. Der Vortragende schilderte das Fest der „schrecklichen Götter", „Zam", das bei seiner Anwesenheit unter großem Zulauf des Volks aus der Umgegend und unter dem Vorsitze der höchsten Lamen dort in Erdenidsu durch Maskentänze gefeiert ward; bei welcher Gelegenheit vor dem Tempel zahllose, nach Tausenden zählende Waffen ausgelegt waren, die völlig europäischen Charakter zeigten. Es selbst sah auf der Klinge eines Breitschwertes die Inschrift: „vincere aut mori" und darüber die Devise: „Zur Ehre Gottes". Hier sind vielleicht die auf den weiten Zügen der mongolischen Heerschaaren, die um die Mitte des 13. Jahrhunderts bis nach Schlesien, Ungarn und nach ans adriatische Meer vordrangen, erbeuteten Waffen aus mancher Familie des abendländischen Ritteradels aufzufinden. Alle diese Waffen, die Eigenthum des Fürsten sind, hat das Kloster nur zur Aufbewahrung erhalten. 25 Werst nordwestlich von Erdenidsu liegen nun die Ruinen von Karu-Korum. Ein 20 m breites, 8 bis 10 m hoher Erdwall umschließt einen quadratischen Raum. Oben auf dem Wall befindet sich eine Mauer, aus Luftziegeln hergestellt; überhaupt ist nirgends ein Befestigungswerk, das sich durch Bastionen an mehreren Stellen ausbuchtet und von Nord wie von Süd je einen Zugang hat, Holz, Stein oder Eisen zur Verwendung gekommen. Das Ganze ist naturgemäß durch atmosphärische Einwirkungen sehr arg zusammengeschrumpft und die chinesische Regierung hat bisher nicht gestattet, die Erde aufzuwühlen und die Gräberfelder bloßzulegen, deren Untersuchung uns zweifellos Aufschlüsse über die Turkvölker und deren Cultur geben würde. In diesen Ruinen sucht der Vortragende auch Reste vielleicht einer christlichen Kirche; denn sowohl chinesische Quellen, wie die Berichte älterer europäischer Reisender, zu namentlich des Marco Polo, thun der Thatsache Erwähnung, daß das Christenthum in nestorianischer Form einst bis an die Grenzen Sibiriens vorgedrungen war; ein Zeugniß, das durch Kreuze bestätigt wird, die sich in der Steppe an zerstreuten Punkten gefunden haben. Das Innere der Umwallung mag als Zufluchtsstätte gedient haben. Etwa 50 Schritte von diesen Wällen finden sich Erdgräben, woselbst einst wohl die Zelte dieser handeltreibenden Nomaden gestanden haben, und in der Westecke des Innenraumes fanden sich Schlacken, zweifellos Reste von Schmiedearbeit, die indessen mit Sand überdeckt sind und nicht berührt werden dürfen. Weitaus am interessantesten sind die Trümmer eines älteren Denkmals, granitene Löwen, Drachen und Arabesken von Blumen und dergleichen. Die daselbst befindlichen Inschriften sind z. Z. durch Prof. Radloff gelesen worden. Es scheint nach chinesischer Ueberlieferung um 528 unsrer Zeitrechnung eine Ansiedlung der Uigur, die von den Quellen des Jenisei kamen, in jenen Gegenden stattgefunden zu haben, denn die alten Ruinen der Uigur, wie sie Abel Rémusat schon 1825 beschrieb, zeigen große Aehnlichkeit mit denen von Karakorum. Als die Mongolen hier am Orchon zur Herrschaft gelangten, wird eine Vermischung der Uigur oder Tataren mit diesen Mongolen stattgefunden haben und dieses Mischvolk ist es dann gewesen, dessen Heere die Eroberungszüge Dschingis Khans ausführten. In der Orchon-Ebene trieb dieses Volk, dessen Metallarbeiten in Gold man in sibirischen Gräbern gefunden hat, Landbau und besaß Handelsbeziehungen nach China und Tibet, so daß eine nähere Kenntniß seiner Lebensformen wohl wünschenswerth wäre, indessen heute bei der chinesischen Herrschaft in jenen Gegenden wohl kaum zu erhoffen ist. — Darauf sprach Dr. Weule über die Wahehe im Westen des Deutsch-ostafrikanischen Gebiets. Als es vor einem Jahre hieß: „Alles ruhig in Deutsch-Ostafrika", glaubte man, der Sultan der Wahehe, der die deutschen Waffen gefühlt hatte, werde nunmehr Frieden und Verträge beachten und sich in seiner Hauptstadt Quorenga ruhig halten; man hatte sich indessen getäuscht, denn man kannte den Charakter der Wahehe noch nicht genügend. Das nördlich von Ugogo, westlich dem Nandagebirge begrenzte Gebiet Uhehe ist wenig durchforscht. Burton und Speke entdeckten 1858 zuerst den Stamm der Wahehe, 1877 besuchte sie Elton, 1879 Thomson und der französische Forscher Victor Giraf; auch Graf Pfeil, der zuerst den Ulanga befuhr, hat den Wahehe einen kurzen Besuch abgestattet. Erst in Folge des großen Araberaufstandes und durch das tragische Geschick der Expedition v. Zelewsky's wandte sich diesem Stamm eine größere Aufmerksamkeit zu. Das Land, aus Gneißen und Granitboden bestehend, zeigt Längs- und Querthäler, isolirte Kuppen und dort, wo der Ostpassat nicht dauernd weht, auch Wälder. Es ist im ganzen wellenförmig gestaltet und in den Thalmulden von guter Fruchtbarkeit. Seine Bewohner, die Wahehe, sind rauh und unfreundlich, stark, schlank, nicht so depravirt, wie die Küstenangehörigen, haben keine aufgeworfenen Lippen, und der Milchgenuß gibt ihren Körperformen, namentlich denen der Männer, für die er meistens gilt, eine gewisse Rundung. Die Weiber verfallen schon früh und gelten hier den Sklaven gleich, da sie den Ackerbau besorgen, während die Männer das Vieh weiden und dessen Milch als den ihnen zukommenden Genuß für sich behalten. Sie halten wenig auf Reinlichkeit und Bekleidung, wie auf Schmuck des Körpers, trotzdem die Temperatur dort nur eine mittlere ist. Dagegen sind die Krieger, die den Zulukriegern ähnliche Waffen, den Langschild aus Antilopenoder Zebrahaut und den in vibrirender Bewegung geworfenen Stoßspeer kennen, mit mächtigem Kopfputz aus großen Büscheln von Papageienfedern geziert, und in großer Zahl bringen sie dadurch, wie durch ihr fürchterliches Huigeschrei einen keineswegs unbedeutenden Eindruck hervor. Auch besitzen sie Wurfspeere von starker Durchschlagskraft. Vor allem erringen sie ihre kriegerischen Erfolge durch die Taktik und die straffe Unterordnung unter ihren Quoon und dessen Unterhäuptling, den Waffigira, im Kriege, die eine strenge Disciplin erzeugt; meist überfallen sie die Gegner bei Nacht. Als Viehzüchter und Ackerbauer gehen sie auch auf Raub, namentlich von weiblichen Sklaven, aus. Sie wohnen nicht in eigentlichen Dörfern, nur 25 bis 30 Temben bilden eine Ansiedlung, die durch die Umwallung, die Boma, befestigt ist; auch Quorenga, der Sitz des Quoon, ist nichts anderes. Die Schießscharten, die in der Boma angebracht sind, deuten auf arabischen Einfluß. Der Ackerbau, der meist die Hirse zur Bereitung des Hirsebiers erzeugt, liegt ebenso wie der bei der Porosität des Bodens dort mögliche Gartenbau den Frauen ob, die selbstverständlich Hörige, oder, da Vielweiberei herrscht, nicht selten Sklavinnen sind. Die Bodenfrüchte, die die Wahehe erzeugen, genügen indessen zu deren Unterhalt nicht und gegen die Zahlung von Honig, Elfenbein oder Sklaven suchen sie Nahrungsfrüchte ein. Ihr ganzes Wirthschaftssystem zwingt sie zu Raubzügen und Sklavenraub, wogegen mit aller Macht und, wie Gouverneur v. Wissmann mittheilen konnte, auch jüngst mit Erfolg angekämpft worden ist, da der Quoon aus Quorenga durch Hauptmann Prinz vertrieben worden und dann geflohen ist. Von ihrer Sprache, Religion, ihren Sitten und ihrer Abstammung ist heute noch wenig bekannt. Sie scheinen keine Zulus zu sein, obgleich sie deren Waffen angenommen haben, auch scheinen sie nicht mit den Wagogo oder den Waseramo verwandt zu sein; eher mag eine Beziehung zur Küstenbevölkerung bestehen, doch ist dies heute noch nicht sicher erwiesen. Der Vortragende legte Waffen der Wahehe vor, sowie eine Büste mit dem charakteristischen kriegerischen Kopfputz; auch Hr. Haun Leder suchte seinen Vortrag durch zahlreiche wohlgelungene Photographien von Land und Leuten aus der Mongolei, desgleichen durch Vorweisung des dort gebräuchlichen Zahlungsmittels (siehe oben) zu illustriren. — Unter der der Gesellschaft zugegangenen geographischen Literatur sei besonders noch erwähnt die „Allgemeine Erdbeschreibung" von Hann, Brückner u. Kirchhoff und das Lehrbuch der praktischen Geologie von A. Keilhack.

* **Berlin.** Der Privatdocent der Chemie Dr. Karl Friedheim, Mitglied des kaiserlichen Patentamts, ist zum Professor ernannt worden. Sein Arbeitsgebiet ist die organische und analytische Chemie.

* **Kopenhagen.** Prof. Karl Adolf Bernes, dessen frühes Ton gestern gemeldet ward, gehörte zu den angesehensten Gelehrten Dänemarks. Er war 1846 in Aachen geboren und widmete sich 1864 als Student der vergleichenden Sprachkunde, besonders unter Leitung des berühmten Gelehrten N. L. Westergaard. 1873 ward er cand. mag. in slavischen Sprachen und

Digitized by Google

war 1876—1883 Universitätsbibliothekar in Halle. Von dort wurde er nach dem Tode C. W. Smiths als dessen Nachfolger zum Professor der slavischen Philologie an die Kopenhagener Universität berufen. Werner war in späteren Jahren infolge häufiger Krankheiten wenig productiv und vermirdt es überhaupt gerade sehr schwierig, eine stark hervortretende Rolle zu spielen, aber er war ein ungewöhnlich tüchtiger Forscher; seine 1876 in Kuhns Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung erschienene Abhandlung „Eine Ausnahme der ersten Lautverschiebung" machte ihn mit einem Schlage zu einer allgemein anerkannten Größe in seiner Wissenschaft. Die Berliner Akademie ertheilte ihm dafür den Bopp'schen Preis, und die Universität Heidelberg ernannte ihn zum Ehrendoctor. Schwerhörigkeit und wiederholte Schlaganfälle lähmten allzu früh seine Schaffensfreudigkeit, aber das „Verner'sche Gesetz über Lautverschiebungen" allein wird seinen Namen vor Vergessenheit bewahren.

* **Stockholm.** Prof. Hugo Gyldén, dessen Tod bereits kurz gemeldet wurde, war am 29. Mai 1841 in Helsingfors geboren, kam nach vollendetem Studium 1862 an die Sternwarte in Pulkowa, wurde daselbst Adjunct und 1871 als Director der Sternwarte und Astronom der Akademie nach Stockholm berufen. Während Gyldén in Pulkowa hauptsächlich als eifriger Beobachter thätig war, betreffen seine neueren Arbeiten besonders das Gebiet der theoretischen Astronomie. Speciell ist er der Schöpfer einer neuen Methode zur Berechnung der absoluten Störungen der Planeten und Kometen, die jedoch bisher nur theilweise durch ihn und seine Schüler publicirt ist. Eine umfassendere Darstellung dieser Methode veröffentlichte er zuletzt in den „Acta mathematica". Außerdem schrieb er: Untersuchungen über die Constitution der Atmosphäre, Versuch einer mathematischen Theorie zur Erklärung des Lichtwechsels der veränderlichen Sterne u. a. m.

* **St. Petersburg.** Ein Herbarium des russischen Reichs beabsichtigt die kaiserl. Naturforscher-Gesellschaft herauszugeben. Eine zu diesem Zweck ernannte Specialcommission hat bereits den Plan des Herbariums und einen Aufruf entworfen, der in nächster Zeit an alle Institute und Personen, die sich mit Botanik beschäftigen, versandt werden soll. Vorläufig soll nur die Flora des europäischen Rußlands, alsdann die des asiatischen und des Kaukasus Berücksichtigung finden. Das Material für das Herbarium wird von den freiwilligen Mitarbeitern geschafft werden, welche als Entschädigung für ihre Mühe das Herbarium gratis erhalten sollen. Die übrig bleibenden Exemplare sollen zum Verkauf gelangen, und die kaiserl. Naturforscher-Gesellschaft hofft, daß ihr Unternehmen infolge seiner eminenten wissenschaftlichen Bedeutung von weiten Kreisen unterstützt und gefördert werden wird.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 10. bis 11. November folgende Schriften eingegangen:

Moritz Exner: Der Antheil der kgl. sächsischen Armee am Feldzuge gegen Rußland 1812. Nach amtlichen Unterlagen. Mit zwei Schlachtbildern rc. Leipzig, Duncker u. Humblot 1896. — W. Odrutschew: Aus China. Reiseerlebnisse, Natur- und Völkerbilder. 2 Bde. Mit Karte. Ebd. 1896. — Dr. Maximilian Steiner: Der „Verein für Arbeiterhäuser" in Wien. Beitrag zur Wohnungsfrage. Wien, Verlag des Vereins für Arbeiterhäuser 1896. — Otto Ammon: Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen. Entwurf einer Social-Anthropologie. 2. Aufl. Mit 6 Figuren im Text. Jena, Gustav Fischer 1896. — Dr. Emanuel Cohn: Ueber die Beziehungen der Vereinsschwestern vom Rothen Kreuz zu den sogenannten „wilden" Pflegerinnen. Bericht. Kassel, Gebr. Gotthelft 1896. — Max Wolff: Die physische und sittliche Entartung des Weibes. 4. Aufl. Dresden, C. D. Lehmann 1896. — John Rae: Der Achtstunden-Arbeitstag. Autoris. Uebersetzung aus dem Englischen von Julian Borchardt. Weimar, Emil Felber 1897. — Die Verpflichtung zur Herstellung und Unterhaltung öffentlicher Straßen. S.-A. aus den Mittheilungen des Grund- und Hausbesitzer-Vereins Nürnberg. Nürnberg, Hans Zeder 1896. — Dr. Rudolf Arndt: Geisteskrank. Unzurechnungsfähig. Entmündigt. Greifswald, Julius Abel 1897. — Verbrechen aus religiöser Manie und Ausdrutung des Stiftungsgewahsams. Staatspolitische sociale Reformschrift. Selbsterlebtes von Amort dem Jüngeren. München, M. Poessl 1897. — E. v. Massow: Der Mord an Justizrath Levy und die Grnßstadt-Jugend. Vortrag. Berlin, Martin Hennig. — Aug. Allgaier: Heer und Volk — Officier und Bürger. Zeitgemäße Betrachtungen über den Fall v. Brüsewitz-Siepmann und den Militarismus. Pforzheim, Ernst Haug. — Frau Dr. H. B. Adams: Das Frauenbuch. Aerztlicher Rathgeber für die Frau in der Familie und bei Frauenkrankheiten. Mit Abbildungen. Heft 11—30. Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut. — Dr. Theod. Frhr. v. d. Goltz: Die Arbeiter-Frage im nordöstlichen Deutschland. (Die Zukunft der Landbevölkerung. Flugschriften über die socialen, wirthschaftlichen und sittlichen Angelegenheiten des Landvolkes. Hggb. von Heinrich Sohnrey. 1. Bd. 6. Heft.) Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1896. — *Minerva.* Rivista delle riviste. Vol. XII. N. 4. Ott. 1896. Roma, Società Editrice Laziale. — Die Tagebücher des Grafen August v. Platen. Aus der Handschrift des Dichters hggb. von G. v. Laubmann und L. v. Scheffler. 1. Bd. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896. — Richard Kaufmann: Die Eisenbahnpolitik Frankreichs. 2 Bde. Ebd. 1896. — Karl Theodor Heigel: Geschichtliche Bilder und Skizzen. München, J. F. Lehmann 1897. — Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Hggb. von der Badischen Historischen Commission. N. F. 11. Bd. 4. Heft. Karlsruhe, J. Bielefeld 1896. — Theodor Schiemann: Heinrich v. Treitschke's Lehr- und Wanderjahre 1834 bis 1866. (Historische Bibliothek. Hggb. von der Redaction der Historischen Zeitschrift.) München u. Leipzig, R. Oldenbourg 1896. — Heibling: Dienstanweisung für die kgl. bayerischen Officiere, Sanitätsofficiere und oberen Beamten des Beurlaubtenstandes. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn und München, Theodor Riedel 1896.

In Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg sind neu erschienen:

Kuno Fischer. Shakespeares Hamlet (Kleine Schriften 5). Inhalt: Die Hamlet-Kritik und ihre Abwege. Die Hamlet-Tragödie. 5 M., Lwd. geb. 6 M.

Kuno Fischer. Kleine Schriften. 1. Reihe. Inhalt: Ueber die menschliche Freiheit. Ueber den Witz. Shakespeare und die Bacon-Mythen. Kritische Streifzüge wider die Unkritik. 8 M., Hfz. geb. 10 M.

Friedrich Creuzer und **Karoline von Günderode.** Briefe und Dichtungen. Herausg. von Erwin Rhode, u. d. Professor rc. 3 M. 50, Lwd. geb. 4 M. 50. (15839)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Hermann Ifinger.

Roman von [15653]

Adolf Wilbrandt.

Vierte Auflage.

Preis geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.

— Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. —

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien:

Ammon, Otto, **Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen.** Entwurf einer Sozial-Anthropologie zum Gebrauch für alle Gebildeten, die sich mit sozialen Fragen befassen. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 6 Figuren im Text. Preis: brosch. 3 Mark 50 Pf., geb. 4 Mark 50 Pf.

Kähler, Dr. jur. et phil. Wilhelm, **Gesindewesen und Gesinderecht in Deutschland.** Preis: 4 Mark 50 Pf.

Meyerinck, Hans von, Königl. preußischer Major a. D., **Praktische Maßregeln zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit.** Kurze Darstellung der bisher angewandten Mittel und Reformvorschläge für Deutschland. Preis: 2 Mark 50 Pfg.

Wernicke, Dr. Johannes, **System der nationalen Schutzpolitik nach Außen.** Nationale Handels- (insbesondere auch Getreide-), Kolonial-, Währungs-, Geld- und Arbeiter-Schutz-Politik. Ein Handbuch für die Gebildeten aller Stände. (15067) Preis: 6 Mark.

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 12. November. Nummer 263.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Reichsverfassung und die Staatsrechtswissenschaft. Von Rechtsrath Dr. Großmann. — Die Briefe Victor Hugo's. Von Hugo Klein. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Reichsverfassung und die Staatsrechtswissenschaft.

Von Rechtsrath Dr. Großmann.

Ein mächtiger Umschwung ist in der Entwicklung der deutschen Staatsrechtswissenschaft eingetreten mit der Gründung des Deutschen Reiches. Das neue Staatsrecht schuf die oberste Bedingung der nationalen Rechtswissenschaft und stellte ihr zur Bearbeitung Probleme, deren Lösung nur möglich war durch kritische Prüfung und Umgestaltung überkommener Begriffe, durch möglichste Ausmerzung der einseitigen civilistischen Anschauungen aus den öffentlichrechtlichen Systemen. Nicht ohne Grund ward bei Errichtung des Norddeutschen Bundes darauf hingewiesen, daß die Theorie dieser praktischen Schöpfung rathlos gegenüberstehe. So klagte u. a. L. v. Rönne noch im Jahre 1872, daß die deutsche Verfassung, „hervorgegangen aus den realen Zuständen und praktischen Bedürfnissen, den theoretischen Begriffen und abstracten Postulaten der Staatsrechtswissenschaft keine Rechnung getragen" habe.

Die soeben erfolgte neue, umgearbeitete Ausgabe des Commentars zur Reichsverfassung von Professor Dr. Max v. Seydel bildet in Verbindung mit dem groß angelegten Staatsrecht von Hänel und von Laband [1]) einen Abschluß für die wissenschaftliche Behandlung des deutschen Staatsrechts; auch weitere Kreise außerhalb der Fachgenossen werden sich für deren Ergebnisse und namentlich für die letzten Erörterungen des bayerischen Staatsrechtslehrers interessiren. Und das nicht allein wegen ihrer wissenschaftlichen Bedeutung! Denn keine Theorie entspricht mehr den Auffassungen und Thaten der praktischen Politik als die Seydel'sche, wenn sie auch jene Bestrebungen, welche den Einheitsstaat begehren, nicht fördert wie die Lehre Hänels und anderer, deren später kurz zu gedenken sein wird.

Um die Stellung Seydels in der Wissenschaft des deutschen Staatsrechts zu kennzeichnen, müssen kurz die verschiedenen Ansichten über die Cardinalfragen, welche die Theorie bei Behandlung des Reichsverfassungsrechtes zu lösen hat, hervorgehoben werden. Sie betreffen die rechtliche Natur des Reiches, die Stellung der Einzelstaaten, die Hegemonie Preußens, das Kaiserthum und die Gestaltung der übrigen Reichsorgane.

Ausgehend von demselben Grundsatz, daß die Souveränetät ein wesentliches Merkmal des Staatsbegriffes, ihrer Natur nach unbegrenzt und untheilbar sei, sind Hänel und Seydel zu entgegengesetzten Ergebnissen ihrer Darlegung gelangt, während Laband eine vermittelnde Stellung eingenommen hat. Vorausgeschickt mag werden, daß die wieder erfolgte allgemeine Anerkennung der Unbeschränktheit und Untheilbarkeit der Souveränetät dem scharfen Seydel'schen Angriff auf die alte Bundesstaatstheorie von Waitz, welche preisgegeben worden ist, zuzuschreiben ist; doch wurde der Begriff des Bundesstaates aus der Wissenschaft nicht eliminirt, sondern nur in mehr oder weniger künstlicher Art umgearbeitet. „Die neueren Bundesstaatstheorien tragen, wenn man von der weitaus maßvollsten Theorie P. Labands absieht, alle weniger oder mehr und manchmal sogar sehr bewußt, den Keim des Unitarismus in sich." Darin liegt die politische Bedeutung dieser Lehren.

Das Deutsche Reich als einheitliche Zusammenfassung aller öffentlichen Gewalten ist — nach Hänel — der deutsche Staat schlechthin; die Einzelstaaten sind nur Einrichtungen und Organe des Reiches ohne staatlichen Charakter; die Rechtsstellung der deutschen Territorien, soweit dieselben zum alten Deutschen Reiche gehörten, ist von der vorübergehenden Souveränetät infolge der Erneuerung des Reiches zurückgebildet und umgebildet auf die Landeshoheit. Die deutschen Fürsten unter dem Reiche aber sind der Hofetikette nach Souveräne, dem Rechte nach wiederum Landesherren. Das Deutsche Reich ist also kein Bundesstaat, sondern ein decentralisirter Einheitsstaat, ein dem Einheitsstaate gleichartiges Staatswesen, dem gegenüber seine Mitglieder, einschließlich der Einzelstaaten, keine jura singulorum haben können. Die Monarchie im Sinne eines festen wissenschaftlichen Begriffes ist — nach Hänel — in Deutschland, allen verdunkelnden Redensarten zum Trotz, nur darstellbar im Kaiserthum und nirgends sonst. An den verfassungsmäßigen Attributen des Kaiserthums allein entscheidet es sich, ob die Monarchie in Deutschland besteht oder nicht. Zwischen dem preußischen Königthum und dem deutschen Kaiserthum besteht als ein dem Einzelstaate Preußen zugeschriebenes besonderes Recht eine Personalunion. Hänel muß jedoch — abgesehen von seiner seltsamen, durch Laband vollständig widerlegten Charakterisirung der (nur moralischen Schutz genießenden) Reservatrechte einzelner Staaten — einräumen, daß unter dem Gesichtspunkt der Organisation, auf welcher die Eigenart des deutschen Bundesstaates beruhe, die politischen Thatbestände der rechtlichen Betrachtung außerordentliche Schwierigkeiten bieten, da Preußen eine Vormachtstellung habe eingeräumt werden müssen. „Nur durch den Nachweis der rechtlichen Gestaltung der preußischen Hegemonie, die sich nirgends in einer Besonderheit der Competenz des Reiches gegenüber Preußen, sondern ausschließlich in den organisatorischen Bestimmungen der Verfassung äußert, wird der Begriff des Bundesstaates über ein abstractes Schema hinausgehoben."

P. Laband hat es unternommen, den Staatsbegriff so umzugestalten, daß der Bundesstaatsbegriff möglich wurde, und erklärt, der Besitz der Souveränetät, die ihrer Natur nach untheilbar sei, sei dem Staate nicht wesentlich. Bei dieser Annahme, welche die begriffliche Scheidung von Staat,

[1]) M. v. Seydel, Commentar zur Verfassungsurkunde für das Deutsche Reich. Zweite umgearbeitete Auflage. Freiburg, J. C. B. Mohr 1897. — Hänel, Deutsches Staatsrecht, I. Band; die Grundlagen des deutschen Staates und die Reichsgewalt. Leipzig 1892. — Laband, Das Staatsrecht des Deutschen Reiches. 3. Aufl. Freiburg 1895.

Provinz, Gemeindeverband unmöglich macht, ist es allerdings möglich, ein Unterordnungsverhältniß zwischen Staat und Staat, einen Bundesstaat zu construiren. Jellinek theilt diese Ansicht, die jüngst auch an dieser Stelle mit Recht bekämpft worden ist. Aus dieser Grundanschauung vom Staate entwickelt Laband seine Theorie vom Bundesstaate, wie folgt: Während der Staatenbund ein Rechtsverhältniß unter Staaten, eine Staatengesellschaft, darstellt, ist der Bundesstaat eine juristische Person. Und zwar besteht er darin, daß eine Anzahl von Gliedstaaten nicht einem von ihnen verschiedenen physischen Herrn, sondern einer ideellen Person, deren Substrat sie selbst bilden, staatlich untergeordnet sind. — Seydel erklärt es für unzulässig, die bloße Rechtsvorstellung der juristischen Person, „einen Homunculus des rechtswissenschaftlichen Laboratoriums", zum wissenschaftlichen Aufbau zu verwenden. „Mag man sich eine Mehrheit von Personen noch so sehr als „ideelle Person" denken, in Wirklichkeit bleiben es doch immer mehrere Personen, und nur durch diesen Denkproceß erhält Laband einen Träger für seine Oberstaatsgewalt. Nimmt man die Hülfe der juristischen Person hinweg, so kommen die Verbündeten zum Vorschein, nicht in einem Unterordnungsverhältniß, sondern in einem Nebenordnungsverhältniß stehend."

Wie erwähnt, hat Seydel, der bei Herausgabe der ersten Auflage seines Commentars zur Reichsverfassung als „deutscher Calhoun" verhöhnt, als „wissenschaftlicher Hochverräther", Demokrat und Reichsfeind in der rechtswissenschaftlichen und politischen Literatur heftig bekämpft worden ist, im Anschluß an Calhouns Lehre von der Unbegrenztheit und Untheilbarkeit der dem Staatsbegriff wesentlichen Souveränetät — unter allmählicher Zustimmung seiner früheren Gegner — den Waitz'schen Bundesstaatsbegriff als wissenschaftlich unhaltbar nachgewiesen. Es gibt nur einfache Staaten oder Staatenbünde, da sogenannte untergeordnete Staaten mit getheilter, begrenzter Souveränetät keine Staaten, sondern nur Provinzen eines Einheitsstaates sind. Sollen diese politischen Gebilde (Bundesstaaten) Staaten bleiben, so können sie sich nur als Staatenbund zusammenschließen. Hienach charakterisirte Seydel das Deutsche Reich als staatsrechtlichen Staatenbund, da derselbe, abweichend von dem Zwecke der internationalen Bündnisse, nicht nur zur gemeinsamen Ausübung äußerer, sondern auch innerer Hoheitsrechte geschlossen sei. An dieser aus logischen Gründen unanfechtbaren Schlußfolgerung hat Seydel bisher festgehalten und diese allgemeine staatsrechtliche Deduction auch auf das Deutsche Reich übertragen.

Hänel sucht nun die historischen Vorgänge bei Schaffung des Norddeutschen Bundes und bei Eintritt der süddeutschen Staaten unter seine Theorie zu subsumiren, bestreitet, daß die rechtliche Entstehung des Bundes und die Gültigkeit seiner Verfassung den Gesetzgebungsacten der einzelnen Staaten zuzuschreiben sei, und gelangt nach verschiedenen scharfsinnigen Constructionsversuchen zu der kritischen Aeußerung: „Zugegeben muß nur werden, daß in allen Gründungsacten des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches, vor allem leider in der Textirung der Verfassung selbst, die juristische Technik eine geradezu klägliche Rolle gespielt hat." Man wird wohl nicht fehl gehen in der Ansicht, daß die Urheber der Verfassung an die Hänel'sche Doctrin bei Abfassung des deutschen Staatsgrundgesetzes nicht gedacht, sondern etwas anderes gewollt und bestimmt haben.

Laband behauptet, in logisch richtigerer Entwicklung, die Verkündigung der norddeutschen Bundesverfassung durch die Bundesgesetze bedeute den Verzicht der einzelnen Staaten auf die Souveränetät und deren Vereinigung zu einem souveränen Staatswesen. — Zorn sagt noch, daß, da der Eingang der Verfassung von der Begründung eines ewigen Bundes spreche, diese Worte juristisch nicht mit zur Verfassung gehören und nur eine Thatsache der Vergangenheit erzählen.

In diesen theoretischen Darlegungen offenbart sich unsres Erachtens eine bedauerliche Ignorirung der klaren, unzweideutigen Erklärungen und Abmachungen der Regierungen der deutschen Staaten, deren Befähigung, ihre eigenen Absichten auszusprechen und die Tragweite ihrer staatsrechtlichen Acte zu erkennen, doch auch von der Theorie ernsthaft nicht bestritten werden kann. Wer mag wohl Recht haben: der Bundeskanzler Graf Bismarck, wenn er am 1. April 1871 zu dem Antrage Dunckers, statt Bund „Reich" zu setzen, sagt: „Die Wahl zwischen Reich und Bund in der redigirten Verfassung ist keine willkürliche. Daß beide Ausdrücke nach wie vor zulässig sind, geht aus den Eingangsworten der Verfassung hervor: dieser Bund wird den Namen Deutsches Reich führen. Es ist also die Fortdauer des Bundesverhältnisses als Grundlage gedacht" [1]) — oder Borchak mit dem Ergebniß seiner Untersuchung über die vertragsmäßigen Grundlagen der Reichsverfassung: „Das Reich ist eine selbständige Persönlichkeit, die Bundesverträge sind jetzt bedeutungslos."? —

Bei solchen Widersprüchen wird jeder, der nicht in diesen Theorien eine Stütze für seine politischen Wünsche begrüßt, nach einer wissenschaftlichen Erklärung suchen, welche den geschichtlichen Thatsachen keinen Zwang anthut und auch den Willen der Bundesgenossen als voll beachtenswerth anerkennt. Die Seydel'sche Auffassung entspricht zweifellos diesem Begehren am besten. Seydel sagt: „Der Inhalt der Verfassung spricht ebenso wenig — wie deren Ueberschrift — für die Absicht der Staatsgründung. Nirgends ist von einem Zusammenwerfen der Einzelsouveränetäten in eine einzige die Rede, sondern nur von der Uebertragung einzelner Rechte an die Gesammtheit. Der Bundesgewalt fehlt zu einer Staatsgewalt das wesentliche Merkmal, die Unbegrenztheit. Die einzelnen Souveränetätsrechte, die dem Bunde übertragen sind, bilden keine Souveränetät. Die Bundesgewalt wirkt innerhalb jedes Staates als Landesgewalt, die Bundesgesetzgebung als Landesgesetzgebung. Beide haben ihre Kraft nicht aus sich selbst, sondern aus der Bundesverfassung, die als Landesgesetz und nur als Landesgesetz verkündet ist. Durch Verkündigung der Bundesverfassung als Gesetz hat der Landesherr sich in Ausübung seiner Souveränetät in derselben Weise gebunden, wie er es that, als er die Landesverfassung gab. — Der Satz, daß Art. 78 der Verfassung — die viel erörterte sogenannte Competenz des Reiches — dem Bunde eine Herrschermacht über die Staaten einräume, wird überhaupt nur dann einen Eindruck machen, wenn man mittels der Vorstellung einer juristischen Person den Bund von seinen Gliedern loslöst. Derjenige, welcher annimmt, daß der Bund die Verbündeten sind, nicht irgend welcher Dritte, wird zur Folgerung gelangen, der Satz, daß die Verbündeten durch ihren eigenen Beschluß — allerdings vertragsgemäß durch Beschluß der Mehrheit — den Wirkungskreis der Bundesgemeinschaft ausdehnen können, vermöge ihrer Souveränetät unmöglich etwas zu schaden."

Hänel hat, wie erwähnt, gefunden, daß die deutschen Fürsten nur mehr der Hofetikette nach Souveräne seien. Er hat damit nicht die einstige Erklärung des Präsidenten der Bundescommissarien Grafen Bismarck entkräftet: „Die unitarische Seite hat die Herstellung eines constitutionellen Ministeriums erwartet. Dieser Forderung wäre nur dadurch zu genügen gewesen, daß eine einheitliche Spitze mit

[1]) Vgl. auch Fürst Bismarck in der Reichstagssitzung vom 9. Juli 1879. Sten. B. S. 2197.

Digitized by Google

monarchischem Charakter geschaffen würde. Dann aber haben wir kein Bundesverhältniß mehr, dann hoben Sie die Mediatisirung derer, denen diese monarchische Gewalt nicht übertragen ist. Diese Mediatisirung ist von unsern Bundesgenossen weder bewilligt, noch von uns erstrebt worden. Ich glaube nicht, daß die deutschen Fürsten bereit sein werden, ihre jetzige Stellung mit der eines englischen Pairs zu vertauschen." — Es würde zu weit führen, die zahlreichen Widersprüche zwischen den theoretischen Deductionen und den Ansichten des ersten Kanzlers und der anderen Staatsmänner, welche die Verfassung schufen, aufzudecken. Doch die auffallende Thatsache muß hier hervorgehoben werden, daß die staatsrechtliche Literatur bisher an der feierlichen amtlichen Erklärung des Bundesraths vom 5. April 1884 achtlos vorübergegangen ist. Ich habe erst jüngst zum erstenmal in der Literatur darauf hingewiesen,[1]) daß diese Erklärung die Seydel'sche Lehre bestätigt habe. Nun hat Seydel selbst, wohl mit berechtigter Genugthuung, festgestellt, daß zu seiner Ansicht, wonach das Verhältniß der deutschen Staaten zu einander ein Vertragsverhältniß sei, sich auch die deutschen verbündeten Regierungen amtlich, öffentlich und einstimmig bekannt haben. „In dieser Erklärung, einer der gewaltigsten Staatsschriften zur inneren Politik, die jemals der Feder des ersten Reichskanzlers entflossen sind, ist davon die Rede, daß die verbündeten Regierungen entschlossen sind, die Verträge, auf welchen unsre Reichsinstitutionen beruhen, in unverbrüchlicher Treue aufrecht zu halten und zu handhaben. Jede Verminderung der Zuversicht, mit welcher die verbündeten Regierungen auf die Festigkeit der unter ihnen geschlossenen Verträge bauen, würde einen Zweifel über die Zuverlässigkeit der Verträge herbeiführen, auf denen der Bund der deutschen Staaten beruht." Dieses Zeugniß für die föderativen Grundlagen der Reichsverfassung, abgegeben in der bewußten Absicht, den Bestrebungen, die eine „Ueberschreitung der Bedürfnißgrenze in unitarischer Richtung" bezielten, entgegenzutreten, ist mit den vorherrschenden, reichsstaatsrechtlichen Theorien, die es nicht beachten, nicht vereinbar. Es sind Sophismen, mit welchen geleugnet wird, daß durch die Verkündigung der neuen Verfassungsredaction — Delbrück hatte die durch den Eintritt der süddeutschen Staaten geschaffenen Aenderungen in der Hauptsache als Verstärkungen des föderativen Charakters der Verfassung (5. XII. 1870) bezeichnet — eine Aenderung der Grundlagen des Bundesverhältnisses weder beabsichtigt noch bewirkt worden ist.

Die Tendenz, den Bund der deutschen Staaten als einen Einheitsstaat mit monarchischer Spitze darzustellen, tritt natürlich besonders stark hervor bei den Versuchen, das neue deutsche Kaiserthum den bundesstaatlichen Theorien einzugliedern. In zahlreichen staatsrechtlichen Abhandlungen ward, gestützt u. a. auf Art. 17 der Verf. und auf die Erneuerung des Kaisertitels, der Versuch immer wieder erneuert, die Präsidialbefugnisse formell und moteriell loszulösen von der preußischen Königsgewolt. Aus der formellen Scheidung der verantwortlichen Organe des Präsidiums und des Königs von Preußen hat u. a. Bornhak gefolgert, daß im Reiche der König von Preußen nicht als solcher, sondern als eine besondere staatsrechtliche Persönlichkeit handle — „entgegen den ursprünglichen Intentionen, den Erklärungen der Regierungen und der Absicht bei Uebertragung der Kaiserwürde". Um dieses ideale Rechtssubject, in welchem sich (nach Hänels Andeutungen) allein die Monarchie in Deutschland verkörpert, mit den entsprechenden Befugnissen auszustatten, hat Bornhak dem „Kaiser" das Recht der gesetzgeberischen Initiative und das absolute Veto bei der Gesetzgebung zugewiesen und den Kaiser als eigentlichen Gesetzgeber bezeichnet. Richard Fischer hat ihm einzelne Souveränetätsrechte aus eigenem Rechte als Monarch zuerkannt; Hänel u. a. haben eine Personalunion, Schulze eine Realunion zwischen den beiden Staatsgewalten in Preußen und im Reiche construirt. Diese Meinungen gewannen durch die jüngste Trennung der Reichskanzlerschaft vom preußischen Ministerpräsidium, durch ungerügt gebliebene Nachlässigkeiten im Gebrauche von staatsrechtlich zulässigen Formen, wie Einbringung von (kaiserlichen) „Präsidialvorlagen" im Bundesrath, die Anwendung des Kaisertitels bei Ernennung der preußischen Bundesrathsbevollmächtigten ꝛc. eine scheinbare Unterstützung; infolge des mächtigen persönlichen Hervortretens des Kaisers aus der Reihe der anderen Bundesfürsten erhielt auch die politisch beeinflußte Theorie neue Anregung, um aus der Kaiserwürde, die mit dem Präsidium verbunden ist, Monarchenrechte für den construirten Einheitsstoat abzuleiten; so sogt z. B. Preuß, daß der „Kaiser als Monarch über Monorchen" stehe, während andere dem Kaiser dos Recht zuschreiben, einen Reichsadel zu schaffen, „staatsrechtliche, aber auch politische Thorheiten, wie sie nur in der Studirstnbe ausgeheckt werden".

Es ist jedoch als herrschende Meinung in der deutschen Stootsrechtswissenschoft der Satz zu bezeichnen, daß die Träger der dem Reiche übertragenen Souveränetätsrechte die Mitglieder des Reiches, d. h. die Oberhäupter und Vertreter der Bundesstoaten sind, nicht der Kaiser. Ueber diesen Grundsatz unsres Staatsrechtes haben auch die verbündeten Regierungen niemals einen Zweifel aufkommen lassen. (Vgt. Fürst Bismarck, stenogr. Bericht des Reichstags 1871, S. 299, und Staatssecretär Dr. v. Schelling namens des Bundesraths, sten. Bericht des Reichstags 1885/86, S. 2028: „Träger der Souveränetätsrechte im Reiche sind die verbündeten Regierungen. — Mit dieser Auffassung steht es nicht im Widerspruche, wenn aus Gründen praktischer Zweckmäßigkeit die Ausübung einer Schutzgewalt in den Colonien dem Kaiser als dem erblichen Vertreter der Gesammtheit der verbündeten Regierungen übertragen wird.")

Auch bei Erörterung der Stellung des Kaisers innerhalb der Organisation der Bundesgewalt vermeidet es Seydel — unter grundsätzlicher Verwerfung einer jeglichen Abänderung der Verfassung durch ein fogenanntes Gewohnheitsrecht (Bornhak nenut es u. a. „Usualinterpretation") —, die dem König von Preußen als Präsidium des Bundes übertragenen Rechte auf grund allgemeiner staatsrechtlicher Erwägungen zu einem kaiserlichen Monarchenrechte auszubauen. Folgen wir seinen Dorlegungen: Das politische Problem war, die infolge des preußischen Uebergewichts nahe liegende Gefahr des Einheitsstaates ebenso zu vermeiden, wie die frühere Zerfahrenheit im alten deutschen Bunde. Welche rechtlichen Formen wählte die Verfassung zur Versöhnung des Föderalismus mit der Hegemonie, von welchem Grundgedanken ging man bei Ausbildung dieser Formen aus? Dieser ist kein anderer, ols der Gedanke des Staatenbundes. Die Bundesgewalt ist die Staatsgewalt sämmtlicher verbündeter Staaten. Aber eben weil sie dies ist, ist sie auch keine neue, vor allem nicht eine über den einzelnen Staotsgewalten stehende Macht. Wenn nun die Verfassung für die Träger der Bundesgewalt — die deutschen Souveräne — zur Ausübung ihrer Gewalt Orgone schafft, so ist klar, daß diese Organe nicht selbst Träger der Gewalt, sonderu nur Organe sind und nichts weiter. Im Deutschen Reich sind dies der Bundesroth und das Bundespräsidium, der Kaiser. Der Bundesrath ist Organ der Verbündeten, nicht, wie die An-

[1]) Archiv für das öffentliche Recht. Bd. XI, S. 329. (Der Reichskanzler und das preußische Staatsministerium.)

Digitized by Google

hänger des Bundesstaatsbegriffes lehren, Organ einer selbständigen ideolen Persönlichkeit des öffentlichen Rechts. Der thatsächlichen Nothwendigkeit, die ousführende Gewalt in der Hond des Stärksten zusommenzusossen, entspricht die Verfossung durch Bestellung des Bundespräsidiums, welches nur obgeleitete Rechte ausübt und nur „im Namen des Reiches" handelt. Der Koiser handelt zwor nicht auf Befehl der Verbündelen, aber stets in ihrem Namen, ist deßhalb nirgends Träger (Inhaber) der Bundesgewolt oder gar einer Staalsgewolt. Der Titel darf nicht irre führen. Wie es in dem Handschreiben des Königs von Bayern heißt, ist mil der Ausübung der Präsidialrechte die Führung des Koisertitels verbunden, ober der Kaisertitel ist nicht der Ausdruck eines Monorchenrechts. Die Krone Preußen als Krone Preußen, der König von Preußen als solcher, nicht kraft persönlichen und gesonderten Rechts, hat das Präsidium. Dieses ist, nach H. v. Sybels treffendem Ausdruck, eine preußische Gewalt, nicht über den Bund, oder im Bunde, und zwor ist sie dies nicht, wie Sybel meint, nur ou dieser oder jener Stelle, sondern überall. Die Präsidiolbefugnisse sind gewiß, wie Laband meint, ein Theil der Reichsorganisation und keine eigenen Rechte der Krone Preußen. Aber Präsidium oder Kaiser ist an sich nur ein Wort, und nicht bloß diese Titulatur ist preußisches Sonderrecht, sondern preußisches Souderrecht ist auch, doß mit dem Präsidium die Rechte verbunden sind und bleiben, die die Präsidiolstellung ausmachen. Diese einzelnen Rechte sind preußische Reservatrechte. Dogegen bilden die durch besondere Reichsgesetze dem Koiser übertragenen Rechte keine preußischen Reservatrechte.

Dos Verhältniß, daß dos Bundespräsidium ein preußisches Recht ist, nennt Seydel mit Recht ein storkes Kennzeichen des Staotenbundes. — Dem Kaiser kommt in der Reichsgesetzgebung weder eine Initiative noch ein Veto zu. Die Gesetzes- und anderweitigen Vorlogen an den Reichstag sind noch Art. 7 Vorlogen der Verbündeten, nicht des Kaisers und noch viel weniger des Reichskonzlers. Der Koiser als solcher hol kein Antrogsrecht, sondern nur der König von Preußen. In wieweit für solche Anträge das preußische Staatsministerium einvernommen werden muß, ist eine innere Angelegenheit Preußens, die den Bundesrath nicht berührt. Seydel mochl eindringlich darouf aufmerksam, daß auch in den Stoatsverträgen die Fossung des Titels „Deutscher Koiser" mehr respectirl und nicht stets mit Empereur d'Allemagne" oder Imperatore di Germania in den officiellen Vertrogsausfertigungen übersetzt werden solle. Denn hieraus entsteht eine Verwirrung der Begriffe: hat doch schon ein preußischer Staatsrechtslehrer aus dem sronzösischen Tilel eine gewohnheitsrechtliche (!) Titulotur herausgebrocht und einen Beweis für die monorchische Stellung des Deulschen Koisers entnommen!

Wie erwähnt, haben einzelne Theoretiker dem Kaiser — unter Berufung ouf ein nicht erweisbares Gewohnheitsrecht — die Gesetzesinitiative zugeschrieben, ferner consequent ihrer Auffassung das Recht der Gesetzessanction, die Gesetzgebungshoheil. Seydel bezeichnel die dem Kaiser zukommende Ausfertigung und Verkündigung des Reichsgesetzes vollständig zutreffend als ein Ehrenrecht ohne moterielle Befugniß, da die Sanclion im staatsrechtlichen Sinne dem Bundesrathe zusteht. Dieser Befugniß entspricht noch der herrschenden Lehre die Pflicht des Kaisers zur Verkündigung, der hiefür bundesmäßig hastet. Der Behauptung bezüglich einer „Tendenz der Rechtsbildung auf das kaiserliche Veto" ist, worauf neben Gg. Meyer auch Seydel aufmerksom macht, auch Koiser Wilhelm II. feierlich enlgegengetreten in seiner Thronrede vom 25. Juni 1888 mit den Worten: „An der Gesetzgebung des Reichs habe ich nach der Verfossung mehr in meiner Eigenschaft als König von Preußen ols in der des Deutschen Kaisers milzuwirken." — Dem gegenüber ist eine wissenschaftliche Darstellung zu dem Ergebniß gelongt: „Das koiserliche Veto entspricht der Rechtslogik; es ist eine Forderung der politischen und stootsrechtlichen Ausgestaltung des Koiserthums, welches als eine später eingeschobene Verfassungsformotion sich neben und zum Theil ouf Kosten der beiden anderen verfossungsmäßigen Organe erst Geltung verschaffen mußte!" — Man darf diesem Autor wohl, ohne der Neigung, zu viel für die Praxis gegen die Theorie einzutreten, geziehen zu werden, vorhalten, doß dies „eine Construction des Rechtes aus allgemeinen Begriffen, stott ein Aufbau auf der Beobachtung der geschichtlichen Entwicklung nnd der Thatsochen" (A. Arndt) sei. — Die nicht weil zurückliegenden Versuche, eine von Preußen losgelöste Reichsregierung aus dem Reichskanzler zu entwickeln, lassen es sehr wünschenswerth erscheinen, daß die Anhänger dieser Politik die wissenschaftlichen Darlegungen über die Rechtsstellung des Reichskanzlers lesen und beochten, um nicht wieder in unverantwortlicher Weise, unter Ignorirung klorer Verfossungsbestimmungen, in weiten Kreisen eine Verwirrung hervorzurufen, welche zu bedenklichen politischen Folgen führen muß. Die Wissenschoft hält die Doppelstellung des Reichskanzlers ols Bundesrathsvorsitzender (Art. 15) und als einziger, verantwortlicher Minister des Kaisers (Art. 17) schorf ouseinander. Nur einige Hauptsätze der Seydel'schen Darlegung mögen hier noch Raum finden: Der Geschäftskreis des Reichskonzlers als Minister erstreckt sich genou so weit, als die Befugnisse des Präsidiums reichen. Immer bleibt der Kanzler, auch wenn die ihm unterstellten Centrolstellen verfügen, der olleinige Träger der Verantwortlichkeit. Wo der Kaiser kein Verfügungsrecht hat, trägt ouch der Kanzler keine Verantwortung. Der Konzler ist also für Verordnungen oder Gesetzessanctionen des Bundesraths nicht verantwortlich. Er ist nicht befugt, unter Berufung auf seine Verontwortlichkeit die Uebermittelung von Vorlogen des Bundesrathes on den Reichstag zu verweigern. Der Bundeskanzler der Verfassung — seine Stellung ist durch dos bekonnte Bennigsensche Amendement gegenüber dem Entwurfe zur Verfassung vollständig verändert worden — konnte unmöglich in die (ursprünglich beabsichtigte) dienstliche Abhängigkeit von der preußischen Staatsregierung gebracht werden, sondern mußte vielmehr ihr selbst angehören. Vermöge seiner ministeriellen Unobhängigkeit gegenüber dem Kaiser ist für den Konzler, weil er durch den koiserlichen Befehl nicht gedeckt ist, ouch bezüglich derjenigen Regierungshandlungen, bei denen er durch Gegenzeichnung mitgewirkt hot, zwar keine Verantwortlichkeit möglich, die der Reichstag klageweise geltend machen könnte, aber eine eivilrechtliche, strafrechtliche und dienstrechtliche.

Auch die wiederholte Forderung von Reichsministerien erörtert Seydel in einem besonderen Abschnitte und kommt zu dem Schlusse, doß theoretisch die Errichtung eines Reichsministeriums mit der Souveränetät der Bundesglieder vereinbar ist, daß aber die Sache proktisch anders liege, da man es vermeiden müsse, eine Mehrzahl von politischen Persönlichkeiten an die Spitze der Geschäfte des Bundes zu stellen. Der Reichskanzler müsse die getheilten Gewalten des Bundesrathes und des Präsidiums wieder zur Einheit vermitteln.

Es kann hier nicht auf die Deloils der Seydel'schen Commentirung zu den einzelnen Artikeln (die vorliegende Abtheilung umfaßt Art. 1—32 der V.) eingegangen werden. Die erwöhnten Grundanschouungen Seydels verdienen aus ollen Darstellungen der deutschen Staatsrechtswissenschaft nicht allein wegen ihrer zwingenden Logik und Klarheit herousgehoben zu werden, sie sollen auch dorl ihre Wirkung üben, wo politischer Uebereifer die erreichte verfassungs-

Digitized by Google

rechtliche Gestaltung der deutschen Einheit nicht respectirt und an den Verträgen zu rütteln sucht, welche Fürst Bismarck namens der preußischen Regierung und in Uebereinstimmung mit allen anderen Verbündeten in unverbrüchlicher Treue aufrecht zu halten und zu handhaben feierlich und wiederholt versprochen hat. Der deutsche centralisirte Einheitsstaat ist, trotz Hänel und andern, noch nicht geschaffen; noch hat die bestrittene Fürstenwürde des einzelnen Bundesgenossen in seiner staatsrechtlichen Stellung, nicht in der Hofetikette ihre Begründung.

Die Briefe Victor Hugo's.

Briefe Victor Hugo's? Und bieten sie mehr als eine Sammlung paradoxer Aussprüche, welche Witzanfälle der Kurzweilblätter hervorrufen? So fragte ich mich, als mir die Post den neuesten Band Calman Lévy brachte, den ersten Theil der Correspondenz Hugo's, die gleichzeitig in Paris und London, in französischer und englischer Sprache erscheint. Und auch nach der Lectüre des vorliegenden umfangreichen Werkes, in dem Bewußtsein, daß diesem starken Bande von Episteln noch ein zweiter, ebenso starker, wahrscheinlich aber ein noch stärkerer folgen wird, kann man mit ruhigem Gewissen niederschreiben: Hugo war kein Briefschreiber. Dazu fehlten ihm Geschwätzigkeit und Ausführlichkeit, wenn man tiefer geht, das Bedürfniß nach Mittheilung. Darum erfand er sich auch dem Schlusse seines Lebens zu, als die Correspondenz ins Ungeheuerliche wuchs, seine Neigung aber, ihr gerecht zu werden, immer mehr abnahm, eine eigene Briefform, die den Spott herausforderte und mit welcher sich jene begnügen mußten, die ihn durch ihre Stellung, ihre Beziehungen oder ihr Ansuchen zu einer Antwort nöthigten. Diese Briefe enthielten gewöhnlich nach der Anrede nur einen sehr kurzen, paradoxen Satz, einen lapidaren Ausspruch, und die Unterschrift des Dichters. Den zahlreichen Compatrioten, die ihm von ihren Bemühungen um die Freiheit Mittheilung machten, schrieb er bündig: „Das Jahrhundert dankt Ihnen", und alle fühlten sich sehr geehrt, daß ihnen das Jahrhundert dankte — über seine eigenen Empfindungen sprach sich der Dichter höflicherweise nicht aus. Anderen erklärte er, daß ihnen das Vaterland danke. Den Umständlichen, die ihm ihre Leiden klagten, schrieb er stereotyp: „Blicken Sie nach oben!", und den Uebermüthigen, welchen ihre Reichthümer Beschwerde machten, rieth er, nach unten zu blicken. Wie viele dieser eigenartigen Briefe, die manchmal zum Lachen reizten, gingen seinerzeit als Beitrag zur allgemeinen Erheiterung durch die Journale! Ihre seltsame Form reizte alle Witzblätter zu ständiger Nachahmung. Die Kürze und Befremdlichkeit dieser Briefe fiel um so mehr auf, als die Prosa wie die Poesie Hugo's sonst eher der Weitschweifigkeit und Ueberschwänglichkeit zu zeihen war. Es gab auch nur eine Erklärung für jene: der berühmte Autor gab den Leuten, welchen er eine Antwort senden mußte, einen Brief, der eigentlich keiner war. Er schrieb sie nicht für die Nachwelt. Er wollte damit die Gegenwart abfertigen.

Er war also kein Briefschreiber, und wie wenig er das war, geht aus der vorliegenden Sammlung erst recht hervor. Der vorläufig veröffentlichte Theil der Correspondenz Hugo's reicht von 1815 bis 1835, fällt demnach in eine Periode, in welcher sein origineller Briefstil noch nicht zur methodischen Entwicklung gelangt war. Und doch wie wenig enthalten diese Briefe! Wir erfahren aus ihnen beinahe gar nichts über Menschen und Dinge der Zeit, wir erhalten aus ihnen auch kaum Andeutungen über die Ansichten und Empfindungen des Verfassers. Kein Erlebniß, nicht eine Zeile, nicht ein Wort, wodurch auf Begebenheiten und Ereignisse ein neues oder auch nur ein schärferes Licht fallen könnte. Und solche Mittheilungen bilden ja gerade das Interesse und die Wichtigkeit von Briefsammlungen. Darum sind die Episteln Hugo's bis auf einige, in welchen er unter dem Einfluß einer starken Erregung förmlich aus sich heraustritt und auf die wir weiter unten eingehender zu reden kommen, weder wichtig, noch interessant, sondern im ganzen ziemlich belanglos. Sie bieten nur persönliche Notizen. Wir sehen zeitweilig einen Mann vor uns, der emsig besorgt ist um seinen Ruhm und zahlreiche Beziehungen pflegt, um ihn zu fördern. Er verlangt Zeitungsartikel über seine Bücher und seine Bedeutung, er dankt für werthvolle Aufsätze dieser Art, er polemisirt mit Recensenten. Er will eines schönen Mädchens willen eine Oper schreiben; er bemüht sich darum, seine Stellung als Lieutenant bei der Nationalgarde zu bewahren; einer armen Schriftstellerin möchte er die Pension des Königs zuwenden, die er für seine Person ablehnte; er verwahrt sich gegen den Beinamen des „Romantikers", den man ihm in einem Sinne beigelegt, zu dem er sich nicht bekennen kann; er, selbst ein noch „Junger" (zur Zeit der Abfassung eines solchen Briefes 25jährig) feuert noch jüngere Dichter an; er beglückwünscht andere zu ihren Erfolgen, dankt selbst für ein p. f. und erzürnt sich ein anderesmal über die Kabale, die daran schuld, daß eines seiner Stücke ausgepfiffen wurde; er verlangt für seine Frau von einem Theaterdirector eine Loge und anderes dergleichen. Wozu erfahren wir das alles, wozu theilt man es uns mit? Es fügt zu dem Bilde, das wir von dem Poeten kennen, keinen neuen Zug. Wir begreifen, daß sich die französischen Herausgeber, wie man erzählt, geweigert haben sollen, alle Briefe der Correspondenz Victor Hugo's mitzutheilen; und es hätten auch noch zwei Drittel derjenigen, die in die Sammlung aufgenommen wurden, ruhig weggelassen werden können, ohne daß ihr Werth irgendwie geschmälert worden wäre.

Er ist in seinen Briefen karg an Worten, wenig mittheilsam und läßt selten einen Blick in sein Inneres thun. Nur den Freunden gegenüber lüftet er ein wenig das Visir. Seiner Frau und seinen Kindern gegenüber ist er von einer Zartheit und Herzlichkeit, die manchmal rührend und immer gewinnend sind.

Einer seiner Freunde war Armand Carrel. An ihn findet sich auch ein sehr interessanter Brief vor, in dem sich Victor Hugo des weiteren über seine Armuth ausspricht. „Mit zwanzig Jahren," so schreibt er, „war ich verheirathet, Familienvater, hatte als ganzes Gut nur meine Arbeit und lebte von Tag zu Tag, wie ein Arbeiter, während Ferdinand VII. meine Revenuen verzehrte, die durch den Sequester in die seinigen einverleibt worden. Seit jener Zeit (d. i. seit acht Jahren), und die Sache ist so selten, daß ich mich wohl damit rühmen darf, genöthigt, von meiner Feder zu leben und meine Familie zu erhalten, that ich dies frei von Geschäftsgeist, ohne die Hülfe von Handelskniffen. Ich habe schlecht oder recht für die Literatur gearbeitet, aber nie für den Buchhandel. Arm, pflegte ich die Kunst wie ein Reicher, um der Kunst willen, mit mehr Sorge um die Zukunft als um die Gegenwart. Gezwungen durch das Unglück der Zeiten, gleichzeitig ein Werk zu schaffen und für meine Bedürfnisse zu sorgen, kann ich wohl sagen, daß der Erwerb niemals das Werk befleckt hat." Der künstlerische Zug in der Arbeit Victor Hugo's war um so verdienstvoller, als er eine Pension des Königs um der Begründung ablehnte, er könne von seiner Arbeit leben. Wie ängstlich verschlossen Hugo war, wie wenig geneigt, vertraute Eröffnungen zu machen, wird in diesem Briefe klar ausgesprochen. „Sie sind die erste Person", so schreibt er, „vor der ich die Thür meines innern Lebens geöffnet habe, und ich bitte Sie, was Sie auch über diesen Brief denken mögen, ihn als ein Geheimniß zwischen uns beiden anzusehen."

Digitized by Google

Eine ähnliche, nur noch schärfer gefaßte Clausel findet sich in einem Briefe an Sainte-Beuve. „Dieser Brief," so heißt es dort, „hat mir sehr weh gethan, mein Freund. Verbrennen Sie ihn, damit ihn niemals jemand nachlesen könne, auch Sie selber nicht!" Es ist etwas Eigenthümthümliches, wenn man bedenkt, daß Briefe dieser Art, deren sofortige Vernichtung der Absender verlangte, damit kein menschliches Auge mehr in sie Einblick nehmen könne, nach seinem Tode gedruckt, veröffentlicht, aller Welt mitgetheilt und von jedermann commentirt werden sollen. Es liegt etwas Widersinniges und Unstatthaftes darin. Die Erben hatten offenbar gewichtige Gründe, die Briefe an Sainte-Beuve der Oeffentlichkeit zu übergeben. Ein Secretär Sainte-Beuve's hatte nach dem Tode des berühmten Kritikers eine Art Memoiren veröffentlicht, in welchen er viel von dessen „bonne fortune" bei Madame Victor Hugo erzählte. Hatte er diese Mittheilungen wirklich von Sainte-Beuve? Und wenn ja, handelte es sich nicht um Prahlereien ohne Grund? Die böse Welt ist natürlich stets geneigt, das schlimmste zu denken, und so werden nun die vertrautesten Briefe Victor Hugo's an seinen Freund veröffentlicht, um eine Ehrenrettung der geschmähten Frau vorzunehmen. Diese Briefe, zweifellos die bedeutendsten des ganzen Buches, machen es zufolge ihres pikanten Beigeschmacks zu einem Ereigniß für Paris — durch die sonstige Ausbeute, welche die Sammlung bietet, wäre es kaum dazu geworden. Man muß übrigens nicht Pikanterien nachjagen, um an diesen Briefen Interesse zu nehmen, welche ein Drama enthüllen, das in psychologischer Beziehung vom merkwürdigsten Reize ist. Soweit die Briefe errathen lassen, gestand Sainte-Beuve dem Dichter die mächtige Leidenschaft, die ihn erfüllte. Es wurde dann bestimmt, daß der ausgezeichnete Essayist das Haus Hugo's meiden sollte. Aber die beiden Freunde hingen so sehr an einander, daß sie die Trennung nicht ertrugen. Unter besonderen Bedingungen kam Sainte-Beuve wieder in das Haus Hugo's; so sprach er die Frau niemals anders, als in Gegenwart des Gatten. Aber die alte Unbefangenheit des Verkehrs war dahin, auch die Liebe Sainte-Beuve's hatte keine Verminderung erfahren, und so kam es, auf Wunsch der Frau Hugo, zu seinem zweiten, definitiven Abschied. Die Briefe Victor Hugo's in den verschiedenen Phasen dieser seltsamen Geschichte sind tief ergreifend durch ihre Empfindung. Der erste, der während der Trennung der Freunde als Antwort auf ein Schreiben Sainte-Beuve's zustande kam, lautet wie folgt:

„Mein Freund! Ich wollte Ihnen auf den ersten Eindruck Ihres Briefes nicht schreiben. Er war zu traurig und zu bitter. Ich wäre meinerseits ungerecht geworden. Ich wollte einige Tage warten. Heute bin ich wenigstens ruhig, und ich kann Ihren Brief wieder lesen, ohne die tiefe Wunde zu sehr wieder aufzureißen, die er mir zugefügt hat. Ich dachte nicht, ich muß es Ihnen sagen, daß das, was zwischen uns vorging und nur uns beiden in der Welt bekannt ist, jemals vergessen werden könnte, und besonders durch Sie, den Sainte-Beuve, den ich gekannt habe. Ach ja, ich sage es mit mehr Bedauern noch für Sie, als für mich, Sie haben sich sehr verändert! Sie müssen sich erinnern, wenn Ihre neuen Freunde nicht selbst den Schatten vom Bilde der alten verwischt haben, was zwischen uns vorgegangen ist in dem schmerzlichsten Augenblicke meines Lebens, in einem Augenblicke, in dem ich zwischen Ihnen und ihr zu wählen hatte; erinnern Sie sich, was ich Ihnen gesagt habe, was ich Ihnen angeboten habe, was ich Ihnen vorgeschlagen habe, Sie wissen wohl, mit dem festen Entschlusse, mein Versprechen zu halten und zu thun, wie Sie wollten; erinnern Sie sich hieran und bedenken Sie dann, was Sie mir schrieben, daß ich es in dieser Angelegenheit Ihnen gegenüber an Hingebung, Vertrauen, Aufrichtigkeit habe fehlen lassen! Das haben Sie nur drei Monate später zu schreiben vermocht. Ich verzeihe es Ihnen nunmehr. Es wird vielleicht ein Tag kommen, da Sie es sich selbst nicht werden verzeihen können."

Einige Monate später, nach dem wiederaufgenommenen Verkehr, schrieb Victor Hugo an Sainte-Beuve: „Ich muß, mein Freund, mein Herz vor dem Ihrigen entladen, und wäre es zum letztenmal. Ich kann nicht weiter einen Zustand ertragen, der sich mit Ihrem Aufenthalt in Paris bis ins Unendliche verlängern müßte. Ich weiß nicht, ob Sie, wie ich, die bittere Erwägung gemacht haben, aber dieser dreimonatliche Versuch einer halben Vertraulichkeit, schlecht wieder aufgenommen und schlecht zusammengeflickt, ist uns nicht gelungen. Das ist nicht mehr unsre alte, untadelhafte Freundschaft. Wenn Sie nicht da sind, so fühle ich im Grunde des Herzens, daß ich Sie liebe, wie ehedem; wenn Sie da sind, so ist es eine Tortur. Wir sind nicht mehr freimüthig einer dem andern gegenüber — sehen Sie, wir sind nicht mehr die beiden Brüder, die wir waren. Sie gehören mir nicht mehr, ich gehöre Ihnen nicht mehr, es ist etwas zwischen uns. Es ist schrecklich, das zu fühlen, wenn man beisammen ist, in demselben Zimmer, auf demselben Kanapee, wenn man sich die Hand berühren kann. Zweihundert Meilen von einander, stellt man sich vor, daß es die zweihundert Meilen sind, welche trennen. Darum sagte ich Ihnen: „Reisen Sie ab!" Verstehen Sie das nicht alles, Sainte-Beuve? Wo ist unser Vertrauen, unsre rückhaltlose Rede, unsre Freiheit des Kommens und Gehens, unser unerschöpfliches Plaudern ohne Hintergedanken. Nichts von alledem ist mehr da. Alles ist mir jetzt eine Qual. Die Verpflichtung selbst, die mir durch eine Person auferlegt ist, die ich hier nicht nennen darf, immer zugegen zu sein, wenn Sie da sind, sagt mir unaufhörlich und in sehr grausamer Weise, daß wir nicht mehr die Freunde von ehedem sind. Mein armer Freund, es ist etwas Abwesendes in Ihrer Anwesenheit, welche mir diese unerträglicher macht, als selbst Ihre Abwesenheit! Wenigstens wird die Leere vollständig sein. Verzichten wir also darauf, glauben Sie mir, noch einige Zeit, uns zu sehen, damit wir nicht aufhören, uns zu lieben. Ist Ihre Wunde vernarbt? Ich weiß es nicht. Was ich weiß, ist, daß die meinige nicht vernarbt ist." Der liebevolle Brief ist unterzeichnet: „Ihr Freund, Ihr Bruder, Victor."

Es scheint, daß Sainte-Beuve den Abschied, den er hier empfing, nicht so ruhig hinnahm, und daß später noch andere Zerwürfnisse hinzutraten, um das Verhältniß der beiden Freunde zu verbittern. Denn es ist noch ein ziemlich entschiedenes Billet Victor Hugo's da, welches man eine Absage für alle Zeiten nennen kann. „Es sind heute so viele Gehässigkeiten und feige Verfolgungen mit mir zu theilen," heißt es da, „daß ich sehr wohl begreife, wenn die erprobtesten Freundschaften lieber verzichten und sich lösen. Leben Sie also wohl, mein Freund! Begraben wir beide, jeder für sich, in aller Stille, was schon todt in Ihnen war und was Ihr Brief in mir tödtet. Leben Sie wohl!"

In den Briefen an seine Frau zeigt sich Victor Hugo stets zärtlich und sehr verliebt. „Meine Liebe ist so," schreibt er einmal, „wie die, welche man für Engel fühlt, zärtlich und ehrerbietig, unendlich und ewig." Und ein anderesmal schreibt er ihr: „Du, die Freude und die Ehre meines Lebens!" Das war schon nach dem Bruche mit Sainte-Beuve. Beweis dafür, daß kein Schatten eines Vorwurfs die Frau zu treffen vermochte.

Hugo Klein.

Digitized by Google

Mittheilungen und Nachrichten.

‡ Unter dem Titel „Das Mittelmeer, seine Stellung in der Weltgeschichte und seine historische Rolle im Seewesen“ (Wien, Karl Konegen. 288 S. 8°) hat Graf Eduard Wilczek eine geistreiche Skizze ausgearbeitet, welche sich seinen „Historischen Genrebildern vom Mittelmeer“ unmittelbar anschließt. Fußend auf dem Boden der realen Thatsachen, wirft der Hr. Verfasser einen universellen Blick über die frühesten Völker, welche zur Gestaltung des Seewesens auf diesem verhältnißmäßig doch kleinen Meere (das nicht mehr als den hundertfünfundvierzigsten Theil der die Erdkugel bedeckenden Wasserfläche bildet) beitrugen. Und doch welch' riesigen Theil der Weltgeschichte hat an diesen Ufern sich abgespielt! Phönizier und Assyrer, Aegypter, Griechen und Macedonier entfalteten hier ihre Segel und erprobten ihre Kräfte; dann die Karthager, Römer, Byzantiner und Vandalen; ihnen folgten die Züge der Araber und Normannen; der Einfluß der Kreuzzüge zeitigte die Rivalität der Genuesen und Venezianer. Die Entdeckungen der Spanier und Portugiesen übten ihren Rückschlag auf das Becken des Mittelmeeres, ebenso die Türken und Barbaresken, die Holländer und Engländer. Neue Blüthe brachte die Gegnerschaft Frankreichs und Oesterreichs, der griechische Freiheitskampf; die orientalische Frage, der Krimkrieg, die Panzerflotten, die Seeschlacht von Lissa und der Suez-Canal. Noch „laufen die Fäden der Weltpolitik, wie sie bis zum heutigen Tage, immer verworrener und immer unlösbarer in einander verschlungen, gesponnen werden, zum großen Theil wieder im Mittelmeer, wie in ihrem Knotenpunkte zusammen; nicht nur die Mittelmeerstaaten, sondern auch die Großmächte des europäischen Nordens, England, das Deutsche Reich und Rußland, erscheinen mit schwer wiegenden Interessen in seinen Bannkreis gezogen; der Orient mit seiner ganzen Fülle von Zukunftsröthseln, der „Schwarze Continent“, aus jahrtausendelanger Lethargie allmählich erwachend, sie gehen in diesem Bannkreise beinahe ohne Rest auf; der ferne Osten beginnt die mächtige Erschütterung desselben zu fühlen und auf seiner, anscheinend unerschütterbaren, breiten Basis leise zu erzittern; und sogar die westliche Hemisphäre, so selbstbewußt und kraftstrotzend sie sich auch der directen Beeinflussung durch die alte Welt entzogen hat, beginnt mit aufmerksamerem Ohre auf das Wogenrauschen des Mittelmeeres zu horchen, das vernehmlich über den Ocean dringt.“ Als guter Oesterreicher plaidirt der Autor auch für sein Vaterland, und daß dieses in dem nautischen Concert seine Interessen zur nachdrücklichen Aussprache bringe. Obwohl durchaus streng fachwissenschaftlich und objectiv historisch, bewegt sich der Autor doch in populärer, jedem Gebildetn leicht verständlicher Weise und bezweckt nicht mehr und nicht weniger als darzuthun, wie sich der Einfluß der See auf die Gestaltung der Weltverhältnisse vor dem geistigen Auge eines Laien spiegelt; er begnügt sich mit dem Wunsche, daß es ihm gelingen möge, „auch nur bei einem einzigen Leser eine sympathisch mitklingende Saite zum Schwingen zu bringen und hiedurch beizutragen, daß der Cultus der schönen blauen See einen Adepten mehr gewinne“. Möchte das bescheidene, gedankenreiche und anregende Buch einen zahlreichen und gewiß dankbaren Leserkreis finden!

* In Beilage Nr. 242 vom 19. Oct. ds. Js. brachten wir einen Bericht aus Amsterdam über den Plan zur Gründung eines eigenen Rembrandt-Museums, dessen Verwirklichung dort als wahrscheinlich hingestellt ward. Wie die „Frkf. Ztg.“ erfährt, handelt es sich indeß dabei zunächst um die bloße Idee eines Malers, an deren Realisirung schwerlich zu denken sei. Vielleicht habe jenes Project immerhin das Gute, daß auf das traurig verwahrloste wirkliche Rembrandt-Haus in Amsterdam die allgemeine Aufmerksamkeit gerichtet werde und sich vielleicht ein Mäzen finde, der, sei es auch nur mit verhältnißmäßig bescheidenen Mitteln, dieser geweihten Stätte die schuldige Ehre zutheil werden lasse.

w. München. Unter den Ehrendoctoren, welche die amerikanische Universität in Princeton bei ihrem 150jährigen Jubiläum ernannt hat (vergl. Beil. Nr. 261), befindet sich auch der hiesige Professor der Archäologie, Dr. A. Furtwängler.

* Stuttgart. Oberhalb unserer Stadt liegt am Neckar das stattliche Dorf Rosgen, von dessen Brücke Herzog Ulrich nach der Sage 1519 sammt seinem Pferde den grausigen Sprung gethan haben soll, der ihn vor seinen Feinden rettete. Dort hat Dr. Mettler vom hiesigen Karlsgymnasium als Streckencommissar der Reichs-Limes-Commission ein römisches Castell ausgegraben, wobei u. a. eine Statue der Epona, der keltischen Schutzgöttin der Pferde, gefunden wurde. Anfang dieses Monats haben Generallieutenant z. D. v. Sarwey, der militärische Dirigent der Reichs-Limes-Commission, und Professor Dr. Hettner aus Trier diese Ausgrabungen besichtigt. Im allgemeinen hat sich gezeigt, daß die Gebäude besser erhalten sind, als ursprünglich angenommen wurde. Dies gilt besonders vom Prätorium und vom Bad. Letzteres hatte eine bedeutende Ausdehnung und sehr starke Mauern, die sich in der überraschenden Tiefe von 1.70 bis 2 m befinden. Hier sind sogar noch die Wasserleitungsröhren theilweise erhalten. Die Heißluftkanäle in den Heizungsanlagen der aufgedeckten Gebäude sind mit großen Backsteinplatten von etwa 75 cm Länge und 50 cm Breite gedeckt. Die Lagerstraßen sind stark gebaut und meist gut erhalten, dagegen ist die Frontmauer des Castells gegen das Neckarthal leider fast ganz zerstört. An die rechtsseitige Castellmauer ist ein größeres Gebäude angebaut, eine sonst noch nie beobachtete Erscheinung. Gefunden wurden in den letzten Tagen einige Münzen aus der Mitte des 2. Jahrhunderts mit gut erhaltener Prägung, eine silberne Fibula, ein chirurgisches Instrument aus Bronze, sowie die Hälfte einer Schale aus Siegelerde mit sehr schönen, erhabenen Verzierungen. Man hofft, im nächsten Jahr auch Theile der sich an das Lager anschließenden bürgerlichen Niederlassung ausgraben zu können. — Die Ausgrabungen bei Altenburg, dem waldeinsamen Ausflugsort der Tübinger Musensöhne, haben die überraschende Wahrscheinlichkeit ergeben, daß die dortigen Reste einer vorrömischen Ansiedelung angehören.

* Marburg. Der Privatdocent für classische Alterthumskunde Dr. Walther Jaeger ist zum Professor ernannt worden.

* Göttingen. Die Immatriculationen an unsrer Universität weisen gegen das letzte Wintersemester schon jetzt einen beträchtlichen Zuwachs (von über 100) auf. Vielleicht wird sogar die Studentenzahl des vergangenen Sommersemestes überschritten werden, was darum merkwürdig wäre, weil Göttingen bisher regelmäßig im Sommer die höheren Besuchsziffern aufwies.

* Oldenburg. Am 8. d. M. ist der durch seine Schulbücher in weiteren Kreisen bekannte und verdiente Mathematiker Christian Harms, Professor an der hiesigen Oberrealschule, im Alter von 77 Jahren gestorben.

* Leipzig. Statistik der deutschen Schul- und Universitätsschriften 1895/96. Bei der hiesigen Centralstelle für Dissertationen und Programme von Gustav Fock sind im Winter 1895/96, sowie im Sommer 1896 „8720“ im gleichen Zeitraum an deutschen Universitäten, bezw. höheren Lehranstalten ꝛc. neu erschienene Schriften (Inauguraldissertationen, Habilitationsschriften, Gelegenheitsschriften, Programmabhandlungen ꝛc.) eingeliefert worden. Die Titel sind im VII. Jahrgang des unter Mitwirkung mehrerer Universitätsbehörden von oben genannter Centralstelle herausgegebenen bibliographischen Monatsberichts verzeichnet. Auf die einzelnen Wissenschaften vertheilen sich die 8720 Schriften folgendermaßen: einführende Philologie und Alterthumswissenschaften 296 Abhandlungen, neuere Philologie (moderne Sprachen und Literaturgeschichte) 218, Orientalia und allgemeine Sprachwissenschaft 73, Theologie 38, Philosophie 51, Pädagogik 233, Geschichte und Hülfswissenschaften 167, Geographie 15, Rechts- und Staatswissenschaften 340, Medicin 1404, beschreibende Naturwissenschaften (Zoologie, Botanik, Geologie, Mineralogie ꝛc.) 184, exacte Wissenschaften (Mathematik, Physik, Astronomie, Meteorologie ꝛc.) 198, Chemie 386, Bildende Künste 21, Musik 3, Land- und Forstwirthschaft 22, Verschiedenes (Bibliothekswesen, Reden ꝛc.) 71 Abhandlungen.

* Berlin. Die Akademie der Wissenschaften hat in ihrer Gesammtsitzung vom 29. October wieder eine Reihe von Unterstützungen zur Ausführung wissenschaftlicher Unternehmungen bewilligt. Die physikalisch-mathematische Classe gewährt Hrn. Prof. Maximilian Curtze zu Thorn zu Vorarbeiten für eine Geschichte der Geometrie des Mittelalters 1000 M.; Hrn. Dr. Karl Camillo Schneider zu Heidelberg, zur Zeit in Meerane (Königreich Sachsen), zu Untersuchungen über Hydroidpolypen auf der zoologischen Station in Rovigno 900 M. Die philosophisch-historische Classe hat zu wissenschaftlichen Unternehmungen bewilligt: ihrem Mitgliede Prof. Schmoller zur Herausgabe der „Friedricianischen Correspondenz“ weitere 1000 M.; ihrem Mitglied Prof. Conze zum Zweck einer von dem Ingenieur bei den Berliner Wasserwerken Hrn. Giebeler auszuführenden erneuten Untersuchung der in Pergamon entdeckten Druckwasserleitung 1000 M.; dem Prof. Dr. Arthur Milchhöfer in Kiel zu einer topographischen Untersuchung von Attika 1500 M.; Hrn. Oberlehrer Dr. Paul Wendland in

Charlottenburg zur Vollendung der von der Akademie angeregten Philo-Ausgabe 600 M.

* **Berlin.** Nach dem amtlichen Bericht über die neuen Erwerbungen der königlichen Museen im zweiten Vierteljahr 1896 erwarb das Münzcabinet 2322 Stücke, 38 in Gold, 1453 in Silber, 766 in Kupfer, 1 in Blei, 2 Münzstempel und 62 Siegelstempel. Die antiken Münzen wurden durch eine große Zahl kleinasiatischer Kupfermünzen, meist aus der Kaiserzeit, bereichert. Noch gar nicht vertreten waren bisher die Prägestätten Pelagia in Illyrien (große Silbermünze) und Oropus in Attika (Kupfer). Ferner sind hervorzuheben zwei künstlerisch schöne Tetradrachmen von Rhegium und Camarina, eine silberne Drachme von Heraklea in Jonien und eine viereckige Kupfermünze des Königs Zoilus von Baktrien, bisher Unicum im englischen Privatbesitz. Unter den römischen Münzen verdienen zwei von Trajan restituirte republikanische Denare (Sulla und Gens Rubria), zwei künstlerisch vorzügliche, äußerst seltene silberne Denare des Kaisers Postumus, der um 260 nach Christus in Gallien herrschte, mit merkwürdigen Herkulesdarstellungen, und ein silberner Denar des Caransius, der zu Diokletians Zeit in Britannien Kaiser war, Erwähnung. Von den Münzen des Mittelalters: ein Obol von Ludwig dem Frommen aus Aachen, ein Brocteat von Stendal (um 1200) mit dem stehenden brandenburgischen Markgrafen und der Umschrift MARCHIO STENDALE, ein Fund von Elsässer Denaren des 13. Jahrhunderts, der ein noch unbekanntes und höchst merkwürdiges Beispiel einer Münzconvention mehrerer Elsässer Prägeherren bietet. Seltene italienische Stücke: Saint d'or (Goldstück mit dem englischen Gruß von Karl II. Anjou von Neapel), Doppelzechine von Papst Hadrian VI., Silbermünze der Genuesen in Chios. Ferner eine Silbermünze König Heinrichs VIII. von England, in Tournay geprägt, und eine schöne italienische Medaille des Königs Matthias von Ungarn in vorzüglichem gleichzeitigen Bleiguß. Die Sammlung der orientalischen Münzen wurde durch mehr als 200 mohammedanische Mittelaltermünzen vermehrt. Die Sammlung von Siegelstempeln erhielt durch vorzüglich schöne mittelalterliche Stücke, darunter eine goldene Bulle mit dem Bilde Friedrich Barbarossa's, einen erfreulichen Zuwachs.

* **Greifswald.** Der a.o. Professor der Archäologie und Kunstgeschichte an unserer Universität Dr. Theodor Pyl feierte am 10. November seinen 70. Geburtstag.

* **Bern.** Prof. Dr. A. Kossel, ordentlicher Professor der Chemie und Mitdirector des chemischen Institutes an der hiesigen Universität, legt sein Lehramt nieder, um die Leitung einer chemischen Fabrik für Acetylengas-Darstellung zu übernehmen.

* **St. Petersburg.** Ueber ein internationales meteorologisches Experiment, das am 14. November gleichzeitig in Paris, Straßburg, Berlin und St. Petersburg vorgenommen werden wird, theilt der Commandeur des Luftschifferparks, Capitän Kowanko, der „Now. Wr." Nachstehendes mit: Zur Erforschung der Gesetze der Luftströmungen in den höheren Schichten der Atmosphäre, wohin infolge der niedrigen Temperatur, die bis zu — 80 Grad C. fällt, kein Mensch gelangen kann, ist gemäß einem internationalen Uebereinkommen der Meteorologen beschlossen worden, gleichzeitig an verschiedenen Orten Luftballons ohne Menschen, nur mit den nöthigen Apparaten und Instrumenten versehen, aufsteigen zu lassen. Die Apparate sollen in geflochtenen, zur Abhaltung der Sonnenstrahlen mit Silberpapier bekleideten Körben unterhalb des mit Wasserstoff gefüllten Ballons angebracht werden. Derartig gefüllte Ballone erheben sich bis zu einer Höhe von 18 bis 20 Werst, wobei die im Korbe befindlichen Instrumente die Höhe, die Lufttemperatur und die Zeit registriren. Ist das Gas entwichen, so sinkt der Ballon, nachdem er große Strecken zurückgelegt hat, nieder. Natürlich ist es von größter Wichtigkeit, Ort und Zeit der Landung zu erfahren und den Korb mit den Instrumenten zu erhalten. In der Nacht auf den 14. November wird man auch in zahlreichen Städten andere, mit 2 Passagieren besetzte Luftballons aufsteigen lassen, um Messungen und andere Beobachtungen in den Regionen vornehmen zu lassen, die dem Menschen noch zugänglich sind. Für das Gelingen ist es von größter Wichtigkeit, daß die Kenntniß über das bevorstehende Experiment in weiteste Kreise getragen wird, damit der Korb des gelandeten Ballons ungeöffnet möglichst schnell nach der auf ihm befindlichen Adresse befördert werde. Es ist durchaus nicht unmöglich, daß die ausländischen Ballons in Rußland landen. Wer den Ballon findet und den Korb in geschlossenem Zustand gehörig befördert oder für die Beförderung durch die örtliche Behörde Sorge trägt, erhält vom Luftschifferpark eine Belohnung von 50 Rubel. Es wird gebeten, für die Verbreitung obiger Mittheilung besonders unter der Landbevölkerung Sorge zu tragen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 11. bis 12. November folgende Schriften eingegangen:

Lettres de *Marie-Antoinette*. Recueil des lettres authentiques de la reine publié pour la Société d'histoire contemporaine par Maxime de la *Rocheterie* et le Marquis de *Beaucourt*. 2 Tomes. Paris, Alfons Picard et fils 1896. — Joseph *Perrin:* Le Cardinal de Loménie de Brienne, archevêque de Sens. Ses dernières années; épisodes de la révolution. Publié sous les auspices de la Société archéologique de Sens. Ebd. 1896. — Edmond *Chevrier:* Études sur le Christianisme pétrifié. Ebd. 1896. — Schweizerische Rundschau. Begründet von Ignaz v. Ah u. s. w. 6. Jahrg. Nr. 10. Oct. 1896. Zürich, Albert Müller. — v. Schele: Ueber die Organisation der kaiserl. Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika und die kriegerischen Operationen daselbst während der Jahre 1893/94. Vortrag. (Beiheft zum Militär-Wochenblatt. Hggb. von v. Estorff. 1896. 9. Heft.) Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. — Ad. Ernst: James Watt und die Grundlagen des modernen Dampfmaschinenbaues. Geschichtliche Studie. Berlin, Julius Springer 1897. — Zeitschrift für Naturwissenschaften. Organ des Naturwissenschaftlichen Vereins für Sachsen und Thüringen. Hggb. von Dr. G. Brandes. 68. Bd. (5. Folge. 6. Bd.) 3. u. 4. Heft. Mit Karte ꝛc. Leipzig, C. E. M. Pfeffer 1896. — Die Erde und ihre Völker. Geographisches Hausbuch von Friedr. v. Hellwald. 4. Aufl. Bearb. von Dr. W. Ule. 9. bis 11. Lfg. Stuttgart ꝛc. Union. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 263. Mähren und Schlesien. 14. Heft. Wien, Alfred Hölder. — Aus allen Welttheilen, Deutsch-nationale Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. 28. Jahrg. Nr. 2. Hggb. von Rudolf Fitzner. Berlin, Hermann Paetel 1896. — Dr. Karl Reiser: Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäu's. 7. Heft. Kempten, J. Kösel.

---

* **Mittheilung der Redaction.** Verfasser des Artikels „Suarez" in Nr. 259 der Beil. v. 7. November, der dort nur mit den Buchstaben M. Fl. unterzeichnet worden, ist Dr. Max Fleischmann in Brieg.

In Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg ist erschienen:

James Connor,

Manuel de conversation en français, en allemand et en anglais à l'usage des écoles et des voyageurs. — *Französisch-Deutsch-Englisches Conversationsbüchlein zum Gebrauch in Schulen und auf Reisen. — Conversation-book in French, German and English for the use of schools and travellers.* 11. verbess. Aufl. 12°. In Leinwand geb. 2 M. 80 Pf.

Wir können das Manuel de conversation dem Reisenden und dem Kaufmann als das Beste empfehlen, das wir bisher auf diesem Gebiet kennen gelernt haben. Auch für den Schulunterricht kann es mit Nutzen verwendet werden, um den Schüler schnell und leicht in die Konversationssprache einzuführen. Ausstattung und Einband des Buches lassen ebenfalls nichts zu wünschen übrig. (15889) Deutsche Schulzeitung.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Moderne Jugend.

Roman in drei Büchern von [15654]

Bianca Bobertag.

Preis geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Reit in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Freitag, 13. November. Nummer 264.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 5.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Reise in die Thäler des Tschoról, Uruch und Ardon. I. Von C. Hahn. — Die neuesten Reformen des englischen Strafen- und Gefängnißwesens. — Mittheilungen und Nachrichten.

Reise in die Thäler des Tschoról, Uruch und Ardon.

Von C. Haha (Tiflis).

I.

Noch nie hatte ich meine Sommerreise in die kaukasischen Berge so spät unternommen, wie in diesem Jahr. Daß verschiedene Umstände dieselbe so lange hinausschoben, war mein Glück. Denn im Gebirge hatten sich in dem zwar milden, aber sehr schneereichen Winter 1895/96 ganz unglaubliche Massen Schnees angesammelt, dazu war im Frühjahr noch reichlicher Schneefall getreten, so daß die heiße Sonne des Juni und Juli dieselben nicht bewältigen konnte. Als ich am 20./21. Juli a. St. die grusinische Heerstraße passirte, bemerkte ich bei der Station Kobi am Fuße des Passes in etwa 6600′ Höhe noch kolossale Reste alten Schnees, welche für Hochtouren nichts Gutes versprachen. Einen Monat früher wären also wohl Pässe, die wir jetzt, allerdings mit einigen Hindernissen, aber doch siegreich passirten, kaum zugänglich gewesen.

Das Ziel meiner Reise war der Nordabhang des centralen Kaukasus vom Dych-Tau bis zum Adai-Choch oder die Thäler des Tschoról, Uruch und Ardon. Bei günstigen Bedingungen hoffte ich auch noch die anderen mehr östlichen linksseitigen Zuflüsse des Terek kennen zu lernen. Der allgemeine Charakter der Zuflüsse des Terek, welcher sie in der Ebene in sein breites Bett aufnimmt, ähnelt dem des Hauptstromes mehr oder weniger. Schon im Oberlauf sehr wasserreich und unbändig wild, sind sie in enge, von hoch ragenden Felsen und schneebedeckten Bergen umstandene Thäler eingebettet, an deren steilen Abhängen selten eine üppigere Vegetation zu erblicken ist. Mit unheimlichem Getöse wälzen sie in starkem Gefäll in zahlreichen Kataraкten und Cascaden die eisig kalten Gewässer der Ebene zu. Nachdem sie diese erreicht, scheinen sie all ihre wilde Kraft verschwendet zu haben und ziehen nun ruhiger, oftmals in viele Arme sich theilend, durch die üppig grünen Auen der Steppe. Die Thalsohle des Oberlaufes ist fast allenthalben so eng, daß Fußpfade ebenso wie die seltenen Fahrwege sich längs der steilen Abhänge hinschlängeln, oftmals zu beträchtlicher Höhe über schwindelnden Abgründen ansteigend. Da wo die Felsen senkrecht ansteigen oder gar überhangen, sind die Pfade in das Gestein eingemeißelt und durch kleine Tunnels geführt. Diese Thäler, welche durch hohe, schwer zu übersteigende Grate von einander getrennt sind, werden von verschiedenen Völkerschaften bewohnt: im Ober- und Mittellauf des Tschoról ist das Land der Bolkaren, eines Zweiges der Bergtataren; das Thal des Uruch und seiner Nebenflüsse bewohnen die Digoren; am Ardon dagegen leben die ihnen stammverwandten Osseten. Da diese Thäler alle sehr geringe natürliche Hülfsmittel für den Lebensunterhalt ihrer Bewohner bieten und ein rauhes Klima haben, so liegt die Vermuthung nahe, daß die jetzigen Anwohner nur durch äußerste Noth gezwungen sich in dieselben geflüchtet haben und dort sozusagen wider Willen ansässig geworden sind. Am Ardon mag dabei noch der Umstand maßgebend gewesen sein, daß dessen Thal neben dem des Terek einen wichtigen Durchgangspunkt vom Nordkaukasus nach Transkaukasien bildete, welcher dem Besitzer dieses leicht zu vertheidigenden Schlüssels zu dem reichen Kolchis ein gutes Einkommen in Gestalt von Abgaben der Durchreisenden sicherte.

Das kleine Städtchen Naltschick, in dessen Club wir ein billiges und gutes Unterkommen fanden, war der Ausgangspunkt unsrer aus drei Mann bestehenden Expedition. Ich habe die Absicht, dieselbe diesesmal möglichst nach Tagereisen zu beschreiben, nicht ohne da und dort Ausflüge in das Gebiet der Ethnographie, Linguistik, Botanik ꝛc. zu machen. Diese Zweige der Wissenschaft, in welchen ich mir übrigens meiner Schwachheit als Dilettant völlig bewußt bin, nehmen auf meinen Reisen stets mein volles Interesse in Anspruch. Ein streng wissenschaftliches und specielles Eingehen auf dieselben würde auch die kurze Zeit, die mir für solche Reisen zu Gebote steht, nicht gestatten.

Mit guten Papieren vom Kreischef in liebenswürdigster Weise versehen, machten wir uns am 23. Juli a. St. auf den Weg. Durch die breiten, lang gestreckten Straßen des Orts ging's hinunter zum Naltschickfluß, in dessen Wasser der Wagen bei der Ueberfahrt bis über die Achsen eintauchte. Nach S. und S.W. winken uns hier schön bewaldete Berge in weichen Contouren, hinter uns dehnt sich unabsehbar die Steppe. An einem kabardinischen Dorfe vorbei gelangen wir auf ein parkähnliches Terrain, wo Felder, Buschpartien, größere und kleinere Baumgruppen und Heuschläge mit einander abwechseln. Die Felder sind sorgfältig durch Flechtwerk vor dem Eindringen des Viehs geschützt. Die Hauptvertreter der Baumwelt sind hier wilde Birn- und Apfelbäume, Erle, Weide und Wegdorn, unter dem Buschwerk herrscht die Haselnuß vor, seltener der Weißdorn und die Kornelkirsche. Wilder Hopfen durchschlingt vielfach das Gebüsch. Kräftige, blüthenreiche Exemplare verschiedener Malvaceen, allerlei Stachys, Campanula, Epilobium, Thymus, Valeriana, Inula, Scabiosa ꝛc. bilden den farbenreichen Untergrund, auf welchem Strauch und Baum sich um so effectvoller abheben. In den kleinen Schluchten, welche das Terrain durchqueren, fließen träge Bächlein, stellenweise kleine Sümpfe bildend. Dort haben sich neben dem Schilfrohr Mentha, Sambucus nigra, Hippophae rhamnoides, Tussilago farfara, Heracleum und verschiedene Arten von Sumpfgras und Binsen angesiedelt. Diese Gegend ist ein dankbares Jagdgebiet. Das Wildschwein, der Hirsch und Haje hausen hier, von der Vogelwelt sind Fasanen und Feldhühner zahlreich vertreten. Mehr und mehr verschwindet der Charakter der Steppe, das Terrain wird hügelig, es beginnen tief eingeschnittene Schluchten und Thäler. In der Tiefe links thut sich das

Digitized by Google

breite Thal des Tschorók auf, der sich hier in viele inselbildende Arme theilt. Auf seinem linken Ufer zieht sich in langen Häuserreihen der kabardinische Aul Doguschotowa hin. Hinter dem breiten Thal steigen staffelartig drei bewaldete Bergketten auf; bald treten auch rechts die Berge näher heran. Schönes Wiesen- und Ackerland erstreckt sich links und rechts vom Wege. Die Heuernte hat eben begonnen. Im Schweiß des Angesichts arbeiten die Schnitter unter den glühenden Strahlen der Julisonne. Die vorherrschende Getreideart — die Hirse — ist noch nicht zur Reife gelangt, die schon gut entwickelten überhängenden Rispen wiegen sich, vom leichten Winde bewegt, auf den saftgrünen Schäften. Allmählich tritt der Fluß näher an den Fahrweg heran, welcher nur kurz vor Kaschka-tau hoch hinaufsteigt zu den Kalkfelsen, in deren Schluchten seitwärts spärlicher Wald wächst, während sie im übrigen ziemlich kahl dreinschauen. Nach etwa sechsstündiger langsamer Fahrt sind wir in [illegible]tau, dem nördlichsten Vorposten des Bolkaren-[illegible]er, wie der amtliche Ausdruck lautet, der „bolke[illegible]gesellschaft". Wir steigen in der Kanzlei ab, wo wir [illegible] auf Kosten der Gemeinde mit Thee bewirthet [illegible] Diese schöne Sitte herrscht in ganz Bolkarien. Als sich die Kunde verbreitete, daß einer meiner Reisegefährten ein Doctor sei und daß wir einige Medicamente mit uns führten, kamen die Leute von allen Seiten herbeigelaufen und wollten verschiedene Arzneimittel gegen allerlei Gebresten haben. Namentlich meldeten sich hier und auch später höher im Gebirge viele Fieberkranke. Das Fieber in der herrlichen Gebirgsluft steht mit den schroffen Uebergängen der Natur und damit in Verbindung, daß die Leute vielfach auf der bloßen Erde schlafen. Kaschka-tau liegt am Fuße des zwischen dem Quellengebiet des Naltschick-Flusses und dem Tschorók von S.W. nach N.O. sich erstreckenden, bedeutenden Gebirgszuges Kaschka-tau. Seinem Südabhang entlang tobt der wilde Tschorók-Tschacho, welcher etwa fünf Werst oberhalb des Auls sein grünlichweißes Gewässer mit dem Tschorók vereinigt. Dieser Tschorók-Tschacho heißt in seinem Oberlauf Urwan und kommt vom größten Gletscher des Kaukasusgebirges, dem Besingi. Er durchfließt auf seinem etwa 75 Werst langen Lauf zwei Gesellschaften der Bergtataren, Besingi und Chulam. Er ist das wildeste Wasser, das ich im Kaukasus gesehen. Weithin ist sein Tosen hörbar; der auch ziemlich lebhafte Tschorók verstummt gänzlich vor demselben. An der Stelle, wo er unsern Weg durchkreuzt und überbrückt ist, stürzt er sich mit unbändiger Kraft in starkem Gefäll unter der Brücke durch, sich wild aufbäumend an den mitten im Bette liegenden gewaltigen Felsblöcken. Man sollte denken, er müsse in seiner dämonischen Gewalt auch diese fortwälzen und die Erlen, die sein Ufer hier besäumen, mitsammt den Wurzeln ausreißen; aber beide stehen zu fest, seine Riesenkraft reicht doch nicht aus. Ueber smaragdgrüne Wiesen in mäßig breiter Thalsohle führt der Weg auf dem linken Ufer des Tschorók. Drüben zieht parallel dem Fluß das bewaldete Gebirge Gedmyschcha dahin, während uns zur Rechten weniger hohe waldreiche Berge und Hügel begleiten, von Zeit zu Zeit einen Einblick in hübsche enge Schluchten eröffnend, aus denen wilde Bäche hervorkommen. Nachdem wir den großen Wildbach Kara-Ssu überschritten, führt uns eine Brücke auf das rechte Ufer des Tschorók, und vor uns [illegible]glänzt mitten im Walde der geheimnißvolle See Zirikgöl-Schirigana (Langseite ca. 300 Schritt bei einer Breite von ca. 150 Schritt). In seiner Nähe befinden sich noch zwei andere, kleinere Seen. In einen derselben soll einmal vor vielen Jahren sich eine ganze Schafheerde gestürzt haben und elend umgekommen sein. Von Zeit zu Zeit steigt Wolle aus dem Wasser auf. Nicht geheuer ist es da. Im Winter besonders hört man von dort ein unheimliches Brüllen und Donnern, welches das Volk sich nicht erklären kann. Die Ursache mag in dem Bersten des Eises liegen. Wir kamen noch gerade zur rechten Zeit an, um uns an dem dunkelblauen Wasser des Sees zu ergötzen, in welchem sich Bäume und Buschwerk, sowie die grotesken Felspartien der Umgebung spiegelten. Schon fielen schwere Tropfen nieder. Nach kurzer Zeit entlud sich über uns ein Gewitter, die von allen Seiten zum See eilenden Bächlein trübten das Wasser, so daß es eine schmutzig gelbe Farbe annahm. Unser Zelt war schnell aufgeschlagen und wir wenigstens vor dem Regen geschützt. Aber mit dem Feueranmachen sah es faul aus. Das nasse Holz wollte nicht brennen, und wenn das Feuer ein wenig angefacht war, so löschte es der Regen wieder aus. Endlich versuchten wir's im Zelt, wo es auch zuletzt gelang. — Von Kaschka-tau waren wir etwa 15 Werst entfernt, bis zum nächsten Dorf in Bolkarien blieben wenigstens 20 Werst übrig. Schon brach die Nacht ein, so daß wir nicht weiter konnten. So brachten wir die Nacht am See zu, welcher starke Schwefeldünste auszuhauchen begann. Was uns sehr in Staunen setzte, war die völlige Abwesenheit von Fröschen, auf deren melodisches Quaken wir uns gefaßt gemacht hatten. Es sollen in dem See große Lachsforellen gefangen werden, ich konnte aber von Fischen keine Spur entdecken. Als sich am andern Morgen das Wasser wieder geklärt hatte, konnte ich von lebenden Wesen nur einige kleine Krebse bemerken. Brodkrümchen und Fleischstückchen, die ich weit in den See hineinwarf, fanden keine Liebhaber und blieben unberührt. Ebenso wie im See wenig Leben zu sein scheint, ist es auch im Wald ringsherum sehr still; am Morgen ertönte nicht der liebliche Gesang der Vögel. Vermuthlich läßt das zahlreiche Raubzeug sie nicht aufkommen.

Vom See aus mußte die Reise zu Pferd fortgesetzt werden. Wir hatten uns die Reitpferde von Kaschka-tau mitgebracht, da in dieser Gegend kein Aul sich vorfindet. Das Thal ist zu eng und die Natur zu wild für menschliche Niederlassungen. Es war ein feuchter, kühler Morgen; träge zogen die Nebel an den bewaldeten Abhängen hin und setzten sich immer mehr herab, gutes Wetter verheißend. Nach Süden hin klärte sich der Horizont etwas auf, es zeigte sich, die enge Schlucht abschließend, die weiße Spitze eines bolkarischen Schneebergs. Im schönen Laubwald mit herrlichen Felspartien, auf welchen Bäume, Buschwerk und Farnkräuter sich zu effectvollen Gruppen vereinigen, schlängelt sich die schmale Straße hin, für die kleinen zweirädrigen Arben der Bolkaren passirbar. Wir halten uns zunächst in mäßiger Höhe auf dem rechten Ufer des Flusses, der zwischen malerischen Ufern dahinbraust, beschattet von den überhängenden Zweigen der Bäume. Bald wird die Schlucht auf einer Strecke von mehr als 5 Werst so eng, daß die senkrecht ansteigenden Felsen der beiden Ufer kaum 10 Faden von einander entfernt sind. Es ist Kalkgestein, aus welchem uns da und dort unheimliche Höhlen, dem Menschen nicht zugänglich, entgegengähnen. Auf den Vorsprüngen und Terrassen der Felsen wachsen Bäume und gedeihen in geschützter Lage im feuchtwarmen Klima vortrefflich. Die seit einigen Jahren mit großer Kunst in den Felsen eingemeißelte Straße bietet eine ganze Menge der wunderbarsten Partien, immer eine schöner als die andere. Es ist die Schlucht Kisgi-Tschirt, das schönste, was ich bis jetzt im Kaukasus gesehen. In derselben entquellen an mehreren Stellen sehr heilsame Schwefelwässer der Erde. Vielfach hängen die Felsen mehrere hundert Fuß hoch über, stellenweise ist das Gestein in kleinen Tunnels durchbrochen. Drunten in schwindelnder Tiefe rauscht der Strom, sich mit Mühe zwischen den einander nahestehenden Felsen durchdrängend. Es ist hier eine seltene Vereinigung des Lieblichen mit dem Grausigen, von

Digitized by Google

lebloser Starrheit mit frischem, grünendem Leben. Der alte Weg, oder besser gesagt Pfad, der einst auf dem linken Ufer hinführte und dessen Spuren noch zu sehen sind, ist auf große Strecken abgerutscht. Er wäre für uns kaum passirbar gewesen; dort mußten wir jeden Augenblick risskiren, in den Abgrund zu stürzen. Endlich macht der Fluß eine Wendung, das Thal erweitert sich, der Wald hört auf, das Gebüsch wird niedriger und spärlicher und hört endlich ganz auf. An den steilen Abhängen von hoch ragenden Felsen gekrönt, thun sich Alpenwiesen hervor, auf welchen muntere Ziegen auf- und abklettern. Bald beginnt auch Ackerland; wo es nur möglich ist an den steilen Halden, zwingt der Mensch dem Erdreich die kümmerlichen Nahrungsmittel ab. Gerste und Hafer, seltener Weizen, wird hier gebaut. Wir setzen über den Tschoróḱ auf schwankender Brücke. Die ersten Aule von Bolkarien kommen in Sicht. Es sind ihrer über zwanzig mit etwa 1000 Höfen in der etwas erweiterten Thalsohle, wo der Tschoróḱ von rechts und links einige kleine Zuflüsse aufnimmt, auf einem Raum von kaum 5 Quadratwerst eng mit einander gruppirt. Die bedeutendsten sind Kunim und Schkanti. Der bolkarische Fürst[1]) A., welcher uns seit Kaschka-tau begleitete, führt uns in das Haus des Dorfältesten von Kunim, welches hoch oben über dem Aule liegt. Ein freundliches, sauberes Nebengebäude mit Vorplatz und Veranda, mit großem Zimmer nebst Vorzimmer nimmt uns auf. An den Wänden sind als Jagdtrophäen wohl ein Dutzend ungegerbter Thurfelle aufgehängt. Ein Tisch, zwei Betten und einige Wiener Stühle machen das Ameublement des Zimmers aus. Das Haus war, wie alle Häuser in Bolkarien, aus Granitfeldsteinen und Schieferplatten gefügt, ausnahmsweise auf der Vorderseite auch von außen mit Kalkstuck beworfen und weiß getüncht. Gewöhnlich ist bloß die Innenseite mit Stuck bekleidet. Das flache Dach besteht aus einer festgestampften Masse, welche auf Balken und darüber gelegten Platten und Zweigen ruht. Kaum hatten wir uns in unsrer Wohnung niedergelassen, als auch schon eine Menge neugierigen Volks erschien, um die Ankömmlinge anzugaffen. Die Zudringlichen wurden zurückgewiesen, aber vor dem Hause sammelte sich immer mehr Volks an, welches eine sehr lebhafte Unterhaltung führte. Ganz im Gegensatz zu den weichen Lauten der adjerbeidschan'schen Tataren in Transkaukasien hat die Sprache der Bergtataren etwas ungemein kreischendes und in die Ohren schneidendes. Die heiseren, gutturalen Laute, mit großer Anstrengung hervorgestoßen, klingen nicht angenehm.

Rauh und roh, wie ihre Sprache, sind auch die Leute; ebenso rauh ist auch die Natur, welche den Bewohnern kaum den nöthigen Unterhalt gewährt. Die wenigen bebaubaren Flächen in der Nähe der Dörfer sind zwar sorgfältig angepflanzt, aber das Land kann die Bevölkerung nicht ernähren. Zudem befindet sich dasselbe im Besitz einiger sogenannter Fürsten, welche es an die Bauern verpachten und dafür zwei Fünftel des Ertrags in Anspruch nehmen. Neben dem Landbau ist die Hauptbeschäftigung Vieh- und Pferdezucht, daneben werden Sättel, Burken und Tuche gefertigt. Seit Aufhebung der Leibeigenschaft sind die wenigen früher verhältnißmäßig wohlhabenden Familien gänzlich verarmt. Der Fürst A. fragte uns allen Ernstes, ob der neue Kaiser nicht die Leibeigenschaft wieder einführen und dadurch die Lage der bolkarischen Fürsten erträglicher machen würde. Die Leute sind wirklich zu bedauern, denn, wie sie selbst sagen, „außer Steinen" haben sie nichts. Sie baten mich, an maßgebender Stelle für sie ein Wort einzulegen, daß man ihnen irgendwo in der Ebene Land anweise. Ueber kurz oder lang wird die Regierung sich dazu verstehen müssen.

Einen ausgesprochenen Typus haben diese Bolkaren ebensowenig, wie die andern Bergtataren am Bakfan, Tschegem und Urwan. Zwar sieht man da und dort Gesichter, welche auf türkische Abstammung hinweisen, daneben fallen aber auch eine Menge anderer Typen auf, nicht selten ist der semitische Typus. Von Wuchs sind die Bolkaren mittelgroß, trotz der kärglichen Nahrung haben sie eine kräftige Constitution. Die Hautfarbe ist dunkel, das Haar vorwiegend schwarz, die Augen ebenfalls dunkel, der Bartwuchs spärlich. Ueber Abstammung und Herkunft können die Bolkaren keine Auskunft geben, vielleicht ist ihre Namensähnlichkeit mit den Bolgaren, welche einst an der Wolga ein großes Reich besaßen, doch nicht bloß zufällig. Einige Familiennamen weisen auf fremde Elemente hin, z. B. Schachanow, d. i. König von Ani, der Hauptstadt des armenischen Reichs, Schanokow, was „der Fremde" bedeutet und andere. Sogar Römer sollen hier gewesen sein; wenigstens zeigte man uns einen sogenannten „Römerthurm". Solch ein miserables Bauwerk hätten aber die Römer niemals aufgeführt. Sie sind auch gewiß nie hier gewesen, und der ganze „Römerthurm" ist vielleicht auf den schlechten Witz eines Touristen zurückzuführen. Woher sollten auch die Bolkaren etwas von den Römern wissen?! Es kostete mich überhaupt große Mühe, etwas aus den Leuten herauszubringen. Man verwies mich an die ältesten Leute im Dorf, welche in großen Ehren und im Geruch besonderer Weisheit stehen. Ihrer zehn oder mehr kamen in Festtagskleidern mit dem Turban auf dem Haupt angerückt. Auf alle Fragen antworteten sie: „Das weiß der Effendi." Der Effendi kam, er wußte aber auch nichts. Abgeschlossen von jeglicher Cultur, scheint dieser kleine Volksstamm gänzlich zu versumpfen und keinerlei geistiges Interesse zu haben, was auch daraus hervorgeht, daß unter hundert kaum einer der russischen Sprache mächtig ist. Ueber die Frage, welche mich so sehr interessirte, ob in der Volkserinnerung nicht irgend eine Ueberlieferung sich erhalten habe, daß hier in alten Zeiten Juden gewohnt haben, fand ich keinerlei Aufklärung. Das einzige, was man mir erzählen konnte, war, daß zur Zeit der Großväter hier eine schreckliche Pest geherrscht habe und daß damals ganze Dörfer ausgestorben seien. Das war zu der Zeit, fügten sie hinzu, als noch keine Russen hier waren. Noch eine andere Ueberlieferung dauert im Volksmunde fort von den großen Helden (Narten): Kaisin und Beg Mursa. Das waren starke und tapfere Menschen, welche allein vom ganzen Volk sich in die Ebene wagten und manchen Strauß mit den „Abreken" ausfochten. Wir ziehen daraus den Schluß, daß die Bewohner der Ebene, wahrscheinlich die Kabardiner, dieses Bergvolk in großem Respect hielten. Daß aber bei aller Abgeschlossenheit des Tschoróḱthals doch Beziehungen zwischen Bolkaren und Kabardinern stattfanden, darauf weisen manche Gebräuche und die Festgewänder der Frauen hin, welche die kabardinische Tracht treulich copiren.

Es dauerte nicht lange, so wurde uns von einer Menge dienstfertiger Hände das Mittagsmahl aufgetragen. Dasselbe bestand aus Thee mit Schafkäse und einem Gebäck aus schwerem Mehl; darauf folgte eine Hammelkeule, dann Schaffleisch mit einer aus saurer Milch mit Knoblauch und pikanten Gräsern bereiteten Sauce, dann der Kopf des Schafs mit dem Gehirn, zuletzt eine kräftige Fleischbrühe, in welcher das Schaf gekocht worden war. Diese wurde aus Holzschalen getrunken. Zum Nachtisch wurde noch Kefir gebracht, welcher uns als ungemein erfrischender Trank in den nächsten acht Tagen in Bolkarien

[1]) Diesen imponirenden Titel führte ein Mann, der eher einem Bettler glich. Die einst sehr angesehene Familie ist gänzlich verarmt, scheint übrigens nie große Güter besessen zu haben.

Digitized by Google

und Digorien überall gereicht wurde.[1]) Unser Fürst, dem so etwas wohl selten passirt, sprach der Mahlzeit wacker zu und suchte durch häufiges Rülpsen sein Wohlbehagen auszudrücken. Ob die Etikette in Bolkarien das Rülpsen vom Gaste verlangt, ebenso wie in Persien, konnte ich nicht erfahren. Neben unserm Tische saßen, um einen niedrigen Tisch auf den Boden gekauert, einige „Honoratioren", welche sich das von unsrer Mahlzeit Abgetragene eifrig zu Gemüthe führten. Es war unterdessen spät Abend geworden und deßhalb wurden nach vollendeter Mahlzeit die Betten aufgemacht, die an der Wand hängenden Thurhäute wurden auf dem Boden ausgebreitet und Matratzen darauf gelegt. Darauf kleidete man uns in Gegenwart des „geehrten Publicums" feierlich aus, legte uns in die Betten und hülsreiche Hände deckten uns zu. Da uns wider Erwarten keine Insecten belästigten, so versanken wir bald in tiefen, erquickend[en] Schlaf.

Wir [sollten] andern Tags in der Frische des Morgens den größ[ten] Theil unsres Tagemarsches vollenden. Die klaren Conturen der nächsten Schneegipfel, namentlich des uns gegenüber liegenden respectabeln Schkanti-baschi-kaja (basch = Kopf, kaja = Berg) verhießen uns gutes Wetter, aber auch heißen Sonnenbrand. Aber so schnell sollte es nicht gehen. Zuerst mußte die officielle Abfütterung von gestern wiederholt werden, Menu und Ceremoniell waren die gleichen wie gestern. Dann wurden wir aufgefordert, der Tochter des Hauses unsre Aufwartung zu machen. Sie hatte sich in ihr kabardinisches Prachtkleid geworfen und empfing uns in einer sauberen Stube, an deren Wänden ihre verschiedenen Staatskleider hingen. Sie sollte sich nächstens mit einem angesehenen Digoren der Familie Tuganow verheirathen, und so mögen jene Kleider wohl ein Theil der Aussteuer gewesen sein. Nichts weniger als schön, aber gut geschminkt, reichte uns die junge Dame die Hand, worauf wir uns in angemessener Entfernung niedersetzten, um ihrem Spiel auf der Ziehharmonika zuzuhören. Zum Schluß tanzte sie uns mit ihrer Freundin etwas vor. Daß der Tanz schön und die Bewegungen graziös gewesen wären, kann man nicht sagen.

Unterdessen tönte das Geschrei der Pferdebesitzer an unser Ohr, welche draußen sich hin und her zankten. Von den Pferden selbst war aber noch keine Spur zu sehen. Erst nach energischem Appell an den Gehülfen des abwesenden Starschina kamen die Pferde endlich nach einer Stunde an, aber es dauerte noch lange, bis das nöthige Reitzeug herbeigebracht und die Packpferde bepackt waren. Endlich konnten wir abreiten und stiegen in Begleitung eines Ehrenconvois, bestehend aus dem Effendi und zwei Gehülfen des Dorfältesten, ins Dorf hinab, dem Lauf eines wilden Bergbaches folgend, welcher viele Mühlen trieb. Nach einer halben Stunde waren wir in Schkanti, wo sich unsre Begleitung verabschiedete. Hinter Schkanti hört der breitere Weg auf, ein schmaler Pfad schlängelt sich an den steilen Abhängen auf dem linken Ufer des Tschoróh hin. Oftmals ist der Pfad durch mächtige Abstürze der hoch oben zum Himmel aufragenden Granite so sehr gesperrt, daß man es mit den Endmoränen großer Gletscher zu thun zu haben glaubt. Mit Mühe suchen unsre trefflichen Pferde den Weg in diesen Steinwüsten, mit der Gewandtheit einer Ziege zwischendurch kletternd. An den ebenfalls steilen Halden [a]n der andern Seite bemerken wir Espen und Birken, auf unserer Seite bilden Azalea pontica, Corylus avellana und Berberis vulgaris das spärliche Buschwerk; dahinter tauchen verkrüppelte Föhren auf, welche bis auf den Grat der Felsen hinaufklettern. Die harzreichen Spähne dieses Baumes dienen hier dem gemeinen Mann als Beleuchtungsmittel. Mehrere wasserreiche Gebirgsbäche stürzen über unsern Weg hin und bedecken weithin die Abhänge mit ihrem Geröll, so der von den Gletschern des Kaschtan-tau kommende Kaschtan und der Tutyn-Sfu. Das letztere Flüßchen, welches seinen Namen von seiner gewöhnlich tabakbraunen Farbe hat, war diesesmal schön grünlich weiß. Der Kaschtan-tau ist leider hinter Wolken versteckt, er kam uns auch am folgenden Tag nicht zu Gesicht. Nach etwa sechsstündigem Ritt waren wir an der sogenannten Karaulka, d. i. Wachthaus. Dasselbe liegt etwas oberhalb des Einflusses des Dych-Sfu in den Tschoróh am Beginn einer engen Schlucht in 5338′ Höhe. Eine Brücke mit verschließbarem Thor führt hier über den Dych-Sfu. Wer vom Tschoróh aus ins Gouvernement Kutais gelangen will, kann diese Brücke nicht umgehen. Nun werden alljährlich im Frühsommer und im Herbst große Transporte Klein- und Großvieh, auch Pferde hier durchgetrieben. Sie gehen über den im Hauptkamm liegenden Gesewzik-Paß und seine Gletscher zu den Quellflüssen des Rion. Dieses Vieh wird hier controlirt. Die Treiber müssen sich darüber ausweisen, daß die Thiere nicht gestohlen sind. Dabei müssen sie einen Durchgangszoll zahlen (für die Ziege 7 Kop., für das Schaf 6, für eine Kuh oder einen Stier 20 Kop., für ein Pferd 25 Kop.). Diese Abgaben belaufen sich jährlich auf einige hundert Rubel, wovon die sechs Wächter bezahlt werden. Einer dieser Wächter ist der in der kaukasischen Literatur öfters genannte kühne Jäger Zanaew, welcher mit seiner Feuersteinflinte jeden Sommer 40—50 Thure erlegt. Auch uns wurde das schmackhafte Fleisch dieses Thieres gekocht und gebraten präsentirt. Da, wo der Dych-Sfu in den Tschoróh fällt, hat sich eine ziemlich große Ebene gebildet, während er selbst aus sehr enger Schlucht hervortritt. Vom Ende des Gletschers (6550′[1]), dem er entspringt, trennt uns ein kleiner Zwischenraum, aber das Thal ist zu wild, es ist fast unmöglich, in dasselbe einzudringen. Am Fuße senkrecht ansteigender Felsen, welche beständig mit Absturz drohen, schlagen wir zwischen mächtigen Granitblöcken, die einst da heruntergerollt sind, das Zelt auf. Uns gegenüber nach Westen steigt das gewaltige Massiv des Fitnargi auf, nach Süden starren uns aus der engen Schlucht die schwarzen, oben mit Schnee bedeckten Wände eines Theiles des Dych-taustockes entgegen; den Hauptgipfel bedecken vorliegende Berge, wir bekommen ihn erst beim weiteren Aufsteigen im Tschoróhthal zu sehen.

Als wir am andern Morgen den Lauf des Tschoróh weiter aufwärts verfolgten, eröffnete sich unserm erstaunten Auge nach rechts hin ein wunderbarer Blick auf die Hauptkette mit ihren schneebedeckten Gipfeln und zahllosen Gletschern. Man sah wohl, daß wir es hier mit einem der wildesten Theile des großen Gebirgsstockes zu thun haben. Da tauchen der Fitnargi, Firiwzik, Gesewzik, Zigit-baschi-kaja und andere vor uns auf, jeder für sich mit vielgestalteten Zacken und Gipfeln ein abgesondertes hübsches Bild, alle zusammen ein wundervolles Panorama bildend. Die Gletscher, welche wir sehen, endigen fast alle hoch oben in mächtigen Eiscascaden, über ihnen erstrecken sich unendliche Firnfelder in blendendem Glanz. Wir reiten jetzt in östlicher Richtung

[1]) Der „Kefir", tatarisch: „Airan", der in neuerer Zeit auch in [...]land an vielen Stellen zu Heilzwecken verwendet wird, schmeckt [...] wie eine gut gequirlte saure Milch. Das schmackhafte Getränk [...] in Schläuchen hergestellt, in welchen die sogenannten Kefirpilze [...] Die darauf gegossene frische Milch kommt durch die Pilze und Schmeln in Gährung und wird so genossen. Wie sich die Pilze bilden und wie sie sich vermehren, ist noch eine offene Frage.

[1]) Diese Höhenbestimmungen sind auf der fünfwerstigen Karte, die bis jetzt in Verkauf kommt, nicht angegeben. Auch sind auf derselben die Entfernungen der einzelnen Orte, die Lage der Gletscher nicht immer richtig eingetragen. Die neue Karte, die ich im Stab zu Tiflis sehen durfte, hat eine Menge Berichtigungen. Leider ist diese Karte noch nicht gedruckt.

Digitized by Google

auf den mit ewigem Schnee bedeckten hohen und schmalen Grat los, welcher vom Knoten des Zigit-baschi-kaja fast unter einem rechten Winkel wohl 10 Werst weit nach Norden vorspringt und dann, sich in drei Hauptäste verzweigend, allmählich unter die Linie des ewigen Schnees herabsteigt. Längs steiler Halden über Alpenmatten steigen wir aufwärts, den Fluß zur rechten Seite. Ehe die eigentliche Steigung beginnt, gelangen wir an einen Sumpf, der durch eine Unmasse von Mineralquellen gebildet wird. Da und dort kommen kohlensaure eisenhaltige Quellen aus der Erde hervor, in weitem Umkreis ist der Boden röthlich gefärbt; an anderen Stellen scheint schwefelhaltiges Wasser hervorzubrechen, noch andere Quellen weisen, mit einer fettigen Flüssigkeit bedeckt, auf das Vorhandensein bituminöser Oele hin. Welches ungeheure Capital läge an einem mehr zugänglichen Ort in diesem Sumpfe! Auf den Alpenmatten erfreuen schöne alpine Blumen das Auge, wenn auch der schönste Flor schon vorüber ist. Das so charakteristische steife Veratrum nigrum, mehrere hübsche Gentianen, Campanula und Phyteuma, verschiedene Dianthus, Caltha palustris, Primulae, Betonica grandiflara, ein kriechendes Epiladium, Myasatis, Anthemis, Aster, Arnica, Veranica, Scabiosa, Astrantia, Centaurea, Papaver ꝛc., meist durch verschiedene Species repräsentirt, steigen recht hoch mit uns hinauf, zuletzt bleiben nur noch kümmerliche Alsinenpolster, Draba und einige hübsche niedrige Gräser nach. Auch das Gras kann sich endlich an dem steilen Abhang im beständig abrutschenden Schiefer nicht mehr halten. Steiler und steiler geht's hinauf, der Fuß findet mit Mühe Halt, der Alpenstock leistet gute Dienste, da und dort sind schon kleinere Schneefelder zu passiren. Kurz vor dem Einschnitt des Stulipasses wird die Lage kritisch, die bepackten Pferde gleiten auf dem mit Schutt bedeckten vereisten Schnee aus. Zwei derselben rutschen ab und überkugeln sich mitsammt den Quersäcken. Zum Glück gerathen sie auf ein Schneefeld mit mäßigem Fall; auf dem weichen Schnee bleiben sie liegen. Die Führer laufen ihnen nach und wollen sie aufrichten, die Rutscherei beginnt von neuem. Endlich nehmen die Leute das Gepäck auf den Rücken, und die erleichterten Pferde klettern nun wacker hinter uns drein. Noch eine kurze Strecke geht's über weichen Schnee, wir spüren leichte Anfälle von Schwindel, das Herz pocht, als wollte es zerspringen, der Athem ist beschleunigt, die Brust kann nicht Luft genug fassen — endlich sind wir oben auf dem Paß (10,857'), über welchen seit Jahren kein Mensch gegangen war, da ein anderer, viel leichterer Weg von Kunim in das untere Digorien führt. Rechts von uns zieht ein großer Gletscher ins Thal hinab, nach SW. stellt sich uns das schon oben erwähnte Panorama bis hin zum Dych-tau dar. Wir waren von 7 Uhr Morgens mit kurzer Unterbrechung gestiegen. Jetzt zeigte die Uhr die vierte Nachmittagsstunde. Wir mußten eilen, um noch bei Tag in das Thal des Uruch hinabzukommen. Der Abstieg war womöglich noch steiler als der Aufstieg und führte zuerst über Schiefergeröll und Schneefelder, dann über magere Alpenwiesen, rechts und links von uns himmelhohe Felsen. Auf einem derselben bemerkten wir einen Thur, welcher mehrmals neugierig zu uns herabschaute, um dann zu verschwinden. Er war außer Schußweite. Die Sache schien ihm aber doch nicht geheuer zu sein. Wahrscheinlich war es der Vorposten einer ganzen Heerde, welche sich da oben mit munterem Spiel ergötzte. Da nirgends ein Weg, noch Spuren eines solchen zu sehen waren, so stiegen wir auf gut Glück hinab, die Pferde am Zügel führend, stellenweise auch wieder aufsitzend. Schon hörten wir unten im Thale die Quellbäche des Uruch rauschen und sahen einen digorischen Kutan (Sennhütte), zu welchem die Heerden eingetrieben wurden. Es dämmerte, dichte Nebel zogen aus dem Thal herauf und verdeckten uns zeitweilig jeden Ausblick. Plötzlich befanden wir uns auf einem Abhang, welcher in der Entfernung einiger Faden von uns in senkrechten Felspartien zum Thal abstürzte. Einer der Führer war vorausgegangen, um zu sehen, ob wir nicht längs der steilen Wände in irgend einer Weise hinabkommen könnten. Er kam nicht wieder. Ein zweiter Führer verschwand ebenfalls. Der dritte Mann, welcher bei uns war, erhielt nun den strengen Befehl, nach den beiden anderen zu fahnden und uns möglichst bald Kunde zu geben, da die Nacht schon einbrach. Er kam nach längerer Zeit zurück und meldete, daß man mit großer Vorsicht hinabsteigen könne. Die Pferde am Zügel führend, machten wir uns ans Wagstück und kamen glücklich unten an. Erstaunt hatten die Hirten im Thal unserm waghalsigen Abstieg zugesehen. Leider war unser erster Führer mit den Packpferden, welche Zelt, warme Decken und unsern Proviant trugen, verschwunden. Es war jener schon genannte Fürst; am Ende war er mit den Sachen losgezogen. Das wäre fatal gewesen. Wo sollten wir seiner in der dunklen Nacht habhaft werden? Unser tapferer Milizsoldat wurde ausgeschickt, mit dem Befehl, den Fürsten todt oder lebendig mit den Sachen zur Stelle zu schaffen. Da es zu regnen anfing, im Kutan kein Unterkommen zu finden war und wir uns über 6000' hoch in nächster Nähe der Gletscher befanden, so eröffnete sich uns für die Nacht ohne Zelt und warme Kleider keine rosige Perspective. Die Digoren, welche den Kutan bewohnten, empfingen uns sehr freundlich, breiteten einige Filzdecken auf dem Boden aus und machten ein Feuer auf, bewirtheten uns auch mit Maisbrod und herrlichem Kefir. Im Scheine des Feuers machten die Digoren mit ihren weißen, oben konisch zulaufenden Filzhüten und in ihre schwarzen Burken gehüllt, einen recht malerischen Eindruck. Der älteste derselben glich ganz und gar einem Ungarn, wie man sie auf den Pußtabildern abgemalt sieht; sogar sein Schnurrbart war à la Hongrois gedreht. Der andere hatte wieder rein arischen Typus, und unter den Knaben waren einige mit hellen Haaren und graublauen Augen. Nach etwa einer Stunde wurde unser Fürst mit den Packpferden beigebracht, er gab vor, daß er vor Müdigkeit nicht mehr habe weiter können. Nun war alles gut. Nachdem wir uns gehörig gestärkt und das Zelt aufgeschlagen, drückte uns die Müdigkeit bald die Augen zu.

Der anbrechende Morgen gewährte uns einen bezaubernden Ausblick auf den vom Zigit-baschi-kaja herabkommenden Gletscher des Charwes und sein Thal, welche von uns nach W.S.W. liegen; gerade uns gegenüber gen S. thürmt der Fastak-Choneh-Ziteli seine eisigen Spitzen auf. Droben im Charwesthal, da wo der Gletscherbach dem Eise entströmt, haben sich einige Brustkranke angesiedelt, welche sich in der Gletschermilch baden, das Gletscherwasser und ein dort der Erde entspringendes Mineralwasser trinken und sich dann viel Bewegung in der reinen Luft machen. Aehnliche Curen — man ist versucht sie Pferdecuren zu nennen — werden auch am Tanagletscher in Digorien und am Zeigletscher in Ossetien gemacht. Wie viele bei dieser Cur zu grunde gehen und wie viele gesund werden, darüber schweigt die Statistik. Es gehört ein guter Muth dazu, in dieser wilden Natur wochenlang in einer primitiven Erd- oder Steinhütte zu wohnen, die kaum gegen die Unbill des hier so veränderlichen und unbeständigen Wetters schützt. An irgend welchen Comfort, den der Kranke doch nöthiger hat als der Gesunde, ist da nicht zu denken. — Die uns umgebenden Alpenmatten zeigen spärlichen Graswuchs; an den Nordabhängen bemerken wir Rhododendrongebüsch und kleine Birken. Im breiten Thal reiten wir abwärts, lange Zeit über sumpfige Wiesen mit zahlreichen Spuren von Eisenwasser, neben dem Flusse her. Dann engt sich der

Digitized by Google

Fluß, welcher bis dahin ganz zahm geschienen, zwischen wilden Felsen ein und nimmt ein rascheres Gefäll an. Jetzt zieht sich der Weg hoch hinauf an den Abhängen, oftmals zwischen wilden Bergstürzen hindurch. Schauerliche Abgründe thun sich rechts von uns auf, auf den Felsterrassen steht gemischter Wald, jedoch ist die Föhre noch selten. Ost scheint der Fluß in der engen Klause verschwunden und nur sein Tosen da unten zeigt an, daß er noch vorhanden ist. Von links stürzt in mächtigem Fall ein schneeweißer Bach dem Fluß zu, der gleich darauf selbst einen großen Wasserfall bildet. In dem zerstäubten Wasser erscheint ein Regenbogen. Wir sind an solche Bilder längst gewöhnt, aber mit stets neuem Interesse lenkt sich unser Auge auf die wilden und großartigen Erscheinungen, welche bei aller Aehnlichkeit im großen und ganzen in den Details eine so unglaubliche, bezaubernde Mannichfaltigkeit aufweisen. Endlich, nachdem von rechts noch die Tana, die dem Tanagletscher entspringt, sich mit dem Quellbach des Uruch vereinigt, stoßen wir auf Wiesen und Ackerland. Der Weg wird breiter und für kleine Fuhrwerke fahrbar. Bald taucht der große Aul Stur-Digor vor uns auf, mitten zwischen Getreidefeldern liegend; wir lassen ihn links liegen und begeben uns zu dem etwa zwei Werst weiter liegenden Orte Odolá, wo sich die Kanzlei befindet. Auf einer Wiese schlagen wir uns unser Zelt auf. Einige hundert Digoren hatten sich in Erwartung des Kreischefs gerade hier versammelt, und da sie voll Neugier unser Zelt umlagerten, so hatten wir die beste Gelegenheit, uns die Typen derselben genau anzusehen. Unser Zelt war so aufgestellt, daß sich thalaufwärts ein schöner Blick direct auf den dreiarmigen Tanagletscher und die herrlichen Schneeberge darbot.

So waren wir also in Digorien. Die Stur-digorische Gesellschaft zählt mit ihren verschiedenen Aulen ca. 250 Höfe, Stur-Digor ca. 80 Höfe. Hauptorte anderer Gesellschaften sind Machtschesk, Goliat, Donifars ꝛc. Das Volk der Digoren ist noch so originell, in seiner Religion, in seinen Sitten und Gebräuchen so charakteristisch, daß der Leser mir gewiß dankbar sein wird, wenn ich ihm einen möglichst tiefen Einblick gewähre in das von mir gesammelte Material. Vorher aber lade ich ihn ein, mich noch auf meiner Wanderung quer durch Digorien zu begleiten; ich hoffe auch bei dieser Gelegenheit manches recht Interessante mittheilen zu können.

Die neuesten Reformen des englischen Strafen- und Gefängnißwesens.

L. F. Den Einfluß des englischen Rechts auf die Entwicklung des öffentlichen Rechts der Völker des europäischen Continents hat Gneist mit dem Einfluß verglichen, den das Recht der weltbeherrschenden Roma auf die Ausbildung des Privatrechts ausübte; daß der Vergleich zutrifft, werden wir auch heute noch anerkennen müssen, trotzdem oder vielleicht gerade weil die Anglomanie, an der die staatsrechtliche Literatur seit Montesquieu mehrere Menschenalter hindurch krankte, heut als überwunden zu betrachten ist. Auf dem Gebiete des Strafrechts und des Gefängnißwesens ist bekanntlich der Einfluß des englischen Rechts mit am bedeutendsten gewesen; hieraus erklärt sich die Aufmerksamkeit, mit der man in Deutschland allen erstrebten und verwirklichten Reformen folgt, welche dieses Gebiet berühren. Eine zusammenfassende und ziemlich erschöpfende Darstellung des englischen Strafensystems und Gefängnißwesens hat P. F. Aschrott 1887 veröffentlicht („Strafensystem und Gefängnißwesen in England," Berlin 1887). Seitdem ist in England zwar nicht sehr viel, aber doch manches geschehen, was in Deutschland vielleicht noch nicht genügend bekannt ist; deßhalb ist die Ergänzung des früher veröffentlichten Buchs, die soeben erschienen ist, mit Dank zu begrüßen.[1]) Aschrott hat es auch diesmal für angezeigt erachtet, sich nicht mit der Verarbeitung des gedruckten Materials zu begnügen, sondern an Ort und Stelle durch persönliche Aussprache mit den in der Gefängnißverwaltung maßgebenden Männern sich über die Wirkung der Einrichtungen und Reformen zu unterrichten; dadurch erhält seine Darstellung einen besondern Reiz und Werth. Ob er nicht freilich hie und da bezüglich des englischen Gefängnißwesens allzu optimistischen Anschauungen huldigt? Angesichts der Schilderungen, welche die im Sommer dieses Jahres entlassenen irischen Fenier von den Zuständen in den Strafanstalten veröffentlichten, scheint das hohe Lob wohl bezweifelt werden zu dürfen.

Zu den wichtigsten Reformen, die im Laufe des letzten Jahrzehnts durchgeführt wurden, gehört die Einführung, oder, wie Aschrott, einen viel verbreiteten Irrthum berichtigend, bemerkt, die Erweiterung der sogenannten bedingten Verurtheilung durch die 1887 erlassene Probation of first Offenders etc. Anfangs wenig in Anwendung gebracht, hat sich ihr Gebrauch in den letzten Jahren wesentlich ausgedehnt; 1894 kam sie bei 5262 Personen, die wegen schwerer Delicte, und bei 5886, die wegen leichter verurtheilt wurden, in Anwendung. Parallel hiemit geht der umfassendere Gebrauch der Geldstrafe bei leichtern Delicten, der den Forderungen der Internationalen criminalistischen Vereinigung ebenso entspricht, wie die Einführung der bedingten Verurtheilung. Von ungleich geringerer Bedeutung ist die Herabsetzung der Mindestdauer der Zuchthausstrafe — Penal Servitude — von fünf auf drei Jahre.

Eine besonders intensive Thätigkeit widmete die englische Gesetzgebung den auf jugendliche Personen bezüglichen Maßregeln, von der Einsicht geleitet, daß nur hiedurch eine Recrutirung des Verbrecherthums verhütet werden könne. Die hiebei erzielten Leistungen sind mustergültig, ihre Nachahmung ist seit langer Zeit in Deutschland verlangt worden, vor allem von der Internationalen criminalistischen Vereinigung und der Rheinisch-Westfälischen Gefängnißgesellschaft. Gerade in den jüngsten Wochen hat diese Frage die öffentliche Meinung lebhaft beschäftigt; unter dem unmittelbaren Eindruck des an einem der ersten Anwälte Berlins verübten Mordes hat sich insbesondere Massow, der Verfasser der viel gelesenen Schrift „Reform oder Revolution?", mit größter Entschiedenheit zu gunsten einer systematischen Reform der deutschen Gesetzgebung in dieser Hinsicht ausgesprochen.[2]) Aschrott führt drei Gesetze an, die sich auf den Schutz der verwahrlosten Jugend beziehen; nach dem einen sind die Strafbestimmungen gegen Personen verschärft, welche Kinder mißhandeln oder die ihnen diesen gegenüber obliegenden Pflichten versäumen, z. B. ein Mädchen unter 16 Jahren zwischen 11 Uhr Abends und 5 Uhr Morgens in einem öffentlichen Locale singen lassen. Man hat die Friedensrichter ermächtigt, eine Haussuchung vorzunehmen, wenn die Vermuthung der Verwahrlosung eines Kindes vorliegt, und die Gerichte für berechtigt erklärt, den Eltern gleichzeitig mit der Bestrafung die aus der potestas folgenden Rechte abzusprechen. Mit vollem Recht weist Aschrott darauf hin, daß dies in dem „freien England" geschehe, während man in Deutschland gegenüber viel weniger weit gehenden Vorschlägen von einem unberechtigten Eingriff des Staates in die „geheiligten" elterlichen Rechte spricht! Wie es mit dieser Heiligkeit aussieht, kann man aus den Strafacten gegen Personen unter 18 Jahren deutlich entnehmen. In England wird,

---

1) P. F. Aschrott: Strafensystem und Gefängnißwesen in England während des letzten Jahrzehnts (Berlin, J. Guttentag 1896).

2) Der Mord an Justizrath Levy und die Großstadt-Jugend. Vortrag von C. v. Massow, Geh. Reg.-Rath, Berlin, Martin Henning.

und dies steht in innerem Zusammenhang mit der Gesetzgebung, in immer größerem Maße bei Jugendlichen auf Zwangserziehung und Ueberweisung an eine Besserungsanstalt, in immer kleinerem auf Gefängnißstrafe erkannt. Auch die Prügelstrafe kommt jetzt weit öfter zur Anwendung als früher; in den Jahren 1864 bis 1868 wurden durchschnittlich 585 Personen unter 16 Jahren zur Prügelstrafe verurtheilt, 1894 dagegen 3192. Im Anschluß hieran sei bemerkt, daß gegenüber erwachsenen männlichen Personen die Prügelstrafe nur noch in zwei Fällen praktisch ist, nämlich im Falle des Raubs unter Anwendung von Gewalt gegen eine Person, sowie im Falle des Versuchs, eine Person zu ersticken oder zu erdrosseln.

Eine Verbesserung und Erweiterung der Gesetzgebung über die Zwangserziehung ist vielfach befürwortet worden; die Commission, die am 5. Mai 1894 zur Untersuchung des gesammten Gefängnißwesens eingesetzt wurde, hat sich ebenfalls damit beschäftigt; Erfüllung haben die von dieser angeregten Reformen bis jetzt noch nicht gefunden. Das gleiche gilt von der ebenfalls angeregten Abschaffung der Arbeit in der Tretmühle, deren unproductiver Charakter allgemein zugegeben wird. Sie findet sich in 36 Anstalten; von einer an dem Erhebungstage vorhandenen Gesammtzahl von 3399 Gefangenen waren übrigens nur 640 in dieser Weise thätig.

Nach den von Aschrott am Schlusse seiner Darstellung mitgetheilten Ziffern der englischen Strafstatistik hat im letzten Jahrzehnt eine stetige Verminderung der Zahl der zu Zuchthaus- und Gefängnißstrafe verurtheilten Personen stattgefunden; der Verfasser führt dies nicht auf die Abnahme der Criminalität zurück, sondern auf die bedingte Verurtheilung, die Verkürzung der Mindestdauer der Zuchthausstrafe und die umfangreichere Anwendung der Geldstrafe. Diese Momente kommen auch ohne Zweifel mit in Betracht; andrerseits hat aber auch die englische Criminalität in der That abgenommen, und dies beruht unsres Erachtens in erster Linie auf der Gesetzgebung über verwahrloste Kinder, deren Anwendung, deren Nachahmung der Reichsgesetzgebung nicht warm genug empfohlen werden kann.

Aschrott schließt seine interessanten Darstellungen mit einem warmen Appell an die Reichsgesetzgebung, nunmehr, nachdem durch die Vollendung des Bürgerlichen Gesetzbuchs freie Bahn geschaffen sei, die Reform des Strafen- und Gefängnißwesens in die Hand zu nehmen. Ob einer solchen noch vor 1900 entgegengesehen werden darf? Schwerlich! Unsre Zeit mit ihren Interessenkämpfen, mit ihrer Vergrößerung der socialen Gegensätze ist zu einer solchen Arbeit wenig geeignet; man könnte vorerst schon recht zufrieden sein, wenn das Reich die bedingte Verurtheilung einführte und sich mit der Zwangserziehung Jugendlicher beschäftigte; denn der Werth dieser beiden Reformen steht auch für den außer Zweifel, der sich von der Uebertreibung freihält, in der erstgenannten eine Art Panacee des Strafrechts zu erblicken.

Mittheilungen und Nachrichten.

a. p. **Der Präparator und Conservator.** Eine praktische Anleitung zum Erlernen des Ausstopfens, Conservirens und Skelettirens von Vögeln und Säugethieren. Von **Albert Boeglee.** Mit 34 Abbildungen im Text. Magdeburg, Creutz 1895. — Der Verfasser ist der Ansicht, daß das Ausstopfen und Präpariren eine Kunst sei, die sich recht gut aus einem Buche erlernen lasse. Vielleicht werden ihm darin nicht alle Präparatoren beistimmen; aber das wird man ihm zugestehen müssen, daß seine Anleitung klar und sachlich geschrieben ist und alle dabei zu beobachtenden Vorsichtsmaßregeln und Manipulationen gewissenhaft erörtert werden. Einen besonderen Vorzug desselben finden wir darin, daß die schwierigsten präparatorischen Arbeiten durch sorgfältig ausgeführte Zeichnungen erläutert sind, wobei besonders die Lage und Haltung der arbeitenden Finger und Hände berücksichtigt wurde. Hiedurch wird der Zweck, die vorzunehmenden Arbeiten deutlich zu machen, am besten erreicht. Auf alle Fälle dürfte das Büchlein von Lehrern und Naturfreunden, die mit beschränkten Mitteln haushalten müssen und außerdem Lust und Liebe zu solcher Thätigkeit mitbringen, als sehr zweckmäßig begrüßt werden.

Die Sprachgrenze des Litauischen. Der lituhalische Sprachstamm umfaßt die Preußen, Letten und Litauer, zu denen man die Schameiten und die in der Sprache erloschenen Jatwinger rechnet. Die Urſitze des Volkes reichten vom Ostufer der Weichsel bis über die Düna hinüber, die Westgrenze bedeuhten die anwohnenden Deutschen, die Süd- und Ostgrenze die Polen und Weißrussen, die Nordgrenze finnische Stämme. Die Preußen verloren im 13. Jahrhundert (1283) die politische Selbständigkeit und im 17. ihre Sprache, die Letten breiteten sich weiter nach Norden hin aus und behaupteten sich trotz der Ordenskämpfe. Heute haben sie den größten Theil Kur-, Liv- und Esthlands inne, sind über eine Million stark und haben eine blühende Literatur entwickelt, so sogar ein Nationaltheater in Riga. Die Litauer wohnen mitten inne, ihre Stammlande umfaßten etwa das heutige östliche Ostpreußen und die Gouvernements Kowno (Samogitien, Schameiten), Wilna, Grodno und Suwalki. Im 13. und 14. Jahrhundert, zur Zeit der politischen Selbständigkeit und Blüthe, hatten sie von ganz Westrußland Besitz ergriffen, Kiew, Podolien, Wolynien, Minsk, Witebsk, Mohilew huldigten den Großfürsten. Man glaubt nachweisen zu können, daß die litauische Sprachgrenze damals weit nach Weißrußland hineinreichte. Der letzte selbständige Großfürst Witold trat im Frieden am Melnosee 1422 das heutige preußische Litauen an den Orden ab, das nun seine eigene Geschichte hatte. Großlitauen kam noch Witolds Tod 1430 an Polen, mit dem es 1569 völlig vereint ward und dessen Geschicke es theilen mußte.

Anfang des 17. Jahrhunderts hatte das litauische Sprachgebiet etwa folgende Grenze: Königsberg, Grodno, Wilna, kurische Grenze an der Düna, Dünaburg, kurische Grenze bis Polangen, kurische Nehrung, Königsberg. Mitzerechaet ist dabei der halblitauische Letten-Rest, der heute etwa 1000 Köpfe stark von Nidden auf der Nehrung, über Schwarzort, Bommels Vitte und Karkelbek am Ufer des Baltischen Meeres bis Polangen reicht. — Damals lagen die erwähnten Städte, mit Ausnahme von Königsberg, noch innerhalb des litauischen Sprachgebiets. Polnischer, russischer und deutscher Einfluß hat seit der Zeit mittel- und unmittelbar gewirkt, nicht nur die Grenzen zurückzudrängen, sondern sie auch zu durchbrechen. Besonders durch König Jagiels Unionsversuche und die Landtage zu Hrodlo und Lublin 1569 wurden die litauischen Bojaren und Pane polonisirt. Heute gehört russischerseits nur noch Samogitien zum litauischen Sprachgebiet, außerdem der nördliche Theil Suwalki's, ein kleines Stück Grodno und der westlichste Grenzstreifen Wilna's. Wilna selbst, die alte Königsstadt, ist heute polnisch, desgleichen Kowno, Suwalki, Grodno und alle Städte dieser Gouvernements. Nur Kowno liegt noch mitten im Sprachgebiet und hat, freilich nur für die Landbevölkerung, eine litauische Kirche in der Altstadt. Neben der polnischen Verkehrssprache hat die russische Beamtensprache und das Deutsche Einfluß gefunden; die Juden aber bilden in den Großstädten die Mehrzahl. So besitzt Wilna unter 130,000 Einwohnern etwa 60,000, Grodno unter 50,000 ziemlich 40,000, Kowno unter 62,000 beinahe 30,000 Juden. Eine genaue Zählung und Sichtung der Bevölkerung nach Sprachen wäre ebenso unmöglich, als unfruchtbar, da sie zu den zweisprachigen zu rechnen ist. Die litauische Sprachgrenze in Rußland würde also heute ungefähr so aussehen: Dubeningken an der ostpreußischen Grenze, Quelle der Scheschuppe, Eintritt des Niemen in das Gouvernement Wilno, Troki, samogitiische Grenze bei der Düna, kurisch-samogitische Grenze. 1866 zählte man in diesen Gebieten und in den angrenzenden westrussischen 1,286,280 Litauer und Letten (wenige). Ganz Westrußland, die oben angeführten 9 Gouvernements außer Trokt, zählte 10,6 Millionen Einwohner. Davon bildeten die Litauer 12,05 Proc., die Klein-, Weiß-, und Großrussen 65,52 Proc. Die geistige Nahrung dieser russischen Litauer vermittelten 1854—1864: 171 in Wilna gedruckte Werke; heute beziehen die russischen Litauer ihre Bücher zum guten Theil aus Ostpreußen.

Das litauische Sprachgebiet in Ostpreußen hat sich in den Grenzen nur wenig verändert, dagegen ist im Innern die Germanisirung weit vorgeschritten. Nach Friedrichs des Großen Angaben

Digitized by Google

sind durch die Pest von 1709 ff. über 300,000 Einwohner Preußisch Litauens gestorben, um 1739 hatte es wieder 500,000, die Siedler waren meist Deutsche. Vor der Besiedelung bildete die Sprachgrenze folgende Linie (1719): Sarkau auf der kurischen Nehrung, Labiau, Laukischken, Gumbinner Kreisgrenze am Pregel in Norkittens Nähe, Maldschen, Darkehmen, Kleschowen, Goldap, Dubeningken. In dem Gebiet wirkten 62 litauische und litauisch-deutsche Prediger. Heute kann folgende Linie angenommen werden: Nidren auf der Nehrung, Laukischken, nördlich von Insterburg und Gumbinnen die Pissa aufwärts, Schittkemen, Dubeningken. — Vereinzelte Litauer leben auch noch südlich von dieser Linie, am reinsten lettnisch ist das Gebiet nördlich der Scheschuppe, Memel, Gilge. Die Zahl der Litauer in Ostpreußen betrug 1831: 125,440, 1848: 150,580, 1864: 146,312, 1878: 131,415, 1890: 118,090, im übrigen Deutschland 1890: 3255. Berlin zählte 1890: 576, Tilsit 946, Memel 782, Königsberg 469, Labiau 13 Personen litauischer Nationalität. Dr. F. Tetzner.

* **München.** Der Professor der classischen Philologie Dr. E. v. Wölfflin wurde von der Universität Princeton (New-Jersey) bei deren Jubiläum mit der Würde eines Ehrendoctors bedacht.

* **Berlin.** Zum Verwaltungsdirector des Museums für Naturkunde ist an Stelle des verstorbenen Prof. Beyrich Geh. Rath Prof. Dr. Karl Möbius ernannt worden. Der neue Verwaltungsdirector steht im 72. Lebensjahre. Die von Beyrich geführte Direction der geologisch-paläontologischen Sammlung des Museums ist dem Prof. Wilh. Dames, z. Z. Dekan der philosophischen Facultät, übertragen worden. Dames, der im Juni das 53. Lebensjahr vollendet hat, war bereits früher Assistent und Custos der Sammlung, ist seit 1891 Ordinarius und zugleich Mitglied der Akademie der Wissenschaften. — Auch hier macht jetzt das internationale Comité zur Veranstaltung wissenschaftlicher Luftfahrten auf die in der Nacht vom 13. zum 14. von Paris, Straßburg und Berlin aus aufzulassenden unbemannten Meßballons aufmerksam (vgl. Beil. Nr. 263 unter „St. Petersburg"). „Der Korb," heißt es in der betreffenden Mittheilung an die „Nat.-Ztg.", „ist in erster Linie sorgfältig zu behandeln, er darf unter keinen Umständen geöffnet werden, sondern ist behutsam an einen sicheren Ort zu transportiren und dort in Verwahrsam zu behalten, bis er abgeholt wird. An zweiter Stelle ist die Verpackung und der Transport des Ballons zu sichern. Sogleich nach Auffinden desselben müssen Pfeifen und Cigarren, überhaupt jedes offene Feuer entfernt werden, um eine Explosion des vielleicht noch theilweise gefüllten Ballons zu verhüten. Vorschriften für die weitere Behandlung sind jedem Ballon in verschiedenen Sprachen beigegeben und nach Angabe der ebenfalls in verschiedenen Sprachen abgefaßten, mit großer Schrift gedruckten Placate leicht aufzufinden. Derjenige, der einen Ballon auffindet und vorschriftsmäßig behandelt, erhält eine Belohnung in Geld, deren Höhe sich ebenfalls auf dem Placat eines jeden Ballons befindet, und die im allgemeinen 50 bis 80 Mark beträgt. Der Finder wird ersucht, sofort eine telegraphische Benachrichtigung an den Abfahrtsort des Ballons (Telegramm-Adresse bei den Vorschriften des Ballons) gelangen zu lassen. Sämmtliche Kosten, die beim Auffinden, sowie durch das Bergen des Ballons entstehen, insbesondere die Telegrammgebühren, desgleichen die oben angegebene Belohnung werden sofort durch den Abholer ausgezahlt."

Verlag von **R. Oldenbourg** in **München** und **Leipzig.**

Heinrich von Treitschke's Lehr- und Wanderjahre 1834—1866.
Erzählt von ***Dr. Theodor Schiemann,*** Professor an der Universität Berlin. (Erster Band der „Historischen Bibliothek".) Preis in Leinw. geb. M. 6.—

Die Odyssee, nachgebildet in nichtreimenden Strophen von ***Hermann von Schelling.*** Preis brosch. M. 6.—, in geschmackvollem Einband M. 7.50.

Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Von ***H. von Sybel.*** 7 Bände. Preis pro Band broschiert M. 7.50, gebunden in Halbfranz M. 9.50.

Zwölf Gestalten der Glanzzeit Athens im Zusammenhange der Kulturentwicklung. Von ***Dr. Albr. Stauffer.*** Preis brosch. M. 7.—, in Leinwand geb. M. 8.50.

Historische Zeitschrift, begründet von **H. von Sybel,** herausgegeben von **Fr. Meinecke.** Preis pro Band (3 Hefte) M. 11.25.

Deutscher Novellenschatz, herausgegeben von **Paul Heyse, H. Kurz** und **L. Laistner.** 48 Bände. Preis pro Bd. geb. M. 1.— (Prospekte gratis und franko.)

Liebhaberkünste, Zeitschrift für häusliche Kunst. Monatlich 2 Hefte; ohne Farbtafeln vierteljährlich M. 3.—, mit Farbtafeln vierteljährlich M. 5.— **Separathefte** à M. 3.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung. (16221)

Antiquariats-Katalog Nr. 87:
GEHEIME WISSENSCHAFTEN, SPIRITISMUS,
Aberglaube, Alte Medizin etc., gratis und franco auf Verlangen.
I. TAUSSIG, Antiquar, Prag, 150—I. (15218)

Tauchnitz Edition.
November 11, 1896.
Fire and Sword
in
the Sudan.
By
Slatin Pasha
translated by
Major F. R. Wingate.
With two Maps in Colours. (15230)
In 3 volumes.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.
Soeben erschienen!
Die Lampe der Psyche.
Roman von
Ida Boy-Ed. [15652]
Preis geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Neu erschienen:
Voelkel's Taschenwörterbuch
der Aussprache geographischer und historischer Namen für das allgemeine Bildungsbedürfnis zusammengestellt. 2. verb. u. verm. Aufl. K. 80, M. 2.40. (15839)
Es gehört neben d. Fremdwörterbuch u. Handlexikon. D. vorliegende Buch wird d. Ratsuchenden selten im Stiche lassen. (D. Bildungsver.)
Ein zweckmäßiges und zugleich handliches Bildungsmittel, dem Zeitungsleser fast unentbehrlich. (Eltern-Ztg.)
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Samstag, 14. November. Nummer 265.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Ueber farbigen Schmuck der Kirchen in Dänemark und Schleswig. Von R. Haupt. — Reise in die Thäler des Tschoröf, Uruch und Arbon. II. Von C. Hahn. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ueber farbigen Schmuck der Kirchen in Dänemark und Schleswig.

Von R. Haupt (Schleswig).

Mit der Beschreibung der Kirchenbauten und der Verzeichnung ihres Inhalts, wie sie vor etlichen Jahren auch in unserm Schleswig geschehen ist, schien, wenn sie vollständig war, im ganzen alles gesammelt, was zur Erkenntniß der Entwicklung der Kunst in älteren Zeiten an Denkmälern noch vorhanden ist, und es schien nur eben der Verknüpfung, Vertiefung und Ausbeutung zu bedürfen.

Da sich herausstellte, daß in ganzen Landstrichen die meisten Kirchen in romanischer Zeit so errichtet sind, wie sie noch heute dastehen, war das Ergebniß der übersichtlichen Beschauung eigenartig gegenüber dem Bilde, das andere Länder bieten, aber auch abgesehen davon nicht werthlos für die Erkenntniß des Entwicklungsganges der Kunst. Man sagte sich danach, daß sich hier die Baukunst des noch jungen Christenthums mit den einfachsten Mitteln begnügt habe. Ein rechteckiges Schiff mit zwei rundbogigen Thüren nördlich und südlich nahe dem Westende, im Obertheil der Wände je 3—4 rundbogige Fenster, ein rechteckiger, meist quadratischer Chor mit einem Fenster in jeder Wand und allenfalls einer östlich anstoßenden halbrunden, von dem allem allein gewölbten Apsis mit drei Fensterchen, endlich ein hölzernes, mit Brettern bekleidetes Glockenhaus abseits stehend, vielleicht auch auf dem Kirchendach ein Dachreiter — das ist der regelmäßige Typus. Dabei die Mauern im Innern meist unausgeputzten, die Flächen der großen rundlichen Findlinge, aus denen sie bestehen, zeigend — einfacher läßt sich kaum etwas denken; und hier ist, meinten wir, da nur selten ein paar Profilirungen und sorgsamere Bearbeitung einzelner Theile hinzukommen, von dem verschönernden Wirken der Kunst kaum ein Hauch zu spüren.

Und doch täuschten wir uns. Wer die Kirchen so sieht, sieht sie nur theilweise; ihm fehlt der Eindruck dessen, was für die Sinne das eigentliche Wesen dieser Kunstübung mit ausmachte und verrat; er liest eine Schrift ohne Vocale, betrachtet das Knochengerüst, entblößt von Haut und Fleisch; er verkehrt mit der Natur im Winter, da die großen Formen wohl reiner und echter hervortreten, aber noch fehlt, was sie belebt, uns lieb und bedeutsam macht, die Pracht der Blumen- und Farbenwelt, die die Natur auf ihre weiten Malgründe vertheilt.

Die Farbe fehlte uns, wie wir nun erkennen: die Malerei, deren Leistungen meist das Innere all dieser Gebäude schmückten — deren Wirkungen es erst fertig erscheinen ließen, den Knochenbau mit Fleisch und Haut bekleideten und mit Geist belebten.

Es ist bekannt, daß die alte Kunst des Herzogthums Schleswig als ein Theil der dänischen anzuerkennen, an ihr zu messen und zu erklären ist. Dort müssen wir lernen und uns Licht und Einsicht holen.

Im vorigen Jahre erschien zu Kopenhagen ein Werk: „Beskrivelse og Afbildninger af Kalkmalerier i danske Kirker ved J. Magnus-Petersen“ (Wandbemalung in dänischen Kirchen), mit Hülfe der Karlsbergstiftung veröffentlicht, Kopenhagen 1895, in Commission bei C. A. Reitzel.

Ohne viel Rühmens zu machen von dem langjährigen Bienenfleiße des Gelehrten- und Künstlervolkes, von dessen staunenswerthen Beobachtungen, Sammlungen, Arbeiten und Leistungen uns da eine Zusammenstellung geliefert wird, gibt uns das prächtige Werk (170 Seiten Text in Großquart, in jener heldenhaften Ausstattung, die sich die Dänen leisten können) Bericht über den bildnerischen Schmuck von nicht weniger als 308 Kirchen in den jetzigen dänischen Landen, wie ihn die Zeiten vom Mittelalter bis an die Schwelle des 18. Jahrhunderts herab geschaffen hatten. Nur in wenigen Fällen ist die Bemalung ganz erhalten und aufgedeckt; meist sind es nur Spuren oder Theile. Aber wer die zugehörigen 42 Tafeln, deren 8 in Farben ausgeführt sind, beschaut, erstaunt ob des reichen Stoffes, der neu auflebenden Formen- und Gedankenwelt, worin wir vom Beginn, dem 12. Jahrhundert an, bis ans Ende der Renaissancezeit herabgeführt werden.

Und indem wir diese Bilder beschauen und den ganzen ungeahnt großen und breiten Stoff mustern, geht uns der Gedanke auf, daß unsre Kirchen, wenigstens so weit sie demselben Gebiete angehört haben oder entstammen, jetzt sich selbst so wenig ähnlich sehen, wie die in ihrem Boden ausgegrabenen Schädel ihrer Erbauer diesen selbst.

Welchen Werth würde es haben, auch für die Zeitbestimmung dieser an baulichen Einzelheiten so armen Bauwerke und die Nachweisung ihres Zusammenhangs unter einander überall in der Bemalung einen großen, reichen und an Einzelheiten mannichfaltigen Stoff geboten zu erhalten!

Nicht nur für die Kunstforschung, auch für die Kunstübung wird das Studium von Magnus-Petersens Werk von Werth sein. Man wird freilich da stets mit geschichtlichem Sinn, das zu Trennende trennend, vorgehen müssen. So unbedenklich die Uebertragung der in Jütland beobachteten Kunstübung auf die dänischen Theile Schleswigs ist, so sehr wird man sich hüten, weiter zu greifen und ohne sorgsamste Scheidung und Erwägung etwa, was in jenem Norden vorkommt oder mustergültig war, nach Deutschland, auch nur nach Holstein oder Friesland, zu übertragen.[1]) Zeigen sich doch selbst im Dänischen Unter-

[1]) Dagegen werden die, die der Pflege kirchlicher Kunst auf Rügen obliegen, das von Dänemark Christenthum und Kunst erhalten hat, an dem Werke Petersens und den Forschungen der dänischen Gelehrten denselben Antheil nehmen, der ihnen vom Herzogthum Schleswig aus gewidmet werden muß. Zu Bergen a. R. beschäftigt man sich gerade jetzt mit der alten Bemalung in der dortigen berühmten Kirche.

Digitized by Google

schiede für die einzelnen Landschaften; und andere, die noch verborgen sind, werden sich der Forschung enthüllen.

Dem großen Reichthum gegenüber, der in jenem Werke lobt, war, was wir aus dem Schleswigischen wissen, beschämend wenig — und um so mehr bedurften wir jener Offenbarung. Sollte nun aber nicht sorgsame Forschung auch diejenige Art der Arbeit, bei der die kleinen, gelegentlichen, unbedeutend erscheinenden Beobachtungen nicht verloren, sondern gesammelt und beachtet werden, hier allmählich eine ähnliche Fülle ergeben? Die Frage ist zu bejahen. Seitdem wir einmal darauf aufmerksam geworden sind und die Gelegenheiten zur Untersuchung sich regelmäßig wahrnehmen lassen, hat es sich gezeigt, daß die hiesigen Kirchen ebenso regelmäßig mit Bemalung versehen waren — und zwar finden sich ihre Spuren öfter in mehreren Schichten aus verschiedenen Zeiten über einander.

In der Regel kann man darauf rechnen, die Bemalung auf der ursprünglichen Innenwand, sei es daß sie einen Putz erhalten hat oder nur einen Anstrich, aus der Erbauungszeit stammend zu finden. Als vor 13 Jahren zu Handewitt bei Flensburg die Kirche abgebrannt eine Zeit lang in Trümmern lag, fand sich so die einfache Quaderung in rothen Doppelfugen auf dem weißen Grunde auf den Wänden. Das war das erste bekannt gewordene Beispiel. Dann sind im Anfang der neunziger Jahre die früh- und spätgothischen Malereien im Dom zu Schleswig aufgedeckt worden. Ein erheblicher Theil davon ist hergestellt, vieles freilich ist auch, wie ja in solchen Fällen unvermeidlich, nun unwiederbringlich verloren gegangen. Die Denkmalpflege muß dafür zu sorgen Bedacht nehmen, daß von dem, was bei Restaurationen aufgedeckt und geändert wird oder untergeht, auch nicht das geringste mehr verschwinde, ohne genau untersucht und verzeichnet zu sein.

Zu umfassender systematischer Untersuchung bot sich nunmehr zuerst die Kirche zu Mögeltondern bei Tondern dar. Sie liegt in dem Landestheile, der zum Bisthum Ripen in engster Beziehung stund und deßhalb bis 1864 zu Jütland gerechnet ward. Spuren einer Bemalung des 17. Jahrhunderts hatten sich schon in den 80er Jahren gefunden. Die Vorbereitung einer größeren Restauration gab nun Anlaß zu genauer Nachforschung.

Die Kirche besteht aus einem ungewölbten, rechteckigen Schiff aus dem 12. und 13. Jahrhundert und einem zweijochigen rechteckigen Chor mit achttheiligen Gewölben, der im wesentlichen im Anfange des 13. Jahrhunderts, unter Verlängerung der Nord- und Südwand des älteren Chors, errichtet ist.

Von einer ursprünglichen Bemalung des 12. Jahrhunderts sind keine Spuren zu finden gewesen. Die Erneuerungen im Schiffe sind überhaupt allzu eingreifend gewesen, um auch nur etwas übrig zu lassen. Der Chor dagegen ist, als er im 13. Jahrhundert vollendet war, neu bemalt worden, und zwar in zwei Manieren neben einander, einer mehr romanischen und einer ins Frühgothische spielenden. In jener sind besonders die Glieder behandelt, sie greift aber auch auf die Flächen über. Von ihr sind die Bogen umrahmt, ihre Seiten und Leibungen verziert, die Rippen geschmückt und begleitet. Es sind stets die Farben: schwarz, ockergelb, violett. Die zweite Manier arbeitet vorzugsweise mit rothgelben Ornamenten, Blättern und Lilien, was alles sie auf den Gewölbkappen ausführt, deren Hauptflächen schmückt sie zugleich mit großen Heiligengestalten. Leider ist das Figürliche fast nirgends gut genug erhalten, um auch nur die Gegenstände der Darstellung deutlich erkennen zu lassen. Die Bemalung hat zum Grunde den festen weißen Putz des Gebäudes, in den sofort die Linien der Ornamente vorgerissen sind. Merkwürdig, daß sie nicht vollendet ist. Im östlichen Joch sind die vorgerissenen Contouren meist nicht farbig ausgefüllt, und das Figürliche fehlte ganz. Im westlichen ist ein interessantes Durcheinanderspielen beider Manieren zu beobachten, und öfters hat die Hand des Malers der Ranke einen anderen Schwung gegeben, als die im Putze vorgezeichneten Linien andeuteten.

Ueber dieser Bemalung ist auf dünnstem Anstriche, um 1530—1550, eine neue im Renaissancestil mit gothischen Nachklängen ausgeführt. Diese hat im ersten Joche einen großen Theil der Wände und der Gewölbe mit Ranken, Blättern, Blumen und Früchten überspunnen, darunter den Untertheil der Wand mit einem Teppich behängt, die Rippen aber neu decorirt und mit reichen und schönen Ranken begleitet. Im östlichen Joche kam dazu ein reicher und großentheils trefflich erhaltener Schmuck figürlicher Darstellung, der auch stofflich von Werth ist. Ueber den Ranken und Blättern sind hier Wolken, und in dem so charakterisirten himmlischen Raume darüber — über dem wieder reizendes Ornament die Spitzen bis zum Scheitel füllt — stehen oder knieen die Figuren. Die vier westlichen Kappen zeigen je drei, die musicirend sich nach Osten wenden: drei harfende Könige, dreimal drei singende, geigende, spielende Jünglinge und Jungfrauen. Die Gewänder gewöhnlich abwechselnd in den drei auch hier allein angewandten Farben, die übrigens bei dieser Renaissancemalerei fast stets nur Contouren und Schatten bildend angewandt sind. Um die Köpfe gelbe Heiligenscheine. Die anmuthig und heiter erscheinenden Gestalten in theils schwunghafter, theils versunken andächtiger Haltung haben bei der leichten Farbengebung etwas schwebend — Ueberirdisches. In beiden anstoßenden Kappen zeigen sich figurenreiche Gruppen, auf den nördlichen etwa acht Frauen, anbetend nach Osten gewandt, unter ihnen im köstlichen Brokatgewande wohl die Königin. Die Gruppe der Männer gegenüber ist leider wenig erhalten; doch glaubt man den König Christian II. darin zu finden, nebst einem anderen Kopfe, der ohne Zweifel auch Portrait ist. Von den beiden östlichen Kappen endlich zeigt die einzig erhaltene südliche die Mutter Gottes sitzend mit dem Kinde. In der nördlichen entsprach vermuthlich ein Gott Vater mit dem Gekreuzigten auf dem Schoße oder neben sich, welche Darstellung in jener Zeit beliebt war. Sonst könnte man auch an einen triumphirenden Christus, an eine Krönung Mariä oder an die hl. drei Könige denken. Petersens Werk und eigener Augenschein werden bei einer Herstellung auf das Richtige führen. Zu Lem im Amte Randers (Ostjütland) — um 1530 — ist so die Dreieinigkeit und Maria sammt dem Kinde in den beiden östlichen Kappen dargestellt; in den anderen allerdings sechs Heilige. Zu Skive, im Amte Wiborg — im Norden Jütlands am Limfjord — findet sich (von 1522) östlich Gott Vater, in der Linken die Weltkugel, mit der Rechten segnend. Rechts von ihm sitzt der gekrönte Christus, auf seine Wunden weisend. „In den andern sechs Kappen Reste von Ornamenten und über diesen Engel in weißen Gewändern, alle die Gesichter dem Osten zuwendend."

Da hätten wir sofort die Probe gemacht auf den unmittelbaren Nutzen, den Magnus-Petersens Werk bereitet. Wäre er ein ebenso pedantischer Gelehrter wie er ein fleißiger Künstler ist, dann hätte er uns noch mit reichen Registern beschenkt; nun hat er leider dazu nur einen Anfang gemacht, der dankenswerth, aber nicht ausreichend ist.

Es ist gelungen, diese schwungvolle, anmuthige und sinnige Bemalung fast überall so wieder zu finden, daß kaum $^1/_6$ des Figürlichen neu entworfen zu werden braucht; alles andere bedarf nur der Auffrischung und hie und da der Uebertragung von einer Stelle an die andere. Dabei läßt sich auch das Wesentliche der älteren decorativen Be-

Digitized by Google

malung bewahren und wird damit zusammen einen harmonischen Eindruck machen können. Der kunstsinnige Patron und Besitzer der Kirche, Graf Schack-Schackenburg, wendet ihr eine eingehende und selbstthätige Aufmerksamkeit zu, und es steht zu hoffen, daß dieser bedeutsame Rest alter Kunstthätigkeit, der zeitlich wie ideell und künstlerisch auf der Grenze zwischen Mittelalter und Renaissance, katholischer und protestantischer Anschauung steht, in jeder Hinsicht sachgemäße Behandlung erfahren wird.

Die gute Erhaltung hat diese jüngere Bemalung, die auf dünnster, oft nicht zu trennender Haut über der älteren sitzt, dadurch erfahren, daß noch in der Zeit der Spätrenaissance ein mehrfacher Anstrich sie zugedeckt hat, der auf sich in großen Zügen eine dem Barock zuneigende Stilart zeigt. Von diesem Schmucke gelang es, eine der großen Cartuschen aufzudecken, die die einzelnen Kappen schmückten. Diese zeigt in ihrem weit ausgeschweiften, mannichfarbig gezierten Rahmen das Brustbild des Evangelisten Marcus. Um 1730 folgte dann eine jüngere, auch diese zudeckende, nur decorative. Selbst diese ist nicht ohne Verdienst gewesen.

Wenn das Werk Petersens durch diese Aufdeckungen in bedeutsamer Weise ergänzt wird, deren Ergebniß uns mit einer Arbeit bekannt gemacht hat, die in höherem Grade, als gewöhnlich der Fall ist, auch einen allgemein künstlerischen Werth hat und inhaltlich dem Geschmack und Verständniß unsrer Zeit näher steht, so hat eine kürzlich geschehene Aufdeckung in der Düppeler Kirche uns wieder mit einer Arbeit bekannt gemacht, zu der sich bei Petersen mehrfach ähnliche Züge in um 1470 datirten und in Abbildungen wiedergegebenen Werken finden. In den mürben Putz- und Anstrichschichten fand sich zwar nichts von Ursprünglichem, dagegen reichliche spätgothische Reste. Rankenwerk, in das Figuren und Weihekreuze verflochten sind, ist an den Wänden und im Chorbogen — an der durch Friese getheilten Chorbogenwand sind bildliche Darstellungen: Auferstehung und Himmelfahrt in rechteckigen Feldern zeigen sich nördlich vom Chorbogen. Ueber diesem sitzt auf dem Regenbogen der Erlöser, von zwei Gestalten beiderseits angebetet, und zu seiner Linken, den ganzen Rest der Wand bis in die Ecke, wo sie an die Südwand des Schiffes anstößt, einnehmend, das Gericht. Die große Gestalt St. Michaels stößt die Verdammten und die Teufel in die Hölle. Auch zu Waabs bei Eckernförde enthüllten sich am 30. Sept. bei gelegentlicher Untersuchung viel versprechende Reste einer Bemalung des 16. Jahrhunderts, in einer Frische, als wären sie soeben gemalt.

So wenig es gut, schön und zweckmäßig ist, in rastloser Hast und Ungeduld die Siegel an den Mälern unsrer Vorfahren zu lösen, ihre Hügel zu zerstören, ihr Gedächtniß bei der Nachwelt auszulöschen, um zu den zahllosen Steinbeilen der Museen und Sammlungen einige neue hinzuzufügen oder auch nur die Begier des Suchens zu befriedigen, so wenig wird hier, obwohl die Verhältnisse ganz anders liegen, einem eifrigen und aufs Auffinden von neuen Entdeckungen hinauslaufenden Nachsuchen das Wort geredet werden dürfen. Vielmehr ist das behutsamste Vorgehen nöthig, wenn nicht der Sache, der man nutzen will, dauernder, nicht wieder gut zu machender Schaden geschehen soll.

Man wird sich bemühen, in diesem Sinne weiter zu arbeiten. Schön ist auch so die Aussicht, den Kreis desjenigen, was uns wissens- und beachtenswerth erscheint, sich allmählich mächtig erweitern und herrlich vertiefen zu sehen.

Wie die nordische Natur, was sie der Blumenwelt an Mannichfaltigkeit und Stattlichkeit der Entwicklung versagt, in plötzlichem Aufleuchtenlassen lieblicher Farben ersetzt, wie sie den Früchten, die sie uns gewährt, statt der Süße und vollen Reife Lieblichkeit des Geschmackes und zarten Duft verleiht, so hat die kirchliche Kunst hier ihre bescheidenen Gewächse mit eigenen Reizen ausgestattet, und treulich unter der Tünche bewahrt, leuchten ihre Farben dem, der sie aufdeckt, entgegen. Anders wohl im Süden, wo die hohen Dome stehen, der herrliche Haustein zugleich Form und Farbe bietet, das Laubwerk steinerner Thurmhelme und zierlicher Fialen lustig und stark dem Himmel entgegen sprießt.

Der Zufall hat es gewollt, daß es mitten unter diesen Untersuchungen dem Berichterstatter vergönnt war, zu Büdingen in der Wetterau in der stattlichen spätgothischen Kirche (um 1460), die aus demselben rothen Sandstein gebaut ist, von dem sich schon die Römer für ihre Werke geholt haben, eingehendste Nachforschungen anzustellen. Sie ward gerade in diesem Sommer einer, Gott sei es geklagt, ebenso wenig liebe- wie verständnißvollen Erneuerung unterworfen. Aber da zeigte sich an dem aufwandvoll errichteten Bau Ludwigs des Erwerbers, Grafen von Isenburg, die höchste Beschränkung auf die einfachsten, bestimmtesten Formen. An den reichen Netzgewölben mit den farbigen Wappen und Bildern auf den Rippenkreuzungen ist nichts von Malerei als rothe und blaugrüne geflammte, auf die geweißten Kappen von den Schlußsteinen auslaufende Strahlen; die großen Flächen der Wände aber, eingerahmt von den rothen Quadern der Werkstücke, stehen ganz einfach da in der grauen Farbe des zum Putz verwandten Schwarzkalks. Nur über dem Chorbogen thronte, von Johannes und Maria angebetet, auf dem Regenbogen der Erlöser.

Reise in die Thäler des Tschoróh, Uruch und Ardon.

Von C. Hahn (Tiflis).

II.

Als wir andern Tags weiter ziehen wollten, hatte es wieder einen großen Haken mit den Pferden. Da die Leute keine rechte Lust bezeigten, uns ihre Pferde gegen einen mäßigen Preis anzuvertrauen, und der Dorfälteste mit seinen Gehülfen dem Kreischef entgegengeritten war, so konnte ich trotz meiner Papiere nichts ausrichten. Durch hohe Preise wollte ich die Leute auch nicht verwöhnen. So mußten wir uns denn bequemen, bis zur Ankunft des Kreischefs und seines Pristavs zu warten. Als sie um 10 Uhr ankamen, trug ich mein Leid vor. Sogleich wurden energische Anordnungen getroffen, worauf wir, freilich unter heftigem Geschrei und wilden Gesticulationen der Digoren, endlich nach einer Stunde aufbrechen konnten. Uns begleitete wieder ein junger Fürst Karabugaew, dessen kabardinische Abstammung aus dem Namen leicht zu errathen ist, dessen Familie sich aber seit langer Zeit hier angesiedelt hat. Der russischen Sprache mächtig, hat er mir manches Werthvolle mitgetheilt. Leider war sein Großvater, der alte Chadschi, vor kurzem im Alter von 112 Jahren gestorben, ebenso sein Sohn Chedjasch. Welchen Nutzen für meine Forschung hätte ich von ihnen ziehen können!

Unterhalb Odolá wendet sich der Uruch nach N.O. Der Charakter des Thals ist jetzt ungemein lieblich; über dem linken Ufer thürmen sich über steilen Abhängen die imposanten und malerischen Felsgebilde des Artadoriborsonta- und Billjagi-chonch-Gebirges auf; im Thale wächst der Haselnußstrauch und umsäumt kleine Wäldchen von Föhren; wo es das Terrain nur irgend erlaubt, sind Felder angelegt. Die nach N.W. gerichteten Halden der auf dem rechten Ufer anstehenden Berge sind mit kräftigem Laubwald bedeckt, hinter dessen Grün zeichnen sich die weiter zurückstehenden Schneeberge um so effectvoller ab. Nicht weit von Odolá kommt der Karagombach aus einer reizenden

Schlucht von rechts hervor. Er entspringt dem berühmten Karagomgletscher, der ebenfalls sichtbar ist und den die Schneefelder des Burdschula und Adai-Choch speisen. Sein unteres Ende ist einige Werst weit zwischen bewaldeten Abhängen (Birken und Fichten) eingebettet. Vor etwa zehn Jahren lag sein Ende nur 5700' über dem Meer. Einige Werst weiter unten stürzt vom Billjagigebirge von links der schäumende Billjagibach herab, dessen Wasser für das beste Trinkwasser in der Umgegend gilt. Auf den Alpenwiesen des Billjagi weiden hunderttausend Schafe der Digoren. Bald gelangen wir zu einer hochheiligen Stätte, wo der aus der Schlucht Wolla-kom hervorkommende Songuti-Don[1]) sich mit dem Uruch vereinigt und eine ziemlich große Halbinsel bildet. Der Ort heißt Mazuta, was so viel bedeuten soll als „Begegnung". An diesem geweihten Orte, wo die Gebeine ihrer Ahnen ruhen, versammeln sich die vier Gesellschaften der Digoren zu bestimmten Zeiten, um über gemeinschaftliche Angelegenheiten, wie Vertheilung der Abgaben, Bau der Wege ꝛc. zu berathen. Die einzelnen Gemeinden lassen durch ihre Aeltesten abstimmen, welche unter dem Vorsitz eines Alterspräsidenten tagen. Dieses Todtenfeld (olmarta) macht mit seinen Grabmälern einen ganz eigenthümlichen, hochinteressanten Eindruck. Ob hier nur Digoren begraben sind? Das Gedächtniß des Volks reicht jedenfalls nicht hinan in jene altersgraue Zeit, welcher die ältesten Gräber entstammen. Das Fehlen aller und jeglicher Inschriften läßt nur Vermuthungen zu. Das Oeffnen der Gräber würde vielleicht einiges Licht schaffen in der dunklen Frage über die frühere Bevölkerung dieser Thäler. Daß diese Grabmäler nicht bloß verschiedenen Zeiten, sondern ganz verschiedenen Völkern angehören müssen, damit wird jedermann einverstanden sein, der diese Stätte besucht. Wir bemerken hier vier Arten von Grabmälern. Erstens: aufrecht stehende, unbehauene Steine von wenigstens 9' Höhe, 2' Breite und ½—1' Dicke.[2]) Es sind ihrer wohl ein Dutzend. Sie mögen wohl die ältesten Ueberbleibsel längst entschwundener Zeiten sein. Sie erinnern unwillkürlich an die Steine israelitischer Kirchhöfe. Ob nicht wirklich auch Israeliten unter denselben ruhen? Daß solche einst in großer Zahl hier überall gewesen, darauf deutet die Ueberlieferung des Volks, nicht weniger auch der rein semitische Typus, welcher so oft unter den Digoren bemerkt wird. Darauf deuten auch zwei Denksteine bei Stur-Digor, von denen folgendes erzählt wird: Ein Jude hatte sich eine Digorin zur Frau erwählt und sie geheirathet. Die Brüder der Frau tödteten den Juden heimlich und riefen dann die Schwester zu sich unter dem Vorwand, ihr etwas Wichtiges mittheilen zu wollen. Als sie kam, machten sie ihr Vorwürfe, daß sie einen Juden geheirathet, und theilten ihr mit, daß sie ihren Mann umgebracht hätten. Aber sie antwortete: „In diesem Fall will ich auch nicht mehr leben" und entleibte sich vor ihren Augen. Sie wurde an der Seite ihres Mannes bestattet. Der zweite Typus von Gräbern sind die an arabische, resp. maurische Baukunst erinnernden Mausoleen, wie man solche in der Kabarda, in Karatschai, Bolkarien, Ossetien ꝛc. trifft. Auf würfelähnlicher Basis erhebt sich eine massive, vielkantige, nach oben spitzig zulaufende Kuppel. Eine kleine Oeffnung in einer der Seiten läßt in den inneren Raum blicken, wo die Leiche auf bloßer Erde beigesetzt wurde. Eines dieser Mausoleen ist mit einem steinernen Turban und mit einem Hirschgeweih geschmückt, was wohl bedeuten soll, daß der hier Bestattete ein Sultan oder Chan und ein großer Jäger vor dem Herrn war. Eine dritte Art von Gräbern sind die in ihrer Form an Sarkophage erinnernden Bauten aus Feldsteinen, deren Basis ein längliches Rechteck von ca. 8' Länge und 3—4' Breite bildet. Die Leiche ist unter den Steinen in einem Grabe bestattet. Der vierte Typus stellt ein kleines steinernes Haus dar, aus Feldsteinen gefügt. Das Dach ist ein Giebeldach, welches durch ein primitives Gewölbe getragen wird. Die kleine Oeffnung bildet ein sehr rohes Bogenfenster. So sehen die uralten Kirchen in Ossetien, auch in Georgien aus. In einem solchen Hause, das in Mazuta rechts kurz vor der Brücke sich an den Bergabhang anlehnt, erleuchtete ich das Innere durch ein angezündetes Papier: da bemerkte ich auf der rechten inneren Langseite zwei Bretter, welche nach Art von Nioten in die Wand eingelassen waren. Das eine Brett war leer, auf dem andern lag das Skelett einer großen Frau, an welchem noch vermoderte Kleiderreste zu sehen waren. — Die modernen Grabsteine sind in Mazuta nicht vertreten. Es sind das aufrecht stehende Steine von 4 bis 5' Höhe und 2' Breite, welche oben in eine kopfartige Rundung (soll den Turban darstellen) auslaufen. Sie sind bunt bemalt, mit Sprüchen aus dem Koran versehen. Auf der unteren Fläche des Steins sind Waffen und ein Pferd gar zierlich aufgemalt. Um das Kunstwerk vor der Unbill der Witterung zu schützen, ist dasselbe sehr oft mit einer Bretterverschalung versehen, welche, etwas vorspringend, auch die freigelassene Vorderseite schützt. Diesen neuen Typus der Grabdenkmäler und die oben genannten mit Ausnahme des ersten — der aufrecht stehenden Steine — finden wir allenthalben in Digorien und im nördlichen Ossetien, so beim digorischen Machtschesk und im ganzen Thal des Songuti-Don, dann im ossetischen Sgid, Nusal, Misur ꝛc. Im südlichen Ossetien habe ich ähnliches nirgend gesehen. In Mazuta wird auch der Stuhl des Narten Soslan gezeigt. Das ist ein großes Felsstück, in dessen flacher Oberseite sich eine Vertiefung befindet. Die Sage erzählt, daß der Narte Soslan hier müde vom Wandern sich ausgeruht und mit seinem gewaltigen Körper eine Vertiefung eingedrückt habe. Weiter oben im Thale des Wollakom-don liegen links vom Wege drei mächtige Felsbrocken, unter denen sich noch die Spuren einstiger Höhlen befinden. Hier sollen auch Narten gewohnt haben. Es wird erzählt, man habe dort Werkzeuge von riesiger Größe gefunden.

Die Sage von dem Riesengeschlechte der Narten ist fast überall bei den kaukasischen Völkern verbreitet. Daß solche eine einigermaßen reelle Unterlage hat, davon habe ich mich auf meiner diesjährigen Reise überzeugt. In Kunim in Bolkarien sah ich in einem Mausoleum Knochen eines Ober- und Unterschenkels, sowie eines Fußes von ganz ungewöhnlicher Größe. Wir hielten die Knochen, ehe wir den Fuß sahen, für Pferdeknochen. Leider haben wir die Dimensionen nicht gemessen. In Mazuta wird das Grab einer Riesin gezeigt, das Skelett derselben ist leider verschwunden; im ossetischen Aul Misur am Ardon hat man vor einigen Jahren beim Graben neuer Gräber ebenfalls zwei ganz auffallend große Skelette zutage gefördert. So weisen also einige, allerdings rein zufällige Gräberfunde darauf hin, daß in diesen Gegenden einmal ein Geschlecht gewohnt hat, welches die jetzige Generation an Größe und Kraft weit übertroffen hat. Die zu Uebertreibungen so sehr geneigte Phantasie, die bei ungebildeten Völkern um so üppiger wuchert, hat dann auf dieser realen Unterlage ihre tollsten Blüthen getrieben. Sollten nicht auch da und dort in verschiedenen Gegenden Europa's, wo die Sagen von Riesen im Volksmunde fortleben, solche zufällige Gräberfunde den Anstoß gegeben haben?

[1]) Dieser Songuti-Don entsteht aus dem vom Adai-Choch herabkommenden Skatti-kom- und Dargen-kom-don.

[2]) Ich habe solche Steine sonst nirgend gesehen, erinnere mich aber irgendwo gelesen zu haben, daß man in Kamunte (Digorien) unter solchen Steinen Kistengräber gefunden, welche aus Schieferplatten zusammengelegt waren.

Bei Mazuta verlassen wir das Thal des Uruch, der sich nun nach Norden wendet. Wir konnen die Umgebung der digorischen Aule Donisars und Sadelesk und die Felsen sehen, in welchen die heilige Höhle Olissai-Dona (beschrieben in meinen „Kaukasischen Reisen und Studien" S. 131 u. ff.) liegt. Wir reiten nach S.-O. in die merkwürdige Schlucht Wolla-kom. Man glaubt sich ins Mittelalter, in die Zeit der Raubritter, ins obere Donauthal, ins Lauterthal oder ähnliche versetzt, denn fast jeden der steil ansteigenden Berge krönt eine Burg. Einige dieser Burgen sind noch gut erhalten, z. B. die Stammburg der reichen Fürsten Tuganow bei Machtschesk, eine sehr umfangreiche Befestigung, andere liegen in Trümmern und nur die Reste einzelner Thürme ragen noch in die Lüfte. Die Landschaft ist sehr kahl. Um was sich die Herren jener Burgen gestritten, läßt sich kaum errathen. Zwang sie die Blutrache, so hinter festen Mauern und Thürmen auf schwer zugänglichen Bergspitzen Schutz zu suchen? Oder waren es Raubritter, welche dem Wanderer und den Karawanen auflauerten? Dann müßte durch diese Schlucht ein viel betretener Handelsweg geführt haben. Das ist ja möglich, obgleich der Weg über den 8533' hohen Paß Kion geführt haben müßte. Es kann sein, daß dieser Weg vom Ardon aus benutzt wurde, zu einer Zeit, wo es nicht gerathen schien, sich in das Vorgelände des nördlichen Kaukasus hinauszuwagen und von da in den Flußthälern in die Berggegenden hinaufzusteigen. Neben den Burgen fallen die an den Bergabhängen bald in größeren, bald in kleineren Gruppen zerstreuten zahlreichen Mausoleen und Grabdenkmäler auf. In Machtschesk hielten wir kurze Rast und besahen uns das dortige Schulhaus. Das große Schulzimmer reicht für die sich mit großem Eifer zur Schule drängenden Kinder nicht aus. Wo kaum für fünfzig Platz ist, lernen jetzt 90 Knaben und, was bei der dortigen Bevölkerung viel sagen will — neun Mädchen. Wir sprachen mit einigen 8—10jährigen Knaben, welche uns auf unsre Fragen sehr vernünftige Antworten gaben und sich in der russischen Sprache sehr gewandt zeigten. Die Kinder scheinen sehr begabt und aufgeweckt zu sein, dennoch gebührt dem Lehrer, einem Osseten, alles Lob.

Ueber zwei mittelhohe Pässe gelangten wir an einigen kleineren Aulen vorbei gegen Abend nach Goliát, welches auf einer Anhöhe liegt. Dieser Aul und die zwei unten im Thal liegenden Aule Kamunte und Duutoe sind die östlichsten Vorposten der Digoren. Goliát macht mit seinen Thürmen und zweistöckigen Häusern einen recht stattlichen Eindruck. Drunten in Duutoe, sagte man uns, hielten sich jetzt eben zwei Fremde mit ausländischen Bergführern auf. Nach langem Hin- und Herfragen erfuhr ich endlich, daß einer der Reisenden der bekannte Alpensteiger und Photograph hochalpiner Landschaften, Hr. Sella, sei. Viele seiner Photographien sind u. a. im kaukasischen Museum zu sehen und lassen einen wunderbaren Einblick thun in jene großartige Welt des ewigen Schnees und Eises, die so selten eines Menschen Fuß betritt. —

Nachdem wir nun Digorien durchquert, wollen wir versuchen, eine möglichst eingehende Beschreibung dieses interessanten Volksstammes zu geben. Wie wir gesehen, wohnen die Digoren hauptsächlich am Oberlauf des Uruch und an seinem Zufluß Songuti-don. Der Mittellauf des Uruch ist wenig bevölkert, dort treffen wir nur das große Dorf Wolno-Nagometanskoje und die Farmen und Güter der reichen Familie Tuganow. Einzelne Enclaven der Digoren finden wir noch bei Moskol, wo sie seit Ende des vorigen Jahrhunderts von der russischen Regierung angesiedelt wurden. Der Mangel an Land, das rauhe Klima und das Entgegenkommen der Regierung, welche jeder Familie 20 Rubel zahlte und Land anwies, veranlaßte viele, die Berge zu verlassen, andere kamen gezwungen mit. Daß ihre Sitten dort milder wurden, versteht sich von selbst, namentlich seitdem verschiedene Vertreter des Stammes als Kosaken im Heere dienen, wo sie sich als tapfer und zuverlässig bewähren. So sind die Digoren der Ebene schon etwas civilisirt, was sich auch vielfach in der äußeren Bauart der Häuser ausdrückt, welche sich von denen der russischen Kosaken wenig unterscheiden. Uns interessiren aber mehr die Bergdigoren, welche sich in ihren abgeschlossenen Schluchten ihre urwüchsige Originalität erhalten haben.

Früher lebten wohl einmal alle Digoren, ebenso wie die Osseten in der Ebene;[1]) man nimmt an, das sie bis zum Don und dem Asow-Meer, ja noch weiter sich erstreckt haben. Man glaubt das aus den Namen der Flüsse Don und Donau schließen zu dürfen. Man hat die Digoren auch mit den Magyaren in Verbindung gebracht. Das läßt sich nicht so ohne weiteres abweisen. Factum ist: Nr. 1, daß die Digoren sich selbst Madjaren nennen; Nr. 2, daß sie von einem verwandten Volke wissen, welches sich vor langer, langer Zeit von ihnen getrennt und in den fernen Westen gezogen; Nr. 3, daß man, allerdings nicht sehr häufig, auf Typen stößt, welche an die Ungarn erinnern. Dagegen spricht (wenn wir von der Sprache ganz absehen) der großentheils rein arische Typus der Digoren, welche sich von den Osseten kaum unterscheiden, und das Bewußtsein der engen Verwandtschaft mit dem ossetischen Volk, welche sich selbst Iron (Iraner) nennen und von der Existenz eines magyarischen Volkes nichts wissen, geschweige denn von einer Verwandtschaft mit demselben. Ich mache mir große Vorwürfe, daß ich nicht auch verschiedene Familiennamen nur aufgeschrieben, vielleicht hätten sie einige Fingerzeige gegeben.

Die Dörfer der Digoren liegen in der Regel an solchen Stellen, wo sich die Thalsohle etwas erweitert und Ackerbau möglich ist, oder in der Nähe leicht zugänglicher Weideplätze und guter Heuschläge. Die Häuser sind terrassenförmig an die Halden angelehnt. Sie sind meist zweistöckig, aus unbehauenen Feldsteinen, ohne Cement gefügt, nur die Innenseite ist verstrichen und getüncht. Der untere Stock ist für das Vieh und die Wirthschaftsgeräthe bestimmt, der obere dient als Wohnraum und hat in der Regel eine Art Veranda oder Balcon. Eine Eigenthümlichkeit des digorischen Hauses besteht darin, daß die vordere Wand des Hauses aus dicken Brettern gefügt ist. Die Thüröffnungen sind auffallend niedrig, die Fenster klein. Das flache Dach fällt leicht nach einer Seite ab, so daß das Wasser ablaufen kann. Der Fußboden der inneren Räume besteht aus festgestampfter Erde. Mitten im Zimmer befindet sich eine Platte, d. h. Feuerstelle, über welcher an einer Kette der Kessel herabhängt. Dieser häusliche Herd gilt als höchstes Heiligthum, und kein Digore tritt eine Reise an, ohne auf die Platte zu treten und die Kette mit der Hand zu berühren, wobei ein Gebet um glückliche Reise und Rückkehr gesprochen wird. Von Thürmen ist in den Dörfern am Uruch wenig zu sehen, desto häufiger sind solche am Songuti-don. Sie sind ungemein massiv und haben viereckige, nach oben sich allmählich verengende Form. Die Gassen der Dörfer sind eng und krumm, auch recht schmutzig, während es in den Häusern ziemlich sauber aussieht. Die Digoren machen den Eindruck eines gesunden, kräftigen Volkes. Ihr Wuchs ist eher groß als mittel, und völlig proportionirt. Das Gesicht ist sauber und hat gesunde, etwas bräunliche Farbe. Die Nase ist stark und edel geformt. Adlernasen kommen selten vor und meist nur bei Individuen mit hellem oder röthlichem Haar. Die

[1]) Eine andere Ueberlieferung läßt sie aus Cruſien kommen; sie sollen durch georgische Zaren zum Schutz gegen die nordischen Völker hier angesiedelt worden sein.

Mehrzahl hat dunkles oder schwarzes schlichtes Haar, welches kurz geschoren ist. Der Bartwuchs ist ziemlich spärlich. Der untere Theil des Gesichts tritt etwas zurück und wird durch ein kurzes, rundes Kinn abgeschlossen. Die Augen sind graublau und schwarz, der Mund hat edle Form. Wenn ich das Volk mit den Osseten des nördlichen Kaukasus vergleiche, so möchte ich sagen, daß die Digoren etwas derber und gröber gebaut erscheinen. Der Osseie am Ardon macht in seinem Auftreten mehr den Eindruck eines Gentleman, während der Digore etwas Bäuerisches an sich hat. Was den Charakter des Digoren anbelangt, so kann ich nicht anders sagen, als daß die Leute den Eindruck eines ehrlichen und arbeitsamen Volkes machen; doch sind sie große Schwätzer und lieben zu streiten, wobei es immer sehr laut hergeht. Die unbedingte Achtung des Alters ist ein schöner Zug; in Gegenwart des Aelteren dürfen die jungen Leute sich weder setzen noch sprechen.

Die Kleidung der Männer ist im großen und ganzen dieselbe wie bei den andern kaukasischen Völkern. Auf dem Leib wird ein baumwollener Kaftan (kurat) meist von dunkler Farbe getragen, darüber die Tscherkesska (tsoccha) schwarz oder grau, mit einem Gürtel (rona), der mit Silber- und Goldblech verziert ist; gewöhnlich fehlt derselbe. Die Beinkleider sind mäßig weit. Die Fußbekleidung bilden welche Pantoffeln (dsaburta), dicke Strümpfe (mestalta) mit Ledergamaschen (sangatta). Für Fußtouren ist die arketa im Gebrauch, ein Schuh, dessen Oberteder ein Stück Fell mit nach außen gekehrtem Haar bildet, während die Stelle der Sohle ein Schnurnetz vertritt, auf welches ein Büschel weichen Grases gelegt wird. Zum Schutz gegen Kälte und Regen dient die Burke (nimat). Den Kopf bedeckt die Pelzmütze oder der Filzhut mit herabgeschlagener Krämpe (chuda, auch chut = Hut) und der Baschlyk (daslak vom tatarischen Worte basch = Kopf). Der Stolz des Digoren sind seine Waffen, für welche er oft den letzten Kopeken ausgibt: das Pistolet (damdaza), oder der Revolver (kerrach), der Dolch (katá), der Säbel (achsargnrd) und das Gewehr (top).

Die Kleidung der Frauen besteht aus dem Frauenhemd mit weiten Aermeln (carnador-chadona), dessen Kragen und Aermel oft mit silbernen oder goldenen Borten (bit) verziert sind. Auf der Brust wird ein verzierter Einsatz aufgelegt. Als Oberkleid dient eine Art Tscherkesska mit engen Aermeln, mit Posamenten verziert. Die Fußbekleidung ist die dsaburta, oft auch europäische Stiefelchen. Das weibliche Costüm unterscheidet sich vom männlichen eigentlich nur durch das Kopftuch (fata).

Die Hauptbeschäftigung der Digoren sind Landbau und Viehzucht. Der Boden, gewissenhaft gedüngt und bearbeitet, gibt reichlichen Ertrag, doch haben diese Leute viel zu wenig Land. Die schweren Arbeiten verrichten in der Regel die Männer, sie bestellen das Feld, sie besorgen den Transport und Verkauf verschiedener Producte in der Stadt, während die Frauen sich mehr mit der Wirthschaft beschäftigen; dabei weben sie verschiedenes Wollzeug, sind geschickt in Anfertigung von silbernen und goldenen Borten und Schnüren. Die Hauptnahrung ist der tschurek, das ist Brod aus Mais, welcher von der Ebene gebracht wird, Milch und Käse, und vor allem der wohlschmeckende und nahrhafte Kefir. Fleisch wird selten genossen. Bei besonderen Gelegenheiten werden Käsekuchen (achtschin) bereitet und arak, d. i. Schnaps, gebrannt, auch Bier (braga) aus Gerste und Hafer gebraut, von meist sehr zweifelhafter Qualität. Diese auch in Ossetien vielfach gebraute braga ist eine Art dünnflüssiger Mehlsauce, der etwas Hopfen, manchmal auch Honig beigefügt wird; sie ist weder appetitlich anzusehen, noch appetitlich zu trinken. Das eigentliche gegohrene Bier dagegen ist klar und sehr stark, ist aber selten anzutreffen.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. **Das Princip der Publicität in Deutschland** Dargestellt von Dr. Karl Pflug. Erlangen, Max Mende. —. Man versteht unter Princip der Publicität zweierlei: einmal die rechtliche Anordnung, daß gewisse Handlungen öffentlich vorgenommen, in ein öffentliches Buch eingetragen werden müssen, um Rechtsgültigkeit und Rechtswirksamkeit zu haben, und weiter die Vorschrift, daß die Eintragungen dieses Buches für den, der im guten Glauben an ihre Richtigkeit eine darauf bezügliche Rechtshandlung vorgenommen hat, als richtig gelten und die Rechtshandlung daher die ihnen entsprechenden Wirkungen nach sich zieht, auch wenn der wirkliche Sachverhalt mit dem Vortrag des Buches nicht übereinstimmt. Daß die Verwendung des Ausdrucks in dieser letzteren Richtung nicht glücklich ist, läßt sich nicht bestreiten; doch spricht für sie nun einmal die Gewöhnung und die Schwierigkeit, eine bessere Bezeichnung für den etwas complicirten Gedanken zu finden. Oeffentlicher Glaube des Buches, Rechtskraft der Eintäge und ähnliche Fassungen sind vorgeschlagen worden, ohne sich einzubürgern; eher gebräuchlich ist die Auseinanderhaltung von formeller und materieller Publicität, wobei man, wenn der Ausdruck Publicität ohne Zusatz gebraucht wird, in der Regel an die materielle, also an den ferner liegenden Begriff denkt. Diese Ungenauigkeiten erklären sich daraus, daß das Princip der Publicität sich nicht als Folge unsres allenthalben auf die römischen Grundsätze aufgebauten Rechtssystems, sondern als ein Widerspruch zu demselben, als ein Zurückgreifen auf germanische Rechtsanschauungen herausstellt. Am Anfang unsres Jahrhunderts noch wenig angewendet, hat dieses Princip seither ein Gebiet des Rechtslebens nach dem andern ergriffen und ist insbesondere für den Privatcredit in seinen wichtigsten Fällen grundlegend geworden. Eine genaue Darstellung, wie dieses Princip in den einzelnen darauf gestützten Gesetzen ausgearbeitet ist, insbesondere in der Richtung der materiellen Publicität, ist nothwendig. Die Schrift von Pflug ist mit Fleiß gearbeitet und genügt, um einen Ueberblick über die sich ergebenden Fragen zu gewinnen. Der allgemeine Theil ist besser gelungen, als der besondere, der sich mit den einzelnen Registern befaßt. Zu kurz ist jedenfalls das Handelsregister weggekommen, das bei der kargen Regelung durch das Handelsgesetzbuch eine ausführliche Entwicklung der einzelnen Gedanken dringend erheischt. Die wichtige Frage, wie es zu halten ist, wenn der Registerrichter einen unrichtigen constitutiven Eintrag gemacht, z. B. eine Actiengesellschaft eingeschrieben hat und nachträglich im Gesellschaftsvertrage wesentliche Mängel entdeckt, läßt sich aus den bei Pflug gegebenen Ausführungen nicht richtig lösen.

-ff- **Schwarzer Diamant.** In der Natur kommen ebensowohl in Brasilien als am Cap der Guten Hoffnung durchsichtige Diamanten vor, die Einschlüsse von mannichfach wechselnder Form enthalten. Diese Einschlüsse können von verschiedenartiger Beschaffenheit sein; die weitaus zahlreichsten sind indeß schwarz und tiefern in, wenn sie häufig sind, wenigstens auf den oberflächlichen Anblick hin, jene bestimmte Varietät krystallisirten Kohlenstoffs, die man mit dem Namen „schwarzer Diamant" bezeichnet. Diese schwarzen Diamanten aber bestehen, wie der französische Mineralog Henri Moissan nachzuweisen sucht, aus einer Varietät Kohlenstoff, die von dem Diamanten verschieden ist. Ein sog. schwarzer Diamant nämlich, im Gewicht von 2.2365 g, der einige kleine durchsichtige Striche zeigte, wurde von Hrn. Moissan in ein Stück Leinwand gewickelt, auf einen Amboß gelegt und mit dem Hammer zerschlagen. Er zersprang beim ersten Schlag und lieferte eine sehr genaue oktaedrische Zuspitzung. Moissan zermalmte die ganze Masse des Steins in einem Abiche'schen Mörser, und dieser Pulverstaub, von schwarzgrauem Ansehen, enthielt, wie unter dem Mikroskop zu Tage trat, die Ueberreste zahlreicher — Kröten. Man erhitzte dann ungefähr 1 eg von dem Pulver in einer Bohême'schen Glasröhre, durch die man Sauerstoff leitete. Die Temperatur war 200 Grad niedriger als die Verbrennungstemperatur des Diamants. Der Versuch dauerte eine halbe Stunde. Durch Barytwasser ließ sich sehr genau eine leichte Entwicklung von Kohlensäure feststellen, sie hörte jedoch bald auf. Nach der Abkühlung verlor der Diamant seine graue Farbe, er wurde weiß, und unterm Mikroskop zeigte sich kein Rest mehr von Krötenbestandtheilen. Die schwarze Masse, die dieser Diamant einschloß, war also in dem Sauerstoff verbrannt, indem sie Kohlensäure lieferte. Der Diamant hatte seine Durchsichtigkeit wieder erhalten. Der Versuch gelingt aber nur, wenn der schwarze Diamant in sehr feines Pulver zerrieben wird. Ein Splitter eines Diamants wurde zwar auf dieselbe Weise wie

Digitized by Google

der Staub erhitzt, er entfärbte sich aber nicht. Vielleicht gelänge der Versuch, meint Moissan, wenn man den Diamant in comprimirtem Sauerstoff erhitzt.

The English Dialect Dictionary. Seit Jahren wird in England ein Dialektwörterbuch vorbereitet, ein nationales Werk, ähnlich wie das Schweizer Idiotikon. National, nicht nur, weil es tief in das Sprach- und Geistesleben des Gesammtvolkes einblicken läßt, sondern weil Hunderte von Männern und Frauen aus Alt-England ihm ihre Kräfte gewidmet haben. Ueber eine Tanne wiegt das zusammengebrachte Zettelmaterial. Nach langer sorgsamer Vorbereitung ist man in diesem Jahre zur Veröffentlichung geschritten. Die wissenschaftliche Gediegenheit ist durch die Namen der Herausgeber J. Wright und W. Skeat verbürgt. Es fehlt nichts, um das seines gleichen suchende Werk der Vollendung zuzuführen, als — Geld. Das reiche England, mit seinem ausgesprochenen Nationalbewußtsein bringt 1200 Pfund im Jahre nicht auf und sucht Besteller im Auslande auf. Noch ist die nöthige Zahl (1200) nicht erreicht! Noch hat man, wie es scheint, in England ebenso wenig erkannt, was man, was die Wissenschaft und das Volk an einem Mundartwörterbuch besitzt. Das große Land wird von der Schweiz tief, tief beschämt, die englische Regierung und die gelehrten Gesellschaften von dem bayerischen Kronprinzen Ludwig (I) und der bayerischen Regierung und Akademie — der 20er und 30er Jahre weit, weit in den Schatten gestellt. Mögen diese Zeilen dem englischen Unternehmen einige deutsche Gönner zuführen! Der Jahresbeitrag beträgt 1 Pfund.

Würzburg. O. Brenner.

* **Berlin.** Geh. Rath E. du Bois-Reymond bedarf, der letzthin verbreiteten Nachricht entgegen, vorläufig doch noch größerer Schonung. Aus diesem Grunde hat in seinem Auftrage Prof. Immanuel Munk, Vorsteher der speciell physiologischen Abtheilung der physiologischen Universitätsanstalt, zu Bois-Reymonds Hauptcolleg über specielle Physiologie zu lesen begonnen. — Professor Behring und Privatdocent Dr. Knorr berichteten, wie bekannt, vor einiger Zeit, daß ihnen die Herstellung eines Wundstarrkrampf-Antitoxins gelungen sei, dessen Anwendung für die Praxis anzurathen wäre. Jetzt liegt in der neuesten Nummer der „Deutsch. med. Wochenschr." eine Nachricht über die Anwendung des Antitoxins beim Menschen vor. Sie kommt aus dem Hospital zum h. Geist in Frankfurt a. M., aus Dr. Caprivi leitet. Es handelte sich um eine mittelschwere Erkrankung an Wundstarrkrampf bei einem 25jährigen Kesselschmied. Mit der Behandlung wurde, nach dem Berichte des Dr. Willemer, am neunten Tage nach Beginn der Erkrankung begonnen. Es wurde zweimal Antitoxin eingespritzt. Nach der ersten Einspritzung trat in dem subjectiven Befinden des Kranken und in den Krankheitserscheinungen eine deutliche Besserung ein. Erst nach der zweiten Einspritzung kam es zu einer nachhaltigen, wenn auch langsamen Besserung, die zur völligen Heilung führte. Dr. Willemer ist vorsichtig in der Beurtheilung der Wirkung des Antitoxins. Weiß man doch, daß Wundstarrkrampf auch in einer gewissen Zahl von Fällen bei der bisher üblichen Behandlungsweise heilte. Eines aber hebt der Bericht hervor: „Es steht fest, daß eine Menge von 9 Gramm hundertfachem Normalantitoxin, einem Menschen innerhalb kurzer Frist eingespritzt, von diesem ohne nachweisbare üble Nebenwirkung ertragen worden ist."

* **Berlin.** Auch das ägyptische Museum hat nach dem amtlichen Bericht im zweiten Quartal dieses Jahres eine Reihe neue Erwerbungen zu verzeichnen. Die Vermehrung betraf besonders die Papyrussammlung. Neben einer sehr beträchtlichen Menge demotischer, griechischer, koptischer und arabischer Papyrus wurden einzeln erworben: ein kleiner Fund hieratischer Papyrus, geschäftliche Briefe aus dem Ende des neuen Reichs (etwa 11. oder 12. Jahrhundert v. Chr.), ein griechischer Kaufvertrag, ein Grundstück betreffend, aus dem Jahre 6 Ptolemäus' X. und seiner Mutter Kleopatra (111 n. Chr.), ein koptischer Papyruscodex, der drei bisher unbekannte gnostische Schriften enthält (eine von diesen wird schon um das Jahr 185 von Irenäus angeführt). — Unter den erwähnten Alterthümern sind hervorzuheben: ein Bronzespiegel, dessen Griff eine Frau darstellt (neues Reich); zwei Thonflaschen derselben Zeit von einer bei ägyptischen Töpferwaaren seltenen Feinheit (die Henkel der einen werden von einem Neger und einem Asiaten gebildet; die andere trägt einen Frauenkopf als Ausguß); verschiedene Skarabäen und Kettenglieder, darunter der bisher nur in zwei Exemplaren bekannte Skarabäus des fremden Königs Jabekher; ein Bronzefigürchen des Gottes Set, eine der wenigen bekannten Figuren dieses Gottes. Assessor v. Oppenheim machte den Granitkopf eines äthiopischen Königs und ein von ihm in Mosul erworbenes mittelalterliches Thongefäß zum Geschenk. Andere Geschenke erhielt die Abtheilung von den Professoren Schweinfurth und Stobbe. Das Studienmaterial vermehrte sich um 236 Photographien und eine größere Anzahl von Abdrücken.

* **Göttingen.** Dr. Edler, Generalsecretär des hiesigen landwirthschaftlichen Hauptvereins und Assistent am landwirthschaftlichen Institut der Universität, nimmt einen Ruf als außerordentlicher Professor für Landwirthschaft an die Universität Jena an.

* **Weimar.** Der Großherzog hat im Einvernehmen mit den übrigen Erhaltern der Gesammtuniversität Jena den Lic. theol. Dr. phil. Karl Vollers in Kairo zum ordentlichen Professor für orientalische Philologie und Director des orientalischen Münzcabinets in Jena ernannt.

* **Magdeburg.** Seit mehreren Tagen werden in dem hohen Chor unseres altehrwürdigen Domes nach den Angaben des Baurath Angerath Ausgrabungen vorgenommen, um eine unterirdische Capelle aufzufinden, die gemäß den Aufzeichnungen des Domherrn Kaspar a. Ohr (etwa 1650) in der Nähe des Grabmals Kaiser Otto's d. Gr. (936—973) vorhanden sein soll. Diese Arbeiten führt, der „Magd. Ztg." zufolge, Premierlieutenant Brandt mit einigen Mannschaften des Pionierbataillons aus. Unter dem Hochaltar ist nach dem Steinsarge Kaiser Otto's unter erheblichen Schwierigkeiten ein Minengang vorgetrieben. Man hat mehrere hundert Jahre alte, aber vorzüglich erhaltene Knochen- und Schädelreste (u. a. auch einen mit Säbelhieb an der Stirn) vorgefunden und ist in den letzten Tagen auf verschiedene kleine Bauwerke gestoßen, die der Vermuthung Raum geben, daß es gelingen werde, die besagte unterirdische Capelle mit ihrem interessanten Inhalt aufzufinden.

* **Münster.** Der Privatdocent für Zoologie Dr. Fritz Westhoff ist infolge der Verletzung durch einen Stacheldraht im Alter von 36 Jahren gestorben.

* **Czernowitz.** Der Privatdocent an der Universität in Wien Dr. Eugen Ehrlich ist zum außerordentlichen Professor des römischen Rechts an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Zürich.** Im Auftrag der Schweizerischen Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler werden gegenwärtig unter Leitung des Dr. H. Zeller-Werdmüller Ausgrabungen auf dem Burghügel der Maasburg bei Effretikon vorgenommen, die im alten Zürichkrieg 1444 von den Eidgenossen erobert und zerstört ward. Obgleich die Arbeiten bis jetzt hauptsächlich am äußeren Umfang der Ringmauer stattfanden, sind schon eine Anzahl bemerkenswerther Fundstücke, wie Eisengeräthe, Thürbeschläge und verzierte Ofenkacheln zutage gefördert worden, die den Sammlungen des Landesmuseums einverleibt werden. — Im Canton Uri soll eine Reihe alter Baudenkmäler renovirt werden: die Thürme in Silenen und Hospenthal, die Zollbrücke in Göschenen und die Burgruine Attinghausen Schiller'schen Angedenkens. Die Ankaufssumme für die Burgruine hat der Verein für Geschichte und Alterthümer aus eigenen Mitteln aufzubringen, zu den Kosten der Renovationsarbeiten trägt der Bund bei.

* **Turin.** Wie hiesige Blätter melden, arbeitet Professor Lombroso jetzt an einem neuen Werk, das „Il santo" heißen und das Leben solcher Heiligen, die sich durch besonderen Asketismus oder Mystizismus ausgezeichnet haben, wissenschaftlich (?!) behandeln wird.

dt. **Stockholm.** Der von der schwedischen Regierung mit einer Specialexpedition nach Spitzbergen beauftragte Dr. Gerhard de Geer hat in diesen Tagen an das Cultusdepartement Bericht erstattet. Der Zweck der mit großen Kosten ins Werk gesetzten Expedition bestand in einer genauen Aufnahme der geologischen und topographischen Verhältnisse des gesammten Inselbezirks. Der Expedition gehörten neun Theilnehmer — Officiere, Seeleute und Geometer — an. Die wichtige Dienstleistung der photographischen Aufnahmen war dem Conservator des Strömstädter Museums, Hansson, übertragen. Das erste Reiseziel bildete der ausgedehnte Isfjord an der Westküste, der als für die Schiffahrt am leichtesten zugänglich gilt. Dort langte man auf der „Virgo" am 20. Juni an und traf mit Andrée zusammen, der sich bereits einige Wochen auf der Insel aufhielt und de Geer mit schätzbaren Rathschlägen über Verproviantirung und Reiseart auf den steilen, klippenreichen Eisrücken des Innenlandes an die Hand gehen konnte. De Geer führte zunächst ein gut gesichertes Depot für Lebensmittel und wissenschaftliche Reiseapparate auf,

Digitized by Google

worauf man in drei je sieben Fuß langen, sehr schmalen Rudererbooten die Reise in die vielverzweigten Arme des Isfjords antrat. Bei dem ungemein erschwerten Fortkommen über fortgesetzt wechselndes, mehr oder minder scharf coupirtes Terrain lag ein Theil des mitgenommenen Proviants schon nach den ersten vierzehn Tagen aerioren. Da die Instrumente in gutem Zustande waren, mochte de Geer sich dennoch nicht dazu entschließen, zurückzukehren, um so weniger, als es in den erreichten Hinterlandsdistrikten von nordischem Wildgethier aller Art geradezu wimmelte. Die bei den Combinationen der Triangelpunkte und sonstigen geometrischen Aufnahmen nicht benöthigten Leute wurden unter Hanssons Befehl gestellt, der nun die naturwissenschaftliche Sammlung zu vervollständigen und für die hinreichende Versorgung der Expeditionsküche aufzukommen hatte. De Geer bot sich auf diese Art Gelegenheit, die Vielseitigkeit der Spitzberger Fauna genau kennen zu lernen. Mitte Juli wurden an einem Tage drei Eisbären erlegt, deren Fleisch der Mannschaft trefflich mundete. Ihnen folgten im Laufe der nächsten Tage mehrere Rennthiere, die bekanntlich auf Spitzbergen noch wild auftreten. Trotz der reichen Beute war der Fleischvorrath stets bald aufgezehrt, da die mitgenommenen Hunde stets den Löwenantheil für sich beanspruchten. Wenig Gefallen fand die Expedition an dem thranduftenden Fleisch der Weißwale, deren de Geer persönlich mehrere zu erlegen das Glück hatte. Auch die zahlosen Arten nordischer Schwimmvögel, die in den bis dahin von keines Menschen Fuß durchquerten Einöden ihre Brutstätten aufgeschlagen hatten, fanden nur geringen Beifall. Auch konnte de Geer sich nicht entschließen, mehr als nöthig von den im Brutgeschäft stehenden, wenig wohlschmeckenden Vögeln abschießen zu lassen. Interessant war es zu sehen, daß die ihrer Eltern beraubten Jungen sich sofort bei dem nächsten Gelege unter „Schutzaufsicht" stellten, die den kleinen Waisen nun ihren gefiederten Verwandten auch gern gewährt wurde. Als hervorragende Delicatesse bezeichnet de Geer die Eier der Polarvögel, die seinen Leuten eine kräftige und angenehme Kost boten. Auch das Fleisch des Seehunds, zumal der jungen Thiere, ist nach ihm besser als sein Ruf. Nach achtwöchiger Tour von Westen nach Osten war der mitgenommene Vorrath an photographischen Platten erschöpft, außerdem hatte sich das Sammlungsmaterial dermaßen gehäuft, daß man sich zur schleunigen Rückkehr entschließen mußte. Unter allerlei Fährnissen, die die Ausdauer der Mannschaft auf keine geringe Probe stellten, kam man im August glücklich wieder bei der Adventbay an, ergänzte schleunigst, um die Jahreszeit nach Möglichkeit auszunützen, die wissenschaftlichen Hülfsapparate und trat die weitere Fahrt in den unbekannten Osten an. Diesmal ging die Reise nun zu Schlitten oder auf Skis, während die Boote an Andrée zur Verfügung abgegeben wurden. Am 15. August bereits hatte man die Küste wieder in Sicht, und nach weiteren drei Wochen, in denen jede Minute aufs angestrengteste ausgenutzt werden, war die ganze Arbeit abgeschlossen. Mitte August hatte de Geer eine Zusammenkunft mit dem norwegischen Walfänger „Maiyen", welcher sich erbot, die Expedition nebst Sammlungen für den Fahrpreis von 1000 Kronen nach Tromsö zu landen, falls nicht de Geer bis zum 15. September Mittags 12 Uhr mittelst eines anderen Fahrzeugs dort bereits eingetroffen sei. So freundlich dies Angebot gedacht war, so verhängnißvoll wäre es um ein Haar der Expedition geworden. Diese dehnte die Rückkehr nach der Adventbay um einige Tage aus, die de Geer zu geodätischen Forschungen benützte, darüber versäumte man die Abfahrt der „Viego", während der Walfänger in Folge heftigen Seesturmes über hundert Meilen nach Süden verschlagen wurde, so daß er erst am 26. September in Tromsö anlangte. Dort war man inzwischen wegen des Schicksals der de Geer'schen Expedition besorgt gewesen, und in der That wurde so der Reisegesellschaft, die sich bereits in der Adventbay auf einen unfreiwilligen Winteraufenthalt einzurichten begann, erst kurz vor Thoresschluß Erlösung aus der sich dicht zusammenschließenden Eisrinde zutheil. Was die wissenschaftlichen und praktischen Ergebnisse der Reise betrifft, so erklärt de Geer Spitzbergens Klima im Unterlandgebiet für außerordentlich mild. Dafür zeuge die immerhin achtbare Reichhaltigkeit der arktischen Flora und die überraschende Ueberzahl an höher entwickelten Thierformen. Geologisch von großer Wichtigkeit ist die gemachte Wahrnehmung, daß die Küste vor dem großen, in zahlreiche Nebenarme ausstrahlenden Isfjord eine Senkung des festländischen Inselrückens darstellt, die sich unzweifelhaften Anzeichen zufolge noch in historischer Zeit ganz oder theilweise vollzogen hat. Aehnlich wie gewisse Nordsee-Inseln, sähe danach das große Inselgebiet von Spitzbergen dem Schicksal entgegen, ein Raub der Polargewässer zu werden. Nur einige im Osten sich hinziehende Höhenrücken würden als widerstandsfähige, kahle Granitruppen wahrscheinlich nach Jahrhunderten, wenn das letzte thierische Leben auf ihren Gletschern erstarrt ist, Zeugniß ablegen von dem ehemaligen Bestehen einer sich bis nach Skandinavien hin erstreckenden, continuirlich zusammenhängenden Landmasse. Die geographische Erschließung der Insel im engeren Sinne ist durch de Geer vollendet worden. Sein im Maßstabe von 1 : 100,000 ausgeführter Kartenplan bietet ein vollkommen auf wissenschaftlicher Basis, ohne jede Conjecturalergänzung aufgenommenes Gesammtbild. Die technischen Schwierigkeiten, die bei den Messungen zu überwinden waren, boten außerdem Anlaß zu einer schätzbaren Reihe von Erfahrungen, die bei den strategischen Aufnahmen der nordskandinavischen Fjeldmessungen nutzbringend verwerthet werden können. An wichtigen photographischen Aufnahmen konnten über 1200 Platten retouchirt werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 12. bis 13. November folgende Schriften eingegangen:

Emil Engelmann: Homers Odyssee in freier Umdichtung für das deutsche Haus. Mit vielen Bildern nach Tischbein u. a. 2. Aufl. 1. Lfg. Stuttgart, Paul Neff. — H. Beand: Heinrich von Brabant, das Kind von Hessen. Historische Erzählung aus dem 13. Jahrhundert. 5. bis 6. Tausend. (Aus der Geschichte des deutschen Volksstammes. I.) Ebd. 1897. — Sannenschein in Schatz und Haus. Ein Jahrbuch aus dem Verlag von A. G. Liebeskind. Leipzig 1896. — J. C. Andeä: Heroen. Griechische Heldensagen für die Jugend. 6. Aufl. Leipzig, Seibel u. Bruckhaus 1896. — R. K. Keil: Von der Schulbank nach Afrika. Irrfahrten zweier deutschen Knaben. Mit 47 Abbildungen. 2. Aufl. Ebd. 1897. — B. Ernst: Peitze, wer sich ewig bindet. Roman. Berlin, Bong u. Comp. — Hans Richter: Vergeltung. Roman. Ebd. — Derselbe: Frauenherzen. Roman. Ebd. — F. v. Kapff-Essenther: In der kleinsten Hütte. Roman. Ebd. — Karl Eduard Klopfer: Glücksspiel am Hofe. Roman. Ebd. — Annie Byck: Führe uns in Versuchung. Roman. Ebd. — August Speel: Die Söhne des Hrn. Budwaj. Dichtung. 2 Bde. München, C. H. Beck 1897. — Dr. Adolf Matthias: Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin? Ein Buch für deutsche Väter und Mütter. Ebd. 1897. — Ernst Zahn: Bergvolk. 3 Novellen. Zürich und Leipzig, Th. Schröter 1897. — *De-Mauri:* L'Amatore di oggetti d'arte et di curiosità. Mailand, Ulrich Hoepli 1897. — Ruins Schuld und ihre Sühne. Wort- und Tondichtung für die Schaubühne in 7 Theilen. 1. Th. Kain. München, Ph. L. Jung. — Arthur Achleitner: Das Jochkreuz. Erzählung. B. Renz: Am Ibenstein. Roman. A. Fehr. v. Perfall: Die Tragödin. Roman. Rudolf Elcha: Weltflüchtig. Roman. F. v. Kapff-Essenther: Die graue Mauer. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 1—5.) Berlin rc., Hermann Hilger. — Karl Blitz: Ein toller Tag. Literarische Posse mit Gesang und Tanz in 4 Acten. Berlin, J. A. Stargardt 1896. — Karl v. Arnswald: Gedichte. Göttingen, Lüder Horstmann 1897. — Karl Gleitz: Künstlers Erdenwallen. Lebensbild. Mit Musikbeilagen und Bildniß des Verfassers. 1. Th. Op. 16. Berlin, W. Grascuth 1896. — Zeitschrift für bildende Kunst. 8. Jahrg. 1. Heft. Oct. 1896. Leipzig, E. A. Seemann. — Anton Speingee: Handbuch der Kunstgeschichte. 4. Aufl. der Grundzüge der Kunstgeschichte. Illustrirte Ausgabe. IV. Die Renaissance im Norden und die Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts. Ebd. 1896.

Neu erschienen:

Liederbuch für Deutsche Studenten.

5. verb. Aufl. 129. Eleg. in Wachstuch geb. 1 M., in Ganzleinwand mit Biernägeln 1.80 M.

Dies Büchlein soll unsere Kommersbücher nicht ersetzen. Aber diese sind zu umfangreich geworden. Nur eine kleine Zahl ihrer Lieder wird wirklich auf der Kneipe gesungen. Auch sind die Melodieen meist bekannt und leicht gelernt. Hier finden Sie eine Auswahl des Besten und Sangbarsten, ohne Melodieen, hübsch gedruckt auf starkem holzfreiem Papier, in leichtem Wachstuchenband zu billigstem Preis, für jede Tasche, namentlich auch zum Gebrauch bei Ausflügen geeignet. Die 5. Auflage ist sorgfältig durchgesehen und vermehrt worden, so daß das Büchlein nunmehr über 200 von kundiger Hand ausgewählte (die beliebtesten und neuesten) Lieder enthält. (15839)

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Jahrgang 1896. München, Montag, 16. November. Nummer 266.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpeditionen.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Aeseafcht.
Reise in die Thäler des Tschorók, Uruch und Ardon. III. Von C. Hahn. — Verkehrseinrichtungen und Straßenpolizei in London. — Mittheilungen und Nachrichten.

Reise in die Thäler des Tschorók, Uruch und Ardon.

Von C. Hahn (Tiflis).

III.

Was die Sprache der Digoren anbetrifft, so gehört sie, wie die ossetische, zur indoeuropäischen Gruppe, hat aber entschieden ebenso wie diese allerlei fremde Elemente in sich aufgenommen. Man kann da und dort lesen, daß die Digoren allerdings einen dem Ossetischen verwandten Dialekt sprechen, daß sich aber beide Volksstämme gegenseitig nicht verstehen. Bemerkenswerth ist, daß das Digorische in der Ebene mehr und mehr das Ossetische verdrängt. Es soll weicher und wohlklingender sein. Das habe ich nun nicht finden können, im Gegentheil scheinen mir die schreienden gutturalen Laute der Digoren viel weniger angenehm, als die ossetische Rede. Damit sich diejenigen der Leser, welche sich für diese Sache interessiren, eine kleine Vorstellung von der Aehnlichkeit beider Sprachen und von ihrer Zugehörigkeit zur indoeuropäischen Gruppe machen können, habe ich mir einige Wörter aufgeschrieben. Zuerst Zahlwörter: Eins heißt auf digorisch je-u, auf ossetisch ju, zwei dua—due, drei arta—arta, vier zuppar—zpar, fünf fons—fons, sechs acdsas—akschusch, sieben aft—aft, acht ast—ast, neun farast—farast, zehn das—das, zwanzig sads—sads ꝛc. Eigenthümlich ist, daß im Digorischen und Ossetischen auch die Zahl zwanzig als Grundzahl gilt: dreißig ist gleich zwanzig + zehn, vierzig zweimal zwanzig ꝛc. Eine Parallele dazu finden wir in der grusinischen Sprache. Von Hauptwörtern habe ich folgende verzeichnet: Vater digorisch fida, ossetisch fed; Mutter mada—mad, Bruder arwada—achsche—mar, Schwester choara—cho, Sohn lakou—firt, Tochter kisga—tscheschi, Pferd bach—bach, Kuh chok—guk, Schaf fus—fus, Hahn uasanga—uaschak, Huhn kark—kark, Mensch lak—lak, Frau ossa—us, Wasser don—don, Milch achschir—achschir, Ei aika—aik, Brod tzoll—tzull, Haus chazara—chazar, Berg chonch—choch (vgl. hoch) ꝛc. Die Zeitwörter endigen im Digorischen alle auf u, so z. B. gehen za-un, kommen arza-un, sitzen batun, liegen kan, schlafen chussun, essen chorun, trinken noisun ꝛc. Der gewöhnliche Gruß des Digoren ist: Aga sarzo! (komm lebendig und gesund!), beim Osseten Dadon chors! (dein Tag sei gut!) oder: Dafandag rast! (dein Weg sei glücklich!). Von männlichen und weiblichen Vornamen finde ich folgende in meinem Notizbuch: Zarai (= lebe), Imail, Sau-kuj (schwarzer Hund), Kubadi, Mairan, Inal, Inaluk (der Neue); weibliche Namen sind: Kjeba, Surmé, Sardan (die Lustige), Tzada (Distel), Dadau (Taube) ꝛc. Diese Namen sind von Bedeutung insofern, als man daraus ersehen kann, wie wenig Einfluß die christliche Kirche auch bei den christlich getauften Digoren hat.

Und nun zur Religion. Die Religion der Digoren, von welchen officiell ein Drittel Christen, zwei Drittel Mohammedaner sind, ist eine eigenthümliche Vermischung des Christenthums und Islams mit dem Heidenthum; auch mosaische Elemente sind unschwer zu erkennen. Die Christen wohnen vorzugsweise in den Bergen, die Mohammedaner in der Ebene. Spuren alter christlicher Kirchen finden sich sehr selten, im Thal des Songuti ist eine alte Kirchenruine, welche der Königin Tamara von Georgien zugeschrieben wird. Das Christenthum mag wohl aus Grusien eingedrungen sein. Jetzt stehen in allen größeren Aulen russische Kirchen, aber das Christenthum kann nicht recht durchdringen; die alten heidnischen Gebräuche haben zu tiefe Wurzeln gefaßt. Ein altes christliches Denkmal wird in der Nähe von Stur-Digor gezeigt, wo ein eisernes Kreuz in einen Baum eingewachsen ist. Vor diesem Baum werden Opfer dargebracht, er gilt für heilig, keine Frau darf sich demselben nähern. Nicht bloß heilige Bäume, auch heilige Haine (idawog) existiren in Digorien ebenso wie in Ossetien; außer den Geistlichen darf dort niemand Holz fällen. Die christlichen Digoren haben außer ihren Kirchenfeiertagen noch eine Menge eigener Feste, welche merkwürdigerweise in „männliche“ und „weibliche“ getheilt werden. Jene werden nur von Männern und zwar mit „blutigen Opfern“ gefeiert, diese nur von Weibern mit sogenannten „unblutigen“ oder Milchopfern. Derlei Opfer werden dargebracht Gott dem Vater (Chuzaw), Gott dem Sohn (Kreschte), den alttestamentlichen Propheten, dem heiligen Georgius, dem Schutzgott der Wanderer, dem heiligen Nicola, dem Gott der Gesundheit, Nunbari, dem Gott der Thiere, Falwari, dem Gott der Ernte, Chualer-dar, dem Gott der Felder, Buduri-isad, dem Schutzgott der einzelnen Familien und des Hauses, Fazbaden, den Geistern des Wassers, zum Schutz gegen Ueberschwemmung ꝛc. Die Opferstätten sind heilige Bäume und Haine, die Höhen der Berge, Höhlen, Feld und Haus. Der gewöhnliche Ritus bei Darbringung der blutigen Opfer (Ochsen, Kühe, Schafe, Ziegen) ist der, daß die Thiere unter Absingung entsprechender Gesänge von dem ältesten der Anwesenden geschlachtet werden. Das Blut wird in einem Gefäß aufgefangen und in der Erde verscharrt; das Fleisch wird verzehrt, die Knochen an der Opferstätte zusammengelegt, der Kopf des Thiers an einem Baume aufgehängt oder auf einer Stange aufgesteckt. Dem Chualerdar, dem Gott der Ernte, sind zwei Feste geweiht. Vor der Ernte (kuft) findet eine Anrufung des Gottes statt, daß die Schnitter alle gesund bleiben und sich mit ihren Instrumenten keinen Schaden thun mögen. Das Hauptfest dieses Gottes aber fällt in den Herbst. Jeder Hauswirth bereitet eine besondere Garbe aus verschiedenen Arten des gebauten Getreides: aus Hirse, Gerste, Roggen, Weizen. Die Garbe ist sehr groß und wiegt einige Centner. Diese Garbe wird ins Haus gebracht und der Hausvater wendet sich an seine Hausgenossen mit folgender Ansprache: „Der Gott der Ernte hat uns ein reiches Jahr gegeben, wir wollen ihm

Digitized by Google

dafür danken und ihn um eine gute Ernte für das nächste Jahr bitten; wir wollen zu Ehren des Gottes uns freuen und lustig sein!" Sofort wird die Garbe auseinandergenommen und jede Sorte besonders gelegt; aus der Hirse wird arak gebrannt, aus dem Weizen bacari, eine Art schwarzen Bieres, gebraut, aus den andern Getreidearten andere Getränke bereitet. Alle Hauswirthe suchen das Fest an einem und demselben Tage zu feiern. Verschiedene Gerichte aus Ochsen- und Schaffleisch werden bereitet, zahlreiches Geflügel wird geschlachtet. Dann versammelt sich die Familie und verrichtet ein gemeinsames Gebet. Nach dem Gebet streut die Hausfrau einige Körner in eine hölzerne Schale, geht im Zimmer auf und ab und spricht: „Gott! Gott! schicke uns viel Hirse ins Haus herein und jage die Ratten und Mäuse hinaus!" Dann setzt man sich zu Tisch. Nach der Mahlzeit begießt man sich gegenseitig mit Bier. Ein anderes Fest, welches alljährlich in jedem Hause stattfindet, ist das Fest des Hausheiligen. Dasselbe wird in der Nacht gefeiert. Es wird ein Bock geschlachtet, dessen Blut in einem Gefäß aufgefangen und in die Erde vergraben. Das Fleisch wird zubereitet und aus Hirse die „braga" gebraut. Zu Mitternacht versammeln sich alle Glieder der Familie. Die Männer gehen in die Scheune und verrichten Gebete zum Schutzgott, danken ihm für alles Gute des vergangenen Jahres und bitten um neuen Segen für das neue Jahr. Dann trinken sie „braga" und essen ein für diesen Tag besonders zubereitetes Fleischgericht: die gekochte Leber eines Bocks wird in kleine Stücke geschnitten, die kleinen Stücke zu fünf, sieben, zwölf (nicht anders) in Eingeweidefett gewickelt, dann das Ganze auf Haselnußstöcken gebraten und gegessen. Während der Handlung herrscht tiefes Schweigen. Nach dem Gebet kehren die Männer ins Haus zurück und nehmen an der allgemeinen Mahlzeit theil.

Die „weiblichen" Feste unterscheiden sich in ihrem Ritus wenig von einander. Zu Ehren des Nunbari, des Gottes der Gesundheit, wird ein Opfer veranstaltet, wenn im Hause ein Kranker gesund werden soll. Ueber dem Haupt des Kranken wird ein Stück geräucherten Fisches mit einer Silbermünze aufgehängt. Wird der Kranke gesund, so versammeln sich die Frauen des Hauses mit ihren Nachbarinnen unter einem Baum und bringen dem Gott der Gesundheit Dankgebete und Opfer dar. Sie nehmen Käsekuchen (achtschin), einen Krug Milch und das Stück Fisch mit, welches über dem Haupt des Kranken gehangen hat. Die älteste der Frauen spielt die Rolle der Priesterin; sie legt die Käsekuchen unter dem Baum nieder, nimmt den Milchkrug in die Hand und geht, heilige Lieder singend, mehreremale um den Baum herum, ihn mit Milch begießend. Die übrigen Frauen folgen hinterdrein. Ist die Milch ausgegossen, so setzen sich alle unter dem Baum nieder und verzehren die Kuchen und den Fisch. Dann gehen sie weiter, nicht ohne vorher an dem Baum durchlöcherte Münzen aufgehängt zu haben. Diese Münzen gelten für heilig. Niemand darf sie berühren, ohne die Strafe des Himmels auf sich herabzubeschwören. Seitdem aber einige Waghälse solche Münzen gestohlen haben, ohne daß sie des Himmels Strafe betroffen, gibt sich die Dorfjugend eifrig mit Stehlen des Geldes ab. Kaum haben sich die Frauen entfernt, so wird der Baum geplündert.

Die Pocken, welche ihre eigenen Heiligen (alaurdi) haben, scheinen früher in Digorien öfter aufgetreten zu sein; jetzt wird vielfach geimpft, und sie sind seltener geworden. Wenn ein Kind an Pocken erkrankt, so versammeln sich die Freundinnen des Hauses mit der Mutter am Bette des Kranken, halten dabei drei flache Brode über dasselbe, auf welchen Weihrauch angezündet wird, und tragen solche um das Bett herum. Dabei wird folgender Gesang gesungen: „O helle alaurdi! Wir beten zu euch; lachend und spielend kommt ihr gnädig zu uns; weiße Stiere werden wir euch schlachten, mit weißem Tüll dem Kinde Kühlung wehen! Dann werden wir euch bereiten gute Käsekuchen aus Roggen von chunsar, aus Weizen euch brauen schwarzes Bier. Wir werden euch schicken dahin, wo auf der Erde weiche Watte ausgebreitet ist, damit ihr sanft ruhet. Machet unser Kind gesund, dann werden wir euch silberne Flügel anheften und ihr werdet wieder in eure Heimath fliegen."

Von verschiedenen Gebräuchen will ich eine Hochzeit in Digorien schildern. Die jungen Leute beider Geschlechter verkehren eigentlich nicht mit einander, so daß diejenigen, welche eine Ehe schließen, selten einander vorher kennen. Die Männer heirathen in der Regel mit 25, die Mädchen mit 19 Jahren. Da der Bräutigam die Kosten der Hochzeit bezahlen und außerdem einen bedeutenden Kalym für die Braut geben, auch die Verwandten der Braut beschenken muß, so muß er oft jahrelang schwer arbeiten und sparen, um sein Ziel zu erreichen. Wenn einem jungen Mann ein Mädchen gefällt, so theilt er es durch einen guten Freund seinen Eltern mit. Dieser führt alle Verhandlungen mit den Eltern. Sind sie einverstanden, so werden zwei Freier zu den Eltern der Ausersehenen geschickt. Dazu wählt man ältere Leute, Freunde des Hauses, welche gut zu sprechen verstehen. Die Eltern des Mädchens werden vorher durch eine Frau im Vertrauen benachrichtigt, daß Freier kommen werden. Die ganze Sache wird streng geheim gehalten. Niemand im Dorfe darf etwas davon erfahren. Wenn die Frau gute Nachricht bringt, so treten die eigentlichen Freier auf, die Werbung wird öffentlich und die Verlobung durch einen garkanak, d. i. „Ausschreier", im Dorf bekannt gemacht. Die Verlobung findet immer Abends vor Donnerstag oder Sonntag statt. Die Freier (minuwartar) bringen die Geschenke des Bräutigams: zwei Paar gute Strümpfe, Halbstiefelchen, Galloschen, goldene Ringe, seidene Tücher, Stoff zu einem Kleid ꝛc. Die Eltern des Mädchens lassen darauf pro forma ihre Tochter fragen, ob sie heirathen wolle. Gegen den Willen der Eltern will sie nicht handeln, sagt also zu. Hierauf gibt der Bräutigam den arwat, d. i. Kalym, zur Aussteuer (100—120 Rbl.). Nach Empfang desselben machen die Eltern der Braut den Eltern des Bräutigams ihre Aufwartung und danken für die Ehre. Es wird ein Abendessen und ein Trinkgelage (kaes) veranstaltet. Von jetzt an muß sich die Braut versteckt halten, sie darf sich niemandem, auch dem Bräutigam nicht, zeigen.

Zur Hochzeit, zu welcher das ganze Dorf eingeladen wird, wird viel gekocht und gebacken und verschiedene Getränke bereitet, auch Virtuosen auf der Harmonika und Balalaika eingeladen. Der Bräutigam wählt sich ein Gefolge, kinzgonta, aus. Mit diesem zieht er unter Gesängen und zahlreichen Schüssen zum Hause der Braut; unterwegs suchen die jungen Bursche durch Reiterkünste zu glänzen. In einem besonderen Zimmer wird der Bräutigam von den Verwandten der Braut erwartet. Dieser steigt vom Pferde und tritt mit seinen Kameraden ins Haus. Er bedeckt das Gesicht mit einem Tuch, nimmt 20—30 Rubel in die Hand und läßt sich unter den im Kreis herumsitzenden Frauen herumführen. Man führt ihn zur ältesten Frau, welcher er Geld und ein Stück Zitz in die Hand legt. Dafür erhält er einen halben Eimer Rothwein, stark versüßt, und ein Theebrett mit allerlei Speisen und Naschwerk. Der Bräutigam bedankt sich und geht zurück, das Gesicht den Frauen zugewendet; im Nebenzimmer wird Wein und Naschwerk vom Gefolge vertilgt.

Unterdessen kleidet man die Braut an, ihr Costüm unterscheidet sich nicht von dem gewöhnlichen. Nur wird

Digitized by Google

der Kopf mit einem Tuch, das Gesicht mit der chisa (Schleier) bedeckt. Sobald die Braut fertig ist, wird der Bräutigam verständigt und Hab und Gut der Braut ins Haus des Zukünftigen gebracht. Der Bräutigam begibt sich zur Kirche, seine Kameraden gehen zur Braut ins Schlafzimmer, wo die Eltern dieselbe mit dem Muttergottesbild segnen und sie dann dem anschnargin, d. i. Brautführer, übergeben, welcher sie unter dem Geleite der Angehörigen zur Kirche führt. Außer dem anschuargin wird die Braut noch von einer Freundin, dschinarkin mada, begleitet. An der Kirche empfängt der Bräutigam die Braut. Die Trauung erfolgt nach russischem Ritus. Aus der Kirche wird die Braut auf dem nardnn, einer mit einem Pferde bespannten Arba, begleitet von der Brautmutter und dem Gefolge des Bräutigams, ins Haus gebracht. Dort salbt ihr die Mutter des Bräutigams die Füße mit Fett, was beständigen Wohlstand bedeuten soll, auch wird sie vorher unter der Hausthüre mit Confect überschüttet, was dem Aberglauben zufolge eine glückliche Ehe garantirt. Die Hochzeitsgäste versammeln sich nun zum Schmause, an welchem das junge Paar nicht theilnimmt. Die junge Frau wird ins Schlafzimmer geführt, wo sie sich drei Tage aufhalten muß, ohne sich daraus zu entfernen. Der Bräutigam dagegen bringt drei Tage im Hause eines Freundes zu und schleicht sich nur des Nachts zu seiner jungen Frau. Nach drei Tagen erscheint die Mutter der Neuvermählten beim Bräutigam und bringt ihm die Geschenke der jungen Frau: eine Tscherkesska, ein Beschmet, einen Baschlyk, Posamente, Schuhe, allerlei Speisen und Getränke ꝛc. Sie fleht den Segen des Himmels auf das junge Paar herab und ruft dann einen jungen Burschen aus dem Kreis der Verwandten, welcher mit der Spitze eines Bratspießes den Schleier vom Gesicht der jungen Frau wegnimmt. Diese Ceremonie wird chichesan genannt. Damit sind die Hochzeitsfeierlichkeiten beendigt und das junge Paar lebt nun offen mit einander. Von nun an trägt die junge Frau nicht mehr nur einen Zopf, sondern drei Zöpfe, deren zwei das Gesicht rechts und links einrahmen, während der dritte hinten herunterhängt.

Von anderen Bräuchen seien noch kurz die Leichenfeierlichkeiten erwähnt. Sobald ein Digore stirbt, wird die Gemeinde durch den garkanak in Kenntniß gesetzt, Klageweiber werden bestellt und alle Vorbereitungen zur Beerdigung und zum Leichenschmaus getroffen. Die Leiche wird von den Angehörigen gewaschen, in Zitz eingebunden und auf einem Brett zu Grabe getragen. Dann beginnt der Leichenschmaus, an welchem das ganze Dorf theilnimmt und welcher oftmals die Hinterbliebenen ganz und gar an den Bettelstab bringt.

An Sagen und Liedern sind die Digoren sehr reich. Jene leben im Volksmunde fort. Ich gebe hier einige derselben zum besten. Daß die Digoren nicht wenig stolz auf ihre Schlauheit sind, beweist das Sprichwort: „Auf der ganzen Welt ist niemand im stande, den Teufel zu fangen, außer den Digoren.“ Gefangen aber hat den Teufel der digorische Narte Sekina, und zwar auf folgende Weise: Sekina ging eines Tages Heu mähen. Gegen Abend kommt plötzlich ein zottiges Ungeheuer in Menschengestalt auf ihn zu, es war der böse Geist saitan. In einiger Entfernung machte das Ungethüm Halt, und er erschrak sehr. Als er sich ein wenig vom Schrecken erholt, nahm er die Sense wieder zur Hand und mähte weiter. Der Satan machte mit einem Stock ganz die gleichen Bewegungen. Oho! dachte Sekina, wenn du alles nachmachst, so kann ich dich überlisten. Er nahm einen Strick und band sich Hände und Füße. Der Teufel drehte sich aus Gras Stricke und band sich ebenfalls Hände und Füße. Jetzt machte Sekina sich frei; der Teufel wollte ein gleiches thun, aber er war nicht im stande, die Bande zu lösen. Sekina näherte sich ihm und wollte ihn auf den Arm nehmen und forttragen, aber der Satan war zu schwer. Er flehte den Narten an, er möge ihn doch loslassen, er werde ihn und sein Haus mit Glücksgütern überschütten. Der aber dachte, man wird mich auslachen, wenn ich sage, daß ich ein solches Ungeheuer gefangen und es wieder losgelassen habe. Deßhalb band er ihm einen Strick um den Hals und zog ihn hinter sich her und brachte ihn glücklich nach Haus. Die Leute staunten das Ungeheuer an. Sekina zog den Teufel in seine Stube und band ihn dort fest. Als der sah, daß er nicht loskommen könne, verhängte er schwere Krankheiten über die Kinder des Hauses. Aber auch das machte keinen Eindruck auf den Hausvater. Plötzlich starb von den Gliedern des Hauses eines nach dem andern. Jetzt bat Sekina den Teufel, er möchte ihm doch kein Leid mehr thun und die Verstorbenen ihm wieder zurückgeben, er wolle ihn ja gern loslassen. Und er ließ ihn frei. Der Teufel ging fort, aber diejenigen, welche im Hause noch am Leben waren, wurden in Schlangen verwandelt. Noch wird das Haus des Sekina auf einem Berge bei Machtschesk gezeigt. Es liegt in Trümmern und man vermeidet den Ort als „nicht geheuer“. Nur einmal im Jahre bringt die Familie Sekinaew, welche von Sekina abstammen will, bei diesem Hause Opfer dar.

Viele Digoren sind gewandte Jäger. Das edle Wild, der Thur, wird von ihnen auf den hohen Bergen mit Gefahr des Lebens gejagt. Bei Gelagen recitiren die Schmausenden ein Lied folgenden Inhalts: Asas Zibe und Chulman waren gewaltige Jäger vor dem Herrn. Einst gingen sie zusammen auf die Jagd. Sie beschlichen einen Thur. Chulman schoß ihn an, aber der Thur floh in die unzugänglichen Berge, von welchen die Lawinen kommen. Asas war ein listiger Mensch. Er rieth dem Chulman, nach dem Thur zu gehen: denn, sagte er, es kann nicht schwer sein, ihn zu finden; auch muß er hier nahe liegen. Chulman verfolgte mit seinem Hunde Samur die Fährte des Thurs. Aber er ging durch einen Schneesturz zu Grund. Der Hund winselte, als sein Herr verschwand, lange suchte er ihn vergeblich und lief endlich heim. Dort fing er schrecklich zu winseln an. Die Mutter des Jägers errieth, daß etwas außerordentliches geschehen sein müsse. Da rief sie das ganze Dorf zusammen und bat um Hülfe. Aber niemand wußte, wo man den Verunglückten suchen solle. Unter dem Volk, welches sich versammelte, befand sich auch Asas. Als der Hund ihn bemerkte, bellte er ihn an. Da sagte der Vater Chulmans zu Asas: „Siehst du? Der Hund bellt dich an, weil du meinen Sohn ins Unglück gebracht hast.“ Man suchte und suchte allenthalben, aber man fand nichts. Da ging auch Chulmans Hund hinaus, er schnüffelte und schnüffelte und wühlte endlich an einer Stelle den Schnee auf. Man grub nach und fand den Thur und den Jäger. — Das Lied verherrlicht ebenso die Treue des Hundes, wie es den Eigennutz und die Selbstsucht des Asas an den Pranger stellt.

Ich habe schon oben erwähnt, daß ein Theil der Digoren zu Ende des vorigen Jahrhunderts in die Ebene übergesiedelt wurde. Daß vielen der Abschied von den Bergen, an welchen nun einmal die Bergbewohner der ganzen Erde mit rührender Liebe hängen, nicht leicht wurde, zeigt folgendes Lied, das in der Poesie vieler Völker seine Pendants hat.

„Gestern verlangten meine Glieder zu schlafen,
Aber vor Zorn konnte ich die Augen nicht zumachen;
O Berge, o Heimath!
Wie soll ich noch leben ohne euch?
‚Lache, lache über dich!‘
Sagte mir die Heimath.

Digitized by Google

Wie ein großer Ebee (Alpdruck) liegt es mir auf der Bruſt,
Weinen will ich ohne Ende.
O Berge, o Heimath!
Wie ſoll ich noch leben ohne euch?
Ich habe eure Kinder, euer Kleinen
Zur Freude meines Herzens genähret,
Ich habe ihre Knochen und ihre Leiber
Im Mutterſchoß bewahrt.
O Berge, o Heimath!
Jetzt am Tage der Gewalt bin ich ſchwach geworden,
Da ihr in zwei Theile ſeid getheilt
Und ihr ſeid nicht mehr im Stande,
Geeinigt an einem Orte für mich euch zu ſchlagen.
O Berge, o Heimath!"

Wie in manchen Gegenden Deutſchlands die Kinder in der Sylveſternacht oder zu Dreikönig herumziehen und um Gaben flehen, ſo ziehen in Digorien zu Neujahr die Knaben von Hof zu Hof und ſingen:

„Neues, neues Jahr!
Die Hausfrau ſoll einen Sohn gebären! Hoi! Hoi!
Der Hausherr ſoll viel Hirſche tödten! Hoi! Hoi!
Das Huhn ſchreit, daß ihr uns einen Schenkel vom Schafe gebt,
Der Hahn ruft, daß ihr uns einen Ziegenfuß gebet,
Grauen Branntwein in grauer Flaſche,
Schwarzes Bier in ſchwarzer Flaſche,
Und Nüſſe eine volle Schale!
Haltet uns nicht auf, wir müſſen noch in andere
Häuſer gehen!"

Sie erhalten in der Regel ein Stück Brod und Fleiſch.

Wo im Laufe des Jahres ein Kind geboren wird, da kommen die Jungen wieder im November am Georgoba, d. i. Feſt des heiligen Georg. Sie ſingen folgendes Lied:

„Aus dieſem Hauſe, an dieſem Tag,
Aus ihm mögen kommen Tauſende!
Der Hausherr ging aus nach Beeren,
Einen Ochſen und eine Kuh hat er nach Haus gebracht.
Auf dem ſchwarzen Berge brüllt ein ſchwarzer Stier,
Auf dem weißen Berge brüllt ein weißer Stier,
Da fängt der Wind an zu kneifen!
Steh auf, ſteh auf! Hausfrau!
Zünde ein großes Licht an!
Bring uns Käſe, welcher unter dem Käſe liegt,
Und Fett, welches unter dem Fette liegt.
Schneide ab ein großes Stück,
Dann wirſt du geſund deine Hand brauchen können.
Wenn du ein kleines Stück abſchneideſt,
Wirſt du dir die Hälfte der Hand mit abſchneiden!
Hinter den Gipfeln der Berge ſteigt die Sonne auf;
Wie die Sonne die Gipfel der Berge vergoldet,
So ſollen deine Geſchäfte im Hauſe leuchten!"

Auf dieſe eindringlichen Bitten und ſchönen Wünſche kann natürlich die Hausfrau nicht umhin, die Kinder zu beſchenken, wenn auch nicht gerade mit dem „unterſten Käſe" und dem „unterſten Fett", welche als die beſten gelten.

Verkehrseinrichtungen und Straßenpolizei in London.

λ Der dauernde Widerſpruch, in welchen die Cabdriver oder Londoner Droſchkenkutſcher mit den Behörden und weiteren Kreiſen des Londoner Publicums gerathen, läßt eine Schilderung der Londoner Verkehrsanſtalten beſonders zeitgemäß erſcheinen. Gleich von vornherein ſei bemerkt, daß der Londoner Droſchkenkutſcher oder „Cabby", wie ihn die Londoner mit einer Art von Koſenamen nennen, eine durch und durch volksthümliche Figur iſt. Der „Cabby" zeichnet ſich nicht nur durch einen oft geradezu köſtlichen Humor und ſchlagfertigen Witz aus; er bemüht ſich auch, beſonders Damen gegenüber, den äußeren Anſtand eines Gentleman zu bewahren. Dadurch bekommt ſein ganzes Auftreten nicht ſelten etwas würdevoll Groteskes, ſehr dazu geeignet, ſeine Fahrgäſte in gute Laune zu verſetzen. Dazu iſt er ein wirklich unübertroffener Fahrkünſtler; ſein zweirädriges Cab, welches er von einem am Dach der Hinterwand des Wagens angebrachten Bock aus, über den Kopf des Wageninſaſſen lenkt, ſo daß der Fahrgaſt einen vollen freien Ausblick über die Straße nach vorwärts und ſeitwärts hat, iſt vielleicht das eleganteſte, zweckmäßigſte und leichteſte Gefährt des geſammten öffentlichen europäiſchen Fuhrweſens. Der Cabdriver weiß dieſes Fahrzeug mit einer Schnelligkeit, Sicherheit und Leichtigkeit durch die oft von Fuhrwerken übervoll beſetzten Straßen Londons zu lenken, welche geradezu Bewunderung herausfordert. Er verdient den Shilling für die nicht zu kurze einfache Fahrſtrecke recht ehrlich, und beinahe noch mehr die erhöhte Fahrtaxe bei den in der engliſchen Metropole oft ungeheuer weiten Entfernungen. London zählt etwa 70,000 ſolcher Cabs und vierrädriger Droſchken; ſie ſind durch keine andern der ſonſt zu Gebote ſtehenden Verkehrsmittel irgendwie zu erſetzen; nicht einmal durch die Londoner Stadtbahn, die, wie allbekannt, hier zum größeren Theil unterirdiſch läuft und deßhalb auch Untergrundbahn heißt.

Rein techniſch genommen, iſt dieſe Untergrundbahn gewiß ein bewundernswürdiges Werk. Man hat ſich nur einmal zu vergegenwärtigen, welch ungeheure Erdarbeiten nöthig waren, um die oft breit, groß und hoch angelegten Bahnhöfe herzuſtellen, mit ihrem meiſtens drei und vier Häuſerſtock tief unter dem Straßendamm liegenden Niveau. Dieſe Bauart, wenn auch recht koſtſpielig, war dennoch durch den Raummangel und die Rückſicht auf den ſonſtigen Wagenverkehr durchaus geboten. Zunächſt war die Untergrundbahn hauptſächlich für die eigentliche Geſchäftsſtadt Londons, die City, berechnet. Die „City" beſteht ihrem innerſten Kern nach nur aus Geſchäftshäuſern und aus recht alten, häufig genug ſehr engen Gaſſen, welche während der Geſchäftszeit, alſo etwa von Morgens neun Uhr bis Abends ſieben Uhr ſchon ohnedies von allerlei Fuhrwerk mehr als überfüllt ſind. Nach ungefährer Schätzung führt die Untergrundbahn täglich etwa zwei Millionen Menſchen vom Weſten und den Vorſtädten in dieſes eigentliche Herz des Londoner Geſchäftslebens. Das kann nicht wundernehmen, wenn man bedenkt, daß mit den Verhältniſſen vertraute, ihrem Vaterlande treu gebliebene deutſche Kaufleute die in der Londoner City jährlich abgeſchloſſenen Geſchäfte an Zahl allen während der gleichen Zeit im geſammten Deutſchland gemachten Geſchäften gleichſtellen. Daraus möge man einen Schluß auf den Menſchen-, Wagen- und Frachtenverkehr in dieſem Theile der Themſeſtadt ziehen. Trotz ihrer für ſolch ungeheuren Verkehr unſchätzbaren Dienſte hat die Untergrundbahn indeß ſehr große Schattenſeiten. Die ſtets von Dampf geſchwängerte Luft in ihren unterirdiſchen Bahnhöfen wirkt ebenſo ungeſund auf die Athmungsorgane, wie der ſchnelle, meiſtentheils vollkommen unmittelbare Wechſel von Tageslicht und Dunkelheit auf die Augen. Ich möchte auf dieſe Umſtände den großen Procentſatz der Bruſtleidenden und der in ſehr frühem Alter kurzſichtigen oder mit einem andern Augenübel behafteten Kinder in der engliſchen Metropole zurückführen; ein Procentſatz, der viel größer iſt, als bei uns in Deutſchland, wo doch ſchon mit Recht über die Ueberhandnahme an Kurzſichtigkeit bei der heranwachſenden Jugend geklagt wird. Außerdem iſt in ſehr vielen Fällen die Benutzung der Untergrundbahn mit einem übergroßen Aufwande von Zeit verbunden. Die Fahrgeſchwindigkeit läßt zu wünſchen übrig, und die großen von der Bahn zu machenden Umwege drücken die bei ihrer Benützung ermöglichte Zeiterſparniß meiſtentheils auf ein außerordentlich geringes Maß herab. Unter keinen Umſtänden kann die Londoner Untergrundbahn mit ähnlichen deutſchen Einrichtungen, wie etwa die Berliner Stadtbahn, irgendwelchen

Vergleich aushalten. Ihre Personenwagen sind zwar häufig recht bequem (Güter befördert die Untergrundbahn überhaupt nicht), manchmal aber auch recht mangelhaft und vor allem meistentheils recht unsauber. Die Heizung wird, wie auf allen englischen Bahnen, durch in die Wagen gelegte Warmwasserbehälter bewirkt; bekanntlich ein sehr veraltetes, umständliches und unpraktisches Verfahren, welches von der auf deutschen Bahnen üblichen Erwärmung der Waggons direct von der Maschine aus weit übertroffen wird.

Aus all diesen Gründen zieht man es, besonders bei schönem Wetter, vor, den Omnibus zu benutzen. Freilich hat auch das wieder, vor allem bei größeren Entfernungen, ganz besondere Nachtheile, hauptsächlich wenn man dem inneren Theile der Stadt zustrebt. Hier drängen und stauen sich Cabs, Privatfuhrwerke, vierrädrige Droschken und Lastwagen oft minutenlang. In den meistentheils sehr langen, aber verhältnißmäßig auch recht engen Hauptverkehrsstraßen des westlichen Centrums, wie beispielsweise auf dem „Strand" (einer Straße, die trotz ihres Namens jedoch durchaus nicht unmittelbar an der Themse entlang läuft), nicht minder in „Cheap-Side", der zweiten Verlängerung des „Strand", sowie in der Nähe der Englischen Bank halten oft 10, 15 und 20 Omnibusse hinter einander; alle von unten bis oben überfüllt; alle eingeklemmt und eingekeilt zwischen allerlei anderen Fahrzeugen, so daß man manchesmal kaum begreift, wie dieser Knäuel von Menschen, Thieren und Wagen ohne jeden Unglücksfall aus einander zu kommen vermag. Häufig füllen die Kutscher solche Fahrpausen mit lustigen Conversationsproben unter sich von Bock zu Bock aus; noch öfter aber lassen sich die Omnibuslenker von den hübschen jungen Mädchen, welche mit Vorliebe in ihrer nächsten Nähe Platz nehmen, recht gemächlich den Hof machen. Denn in London wie in Paris nimmt niemand daran Anstoß, wenn Frauen das mit recht bequemen Sitzen versehene Oberdeck von Omnibussen und Pferdebahnen besteigen; von dieser Erlaubniß machen denn auch nicht etwa nur die Ladenmädchen und Frauen niederen Standes, sondern auch die Damen aus dem besten Londoner Bürgerstande Gebrauch. Trotzdem habe ich bei meiner jahrelangen Beobachtung des Publicums niemals irgend welche Unziemlichkeit bemerkt, oder auch nur ein unpassendes oder gar beleidigendes Wort von den selbstverständlich den verschiedensten Ständen angehörigen Fahrgästen über das Auf- oder Absteigen von Frauen äußern hören. Der Londoner Omnibuskutscher bleibt gleich seinem Collegen vom Cab gegenüber dem schönen Geschlecht stets ein Gentleman. Schon seine Kleidung weist darauf hin. Da für den Londoner Kutscher kein Uniformzwang besteht, kleidet er sich stets mit einer gewissen Eleganz. Vor allem trifft man ihn beinahe niemals ohne Lederhandschuhe von der Art, wie sie Sportsleute zu tragen pflegen; seine Wäsche ist, soweit er solche zu zeigen vermag, meistentheils tadellos weiß und der seinen Berufszwecken entsprechende Ueberzieher hat fast immer einen eleganten Schnitt. Ein Londoner Omnibuskutscher kennt ganz und gar seinen Werth; letzterer wird rein praktisch in einem Verdienst von sieben Shilling pro Tag ausgedrückt; noch mehr aber ist er von dem Werthe seiner Junggesellenfreiheit überzeugt, nur in dem äußersten Nothfall unstillbarer Leidenschaft läßt er sich von den mit allem Raffinement auf ihn abgezielten Circekünsten kleinbürgerlicher Heirathscandidatinnen in das eheliche Netz einfangen. Das Londoner Omnibusgefährt entspricht weder seiner Bauart, noch seiner Fahrgeschwindigkeit nach weitgehenden modernen Ansprüchen. Das Innere des Wagens ist eng, nach außen hin offen und selbstverständlich ohne jede Heizvorrichtung. Neben den in festländischen Großstädten eingeführten sogenannten „Imperial"-Omnibussen bietet der Londoner Omnibus eine recht fragwürdige Erscheinung. Obgleich die Pferde der verschiedenen Londoner Omnibusgesellschaften meistentheils ausgezeichnet sind, ist doch schon die ganze Gattung der Omnibuswagen für die oft meilenlangen Londoner Entfernungen in hohem Grade unzulänglich; dazu läßt die Ordnung des gesetzlich festgestellten Fahrpreises an Einheitlichkeit und Stetigkeit recht vieles zu wünschen übrig. Sogenannte „Privat"-Omnibusse nehmen, ohne daß sie sich durch bessere Einrichtung oder durch gesteigerte Fahrgeschwindigkeit von den Wagen der großen Gesellschaften irgendwie unterscheiden, für einzelne Strecken das Doppelte des üblichen Fahrgeldes; ja an einzelnen besonders verkehrsreichen Tagen, wie beispielsweise an dem unlängst gefeierten Trafalgartage, verlangen die den Schauplatz der Volksfeierlichkeit oder Volksanhäufung passirenden Omnibusse ohne weiteres das Doppelte des an allen anderen Tagen üblichen Fahrgeldes.

Alles das läßt die Fertigstellung der nach langen Verhandlungen im Bau begriffenen elektrischen Bahn mit wahrer Sehnsucht erwarten, und das um so mehr, als die Pferdebahn oder Tramway in der englischen Metropole auf ein verhältnißmäßig nur sehr kleines Terrain beschränkt ist. Pferdebahnen findet man, von einem kleinen Geleise innerhalb der City abgesehen, welches die Verbindung zwischen der City und dem östlichen London herstellt, nur in den Vororten. Und auch dort hat man lange nicht den für die Bequemlichkeit und das Bedürfniß der Einwohner wünschenswerthen Gebrauch davon gemacht. Aus welchen Gründen, ist schwer zu begreifen, da die Straßenfluchten in den Vororten sogar für die Legung von Doppelgeleisen durchaus genügenden Raum lassen.

An elektrische Straßenbahnen, wie wir Deutschen sie beispielsweise in dem allerdings weit vorgeschrittenen Halle, in den Vororten Berlins, in München, Leipzig u. s. w. besitzen, hat man merkwürdigerweise in den Londoner Vororten bis jetzt ebenso wenig gedacht, wie an die Erfindung des Hrn. v. Langen für die City, obgleich die von Langen construirte Schwebebahn ein für das Innere der englischen Metropole wunderbar geeignetes Verkehrsmittel bieten würde. Auch die neu angelegte elektrische Bahn geht unterirdisch. Vielleicht wird sie, falls sie sich recht bewährt, eine allmähliche Umwandlung der alten mit Dampf betriebenen Untergrundbahn in elektrischen Betrieb zur Folge haben. Bis auf weiteres dürfte das allerdings schon deßhalb seine Schwierigkeit haben, weil die Untergrundbahn und alle übrigen englischen Bahnen Privatunternehmungen sind und als solche nicht, wie etwa in Preußen, dem Staate, sondern großen Gesellschaften gehören. Diese großen Gesellschaften aber ziehen in England noch mehr als in anderen Ländern zunächst die Dividenden für ihre Actionäre und dann erst die Bequemlichkeit des Publicums und die Verbesserung der Verkehrsanstalten in Betracht. Nur der Umstand, daß die sogenannte Metropolitanbahn, also die gesammte Stadtbahn, bis jetzt ohne jede Concurrenz geblieben, vermag die Beibehaltung mancher recht veralteten Einrichtungen zu erklären. Sobald die Gesellschaft dem Wettbewerb der elektrischen Bahn und der elektrischen Omnibusse thatsächlich gegenüberstehen wird, dürfte sie sich, schon der Selbsterhaltung wegen, zu einer Reihe beinahe unabweisbarer Reformen gezwungen sehen.

Vorläufig hat die „Metropolitan-Gesellschaft" nur einen wirklich ebenbürtigen Concurrenten — das Fahrrad. Das Fahrrad wird in der englischen Hauptstadt von Tausenden und Abertausenden benutzt. Alt und Jung, Männer und Frauen ziehen das Bicycle, sobald sie dessen sicheren Gebrauch erlernt, jeder anderen Fahrgelegenheit vor. Das ist vollkommen begreiflich, da ein guter Radfahrer sich einer beneidenswerthen Unabhängigkeit erfreut, zumal ein besonderer Erlaubnißschein für das Radfahren

Digitized by Google

in London nicht gefordert wird: hier kann jeder ohne weiteres auf seinem Bicycle die Straßen durcheilen. Dagegen hat man unlängst den Vorschlag gemacht, das Fahrrad zu besteuern; nicht so ganz mit Unrecht, denn die durch den Gebrauch des neuen Gefährts gesparten Auslagen sind sehr bedeutend. Den etwa 5000 Londoner Omnibussen thut, besonders bei schönem Wetter, das Bicycle einen recht bedeutenden Abbruch; besonders die Londonerinnen nutzen das Fahrrad aus, um die holde Weiblichkeit von einer ganz neuen Seite zu zeigen. In einer eigens dafür von den Behörden reservirten Allee des Hydeparkes, sowie im Batterseapark kann man in den Stunden von zehn Uhr Morgens bis etwa ein Uhr Mittags die elegantesten jungen Damen Londons in eigens dafür berechneten Costümen ihre Uebungen mit dem Fahrrad vornehmen sehen. Der Londoner, und noch mehr die Londonerin, erwirbt sich nach verhältnißmäßig kurzer Lehrzeit meist eine geradezu bewundernswürdige Bewegungssicherheit auf dem Fahrrade. Mit einem beneidenswerthen Geschick weiß die Frauenwelt ihr Gefährt durch die Wagen- und Menschenmenge zu lenken, und mit einer fast noch erstaunlicheren Eleganz zur rechten Zeit, wenn es gar nicht mehr weiter gehen will, von demselben abzuspringen. Freilich haben die Londoner Frauen stets und fast zu allen Zeiten einen geheimen, zu ihrer Hülfe immer bereiten Beschützer zur Seite; dieser Beschützer ist — der Londoner Policeman.

Der Londoner Policeman — wir würden ihn auf gut deutsch Schutzmann nennen — ist eine in der europäischen Beamtenwelt wahrhaft ideale Erscheinung. Er ist stets liebenswürdig, gelassen und zum Dienste des Publicums bereit; dabei von einer geradezu unerschöpflichen Geduld trotz aller an ihn herantretenden Ansprüche und Anfragen. Mit einer einfachen Armbewegung bringt er Hunderte von Wagen zum Stehen; gibt zu gleicher Zeit Fußgängern die von ihnen verlangte Auskunft und schützt etwa durch den Verkehr gefährdete Passanten vor dem Ueberfahrenwerden. Dem Londoner Policeman ist es in erster Linie zu verdanken, wenn in dem ungeheuren Gewühl der größten und volkreichsten Stadt Europa's verhältnißmäßig wenige Unglücksfälle vorkommen. Dabei weiß und kennt er, zum mindesten in seinem Bezirke — alles nur irgendwie Wissenswerthe. In der Nacht ist er ein vollends unübertroffener Wächter. Man braucht nur etwas spät, vielleicht ohne Thorschlüssel, des Nachts nach Hause zu kommen und etwas auffällig lange zu klingeln; sofort erscheint der Policeman mit seiner kleinen hell leuchtenden Laterne am Gürtel und fragt sehr höflich, ob man zum Hause gehöre, oder was man dort suche. Ist er von der Ehrbarkeit des Einlaßsuchenden überzeugt, dann weicht er gewiß nicht früher von dessen Seite, als bis er ihn geborgen weiß. Selbst in den öffentlichen Sammlungen Londons findet man Policemen; weniger zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, die — nebenbei bemerkt — selbst der größte Vagabund in London, so lange er nüchtern ist, äußerlich wenigstens, kaum zu stören wagt, als für eine sachgemäße Auskunft der Besucher. Findet man in den Galerien ein gern gesehenes Bild nicht, oder sucht man im Britischen Museum nach einer bestimmten, in den Glaskästen ausgestellten Handschrift, so braucht man sich nur an den dort postirten Policeman zu wenden, und man darf sicher sein, fast immer eine sehr schnelle, sachgemäße und befriedigende Auskunft zu erhalten. Das Policemencorps besteht aus meistentheils über mittelgroßen, kräftigen Leuten, welche in ihrer einfachen, schwarzen Tuchuniform und in ihrem aus gleichem Stoff gefertigten stichfesten Helm eine wahrhaft prächtige Figur im Londoner Straßenleben machen. Der Londoner Schutzmann trägt keinen Degen; seine einzige Waffe besteht in einem kurzen ledernen Knüppel, welchen er jedoch nie sehen läßt, und in einer metallenen Nothpfeife. Das Hauptgeheimniß seines Erfolges und der großen ihm vom Publicum gezollten Achtung besteht in dem Grundsatz, daß er zwar alles sieht und vieles hört, sich aber, so lange er es irgendwie zu vermeiden vermag, niemals thatsächlich einmischt. Ihm zur Seite stehen die Straßeninspectoren: Männer, welche man beim ersten Anblick infolge ihrer Kleidung für Modellfiguren der Tracht nach Professor Jäger in Stuttgart halten könnte; sie treten nur sehr selten mit dem Publicum in eine unmittelbare Berührung. Dennoch wissen sie in ihrem Revier beinahe noch besser Bescheid, als der Policeman. Als ich vor längerer Zeit einmal einen dieser Leute um Auskunft über eine Sache ersuchte, derentwegen ich verschiedene andere Personen umsonst befragt und verschiedene Wege vergeblich gemacht hatte, wußte er mir sofort Rath. Ich drückte dem Manne selbstverständlich meinen Dank, noch mehr aber mein Erstaunen über seine Wissenschaft aus. „Ja, mein Herr," so antwortete er mir mit ruhigem Lächeln, „ich bin auch länger als fünfundzwanzig Jahre in diesem Bezirk; es dürfte nur weniges darin geben, was ich nicht kenne." Ich durfte ihm glauben; wäre der Mann ein Schriftsteller, er könnte gewiß sehr interessante Memoiren herausgeben.

Mittheilungen und Nachrichten.

-tt. „Recepte." Satiren von Gustav Schwarzkopf. Dresden und Leipzig, Emil Reißner 1896. — In dem lustigen Buche gefiel uns am besten die erste der Satiren, nach der die ganze Sammlung benannt ist. Derartige Recepte wurden in wohl schon häufiger angefertigt, aber kaum noch in so treffender Weise. Das „Recept für Kuchenpoern" enthält in ganz gedrängter Form die Bestandtheile, aus denen die seit Mascagni Mode gewordenen einactigen Opern zusammengesetzt sind, und schließt mit der „unerläßlichen Forderung: Die Oper darf nicht mit dem Anfang anfangen, sie muß schon vorher beginnen, mit einem Lied hinter dem Vorhang, oder einem Pening vor dem Vorhang". In dem „Recept für Skizzen, Stimmungsbilder, Symbolistisches im modernsten Stil" heißt es: „Hauptbedingungen: Das Werk muß absolut unverständlich oder, wenn das mit dem besten Willen doch nicht zu erreichen ist, mindestens sehr schwer verständlich sein. Man halte sich immer die Augen, daß diese ganz modernen Sachen in erster Reihe für diejenigen geschrieben werden, denen nur das imponirt, was sie nicht verstehen. Um das aufs innigste zu wünschende Ziel, nicht verstanden zu werden, zu erreichen, vermeide man es vor allen Dingen, ein Wort in seinem eigentlichen Sinne zu gebrauchen, vermeide man jede gebräuchliche Redewendung, jede gangbare Bezeichnung, und erkläre jeder bestehenden Form, jeder Ueberlieferung und allen Forderungen des gesunden Menschenverstandes den Krieg bis aufs Messer. Wenn man Töne zu beschreiben hat, so wende man vor Farben dafür an, und wenn man Farbenwirkungen erklären will, so appellire man an die Geruchsnerven oder an die Ohren. Beispiele: Der Klang der Glocken war von einem schwerathmenden Grau, das leise und schürfend in ein träges, zaghaftes Violett hinüberriefelte." Wie dieser Pfeil ins Schwarze trifft, das mag die nachfolgende Stelle beweisen, die sich gerade so liest, als ob sie nach dem citirten Recepte angefertigt wäre: „Herbstweisheit schlürfen wie dann und nahmen entzückt den Duft einer Sittlichkeit, die so fein und so bläßlich zart ist, wie über den gilbenden Blättern der Ton der Luft." „Hier hat Friedrich Nietzsche, der aus dem Frühlicht einer anderen Morgenröthe herkam, für Zarathustra's bunte Gletscherwelt die Form gefunden." Es ist nicht der erste Beste, den wir zum Vergleich herangezogen, vielmehr sind die Stellen der Wochenschrift entnommen, die einen der größten, vielleicht den größten unter den journalistischen Erfolgen in Deutschland errungen hat, und rühren von dem Manne her, der wohl mit die „schneidigste" Feder der „Gegenwart" und „Zukunft" führt. — Grob, aber bis zu einem gewissen Grade berechtigt, heißt es dann von den Modernen: „daß man sich niemals durch das Bedenken abhalten lassen darf, daß etwas gar zu albern oder zu verrückt sein könne. Wie es auch sei, einige Kritiker finden sich gewiß, die dem Autor schon sagen werden, was er eigentlich gemeint hat." — Auch „Das Normal-Bauernstück", in dem an einem stark caricirten Thema die Ingredienzien der

Bauerkomödie („Alpenglühen, Edelmuth, Schuhplattlertänze, Gewissensbisse, Vierzeilige, Gewitter, Knödel, Zitherspiel, Mondlicht") und die Ursachen ihrer Wirksamkeit gezeigt werden, ist sehr hübsch. Minder stark fanden wir die Satiren, die sich mit gesellschaftlichen Sitten und Unsitten beschäftigen. Doch ist eine darunter, die rühmende Erwähnung verdient, diejenige nämlich, die den Unfug der „Recognoscence-Visiten" geißelt und mit der Bemerkung, daß man mit dem Kommen gerade so viel Ehre erweist, als einem mit der Einladung erwiesen wird, den Nagel auf den Kopf trifft. Die Schneidigkeit, mit der der Verfasser gegen eine verbreitete conventionelle Lüge kämpft, ist ebenso erfreulich, als der gesunde Menschenverstand, den seine Darlegungen zeigen.

* **Preisausschreiben.** Die Internationale Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre zu Berlin setzt einen Preis von 1600 Mark (2000 Francs oder 80 Pfd. St.) für die beste Arbeit über folgendes Thema fest: „Eine vergleichende Darstellung der Grundsätze, welche in den Colonien der wichtigsten Staaten hinsichtlich des Bodenerwerbs und der Ansiedlung befolgt worden sind, und der wirthschaftlichen Folgen derselben."

Die Preisbewerbung geschieht unter folgenden Bedingungen: 1) Die Arbeiten müssen bis zum 1. April 1898 an den ersten Schriftführer der Vereinigung, Kammergerichtsrath Dr. Kronecker, Berlin W., Kurfürstendamm 241, eingeliefert werden. 2) Die Arbeiten müssen in deutscher oder französischer oder englischer Sprache verfaßt, auch müssen die deutschen Manuscripte mit lateinischen Buchstaben geschrieben sein. — Es ist im höchsten Grade wünschenswerth, die Arbeiten mit einer Schreibmaschine schreiben zu lassen. 3) Die Arbeiten dürfen nicht mit dem Namen des Verfassers, sondern nur mit einem Motto bezeichnet werden, doch muß ihnen ein versiegeltes Couvert beigegeben sein, welches das gleiche Motto als Aufschrift trägt, und in welchem der Name und die Adresse des Autors enthalten sind.

4) Das „Preisrichter-Collegium bilden folgende Mitglieder der Vereinigung: a) aus Deutschland: Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, Präsident der deutschen Colonialgesellschaft (Potsdam), Dr. Paul Kayser, früher Director der Colonialabtheilung des Deutschen auswärtigen Amtes, Senatspräsident am Reichsgericht (Leipzig), Dr. Freiherr Carl v. Stengel, ordentlicher Professor der Rechte (München), b) aus England: Right Honourable James Bryce, frühere Minister (London), c) aus Frankreich: Dr. Charles Lyon-Caen, Prof. der Rechte, membre de l'Institut (Paris), d) aus Italien: Dr. Attilio Brunialti, Staatsrath, Prof. der Rechte (Rom), e) aus den Niederlanden: Dr. P. A. van der Lith, ordentlicher Prof. des Rechts, Rector der Universität (Leiden), f) aus Oesterreich-Ungarn: Dr. Eugen Philippovich, Edler v. Philippsberg, ord. Prof. der Staatswissenschaften (Wien), g) aus Rußland: Dr. Fedor Fedorovič v. Martens, Geheimrath, ord. Professor der Rechte, membre du l'Institut (Petersburg), h) aus Spanien: Marquis de Dalmau de Olivart, früherer Prof. der Rechte (Barcelona), i) aus den Vereinigten Staaten von Amerika: William James Ashley, Prof. der Staatswissenschaften (Cambridge, Harvard-University).

Die Verkündung der Entscheidung soll, wenn möglich, noch vor dem 1. April 1899 erfolgen. Der Preis kann zwischen mehrere Bewerber vertheilt werden, wenn ihre Arbeiten von wesentlich gleichem Werthe erscheinen. Die mit dem Preis gekrönte Arbeit wird von der Internationalen Vereinigung veröffentlicht werden. Die Veröffentlichung einer Preisarbeit oder eines oder mehrerer Theile derselben vor Verkündung der Entscheidung hat zur Folge, daß die Arbeit aus der Preisbewerbung und der ferneren Begutachtung durch die Preisrichter ausscheidet. Das literarische Eigenthum an der preisgekrönten Arbeit, insbesondere die Rechte zur Veröffentlichung und Uebersetzung, gehen mit der Preiszahlung auf die Internationale Vereinigung über.

* Was Columbus Recht ist, ist Vasco da Gama billig. Zum 400jährigen Gedächtniß der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien sollen der 8., 9. und 10. Juli 1897 in Portugal zu nationalen Festtagen gestaltet und um diese Zeit in Lissabon Ausstellungen und Congresse für Ethnographie, Hydrographie, Fischerei, Landwirthschaft u. s. w. abgehalten werden.

* **Darmstadt.** Der Besuch unserer Technischen Hochschule hat in den letzten Jahren einen außerordentlichen Aufschwung genommen. Während noch um Schlusse des Wintersemesters 1895/96 die Zahl der Studirenden 773 betrug, ist vor einigen Tagen der tausendste Studirende immatriculirt worden, so daß jetzt mit Zurechnung der Hospitanten die Zahl der Hörer nahezu 1100 beträgt. 1878—1881 betrug die durchschnittliche Besuchsziffer 187. Bekanntlich sind aber auch seitens des Staates und der Stadt in den letzten Jahren Millionen zur Hebung der Hochschule, insbesondere für Errichtung großartiger Neubauten und sonstige mustergültige Einrichtungen aufgewandt worden.

* **Halle.** In der philosophischen Facultät der Universität habilitirte sich Dr. Georg Jacob durch eine Antrittsvorlesung über „Neue Entdeckungen zur Geschichte des Papiers und Druckes im Orient".

* **Kiel.** Am 20. d. M. begeht der Historiker Geh. Rath Prof. Dr. Karl Schirren, bekannt als energischer Forscher auf dem Gebiet des Mittelalters und der russischen Geschichte, sowie als tapferer Kämpfer für die Sache der baltischen Deutschen seinen 70. Geburtstag.

* **Berlin,** 15. Nov. Der in der Nacht zum Sonntag von dem internationalen Comité zur Veranstaltung wissenschaftlicher Luftfahrten von hier aufgelassene Freiballon „Bremse" ist nach zwölfstündiger Fahrt an der Ostseeküste bei Rixnitz gelandet. Er erreichte eine Höhe von 5700 Meter. — Es wird nunmehr amtlich gemeldet, daß der ordentliche Professor Geh. Regierungsrath Dr. v. Wilamowitz-Moellendorff zu Göttingen in gleicher Eigenschaft in die philosophische Facultät der Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin versetzt worden ist. Er tritt dort voraussichtlich zu Ostern als Lehrer der russischen Philologie an die Stelle von Ernst Curtius.

* **Dresden.** Der durch seine Arbeiten zur Geschichte Bismarcks bekannte Dr. Horst Kohl, Gymnasialoberlehrer in Chemnitz, ist vom König zum Professor ernannt worden.

A. **Rostock,** 12. Nov. Heute wurde die psychiatrische Klinik der in Gehlsdorf erbauten Landesirrenheilanstalt „Gehlsheim" durch den Vicekanzler der hiesigen Universität, Landgerichtspräsident Wendhausen, eingeweiht. Dem Eröffnungsacte wohnten die Mitglieder des akademischen Lehrkörpers, die Spitzen der Civil- und Militärbehörden, sowie zahlreiche andere Ehrengäste bei. Bei der Einweihungsfeier übergab der Vicekanzler den Schlüssel dem Rector, Prof. Dr. Stieda, der ihn an den Anstaltsdirigenten, Prof. Dr. Schuchardt, weitergab. Letzterer sprach namens der Anstalt und der Wissenschaft seinen Dank für die Ueberweisung des Instituts aus und lud die Anwesenden zu einem Vortrag im Auditorium der Klinik ein. In fesselnder Weise führte er den Besuchern ein Bild von der Irrenpflege früherer Zeiten in Mecklenburg vor. An den Vortrag schloß sich ein Rundgang der Theilnehmer durch die Gebäude der Anstalt.

* **Wien,** 14. Nov. Das Anzengruber-Cuentorium hat, dank einer Widmung des Herrenhausmitgliedes Ludwig Lobmeyr, einige Jugendmannscripte des Dichters erworben, die kürzlich mit einer Zuschrift des Präsidenten Professor Rudolf Alt und des Biographen dem städtischen Museum überwiesen wurde. Die Direction bestätigte den Empfang in folgendem Briefe: „Verehrtes Curatorium! Hr. Dr. Anton Bettelheim hatte die Güte, namens des Anzengruber-Curatoriums der Handschriftensammlung des städtischen Museums folgende Manuscripte in das Eigenthum zu übertragen: 1) 49 Jugendbriefe von Ludwig Anzengruber an Franz Lipka. 2) Ein handschriftliches Heft Ludwig Anzengrubers „Unterm Mond 1860". 3) Ein handschriftliches Heft „Gedichte und poetische Versuche von Ludwig Gruber 1863". Indem ich dem verehrten Curatorium für diese höchst werthvolle Bereicherung unserer Handschriftenabtheilung meinen besten Dank zurückrücke, erlaube ich mir noch zu bemerken, daß in Betreff der Einblicknahme und Benützung dieser Manuscripte dieselben Bedingungen eingehalten werden, die bei der Uebernahme von Anzengrubers Schriftenlassen festgesetzt wurden. Wien, 10. November 1896. Die Direction der Bibliothek und des historischen Museums der Stadt Wien. Dr. Glossy."

* **Wien.** Das in Brüssel gegründete Internationale Justitut für Bibliographie scheint in Oesterreich lebhafte Theilnahme zu finden. Es sind ihm hier u. a. beigetreten: die Hof- und die kaiserl. Familienfideicommiß-Bibliothek, die Bibliotheken der Universitäten Wien und Czernowitz, des k. u. k. Kriegsarchivs, des Reichsrathe, ferner Ritter v. Arneth, Prof. Dr. E. Mach, die Hof- und Universitätsbuchhändler A. Hölder und Wilh. Müller. Dr. Karl Junker in Wien wurde zum Secretär für Oesterreich ernannt und ist mit einleitenden Schritten zur Constituirung einer österreichischen Landessection des Justituts betraut worden.

Digitized by Google

* **Krakau.** Am 13. d. M. starb hier Hofrath Dr. Eduard **Fleich**, vormals Professor an der juristischen Facultät der jagellonischen Universität.

eh. **Basel.** Bei der diesjährigen **Rectoratsfeier** der hiesigen **Universität**, mit der die Einweihung des von dem Basler Architekten Emanuel **La Roche** erbauten, wegen seiner künstlerischen Vornehmheit und der genialen Raumeintheilung unzweifelhaft beachtenswerthen neuen Gebäudes der Basler **Universitätsbibliothek** verbunden war, wurden zu **Ehrendoctoren** ernannt, von der theologischen Facultät: Prof. A. Heeminjord in Vevey bei Lausanne, der Herausgeber der Correspondenz der französischen Reformatoren; von der juristischen Facultät: der Director der schweizerischen Centralbahn J. J. Oberer in Basel und der Bundesrichter Choples Soldan in Lausanne; von der medicinischen Facultät: der Director des Smithsonianischen Instituts in Washington, Paul, und die Basler Dr. phil. Theod. Engelmann und Malee Fritz Schider; von der philosophischen Facultät: der Prof. der Theol. Aug. Stähelin und der Prof. der Rechte Friedr. Schulin, beide in Basel. Die Rectorats- und Festrede hielt Prof. der Theol. Bernh. **Duhm**, zur Zeit Rector. Nach der Rede fand ein Festzug von der Universität nach dem neuen Bibliothekgebäude statt, das von seinem Erbauer der Regierung und von dieser Prof. Andreas Heusler, dem Präsidenten der Bibliothekcommission, übergeben wurde. Die neue Bibliothek befindet sich auf dem Petersplatz, schräg gegenüber dem „Bernoullianum", nicht weit vom bekannten Spalenthor. Jene Gegend scheint zum Basler „Quartier latin" bestimmt zu sein. Schon seit einigen Jahren befinden sich dort in einem ebenfalls neu erbauten Gebäude das physiologische und das anatomische Institut. Physik und Chemie werden im „Bernoullianum" gelehrt, wo sich zugleich auch die Sternwarte befindet. Ein botanisches Institut wird soeben neben der neuen Bibliothek errichtet und, wie es heißt, soll in wenigen Jahren auch die übrige Universität vom Rhein weg und in ein erst noch zu erstellendes Gebäude auf dem Petersplatz kommen.

Herder'sche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der katholischen Kirche im Großherzogthum Baden.

Von **Dr. Heinrich Maas.** (Weil. erzbischöflicher Kanzleidirector.)

Mit besonderer Berücksichtigung der Regierungszeit des Erzbischofs Hermann v. Vicari.

Mit dem Bildniß des Erzbischofs Hermann v. Vicari.

gr. 8°. (XXIV u. 692 S.) M. 10; gebunden in Halbfranz M. 12.

„Das Werk beruht auf einer vorzugsweise actenmäßigen Unterlage und kann als eine sehr bedeutsame kirchenpolitische Arbeit bezeichnet werden, nicht nur für die Katholiken Badens, sondern für alle diejenigen, welche Sinn und Verständniß für die neuere und neueste Kirchengeschichte, namentlich Süddeutschlands, bewahrt haben. Das Werk ist durchaus objectiv geschrieben, ohne jeden Haß und Mißstimmung gegen andere Confessionen. Der Stoff ist in 10 Theilen erörtert: Die Auflösung der kirchlichen Organisation, die Errichtung der Erzdiöcese Freiburg, die Regierung des Erzbischofs B. Boll, die Regierung des Erzbischofs J. Demeter, die erste Regierungszeit des Erzbischofs Hermann v. Vicari, der Kampf um die Wiederherstellung der kirchlichen Rechte, der Abschluß der Convention mit dem heiligen Stuhle, die kirchenpolitischen Gesetze, die Verordnungen über die Besetzung der Pfründen und die Verwaltung des katholischen Vermögens, der neue Kirchencontract und die Culturkampfgesetze." (16254)

(Deutscher Reichsanzeiger und Königl. Preuß. Staatsanzeiger. Berlin 1901. Nr. 200, 1. Beil.)

Soeben ist erschienen:

Schillers Frauengestalten

von

Julius Burggraf.

31½ Bogen in feinster Ausstattung.

Preis geheftet M. 5.—, in Leinen gebunden M. 6.—, in Halbfranz M. 7.—

Ein Seitenstück zu Lewes' Goethes u. Shakespeares Frauengestalten! Dieses Buch erhebt den Anspruch, eine populäre Darstellung zu sein, die aber nicht längst Gesagtes wiedergiebt, sondern nach vielen Richtungen hin neue Auffassungen und Beurtheilungen bringt. Es ist warm und frisch geschrieben, durchleuchtet vom Geiste Schiller'scher Ideale, eine gehaltvolle Arbeit, die einen nicht so leicht zu verdrängenden Platz in der Schillerlitteratur einnehmen wird. Hochinteressante Lektüre für jeden Gebildeten, namentlich auch für unsere Frauenwelt. Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart. (16667)

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1896. 118. Band. Zehntes Heft.

Inhalt: Döllinger redivivus (II). — Der antifreimaurerische Congreß zu Trient (It). — Römische Jubiläumswanderungen im Jahre 1896. — Ein Winter in Tübingen. — Zeitläufe. Zweibund, Dreibund und Bismarck. — Zur Würdigung des Dichters Guido Görres. — Aus der Jugendzeit des Dominikanerordens. (16701)

Antiquarlatn-Katalog Nr. 87:

GEHEIME WISSENSCHAFTEN,

SPIRITISMUS,

Aberglaube, Alte Medizin etc., gratis und franco auf Verlangen.

I. TAUSSIG, Antiquar, Prag, 150—I. (16676)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Die Eisenbahnpolitik Frankreichs.

Von

Richard von Kaufmann.

Zwei Bände.

— Preis geheftet 24 Mark. —

Der Verfasser behandelt auf Grund eingehenden Quellenstudiums das **Eisenbahnwesen Frankreichs**, indem er zugleich die Bedeutung der auf diesem wichtigen Gebiet dort gemachten Erfahrungen für die Volks- und Staatswirtschaft unseres Nachbarlandes klarlegt. Für die vergleichende Beurteilung der einschlägigen **deutschen Verhältnisse** bietet das Werk soviel wertvolles Material, daß es in allen Kreisen, welche sich mit nationalökonomischen und finanziellen Fragen zu befassen haben, lebhaftes Interesse erregen wird. (16285)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

In **Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg** sind soeben erschienen: (15839)

Forschungen auf dem Gebiete der Agrikulturphysik. Herausgegeben von **Prof. Dr. E. Wollny.** Bd. XIX. Heft 3. 5 M. Inhalt: A. Mayer, Bemerk. z. Hilgard'schen Schlämmanalyse. E. Wollny, Untersuch. über d. Stickerwassermengen in verschied. Bodenarten. E. Wollny, Unters. über d. Einfl. d. Walzens d. Kulturgewächse a. deren Produktionsvermögen. E. Wollny, Untersuch. über d. Verhalten d. atmosphärischen Niederschläge z. Pflanze u. z. Boden.

Gmelin-Kraut's Handbuch der Chemie. Anorganische Chemie. 6. Aufl. II. Bd. II. Abt. Lfg. 13/14, herausg. von **Prof. Dr. A. Hilger**, bearb. von Dr. R. Weinland. 3 M.

Oberrheinische Stadtrechte. Herausgeg. von der **Badischen Historischen Kommission.** I. Abt. **Fränkische Rechte.** 3. Heft. **Morgentheim, Landa, Ballenberg und Krautheim, Amorbach, Walldürn, Buchen, Külsheim und Tauberbischofsheim.** Bearb. von **Richard Schröder**, o. ö. Professor etc. 6 M.

Früher sind erschienen:

1. Heft. **Wertheim, Freudenberg und Neubrunn.** 2 M.
2. Heft. **Der Oberhof Wimpfen mit s. Tochterrechten Eberbach, Walbstadt, Obernheffienz, Bönnigheim und Mergentheim.**

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 17. November. Nummer 267.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Zur Geschichte der deutschen Literatur im 11. und 12. Jahrhundert. Von Friedrich von der Leyen. — Reise in die Thäler des Tschoröf, Uruch und Ardon. IV. (Schluß.) Von C. Hahn. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zur Geschichte der deutschen Literatur im 11. und 12. Jahrhundert.[1])

Vor kurzer Zeit ist ein Buch veröffentlicht worden, das in den Kreisen der Gelehrten, insbesondere in denen der Germanisten, ein weithin reichendes Aufsehen erregen wird — der zweite Band von Johann Kelle's Geschichte der deutschen Literatur (von den ältesten Zeiten bis zum 13. Jahrhundert). Er umfaßt die Jahre von 1050 bis 1196 und überschüttet uns mit einer Menge von neuen Thatsachen, neuen Einsichten und neuen Anschauungen, wie wohl kein anderes germanistisches Buch der letzten Jahre. Es bricht zudem rücksichtslos mit einer Menge alter Auffassungen, die sich allgemach zum Dogma verhärtet hatten und an denen man um so hartnäckiger festhielt, je weniger man eigentlich wußte, woher sie kamen und was sie bedeuteten. Somit zerstört Kelle von Grund aus die Vorstellungen, welche sich die Gelehrten und danach die Gebildeten vom 11. und 12. Jahrhundert mühsam und allmählich zusammengesetzt hatten; leider wird sein Werk, eben weil es nur durch eingehendste Berücksichtigung des Einzelnen und Einzelnsten zu einer neuen Ansicht über das Ganze durchdringt, dem sogenannten größeren Publicum unverständlich und unbekannt bleiben. Jedoch kann man jedem leicht begreiflich machen, was dies neue Buch für die Wissenschaft und was es überhaupt bedeutet; ich möchte es allen denen erzählen, die unsrer Vergangenheit noch ein aufrichtiges Interesse entgegenbringen.

Mancher wird erstaunen, daß sich gerade aus dem 11. und 12. Jahrhundert noch solche Reichthümer gewinnen ließen; galt doch dieser Zeit eben seit zwei Decennien und länger eine besonders liebevolle Sorgfalt, dieser Zeit das Schaffen und Wirken Wilhelm Scherers und seiner Schüler. Aber Scherer wollte gerade auf diesem Gebiet die Forschungen nicht abschließen, sondern erst eröffnen, und er hat demgemäß nach seiner Art so viele und so tiefe Fragen angeregt, daß an ihrer Bewältigung mehr denn eine Generation arbeiten muß. Er zuerst suchte den Antheil der verschiedenen deutschen Landschaften an der Dichtung festzustellen, er begründete sprachliche und formelle Untersuchungen, er forschte nach den Mittelpunkten und nach den Canälen der Bildung; er suchte als erster zu erkennen, wie die geistlichen Verfasser und die Spielleute wetteifernd einander verdrängten, er wollte diese Poesie auch nach künstlerischen Gesichtspunkten würdigen, jedes Gedicht individuell erfassen und zugleich in einen allgemeinen Zusammenhang bringen; er strebte als erster danach, Verhältniß von Dichter und Publicum im 12. Jahrhundert, die ganze Wirksamkeit der Predigt zu erkennen. Seinen Schülern, die diesen Fragen allen nachgingen, haben sich eine Menge schöner und bleibender Resultate ergeben.

Aber Scherer trat an die alten Dichtungen als ein ganz moderner, reflectirender Mensch heran; er entdeckte in ihnen Schönheiten, die ein unbefangener Beurtheiler nie entdecken kann, er fand Compilationen und eine Vielheit von Verfassern heraus, ohne je zu fühlen, daß sein überfeines Spüren den Dichtern das nahm, ohne das sie gar nicht denkbar sind: Willkür und Freiheit im Schaffen.

Und zweitens! Bis zu Kelle's Buch ward es der Erkenntniß des 11. und 12. Jahrhunderts verhängnißvoll, daß ein Dilettant sie begann, Joseph Diemer, der die ganze Literatur jenes Zeitraumes eigentlich entdeckte. Wie viel werthvolles Quellenmaterial dieser aufstapelte, weiß jeder Germanist; man hat ihm aber zu rückhaltlos vertraut und benützte ihn als Halt, weil er der einzige war und man sich über den Helfer in der Noth der unübersehbaren kirchlichen Literatur freute. Dabei vergaß man, wie kritiklos Diemer selbst forschte: ihm war das Werk einfach die Quelle, in welchem er die meisten deutschen Vorstellungen in lateinischen Worten ausgedrückt fand — das Compendium des Honorius Augustoduneusis. Und nun mußte es sich gerade treffen, daß dieser — er selbst macht gar kein Hehl daraus — abgeschrieben hat wie kein zweiter und in der theologischen Literatur seiner Zeit ganz bedeutungslos ist! Diemer ahnte nicht, welche ungleich wichtigeren Schriftsteller neben jenem Copisten existirten; die späteren Forscher ahnten es ebenso wenig; so entstand ein Zerrbild von der Bedeutung der kirchlichen Schriftsteller, ein dicker Nebel von Vorurtheilen und falschen Ansichten wurde heraufbeschworen, der jeden Nachfolger immer tiefer in die Irre führte. Bis Johann Kelle die verirrten Wanderer ziemlich unsanft auf den rechten Weg stieß, — nachdem kurz vor ihm Anton E. Schönbach und Carl Kraus zu einem gut Theil neue und eigener Auffassungen vorgedrungen waren.

Schon 1858, in der Vorrede zu der Sammlung deutscher Predigten, die unter dem Titel Speculum ecclesiae bekannt ist, hat Kelle die Abhängigkeit der gesammten damaligen deutschen Literatur von der lateinischen behauptet — und nun ward die Erforschung dieser Abhängigkeit seine Lebensaufgabe. Es wird schwerlich einen Kirchenvater geben, den er nicht kennt, seine Belesenheit reicht über die 219 Folianten der Migne'schen Patrologie noch hinaus; und nur nach solchen Vorarbeiten ist ein wahrhaftes Verständniß der deutschen geistlichen Literatur des 12. Jahrhunderts möglich. Ob es freilich nicht andere und besser lohnende Arten gibt, sein Dasein auszufüllen, als ein jahrzehntelanger Genuß mittelalterlicher Theologen, ist eine andere Frage, deren Beantwortung ich dem Gefühl jedes einzelnen überlasse.

Kelle's zweiter Band ist nun ein Nachschlagebuch für Quellengeschichte der geistlichen Poesie im 11. und 12. Jahrhundert überhaupt, ein unentbehrliches und wohlthuend bequemes Hülfsmittel für jeden, der sich in das Leben jener

[1]) Nach einem kürzlich der Berliner Gesellschaft für deutsche Philologie gehaltenen Vortrag.

Digitized by Google

Vergangenheit versenken will — sei es als Theolog, als Historiker, als Culturhistoriker, als Germanist. Von Kelle erfährt man, wer alles die Bücher Moses kommentirt, wer über Verachtung der Welt, die Schrecken der Hölle, die Wonnen der Paradieses geschrieben, wer Habsucht und Verschwendung des Klerus bekämpfte u. s. w.

Aus solchem Wissen ergibt sich von selbst eine gerade für Betrachtung theologischer Werke dringend nöthige Verfeinerung der Methode. Wie bitter haben sich doch harmlos scheinende Ungenauigkeiten von unsrer Seite gerächt bei dem Studium von Büchern, denen Peinlichkeit der Distinctionen alles ist und die zu den spitzfindigsten aller Zeiten gehören! Ein solches Wissen erleichtert andrerseits die Forschung auch ungemein — das ungeheure Quellenmaterial, das hier zusammengebracht werden muß, ist recht einförmig; so sondern sich bald die allgemein gültigen Vorstellungen von den seltenen und den ganz besonderen, die Schriftsteller alle heben sich bald heraus, denen das Mittelalter vornehmlich seine Bildung verdankt, und es bildet sich für jede Untersuchung eine feste Grundlage.

Kelle hat sich mit diesen Ergebnissen nicht beruhigt. Er betrachtet die Entwicklung der Literatur in stetem Zusammenhang mit den politischen Ereignissen; darum gelingen ihm oft Datirungen, die vor ihm niemand sah, und er versteht Anspielungen, die den Vorgängern unverständlich blieben.

Mit besonderer Freude veranschaulicht uns Kelle auch das Leben und Wirken der Männer, die damals Deutschland politisch und geistig leiteten — machtvolle Persönlichkeiten, zu denen wir noch heute in stolzer Bewunderung emporschauen: Anno von Köln, und seinen einzigen unbeugsamen Gegner Siegfried von Mainz; dann Gunther von Bamberg, der deutschen Heldensang tiefer liebte als kirchliche Lieder, der ein geborener Organisator war und eine kreuzzugähnliche Bewegung ins Leben rief, als er in Deutschland ausgespielt hatte; Willeram von Ebersberg, der sich aus immer gekränktem Ehrgeiz in die Wissenschaft vergrub und auch da nicht die Erfolge fand, die er suchte, und schließlich Heinrich den Löwen, dessen letzte Sorgen der deutschen Dichtung gegolten haben.

So gewinnt Kelle für seine Darstellung einen Hintergrund, von dem sich alles klar, lebendig und folgerichtig abhebt; zumal da er es auch nie unterläßt, uns die Entwicklung der gleichzeitigen Theologie und Philosophie knapp und anschaulich vorzuführen. Sein innerstes Interesse aber gehört der Geschichte der geistlichen Orden, deren Verfassung ihm bis ins Detail bekannt ist. Kelle prüft jede Handschrift auf ihre Herkunft, dann jeden Herkunftsort, jedes Kloster auf seinen Zusammenhang mit gleichzeitigen geistlichen Bestrebungen; so erkennt er, daß die geistlichen Orden jener Zeit die Entwicklung der Literatur eigentlich bestimmten, daß aus ihrer Wirksamkeit Siechthum und Aufblühen der Poesie, der Zusammenhang lateinischer und deutscher Dichtung erklärt werden muß. Zugleich theilt er uns eine Fülle interessanter Daten über den Verkehr der Klöster unter einander mit, über die Wanderung der Handschriften und die willkürliche Auswahl der Bibliotheken, die zusammengeschenkt, nicht erworben sind.

Kelle läßt so viel des Neuen auf uns herabregnen, daß wir uns ganz machtlos in seiner Hand fühlen und uns daher mitunter mißtrauisch fragen, ob er uns, die wir es doch nicht hindern können, nicht irreleitet. Allerdings fordern manche kleine Absonderlichkeiten an dem Buch zur Vorsicht auf. Es besteht, wie beinahe alle gelehrten Bücher, fast zur Hälfte aus Anmerkungen, in welchen viele Literatur, Quellenbelege ꝛc. sich finden — ein unschätzbares, bequem zugängliches Material; aber im Citiren waltet manche wunderliche Willkür ob, die neuesten Forschungen sind oft vornehm ignorirt; und so begegnet dem Verfasser mehr als ein handgreiflicher Irrthum, manche selbständige Ansicht wird nicht begründet — ich will aber nicht mehr dergleichen aufzählen. Auch eine Lücke in Kelle's Werk ist der Mangel an Untersuchungen sprachlicher, stilistischer, formeller Art; und gerade diesen wurde in den vergangenen Jahren so ausgiebig gehuldigt, daß es eigentlich Freude machen müßte, hier die angehäuften Einzelergebnisse zu sichten und zu vereinigen, die verschiedene Begabung der einzelnen Landestheile für die Kunst einmal mit allen hübschen Einzelheiten darzulegen und ihre Gründe zu erörtern; Kelle hätte das gekonnt, er erweist sich auch in metrischen und ästhetischen Fragen immer wohl unterrichtet, sobald er von anderer Seite gemachte Fehler aufdecken kann. Seine Darstellung ist eben ungleich; er berücksichtigt eigentlich nur die geistlich theologische Literatur und erledigt die anderen Gattungen gern, freilich nicht immer, mit wenigen Worten und er fühlt sich ganz wohl nur da, wo er — unermüdlich, aber sehr ermüdend — traditionellen Unsinn ausrotten und erbarmungslos verhöhnen kann. Kommt er so in den Eifer, so gibt er auch im Text Rathschläge, wie man alten Handschriften nachforschen muß, und erzählt triumphirend, daß er manches entdeckte, was längst als verschollen oder verbrannt galt.

Ich will nun versuchen, die deutsche Literatur unsres Zeitraumes zu skizziren, wie sie sich nach diesen Erörterungen und Kelle's Resultaten darstellt.

Um 1050 sangen die Spielleute noch ungestört ihre Weisen und trieben ihre Schwänke; mit der Ausbreitung ihres Gesanges entstand zugleich das Bedürfniß nach Erweiterung seiner Stoffe. Die Spielleute behandelten auch geistliche Themata, die dem Interesse des Volkes immer nahe stehen: die Judith, die Geschichte der drei Männer im feurigen Ofen, das Lob Salomonis und ähnliche.

Zur gleichen Zeit setzte die geistliche Poesie von neuem ein. Es war die Zeit, in welcher dem ganzen unmerklich gesunkenen Volk, Klerus und Laien, seine erschreckende Sündhaftigkeit wieder ins Bewußtsein gerufen wurde; in welcher man eine Reform der ganzen Geistlichkeit begann und mit erbarmungsloser Strenge durchführte; in welcher ungezählte Menschen, von Gewissensqualen gefoltert, hinter den Mauern der Klöster Ruhe suchten, große und geringe, Männer und Frauen — alle in gleicher Weise —, in welcher die harten Vorschriften der Hirsauer Regel ungeahnte Ausbreitung fanden. Damals ist den Kanonikern die christliche Lehre wieder geschildert, die vergessene Bibel eindringlich erzählt worden — als Merkmale solcher Literatur blieben uns Genesis und der Ezzo-Leich erhalten. Wo immer sie lebten, vertieften sich die Hirsauer in die heilige Schrift und sie widmeten ein gleiches Interesse dem Gottesdienst. Die Uebersetzung und Glossirung der Psalmen, die Notker begann, lebte fort, eine deutsche Marienditchtung und ähnliche Denkmäler entstanden; von den vielen Predigten blieben leider nur kümmerliche Reste, und gerade durch die Predigt erlangten die Hirsauer einen großen Einfluß auf das religiöse Leben aller Schichten, während sie auf das geistige und wissenschaftliche Leben nicht einwirkten und nicht einwirken wollten. Willerams sprachgewandte, aber unselbständige Paraphrase des hohen Liedes ist eine vereinzelte Erscheinung in jenen Jahren — in denselben Jahren, in welchen sich in Frankreich Scholastik und Philosophie zur Blüthe entwickelten.

Das Hirsauer Leben ist rasch von seiner Höhe herabgesunken — an ihre Stelle traten die Cistercienser, welche die Seligkeit durch harte Arbeit der Hände erreichen wollten; jede Wissenschaft erschien ihnen fluchwürdig und das Verbot, sich mit der Dichtkunst zu beschäftigen, wurde den Mitgliedern des Ordens immer wieder von

neuem eingeschärft. Erst von den Prämonstratenseen ward die geistliche Dichtung zu neuem Leben erweckt. Die fruchtbringende Wirkung dieses Ordens verbreitete sich bald über ganz Deutschland. Sie unterschätzten weder Handarbeit, noch Askese, aber das Höchste blieb ihnen die seelsorgerische Wirkung und unter ihrem Schutz entwickelte sich eine geistliche Dichtung für Laien, die weitere und weitere Gebiete umfaßte. Schon aus der Anfangszeit der Prämonstratenser besitzen wir Marienlieder von seltener Innigkeit und Schönheit; die Pflege von Kunst und Wissenschaft ist bei ihnen dann nie vernachlässigt worden, und als der Ruhm auch ihres Ordens verblühte, hielten Dominicaner und Franciscaner ihre Bestrebungen weiter hoch.

Man hat dem vielen Unerklärten und Unerklärlichen in der Bibel sich damals auf vielen Wegen zu nähern versucht. Der grübelnde Verstand, das tiefe Gefühl, dem überall verborgener Sinn und großes Wunder entgegenklingt, und die rastlose Phantasie: sie alle haben gleicherweise ihre Nahrung aus der heiligen Schrift gesogen, sind auch unter einander enge Verbindungen und Verschlingungen eingegangen. Der Verstand erörterte die spitzfindigsten Fragen, die Scholastik artete, wie man weiß, in Casuistik und Dialektik aus: man zerbrach sich den Kopf über die Anzahl der Söhne Adams, deren officielle Ueberlieferung 63 zählte, man beunruhigte sich darüber, wer nach dem Herrn zuerst ins Paradies gekommen, ob der Schächer, der neben ihm am Kreuze hing? man besprach weitläufig die Frage, ob Noah nach der Sintfluth alle Thiere allein habe einfangen können und ob Gott ihm als sein „Waidgenosse" habe helfen dürfen; man erwog, ob Adam in oder außer dem Paradies geschaffen sei; man ermittelte, warum der Teufel zuerst die Eva gefragt habe? — weil, so hieß es, Adam ganz von Gott geschaffen worden und Eva nur aus Adams Rippe; man fand heraus, daß von dem Holz — des Paradiesbaumes — alle Verdammniß und wieder von dem Holz — des Kreuzes — die Erlösung stamme; man behauptete auch, daß bei der Sintfluth das Wasser rein blieb —, denn Blut und Wasser rannen aus der Seite des Heilands und in Wasser werden wir getauft. So fand man in der Bibel unzählige Dinge, die sich so leicht finden lassen und seit zwei Jahrtausenden so gern gefunden sind.

In anderer Art versenkte sich die Mystik in die Bibel; die unergründlichen Geheimnisse des Abendmahls und der Menschwerdung Christi, der Jungfräulichkeit Mariä, der Erbsünde und der Erlösung suchte sie durch wundervolle Gleichnisse einleuchtend zu machen, sich in den eigentlichen Sinn demüthig hineinzutasten und den tief inneren Zusammenhang in den Theilen der heiligen Schrift zu erkennen, die ihr nichts war als eine große Hindeutung auf die Erlösung. So wurden die Arche Noahs, die Bundeslade, die Stiftshütte, die ägyptischen Plagen, der Tempel Salomo's und so vieles andere bis ins einzelnste gedeutet, die Eintheilung des Himmels und die Anordnung der Engel erklärt, die Meßgebräuche durchgesprochen u. s. w.

Solche Symbolik verirrt sich leicht — sie nimmt äußeren Zusammenhang für inneren —, die Mystik wurde im Mittelalter wie im alten Indien ein Nährboden für Zahlensymbolik. Die Siebenzahl allein hat eine ganze Literatur hervorgerufen. Es gab 7 Wochentage, 7 Gaben des heiligen Geistes, 7 Todsünden, 7 Seligpreisungen, 7 Bitten des Vaterunsers, 7 christliche Tugenden, 7 ägyptische Plagen, 7 Siegel, die das Buch der Offenbarung verschlossen, und die Beziehungen aller diesen 7 hat man unermüdlich erörtert. Dann die Vierzahl! Ueber die vier Räder am Wagen Salomo's besitzen wir ein eigenes niederrheinisches Gedicht. Die vier Enden des Kreuzes, die vier Flüsse des Paradieses, die vier Richtungen des Himmels u. s. w. — alles ist gedeutet worden.

Eine Bewegung, wie die Mystik, schweift auch über die Grenzen der Bibel — zu dem, was diese nur andeutet, oder dessen Erforschung sie gar verbietet. Die Furcht vor dem Weltuntergang im Jahre 1000 belebte die Antichristgedichte von neuem, man malte darin nach den Angaben der Apokalypse Wirken und Wüthen des Antichrists schaudernd aus; und wie zum Trost schilderte man dann das himmlische Jerusalem — ein Prachtbau, getragen von den seltensten Säulen, funkelnd von Gold und Silber, geschmückt überall mit den erlesensten Edelsteinen — und alles davon hatte außer der eigentlichen Bedeutung eine symbolische, auf die christlichen Tugenden bezügliche. Mit bangem Eifer forschte man auch nach den Anzeichen des jüngsten Gerichts und stellte funfzehn zusammen — zum Schrecken der Hörer sind sie oft hergezählt worden; und der Anlaß zu diesem Bemühen war das Wort der Apostelgeschichte: „Es geziemt euch nicht zu wissen Zeit noch Stunde!" — Die Gedichte einer Frau, der Ava, welche sich zu uns herübergerettet haben, erzählen von allen diesen Dingen — einfach und ungeschickt, für Laien.

Die Schrecken der Zukunft nach dem Tode ließen also dem sündigen Menschen im Leben keine Ruhe, er mußte zu immer neuer Pein hören, zu welchen Höllenqualen er ausersehen war: eine ganze Visionen-Literatur entstand, die allen Ständen erschütternd ins Gewissen redete — keine so eindringlich wie Elisabeth v. Schönau. In solchen Gedichten erzählte St. Paulus, wen er alles vor dem Himmel vergeblich auf Einlaß warten sah; Gestorbene berichteten, was sie nach ihrem Ende erlebt, die Seele erhob sich und klagte den Leib an, den Schöpfer aller Verdammniß.

So erkennt man, wie wenig alle theoretischen Erörterungen den praktischen Seelsorgerdienst in den Hintergrund drängen sollten und drängten. Wir besitzen denn auch eine ganze Anzahl geistlicher Lehrgedichte — theils rein didaktischer Art, wie Wernher v. Elmendorfs Tugendlehren — theils sind es Strafpredigten, deren furchtbarer und ingrimmiger Ernst uns ebenso im Innersten packt, wie die Hörer des zwölften Jahrhunderts — ich erinnere an die Dichtungen Heinrichs von Melk und den armen Hartmann — wie sie über den frevlen Leichtsinn und die Laster des Menschen herfahren und himmlische Wonnen den irdischen gegenüberstellen.

Speciell dem Gottesdienst und seinen Ceremonien verdanken viele Hymnen und Gebete ihre Entstehung, ebenso unzählige Meßgedichte, die Litaneien — d. i. die Anrufung aller Heiligen um Schutz und Hülfe —, die Sündenklagen und die Beichten. In den letzteren gelangt nur selten das persönliche Schuldbewußtsein des Sünders zur Geltung, es sind alle nur denkbaren Sünden zusammengestellt und dem Beichtenden bleibt die Auswahl freundlichst überlassen.

Die Mystik, wie wir sie darstellten, muß sich immer mit der Phantasie innig verbinden, und diese sagenbildende Kraft ist wiederum für sich stark genug, eine eigene Poesie zu erschaffen. Sie erklärt und ergänzt im zwölften Jahrhundert in ihrer Art die Bibel, wo zur Erklärung und Ergänzung irgendwie Spielraum bleibt; sie malt sich die biblischen Ereignisse behaglich aus und erfindet tausend Einzelheiten hinzu. Vom Kinde Moses erzählte sie, daß es die Krone des Pharao zerbrach, weil es des Gottes Ammon darauf ansichtig wurde, daß der Pharao dem Kind darauf glühende Kohlen bringen ließ, um zu erfahren, ob es mit Bewußtsein gehandelt, und daß Moses sie in den Mund nahm, woraus sich seine Stummheit erklärt. Sie theilte die Wunderzeichen alle mit, die sich bei Christi Geburt in Rom ereigneten; sie weiß, daß der Schächer am Kreuz neben Christus dem Cherub vor dem Paradies sein feuriges Schwert genommen; sie beschäftigte

sich rastlos mit dem Leichnam des Herrn und mit der Höllenfahrt Christi; sie gestaltete sich die Schicksale der Männer und Frauen aus, die sie von der Heiligen Schrift her bewunderte; im zwölften Jahrhundert insbesondere die des Johannes — alle anderen Jünger und die Apostel erhielten auch sehr bald ihr eigenes Symbol, ihr eigenes Martyrium, ihre eigenen Erlebnisse.

So entsteht die Legendendichtung. Wer die Apostel verherrlicht, der verherrlicht auch Märtyrer und Heilige, und der Kreis dieser Frommen erweitert sich, in stetem Zusammenhang mit Wunderglauben und Reliquiendienst, bald ins Unermeßliche; fast jeder Sprengel erhält seinen Heiligen. An dem überreichen Schatz von Legenden, der sich auf diese Weise ansammelt, hat unsre Zeit redlich mitgearbeitet; neben manchem Mittel- und Mindergut, das auf höheren Befehl und für praktische Zwecke entstand — wie etwa das mittelfränkische Legendar —, brachte sie manches zustande, woran jedes Zeitalter seine Freude haben kann: die liebliche Geschichte von der Crescentia, die anmuthige Sage vom Schweißtuch der Veronica, die erste Fassung des Christophorus, die vielen Marienlegenden z. B. Es ist die reine Freude am Fabuliren, die uns an diesen Dichtungen so wohlthut; dasselbe also, was Gottfried Keller aus den alten Legenden herausfühlte und in seiner Art so entzückend wiederzugestalten wußte. In ganz kirchlichen Legenden sind spaßhafte Züge nie verschmäht worden und auch die weltlichen Classiker des Mittelalters haben uns Legenden geschenkt. Daß man schon diese Dichtungen zu sammeln begann, zeigt uns die Kaiserchronik.

Geistlichen, die derart der Poesie obliegen, verargt es niemand, daß sie auch rein weltliche Stoffe behandeln; hatten doch die Legenden schon mit weltlicher Geschichte vielfache und innige Berührung. Und lassen sich doch auch in weltliche Stoffe leicht manche geistliche Elemente hineinmischen, Betrachtungen über Vergänglichkeit der Welt, über den Lohn und Ruhm gottesfürchtigen Handelns — und ganz äußerlich: die vielen uns aus 1001 Nacht bekannten Curiositäten und Wundergeschichten, welche — so absonderlich uns das scheinen mag — dem Abendland insgesammt durch theologische Schriftsteller vom Orient her übermittelt waren und nun durch die Kreuzzüge neue Nahrung erhielten.

Sie fanden in den Herzog Ernst — den Herzog Ernst, den Uhland dramatisirte — und das Alexanderlied Eingang; die alte germanische Orendelsage wurde mit dem heiligen Rock Christi in Trier zusammengebracht und im König Rother, von dem uns Scheffel im Ekkehard so hübsch erzählt, gingen alte deutsche Bestandtheile mit Elementen eine Verbindung ein, die wir im spätgriechischen Roman zu solch wunderlichen Formen entwickelt finden.

Die deutsche Literatur im Mittelalter — diese Einsicht in ihrem vollen Umfang und ihrer Bedeutung zu würdigen, lehrt uns Kelle — hätte sich also nie zu einer solchen Vollendung emporheben können ohne die Wirksamkeit der Geistlichen. Sie wußten sich die ganze Zeit auf der Höhe der Bildung zu erhalten, sie machten zuerst den Standesgenossen, dann den Laien die Schätze des Christenthums zugänglich. „Durch die Scholastik und Mystik", sagt Kelle (S. 153) „war die für Geistliche berechnete deutsche Kunstpoesie des Geistlichen in kurzer Zeit über die engen Grenzen mächtig herausgedrungen, in denen sie sich nach ihrer Wiedergeburt bewegt hatte."

Die Geistlichen haben der deutschen Poesie den Halt gegeben, an welchem sie sich aufranken konnte; wenn sie auch unbebaute Gebiete mit vielem Unnöthigen überschwemmten, manche keimkräftigen volksthümlichen Elemente fortspülten: sie sahen bald ein, daß sie den Frohmuth und die Lust am Fabuliren, das beste Gut des Volkes, nie zurückdrängen würden. Wenn es noth that, rüttelten sie die Sünder aus ihrer Trägheit auf, als harte und strenge Richter; sie sind im ganzen ebenso streng gegen sich gewesen, und weise sich dem Volksinstinct fügend, leiteten sie die Freude am Großen und Wunderbaren sacht in den Strom kirchlicher Dichtung. Durch ihre große Vielseitigkeit gaben sie allerorten der Poesie Gelegenheit zu einer Entwicklung, die bald alle Gebiete des geistigen Lebens umspannte und die Zeit reif machte für den übermächtigen Einfluß der Kreuzzüge.

Friedrich von der Leyen.

Reise in die Thäler des Tschoról, Uruch und Ardon.

Von C. Hahn (Tiflis).

IV. (Schluß.)

Nach Vorführung einiger poetischer Aeußerungen der digorischen Volksseele nehme ich von den Digoren Abschied und setze meine Reise fort. Wir haben noch ein gutes Stück Weges vor uns, werden uns aber bemühen, dasselbe weniger ausführlich zu beschreiben. Ossetien, wohin wir jetzt unsre Schritte lenken, ist von Digorien durch den Kion oder Kiwon-Paß (8533′) getrennt, welcher in der Nähe des 11,200′ hohen Kion-Choch über hochalpine Wiesen mit spärlicher Vegetation in das Thal des Sadon-don hinabführt. Der Aufstieg ist ziemlich bequem und man kann die ganze Zeit im Sattel bleiben; um so steiler ist der Abstieg. Von der Höhe bietet sich ein weiter Umblick auf die Schneespitzen des Kasara, Kriu Choch ꝛc. Hier oben nimmt ein Quellfluß des Sadon-don seinen Ursprung; mit einem anderu vom Zea-Choch herabkommenden Flüßchen beim ersten Aul Sgid vereinigt, wird er ein ansehnlicher Fluß. Auffallend war die ungemein üppige Vegetation auf dem südöstlichen Abhang des Kionpasses, welche zu dem kümmerlichen Wachsthum der Nordwestseite einen sehr großen Contrast bildet. Die ganze Flora der Alpenwiesen war beim Abstieg in sehr vollkommenen Exemplaren vertreten. Hoch oben bemerkte ich auch niedrige Exemplare von Vaccinium myrtillus, welche schon Beeren angesetzt hatten. Weiter unten traten vereinzelte Birken auf und schon ganz nahe der Thalsohle Azalea pontica und verschiedenes Buschwerk. Unterhalb des kleinen Auls Sgid liegt neben dem Sadon-don ein Leichenfeld mit alten Mausoleen und anderen Grabdenkmälern. Bald kommt uns Ober-Sadon zu Gesicht, ein unscheinbarer Aul, und nachdem wir um einen bewaldeten Vorsprung umgebogen, auch Unter-Sadon, ein ziemlich großer Ort, zwischen hohen Felsen gelegen, welche in ihrem Schoße reiche Blei- und Silbererze bergen. Hier machten wir Halt und wurden von dem neuen Director des Bergwerks, einem Armenier, mit der größten Gastfreundlichkeit aufgenommen. Die Hauptbevölkerung des Orts sind ossetische und russische Arbeiter mit ihren Familien. Das Werk beschäftigt gegenwärtig etwa 200 Leute. Trotz des großen Reichthums an Erzen und ihrer Reichhaltigkeit, hat das Werk, so lange es von der Krone betrieben wurde, mit Deficit gearbeitet, was wohl den primitiven Einrichtungen und dem geringen Interesse zuzuschreiben ist, welches die Kroningenieure der Sache entgegengebracht. Auf einen völligen Umbau der Poch- und Schlemmwerke, zu deren Betrieb der Sadon-don reichliche Wasserkräfte darbietet, wollte die Krone sich nicht einlassen. Deßwegen wurde die Anstalt, so wie sie war, im Juni 1895 an eine Privatperson übergeben, welche sich verpflichten mußte, jährlich ein Minimum von 30 Pud Silber, 10,000 Pud Blei und 1,250,000 Pud Hornblende zu produciren. Die in Sadon gereinigten Erze werden nach dem 32 Werst entfernten

Digitized by Google

Alagir transportirt und dort geschmolzen. Der neue Director brachte nun plötzlich neuen Schwung in die Sache; besonders günstig war für den Aufschwung des Werks die große Nachfrage nach Zink auf dem europäischen Markt. Es wurden sachverständige Leute zu Rath gezogen, welche dem Werk eine glänzende Zukunft voraussagten, um so mehr, als außer den ungeheuer reichen Adern edler Erze in nächster Nähe, bei Chod, sich Steinkohlenlager befinden. Auf grund dieses Gutachtens bildete sich eine internationale Gesellschaft mit dem Directorium in Frankfurt a. M., welcher ein Capital von 4½ Mill. Rubel zur Verfügung stehen soll. Man scheint wirklich die Sache reell betreiben zu wollen, denn jetzt eben fanden Terrainaufnahmen zum Behuf des Baus einer Eisenbahn nach Alagir und weiterhin zum Anschluß an die Wladikawkaser Bahn statt.

Von Sadon aus machten wir andern Tags einen Ritt zum Zei-Gletscher, der etwa 25 Werst entfernt liegt. Das enge Thal des Sadon-don, das wir bis zu seiner Vereinigung mit dem Ardon passirten, ist reich an landschaftlichen Schönheiten, die Felspartien sind mit Wald belebt, am Ufer des Flusses stehen da und dort Fichten an. Nachdem wir etwa drei Werst zurückgelegt, biegen wir rechts ab und reiten das Ardon-Thal hinauf, dessen Abhänge hier theilweise bewaldet sind und einen lieblichen Anblick gewähren. Bald sind wir in alten Nuzal, welches viele für die Wiege der Osseten, d. h. für den ältesten Ort des nördlichen Ossetiens, halten. Im Ort, hart an der Straße, steht eine uralte Kirche — ein kleines steinernes Haus mit Giebeldach, daneben der Kirchhof mit alten Monumenten. Die an der Straße sitzenden Osseten stehen alle auf und grüßen die Fremden freundlich durch Abnehmen der Hüte, die uns begegnenden Frauen bleiben nach der dortigen Sitte stehen und grüßen durch eine Handbewegung vor Gesicht und Brust. — Eine ganz merkwürdige Art von Befestigung sehen wir bei Nuzal drüben auf dem rechten Ufer, an fast senkrecht ansteigenden Felsen: flache Thürme und Mauern mit Schießscharten scheinen an die Felswand angeklebt; da und dort sieht man die Spuren von Gängen, welche die einzelnen Befestigungen mit einander verbinden. Es erweist sich, daß hinter jenen Mauern und Thürmen große Höhlungen sich im Felsen befinden. In denselben soll man ein uraltes grusinisches Buch gefunden haben, welches aber ein Priester vernichtete, ebenso wie er die grusinische Inschrift eines Steines in der alten Kirche zu Nuzal abgeschliffen haben soll. Jene Befestigungen bildeten einst eine wirksame Thalsperre. Reste solcher festen Werke finden wir auch am Gisel-don beim Aul Dargaws und am Fiag-don in der Kurtatin'schen Schlucht zwischen den Aulen Chariston und Chilak. Die Mauern waren so breit, daß eine Arba bequem darauf fahren konnte, mehrere Thürme und Basteien haben sich noch erhalten. Die bedeutendsten Ueberreste aber finden wir in der Kasara-kom-Schlucht zwischen der Befestigung des hl. Nikolaus und den Aulen der Gesellschaft Nari. Diese Mauer hat den Namen Silindzuar, d. i. „krummes Thor". Der Eingang zum Thor ist nämlich durch eine Mauer geschützt, so daß man nicht direct hineinkommen kann. Es waren also am Ardon mehrere Thalsperren, überhaupt bildeten die Befestigungen an den verschiedenen ossetischen Flüssen wohl ein zusammenhängendes System. Die Mauern und Thürme sind alle mit sehr gutem Cement gebaut, gehören aber wohl verschiedenen Epochen an, da die Oeffnungen und Schießscharten von verschiedener Größe sind. Die langen und schmalen wird man der älteren Zeit zuschreiben müssen. Diese ossetischen Befestigungswerke haben jedenfalls auch dazu beigetragen, daß sich die Sage von der großen kaukasischen Mauer bildete, welche sich vom Kaspischen bis zum Schwarzen Meer erstreckt haben soll.

Bei der Befestigung des hl. Nikolaus nimmt der Ardon von links den Zeja-don auf, in dessen bewaldetes Thal wir jetzt einschwenken, um zum hochgelegenen Aul Zei hinaufzusteigen. Nach etwa einstündigem Ritt im Thal geht's auf den Halden des linken Ufers in langen Zickzacklinien hinan. Bald sind wir im Dorf. Die Entfernung desselben vom Ende des Zeigletschers mag in der Luftlinie wohl kaum fünf Werst betragen, ist aber in Wirklichkeit wohl doppelt so groß. Wir müssen wieder hinab ins Thal, wo wir wegen des schlechten Wegs bald die Pferde zurücklassen und zu Fuß weiter gehen. Uebrigens kann, wer Lust hat, auf solchen Wegen zu reiten, zu Pferd bis zum Gletscher gelangen. Etwa auf halbem Wege bemerken wir rechts vom Wege das kleine ossetische Heiligthum Waschger, ein altes Bretterhäuschen, bei welchem Scherben und Kugeln als Opfergaben liegen. Es bildet gewissermaßen den Vorposten zu dem größten Heiligthum der Osseten jener Gegenden — zu Rekom. Schon beginnen die früheren Endmoränen des Zeigletschers, welcher vordem einmal, mit dem links sichtbaren, vom Adai-Chod herabkommenden Wanigba- oder Rekomgletscher vereinigt, das Thal ausgefüllt hat. Die großen Steinblocke der Moränen machen das Terrain sehr wellig und den Weg beschwerlich. Da steht auch das Heiligthum Rekom plötzlich vor uns und erweckt seltsame Gefühle in der Brust. Hier in dieser erhabenen Natur, wo uns jeder Blick die Wunder der Schöpfung aufthut, wo der Mensch so recht seine Nichtigkeit fühlt gegenüber der erhabenen Ruhe und Majestät der Gebirgswelt, hat sich der Ossete sein Heiligthum erbaut, nicht aus dem gewöhnlichen Stein, wie die Häuser, in welchen er wohnt, sondern aus Brettern, welche er mit großer Mühe aus den Stämmen uralter Fichten herausgespalten. Die Bretter sind vom Sonnenbrand und Alter schwarzbraun geworden. Das Haus erinnert mit seinem nach zwei Seiten hin weit vorstehenden Giebeldach an ein Schweizerhaus. Die vorstehenden Enden des Daches werden je von vier Säulen getragen, von denen die zwei mittleren primitives Schnitzwerk zeigen. Die Bretter liegen horizontal über einander und sind in die Eckpfosten eingefügt. Eine niedrige, kleine eiserne Thüre mit eigenthümlichen Bänderbeschlägen verschließt den Eingang. Ueber derselben prangt ein kleines eisernes Kreuz von etwa 1 Fuß Höhe mit geschweiften Armen. Einige kleine Glocken mit grusinischer Inschrift hängen über der Thüre. Das Heiligthum und dessen kleiner Vorhof ist von einer mäßig hohen steinernen Mauer umgeben. Früher durfte kein Fremder sich dem Heiligthum nähern. Aus Furcht vor Diebstahl hatte das Volk die Sage verbreitet, daß Fremde, welche es gewagt hätten, den Fuß auf diese geweihte Stätte zu setzen, zur Strafe erblindet oder gestorben seien. Der seit einiger Zeit dort angestellte Wächter ließ uns ohne weiteres näher treten. Nur verlangte er, wir sollen die Kopfbedeckung abnehmen und jeder ein silbernes Geldstück in die Opferbüchse legen. Rings um den Bau liegen an verschiedenen Stellen die Opfergaben, vor allem eine Menge Hörner des Thurs (ausschließlich Aegoceros Pallasii). Jeder ossetische Jäger der Umgegend bringt das Geweih des ersten Thieres, welches er erlegt, zum Opfer dar. Eiserne Pfeil- und Lanzenspitzen, ganze Pfeile, verschiedene Scherben und Gefäße, Bleikugeln, Flaschen 2c. sind da und dort aufgehäuft. Durch zwei kleine Oeffnungen können wir in das Halbdunkel des Innern eindringen, wo hunderte sehr gut erhaltener Pfeile neben anderen Gegenständen aufgespeichert sind; auf einem primitiven Tisch liegt sogar eine Armbrust, die erste, die ich im Kaukasus sah und welche vielleicht überhaupt die einzige ihrer Art ist. Denn die Pfeile wurden durchgängig aus Bogen geschossen, von welchen ich da und dort noch schöne Exemplare vorgefunden. In Rekom habe ich keine gesehen.

Digitized by Google

Unter den Opfergaben in Rekom herrschen bei weitem die Attribute der Jäger und Stücke der Jagdbeute vor. Daraus läßt sich wohl der Schluß ziehen, daß der ossetische Waidmann, der auf seinen gefährlichen Gängen alle Schrecken der Hochalpen kennen lernt, eine besondere Scheu, aber auch wieder ein besonderes Zutrauen zu der Gottheit hat, welche ihr Dasein und ihre Allmacht dort oben so eindringlich offenbart. Wenn der orthodoxe Priester jährlich einmal unter Zufluß der sämmtlichen männlichen Bevölkerung der Umgegend (Weiber sind ausgeschlossen) in dem Holzhause von Rekom einen Gottesdienst abhält, nach welchem eine Menge Opferthiere geschlachtet und verzehrt werden, so ist das ein sehr humanes Zugeständniß an die noch wilde Bevölkerung, welche vom sinnlich heidnischen Cultus noch nicht durchdringen kann zum vergeistigten christlichen Gottesdienst. Als in diesem Sommer die Kunde nach Ossetien drang, daß man (vielleicht im Interesse des Christenthums?) das Heiligthum von Rekom nach Wladikawkas übertragen wolle mit all den Opfern und Gaben, sprach sich in Ossetien große Unzufriedenheit aus. Denn in der Stadt wird das Heiligthum ein „Raritätencabinet" und verliert für den Osseten alle Bedeutung. — In der Umgebung von Rekom bemerken wir eine Menge großer Steinhütten mit defectem Bretterdach, wo die Wallfahrer bei schlechtem Wetter ein Unterkommen finden. Von Rekom bis zum Fuße des Gletschers hat man etwa noch eine Stunde zu gehen. Derselbe ist in seinem unteren Ende mit Schuttmassen bedeckt; auch die gewaltige Eiscascade, mit welcher er abbricht, zeigt schmutzig graue Farbe. Imponirend ist das Gletscherthor, das sich mitten in der Cascade aufthut und aus welchem die kolossalen Wassermassen des Zei-don hervorstürzen. Trotz der Mächtigkeit des Gletschers und der großen Ausdehnung der Firnfelder auf jenen zum Himmel anstrebenden Höhen können wir nicht begreifen, wo diese unendliche Menge Wasser eigentlich herkomme; eine mächtige Woge verdrängt die andere, als könnte sie selbst der nachfolgenden nicht rasch genug Platz machen. Und das geht so fort im Laufe des langen südlichen Sommers; anstatt sich zu erschöpfen, wird der Strom vom Morgen zum Abend, von Tag zu Tag immer wasserreicher. — Nachdem wir uns an der etwas trüben Gletschermilch, welche sich am heißen Tage mit besonderem Behagen trinkt, gelabt, traten wir den Heimweg an und waren mit Einbruch der Nacht wieder in Sadon.

Von dem Plane, von Sadon aus auch das nördliche Ossetien am Fiagdon und Genaldon zu durchqueren, mußten wir wegen Hochwassers abstehen. So wurde denn die Route über Alagir eingeschlagen, die mit Postpferden im Wagen zurückgelegt werden kann. Auf diese Weise lernten wir auch den Mittellauf des Ardon kennen. Dieser wendet sich nach Aufnahme des Sadon-don auf einer Strecke von 10 Werst nach Osten, um dann von Unal an die Richtung noch N. einzuschlagen. Die „ossetische Heerstraße", welche seinem Thale folgt, ist hier recht gut, nur zu schmal angelegt. Die steilen Abhänge auf beiden Ufern zeigen wenig Vegetation, die enge Thalsohle läßt keinen Ackerbau zu. Die kleinen ossetischen Aule sind meist hoch oben an die nackten Felsen angeklebt. Arm wie die Natur, sind auch die Bewohner des Thals[1]), deren einzige Nahrung Maisbrod bildet, welches allerdings jeden Tag frisch gebacken wird. Die Stammesbrüder am Fiagdon und Giseldon sind besser daran, am besten aber die in der Ebene wohnenden Osseten. Die am Ardon müssen sich draußen in der Ebene Land pachten und bebauen, um nicht zu verhungern. Das nicht sehr zahlreiche Vieh findet zwar im Sommer Nahrung, im Winter aber ist es schwer zu unterhalten. Man muß sehen, an welchen abschüssigen, halsbrecherischen Halden hier Heu gemacht wird; man traut seinen Augen kaum, wenn man die auf denselben stehenden Heuhaufen bemerkt, welche mit größter Gefahr gemäht und mit noch größerer Gefahr von dort herabgeschafft werden müssen. Einige Möglichkeit zum Erwerb gibt den Osseten am Ardon das Fuhrwesen — der Transport der Erze von Sadon nach Alagir —, auch führen sie Mais über den Mamissonpaß nach Oni am oberen Rion; neuerdings machen ihnen die Immeretier bedeutend Concurrenz.

In der Nähe von Alagir treten die Berge mehr vom Fluß zurück und bedecken sich mit Wald. Es eröffnet sich vor uns eine fruchtbare Ebene, welche hinter dem Städtchen in die endlose Steppe übergeht. Wenden wir den Blick zurück, so winken uns hinter bewaldeten Höhen die blendend weißen Schneegipfel des Syrchu-Borssun (13,637′) und des höheren Archon (13,958′) den letzten Gruß zu. Bei der Einfahrt ins Städtchen fällt uns ein festungsartiges Bauwerk mit zinnengekrönten Thürmen in die Augen. Es dient friedlichen Zwecken; hier werden die sadon'schen Erze geschmolzen. Das Städtchen macht einen freundlichen Eindruck und ist durch seinen Obstbau berühmt. Bewohnt wird dasselbe von Russen, Osseten (ca. 600 Höfe) und Immeretiern, welche sich in der Zahl von 120 Höfen seit 10 Jahren dort angesiedelt haben. Von hier aus führt der Weg durch die Steppe zu den großen, sehr weitläufig angelegten Kosakenstanitzen Ardon und Archon und von da nach Wladikawkas. Die Steppe ist von verschiedenen Armen des Ardon, Fiagdon, Giseldon, Archon ꝛc. durchfurcht, welche meist nicht überbrückt sind und bei Hochwasser gefährliche Passagen bilden oder den Verkehr überhaupt unmöglich machen. In der unabsehbaren Steppe tauchen hier und dort die Gipfel hoher Pappeln hervor, welche die Stanitzen schon aus weiter Ferne markiren. Rechts von uns, nach Süden hin, begrenzt der mächtige Wall des Kaukasus die unendliche Ebene. Er ist jetzt in finstere Wolken gehüllt, welche sich über uns zu entladen drohen; bei klarem Wetter gewährt er einen bezaubernden Anblick.

[1]) Man zählt im Kreis von Wladikawkas im ganzen 80,000 Osseten.

Mittheilungen und Nachrichten.

A. W. *Clara Hopgood by Mark Rutherford* edited by his friend Reuben Shapcott. London. 1896. T. Fisher Unwin. — Warum ist diese Roman Klara Hopgood betitelt? Das ist die Frage, die den Leser fast bis gegen den Schluß desselben beschäftigt, wo ihm endlich eine Antwort zutheil wird. Das Buch erzählt fast ohne Unterlaß von Madge Hopgood, der Schwester Klara's, und es dauert wirklich zu lange, bis wir erfahren, daß Klara's Geschick noch deutlicher zeigt, als das Madge's, wie unabhängig die Liebe ist von „views" und „welch ein etwaiger Fälscher der Liebe bloße intellectuelle Sympathie, eine auf Büchern beruhende Sympathie ist". Es sind drei Gestalten in diesem Roman, die dies zu ihrer Qual erfahren: Madge und Klara Hopgood und Baruch Cohen. Madge, „ein Muster literarischer und künstlerischer Bildung, geräth auf die Bahnen der gewöhnlichen Mädchen, deren Paternitätsprocesse in den Provinzblättern figuriren". In ähnlicher Weise lernt Baruch fühlen, „wie wenig seine Studien für ihn gethan haben. . . . Er hatte gehofft, daß er, älter geworden, im stande sein werde, ein Weib wirklich zu schauen, aber er war wieder gleich einem der Besessenen. Es war nicht Klara Hopgood, die vor ihm stand, es waren Haare, Lippen, Augen, gerade so, wie es vor zwanzig Jahren gewesen, gerade wie es bei dem gewöhnlichsten Ladenjungen war. . . ." Und als Baruch zu Klara von seiner Liebe sprach und auf Antwort wartete, da lag thatsächlich auf Klara's Zunge eine Antwort, „die sie in seine Arme gezogen und sie für immer mit ihm vereint hätte, aber sie wurde nicht laut". Damit erfüllt sich Klara's Geschick. Während Baruchs Liebe sich Madge zuwendet, und diese ein glückliches Paar werden, geht Klara (der Roman spielt in der Mitte der vierziger Jahre) nach Italien, um dort für die Befreiung des Volkes zu wirken. Sie gibt es völlig auf, in ein regelmäßiges Verhältniß zu dem

Digitized by Google

anderem Geschlechte zu kommen, obwohl sie ihrer Schwester vorzuwerfen gewußt hat, daß sie von ihrem ersten Geliebten Frank zu viel verlangt hat, obwohl sie immer gefühlt hat, daß „all ihre Belesenheit eine bloße Farce sei und daß Kunst, Literatur, Philosophie, wenn wir mit dem wirklichen Leben in Berührung kommen, wenig besser als eine Spielerei erscheinen. Wenn der Nebel über dem schweren Lehmboden hängt, und Männer und Weiber in der bittern Kälte zittern und sich von rohen Rüben nähren, sich beim warmen Ofen Elfstunden über den göttlichen Plato und Shakespeare hinzugeben, ist sicherlich nicht von solchem Werth, als wir uns einbilden." Wir haben da einen echten und rechten Mark Rutherford vor uns. Aber dieser sein neuester Roman steht in Bezug auf Kraft und Eindringlichkeit der Sprache und greifbare Lebendigkeit der Charakteristik wohl fast allen seinen früheren Werken nach.

* Aus Edisons Werkstatt wird von einer neuen Erfindung berichtet, die, sollt sie sich bewährt, besonders dem Gewerbe der Zeitungsillustration zu gute kommen würde. Mit Hülfe eines autographischen Telegraphen soll es nämlich ermöglicht werden, irgend eine Zeichnung durch den Draht auf tausende von Meilen zu übertragen, und zwar mit der absoluten Sicherheit, daß das betreffende Bild am Endpunkt der Telegraphenlinie naturgetreu reproducirt wird. Ueber die Erfindung äußert sich Edison wie folgt: „Die Idee ist keineswegs absolut neu, vielmehr eine Verbesserung des alten Cassellasystems, bei welchem die Transmission mittelst eines Pendels bewirkt wurde. Ich hatte diese Maschine vor einigen Jahren zu verbessern begonnen, als das Telephon dazwischen kam und meine Thätigkeit vorwiegend in Anspruch nahm. Ein Geschäftsmann, welcher seinem Fabrikanten eine praktische Beschreibung eines Schnittwaarenmusters geben will, kann sich besser und klarer mittelst Telephons verständlich machen. Erst neuerdings kam mir der Gedanke, daß eine Vervollkommnung des Cassella'schen Apparats den Zeitungen von Nutzen sein könnte. Für diese ist mein neues Instrument bestimmt; ich muß jedoch ausdrücklich constatiren, daß keine Zeitung das Monopol der Benutzung meines Autotelegraphen erhalten wird. Ich habe das Patent für mich selbst reservirt und werde die Maschine irgend einem Zeitungsbesitzer, der sich darum bewirbt, verkaufen. Das Verfahren ist sehr einfach. Der Künstler fertigt seine Skizze in der seither üblichen Weise an. Sobald diese fertig ist, wickelt er sie um den an der Spitze der Maschine befindlichen Cylinder, drückt auf einen Knopf und im gleichen Moment, wo sich die Maschine umdreht, ist das Bild an seinem Bestimmungsorte reproducirt. Ich kann versichern, daß das Instrument jetzt zum Gebrauche fertig ist und ohne jegliches Hinderniß mit absoluter Sicherheit gehandhabt werden kann. Bevor ich es jedoch auf den Markt bringe, werde ich versuchen, das Format soweit zu verkleinern, daß man es in seiner Tasche mit sich führen, auf irgend einen Telegraphentisch stellen und die betreffende Zeichnung mit der gleichen Leichtigkeit übertragen kann, wie man gegenwärtig eine Depesche von 200 Worten befördert. Bis spätestens Ende Januar wird das Instrument in seiner leicht tragbaren Form zum Verkaufe fertiggestellt sein. Ich erwarte keineswegs Wunderdinge von dieser kleinen Verbesserung, ich inge absichtlich nicht Erfindung. Das Modell ist Eigenthum des Hrn. Cassella. Ich habe mich lediglich bemüht, es zu verbessern, um den Zeitungen ihre schwierige Aufgabe erleichtern zu helfen. Ich rechne weder auf einen bedeutenden Absatz, noch auf ein ausgedehntes Absatzgebiet. Voraussichtlich wird das Instrument nur von großen amerikanischen und europäischen Tageszeitungen verlangt und gekauft werden. Nach den seitherigen Versuchen kann das Instrument auf eine Entfernung von 500 Meilen mit spielender Leichtigkeit und bei einer Distanz von 1000 Meilen mit genügender Genauigkeit der Reproduction benutzt werden. Bevor ich es in den Handel bringe, gedenke ich, seine Wirksamkeit von New-York bis nach San Francisco zu erproben."

* Der Registrirballon Straßburg, der in der Nacht vom 13. zum 14. November losgelassen wurde, ist nach etwa zweistündiger Fahrt im Schwarzwald, am Fuße der Hornisgrinde, gelandet. Er hing in einer Gruppe von Kastanienbäumen und war durch die Ventilvorrichtung, die richtig functionirt hat, vorschriftsmäßig ausgerissen; der Anker war gebrochen, die Ankerleine gerissen. Der Ballon hatte also allem Anschein nach einen ziemlichen Kampf mit der festen Erdoberfläche zu bestehen gehabt, ehe er zur Ruhe kam. Trotzdem waren die Registririnstrumente in gutem Zustande. Die Uhr war im Gange und zeigte die richtige Stunde; Thermometer und Barometer hatten ihren normalen, dem Zustande der Erdoberfläche entsprechenden Stand. Nach der zunächst oberflächlichen Bearbeitung der Diagramme hat der Ballon eine Höhe von 7- bis 8000 Meter erreicht und markirte eine Minimaltemperatur von — 30 Grad. Diese wurde jedoch bereits in einer Höhe von 6000 Meter, ungefähr 20 Minuten nach der Abfahrt, angezeigt; nachher stieg die Temperatur wiederum in höchst sonderbarer Weise. Der Ballon fiel in gute Hände. Ein früherer Luftschiffer, ehemaliger Angestellter des mit seinen Fallschirmversuchen verunglückten Lattemann, der sich als Handwerker im Dorfe Lauf aufhält, fand ihn und verpackte ihn sachverständig.

* Jena. Hier starb der russische Geschichtschreiber, Wirkliche Staatsrath Prof. Alexander Brückner im Alter von 62 Jahren. Geboren am 5. August 1834 in Petersburg, studirte er in Heidelberg, Jena und Berlin und wurde 1861 Professor der Geschichte an der kaiserlichen Rechtsschule in Petersburg. 1867 ward er als Professor der Geschichte Rußlands an die Universität Odessa, 1872 nach Dorpat berufen. Als Deutschem wurde ihm jedoch 1891 diese Professur entzogen und er nominell an die Universität Kasan versetzt; indessen gestattete man ihm, im Auslande zu leben. Brückner siedelte daher nach Jena über, wo er nunmehr gestorben ist. Brückner forschte und schrieb emsig und im ganzen verständig; er urtheilte freisinnig über Rußlands historische Entwicklung zu europäischer Cultur. Für die Oncken'sche Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen bearbeitete er Peter d. Gr. und Katharina II. je in einem Bande; in der Heeren-Ukert'schen Sammlung erschien noch diesen Sommer von ihm der erste einleitende Band einer Geschichte Rußlands bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Für Composition besaß er wenig Sinn; überall erstattet er mehr einen sachlich raisonnirenden Bericht, anstatt eigentlich historisch zu erzählen.

* Berlin. Dem Privatdocenten der mathematischen Physik Dr. C. Pringsheim ist der Professortitel verliehen worden.

* Rostock. Der außerordentliche Professor der Chemie Dr. Albert Töhl tritt aus seiner Lehrthätigkeit in den Reichsdienst über. Es ist ihm die Stelle eines Chefs der chemischen Abtheilung des Reichspatentamtes übertragen worden.

* Königsberg. Die philosophische Facultät der hiesigen Universität erwuhnt durch Anschlag am schwarzen Brett die Studenten, außer ihrer Fachwissenschaft sich auch eine allgemeine Bildung zu erwerben. In den ersten Semestern sollen sie die grundlegenden Vorlesungen auch für die benachbarten Fächer hören und allgemeinen Vorlesungen beiwohnen.

* Graz. Ein durch die Nachbarschaft Hallstadts besonders interessantes prähistorisches Gräberfeld wurde bei Aussee im steirischen Salzkammergut auf der Hinterberger Hochebene, die als Quellgebiet der Ordenseer Traun dem Ausseer Becken vorgelagert ist, mitten im Dorfe Krungl in den letzten Wochen untersucht. Anlaß zu diesen Grabungen gab der Fund eines prähistorischen Schwertes beim Umbau eines Hauses nach dem großen Brand der Ortschaft vor mehr als 20 Jahren. Custos Dr. Otto Fischbuch vom Joanneum in Graz leitet die Aufdeckung des Gräberfeldes. Bis zum 5. d. wurden 96 Gräber geöffnet und in diesen nebst Knochenresten Fibeln, Finger-, Arm- und Ohrringe, sowie Messer aus Bronze, dann Ketten von Glasperlen gefunden. Diese Fundstücke verrathen keinen besonderen Reichthum der Ansiedler. Ferner wurden Skelette von Männern, Frauen und Kindern gefunden. Das Skelett eines Mannes zeigt die beträchtliche Länge von 196 Centimeter. Das Leichenfeld reicht nach der Meinung der Fachmänner bis ins 4. Jahrhundert nachchristlicher Zeit zurück und führt vielleicht von einem slavischen Stamme her, der dann aus dieser Gegend verdrängt ward. Eine Agraffe in Kreuzform, die bei einer weiblichen Leiche gefunden wurde, zeigt eine künstlerische Ornamentik. Die Funde werden im Joanneum in Graz Aufstellung finden.

eh. Basel. In der Nacht vom 15. zum 16. starb hier, von allen, die ihn gekannt, betrauert, der geachtete und bei Professoren und Studenten beliebte Lehrer der classischen Philologie Prof. Dr. Ferdinand Dümmler, erst 37 Jahre alt.

* Brüssel. Den Lütticher Professoren der Medicin Fredéricq und Ruel wurde für das gemeinschaftlich von ihnen verfaßte Lehrbuch der Physiologie der belgische Fünfjahrespreis für medicinische Wissenschaft im Betrage von 5000 Frcs. zuerkannt.

* Brüssel. Bei Ausgrabungen, welche die belgische Regierung in dem Weiler Odet, Arrondissement Hay, vornehmen läßt, wurden Reste einer römischen Villa entdeckt, die u. a. einen vorzüglich gearbeiteten Säulensockel aus carrarischem Marmor, einen Becher aus Bronze, verschiedene Glas- und farbige Thon-

Digitized by Google

gefäße, sowie eine Menge Ringe, Armbänder, Waffen, Schnallen, goldene Spangen und zerbrochenen Hausrath enthielt.

λ **London.** Am 14. Nov. wurde von der Londoner Verlagsbuchhandlung Newgate & Williams der letzte Band von Herbert Spencers großem Werk: „Die Principien der synthetischen Philosophie", ausgegeben. Diese Schlußband enthält die Grundsätze der Sociologie. Spencer begann seine großartige Arbeit vor 36 Jahren. Für die ersten Abschnitte des jetzt in 10 Bänden vollendet vorliegenden Werkes fand er keinen Verleger, der auch nur das Risico des Druckes übernommen hätte. Der Forscher war daher gezwungen, sein Buch auf eigene Kosten drucken zu lassen. Obgleich durchaus nicht reich, hatte er Selbstvertrauen genug, den größeren Theil seines ererbten Vermögens an die Veröffentlichung seines Werkes zu setzen. Ein gütiges Geschick legte ihm trotz mannichfaltiger körperlicher Leiden in der vergangenen Woche den sichtbaren Erfolg seiner nie ermüdeten Energie, den Abschluß seiner Lebensarbeit, in den Schoß. Herbert Spencer ist trotz seines vorgeschrittenen Alters noch unermüdlich thätig. Trotz seines Weltrufes hat er jede Standeserhöhung, jeden Orden und was dergleichen mehr ist, grundsätzlich abgelehnt; er hat des Stolz des Genius, der sich dessen bewußt ist, daß er keiner äußeren Ehrung bedarf. Auch die Ablehnung des preußischen Ordens pour le mérite ist aus diesem Gesichtspunkt und nicht etwa aus irgend welchem Deutschenhaß zu verstehen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 13. bis 15. November folgende Schriften eingegangen:

Freiin Helene v. Düring-Detten: Zu Hause, in der Gesellschaft und bei Hofe. Schilderung des gesellschaftlichen Lebens. Mit Anhang: Die Jagd, von Friedrich v. Dincklage-Campe; Duell und Ordenswesen, von Hans v. Kretschmann. Mit vielen Vignetten ꝛc. Berlin, Fritz Pfenningstorff 1896. — Dr. Johannes Wernicke: System der nationalen Schutzpolitik nach außen. Nationale Handels- (insbes. auch Getreide-), Colonial-, Währungs-, Geld- und Arbeiterschutz-Politik. Jena, Gustav Fischer 1896. — Heinrich Freese: Fabricantensorgen. Eisenach, M. Wildens 1896. — Sigmund Sonnenschein: Die Eisenbahn-Transportsteuer und ihre Stellung im Staatshaushalte. Berlin, Julius Springer 1897. — Georg Kaufmann: Die Geschichte der deutschen Universitäten. 2. Bd: Entstehung und Entwicklung der deutschen Universitäten bis zum Ausgang des Mittelalters. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896. — Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zu den Karolingern. 2. Bd.: Das merowingische Frankreich. Von Walther Schultze. Mit Karte. (Bibliothek deutscher Geschichte. Hggb. von H. v. Zwiedineck-Südenhorst.) Ebd. 1896. — Frhr. Hermann v. Maffenbach: Amberg und Würzburg 1796. Säcular-Beitrag zur Kriegsgeschichte. München, Th. Ackermann 1896. — Historische Zeitschrift. Begründet von Heinrich v. Sybel. Hggb. von Friedrich Meinecke. N. F. 41. Bd. (Der ganzen Reihe 77. Bd.) 3. Heft. München und Leipzig, R. Oldenbourg 1896. — Krieg und Sieg 1870—71. Culturgeschichte. Hggb. von Dr. J. v. Pflugk-Harttung. 1. Bd. Berlin, Schall u. Grund. — Oesterreichischer Erbfolgekrieg 1740 bis 1748. Nach den Feld-Acten und anderen authentischen Quellen bearbeitet in der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des k. k. Kriegs-Archivs. II. Bd. Mit 7 graphischen Beilagen. Wien, L. W. Seidel u. Sohn 1896. — Der Oderstrom, sein Stromgebiet und seine wichtigsten Nebenflüsse. Hydrographische, wasserwirthschaftliche und wasserrechtliche Darstellung. Hggb. vom Bureau des Ausschusses zur Untersuchung der Wasserverhältnisse in der der Ueberschwemmungsgefahr besonders ausgesetzten Flußgebieten. 3 Bde. Dazu Tabellen und Anlagen, sowie 36 Kartenbeilagen. Berlin, Dietrich Reimer 1896. — E. C. Kermann: Ein Interview Goethe's im Jahre 1896. Authentische Bruchstücke einer spiritistischen Unterhaltung. Erlangen, Fr. Junge 1897. — Die österreichischen Universitäten und die Cattegiengeldfrage. Von einem Universitätsprofessor. Leipzig und Wien, Franz Deutike 1896. — Dr. E. Horn: Calleg und Honorar. Beitrag zur Verfassungsgeschichte der deutschen Universitäten. München, Akademischer Verlag 1897. — Martin Philippson: Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg. 1. Th. 1640—1660. Berlin, Siegfried Cronbach 1897. — Cav. Lino Feeriani: Minderjährige Verbrecher. Versuch einer strafgerichtlichen Psychologie mit Original-Gutachten von Berenini, Brusa, Calajanni, Negri, Nardau, Pierantoni, Antorif. deutsche Ausg. von Alfred Rubemann. Ebd. 1896. — Dr. S. S. Epstein: Hermann v. Helmholtz als Mensch und Gelehrter. (S.-A. aus der „Deutschen Revue".) Stuttgart ꝛc., Deutsche Verlags-Anstalt 1896. — Gustav v. Bachwald: Die Meermaid von Amrum. Eine geheimnißvolle Geschichte. Kiel, H. Ekordt 1896. — Otto Franz Genschow: Das Halbersklein von Seesenheim. Berlin, Gebr. Paetel 1896. — Sigmund Münz: Ferdinand Gregorovius und seine Briefe an Gräfin Ersilia Caetani-Lovatelli. Ebd. 1896. — Bayerisches Jahrbuch. Kalender für Bureau, Comptoir und Haus 1897. Hggb. von J. Seiferth und W. Probst. München, Carl Gerber. — Achtzehnter Jahres-Bericht über die Thätigkeit der Deutschen Seewarte für 1895. Erstattet von der Direction. Beiheft I zu den „Annalen der Hydrographie und Maritimen Meteorologie, 1896". Hamburg 1896. — A. F. Voeth: Unser Weltsystem. Beitrag zur Theorie des Weltgeschehens. Leipzig, Gustav Fock 1896. — Alban v. Hahn: Der Verkehr in der guten Gesellschaft. Ein Buch über Lebensart und feine Sitte. Leipzig, Otto Spamer. — Max Baeack: Spaßvögel. Gedichte. Stuttgart, Adolf Bonz 1897. — Hans Arnold: Saonenständchen. Neue Novellen. 2. Aufl. Mit Illustrationen von Wilh. Schulz. Ebd. 1897. — Derselbe: Aus alten und neuen Tagen. Neue Novellen. Mit Illustrationen von Wilh. Clondius. Ebd. 1897. — Ludwig Hevesi: Die Altbosleute. Roman. Mit Illustrationen von Wilh. Schulz. Ebd. 1897. — Ludwig Gongbofer: Bergluft. Hochlandsgeschichten. 2. Aufl. Illustrirt von Hugo Engl. Ebd. 1897. — Derselbe: Die Bachantin. Roman. 2. Bde. Illustrirt von F. A. Seligmann. Ebd. 1897. — Stephon Milow: Höhen und Tiefen. Erzählende Dichtungen. Ebd. 1897. — Friedrich Raeder: Kurfürst Friedrich III. 2 Dramen: Der Rhein und Die Krone. Leipzig, Julius Baedeker 1897. — Friedrich Lewes: Gedichte. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld Nachf. — Richard Weltbrecht: Religiöse Lyrik. Illustrirt von Hans Looschen. Leipzig, Hermann Seemann. — Marie Petersen: Die Irrlichter. Illustriert von Hugo Flintzer. Ebd.

Neue Kataloge: Sammlung des Louis Gottschall, Berlin. Versteigerung 24. Nov. bis 4. Dec. 1896 bei Rudolf Lepke, Berlin. — Ernst Carlebach, Heidelberg: Antiquar. Verzeichniß Nr. 217: Badische und pfälzische Geschichte und Revolutionsgeschichte 1848/49; Nr. 218: Jurisprudenz, Staatswissenschaft und Nationalökonomie. — Gustav Fock, Leipzig: Lager-Verzeichniß Nr. 216: Philosophie, enthaltend u. a. die Bibliothek des Dr. K. L. Michelet; Nr. 217: Chemie und Pharmacie, chemische Technologie; Nr. 122: Entomologie; Nr. 123: Deutsche Sprache und Literatur. Alterthumskunde. Enthaltend u. a. die Bibliothek des Prof. C. Götzinger. — Georg Lissa, Berlin: Lagerkatalog Nr. 21. Seltene und interessante Bücher des 15. bis 19. Jahrhunderts.

In Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg ist soeben erschienen:

Dr. Erich Jung. Delikt und Schadensverursachung. Ein Beitrag zur Lehre v. außerkontraktlichen Schadenersatz m. Berücksichtigung d. Bürgerlichen Gesetzbuche. 4 M.

Dr. M. E. Mayer. Das Verhältniß d. Sigismund Beck zu Kant. 2 M. (15889)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Münchener Volkswirtschaftliche Studien.

Herausgegeben von Lujo Brentano und Walther Lotz.

Neunzehntes Stück:

Die Unfreiheit der Friesen

zwischen Weser und Jade.

Eine wirtschaftsgeschichtliche Studie von

Dr. Robert Allmers.

Preis geheftet 3 Mark. (16283)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 18. November. Nummer 268.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und für directe Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die deutsche Geistesbewegung 1840 bis 1848. I. Von Dr. Valentin Pollak. — Neue erdmagnetische Messungen in Ungarn. Von Prof. August Heller. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die deutsche Geistesbewegung 1840 bis 1848

Von Dr. Valentin Pollak.

I.

Bulwer, der viel bewunderte, über dessen Romanen unsre Väter und Mütter so heiße Thränen weinten, ist heute ein vergessener Autor; ein Wort von ihm müssen wir aber doch immer und immer wieder hören, jenen Ausspruch vom „Volk der Dichter und Denker“. Bald citirt man ihn mit stolzer Emphase, bald — und häufiger — mit stiller Wehmuth darüber, daß unser deutsches Volk den alten Ehrennamen nicht mehr recht verdienen will, und man vergißt, daß dieser Name schon sechzig Jahre alt ist; wenn Ibsen einer Wahrheit nur zwanzig Jahre gibt, wie soll dann ein solches halb wahres Wort sechzig Jahre lang Geltung haben? Denn freilich, unsre Zeit hat die Dichter und Denker ein wenig beiseite geschoben; es ist nicht mehr wie anno 48, als Deutschland zum erstenmal seine Vertreter entsandte, daß sie in freier Berathung über sein Wohl und Wehe entscheiden sollten. Da saßen in der Paulskirche geehrt und angesehen große und kleine Poeten, alte und junge, norddeutsche und süddeutsche, erprobte Parteimänner darunter und solche, deren politische Großthaten höchstens in etlichen Bändchen Lyrik bestanden; und die „Denker“ waren so zahlreich versammelt, daß man unschwer eine ganze Universität hätte zusammenstellen können, „akademisch“ genug ging es ohnedies zu. Die Wähler hatten sie alle in ihrer Eigenschaft als Dichter und Gelehrte entsandt, aber sie müssen böse Erfahrungen gemacht haben, da sie seither so gründlich lernten, Theorie und Praxis reinlich zu scheiden, die Politik der Praxis zuzurechnen und ihre Handhabung lieber gewiegten Geschäftsmännern als den besten Schriftstellern anzuvertrauen.

Nun, das werden wenige beklagen; aber schade, daß nicht nur die Politik jener Tage vergessen wurde, sondern auch alle die Bücher und Lieder, mit denen man damals die Schäden der Nation curiren wollte. Niemand liest jene vielbändigen Geschichtswerke, darin die Verfasser irgend welches politische Axiom beweisen wollten, niemand die philosophischen Schriften, welche die Fragen des Himmels und der Erde zugleich lösten; nur etwa in den Gesangbüchern der Arbeiter lebt ein oder das andere Lied jener Tage noch fort. Eine ganze Bewegung verfällt der Vergessenheit und selbst der Verachtung, die doch so tiefgreifend den deutschen Geist änderte, wie nur irgend eine der literarischen Revolutionen unsrer Lehrbücher, deren Helden nicht zu kennen ein Zeichen äußerster Unbildung wäre. Seit Goethe's Tod war für Deutschland — nach einem häufig gebrauchten Wort jener Jahre — das geistige Centrum verloren; ein Jahrzehnt verging unter schmerzlichem Ringen nach Gewinnung eines neuen Mittelpunkts und jedermann fühlte, wie in allgemeiner Zerfahrenheit reiche Kräfte sich fruchtlos verzehrten. Unendliche Vielschreiberei überschwemmte die Messen, Almanachs und Taschenbücher mit zierlichem Namen und zierlichem Einband standen als Gefäße bereit, die Wasserfluth von Novelletten und Gedichten gewöhnlichster Art aufzusaugen, die Theater spielten schleuderhaft gemachte Stücke geistloser Routiniers; aber dazwischen mühten sich reine und ernste Geister in widerstrebenden Richtungen ab, in wild genialen Kraftdramen und Versuchen, die strenge Antike neu zu beleben, in morgenländisch stiller Poesie und crassen Bildern nach Art der modernsten Franzosen, in mystischen Nachblüthen der Romantik und kühner Verhöhnung aller Religion. Der Rausch der Julirevolution hatte sich in seltsamen Festen und ungeschickten Studentenputschen geäußert, dann brach die Demagogenhetze herein, die unruhigen Bursche saßen hinter Schloß und Riegel oder weilten im Ausland, wohin auch die wenigen Schriftsteller des jungen Deutschlands gewandert waren, die nicht lieber mildere Saiten aufzogen. In solcher Verworrenheit und Trübniß gedieh am üppigsten eine Sorte von Dunkelmännern, deren Vorfahren und Häupter unter den Romantikern zu suchen waren, ihr Meister Schelling, der Vater der Naturphilosophie, ihr Hauptsitz die preußischen Universitäten und München. Es erstand die neue positive Philosophie; ein Gebräu aus den Offenbarungslehren und den philosophischen Systemen der Schelling, der Fichte und der Hegel sollte zur Stütze dienen für die Reaction nicht nur in Glaubenssachen, sondern auch in Sachen der Politik und des Rechtes. Stahl schrieb seine „christliche Rechts- und Staatslehre“, Hr. v. Baader trug seine mystische Theosophie vor, die Orthodoxen Leo und Hengstenberg gewannen die Führung der preußischen Theologie, die einen Schleiermacher den ihren genannt hatte; selbst die Medicin sollte — durch einen Medicinalrath Ringseis — ein christlich-philosophisches Gewand bekommen.

Gegen solche Dunkelmacherei kämpften einen langen unerschrockenen Kampf die Jünger Hegels, der die absolute Vernunft auf den Thron der Welt erhoben hatte. Wohl hatte der Meister und die vorsichtigeren seiner Schüler verstanden, klug solche gefährliche Anschauung mit den Thatsachen des Bestehenden zu vereinigen, er war ja als der richtige Staatsphilosoph gestorben. Es gab aber bösartigere Leute unter seinen Nachfolgern, welche die vernunftgemäße Kritik nach den Lehren Hegels auf alle möglichen heillen Gegenstände anwandten, und bald wurde ihr Kampf gegen die Mystiker und Orthodoxen zur Auflehnung und Rebellion. Ihre Organe wurden Sammelpunkt für viele, die mit geistigem auch politisches Interesse verbanden, und ihre Polemik war interessant für ganz Deutschland; sie wurde vollends actuell nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV.

Der Thronwechsel in Preußen war lange ersehnt und gefürchtet worden, jedermann erwartete, daß der neue

Digitized by Google

Herrscher Deutschlands Geschick entscheidend beeinflussen werde; in welcher Richtung, wußte niemand. Man erzählte sehr viel vom neuen König, der genau ein Jahrhundert nach dem großen König, zwei Jahrhunderte nach dem großen Kurfürsten zur Regierung kam: daß er eine scharf ausgeprägte Persönlichkeit zu zeigen liebte, von bureaukratischer und militärischer Steifheit weit entfernt war, augenblicklichen Antrieben seiner Natur gern nachgab, ohne daß man ihm Unedles verwerfen konnte. Gründlichst gebildet, bewies er sein Interesse für Wissenschaft und Kunst im Umgang mit geistigen Größen, und diese rühmten laut seinen Scharfsinn und seinen Witz, den er wohl auch in grausamen Scherzworten an Hofcreaturen zu üben pflegte. Freilich, seine Neigung galt in allen Dingen der Romantik, nicht im Sinne einer Dichterschule, sondern einer Lebensanschauung, die, in allem schwankend und unsicher, nur in ihrer Abneigung gegen das rein Verstandesmäßige, scharf Umrissene, Nüchterne fest war. Eine böse Vorliebe für einen Regenten, besonders einen preußischen Regenten; dann aber doch wieder gut, denn sie ließ erwarten, daß der König gegenüber der alten, strammen und starren Tradition auch einen freieren Geist zu schätzen wisse. Daß er dem Herkommen abhold war, erwies sich freilich bald, nur die Richtung des neuen Curses blieb noch unklar. Der König kargte nicht mit Reden, bei passender und unpassender Gelegenheit erschöpfte er sich in klingenden, vielsagenden kräftigen Worten, aber der Inhalt war seltsam widerspruchsvoll: deutlich nur eine außerordentlich hohe Meinung von seinem Herrscherberuf und ein starkes, höchst persönliches Gottvertrauen. Die Verfolgungen der „Demagogen" mißbilligte er offenbar, Arndt und Jahn wurden zu Gnaden aufgenommen, die Theatercensur gemildert, selbst die Opfer des Hannöver'schen Staatsstreichs, die beiden Grimm, nach Berlin berufen; aber mit ihnen gleichzeitig kamen Stahl und Schelling, wurden die wichtigsten Staatsämter mit entschiedenen Pietisten und Reactionären besetzt. Kurz, der König schien sich mit seinen Plänen in Dunkel hüllen zu wollen; da zwang ihn der Ruf der ostpreußischen Stände nach einer Verfassung, der lebhafte Widerhall in der öffentlichen Meinung, wie er besonders laut aus Jacoby's „Vier Fragen" tönte, zur Antwort. Die kam denn auch — nach manchen Winkelzügen — klar und deutlich genug bei der Huldigung in Berlin, wo Friedrich Wilhelm das Gottesgnadenprincip in vollster Schärfe aussprach: „Ich weiß und bekenne, daß ich meine Krone von Gott allein habe, und daß es mir wohl ansteht, zu sprechen: Wehe dem, der sie anrührt!" Die einzige Gewährleistung, die er geben wollte, war die Rechenschaft vor dem allerhöchsten Herrn, von dem er seine Krone zu Lehen trage; das sei besser als Eide auf Erz und Pergament. In diesem Sinne versprach er eine einfache, väterliche, echt deutsche und christliche Regierung. — Einfach und väterlich war die Regierung just nicht, die er von da ab führte, wohl aber vollkommen persönlich-willkürlich und daneben gestützt auf die „christlichen" Principien der Männer vom Schlage Stahls. Und darum wurde von da ab ein geistiger Kampf um scheinbar ganz abstracte Dinge in den Augen aller zum höchst politischen, die Philosophen wurden zu Führern der deutschen Opposition, jeder ihrer Schläge traf direct das System der Regierung und die Person des Regenten. Den schwersten Schlag, der fiel, führte ein Mann, der zeitlebens ein einsamer, weltfremder Denker blieb, Ludwig Feuerbach, im „Wesen des Christenthums", 1841.

Ludwig Feuerbach, der Sprößling einer Familie, der Deutschland mehr als einen bahnbrechenden Geist dankt, war als ein frommer Jünger der Theologie nach Heidelberg gegangen, hatte dann als Schüler Hegels sich der Philosophie zugewandt und Jahre als Privatdocent im stillen Erlangen verbracht, in denen er nach innerer Klarheit rang. Denn Feuerbach war kein Systemschmied wie Hegel, dem die Harmonie und Schönheit seines Lehrgebäudes in sich alles, die Rückwirkung auf das Leben nichts war; er suchte volle, unbedingte Befriedigung, seine Philosophie war ihm das Leben selbst. Und da ihm die religiösen Dinge vor allem nahe lagen, kam er auch als Philosoph nicht los von ihnen; eine tief angelegte, eifrige Apostelnatur, kannte dieser Gottesfreund — Gottfried Keller wagte ihn so zu nennen — nur ein Entweder — Oder: hingebungsvolle kindliche Frömmigkeit — oder vollkommene Ungläubigkeit. In ihm siegte, wie in dem wahlverwandten Dichterphilosophen Shelley, der Atheismus; bezeichnend genug hat übrigens auch er seine ersten zweifelnden Gedanken über Tod und Unsterblichkeit in poetisches Gewand gekleidet. — Schon vor Feuerbach hatte das orthodoxe Christenthum durch einen Hegelianer, David Friedrich Strauß, einen argen Stoß erhalten, als er an den äußeren Stützen des Glaubens, an den Evangelien, durch historische Kritik rüttelte. Für Feuerbach aber lag die Sache anders, ihn kümmerten die Thatsachen und Dogmen der Religion wenig, das religiöse Gefühl war ihm alles, und das sah er ringsum erheuchelt und verfälscht. Die Verlegenheit einer Schule, die mit philosophischen Constructionen und sophistischen Scheingründen eine Sache stützen wollte, die sicher in sich selbst ruhen muß, ekelte ihn an, seine Verachtung vor diesem modernsten Scheinchristenthum konnte er nicht scharf genug äußern. So ging er denn das wahre Christenthum suchen bei seinen reinsten und tiefsten Vertretern, bei den Kirchenvätern, bei den glühenden Mystikern des Mittelalters, bei Luther, bei den innigen Pietisten des 17. Jahrhunderts. Und da er bei Hegel gelernt hat, die Regeln der Vernunft als überall gültig zu verwerthen, da er sich andrerseits so liebevoll in das fromme religiöse Gemüth versenkt, kommt er zu einem Resultat, das tief genug das Wesen der Religion erfaßt und doch mit kirchlicher Gläubigkeit im schneidendsten Widerspruch steht.

Das vollkommene, reine, mangellose, alles umfassende göttliche Wesen, das Absolute Hegels, ist ihm nichts anderes als das Selbstbewußtsein der Vernunft, ihr Bewußtsein der eigenen Vollkommenheit. Aber dieser Gott der Vernunft ist nur der Gott der Skeptiker, der Pantheisten, ja der Pantheisten. Der eigentlich religiöse Mensch, der Mensch von religiösem Gemüth, kann sich damit nicht zufrieden geben, er braucht einen unmittelbar wirkenden Gott, der mit ihm fühlt und dem er seine Schmerzen vertrauen kann, einen menschlichen Gott, an dem das Herz, die Liebe ihren Theil haben. Das ist das wahre Geheimniß der Incarnation, Christus ist das Herz, die Liebe ins Unendliche gesteigert. Und da zur Liebe das Du gehört, das doch im Gefühl der Liebe mit dem Ich vereint ist, so erscheint die Dreieinigkeit als das erfüllte Bedürfniß der Liebe, da Gott Vater und Gott Sohn im heiligen Geist eins sind. Das subjective, im Wunsche schrankenlose Gemüth, das sich der ganzen Welt gegenübersetzt, erfordert es, daß die ganze Welt aus reiner Willkür, aus dem Nichts erschaffen ist; das erste aller Wunder, das sich doch in jedem Wunder wiederholt, denn was drückt das Wunder anderes aus, als die Nichtigkeit der Naturgesetze gegenüber dem Wunsche, die Allmächtigkeit des Wunsches? Der schrankenlose Wunsch setzt seine Erfüllung in der unendlichen Seligkeit des Himmels — kurz, aus der Seele des Menschen holt Feuerbach alle Elemente der Religion hervor. Gott ist gar nichts anderes, als die Erfüllung des menschlichen Wesens über alle Schranken des Raums und der Zeit hinaus; der tiefste, wahrste, merkwürdigste Ausspruch christlichen Glaubens ist nach ihm das Wort Sebastian Franks: „Gott ist ein unaussprechlicher Seufzer, im Grunde

Digitized by Google

der Seelen gelegen." Diese Sehnsucht des Herzens und der Seele ist unabweislich und wahr; darum negirt denn Feuerbach auch nicht die Religion, sondern er faßt seine Lehre in die Worte zusammen: „Was in der Religion Prädicat ist, das müssen wir zum Subject, was in ihr Subject, zum Prädicat machen, also die Orakelsprüche der Religion umkehren, so haben wir das Wahre." Wenn die Religion sagt: „Gott leidet für den Menschen", so heißt dies nichts anderes als: „Leiden für andere ist göttlich", „Gott ist die Liebe", besagt: „die Liebe ist göttlich", d. h. das Höchste. So soll die Theologie im Grunde die Lehre vom Wesen des Menschen sein. Erst dadurch, daß der Mensch sein wahres Wesen außer sich setzt als ein selbständiges, von ihm unterschiedenes, und daß er als Theolog darüber spintisirt, entfremdet er sich der Menschlichkeit. Wenn Gott nicht mehr die Liebe allein ist, dann wird das schreckliche Abstractum, das hinter dem Satze steckt, zur Hauptsache und verdrängt bald die Liebe. Aus Entstellung und Verkennung des ursprünglichen religiösen Gefühls also erklärt Feuerbach alles Trennende und Unmenschliche im Wesen der Religion, er aber will sie in ursprünglicher Reinheit wieder herstellen, als Heiligung des menschlichen Wesens, das freilich nicht im Einzelnen, Beschränkten erfüllt ist, sondern nur in der ganzen Menschheit. Er gibt recht eigentlich eine neue Religion, und darum wirkt er so umwälzend, viel umwälzender als Strauß, wenn auch nicht seinetwegen eine veritable Revolution entstand, wie jener bewaffnete Aufstand der Züricher Bauern gegen die Cantonregierung, die den argen Ketzer aus Tübingen an die Züricher Hochschule berufen wollte. Strauß hat uns keine neue Welt- und Lebensanschauung gegeben, er war eigentlich ein conservativer Mann und hat noch nach 1870 im „alten und neuen Glauben" manche Anschauung ausgesprochen, zu der sich heute selbst starre Reactionäre kaum bekennen würden. Feuerbachs bewußtes Endziel aber war es, an Stelle der Religion als Heiligstes den lebendigen Sinn für die lebendige, thätige und leidende Menschheit zu setzen; die Liebe zur Menschheit predigt er, so leidenschaftlich wie nur je ein Apostel einer neuen Heilslehre. Wohl hat er, einem Zaubervogel gleich, der in einsamem Busch sitzt, den Gott aus der Brust von Tausenden hinweggesungen; aber derselbe Gottfried Keller, von dem die eben genannten Worte herrühren und der selbst dem Zaubergesang gelauscht hat, bekannte laut, daß er die Brust nicht leer ließ, sondern mit hoher, schöner Freude am Dasein erfüllte. Die religiöse Rolle Feuerbachs macht seine Größe, er hat seinen Jüngern die Wärme eingeflößt, die eine geistige Sache im Kampfe haben muß, um Erfolg zu haben. Das unmittelbare Eingreifen in den Kampf der Parteien hat nicht er besorgt, sondern seine Hintermänner.

Fast ebenbürtig neben ihm stand Bruno Bauer, der als Genosse von Strauß mit der Kritik der Evangelien begonnen hatte. Kritik ist immer sein Losungswort geblieben, das er beständig im Munde führt; die Kritik löst alle Vorurtheile auf, das religiöse vor allem, aber mit ihm auch alle anderen; ihre Thaten sind bestimmt, Erlösung zu bringen. Alle Mittel werden und müssen nur Palliativmittel bleiben, ohne wahre Wirkung, solange nicht das einzige, was noth thut, angewendet wird: das ist der vollständige Unglaube an die Unfreiheit, Glaube an die Freiheit und Menschlichkeit. Mit der Panacee der Erkenntniß des wahren menschlichen Wesens und der Auflösung aller Illusionen weiß Bruno Bauer alle Fragen der Zeit zu beantworten, alle politischen und socialen Forderungen zu erfüllen.

An rüstiger Polemik hat ihn und alle anderen Ruge, der grimmige Thürhüter der Hegelianer, übertroffen, der in seinen Halle'schen Jahrbüchern tapfer alles breitschlug, was irgend von der strengen Linie der Vernunft, wie sie ihm erschien, abwich, vor allem alles „Romantische", ob er es nun in der Politik, in der Philosophie, in der Literatur antraf. Ruge war ein richtiger Norddeutscher; ernsthaft, brav, tüchtig — nur nüchtern, hartnäckig und unduldsam: unerschrocken hat er, trotz Hemmung und Verfolgung, gegen die preußischen Orthodoxen und ihre politischen Freunde gestritten, er hat auch den König nicht geschont, den gekrönten Romantiker, wie ihn Strauß leicht erkenntlich im Bilde des Julianus Apostata gezeichnet hatte. Jahre der Verbannung trug Ruge trotzig und ungebeugt als ein ganzer Mann; doch unverkennbar hat er mit solchen Vorzügen auch die Fehler seiner geistigen Vorfahren, der Berliner Aufklärer, geerbt. Wie einst der alte Nicolai, so hat Ruge von seinem allein selig machenden Standpunkt aus an allem zu bessern, alles kann er beurtheilen, alles muß in seine Schablone. Als ein knorriger und eigensinniger Gesell war er selbst mit Parteigenossen immer in Zank und Streit verwickelt, und in der Schweiz entstand durch ihn hauptsächlich ein urkomischer Sängerkrieg, der aber typisch für die Geisteswirren der Zeit ist. Die kleine Republik hatte schon seit Decennien politischen Flüchtlingen Obdach geboten, und es bildeten sich ganze Clans von Landsleuten, die in der Fremde sich möglichst behaglich einrichteten. Da waren noch Demagogen von 1819, alte Häuser der ersten Burschenschaft, dann Helden des Hambacher Festes und des Frankfurter Wachtstuben-Attentats, süddeutsche Oppositionsmänner, Verschwörer aus Mazzini's Schule; nun kamen auch noch die neuesten Umstürzler der 40er Jahre hinzu. Sie alle fanden einen Vereinigungspunkt im Hause Adolf Ludwig Follens — er hieß Follenius, aber die verhaßte wälsche Endung hatte er längst abgeworfen—, der als ein Hauptsänger und Held der Burschenschaft in die Schweiz geflohen war, wo er ganz ohne sein Zuthun eine liebe Frau und ein reiches Heim fand. Der reinste unter den jugendlichen Schwärmern, recht das Idealbild des viel besungenen deutschen Jünglings, war er jung, beinahe ein Kind geblieben, heiter, offen fromm, der wärmste Patriot, allen Fragen des Lebens, des öffentlichen wie des privaten, hülflos gegenüberstehend. Als ein eifriger Schwärmer für die Kaiseridee trug er den Spitznamen „der deutsche Kaiser", und in altdeutscher Tracht stolzirte er gern in seinem Landhause bei Zürich einher; das hinderte ihn gar nicht, die modernsten Umstürzler, mochten sie auch alle Ideen aus Paris beziehen, gastfreundlich aufzunehmen und mit Rath und That, besonders mit ausgiebiger Geldunterstützung, zu fördern. Dabei bevaterte er die jungen Poeten gern etwas eigensinnig; Keller und Herwegh haben ihm auch hiefür gedankt. Als aber einst Ruge und ein anderer Neunmalweiser, Karl Heinzen, aus Paris bei Follen eintrafen und dem würdigen Mann in absprechender Ueberlegenheit ihre atheistischen und republikanischen Gedanken entwickelten, da faßte ihn der furor teutonicus, und er schleuderte grimmige Sonette gegen die „Ichel", die „gottlosen Nichtswürtheriche", d. h. um sich verständlich auszudrücken, gegen die Egoisten und Nihilisten. Die freilich erwiderten mit saftigen Grobheiten, Keller und andere Freunde tralen an Follens Seite, und die bitterste Fehde hub an, in deren drolliger Komik der ernste Beschauer doch ein Bild späterer, unheilvoller Geisteskämpfe, die Deutschland auf lange hinaus schädigten, erblicken mag. Unleugbar war unter den „Icheln" Follens mancher lüderliche, mancher erbärmliche Gesell, der sich an die junge Bewegung gehängt hatte, um daraus geistiges und gemünztes Capital zu schlagen; ihr Bild hat Keller im „Grünen Heinrich", dem besten historischen Document jener Tage, in der Zerrgestalt des Peter Gilgus festgehalten, des Schulmeisters, dem die unverstandenen Bücher Feuerbachs die Meinung beigebracht

Digitized by Google

haben, er und mit ihm die ganze Welt sei nun glorreich befreit, und der umherzieht, um mit Huttens stolzem Wort die Freude am Leben zu verkünden, nebenbei aber auch bei allen Gesinnungsgenossen zu schmarotzen. Doch gaben selbst solche Gesellen wenigstens vor, eine große Sache zu vertreten, und sie hätten eifrigst gegen den Uebelnamen „Ichel“ protestirt; als Ehrennamen hätte ihn freudig der Verfasser des „Einzigen und sein Eigenthum“ anerkannt.

Dieses Buch, das nach fünfzigjähriger Vergessenheit in unsern Tagen plötzlich eine glänzende Auferstehung feiert, rührt von einem gänzlich unbekannten, armen Teufel, einem Berliner Pädagogen Kaspar Schmidt her; unter dem Namen Max Stirner hat er seinen Einzigen geschrieben und dieses kühne Werk wie zum Hohne seinem Liebchen gewidmet. Eine zeitlang hat es lärmendes Aufsehen und Widerspruch erregt, dann ward es still davon, der Verfasser starb arm und unbeachtet, und nur sein Buch blieb als großartig unheimliches Denkmal einer zweiten Periode der Berühmtheit aufbewahrt, die gewiß auch nicht lange währen wird. Ein Adept der neuen, kritischen Schule hat darin alle ihre Waffen mit unglaublicher Ironie gegen sie selbst gerichtet. „Der Mensch ist dem Menschen das höchste Wesen“, sagt Feuerbach; „der Mensch ist nun erst gefunden“, sagt Bruno Bauer; sehen wir uns denn dieses höchste Wesen und diesen neuen Fund genauer an, sagt der Einzige. Er beginnt mit einer kühnen, geschichtsphilosophischen Construction: jedes Menschen Leben ist ein Suchen nach sich selbst; als Kind vergißt er sich über die umgebenden Dinge, die ihn ganz beschäftigen und beherrschen, und die er erkennen will, um mit ihnen fertig zu werden. Wenn ihm nun seine Gedanken über den Dingen stehen, dann hat er die erste Ueberwindung eines Göttlichen vollzogen, er hat den Geist gefunden. Da hebt sofort ein neues, mächtigeres Ringen mit dem Geist, mit dem Gedanken, den Idealen an, das Suchen nach dem reinen Geist beherrscht den Jüngling. Erst der Mann findet wieder sich selbst hinter dem Gedanken; er wird eigennützig und beherrscht damit die Gegenstände und die Gedanken nach seiner Macht und Willkür, sie sind sein eigen. Dieselbe Entwicklung will Stirner in der ganzen Geschichte wiederfinden. Das Denken der Alten war kindliches Ringen mit den äußeren Erscheinungen, ihre Philosophie nur ein Streben, hinter die Dinge zu kommen, den Geist zu finden. Das Christenthum hat den Geist dann über die Dinge gestellt, die Welt hinter die Gedanken; seine ganze Entwicklung ist nun das Ringen mit den Gedanken, nach dem reinen Gedanken. Phasen dieser Entwicklung sind die Scholastik, die Reformation und — die neueste Philosophie. Diese Philosophie, vor allem die Feuerbachs, ist erst seine wahre Vollendung, sie ist die Heiligung eines reinen Gedankens, der abstracten Wesenheit des Menschen. Was ist das aber, der Mensch? Den Menschen gibt es ja gar nicht, immer nur einen, einen einzelnen Menschen, und wer den Menschen zum Heiligthum macht, der steht wieder im Banne eines Fremden, einer Idee. Feuerbach ist so religiös, wie der frömmste Christ, auch ihn bindet der Geist, auch er hat seine „fixe Idee“. Alle diese Geister und Ideen haben aus der Welt ein Spuk- und Narrenhaus gemacht, das von Besessenen bewohnt wird, Fanatikern, die zu gunsten ihres höchsten Wesens andere höchste Wesen anfiehten, die bald Gott, bald Liebe, bald Sittengesetz heißen, und je innerlicher, um so ärger die Gebundenheit. Diese heiligen Geister und Ideen bilden die wahre Hierarchie, ihre Anhänger sind alle Pfaffen. Nur der eigene Mensch, d. h. der Einzige — jeder ist für sich der Einzige — kennt keine Herrschaft der Gedanken über sich, sondern er besitzt seine Gedanken, er kennt nur seinen Willen und sein Vermögen, nicht aber Recht oder Sittlichkeit, so wenig wie bloße Sinnlichkeit; denn er ist immer er selbst mit allen seinen Kräften, sinnlichen wie geistigen, der ganze Kerl. Dem Einzigen muß auch der Liberalismus als Pfaffenthum und Streben nach Sklaverei erscheinen: der politische Liberalismus lehnt sich wohl auf gegen die Willkür anderer Menschen, aber heilig ist ihm die Idee des Staates, der Einzelne an sich werthlos, er gilt nur als Staatsbürger, der sich als Diener einer Idee seine Verdienste erwerben muß; der sociale Liberalismus — Stirner meint die Socialdemokratie — beugt den Einzelnen vollständig unter die Interessen der Gesellschaft, wieder einer Idee, und daß dieser alles zukomme, darf der Einzelne nichts haben, sondern er darf nur als Arbeiter gelten; und vollends der „humane Liberalismus“ der Bauer und Genossen gibt den Einzelnen völlig und ganz auf gegen die bloße Abstraction des Menschen. Dem Einzigen hingegen gehört die Welt, weil er mit ihr macht, was er kann; heilig ist ihm gar nichts, sondern eigen, was er erreichen kann: „Meine Macht ist mein Eigenthum, meine Macht gibt mir Eigenthum, meine Macht bin ich selbst.“ Ideen, Mitmenschen, Dinge sind dem Einzigen nur Objecte, die er benützt, verzehrt, wie er von ihnen benützt, verzehrt wird; sein einziger Wunsch ist die Leibhaftigkeit. Und weil er sich selbst alles in allem ist, weil er wieder nichts ist — denn kein Begriff kann das Wesen des Einzigen ausdrücken —, so darf er sagen: „Ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt.“

Mit diesem Spruch des lebensfrohen Leichtsinns schließt dieses merkwürdige Buch, daraus manche ihre Welt- und Lebensanschauung schöpfen wollen, da es doch die Leugnung jeder Lebensanschauung ist. Man thut Stirner Unrecht, wenn man ihn den Vater des Anarchismus nennt, denn für ihn gibt es gar keine Sache, für die zu streiten es sich verlohnt, am wenigsten etwa die der Freiheit, denn die hat der Einzige immer, soweit er Macht hat. Höchstens meint er, einmal werde die Zeit kommen, da sich alle als Einzige fühlen werden, und dann muß mit der Heiligkeit auch alle Hierarchie und Herrschaft von selbst verschwinden. Jeder zielbewußte Ernst in geistigen Dingen ist durch dieses Buch verhöhnt und abgelehnt, und doch ist es mit all der kritischen Schärfe und Genauigkeit verfaßt, die Stirner bei seinen Gegnern und Lehrern fand. Merkwürdig genug, daß mitten in gährender Zeit, da alles rang, die maßgebende Form für ein zukünftiges Geistesleben zu finden, einer auftritt — und zwar einer, der seiner Art und Herkunft nach in die vorderste Reihe der Kämpfer gehört —, der erklärt, er wolle von maßgebenden Formen nichts wissen, er wolle einfach er selbst sein. Diese äußerste Consequenz der Kritik wandte sich damals vor allem gegen die zunächst Stehenden, die Männer des kritischen Liberalismus; die heute diese Lehre aufnehmen, thun es zumeist aus Haß gegen den Socialismus, der Stirner noch als Abart des Liberalismus, des grimmigsten Feindes von heute, gilt. Und freilich hatte sich damals noch nicht die Scheidung der beiden Richtungen vollzogen, fast alle Freiheitssänger der Zeit spielten mit socialen Ideen, noch konnten Freiligrath und Karl Marx ruhig eine Zeitung gemeinsam redigiren; geschworene Communisten gab es wenige in Deutschland. Ihr Vormann war Wilhelm Weitling, ein wandernder Schneidergeselle, halb lächerlich, halb großartig. Er nimmt seinen Ausgangspunkt nicht etwa wie spätere Communisten von der Wissenschaft, sondern, wie einst Lamennais, von der Bibel; auch er will das wahre Wesen des Christenthums entdecken und schreibt sein Evangelium eines armen Sünders, darin er Christus als Verkünder einer communistischen Geheimlehre darstellt und in Gleichnissen und dunklen Reden, nur den Eingeweihten verständlich, die neue Gesellschaftsordnung predigen läßt. Weitling selbst hat die Neuordnung der Welt in sonderbar schwärmerischen Büchern dargelegt, die

Digitized by Google

in freudiger Zuversicht an das Gefühl appelliren, die scharfe Kritik moderner Socialisten nicht kennen.

Der schrankenloseste Optimismus aber und die kühnste Phantasie vereinigt sich mit modernen Reformideen in dem Buch einer Frau, in Bettina v. Arnims „Dies Buch gehört dem König". Ich weiß nicht, ob überhaupt ein Mann im stande wäre, gesellschaftliche, staatsrechtliche, retigiöse Theorien in einem höchst ernsthaft gemeinten Buch so spielerig, in so gesuchter Form und doch wieder mit solcher inneren Wärme vorzutragen, als dies die Bettina hier gethan hat; sicherlich auch nur wenige Frauen. Diese Frau freilich konnte schreiende Widersprüche in sich vereinen, gespielte Naivetät, komödiantisches Pathos, launenhaftes Verhöhnen aller Gesetze der Logik und Vernunft mit reinstem Gefühl, wärmster Empfänglichkeit, schärfster Ueberlegung. Alle ihre Bücher tragen alle Tugenden und Fehler ihrer Person, dieses politisch-sociale nicht anders wie ihre literarischen und biographischen. Die Form ist geradezu abgeschmackt affectirt. Da soll der König Friedrich Wilhelm im Jahre 1843 Rathschläge empfangen aus dem Munde von niemand anderem, als der Frau Rath Goethe. Die alte, gemüthliche Frau, die so gern lebte und leben ließ, muß ein Jahr vor ihrem Tode, 1807, die merkwürdigsten Weissagungen und Orakelsprüche über Gott und Welt abgeben, deren hohen Schwung nur der Feuergeist des genialen Kindes Bettina zu fassen und selbst zu überfliegen vermag. Im breiten Frankfurter Dialekt gibt Frau Rath kunterbunt durch einander ihre Theologie, Strafrechtstheorie, Fürstenlehre und weiß Gott was noch alles: und das legt die Bettina mit demüthigee Gebeede als einzige, heißgeliebte Habe eines armen Köhlerkindes zu den Stufen des Thrones nieder. Aber stößt man sich nicht an solch niedriger Ziererei, läßt man sich nicht beirren durch das fortwährende Abspringen, durch bizarrste Paradoxenreihen, durch überfliegende Schwärmereien, so wird man bald mehr ats versöhnt, man wird hingerissen durch die Wärme und Begeisterung, mit der die Schwester des genialen Mystikers Clemens für Geistesfreiheit und Menschlichkeit eintritt. Bettina ist nicht angethan, irgend welcher Fahne durch dick und dünn zu folgen, sie ist Parteigängerin, die auf eigene Faust auszieht. Dem König selbst gehört ihr Buch, denn als rechte Frau kann sie nur von der Person alles Heil erwarten, von einer großen Individualität, wie sie im König eine zu finden hofft — geblendet, wie so viele, von seiner drängenden, tönenden Rede. Aber diese Persönlichkeit muß sich ganz frei entwickeln und darleben, frei von Convenienz, von hemmenden Vorurtheilen, voe allem frei von der verhüllenden und verdeckenden Umgebung der Höftinge. Dem freien Herrscher gegenüber ein freies Volk: dessen Geist muß der König zu sich sprechen lassen; den freien Geist, der Schöpfer alles Großen, ja der Welt ist — die Weltseele ist der freie Geist —, und den hemmen zu wollen die unsühnbare Sünde gegen den heiligen Geist ist. Auch überkommene Wahrheiten dürfen den Geist nicht binden, nein, in erhabener Willkür soll er sich selbst bestimmen, kein geschriebenes Papier, nicht starre Gesetze und Regeln dürfen zwischen Herrscher und Volk stehen, sondern in innigster, persönlicher Berührung sollen sie sich beide groß und frei machen. Fast meint man Friedrich Wilhelm IV. selbst zu hören, aber der hat es immer nur ernst gemeint mit der Freiheit seiner Person, da die Bettina nur Freiheit für große und unerhörte Entschlüsse will. Ihr Haß richtet sich vor allem gegen die „große Larifariverschwörung", gegen Kirche und Bureaukratie, die, selbst in alten, unverständlichen Formen erstarrt, den lebendigen Geist bei Herrscher und Volk in enge Fesseln zwängen wollen. Dem modernen Staat wirft sie die schlimmsten Dinge vor: er schafft die Verbrecher, die er straft. Er, der das Recht der Strafe beansprucht, übernimmt auch die Bürgschaft für seine Glieder, daß er sie nicht zu Verbrechern werden läßt, und diese Pflicht versäumt er schmählich, er läßt unzählige seiner Kinder die Höllenfahrt des Lebens unter Armuth, Beschränktheit und Finsterniß machen, er stößt sie ins Verbrechen. In diesen unteren Schichten sucht Bettina die beste Kraft der Nation, die noch ungebrochene, echte: die muß den Staat, die Nation und den Herrscher, erheben und veredeln, und er muß noch den Verbrechern Liebe und Sorgsamkeit erweisen. — An solchen Stellen wird die Bettina wahrhaft groß, kein Hauptmann, kein Tolstoj kann ihre dichterische Wärme übertreffen; die floß denn auch aus der reinen Quelle persönlichster Anschauung, Frau v. Arnim kannte die Armen Berlins. Ein merkwürdiges, dem Soziologen höchst werthvolles Zeugniß hiefür ist der Anhang ihres Buches, darin in trockenster Form, wie von einer modernen Enquetecommission die Verhältnisse in den Arbeitercolonien vor den Thoren Berlins mit allen erschütternden Einzelheiten dargelegt werden. Diese Schilderungen, in denen die Bettina plötzlich von 1807 auf 1843 überspringt, sind übrigens die einzigen ruhigen Seiten des Buches, alles andere ist ein fortlaufender Dithyrambus, darin nicht nur den Zuhörern der Frau Rath, sondern oft genug auch dem Leser der Athem ausgeht. Wir haben ein Dichtwerk vor uns, aber ein solches, das nicht ästhetisch, sondern unmittelbar praktisch wirken will.

Neue erdmagnetische Messungen in Ungarn.

Die ersten Nachrichten über erdmagnetische Messungen in Ungarn finden sich in dem Werke Christopher Hansteens: „Untersuchungen über den Magnetismus der Erde" (Christiania 1819), in welchem die magnetische Declination der Orte: Baja, Erlau, Ofen und Szegedin für das Jahr 1696 angegeben wird. Der Verfasser übergeht sowohl die Quelle, aus der seine Daten stammen, als auch den Namen des Beobachters mit Stillschweigen. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß es sich um Reisebeobachtungen handelt. Eben dort finden wir die Angabe der Declination für Ofen aus den Jahren 1781—1788, welche auf der Sternwarte der damals in Ofen befindlichen Universität gewonnen wurden. Beobachter waren in dem in einem Aufbau auf der königlichen Burg am Festungsberge in Ofen untergebrachten Observatorium der Jesuit Franz Weiß und die Exjesuiten Franz Taucher und Franz Bruna. Die Originalaufzeichnungen dieser Beobachtungen sind zwar 1849 bei der Belagerung Ofens verloren gegangen, jedoch wurden sie seinerzeit in den Ephemerides Societatis meteorologicae Palatinae Mannheimii publicirt und sind ihrem Inhalt nach somit dennoch erhalten geblieben. Nach dem Aufhören der Mannheimer Gesellschaft im Jahre 1792 wurden die magnetischen Messungen auf der Sternwarte jedenfalls regelmäßig fortgesetzt, jedoch existiren von den damaligen Beobachtungsprotokollen nach der Zerstörung der Sternwarte im Jahre 1849 bloß einige Fragmente, aus denen zu entnehmen ist, daß die Declination für die Monate Juni und Juli 1800 und 1802 16° 25′, resp. 16° 19.5′ gegen Westen betragen habe. Aus den vorhandenen Angaben ist ersichtlich, daß die größte Declination zu Ofen um das Jahr 1795 erreicht worden war. Durch Benutzung alter Bergkarten ließ sich erweisen, daß in dem 4° 34′ östlich von Ofen liegenden Bergorte Nagy Ba'nya das Maximum der Declination schon um das Jahr 1785 stattfand, während in dem um vieles westlicher liegenden Paris dieser Zustand erst um das Jahr 1814 eintrat.

Aus diesen mangelhaften Daten geht hervor, daß der Unterschied zwischen der Declination in Paris und den Stationen in Ungarn im vorigen Jahrhundert bedeutend

Digitized by Google

geringer war als im gegenwärtigen. Am bedeutendsten war sie zwischen 1850 und 1870, während sie gegenwärtig wieder in Abnahme begriffen ist. Die ersten genauen und vollständigen magnetischen Beobachtungen sind die von Karl Kreil, dem einstmaligen Director der Wiener meteorologischen und erdmagnetischen Centralanstalt, der im Gebiet der österreichisch-ungarischen Monarchie an 229 Punkten, nachdem er deren geographische Lage gemessen, die sämmtlichen magnetischen Elemente bestimmte. Von diesen Stationen fallen 52 auf das Gebiet der ungarischen Krone, welche im Zeitraum von 1847—1857 gemessen wurden. Die erdmagnetischen Messungen Kreils in den österreichischen Ländern fallen in den Zeitraum von 1843—1851. Um die seit so langer Zeit eingetretenen Veränderungen in Richtung und Intensität der erdmagnetischen Kraft festzustellen, wurde durch die Wiener Akademie der Wissenschaften der Beschluß gefaßt, eine neue magnetische Landesaufnahme von Oesterreich zu veranlassen, welche in der That in den Jahren 1889—1893 durch Hrn. Joseph Liznar, Adjuncten des Wiener meteorologischen und erdmagnetischen Observatoriums, ausgeführt wurde. Da nun aber, vermöge der Gestaltung der österreichischen Länder, welche sich gleich einem Gürtel um die Länder der Stephanskrone legen, eine Erstreckung der Messungen über das ungarische Gebiet höchst erwünscht war, wendete sich 1892 die kaiserliche Akademie zu Wien an die ungarische Akademie der Wissenschaften mit dem Ansuchen, ihrerseits eine neue genaue Bestimmung der erdmagnetischen Elemente an einigen der von Kreil und Schenzl besuchten Stationen vorzunehmen, und zwar nach einheitlicher Methode, mit verglichenen Instrumenten. Die ungarische Akademie machte die Angelegenheit zu ihrer eigenen und unterstützte dieselbe durch ihre Autorität bei dem Ministerium für Cultus und Unterricht, welches sich bereit erklärte, im Verein mit der Akademie die nicht unbedeutenden Kosten der in Aussicht genommenen Arbeit zu bestreiten. Mit der Ausführung wurde der Vicedirector der ungarischen Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus, Hr. Ignatz Kurländer, betraut, welcher — nachdem er seine Instrumente mit denen der Wiener Centralanstalt verglichen hatte — um die Mitte Juli 1892 seine Beobachtungen begann. Die Messungen wurden in den zwei folgenden Jahren fortgesetzt und hiebei die magnetischen Elemente an 38 Stationen in Ungarn bestimmt. Die Stationen O'Gyalla und Herény, woselbst magnetische Variationsapparate ständig beobachtet werden, wurden mehrmals behufs Controle der letzteren besucht.

Der Verfasser gibt in der Einleitung seiner Arbeit, welche mit Unterstützung der ungarischen Akademie unter dem Titel: „Erdmagnetische Messungen in den Ländern der ungarischen Krone in den Jahren 1892—1894. Im Auftrag der ungarischen Akademie der Wissenschaften ausgeführt von Ignatz Kurländer“ [1]) im Verlage der königl. ungarischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft (Budapest 1896) in ungarischer Sprache mit beigegebener deutscher Uebersetzung erschienen ist, in lobenswerther Kürze die bei der Beobachtung und Berechnung befolgte Methode, wobei besonderes Gewicht auf alle jene Fehlerquellen gelegt erscheint, welche die Resultate der Messungen ungünstig zu beeinflussen im stande sind. Die Arbeit enthält in tabellarischer Anordnung die Resultate der astronomischen und magnetischen Beobachtungen, sowie die Werthe der auf die Epoche 1890·0 berechneten magnetischen Elemente. Die Beobachtungen wurden mehrfach wiederholt. Die der Arbeit beigegebenen drei Karten veranschaulichen den Verlauf derjenigen Curven, welche den Zustand der magnetischen Elemente in Ungarn für die Epoche 1890.0 zeigen.

Da die von Kreil ausgeführten Messungen auf die Epoche 1850.0, die von Schenzl auf jene von 1875.0 reducirt sind, so ergibt sich durch Vergleichung mit den für 1890.0 gefundenen Werthen die Möglichkeit, die durchschnittliche jährliche Veränderung der magnetischen Elemente für die Periode von 1850 bis 1890 auszurechnen. Man ersieht aus dieser Zusammenstellung, daß für alle drei Elemente die jährliche Veränderung derzeit in Abnahme begriffen ist, wie dies ja auch aus an anderen Orten vorgenommenen Messungen hervorgeht. Alles in allem ist die vorliegende Arbeit ein sehr wünschenswerther Beitrag zur Kenntniß der Aenderungen in der Vertheilung der magnetischen Kraft der Erde.

Bei Gelegenheit der Vorbereitungen zu den nun in ihren Resultaten vorliegenden erdmagnetischen Messungen wurde in der ungarischen Akademie der Wissenschaften von einem ihrer Mitglieder der Gedanke angeregt, ein einheitliches Vorgehen bezüglich der erdmagnetischen Messungen anzustreben, da das jetzige planlose Verfahren der einzelnen Staaten, wobei die erdmagnetischen Landesvermessungen ohne Rücksicht auf die Nachbarstaate systemlos zu den verschiedensten Zeiten ausgeführt werden, kaum geeignet ist, ein verlässiges Bild von dem jeweiligen magnetischen Zustande der Erde und dessen Veränderungen zu bieten. Es wäre wohl die Aufgabe der internationalen meteorologischen und erdmagnetischen Congresse, ein derartig einheitliches Vorgehen anzubahnen.

Budapest. Prof. August Heller.

[1]) Földmágnességi mérések a magyar korona országaiban 1892—1894 években. A magyar tudományos akadémia megbizásából végezte *Kurländer Ignácz*. Budapest 1896.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. Deutsches Verwaltungsrecht. Von Otto Mayer. II. Band. Leipzig, Duncker u. Humblot. — Das Lehrbuch des deutschen Verwaltungsrechts von Otto Mayer liegt nunmehr mit dem Erscheinen seines zweiten Bandes abgeschlossen vor. Es wurde schon bei Besprechung des ersten Bandes (Beilage 1896 Nr. 99) hervorgehoben, daß damit eine Lücke in der deutschen rechtswissenschaftlichen Literatur ausgefüllt ist. In unsrer Zeit, die immer nachdrücklicher von dem Gedanken des Rechtsstaats zu dem des Culturstaats hinüberstrebt, die vom Staate nicht nur verlangt, daß er die entstehenden Streitigkeiten durch sein Machtwort schlichte, sondern in noch höherem Maße die Anforderung an ihn stellt, daß er den Ausbruch von Streitigkeiten, soweit die Möglichkeit geht, durch vorbeugende Thätigkeit verhindere, die auf solche Weise den Schwerpunkt des staatlichen Lebens von der Rechtsprechung in die Verwaltung verlegt, mußte das Bedürfniß, eine klare Darstellung der Grundsätze des Verwaltungsrechts zu besitzen, immer deutlicher hervortreten. Solange der Verwaltung eben nur der herkömmliche Wirkungskreis zugewiesen war, der sich in Wahrnehmung der unmittelbaren Staatsinteressen und gewisser, diesen gleichgestellter Interessen der Gesammtheit erschöpfte, konnte man sich mit der Maxime begnügen, daß die Verwaltung an die Gesetze gebunden, innerhalb des hiedurch gezogenen Rahmens aber in ihren Entschlüssen frei und unbehindert sei. Dieser Zustand liegt noch nicht sehr weit hinter uns zurück, aber doch weit genug, um die gegenwärtige Sachlage als eine davon wesentlich verschiedene, andere Bedürfnisse aufweisende und andere Forderungen zeitigende erscheinen zu lassen. Seitdem der sociale Gedanke als unabweislich, seine Durchführung als eine Aufgabe des Staates anerkannt ist, hat sich die Thätigkeit der staatlichen Verwaltung nicht nur gemehrt, sondern ganz erheblich geändert. Der Satz, daß die Verwaltung auf ihrem Gebiete keine Schranken habe, ist gefallen; die Personen, mit denen sich die Verwaltung befaßt, stehen ihr nicht mehr als Objecte, sondern als Träger von Rechten gegenüber, die sie auch gegenüber dem Staat vertheidigen und in deren Schutz ihnen dann auch wieder der Staat durch die Einrichtung einer selbständigen, wenn auch von der Verwaltung aus Zweckmäßigkeitsgründen nicht ganz abgetrennten Verwaltungsrechtspflege zuhülfe kommt. Nicht ohne Widerstreben ließ sich diese Einrichtung durchführen; erschien es doch geradezu ein Widerspruch in sich selbst, daß dem allmächtigen

Staate eben auf dem Gebiete, auf dem er seine Allmacht wirken zu lassen gewohnt war, ein von ihm aufgestelltes Organ in den Arm fallen und ihn an Bethätigung seines Willens sollte behindern können. Der Widerspruch war schließlich nicht größer, als bei dem längst gewohnten Ereigniß, daß eine höhere Instanz im Namen des Souveräns die Entscheidung der unteren, die ebenfalls im Namen des Souveräns erging, beseitigt; jedenfalls kümmerte sich die Gesetzgebung nicht um ihn, sondern ordnete die Einsetzung einer Verwaltungsrechtspflege an, erkannte damit das Vorhandensein eines Verwaltungsrechts an und wies ihm seitdem ein fortwährend vergrößertes Gebiet zu. Friedrich Curtius hat dies unlängst in seinem eben hier veröffentlichten Aufsatz über die Trennung von Justiz und Verwaltung (Beilage 1896 Nr. 240) anschaulich ausgeführt. Eine wissenschaftliche Durcharbeitung dieses Gebietes ist, wie schon in der Besprechung des ersten Bandes von Mayers Buch hervorgehoben wurde, keine leichte Arbeit. Das bei jener Gelegenheit ausgesprochene günstige Urtheil über die Durchführung der Aufgabe ist hier mit Bezug auf das vollendete Werk zu wiederholen. Mayer hat sich bei der Gliederung des Stoffes an die für das Privatrecht übliche Eintheilung angeschlossen und im ersten Band die allgemeinen Lehren des Verwaltungsrechts, im zweiten die Materien des öffentlichen Sachenrechts und Obligationenrechts, des Rechtes der juristischen Personen, und endlich als Anhang des bundesstaatlichen und internationalen Verwaltungsrechts zusammengefaßt. Diese Anlage mag nicht als die nächst gegebene erscheinen, sie rechtfertigt sich aber dadurch, daß sich die einzelnen Ausführungen leicht und übersichtlich in sie einfügen lassen und zugleich die Besonderheiten des öffentlichen Rechts im Gegensatz zu dem Privatrecht klar hervortreten. Dem zweiten Band ist auch ein Register zu den beiden Bänden angefügt.

-ff- **Capillar-Blutbewegung.** Ueber den Einfluß, den Ruhe, körperliche Anstrengung, geistige Arbeit und Gemüthserregungen aller Art auf die Capillar-Blutbewegung beim Menschen ausüben, veröffentlichen die Physiologen A. Binet und J. Courtier, Professoren am psychologisch-physiologischen Laboratorium der Sorbonne, sehr interessante Mittheilungen. Diese Herren haben zwei Jahre hindurch an 20 Personen beiderlei Geschlechts, jeden Alters und Berufs praktische Untersuchungen mittels verschiedener bekannter Plethysmographen (namentlich von Hallion und Comte) angestellt, deren Angaben sie nach genau durch angewandte Pneumographen, Cardiographen, Sphygmographen, Sphygmometer, Sphygmomanometer u. s. w. nachprüften. Im folgenden die wichtigsten Ergebnisse. Der Capillarpuls, von Stunde zu Stunde aufgenommen, erleidet innerhalb 24 Stunden, was die Form des Pulsschlags betrifft, beständige Veränderungen, und zwar in einer so vollkommenen Regelmäßigkeit, daß die Angaben, die von einem Tag zum andern in denselben Stunden eingetragen werden, mit einander übereinstimmen. Unter dem Einfluß der Ruhe nimmt der Capillarpuls an Weite zu, die aufsteigende Linie ist rascher, der Gipfel wird schärfer, die absteigende Linie wird schneller, der Dikrotismus sieht tiefer auf der absteigenden Linie und seine Form verschärft sich. Je mehr die Ruhe schwindet, wird der Puls kleiner, die aufsteigende und die absteigende Linie verlangsamt sich, der Gipfel wird stumpf, der Dikrotismus geht auf die absteigende Linie zurück und erschlafft. Um 7 Uhr Abends ist bei gewissen Personen der Capillarpuls fadenförmig. Die Veränderungen des Capillarpulses gehen im Laufe von 24 Stunden in derselben Weise von statten, wie die der Athmung (Schnelligkeit und Weite), des Herzens (Schnelligkeit des Pulses) und der Körpertemperatur (eingetragen an Hand, Achsel und Mund). Im allgemeinen fällt der weite Puls bei starkem, tiefstehendem Dikrotismus mit der Schnelligkeit des Herzschlags und der Athmung, sowie mit erhöhter Körpertemperatur zusammen. Nichtsdestoweniger erscheint der Capillarblutlauf bis zu einem gewissen Grad unabhängig von der Temperatur des Körpers, besonders der Hand, und nicht selten ist von Stunde zu Stunde zu beobachten, wie ein Anwachsen der Capillarblutbewegung (eine Vermehrung der Kraft des Pulsschlags, in dem oben ausgesprochenen Sinn, also mit Verstärkung und Schwächung des Dikrotismus) mit einer Erniedrigung der Temperatur zusammenfällt. Die Veränderungen des Capillarpulses werden von entsprechenden Veränderungen des radialen und karotidischen Pulses begleitet. — Physische Anstrengung (z. B. Marschiren) ruft im allgemeinen eine Schwächung und eine Steigerung des Dikrotismus, ebenso wie die anderen charakteristischen Erscheinungen des starken Pulsschlags hervor. Bisweilen wird der Puls kleiner, was wohl zum Theil durch den Constrictionsreflex zu erklären ist, den die Kälte, die sich aus der Verdunstung des Schweißes ergibt, hervorruft; aber die anderen Erscheinungen des starken Pulsschlags dauern fort. Eine heftige Muskelanstrengung (z. B. starkes Drücken eines Dynamometers mehrere Secunden lang), eine ermüdende Stellung, die mehrere Minuten lang innegehalten wird (Verticalstellung der Hand über des Armes), eine heftige Faradisation der Armmuskeln, kurz eine local beschränkte und das Gefühl tiefer Ermüdung herbeiführende Arbeit erzeugt eine Schwächung des Dikrotismus, indem er gegen den Gipfel des Pulsschlags hinaufgeht. All dies kann, je nach den Fällen, die Weite vergrößern oder verkleinern, die Hauptserscheinung aber bleibt, um von Einzelheiten abzusehen, die Schwächung und die Verrückung gegen die Höhe des Dikrotismus zu, der den Capillarpuls in Ermüdung versetzt. — Die geistige Arbeit erzeugt sehr verschiedene Wirkungen, je nachdem sie mäßig oder angestrengt ist, kurz oder lang währt. Die erste Wirkung, die daraus hervorgeht, daß man die Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Punkt fesselt, ist eine reflexive Gefäßconstriction; außerdem tritt eine Beschleunigung des Herzschlags, eine Beschleunigung der Athmung (mit Weite und Unterdrückung der Ausathmungspause) und oft nach der gefäßbewegenden Schwingungen. Diese gesammten Erscheinungen, wie sie bei einer anstrengenden geistigen Arbeit (z. B. complicirtes Rechnen) ziemlich deutlich zu Tage treten, bilden die Phase der Erregung, in welche geistige Anstrengung versetzt; die Phase der Erschlaffung, die unter Umständen am Ende der geistigen Arbeit aber auch schon mitten in der geistigen Anstrengung eintritt, begreift dagegen die Verlangsamung des Herzens (das weniger schnell schlägt als im normalen Zustande), eine Verlangsamung der Athmung und, als vorzüglichstes Zeichen der Ermüdung, eine Schwächung des Dikrotismus des Capillarpulsschlags. Eine heftige geistige Anstrengung (8 Zahlen aus dem Gedächtniß zu wiederholen alle 10 Secunden 15 Minuten lang) ruft sehr deutlich eine Verstärkung des Pulsschlags, begleitet von Schwächung des Dikrotismus, hervor. Eine geistige Arbeit, die zwar gemäßigter ist, aber mehrere Stunden hindurch fortgesetzt wird und eine gewisse Müdigkeit herbeiführt, erzeugt eine Verlangsamung des Pulses, der Athmung und eine Erschlaffung der Capillarbewegung. Im Gefolge damit sind kleiner Puls, schwacher, hochstehender Dikrotismus und sehr langsame auf- und absteigende Linie. Diese verschiedenen Wirkungen können nur durch Vergleichung der Baegänge festgesetzt werden, die an einem anderen Tage eintreten, wo die betreffende Person keine geistige Arbeit gethan hat. — Die Empfindungen der Freude und des Schmerzes, sowie Gemüthsaufregungen überhaupt (soweit sie sich in einem Laboratorium beobachten lassen!) erzeugen Wirkungen, die denen der geistigen Arbeit zwar entsprechen, aber bei weitem nicht so intensiv sind. Im allgemeinen darf man sagen, daß Gemüthserregungen, wie sie auch sein mögen, angenehm oder peinlich, eine reflexive Gefäßconstriction hervorrufen und eine Beschleunigung des Herzschlags und der Athmung zur Folge haben. Sie reizen also das Nervensystem auf. Bei einigen Personen erzeugten peinliche Empfindungen und Erregungen (maeaische Traurigkeit, lebhafter Aerger, physischer Ekel u. s. w.) eine Erschlaffung des Dikrotismus des Pulsschlags in der Weise, daß mit dieser Art Pulsschlag zugleich physische Ermüdung, geistige Ermüdung und Gemüthsmißstimmung eintraten.

* Nachdem das Denkmal für die Gebrüder Grimm in **Hanau** vollendet worden, ist bekanntlich dort ein Comité zusammengetreten, um ein **Grimm-Museum** zu begründen. Schon viel früher ist für **Kassel** derselbe Gedanke in Anregung gebracht worden, der nunmehr, wie die „Mgdb. Ztg." von dort erfährt, wieder aufgenommen wird. In Kassel ist von den Beamten der Landesbibliothek, an der die Brüder so lange selbst gewirkt haben, längst eine Versammlung zu diesem Zweck einberufen worden. In der Landesbibliothek befindet sich bereits eine ansehnliche Sammlung von Grimm-Erinnerungen, um deren bloße Erweiterung es sich handeln würde. Für die nöthigen Vorarbeiten wählte man einen Ausschuß. Jeder Freund ernsthafter biographischer Studien wird dem Vorzuge Kassels vor Hanau ebenso zustimmen, wie er seinerzeit bedauert hat, daß dem schwäbischen Schiller-Archiv nicht Stuttgart, sondern Marbach als Heimstatt angewiesen worden ist.

* **Straßburg.** Die hiesige **Universität** scheint sich in ihrem letzten Semester vor dem Jubiläum, das sie im nächsten Frühjahr feiern will, eines recht starken Besuchs zu erfreuen. Die Zahl der neu immatriculirten Studirenden beträgt 363, gegen 332 im vorigen Jahr. Davon treffen 27 auf die theologische, 156 auf die juristische, 91 auf die medicinische, 34 auf die philosophische und 55 auf die mathematisch-naturwissenschaftliche Facul-

Digitized by Google

sät. Auffallend stark ist die Zahl der neu immatriculirten Juristen, wobei sich wohl hauptsächlich der Nachwuchs der seit 1871 im Land ansässigen Beamtenschaft geltend macht.

* **Danzig.** Hier starb am 9. d. Mts. im 63. Lebensjahre Dr. med. Moritz Schneller, der sich um die Augenheilkunde namhafte Verdienste erworben hat. Neben einer umfassenden praktischen Thätigkeit nahm er wichtige Fragen der praktischen Augenheilkunde literarisch in Angriff, daneben Hauptstücke der physiologischen Optik. Mit Hülfe des Mikrometeraugenspiegels studirte er die Blutcirculation am Auge. Sodann half er die Augenhintergrundbilder festlegen, die für bestimmte Augenleiden kennzeichnend sind. Nach Gräfe beschrieb er den ersten Fall einer Verstopfung der Centralarterie der Netzhaut. Daran schlossen sich Darlegungen über das Augenspiegelbild der gräfeschen Netzhautgefäße. Eingehende Untersuchungen widmete Schneller nach dem Vorgange Försters dem Blickfelde. In Beziehung dazu stehen Forschungen zur Lehre vom Schielen. Für den Psychologen waren Schnellers Studien über Farbensinnstörung und über das Zusammensehen beider Augen von Interesse. Nicht geringere Bedeutung haben endlich seine Beobachtungen über Entstehung und Entwicklung der Kurzsichtigkeit.

* **Stockholm.** Die Akademie der Kriegswissenschaft feierte am 12. ds. durch eine Festsitzung ihr 100jähriges Bestehen; König Oskar hielt dabei eine Rede. In den Mitgliederen der Akademie gehören Schweden und Norweger. An Ausländern haben ihr seit dem Bestehen angehört 28 Deutsche, 17 Franzosen, 15 Dänen, 12 Russen, 11 Oesterreicher, 6 Italiener, 5 Engländer u. s. w. Die vornehmste Veröffentlichung der Akademie bilden die monatlich einmal erscheinenden „Krigsvetenskapsakademiens handlingar och tidskrift“, die seit dem Jahre 1833 herausgegeben werden.

* **Christiania.** Aus der neu errichteten Nansen-Stiftung sollen den jetzt festgestellten Satzungen gemäß Beiträge zu wissenschaftlichen Forschungen, zur Herausgabe von hiernach bezüglichen Werken, zu Preisaufgaben, zur Belohnung von Entdeckungen und Abhandlungen, zur Unterstützung freier wissenschaftlicher Thätigkeit gewährt werden. Die Stiftung untersteht der hiesigen Akademie der Wissenschaften; Nansen ist lebenslängliches Mitglied des Vorstandes.

* **St. Petersburg.** Das Weibliche Medicinische Institut wird im kommenden Herbst eröffnet, aber die Meldungen zum Eintritt in die Anstalt laufen, wie die „St. Petersb. Ztg.“ berichtet, bereits gegenwärtig in bedeutender Anzahl ein; der Andrang der Zuhörerinnen wird danach wohl sehr groß sein. Die Gesellschaft zur Unterstützung des Fonds der Curie hat sich im August und September an 700 verschiedene landschaftliche, städtische und andere Institutionen mit der Bitte zur Förderung der Zwecke der Gesellschaft gewandt, da das Institut allen Ständen in allen Theilen des Reiches zugute kommen würde. Von vielen Seiten sind denn auch schon mehr oder weniger große Spenden eingelaufen. Die nächste Aufgabe hat sich die Gesellschaft in der Organisation eines Conviets für die Zuhörerinnen gestellt. Vorläufig, da die Mittel zu einem eigenen Hause zu diesem Zweck fehlen, soll ein Quartier gemiethet werden, wo 50 Zuhörerinnen placirt werden könnten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 15. bis 17. November folgende Schriften eingegangen:

Alfons Planee: Das Lied vom Herzog Christoph. Sang vom Isarstrand. München, J. Lindauer 1897. — Robert Waldmüller (Eduard Duboc): Liebesstürme. Aus den Papieren eines vielgenannten Malers. Dresden, Heinrich Henkler 1897. — Max Kretzer: Das Gesicht Christi. Roman aus dem Ende des Jahrhunderts. 1. Th. Dresden ꝛc., C. Pierson 1897. — Hildegard Thildner: Virginie. Erzählung. Berlin, S. Fischer 1897. — Juliane Déry: Die sieben mageren Kühe. Komödie in 3 Acten. Ebd. 1897. — Otto Erich Hartleben: Die sittliche Forderung. Komödie in einem Act. Ebd. 1897. — Eduard Stucken: Yesa. Tragödie in 3 Acten. Ebd. 1897. — Felix Weingaertner: Bayreuth (1876—1896). Ebd. 1897. — Das Museum: Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst. Hggb. von Wilh. Bode, R. Kekulé v. Stradonitz, W. v. Seidlitz u. A. 17. Lfg. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann. — Die Kunst für Alle. 12. Jahrg. 1896/97. 4. Heft. München, F. Bruckmann. — Der Musikführer. Gemeinverständliche Erläuterungen hervorragender Werke aus dem Gebiete der Instrumental- und Vocalmusik. Mit zahlreichen Notenbeispielen. Redig. von A. Moser. Nr. 51—75. Frankfurt a. M., H. Bechhold. — C. M. Gottlebe: Op. 11. Des Waisenknaben Weihnachtstraum. Weihnachts-Festspiel. Leipzig, A. H. Fiebler. — Otto Teich: Op. 80. Die Alpenfee. Brillantes Tanzstück. Für Pianoforte. Leipzig, O. F. Teich. — Derselbe: Op. 105. Der Weihnachtsengel. Phantasie. Ebd. — Tur and Mall. Musikalische Monatsschrift. 2. Heft. Leipzig, A. H. Payne. — R. *Leoncavallo*: A Ninon. Canzonetta. Paroles de A. de Musset. (Deutsche Uebersetzung von Fr. Raimund.) Leipzig, Barthalf Senff. — Statistische Bericht über den Betrieb der k. bayerischen Verkehrsanstalten im Verwaltungsjahr 1895, nebst Nachrichten über den Eisenbahn-Neubau; hggb. von der Generaldirection. München. — Dr. Karl v. Scherzer: Bericht über die wirthschaftlichen Verhältnisse Genua's 1895, mit besonderer Rücksichtnahme auf das Wirthschaftsleben Italiens im allgemeinen, erstattet an das k. k. Ministerium des Aeußern. Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei 1896. — Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. Gegründet von Bruno Hildebrand. Hggb. von Dr. J. Conrad u. A. 3. F. 12. Bd. 5. Heft. Jena, Gustav Fischer 1896.

In Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg ist soeben erschienen:

Dr. E. Wollny, Professor in München, **Die Zersetzung der organischen Stoffe und die Humusbildungen in Rücksicht auf die Bodenkultur.**

gr. 8°. Brosch. ca. 16 M., in Halbleder geb. 18 M.

In diesem Buch hat der Verfasser die Resultate eigener wie fremder (chemischer, bacteriologischer, pflanzenphysiologischer und physikalischer) Untersuchungen über die Processe bei der Zersetzung der organischen Stoffe und die hierbei entstehenden festen Producte (Humusbildungen) systematisch zusammengestellt und hieraus die Grundsätze abgeleitet, welche bei einer rationellen Behandlung und Ausnutzung der zahlreichen Abfälle organischen Ursprungs in land- und forstwirthschaftlichen Betrieben zu berücksichtigen sind. Dasselbe ist daher nicht bloss für die gesammte Bodencultur, sondern auch für die Hygiene wie für die Geologie und Geographie von hohem Werth. Dabei ist die Darstellungsweise so klar und einfach, um auch dem mit den bezüglichen Naturwissenschaften weniger vertrauten Leser das nöthige Verständniss zu ermöglichen.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Die Kultur der Getreidearten mit Rücksicht auf Erfahrung und Wissenschaft. 2. Ausg. Mit 19 Holzschnitten. gr. 8°. Brosch. 5 M., in Lwd. geb. 6 M. [15839]

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Die Eisenkonstruktionen des einfachen Hochbaues.

Zum Gebrauch für Schule und Praxis bearbeitet von

R. Lauenstein und **A. Hauser**

Ingenieur — Architekt

Professoren an der Großherzogl. Baugewerkeschule in Karlsruhe.

Zweiter Teil:

Anwendung und Ausführung der Konstruktionen.

Mit 322 Abbildungen.

Preis geheftet 3 Mark 60 Pf.

In dem zweiten Teile dieses praktischen Hand- und Lehrbuches gelangen hauptsächlich die Deckenkonstruktionen, Ausführung der Säulen und Stützen, die Wände, Erker und Balkone, Treppen und Dachkonstruktionen zur Besprechung. Den Bedürfnissen des praktischen Architekten ist in besonderer Weise Rechnung getragen. (16286)

— Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. —

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 19. November. Nummer 269.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.90. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die deutsche Geistesbewegung 1840 bis 1848. II. Von Dr. Valentin Pollak. — Brockhaus und Meyer. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die deutsche Geistesbewegung 1840 bis 1848.

Von Dr. Valentin Pollak.

II.

Praktische Ziele verfolgten nach 1840 fast alle deutschen Poeten; zur selben Zeit, da in unsre erhabene Philosophie plötzlich ein milder, weltlicher Ton kam, hatte sich auch das Concert des deutschen Dichterwaldes verwandelt: von allen Seiten tönten eifervolle, ungereimte und gereimte Kanzelreden. Die umwälzenden Lehren stiller Denker, die nur wenigen verständlich waren, sollten in Vers und Melodie unter das Volk getragen werden und sich dort in Thaten umsetzen: solchen Apostelamtes waren sich die Dichter mit Stolz bewußt. Man mag sich aber noch so oft vors Auge halten, wie die ganze Entwicklung der letzten Jahre hindrängte auf eine solche Explosion des Freiheitsgefühls, man kann sich doch nicht des Staunens erwehren über die Erscheinung, wie urplötzlich eine ganze Reihe von Dichtern auftaucht und gleichsam auf ein gegebenes Zeichen einstimmt in die eine Melodie. In politischen oder gar wirthschaftlichen Dingen den Grund hiefür zu suchen, wäre verfehlt, es war eine rein geistige, literarische Erscheinung; nicht von unten auf kam der Anstoß, nein, er kam aus den Kreisen der Höchstgebildeten und verbreitete sich von da nach abwärts. Lächerlich deutlich fast thut dies der unmittelbare Ausgangspunkt dar: die Zeitgenossen markirten den Beginn der neuen politischen Dichtung mit Nikolaus Beckers Rheinlied. Das war eines der vielen Lieder, die eilfertig gegen den alten gallischen Erbfeind geschleudert wurden, als Herbst 1840 Thiers aus windigen Gründen halb ernste Kriegsdrohungen ausstieß: unter dem Chor der Kriegssänger befand sich der alte Arndt, Schneckenburger dichtete damals seine „Wacht am Rhein", aber alle übertönte des gänzlich unbedeutenden Becker gänzlich unbedeutendes: „Sie sollen ihn nicht haben, Den freien deutschen Rhein". Diese harmlosen sieben Strophen, die so verzweifelt wenig besagen, haben einen Wiederhall erregt, wie kaum ein zweites Gedicht unsrer ganzen großen Literatur. Es ging zunächst so, wie in Momenten politischer Erregung öfters: die nationale Bewegung, von oben herab protegirt, erwählte zum symbolischen Lied gerade Beckers Opus, wie 1870 noch räthselhafter die alte, wahrlich poetisch nicht hoch stehende „Wacht am Rhein", oder wie in unsern Tagen ein höchst erbärmliches Machwerk zum Symbol der großen Arbeiterpartei wurde. So unendlich wurde das Rheinlied in allen möglichen Melodien wiederholt, daß selbst aus Frankreich Erwiderung kam, bald grob, bald maßvoll; was Wunder, wenn in Deutschland der Widerspruch nicht stumm blieb? Alle die Männer, denen innere Freiheit mindestens ebenso werthvoll oder werthvoller schien als äußere Machtstellung, und die vorläufig keine Lust hatten, frei und deutsch als Synonyma gelten zu lassen, erhoben ihre Stimme gegen den selbstzufriedenen Philisterpatriotismus Beckers, ja recht eigentlich nur gegen die Worte „den freien deutschen Rhein" — und siehe da, es war ihrer eine ganz erkleckliche Anzahl. Fast keiner der späteren politischen Dichter hat diesen Protest unterlassen, er bildete gleichsam das Losungswort einer neuen Schule, die sich da plötzlich zusammengefunden und deren junges Haupt Georg Herwegh hieß.

Dieser neue St. Georg der deutschen Freiheit war von Geburt ein Schwabe, ein Tübinger Stiftler, den man entlassen mußte, weil er vom Ketzergeist der Junghegelianer und von D. F. Strauß angesteckt war. Als er zum Militär einrücken sollte, floh er in die Schweiz und lebte dort als Journalist und Uebersetzer in nächster Berührung mit Follen und Fröbel. Dr. Wirth, ein Hauptredner vom Hambacher Fest, übergab ihm die belletristische Nische seiner „Deutschen Volkshalle"; da hat er als Schüler der Junghegelianer nach festem Programm das kritische Richteramt geübt: Die Literatur hat die Aufgabe, den Menschen in uns frei zu machen, wie die Politik den Bürger, die beiden müssen Hand in Hand gehen. Die deutsche Poesie, wenn sie auch seit 1830 wesentlich demokratisch geworden ist, hat aber doch noch nicht ihr wahres Ziel gefunden, sie ist noch nicht zur „Poesie der Hütte" geworden: die hat ihr großes Muster in Béranger, neben dem Herwegh nur noch Homer gelten läßt. Béranger als Poet, Börne als Politiker, Feuerbach als Philosoph, das ist die große Dreiheit Herweghs. Die Schablone ist fertig, da hinein muß alles passen, auf ein bischen Gewaltsamkeit kommt es nicht an. Platen z. B., dem Herwegh bei seinem großen Formsinn Bewunderung zollen mußte, wird gerettet, indem ihn Herwegh zum verkappten Demokraten macht, der an dem unlösbaren Widerspruch zwischen innerer Gesinnung und äußerer Stellung zugrunde ging; Freiligraths Schwärmerei für den Orient muß Schmerz über die inneren Zustände der Heimath sein. Gleichzeitig beginnt der Kritiker, in eigenen Gedichten sein Programm von der Poesie der Hütte zu verwirklichen. Er sucht dies z. B. dadurch zu erreichen, daß er ein Gedicht auf den Tod des Herzogs von Reichstadt — mit Bezug auf Napoleon — folgendermaßen schließt:

„Allein, ihr seid ja beide nicht die meinen,
Mein ist das Herz, das in der Hütte bricht;
Um einen Beutler darf die Muse weinen —
Du warst ein Kaisersohn, ich meine nicht!"

Oder er polemisirt mit Tell, daß er auf Befehl des Tyrannen sein Kind so schwer bedroht habe: „Ei, Tell, ich hätte nicht geschossen", oder ganz nach Feuerbachs Muster streitet er wider den Begriff des fühllosen Gottes; kurz, dieser Poet der Hütte ist so spitzfindig, so weit entfernt von aller Volksthümlichkeit, wie nur je ein schwäbischer Sophist. Das waren indeß nur vereinzelte Gedichte in einer wenig gelesenen Zeitschrift; bekannt wurde

Digitized by Google

Herwegh erst durch jene Sammlung, die 1841 erschien und ihn mit einem Schlage an die Spitze der zeitgenössischen Lyrik stellte. Sie betitelt sich „Gedichte eines Lebendigen"; mit einer Widmung „an den Verstorbenen", d. h. unser Volkspoet gibt seine Gedichte als nichts anderes, denn als polemisches Gegenstück zu den „Briefen eines Verstorbenen", zu den Reisewerken eines Fürsten Pückler. Nun war der Fürst gar kein Gegner der Liberalen, er war in seinen Ansichten ehrlich freisinnig, wenn auch für seine Person durch und durch Aristokrat. Seine Briefe und Tagebücher erhoben auf Tiefe und Gründlichkeit gar keinen Anspruch, sie waren höchst persönlich gemeint, machten vielleicht darum ihr kolossales Glück und fanden zahllose Nachfolger oft widerlicher, immer unschädlicher Art; man mußte Börne's grimmigen, verbohrten Ernst besitzen, um gegen solche leichte Waare einen Vernichtungskampf mit schwersten Waffen zu beginnen. Seither hatten Heine und Laube, die unsicheren Cumpane unter den Jungdeutschen, sich dem Verstorbenen genähert, und so fand es denn Herwegh nöthig, ihn noch einmal todtzuschlagen, was er in dem langen Strophengebäude der Widmung mit viel Hohn und Erbitterung versuchte. Auch sonst versucht der Lebendige sich gern in literarischer Polemik, er nimmt Becker und Arndt vor; daneben feiert eine ganze Reihe Gedichte seine Ideale, Béranger, Shelley, der in einem wunderschönen Sonett zuerst den Deutschen nahe gebracht wurde, Georg Büchner, Feuerbach. Was Herwegh außer solchen literarischen Gedichten bietet, ist eine lange versificirte Predigt über das Thema „Freiheit". In unzähligen Variationen wird uns eingeschärft, daß nach Freiheit zu streben einzige Pflicht des Deutschen und vor allem des Sängers ist; freilich, die Gedanken über diese Freiheit selbst schwanken höchst bedenklich: bald soll sie der König selbst geben, bald soll sie das Volk in wildem Kampf erzwingen, bald alle Völker sich im Kampfe für sie vereinen, bald der Deutsche nur auf sich selbst stehen und vor allem Frankreich mißtrauen. Sicher ist nur eines, Freiheit muß zur Religion werden. In dem berühmten oder berüchtigten Aufruf heißt es:

„Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle sollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wird's verzeihn.
Gen Tyrannen und Philister!
Auch das Schwert hat seine Priester,
Und wir wollen Priester sein!"

Man möchte Herwegh noch lieber einen Pfaffen als einen Priester nennen, so fanatisch berauscht er sich in seinen Redensarten. Schon die äußere Form ist solchem Zweck angemessen: mit Vorliebe verwendet er den Refrain, und dann ist das ganze Gedicht eigentlich schon in Titel und Refrain ausgedrückt, alle Strophen nur Paraphrase über einen Satz, der etwa lautet: „Wir haben lang genug geliebt und wollen endlich hassen", oder „der Freiheit eine Gasse", oder „das freie Wort", oder sogar französisch „Vive la liberté".

Auch für den Heiligen der neuen Religion sorgt Herwegh, für „den großen Schatten, deß Geist um unsre Waffen schwebe"; das soll der Todte von Ufnau sein, und entrüstet fragt er:

„Wie long mit Lorbeern überschütten
Wollt ihr die corsische Standarte?
Wann hängt einmal in deutschen Hütten
Der Hutten statt des Bonaparte?"

Auf solche seltsame Einfälle konnte der gelehrte Poet gerathen; alles Ernstes meint er, den stolzen Ritter aus dem 16. Jahrhundert, der liberalen Schriftstellern immerhin ein trefflicher Patron sein mochte, zum Volksheiden machen zu können. Das rein Lyrische tritt in den Gedichten des Lebendigen stark zurück, selbst in den sanftesten Stimmungsbildern („Ich möchte hingehn wie das Abendroth" z. B.) drängt sich doch der politische Schönredner hervor. Denn daß Herweghs Begabung durchaus rhetorisch ist, das läßt sich ja gar nicht bezweifeln; freilich, was ist er für ein Redner!

Nie hat ein deutscher Dichter die Gewalt der tönenden Phrase mehr besessen als er, Schiller etwa ausgenommen; sein Pathos, mag es immerhin hohl sein, wirkt doch noch heute so stark, daß es vorsichtigen Männern staatsgefährlich erscheint: wie muß es damals erst den Harrenden in die Ohren geklungen haben, die ein erlösendes Wort suchten!

„Schäum brausend auf! Wir haben lang gedürstet,
Du Goldpocal, nach einem jungen Wein,
Da tral in dir ein guter Jahrgang ein.
Wir haben was getrunken, was gedürstet!"

sang Gottfried Keller, und Heine meinte gar:

„Mein Deutschland trank sich einen Zopf,
Und du, du glaubtest den Toasten",

die freilich den Lebendigen allüberall umtönten. Selbst die Gegner, wie der zahme Geibel, wagten nur zaghaft und mit ehrfurchtsvollem Gruß ihn herauszufordern; da mußte es doch der König selbst interessant finden, dem Dichter persönlich entgegenzutreten, der ihn apostrophirt hatte:

„O Herr, ergreife das Panier,
Noch ist es Zeit, noch folgen wir,
Noch soll verstummen aller Tadel!"

Und wie hätte Friedrich Wilhelm eine Gelegenheit versäumen können, in einer so schönen Theaterscene mitzuwirken? Aus der hoch dramatischen Posascene, so würdig der König auch tragirte — ewig schade, daß wir nicht auch die Worte des andern eitlen Menschen kennen — ist freilich die schönste Farce geworden, die je ein König und ein Poet zusammen aufführten, und diesmal kann der Sprödeste nicht Anstoß nehmen an Heine's köstlicher Schilderung in der „Audienz", die ich mir nicht versagen kann theilweise wenigstens herzusetzen:

„Erbitte dir eine Gnade", sprach
Der König. Da kniete nieder
Der Schwabe und rief: „O geben Sie, Sire,
Dem Volke die Freiheit wieder.

Der Mensch ist frei, es hat die Natur
Ihn nicht geboren zum Knechte;
O geben Sie, Sire, dem deutschen Volk
Zurück seine Menschenrechte!"

Der König stand erschüttert tief,
Es war eine schöne Scene
Mit seinem Rockärmel wischte sich
Der Schwab' aus dem Auge die Thräne.

Der König sprach endlich: „Ein schöner Traum!
Leb' wohl und werde gescheiter:
Und da du ein Somnambülericht,
So geb' ich die zwei Begleiter.

Zwei sich're Gendarmen, die sollen dich
Bis an die Grenze führen.
Leb' wohl, ich muß zur Parade geh'n,
Schon hör' ich die Trommel rühren!"

So hat die rührende Audienz
Ein rührendes Ende genommen,
Doch ließ der König seitdem nicht mehr
Die Kinolein zu sich kommen."

Was liegt daran, daß Heine die Sache nach seiner Weise entstellt hat? Thatsächlich erfolgte die Ausweisung Herweghs erst, als er, gereizt durch das Verbot seiner Zeitschrift für Preußen, einen groben Brief an den König schrieb, und böswillige Freunde das Schreiben veröffentlichten. Die Sache wird dadurch nicht würdiger und sie konnte einen ehrlichen Mann wie Freiligrath wohl zu schmerzlich zürnen.

Digitized by Google

der Apostrophe an den Lebendigen veranlassen. Die Fehde Herwegh-Freiligrath, die schon lange andauerte, hat bald darnach mit einer scheinbaren Bekehrung Freiligraths geendet, nur scheinbaren, denn im Grunde ist sich Freiligrath stets gleich geblieben. Der löwenmähnige Wüstendichter war nie in die Schule der Philosophie gegangen, Abstraction war seine Sache nicht; ein schlichter, warmer, kerniger Mensch lebte er ein rüstiges Gegenwartsleben, aus seinen Briefen, den gemüthlichsten, die je ein deutscher Dichter schrieb, quillt frischer, harmloser Humor, sein Lachen, das die Freunde zu rühmen wußten, hat er auch in bösen Tagen nicht ganz verlernt. Dem tiefen Familiengefühl und der Liebesfülle, die in ihm wohnten, poetischen Ausdruck zu geben, hat er erst mit den Jahren gelernt, von Anbeginn sproßte seine Dichtung aus ganz anderen Wurzeln. Eine wilde, ja ausschweifende Phantasie war in ihm, wie so oft in urgesunden jungen Menschen, thätig, er berauschte sich an grellen, starken Bildern, die ihm der Orient und die Wildniß boten, das umgebende Leben in seiner Fülle und Buntheit ging ihm, wie sehr er daran hing, erst spät auf. Nur der ganz phantasielose Herwegh konnte in solch jugendlichem Schwelgen im Fremdartigen, Abenteuerlichen, Krassen Verzweiflung und Weltschmerz erblicken; wenn Freiligrath Schlechtes und Widriges sah, dann war seine Empfindung nicht die scheuen Zurückbebens, sondern ehrlicher Entrüstung, die sich in kräftigen Worten Luft machte. Und wie Chamisso, so regte auch ihn jeder packende Stoff an, mochte er ihn selbst in der blutrünstigen Zeitungsanekdote finden; so hat er sich beikommen lassen, nach einer solchen Schilderung den Tod eines tapfern Haudegens zu besingen, die klägliche Hinrichtung des kampfgewohnten Reiterführers; daß dieser Reiterführer ein Christino, der Vertreter einer anrüchigen Sache war, was kümmerte es ihn? Freilich, so ganz naiv war er nicht mehr, er war sich bewußt, gegen das moderne Dogma von der Tendenzpoesie zu verstoßen, und er hat seinen Standpunkt vertheidigen wollen mit den berühmten Worten, deren Kraft als Schlagwort noch nicht verloren ist:

„Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf der Zinne der Partei."

Wer solche Worte ausspricht, der darf sich nicht wundern, wenn sie nachhaltigen Widerhall und Widerspruch erregen; dem Parteizwang konnte nur entgehen, wer vom Parteiwesen gar keine Notiz nahm, wie etwa Mörike; wer nur mit dem leisesten Worte daran rührte, der war ihm verfallen. Und das war auch das Schicksal Freiligraths: während er noch immer wähnte, frei seine Meinung sich bilden und sie so aussprechen zu dürfen, nahm man ihn schon für die Partei in Anspruch. Herwegh behielt Recht, damals galt das Wort:

„Ihr müßt das Herz an eine Karte wagen,
Die Ruhe über Wolken ziemt euch nicht,
Ihr müßt euch mit in diesem Kampfe schlagen,
Ein Schwert in eurer Hand ist das Gedicht."

Noch schien es, als wäre das gute Schwert Freiligraths für die Sache des Königs bestimmt, und unzart genug wollte man den Dichter durch eine Pension fesseln; der aber, halb gezwungen, halb freiwillig, hatte sich immer mehr und mehr der Politik zugewandt und ihm schien es bald, die Partei der Jungen, Herweghs, sei die bessere. Es war wohl eine schiefe Stellung, in der man ihn sah — innerlich war er aufrecht — und das Strafgedicht an Herwegh („Ein Brief") machte dies nicht besser, so ehrlich es gemeint war. Niemand, am wenigsten der Betreffende selbst, kann in solcher Lage sagen, wie viel der äußere Anstoß, wie viel innere Ueberzeugung beitragen, daß man endlich resolut Entschluß fasse; daß aber Freiligrath, als er Partei nahm, dies ehrlich that, und daß es nicht eine aufgezwungene fremde Ueberzeugung war, die er acceptirte, das ist gewiß. Spät erst, Herbst 1844, hat er sein Glaubensbekenntniß abgelegt, aber er war ein eifriger Bekenner. Nicht im Sinne Herweghs; wer das Wort „Freiheit" etwa in den Gedichten des Lebendigen und in denen Freiligraths abzählen wollte, der würde finden, daß dieser nur ziemlich lau die Göttin verehrt hat. Aber was er uns gibt, das ist unendlich mehr als flammende Rhetorik: er gibt uns bald die wehmüthige Betrachtung eines ernsten Mannes, bald den Zorn des entrüsteten Patrioten, bald die wilden Träume des entschlossenen Rebellen. Und man kann deutlich sehen, wie ihm mehr und mehr der Zorn schwillt, je schlimmer und schlimmer ihm die Zustände des Vaterlandes erscheinen; noch grollt er dumpf in der Reminiscenz an 1837, dem Kindermärchen vom König, der recht sehr ein Schuft zu sein geruht, und den beiden tapferen Brüdern, die im großen Walde hausten, der schönsten Huldigung unter den vielen, welche den Göttinger Sieben gebracht wurden; er spricht viel deutlicher aus der entsetzlichen Geschichte „Vom Harze", er bricht furchtbar düster aus in dem Gedicht „Leipziger Todte", der Klage über die ersten ganz unschuldigen Opfer, welche in Deutschland der Revolutionsfurcht fielen. Denn immer knüpft sich Freiligraths Freiheitsgefühl an bestimmte Thatsachen, am häufigsten an die Noth der unteren Stände, und darum hat ihn das Mitleid zum Anhänger der „rothen", der socialen Republik gemacht. Er war es, der in wahrhaft großartiger Allegorie das Proletariat den Herrschenden gegenüber gestellt hat in „Von unten auf", er hat die Gleichwerthigkeit körperlicher und geistiger Arbeit ausgesprochen in „Requiescat". Aber Freiligrath gründete seine Politik nicht, wie sein Genosse Karl Marx, auf wirkliche oder vermeintliche Erkenntniß, sondern auf das Gefühl: das flammte hoch auf, als der Märzsturm 1848 losbrach, das trieb ihn zu der eifrigen Thätigkeit, die er als Parteimann entwickelte, das hat ihm auch, als die Bewegung unzweifelhaft niederging, die wilden Verzweiflungsrufe und Mahngedichte hervorgepreßt, deren Wucht und Kraft den Leser noch heute so mitreißen, daß er athemlos die ganze Wucht der Revolution mitempfindet. In den langen Flüchtlingsjahren aber, in denen er wie kein zweiter Noth und harte Arbeit kennen lernte, hat er allmählich immer mehr und mehr sein Gefühl auf die nächste Umgebung beschränkt, beschränken müssen, und so wird auch seine Dichtung Gelegenheits- und Familienpoesie; nur einmal noch, 1870, erwachte in ihm der alte Löwenzorn, aber er war jetzt gegen den äußeren Feind gerichtet. Dieser gute, innerlich heitere Mensch, der immer nur in der Welt der Erscheinungen gelebt hat, ist versöhnt mit seinem Volk, verehrt als einer der Großen, gestorben; Herwegh, der Ideolog, hat seinen Halt zuletzt völlig verloren. Was er nach den Gedichten eines Lebendigen noch leistete, war entweder unerquickliche, persönliche Polemik oder öde Wiederholung des todtgesungenen, leeren Freiheitsmotivs. Persönlich ein weichlicher, üppiger Mensch, der Livreebediente hatte, wie irgend ein König sein Lever abhielt, Champagner als ihm einzig gebührend ansah, hielt er es doch in seiner maßlosen Eitelkeit für seine Pflicht, auch mit der Waffe in der Hand für die Freiheit zu kämpfen; 5000 Francs soll er sich als Kriegscasse vom französischen Ministerium des Aeußern erbeten haben, und solcher Einsicht in das Wesen des Krieges entsprach denn auch das Ende seines Narrenzuges an der Spitze der deutschen Arbeiter aus Paris. Es war der letzte Schwabenstreich, den Herwegh beging, aber er hat ihm in Deutschland den Rest der erblichenen Glorie gekostet; die Liberalen wollten mit dem Mann, der sich lächerlich gemacht hatte, nichts mehr zu thun haben, und er lebte fortan halb vergessen in der Fremde. Es war ihm geglückt, eine Idee, unfaßbar und

Digitized by Google

darum vielen gemeinsam, zur rechten Zeit mit der ganzen Energie eines großartigen Formtalentes auszusprechen; zeitlebens ist er nicht darüber hinausgekommen, und wie er jäh eine imponirende Höhe als Dichter erreicht hatte, konnte er keinen Schritt weiter thun. Ihm fehlte völlig, was großen Männern nie fehlt, aber so häufig den enragirten Parteimännern, geistige Entwicklung auch im reifen Alter; mit 20 Jahren schon ist er fertig. Gerade in seiner absoluten Einseitigkeit, die nur einen Ton voll und mächtig ertönen ließ, gelang es ihm, als unbestritten Größter auf einem Felde zu erscheinen, auf dem sich doch neben ihm weit bedeutendere Männer bemühten.

Da war sein Cassius Dingelstedt, ein reicher und feiner Geist, der, wie kein anderer, den spärlichen Gehalt an Poesie, die unser Salonleben enthält, für die Lyrik fruchtbar machte: damals Gymnasiallehrer, noch dazu in Hessen, auf dem der Druck des ärgsten aller Duodezdespoten lastete. Er mußte sich freilich unzufrieden genug fühlen; aber dieses höchst persönliche Gefühl für politischen Freiheitsdurst zu halten, war ein gefährlicher Irrthum. An polemischer Schärfe und geistiger Ironie hat es dem „Nachtwächter" nicht gefehlt, wohl aber an echter, politischer Leidenschaft; er war vernünftig oder cynisch genug, die Jacobinertracht bald abzulegen und in den besser passenden hofräthlichen Frack zu schlüpfen, unbekümmert um das gellende Geschrei, das sich ob solcher „Verhofrätherei" erhob. Er hat nur seither gethan, was alle die Professoren thaten, die damals als Märtyrer litten, Hoffmann von Fallersleben, Prutz, selbst Kinkel; im Grunde genommen lag ihnen alle die Rolle des Tyrtäus nicht. Hoffmann von Fallersleben war noch der einzige, der sich rühmen durfte, daß seine kecken, frischen Liederchen ins Volk drangen; er, der rüstige Wanderer, der Kinderfreund, von dem fast alle Lieder unsrer Kinderstuben herrühren, wußte den Volkston auch in der Dichtung zu treffen, für den er als Gelehrter so feines Verständniß und tiefgehendes Interesse besaß. Aber wie unbedeutend sind diese Gedichte! Lauter Epigramme auf irgend welche kleinliche, oft gar locale Uebelstände, auf Schwächen und Dummheiten, wie das Titel- und Ordenswesen, die Vielschreiberei, die Klatschsucht der Journale! Wir begreifen kaum, wie das Anlaß geben konnte zu irgend welcher Verfolgung, es sei denn höchstens, daß der Widerspruch zwischen akademischer Würde und der Derbheit dieser Dichtung die Regierung reizte. Und Prutz kann eigentlich nirgends den Gelehrten verleugnen, überall der hohe Ton des Philosophen, die Anspielungen des Literarhistorikers; je anspruchsvoller, um so besser. Darum ist ihm auch sein Meisterwerk in der todten Form der aristophanischen Komödie geblieben; seine „politische Wochenstube" ist ein treffliches Werk, scharf und treffend in der Zeichnung der Caricaturen des öffentlichen Lebens, voll hohen Schwunges in der Schlußscene, da die echte Germania ihrer betrügerischen Nebenbuhlerin entgegentritt und sich dem Volk zu erkennen gibt; aber die zahllosen Anspielungen machen das Werk heute unverständlich, wie es schon bei seinem Erscheinen ohne Wirkung blieb. Am wenigsten tief ging das politische Wesen bei Kinkel, trotz des Feuereifers, mit dem er sich in die Revolution — auch er ein Vertreter der „rothen" Republik — stürzte, und trotz der großen Popularität, die der schöne, warme Mann alsbald gewann. Eine stärkere Natur, seine geniale Gattin, Johanna Mockel, hat ihn erst spät, in kurzer Zeit, zum Umsturzmann in religiöser wie politischer Hinsicht gemacht; seine Dichtung war in jener Zeit außerordentlich matt, der liebenswürdige Sänger hatte keine scharfen Töne zur Verfügung. Und wie bei ihm, so bedeutet bei Gottfried Keller, bei Wilhelm Jordan die revolutionäre Lyrik nur eine Durchgangsstation; es gab so wenige, die sie nicht durchmachten! Unendlich wäre die Zahl der Poeten, es ist manch tüchtiger Gesell noch darunter, wie jener Friedrich v. Sallet, der scharf wie kein anderer den Geisteszwang der Zeit formulirt hat in seinem „Aut-Aut".

„Für Fürstenmacht, für Volksrecht?
Für Geistesticht, für Pfaffendunkel?
Republikaner oder Knecht?
Ja oder nein! — Nur kein Gemuntel!
Entweder — Oder!"

Nur wenige, ganz in sich geschlossene Charaktere, wie etwa Gustav Freytag, bei dem obendrein noch jahrhundertalte Familientradition den Sinn für das Bestehende neben protestantischem Unabhängigkeitssinn entwickelt hatte, konnen sich gänzlich dem Zwange des Entweder—Oder, Reactionär oder Revolutionär, entziehen. Kein Wunder, wenn sich ein betäubender Chor laut machte, daraus nur wenig einzelne Stimmen sich deutlicher heraushoben, sonst immer dieselbe Leier. Man kann sicher sein, in jeder Gedichtsammlung aus den vierziger Jahren einen Protest gegen das Rheinlied zu finden, ein oder mehrere Gedichte zu Ehren Huttens, eine Todtenklage um Börne, nicht ohne Seitenblick auf Heine, und vor allem ein ewiges Preisen der Freiheit, so ganz im allgemeinen. Es ist, als hätten alle nach Heine's Recept (1842) gedichtet:

„Blas' und schmettre, donnre täglich,
Bis der letzte Druck entfliegt;
Singe nur in dieser Richtung,
Aber halte deine Dichtung
Nur so allgemein als möglich."

Es waren die Jahre, wo Heine, der im Laufe der Zeit wenig mehr behalten hatte, als das übermüthig souveräne Gefühl seiner Persönlichkeit, es für nöthig fand, diese seine Persönlichkeit gegen alle Parteibestrebung, oder, wie es im Atta Troll heißt, das Talent gegen den Charakter auszuspielen. Was Stirner philosophisch, hat Heine damals poetisch gethan, die Willkür des Individuums über den Zwang der Idee gesetzt. Und es ist, als wollten ihnen die Thatsachen Recht geben; die beiden sind die einzigen, die heute fast mehr Ruhm genießen, als unter ihren Zeitgenossen. Dennoch meine ich, auch die anderen haben ihr Ziel erreicht, sie haben redlich mitgeholfen, das Pulver für den Kampf der Revolution zu bereiten. Die ist freilich gescheitert und mußte scheitern, weil die reinste Philosophie und die wärmsten Gefühle noch nicht Politik machen; ihre Spuren aber sind aus unserm Leben nicht mehr wegzudenken. Wir denken selten daran, welche Uumasse von Energie aufgeboten wurde, um dem deutschen Bürgerstand, vor allem den gebildetsten Elementen, etwas politisches Denken beizubringen; es war dazu erforderlich, unbedingt erforderlich, daß die ganze Philosophie und Literatur sich mit politischen Elementen erfüllte. Im engsten Zeitrahmen drängen sich eine Fülle bedeutender Geistesthaten zusammen; keines der Werke, die in diesen Zeilen besprochen wurden, geht über die Grenzen 1840 und 1848 hinaus, und dabei wurde der Oestereicher gar nicht Erwähnung gethan, bei denen so ganz andere, große Motive mitspielten, nicht der Historiker, nicht der eigentlich politischen Schriften. Es war, trotz alledem, eine reiche Zeit; wir thäten wohl gut, uns öfter ihrer zu erinnern.

Brockhaus und Meyer.

a/D. Der alte Goethe meinte, seine Deutschen sollten nicht ewig darüber streiten, ob er oder Schiller der größere Dichter sei; sie sollten vielmehr froh sein, daß sie zwei solcher Kerle neben einander besäßen. Ganz dasselbe darf heute der alte Brockhaus — das Conversationslexikon nämlich, das mit der jüngst vollendeten 14. Auflage zugleich sein hundert-

Digitized by Google

jähriges Jubiläum feiert, — von sich und dem jüngeren Meyer sagen, dessen 5. Auflage soeben im 13. Bande bis zum Worte „Politesse“ gediehen ist. Brockhaus und Meyer — ich stelle im Ernst diese lebendigen Leipziger Classiker den abgeschiedenen Weimarern gegenüber. Einst dachte man groß, fühlte tief, aber wußte wenig; wir geben uns mit Ideen und Empfindungen nicht sonderlich ab, unser Wissen macht unsre Weltanschauung aus. Unser Wissen aber ist Stückwerk, um so mehr, je riesenhafter es ist; und eben als Stückwerk, in tausenden von Artikeln und Artikelchen, führen es jene Leipziger Dioskuren uns täglich, oft stündlich zu Gemüthe. Und auch darin welch schlagende Aehnlichkeit! Brockhaus war behaglich unproductiv geworden, wie seinerzeit Goethe — da trat ihm Meyer als sein Schiller schwungvoll an die Seite und riß ihn zu neuen Anstrengungen von unvergänglicher Bedeutung fort. Und nun machten es ihre beiden Musen, wie die bei Klopstock:

„Der Herold klang: Sie flogen mit Adlereil'.
Die weite Laufbahn stäubte, wie Wolken, auf.
Ich sah: vorbei der Eiche wehte
Dunkler der Staub, und mein Blick verlor sie.“

Brockhaus hat dieser Tage ein Heftchen versandt, betitelt: „Das hundertjährige Jubiläum eines Buches“; es braust ein weltgeschichtlicher Zug durch diese paar winzigen Octavblätter. Da erfahren wir, daß unter 7239 Preßstimmen sich nur 7 ungünstig über die neueste Auflage ausgesprochen haben, an deren Herstellung 21 Redacteure und 499 Mitarbeiter betheiligt gewesen sind. Da lesen wir von der „Einwirkung des Werkes auf die Bildung der Menschheit“ — o Isis und Osiris! möchte man mit Sarastro ausrufen; „diese Einwirkung nachzuweisen und zu würdigen, wäre eine dankenswerthe Aufgabe für einen Culturhistoriker des 19. Jahrhunderts“, heißt es wörtlich. So deutlich hätte sich der alte Goethe freilich in eigener Sache kaum in das weit geöffnete Ohr seines Eckermann ausgelassen. Desto mehr Eindruck macht denn aber auch die Anerkennung, die Brockhaus in solchem Zusammenhang etlichen seiner Nebenbuhler zollt: „Von Nachbildungen in deutscher Sprache“, räumt er ein, „haben einige wenige, wie das Pierer'sche und später das Meyer'sche Lexikon, die gleiche Idee in selbständiger Weise weiter entwickelt und einen Wettstreit geschaffen, der dem Publicum zugute kommt.“

Mit dem alten Pierer hatte es eine besondere Bewandtniß — beiläufig: der neueste Brockhaus widmet dem Namen Pierer über eine Spalte, der jüngste Meyer übergeht ihn mit Stillschweigen, was ich nicht hübsch von Meyer finde. Der alte Pierer also war nämlich kein „Conversations-“, sondern ein „Universallexikon“, mithin nicht für Leute gemacht, die ihre Weisheit wohltrebend an den Mann zu bringen wünschen, sondern für den Menschen, aufgefaßt als ein Einzelwesen, das für sich dem stillen Trunk des echten Wissens ergeben ist. Zu diesem Ende war er im ganzen ungemein reichhaltig, aber prunklos, im einzelnen äußerst knapp, dafür genau und zuverlässig angelegt. Gustav Freytag ließ mir daher einst, als er mich in den journalistischen Beruf einweihte, obwohl Brockhaus damals schon den Markt beherrschte, während Meyer noch in der Zeiten Schoße schlummerte, vor allen Dingen einen Pierer ins Haus schaffen; wohlverstanden einen Pierer vom alten Stil. Denn später hat sich auch dieser zunächst in ein „Universalconversationslexikon“ verwandelt — Universalconversation, ein wahrhaft betäubender Gedanke! — um zuletzt, auf zwei Drittel des Umfangs verkürzt, beim Charakter des einfachen „Conversationslexikons“ anzulangen. Man möchte ihm anrathen, sich wieder mehr in seine frühere Gestalt zurückzubilden, um etwas Eigenthümliches in dieser Welt der Efelsbrücken darzustellen. Jetzt sieht man noch bisweilen in größeren Redactionen, wenn es sich um mehr historische Fragen handelt, weißhaarige gediegenere Mitglieder lautlos zum alten Pierer greifen, während jugendliche Collegen, hie Brockhaus, hie Meyer rufend, für den Augenblick an ihrer Kenntniß des Alphabets irre werden, weil sie statt des gesuchten Namens auf eine Lücke stoßen. Denn es gehört zum Wesen der „Conversation“, daß für sie nur das Neueste Werth besitzt. Aus jeder folgenden Auflage eines richtigen Conversationslexikons muß deßhalb das Gestrigere verschwinden, um dem Heutigsten Platz zu machen. Die Todten dieser Literaturgattung gehören zur allerschnellsten Reiterei.

Auch Brockhaus selbst — und das ist wiederum ein Goethe'scher Zug — hat in seinem langen Dasein und Wirken mancherlei Wandlungen durchgemacht. Vor dreißig, vierzig Jahren konnte man aus dem Munde gereifter Liberaler nicht selten hören, am besten seien eigentlich die allerältesten Auflagen gewesen; nach den Karlsbader Beschlüssen sei auch Brockhaus nothgedrungen lahm und zahm geworden. Allein das war ein beschränkt politischer Gesichtspunkt, von dem aus Männer urtheilten, die auch in Sachen der Conversation altfränkisch vor allem nach der Gesinnung ihres Gegenüber fragten. In der That wuchs mindestens bis zum Jahre 1848, bis wohin noch niemand über Dinge schrieb, von denen er nicht wirklich etwas verstand, der geistige Gehalt des großen Sammelwerks nach allen Richtungen. Später aber begann das Buch in zunehmendem Maß an seinem eigenen Erfolge zu kranken. Bei den wiederholten Auflagen legte man sehr begreiflich das Hauptgewicht auf den Nachtrag noch fehlender Artikel, deren Stoffe, mochten es Menschen oder Dinge sein, während der letzten Jahre im Rollen der Begebenheit neu zum Vorschein gekommen waren. Mit den bereits vorhandenen Artikeln aber machten sich's die Herren Mitarbeiter — es waren statt der heutigen 499 vielleicht erst 398, oder gar nur 297 — ziemlich bequem. Sie ließen den alten Text, der ihnen als Grundlage zugeschickt ward, im wesentlichen stehen, flickten meist nur hie und da ein Wort ein und vor allem hinten eine kleine Fortsetzung dran. Da las man denn z. B. jene Gelehrten- oder Schriftstellerbiographien, die mit einer ursprünglich wohl durchdachten, nun jedoch veralteten Charakteristik anhuben, um sodann in ein völlig formloses Agglomerat von Notizen auszulaufen, wie etwa: „Außerdem veröffentlichte er noch“ u. s. w.; „im Jahre so und so ward er zu, ich weiß nicht was, ernannt“, oder „trat er in den Ruhestand“ u. dgl. m. Eine, wie man weiß, bei fast allen alleinherrschenden Handbüchern hergebrachte Art des „Umarbeitens“, der man mit der mündlichen Variante „Um- und dummt-arbeiten“ nicht gerade Unrecht thun würde. Das ist nun aber bei dem ehrwürdigen Brockhaus seit dem Meyer'schen Wettbewerb mehr und mehr von Grund aus anders geworden.

Meyer gehört wie Schiller zu den subjectiven Genien. Er huldigt sichtlich, wie gegenwärtig wohl die Mehrzahl unsrer unternehmenden Verleger, dem so echt subjectivistischen Grundsatz, daß, wenn zwei dasselbe thun, es nicht dasselbe ist. Er hat die Welt der Conversation schon einmal von der Gefahr, in Einseitigkeit und Eintönigkeit zu versinken, errettet. Früher reiste bekanntlich jeder Mensch mit Baedeker, wodurch das Gespräch unterwegs in kümmerlichster Weise herabgedracht ward. Denn da jeder angesichts der Natur oder Kunst ganz bestimmt vorher wußte, was ihm der andere im nächsten Moment mittheilen oder erwidern werde, zog es der wahrhaft Wißbegierige schließlich vor, vollständig zu verstummen. Es kam hinzu, daß Baedeker im Lakonismus seiner gedrungenen Thatsächlichkeit auf die Unterhaltung überhaupt nicht eben förderlich einwirkte. Er erinnert beim Lesen an Shakespeare; der

Digitized by Google

Mangel an rhetorischer Phrase läßt ihn vielen kalt erscheinen. Seine Gemüthsbewegung verbirgt sich hinter gewissen Zeichen: verschiedenen Lettern, einfachem oder doppeltem Stern, die mit den Winken für die Darstellung in Shakespearerollen zu vergleichen sind. Man müßte Baedeker aufführen, oder wenigstens künstlerisch declamiren lassen, um ihn innerlich zu verstehen. Da erschienen nun die Meyer'schen Reisebücher; sie schilderten die nämlichen Dinge, aber mit dem Flusse Schiller'scher Diction, mit dem Schwunge Schiller'scher Begeisterung. Und auf einmal war das Eis gebrochen —

„Denn, wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang."

Der Baedekerbesitzer und der Meyerinhaber konnten auf dem Markusplatz oder in Interlaken ausgiebig mit einander verkehren — die Touristen hatten sich wieder gegenseitig etwas Neues zu sagen.

Der moderne Mensch bewegt sich soviel wie möglich auf Reisen; trotzdem dürfte, alles in allem gerechnet, die Mehrzahl der sogenannten Gebildeten den größeren Theil ihrer Lebenszeit doch noch immer zuhause verbringen. Hieraus erhellt, wieviel wichtiger ein Conversationslexikon ist, als eine Serie von Reisehandbüchern. Und da nun gab das Auftreten Meyers auch der heimischen Conversation, die bisher fast allein auf Brockhaus beruht hatte, mit einem Schlage den alten Reiz des Austauschs verschieden redigirter Wissensartikel zurück. Urplötzlich ward man wieder gewahr, daß jedes Ding seine zwei Seiten habe, eine Brockhaus'sche und eine Meyer'sche; alles Gespräch, vordem geradezu flach, gewann durch dies lexikalische Stereoskop eine ungeahnte Tiefe. Es mag sein, daß die Leser Meyers anfangs dabei im Vortheil waren; er hatte von Grund aus neu gebaut, frische Kräfte bestellt, die noch durch Leistungen emporzukommen strebten. Nicht lange jedoch, so holte Brockhaus den Vorsprung des Mitbewerbers wieder ein; 1882 trat er mit einer „vollständig umgearbeiteten", 1892 sogar mit einer „vollständig neubearbeiteten Auflage" auf den Plan — seine Leser nahmen es nun mit den Genießern Meyers in jeder Hinsicht wieder auf. Vor allem entlehnte der ältere Classiker dem jüngeren zwei der wichtigsten neuen Erfindungen.

Beide Erfindungen hatte Meyer schon in seinen Reisebüchern Baedeker gegenüber gemacht, der indeß in seiner stolzen Männlichkeit bis heute verschmäht hat, sie seinerseits nachzuahmen. Meyer nämlich theilte die Seite in zwei Textspalten, und mehr als das: er führte den Gebrauch der Abbildungen ein. Der Vortheil des Zweispaltensystems liegt auf der Hand: auch der ganz kurze Artikel gewinnt dadurch für das Auge eine anständige Länge; vor allem aber, man kann das Dargebotene weit leichter hastig überfliegen — daher das Spaltensystem für eilfertige Wißbegier, bei Wörterbüchern, Zeitungen u. dgl. seit alters im Schwange war. Das Lesen führt also hier, wie jede Geistesthätigkeit, die ihr Ziel erreicht, gewissermaßen über sich selbst hinaus. Noch in höherem Grade jedoch wird dieser Zweck erfüllt durch die zahllosen Pläne, Karten, Figuren, die schwarzen und vollends die bunten Bildertafeln, wie sie mit Aufbietung aller raffinirten modernen Technik in immer zunehmender Vollendung, zuerst bei Meyer, sodann auch bei Brockhaus das unscheinbare Einerlei des Textes zu unterbrechen dienten. Es ist wahr, das rasche Nachschlagen wie das ungestörte Lesen werden dadurch ungemein erschwert; aber darauf kommt es ja gar nicht an. Denn wie könnte sich das todte Wort überhaupt soweit vermessen, es der anschaulichen Vorführung der Erscheinungen, ja man kann sagen der Dinge an sich, auch nur von ferne gleichzuthun? Unsre ganze heutige Zeit ringt ja förmlich danach, von den Worten, deren wahrhaftig Jahrhunderte lang genug gewechselt sind, endlich einmal loszukommen. Sehen will man, Thaten sehen, wie schon Goethe ersehnte. Unsre meisten sogenannten Bücher sind nichts anderes, als Bildersammlungen mit umschreibendem Text; Professor und Dichter sind mit Recht zu dienstbaren Geistern der schöpferischen Zeichner, Lithographen, Phototypisten u. s. w. geworden. Und so löst sich denn ganz folgerichtig selbst die wichtigste Lectüre, die des Conversationslexikons, am Ende in ein bloßes Bilderbesehen auf; für die Conversation kein Unglück, denn sie behält dadurch die ihr so nöthige naive Frische; eine vollkommene Beherrschung von je 33,000 — Brockhaus und Meyer zusammengenommen 66,000 — Spalten eng gedruckten Textes müßte ihr ohne Zweifel etwas Ueberladenes geben.

Doch nun zur wichtigsten aller Fragen: welchen der Classiker der Conversation soll man für sich erwerben und bei sich aufstellen? Die oberen Zehntausend müssen natürlich jederzeit beide in neuester Auflage besitzen: nur so können sie, wie Lassalle in seiner großartigen Weise von sich sagte, mit der gesammten Bildung ihres Jahrhunderts bis an die Zähne gerüstet den Salon betreten. Für den minder Begüterten, der leider zwischen beiden wählen muß, gibt es mancherlei Mittel, um nichtsdestoweniger jenem Ideale nahezukommen. Junge Leute von der Meyerseite mögen in Familien heirathen, über denen Brockhaus mit seinem Füllhorn schwebt, und umgekehrt. Oder man associire sich in diesem Sinn auf dem Wege der Freundschaft oder Nachbarschaft. Bei längerem Leben wechsle man selber in jedem Jahrzehnt mit einer neuen Auflage des einen und des anderen ab. Wem endlich, wie manchem Parteipolitiker, der Ruf der Consequenz, der Treue gegen sich selbst auch in rein geistigen Fragen über den der Belehrbarkeit, der Entwicklungsfähigkeit geht, der halte getrost zeitlebens an einem und demselben der Leipziger Dioskuren fest; an welchem, ist einerlei, denn sie sind, wie Castor und Pollux, einander sprechend ähnlich an Gestalt, gleich an Charakter, völlig gleich an Werth.

An sie aber selbst, die Meister derer, die da wissen, wie Dante vor der Aera Brockhaus einen Aristoteles nannte, richte ich zuguterletzt noch eine dringende Bitte im Interesse der edelsten menschlichen Tugend, der ausgleichenden Gerechtigkeit. Es handelt sich um die uralte Tyrannei des Alphabets. Die Erfindung des Alphabets macht dem Scharfsinn der Semiten ebensoviel Ehre, wie sie andrerseits auf einen erschreckenden Mangel an Billigkeitsgefühl bei ihnen schließen läßt. Die unerbittliche Ordnung von A bis Z erscheint vom socialen Standpunkt aus als eins der schwersten Uebel. In Berlin gelangte vor Jahrzehnten ein Dr. Abarbanell zu einer beneidenswerth ausgedehnten Praxis, weil er das Adreßbuch regelmäßig eröffnete; ein hoch begabter Rechtsanwalt dagegen, Namens Zyxis, brachte sich aus Mangel an Beschäftigung gewaltsam ums Leben. Das gleiche Unwesen herrscht nun auch auf dem Gebiete des Wissens. Wer mit einer neuen Auflage des Conversationslexikons, die in Lieferungen oder Bänden im Elternhause bezogen wird, aufwächst — und wer wüchse nicht so auf? —, erhält über Abraham a Santa Clara schnell und sicher Bescheid; von Alexander Ypsilanti weiß er allenfalls aus einer Balladensammlung, daß er „saß auf Munkacs hohem Thurm" — warum er aber eigentlich dort gesessen, das erfährst du erst, wenn der väterliche Brockhaus oder Meyer endlich beim Y angelangt ist, d. h. wenn du selbst vielleicht die Schule längst verlassen hast. In diesem Falle hat nun Brockhaus in der That ein menschliches Rühren gefühlt: während noch in der 13. Auflage die Ypsilanti's dicht vorm Schlusse des 16. Bandes stehen, heißt es in der 14. dort: „Ypsilanti, Fanariotenfamilie, s. Hypsilantis", und sie sind denn auch

Digitized by Google

wirklich bereits unter H vollständig abgemacht. Allein dies Mittel des Vorwegnehmens läßt sich leider nicht überall anwenden; beim Artikel Watercloset braucht es Brockhaus ähnlich mit durchschlagendem Erfolg, aber bei Virchow, Walther von der Vogelweide, Zoroaster, Zumbusch versagt es platterdings. Und man werfe nicht ein, daß dieser eine Uebelstand durch einen anderen, entgegengesetzten aufgewogen werde: ich erblicke hierin weit eher eine Verdoppelung der Schäden. In dem Augenblick nämlich, wo man vier Jahre nach dem Anfang der neuen Auflage endlich bis ans Ende des Alphabets gekommen ist, hat man nun zwar etwa über Richard Wagner und Karl Maria v. Weber wirklich das Nagelneueste vernommen; allein inzwischen sind die aus dem Lexikon geschöpften Ansichten über Bach und Beethoven bereits als entschieden veraltet, wenn nicht geradezu als unhaltbar anzusehen: von den einen also wußte man die längste Zeit gar nichts, über die anderen ist man von Tag zu Tag unvollkommener unterrichtet. Supplementbände helfen dem letzteren Gebrechen nur in sehr beschränktem Maße ab. Springt man freilich als lebenslänglicher Käufer im ununterbrochenen Umtrieb der auf einander folgenden Auflagen sogleich wieder von Zwolle und Zytomierz nach Aachen und Aalborg zurück, so kommt wenigstens ein periodisches Gesetz in den Gang dieser Mißstände; gehoben aber werden sie dadurch in Wahrheit nicht. Das geschähe nur dann, wenn neben Meyer und Brockhaus noch 14 andere gleichwerthige Conversationslexika erschienen und zwar so, daß alle 16 gleichzeitig je einen verschiedenen Band ihrer Reihe ausgäben. Alsdann erhielte die Menschheit jedes Vierteljahr den gesammten Schatz ihrer Kenntnisse von A bis Z in neuester Prägung überliefert, und kein Buchstabe könnte sich über irgendwelche Zurücksetzung beklagen. Solange wir indeß auf Brockhaus und Meyer angewiesen bleiben, sollten diese — und hierin besteht eben meine feierliche Bitte — wenigstens ein Abkommen unter einander treffen dahin, daß jeder beim ewigen Distanzritt der Concurrenz genau um die Hälfte der alphabetisch geordneten Artikel von dem anderen entfernt bleibe. Die unvermeidlichen Stockungen im Vollgenuß der zeitgenössischen Cultur würden dann auf den erträglichsten Grad herabgemindert. Und welch wundervolle Contraste ergäben sich für den eingestandenen Hauptzweck des Ganzen, die gebildete Conversation! Wenn die Anhänger Meyers z. B. als vollendete Kenner der jüngsten Fortschritte Edisons auf dem Felde der Elektrotechnik glänzten, könnten die Kämpfer für Brockhaus ihnen lächelnd mit dem Neuesten von der farbigen Photographie oder den Röntgenstrahlen heimleuchten; das Bürgerliche Gesetzbuch und der Walfischfang im Polarmeer könnten abwechselnd von dieser und jener Seite her mit der nämlichen Sachkunde durchgesprochen werden. Noch kräftiger würde dann aus vereinten Kehlen der Jubelruf erschallen: Wie gut, daß in Deutschland nicht bloß ein unversiegbarer Strom des Wissens fließt, sondern daß ihrer zwei mit gleich majestätischem Gang, verschwistert und friedlich, dem Ocean der gebildeten Unterhaltung zurollen!

Mittheilungen und Nachrichten.

M. G. Das Lied vom Herzog Christoph. Ein Sang vom Isarstrand von Alphons Planer. München, J. Lindauer 1897. — Um wenige Figuren aus der bayerischen Geschichte hat sich ein so reicher Sagenkranz gebildet, wie um die des jugendlich überschäumenden und doch hochgesinnten Sohnes Herzog Alberichs III., Christoph, von dessen eckenhafter Leibeskraft noch der den berühmten Wettwurf bekundende Stein in dem Vorhofe der königlichen Residenz erzählt. Aber auch die übrigen manchfaltigen Abenteuer und Thaten dieses streitbaren und fahrtenfrohen Wittelsbachers, der, fern von der Heimath, auf der Insel Rhodus sein frühzeitiges Grab gefunden hat, sind so besonderer Art, daß sie ein vaterlandsliebe erfülltes Dichtergemüth zu ihrer Nacherzählung in poetischem Gewande wohl zu begeistern geeignet sind, wie es schon unser Franz Trautmann in seiner unvergleichlichen Weise bewiesen hat. In vorliegendem Büchlein scheint uns aber diese schöne Aufgabe ebenfalls mit glücklicher Hand gelöst, und zwar in mehr gedrungen epischer Form, welche besonders für die Recitation altbekannte Vorzüge darbietet, daher wir Alphons Planers schlichte und herzensfrische Dichtung den Freunden vaterländischer Poesie wärmstens empfehlen können.

* Nansens glänzender Erfolg hat zeitweilig das Interesse für die anderen neueren Nordpolarfahrten in den Hintergrund gedrängt und sogar Jacksons Expedition nach Franz Joseph-Land, der Nansen seine Heimkehr verdankt, von der Tagesordnung verschwinden lassen, obwohl die Ausdauer, welche Jackson und seine Begleiter auf die Erforschung des Archipels verwendet, rühmliche Anerkennung verdient. Jackson hat — wie H. Wichmann in „Petermanns Mittheilungen" in einer Uebersicht der neuesten arktischen Expeditionen mittheilt — nach Abfahrt des „Windward" im Juli und August 1895 eine größere Bootfahrt längs der Nordwestküste unternommen, dann den zweiten Winter, 1895/96, ohne Unfall und Krankheiten auf seiner Station Elmwood in Franz Joseph-Land verbracht und, sobald das Tageslicht es gestattete, seine Untersuchungen wieder aufgenommen. Im März bereits erreichte er die Nordküste des Archipels, wo sich offene See, die er „Queen Victoria Sea" benannte, vor ihm ausdehnte, während man dem von Payer gesichteten Petermann-Land keine Spur zu entdecken war; seine Aufnahmen bestätigen das Vorhandensein einer breiten Wasserstraße, British-Channel, vom Markham-Sund bis zu diesem Meer, wodurch Payers Zichy-Land in mehrere Theile aufgelöst wird. Auch nach seiner Rückkehr, Ende April, wurden die Forschungen auf kleineren Ausflügen fortgesetzt bis zum Eintreffen des „Windward", welcher Anfang September glücklich wieder in London anlangte. Jackson selbst mit den meisten seiner Gefährten wird noch einen dritten Winter in Franz Joseph-Land zubringen, und es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß seine Aufnahmen eine ziemlich vollständige Karte der Inselgruppe ergeben werden. — Die von der Royal Geographical Society in London unterstützte wissenschaftliche Expedition nach Spitzbergen unter Leitung von Sir M. Conway ist gleichfalls glücklich nach England zurückgekehrt. Als ihre hauptsächlichsten Ergebnisse sind zu bezeichnen die zweimalige Durchquerung der Insel von der Advent-Bai nach der Agardh-Bai an der Ostküste und zurück, sowie die geographischen und geologischen Aufnahmen, besonders die Untersuchungen über die Glacialerscheinungen in diesem Gebiet, die Aufnahmen im Eis-Fjord und seiner nördlichen Ausbuchtung durch Trevor-Battye, die Fahrt um Spitzbergen bis zu den Sieben Inseln und durch die Hinlopen-Straße bis in die Nähe von König Karl-Land, wo die vollständige Umsegelung der Insel durch die großen Eismassen im Stor-Fjord leider verhindert wurde; endlich die Ersteigung des höchsten Gipfels von Spitzbergen, der fast 1400 Meter hohen Harnsond-Spitze, durch Teenar-Battye, C. J. Garwood und den norwegischen Schiffer Bottolfsen. Um diese Ersteigung zu ermöglichen, waren die genannten Mitglieder der Conway'schen Expedition in Spitzbergen zurückgeblieben, und sie mußten, da sie das letzte Schiff nach Norwegen verfehlten, die Rückkehr in einer kleinen Dampfbarkasse ausführen.

* Der Sternwarte auf dem Königstuhl bei Heidelberg ging, wie der „Karlsr. Ztg." geschrieben wird, die telegraphische Mittheilung zu, daß Schäberle, der Astronom der Lick-Sternwarte, einen Begleiter des hellen Sternes Procyon (α im Kleinen Hund) entdeckt habe. Bestätigt sich die Nachricht, so ist eine Entdeckung gemacht worden, die sich der des Neptun- und des Siriusbegleiters an die Seite stellt. Wie die zahlreichen früheren Beobachtungen des Sirius durch die Unregelmäßigkeit seiner Eigenbewegung das Vorhandensein eines Begleiters verlangten, so auch die des Procyon. Beide Sterne hatte schon Bessel als Doppelsterne, deren eine Componente unsichtbar sei, bezeichnet, während Peters und Auwers später die Berechnung einer hypothetischen Bahn versuchten. Beim Sirius wurde der Begleiter 1862 bei der Prüfung eines großen Fernrohres vom Verfertiger A. Clark in Amerika entdeckt, er ist also nicht unsichtbar, sondern nur durch seine relative Schwäche und seine Nähe bei dem leuchtenden Hauptstern schwer, manchmal gar nicht zu beobachten. Alle Versuche, den Begleiter des Procyon aufzufinden, schlugen bisher fehl, und noch hat kein Astronom an seiner wirklichen Existenz gezweifelt. Geübte Beobachter, denen die mächtigsten Fernrohre zur

Digitized by Google

Verfügung standen, glaubten schwache Sterne als Begleiter zu erkennen: immer stellte sich bald nachher heraus, daß man durch Täuschungen irre geleitet war. Nachdem insbesondere der ausgezeichnete Beobachter auf dem Gebiete der Doppelsternastronomie Burnham mit dem Lick-Fernrohr die Umgebung des Procyon gründlich durchsucht hatte, ohne auch nur die Spur eines Begleiters gefunden zu haben, hatte man sich an den Gedanken gewöhnt, daß ein solcher Begleiter entweder dem Hauptstern zu nahe stünde oder zu schwach sei, um selbst in den Riesenfernrohren der Gegenwart gesehen werden zu können. Die jetzige Nachricht kommt daher überraschend, gleichwohl ist der Ruf der Lick-Sternwarte bei Entdeckungen lichtschwacher und schwieriger, für andere Beobachter kaum erreichbarer Objecte so fest gegründet, daß man hoffen darf, die Mittheilung durch spätere Beobachtungen bestätigt zu finden.

* Nachdem der Limes im bayerischen Mittelfranken erforscht und in ungemessenen Zwischenräumen freigelegt worden ist, sind nun noch Nachgrabungen bei dem nächst der Hammerschmiede bei Dumbuch (Bez.-A. Ansbach) aufgefundenen römischen Castell durch den Streckenkommissär, Apotheker Kohl von Weißenburg, veranstaltet worden und es ergab sich, daß das genannte Castell durch gegenseitige Anbauten zu einem der größten erweitert worden war. Da der Limes durch den Hammerschmiedweiher geht, der früher Moor war und erst in der mittelalterlichen Zeit als Weiher angelegt wurde, wurde derselbe nun trocken gelegt, um die Limesforschungen auch auf dieser Strecke vornehmen zu können. Es wurde im Weiher der längst vermuthete Pfahlrost aufgefunden und die senkrecht eingerammten 6—7 Reihen hintereinander stehenden Pfähle auf eine längere Strecke bloßgelegt und photographirt.

* **Jena.** Die hier von der Comenius-Zweiggesellschaft veranstalteten volksthümlichen Universitätscurse, die mit Beginn des Winters ihren Anfang genommen, erfreuen sich lebhafter Betheiligung. Als Docenten wirken u. a. Prof. Detmer, der in seinem Cursus über Botanik etwa 150, und Universitäts-Bibliothekar Dr. Steinhausen, der etwa 130 Zuhörer in seinen Vorlesungen über Culturgeschichte vereinigt; ferner wirken mit Prof. Gärtner (über Hygiene) und Privatdocent Dr. Straubel (Experimental-Physik). Die Curse haben einen wirklich volksthümlichen Charakter angenommen und finden unter starker Betheiligung von Arbeitern, Kaufleuten, Lehrern, Lehrerinnen u. s. w. statt.

* **Wien.** Der Vorstand des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Prof. Dr. Engelbert Mühlbacher, ist zum ordentlichen Mitglied des k. k. Reichsraths auf die Dauer von fünf Jahren ernannt worden.

* **Brünn.** An der Technischen Hochschule wurden als Privatdocenten zugelassen: Bezirkshauptmann Dr. Aurel Ritter v. Onciul für Versicherungsrecht, Primararzt der mährischen Landes-Irrenanstalt Dr. Siegmund Kornfeld für die Grundlehren der Anatomie und Physiologie des Menschen einschließlich der physiologischen Psychologie, Bibliotheksdirektor Dr. Karl Zelbe für theoretische Astronomie.

* **Paris.** Der Luftschiffer Hermite telegraphirt aus Belgien, der aus Paris aufgestiegene unbemannte Ballon „Aérophile" sei dort niedergegangen, nachdem er eine Höhe von 15,000 Meter bei 63 Grad Kälte erreicht hatte. Obwohl das Material gänzlich zerstört ist, seien die Diagramme unversehrt geblieben. (Der Ballon ging bei Clermont im Luxemburgischen in einem Walde nieder. Er hatte sich im Gezweig zweier großer Eichen verfangen; die Landleute, die ihn fanden, unterließen, telegraphische Nachricht zu geben, und sandten nur eine Postkarte nach Paris. Auch wurden die in dem Korbe befindlichen Anweisungen für die Bergung des Ballons nicht befolgt.)

* **Athen.** Die geodynamische Section der hiesigen Sternwarte unter Leitung des Dr. Papanastiu hat einen fortlaufenden Erdbeben-Nachrichtendienst in Griechenland ins Leben gerufen und versendet monatliche Listen der im Lande beobachteten Erdbeben. Schon die bisher vorliegenden lassen die große Erdbebenhäufigkeit Griechenlands deutlich hervortreten. Im Mai d. J. wurden an 23, im Juni an 13 Tagen Erdstöße gemeldet. Interessant ist die Vertheilung der Erdbebentage auf die seismischen Zonen. Von diesen hatten Erdbebentage die jonischen Inseln 24, der Euboa 8, die korinthische Zone 6, Thessalien 5, Paenos 4, Kykladen 2. Allein auf eine Zone beschränkten sich 27 Erdbebentage, mehreren gemeinsam waren nur 9. Das bemerkenswertheste Erdbeben der beiden Monate an Ausdehnung und Stärke war das vom 14. Juni früh, welches von Chalkis bis Korinth, Serlphos und Paros bemerkt wurde, also in der euböischen, korinthischen und Kykladenzone.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Betzinger, B. A., Di Mondo in Mondo. Florilegio Dantesco colla traduzione tedesca dia contro. — Von Welt zu Welt. Ein Dante-Album mit deutscher Uebersetzung. Quer 12°. (XII u. 308 S.) *M.* 3; geb. in Leinwand *M.* 4.

Von den bereits bestehenden ähnlichen Blumenlesen der Danteschen Dichtung unterscheidet sich die vorliegende, von dem bekannten Danteforscher Dr. Scartazzini aufs wärmste empfohlen, einmal durch eingehendere Berücksichtigung der theologisch-philosophischen und politischen Stellen und sodann durch Anordnung der Citate (nicht nach der Reihenfolge der betreffenden Gesänge, sondern nach Materien).

Ringseis, E., Erinnerungsblätter. Mit Ergänzungen von Bettina Ringseis. Mit dem Bildniß der Dichterin in Lichtdruck. 8°. (VI u. 200 S.) *M.* 2; geb. in feinem Halbleinwandband *M.* 3.

— **Die Sibylle von Tibur.** Schauspiel in drei Aufzügen, gedichtet und neu bearbeitet. Zweite Auflage. 12°. (VIII u. 94 S.) *M.* 1.40; cartonirt *M.* 1.70. (16470)

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Soeben erschien:

Dante's Spuren in Italien.

Wanderungen und Untersuchungen.

Von

Alfred Bassermann.

Mit 67 Tafeln in Lichtdruck und 1 Karte.

gr. 4°. In Leinw. geb. Preis 40 M.

Inhalt: Rom. — Florenz. — Arno-Lauf und Casentino-Thal. — Pisa, Lucca, Pistoja. — Apenninen-Pässe und Romagna. — Mark Ancona und Umbrien. — Süd-Italien. — Via Cassia und Via Aurelia. — Lunigiana. — Ober-Italien. — Pola und die Julischen Alpen. — Oesterr. Dante und die Kunst. — Anmerkungen und Index.

Vorher erschien: (15639)

Dante's Hölle der göttlichen Komödie erster Teil. Uebersetzt von **A. Bassermann.** 8°. Brosch. 5 M. Eleg. geb. 6 M.

Dem Verfasser ist es gelungen, das gesteckte Ziel zu erreichen und den Eindruck wiederzugeben, welchen das Lesen des Originals bei einem Kenner der Ursprache hervorruft, also Treue nach Form und Inhalt im weitesten Sinne. (**Reichs- und Staats-Anzeiger.**)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen! (16282)

Die

Tagebücher des Grafen August von Platen.

Aus der Handschrift des Dichters herausgegeben von

G. v. Laubmann und **L. v. Scheffler.**

Erster Band.

Preis geheftet 14 Mark. Elegant gebunden 16 Mark.

Mit der Veröffentlichung der vollständigen Tagebücher des Grafen August v. Platen freuen wir uns eine Art historisch überkommener Pflicht erfüllen zu können. Die Tagebücher bringen aus dem handschriftlichen Nachlaß des Dichters die Teile vollständig, in denen Platen das „Memorandum seines Lebens" niedergelegt hat. Wir ehren durch diese auf zwei Bände berechnete Publikation von hoher litterarischer Bedeutung das Andenken eines unserer berühmtesten Autoren, dessen hundertjähriger Geburtstag vor Kurzem von Neuem das Interesse aller Gebildeten seiner bedeutenden Erscheinung zugewandt hat.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Freitag, 20. November. Nummer 270.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Dr. Stephan Ludwig Roth. I. — Pierre Lloyds und die wahre Sappho. — Mittheilungen und Nachrichten.

Dr. Stephan Ludwig Roth.

I.

Dr. S. Am 24. November l. J. begeht das siebenbürgische Volk die Gedächtnißfeier des hundertjährigen Geburtstages eines seiner hervorragendsten Söhne, des ehemaligen evangelischen Pfarrers Dr. Stephan Ludwig Roth in dem Dorfe Meschen bei Mediasch in Siebenbürgen. Wer war Stephan Ludwig Roth, und was war und ist er dem siebenbürgisch-sächsischen Volke? Auf diese Frage wollen die nachfolgenden Zeilen die Antwort geben; denn obgleich über die Person und das Wirken St. L. Roths in der deutschen Presse und Literatur schon hie und da die Rede war, so fehlte bisher noch immer eine eingehendere authentische Darstellung des Lebenslaufes und der Verdienste dieses seltenen Mannes, der nicht nur zu den bedeutendsten Söhnen seines Volksstammes gehört, sondern dem deutschen Volke überhaupt zur Ehre gereicht. Wenn seine engeren Volksgenossen voll dankbarer Pietät das Andenken dieses Mannes feiern, dessen ganzes Leben und Streben der nationalen und geistigen Förderung seines Volkes in der opferwilligsten, selbstlosesten Weise gewidmet war und der seine Volks- und Königstreue auch durch den Tod besiegelte: so darf man mit Recht erwarten, daß auch das gesammte deutsche Volk bei Betrachtung der Persönlichkeit und der Wirksamkeit Roths diese Empfindungen theilen und einem Manne wie er die theilnahmvolle Erinnerung nicht vorenthalten werde.

Was man schon längst als ein dringliches Bedürfniß gefühlt, nämlich eine umfassende Schilderung vom Leben und Streben Stephan Ludwig Roths, das wurde durch die jüngst erschienene Schrift des literarisch bekannten evangelischen Stadtpfarrers Franz Obert in Kronstadt (Siebenbürgen) in befriedigender Weise erfüllt.[1]) Stadtpfarrer Obert gibt in dem vorliegenden ersten Bande seines Buches eine auf eingehenden Studien beruhende liebevolle Darstellung vom Leben Roths, während der demnächst erscheinende zweite Band „die Schriften“ Roths bringen wird. Die erste selbständige Lebensbeschreibung Roths erschien drei Jahre nach dessen Tode aus der Feder seines persönlichen Freundes Andreas Gräser. Diese sehr verdienstliche Schrift ist jedoch schon längst vergriffen. Hr. Obert bietet nun in seiner Arbeit keineswegs eine neue Auflage jener Schrift, sondern es ist eine völlig neue Darstellung, welche dadurch noch einen besonderen Werth empfängt, daß der Verfasser den schriftlichen Nachlaß Roths benützen konnte. Aber auch sonst hat er sorgfältig beachtet, was über Roth in Zeitschriften, Sammelwerken ꝛc. veröffentlicht worden ist, und auf Grund dieses Materials und mit steter Beachtung der Schriften Roths und der jeweiligen Zeitumstände ist es ihm gelungen, die Entwicklung, die Bestrebungen, den Charakter und die Bedeutung Roths in das rechte Licht zu stellen. Bei aller Voreingenommenheit für seinen Helden versäumt Pfarrer Obert doch nicht, auch auf die Mängel und Fehler Roths in seinen Entwürfen und Unternehmungen hinzuweisen. Manche Betrachtung hätte allerdings kürzer gefaßt werden können. Auch die Disposition des Stoffes entbehrt hie und da der Uebersichtlichkeit und die Darstellung der Pragmatik; doch diese Bemerkungen wollen den Werth des willkommenen Buches nicht schmälern, sondern nur das lebhafte Interesse an seinem Erscheinen constatiren.

Es ist kein glänzender Lebenslauf eines hoch gestellten Mannes, der uns hier vorgeführt wird, sondern das äußere Leben Roths unterscheidet sich in nichts von dem Leben eines sächsischen Landpfarrers. Er war Lehrer, wurde Rector, Prediger, Pfarrer. Keine Sprosse dieser Leiter an sich gestattet einen Schluß auf die außergewöhnliche Bedeutung des Mannes, der sie erstieg. Aber seine Größe kann auch nicht mit diesem Maßstabe gemessen werden. „Er war,“ sagt sein Biograph, „seinem ganzen Wesen nach etwas mehr, etwas anderes noch als Berufsmensch. Er war ein Mann des Volkes durch und durch, im vollsten und schönsten Sinne des Wortes; ein Mann, der sich nicht begnügen konnte mit dem Tagewerk, welches die immer gleichgestellte Uhr des Dienstes anweist. Sein Gesichtskreis war weiter als der eines Landpfarrers. Nichts war so hoch und nichts so fern, wonach sein Geist sich nicht erhob; sein Herz schlug warm für alles, was die Menschen erhebt und erfreut; er erglühte für alles, was menschen- und gotteswürdig ist.“

Die Erringung dieser Geisteshöhe erscheint doppelt anerkennens-, ja bewundernswerth, wenn man die Umstände und Verhältnisse erwägt, unter denen St. L. Roth herangewachsen ist, gelebt und gewirkt hat.

Als Sohn des Conrectors, späteren Rectors Stephan Gottlieb Roth wurde Stephan Ludwig am 24. Nov. 1796 in der Sachsenstadt Mediasch (Siebenbürgen) geboren, wo er auch seine Jugendjahre verlebte und am Gymnasium seine Studien begann, welche er dann zu Hermannstadt fortsetzte. Schon als Gymnasiast bekundete St. L. Roth eine gewisse Selbständigkeit und Entschiedenheit des Willens, ein offenes und freies Auftreten und ein besonderes Talent, den Lehrstoff zu erfassen und zu verarbeiten.

Nach der löblichen und höchst wohlthätigen Tradition der Siebenbürger Sachsen ging auch St. L. Roth nach Beendigung des Gymnasialcursus auf eine deutsche Hochschule, und zwar an die Universität Tübingen. Mit einem schönen Vorrath von Dukaten, die er in der Weste eingenäht mit sich trug, und voll Wissensdurst betrat er das Land der Väter; doch nahm er nicht den kürzesten Weg nach

[1]) Stephan Ludwig Roth. Sein Leben und seine Schriften. Von Franz Obert, Stadtpfarrer in Kronstadt. 1. Band: Stephan Ludwig Roths Leben. Mit dem Portrait und dem Denkmal St. L. Roths. Wien, 1896, Karl Graeser; gr. 8, VII. und 253 S.

Digitized by Google

Tübingen, sondern wanderte von Wien aus zu Fuß durch Oberösterreich, das Salzkammergut und einen Theil von Bayern, so daß er erst am 11. Nov. 1817 in Tübingen anlangte, nachdem er am 4. Mai die Heimath verlassen hatte. Ein starkes Heft von 136 eng geschriebenen Seiten, das sich unter seinen Büchern vorgefunden, legt seine Reiseerlebnisse, Wahrnehmungen und Erfahrungen ausführlich dar und enthält eine Fülle eigenartiger, geistvoller, scharfsinniger Bemerkungen und Urtheile über Gesehenes und Erlebtes in höchst anmuthiger, stellenweise glänzender Darstellung. Es zeugt (wie Hr. Obert bemerkt) von einer geradezu imponirenden Reife, Vielseitigkeit und Schwungkraft des Geistes. In dem 21jährigen Jüngling kündigt sich der ungewöhnliche Mann an.

Auf der Universität Tübingen waltete damals, wie an sämmtlichen deutschen Hochschulen, bei Professoren und Studenten ein freier Geist als Nachwirkung der Befreiungskriege und der hochfliegenden Ideen und Bestrebungen, welche die Brust eines jeden patriotischen Deutschen erfüllten. Im Schwabenlande zumal fanden diese Ideen von Freiheit, Verfassung, Einheit u. dgl. einen mächtigen Widerklang und jubelnd stimmte insbesondere die Jugend den zündenden Worten Uhlands zu, der für die Freiheit und das alte gute Recht in die Schranken trat. Vater Jahns Auftreten für Turnerei und deutsches Volksthum berührte den sächsischen Jüngling aus Siebenbürgen ebenso mächtig, wie die Ideale der im Jahre 1815 gegründeten deutschen Burschenschaft. Roth wurde mit unwiderstehlicher Gewalt in die Bewegung der Geister hineingezogen und er schloß sich in der Begeisterung für alles Hohe und Edle einer Burschenschaft an. Aber neben dem Genusse des studentischen Lebens und der fleißigen Theilnahme am Fechtboden und sonstigen Vergnügungen des Sports, denen er als sorgenfreier flotter Bursche huldigte, vergaß er doch auch nicht die ernste Pflicht des Lebens. Er studirte eifrig Philosophie und Theologie, betheiligte sich an philosophischen Kränzchen, legte umfangreiche Collegienhefte an, machte ausführliche Studienexcerpte u. s. w. Allein Sinn und Neigung zogen ihn mehr zu praktischen Studien, namentlich seitdem er über Pestalozzi's Ideen und Bestrebungen Näheres erfahren hatte. Die Sehnsucht, diesen Reformator des Volkserziehungswesens persönlich kennen zu lernen, reifte in ihm den Entschluß, nach Iferten in der Schweiz zu gehen. Im September 1818 führte er diesen Entschluß aus; am 1. October gegen Abend langte er dort an.

Pestalozzi stand damals auf dem Gipfel seines Ruhms; eine Schaar bedeutender Männer und Frauen umgab den allgemein bewunderten Mann, zahlreiche Gäste und Besucher aus aller Herren Ländern fanden sich hier ein. In diesen Kreis einzutreten, in ihm zu verkehren, war hoher Genuß, war Seelenerquickung; das empfand niemand lebhafter als der junge Roth, der sich gleich dem verehrten Meister der schweren Aufgabe der Verbesserung der Volksbildung widmen wollte. Pestalozzi erkannte in dem zweiundzwanzigjährigen Jüngling den ihm verwandten Geist, und bald hatte sich zwischen beiden ein inniges Verhältniß entwickelt. Roth warf sich mit vollster Hingebung auf seine pädagogische Ausbildung. Neben der Erlernung der äußeren Kunstmittel, deren sich die Anstalt in Erziehung und Unterricht bediente, versäumte er nicht das Eindringen in die wissenschaftliche Begründung der Lehre Pestalozzi's. Bald fand er auch Gelegenheit, sich am Erziehungs- und Unterrichtsgeschäft praktisch zu betheiligen. Schon am 31. October 1818 wurden ihm die Zöglinge der Anstalt auf einen ganzen Tag anvertraut, um mit ihnen einen Ausflug nach einem Nachbardorfe zu machen. Im März 1819 siedelte Roth in das Schloß selbst über, wurde Mitglied des Hauses und zum Aufseher der zweiten Zöglingsclasse bestellt. Von da ab gestalteten sich die Beziehungen zu Pestalozzi noch inniger. Er lehrte in der Anstalt Religion, deutsche und lateinische Sprache und arbeitete nach Pestalozzi's Weisungen ein Lehrbuch für die Elemente des lateinischen Sprachunterrichtes aus. Die Ueberanstrengung seiner Geistes- und Leibeskräfte warfen Roth gegen Ende 1819 auf das Krankenlager; der Vater forderte dringend seine Heimkehr; Anfang 1820 rüstete er zur Abreise und verließ die Anstalt am 6. April.

Pestalozzi stellte seinem Freunde und Gehülfen ein ehrenvolles Zeugniß aus. Die Heimreise nahm Roth über Freiburg, wo er bei Gerard die damals viel gerühmte Bell-Lancaster'sche Methode studirte; dann machte er sich in Hofwyl mit der Armenanstalt Fellenbergs bekannt und traf erst am 22. Juni 1820 in Tübingen ein, wo er auf grund einer Dissertation: „Das Wesen des Staates, als einer Erziehungsanstalt des Menschen", den Doctor- und Magistergrad sich erwarb. Nun verließ Roth den Studien- und Freundeskreis im Schwabenland und kehrte über Wien in die Heimath zurück.

In Wien blieb er einige Zeit, in der Hoffnung, für seinen Plan, der Gründung einer Schule zur Heranbildung tüchtiger Lehrer, die Unterstützung der Behörden, ja des Kaisers selbst zu gewinnen. Er wurde bitter enttäuscht. Anstatt der gehofften Förderung und Unterstützung sah er sich von der Polizei überwacht, der er schon als Hörer einer deutschen Hochschule verdächtig geworden war; ja es wurde ihm der Gebrauch des redlich erworbenen Doctortitels amtlich untersagt, weil „niemand von ausländischen Universitäten Titel annehmen dürfe". Die Metternich'sche Geistessperre, die Spionenriecherei, das Denunciantenthum und die Unterdrückung jeder freieren Regung und Bewegung standen in Oesterreich bereits in voller Blüthe.

Roth sehnte sich nach Siebenbürgen; „unsre Verfassung," schreibt er am 24. Juli 1820 seinen Eltern, „die Gott der Allmächtige erhalten möge, hat große Vorzüge, und ich schätze mich glücklich, daß ich unter ihrem Schutze leben werde". Freilich stand auch diese freiere Verfassung Siebenbürgens hauptsächlich nur noch in den äußeren Formen aufrecht, der Geist war größtentheils aus ihr geschwunden oder ebenfalls in den Dienst des niederbeugenden Bureaukratismus und Absolutismus getreten. Roth sollte dies gar bald erfahren.

Am 28. September 1820 langte er im Vaterhause, dem Pfarrhofe zu Kleinschelken, an und wurde herzlichst empfangen. Er gönnte sich nur kurze Zeit der Ruhe und Erholung im Kreise seiner Familie; sein Bestreben zur Verwirklichung seiner volksfreundlichen Ideale trieb ihn vorwärts zur That. Als nächstes Ziel schwebte ihm die Errichtung einer Bildungsanstalt für Volksschullehrer vor Augen; denn er ging von der richtigen Ansicht aus, daß ohne entsprechend vorgebildete Lehrkräfte eine Hebung der Schule überhaupt undurchführbar sei. Um seine Nation für diese Idee zu gewinnen, hatte er schon in Wien eine Schrift verfaßt, welche er nach Besiegung mancher Schwierigkeiten auf eigene Kosten im Spätherbst 1821 unter dem Titel veröffentlichte: „An den Edelsinn und die Menschenfreundlichkeit der sächsischen Nation in Siebenbürgen; eine Bitte und ein Vorschlag für die Errichtung einer Anstalt zur Erziehung und Bildung armer Kinder für den heiligen Beruf eines Schullehrers auf dem Lande." Die Drucklegung und Veröffentlichung der 500 Exemplare hatte 90 fl. Wiener Währung gekostet. Ueber ihren Inhalt sagt Hr. Obert: „Worte, wie sie in der Schrift zu lesen waren, hatte man in den Sachsengauen noch nie gelesen. Neu war die warme, kräftige Betonung der Sorge für die Landschulen, neu die gemeinfaßliche, anschauliche Darlegung der Mittel, ihnen aufzuhelfen, neu die Begeisterung für die Kinderwelt, neu die Liebe zu den unteren Classen des Volkes,

Digitized by Google

wie der Hinweis auf die Nothwendigkeit einer beſſeren Vorbildung der Landſchullehrer. Neu war vor allem aber der Umſtand, daß in jener Zeit, wo ſich nach den Kriegen gegen Napoleon das Bedürfniß nach Ruhe eingeſtellt und unter dem Einfluſſe der Reaction Todtenſtille ſich über die Länder Europa's zu lagern begonnen hatte, daß da hier unter uns, wo damals das öffentliche Leben in ausgefahrenem Geleiſe ſich bewegte, jemand den Verſuch unternahm, durch das gedruckte Wort Köpfe und Herzen zu gewinnen für die Volkserziehung. Nicht minder neu war die Herzhaftigkeit, mit welcher ein junger, erſt von der Hochſchule heimgekehrter Mann die Finger auf die brennende Wunde des Sachſenvolkes legte, auf die Gefährdung ſeines nationalen Fortbeſtandes, welcher durch Volksbildung und Volkserziehung entgegengearbeitet werden müßte."

Roth und ſeine Freunde waren um Verbreitung dieſer Schrift und um Annahme der darin niedergelegten Gedanken und Pläne durch die ſächſiſchen Oberbehörden eifrigſt bemüht. Nicht minder machte Roth den Verſuch, zur Errichtung der von ihm geplanten Anſtalt ein geeignetes Grundſtück zu erwerben. Allein weder ſeine Schrift noch dieſer Verſuch hatten den gewünſchten Erfolg; nicht nur blieb jede Unterſtützung aus, ſondern Roth ſah ſich noch manchen Angriffen und Verdächtigungen ausgeſetzt und begegnete nicht ſelten der Schadenfreude, daß ſein erſter Reformanlauf ſo gründlich geſcheitert war.

Mißgeſchick konnte jedoch den ernſtlich Wollenden weder verbittern noch entmuthigen; er ſetzte den Hebel unverdroſſen an anderer Stelle an. Noch vor dem Erſcheinen ſeiner Schrift, im Herbſt 1820, wurde Roth als Lehrer in den Unterclaſſen des Mediaſcher Gymnaſiums angeſtellt. Hier ſuchte er im Unterricht Peſtalozzi'ſche Ideen einzuführen und griff bald auch wieder auf ein weiteres Gebiet ein. In einem Vortrage motivirte er eingehend die Nützlichkeit, ja Nothwendigkeit der Organiſirung einer Geſellſchaft zur Herausgabe einer pädagogiſchen Zeitſchrift unter dem Titel: „Der ſiebenbürgiſche Schulfreund"; aber der Vorſchlag blieb Vorſchlag, dem jegliche Zuſtimmung und Unterſtützung verſagt wurde. Nun wendete er der inneren Reform des Schullebens ſeine volle Aufmerkſamkeit zu.

Durch Peſtalozzi, Jahn und Fichte, ſowie die Beſtrebungen der deutſchen Jugend angeregt, ſuchte Roth dem Turnen und dem volksthümlichen Geſang Eingang in die Schule zu ſchaffen, indem er ſelbſt als Turnlehrer auftrat und das Singen mit dem Turnen verband. Aber dieſe Neuerungen fanden wohl bei der Jugend, doch ſonſt nur wenig Beifall; die meiſten Eltern und ſelbſt viele Lehrer ſahen das Turnen und Singen als eine entbehrliche, ja verderbliche Zerſtreuung an, die erſt nur getadelt, bald auch verhöhnt und endlich eingeſtellt wurde. Gleichwohl hatte Roth als Lehrer, namentlich der vaterländiſchen Geſchichte, ſich bei Schülern und Eltern großes Anſehen erworben, ſo daß er im Jahr 1831 zum Rector des Gymnaſiums gewählt wurde. Auch während ſeines Rectorats (1831—1834) beſchäftigten den Raſtloſen verſchiedene Pläne zur Verbeſſerung des einheitlichen Schulweſens, namentlich die Frage einer entſprechenderen Vorbildung der Volksſchullehrer und der Vorſchlag zur Errichtung von Bürgerſchulen außer Zuſammenhang mit dem Gymnaſium, als der Bildungsſtätten für den „wohlgebildeten Bürgersmann, der etwas mehr ſein müſſe, als der Alltag zeigt; wenn er der Träger der Kunſt und der Handhaber einer Municipalverfaſſung ſein ſoll, die vielleicht mit gleich viel Gold als Blut einſtmals erkauft und jetzt nicht zu haben iſt." . . .

Gleich den übrigen Reformplänen und Reformverſuchen Roths ſcheiterten auch dieſe an der Macht der Gleichgültigkeit, des Stillſtandes, ja der Abneigung gegen jeden Fortſchritt. Der unabläſſige Mahner zur Reform wurde ſchließlich läſtig, und eine fürſorgliche Obrigkeit ſuchte ſich ſeiner zu entledigen. Man griff zu dem nicht ſeltenen Auskunftsmittel, daß man den unbequemen Reformer aus der Schule entfernte, indem man ihn zum Stadtprediger in Mediaſch — promovirte. All ſein Bitten und Flehen um Belaſſung in dem liebgehegten Lehrerberufe half nichts; er mußte vom Schulkatheder auf die Kanzel, wo er indeſſen in kürzeſter Zeit beliebt wurde. „Sein menſchenfreundliches, mildes Weſen hat dazu nicht wenig beigetragen. Er brauchte (ſagt Hr. Obert) nicht erſt alt zu werden, um milde zu ſein; er war es immer und darum war ihm ein gewinnender Zug eigen, dem ſelbſt ſeine Gegner nicht widerſtehen konnten. Auch verfügte er nicht bloß über das erforderliche theoretiſche Wiſſen, es ſtand ihm auch die Fähigkeit, gemeinverſtändlich, anregend, feſſelnd, überzeugend, erhebend zu reden, in hohem Maße zu Gebot. Seine Sprache iſt von Empfindungswärme beſeelt, voll packender Kraft auch durch die Bildlichkeit des Ausdrucks."

Drei Jahre verſah Roth den Dienſt eines Stadtpredigers, da wurde er zu Anfang des Jahres 1837 zum Pfarrer in dem Dorfe Nimeſch gewählt. Damit hatte ſich einer ſeiner ſehnlichſten Wünſche erfüllt. In ſeiner Familie war Roth ſchon frühzeitig von herben Schickſalsſchlägen heimgeſucht. Seine erſte Gattin, mit der er ſich im Jahr 1822 vermählt hatte, ſtarb im Jahr 1831 und hinterließ dem ohnehin ſchwer geprüften Mann drei unmündige Kinder, deren Erziehung für ihn eine ebenſo ſchwierige als liebe Pflicht war. Roth war ein zärtlicher Gatte und Vater, für die Familie behielt er unter allen Bedrängniſſen einen heiteren Blick und ein erfriſchendes Wort. Für der Kinder Luſt und Freude fehlte es ihm nie an Theilnahme und Zeit. Als er nun ſein Pfarramt antrat, wählte er ſich eine neue Lebensgefährtin, welche ihm ebenfalls treu und liebevoll zur Seite ſtand und all die drückenden kleinen und kleinſten Sorgen des Alltagslebens ihm von den Schultern nahm. Er athmete wieder frei auf.

Mit Eifer und Hingebung widmete er ſich ſeinem ſeelſorgeriſchen Beruf, warf ſich dann mit Luſt und Sachkenntniß auf die Landwirthſchaft und bewirthſchaftete das Pfarrgut in muſtergültiger Weiſe. Daneben fand er in ſeiner ländlichen Abgeſchiedenheit noch Zeit und Gelegenheit, den öffentlichen Ereigniſſen mit raſcher Aufmerkſamkeit zu folgen. Es gab keine das ſächſiſche Volk und das Vaterland berührende Frage, die er nicht beachtete und in ihrer Tragweite würdigte. Seinem innerſten Weſen war nichts ſo zuwider als Gleichgültigkeit; ſeiner thatkräftigen Natur war es Bedürfniß und hoher Genuß, zu handeln nach Maßgabe ſeiner Kraft zum Wohle des Ganzen. Durch die bahnbrechenden Schriften des Grafen Stephan Széchenyi und des Nationalökonomen Friedrich Liſt angeregt, beſchäftigte ſich Roth eingehend mit wirthſchaftlichen Fragen, welche er insbeſondere als nationale Angelegenheiten auffaßte und darſtellte. Von dieſem Geſichtspunkte ſind ſeine Schriften: „Die Zünfte. Eine Schutzſchrift", „Wünſche und Rathſchläge. Eine Bittſchrift fürs Landvolk" und „Der Geldmangel und die Verarmung" beeinflußt. „Keine dieſer Schriften", bemerkt Hr. Obert, „ſchneidet tiefer und ſchärfer in das wirthſchaftliche und nationale Leben des Sachſenvolkes ein, als die letztgenannte. In keiner ſeiner Schriften tritt der eigenthümliche Reiz der Darſtellung feſſelnder hervor. Schlag auf Schlag fallen hier ſprühende, leuchtende Geiſtesfunken nieder, erquickend wie ſommerlicher Sprühregen. Seite um Seite bringt anziehende, überzeugende Darlegungen der Nothſtände, die es zu bekämpfen galt." Nur ungern leiſten wir darauf Verzicht, dem Leſer aus der Fülle der Gedanken Einzelnes mitzutheilen; doch wir müſſen uns beſchränken und führen nur noch an, daß Roth in ſeiner Schrift: „An mein Volk" die Gründung einer „Bauern-

zeitung" befürwortete, weil auch der Bauernstand der Belehrung bedürfe. In dieser Schrift tritt Roth zum erstenmal für die Errichtung von Kleinkinder-Bewahranstalten ein. Hier und überall war Roth von der Ueberzeugung erfüllt, daß aller wirthschaftliche Fortschritt von der Hebung und Förderung der nationalen Volks- und Berufsbildung bedingt sei: Darum sollte vor allem die Schule, namentlich die Volksschule, gehoben werden, denn aus ihr zögen die Keime der sittlichen und beruflichen Bildung ihre Nährkraft.

Doch nicht nur der Bauer und der Gewerbsmann, zu dessen Hebung Roth eine „Gewerbezeitung" in Vorschlag brachte, beschäftigten den regen Reformgeist; seinem weit aussehenden Blick entging nichts, was geeignet war, zur dauernden Festigung der Lebensbedingungen des Sachsenvolkes beizutragen. Gegen die kleinliche Abgeschlossenheit der einzelnen Kreise in der sächsischen Landeskirche und gegen kurzsichtigen, beschränkten Kantönligeist erhob er seine Stimme in seiner Schrift: „Der Birthälmer Pfarrer und der lutherische Superintendent" (1843). Er wurde nicht müde, die Führer seines Volkes für seine Ziele zu gewinnen; diese Ziele waren: Wohlstand durch Bildung und durch beides ein gesundes nationales Selbstbewußtsein und kraftvolle Abwehr der immer bedrohlicher hervortretenden Uebergriffe in die Rechtsstellung des Sachsenvolkes als der gleichberechtigten dritten ständischen Nation im Lande.

Es war eine tief bewegte Zeit. Der Sturm der französischen Julirevolution 1830 hatte in ganz Mitteleuropa eine mächtige Bewegung hervorgerufen, von der auch Ungarn und Siebenbürgen trotz des Metternich'schen Absperrungssystems nicht unberührt blieben. Ein frischer, neu belebender Hauch durchströmte auch hier viele Kreise, in welchen bis zur Zeit nur Gleichgültigkeit und dumpfes, resignirtes Schweigen geherrscht hatte. Die Stunde schien gekommen, wo die kranken Zustände des Landes geheilt werden sollten. Den stärksten Antrieb zu neuem politischen Leben boten in Ungarn die Bestrebungen zur Hebung, Förderung, Verbreitung und Alleinherrschaft der magyarischen Sprache und Nationalität. Das Verlangen der ungarischen Reichstage nach Erhebung dieser Sprache zur Staatssprache und der Erfolg, den dieses Verlangen hatte, entzündete auch in Siebenbürgen die dafür empfänglichen Herzen. Der Kampf um die Oberherrschaft, um die Alleinherrschaft der magyarischen Sprache in Siebenbürgen entbrannte. Außer dieser Sprachenfrage erregte die Gemüther auf dem siebenbürgischen Sachsenboden noch der von dem Landtag Siebenbürgens 1834/37 angenommene Beschluß, in welchem ausgesprochen war, daß Siebenbürgen bereit sei, als Ganzes sich mit Ungarn zu vereinigen. Die Sprachen- und die Unionfrage standen von da ab im Vordergrund der politischen Action und der zunehmenden publicistischen Erörterungen.

Daß ein Mann, wie Roth, dieser Bewegung gegenüber nicht gleichgültig sein konnte, ist klar; er stand bald in der vordersten Reihe der Kämpfer. Im Jahre 1843 erschien zu Kronstadt seine Schrift: „Der Sprachkampf in Siebenbürgen. Eine Betrachtung des woher und wohin" mit dem bezeichnenden Wahlspruch: „Der Wind bläset, wo er will, und du höreſt sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt". Als „Blätter für die Erhaltung des Deutschthums in Siebenbürgen" schickte der Verfasser seine flammende Schrift in die Welt; hart an der Grenze der damaligen Censurmaßregeln sich haltend, wirkte das Werk durch die Schärfe seiner Gedanken, durch die Höhe seiner Gesichtspunkte, durch den Adel und die Gluth der Darstellung geradezu überwältigend. Die siebenbürgische Hofkanzlei in Wien fragte verblüfft, ob denn in der That ein wirklicher Censor dem Buch das Imprimatur ertheilt habe und verbot in kleinlicher Rancune, daß Roth in Zukunft den Doctortitel führe, obgleich er die Berechtigung hiefür nachgewiesen und um die Führung des Titels ordnungsgemäß nachgesucht hatte. Angesichts der traurigen Thatsache, daß der Sprachkampf in Ungarn und Siebenbürgen auch heute noch fortdauert, hat diese Schrift selbst fünfzig Jahre nach ihrem ersten Erscheinen actuelle Bedeutung und ihre Wiederherausgabe findet schon darin ihre Berechtigung. Roth ist von keinem Haß oder von Feindschaft gegen die Magyaren erfüllt; er beansprucht nur für sein Volk dieselben Rechte zur Erhaltung seiner Sprache und Nationalität und weist jeden gewaltsamen Eingriff, jede Kränkung und Schädigung des eigenen Volksthums mit aller Entschiedenheit zurück. Aber er spricht mit derselben Energie auch zu seinen Volksgenossen und fordert diese zum Schutz und zur Vertheidigung ihrer nationalen Güter auf. Nicht den Krieg, sondern den gütlichen Ausgleich, die Versöhnung zwischen Magyaren und Deutschen strebt er an. In dem „Sprachkompf" findet sich nicht ein falsches, höhnisches Wort über die magyarische Brudernation, wohl aber der ernste Mahnruf, den auch Széchenyi, der größte ungarische Patriot, an seine Stammesgenossen gerichtet hat.

Die Schrift machte bei Freunden und Gegnern ungeheures Aufsehen; der einfache Dorfpastor war mit einem Schlage zum Wortführer seines Volkes geworden. Seine muthvolle Weckstimme fand in weiten Kreisen Gehör. Die gebildete sächsische Jugend jubelte auf, doch auch die ernsteren Männer und selbst die Zaghafteren stimmten ihm bei. Es gab kein Haus in den sächsischen Städten, welchem die Schrift unbekannt blieb, kein sächsisches Dorf, in welchem von ihr nicht gesprochen wurde. Ein Wirkung der Schrift war es auch, daß in den sächsischen Zeitungen eine Regsamkeit und Mannhaftigkeit zu Tage trat, die sich auf die Besprechung aller öffentlichen Angelegenheiten übertrug, die neues Leben weckte, neue Kräfte in Thätigkeit setzte. Auch weit über die Grenzen Siebenbürgens hinaus fand die Schrift Beachtung; unter anderem widmete auch diese Allgemeine Zeitung ihr eine beifällige Besprechung.

Im magyarischen Lager begegnete sie allerdings der heftigsten Bekämpfung, es dauerte jedoch drei Jahre, bis in einer namenlosen Broschüre: „Der Sprachkampf und seine Bedeutung in Siebenbürgen" (Leipzig 1847) eine Widerlegung in deutscher Sprache versucht wurde. Widerlegen konnte man den muthigen Mann nicht, aber die Schrift über den „Sprachkampf" hat später sein tragisches Ende mit herbeigeführt. Roth selbst ist in die Polemik mit keinem Worte eingetreten. Sein rastlos schaffender Geist wendete sich vielmehr einer anderen Seite der wichtigen Frage über die Erhaltung und Stärkung des siebenbürgisch-sächsischen Volksthums zu.

Roth und andere einsichtsvolle Männer hatten schon längst erkannt, daß zu diesem Zwecke die Vermehrung des deutschen Volkselements in Siebenbürgen durch Herbeirufung tüchtiger Landwirthe aus Deutschland das geeignetste Mittel wäre. Diesen Gedanken ergriff auch der im Jahre 1845 gegründete „Landwirthschaftliche Verein" und ihm widmeten Roth und sein Freund, der Hofagent Franz Conrad in Wien, ihre ganze Kraft und Aufmerksamkeit. Der erstere entschloß sich zu diesem Behuf, eine Reise nach Württemberg zu unternehmen, denn auf die Gewinnung und Ansiedelung schwäbischer Landwirthe war das Augenmerk der Colonisirungsfreunde gerichtet. Er langte Ende August 1845 in Württemberg an und nahm in Berg bei Cannstatt Wohnung. Nachdem er sich der Zustimmung der österreichischen Gesandtschaft in Stuttgart versichert, veröffentlichte er im „Schwäbischen Merkur" und im „Beobachter" mehrere Artikel, welche theilweise auch von anderen hervorragenden Blättern, so von der Allgemeinen Zeitung, nachgedruckt wurden, und forderte darin Auswanderungslustige zur Ansiedelung auf dem Sachsenboden Siebenbürgens auf.

Digitized by Google

Diese Publicationen machten nicht geringes Aufsehen; von allen Seiten kamen Anfragen und Meldungen, und Roth war kaum im Stande, den rasch anwachsenden Ansprüchen zu genügen. Diese Bewegung erweckte indessen daheim an vielen Orten Mißtrauen und Bedenken. Es fehlte bald nicht an heftigen Angriffen und Verdächtigungen, ja im Sachsenvolke selbst traf die Schwabenansiedlung auf Gegner und bei den Behörden wurde sie ebenfalls mit ungünstigen Blicken betrachtet, die Urheber dieser Einwanderung zur Verantwortung gezogen. Auf die übrigens interessante Geschichte dieses Colonisirungsversuchs können wir hier nicht näher eingehen. Nach einem Berichte waren bis Ende Mai 1846 insgesammt 307 Familien mit 1460 Köpfen eingewandert. Das war immerhin ein Erfolg, namentlich wenn man bedenkt, daß darunter eine beträchtliche Anzahl vermöglicher Leute sich befand; aber diese Schwabeneinwanderung nach Siebenbürgen brachte der Landwirthschaft auf dem Königsboden doch nicht den gewünschten Anstoß zum Fortschritt. Das Mißlingen des weit aussehenden Unternehmens erklärt sich einerseits aus der mangelhaften Vorbereitung und überstürzten Inangriffnahme des Werkes, wie aus der Unzulänglichkeit der zur Verfügung stehenden Mittel und Kräfte; andrerseits aus der Mißgunst, Scheelsucht und Feindseligkeit der nationalen und politischen Gegner, aus der Lauigkeit, der Indolenz und dem Mißtrauen der eigenen Volksgenossen; endlich aus der Abneigung, Scheu und dem Argwohn der Behörden und ihrer Organe. Die Richtigkeit und Nützlichkeit des Colonisationsgedankens hat man später auch in diesen Kreisen zugestanden; für Roth entstanden daraus nicht nur unangenehme persönliche Vexationen, sondern die Schwabencolonisirung wurde ihm später als ein Attentat gegen die ungarische Nation zu arger Schuld angerechnet.

Roth wurde als ein „Feind der Magyaren" gekennzeichnet, und doch war er dies keineswegs; er haßte die Magyaren nicht, wenn er gegen sie in die Schranken trat. Was er anstrebte, gefährdete die ungarische Nation nicht. Die Kräftigung des deutschen Elements in Siebenbürgen lag nach seiner Meinung nicht minder im Interesse der ungarischen als in dem der sächsischen Nation. Das war die traditionelle Politik der ungarischen Könige gewesen; daran hielt auch Roth fest. „Fürstentreu und deutschgesinnt sein, ohne Furcht und Tadel, ist unsre Aufgabe", schrieb er an einen Freund.

Die Zeiten wurden immer drängender, unruhiger, drohender. Roth stand mitten im Kampfe; seine hervorragende öffentliche Wirksamkeit weckte allenthalben die Kräfte zur Mitarbeit und zur Theilnahme an den Kämpfen zum Schutze, zur Vertheidigung und Förderung des Wohles und der Ehre seines Volkes. Im Februar 1847 wählte den rühmlichst bekannten Mann die Gemeinde Meschen zu ihrem Pfarrer; am 9. März dieses Jahres nahm er von dieser schönen Pfründe Besitz. Aber das Glück folgte ihm auch hierher nicht. Vor allem trafen den Vielgeprüften in der Familie neue Heimsuchungen. Am 16. December 1847 starb ihm der Vater, drei Wochen später verlor er die zweite Gattin, fünf unerwachsene Kinder hinterlassend. Trotz des Herzeleides und der angehäuften häuslichen Sorgen und Geschäfte fand Roth dennoch Zeit und Spannkraft, den Zeitereignissen zu folgen, die immer bedrohlicher für das Sachsenvolk sich gestalteten, Rath zu ertheilen, Briefe zu beantworten, die aus allen Gauen fast täglich einliefen, seine Stimme in den Zeitungen vernehmen zu lassen. „Wie die Weltlage jetzt ist," schrieb er unter anderem, „muß, wer wirken will, durch die Presse arbeiten. Die Presse ist der Predigtstuhl dieser Zeit." Und bei anderer Gelegenheit: „Gesinnung und Charakter braucht unser Volk. Einsicht und Schweigsamkeit haben wir genug. Nichts aber bildet ein Volk und seinen Charakter so sehr als seine eigene Geschichte und diese kommt mit nichts leichter in Herz, Verstand und Gedächtniß als durch Bilder und Erklärung." Er machte deßhalb den ausführlich motivirten und veröffentlichten Vorschlag zur Herausgabe wohlfeiler Bilder aus der Geschichte des sächsischen Volkes und Siebenbürgens unter Beigabe entsprechender volksthümlicher Erklärungen. Er sah das deutsche Bürgerthum in Gefahr; darum suchte er überall nach Mitteln und Wegen, um es zu kräftigen und widerstandsfähig zu machen.

Pierre Louys und die wahre Sappho.

Der französische Dichter Pierre Louys hat in Deutschland eine außergewöhnliche Beachtung in der Kritik und beim Publicum gefunden. Letzteres hat die Aphrodite, diesen griechisch-alexandrinischen Sitten- oder vielmehr Unsittenroman verschlungen und Abscheu davor geheuchelt; doch einstimmiges Lob, ja Bewunderung über die Chansons de Bilitis ist durch die Spalten der Blätter gegangen. Wahre Poesie ist ja dem jungen französischen Poeten da gelungen, und gar manchem ist wohl die Täuschung, die er mit dem Publicum vorgenommen hatte, indem er die hundert Gedichte in Prosa für eine Uebersetzung der in einem Felsengrab gefundenen griechischen Originalgedichte ausgab, die von der darin begrabenen griechisch-semitischen Dichterin Bilitis herrühren sollten, nicht zum Bewußtsein gekommen; der Getäuschte mag sich eingebildet haben: „so etwas kann heute nicht mehr gemacht werden, daraus weht der wirkliche Geist alter hellenischer Poesie und Cultur".

Und jetzt hat sich in dem Augustheft der „Göttingischen gelehrten Anzeigen" sogar der berufene Nachfolger von Ernst Curtius, Professor Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff, mit der modernen französischen Lyrik des Pierre Louys beschäftigt und widmet ihr 15 Seiten. Wahrlich eine Ehre, wie sie einem französischen Dichter fin de siècle noch nicht zutheil geworden ist, daß solch ein Gelehrter ihn an diesem Orte, in dieser Zeitschrift der höchsten Wissenschaftlichkeit bespricht und bis aufs kleinste auf ihn eingeht. Offen gesteht Professor v. Wilamowitz, daß die Veröffentlichung des Aufsatzes ihm Mittel zum Zweck ist, und dieser Zweck regt auch uns zur erneuten Beschäftigung mit den Chansons de Bilitis de Pierre Louys oder, was uns lieber ist, mit der Arbeit des Professors v. Wilamowitz in der Göttinger Zeitschrift an.

Der große Kenner der alten griechischen Literatur fällt über ihre poetische Nachbildung durch Pierre Louys das allgemeine Urtheil, daß diese Poesie Beachtung verdient, daß er sie für sehr werthvoll halte — trotz des theilweise widerlich unzüchtigen Inhalts; er erkennt vollständig die poetischen und lyrischen Schönheiten an, die er im Detail mannichfach schildert und anführt. Er betrachtet die Verse dann vom Standpunkt des Alterthumsforschers, weist größere und kleinere Mängel nach, so bedenkliche Namenerfindungen, die vielen, nicht immer in die Poesie passenden Fremdwörter, einige unantike Vergleiche — im Alterthum gab es in Asien keine Kameele; Hasen sind keine Opferthiere ꝛc.; er geht vielen Gedichten und poetischen Gedanken auf ihren Ursprung nach und findet sie einmal in Properz, Chaeremon, Aeschylus oder Theokrit ꝛc., dann besonders in den Epigrammatikern; er tadelt die Gleichförmigkeit der Form als Stilwidrigkeit, während doch die Bukoliken, Elegien, Epigramme verschiedene Gattungen bezeichnen und verschiedenen Stil erfordern. Aber im ganzen betrachtet Wilamowitz den französischen Dichter auch als wackeren Kenner der Griechen; und, da doch von griechischer

Lyrik die Rede ist, der deutsche Gelehrte ruft dem Franzosen nicht zu: *οὐδὲ τρία τῶν Στησιχόρου γινώσκεις*, was, wie Crusius nachgewiesen hat, nicht bedeutet, daß jemand des Stesichorus Eintheilung in Strophe, Antistrophe und Epode nicht kennt, sondern ganz einfach „Du kennst ja nicht einmal drei Verse des Stesichorus"; und das war, scheint's, eine große Schande im Alterthum. — „Der Philolog", sagt Wilamowitz, „kann zuerst ein Gefühl der Freude nicht zurückdrängen, wenn er sieht, wie hier ein französischer Poet fin de siècle an allen Ecken Reminiscenzen an die griechischen Verse hervortreten läßt, an die ersten Lyriker, an die Alexandriner, auch an Longus, der dank P. L. Courier in Frankreich in unverdienten Ehren steht, und andere Sophisten. In Deutschland brüsten sich die Kreise, die mit der Tendenz der Bilitis sympathisiren, meist mit ihrer Bildungslosigkeit."

Aber, wie gesagt, Wilamowitz verfolgt mit seine eigenen Zwecke bei der Besprechung der Chansons de Bilitis de Pierre Louys. Zuerst liegt ihm in der Anerkennung, die er dem Franzosen dafür zutheil werden läßt, daß dieser das Hellenenthum nicht mehr durch das Medium der zweiten Sophistik und der römischen Nachbildung sieht, wenn er auch hellenistisch und hellenisch noch nicht unterscheidet, ferner in dem Zugeständniß, daß Pierre Louys ein wirklicher Classicist in gewissem Sinne ist — der mit Goethe sagen dürfte, „daß die Griechen den Traum des Lebens am schönsten geträumt haben" —, in diesen beiden Momenten liegt ihm die Mahnung für die Philologen, dem Publicum das echte Hellenenthum, so fremdartig es zunächst erscheinen mag, zugänglich zu machen. Er sagt: „Wer sein Leben daran setzt, die Hellenen wirklich verstehen zu lernen, dem wird ihre Cultur zu keiner Zeit ein Paradies sein; aber die Zeit, in der Bilitis lebte, wird er vermuthlich als die entscheidende für die Cultur der Welt betrachten, weil die Hellenen damals von moralischen, politischen und intellectuellen Fragen bis in die Tiefen der Seele bewegt waren und ueben dem freien Staat die freie Wissenschaft von der Natur und vom Menschen erzeugten: das höchste, was sie uns geschenkt haben."

Prof. v. Wilamowitz benützt auch die Gelegenheit, um mit seinem Collegen W. Judeich einige Dinge abzurechnen, woraus ich nur erwähnen möchte, wie er in höchst geistvoller Weise, bei Erwähnung der Entstehung der homerischen Gesänge, Judeichs Bezeichnung für Achilleus als „thessalischen" Helden damit vergleicht, wie wenn man den Burgundionen Gunther von Worms einen Hessen-Darmstädter nennen wollte. (Beiläufig möchte ich nicht unterlassen, jeden, der sich für die Entstehung der homerischen Gesänge interessirt, auf die neue griechische Textausgabe der Ilias durch die beiden Engländer Leaf und Bayfield — London 1895 bei Macmillan u. Co:; I—XII Ilias erschienen — aufmerksam zu machen, die in einer 17 seitigen Einleitung mit wunderbarer Klarheit, überzeugender Schärfe und englischer Präcision einen kurzen Abriß der Entstehungsgeschichte der Ilias geben.)

Aber der Hauptzweck, den der berühmte deutsche Gelehrte verfolgt, indem er sich mit den Chansons de Bilitis so ausführlich beschäftigt, ist ein anderer, ein schönerer, edelster: es ist Wilamowitz um die Reinheit einer großen Frau zu thun, um Sappho's, die auch Pierre Louys verkannt hat. Louys' Bilitis, mit Sappho's Schülerin Damophyla von dem Dichter identificirt, soll doch Sapphische Poesie in der Weise gedichtet haben, wie sie die Witze der griechischen Komiker und die schmutzige Phantasie der Römer, mögen sie auch Sappho die zehnte Muse genannt haben, aus derselben lasen. Welcker hat mit negativer Kritik die liebenswürdige Dichterin schon von dem Verdacht gereinigt, Wilamowitz aber gelingt dies Werk mit positiver Kritik aus den wenigen, leider so wenigen, erhaltenen Versen. Er liest dabei mit solcher psychologischen Feinheit in der Seele des Weibes im allgemeinen, daß man sagen muß, über sich urtheile er falsch in den Worten: „es ist überhaupt einem Mann nicht möglich, diese Offenbarung eines Weibes voll zu verstehen"; er schildert im besonderen den Musensitz der Lehrerin der Jungfrauen, die bei ihr die musikalische Erziehung suchen, er charakterisirt Sappho als Frau, Gattin und Mutter so schön, daß man seine Worte dem durch die Erfolge des allgemeinen Frauentags beeinflußten weiblichen Geschlecht mehr empfehlen möchte, als die Vorträge der Frau J. Ch. Gutbier und des Fräulein Natalie v. Milde, die sich mit der Frau in der Literatur bei dieser Gelegenheit beschäftigten. Auch Grillparzers Sappho, die liebesbedürftige „geistreiche" Frau, die sich von einer Kunstreise einen schmucken Bengel mitbringt und ins Wasser geht, theils aus Edelmuth, theils aus Enttäuschung, als er der verblühten Rose eine Knospe vorzieht, ist dem Gelehrten der „Göttingischen" eine kaum minder abstoßende Entstellung der wahren Sappho als die von den bösen Mäulern der griechischen Komiker und der perversen Phantasie der Römer erfundene. „Phaon lieben," sagt Wilamowitz — nach welchem Phaon in Sappho's Gedichten gar nicht vorkam, da in der echten Ueberlieferung das scheinbare Zeugniß des Palaephatus Fr. 140 fehlt — „heißt sich in unbefriedigtem Sehnen verzehren, da hilft höchstens der Sprung in das Meer des Vergessens"; das ist nach ihm der leukadische Sprung, der letzte Versuch, sich von einer großen verzehrenden Leidenschaft zu lösen: keineswegs ein Selbstmord. In einem großen Franzosen — einem größeren als Pierre Louys — las ich von Sappho: Immortelle comme les muses, cette fille infortunée brûle d'un feu, qu'elle ne peut éteindre. Das ist wohl dasselbe, was Wilamowitz von ihr sagen will, wenn auch der große Franzose im übrigen anders von ihr urtheilt.

Auf des deutschen Philologen Rettung Sappho's in den Göttingischen Gelehrten, denen hier auch Quantität zur Qualität der Leser zu wünschen wäre, lassen sich schön die Worte anwenden, die Lenau 1831 an Gustav Schwab schrieb: „Es ist doch ein schönes Geschäft das eines Philologen. Ein treuer Wächter stehst du an den Werken des Alterthums und sorgest, daß der wahre Geist mit den Jahrhunderten nicht daraus fortfliege, die darüber hinfahren, daß die Jahrhunderte keinen fremden Straßenstaub hineintreiben." (Zwei ungedruckte Briefe Lenau's, Nr. 38 der Gegenwart.) M.

Mittheilungen und Nachrichten.

-yx.- **Gedruckte Katalogzettel.** Das internationale Institut für Bibliographie in Brüssel hat vor wenigen Tagen einen Schritt gethan, durch welchen, falls er von Erfolg begleitet ist, es sich gewiß den Dank aller Bibliographen erwerben wird. Mit Rücksicht darauf, daß neuerdings in verschiedenen deutschen Blättern die Idee der gedruckten Katalogzettel wieder besprochen wurde, sowie auf ihre in ihren Statuten ausgesprochenen Zwecke, die Bibliographie überhaupt zu fördern, hat die Gesellschaft vor wenigen Tagen eine Eingabe an den Börsenverein der deutschen Buchhändler in Leipzig gerichtet und denselben gebeten, sich in seiner nächsten Hauptversammlung „mit dem Vorschlag, daß die deutschen Verleger allen neuen Erscheinungen ihres Verlages von jetzt ab ein Blatt mit einer dreifachen genauen Titelcopie zu Katalogzwecken beilegen sollen, eingehend" zu beschäftigen. In jener Eingabe heißt es weiter:

„Wir werden uns mit derselben Bitte an die Vereinigungen der Buchhändler von Belgien, Frankreich, England und Amerika wenden, aber es wäre uns eine besondere Befriedigung, wenn der deutsche Buchhandel, der anerkanntermaßen der best organisirte der Welt ist, auch in dieser Frage mustergültig vorangehen würde. Bezüglich der Anstellung jener Titelcopien unterbreiten wir Ihnen heute noch keine bestimmten Vorschläge, wir werden voraussichtlich

zu diesem Zweck eine Enquete veranstalten. Wir erlauben uns Ihre Aufmerksamkeit jedoch schon jetzt auf folgende Punkte zu lenken: 1. Die Titelcopien sollen in Antiqua und in einer Maximalzeilenlänge von 120 mm auf dünnes, zum Aufkleben geeignetes Papier gedruckt werden. 2. Es mögen in diesen Titelcopien keine wie immer geartete Abkürzungen vorkommen. 3. Der Autorname ist in der ersten Zeile, und zwar der Zuname in größerer Schrift und vor dem Vornamen zu drucken. 4. Wenn der Autorname fehlt, ist der Titel des Werkes allein zu drucken, und zwar mit einem etwas größeren Zwischenraum zwischen den Zeilen, um die Unterstreichung des Ordnungswortes zu erleichtern. 5. Die Jahreszahl ist in fetterer Schrift zu drucken. 6. In Fractur gedruckte Bücher sind mit (F.) zu bezeichnen."

Eine ähnliche Eingabe wurde fast gleichzeitig an den Vorstand des Vereins der österreichisch-ungarischen Buchhändler gerichtet. Es ist jüngst (Nr. 252) an dieser Stelle bemerkt worden, daß die Idee der gedruckten Katalogzettel in Italien und insbesondere in Amerika schon manchen praktischen Erfolg aufzuweisen hat, und es wäre sehr wünschenswerth, wenn der deutsche Buchhandel, der, wie selten einer, seiner Culturmission sich bewußt ist, in dieser Angelegenheit wirklich „mustergültig vorangehen würde". Daß das Institut sich officiell an den Börsenverein gewendet hat, geschah auf Anregung eines seiner Mitglieder, des k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhändlers Hn. Alfred a. Hölder in Wien. Er hat bereits seine Bereitwilligkeit, den Plan zu verwirklichen, ausgesprochen und es ist eine solche auch von anderen großen Firmen zu erhoffen. Ein Circular mit der Bitte, den Vorschlag zu unterstützen und sich in dieser Angelegenheit auszusprechen, ist an eine große Zahl von Mitgliedern des Börsenvereins versendet worden. An alle Bibliographen ergeht dasselbe Ansuchen und insbesondere wären Vorschläge hinsichtlich der Details dieser Katalogzettel dem Institut sehr erwünscht. Solche in deutscher Sprache sind an sein Secretariat für Oesterreich (Wien III, Hauptstraße 6) einzusenden.

* Von den Mitgliedern der Münchener Geographischen Gesellschaft Dr. Heinrich Zimmerer und Roman Oberhummer jun. geht unserer Zeitung folgende Nachricht zu, datirt aus Kirschehir, den 9. Nov. 1896: „auf der Hauptstour, nach der terra incognita begriffen".

„Nach den großen Strapazen des Auguste in der heißen Steinwüste Nordsyriens und den nächtlichen Ritten vor und hinter Aleppo kurz jenseit der arabischen Sprachgrenze wirkte die Ankunft im Gebirge des Alma-Dagh oder Mons Amanus und am Golf von Alexandrette wie eine Erlösung. Vollends als wir nach einem Besuch des Schlachtfeldes von Issus die Meeresluft verlassen und in die cilicischen Vorberge des Taurus gekommen waren, vor und noch Adana, trat der anatolische Herbst mit Sonnenschein und Regenguß in seine Rechte; auf den Höhen des Bulghar Dagh, in den cilicischen Pässen, athmeten wir die kühle Luft der Alpen und Abends brannte im überfüllten Chan ein mächtiges Herdfeuer zur Erwärmung der Fremden. Am Gülek-Boghas wurde ein Steinbock erlegt, nahe den jetzt verfallenen Festungen, die einst Ibrahim Pascha angelegt und Moltke erkundet hatte. Die Straßen über den Tauros sind, wie die meisten türkischen, im Verfall und Roß und Reiter haben oft schwere Aufgaben. Mit dem Augenblicke aber, wo die Reisenden in die Ebene Kataoniens eingetreten und vorbei an den Ruinen des alten Tyana nach der Provincialhauptstadt Nigde gelangt waren, begann nicht nur ein flottes Reiten, sondern in den zahlreichen Griechendörfern eine Fülle von Aufschlüssen und Funden. Waren schon die Ganzerneure von Beirut, Damaskus, Aleppo und Adana den Fremden mit Freundlichkeit entgegenkommen, so fanden sie dank ihren Empfehlungen an die Valis von Konia und Angora in den Mutessarifs Nigde's und Kirschehirs mächtige Förderer und Gönner ihrer Arbeiten in Kappadokien. Als sie daher das vulcanische Gebiet zwischen Erdschias Dagh (Argaeus, 4000 Meter) und Hassan Dagh betreten hatten und staunend von der Höhe herabsahen auf die zahlreichen vulcanischen Kegel und Kuppen und die zahllosen märchenhaften Tuffpyramiden, Nadeln und Spitzen in den tief eingeschnittenen Höhlenschluchten von Uergüb, Uetsch- und Onta hissar, Morchane und Koereme, da fanden sie zu ihrer größten Verwunderung nicht nur ein üppig grünes Cultur- und Weinland, sondern in den Kaimakamen von Avdsun, Nevschehir und Uergüb warmherzige Freunde und Bundesgenossen. Von Unruhe oder Unsicherheit war bisher nichts zu fühlen trotz der Gerüchte, die hie und da von Aserai oder Goeret († 1400?) aus der Nähe eingeimpft worden. In den Griechendörfern, wie Synnajós u. a., zeigte sich großen Wohlstand und wärmste Fürsorge für Bildung und Schulen. Seltene Münzen und Gemmen wurden überall angeboten und gekauft, aber bisher noch wenig Inschriften gefunden, da die Höhlen davon leer sind und einstweilen nur Spuren byzantinisch-christlicher Besiedelung zeigen. Dagegen gewähret die geologische und topographische Durchforschung des Landes zwischen Konia und Kaisarea dem Kartographen und Photographen die reichste Ausbeute, wie H. Kiepert den Reisenden gegenüber früher deutlich hervorgehoben hatte. Ein Drittel des Gebiets ist auch schon zu Papier gebracht, und falls die bisher so gut anhaltende Herbstwitterung es erlaubt, führt der Weg die Wanderer schon in den nächsten Tagen an den nahen Halys (Kysyl-Yrmok) von Kessek Köprü bis Köprükki, zu vielleicht bis Angora und zurück über Kirschehir nach Talas, nahe dem ungastlichen Kaisarieh, in dessen Nähe die Reisenden den Winter zuzubringen gedenken. Läßt sich diese Jahreszeit nicht allzu stürmisch an, gedenken sie, gerade in dieser Frist die wärmenden Höhlen zu besuchen, und hoffen dann in diesem Falle über Konia noch vor dem Frühling wieder die ersehnte Heimath zu erreichen."

U. In Athen hat A. Ikonomos vor dem Dipylon ein Stück einer antiken Straße aufgedeckt. Eine soeben bei den Ausgrabungen zu Tage gekommene Inschrift bestätigt, daß diese Straße von der Stadt zu den ersten und berühmtesten aller Akademien, zu der Akademie Platons, hinausführte. Pausanias erwähnt in seiner Beschreibung Athens, daß man auf dem Wege dorthin an dem Heiligthum der Artemis Kalliste vorbeikam. Nun wird in der Inschrift ein Priester der Kalliste wegen guter Amtsführung von Rath und Volk der Athener belobt und durch Verleihung eines Kranzes geehrt, unter dem üblichen Zusatze, daß der Rathsschreiber diesen Beschluß auf einer im Heiligthum der Kalliste aufzustellenden steinernen Stele, eben der jetzt gefundenen, einzuzeichnen habe. Der Inschriftstein ist zwar in eine antike Wasserleitung verbaut gewesen, aber schwerlich sehr weit von seinem ursprünglichen Standort verschleppt worden. Denn schon früher sind ähnliche Inschriften, in denen die Artemis Kalliste erwähnt wird, in der Nähe gefunden worden, so daß ihr Heiligthum sicher an dieser Straße gelegen hat.

* **Berlin.** Den 80. Geburtstag beging am 18. d. der Titularprofessor Ernst Reginald Hoppe, Privatdocent der Mathematik und Philosophie, ein Bruder des verstorbenen Physiologen Hoppe-Seyler. — Eisenbahnwissenschaftliche Vorlesungen finden im Winter 1896/97 in Preußen in folgender Weise statt: In Berlin werden in den Räumen der Universität Vorlesungen über preußisches Eisenbahnrecht, sowie über die Verwaltung der preußischen Staatseisenbahnen gehalten. In Breslau erstrecken sich die Vorlesungen auf Eisenbahnbetriebslehre und auf Elektrotechnik. In Köln werden Vorlesungen über Eisenbahnrecht und Eisenbahnverwaltungslehre, sowie über Elektrotechnik, in Elberfeld über Technologie gehalten.

* **Christiania.** Die mathematisch-naturwissenschaftliche Facultät der hiesigen Universität hat nunmehr förmlich vorgeschlagen, eine besondere Professur der Zoologie für Dr. Fridtjof Nansen zu errichten.

* **St. Petersburg.** Wie die „Now. Wr." berichtet, waren unsre Luftschiffer nicht rechtzeitig (erst 6 Tage vorher) vom Auslande her von dem Plan einer gemeinsamen Auffassung von Meteorologie in der Nacht vom 13. zum 14. unterrichtet worden, so daß sie nicht die Möglichkeit hatten, einen leichteren Ballon auszurüsten. Man benützte daher einen schweren vom Typus der Fesselballons für Festungsdienst und ließ ihn, nur halb mit Wasserstoff gefüllt, fliegen. In Folge des Frostes in der vorangegangenen Nacht wurde die Hülle ganz steif. Der Ballon stieg ca. 500 Meter, als er von einem heftigen Winde erfaßt und furchtbar herumgerissen wurde. Das trockene Krachen der steifgefrorenen Hülle war auf der Erde noch zu hören, als der Ballon schon längst nicht mehr zu sehen war. Schließlich riß die Hülle und der Ballon fiel kaum 3 Werst vom Aufstieg in der Nähe des Tschesme-Armenhauses auf den Boden. Er wurde von einem Bauern aufgefunden, der dafür die ausgesetzte Belohnung von 50 Rubel erhielt. Die selbstthätigen Metappareate zeigten, daß der Ballon nur bis zu einer Höhe von 1500 Meter gestiegen war.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 17. bis 19. November folgende Schriften eingegangen:

Handbuch der Unfallversicherung. Die Unfallversicherungsgesetze, dargestellt von Mitgliedern des Reichsversicherungsamts nach den Acten dieser Behörde. 2. Aufl. 1. Hälfte. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1896. — Das Deutsch-russische

Abkommen. Sammlung von Zeitungsausschnitten. Wien, Wilhelm Feick 1896. — Der neugeplante jüdisch-freimaurerische Weltbund. Kritische Beleuchtung der Broschüre des Dr. L. Ernst: „Kein Judenstaat, sondern Gewissensfreiheit". Wien, Verlag der „Reichspost" 1896. — Édouard *Simon*: L'Allemagne et la Russie. Origines de leurs rapports. Paris, Léon Chailley 1896. — Valentine Chirol: Die Lage in Ostasien. Berlin, Jah. Räde. — Oeuvre des écoles *d'Orient*. No. 216. Sept.—Oct. 1896. Les massacres de Constantinople. Appel en faveur des victimes. Paris, bureau des Oeuvres d'Orient. — E. de *Cyon*: M. Witte et ses projets de faillite devant le Conseil de l'Empire. Paris, Hnar et Steinert 1896. — Cosmopolis. Internationale Revue. Hggb. von F. Ortmans. Bd. IV. Nr. 11. Nov. 1896. London, T. Fisher Unwin; Berlin, Rosenbaum u. Hart u. s. w. — Ernst Hielmann: Armee und Socialismus. Warmbrunn i. Schl., Max Leivelt. — Julius Matern: Die Industrie-Cartelle als Entwicklungsstufe der berufsgenossenschaftlichen Organisation der nationalen Güterproduction. München, Dr. E. Wolff und Berlin, K. Hoffmann 1897. — Arnold Fischer: Die Entstehung des socialen Problems. Rostock i. M., C. J. E. Boldmann 1897. — Halt! Mahnwort von Polanius. Berlin, Richard Taendler. — Cte. de *Chaudordy*: Considérations sur la politique extérieure et coloniale de la France. Paris, E. Plon, Nourrit et Cie. 1897. — Memorandum by the *Ministry* of *foreign affairs* of *Venezuela*. On the question of Boundary between Venezuela and British Guayana. Atlanta, Geo. W. Harrison 1896. — William L. *Scruggs*: The Venezuelan question. Ebd. 1896. — C. W. Kombli: Haben Christenthum und Socialdemokratie ein Interesse, einander zu bekämpfen? Bern, A. Siebert 1896. — Dr. F. C. Huber: Zur Handwerkerfrage. Stuttgart, Carl Grüninger 1896. — Karl Lehmann: Colonialgesellschaftsrecht in Vergangenheit und Gegenwart. Berlin, Hermann Bahr 1896. — Deutscher Colonial-Kalender für 1897. Nach amtlichen Quellen bearbeitet von Gustav Meinecke. 9. Jahrgang. Mit 1 Portrait. Berlin, G. Meinecke 1897. — Zeitschrift für die gesammte Kälte-Industrie. Hggb. von Dr. H. Lorenz. 3. Jahrg. 2. Heft. Nov. 1896. München u. Leipzig, R. Oldenbourg. — Dr. Hans Lorenz: Neuere Kühlmaschinen, ihre Construction, Wirkungsweise und industrielle Verwendung. Ebd. 1896. — Robert Allmers: Die Unfreiheit der Friesen zwischen Weser und Jade. (Münchener Volkswirthschaftl. Studien. Hggb. von L. Brentano und W. Lotz. 19. Stück.) Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Die Geschichte der deutschen Universitäten.

Von

Georg Kaufmann.

Zweiter Band.

Preis geheftet 12 Mark.

Dieser Band umfaßt die Entstehung und Entwicklung der deutschen Universitäten bis zum Ausgang des Mittelalters. Er will nicht die Geschichte der einzelnen Universitäten aneinanderreihen, sondern ein Bild geben von den gemeinsamen Grundzügen ihrer Verfassung, von ihren Zielen und von dem Ergebnis ihrer Wirksamkeit auf Gesellschaft und Wissenschaft. (16281)

— Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. —

Im Verlage von **Alexander Duncker**, Königl. Hofbuchhändler in Berlin, erscheint soeben:

Italienische Lyrik

seit der Mitte des 13. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart.

In deutschen Uebertragungen herausgegeben und mit biographischen Notizen versehen

von

Fritz Gundlach.

In 6 Lieferungen gr. 8° geh. à 1 Mark. Komplett gebunden 7 Mark.

(Letztere Ausgabe erfolgt noch vor dem Feste.)

Auffallender Weise fehlte es bisher in Deutschland an einer Zusammenstellung der Dichtungen des Landes, das gerade alle Momente glutreichster Poesie unter seinem Himmel vereinigt: Italiens, des Landes, wo unter dem Schatten des Lorbeers Poesie und Kunst zu höchster Blüte gedieh.

In meisterhaften Uebertragungen unserer ersten und bekanntesten Dichter, wie Emanuel Geibel, Paul Heyse, Graf Schack, Sophie Hasenclever, Hedwig Jahn und andere, werden mit Dante, Michelangelo, Petrarca beginnend bis zu den Modernen d'Annunzio, Carducci, Pascoli, Ada Negri u. a. die Schöpfungen ihrer Poesie dem deutschen Publikum nahe gerückt.

Das Werk bildet so mit seinen poetischen Schätzen einen überaus wertvollen Beitrag zur Italienischen Litteraturgeschichte.

(16450)

Ada Negri.

Schicksal

ins Deutsche übertragen von

Hedwig Jahn.

Vierte Auflage. 8°. Geh. 4 M., geb. 5 M.

Stürme

ins Deutsche übertragen von

Hedwig Jahn.

8°. Geh. 4 M., geb. 5 M.

Den Weltruhm, den sich die junge Dichterin im Fluge errungen, hat sie durch die Herausgabe ihres zweiten Werkes „Stürme" durch erhöhte künstlerische Ausgestaltung in hohem Grade zu vermehren gewußt.

FELS und Meer

2 glänzend geschriebene Romane

Ad. Wilbrandt: Hildegard Mahlmann.

Ida Boy-Ed: Eine reine Seele.

Tauchnitz Edition.

November 19, 1896.

The Heart of Princess Osra.

By (1221)

Anthony Hope.

In 1 vol.

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Samstag, 21. November. Nummer 271.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Dr. Stephan Ludwig Roth. II. — Goethe's „Märchen“. Von Hellmuth Ranegg. — Mittheilungen und Nachrichten.

Dr. Stephan Ludwig Roth.

II.

Der erwartete Sturm brach los. Die Umsturzbewegungen in Wien und Pest im März des Jahres 1848 äußerten ihre Wirkungen auch in dem fern abgelegenen Siebenbürgen. Anfangs wurde der „Völkerfrühling“ allenthalben mit jubelnder Freude begrüßt. Man hoffte auf die Verwirklichung der schönen Verheißungen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, „allein der Himmel trübte sich bald“. Roth stand inmitten der Bewegung, und sein Volk blickte mit Liebe und Vertrauen zu ihm empor. Vor allem war es die Jugend, welche ihn als ihren Führer erkor. Der sächsische „Jugendbund“ erwählte ihn am 13. Aug. 1848 zu seinem Obmann, und Roth freute sich von Herzen des freien und frischen Geistes, der unter der studirenden Jugend erwacht war. Wie mochte das Herz des unerschrockenen Vorkämpfers freudig geschlagen haben, als er in seiner Vaterstadt Mediasch den Uebungen von 400 sächsischen Turnern anwohnen konnte! Der Keim, welchen er vor zwanzig Jahren ausgestreut, war aufgesproßt und hatte die ersten Blüthen gebracht. In allen sächsischen Städten waren Turnvereine entstanden; ihnen schlossen sich im Sinne der Vorschläge Roths Sänger- und Schützenvereine an. „Wenn wir uns wiedersehen“, so schloß er die ersten Berathungen des „Jugendbundes“, „so kommen wir als Turner zu Fuß in der Turnerkleidung, als Sänger, in Schaaren gesammelt, singend, und als Schützen mit dem Geschoß im Gastorte an, mit heiterem Sinn, reinen Herzens und unbeflecktem Leib! Auf dem Hut prangt das deutsche Eichenlaub und darunter als Abzeichen des Bundes: Leier und Schwert.“

Bald verstummte die Leier und nur das Schwert erklang und hielt blutige Ernte. Daß es zu ernsten Conflicten unter den Nationalitäten Siebenbürgens kommen mußte, ließ sich aus der Haltung der Parteien leicht erkennen. Die Ungarn und Szekler folgten den nationalpolitischen Bestrebungen ihrer Volksgenossen in Ungarn und forderten im Sinne des Programms der ungarländischen Bewegungspartei die schleunige Einberufung des siebenbürgischen Landtags, hauptsächlich zur Beschließung der Union Siebenbürgens mit Ungarn. Angesichts dieser Tendenz trat die sächsische Nations-Universität in Hermannstadt zusammen und beschloß unter dem 29. März 1848 eine Huldigungs- und Ergebenheitsadresse an den Kaiser, worin sie versicherte, „daß sie zur Verwirklichung der größtmöglichen verfassungsmäßigen Einheit im Länder- und Völkerverbande des österreichischen Kaiserstaates, im Geiste der durch die siebenbürgischen Grundgesetze geheiligten Pragmatischen Sanction, nebst der Bitte um Aufrechthaltung ihrer Verfassung und deutschen Nationalität und Theilhaftigmachung an den dem Gesammtvaterlande gewährten Zugeständnissen nichts sehnlicher wünsche, als diese Gesinnungen einst auch in einer Reichsständeversammlung aller constitutionellen Länder der Monarchie verkünden zu können.“

Pfarrer Roth theilte diesen Standpunkt der municipalen Vertretung seines Volkes. Er war gegen die Union aus Gründen des Rechts, weil er das Sachsenvolk durch dieselbe in seinem Fortbestand gefährdet glaubte; er war aber ein Gegner der Union auch aus politischen Gründen, weil er die Lostrennung Ungarns von Oesterreich als eine unabwendbare Folge der Union ansah. In dieser Hinsicht hatte er schon in seinem „Sprachkampf“ seine Ueberzeugung dahin ausgesprochen: „Ein selbständiges Ungarn gibt es, — ein unabhängiges wird es nie geben. ... Ungarn kann nur glücklich sein in Verbindung mit Oesterreich.“ Doch war Roth ein politisch viel zu kluger Mann, um nicht zu erkennen, daß unter den obwaltenden Umständen die Union unvermeidlich erschien. Aber dieser Act sollte nicht ohne Garantirung des sächsischen Rechtsstandes erfolgen. Da sich jedoch der siebenbürgische Landtag über diesen Rechtsstand hinweggesetzt hatte, war der Widerstand des Sachsenvolkes gegen die Union ein Kampf ums Recht. Die Verhältnisse trieben stets weiter in den Bürgerkrieg hinein. Die Siebenbürger Sachsen und mit ihnen ihr Führer Stephan Ludwig Roth standen auf seiten der kaiserlichen Macht und kämpften gegen die Alleinherrschaft der Magyaren, gegen die Unterjochung der Nationalitäten, gegen die Losreißung von Oesterreich.

Der Bürgerkrieg mit den Schrecknissen eines unerbittlichen Racenkampfes steckte das Land in Flammen, bedeckte es mit Strömen von Blut. Seinem Berufe und seiner Ueberzeugung entsprechend, wirkte Pfarrer Roth in dieser furchtbaren Zeit als ein Apostel des Friedens. Auf Wunsch des kaiserlichen General-Commandos in Hermannstadt und mit Zustimmung der sächsischen Nations-Universität wurde Roth erstlich in den Pacifications-Ausschuß in Hermannstadt gewählt und dann zum Commissar zur Regulirung der Administration in den Kokelburger Comitat ernannt, wo die früheren Beamten die Flucht ergriffen hatten und eine völlige Anarchie mit Brand, Raub und Mord eingerissen war. Er übernahm diese Berufungen als Freund der gesetzlichen Ordnung und als Patriot. Wie er seine Mission auffaßte, das zeigt seine Aeußerung: „Des Guten kann ich wenig thun, doch das ist mein Trost, daß ich einiges Böse verhindere.“ Die Thatsachen bezeugen dies aufs deutlichste. In dem wüthenden Bürger- und Racenkampf verhinderte er Plünderungen, schützte nach dem schriftlichen Zeugnisse des Magistrats von Elisabethstadt (24. Nov. 1848) diese Stadt vor Raub und Mord, verschaffte den beraubten Edelleuten das gestohlene Gut wieder, sorgte für die Wiederherstellung einer halbwegs geordneten öffentlichen Verwaltung, ließ den geflüchteten Gutsbesitzern Lebensmittel zuführen und rettete sie so vor empfindlichem Mangel u. dgl. Ueberall bewies er sich als unparteiischer, unbestechlicher und leutseliger Mann, aus dessen Haltung und Handlung

man den Eindruck empfängt, daß er, im Besitze ausgiebiger Machtmittel in so aufgeregter Zeit, von den herrschenden Leidenschaften unbeeinflußt geblieben ist und in solchem Geiste gewirkt hat, daß er nicht Tadel und Strafe verdiente, sondern Lob und Anerkennung.

Wir stehen vor der Katastrophe im Leben dieses Mannes. Das Kriegsglück hatte sich zugunsten der ungarischen Revolutionsarmee gewendet; am 18. Januar 1849 besetzte der General Bem die Stadt Mediasch. Damals kehrte Roth in sein Pfarrdorf Meschen zurück. Nach der Einnahme von Hermannstadt (11. März) verkündete Bem eine allgemeine Amnestie und stellte Roth auf dessen Verlangen eine besondere Schutz- und Sicherheitskarte aus.

Diese Politik der Versöhnung war nicht nach dem Geschmacke des damaligen Dictators von Ungarn, Ludwig Kossuth. In einem Schreiben vom 17. März 1849 gab er dem General Bem „den gemessenen Auftrag", die „hervorragendsten Führer des sächsischen Aufruhrs" gefangen nehmen zu lassen und sie an den Regierungscommissar Csányi zu überliefern, mit der Weisung, „daß dieselben als Geiseln dienen mögen für den ehebaldigsten Abzug der Russen (!) und für das friedliche Verhalten ihrer Mitbürger; und wenn die Russen nicht sogleich (!) aus dem Lande sich entfernen, oder wenn unter den Sachsen sich die allergeringste Auflehnung kundgibt, so werden dieselben, als des schändlichsten Vaterlandsverrathes schuldig, vor das Kriegsgericht gestellt und unvermeidlich mit dem Tode bestraft."

Es war keine leere Drohung, welche der „Gouverneur" hier aussprach, namentlich in Anbetracht des Mannes, der als bevollmächtigter „Regierungscommissar" zur „Pacificirung" nach Siebenbürgen entsendet worden war. Ladislaus v. Csányi wirkte hier in jener Weise, über welche, wie ein Berichterstatter jener Tage meldete, „der Schutzgeist der Menschheit mit einem in Thränen getauchten Kiel seinen Rapport zu schreiben pflegt". Zwar solange Bem in Siebenbürgen weilte, konnte Csányi seinen Rachegelüsten gegen die Sachsen keine Folge geben, und so blieb auch Pfarrer Roth unangefochten in seinem Dorfe. Als jedoch der General Bem Siebenbürgen verlassen hatte, da säumte die Rache nicht. Roth war von Freunden ernstlich gewarnt und zur Flucht gemahnt worden. Er aber fühlte sich ohne Schuld und blieb. Da wurde er am 21. April 1849 von einer Reiterschaar im Pfarrhause gefangen genommen, nachdem ee seine Häscher vorher noch gastlich bewirthet hatte, in Ketten gelegt und auf offenem Wagen durch die sächsischen Dörfer und Städte nach Klausenburg transportirt. Als Roth in der Stadt Schäßburg am hell lichten Tag unter Bedeckung in Eisen an Hand und Fuß auf die Hauptwache geführt wurde, forderte ihn der begleitende Officier auf, die Eisen mit dem Mantel zu bedecken. Er aber erwiderte: „Das thue ich nicht; diese Ketten kann jedermann sehen, mich schänden sie nicht." Begeisterte Freunde und Anhänger hatten in Schäßburg alles zu seiner Flucht bereitet; aber er lehnte mit Entschiedenheit ab. „Es soll nicht heißen, aus Furcht sei ich geflohen, denn dem Sachsen fehle es an Muth. Die Ehre des Sachsenvolkes steht mir höher als das eigene Leben. Auf Erfolge in meinem Streben habe ich nie gerechnet. Wären sie gekommen, es hätte mich gefreut. Wie Gott will! Die Saat wird auch ohne mich aufgehen und reifen."

Auf der Fahrt durch magyarische Orte war der tapfere wehrlose Mann Verhöhnungen preisgegeben; in Klausenburg wies man ihn in eine feuchte, dunkle Kerkerzelle, wo nicht einmal ein Strohsack, sondern nur eine Pritsche vorhanden war, auf welcher der alternde Mann sich wund lag. Erst nach zehn Tagen erhielt er ein besseres Hastlocal und eine Matratze. Besuche durfte er nur selten empfangen. Csányi erklärte kurzweg: „Es geht niemand mehr zu Roth; er ist nicht hier, um Gesellschaften bei sich zu geben." Der „Pacificator" hatte mit ihm allerdings ganz andere Absichten. Roth bat um die Beschleunigung der Proceßverhandlung. Er hatte nicht lange zu warten. Am 11. Mai fand die Schlußverhandlung statt. Und wessen klagte man den Mann an? Er habe die Anordnungen des kaiserlichen Obercommandanten und Gouverneurs Puchner thatsächlich und ohne daß er dazu unwiderstehlich gezwungen worden sei, angenommen und im Sinne derselben den Feinden des Vaterlandes wesentliche und große Dienste gethan; er habe statt der Bibel den Säbel in die Hand genommen, mit gezogener Waffe feindliche sächsische und walachische Horden angeführt; er habe gegen das durch die treubrüchige Dynastie feierlichst bestätigte Unionsgesetz aufgewiegelt, nach eigenem, freiwilligem Geständniß den ungarischen Adel für Rebellen angesehen, die dreizehn Dörfer (des Kokelburger Comitats) in den Mediascher und Schäßburger Stuhl einverleibt; er habe im Auftrage Puchners im Kokelburger Comitat zur Vermehrung des Söldnerheeres dee Dynastie mit großem Eifer Recruten ausgehoben und sei bei der Verpflegung der Feinde des Vaterlandes und bei Eintreibung der Steuerrückstände für dieselben thätig gewesen. Auf Grund dieser angeblichen Strafthaten verlangte der Staotsanwalt für den Angeklagten — die Todesstrafe.

Die Verhandlung fand bei offenen Thüren, unter großem Zudrange des Volkes statt. Den Angeklagten vertheidigte der Klausenburger Advocat Nikolaus Basa in geschickter, freimüthiger Weise. Es war vergebens; der Tod Roths war beschlossen, noch ehe das Standgericht das unerhörte Urtheil fällte, daß Pfarrer Roth innerhalb drei Stunden mit Pulver und Blei hingerichtet werden solle. Man hatte keinerlei Beweismittel zugelassen, wollte in „eine weitere überflüssige Untersuchung" nicht eingehen. Es war kein Act der Gerechtigkeit, es war ein Act der Rache.

Roth nahm das ungerechte Urtheil mit männlicher Fassung entgegen. „Ich habe", sagte er dem Klausenburger Pfarrer Georg Hintz, der ihm die Hiobsbotschaft gebracht hatte, — „ich habe ein gutes Gewissen und fürchte den Tod nicht; nur meine lieben, noch unerzogenen, auch der Mutter schon seit einem Jahre beraubten Kinder verursachen mir einige Betrübniß." Hier traten ihm Thränen in die Augen. Um seiner Kinder willen ließ er durch Pfarrer Hintz bei Csányi um Begnadigung bitten. Dieser äußerte, wie sehr es ihn befremde, daß man diese Bitte nur zu stellen woge, da der Mann nicht einen, sondern zehn Tode (!) verdient habe. Er habe ja überall und schon seit langer Zeit an der Vertilgung (!) der ungarischen Nation gearbeitet, wie dieses außer seinem letzten sündigen Thun auch seine Einberufung der Schwaben beweise. Uebrigens sei er (Csányi) zu einer Revision oder gar Suspension der Urtheilssprüche des Gerichtes gar nicht befugt.

Während der Freund das Herz des rachedürstigen Fanatikers zu erweichen versuchte, schrieb Roth im Kerkee seinen herrlichen Abschiedsbrief an seine Kinder, zugleich ein werthvolles Testament für seine Nation und ein untrüglicher Beweis von der Lauterkeit seines Charakters. Er schreibt: „Liebe Kinder! Ich bin eben zum Tode verurtheilt worden und über drei Stunden soll dieses Urtheil an mir vollzogen werden. Wenn mich etwas schmerzt, so ist es der Gedanke an euch, die ihr ohne Mutter seid und nun auch den Vatee verliert. Ich kann aber dieser Macht, die mich zur Schlachtbouk führt, keinen Widerstond teisten, sondern ergebe mich in mein Schicksal wie in einen Rathschluß Gottes, bei dem auch meine Haare gezählt sind." Und nun gibt er den Kindern Ermahnungen und Ver-

Digitized by Google

haltungsregeln, trifft Verfügungen über sein Vermögen und nimmt Abschied von seinen Meschener Pfarrkindern, wobei er auch seiner früheren Gläubigen in Nimesch gedenkt. Dann heißt es weiter: „Mit meiner Nation habe ich es wohl gemeint, ohne es mit den anderen Nationen übel gemeint zu haben. Meine Amtirungen in Elisabethstadt und Kokelburg habe ich aus Gehorsam in einen höheren Willen geleitet. Dieser ist das politische Verbrechen, welches mir den Tod zuzieht. Eines Verbrechens bin ich mir nicht bewußt. Fehlgriffe könnten es sein, die ich gethan hätte, vorsätzlich gewiß kein Unrecht. Es freut mich jetzt in meinen letzten Augenblicken, das Eigenthum und das Gut des (ungarischen) Adels nach Möglichkeit geschützt zu haben."

Seinen Amtsgenossen empfiehlt er wärmsteus die Herausgabe der Schul- und Kirchenzeitung, für welche er das Programm ausgearbeitet habe. „Der (sächsische) Nationalkörper ist zerschlagen — ich glaube an keine äußerliche Verbindung der Glieder mehr. Um so mehr wünsche ich die Erhaltung des Geistes, der einmal in diesen Formen wohnte." Er mahnt seine Amtsbrüder, „Charaktere, reine Sitten und Redlichkeit des Willens in dem Volke zu erhalten, das historisch die jetzigen schönen Zeitideen anticipirt habe. Ist es im Rathe der Geschichte beschlossen, unterzugehen, so geschehe es auf eine Art, daß der Name der Vorfahren nicht schamroth werde." Zum Schlusse bat er alle, die er beleidigt habe, um herzliche Verzeihung; sowie er seinestheils aus der Welt gehe ohne Haß und Gott bitte, seinen Feinden zu verzeihen. „Mein gutes Bewußtsein wird mich auf meinem letzten Gange trösten. Gott sei mir gnädig, führe mich ins Licht, wenn ich im Dunkeln war, und lasse diese Voranstalten, die mich umgeben, meine Sühne sein für das, was ich in dieser Sterblichkeit gefehlt habe."

Als Nachschrift ist diesem Briefe noch hinzugefügt: „Nachträglich muß ich noch aufetzen, daß ich weder im Leben noch im Tode ein Feind der ungarischen Nation gewesen bin. Mögen sie dieses mir, als dem Sterbenden, auf mein Wort glauben, in dem Augenblick, wo alle Heuchelei abfällt."

Nun unterhielt der Verurtheilte sich in ruhiger Weise mit dem Pfarrer Hintz, der dann noch einen zweiten Versuch bei Csányi machte, wo inzwischen auch eine Deputation sächsischer Frauen um die Begnadigung des Pfarrers Roth vergeblich gebeten hatte. Csányi, der zum Minister ernannt worden war, fertigte den Klausenburger Pfarrer noch barscher ab; sein gleichfalls anwesender Nachfolger im Regierungscommissariat drehte dem um Gnade Flehenden den Rücken und würdigte ihn weder eines Blickes noch eines Wortes.

Roth bereitete sich auf seine letzten Augenblicke in so rührender Weise vor, daß der anwesende magyarische Officier auf das tiefste erschüttert wurde und sagte: „Nein, eine Seelengröße, wie dieser Mann beweist, habe ich niemals gesehen, wie schade, daß er so elend umkommen soll!" Bis zum Ende bewahrte Roth diese Seelengröße. Auf dem Wege zum Richtplatz wurde der Unglückliche von der entarteten Menge mit lauten Schimpf- und Scheltworten überhäuft; er kehrte sich nicht daran. Es war ein herrlicher Maientag, da man ihn hinausführte auf die Höhe der Citadelle, von wo der Blick über die Stadt und das Szamosthal schweift. „Herr Bruder", wendete Roth sich zu dem begleitenden Pfarrer Hink, „wie schön ist doch Gottes Welt — und wie ganz eigenthümlich sieht sie aus, wenn man sie zum letztenmal ansieht." Er übergab seinem Begleiter sein Schnupftuch mit der Bitte, dieses, wenn er gefallen sei, in sein Herzblut zu tauchen und es seiner ältesten Tochter zu überschicken.

Auf dem Richtplatze verlas einer der Blutrichter nochmals das Todesurtheil; Roth bezeichnete es als ein „Lügengewebe" und bemerkte insbesondere, daß er nie ein Schwert geführt habe. Der Verurtheilte bat um seiner Kinder willen um Pardon, der ihm nicht ertheilt werden konnte; darauf sprach er knieend das Vaterunser, sagte dem begleitenden Freunde das letzte Lebewohl und warf seinen Hut nach rückwärts in die Menge mit den Worten: „Den brauche ich nicht mehr!" Zu dem Officier gewendet, erklärte er: „Nun stehe ich zu Ihrem Befehle, Herr Hauptmann!"

Ein Soldat wollte ihm die Augen verbinden, er wehrte es ab; er werde die Augen ohnehin bald für immer zumachen, bis dahin aber wolle er die schöne Welt Gottes schauen. Auf dem ihm angewiesenen Platz mit verschränkten Armen aufrechtstehend, sah er wie sein Vorbild Andreas Hofer dem Tode offen ins Auge. Da erscholl das Commando: „Feuer!" und in kurzen Zwischenräumen auf einander folgten die Schüsse. Der erste traf den rechten Oberarm, den Roth sogleich sinken ließ, der zweite traf die linke Seite in der Lendengegend: jetzt sank Roth auf die Knie; „in dem Augenblick", berichtet sein Biograph Andreas Gräser, „fuhr die dritte Kugel durch das theure Haupt und da lag der große und geliebte Mann seines Volkes in seinem Blute. Lautlose Stille herrschte, nachdem das Opfer gefallen, bei der unabsehbaren Volksmenge. Da trat der commandirende Hauptmann, hingerissen von der Größe des Augenblicks, von der Seelengröße des gefallenen Mannes, vor und rief mit bebender Stimme: ‚Soldaten, lernt von diesem Manne, wie man für sein Volk stirbt!'"

Die Nachricht von dem gewaltsamen Tode Roths wurde anfangs in den sächsischen Kreisen Siebenbürgens ernstlich bezweifelt; man konnte eine solche That nicht für möglich halten. Um so betäubender wirkte dann die traurige Wahrheit; der Schlag war ebenso unvorbereitet als ungeheuer, der Schmerz unsäglich groß. Oder sollte das Sachsenvolk nicht auf das tiefste ergriffen werden, wenn selbst die Gegner den Gewaltact des Klausenburger Blutgerichts entschieden verurtheilten? Als General Bem nach Siebenbürgen zurückkehrte (Anfang Juni 1849), beklagte er es ausdrücklich und ganz besonders, daß er nicht zeitig genug von der Verhaftung Roths Kenntniß erhalten hatte, um diese von dem Obercommissar der Regierung angeordnete Maßregel verhindern zu können. Er verlangte von Kossuth die Absetzung Csányi's, widrigenfalls er selbst zurücktreten werde.

Aber nicht nur auf dem Sachsenboden und in Siebenbürgen rief der Tod Roths Entsetzen, Schmerz und Trauer hervor: weit über die Grenzen des Landes hinaus weckte diese Blutthat große Theilnahme und scharfe Verurtheilung. Se. Majestät der Kaiser und König Franz Joseph erließ unter dem 24. August 1849 ein allerhöchstes Handschreiben, worin er erklärt, es sei ihm „Bedürfniß, das Andenken des unglücklichen Pfarrers Stephan Ludwig Roth aus Meschen im Siebenbürger Sachsenlande, welcher ein Opfer der Treue gegen seinen Monarchen fiel, in seinen unversorgten Kindern zu ehren". Diesen fünf unmündigen Kindern wurde jedem bis zum erlangten 24. Lebensjahr ein Erziehungsbeitrag von jährlichen 200 Gulden aus dem Staatsschatze bewilligt.

Die Gebeine Roths wurden aus seinem Grabe auf dem Richtplatze gehoben und am 19. April 1850 in feierlichster Weise in seiner Vaterstadt Mediasch zur ewigen Ruhe bestattet. Hier wurde dem unvergeßlichen Manne auch ein öffentliches Denkmal errichtet, dessen Enthüllung unter großer Betheiligung am 20. Mai 1853 erfolgte. Das schönste und werthvollste Denkmal hat jedoch sein Volk dem Reformator

darin gesetzt, daß es die Ideen Roths zu den seinigen gemacht und die Verwirklichung derselben seitdem unermüdlich angestrebt hat. Die Würdigung dessen, was Roth in seinem Leben zum Heile seines Volkes gewollt und gethan, dringt immer weiter und tiefer. Die Keime, die er ausgestreut, sie haben fruchtbaren Boden gefunden, haben Wurzeln gefaßt und schon ist auch manche Frucht gereift. Sein Geist ist in seinem Volke lebendig geblieben und es ist nur natürlich und überaus erfreulich, wenn der hundertjährige Geburtstag dieses Mannes auf dem siebenbürgischen Sachsenboden allenthalben in dankbarer Pietät, in treuer Erinnerung und in aufmunternder Einmüthigkeit gefeiert wird, das ist eine Ehrensache und heilige Pflicht. Ein Volk, das seiner besten Männer vergessen könnte, ist reif zum Untergang und verdient denselben.

Wir schließen diese Skizze mit den zutreffenden Worten aus dem Nekrolog, welchen die Allgemeine Zeitung (damals in Augsburg) gleich nach dem Tode Roths veröffentlicht hat. „Ein Stern am Horizont des siebenbürgisch-deutschen Volksthums," heißt es darin, „ist untergegangen. Dieser in dem letzten Halbjahr so mannichfach heimgesuchte deutsche Volksstamm hat neben den Unbilden des blutigen Bürgerkrieges auch den Tod eines seiner edelsten Männer und Patrioten zu beklagen — den Tod eines Mannes, der den Standpunkt, den er als gereifter Jüngling voll Liebe zu seinem Volke und zum allgemeinen Besten eingenommen hatte, in keinem Augenblick seines thätigen, mühevollen Lebens verließ. Das Wohl seines Volkes nach Kräften zu fördern, hatte er sich zur Lebensaufgabe gemacht, der er bis zum Winter seiner Tage nachjagte; denn er hatte gar früh den schweren Stand seiner, durch die Stürme von sieben Jahrhunderten so hart mitgenommenen Nation erkannt; er hatte die Gefahren kennen gelernt, die dem auf fremden Boden verpflanzten Sprößling der deutschen Eiche von allen Seiten drohten. Diesen Gefahren sollte vorgebeugt werden."

Der Nekrolog gibt dann eine Skizze vom Leben und Wirken Roths und schließt also: „Roth starb den Märtyrertod für seine Nation, mit welcher er es stets wohl meinte, ohne es mit den anderen Nationen übel zu meinen. Sein Geist wird fortleben in den Herzen des Volkes, in welche er eingewachsen war, und aus seinem Blute wird einst der Friedensengel entstehen, der die entzweiten Völker Siebenbürgens zu brüderlicher Umarmung ermahnen und ein allgemeines Versöhnungsfest stiften wird."

Goethe's „Märchen".

Die Symbolik ist von jeher ein von den großen Erziehern der Menschheit gern gewählter Weg gewesen, auf dem sie zu uns herniedersteigen, um uns auf die reinen Höhen ihrer großen Welt- und Lebensauffassung emporzuführen. Es gibt darin zwei verschiedene Formen, welche hauptsächlich zum Gemüth des Menschen sprechen: das Gleichniß und das Märchen.

Das Gleichniß sucht alltägliche Vorkommnisse und Lebensgewohnheiten auf — ein Kaufmann, welcher eine köstliche Perle sucht, ein treuer Hirt, welcher das verirrte Lamm heimholt, eine Frau, welche Sauerteig unter drei Scheffel Mehl mengt u. s. w. — und leitet von da aus unsre Gedanken auf die große ideale Geistes- und Gemüthsarbeit, welche unser Thun und Lassen durchdringen und unsern Verkehr mit dem Nächsten adeln soll.

Das Märchen wählt den umgekehrten Weg zu demselben Endzweck — es personificirt die großen treibenden Gewalten, welche unser alltägliches Wirken bewegen und hemmen. Gedanken, Empfindungen, Leidenschaften, Talente, die Naturgewalten, werden zu guten Geistern und Dämonen. Zeit und Zufall, ja selbst die Eigenschaften der Menschen und die von ihnen erstrebten Ziele, sowie die Verhängnisse: Weisheit und Dummheit, Tugend und Laster, Tapferkeit, Ruhm, Feigheit und Schmach, verkörpern sich zu überirdischen Mächten, welche uns begnaden oder bedrohen. Wie nun der Mensch im Märchen meistens als Kämpfer erscheint, welcher je nach seiner Tüchtigkeit als Held siegt oder als Sklave unterliegt, soll es uns zum Kampfe für das Gute gegen das Böse aufrufen, um uns und in uns; und wie das Gleichniß auffordert, das tägliche Leben und Wirken durch die Betrachtung und das Nachdenken zu verklären, so mahnt das Märchen, die Lichtgestalt des Ideals zur Leuchte unsrer Tage zu erwählen und jenen abstracten Kampf in edlen Thaten zu krystallisiren.

Während man nun dem Gleichniß mit Aufmerksamkeit begegnet, wird das Märchen von vielen unterschätzt. Der Grund mag einerseits darin liegen, daß das erstere in der altehrwürdigen Bibel seine größte Blüthe erreicht hat und uns von Kindheit auf vertraut ist wie das Ehrfurcht gebietende Antlitz eines alten Lehrers; andrerseits darin, daß man von dem festen Boden des Werktaglebens sich nur wenig zu erheben braucht, um wenigstens etwas von dem ihm innewohnenden Lichte zu gewahren. Das Märchen aber kann nur dann wirken, wenn man aus der Höhe des Ideals auf breiter Lichtbahn hinabtauchend die nüchterne, alltägliche Dämmerung erwärmt und durchleuchtet. Einem Kinde wird der Flug leichter, weil es, in einer Gemüths- und Empfindungswelt lebend ohne Anforderungen an vergängliches Tagewerk, schon dadurch sich in einer Wunderwelt befindet, weil es sich von lauter Erscheinungen und Thaten umgeben sieht, die sein Begriffsvermögen übersteigen. Aber noch tragen seine zarten Schmetterlingsflügel es nicht zur Höhe, noch ist sein ungeübter Blick nicht fähig, in die Tiefe zu dringen, und deßhalb ist es unrecht, das Märchen nur für ein träumendes Spielen der Einbildungskraft für kleine und große Kinder zu halten. Das Licht des Wissens und der Erkenntniß verdunkelt jene goldene Wunderwelt nicht, und wer sich die Augen klar von dem Staube der Alltäglichkeit erhält, dem leuchten sie noch weit in das Alter hinein.

Der allumfassende Geist Goethe's ist auch dem oft verkannten Märchen gerecht geworden und hat uns in reiferem Lebensalter ein schönes poetisches Räthsel aufgegeben, welches von seinen großen Zeitgenossen Schiller, Humboldt und Schlegel gewürdigt und bewundert, heute vielen nicht bekannt ist. In den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" verspricht der Pfarrer ein Märchen zu erzählen, welches seine Zuhörer „an alles und an nichts erinnern solle", und er hat sein Wort eingelöst. Goethe's Märchen unterscheidet sich erstens dadurch von allen seinen mir bekannten Vorgängern, daß es uns keinen Sterblichen im Kampfe mit höheren Mächten vorführt, der von diesen begünstigt oder verfolgt wird, und zweitens durch die Abwesenheit des Kampfes überhaupt. Harmonisch auf einander folgend sehen wir logisch sich entspinnende irdische Verwicklungen und Leiden in edelster Entwicklung, ohne gewaltsames Eingreifen eines Deus ex machina, in einem herrlichen Schlußaccord sich lösen. Alle großen und kleinen Kräfte wirken vereint, und das „Märchen" erweckt in uns ein vollkommenes Gefühl der Befriedigung, welches unsre Gedanken gern die vom Dichter geführten Pfade sinnend zurückwandeln läßt, ohne daß eine unbeantwortete Frage das Gemüth beschwert. Viele haben über diese eigenartige Dichtung und die leitenden Grundideen derselben nachgedacht, — ich glaube, daß die symbolische Deutung am natürlichsten und einfachsten ist:

„Der alte Fährmann", die physische Kraft, durchschifft den „Strom" des Lebens, Nachts ruht sie, von der An-

ſtrengung des Tages ermüdet, aber der unruhig weiterſtrebende Geiſt, „die Irrlichter“, rüttelt ihn auf, ungeduldig verlangen ſie an das andere Ufer. Die „Goldſtücke“, die goldenen Errungenſchaften der Lebensklugheit — Witz, Geiſt — ſind kein Lohn für dieſen Fährmann, der nur mit „Früchten der Erde“ befriedigt werden kann — „Zwiebeln“, „Kohlhäuptern“ und „Artiſchocken“, Sinnbildern für Wurzeln, Blätter und Blüthen (die Vorbedingung der Früchte). Mag der Geiſt die irdiſche Nahrung auch verachten, die körperliche Kraft verlangt ſie, und verſagt man ihr dieſelbe, ſo feſſelt ſie den Geiſt, der ihr nicht lange ein Schuldner bleiben darf. Die „ungeheure Kluft“, welche der Strom des Lebens „niemals erreichen kann“, iſt die Vergangenheit. Dort ruht die „ſchöne grüne Schlange“, die Sage, Ueberlieferung, Religion. Sie nimmt die goldenen Geiſtesfunken in ſich auf und wird leuchtender, aber ſie kann ſich nur weiter bewegen, wenn ihr Haupt Fühlung mit dem Erdboden behält. Die Irrlichter haben, indem ſie voll ungeduldiger Sehnſucht dem andern Ufer zuſtrebten, ſich von ihrem Ziele entfernt. Sie ſuchen „die ſchöne Lilie“, die Phantaſie; aber dem Ufer der Kindheit liegt ihr Reich näher als den auf dem Lebensſtrom weiter fortgetragenen. Sie können wieder hinübergelangen, aber nicht auf dem einfachen Wege, den ſie zurücklegten. Der „Schatten“ des „Rieſen“ oder die leuchtende Schlange führen ſie dorthin. Der „Rieſe“, die Zeit, iſt machtlos, ihr „Schatten“, die Stunde, allmächtig; ſcheinbar ſind die ruhigen Morgen- und Abendſtunden die längſten, und die letzteren tragen uns am willigſten in jenes Wunderland. Wenn aber der volle Sonnenglanz, die Mittagshöhe des Daſeins, auf dem Lebensſtrom leuchtet, bereitet uns die „Schlange“ einen wundervollen Weg. Sie umſchlingt ihre Umgebung und beurtheilt ſie nach dem Gefühl, ſieht ſie in ihrem eigenen magiſchen Licht, wie der Glaube, der von der uralten, ehrwürdigen Tradition unzertrennlich iſt. Während der Glaube leuchtet, erleuchtet die Wiſſenſchaft, ſie lernen wir als „Mann mit der Lampe“ kennen. Nicht abſolut „Dunkles“ kann ſie erhellen, aber ſchon das ſanfte Licht des Glaubens bereitet ihr den Weg. Für ſie gibt es nichts Todtes, Stein und Holz verwandelt ſich für ſie in Edelmetall, die Metalle werden durch ſie zerlegt, „ſchattenloſes“ Licht verbreitet der klare Schein ihrer Leuchte, aber ungeſtört von anderem Lichtſchein muß ſie ſtrahlen, wenn ſie dieſe großen Wirkungen hervorbringen ſoll, ſonſt wirkt ſie nur erfriſchend auf alles Lebendige. Von „Oſten“ kommt uns der Glaube, welcher Heil und Verderben bringen kann, wie die Schlange, welche zugleich das Symbol der Unendlichkeit, der Heilkunde und der Vernichtung iſt. In ſchmuckloſem Gewande, wie der „als Bauer“ gekleidete Mann mit der Lampe erſcheint die Wiſſenſchaft, ihr Sitz iſt das Abendland. Der goldene, ſilberne und eherne König, die Weisheit, die Anmuth (der Schein) und die Kraft zeigen ſchon das Sinnbild ihrer Eigenart in dem Stoffe, aus dem ſie beſtehen: Edel, ſtark und unveränderlich wie das Gold iſt die Weisheit, durchſchlagend und mächtig wie das Erz die Kraft, lieblich, aber nicht glänzend und widerſtandsfähig, iſt die Anmuth, ihr Gewand iſt mit Edelſteinen geſchmückt, ſchonend wie das Silber muß ſie behütet werden. Das Reich des ſchönen Scheines endet ſpät oder nie. Während das „Sitzen“ der drei Könige die ruhenden Kräfte zu bedeuten ſcheint, iſt das „Stehen“ des vierten Königs nur ein „Anlehnen.“ — Er ſcheint die Philoſophie zu ſein, welche aus den anderen Mächten unregelmäßig zuſammengeſchmolzen iſt. Das „offenbare Geheimniß“ iſt deßhalb das „wichtigſte“, weil es nur der erweckenden Stunde bedarf, es iſt vorbereitet, offenbar aber noch nicht zum Bewußtſein gebracht. Wenn die uralte Ueberlieferung in neuem Geiſte herrlich erglänzend ihre höchſte Entwicklung erreicht hat, ſo iſt es „an der Zeit“, d. h. an einer neuen Zeit. Die ruhenden Kräfte werden ſich erheben, aber die künſtlich aufgeſtellte Philoſophie wird „zuſammenſinken“, nicht ruhen, und nur ihre Goldadern werden unter die Menge vertheilt werden. Schon die Bemerkung in Bezug auf das Geheimniß: „Was kümmert es mich?“ beweiſt, daß ſie von keiner neuen Lehre mehr wiſſen will, alſo für die Zukunft keine Exiſtenzberechtigung mehr hat. Die alte Gattin des Mannes mit der Lampe, die Fabel, „trägt ſchwer an allem Lebendigen“, während „das Todte leicht über ihrem Haupte ſchwebt“. Die Lebensklugheit tändelt ein wenig mit ihr und leckt begierig das Gold von ihrem Wohnraum, welches der Schein der Wiſſenſchaft darauf niederſchlug. Die Fabel erſcheint ſich noch nicht ſo veraltet, wie ſie iſt, ſie trauert um ihr Thier, welches gleichſam ihr Emblem iſt und von den Geiſtesfunken der Neuzeit getödtet wird. Erſt im Lichte der Wiſſenſchaft wird es zu einem Halbedelſtein und harrt ſeiner Belebung durch die Phantaſie, welche Lebendes durch ihre Berührung erſtarren läßt und Todtes belebt. Die Fabel verſpricht, die Schulden der Irrlichter an den Menſchen und das Leben zu tilgen, aber ſie kommt zu langſam vorwärts, die Zeit raubt ihr einen Theil der friſchen Gaben und durch unmittelbares Eintauchen in den Lebensſtrom ſchrumpft die darbietende Hand zuſammen. Nur das Licht der Wiſſenſchaft kann völligem Dahinſchwinden Halt gebieten. Der „königliche Jüngling“ iſt der Dichter, der Herrſcher im Reiche des Geiſtes. Gebannt durch den Blick in die blauen Augen der Phantaſie, hat er ſich die Inſignien ſeiner Macht und Wehrkraft rauben laſſen; nur ſeine Hoheit, die Schönheit und ſein Schmerz ſind ihm geblieben, und je tiefer er ſein Unglück empfindet, deſto größer iſt die Sehnſucht nach der ſchönen Lilie. Nur eine kurze Wegſtrecke geht er mit der Fabel zuſammen, die ihn bewundert, ohne ihn völlig zu begreifen. In ſchattigen Hainen ruht die Phantaſie, „Blüthen und Früchte“ kann ſie nicht pflanzen, nur Buſche und Baumgruppen läßt ſie ſelbſt aus „ſonſt unfruchtbarem Boden“ ſchnell emporſchießen zum Klagen und Träumen auf den „Gräbern ihrer Lieblinge“. Beſchäftigt ſich die Phantaſie mit mehreren zugleich, ſo entſteht Qual und Verwirrung, wenn ſich ihr aber einzelne nahen, ſo finden ſie Freude und Anregung. Die veraltete Fabel denkt nicht mehr an die Zukunft, die Phantaſie aber erhofft von ihr Erlöſung, und die zwiſchen ihren Ufern und denen der Wiſſenſchaft vermittelnde leuchtende Tradition, welche aus den Klüften der Vergangenheit hervorgeht und den Lebensſtrom überwölbt, verkündet ihr Nahen. Das Scherzen mit dem unnatürlichen Fabelthier verletzt den königlichen Jüngling, er ſucht den Tod in der erſtarrenden Umarmung der Geliebten. Aber wie die Phantaſie nur „halbes Leben“ verleiht, ſo tödtet ſie auch nicht völlig. Die Sage umgibt den verſtummten Dichter mit ihrem „magiſchen Kreis“ und der „Habicht“, die Kritik im höchſten Sinne, ſchwingt ſich auf und vom Lichte der Wahrheit purpurn beleuchtet, ruft ſie den Mann mit der Lampe herbei. Jetzt, wo alle dem Anbrechen des großen, neuen Tages entgegenharren, ſchlummern die Grazien, die „Gefährtinnen Liliens“. Die heilige alte Tradition erſtarrt in ihrem höchſten Glanze, Phantaſie und Fabel dürfen ſich von den „Edelſteinen“, in welche ſie ſich zertheilt hat, nichts aneignen, ſie alle nimmt der Lebensſtrom auf und trägt ſie wieder empor als Grundpfeiler der neuen herrlichen Brücke zum Tempel des Wahren, Schönen und Guten, nachdem ſie in der Nacht der Trübſal am wunderſamſten geleuchtet hatte. Die letzten Riegel von dem ehrwürdigen Heiligthum löſt der veredelte Zeitgeiſt, die Irrlichter, welche in langer Irrfahrt zum Ziele gelangten. Die Phantaſie neigt ſich der Wiſſen-

Digitized by Google

schaft zu, aber in der Morgenröthe des neuen Tages treten Phantasie und Fabel zur Seite und der Dichter und Denker vereint sich mit der Wissenschaft. Der Dichterfürst wird nun mit dem Schwerte der Kraft, dem Scepter der Anmuth und dem Kranze der Weisheit gekrönt, jetzt erst ist seine wahre Wiederbelebung vollbracht und er schließt die holde befreite Phantasie an sein Herz, um mit ihr sein Weltreich zu beherrschen. Den erwachten Grazien gesellt sich die verjüngte und verschönte Fabel, welche neu aus dem Lebensstrom erstanden ist; aufs neue vermählt sie sich der Wissenschaft, welche mit ihrer klaren, schmucklosen Leuchte in die neue Zeit hinüberwandelt. Auch der Fährmann, der erprobte Führer auf dem Meere des Lebens, erscheint in veredelter Gestalt, im weißen Gewande; seine Hütte hat sich zum Altar gewandelt, er selbst ist der Priester geworden. Die Zeit aber steht jetzt als riesenhafter Wächter vor dem Heiligthum, sein gebannter Schatten zeigt keine Zahlen mehr, edle und bedeutende Bilder sind die Stunden geworden, das goldene Zeitalter hat begonnen, ein Reich des Geistes und der Schönheit. —

Auf diesem Wege glaube ich dem Gedankenfluge unsres großen Dichters zu folgen, welcher in aufsteigender Lebenslinie dem Symbolismus um so geneigter gegenüberstand, je mehr er auf einsamer Höhe sich den Menschen und ihrem Getriebe entfernter fühlte. In dieses schillernde Märchengewand ist nach meiner Auffassung ein goldener Zukunftstraum gehüllt, ein Traum, der uns in eine schönere Welt entrückt.

Hellmuth Rauegg.

Mittheilungen und Nachrichten.

„Die Grundherrschaft in Nordwestdeutschland." Von Dr. Wernee Wittich, Privatdocent an der Universität Straßburg, Leipzig, Duncker u. Humblot 1896. — Professor G. F. Knapps allbekannte Untersuchungen über „die Bauernbefreiung und den Ursprung der Landarbeiter in den älteren Theilen Preußens" haben auf die Forschung in der agrargeschichtlichen Entwicklung außerordentlich befruchtend gewirkt. Das vorliegende Werk soll ein Seitenstück zu denselben bilden und die Verhältnisse in Nordwestdeutschland in gleicher Weise untersuchen, wie jene die in Nordostdeutschland. Wittich selbst ist ein Schüler von Knapp und hat von ihm die Anregung und dauernde Unterstützung während der ganzen Arbeitszeit an dem Werke erfahren, das nunmehr als Frucht eines achtjährigen emsigen Studiums veröffentlicht ist. Mit der Sorgfalt, die den deutschen Gelehrten zu ehren macht, ist das umfangreiche und oft sehr schwierige Material bewältigt. Gerade im Vergleich mit der entsprechenden Entwicklung im Nordosten ist das Werk so werthvoll, der Vergleich macht die Verhältnisse in beiden Ländern verständlicher; es ist nicht möglich, die Einzelheiten in wenigen Zeilen auch nur flüchtig anzudeuten; in erster Linie wird gezeigt, wie im Nordwesten die natürliche Entwicklung allmählich und ohne besondere Kämpfe zu den Zuständen geführt hat, die dem Osten später in heftigen Kämpfen gewaltsam geschaffen werden mußten, wie in Nordwestdeutschland die ganze ländliche Verfassung auf der reinen Grundherrschaft als Fortbildung der alten Villicationsverfassung beruht, im Gegensatz zur Grundherrschaft des Ostens. Die sehr verwickelte geschichtliche Entwicklung vom 11. Jahrhundert an wird klargelegt, unter Hervorkehrung der rein juristischen Seite; auch die socialpolitische wird zwar stets berührt, doch wäre ein ausführlicheres Eingehen auf die wirthschaftliche Seite wohl wünschenswerth gewesen. Der Werth des Werkes wird erhöht durch eine ganze Reihe von Anlagen, welche die Vertheilung der Grundherrschaft in Niedersachsen im 18. Jahrhundert nach verschiedenen Herrschafts- und Gerichtsverhältnisse darstellen. Wenn die Wissenschaft auch nicht eine derartige Anregung aus diesem Werke erfahren wird, wie aus den Knapp'schen Forschungen, so begrüßen wir doch auch diesen fleißigen und gelungenen Versuch einer Durchleuchtung der agrarpolitischen, socialen und rechtlichen Entwicklung in Nordwestdeutschland, insbesondere Hannover, bis zur Einverleibung des Landes in Preußen mit Freuden. D.

* Die XV. Plenarsitzung der Badischen Historischen Commission fand am 19. und 20. October d. Js. in Karlsruhe statt. Derselben wohnten 9 ordentliche und 2 außerordentliche Mitglieder bei. 4 ordentliche Mitglieder und ein außerordentliches Mitglied hatten ihr Ausbleiben entschuldigt. Das ordentliche Mitglied, Prof. Dr. Schulte, hat, infolge seiner Berufung an die Universität Breslau, der Commission sein Mandat zur Verfügung gestellt. Als Vertreter der großh. Regierung waren anwesend Staatsminister Dr. Nalt und Geh. Rath Dr. Arnsperger. Die Commission hat 1896 ihren Vorstand, Geh. Hofrath Prof. Dr. Winkelmann, der nach langjähriger Krankheit am 10. Febr. gestorben ist, verloren. Nach Vorschrift des Statuts führte auch bei der diesjährigen Sitzung der Secretär, Geh. Rath Dr. v. Weech, Director des Generallandesarchivs, den Vorsitz. Ueber die einzelnen wissenschaftlichen Unternehmungen der Commission wurden Berichte erstattet und Beschlüsse gefaßt, welche nachstehend zusammengestellt sind:

Für die Bearbeitung der Regesten zur Geschichte der Bischöfe von Konstanz waren Archivassessor Dr. Cartellieri und Dr. Werminghoff, wie im Vorjahr, gemeinsam thätig. Von ersterem bearbeitet, wurde die 2. und 3. Lieferung des II. Bandes (1314—1351) veröffentlicht. Eine von Dr. Cartellieri unternommene archivalische Reise hat in Württemberg und der Schweiz eine erfreuliche Ausbeute ergeben. Im nächsten Jahre wird Dr. Cartellieri Nachforschungen für die Konstanzer Regesten im Vaticanischen Archiv in Rom anstellen. Leider ist Dr. Werminghoff ausgeschieden, um einem Rufe der Centraldirection der Monumenta Germaniae historica nach Berlin zu folgen. — Prof. Dr. Fester, der beabsichtigt hatte, den I. Band der Regesten der Markgrafen von Baden und Hachberg, für den er im laufenden Jahre an der Bearbeitung des Regesten und der Einleitung thätig war, im Jahre 1897 zum Abschlusse zu bringen, ist, infolge seiner Berufung als außerordentlicher Professor der Geschichte an der Universität Erlangen, durch seine akademische Thätigkeit so sehr in Anspruch genommen, daß die Vollendung dieser sehr umfangreichen Arbeit sich vermuthlich noch etwas verzögern wird. — Von den Oberrheinischen Stadtrechten befindet sich das von Geh. Hofrath Prof. Dr. Schröder bearbeitete 3. Heft der I. Abtheilung (Fränkische Stadtrechte) unter der Presse. Mit der Bearbeitung der Stadtrechte von Ueberlingen und Konstanz sind Dr. Hoppeler in Winterthur und Dr. Beyerle, zur Zeit in Wolfach, beschäftigt. — Zur Ergänzung des Materials für die Herausgabe der Urkunden und Acten zur Geschichte des Handelsverkehrs der oberitalienischen Städte mit den Städten des Oberrheins im Mittelalter hat Prof. Dr. Schulte eine zweite archivalische Reise nach Oberitalien unternommen, wodurch die für 1896 in Aussicht gestellte Vollendung des Werkes eine Verzögerung erlitt, dessen Inhalt jedoch eine wesentliche Bereicherung erfuhr. Die Herausgabe dieser Publication wird sicher im nächsten Jahre erfolgen.

Von der durch Geh. Hofrath Dr. Erdmannsdörffer und Archivrath Dr. Obser bearbeiteten Politischen Correspondenz Karl Friedrichs von Baden ist im Jahre 1896 der von Obser bearbeitete 4. Band (1801 bis 1804) erschienen. Für den 5. (letzten) Band dieser Veröffentlichung sind die Vorarbeiten zum größten Theil abgeschlossen, müssen jedoch noch durch Nachforschungen in den Pariser Archiven eine Ergänzung erfahren. — Die Bearbeitung der Nuntiaturberichte aus der Zeit vor Ausbruch des orleanischen Krieges hat Dr. Immich übernommen. Zur Vervollständigung der früher gesammelten Materialien hat im Mai und Juni d. J. Geh. Rath Dr. v. Weech längere Zeit in dem Familienarchiv der Grafen Nunnzi in Bologna und im Vaticanischen Archiv in Rom erfolgreiche Nachforschungen angestellt. Die Publication wird in den ersten Monaten des Jahres 1897 druckreif vorliegen. — Für die Correspondenz des Fürst-Abtes Martin Gerbert von St. Blasien war Dr. Houck in Karlsruhe unausgesetzt thätig, während Geh. Rath v. Weech in Bologna und Rom seine im Vorjahr begonnenen archivalischen Recherchen fortsetzte. 1897 sind noch das Staatsarchiv in Schaffhausen und die Cantonsbibliothek in Aarau zu besuchen. 1898 dürfte die Drucklegung des Werks erfolgen können.

Von dem durch Archivrath Dr. Krieger bearbeiteten Topographischen Wörterbuch des Großherzogthums Baden befindet sich die 4. Lieferung unter der Presse, die 5. (Schluß-)Lieferung wird 1897 erscheinen. — Von dem Oberbadischen Geschlechterbuch, bearbeitet von Oberstlieutenant a. D. Kindler v. Knobloch, wurden die 4. und 5. Lieferung ausgegeben, die 6. und 7. (Schluß des I. Bandes) werden 1897 folgen. — Mit der Sammlung und Zeichnung der Siegel und Wappen der badischen Gemeinden wurde soeben begonnen. Von einer Veröffentlichung derselben soll aber vorerst

Umgang genommen werden. Dagegen wird beabsichtigt, bis zur nächsten Plenarsitzung eine Zusammenstellung der Siegel aller badischen Städte nach ihrer historischen Entwicklung anzufertigen und demnächst deren Publication vorzubereiten. Hiefür war bisher der Zeichner Held thätig und wird auch ferner seine Arbeitskraft diesem Unternehmen widmen. Er hat außerdem 1896 für 22 badische Gemeinden nach den Angaben des Generallandesarchivs neue Siegel, bezw. Wappen entworfen. — Bezüglich der Wirthschaftsgeschichte des Schwarzwaldes, welche Prof. Gothein bearbeitet, der Studie über die Herkunft der romanischen Einwanderung in Baden in den Jahren 1685 ff. von Dr. Roßger, der bevölkerungsstatistischen Arbeit, welche Dr. Eulenburg in Angriff genommen hat, ferner bezüglich der Bearbeitung der Geschichte des schwäbischen Kreises von 1648—1806 durch Dr. Frhrn. Langwerth v. Simmern und endlich der Geschichte der badischen Verwaltung von 1802 bis 1818 durch Dr. Ludwig haben die sämmtlichen Bearbeiter mitgetheilt, daß sie mit der Ausarbeitung der von ihnen übernommenen Werke beschäftigt seien. — Auch 1896 waren in den meisten Amtsbezirken die Pfleger der Commission unter Leitung der Oberpfleger Prof. Dr. Roder, Archivrath Dr. Krieger, Prof. Maurer und Prof. Dr. Wille an der Verzeichnung der Archive von Gemeinden, Pfarreien, Grundherrschaften u. s. w. thätig. Verzeichnisse des Inhalts solcher Archive werden nach wie vor in den Mittheilungen der Badischen Historischen Commission veröffentlicht.

Da Prof. Dr. Schulte mit Abschluß des 11. Bandes die Redaction der Neuen Folge der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins niederlegte, war eine neue Redaction zu bestellen, welche von der Commission ihren ordentlichen Mitgliedern Archivrath Dr. Obser in Karlsruhe und Archivdirector Prof. Dr. Wiegand in Straßburg übertragen wurde. — Das Neujahrsblatt für 1896, „Markgraf Bernhard der Erste und die Anfänge des badischen Territorialstaates", bearbeitet von Prof. Dr. Fester, wurde im Februar d. Js. ausgegeben. Das Neujahrsblatt für 1897, „Bruchsal. Bilder aus einem geistlichen Staate des 18. Jahrhunderts", von Prof. Dr. Wille befindet sich unter der Presse. Für 1898 hat Geh. Rath Dr. v. Weech die Bearbeitung des Neujahrsblattes übernommen. Gegenstand desselben wird die Reise des späteren Cardinals Garampi durch Westdeutschland im Jahre 1764 sein.

Nach Erledigung der geschäftlichen Angelegenheiten beschloß die Commission, dem Großherzog zur Ernennung als ordentliche Mitglieder die ordentlichen Professoren an der Universität Heidelberg Kirchenrath Dr. Adolf Hausrath und Dr. Dietrich Schäfer, den ordentlichen Professor an der Universität Freiburg Dr. Max Weber, das bisherige außerordentliche Mitglied der Commission, Universitätsbibliothekar Prof. Dr. Wille in Heidelberg und den Vorstand des fürstlich Fürstenberg'schen Archivs, Archivrath Prof. Dr. Eduard Heyck in Donaueschingen, vorzuschlagen, und wählte zum außerordentlichen Mitglied den Archivassessor Dr. Alexander Cartellieri in Karlsruhe. Ferner wurde — vorbehaltlich a.h. Bestätigung — an Stelle des verstorbenen Geh. Hofraths Winkelmann zum Vorstand der Commission für die nächsten fünf Jahre der Geh. Hofrath Prof. Dr. Erdmannsdörffer in Heidelberg gewählt. Diesen Vorschlägen entsprechend erfolgte die Ernennung der 5 ordentlichen Mitglieder und die Bestätigung der Wahl des Vorstandes durch den Großherzog, die Bestätigung der Wahl des außerordentlichen Mitgliedes durch das Ministerium der Justiz, des Cultus und Unterrichts.

s. **München.** Geographische Gesellschaft. Geschlossene Versammlung vom 13. Nov. Nach warmen Worten des Gedenkens für das unlängst dahingeschiedene Mitglied Commerzienrath K. Maison sprach der erste Vorsitzende, Hr. Prof. Dr. Sigm. Günther, in glänzendem Vortrag über „das Studium der Mondoberfläche in seiner Bedeutung für die Geklunde". Die wissenschaftliche Erforschung der Mondoberfläche und Hand in Hand damit die Herstellung von Mondkarten begann mit der Erfindung des Fernrohrs durch Galilei, wurde gefördert durch Cassini und Riccioli, dann durch Tobias Mayer in Göttingen, durch Beer und Mädler in Berlin, Lohrmann in Leipzig, in neuerer Zeit durch die Engländer Neison, Carpenter, Nasmyth u. a. Der neueren Forschung haben die Spectralanalyse und besonders die Photographie in Verbindung mit dem Mikroskop Vortheile gebracht und es sind jetzt Mondgegenstände, deren Durchmesser nicht unter 2 km herabgeht, noch erkennbar. Die Mondoberfläche macht mit ihren zahlreichen Ringgebirgen und Kratern vor allem den Eindruck des Vulkanischen. Doch haben Asterius, Althaus, Gilbert diese Gebilde mit dem Einfallen von Meteoriten in die mehr oder weniger weich gedachte Mondkruste zu erklären versucht. Der Vulcanismus des Mondes muß auch, wie aus dem fast gänzlichen Mangel an Wasser auf dem Mond und aus zahlreichen Messungen von Oberflächenformen des Mondes, insbesondere der Tiefe und der Böschungswinkel von Kratern, geschlossen werden darf, nicht dem unsrer Erde gleich gesetzt, sondern als „kosmischer" Vulcanismus aufgefaßt werden. Explosivserscheinungen und Structurelemente fehlen; Domvulcane dagegen, wie sie durch Ueberfließen von Lavamassen entstehen, sind häufig, und gar nicht zum Vergleich mit den Formen der Erdoberfläche wollen die sogenannten Strahlensysteme und Rillen des Mondes passen, die man als Exhalationsproducte, beziehungsweise ausgetrocknete Flußbetten zu deuten versucht hat. Auf selbständige Weise sucht die Fluctuationshypothese den Oberflächenformen des Mondes gerecht zu werden. Sie geht von dem Nachweis aus, daß in eine ursprünglich flüssige Masse, die von außen her durch Erkaltung starr wird, Löcher einfallen, ähnlich den Mondkratern, wenn im Innern der Masse noch eine Fluctuation, etwa wie Ebbe und Fluth, stattfindet. Eine andere Hypothese stützt sich auf die Erscheinungen, welche die Sprungfiguren erkaltender Metalle bieten. Die Frage, ob der Mond heute noch vulcanisch thätig sei, muß verneint werden, wie auch die Ansicht, daß unsre Meteoriten Emissionsproducte von Monokratern seien, widerlegt ist. Immerhin aber ist es unrichtig, den Mond als todte Schlacke zu betrachten. Eine Veränderung seiner Oberfläche wird schon durch die Gesteinsverwitterung bedingt, welche gleich der Desquamation in unsren Wüsten durch die starke Besonnung und die darauf folgende starke Wärmeausstrahlung der Gesteine hervorgerufen werden muß. — Der fruchtbare Vergleich zwischen den Forschungsergebnissen der Selenographie und Astrophysik einerseits und der Geographie und Geologie andererseits bot vielfache Anregung und gab Anlaß zu einer längeren Discussion. An den Vortrag reihte der Vorsitzende einen Hinweis auf mehrere Werke der eingelaufenen Literatur und hob daraus u. a. den Atlas der Alpenseen von Penck und Richter hervor, den er zu ausführlicher Besprechung in der Gesellschaft empfahl, dann die werthvolle, auf fremden und eigenen Beobachtungen beruhende und zu neuen Resultaten führende Abhandlung von Hofrath Dr. v. Liebig über die Bergkrankheit, sowie Chr. Gruber's Monographie über den Hesselberg, die als Muster für die Behandlung eines kleineren Gebiets bezeichnet wurde. Eine orientirende Mittheilung von Prof. E. Oberhummer über den Krumayer'schen Plan zu einer deutschen Südpolar-Expedition schloß unter Vorlegung der zugehörigen neuen Südpolarkarte die Versammlung.

* **Göttingen.** Gerichtsassessor Dr. Franz Leonhard von hier hat sich als Privatdocent in der juristischen Facultät habilitirt. Trotz der großen Zahl der Jura Studirenden hat die hiesige juristische Facultät nur zwei Privatdocenten, während die theologische deren 3, die medicinische 8, die philosophische 18 zählt.

* **Berlin.** Zum Nachfolger des verstorbenen Geh. Reg.-Raths Prof. Eugen Sell ist Reg.-Rath Prof. v. Buchka, bisher Mitglied des kaiserl. Patentamts, als Nahrungsmittel-Chemiker am kaiserl. Gesundheitsamt in Aussicht genommen. — Prof. Schweinfurth, dessen Gesundheit in den letzten Wochen zu wünschen übrig gelassen hat, ist nach Kairo abgereist, wo er seine Studien fortzusetzen gedenkt. — Dem Privatdocenten in der juristischen Facultät, Amtsrichter Dr. Borchat, ist das Prädikat „Professor" beigelegt worden.

eh. **Basel**, 19. Nov. In der letzten Sitzung der hiesigen „historischen und antiquarischen Gesellschaft" (vom 16. Nov.) erhob Prof. Rud. Stähelin energisch Einspruch gegen eine von Adolf Bischer-Sarasin, einem der Basler Aristokratie angehörenden Kaufmann, verfaßte und der Basler „histor. und antiquar. Gesellschaft" „in Hochachtung" gewidmete Schrift, die sich gegen den im vorigen Jahre im Hinrichs'schen Verlag in Leipzig im Druck erschienenen „Das Christenthum und die Geschichte" betitelten Vortrag Prof. Dr. Harnacks in Berlin wendet. Auf Wissenschaftlichkeit kann die Broschüre Bischers, obgleich sie einer wissenschaftlichen Vereinigung gewidmet wurde, keinen Anspruch erheben. Aber nicht das ist es, was Prof. Stähelin zu seinem scharfen Protest, einem Protest, der auch von dem Präsidenten der Gesellschaft unterstützt und daraufhin zu Protokoll genommen wurde, veranlaßte, sondern die schweren sittlichen Anschuldigungen, die in der Broschüre gegen Harnack erhoben werden. Die Angelegenheit erregt in hiesigen Universitätskreisen um so mehr Aufsehen, als die erwähnte Schrift Bischers von ihrem Verfasser auch den Eltern derjenigen jungen Basler Studenten zugeschickt wurde, die in den letzten Semestern in Berlin bei Harnack gehört haben, um ihnen (mit den Worten

Stöhetius, laut seiner Erklärung im Freitagsblatt der „Allg. Schweizer Ztg.") „durch diese Denunciation ihren geliebten Lehrer sittlich verdächtig zu machen". — Zum Rector der Universität wurde für 1897 gewählt Prof. Dr. Rudolf Massini. Prof. Dr. Franz Mistell ist, wie verlautet, schwer erkrankt.

* **Zürich.** Der außerordentliche Professor des Strafrechts an der hiesigen Universität Heinrich Pfenninger ist am 19. d. M. im Alter von 50 Jahren gestorben.

* **London**, 19. Nov. Der Generalagent für Südaustralien hat von seiner Regierung die Nachricht erhalten, daß der Forschungsreisende Calvert, der die unbekannten Gegenden Südaustraliens bereiste, nach großen Strapazen am 6. November in Zigroy angekommen ist. Seine werthvollen wissenschaftlichen Sammlungen mußte er im Stiche lassen. Zwei Mitglieder des Zuges, Wells und Jones, werden vermißt.

* **Mexico.** Vom 16. d. M. an findet hier unter dem Ehrenvorsitz des Präsidenten Diaz ein gesammt-amerikanischer Aerzte-Congreß statt. Zur Theilnahme haben sich gemeldet 466 Aerzte, und zwar 150 aus Mexico, 300 aus den Vereinigten Staaten und Canada, 16 aus Südamerika.

Nur 50 Exemplare kommen in den Handel.

In meinem Verlage ist jetzt erschienen:

Die Jenaer Liederhandschrift.

Facsimile-Ausgabe in Lichtdruck (Phototypie). 266 Seiten groß Folio (60 × 42 cm) **auf 133 Blättern,** nebst **paläograph. Text** von Dr. **K. K. Müller**, Direktor der Universitäts-Bibliothek in Jena.

Preis in Mappe M. 200. — In gepreßtem Schweinslederband mit Beschlägen M. 250.

Von dieser genauen Nachbildung der prächtigen, aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts stammenden Pergament-Handschrift deutscher Lieder, welche der **gleichzeitig beigeschriebenen Singweisen** halber auch für die Kenntniß der weltlichen Musik des Mittelalters sehr wichtig ist, sind im Ganzen nur 140 Exemplare gedruckt worden.

Hiervon wurde die Hälfte von Subscribenten in Anspruch genommen, unter welchen laut beigefügter Liste sich befanden: Der deutsche Kaiser und andere regierende Fürsten, deutsche, österreich. und schweizer. Universitäts-Bibliotheken, die Königl. Bibliotheken in Berlin, München, Kopenhagen, Stockholm, die Kaiserl. Akademie in St. Petersburg, mehrere Landes- und Stadtbibliotheken, Museen, Musik-Akademien, sowie private Bücherfreunde und Buchhändler.

Durch Nachbestellungen ist der Rest bereits auf etwa 50 Exemplare gemindert und da kein Neudruck erfolgt, werden Bibliotheken und Bücherfreunde in ihrem Interesse handeln, **wenn sie sich durch sofortige Bestellung ein Exemplar sichern, denn keine größere wissenschaftliche Bibliothek wird das Werk missen können.**

Dasselbe wird zwar auch in einzelnen Blättern geliefert, doch empfiehlt es sich der besseren Conservirung halber gebundene Exemplare zu beziehen, für deren Lieferung unter Umständen 14tägige Frist erbeten werden muß. Der Einband ist im Stil und mit der Dauerhaftigkeit der deutschen Einbände des 16. Jahrhunderts gearbeitet und dem monumentalen Werk durchaus angemessen.

Ein Probeblatt kann, so lange Vorrath, kostenfrei zur Ansicht gesandt werden. (17113)

Jena, im November 1896.

Fr. Strobel, Buchhandlung.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Lehrbuch der Psychologie.

Von

Friedrich Jodl,

o. ö. Professor der Philosophie an der Universität zu Wien.

Preis geheftet 12 Mark. In Halbfranz gebunden 14 Mark.

In gedrängter Darstellung umfaßt dieses neue Lehrbuch das Gesammtgebiet der heutigen Psychologie. Durch die zusammenfassende einheitliche Darstellung, welche wissenschaftliche Genauigkeit und Verständlichkeit vereinigt, hat der Verfasser ein wirklich praktisches Buch geschaffen, welches nicht nur den Studierenden aller Fakultäten, sondern besonders auch den Lehrern an Gymnasien, welche Unterricht in der Psychologie zu ertheilen haben, wie überhaupt den Vielen, welchen es um einen Einblick in die heutige Wissenschaft vom psychischen Leben zu thun ist, ein zuverlässiger Wegweiser sein wird. (16284)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Neuigkeiten.

Aus ungleichen Tagen.

Neue Gedichte

von **S. Fritz.**

Inhalt: Auf der Hochzeitreise. — Ein Jour. — Vermischte Gedichte. — Ein Grabstein.

XIII u. 121 Seit. kl. 8. Geh. M. 2.—, fein geb. M. 2.75.

Das Buch ist durch alle Buchhandlungen oder gegen Voreinsendung des Betrages unmittelbar zu beziehen vom Verleger (17249)

A. G. Liebeskind in Leipzig.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Montag, 23. November. Nummer 272.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Das Honorarwesen und die deutschen Universitäten. 2. — Johann Philipp v. Schönborn. Von Karl Brunner. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das Honorarwesen und die deutschen Universitäten.

2. Die Reformpläne in Preußen.[1])

L. Die Eigenthümlichkeit des Honorarsystems, die es zu einer Stütze der Lehr- und Lernfreiheit der deutschen Universitäten macht, besteht darin, daß die Professoren unmittelbar von den Studirenden Gebühren beziehen und ihre Einnahmen aus dieser Quelle sich nach dem Umfange und dem Erfolge ihrer Lehrthätigkeit bemessen. Mit diesem System ist es aber recht wohl vereinbar, daß auch der Staat einen gewissen Antheil an den von den Studirenden geleisteten Zahlungen erhält, und gegen eine solche Betheiligung würde sich vollends nichts einwenden lassen, wenn die der Staatscasse zufließenden Beträge wieder verwendet würden, um übermäßige Ungleichheiten in dem Diensteinkommen der einzelnen Professoren zu mildern. Nach dem früher Gesagten ist es als eine nationale Ehrenpflicht anzuerkennen, daß Männern, die den Stolz der deutschen Wissenschaft bilden, auch eine ihren Verdiensten entsprechende äußere Lage bereitet werde, wie dies in ähnlichen Fällen auf verschiedene Art auch in anderen Ländern geschieht.[1]) Aber auch die volle Würdigung solcher Persönlichkeiten kann den sachlichen Erwägungen nicht entgegenstehen, die eine größere Gleichmäßigkeit in den Bezügen der Professoren wünschenswerth machen, zumal da einerseits manche Gelehrte von Weltruf ihres Faches wegen nur geringfügige Honorareinnahmen haben und andrerseits auch solche von weniger hervorragender Bedeutung durch ihr Fach oder durch das vom Staat ihnen zur Verfügung gestellte Institut zu außergewöhnlich einträglichen Stellungen gelangen. Die ordentlichen Professoren aller Universitäten stehen dem Range nach gleich, und es muß angenommen werden, daß jeder von ihnen seine selbständige wissenschaftliche Leistungsfähigkeit so weit bekundet hat, als es für die fruchtbare Verwaltung seines Lehramts nothwendig ist; in allen soll das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Gleichartigkeit ihrer corporativen Interessen bestehen, ohne das die deutschen Universitäten sich in ihrem historischen Charakter nicht behaupten können. Eine individuelle Regelung der Stellung der einzelnen Professoren ist nach den früheren Ausführungen allerdings nöthig; aber daß der eine in derselben Amtsclasse zehnmal so viel Diensteinkommen hat, als der andere und daß diese enormen Ungleichheiten hauptsächlich durch die Vertheilung der Studirenden auf die einzelnen Fächer und durch die Honorare für die Benutzung gewisser Institute entstehen, ist ein Zustand, dessen Erhaltung weder im Interesse der Universitäten noch in dem des Staates liegen dürfte.

Als Maßregel zur Verbesserung dieses Zustandes kommt in erster Linie die Uebertragung eines Theiles der von den Studirenden zu entrichtenden Beträge an den Staat in Betracht. Diese könnte auf zwei Arten geschehen, einerseits durch die Erhebung unmittelbarer Gebühren von den Studirenden, also durch eine beträchtliche Erhöhung der in Preußen schon seit einigen Jahren eingeführten Auditorien-, Instituts- und Praktikanten-Gebühren bei gleichzeitiger Herabsetzung der den Professoren zufallenden Collegiengelder; andrerseits aber durch einen Abzug wenn nicht von allen, so doch von den eine gewisse Höhe überschreitenden Honorareinnahmen. Das erste System ist, wie man hört, an maßgebender Stelle längere Zeit in ernsteste Erwägung gezogen worden. Es besteht an den russischen Universitäten auf Grund des Statuts von 1884: die Studirenden haben dort in jedem Semester eine Universitätsgebühr von 20 Rubel (43.20 M.) und außerdem Collegiengelder zu bezahlen, die nach dem Satze von 1 Rubel für die Wochenstunde bestimmt sind. Aber in Rußland bestand

[1]) Der in Nr. 257 erschienene erste Artikel unter dem obigen Titel hat zu einer in Nr. 260 erschienenen „Verwahrung" Anlaß gegeben, die im wesentlichen auf Mißverständniß meiner Meinung beruht. Daß die Professoren nur durch reichliche Collegiengelder zur Erfüllung ihrer Pflichten bewogen würden, ist ein mir gänzlich fern liegender Gedanke; ich habe vielmehr hervorgehoben, daß viele auch ohne nennenswerthe Honorareinnahmen eine über das vorgeschriebene Maß hinausgehende Lehrthätigkeit entfalten, und daß noch zahlreichere diejenigen seien — und zu diesen gehören auch viele, die für ihre Privatvorlesungen bedeutende Summen an Collegiengeldern beziehen —, die viele Mühe und Arbeit auf unentgeltliche Seminarübungen verwenden. Aber der Professor hat einen großen Spielraum in der Vertheilung seiner Zeit auf Lehrthätigkeit und wissenschaftliche Arbeit und kann, ohne seine Pflicht zu verletzen, die erstere zugunsten der letzteren bis zu einer gewissen Grenze beschränken. Es ist nun eine nicht wegzuleugnende Thatsache, daß diejenigen, denen die Möglichkeit geboten ist, große Honorareinnahmen zu erlangen, sich durch diese Aussicht häufig bestimmen lassen, mehr Vorlesungen zu halten, als sie verpflichtet sind. Daß hervorragende Talente in den Fächern, die mit dem praktischen Leben in näherer Berührung stehen, sich nicht leicht der akademischen Laufbahn widmen werden, wenn diese ihnen nicht einigermaßen ähnliche ökonomische Aussichten bietet, wie die praktischen Berufe, ist ebenfalls eine unbestreitbare Thatsache, die in der Denkschrift der österreichischen juristischen Professoren mit Recht hervorgehoben worden ist. Ein Professorengehalt kann aber nie auf eine solchen Ansoederungen entsprechende Höhe gebracht werden, sondern hier müssen eben die Collegiengelder aushelfen, indem sie zugleich einen großen Lehrerfolg unzweifelhaft darthun. Auch in den meisten der kürzlich von den „Neuesten Nachrichten" veröffentlichten Antworten von 22 Professoren auf eine Anfrage über die Verstaatlichung der Honorare wird das ökonomische Argument stark betont. Ich selbst betrachte es als thatsächlich wichtig, aber nicht als das principiell zugunsten der Honorare entscheidende: das letztere liegt für mich darin, daß das Honorarwesen mit dazu beiträgt, der Stellung der Professoren ihren besonderen Charakter zu wahren, daß es verhindert, daß sie Beamte werden wie alle anderen, und daß es dadurch mit eine Stütze der akademischen Lehr- und Lernfreiheit bildet. Daß ich aber den gegenwärtigen Zustand des Honorarwesens für reformbedürftig halte, habe ich bereits in dem ersten Artikel angedeutet und wird sich noch genauer aus dem folgenden ergeben.

[1]) In Frankreich geschieht dies durch Uebertragung mehrerer Stellen auf dieselbe Person. Brentano hat in den „Neuesten Nachrichten" Beispiele (Cuvier, Thenard, Gay-Lussac, Poisson) angeführt, denen sich aus neuerer Zeit viele ähnliche zur Seite stellen ließen. Unter dem zweiten Kaiserreich bezogen mehrere bedeutende Gelehrte, z. B. Leverrier, Elie de Beaumont, Michel Chevalier, auch noch als Senatoren ein besonderes Gehalt von 30,000 Frcs.

die Einrichtung der Collegienhonorare früher nur in Dorpat und sie wurde an den übrigen Universitäten durch jenes Statut neu eingeführt; die russische Regierung hatte also freie Hand und fand nicht die Schwierigkeiten vor sich, die sich in Deutschland einer ähnlichen Ordnung der Dinge, die eine tiefgehende Umgestaltung des herkömmlichen Zustandes einschlösse, entgegenstellen würden. Die Bestimmung der Honorarsätze ist in Preußen, wenn auch dem Ministerium ein Aufsichtsrecht zusteht, thatsächlich fast gänzlich dem Belieben der Docenten anheimgestellt. Nur in den Statuten von Königsberg und denen der philosophischen Facultät zu Münster ist ein bestimmter Satz, nämlich 3 M. für die Wochenstunde, aufgestellt; aber diese Vorschrift wird schon lange nicht mehr streng eingehalten und es kommen auch dort in vielen Fällen Stundensätze von 4, 5 und noch mehr Mark vor. So ist die Höhe der Collegiengelder in Preußen sowohl nach den Fächern, wie auch für dasselbe Fach von einer Universität zur andern außerordentlich verschieden, und wenn nun die Honorare zur Ausgleichung der Erhöhung der Auditoriengelder und Institutsgebühren auf gewisse Maximalsätze herabgebracht werden sollten, so würden dadurch einerseits die Professoren in sehr verschiedenem Maße betroffen und andrerseits auch die Studirenden nur in sehr ungleichmäßiger und theilweise sehr ungenügender Weise für ihre Mehrbelastung zugunsten der Staatscasse entschädigt werden. Der durchschnittliche Stundensatz betrug in Preußen im Anfang der neunziger Jahre bei den evangelisch-theologischen Facultäten 3.60 M., bei den katholisch-theologischen 3.07 M., bei den juristischen 5 M., bei den medicinischen 5.88 M., bei den humanistischen Abtheilungen der philosophischen Facultäten 4.48 M., bei den mathematisch-naturwissenschaftlichen Abtheilungen 5.23 M. Wollte man nun z. B. einen allgemeinen Maximalsatz von 3 M. für die Wochenstunde einführen und dafür das Auditoriengeld etwa von 5 auf 30 M. für das Semester erhöhen, so müßten die jetzigen Stelleninhaber einzeln nach einer sehr verwickelten Methode entschädigt werden; von den Studirenden aber würden die Theologen benachtheiligt, während den Juristen eine Erleichterung zutheil würde. Auch die Mediciner und die Studirenden der Naturwissenschaften würden einen Vortheil erlangen, wenn nicht zugleich eine Erhöhung der Institutsgebühren stattfände. Man könnte nun allerdings sowohl die Auditoriengelder wie die maximalen Stundensätze für die einzelnen Facultäten in verschiedener Höhe festsetzen, aber auch dieses Auskunftsmittel wäre mißlich, und als davon die Rede war, erhob sich in den Facultäten, für die niedrigere Taxen in Aussicht genommen waren, vielfacher Widerspruch.

Die zweite Methode ist also vorzuziehen: die Studirenden bezahlen die Collegiengelder in der bisherigen Weise, und der Staat erhält einen Antheil daran. Die Privatdocenten und unbesoldeten außerordentlichen Professoren, deren Behandlung nach dem ersten System noch besondere Schwierigkeiten darbieten würde, behalten selbstverständlich ihre Honorare unverkürzt. Da aber der Zweck der Maßregel eine Verminderung der gegenwärtig so enormen Unterschiede in den Honorareinnahmen sein soll, so scheint es angemessen, daß auch von den besoldeten Professoren diejenigen, die nur mäßige Beträge an Collegiengeldern beziehen, von jedem Abzuge frei bleiben und daß nur die großen Einnahmen von der Abgabe betroffen werden. Am besten wäre dies in der Weise zu erreichen, daß eine bestimmte Summe an Honoraren allgemein frei gelassen und von dem Ueberschuß allgemein die gleiche Quote abgezogen würde. In der That ist denn auch bereits von mehreren Blättern gemeldet worden, daß nach der Absicht des Ministeriums für Berlin eine abzugsfreie Honorarsumme von jährlich 4000 M., für die Provincialuniversitäten eine solche von 2000 M. festgesetzt werden, von dem Ueberschuß aber die Hälfte der Staatscasse zufallen solle. Daß hienach Berlin eine gewisse Bevorzugung erhalten soll, mag manchem anstößig scheinen; es läßt sich aber zugunsten dieser Unterscheidung anführen, daß Berlin drei- bis viermal soviel Studirende zählt, als die übrigen Universitäten, die dort bezahlten Collegiengelder also auch durchweg entsprechend höhere Summen erreichen und demnach die Abzüge selbst nach Freilassung des oben angegebenen größeren Betrags durchschnittlich noch weit bedeutender bleiben würden, als die an den anderen Universitäten vorkommenden. Immerhin wäre es indeß wohl zweckmäßig, die Differenz etwas zu vermindern und für die Provincialuniversitäten etwa zwei Drittel der für Berlin festgesetzten Summe anzunehmen. Unter dieser Voraussetzung würden beinahe zwei Drittel der ordentlichen und neun Zehntel der außerordentlichen Professoren von der Maßregel gänzlich unberührt bleiben; die übrigen gegenwärtig im Amte stehenden aber würden der Abgabe nur so weit unterworfen werden können, als sie sich freiwillig damit einverstanden erklärten, und erst für die Nachfolger der jetzigen Inhaber dieser Stellen würde das neue System vollständig durchgeführt werden können. Die Abzüge würden also zunächst der Universitätscasse keine nennenswerthen Einnahmen bringen, und daher kann es nur auf Irrthum beruhen, wenn die oben erwähnten Blätter, wie es scheint, der Ansicht sind, daß nur die aus den Collegiengeldern aufzubringenden Mittel zur Ausgleichung und Aufbesserung der Professorengehälter verwendet werden sollen. Während die übrigen Beamten sofort eine Gehaltszulage erhalten sollen, würden unter der letzteren Annahme die zum Theil sehr ungünstig gestellten Professoren nur mit einem Wechsel auf eine unbestimmte Zukunft abgefunden werden. Auch wäre es eine schwer zu rechtfertigende Ungleichmäßigkeit, wenn den übrigen Beamten eine Gehaltserhöhung aus allgemeinen Staatsmitteln gewährt würde, den Professoren aber nur eine solche zutheil würde, die sie in ihrer Gesammtheit selbst aufbringen müßten. Es entspricht daher einfach der Billigkeit, daß bei der allgemeinen Aufbesserung auch zugleich das Durchschnittsgehalt der Professoren aus der Staatscasse um einen angemessenen Procentsatz erhöht werde.

Bisher betragen die Durchschnittsgehälter, die im Etat in einer den vorhandenen Stellen entsprechenden Anzahl bewilligt werden, für die ordentlichen Professoren in Berlin 6000 M., an einigen der übrigen Universitäten 5100 M., an anderen 4800 M. und die Hälfte dieser Summen für die außerordentlichen Professoren. Es ist nun aber unumgänglich, den besonders tüchtigen und verdienten Ordinarien mindestens dieselbe Möglichkeit des Aufsteigens zu höheren Gehaltsstufen zu gewähren, die die übrigen Beamten in Verbindung mit ihrer Aussicht auf Beförderung zu höheren Stellungen besitzen. Bei der Unzulänglichkeit des Dispositionsfonds zu diesem Zwecke ist daher die Unterrichtsverwaltung bisher genöthigt gewesen, die wirklichen Gehaltsziffern, aus denen jene Durchschnitte gebildet werden, sehr weit auseinander zu ziehen, also die Gehälter nach der einen Seite herabzudrücken, um sie nach der anderen erhöhen zu können. So erhalten die neu ernannten ordentlichen Professoren in der Regel nur 3600 M. Gehalt, und sie haben dabei nicht, wie in Bayern, regelmäßige Dienstalterszulagen zu erwarten, sondern es ist möglich, wenn nicht eine Berufung an eine andere Universität ihnen zu Hülfe kommt, daß sie mehrere Jahre in diesem ungünstigen Anfangsstadium ausharren müssen, und daß sie, wenn sie auch später Aufbesserungen erhalten, den Durchschnittssatz des Gehalts überhaupt nicht erreichen. Und dabei kann es sich um Männer von durchaus anerkennenswerthen wissenschaftlichen Leistungen handeln; denn daß ein Pro-

fessor keine Berufung nach auswärts erhält, kann an sich nicht zu seinem Nachtheil angerechnet werden, da die Berufungen vielfach von Zufälligkeiten und äußeren Umständen, wie z. B. von den Altersverhältnissen der gleichzeitig lebenden Vertreter des Faches abhängen. Die meisten dieser niedrig besoldeten Professoren finden auch keine Verbesserung ihrer Lage in bedeutenden Collegiengeldern; denn die Mehrzahl der Ordinarien der philosophischen Facultäten und der kleineren Universitäten hat an Honorareinnahmen weniger als 1000 M. jährlich. Die Lage der außerordentlichen Professoren ist natürlich noch weit ungünstiger, obwohl viele von diesen nicht einen bloßen Durchgangsposten einnehmen, sondern einen selbständigen Lehrauftrag für ein Fach besitzen, für das an der betreffenden Universität kein Ordinariat besteht.

Die oben angeführten Durchschnittsgehälter sind so mäßig, daß es als eine Härte erscheinen würde, wenn die Universitätsprofessoren von der in Preußen beabsichtigten Aufbesserung der Beamten ausgeschlossen würden. Solche Befürchtungen sind denn auch grundlos, vielmehr ist, wie wir hören, in Betreff der Erhöhung der Durchschnittsgehälter der Professoren eine Verständigung zwischen der Unterrichts- und der Finanzverwaltung bereits erfolgt. Hoffentlich wird aber auch bei dieser Gelegenheit nicht versäumt, an die Stelle der bisherigen gelegentlichen und unregelmäßigen Aufbesserungen eine feste Reihe von Dienstalterszulagen zu setzen, soweit dies mit den besonderen Verhältnissen der Professoren vereinbar ist. Es würden dann also auch diejenigen, denen eine Berufung oder ein sonstiger äußerer Anlaß nicht zustatten gekommen ist, von einem bestimmten Anfangsgehalt regelmäßig in fünf oder sechs Stufen bis zu einem bestimmten Normalsatz aufsteigen. Die neuen Durchschnittsgehälter wären aber unsres Erachtens so hoch anzunehmen, daß auch nach Durchführung dieses Stufensystems ein Ueberschuß bliebe, der zusammen mit dem bereits vorhandenen Dispositionsfonds dazu dienen könnte, einem Theil der Professoren, wie bisher, aus besonderen Gründen noch über die letzte Normalstufe hinausgehende Gehälter zu gewähren. So wäre also für die Individualisirung der Stellungen nach oben ein genügender Spielraum frei zu halten. Aber auch innerhalb der Altersstufenordnung ist das Individualsystem nicht gänzlich zu entbehren, und es würde sich nicht empfehlen, die Dienstalterszulagen für die Professoren gesetzlich festzulegen, oder sie grundsätzlich unter allen Umständen in jedem Falle zur Anwendung zu bringen. Viele Professoren werden auch nach Einführung der Honorarabzüge noch sehr große Einnahmen an Collegiengeldern und Gebühren haben; manche haben auch besoldete Nebenämter inne; bei den Medicinern kommen auch die zum Theil außerordentlich hohen Erträgnisse ihrer Privatpraxis in Betracht, die doch ebenfalls mit ihrer amtlichen Stellung in einem gewissen Zusammenhange stehen. Bisher ist bei der Bemessung der Gehälter auf diese besonderen Verhältnisse der Einzelnen Rücksicht genommen worden, und das wird auch in Zukunft im Interesse einer möglichst zweckmäßigen Verwendung der staatlichen Mittel geschehen müssen. Wer jährlich 20,000 M. an Collegiengeldern oder als Kliniker 50,000 M. an ärztlichen Honoraren bezieht, bedarf keiner Dienstalterszulage, und die an solchen Stellen gemachten Ersparnisse werden weit nützlicher zu Gehaltserhöhungen für verdiente Professoren verwendet, die nur geringe Nebeneinnahmen haben. Es können auch andere Gründe vorliegen, die die Einbehaltung der Dienstalterszulagen rechtfertigen. So werden z. B. die Professoren in Preußen nicht pensionirt, sondern sie beziehen, auch wenn sie dienstunfähig geworden sind, ihr volles Gehalt weiter. Es wäre nun aber doch wohl zu viel verlangt, daß ein vorzeitig dienstunfähig Gewordener auch noch die weiteren regelmäßigen Alterszulagen erhalte. Natürlich aber dürfte die Gewährung der Alterszulagen nicht von dem administrativen Belieben abhängen, und selbstverständlich dürfte die politische Parteistellung der Betheiligten dabei gar nicht in Betracht kommen, wie dies auch bei den Aufbesserungen in den letzten Jahrzehnten nie geschehen ist. In dieser Hinsicht müßten genügende Garantien gegeben werden, etwa in der Art, daß die Gewährung von Dienstalterszulagen nach dem festgesetzten Plane als die eigentliche Regel für die Praxis aufgestellt würde, von der nur aus besonderen, in der Sache selbst liegenden und für jeden unbefangenen Beurtheiler verständlichen Gründen Ausnahmen gemacht werden sollen.

Diese allmählich steigenden Einnahmen wären nun aber, wie bereits gesagt, nicht etwa als Ersatz für die vom Staate geleistete Gehaltsaufbesserung zu behandeln, sondern wie sie von den Universitäten selbst aufgebracht würden, wären sie auch wieder für Universitätszwecke zu verwenden. Zunächst zu weiterer Erhöhung des Dispositionsfonds, an den in Zukunft wegen der Umwandlung der Honorareinnahmen sehr gesteigerte Anforderungen gestellt werden würden, wenn es sich darum handelte, hervorragende Männer von nichtpreußischen Universitäten zu berufen, oder in ihren Stellungen in Preußen zurückzuhalten. Auch könnte eine weitere Erhöhung der Durchschnittsgehälter aus jenen Mitteln gewährt werden, wenn sich herausstellen sollte, daß die jetzt zu erwartende dem Bedürfniß noch nicht genügt. Diese Fragen werden indeß erst nach einer Reihe von Jahren praktisch werden. Für jetzt kann es sich nur handeln um die Erhöhung der Durchschnittsgehälter aus neu zu bewilligenden Staatsmitteln, um die Einführung von regelmäßig zu gewährenden Dienstalterszulagen und um die Einziehung eines Theils der Collegiengelder, mit dem Vorbehalt der Verwendung dieser Abzüge für Universitätszwecke.

Der erste Punkt wird voraussichtlich in den akademischen Kreisen Zustimmung finden, ebenso auch das Princip der Dienstalterszulagen. Widerspruch aber wird sich vielleicht erheben, wenn die Zulagen nicht gesetzlich geregelt und nicht nach einer allgemein gültigen festen Norm bewilligt werden sollen. Soweit diesem Widerspruch etwa die Wünsche der Inhaber sehr hoher Nebeneinnahmen zugrunde lägen, würde es nicht allzuschwer ins Gewicht fallen. Berechtigung hätte hier nur die Rücksicht, daß die Professoren dieser Kategorie bei eintretender Arbeitsunfähigkeit nicht nur ihre großen besonderen Einnahmen verlieren, sondern dann auch im Gehalt schlechter stehen würden als ihre Collegen. Es ist aber nicht schwer, für solche Fälle billige Vorkehrungen zu treffen. Wichtiger ist der principielle Widerspruch, der gegen die weitgehende discretionäre Befugniß erhoben werden könnte, die der Verwaltung bei dem in Rede stehenden System der Alterszulagen zustehen würde. Hier ist nun aber zunächst immer wieder zu bedenken, daß eine mechanische Gleichförmigkeit in den Stellungen der Professoren nun einmal den wahren Interessen der deutschen Universitäten nicht entspricht, daß also unter allen Umständen, auch bei gesetzlicher Regelung der Alterszulagen, der Unterrichtsverwaltung in der Behandlung der Personenfrage ein weiter Spielraum gelassen werden muß, und daß ferner das neue System im Vergleich mit der bisherigen Praxis des preußischen Ministeriums denn doch einen wesentlichen Fortschritt darstellen würde. Denn an die Stelle des bisherigen durchaus freien administrativen Ermessens würde eine ausdrückliche Regel treten, die bald zu einem Gewohnheitsrecht führen würde, von dem man nur aus den vorgesehenen oder anderen allgemein einleuchtenden Gründen abweichen würde.

Vor allem aber wird der Eingriff des Staates in das Honorarwesen vielen nicht zusagen. Die bestehenden Rechte

Digitized by Google

— die sich übrigens theilweise durch herkömmliche Nichtachtung positiver Vorschriften und stillschweigende Connivenz der Regierung entwickelt haben — sollen zwar vollständig gewahrt bleiben, und jeder würde seinem Interesse gemäß entscheiden können, ob er sich den Abzug von seinen die festgesetzte Grenze überschreitenden Honorareinnahmen gefallen lassen oder die seinem Dienstalter entsprechende Zulage erhalten wolle. Aber es wird hie und da die Befürchtung laut, daß die neue Ordnung nur den ersten Schritt zu einer vollständigen Aufhebung des Honorarsystems bilden werde, und diese wird im Interesse der Universitäten mit Recht auch von solchen bekämpft, die selbst nur wenig an Collegiengeldern beziehen. Diese Befürchtung scheint uns jedoch durchaus ungerechtfertigt, denn durch die Annahme der besprochenen Projecte würde die Regierung gerade bekunden, daß sie das Honorarwesen grundsätzlich aufrechterhalten, aber durch Reformen den Gegnern einige der günstigsten Angriffspunkte entziehen wolle. Es gibt aber keine bessere Schutzwehr gegen die Forderung der Verstaatlichung der Honorare, als das Abschneiden der mit ihnen verbundenen Auswüchse, und diese principielle Bedeutung der zu erwartenden Reform ist wichtiger, als die principiellen Einzelheiten derselben.

Johann Philipp v. Schönborn.

Von Karl Brunner.

Als der Leiter und Repräsentant der reichsständischen Politik, welche in den mittleren Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts die deutsche Geschichte ausfüllt, gilt Johann Philipp v. Schönborn, Erzbischof von Mainz, Bischof von Würzburg und Worms, dessen hohe Fähigkeiten ihn in den Stand setzten, seiner Würde als Kurerzkanzler eine Bedeutung zu verleihen, wie sie wohl den alten Traditionen des Mainzer Stuhles entsprach, aber von seinen Vorgängern in diesem Umfang noch nicht erreicht worden war. Schönborn begnügte sich nicht, im Mittelpunkt der Reichsangelegenheiten zu stehen; wo es anging, suchte seine „irenische" Politik auch in die großen europäischen Ereignisse einzugreifen. Freilich, der Ausgang entsprach nicht immer seinen hohen Erwartungen. Aber Johann Philipps Bedeutung beruht im Grunde nicht sowohl auf dem, was er erreicht, als auf dem, was er gewollt hat. Der Historiker hat ebenso die Pflicht, seinen Persönlichkeiten gerecht zu werden, wie der Einzelne im täglichen Leben seinen Mitmenschen gerecht werden muß: der Erfolg darf nie den Maßstab der Beurtheilung bilden. Wer so den Regungen historischen Lebens nachgeht, dem öffnen sich auch für die traurigsten Zeiten unsrer vaterländischen Geschichte Lichtblicke, die den Glauben an unser Volk in Hinsicht auf seine Vergangenheit mächtig beleben müssen. In eine solche Zeit fällt das Auftreten Johann Philipps. Die äußeren Ergebnisse dieser Epoche für die Geschichte sind durchaus traurig. Der Erfolg war auf der Seite der antinationalen Tendenzen. Die entgegengesetzten Bestrebungen blieben erfolglos. Ihr Träger ist Johann Philipp. Seine Wirksamkeit verstehen, heißt sein Zeitalter begreifen nach der besseren und erfreulicheren Seite, nach dem Guten, was es gewollt, nicht nach dem Schlechten, was es erreicht.

Ueber das dem Abschluß des westfälischen Friedens folgende Jahrhundert deutscher Geschichte besitzen wir Erdmannsdörffers preisgekröntes Werk. Der Werth desselben liegt nicht nur in dem unmittelbaren Nutzen, den der Leser aus der reichen Fülle des in glänzender Darstellung gebotenen Stoffes schöpft, sondern auch in den mannichfachen Anregungen, die von dort befruchtend in die jüngeren Fachkreise ausgegangen sind. So sind vor kurzem wieder zwei Arbeiten erschienen, die ihm ihre Entstehung verdanken.[1]) Beide beschäftigen sich mit Johann Philipp; die eine beschränkt sich auf seine Mitarbeit an dem großen Friedenswerk von Münster und Osnabrück, die andere will seine gesammte Thätigkeit umfassen. Ihr Stoff ist also theilweise ganz der gleiche, ihr Inhalt aber und ihre Resultate sind weit von einander verschieden. Wild arbeitet mit einer Menge völlig neuen Materials, das Mentz nicht kennt. In demselben Augenblick, da Mentz sein Buch der Oeffentlichkeit übergibt mit dem Ausdruck des Bedauerns darüber, daß ihm das Schönborn'sche Familienarchiv verschlossen blieb, und er sich mit dem Gedanken tröstet, dadurch vielleicht wenig entbehrt zu haben, tritt Wild hervor mit den Ergebnissen seiner Forschung in eben jenem Archiv, das nun doch, wie es sich zeigt, von unschätzbarer Bedeutung ist für die Kenntniß der Geschichte Johann Philipps und seiner Zeit.

In einem alten Ballsaal des gräflich Schönborn'schen Schlosses Wiesentheid bei Gerolzhofen in Unterfranken fand Wild in mehrere Kisten gepackt einen Theil des versprengten Mainzer Reichskanzlerarchivs, größtentheils Correspondenz Johann Philipps, doch auch Schriftstücke aller Art vor und nach seiner Zeit. Die bisherige Forschung auf diesem Gebiete hatte den fast gänzlichen Mangel an vertraulichem Schriftwechsel des Kurfürsten mit seinen Räthen wie mit andern Fürsten sehr zu beklagen. Manche empfindliche Lücke blieb unausgefüllt. Die geschichtliche Arbeit für diese Periode tritt darum durch Wilds hochwichtigen Fund in ein ganz neues Stadium. Wild hat zunächst nur einen geringen Theil des Archivs verwerthet, gewiß mit weit mehr Aufwand von Zeit und Mühe, als sich auf den ersten Blick vermuthen läßt. Aus einer so umfangreichen, völlig ungeordneten Masse auch nur einen geringen Theil auszuscheiden und zu verarbeiten, ist wahrlich keine leichte Sache. Was für die erste Zeit von Johann Philipps Thätigkeit hier neues geboten ist, läßt auch für die späteren, wichtigeren Jahre seines Schaffens werthvolle Aufschlüsse erwarten. Das gesammte Lebensbild des Mannes wird sich vielleicht verändern, jedenfalls wird es erst jetzt möglich sein, die markante Persönlichkeit Johann Philipps in scharfen Umrissen zu zeichnen und auf bisher dunkle Punkte im politischen Leben des 17. Jahrhunderts einiges Licht zu werfen.

Da die Arbeit von Mentz gleich bei ihrem Erscheinen durch die Abhandlung Wilds überholt worden ist, lohnt sich ein Eingehen auf dieselbe nur so weit, als sie den früheren Stand der Forschung darstellt und die neuen Ergebnisse Wilds um so klarer hervortreten läßt. Leider verbindet sie nicht mit der außerordentlich gründlichen Zusammenstellung des einschlägigen Materials eine ebenso klare und präcise Verarbeitung desselben zu einem übersichtlichen Ganzen, während Wild trotz der oft allzu großen Fülle actenmäßigen Stoffes die leitenden Gesichtspunkte deutlich hervorhebt und seine Resultate kurz und bestimmt formulirt.

Aus dem reichen politischen Leben Johann Philipps heben sich zwei Ereignisse heraus als die bedeutendsten und für seine gesammte Thätigkeit am meisten charakteristischen: der Abschluß des westfälischen Friedens und die Gründung des Rheinbundes von 1658. Dort war er hervorragender Mitarbeiter, hier der eigentliche Schöpfer. Um diese beiden

---

[1]) Dr. Georg Mentz, Johann Philipp von Schönborn, Kurfürst von Mainz, Bischof von Würzburg und Worms 1605—1673. Ein Beitrag zur Geschichte des 17. Jahrhunderts. Erster Theil. Jena 1896.

Dr. Karl Wild, Johann Philipp von Schönborn, genannt der Deutsche Salomo, ein Friedensfürst zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Heidelberg 1896.

Digitized by Google

Punkte gruppirt sich seine ganze übrige Wirksamkeit. Wild hat uns einstweilen nur über den ersten belehrt, über den zweiten werden uns die neu gefundenen Schätze nicht vorenthalten bleiben, zumal diese hier noch eine erhöhte Bedeutung gewinnen müssen.

Der einheitliche Grundgedanke in Johann Philipps Politik ist von Anfang an die Opposition gegen das Haus Habsburg, das seine durchaus antinationalen, nur vom dynastischen Interesse getragenen Tendenzen mit dem Nimbus kaiserlicher Autorität und patriotischer Fürsorge für das Reich zu verschleiern verstand. Schönborn sah völlig klar, was von Wien her fürs Reich zu erwarten war. Ihm galt der wahre Patriotismus höher als der Scheinpatriotismus, der es mit Oesterreich halten zu müssen glaubte, weil von dort dem Reiche der Kaiser kam. Johann Philipps Gesinnung war so aufrichtig und ernst gemeint, daß er, um wirklich patriotisch zu sein, sich nicht scheute, den Schein und Vorwurf des Gegentheils auf sich zu nehmen. Die wahren Interessen des Reiches lagen Oesterreich nicht näher als Frankreich. War es da nicht das Klügste, die beiderseitige Rivalität auszunützen, um bald von diesem, bald von jenem indirect einen Vortheil für das Reich zu erlangen? Eine glänzende Aussicht für den Mainzer Kurfürsten, befriedigend zugleich für seinen mächtigen Ehrgeiz und doch vereinbar mit den besten patriotischen Absichten! So muß man überhaupt Johann Philipp begreifen: beides macht sein Wesen aus. Man würde ihm zu viel Ehre anthun, wollte man seine ganze Handlungsweise zurückführen auf selbstlose Entsagung gegenüber allen eigenen Wünschen und ideale Auffassung seiner hohen Stellung im deutschen Reichskörper. Weit mehr liegt seinem patriotischen Eifer ein Egoismus zugrunde, der ihn als Menschen und als Fürsten, als den ersten nach dem Kaiser, in gleicher Weise beherrscht. Dieser Egoismus ist das Product persönlichen Ehrgeizes und überzeugter Vertretung der alten Traditionen des Kurerzkanzleramtes. Doch daß er die Befriedigung seines persönlichen Strebens im Dienste fürs Vaterland suchte, dessen wahre Bedürfnisse er klar erkannt hatte — darin liegt sein bleibendes Verdienst. Als erstes und dringendstes Bedürfniß aber für das Reich erschien ihm der Friede. Die Wiedergewinnung des Friedens nach den langen, furchtbaren Kriegsjahren und die dauernde Erhaltung desselben bilden das greifbare Ziel seines ganzen politischen Wirkens.

Das neu gewonnene Material bestätigt dies vollauf; und Wild hat aufgrund desselben die Mitarbeit Johann Philipps am Abschluß des westfälischen Friedens so eingehend beleuchtet, daß nunmehr das Urtheil hierüber wohl feststehen wird. Schon in seiner bescheideneren Stellung als Bischof von Wurzburg war Johann Philipp von dem Gedanken seiner hohen Mission durchdrungen, der ihn nach seiner Erhebung zum obersten Reichsfürsten (1647) in gesteigertem Maße erfüllte. Wenn er schon damals einen weit über seine Machtverhältnisse hinausgehenden Einfluß auf die Reichspolitik erlangte, so verdankte er dies, abgesehen von der eigenen diplomatischen Gewandtheit und dem Vertrauen, das man seiner Person allenthalben entgegenbrachte, in erster Linie der geschickten und tactvollen Vertretung, die er in seinem bewährten Rathe Johann Philipp von Vorburg fand. Interessant ist Wilds Exeurs über diesen. Und wenn man — nach einer Menge vertraulicher Schriftstücke — dessen ganzes Auftreten in den langwierigen, mühevollen Verhandlungen verfolgt, wenn man erwägt, wie sehr seine vermittelnde Stellung zwischen den Religionsparteien ihn ganz besonders zum Friedensrichter befähigte, wenn man ferner sieht, mit welch unerschütterlicher Consequenz er für die von seinem Herrn und ihm einmal als unerläßlich erkannten Friedensbedingungen ohne Furcht und Scheu eintrat, so muß man ihn als einen der allerhervorragendsten Mitglieder des Friedenscongresses bezeichnen und mit Wild bedauern, daß diesem Manne die gebührende Stellung in der Allgemeinen Deutschen Biographie nicht zutheil geworden ist. Zu wünschen wäre es, daß die nunmehrige, eingehendere Würdigung seiner Verdienste ihm einen Platz im Nachtrag sichern möchte.

Ein Friede in dem Sinne, wie Johann Philipp ihn meinte und wie das Reich ihn dringend nöthig hatte, war nur möglich durch Trennung der Reichsangelegenheiten vom österreichisch-spanischen Interesse. Dazu bedurfte es aber einer geschickten Verwerthung aller antihabsburgischen Strömungen, der protestantischen und bayerischen Opposition im Innern, der französischen Rivalität von außen: es galt, mit den Protestanten, die beim Kaiser wenig Entgegenkommen fanden, vertrauliche Beziehungen anzuknüpfen und für Bayern auf einen günstigen Ausgang der pfälzischen Streitfrage hinzuwirken. Der Sympathien Frankreichs mußte man sich versichern; dort war von jeher der Rückhalt der gegen Habsburg gerichteten Bestrebungen. Das ist das Programm Johann Philipps für die Friedensverhandlungen. Es ist so klar, daß es gar nicht immer besonderer Instructionen für den Gesandten bedurfte, nun in diesem Sinne zu handeln. Es beweist die Aufrichtigkeit der Gesinnung des Kurfürsten und das unbegrenzte Vertrauen, das er Vorburg entgegenbrachte, daß er diesem schreiben konnte, in Ermangelung näherer Instruction solle ihm als Leitmotiv die Weisung dienen „quovis modo den Frieden zu befördern". In allen wesentlichen Punkten herrschte vollstes Einverständniß zwischen beiden; und während der Kurfürst mit regstem Eifer daheim persönliche und briefliche Verhandlungen pflog, durfte er versichert sein, daß sein Vertreter an den Hauptberathungen ganz im gleichen Sinne mitwirkte. Glänzend haben sie beide ihre Aufgabe gelöst; hier konnte Johann Philipp eines wirklichen Erfolgs sich erfreuen, wie er ihm nicht mehr beschieden war in seinem späteren Leben, einem Leben so reich an hochstrebenden Plänen und kühnen Versuchen, aber auch an Enttäuschungen und Mißerfolgen.

Das Gesammtbild Johann Philipps wird durch eine genaue, actenmäßige Darstellung, wie sie der Wiesentheider Fund ermöglicht, nur gewinnen. Die Wild'sche Untersuchung zeigt, in welch hohem Maße er sich den Dank seiner Zeitgenossen verdiente, so daß ihm auch die Nachwelt, der er vielfach noch in zweifelhaftem Lichte erschienen, ihre Anerkennung nicht versagen darf.

Mittheilungen und Nachrichten.

a. Handbuch zur Gebiets- und Ortskunde des Königreichs Bayern, mit Unterstützung des k. bayer. Ministeriums für Kirchen- und Schulangelegenheiten und des k. bayer. Kriegsministeriums herausgegeben von Karl Köstler, k. bayer. Generalmajor a. D. 1. Abschnitt. Urgeschichte und Römerherrschaft bis zum Auftreten der Bajoarier. Mit einer Karte. München, J. Lindauer. 1895/96. — Mit der Ausgabe des vor kurzem erschienenen 2. Bandes ist der 1. Abschnitt des angekündigten Werkes vollendet worden, das einem wirklich dringenden Bedürfniß Abhülfe zu bringen verspricht. Der Verfasser, dessen Name auf geschichtlichem Gebiete bereits durch verschiedene gediegene Untersuchungen bekannt geworden ist, hat sich nämlich die Schaffung eines topographisch-historischen Nachschlagewerks zur Aufgabe gestellt, welches räumlich das Königreich Bayern, zeitlich die ganze Spanne vom Dämmern der Urgeschichte an bis zur Bildung des jetzigen Königreichs umfaßt. Nach der geschichtlichen Entwicklung der bayerischen Lande theilt er sein Werk in 7 Abschnitte, wovon jeder wieder in 2 Theile zerfällt. Der erste der letzteren bringt in tabellarischer Form die Gebietskunde, d. h. die Geschichte der betreffenden Provinzen und Landestheile, wobei

specielle Beilagen die Mittheilung alles dessen enthalten, was die Tabellen nicht aufzunehmen vermögen, also namentlich die culturgeschichtlichen Partien; der zweite Theil liefert ein Ortslexikon mit der Angabe der geschichtlichen Daten, Funde u. s. w. bei jedem einzelnen Orte. Als dritte Grundlage für dieses originelle Werk dienten die gesammten literarischen Publicationen, welche unsre Bibliotheken verwahren, wobei dem Verfasser bei der Unmasse das Material wohl einzelne Aufsätze in Zeitschriften und Tagesblättern, aber kaum eine nennenswerthe Schrift entgangen ist; sie sind mit großer Sorgfalt an der betreffenden Stelle angegeben, so daß das Aufsuchen der einschlägigen Literatur außerordentlich erleichtert und das Buch zugleich zu einem Repertorium derselben geworden ist. In dieser literarischen Uebersicht für jeden einzelnen Ort liegen zugleich Stärke und Schwäche des Werkes, indem bei der Nebeneinandersetzung der Angaben jede Kritik und jede Scheidung der verschiedenen Ansichten vermieden worden ist. Auf diese Weise ist die Absicht des Verfassers erreicht, welcher, dem Charakter seines Buches als Nachschlagewerk entsprechend, die thunlichst mögliche Vollständigkeit erzielen will; dagegen kaufen ungeschulte und fachunkundige Benützer, die auf ihr eigenes Urtheil angewiesen sind, nur gar zu leicht Gefahr, auf falsche Pfade zu gelangen. Aus dem gleichen Grunde hätte der Referent auch gewünscht, daß die aus dem Spruner-Menke'schen Atlas antiquus entnommene „Karte des Königreichs Bayern zur Römerzeit" eine Correctur ihrer Fehler und Mängel erfahren hätte. Mit diesen Wünschen will der Referent jedoch keinen Tadel aussprechen, sondern bloß ausdrücklich darauf hinweisen, daß der Verfasser gestissentlich ein reines „Nachschlagewerk" liefern wollte und darum der kritischen Sichtung aus dem Wege gegangen ist. Ferner darf die Erwähnung nicht unterlassen werden, daß die übersichtliche Darstellung der vorrömischen Perioden, welche der 1. Band enthält, im vorliegenden 2. Bande durch Dr. Roue eine vollständige, verbessernde Umarbeitung erfuhr. Was an dem Werke endlich besonders hervorzuheben ist, das ist die außerordentliche Handsamkeit für den praktischen Gebrauch, die ihm die verschiedenen Verzeichnisse und Register verleihen. Wiewohl es die Kräfte eines Einzelnen übersteigt, gerade ein derartiges, nahezu unbeschränkte Beherrschung des Stoffes erforderndes Werk zu liefern, glaubt der Referent sich verpflichtet, dem Verfasser die vollste Anerkennung für seine treffliche Leistung und seinen unglaublichen Fleiß zollen und zu ihrer gerechten Würdigung noch anfügen zu müssen, daß derselbe wegen Augenleidens fremder Hülfe zum Lesen und Schreiben bedarf. Auf dem Tisch eines jeden Forschers wird in Zukunft das Werk unentbehrlich sein, das in seinen Spalten eine vollständige Bibliothek der geschichtlichen Ortskunde birgt.

* Der Reichshaushalt für 1897/98 enthält u. a. für das Reichsamt des Innern ein Postulat von 60,000 M. zur Fortsetzung der wissenschaftlichen Erforschung und Aufdeckung des römischen Grenzwalles. Der 1891—1896 dafür verwilligte Betrag von 200,000 M. ist ausgegeben, die Arbeit aber noch nicht beendet und die gestellte Frage nicht gelöst, insbesondere fehlt es noch an der Festlegung der Straßenzüge durch Ausgrabung und der Herausgabe des geplanten, bisher erst in 4 Lieferungen erschienenen Limeswerkes, wozu noch ein Betrag von 150,000 M. erforderlich erscheint. Die Grabungen haben neben einem späteren Erdwall und Graben auch das Vorhandensein der älteren römischen Grenzanlage nachgewiesen und die Situation der Costelle wesentlich aufgeklärt. In Bezug auf letztere ist nunmehr festgestellt worden, daß in der Rheinprovinz auf der Höhe nur kleine Wachtcommandos sich befunden haben, die eigentlichen Hauptcastelle am Rhein selbst bei Vendorf, Ehrenbreitstein und Ems angelegt waren. Man wird deßhalb auch im südlichen Theile die Durchforschung dahin zu erstrecken haben, ob ein gleiches Princip der Befestigung dort befolgt worden ist.

λ **München.** Kgl. Akademie der Wissenschaften. November-Sitzungen. In den drei Classen wurde das Allerhöchste Decret mitgetheilt, durch welches Geh. Rath Dr. v. Pettenkofer auf weitere drei Jahre zum Präsidenten und Generalconservator ernannt und demselben zugleich das Prädicat „Excellenz" verliehen wird. In der II. Classe, welcher Dr. v. Pettenkofer selbst angehört, sprach hierbei der Secretär unter lebhafter Zustimmung aller Mitglieder dem persönlich anwesenden Präsidenten den besonderen Dank der Classe aus, daß er die Wiederernennung der Bitte der drei Classensecretäre entsprechend angenommen habe; in der I. Classe hob der Vorsitzende hervor, daß die Verleihung des Prädicats „Excellenz" nicht bloß als eine Anerkennung für Herrn Dr. v. Pettenkofer persönlich aufzufassen sei, sondern zugleich als eine Auszeichnung für die Akademie als die erste wissenschaftliche Körperschaft des Landes. — Aus den sonstigen Verhandlungen der drei Classen ist zu erwähnen: 1) In der philosophisch-philologischen Classe berichtete Prof. Dr. Furtwängler über eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung des correspondirenden Mitgliedes Dr. Wolfgang Helbig in Rom über „Ein ägyptisches Grabgemälde und die mykenische Frage". Prof. Dr. v. Wölfflin referirte über eine von Hrn. Dr. Joseph Führer dahier eingereichte, mit Plänen und Tafeln in den Denkschriften in Quart abzudruckende Abhandlung „Beiträge zur Sicilia sotterranea", zugleich Bericht enthaltend über die Hauptergebnisse einer im Jahre 1894 auf 95 nach Sicilien unternommenen archäologischen Studienreise; Gymnasialrector Dr. Wecklein hielt einen in die Sitzungsberichte aufzunehmenden Vortrag „Beiträge zur Kritik des Euripides, Theil II." Prof. Dr. Krumbacher überreichte das Doppelheft 3 und 4 des V. Bandes der von ihm mit Unterstützung der Classe herausgegebenen „byzantinischen Zeitschrift", Geh. Rath Dr. v. Cheist sein neuestes Werk Pindari carmina prolegomenis et commentariis instructa. Von den weiteren vorgelegten Büchergeschenken nennen wir das von Lady Meux übersandte, nicht in den Buchhandel gelangte, hervorragend schön gedruckte Werk: Egyptian antiquities in the possession of Lady Meux by Dr. Budge. II. In der mathematisch-physikalischen Classe gedachte der Vorsitzende des beiden während der akademischen Ferien gestorbenen ordentlichen hiesigen Mitgliedes, des Geh. Raths Dr. Ludwig v. Seidel (gest. 13. August) und des rasch und unerwartet (am 25. August) der Wissenschaft entrissenen Prof. Dr. Nik. Rüdinger. Auch eine ganze Reihe auswärtiger und correspondirender Mitglieder ist in dieser Zeit gestorben. Ihrer, besonders aber der hiesigen Mitglieder wird in der nächsten öffentlichen Sitzung (im März 1897) eingehender gedacht werden. Der Classensecretär spricht dem o. Mitglied der Classe Prof. Dr. Sohncke als Vorstand des Münchener Vereins für Luftschiffahrt den Dank der Classe dafür aus, daß dieser Verein dem hauptsächlich mit Mitteln der Akademie gebauten neuen Luftballon des Vereins den Namen „Akademie" gegeben und zu dessen Probefahrt den Präsidenten der Akademie und den Secretär der Classe eingeladen habe. — Prof. Dr. Dyck überreicht den Prospect und eine Probenummer der von den Akademien zu München und zu Wien und der Gesellschaft zu Göttingen gemeinsam herauszugebenden „Encyklopädie der mathematischen Wissenschaften", und berichtet sodann über die im Juli d. J. zu London gehaltene „Internationale Katalog-Conferenz", an welcher Prof. Dyck als Vertreter unsrer Akademie theilgenommen hat. Die Classe erklärt mit großer Mehrheit das geplante Unternehmen — vermittelst einer internationalen Organisation einen vollständigen Katalog der (natur-) wissenschaftlichen Literatur zusammenzustellen — als ein nützliches und beschließt deßhalb, durch das Präsidium der Akademie mit dem k. Staatsministerium in Verbindung zu treten, damit durch dieses die deutsche Reichsregierung zur Beschaffung der für die deutsche Mitarbeit erforderlichen Geldmittel angegangen werde. — Geh. Rath Dr. v. Zittel überreicht und bespricht eine von dem auswärtigen Mitglied Albert Gaudry in Paris eingesandte Druckschrift „Paléontologie philosophique"; Director Dr. Seeliger überreicht eine für die Sitzungsberichte genehmigte Abhandlung „Über das Newton'sche Gravitationsgesetz"; Generalmajor a. D. Dr. Karl v. Orff macht Mittheilungen über die von ihm in Angriff genommenen Schweremessungen; Prof. Dr. Lindemann spricht „über die analytische Fortsetzung derjenigen Functionen, welche das Innere eines Kegelschnittes conform auf die Halbebene abbilden"; Prof. Dr. Dyck legt eine Abhandlung des Privatdocenten Hrn. Dr. Eduard v. Weber in München vor „über partielle Differentialgleichungen II. Ordnung, die sich durch gewöhnliche Differentialgleichungen integriren lassen". Diese beiden mathematischen Abhandlungen werden in den Sitzungsberichten erscheinen. III. In der historischen Classe hielt Prof. Dr. Riezler einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag über „Johann Baptist Zickler als Numismatiker"; Prof. Dr. Alfred Dove theilte „Studien zur Periodologie" mit, die in einer späteren Sitzung (im Februar 1897) fortgesetzt werden und dann als ein Ganzes in den Akademieschriften erscheinen sollen.

München. Anthropologische Gesellschaft. Sitzung vom 30. October. Der Vorsitzende gedachte des am 25. August gestorbenen Prof. Dr. N. Rüdinger, der die Gesellschaft mit be-

gründet und lange ihr erster Vorsitzender gewesen. Alsdann hielt Prof. Dr. Oberhummer einen Vortrag über „Griechen, Türken und Armenier". Er will nicht von den gegenwärtigen verwickelten politischen Verhältnissen reden, sondern zeigen, wie sich allmählich innerhalb des heutigen türkischen Reichs die ethnographischen Verhältnisse gestaltet haben. Die Griechen haben sich aus verschiedenen, mehr oder weniger nah verwandten Stämmen zum hellenischen Volk entwickelt und dann weit über Griechenlands Grenzen hinaus verbreitet. Der geistige Schwerpunkt lag zeitweise außerhalb Griechenlands, in Alexandria. Der Balkan und die illyrischen Stämme (deren Nachfolger die heutigen Albanesen sind) bildeten die Grenze für das Vordringen griechischer Cultur. In Thrakien und Makedonien saß ein den Griechen verwandtes Volk, das erst allmählich gräcisirt wurde. In Thrakien finden sich noch im 6. Jahrhundert n. Chr. Reste der alten Völkerschaft. Auch Kleinasien wurde erst spät gräcisirt, vollständig erst unter der byzantinischen Herrschaft. Bis dahin hatte ein Volk, das weder als indogermanisch noch als semitisch gelten kann, dort seinen Sitz. Zur Zeit Christi konnte man von einer östlichen, griechischen, und einer westlichen, lateinischen Hälfte des römischen Reichs reden. In dieser Zeit machte sich auch schon eine Veränderung des Griechenthums geltend, welche als Romanismus bezeichnet werden kann. In der Zeit vom 6. bis 8. Jahrhundert änderten sich auch die ethnographischen Verhältnisse durch das Eindringen der Slaven und der finnisch-türkischen Bulgaren. Die Griechen wurden dadurch nicht vernichtet, sie haben diese fremden Stämme in sich aufgenommen und absorbirt, wie die Deutschen z. B. das slavische Element. In fremden Beimischungen liegt für ein Culturvolk kein Makel. Nicht auf der Reinheit der Race beruht der Adel einer Nation, sondern auf der Tüchtigkeit und der Achtung, welche sich dieselbe durch eigene Kraft unter den Zeitgenossen erworben hat. — Die Türken gehören zur ural-altaischen Sprachfamilie. Am Jenissei und Orchon sind erst vor kurzem die ältesten türkischen Sprachdenkmäler entdeckt worden. Schon seit der Mitte des 6. Jahrhunderts kamen die Türken mit dem byzantinischen Reich in Berührung. Aus der Niederlassung der Seldschuken in Kleinasien (seit 1075) ging das Sultanat Ikonium hervor, an dessen Stelle um 1300 Osmane Herrschaft trat. Die türkische Schriftsprache weist eine starke Beimischung von persischen und arabischen Elementen auf. Was heute „Türke" genannt wird, ist zum geringsten Theil rein türkischer Abstammung; es fand eine starke Mischung in religiöser, sprachlicher und anthropologischer Hinsicht statt. — Die Sprache der Armenier ist jetzt als ein selbständiges Glied der indogermanischen Sprachfamilie erwiesen, was sie aber erst im Laufe der Zeit durch iranische Beimischung geworden ist. Die Sprache der armenischen Urbevölkerung, die wir aus Keilinschriften kennen, gehörte aller Wahrscheinlichkeit nach derjenigen Race an, die wir in Kleinasien voraussetzen müssen, zu welcher Hommels akkadische Völker (Kaukasier, Hethiter, Sussier) zu rechnen sind. Nach v. Luschan ist dem Einfluß der kleinasiatischen Bevölkerung auch der sogenannte semitische Typus der Juden zuzuschreiben. — Zur Illustration des Vortrags diente eine Anzahl photographischer Typen, welche größtentheils Dr. E. Naumann zur Verfügung gestellt hatte. In der anschließenden Discussion wies Prof. Kuhn darauf hin, daß in neuester Zeit durch russische Gelehrte eine türkische Abstammung der Bulgaren nachgewiesen sei. Daß die Rumänen ursprünglich im Norden der Donau gesessen und von da nach Süden vorgedrungen, hält er nicht für ausgemacht, theilt vielmehr die umgekehrte Ansicht. Prof. Oberhummer gibt zu, daß die Frage jedenfalls offen ist. Prof. Hemmel gibt nähere Aufschlüsse über die alttürkischen Inschriften in Sibirien und über seine Hypothese von der nicht indogermanischen und auch nicht semitischen Urbevölkerung Kleinasiens.

* **Trier.** Die vor einigen Tagen wieder aufgenommene Ausgrabung der römischen Stadtbefestigung förderte nördlich vom Amphitheater einen römischen Stadtthurm zu Tage. Derselbe ist zwar bis in die Grundmauern zerstört, doch wird sich, wie die „Trierer Ztg." berichtet, seine Ausdehnung noch ziemlich genau feststellen lassen. Es war ein Rundthurm, der auf beiden Seiten über die Stadtmauerflucht vorspring, wie die übrigen bisher ausgegrabenen Thürme. Der Fund ist um so werthvoller, als bisher auf der Strecke zwischen Amphitheater und Porta Nigra überhaupt noch kein Thurm bekannt war.

* **Bonn.** Zwanzig Jahre sind seit dem Tode Karl Simrocks verflossen. Man wird es nicht als verfrüht bezeichnen, wenn die Geburtsstadt, die heimathliche Provinz und das deutsche Vaterland in dankbarer Erinnerung an einen solchen Mann sich vereinigen, wenn sie sein Andenken neben dem Denkmal, das er selbst sich in seinen Schriften setzte, durch ein Denkmal von Erz oder Stein zu ehren suchen. Denn nach Ludwig van Beethoven gereicht kein anderer Bonner der Stadt zu größerem Ruhm als Karl Simrock. Alt und Jung kennen und lieben ihn als das Haupt der rheinischen Dichterschule, als den Sänger des Liedes: „Zieh nicht an den Rhein". Um die Förderung germanistischer Wissenschaft und dadurch um die Kräftigung nationalen Sinnes konnten wenige, um die Wiederbelebung mittelalterlicher Dichtungen vielleicht keiner in solchem Maß sich verdient machen, wie der Uebersetzer des Nibelungenliedes. Seine Musterarbeit, schon von Goethe rückhaltlos gewürdigt und in mehr als 50 Auflagen verbreitet, findet in tiefgehender Wirkung nur in der Odyssee von J. H. Voß und dem Shakespeare von A. W. v. Schlegel ihresgleichen. So hat sich denn von hier aus eine Vereinigung von Männern gebildet (in München gehören ihr Paul Heyse und Hermann Lingg, die Professoren v. Cornelius, Holland und Stieve an), die an alle Verehrer des Dichters, des Gelehrten und des jeden, der ihn kannte, unvergeßlichen Mannes die Bitte um Beitrage für ein in Bonn aufzuführendes Simrockdenkmal richtet. Beiträge nimmt Hr. Karl Cahn (Bonn, Viereckplatz 10), Anfragen Prof. Lipmann (ebd. Coblenzerstraße 83a) entgegen. — Für Bonn ist außerdem noch ein zweites Denkmal in Sicht, nicht zwar für einen dort geborenen Mann bestimmt, wohl aber für einen, der dort ruhmvoll gewirkt: August Kekule. Die deutsche chemische Gesellschaft hat den auf der heurigen Naturforscherversammlung angeregten Gedanken aufgenommen. Der Vorstand der Gesellschaft verfügt einen Aufruf zur Sammlung von Beiträgen vor und hat sich auch bereit erklärt, Empfang und Verwaltung der eingehenden Spenden zu übernehmen. Das Denkmal soll in Erz geschaffen werden und seinen Platz vor dem chemischen Institute der hiesigen Universität erhalten. Zugleich hat der Vorstand den Professor Anschütz in Bonn, den langjährigen Mitarbeiter Kekule's, für die Aufgabe gewonnen, ein eingehendes Lebensbild des Meisters für die von der Gesellschaft herausgegebenen Berichte zu entwerfen.

* **London,** 21. Nov. Das „Royal College of Surgeons" will von jetzt an Studentinnen zum chirurgischen Examen zulassen und ihnen Diplome gewähren. — Charles Darwin soll in seiner Vaterstadt Shrewsbury ein Denkmal errichtet werden. Die Gartenbau-Gesellschaft von Shropshire hat die Tragung der gesammten, 1200 Pfd. St. ausmachenden Kosten übernommen.

* **Paris,** 20. Nov. Bekanntlich haben die Kammern vor den diesjährigen Sommerferien einen Gesetzentwurf genehmigt, welcher den Gruppirungen von Facultäten, oder auch einzelnen Facultäten, die über Frankreich zerstreut sind, Titel und Rechte einer Universität verleiht. So kam es, daß gestern in der neuen Sorbonne die Pariser Universität inaugurirt werden konnte, welche thatsächlich schon seit dem Jahre 1200 besteht, nur nicht unter diesem Namen, sondern in einzelnen von einander unabhängigen Instituten, Sorbonne, Rechtsschule, Medicinschule u. s. w. Der Präsident der Republik wohnte der Feier bei, zu der der übliche officielle Pomp aufgeboten worden war; der Unterrichtsminister Rambaud, der Vicerector des Unterrichtswesens Gréard, der Geschichtsprofessor Lavisse und der Präsident des Pariser Gemeinderaths hielten Gelegenheitsreden, der letztere, Bürger Baudin, um den Antheil, den die Stadt Paris an dem Wiederaufbau der Sorbonne gehabt hat, gebührend herauszustreichen und den Studirenden zu rathen, mehr mit der intelligenten und freigebigen Pariser Demokratie zu verkehren, als sie dies bisher zu thun pflegten. Die neue Universität von Paris umfaßt die Facultäten der Literatur, der Wissenschaft (science bedeutet im Gegensatz zu den geisteswissenschaftlichen lettres die Naturforschung), des Rechts, der Heilkunde und der protestantischen Theologie. Außer den Hülfslehrern sind 116 Professoren als Lehrer thätig.

* **Rom.** Bei den Arbeiten eines Straßendurchbruchs am Colle Oppio fand man unterhalb der Kirche S. Francesco di Paola ein Bruchstück eines Akroterion aus gebranntem Thon mit der Darstellung eines Greifen und Palmetten in schwarz und roth. Das Stück gehört der Arbeit nach in das 4. Jahrhundert v. Chr. und dürfte einen Theil der Dachkrönung des Tempels der Juno Lucina gebildet haben, der sich einst an jener Stelle erhob.

* **Baltimore,** 20. Nov. Der Papst hat den Priester Thomas J. Conaty von Worcester (Massachusetts) zum Rector der katholischen Universität in Washington ernannt.

A. Hartleben's Verlag in Wien.

Die Erde.

Eine allgemeine Erd- und Länderkunde.

Von

Dr. Franz Heiderich.

Mit 215 Illustrationen, 143 Textkarten und 6 Karten in Farbendruck. 56 Bogen. Lexikon-Oktav.

In Halbfranzband geb. 20 M.

Ein monumentales Buch! Ein monumentales Buch!

Die Erde

in Karten und Bildern.

Handatlas in 60 Karten nebst 125 Bogen Text mit 100 Illustrationen.

In Prachtband 50 M.

Ein Prachtwerk für Haus und Familie.

Adrian Balbi's

Allgemeine Erdbeschreibung.

Ein Handbuch des geographischen Wissens für die Bedürfnisse aller Gebildeten.

Achte Auflage.

Vollkommen neu bearbeitet von

Dr. Franz Heiderich.

Mit 600 Illustrationen, vielen Textkärtchen und 25 Kartenbeilagen auf 41 Kartenseiten.

Drei Bände.

In drei eleg. Halbfranzbänden geb. 45 M.

A. Hartleben's

Universal-Handatlas.

93 Hauptkarten und 112 Nebenkarten auf 120 Kartenseiten zur mathematischen, physikalischen, politischen und historischen Geographie.

Mit einem begleitenden Text nebst vollständigem Register

von

Dr. Friedrich Umlauft und Dr. Franz Heiderich.

Eleg. Halbfranzband 22 M. 50 Pf.

A. Hartleben's

Volksatlas.

Enthaltend 72 Karten in 100 Kartenseiten.

Mit einem Register von über 20,000 Namen.

Dritte Auflage.

Eleg. Halbfranzband 12 M. 50 Pf.

A. Hartleben's

Kleiner Handatlas

über alle Theile der Erde.

42 Karten auf 60 Kartenseiten.

Mit erklärendem Text von

Prof. Dr. Friedrich Umlauft.

Folio-Format. In eleg. Halbfranzband 9 M.

A. Hartleben's

Kleiner Volks-Atlas.

24 Hauptkarten und 30 Nebenkarten auf 40 Kartenseiten.

Mit einem begleitenden Text von

Professor Dr. Friedrich Umlauft.

Groß-Folio-Format. Preis elegant gebunden 5 M. 40 Pf.

Allgemeine

Waarenkunde.

Handbuch für Kaufleute und Gewerbetreibende.

Unter Mitwirkung von Fachgenossen

redigirt von

Dr. Josef Bersch.

Lexikon-Oktav.

60 Bogen. In Orig.-Halbfranzband 12 M. 50 Pf.

Chemisch-technisches

Lexikon.

Eine Sammlung von mehr als 17.000 Vorschriften für alle Gewerbe und technischen Künste.

Herausgegeben von den Mitarbeitern der „Chem.-techn. Bibliothek".

Redigirt von

Dr. Josef Bersch.

Lexikon-Oktav.

60 Bogen. In Orig.-Halbfranzband 12 M. 50 Pf.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bei Einsendung des Betrages mit Postanweisung erfolgt Franco-Zusendung. (16457)

A. Hartleben's Verlag in Wien.

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 24. November. Nummer 273.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.60, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Beiträge zur Geschichte der Elbflößerei. I. — Mittheilungen und Nachrichten.

Beiträge zur Geschichte der Elbflößerei.

I.

Der stark bewaldete Kranz von Höhenzügen, der das Innere von Böhmen, diese Korn- und Fruchtkammer Oesterreichs und des Deutschen Reiches, umgibt, führt uns so recht mitten hinein in das eigentliche Quellgebiet der Elbe und ihrer Zuflüsse, aber auch in das Quellgebiet der Elbflößerei. Hier sind die großen Walder der mächtigen österreichischen Herrschaften, die unermeßlichen, stattlichen Waldungen der Schwarzenberge, der Thun, Clary, Thurn und Taxis, Windischgrätz, Clam-Gallas, Colloredo, Waldstein, Kinsky, Salm-Salm 2c. 2c., hier sind riesige geistliche Waldungen, Besitzthümer der todten Hand, der Klöster 2c. 2c. Ein Reichthum an Holz, der bei einigermaßen geordneter Verwaltung nicht zu erschöpfen ist. Die Elbe, die „Kleine Elbe“, wie sie der Flößer bis Melnik nennt, mit ihren beiden Nebenflüssen, der Schwarzen und Weißen Adler, mit ihrem größeren Nebenfluß, der Iser, die Moldau mit den Zuflüssen Sazawa, Wottawa und Beraun, das sind die Adern, aus denen der Holzreichthum Böhmens quillt. Steigen wir an diesen Gewässern, die in trockenen Sommern oft einem arabischen Wadi gleichen, stromauf und lehnaufwärts, so kommen wir endlich zu den Stellen, wo ein gefällter Stamm mit dem andern zu einem Floß verbunden wird. Wochen-, ja monatelang liegt mitunter das Floß auf dem Trocknen, bis ein günstiger Wasserstand es gestattet, das Floß abzufahren. Weiter oben würde zwar das Wasser zum Flößen unter günstigen Umständen auch ausreichend sein, aber der Oberlauf eines solchen Wassers ähnelt mehr einem alpinen Wildbach, und die tosenden Gewässer, die sich durch die großen im Wasser liegenden Steinblöcke drängen, gestatten wohl einzelnen Stämmen, Klötzen und kleinerem Scheitholz mühsamen Durchgang, aber zur Flößerei sind sie absolut nicht zu gebrauchen, d. h. zur regelrechten, kunstgemäßen Flößerei. Diese beginnt auf dem Hauptflußwasser, auf der Moldau, erst bei der sogenannten Teufelsmauer, dem letzten großen Felsensturz, der in die Wasserrinne gefallen ist. Viele Meilen weit wird bis hierher und an andere Flößereistationen auf der Achse das Holz aus den Forstorten Winterberg, Ziegenrück, Hirschenstein u. s. w., in der Hauptsache im Böhmerwalde gelegen, angefahren. Auch wird das Holz große Strecken weit gehascht bis an einen günstig gelegenen Floßplatz und dann erst zusammengebunden. Es stellen sich zwar weiter stromabwärts noch große Hindernisse dem Flößereibetriebe in den Weg. Das sind die Wehre, Wehre, wie sie jeder Müller anlegt, um das Wasser in seinen Mühlgraben zu leiten. Sie sind selbst in der Stadt Prag noch zu finden. Ueber die oft hohen und breiten Wehre muß das Floß hinweg, und es verlangt die Fahrt über die Moldauwehre schon einen ganzen Mann.

Doch zunächst etwas über den Mann, der dem Flößer das Material liefert, ihm in die Hände arbeitet. Es ist der Holzmacher. Mitunter sind Holzmacher und Flößer in einer Person vereinigt, im Winter ist der Mann Holzmacher, im Sommer Flößer. Der eigentliche Holzmacher aber verbringt einen größeren Theil seines Lebens tief drin in der Waldeinsamkeit. Er besitzt in der Regel am Saume des Waldes ein Wirthschäftchen, ein Häuschen mit etwas Feld und einigen Kühen und Ziegen. Das Häuschen ist das reine Blockhaus, Holz, nichts als Holz inwendig und auswendig, das Dach ist aus Schindeln, oft genug fehlen aber die Stubendielen, ebenso Schränke aller Art. Stall, Wohnraum und Scheune sind unter einem Dache. Die Frau und die Kinder müssen fast die ganze Wirthschaft allein versorgen und haben den Vater von Zeit zu Zeit zu verproviantiren. Dieser arbeitet mit wenig Kameraden oft weit ab von seiner Wohnung und fällt einen Baumriesen nach dem anderen. Sein Tagelohn übersteigt selten 60 Kreuzer = 1 Mark. Und doch lebt er zufrieden dahin und spart sich noch Geld. Die Bedürfnißlosigkeit der Leute und die Unmöglichkeit, im tiefen Waldesgrund Geld zu verthun, sorgen dafür, daß die Leute sich bei ihren kümmerlichen Erwerbsverhältnissen noch kleine Schätze sammeln können. Der Aufwand an Garderobe ist natürlich auch gering. Meist aber sind Holzmacher und Flößer tschechischer Nationalität, da der Hauptquellsitz der Elbflößerei sich im Süden, Südwesten und Südosten von Böhmen befindet.

Schon seit langen Zeiten gibt es nun auf der Oberelbe, bezw. Moldau, Holzmärkte, Vorrathskammern, Niederlagen, Holzstationen, weiter stromabwärts gern dort, wo die Flößerei der Schiffahrt nicht hinderlich ist, denn beide sind nicht immer die besten Freunde. Wie Moldauteyn, Pickau, Strakonitz, Luschnitz u. s. w. Orte sind, die man als Abgangsstationen, als Ausgangspunkte der Flößerei bezeichnen kann, wie man Prag den Hauptmarkt, den Hauptsitz des böhmischen Holzhandels nennen muß, ebenso könnte man Krscheschitz und Klein-Nutschnitz hinter Leitmeritz als die ersten großen Niederlagen und Stapelplätze bezeichnen; d. h. verschiedene größere Holzhändler haben hier Uferplätze gepachtet und gekauft, an welchen sie Prahme neben Prahme festmachen. Die größte, allgemein bekannte, von allen Passagieren der Dampfschiffe und der Sächsisch-Böhmischen Staatseisenbahn wohl beachtete Holzniederlage ist aber Niedergrund. Hier hängen oft 300 Prahmen an beiden Elbufern, jede im Durchschnitt bis zu 110 m lang. Mühsam winden sich oft Dampfschiffe, Raddampfer und Kettenschlepper mit langen Zügen von Fahrzeugen, thalwärts gehende Elbkähne u. s. w. durch die enormen Holzmassen hindurch. Auch hier wieder sind herrschaftliche oder private Ufergelände, an manchen Stellen in dem engen Elbthal ziemlich steil ansteigend, von den großen Holzindustriellen Böhmens und Sachsens gepachtet oder gekauft, und es entwickelt sich an dieser so romantisch gelegenen Stelle des Elbstroms ein Umsatz in Holz, dessen Werth sich jährlich auf Millionen von Gulden beläuft. Die Eigen-

Digitized by Google

thümer des angefahrenen Holzes sind noch zumeist die Prager Holzhändler, die Firmen Pick, Levy u. Winterberg, Moritz Fischer u. s. w. Obgleich Handel und Religion zunächst nichts mit einander zu thun haben, sei hier nur nebenbei bemerkt, daß ein namhafter Theil der Prager Holzhändler mosaischen Glaubens ist. Es geht überhaupt beim Holzhandel auf dem Elbstrom sehr interconfessionell und international zu, denn tschechische Flößer bringen in den meisten Fällen das Holz aus dem großen, im Vorhergehenden gekennzeichneten Quellgebiet bis hierher, machen es am Lande fest und übergeben es dem während der Dauer der Schiffahrt stets anwesenden Vertreter ihres Geschäfts. Dieser ist nun entweder nur Kaufmann oder gleichzeitig auch Transporteur, d. h. er ist von seiner Firma ermächtigt, Verkäufe abzuschließen und Holz abzufahren. Er hat also auch technische Kenntnisse. Die Niedergründer Dorfinsassen befassen sich überhaupt in ganz erheblichem Maßstabe mit dem Weitertransport des Holzes nach Sachsen herein. Innerhalb dieses nicht allzu großen, aber industriell seit alten Zeiten hoch entwickelten Landes gibt es nun eine ziemliche Anzahl großer Holzhändlerfirmen und Sägewerkbesitzer, die nicht nur die Hauptabnehmer der Forstproducte der sächsischen Forstwirthschaft sind, sondern auch zu den Hauptconsumenten des Elbholzes gehören. Zu ihnen wandert der größte Theil der in Niedergrund lagernden Holzvorräthe. Oft ist die Bestellung direct in Prag erfolgt. Dann bringen die tschechischen Flößer das Holz direct bis Schandau, bis Königstein, bis Dresden, bis Riesa. Weiter geht der Wirkungskreis der Holzflößer tschechischer Nationalität nicht. Unmittelbar an Niedergrund stößt Herrnskretzschen, die letzte österreichische Grenzortschaft, anmuthig am Ausfluß der Kamnitz in die Elbe gelegen, bekannt durch das vorn an der Elbe stehende dem Fürsten Clary gehörige Herrenhaus, das Wahrzeichen Herrnskretzschens, durch das ausgezeichnet bewirthschaftete Hotel Hetschel, durch den viel genannten Grünen Baum, durch den herrlichen Edmundsgrund und die Edmundsklamm und durch den Weg zum Prebischthor. Auch hier hängt fast das ganze Jahr hindurch Holz in Massen. Es ist Holz aus dem Innern von Böhmen, auf der Elbe bis hierher geflößt, es ist aber auch vielfach Holz von der angrenzenden, Herrnskretzschen in großem Bogen umschließenden stattlichen Waldung der Herrschaft Binsdorf, ja, es hat bereits seit 1623 der Graf Kinsky unter einer Steinwand, dicht beim Hotel Hetschel, Niederlagsrechte, und viel Holz wird seit jener Zeit auch aus der Kamnitzer Herrschaft auf der Kamnitz bis an die Elbe vor geflößt, nachdem es von den Herrnskretschner Holzhändlern erstanden worden ist. Viel Holz steht hier also stets zum Verkaufe, und wenn Herrnskretzschen in den Holzhändlerkreisen Sachsens auch scherzweise die Apotheke genannt wird, so verproviantirt sich mancher Schneidemüller und Holzhändler Sachsens fast nur bei seinen alten Herrnskretzschner Geschäftsfreunden, d. h. vornehmlich der großen, weit verzweigten Familie Clar. Manches große Geschäft ist hier schon abgeschlossen worden, sei es in Brennholz, Brettern oder Langholz. Wie wichtige Staatsverträge lesen sich die alten Briefe und Kaufcontracte aus dem Anfang des Jahrhunderts, wenn der kgl. sächsische Staats-Fiscus mit der eigenhändigen Unterschrift des Königs und des Finanzministers beim alten Holzhändler Franz Joseph Clar in Johnsdorf-Herrnskretschen Brennholz einkauft. Bald sind es 200 Klafter buchene Scheithölzer, die Klafter zu 8 Thlr. 16 Groschen, die am Ostraer Holzhof in Dresden in ganz ausgetrockneter und vorzüglicher Qualität zu liefern sind und wofür die Bezahlung halb in baar, halb in Cassen-Billets sofort nach der Anfuhr erfolgen soll; bald sind es 200 Schragen buchene und birkene Scheithölzer, die bestellt werden: gesundes, glattes und starkscheitig aufbereitetes Holz, welches auch nicht auf Flößen, sondern nur auf Schiffen nach Dresden transportirt werden darf, obgleich es vorher oft wochenlang im Wasser der Kamnitz gelegen. Die sofortige Zahlung in Preußisch-Courant wird feierlichst zugesagt. Welche Rolle überhaupt bei dem verschiedenartigen Münzfuß und den gänzlich verschiedenen gangbaren Geldsorten in den benachbarten Ländern Böhmen und Sachsen die genaue Bestimmung spielt, in welchem Gelde zu zahlen sei, davon geben schon die ganz alten Kaufcontracte und Lieferscheine beredtes Zeugniß. Ein solcher Kauf vom Jahre 1757, der in würdiger Weise anfängt mit den Worten: „Im Namen Gottes“, sagt ganz genau, jeden Zweifel und Streit ausschließend, daß das Schock Bretter mit 9 Thlr. in ungarisch-richtigen Ducaten zu bezahlen ist. Weil aber die richtigen Ducaten der Kriegszeiten wegen sehr mühsam aufzutreiben waren, so einigen sich die Contrahenten dahin, daß jedes Schock statt mit 9 Thlr. Ducaten mit 9 Thlr. 18 Groschen in gangbarem Silbergelde und die übrigen specificirten Waaren, die Hälfte mit Friedrichsd'oren und die andere Hälfte mit gangbarer Silbermünze, bezahlt werden; dabei verobligiren sich die Verkäufer Johann Friedrich Jäger, Christian Clar und Johann George Guth, sämmtliche Waaren und Bretter auf ihre eigenen Kosten längstens bis 5 Wochen bis Krippen zu liefern. Ein richtiger Holzhändler und Flößersherr jener Zeit, ja man kann ruhig sagen bis in die Mitte unsres Jahrhunderts, war ohne Geldkatze und Goldwage eigentlich undenkbar, und noch sind hie und da in den Geschäftshäusern am Elbstrom diese Reliquien aus jener Zeit zu sehen. Von Wechselgeschäften und großen Banknotenumsätzen wußte man damals wenig. Alles wurde in Gold oder Silber abgemacht.

Soweit das historische Geschäft Herrnskretzschens und des Niedergrunds. Zwischen dem modernen Holzgeschäft Niedergrunds und Herrnskretzschens ist insofern ein großer Unterschied, als die Herrnskretzschner Holzhändler sich nicht bloß mit dem nachbarlichen Weiterverkauf des auf der Elbe und der Kamnitz angeflößten Holzes befassen, sondern auch große Flöße bauen, sogenannte Prahmen, und sie bis nach Magdeburg schicken, weßwegen auch diese künstlich gebauten Flöße seit altersher schon den Namen Magdeburger Boden, später Magdeburger Prahme führen. Herrnskretzschen kann mit Fug und Recht als der letzte große Holzstapelplatz auf dem Elbstrom bezeichnet werden. Blicken wir von den Hauptholzmärkten, von den Ausgangspunkten der Flößerei nunmehr auf diese selbst.

Wenn von Flößerei die Rede ist, so muß dreierlei Flößerei unterschieden werden. Die einfachste Flößerei ist die, wie sie ehedem auf der Weißeritz bis nach Dresden in den großen Holzhof am Löbtauer Schlage zu sehen gewesen, wie sie auf vielen anderen Gebirgsflüssen Sachsens stattgefunden hat, wie sie auf der Kirnitzsch streckenweise heute noch zu sehen ist, wie sie auf der Kamnitz in Herrnskretzschen bis vor an den Elbstrom, und in Böhmen zu Frühjahrszeiten noch allenthalben auf den kleinen Waldgewässern und Floßgräben zu bemerken ist. Es ist die wilde Flößerei. Das Holz — Klötze, Langholz und Brennholz — wird einfach ins Wasser geworfen und sucht sich seinen Weg bis zum Holzfang selbst. Hier staut sich alles in wüstem Durcheinander, bis wieder Luft geschafft wird, oder das Holz vorderhand seinen Bestimmungsort erreicht hat und aus dem Wasser herausgeholt wird. Unterwegs stehen vielleicht einige Flößer, während auf dem Bach geflößt wird, und stoßen mit dem Floßhaken alles Holz fort, das sich unterwegs an Steinen festsetzen will, sich quer überlegt oder sonst auf den Verkehr hemmend wirkt.

Eine zweite Flößerei, schon kunstvoller als die erste, ist die, wie sie auf allen größeren Nebenflüssen der Moldau, auf dieser selbst, auf der Kleinen Elbe, und selbst auf dem

Digitized by Google

Hauptstrom bis nach Riesa herab ausgeübt wird. Nennen wir diese Flößerei die einschichtige, zum Unterschied von der dritten, von der kunstvoll bis zu sechs Schichten gebauten sogenannten Magdeburger Flößerei. Es handelt sich bei der zweiten Art des Holzflößens um das einigermaßen feste Angliedern einer größeren Anzahl Stämme oder Klötze an einander und um den sogenannten Zwischentransport, d. h. um den Transport des Holzes bis auf die eigentlichen Holzmärkte, oder bis an die an der Oberelbe gelegenen Schneidemühlen. Der geübte Kenner sieht an der höchst mannichfaltigen Bauart dieser einfachen, einschichtigen Flöße oder Prahmen, ob das Holz von der Kleinen Elbe oder von der Moldau stammt, ja er sieht sogar, auf welchem Nebenfluß der Moldau das Floß gebaut worden ist. Einer, der es Jahrzehnte lang mit der Holzflößerei zu thun hat, im Holzgeschäft aufwächst, sieht sogar an der Art der Verbindung der Stämme unter einander auf den ersten Blick den Ursprungsort. Ein solches einfaches Floß besteht also nur aus Langholz, aus Stämmen oder aus Klötzen, die in einzelnen Tafeln in einer Länge von etwas über hundert Meter an einander gehängt sind. Eine Ladung ist meist nicht vorhanden. Vielleicht liegen auf den Langholztafeln einige Klötze, möglicherweise hartes Holz für Tischler, Drechsler, Stellmacher, ab und zu auch etwas Scheitholz für die Cellulose, d. h. die Holzstofffabrik. Von einer Bude ist nichts zu sehen, da die Reise nicht zu weit geht. Höchstens hat man auf einige Stämme etwas Erde gelegt und einen kleinen Kochherd hergestellt, um sich einen Topf voll Kartoffeln, oder eine Suppe, oder etwas Kaffee kochen zu können. Uebernachtet wird auf dem Floß auch, wenn es sein muß, d. h. der Flößer legt sich, wie er ist, querüber auf seine Hölzer und wickelt sich in seine Decke. Es gehört immerhin eine gesunde Natur zu dieser Art von Uebernachten. Geht es einigermaßen, liegt das Floß sicher genug, so begibt sich der Flößer ans Land und übernachtet hier in einfachen Gastwirthschaften. Worin zeigt sich nun die höchst verschiedene Bauart der Prahmen, wie sie zu uns aus Böhmen herausgeschwommen kommen? Alles Holz, welches von der Kleinen Elbe stammt, ist durch Kliften mit einander verbunden. Unter einer Kliste aber versteht man ein Querholz, welches an das Ende der Tafel aufgelegt wird und dazu dient, durch sogenannte Bügel die Befestigung der einzelnen Klötze oder Stämme an einander zu bewerkstelligen. Die Bugel werden über die Kliste hinweggezogen und hüben und drüben festgemacht. Unter einem Bügel aber versteht man sogenannte Stämmel- oder Astwinden, d. h. junge Fichtenstämmchen oder Aeste, die zusammengedreht werden, eine außerordentliche Elasticität besitzen und nicht leicht zu zersprengen sind. Die durch Wieden erzeugte Befestigung weicht eigentlich nur der Gewalt scharfer Instrumente, insbesondere der Axt. Der Hauptbezugsort für Wieden ist und bleibt Böhmen, wo sie nach dem Schock verkauft werden. Nur hier versteht man die haltbaren Wieden zu drehen, und wenn innerhalb der sächsischen Landesgrenze ein Floß gebaut wird, so versorgt man sich aus Bohmen mit Wieden. Baut man nun aber auf der Moldau und ihren Nebenflüssen Prahmen, so schlägt man durch die Stammenden ziemlich große Löcher, steckt durch diese ein Querholz oder mehrere, reiht die Stämme an diesen Querriegeln förmlich auf und macht sie wiederum durch Wieden fest. Die Verbindung geschieht also zum großen Theil unter Wasser, während sie bei den Kliften über Wasser stattfindet. Die Haltbarkeit ist hüben und drüben fast dieselbe. Wie nun das Schiff, es sei groß oder klein, doch nur dann dem Willen seines Führers sich fügt, wenn es ein Steuer besitzt, so ist es auch auf der Flößerei. Daher sind an allen oberelbischen Prahmen Ruder angebracht. Sie führen den Namen „Pätschen", wie man ja auch die Thätigkeit des Steuerns hier mit „Pätschen" bezeichnet. Solche Pätschen sind vorn angebracht, ebenso hinten, bei den Moldauprahmen sogar in der Mitte. Bei einiger Kenntniß des Pätschens gehorcht das Floß in allen seinen Bewegungen dem Willen des Führers, es geht rechts, es geht links, es legt sich ans Land. Um aber beim Passiren der Mühlwehre von den oft hochgehenden Fluthen nicht vom Floß heruntergespült zu werden, werden die Pätschen, besonders die hinteren, hoch gelegt, und die Mannschaft steht auf einer Art Bänkel. Ist die Stromrinne sehr schmal, wie dies oft auf der Sazawa der Fall ist, so werden nur vier Stämme neben einander gebügelt, und erst unten auf der Moldau wird aus der einfachen Prahme eine Doppelprahme, d. h. eine doppelt so breite, eine normale Prahme. Auf der Wottawa und Beraun ist es sogar Sitte, nur einen Theil der Stämme an den Querriegel anzubügeln, den andern nicht, um dem Floß größere Beweglichkeit zu geben und besser über böse Stellen hinwegzukommeu.

Soweit die zweite Art der Flößerei, die stärkste von allen, die Zwischenflößerei von Niederlage zu Niederlage, die Flößerei von der Oberelbe und von der Moldau mit ihren Nebenflüssen bis ungefähr zur Reichsgrenze, mitunter darüber hinaus bis zu einem am Elbstrom liegenden sächsischen Sägewerke. Nunmehr die dritte, die kunstvoller gebaute große Magdeburger Flößerei. Wie bei der Schifffahrt in der Mitte des Jahrhunderts durch die Kettenschlepper eine großartige Veränderung des ganzen Betriebs stattfand und die Segelschiffahrt sich in eine Kettenschleppschiffahrt umwandelte, so ging auch im Flößereibetrieb fast zu derselben Zeit ohne eine eigentliche äußere Ursache eine Wandlung vor sich. Man hörte auf, sogenannte Magdeburger Boden zu bauen und wandte sich der Bauart der Magdeburger Prahmen zu, wie sie heute noch auf der Elbe stromabwärts von Herrnskretschen, Schandau-Wendischfähre und Königstein ab bis Magdeburg, dem größten Holzmarkte auf der Unterelbe, schwimmen. War der Magdeburger Boden eine einzige, fast compact erscheinende Masse, ein einziges kunstvoll zusammengefügtes schwimmendes Holzlager, so ist die Prahme ein aus ziemlich lose mit einander verbundenen Tafeln bestehendes Floß, dessen einzelne Theile für sich ein selbständiges Ganze bilden, ohne allzu große Beschwerden von einander gelöst und einzeln weiterdirigirt werden können, beim Auffahren und Festsitzen von der größten Bedeutung. Zunächst vom Magdeburger Boden. Wollte man also in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts Langholz und Bretter und allerlei sonstige Waldproducte nach Magdeburg flößen, so schritt man zum Bau sogenannter Magdeburger Böden, gewöhnlich vier an der Zahl. Man nahm in der Regel sechs 20ellige oder fünf 24ellige Tafeln, wie sie aus dem Innern Böhmens herausgeflößt worden waren, und schob diese Hölzer derart in einander, daß eine einzige Tafel, eben eine Art Schiffsboden daraus entstand. Selbstredend mußten die Hölzer durch sogenannte Stämmelwieden, d. h. durch Fichten- oder Tannenstämmchen, welche vorher entästet und gebäht, d. h. über dem Feuer geröstet, also gefüge gemacht worden waren, mit einander fest verbunden werden und durch Kliften, lange Querhölzer, am obern und untern Ende des Bodens an einander befestigt werden. In diesem Boden mußten jedoch Löcher zum Einsetzen der Schricke, sogenannte Bornlöcher, frei gelassen werden, denn nur durch Setzen der Schricke konnte der an und für sich ziemlich ungefüge Holzklumpen zum Stehen gebracht, in seinem Laufe gehemmt und wieder in Gang gebracht werden, sobald man die Schricke hob, mit einem Worte regiert, dem Willen des Steuermanns gefüge gemacht werden. Solcher Bornlöcher gab es im Vordertheil des Bodens zwei, hinten waren zwei

Digitized by Google

Reihen, in der vorderen vier, in der hinteren drei Bornlöcher, weil der ganze Boden in der Mitte breiter war, als am vordern und hintern Ende, vorn sogar ziemlich schmal zulief. Auf diese unterste Schicht wurde nun eine zweite Schicht Hölzer gelegt, vielleicht erst eine Schicht Bretter, um dem Ganzen noch mehr Halt zu geben. Diesmal wurden aber die Hölzer der Quere gelegt. Dann folgte wieder eine Langschicht, dann wieder eine Querschicht, und so fuhr man fort, bis man bei einigermaßen gutem Wasser bis zu 70 Zoll ($1^3/_4$ m) aufgeschichtet hatte. Hörte man auf zu schichten, so brachte man die Ruder und Steuervorrichtungen an. Diese bestanden aus einem Vorder- und Hintertscherpel; d. h. sowohl vorn als hinten war nur ein einziges großes Steuerruder, während man auf den jetzigen Prahmen sechs, sieben, vielleicht acht solche Ruder vorn und hinten neben einander in Thätigkeit sieht, sogenannte Pätschen, die natürlich viel handlicher sind und meist nur von je einem Mann bedient werden. Ein solcher Tscherpel war ein 24elliger (14 m langer), glatt gewachsener Stamm, an dessen starkem, nach dem Wasser zugekehrtem Ende ein mit sieben Zoll starken Buchennägeln wohlbefestigtes Ruder, die eigentliche Pätsche, angebracht war. An dem nach dem Boden zu gekehrten schwächeren Ende des Tscherpels waren sechs Zapfen zum Anfassen für die in der Regel zwölf Mann starke Mannschaft für je einen Tscherpel. Der letzte Mann an der Spitze hieß der Tscherpelreiter; er suchte unter praktischer Anwendung der Hebelgesetze dem Tscherpel einen besondern Schwung zu geben, damit er den andern so recht in die Arme fiel. Natürlich mußten die Tscherpel an ihrem Unterstützungs- und Drehungspunkte sehr fest am Boden festgemacht sein. Man nannte das Lager des vordern Tscherpels das Vorderrüsselholz, das Lager des hintern das Hinterrüsselholz.

Der Ort, wo die Mannschaft stand, um den Tscherpel zu bedienen, hieß vorn der Vorderstuhl, hinten der Hinterstuhl, der Raum aber, der zwischen Stuhl und Bodenrand noch übrig blieb, hieß das Vorderheed (Kopf) und das Hinterheed. Die Schricke waren nur aus Buche, in der Regel acht Ellen lang, bei großem Wasser oft nicht lang genug. War der Boden fertig, waren alle Lagen der Länge und der Quere nach aufgeschichtet, so konnte er mit vielen Schock Brettern, mit Leiterbäumen, mit Zaunriegeln, Bohnenstengeln, Weinpfählen u. s. w. beladen werden. Zum mindesten wurde auf jedem Boden für die Mannschaft zum Schutze gegen Wind und Wetter, als Nachtlager und Vorrathsraum eine Bude aus Brettern gebaut. So baute man viele Jahrzehnte lang, in Sachsen jedenfalls noch früher als in dem zum Holzhandelsemporium sich erst später entwickelnden Herrnskretzschen. Noch liebte man es, an den Boden Mastfichten und Hängehölzer lose schwimmend an- oder beizuhängen. Diese Waare gehörte in der Regel auch demselben Herrn, dem der ganze Boden gehörte. Außerdem versuchte bei der Gelegenheit noch der oder jener von der Mannschaft oder ein Anfänger im Holzgeschäft etwas Holz auf sichere und bequeme Weise an irgend einen Geschäftsfreund im Niederlande zu bringen durch An- oder Beihang sogenannter „Kloppen“ oder „Kalbel“, Begleiter der größeren Kuh. Fiel unterwegs das Wasser weg, traten sonst widrige Umstände ein, so sah man sich vielleicht mitten auf der Fahrt genöthigt, die vier Böden, mit denen man gewöhnlich abfuhr, in acht zu zerlegen, um über die Heger und Furten hinwegzukommen, an denen ehedem die Elbe, ehe eine rationelle Elbcorrection eingetreten war, so reich gewesen.

Die Bemannung eines Bodens bestand also in der Regel aus 24 Mann, ausgenommen den Malheber, den Kahnknecht, den Haupter und den Steuermann. Der Malheber, der Kahnknecht und der Haupter fuhren in einem kleinen Begleitkahn dem thalwärts schwimmenden Boden in der Regel voraus, um die Fahrbahn unausgesetzt zu untersuchen, namentlich an kritischen Stellen, und um dem nachfolgenden Boden, oder allen vier Böden, den Weg zu zeigen, der einzuschlagen sei. In dem kleinen Kahne lagen Malstäbe, buchene Stäbe, die in den Flußboden an seichten Stellen eingeschlagen wurden und den Lauf der nachfolgenden Flößerei kennzeichneten. War die Flößerei durch, so wurden die Stäbe vom Malheber wieder gehoben. Oft verrichtete auch ein Schwenken des Hutes genügende Dienste, namentlich bei günstigem Wasserstande. Der im kleinen Kahn vorausfahrende Haupter sondirte die Fahrbahn und gab von seinem Kahne aus der ihm folgenden Flößerei durch Hutschwenken das Zeichen, ob man sich links oder rechts zu halten habe. War also der Haupter schon eine für die Sicherheit der Fahrt höchst verantwortliche Person, so waren der Steuermann und der Herrenknecht die dem Besitzer des Bodens am nächsten stehenden Personen, diejenigen Männer, denen eigentlich das schwimmende Gut des Herrn vollkommen anvertraut wurde. Und zwar war der Steuermann der praktische, der technische, der Herrenknecht der theoretische, der kaufmännische Beistand des Herrn. Der erstere führte das Floß, der zweite die Feder. Der Steuermann eines Magdeburger Bodens war eine wichtige Persönlichkeit, oft mit starkem Selbstbewußtsein ausgerüstet. Er hatte seinen Wohnsitz meist in Herrnskretzschen, ging nie anders als im Cylinder aus, d. h. in jener Art von Cylindern, wie man sie auf abgeschiedenen Dörfern bei Begräbnissen und Kirchgängen noch zu sehen bekommen kann, verlangte von allen seinen Untergebenen auf der Reise stricten Gehorsam, der ihm auch mit geringer Ausnahme zutheil wurde, ordnete alles an, was zum Bau, zur Ausrüstung, zur Fahrt, zur Arbeit, zum Ausladen gehörte, und regierte wie ein kleiner König auf seiner schwimmenden Holzhandlung. Selbst der Herr riskirte nicht immer, ihm Vorschriften zu machen, weil es Steuerleute gab, die in diesem Falle rund heraus erklärten, auch dem Herrn gegenüber, daß sie dies und jenes besser verstünden als der Herr. Es war auch oft der Fall. War also ein guter Steuermann eine wesentliche Stütze für das ganze Geschäft, so war es nicht minder der Herrenknecht, ein Mann, der mit der Feder wohl vertraut, also mit damals noch etwas ungewöhnlichen Kenntnissen ausgerüstet war und die geschäftlichen Angelegenheiten während der Fahrt und am Ziele besorgte. Vor allem hatte er die Papiere und das Geld bei sich. Die Papiere bestanden im sogenannten Manifest, im Patent, in Zollquittungen, in Lieferscheinen, Rechnungen ꝛc. Der Herrenknecht, diese ältere Ausgabe des modernen Buchhalters, war also das Comptoir auf der Reise. Er zahlte die Löhne aus, er berichtigte an den seiner Zeit ziemlich zahlreichen Zollstätten die vorgeschriebenen Zölle, er lieferte an unterwegs wohnende Geschäftsfreunde bestellte Waaren ab, ließ hie und da, in Kruppen, in Schandau, in Königstein, wohl auch noch Wald- oder Schneidemühlenproducte zuladen, überwachte bis zum letzten Augenblicke die Ablieferung, das Auswaschen, d. h. die Auflösung des ganzen Bodens, hatte sich unausgesetzt davon zu überzeugen, daß auch die verwickeltsten Rechnungen in Richtigkeit waren — kurzum, es war ein viel beschäftigter Mann, der seinem Herrn bei treuer Dienstleistung von größtem Werthe war und schließlich gar als Theilhaber in das Geschäft eintrat. Die schwerfälligen Postverhältnisse jener Zeit, die höchst schwierigen Verkehrsverhältnisse machten die persönliche Theilnahme eines Mannes aus dem Comptoir oder des Herrn selbst auf der Reise, zum mindesten aber am Ziel der Reise ganz nöthig. Jetzt wird alles von Comptoir zu Comptoir durch die Post erledigt, der Steuermann ersetzt zugleich den Herrenknecht auf der Reise und berichtigt oft auch den Holzzoll an der deutschen Landesgrenze persönlich.

Digitized by Google

Es ist alles mobiler, leichter geworden. Die gewöhnlichen Arbeitsleute aber, die eigentlichen Flößer, waren und sind seit langen, langen Zeiten die Bewohner von Herrnskretzschen, Johnsdorf, Rosendorf, Arnsdorf, Elbleiten, Kammitzleiten und Stimmersdorf. Sie trugen keinen Cylinder wie der Steuermann, sondern nur eine Mütze, und da das Flößereigeschäft sie nicht allein zu ernähren vermochte, ja für manche nur ein Nebenverdienst war, so waren sie von Haus aus meist Weber, Strumpfwirker, Besitzer kleiner Landwirthschaften, Schuhmacher, Waldarbeiter. In früheren Zeiten betrieb man wohl auch in seinen Mußestunden etwas Pascherei. Kurzum, das Flößereigewerbe bildete bei vielen nicht die Hauptberufsart und war auch nicht immer sehr lohnend, im späten Herbst auch nicht gerade sehr angenehm. Der Bedarf an Flößern ist trotz erhöhter Ausfuhr im Laufe der Jahre etwas geringer geworden — dieselbe Erscheinung wie bei der Schiffahrt. Hatte man auf dem Magdeburger Boden 24 Mann — und oft ließ ein Herr vier solcher Böden zugleich abgehen —, so hat man jetzt auf der Magdeburger Prahme, die in der Regel allein schwimmt, etwa 14 Mann zur Bedienung der 7 Pätschen vorn und der 7 Pätschen hinten. — In welcher Zeit war nun die Reise von Herrnskretzschen bis Magdeburg beendet? Das kam ganz und gar auf die Umstände an. War reichliches, gutes Wasser, schwamm man ohne Aufenthalt über alle Sandbänke, Heger und Furten glatt hinweg, lag unterwegs kein aufgefahrener Kahn im Fahrwasser oder vor der Brücke, so konnte man, wenn alles gut ablief, mit einem Magdeburger Boden, der wegen seines Tiefganges einen scharfen Zug hatte, am vierten Tage schon in Magdeburg sein. Doch war man in der Regel froh, wenn man in acht Tagen unten war. Es gab auch Reisen, die zwei, drei, vier und noch mehr Wochen dauerten, namentlich im Spätherbst bei den kurzen Tagen, bei einfallendem Nebel, bei plötzlich eintretender Kälte. Dann gehörte der Aufenthalt auf einer solchen Magdeburger Floßerei nicht zu den idyllischen Zuständen, und man kehrte oft schwer erkältet in die Heimath zurück, bis in die Mitte des Jahrhunderts meist zu Fuße. — Der behaglichste Aufenthalt war auf der Flößerei von jeher die Bude, ein aus Brettern erbauter, thalwärts abgeschrägter und geschlossener, nach Morgen oder nach der Seite zu geöffneter Raum. Wenn er sich auch nie mit der oft ganz comfortabel eingerichteten Cajüte auf den größeren Elbkähnen, in denen der Steuermann, oft mit seiner Familie, haust, messen kann, so bietet er doch einigermaßen Schutz gegen die Unbilden der Witterung und genügendes Obdach während der Nacht. Hier entwickelt sich während der Reise das Junggesellenleben vom reinsten Wasser. Selbstverpflegung und Selbstbedienung ist Geschäftsprincip. Ein Lederjack und eine wollene Decke, in die man sich des Nachts wickelt, bilden den Hauptbestandtheil der persönlichen Ausrüstung. Im Lederjack haben sich einige Vorräthe aus dem Hause einquartiert, etwas Brod, Fett, Butter, Speck, einige Kartoffeln ꝛc. Viel darf es nicht sein, denn beim Ueberschreiten der österreichischen Landesgrenze, beim Eintritt nach Sachsen, wird auch der einzelne Mann zollpflichtig behandelt. Die Verzollung aller nach Sachsen und Preußen gehenden Flößerei geschah bis weit in die Neuzeit hinein auf dem Hauptzollamte Schandau. Hier mußte gestellt werden und hier verproviantirte man sich eigentlich erst auf die ganze Reise, nachdem man sich einen kleinen Vorschuß von 1—2 Thalern a conto hatte geben lassen. Es wurde brav eingekauft und die Schandauer erinnern sich noch mit gewisser Wehmuth des ziemlich großen Geschäftsumsatzes, den sie dem Hauptzollamte Schandau verdankten. Es wurden Kochtopfe, Kasserole, Fleisch, trockene Gemüse, vor allem aber Tabak und Bier eingekauft, alles Gegenstände, deren Einfuhr über die Grenze einige Zollunbequemlichkeiten gemacht hätte. Es wurde also das helle böhmische Bier mit dem dunkeln einfachen Bier, welches man in Sachsen und im Niederlande zu brauen gewöhnt war, vertauscht, und eine ganze Reihe Tonnen, die neben einander vor der Bude gelagert wurden, ließen auf einen recht gesunden Durst schließen; denn es war jedem unbenommen, sich einen Trunk zu nehmen, so oft es ihm zweckmäßig erschien, denn das Bier zahlte der Herr. Der Tabak war vielleicht nicht so gut wie daheim der Drei-Königs-Tabak, aber was an der Qualität abging, wurde durch die Quantität ersetzt, man bekam mehr für sein Geld, besonders in Magdeburg. Die permanent sich in Thätigkeit befindende Pfeife bildet heute noch ein Erkennungsmittel des Flößersmannes. Es wird auf der Flößerei viel geraucht, und niemand wird durch den Qualm belästigt oder in seinen feinen Geruchsempfindungen irgendwie gestört. Bedenklicher wird der Fall, wenn man mit den in die Heimath zurückkehrenden Flößersleuten im Eisenbahnzuge einen vielleicht etwas schlecht ventilirten Raum theilen muß. Die zweite Bierlieferung geruhte man in Hirschstein bei Meißen oder in Mühlberg, eine dritte vielleicht in Wittenberg entgegenzunehmen. Die leeren Fässer brachte meist der Kahn zurück, der jeden Boden auf der Reise begleitete und den der Kahnknecht in die Heimath zurückzubefördern hatte. In diesem Kahn lag mancherlei: Ketten, Seile, kleine Anker, Schricke, Leinzeug, Mäler, leere Fässer u. s. w. Das Leben in der Bude war höchst einträchtig und es herrschte damals, als der Magdeburger Boden die Elbe befuhr, bei wenig, oft recht wenig Lohn ein zufriedenerer, froherer Sinn als heutigentags bei bedeutend mehr Lohn. Es ist, als wenn die Zufriedenheit recht abnehmen wollte. An heiterem Gespräch, an launigen Erzählungen, an Witzen fehlte es in der Bude selten. Eine Hauptsache aber war die Musik. Ohne Harmonika war wohl keine Bude und ein musikalischer Flößer war den Mitfahrenden immer ein erwünschter Kamerad. Ja, es kam vor, daß sich bei dem musikalischen Sinn der Johnsdorfer und Rosendorfer Einwohner eine ganze Capelle mit ihren Instrumenten auf der Flößerei zusammenfand. Da wurde dann oft wacker drauf los geblasen, auch zur Tanzmusik, namentlich auf der Heimreise, die nur langsam, in 8 Tagen etwa, bewerkstelligt werden konnte, jetzt in 8 Stunden. Ja, um allem die Krone aufzusetzen, es wurde auch Theater gespielt. In Johnsdorf bei Herrnskretzschen ist seit vielen Jahren ein Dilettantentheater, dessen Leistungen ganz vortrefflich sind, so daß möglicherweise ein neues Oberammergau entstehen wird. Die Schauspieler sind die einfachen Leute des Ortes, darunter auch Flößersleute. Da ist denn auch manchmal in der Bude geirrt worden, unten in Schönebeck, in Buckau, in Aken, in Magdeburg. Schillers „Räuber" sind hier im wahren Sinne des Wortes über die Bretter, über böhmische Naturspindebretter gegangen. — War nun am Ziele das Auswaschen fertig, d. h. war der ganze Holzvorrath aufs Land gebracht, war der ganze Boden verschwunden bis auf den kleinen Kahn und dessen Inventar, so schickte man sich zur Heimreise an und war froh, wenn man nach 6—8 Tagen, oft mit Blasen an den Füßen, die Heimath wieder erreicht hatte. Es gab unterwegs bestimmte Einkehrhäuser, oft weitab von der Elbe gelegen, denn man schritt gerade zu, quer durchs Land. Jetzt sieht die Sache anders aus. Wer die Haltestelle Schöna und das Dampfboot kennt, welches von Schöna nach Herrnskretzschen fährt, der wird oft genug die Flößer mit ihrem Lederranzen, mit ihren wollenen Decken, mit Seilen, Bohrern und Aexten beladen aussteigen und überfahren sehen. Sie kommen aus Dresden, Riesa, Wittenberg, Magdeburg, aber sämmtlich mit dem Zuge. Sie sind mehr auf den Zug angewiesen als der Schiffmann. Der Schiffmann hat seinen Kahn

Digitized by Google

stromauf und stromab. Er verläßt ihn nur selten, bei Reparaturen, beim Einbruch des Winters. Der Flößer hat nur stromabwärts sein Fahrzeug. Man erkennt den Flößer und den Schiffmann schon von weitem auf der Straße. Beide gehen oft neben dem Trottoir der Prager Straße in Dresden dem Böhmischen Bahnhofe zu, denn sie sind bepackt, um den Hals aber tragen sie gern einen wollenen bunten Shawl, bei der Elbfeuchtigkeit gewiß ganz rathsam. Der Schiffmann geht immer etwas feiner als der Flößersmann, denn er nimmt oft zum Ausgehen und für die Reise einen bessern Anzug mit. Das ist beim Flößersmann nicht möglich. In seinen Arbeitssachen fährt er fort, und in diesen kehrt er wieder zurück. Oft werden ganze Wagenabtheilungen mit von der Reise zurückkehrenden Flößersleuten angefüllt, und Damen und Herren mit zarten Nerven und etwas ängstlichen Gemüths wollen nicht immer gutwillig mit den fremdartig, etwas wild aussehenden Gestalten und doch so gutmüthigen Gesellen fahren.

Noch ein Wort über die Mühseligkeiten des Berufs. Wie groß waren die Schwierigkeiten, mit denen früher Schiffahrt und Flößerei auf dem Elbstrom zu kämpfen hatten! Die Elbe glich vor der vollständig durchgeführten Elbcorrection auf ihrem Laufe einer Reihe von Mulden. Allein innerhalb der königlich sächsischen Landesgrenze gab es 20 Furten, Heger, Ableichtestellen, über welche die nicht allzu tief gehende Flößerei immerhin noch etwas leichter schwamm als die Schiffe. Aber die tief gehenden Magdeburger Böden hatten dieselbe Noth wie die Schiffe. Sie fuhren auf, kamen mit vieler Mühe wieder los, mußten abgeleichtet, aus einander genommen werden. Man mußte „gieken“, d. h. der Boden mußte losgewuchtet werden mit einem Giekpfahl. Die Hebelgesetze wurden praktisch erprabt. Mit der Erd- oder Schinderwinde suchte man den Boden wieder stromaufwärts zu bringen, wenn man aus Versehen oder durch den Wasserdruck in ein Loch gerathen war. Es wurde „gehokt“, d. h. an besonders schlechten Stellen wurden außer der regulären Mannschaft noch sogenannte Bomätschel engagirt, die mit localkundigen Händen den Boden über die gefährlichen Stellen hinweg zu manövriren suchten. Durch die Brücken nahm man bei dem compacten Bau eines damaligen Bodens schon früher gern einen Lotsen. In nicht zu großer Freundschaft lebten Flößer und Schiffmüller. Zwischen ihnen gab es beständig Zank und Streit. Oft nahm das Floß oder ein losgerissener Beihang dem Müller das Wasser weg, oder man fuhr nur zu oft an die zu weit im Strom hängende Mühle an. Kurzum, man war auf dem Elbstrom sehr froh, als die Schiffmühlen als überlebte Institute sich zu verabschieden begannen, am meisten die Flößer. Heutigentags bieten sich der Flößerei dank der großartig von allen Uferstaaten durchgeführten Elbcorrection nicht mehr annähernd soviel Schwierigkeiten als ehedem. Das Strombett ist verengt, aber wesentlich vertieft worden, Furten und Heger werden beständig abgebaggert, die Prahmen werden so leicht und gefällig gebaut, daß man jede Tafel einzeln transportiren kann, daß man, wenn ein Theil feststßt, den andern ruhig abschwimmen lassen kann. Es ist vieles viel besser geworden. Doch ein Feind bleibt der Flößerei und wird es wohl auch bleiben, solange das Wasser bergab läuft. Es sind die plötzlich hereinbrechenden Hochfluthen. Die ersten beiden Hochfluthen dieses Jahrhunderts, die von 1845 und die von 1862, auch die von 1876 haben der Flößerei verhältnißmäßig weniger Schaden gethan, und zwar deßwegen, weil es Frühjahrsgewässer, Schneeschmelzen waren und um diese Zeit die Schiffahrt noch nicht eröffnet ist. Allerdings wurde manches Holzlager, wenn es von den Fluthen nicht weit genug entfernt lag oder von diesen ausgehoben wurde, mit fortgerissen, so im Jahre 1862 die großen Holzlager des Dresdner Holzhändlers und Schneidemühlenbesitzers Noack, die noch von den Ketten umschlungen durch die Augustusbrücke sich im ganzen drängten, dieses alte, ehrwürdige Bauwerk hart bedrohten, dann aber zerrissen und verloren gingen. Auch am Ufer aufgeschichtetes Brennholz rollt bei wachsender Fluth leicht ein, und viel, oft alles geht dann verloren. Aber die plötzlich während der Schiffahrtsperiode hereinbrechenden Elementarereignisse, Wolkenbrüche, anhaltende Regengüsse im oberen Elbe- und Moldaugebiete, das sind die gefährlichsten Feinde der Flößerei. Das Floß kann noch so fest angemacht sein, — wenn es verwächst, wenn das Uferland, an dem es festgemacht ist, unter Wasser geräth, wenn treibendes Holz, ganze Tafeln auf noch so gut verankerte und angebundene Flößerei stoßen, dann reißen die Ketten und Seile wie Zwirnsfäden, und der beklagenswerthe Geschäftsmann muß trotz aller getroffenen Maßnahmen ruhig zusehen, wie sein Hab und Gut von den wilden Fluthen mit fortgerissen wird. Mancher ist schon in einer einzigen solchen Schreckensnacht zum armen Manne geworden. Die alte Karlsbrücke in Prag kann etwas erzählen von solchen Fluthen, bei denen Hunderttausende von Gulden in Gestalt von Langholz sich vor ihr bergehoch aufgeschichtet hatten. Besonders verrufen sind in diesem Jahrhundert die Pfingstwoche des Jahres 1872 und die Herbstfluth im Jahre 1890. Da hat es Verluste über Verluste gegeben. Das Wasser wächst oft so schnell, daß Menschenhände nicht imstande sind, das am Ufer hängende Holz zu retten. Es wird alles mit fortgerissen, selbst das doppelt und dreifach befestigte. Man sollte wohl meinen, jeder Verlustträger müßte sein Eigenthum wieder bekommen, da alles Holz, wenigstens jeder Stamm und jeder Klotz gezeichnet ist. Ja, wenn die Unehrlichkeit nicht wäre! Wie noch in diesem Jahrhundert in den Kirchen der friesischen Inseln um gesegneten Strand gebetet worden ist, so haben bei solchen traurigen Veranlassungen auch manche Elbuferbewohner dem schwimmenden herrenlosen Holzmaterial gegenüber ein weites Gewissen und einen ziemlich großen Holzstall. Es wird viel Holz wieder aufgefischt, aber nicht dem Verlustträger ausgeliefert, sondern heimlich versteckt und zurückbehalten, trotzdem ein mäßiges Fanggeld dem zugesichert wird, der Holz auffischt, und obgleich Gefängnißstrafe den bedroht, der sich auf widerrechtliche Weise in den Besitz weggeschwemmten Holzes setzt.

Soweit die Betrachtung über die Art der Flöße, über den Flößer, über den Flößereibetrieb, über Störungen und Unglücksfälle. Nunmehr etwas über die Verzollung des Holzes.

Mittheilungen und Nachrichten.

1. Die Wärme betrachtet als eine Art der Bewegung. Von John Tyndall. Deutsche Ausgabe, bearbeitet von Anna v. Helmholtz und Clara Wiedemann nach der 8. Ausgabe des Originals. Mit 125 eingedruckten Holzstichen und einer Tafel. 4. vermehrte Auflage. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 1895. — 2. Das Luftmeer. Von Agnes Gibeene. Mit 16 Abbildungen. Uebersetzt von C. Kirchner. Berlin, Siegfried Cronbach. 1896. — Das Talent, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung auf eine dem gebildeten Verstande leicht zugängliche Art darzustellen, beruht einfach darin, daß man seiner Sache vollkommen mächtig geworden ist, sich dieselbe in allen Theilen zur Klarheit und Durchsichtigkeit gebracht hat. Denn nur dadurch befindet man sich in der Möglichkeit, an der Hand der allgemeinsten täglichen Erscheinungen die abstractesten Ideen zu entwickeln, die gewöhnlichsten Vorstellungen zum Aufbau der wissenschaftlichen Ideenwelt zu verwerthen. Dabei muß als erster Grundsatz gelten, daß man nie etwas darstellen wolle, was man sich nicht selbst auf solche Weise zu eigen gemacht hat. Dieses Talent der Darstellungsweise findet sich bei deutschen Gelehrten verhältnißmäßig selten. Wie ich glaube, deßhalb, weil bei uns im mittleren und höheren Unterricht der „Drill“ überwiegt, die eigentliche Auf-

gabe der Erziehung dagegen, die Selbständigmachung des heranzubildenden jungen Menschen für die Bedürfnisse des Lebens, zurücktritt. Der Deutsche kennt die Anschauungen, die andere gehabt haben, ganz vorzüglich, sein Gedächtniß ist voll von solchen; nur die Hauptsache, wie er sich zu diesen Anschauungen stellt, was seine Auffassung ist oder wäre, das weiß er in der Regel nicht. Aber nur das zu wissen, was andere darüber gedacht haben, mag wohl genügen zum Bestehen eines Examens, für die Bedürfnisse des praktischen Lebens reicht es nicht aus. Unser Fortschritt der Erkenntniß verstehen wir natürlich nicht jenen, welcher in der bloßen Vermehrung der Thatsachen aber in der Verfeinerung der vorhandenen Untersuchungsmethoden beruht, sondern den, der in der Vermehrung der principiellen Einsicht besteht. Wissenschaft und Leben gleichen sich darin, daß sie stets neue Probleme darbieten, die nur auf eine neue, eigenartige, sozusagen individuelle Betrachtungsart gelöst werden können. Alle Wissenschaften sind dermalen noch unfertig, sind voll von ungelösten Problemen. Aber diese können offenbar nur durch neue, eigenartige Betrachtungsweisen gelöst werden. Auf solche verfällt aber der am wenigsten, welcher in der Schule nur gelernt hat, auf des Meisters Worte zu schwören. Die Sprache des deutschen Gelehrten ist zudem immer die seiner Schule, während der Engländer infolge seiner größeren Selbständigkeit viel eher den Muth und die Einsicht findet, sich der gelernten, mit allen möglichen Kunstausdrücken überladenen Schulsprache zu entledigen, beziehentlich dieselbe in die allgemeine Sprache des gebildeten Mannes zu übersetzen. Ferner: der Deutsche unterscheidet seit Kant streng zwischen Wissenschaft und gesundem Menschenverstand, beim Engländer ist seit Hume beides ein und dasselbe; jener, wenn er die Wissenschaft von idealen Gesichtspunkten aus erfaßt hat, erblickt in ihr die vergötterte Geliebte, dieser die treue Gattin, welche ihm die schwere Bürde des Lebens soll tragen helfen. Wie man sich nun auch zu diesen Meinungen stellen möge, Thatsache ist, daß die englischen Gelehrten in der Kunst der allgemein verständlichen Darstellung den Deutschen in der Regel überlegen sind. Ein Meister derselben war der im Jahre 1893 gestorbene John Tyndall. Sein im Jahre 1863 erschienenes Werk „Heat considered as a mode of Motion“ hat in England sowohl wie in Deutschland wohl am meisten dazu beigetragen, die neue Auffassung über die Natur der Wärme den weitesten Kreisen geläufig zu machen. Dies bezeugt schon äußerlich die Thatsache, daß in englischer Sprache nunmehr die 8., in deutscher die 4. Auflage vorliegt; weitere Worte der Anerkennung noch hinzuzufügen, dürfte überflüssig sein.

Eine Meisterin des populären Stils ist auch die Verfasserin des an zweiter Stelle genannten Werkes, C. Pritchard, der Directrice der Universitäts-Sternwarte zu Oxford, fühlte sich nach Durchsicht desselben so gefesselt von der Fülle der Gedanken, so angeregt durch die Schilderung der physischen Zustände, von denen wir umgeben, in die wir gleichsam eingetaucht sind, daß er es für seine Pflicht ansah, den ganzen ihm zu Gebote stehenden Einfluß aufzubieten, um das Werk der Beachtung aller Gebildeten zu empfehlen. Die im Buche berührten Gegenstände sind sehr mannichfaltig, denn sie erstrecken sich über den größeren Theil der Naturerscheinungen, mit denen wir durch tägliche Erfahrung vertraut sind. Wärme und Kälte, Windstille und Sturm, Donner und Blitz, Dampf und Wolken, Regen und Schnee, Thau und Nebel, Elektricität und Magnetismus, Licht und Schall, die Vorgänge des Athmens und der Verbrennung werden der Reihe nach in anziehender Darstellung vorgeführt. Auch unternimmt es die Verfasserin, dem wunderbaren Zusammenstoß der Molecüle näher zu treten, aus welchem die Erscheinungen des Luftdrucks und der Wärme abgeleitet werden. An geeigneter Stelle erhebt sie sich in die Regionen des Nordlichts, verfolgt den daselbst schwebenden und leuchtenden Meteorstaub in seinem allmählichen Falle auf die Erde und die ausgedehnte Fläche des Meeres, um denselben schließlich in Gestalt von Mineralklümpchen aus den unendlichen Tiefen des Stillen Oceans wieder zum Vorschein kommen zu lassen. Dann erscheinen die Vögel in der Luft und die vom Winde getriebenen Heuschrecken, und so erhält der Leser, stets gefesselt und angeregt, ganz allmählich eine allgemeine Vorstellung von den Naturkräften, in deren Mitte er lebt und athmet und die seine Daseinsbedingungen beherrschen. Es ist klar, daß die Lectüre dieses Werkes für Alt und Jung von großem Nutzen sein muß, bei der Jugend wird es nicht verfehlen, die Wißbegier und Einbildungskraft anzuregen, welche beide, auf das richtige Maß beschränkt, zu unsern schätzenswerthesten Geistesgaben gehören. Was die Aelteren anlangt, so sind ihrer gar zu viele gänzlich ununterrichtet über die Wunder, mit welchen die Natur uns umgibt; es würde eine der werthvollsten Bereicherungen ihres Lebens, wenn sie lernen würden, nach der Ursache derselben zu fragen und zu forschen. Die Kenntniß ihrer Phänomene braucht dazu anfänglich weder sehr tief noch von sehr großer Genauigkeit zu sein; es genügt, die Grundthatsachen kennen zu lernen, und mittelst dieser mag es ihnen gelingen, schrittweise in dem Reich des Unbekannten vorzudringen. Außerdem wird eine gelegentliche Bemerkung hie und da Saiten in unserm Geiste anschlagen, die, einmal berührt, nie zu schwingen aufhören und zu harmonischen Gedanken und wohlthuender Beschäftigung führen werden. In diesen Richtungen scheint uns der Werth unserer beiden Bücher zu liegen und deshalb seien sie allen empfohlen. A. Rau.

* Auch am Monte Rosa soll jetzt — auf der Grifffelspitze in der Höhe von 4559 Meter — ein wissenschaftliches Observatorium erbaut werden, von dem man sich exactere Beobachtungen verspricht, als am Montblanc, weil es nicht auf bewegtlicher Schneefläche wie dort, sondern auf bloßem Felsen Platz finden soll. Die Anregung stammt von dem Physiologen Prof. Mosso in Turin; der italienische Alpenclub hat die Sache in die Hand genommen und Königin Margherita bereits 4000, Prinz Ludwig Amadeus, Herzog der Abruzzen, 5000 Lire dazu gespendet.

* **Heidelberg.** Bei der Universitätsfeier am 21. d. M. sprach Prorector Kiecheneath Bassermann über die Entwicklung der praktischen Theologie als selbständiger wissenschaftlicher Disciplin. Es folgte die Verlesung der Universitätschronik, wonach die Zahl der Studirenden in diesem Semester 1001 beträgt.

* **Leipzig.** Unsere Universität gilt, wie das „Leipziger Tageblatt“ bemerkt, im Volksmund als reich und sie ist es auch, insofern ihr Besitz auf 14 bis 15 Mill. M. geschätzt wird. Die Verwaltung dieses Vermögens ist seit 1833 fast ganz in die Hände der Regierung übergegangen, die Erträgnisse davon werden zum laufenden Unterhalt der Universität verwendet und bilden da nur einen Theil der jährlich nöthigen Summe. Für 1896 sind die eigenen Einnahmen der Universität mit 435,152 M. angesetzt, das Gesammterfordernis beträgt aber 2,051,220 M., so daß der Staat 1,616,068 M. zuzuschießen hat. Dazu ist aber noch für 1896/97 außer dem Universitätsneubau ein außerordentlicher Etat von 900,000 Mark bewilligt worden. Vom Reichthum der Universität steht den akademischen Behörden, wie Geh. Hofrath Prof. Windisch im jüngsten Rectoratsbericht hervorhebt, abgesehen von der Albrechtsstiftung, die von einem Leipziger Professor herrührt, nicht allzu viel für die unmittelbare Förderung der Wissenschaft und ihrer Vertreter zur Verfügung. Es sind vorwiegend Stipendien für Studenten. Gewünscht wird, wie Prof. Windisch hervorhebt, Stiftungen, deren Erträgnisse den Organen der Universität in bestimmter Richtung zur freien Verfügung stünden; dem Rector, dem Senat oder den Facultäten zur Unterstützung von kärglich oder gar nicht besoldeten Professoren und Docenten, der Universitätsbibliothek zu einem Fonds für außerordentliche Anschaffungen, der Gesellschaft der Wissenschaften, um wissenschaftliche Unternehmungen zu fördern, speciell den Druck umfassender Arbeiten zu ermöglichen.

* **Berlin.** Von dem Director des Museums für Völkerkunde, Geh. Rath Prof. Adolf Bastian, ist nach monatelangem Stillschweigen endlich eine Nachricht eingetroffen. Er hat von Batavia auf Java am 29. September an Sanitätsrath Dr. Bartels in Berlin eine Arbeit des dort wohnenden Capitäns Schulze gesandt, der nachgrund genealogischer Forschungen den Nachweis führt, daß in Java eingewanderte Europäer mehrere Generationen hindurch dort ausgehalten haben. Hr. Schulze theilt über Prof. Bastian mit, daß er am 29. September nach der Insel Lombok abgereist sei, um dort 3 bis 4 Wochen zu bleiben. Der greise Gelehrte scheine das dortige Klima sehr gut zu vertragen und fühle sich vollkommen frisch und wohl.

* **Paris.** Als vor etwa zwei Jahren in Hongkong wieder einmal die asiatische Beulenpest herrschte, beschloß das französische Colonialministerium, die kurz vorher von einem Dr. Yersin angestellten und im allgemeinen günstig verlaufenen Versuche, ein Antitoxin gegen jene Krankheit herzustellen, zu unterstützen und zu diesem Zweck ein größeres Laboratorium an der annamitischen Küste zu errichten. Dr. Yersin, der mit der Errichtung von Leitung des Instituts betraut wurde, wählte den Ort Nhatrang, da dort die zur Herstellung des Pestserums gebrauchten Pferde außerordentlich billig sein sollen. In verhältnißmäßig kurzer Zeit gelang es ihm, eine hinreichende Quantität Serum zu gewinnen, was nicht so leicht war, da das durch die Impfung bei den Pferden hervor-

Digitized by Google

gerufene Fieber diese derart angriff, daß sie schnell abmagerten und einer wenigstens einmonatigen Ruhepause bedurften, ehe man zu dem nächstfolgenden Impfversuche schreiten konnte. Nach und nach immunisirte Dr. Yersin die Pferde vollständig gegen die Pest und verwandte das Serum, das er ihnen abzapfte, zunächst bei Ratten und Mäusen, die von der Pest genau so hingerafft werden wie Menschen; der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Dr. Yersin begab sich daher nach Canton, wo damals gerade die Beulenpest wüthete; doch mußte er vor der Feindseligkeit der Bewohner weichen. Nun ging er nach dem 300,000 Einwohner zählenden, ebenfalls inficirten Amoy, erhielt hier Eintritt in Spitäler und Gelaubniß, Pestkranke zu behandeln. Von 23 behandelten Personen genasen 21 im Verlauf weniger Tage; die beiden andern starben, weil ihr Zustand bei Beginn der Serumcur schon zu weit vorgeschritten gewesen. Dies glänzende Resultat trug dem Dr. Yersin eine Ovation der den Europäern freundlichen Chinesen, Geschenke und ein Triumphgeleit nach der Küste ein. Sein Serumvorrath war erschöpft, er mußte sein segensreiches Wirken nothgedrungen unterbrechen und zur Beschaffung neuen Heilstoffs nach dem Laboratorium von Phutrang zurückkehren. Eine chinesische Zeitung widmete dem Wundermann sogar einen Leitartikel, worin sie sein Verdienst rückhaltlos anerkannte, die von ihm erzielten Erfolge jedoch dem Geist des vor 2000 Jahren verstorbenen großen chinesischen Arztes Hou-t'a zuschrieb, der sich in Dr. Yersin inkarnirt habe. Die mit dem neuen Antitoxin behandelten Pestkranken sollen einer medicinischen Marinezeitschrift zufolge schon nach 24 Stunden außer aller Gefahr sein, wenn die Krankheit bei Beginn der Behandlung noch nicht voll entwickelt war; in schwereren Fällen nach 2 oder 3 Tagen. Die Impfung der Kranken wird in der Lendengegend vorgenommen, wobei man von einer Localbehandlung der Pestbeulen ganz absieht.

* **Genua.** Prof. A. Roncali aus Ravenna, der seit längerer Zeit an der hiesigen Universität Finanzwissenschaft docirt und an der Scuola superiore di Commercio als Professor der Volkswirthschaftslehre wirkt, ist zum Director dieser Anstalt ernannt worden. Roncali, der auch literarisch vielfach thätig ist, hat eine vortreffliche italienische Uebersetzung von Dr. C. v. Schrezers Werk: „Das wirthschaftliche Leben der Völker" geliefert, welche die Unione Editrice in Turin in ihrer „Biblioteca economica" veröffentlicht hat.

* **Kyoto.** Die zweite japanische Universität soll bestimmt um 1. April des nächsten Jahres hier in der alten Landeshauptstadt eröffnet werden. Sie wird anfänglich nach einander die drei Facultäten Ko-Ka (für Technik), Ho-Ka (für Jura) und I-Ka (für Medicin), später nach und nach die drei andern Facultäten Ri-Ka (für Naturwissenschaften), No-Ka (für Land- und Forstwissenschaft) und Bun-Ka (für Literator) erhalten. Der neue Unterrichtsminister Marquis Saigeaki Hatschisuka wird vom Reichstag die nöthigen Mittel für das erste Lehrjahr fordern. Der vorige Reichstag hatte alle Mittel zur Vorbereitung der Errichtung bewilligt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 19. bis 22. November folgende Schriften eingegangen:

Karl Kraus: Das deutsche Militärstrafverfahren mit besonderer Berücksichtigung des geltenden preußischen, bayerischen u. württembergischen Rechts. München, J. Schweizer 1896. — Internationale Revue über d. gesammten Armeen u. Flotten. Begründet von Ferd. v. Wiebeken-Wendelstein. 15. Jahrg. 2. Heft. Nov. 1896. Dresden, Friese u. v. Puttlamer. — Archiv des Vereins für sieben bürgische Landeskunde. N. F. 25. Bd. 3. Hft. Hggb. vom Vereinsausschuß. Hermannstadt, Fr. Michaelis 1896. — Wiener Rundschau. Hggb. von Rudolf Steinß. Bd. 1. Nr. 1. Nov. 1896. Wien. — Karl Krumbacher: Geschichte der byzantinischen Literatur von Justinian bis zum Ende des oströmischen Reiches (527—1453). 2. Aufl., bearbeitet unter Mitwirkung von A. Ehrhard und H. Gelzer. (Handbuch der classischen Alterthumswissenschaft, hggb. von Dr. Iwan v. Müller. 9. Bd. 1. Abth.) München, C. H. Beck 1897. — Heinrich Lang: Religiöse Reden, gehalten in St. Peter zu Zürich. 2 Bde. 2. Aufl. Zürich, Cäsar Schmidt 1896. — Xanthippus: Gute alte deutsche Sprüche. Für Schule und Haus. Berlin, Georg Stilke 1897. — Dr. G. H. Gedninger: Wie wird man indifferent? Erkenntnisse des Menschenfeindes L. B. Wiesbaden, J. F. Bergmann 1896. — J. Hunrdt: Der Hartsteiner. Roman. Altenburg, Stephan Geibel 1897. — Wilhelm Frenkel: Georg Voigt. Erzählung aus der Zeit der Reformation. Ebd. 1897. — Adolf Böglin: Das Vaterwort. Nach dem Tagebuch eines Freundes. Ebd. 1897. — Christoph Friedrich Rinck's Studienreise 1783/84, unternommen im Auftrag des Markgrafen Karl Friedrich von Baden. Nach dem Tagebuch des Verfassers hggb. von Dr. Moritz Geyer. Ebd. 1897. — A. Wehnert: Die Auswanderer. Erzählung aus den Anfängen deutscher Siedlung in Südwest-Afrika. Mit 2 Bildern und Karte. Ebd. 1897. — Helene Dalmer: Getheilte Lose oder Die Waise und das Kind des Glücks. Erzählung für junge Mädchen. Mit 2 Bildern. Ebd. 1897. — P. Theodor Schäfer: Die innere Mission in der Schule. Handbuch für den Lehrer. 3. Aufl. Gütersloh, C. Bertelsmann 1896. — Dr. Gustav Warneck: Die Mission in der Schule. Handbuch für den Lehrer. 7. Aufl. Ebd. 1896. — Die evangelischen Missionen. Illustrirtes Familienblatt. Hggb. von Julius Richter. 2. Jahrg. 11. Heft. Nov. 1896. Ebd. — Flugschriften des Evangelischen Bundes. Hggb. vom Vorstand. Nr. 130—133. (11. Reihe, 10.—12. Reihe, 1): Aus den Verhandlungen der IX. Generalversammlung des Evangelischen Bundes zu Darmstadt 1896. Leipzig, C. Braun 1896. — Emanuel Herrmann: Das Geheimniß der Macht. Berlin, Allgem. Verein für deutsche Literatur 1896. — Adolf Bartels: Große Männer in Wort und Bild. 20 weltgeschichtliche Gestalten. Für die reifere Jugend. Lahr, Moritz Schauenburg. — Jacob v. Falke: Lebenserinnerungen. Mit Bildniß. Leipzig, G. H. Meyer 1897. — Wilhelm Rudeck: Die Liebe. Cultur- und moralhistorische Studien über den Entwicklungsgang des deutschen Gefühls- und Liebeslebens in allen Jahrhunderten. Mit Illustrationen. Leipzig, Gustav Weigel. — Hoffmanns Werke. Hggb. von Dr. Victor Schweizer. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 3 Bde. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. — Dr. C. Gattinger: Die Lyrik Lydgate's. (Wiener Beiträge zur englischen Philologie. Hggb. von Dr. J. Schipper. 4. Bd.) Wien u. Leipzig, Wilhelm Braumüller 1896. — Dr. Johannes Ehrre: Homers Odyssee. Uebersetzung. Hannover, Carl Meyer 1897. — Emilie Ringseis: Die Sibylle von Tibur. Schauspiel in 3 Aufzügen. 2. Aufl. Freiburg i. Br., Herder 1896. — Dieselbe: Erinnerungsblätter. Mit Ergänzungen von Bettina Ringseis. Mit Bildniß. Ebd. 1896.

Verlag von Wilhelm Friedrich, Leipzig.

Vornehmes litterarisches Festgeschenk für jeden Gebildeten:

DIE

REDEN GOTAMO BUDDHO'S

AUS DER

MITTLEREN SAMMLUNG MAJJHIMANIKÂYO

DES

PÂLI-KANONS

ZUM ERSTEN MAL UEBERSETZT

VON

KARL EUGEN NEUMANN.

Ein starker Band in Lexikon-Format gebunden in engl. Leinw. Preis M. 30.— (17288)

Die Aussichten, welche sich für Historiker, Philologen, Philosophen, aber auch für das allgemein gebildete Publikum darbietet, liegt vor Augen. Die Verlagshandlung darf sich der Hoffnung hingeben, mit diesem ersten zuverlässigen Kompendium des Buddhismus Wünschen, die sich von Jahr zu Jahr lebhafter äussern, im weitesten Sinne gerecht zu werden. Persönlicher täglicher Verkehr mit den Hünptern des modernen Buddhismus ist dem Herrn Herausgeber auch insofern zu statten gekommen, als manche nur an Ort und Stelle recht verständliche Eigenart indischen Lebens und Treibens beobachtet und erklärt werden konnte.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 25. November. Nummer 274.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.00. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Eindringen von Capitalbesitz in breitere Bevölkerungsmassen. Von Dr. W. Beutemann. — Beiträge zur Geschichte der Elbflößerei. II. — Mittheilungen und Nachrichten.

Eindringen von Capitalbesitz in breitere Bevölkerungsmassen.

Die neuere Entwicklung der wirthschaftlichen Verhältnisse, namentlich in den fortgeschritteneren Industriestaaten, wird häufig damit gekennzeichnet, daß der Capitalbesitz mehr und mehr in wenigen Händen zu großen Massen sich zusammenschließe, während ein, auch verhältnißmäßig, immer umfangreicherer Theil der Bevölkerung in die Classe niedrig gelohnter Arbeiter ohne Besitz gedrängt werde und der Mittelstand im Verschwinden begriffen sei. Die Inhaber mancher Gewerbe- und Betriebsarten, sowie socialer Stellungen, ehedem nach Besitz oder Einkommen dem Mittelstande angehörend, haben in der That zu einem erheblichen Theile nicht Stand halten können vor dem Großcapital: sie sind untergegangen in die untersten Classen des Einkommens und in unselbständige Stellungen hinabgesunken, oder befinden sich zur Zeit noch in dieser Bewegung.

Dem gegenüber machen es nun aber die Ergebnisse der Einkommensteuerveranlagungen, z. B. im Königreich Sachsen und einigen Großstädten, wo diese Steuer auf controlirter Selbsteinschätzung bereits eine längere Reihe von Jahren in gleichmäßiger Weise erhoben wird, wahrscheinlich, daß gerade diejenigen Einkommen, die nicht mehr zu den untersten Stufen (etwa unter 1200 M.) gerechnet werden, ohne andrerseits schon als bessere Einkommen (etwa über 4000 oder 6000 M.) angesehen zu werden, daß also die Zwischenstufen nicht nur in roher Zahl erheblich gewachsen sind, sondern auch einen größeren Antheil an der Gesammtheit der Steuerpflichtigen, bezw. aller Erwerbsthätigen erreicht haben. Dr. Wilhelm Böhmert behandelt diesen Gegenstand eingehender im letzt erschienenen Hefte von Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft und kommt zu dem Schlusse, daß ein neuer, zahlreicherer Mittelstand in der Bildung begriffen sei. Das Einkommen im ganzen wächst, aus den Erwerbsclassen mit geringstem Einkommen steigen mehr und mehr Elemente in höhere Stufen auf. Es ließe sich andrerseits auch der Nachweis führen, wie die vordem großentheils fast besitzlosen Classen mit niedrigem Verdienst und die folgenden Stufen mit noch kleinem Einkommen in ihren Vermögensverhältnissen im allgemeinen wesentliche Fortschritte gemacht haben.

Noch weiter als in Deutschland ist die Bevölkerung Frankreichs in Bezug auf Vermögensbildung und Capitalbesitz vorgeschritten. Allein der Capitalbesitz dieses Landes wird zu etwa 80 Milliarden Francs angenommen, wovon 60 Milliarden auf französische und 20 Milliarden auf fremde Werthe entfallen würden. Man nimmt ferner an, daß etwa 52 Milliarden Francs den sog. Ersparnissen zufallen im Gegensatz zu den Großcapitalisten u. dgl. Frankreich ist ein Land, in dem neben einem außerordentlichen Capitalreichthum ein, wenn auch weil niedrigerer, so doch sehr bedeutender Staatsschuldenstand einhergeht, denn mit Einrechnung der schwebenden Schulden, der kurzfristigen oder in Annuitäten bestehenden und der rückzahlbaren Schulden, sowie ferner der verschiedenen communalen Schulden wird die gesammte öffentliche Schuld in Frankreich für das Jahr 1896 auf 35 bis 36 Milliarden Francs berechnet. Die eingeschriebenen Staatsschuldzinsen für sich, die sogenannten Renten, belaufen sich für 1896 auf rund 813 Millionen Francs; das bedeutet also den jährlichen Zinsbetrag dieser Staatsschuld, deren Nominalcapital 26 Milliarden Francs ausmacht, nämlich 6.8 Milliarden 3½procentige, 15.2 Milliarden 3procentige consolidirte und 4 Milliarden deßgleichen amortisirbare 3procentige Anleihe.

Wer sind nun die Gläubiger? erstreckt sich der Kreis der Darleiher bis weit in die unteren Schichten der Bevölkerung? Diese Frage behandelt neuerdings wieder Alfr. Neymarck (Le morcellement des valeurs mobilières) und beantwortet sie in bejahendem Sinne. Aufgrund verschiedener Daten und der bekannten Zahl der Einschreibungen, im ganzen über 5 Millionen, werden die Staatsgläubiger unter Berücksichtigung der auf manche von ihnen entfallenden mehrfachen Einzeichnungen auf mindestens 2 Millionen geschätzt. Damit ist schon gegeben, daß in umfangreichem Maße die kleinen Sparer daran betheiligt sind. Einer Einzeichnung im Staatsschuldbuch entsprach im Jahre 1895 ein durchschnittlicher Renten- oder Zinsbetrag von 160 Francs, einem Staatsgläubiger also (wenn auf einen solchen je 2½ Einzeichnungen gerechnet werden, wie vorstehend geschehen) durchschnittlich nicht mehr als 400 Francs. Nun stehen auch entsprechende Angaben für frühere Jahre zur Verfügung und daraus erhellt, daß jene Durchschnitte, namentlich seit den sechziger Jahren, immer mehr gesunken sind. War im Jahre 1895 die Durchschnittsrente einer Einschreibung, wie wir sahen, 160 Francs, so betrug sie 1865 noch 346 Francs und 1814 sogar 459 Francs. Diesen Zustand und diese Entwicklung hat die Regierung mit Bedacht begünstigt. Im Jahre 1831 betraf der niedrigste Zinscoupon eines Staatspapiers noch 50 Francs, aber bereits 1834 wurde er auf 10 Francs herabgesetzt, d. h. bei der Anleihe wurden auch kleinere Appoints ausgegeben als bisher; im Jahre 1864 ging man weiter auf 5 Francs und 1870 endlich auf 3 Francs herab. Seitdem kann demnach ein solch kleines Staatspapier erworben werden, das jährlich 3 Francs Zins bringt und als 3procentiges Papier einem Nominalcapital von 100 Francs entspricht. Eine derartige Demokratisirung und Popularisirung des Anleiheverfahrens ist zweifellos von sehr tiefgreifender Bedeutung, und es darf gewiß bedauert werden, daß wir im Deutschen Reiche in dieser Beziehung weit zurückstehen. In Frankreich wird etwa jede fünfte Familie ein Staatsgläubiger sein. Doch hierauf beschränkt sich die Theilnahme der mittleren und kleinen Capitalisten nicht,

Digitized by Google

wir werden vielmehr sehen, daß sie auch auf dem industriellen Gebiete, bei den Actienunternehmungen, anzutreffen ist und daselbst allmählich wächst. Zunächst die Bank von Frankreich. Ihr Actiencapital von 182½ Millionen Francs in Actien von je 1000 Francs (im gegenwärtigen Curse von 3500 Francs) gehörte im Jahre 1895 28,258 Actionären, so daß auf einen durchschnittlich 6½ Actien kommen, während im Jahre 1870 es 16,062 Actionäre mit durchschnittlich 11 Actien waren. Damals betrug der Preis (Curs) einer Actie etwa 2600 Francs. Aehnlich steht es mit der Grundcredittanstalt, Crédit foncier de France. Das Gesellschaftscapital dieses Instituts wurde im Juli 1888 auf 170½ Milltonen Francs erhöht und in 341,000 Actien zu je 500 Francs zerlegt; seitdem blieb es unverändert. Die Zahl der Actionäre betrug Ende 1895: 40,338 und hatte sich in den letzten sieben Jahren fast verdoppelt. Entfielen zu Ende 1888 auf einen der 22,249 Actionäre durchschnittlich 15 Actien (Curs einer Actie: 1360 Francs), so waren es 1895 nur noch 9 Actien (Curs 705 Francs). Im ersteren Falle besaß somit ein Actionär durchschnittlich 20,400 Francs, im letzteren nur 6345 Francs. Bloß eine einzige Actie besaßen im Jahre 1888 nur 4012 Personen, 1895 aber 9586; im Besitze von 2 bis 10 Actien waren 11,083 bezw. 23,679 Theilhaber, während die Zahl der größten Besitzer mit 200 und mehr Actien seit 1888 von 197 auf 97 gesunken war. Auch bei den Obligationen dieser Anstalt findet man eine ausgedehnte Zerstreuung über die Bevölkerung. Gerade diese Papiere erfreuen sich besonderer Beliebtheit wegen der mit ihnen verbundenen Loose und Ziehungen. Der Gesammtbetrag der Schuldverschreibungen von 3¾ Milliarden Francs zu Ende 1888 erreichte bis Ende 1895 die Höhe von 3.914 Milliarden Francs, wovon 919 Millionen (0.919 Milliarden) bezw. 819 Millionen auf den Namen lauteten und 206,061 bezw. 208,953 Besitzern zugeschrieben waren, die allerdings zum Theil doppelt oder mehrfach mit Obligationsbeträgen gebucht sein werden, so daß die Zahl der wirklichen Inhaber geringer ist. — Sehr bedeutende Capitalanlagen bestehen in den Actien und Obligationen der sechs großen Eisenbahngesellschaften; mehr als 33 Millionen Nummern dieser Papiere sind ausgegeben, davon lauten auf den Namen 23 Millionen Stück, über welche Besitzscheine (certificats) ausgestellt worden sind. Letztere befinden sich im Besitze von wenigstens 500,000 Familien. Aber auch die auf den Inhaber lautenden Actien und Obligationen sind keineswegs in nur wenigen Händen conrentrirt, man darf vielmehr annehmen, daß sie ebenfalls in die breiten Massen der mittleren und unteren Wohlstandsrlassen eingedrungen sind und nicht weniger als 200,000 Eigenthümer zählen werden; mit den vorgenannten zusammen würden demnach wohl 700,000 Familien Eisenbahnartien oder -obligationen der sechs großen französischen Gesellschaften besitzen. Wiederum ist die Beobachtung zu machen, daß diese Werthpapiere jetzt über eine größere Menge von Capitalisten, auch von mittleren und kleinen, sich vertheilen, denn auf eine der 26,358 namentlichen Certificate über Capitalactien kamen im Jahre 1860 noch durchschnittlich 28.8 Actien, während 1895 den nunmehr ausgestellten 105,945 Certificaten im Durchschnitt nur je 12.8 Actien zugehören. Die Curse dieser Actien lagen Ende 1895, wie beiläufig bemerkt sei, zwischen 950 Francs bei der Ostbahn und 1800 Francs bei der Nordbahn. Andrerseits vertheilten sich die Certificate der Obligationen auf Namen im Jahre 1860 derart, daß 65,833 durchschnittlich je 42.1, im Jahre 1895 dagegen 686,090 durchschnittlich je 32.6 Obligationen betrafen. Hier wie bei den Actien hat sich das Verhältniß der Stücke auf den Namen und derjenigen auf den Inhaber zugunsten der ersteren verschoben. Insgesammt stellen sie einen Capitalbetrag von etwa 20 Milliarden Francs dar. Die Obligationen (zum Nennwerth von 500 Francs) sind in der Hauptsache dreiprocentig, von fünfprocentigen haben nur die Ost- und die Lyonbahn noch Reste, dagegen sind von der Orleansbahn bereits auch 2½procentige Obligationen ausgegeben, und neuerdings ist dasselbe seitens der Nord- und der Lyonbahn geschehen.

War bisher die Rede von denjenigen Classen, die als Capitalisten und Rentner bezeichnet zu werden pflegen, so verlohnt es sich nicht weniger, einen Einblick in die Sparcassenbestände zu thun, um die namentlich von den sogenannten arbeitenden Classen in dieser Form geübte Vorsorge beurtheilen zu können. Oben fanden wir etwa 2 Millionen Besitzer französischer Rente (Staatsanleihe) und ¾ Millionen Actionäre und Obligationenbesitzer einiger großer Unternehmungen, doch bei den Privatsparcassen allein treffen wir 6444 Millionen Sparbücher an, mit 3.395 Milliarden Francs Guthaben, so daß ein Buch im Durchschnitt auf 526 Francs lautet. Im Jahr 1869 waren die Zahlen noch 2131 Sparbücher und nur 0.711 Milliarden Francs Guthaben. Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, daß nach dem Gesetz vom 9. April 1881 ein einzelnes Sparguthaben 2000 Francs nicht überschreiten darf. Die Postsparcassen besaßen außerdem Ende 1894 2294 Millionen Bücher über 674 Millionen Francs. Fügt man auch noch die Nationale Sparcasse (Caisse nationale d'épargne) hinzu, dann ergeben sich 8.6 Millionen Sparbücher zu durchschnittlich 455 Francs über insgesammt 3.919 Milliarden Francs.

Lehrreich ist es ferner, mit den vorstehenden Beträgen die Bankdepositen der sechs großen Creditinstitute: Bank von Frankreich, Crédit Foncier, Crédit Lyonnais, Comptoir National d'Escompte, Société Générale und Crédit Industriel in Vergleichung zu bringen, also gleichsam den Reserve- und Roulancefonds der französischen Großindustrie, des französischen Großhandels und solcher Privaten, die ein Bankconto halten. Im ganzen waren Ende 1895 in dieser Form auf etwa 800,000 Conten 1.365 Milliarden Francs hinterlegt — immerhin nur ein Drittel der obigen Sparcassenguthaben.

Von noch einem neuen Gesichtspunkt aus ergibt sich ein Einblick in die Elemente des beweglichen Vermögens, sowie in das Verhältniß zum unbeweglichen Besitzthum, nämlich aufgrund der mit Abgaben belegten Besitzwechsel infolge Abtretung, Todes oder Vererbung. Die beim Wechsel des Eigenthums besteuerten Mobiliarwerthe beliefen sich im Jahre 1826 auf 457 Millionen, 1868 auf 1602 Millionen und 1894 auf 2863 Millionen Francs, die gewechselten Immobiliarwerthe dagegen in denselben Jahren auf 880, 1853 bezw. 2886 Millionen Francs. Demnach betrugen diese Mobiliar- von den Immobiliarwerthen 1826: 52 Proc., 1868: 86 Proc. und 1894: 99.2 Proc. Beide Arten sind gewachsen, die ersteren (Mobiliarwerthe mit verändertem Besitzer) aber in so viel stärkerem Grade, daß sie nunmehr die Höhe der letzteren erreicht haben. Die den Besitz im Jahre 1894 wechselnden Mobiliarwerthe setzen sich zusammen aus 1480 Millionen gewöhnlicher beweglicher Güter, aus 417 Millionen in französischen und fremden Staatspapieren und aus 967 Millionen Francs in anderen Werthpapieren (Actien, Obligationen). Es sei bemerkt, daß die vier Vorjahre 1890 bis 1893 höhere Beträge aufwiesen; dasselbe ist für die Jahre 1890—1892 bei den Liegenschaften der Fall.

Naheliegend ist sodann die Frage nach dem Einflusse des Capitals und des Anwachsens der mobilen Werthe auf den Lohn. Neymarck bemerkt, man hetze den Arbeiter gegen die sogenannte Capitalistenclasse auf und stelle ihm die großen Actiengesellschaften und Actionäre als seine schlimmsten Feinde hin. Was aber sei denn ein Actionär einer Eisenbahn-, einer Bergwerksgesellschaft u. s. w? In der Mehr-

Digitized by Google

zahl kleine Sparer mit einigen hundert oder tausend Francs, die eine oder mehrere Actien derartiger Unternehmungen gekauft haben. Und das Capital jener Sparer ist es, das nun der Arbeit die Rohmaterialien, die Werkzeuge, Instrumente und Einrichtungen liefert, das Städten und Dörfern — einem ganzen Lande Beschäftigung schafft, Handel und Gewerbe fördert, denjenigen, die es beschäftigt, Lohn zahlt, noch ehe es selbst Gewinn gezogen hat. Deßhalb ist das Capital der Freund, nicht aber der Feind des Arbeiters; es ist eines der wirksamsten Elemente der Lohnsteigerung gewesen und wird es auch bleiben. Das Capital selbst leidet indeß unter einem zurückgehenden Zins. Um dieselbe Zinseinnahme zu genießen wie vor einer Reihe von Jahrzehnten, ist jetzt fast der doppelte Capitalbetrag erforderlich. Thatsächlich erfreuen sich andrerseits die Löhne im Laufe dieses Jahrhunderts einer beträchtlichen Erhöhung. P. Beauregard (La France économique) kommt zu dem Ergebniß, daß die Löhne in Frankreich trotz Abrechnung einer etwa 34procentigen Vertheuerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse in diesem Jahrhundert um durchschnittlich 60 Proc. gestiegen sind. Annähernd dasselbe Verhältniß haben auch andere Forscher gefunden. Auch das Jahreseinkommen der französischen Bevölkerung ist mehrfach zu bestimmen versucht worden. A. Coste hat es vor einigen Jahren auf 22½ Milliarden Francs berechnet (s. Étude statistique sur les salaires des travailleurs en France et le revenu de la France) und nimmt an, daß hiervon 8 Milliarden von den 10,352 Millionen Arbeitern nebst Dienstboten als Lohn oder Beköstigung und Gehalt verdient werden, während die 3.7 Millionen kleinen Anbauer, die Handwerker, Kleinhändler, Fuhrleute, Soldaten, Gendarmen, kleinen Beamten, Kirchendiener u. s. w., deren mittleren Einkünfte die Höchstlöhne der vorgenannten Arbeiter nicht übersteigen, etwa 4 Milliarden und die 3.746 „Capitalisten", d. h. die übrigen Landwirthe, Industriellen, Kaufleute, Rentiers und Gelehrten zusammen etwa 10½ Milliarden Francs Einkommen hätten. —

Welchen Antheil aber ziehen die Arbeiter aus den Erträgnissen der wirthschaftlichen Unternehmungen im Vergleich zum Capitalzins und Unternehmergewinn? Auch diese Frage wird von Neymarck wenigstens für eine Anzahl größerer Actienunternehmungen beantwortet, allerdings nicht in ganz einwandfreier Weise, indem die Arbeitslöhne den Dividendenbezügen der Actionäre gegenüberstellt, im übrigen jedoch nur noch die Leistungen für Arbeiterwohlfahrtszwecke aufgeführt werden, während die Prioritätsanleihen außer Betracht bleiben. Drei Betriebe, von denen die sonst noch behandelten in den Verhältnißziffern nicht wesentlich abweichen, seien hier namhaft gemacht: Die Bergwerksgesellschaft von Lens verausgabte im Jahre 1895, außer 1.241 Millionen Francs Unterstützungen für das Personal, an Löhnen 11.452 Millionen Francs, wogegen die Actionäre 2.7 Millionen Dividende empfingen, so daß die Löhne und die Dividende in einem Verhältniß von 81 zu 19 standen. Das Werk zu Anzin zahlte in demselben Jahre 15.365 Millionen Francs Löhne und vertheilte eine Dividende von 4.896 Millionen Francs — ein Verhältniß von 68 zu 32. Für Einrichtungen zugunsten der Arbeiter u. s. w. wurden außerdem 1.827 Millionen Francs ausgegeben. Noch im Jahre 1860 soll das Verhältniß zwischen Lohn und Dividende umgekehrt gewesen sein, indem der letzteren von der Summe beider Beträge 75 Proc. zufielen. Eine dritte Gesellschaft, das Kohlenbergwerk von Liévin, hatte eine Lohnausgabe von 4.229 Millonen Francs und einen Dividendenertrag von 1.021 Millionen Francs zu verzeichnen, also 79 : 21. Für Gratificationen Unterstützungen u. s. w. der Arbeiter wurden noch 592,000 Francs ausgegeben. Natürlich wechseln diese Antheile mit der Größe der Unternehmungen, dem Verhältniß der Arbeiterzahl zum stehenden und umlaufenden Betriebscapital, sowie nach verschiedenartigen Betrieben und Productionsformen, ferner je nachdem die natürlichen Verhältnisse (Standorte) vortheilhaft oder weniger günstig sind. Auch die persönlichen Machtverhältnisse im Lohnkampf und manche andere Umstände sprechen noch mit. Indessen so viel steht fest auch ohne Vorführung umfassenderen Beobachtungsmaterials, daß der Arbeitslohn unter der Entwicklung der modernen Volkswirthschaft und Technik nicht gelitten, vielmehr auf Kosten des Capitalzinses zum Theil erheblich gewonnen hat.

Ueberblicken wir die vorstehenden Ausführungen und Daten noch einmal, so treten uns einige charakteristische Erscheinungen und Thatsachen von allgemeiner Bedeutung entgegen: Eine Anhäufung immer größerer Capitalien in immer weniger Händen neben einer Herabdrückung der großen Massen der „arbeitenden" Classen auf ein Existenzminimum hat nicht stattgefunden; im Gegentheil zeigt sich absolut und relativ eine Steigerung des Lohnes oder Gehaltes. In Verbindung damit steht das Sparen und die zunehmende Vermögenbildung in breiten Massen der Bevölkerung, eine in politischer und socialer Hinsicht heilsame Erscheinung, weil auf diese Weise ein bedeutender und noch wachsender Theil der bisherigen unteren, vermögenlosen Volksclassen am Bestehenden, an Ruhe und Ordnung interessirt, für Umwälzungen also weniger zugänglich sind. Ferner wird durch die Capitalbildung die Betriebsthätigkeit angespornt, und zwar vorwiegend der Großbetrieb gefördert. Im Gefolge davon muß ein verhältnißmäßiger, theilweise auch ein absoluter Rückgang der Zahl selbständiger Unternehmer in Handel und Industrie und ein um so stärkeres Anwachsen der Entlohnten erscheinen, die allerdings bei wachsendem Einkommen in zunehmendem Maße als Actionäre und Obligationenbesitzer am Großbetriebe betheiligt sind.

Mit zwar nicht unbeträchtlichen Gradunterschieden sind diese volkswirthschaftlichen Erscheinungen auch in Deutschland und anderen Culturstaaten wahrzunehmen und verdienen in ihrer Weiterentwicklung die aufmerksamste Beobachtung.

Hamburg. Dr. W. Beukemann.

Beiträge zur Geschichte der Elbflößerei.

II.

So lange der Waldreichthum der norddeutschen Tiefebene dem vorhandenen Holzbedarf einigermaßen die Wage zu halten imstande war, wird niemand an einen größeren Holzexport aus Böhmen nach Sachsen und Preußen gedacht haben. Als sich aber der Wald immer weiter in das Gebirge zurückzuziehen begann und fast alles culturfähige Land in Ackerboden verwandelt wurde, da werden auch der Holzhandel und die Holzausfuhr ins Deutsche Reich allmählich in Gang gekommen sein, mit ihnen die Holzverzollung; denn die 48 Zölle, die beispielsweise im Jahre 1741 von allen Waaren, die auf dem Elbstrom stromab und stromauf verschifft wurden, in der ergiebigsten Weise erhoben wurden, richteten ihr Augenmerk gewiß zu allerletzt auf die wenigen stromabwärts geflößten Waldproducte. Der Wald und seine Producte kamen erst ziemlich spät zu dem gebührenden Ansehen. Die neun königlich böhmischen Zölle und die neun kursächsischen Zölle jener Zeit werden sich am allerwenigsten mit den Holzzöllen befaßt haben. Doch schon Maria Theresia sieht sich im Kaiserl. Königl. Wasser-Mauth-Patent vom Jahre 1772 dazu genöthigt, des Holzzolles besonders zu gedenken. Lange Zeit verblieb es bei diesem im eigenen Lande erhobenen Zoll. Dazu

Digitized by Google

kamen die im Ausland erhobenen Zölle, die für das Holzgeschäft nicht gerade drückend gewesen sind. Auch wurden schon viele der erhobenen Zollgebühren, die österreichischen durchgängig, zur Verbesserung der Schiffahrtsverhältnisse, der Moldau- und Elbufer, Beseitigung der Furten u. s. w. verwendet. Aber erst der Wiener Congreß vom Jahre 1815 und die Elbschiffahrtsacte vom Jahre 1821 regulirten sämmtliche Elbzölle und bestimmten, daß die Elbe eine internationale Wasserstraße sei, daß bei Feststellung des Tarifs von dem Gesichtspunkt ausgegangen werden müsse, durch Erleichterung der Schiffahrt und Flößerei den Handel zu ermuntern, und daß die erhobenen Gebühren hauptsächlich zur Bestreitung der Flußregulirung aufgewendet werden sollten. So war es denn lange Jahre üblich, daß in Schandau der Hauptzoll für eingeführtes Holz erlegt wurde, und zwar zahlte ein Magdeburger Boden etwa 40 Thaler Zoll. Es wurde auf einfache Weise der ungefähre kubische Inhalt des Bodens ermittelt, und zwar von einer hierin besonders geübten Vertrauensperson, auf dem Elbstrom allgemein bekannt unter dem Namen „Schnupftabakrichter". Dieser Zustand hat eine ganze Reihe von Jahren bestanden. Dann hob man die Zölle auf Holz ganz auf und erhob nur eine minimale Gebühr für Uferbauzwecke, bis im Jahre 1878 in die Holzhändlerwelt wie eine Granate der deutsche Reichsholzzoll einschlug, ein Schutzzoll ersten Ranges. An der Hirschmühle, schrägüber von Schmilke, unterhalb des vollständigen Eintritts der Elbe nach Sachsen, wurde eine Zollexpositur des Nebenzollamts Schöna errichtet, weil hier in Schöna kein genügender Raum zur Stellung der Flößerei vorhanden und das gegenüberliegende Ufer noch österreichisch ist. Man erhob erst 60 Pf. vom Festmeter Rundholz und 1 M. 80 Pf. vom geschnittenen Holz, ging aber bald weiter und bestimmte, daß 1 M. 20 Pf. vom Rundholz, 4 M. 80 Pf. vom geschnittenen Holz und 2 M. 40 Pf. vom gebeilten Holz (Eisenbahnschwellen) pro Festmeter zu zahlen seien. Bei dem sich alljährlich steigernden Holzexport von Oesterreich nach Deutschland ist dieser Zollertrag, also nur von dem auf der Elbe schwimmenden Holz, allmählich auf ½ Million Mark, jetzt nahezu auf ¾ Millionen Mark gestiegen. Daß dabei naturgemäß der Export von geschnittener Waare ins Deutsche Reich, wenigstens auf dem Elbstrom, stark zurückging und jetzt nahezu aufgehört hat, liegt auf der Hand. Die großen am Elbstrom in Sachsen gelegenen Schneidemühlen sind jetzt fast die ausschließlichen Lieferanten der geschnittenen Waare. Daher der große Unterschied zwischen einer Flößerei alten und neuen Stils. Eine Flößerei in alter Zeit glich einem großen wandernden Holzwaarenlager. Wald- und Schneidemühlenproducte aller Art wurden schichtenweise über einander gelegt und zu Thal befördert. Den Boden bildeten die Baumstämme, das Rundholz. Belastet wurde das Floß mit Brettern, Weinpfählen, Bohnenstengeln, Leiterbäumen, Slangen, Slöcken, allerlei Brennholz, Schwartenholz, Klötzelholz u. s. w. Das hat sich im Laufe der Zeit gewaltig verändert. Der Export Oesterreichs nach Deutschland, soweit er im Holze auf der Elbe stattfindet, besteht fast nur noch in Rundholz. Die Veränderung trat durch verschiedene Umstände ein. So groß beispielsweise früher der Brennholzhandel war, so ging er doch von Jahr zu Jahr zurück seit der Aufschließung der böhmischen Braunkohlenlager. Hinter und vor der Flößerei fuhren immer öfter und immer größere schwarze Braunkohlenkähne zu Thal und vernichteten langsam, aber sicher den einst so lucrativen Brennholzhandel. „Das Brennholz stinkt", sagt jetzt der österreichische Holzhändler, d. h. es mag niemand mehr kaufen. Lange noch blieben die Bäcker, die Ziegelbrenner, die Brauer gute Abnehmer von Brennholz, von Scheilen und Stöcken. Aber auch sie wandelten allmählich ihre Oefen in solche für Kohlenfeuerung um und profitirten dabei ganz bedeutend. Der Handel mit geschnittener Waare, mit Brettern, Latten ꝛc. erlitt den Todesstoß durch die Einführung des deutschen Holzzolls im Jahre 1878. Zunächst erhob man einen kleineren, später den dreifachen Satz, um die deutsche Mühlenindustrie, die Sägewerke, zu schützen und zu heben. Die erwünschte Wirkung blieb nicht aus. Der hohe Zollsatz auf Schnittwaare lähmte die Ausfuhr von Brettern auf der Elbe derart, daß man nur noch ganz selten Schnittmaterial, d. h. Holz, an dem die Säge gearbeitet hat, passiren sieht. Dabei soll nicht verschwiegen werden, daß neben dem Elbstrom, auf der kgl. Sächs.-Böhm. Staatseisenbahn, ganz erhebliche Mengen von Holz eingeführt werden, tagtäglich lange Stämme, auf zwei Lowries liegend, und ganze Reihen Lowries, hoch bepackt mit Brettern. Diese Bretter sind oft galizischen Ursprungs. Für wenig Geld haben meist jüdische Händler in Galizien Wald gekauft, ein Sägewerk errichtet, und dank den Differentialtarifen sind diese galizischen Bretter imstande, nicht bloß in Breslau, sondern auch in Dresden, Leipzig und anderen, noch nördlicher gelegenen Städten den Brettern deutschen und böhmischen Ursprungs erhebliche Concurrenz zu bereiten.

Aber auch im Zollgebiete selbst, innerhalb des Deutschen Reiches, namentlich an der Oberelbe, sind im Laufe der Jahre nicht unwesentliche Veränderungen vor sich gegangen, die einen veränderten Flößereibetrieb mit sich gebracht haben. Jahrzehnte lang baute man an der Hirschmühle, in Schmilka, in Krippen, in Schandau, in Wendischfähre und in Königstein außer der geschilderten, oft schwunghaft von alten Floß- und Handelsherren betriebenen großen Magdeburger Flößerei kleine Flöße, Dresdner Flößel genannt. Sie enthielten, wie schon oben gesagt, alles, was Wald und Mühle an Producten hergab, und eine ganze Anzahl kleinerer Holzhändler fand bei diesem Flößereibetrieb ihre Rechnung. Es war ein wanderndes Detailgeschäft, welches die Kundschaft am Elbstrom in seinem mittleren Laufe mit den Holzschätzen des Oberlaufes in zuvorkommendster Weise zu versorgen bemüht war. Gärtner, Weinbergsbesitzer, Zimmerleute, Baumeister, Holz- und Kohlenhändler waren die willigen Abnehmer und erwarteten nicht selten mit Ungeduld im Frühjahr, wenn der Elbstrom seine Eisdecke abgeschüttelt hatte, den wohlbekannten Holzlieferanten aus Schöna, Krippen, Königstein u. s. w. Diese kleineren Händler sind fast alle verschwunden. Erst fing das Brennholz an, nicht mehr zu gehen. Die Braunkohle und die Steinkohle und die Umwandlung der Oefen in solche mit Kohlenfeuerung machten auf dem ganzen Elbstrome dem Brennholz die verderblichste Concurrenz. Die Holzhöfe, die früher eine Stadt wie Dresden förmlich umsäumten, verschwanden. Welche Massen an Holz hatte allein der Fiscus gebraucht, wieviel Klaftern Holz verschwanden in den Expeditionsräumen der Ministerien im königlichen Schlosse, in dem jetzt noch in den Kaminen hartes Holz verfeuert wird! Nur noch auf der Kirnitzsch wird das dazu benöthigte Holz geflößt, in Schmilka bis ans Elbufer gefahren. Es ist das sogenannte Hofeholz. Es wird in Kähne verladen und in der Hauptsache nach dem Dresdner Schloß und nach der kgl. Porzellanmanufactur Meißen verschifft. Dann waren es die Bretter, die nicht mehr gehen wollten. Es thaten sich immer größere Sägewerke mit einer großen Anzahl von Bundgattern auf und versorgten die ganze Umgegend mit ihren Erzeugnissen, ganz nach Wunsch, in jeder Dimension. An den Brettern, die bisher auf der Elbe, auf dem Floß herabtransportirt worden waren, hatte man auf einmal viel auszusetzen. Bald waren sie zu naß, bald zu schmutzig. Und endlich kam gar noch das Langholz dran. Jahrhunderte lang hatte der Zimmer-

mann am Neubau mit seinem Beile das Rundholz in vierkantige Balkrn verwandelt, um die Unterzüge und das Dach in der vorgeschriebenen Länge und Stärke herzustellen. Man kannte das nicht anders. Da fingen die großen Schneidemühlen an, Kantholz von jeder Länge und Stärke zu liefern. Die Bau- und Zimmermeister verkehren öfter als sonst in der Schneidemühle und geben nach genauen Maßen ihre Bestellungen auf. Die Mühle schneidet das Rundholz, verwerthet die Abfälle weit besser, als je der Zimmermann seine Späne verkaufen konnte, liefert also billiger, als man früher die Stämme bezogen hatte, fährt die geschnittene Waare an den Neubau, so daß der Zimmermann nur die Falze hineinzuschlagen, die Hölzer zu verlegen und das Dach zu richten hat. Die Dielen werden auch gefalzt, ja sogar getrocknet geliefert. Und wo bleibt der arme Holzhändler? Er ist überflüssig geworden. Die Mühle bezieht ihr Rundholz aus Böhmen und stellt alles, was gewünscht wird, fix und fertig aus diesem Holze her. Die größten dieser Sägewerke sind Hasse in Schandau, Gebr. Hering in Königstein, Spaltebolz in Laubegast, Grumbt in Dresden, Brandt in Riesa. Andere beeilen sich, ihre Mühlen derart einzurichten, daß sie den Bedürfnissen der Neuzeit jederzeit Rechnung tragen können. Wer nicht mitthut, wird auf seinem bisherigen Absatzmarkte von Jahr zu Jahr immer empfindlicher geschädigt. So sind denn die Plätze, wo man ehedem manches oft werthvolle Floß gebaut, wo man die Vorräthe, die man im Laufe des Winters allmählich angefahren und aufgehäuft hatte, auf das Floß lud, nahezu verwaist. Die Niederlagsgelder sind bis auf wenige Mark zusammengeschrumpft. Die Großindustrie ist der Feind der Kleinindustrie, des Kleinhandels, und es bleibt für den Volkswirth immerhin bedauerlich, wenn eine ganze Reihe kleiner Existenzen, selbständig gewesener Geschäftsleute von der Bildfläche verschwinden muß. Nebenbei sei bemerkt, daß die nach Dresden gehenden kleinen Flöße zur Zeit der Heidelbeerernte sehr gern von den Heidelbeerweibern aus den Elbdörfern als Reisegelegenheit benutzt wurden. Größere Reisespesen mußten vermieden werden, wenn aus der Butte Heidelbeeren oder Himbeeren einige Groschen gelöst werden sollten. Recht gern nahmen die Flößer unentgeltlich die ihnen oft wohlbekannten, verwandten, ortseingesessenen Mädchen und Frauen mit ihren gesammelten Beerenvorräthen nach Dresden mit. Hier ging man hausiren, bis man seine Waare an den Mann gebracht hatte, und eilte dann so schnell als möglich der Heimath zu. Vielleicht paßte es mit einem am Kettenschlepper hängenden Kahn. Auch das hat aufgehört. Aufkäufer von Heidelbeeren erscheinen in allen diesen Walddörfern, in Schöna, Schmilka, Herrnskretzschen, und kaufen an Ort und Stelle zu ziemlich gutem Preise ein, was gebracht wird. Der Bedarf ist groß. Aber der Hausirhandel nach Dresden, die Reise auf dem Floß oder Schiff, das hat fast alles aufgehört.

Einer originellen Flößerei auf dem Elbstrom muß noch gedacht werden, das ist die Karpfenflößerei, die jedes Jahr zu Beginn des Octobers ihren Anfang nimmt. Ein großes See- und Flußschiffahrtsgeschäft in Hamburg, die Firma Kunath, bezieht jedes Jahr im Herbst eine große Masse Karpfen aus den fürstlich Schwarzenbergischen Teichen, deren einer durch sein plötzliches Zerreißen mit dazu beitrug, daß die Septemberfluth des Jahres 1890 eine solch enorme Höhe erreichte. Diese Teiche sind gute Fischteiche und sind vor allem mit stattlichen Karpfen besetzt. Mitte September wird gefischt und in besonderen Fischkästen, die zu einem Flosse vereinigt sind, werden die Fische auf dem ganzen Elbstrom stromab bis Hamburg transportirt. Obgleich Hamburg wahrlich keinen Mangel an Fluß- und Seefischen aller Art hat, ist doch der Fischgeschmack der Bewohner so ausgebildet, daß man den Wohlgeschmack eines guten Teichkarpfens, der noch durch einen längeren Aufenthalt im fließenden Wasser einen etwaigen Schlammdeigschmack abgelegt hat, keineswegs unterschätzt. Der Karpfentransport auf der Elbe, bezw. Moldau, ist alt, denn schon Maria Theresia verfügt im „Wasser-Mauth-Tarife in dem Königreich Böhmen" vom Jahre 1772, daß ein Floß mit Fischen oder sogenannten Fischkörben 1 Gulden Zoll in der königl. Neustadt Prag zu entrichten habe. Im October kann man die Karpfenflöße am Terrassenufer zu Dresden, unterhalb des Belvedere, an der eigentlichen Elbfischerdörfe, landen sehen und oft wird bekannt gemacht, daß der Verkauf einige Tage andauert. Der größere Rest geht nach Hamburg. Die Fahrt von Budweis bis Hamburg dauert geraume Zeit, und am auffälligsten ist die starke Besatzung eines solchen Floßes. Es erklärt sich dieselbe aber daraus, daß ein solches Floß compacter gebaut ist als jede andere Prahme, damit die unter Wasser befindlichen Fischkästen nirgends anstoßen oder beschädigt werden möchten, wenn nicht die erst mit Mühe eingefangenen Karpfen durch irgend welchen Unfall plötzlich wieder ihre Freiheit erlangen sollen. Auch ist jedes Karpfenfloß mit einem Haupter besetzt, um möglichst sicher am Ziele anzulangen und gegen die Assecuranz gedeckt zu sein.

Ein besonderes Capitel bilden die behördlichen Vorschriften über den Flößereibetrieb. Von ihnen einige Worte zum Schluß. Längst schon sind Bestimmungen über den geordneten Betrieb auf dem Elbstrom getroffen worden. Manche Mandate sind Jahrhunderte alt. Der Codex Augusteus bringt allein eine ganze Reihe Gesetze über das Flößereigeschäft auf der Elbe und ihren Nebenflüssen. Aber es mangelte lange an dem Einheitlichen auf dem Elbstrom. Jeder große und kleine Elbuferstaat hatte seine besonderen Bestimmungen, die dem schiffahrttreibenden Publicum nicht immer geläufig waren. Die Declarirung der Elbe zu einer internationalen Wasserstraße brachte es mit sich, daß man sich allenthalben einigte und die jetzt zu Recht bestehende allgemeine Strom-Polizeiordnung für die Schiffahrt und Flößerei auf der Elbe, gültig von Mrlnik bis Hamburg und Harburg, datirt erst vom 1. April 1894. Jeder Schiffs- und Floßführer hat während der Ausübung seines Gewerbes die 50 Paragraphen der auf der ganzen Elbe gültigen Polizeiordnung bei sich zu führen und zu brachten, widrigenfalls er mit der überall Umschau haltenden Strompolizei in Conflikt geräth. Wir erwähnen die wichtigsten Bestimmungen, soweit sie zur Flößerei gehören. Kein Floß darf länger als 130 m sein, in Böhmen sind nur 10 m Breite gestattet, weiter unterhalb 12.6 m. Nichts darf über die an den Seiten befindlichen Streichbäume herausragen. Alle Stämme, Balken und sonstigen Hölzer müssen fest mit einander verbunden sein. An jedem Ende soll eine ausreichende Steuereinrichtung vorhanden sein. In der Mitte hat jedes Floß eine Tafel zu führen, auf der auf beiden Seiten in lateinischer Schrift in Buchstaben von 15 cm Höhe zu lesen ist: in rother Schrift, wem das Floß gehört und wo der Eigenthümer seinen Geschäftssitz hat, und in schwarzer Schrift, wer das Floß fährt und wohin er zuständig ist. Flöße bis zu 150 Festmeter verlangen zwei flößfahrtkundige Männer, größere drei. Kein Floß darf anders als mit Holz, Brettern oder anderen schwimmfähigen Gegenständen beladen werden. Flöße dürfen nie neben, sondern nur hinter einander und nur in Abständen von mindestens 400 m treiben. Bei Nacht, dichtem Nebel, starkem Schneegestöber oder Sturm ist das Treiben der Flöße nicht gestattet. Sind bei Tage am Ufer zwei rothe Bälle oder zwei rothe Fahnen, Nachts zwei rothe Lichter ausgesteckt, so ist der Strom aus irgend welchem Grunde, wegen Havarie eines Kahnes, wegen Brückenbau während

Digitized by Google

des Manövers ꝛc. gesperrt, und alle Schiffahrt, einschließlich der Flöße, hat zu halten, bis die Strecke wieder freigegeben ist. Die im Strom zur Bezeichnung des Fahrwassers, der Untiefen und anderer gefährlicher Stellen gelegten oder ausgesteckten Merkmale und Warnungszeichen dürfen von Schiffen und Flößen weder beschädigt oder verschleppt, noch verrückt oder entfernt werden. Brücken, Schiffmühlen, Fähren, Badeanstalten dürfen von den Flößen nicht beschädigt werden. Das Anlegen der Flöße ist nur an bestimmten Landungs- und Ladeplätzen gestattet, an der Landesgrenze von der Hirschmühle bis ziemlich an die sogenannte Ziegelscheune, in Dresden unterhalb Antons ꝛc. Bei der Begegnung von Schiffen und Flößen während der Fahrt muß das Bergschiff dem Thalschiff oder thalwärts gehenden Floß ausweichen. Am Tage ist mit einer blauen Flagge, Nachts mit einer Laterne mit hellem weißen Licht so lange zu schwenken, bis die Seite erkannt ist, auf welcher man sich ausweichen will. Befindet sich am Ufer eine weiße Fahne oder ein weißer Ball, so ist die Stromstrecke stark gekrümmt, eng oder seicht, die Schiffahrt also mehr oder minder schwierig. Hier muß thalwärts gehenden Flößen und Schiffen die tiefe Seite des Fahrwassers überlassen werden, die Bergschiffahrt hat die Fahrt zu verlangsamen oder ganz einzustellen. Zwei Flaggen oder zwei Bälle, oben weiß, unten roth, bedeuten eine Stromenge, in der gleichzeitig nur ein Schiff oder ein Floß verkehren darf. Ueberholen und Vorbeifahren darf nur nach vorheriger Verständigung mit blauen Fahnen am Tage und weißem Lichte in der Nacht erfolgen. Jedes am Ufer liegende Floß muß in der Nacht auf den beiden dem Fahrwasser zugekehrten Ecken ein weißes mattes Licht haben. Bei Unglücksfällen dürfen die Schiffs- und Floßführer und die Mannschaften das Schiff oder Floß erst bei augenscheinlicher Lebensgefahr verlassen.

Mit dieser kurzen Darlegung der umsichtigen Fürsorge, wie sie alle Elbuferstaaten vereint für das Flößereigewerbe an den Tag legen, seien für diesmal die Beiträge zur Geschichte der Elbflößerei geschlossen. Es ist eine lückenhafte Arbeit, die der Verfasser bei der Reichhaltigkeit des Stoffes hiemit geboten hat. Aber der absolute Mangel an einer Literatur über die Elbflößerei, das viele Umherfragen und Sicherkundigen bei Jung und Alt möge die Mängel der Arbeit entschuldigen. Aber Dank, herzlichen Dank allen meinen Mitarbeitern da oben an der Landesgrenze, durch deren Beihülfe es mir möglich geworden ist, das Wenige zu sammeln und theilweise vielleicht — der Vergessenheit zu entreißen! M. M.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Von den vier gleichzeitig in der Nacht vom 13. zum 14. d. M. aufgestiegenen unbemannten Registrirballons erreichte der französische die größte Höhe, gegen 15,000 Meter, und die niedrigste Temperatur, — 63 Grad; zunächst kam ihm der Straßburger Ballon mit gegen 8000 Meter Höhe und — 30 Grad Temperatur; beides waren völlig neue und erheblich größere Ballons als der Berliner, der bis 6000 Meter Höhe stieg und eine Temperatur von — 25.6 Grad aufzeichnete. Der russische Ballon, von anderem Kaliber, kam nur bis 3500 Meter Höhe. Von den bemannten Ballons drang der der Berliner Luftschifferabtheilung am höchsten vor, bis rund 5700 Meter, und fand eine Temperatur von — 24.4 Grad; der russische, der in Petersburg aufstieg, kam bis rund 5000 Meter, wo — 27 Grad beobachtet wurden; der Münchener Ballon erreichte 3400 Meter; von dem zweiten russischen, in Warschau aufgestiegenen Ballon ist die Maximalhöhe nicht bekannt. Interessant sind die von den Ballons eingeschlagenen Richtungen und die entsprechenden mittleren Windgeschwindigkeiten. Der Petersburger Ballon wurde von einem NNO.-Wind mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 9 Meter in der Secunde geführt. Der Warschauer hatte NNW.-Wind. Fast entgegengesetzt, SSW., wehte der Wind, der den Berliner Militärballon mit einer Geschwindigkeit von 5 Meter pro Secunde führte. Der Münchener Ballon fand relativen Westwind von 8 Meter pro Secunde Geschwindigkeit, ebenfalls Westwind der Straßburger Ballon, der Pariser aber Südwest von 12 Meter pro Secunde Geschwindigkeit.

* **Halle.** Hier starb Geh. Medicinalrath Prof. Theodor Ackermann, langjähriger Ordinarius der pathologischen Anatomie an der Universität. Er war am 17. September 1825 in Wismar geboren und hatte vor zwei Jahren seine Lehrthätigkeit aufgegeben. Sein Nachfolger ist Prof. Eberth.

γσ **Berlin,** 22. Nov. Die gestrige Monatssitzung der „Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" ward durch den stellvertretenden ersten Vorsitzenden, Geheimrath Virchow, mit Gedenkworten an den verstorbenen Prof. Dr. Georg Lewin eröffnet; alsdann legte Virchow der Gesellschaft eine Festschrift zum 70. Geburtstag Adolf Bastians vor, die von der „Internationalen Gesellschaft für Ethnographie" in Leyden dem unermüdlichen Reisenden und Forscher gewidmet ist, und deren Beiträge von den ersten Anthropologen und Ethnologen der Culturnationen geschrieben sind. Die portugiesische Regierung ladet zu der Erinnerungsfeier für Vasco da Gama am 8., 9. und 10. Juli 1897 ein, deren Glanz man vornehmlich durch die Anwesenheit von Kriegsschiffen aller Seemächte und Dampfern der großen europäischen Transportgesellschaften im Hafen von Lissabon zu erhöhen hofft. Alle Arten wissenschaftlicher Ausstellungen, die auf Vasco da Gama und das Zeitalter der Entdeckungen Bezug haben, von seiten der öffentlichen Sammlungen des Staats, vom Archiv, von der Nationalbibliothek, von wissenschaftlichen Gesellschaften, werden die Erinnerung an Portugals große Tage wachrufen, auch ist eine neue Publication der Lusiaden beabsichtigt, sowie die Ausgabe von Postwerthzeichen und die Prägung von Silbergeld zur Erinnerung an das Fest. Dr. Baeßler gibt eine Beschreibung der von ihm besuchten Goolinseln und ihrer Bewohner in einem aus Mangaya datirten Briefe, er hat dort die sehr schwer und mit Lebensgefahr zugänglichen großen Höhlen besucht, in denen die Eingeborenen ihre Todten bestatten, und es ist ihm gelungen, von dort einige Schädel einzusenden, die bei der spärlichen Anzahl von Schädeln, die wir aus der Südsee besitzen, immerhin von Wichtigkeit sein dürften. Dr. Mueß macht auf eine Leiste im Schädeldach des Pithekanthropus erectus aufmerksam, einen Muskelansatz, den man bisher bei den Untersuchungen übersehen hatte. Unter den sonstigen Mittheilungen sei besonders die erwähnt, daß in der Nähe von Prag sich in Gräbern Gefäße nach dem sogenannten Lausitzer Typus gefunden haben. Man hat, da sich diese Funde neben Gegenständen aus der römischen Zeit, Bronzeurnen mit weiblichen Köpfen und mit Hundeköpfen, sowie neben Dingen gefunden haben, die der älteren Merovingerzeit angehören, geschlossen, es seien schon während der Markomannenzeit slavische Ansiedelungen in Böhmen gewesen; allein diese Vermuthung ist falsch, da einmal der sogenannte „Lausitzer Typus" kein slavischer ist und ferner die gefundenen Gegenstände sich durchaus als deutschen Ursprungs kennzeichnen lassen. Prof. Marqueselli aus Triest gibt Kunde von einem durch seine Forschungen bei St. Canziano in der Umgegend von Triest aufgedeckten Gräberfelde, dessen Dolche, Messer und Lanzen sich als Dinge darstellen, die in die Uebergangsperiode von der Bronzezeit zur Villanova-Periode zu setzen sind. Neben photographischen Aufnahmen der Eingeborenen von Ceylon gelangen Abzüge der Felseninschriften der Bantu am Zambesi zur Auslage, welche letztere von Prof. Schweinfurth herrühren. Ein von Sanitätsrath Dr. Zenker vorgelegtes „Flöhchen" ergibt sich als ein der oberen Kreide entstammender Insus antiquus. Prof. Joest legt fünf peruanische Alterthümer der Gesellschaft vor, Gefäße, auf denen man namentlich die eigenthümlichen Formen der Tätowirung des menschlichen Körpers bei den Einwohnern Pera's ersehen kann, dazu einige peruanische Hausgötzen. Die Formen der Tätowirung treten auch sehr deutlich auf den von Dr. v. Luschan vorgelegten Photographien von Samoanern hervor. Dr. v. Luschan stellt damit Photographien von Leuten der Fidschi-Inseln, von Neu-Guinea, Neu-Britannien, ferner Kondé, Massai und Suaheli in Parallele. Die genaue Reaction der Pigmentirung der Haut bei den Akkamädchen, die vor einiger Zeit hier das Interesse erregten, ist Prof. Fritsch durch stark vergrößerte Photographien dieser Akkamädchen zu fördern gelungen. — Dr. Steinbach, vor einiger Zeit deutscher Regierungsarzt auf den Marschalls-Inseln, sprach über die von ihm vom 19. bis 21. August 1894 besuchte Insel Nauru in der Südsee und über deren Bewohner, von denen er einige Schädel zur Demonstration vorlegen konnte. Die Insel

Nauru, unter 167° östl. Länge und 0.30° südl. Breite gelegen, hat eine isolirte Lage im Stillen Ocean; denn sie ist von den Marschallsinseln noch hunderte englischer Seemeilen entfernt. Man muß die im Areal eine halbe deutsche Quadratmeile große Insel durchaus zu Miktonesien rechnen, ihr höchster Punkt steigt 70 Meter über dem Meere auf, ziemlich in der Mitte der Insel, die an ihrem Rande einen 500 Meter breiten Landstreifen, mit den Dörfern der Eingeborenen besetzt, aufweist. Die Insel bietet, da sie ein Korallenriff ist, im Innern große Höhlen, in die man nur schwer und nur durch Seile sich hineinlassen kann. In diese sehr tiefen, vielfach gewundenen Höhlen pflegen die Eingeborenen ihre Todten hineinzuwerfen und nicht selten Feuerbrände über die Leichen zu stürzen. Die Thierwelt von Nauru ist nicht sehr zahlreich; neben den gezähmten Seeschwalben kommt der von den Eingeborenen gleichfalls nur zu ihrer Unterhaltung gezähmte große Fregattvogel vor, mit dessen Federn früher ein gelegentlicher Handel nach den benachbarten Inseln der Südsee getrieben wurde. Das trockene Erdreich bietet nur eine spärliche Vegetation und Fische nebst getrockneten Bananasfrüchten und Cocosnüssen bilden die Hauptnahrungsmittel. Vom 4. September 1890, woselbst die Gesammtzahl der Bevölkerung nach den Aufnahmen des deutschen Bezirkshauptmanns Jaag auf Nauru 1317 Seelen zählte, bis zum 18. December 1893, wo sie 1377 Seelen, 388 Männer, 620 Weiber, 177 Knaben und 192 Mädchen unter 10 Jahren zählte, hat sie sich also nicht unwesentlich ohne Zuzug von außen vermehrt. Eine rapide Abnahme ist daher, da die Verhältnisse auf den Marschall-, Gilbert- und Karolineninseln ähnlich liegen, unter der Bevölkerung der Südsee, wie oft behauptet worden, nicht wahrnehmbar; sie bleibt vielmehr im Gleichgewicht! Die Erscheinung der Leute ist hagen, musculös, kräftig, von mittlerem Wuchse; wenig corpulente Figuren findet man in der Südsee. Die Sonnenbräunung, ein oft unterschätzter Factor für die Hautfarbe, wirkt auf die Hautfarbe in der Südsee stark ein. Bei schlichtem Haar und völlig haarlosem Körper finden wir auf Nauru wie in der ganzen Südsee nicht selten leicht gekrümmte Nasen. Obgleich von gutmüthigem Charakter, haben die Bewohner von Nauru noch vor 1888, ehe ihnen die an Zahl 1000 übersteigenden Schußwaffen durch die deutsche Verwaltung abgenommen worden waren, unter einander blutige Fehden ausgefochten. Die Sprache ist auf Nauru der der Gilbertinseluer ähnlich. Die Bevölkerung gliedert sich in 12 Familienstämme, es herrscht hier noch ausschließlich Mutterrecht und nur die Häuptlinge leben in Polygamie, sonst gilt Monogamie. Von Kleidung kann man kaum sprechen, da ein Pandanusblatt um die Hüften diese vertritt. Von den drei, aus einer Höhle stammenden, vorgelegten Schädeln ist einer mesocephal, die beiden anderen dolichocephal, mit dem Längen-Breitenindex 69.3 bis 70.4; ihre Capacität beträgt 1510, 1560, 1580. Dr. v. Luschan spricht den beiden aus Nauru stammenden dolichocephalen Schädeln in Vergleichung mit einer Reihe anderer von ihm vorgelegter, der Südsee angehöriger Schädel ihre Zugehörigkeit zum ostmelanesischen Typus zu. — Darauf erstattete Sanitätsrath Dr. Bartels einen Bericht über den Deutschen Anthropologencongreß in Speyer und knüpfte daran Mittheilungen über die Bayerische Landesausstellung in Nürnberg und die Millenniums-Ausstellung in Budapest. Alle Zweige der Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte waren auf dem Congresse in Speyer in gleich ausgezeichneter Weise vertreten. Den Darlegungen und der Kritik Virchows über eine urgermanische Race und über die Frage des Pithekanthropus traten Ranke's Mittheilungen über eine Zweitheilung aller prähistorischen Racen auf der Erde gleichwerthig zur Seite, während Furtwängler das Aussehen der Germanen nach den Bildwerken am Drususthurm in Adamklissi (Dobrudscha), Hagen die Papua von der Astrolabebai in Neu-Guinea zu schildern unternommen hatte. Die Forschungen des Barons v. Andrian (Wien) über den Hinkaberglauben, des Dr. Köhl über neolithische Geräthfunde bei Worms, ferner die Nachrichten über die prähistorischen Funde in der Pfalz, sowie die Beschreibung der römischen terra sigillata-Gefäße aus dem Museum von Speyer zeigen, welcher Antheil der Ethnologie und Urgeschichte an den Ergebnissen des Congresses zufällt; auch die Ausflüge in die Umgegend von Speyer kamen der Forschung zustatten. Auf der Bayerischen Landesausstellung in Nürnberg erregte neben dem Algäuer Haus die Gewerbthätigkeit und Production der Bewohner des Bayerischen Waldes das größte folkloristische Interesse. Die Geräthe und Schlitten der Holzschläger, die Fabrication der Streichhölzer, die Herstellung von Kopfbedeckungen aus Schwamm, endlich die Zerkleinerung des sogenannten Brasilschnupftabaks, des Hauptausfuhrartikels aus dem Bayerischen Wald, alle diese Zweige der Industrie konnten in allen ihren Entwicklungsstufen zur Kenntniß genommen werden. Auf der Budapester Millenniums-Ausstellung waren dem Forscher der Urgeschichte und der Ethnologie die Urbeschäftigungen der Magyaren, Fischerei und Viehzucht, namentlich die Thätigkeit der Hirten zur Anschauung gebracht worden. Die ursprünglich in Gebrauch gewesenen Geräthe, die Pfahlbauten der Fischer mit ihren Einbäumen, ihrer der heute noch bei den Indianern Virginiens in Gebrauch befindlichen sehr ähnlichen Reusenanlage, die thönernen Netzsenker, die Schwimmer aus Binsengeflecht, dazu die Jagdgeräthe in ihrer Entwicklung gaben ein sehr lehrreiches Bild einer tausendjährigen Entwicklung menschlicher und zugleich national-ungarischer Thätigkeit und Cultur. Namentlich wurd diese Belehrung gefördert durch das sogenannte „ethnographische Dorf", in dem aus allen Theilen Ungarns Gebäude aufgestellt waren, woran die Entwicklung des Hauses in vortrefflicher Weise zur Anschauung gelangte. Zu bemerken ist, daß das obere Stockwerk auf dem Hause eine durchaus deutsche Eigenthümlichkeit darstellt, die sich so bei den Magyaren nicht findet. An die Stelle der ursprünglich dem Eingang gegenüberliegenden Feuerstelle im Hauptraum treten im Laufe der Jahrhunderte zwei Feuerstellen, die links und rechts an die Seitenwände des Mittelraumes im Erdgeschoß gelegt werden, während die ursprüngliche Feuerstelle das Buffet des Hauses geworden ist. Auch die großen runden deutschen Webstühle finden wir neben den kleinen, eigentlich magyarischen, in diesen Wohnräumen. Der Vortragende schloß mit dem Wunsch nach einer gediegenen Beschreibung und illustrirten Publication dieser ethnographisch und folkloristisch so lehrreichen Ausstellung von Budapest.

* **Berlin.** Der Privatdocent der Frauenheilkunde an der Universität Dr. Wilhelm Nagel ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden. — Den Professortitel erhielt Dr. Oswald Seeliger, Privatdocent der Zoologie.

* **Greifswald.** Am 10. December begeht der ordentliche Professor der classischen Philologie an unserer Universität Geh. Regierungsrath Susemihl seinen 70. Geburtstag.

* **London.** Sir Benjamin Ward Richardson, einer der größten englischen Aerzte, ist am 21. Nov., 68 Jahre alt, einem Schlaganfall erlegen. Er war gleich tüchtig in der Wissenschaft, wie als praktischer Künstler und Hygieniker. 1868 hielt er vor der „Britischen Gesellschaft" einen Vortrag über „Transmission des Lichts durch thierische Körper"; 1875 beschrieb er auf dem Congreß für Socialwissenschaft sein Ideal einer Stadt in hygienischer Beziehung. Das Bichlorid des Methylen hat er als Betäubungsmittel in die Praxis eingeführt; die Anwendung der Aetherbesprengung bei chirurgischen Operationen hat ihn zum Urheber. Das Nitrat des Amyls hat er zuerst beim Starrkrampf und anderen Krämpfen angewandt; auch seine Beiträge zur Erkenntniß der ansteckenden Krankheiten sind von bleibendem Werthe. — Der Afrikareisende Frederick C. Selous hat dem Museum von Süd-Kensington wiederum eine werthvolle Sammlung von afrikanischen Thieren mitgebracht. Selous hat verschiedene bisher unbekannte Thiere in Südafrika entdeckt, z. B. die schlangenfressenden Mangos und eine Maulwurfsart.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 23. bis 24. November folgende Schriften eingegangen:

Di Mondo in Mondo. Florilegio Duntesco. Mit deutscher Uebersetzung von B. A. Beringer. Freiburg i. Br., Herder. — Paul Grzybowsky: Amerikanische Skizzen. 2. Aufl. Das „Land und Leute in Amerika". Berlin, F. Schneider u. Co. 1896. — Frida Struck: Um den Glauben. Erzählung aus dem 30jährigen Kriege. Kassel. Max Brummunn 1897. — O. Elster: Colosche Sterne. Roman aus dem Harze. Mannheim, J. Bensheimer 1896. — Albrecht Graf Wickenburg: Altwiener Geschichten und Figuren. 1. Sammlung. Wien, Carl Gerolds Sohn 1896. — Sonnenblumen. Hggb. von Karl Henckell. Zürich u. Leipzig, Karl Henckell u. Co. — Robert Krebs: Das moderne realistisch-naturalistische Drama im Lichte des Christenthums: Ibsen, Hauptmann, Sudermann. Erfurt, Keyser 1897. — Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst. 3. Bericht des geschäftsführenden Ausschusses. Sept. 1896. München, L. Wildenauer. — Alfred Bock: Aus einer kleinen Universitätsstadt. Culturgeschichtliche Bilder. Gießen, Emil Roth. — Oswald Hancke: Perlen der Bühne u. Erzählungen für die Jugend. Mit 5 Farbendruckbildern. Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinstitut. — Marie Beeg: Glück auf! Erzählung für die junge Mädchenwelt. Ebd.

A. Hartleben's Verlag in Wien.

Goldschmiedkinder.

Von **Julius von der Traun.**
Illustrirt von Aut. C. Bawarowski.

Groß-Quartformat. In Original-Prachtband mit Goldschnitt 12 M.

Im Reiche des Geistes.

Illustrirte Geschichte der Wissenschaften.

Anschaulich dargestellt von

Karl Faulmann.

Mit 13 Tafeln, 30 Beilagen und 200 Text-Illustrationen.
61 Bogen. Gr.-Oktav.

In Original-Prachtband 17 M. 50 Pf.

Das Buch der Experimente.

Physikalische Apparate und Versuche. Mechanische Operationen. Naturwissenschaftl. Liebhabereien.

Von

A. von Schweiger-Lerchenfeld.

Mit 425 Abbildungen und Figuren im Text und einer Beilage.
25 Bogen. Gr.-Oktav.

In Original-Farbendruck-Einband 6 M.

Physik.

Eine gemeinverständliche Darstellung der physikalischen Erscheinungen und ihrer Beziehungen zum praktischen Leben.

Von

Dr. Alfred Ritter von Urbanitzky.

Mit 564 Abbildungen. 57 Bogen. Groß-Oktav.
In Original-Leinwandband 11 M. 50 Pf.

Chemie.

Eine gemeinverständliche Darstellung der chemischen Erscheinungen und ihrer Beziehungen zum praktischen Leben.

Von

Dr. H. Zeisel.

Mit 261 Abbildungen. 51 Bogen. Groß-Oktav.
In Original-Leinwandband 11 M. 50 Pf.

Die Elektricität im Dienste der Menschheit.

Eine populäre Darstellung der magnetischen und elektrischen Naturkräfte und deren praktische Anwendungen.

Zweite, nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft gänzlich umgearbeitete Auflage

von

Dr. Alfred Ritter von Urbanitzky.

Mit 1000 Illustrationen. 80 Bogen. Groß-Oktav.

In Original-Prachtband 16 M. 20 Pf.

Das neue Buch der Natur.

Von

A. Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld.

I. Band:

Naturbeobachtung und Naturstudien.

Mit 240 Abbildungen im Texte und 18 Vollbildern.
(Zusammen 462 Einzeldarstellungen.)

II. Band:

Die Hilfsmittel zu Naturstudien.

Mit 318 Abbildungen im Text und 18 Vollbildern.
(Zusammen 588 Einzeldarstellungen.)

2 Bände. 70 Bogen. Lexikon-Oktav.
In zwei Original-Prachtbänden 23 Mark.

Jeder Band ist auch für sich käuflich.

Der Stein der Weisen.

Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens.

Für Haus und Familie.

Redigirt von A. Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld.

I. und II. Band 1889. III. und IV. Band 1890. V. und VI. Band 1891. VII. und VIII. Band 1892. IX. und X. Band 1893. XI. und XII. Band 1894. XIII. und XIV. Band 1895. XV. und XVI. Band 1896. (Jährlich 2 Bände.)

Jeder Band 50 Bogen Text mit etwa 500 Illustrationen, Tafeln, Karten ꝛc. ꝛc. Lexikon-Format.

Preis des Bandes in Original-Prachtband 8 M. 50 Pf. Bisher 16 Bände erschienen.

Jeder Band ist für sich vollkommen selbständig und einzeln käuflich.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bei Einsendung des Betrages mit Postanweisung erfolgt Franco-Zusendung. (16437)

A. Hartleben's Verlag in Wien.

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 26. November. Nummer 275.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Musikalisch-ornamentale Malerei. Von Konrad Lange. — Vom Weihnachtstisch. I. — Mittheilungen und Nachrichten.

Musikalisch-ornamentale Malerei.

Von Konrad Lange.

Eines der am meisten in die Augen fallenden Kennzeichen der modernen Cultur, das doch nur von wenigen in seiner ganzen Tragweite erkannt wird, ist das unverhältnißmäßige Ueberwiegen der Musik und der Ornamentik in unserm heutigen Kunstleben. Besser als irgendwo läßt sich dies an unserm künstlerischen Jugendunterricht beobachten. Es ist geradezu erstaunlich, wie sehr bei der Erziehung unsrer Jugend die Musik der bildenden Kunst, das heißt dem Zeichnen, vorgezogen wird. Trotz aller Reformversuche, die in den letzten Jahren auf dem Gebiete des Zeichenunterrichts gemacht worden sind, will das Zeichnen auf unsern Schulen und in unserm häuslichen Leben immer noch nicht den ihm gebührenden Platz einnehmen, während es geradezu zum guten Ton gehört, daß jeder Knabe, jedes Mädchen, ein Instrument spielen lernt. Fast niemals wird man in unsrer sogenannten gebildeten Gesellschaft von einer krankhaften Vorliebe für Malerei hören, während eine krankhafte, nervös gesteigerte Musikliebe nur zu oft eine der traurigen Begleiterscheinungen psychischer Erkrankungen ist. Es wäre der Mühe werth, einmal statistisch festzustellen, welchen Antheil die Musik, diese weichlichste und entnervendste aller Künste, an dem furchtbaren Zunehmen der Geisteskrankheiten in unsern Tagen hat. Wenigstens ist es eine Thatsache, daß sie sehr häufig damit zusammentrifft. Man denke nur an König Ludwig von Bayern und Friedrich Nietzsche und blicke in seinen eigenen Verwandten- und Bekanntenkreis, um das Zusammentreffen hoher musikalischer Begabung mit geistiger Ueberspanntheit oder psychischer Erkrankung zu beobachten.

Und wo wir von einer gesteigerten Pflege des Zeichenunterrichts hören, ist es immer und immer wieder das Ornament, das im Vordergrunde des Interesses steht. Ornamentzeichnen und Ornamentzeichnen und immer wieder Ornamentzeichnen, das scheint vielen unsrer modernen Zeichenpädagogen das einzig wahre, das einzige Heilmittel für die Zukunft zu sein. Ist es ein Wunder, daß unser ganzes künstlerisches Empfinden sich schließlich immer mehr in der Richtung auf die Musik und Ornamentik, diese beiden innerlich so eng mit einander verwandten Künste, entwickelt? Daß wir auch in der Malerei, in der Plastik musikalisch und ornamental zu empfinden anfangen, daß das specifische Wesen der nachahmenden Künste, die Nachahmung der Natur, uns von Jahr zu Jahr mehr verloren geht?

Es ist mir durchaus kein Zweifel, daß die Kunstgeschichte künftiger Zeiten das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts als das musikalisch-ornamentale Zeitalter charakterisiren wird. Die wiedererwachte Begeisterung für Bach, der weit verbreitete Brahms-Cultus, die übertriebene Wagnerschwärmerei, der Aufschwung unsres Kunstgewerbs, die Reform unsrer Ornamentik, alles das sind in weit höherem Maße charakteristische Kennzeichen für unsern modernen Kunstgeist als die realistischen Bestrebungen unsrer Malerei und Literatur, die man heutzutage gewöhnlich in den Vordergrund stellt. Das Kennzeichen des Naturalismus gilt nur für einen Theil unsrer modernen Kunstrichtung, und immer mehr erhebt eine leidenschaftliche und ungesunde Reaction gegen ihn ihr Haupt. Ein weicher, unklarer, verschwimmender Zug geht durch viele Kunstschöpfungen der Gegenwart hindurch. Er beherrscht nicht nur die Malerei, sondern hindert auch die Plastik an jedem Aufschwung. Man ist in unsern Ausstellungen immer wieder von neuem starr über die verschwindend kleine Zahl wirklich bedeutender plastischer Leistungen. Künftige Zeiten werden — daran zweifle ich nicht — die Plastik unsrer Zeit mit wenigen Ausnahmen wie ein leeres Blatt in der Geschichte der Kunst behandeln.

Es ist hier nicht die Aufgabe, zu eifern und zu tadeln, sondern zu verstehen, dann wird es vielleicht von selbst besser werden. Jedermann weiß, daß in verschiedenen Epochen der Kunstgeschichte verschiedene Künste zu dominiren pflegen. In der ägyptischen Kunst dominirte die Architektur: auch der ägyptische Bildhauer und Maler empfand architektonisch. In Griechenland stand die Plastik an der Spitze der Entwicklung: so hatte denn auch die griechische Malerei unverhältnißmäßig lange einen vorwiegend plastischen Charakter. In der italienischen Renaissance ging die Malerei den anderen Künsten voran: da bildete sich auch in der Plastik ein materischer Stil aus, und die Wunder der Architektur schienen nur als Träger für monumentale Malereien da zu sein. Alles das ist durchaus normal und kein Zeichen des Verfalls. Bedenklicher dagegen ist es, wenn ganz heterogene Künste eine maßgebende Einwirkung auf einander gewinnen, wie es gegenwärtig mit der Musik und Malerei der Fall ist.

Der wesentliche Unterschied der Malerei und Musik ist bekanntlich der, daß die Malerei Nachahmung der Natur, die Musik Stimmungserzeugung ist. Das Gemeinsame der beiden Künste besteht in dem Phantasiespiel, dem Scheincharakter ihrer Thätigkeit. Der Musiker sowohl wie der Maler wollen spielend Vorstellungen und Gefühle octroyiren, die dem Genießenden sehr wohl als Schein bewußt sind, denen er sich aber — um des Genusses willen — dennoch phantasiemäßig hingibt. Aber neben diesem Gemeinsamen, worin eben ihr künstlerischer Charakter besteht, bleibt die erwähnte Verschiedenheit, die keine Sophistik der Welt wegleugnen kann. Nun ist dadurch allerdings keine absolute Trennung zwischen beiden Künsten bedingt, keine Trennung in dem Sinne, als ob eine unüberbrückbare Kluft beide von einander schiede. Auch die Malerei kann über ihre erste und wichtigste Aufgabe, Vorstellungen zu erzeugen, hinausgehen und sich auf das Gebiet der Stimmungen wagen. Aber sie wird das immer nur auf dem Wege und durch das Mittel der Naturnachahmung thun. Ebenso kann die Musik auch gewisse Vorstellungen erregen, z. B. durch Tonmalerei, aber

Digitized by Google

dieſes Streben wird bei ihr niemals ſo ſtark werden, daß dadurch das ſpecifiſch Muſikaliſche, Rhythmus und Harmonie, vernichtet oder aufgehoben wird. Es wird wohl keinem Aeſthetiker einfallen, die Tonmalerei für das weſentliche Kennzeichen der Muſik zu erklären und ſie als Nachahmung der Natur zu charakteriſiren. Ebenſo wie die Malerei niemals die Grundlage der Naturnachahmung verlaſſen darf, ebenſo wenig darf die Muſik jemals zugunſten der Naturmalerei völlig auf Rhythmus und Harmonie verzichten.

Das Gefühl für dieſen Unterſchied hat ſich ja nun freilich in weiten Kreiſen heutzutage verloren. Sehr bezeichnend dafür iſt die Begeiſterung für Wagners Muſikdrama und ſeine ganze dem „Geſammtkunſtwerk“ dienende Aeſthetik. Ich will hier Streitfragen, die wer weiß wie oft erörtert worden ſind, nicht wieder von neuem aufrühren, ich kann aber nicht umhin, auf den inneren Zuſammenhang der Wagner'ſchen Aeſthetik mit den Fragen, die uns hier beſchäftigen, aufmerkſam zu machen. Ohne über die Bedeutung Wagners als Künſtler hier irgend ein Urtheil fällen zu wollen, theile ich doch vollkommen die Meinung Külpe's, daß Wagners Aeſthetik ihrem innerſten Kerne nach verfehlt iſt. Wagners genialer Irrthum beſteht in der Meinung, daß man den Reiz einer Kunſt dadurch ſteigern könne, daß man ſie mit anderen Künſten cumulire. So ſoll z. B. das Drama ſeine höchſten Wirkungen erſt in Verbindung mit der Muſik, die Muſik die ihrigen erſt in Verbindung mit dem Drama ausüben können. Verhängnißvolle Täuſchung! Auf den primitiven Stufen der Kunſt finden wir allerdings eine gewiſſe Vermiſchung der Kunſtgattungen, ein Zuſammenwirken verſchiedener Künſte, wie z. B. Muſik, Tanz und Drama, zu einem Etwas, das man meinetwegen als Geſammtkunſtwerk bezeichnen kann. Aber die hiſtoriſche Entwicklung lehrt, daß ſich die Künſte im Laufe der geſteigerten und verfeinerten Cultur immer mehr von einander geſchieden und in ihrem Weſen differenzirt haben. Nicht das Geſammtkunſtwerk iſt das Ziel, dem die Entwicklung zuſtrebt, ſondern die vollendete Schöpfung einer beſtimmten Kunſt. Nicht der große decorative Maſſeneffect der verſchiedenſten zuſammenwirkenden Künſte, ſondern die intenſiven Wirkungen einer einzigen Kunſt ſind das Höchſte, was dem Menſchen zu genießen gegeben iſt. Das ſchließt hier keineswegs ein Uebergreifen der einen Kunſt auf die andere aus, aber auch wo ein ſolches ſtattfindet, muß doch immer eine dieſer Künſte dominiren, und zwar in hervorragender Weiſe dominiren, weil die „monarchiſche Einrichtung unſres Bewußtſeins“ eine gleich ſtarke Reaction des Gefühls auf verſchiedene gleichzeitige Reize unmöglich macht. Entweder man gibt ſich ganz der dramatiſchen Illuſion hin, dann kann die Muſik nur nebenbei, in lyriſchen Epiſoden eine Wirkung ausüben. Oder man läßt ſich von der Muſik in wechſelnde Stimmungen verſetzen, dann kann die dramatiſche Illuſion niemals zur vollen Wirkung kommen. Der Hinzutritt der einen Kunſt muß, wenn ſie mit dem Anſpruch gleicher Wirkung auftritt, immer und unter allen Umſtänden die andere ſchädigen.

Wenden wir dies auf die Malerei und Muſik an, ſo iſt es klar, daß die Malerei in erſter Linie Naturilluſion erſtreben muß. Allerdings kann ſie auch Stimmungen erzeugen, aber nur inſofern und inſoweit, als auch die Natur dazu imſtande iſt. Die Natur ſelbſt gibt uns ja nicht nur Formen und Farben, nicht nur äußere, mit den Augen wahrnehmbare Dinge, ſondern auch Stimmungen. Eine ſchaurige Felſenkluft, ein großartiges Bergpanorama, eine blühende Wieſe, das ſtürmiſche Meer, alle dieſe Dinge löſen in uns liebliche oder furchtbare, feierliche oder leidenſchaftliche Stimmungen aus. Es iſt ganz ſelbſtverſtändlich, daß der Maler nicht nur die äußeren Formen, ſondern auch dieſe Stimmungen nachahmen ſoll. Und zwar wird er dabei ſehr häufig genöthigt ſein, das zufällige Naturobject, das er gerade vor Augen hat, zu verändern, Einzelheiten zu unterdrücken, einiges ſtärker zu accentuiren, die Farben und Formen noch entſchiedener und charakteriſtiſcher zu geſtalten, als ſie in der Natur ſind. Er wird das ſchon deßhalb müſſen, weil er mit ſeinen techniſchen Mitteln auf der Fläche die Wirkungen der plaſtiſchen Natur ſonſt nicht würde erzeugen können. Ob man das Idealiſiren nennen oder ob man darin nur ein Anpaſſen an die Bedingungen der Kunſt ſehen will, iſt imgrunde ziemlich gleichgultig. Die Hauptſache iſt, daß alle Veränderungen, die der Maler in dieſer Weiſe mit der Natur vornimmt, doch am letzten Ende wieder darauf ausgehen, die Stimmungen der Natur zu erzeugen. Der Maler verändert die Natur nicht, um irgend etwas außerhalb der Natur Liegendes zu erreichen, ſondern um dadurch den Eindruck der Natur, auch den Stimmungseindruck, nur um ſo charakteriſtiſcher und mächtiger hervortreten zu laſſen. Es iſt ein Umweg, den er macht, aber dieſer Umweg führt doch zum Ziel, führt ihn doch wieder zur Natur zurück. Wenn die Kunſt imſtande wäre, ihre Schöpfungen mit denſelben Mitteln, z. B. denſelben Stoffen wie die Natur zu erzeugen, und wenn die Natur immer und überall derart wäre, daß ſie einheitliche Stimmungen erzeugte, ſo würde der Maler den geraden Weg einſchlagen und des Umwegs nicht bedürfen.

In dieſem Sinne iſt alſo jede naive Malerei naturaliſtiſch — wobei ſelbſtverſtändlich die unweſentlichen Begleiterſcheinungen des Naturalismus, die einſeitige Vorliebe für das Unbedeutende, Häßliche und Sexuelle, beiſeite bleiben. In dem Wort Naturalismus liegt nichts anderes als: Nachahmung der Natur. Alles, was man ſonſt noch hineinlegt, iſt durch falſche und einſeitige Auffaſſung hineingekommen, braucht uns alſo hier nicht zu berühren. Der Naturalismus im guten und reinen Sinne des Wortes iſt diejenige Kunſtrichtung, die die wichtigſte Aufgabe der Kunſt in der Darſtellung der Natur erblickt. Selbſtverſtändlich nicht in der ſklaviſchen Copirung, ſondern in derjenigen Umdeutung, die den Eindruck der Natur am reinſten und ſtärkſten hervorbringt. Und da nun jede Stimmung in der Natur nur aufgrund beſtimmter Formen und Farben denkbar iſt, ſo ſieht der Naturalismus der Malerei den Zweck der Kunſtdarſtellung in erſter Linie in der Erzeugung einer bildlichen Vorſtellung, erſt in zweiter Linie in der Erregung einer Stimmung durch eine ſolche Vorſtellung.

Dies iſt die Auffaſſung von der bildenden Kunſt, die alle großen Kunſtepochen gehabt haben. Es iſt die populäre Auffaſſung der griechiſchen Aeſthetik, die (man denke nur an Myrons Kuh und die Trauben des Zeuxis!) in der Lebendigkeit der Naturnachahmung das höchſte Ziel der Kunſt erkannte, es iſt die Auffaſſung Leonardo da Vinci's, der dasjenige Bild für das ſchönſte erklärte, das ſeinem Vorbild am nächſten ſteht, Dürers, der es als die ſelbſtverſtändliche Aufgabe des Malers betrachtet, „das Geſicht zu betrügen“; es iſt die Auffaſſung des vorigen Jahrhunderts mit ſeinem Illuſionsbegriff, der in der Aeſthetik unſrer Claſſiker eine ſo große Rolle ſpielt (wenn er auch hier freilich oft durch andere idealiſtiſche Doctrinen verdunkelt wird), es iſt endlich die Auffaſſung jener großen naturaliſtiſchen Bewegung, die, mit Géricault und Delacroix einſetzend, durch Courbet, Millet und Menzel weiter geführt bis auf Leibl, Uhde, Liebermann u. ſ. w., die eigentlich große heroiſche Zeit der modernen Kunſt repräſentirt. Man kann deßhalb geradezu ſagen, daß dieſe Aeſthetik einen über alle Zeiten und alle Nationen hinausgehenden allgemeingültigen Charakter hat, daß ſie die eigentlich claſſiſche oder, wenn man will, claſſiſch-naturaliſtiſche Aeſthetik iſt.

In meiner Tübinger Antrittsvorleſung über „die bewußte Selbſttäuſchung als Kern des äſthetiſchen Genuſſes“

Digitized by Google

habe ich versucht, diese classisch-naturalistische Aesthetik, die wunderbarerweise von den modernen Aesthetikern immer wieder verkannt und mißverstanden wird, psychologisch zu begründen, indem ich nachwies, daß es sich bei der schlichten Nachahmung der Natur keineswegs, wie man vielfach glaubt, um eine Wiederholung, eine Doublette der Natur, also auch nicht um eine wirkliche Täuschung handelt, sondern daß wir es dabei vielmehr mit einer spielenden Täuschung zu thun haben, die den Genießenden zu einem ganz bestimmten psychischen Act anregt, nämlich zur phantasiemäßigen Erzeugung der Wirklichkeit aufgrund des Scheinbildes. In diesem psychischen Act glaubte ich das Wesen jedes Kunstgenusses, zunächst im Gebiete der Malerei, Plastik, Schauspielkunst und dramatischen Poesie, weiterhin — unter entsprechenden Modificationen — auch in allen anderen Künsten zu erkennen. Ich habe dabei auch dem Stimmungsreiz sein Recht zutheil werden lassen, indem ich ihn als das wesentliche Merkmal der Musik, der lyrischen Poesie, der Architektur u. s. w. hinstellte und durch die Einführung des Begriffs der „Scheingefühle" die Möglichkeit zu einer Einordnung unter denselben Gesichtspunkt der „bewußten Selbsttäuschung" gewann. Daß die Psychologie von diesen „Scheingefühlen" nichts wissen will, ist mir kein Beweis, daß sie nicht existiren. Es gibt manches auf der Welt, wovon sich unsre Philosophen nichts träumen lassen. Im Schlußabschnitt meines Vortrags habe ich dann auch die Möglichkeit einer Einwirkung des Stimmungsmäßigen auf die Malerei zugegeben, indem ich die von Böcklin inaugurirte Richtung ihrem Princip nach der rein naturalistischen Richtung Menzels als gleichberechtigt gegenüberstellte; ohne indessen einen Zweifel darüber zu lassen, daß ich die Lebendigkeit und Wahrheit der Naturillusion für bedeutend wichtiger halte als die musikalische Stimmung. Denn man wird nach dem Vorausgehenden sehr leicht einsehen, daß ich die letztere nur insofern in der Malerei für berechtigt halten kann, als sie der durch die Natur selbst erweckten Stimmung entspricht, also sich dem allgemeinen Princip des Naturalismus unterordnet.

Ich bin mir dabei vollkommen bewußt gewesen, mich in einem Gegensatz zu einer augenblicklich unter unsren jüngeren Künstlern sehr verbreiteten Anschauung zu befinden. Ist es doch vollkommen falsch, wenn man die ganze moderne Kunst, wie das häufig geschieht, in einen Topf wirft und mit dem Schlagwort „Naturalismus" abthut. Man glaubt unsre jüngste Kunstrichtung mit diesem Schlagwort zu zerschmettern und gibt ihr damit nur einen Ehrentitel, den sie zum großen Theil gar nicht verdient. Man faßt alle modernen Kunsterscheinungen als einheitlich auf, während sich in ihnen vielmehr die verschiedensten, theilweise geradezu widersprechenden Richtungen kreuzen. Dieser Irrthum zeigt sich wieder einmal in recht frappanter Weise an den drolligen Herzensergießungen Zola's, die Berlepsch in den letzten Heften der „Kunst für alle" übersetzt hat. Zola faßt sonderbarerweise die neueste Bewegung der Malerei als eine Fortsetzung derjenigen Grundsätze auf, die ihn einst bestimmten, für Courbet und Manet in die Schranken zu treten. Und da ist er denn ganz erstaunt, in der Malerei auf den diesjährigen Salons lauter unnatürliche und manieristische Züge zu finden, entweder übertriebene Helligkeit oder übertriebene Buntheit, entweder kreidige Fahlheit oder unnatürliche Fleckenwirkung: „Weiber, die in tausend Farben schillern, Landschaften, die von einem geradezu widerwärtigen Violett beherrscht sind, orangefarbene Pferde oder lilafarbene Kühe ohne körperhafte Erscheinung". Ueberall sieht er nur Uebertreibung und Unwahrheit, die ihn anwidert. „Die ich rief, die Geister, werd' ich jetzt nicht los", das ist der Refrain seiner Klagen.

Aber Zola täuscht sich, wenn er in dieser jüngsten Kunstrichtung die einfache und gerade Fortsetzung dessen sieht, was die Manet, Pissarro u. s. w. vor dreißig Jahren unter seiner Billigung begonnen hatten. Alle diese Maler wollten wenigstens die Natur malen. Sie thaten es mit anderen Mitteln als ihre Vorgänger und vielleicht nicht immer so, daß wir ihre Absicht verstehen und ihre Mittel billigen können, aber sie wollten doch die Natur malen, sie waren doch ihrer Intention nach Naturalisten. Aber diese Modernen! Die wollen gar keine Nachahmer der Natur sein. Sie halten es für einen ganz überwundenen Standpunkt, die Natur nachzuahmen. Einem Zola, der ja weiß Gott oft genug gefehlt hat, aber doch wenigstens die Natur darstellen wollte, haben sie längst den Kopf abgeschlagen. Was geht den Maler die Natur an? Der Maler ist Farbenkünstler. Er will mit seinen Farben musikalische Wirkungen hervorbringen. Er will mit seinem Pinsel Musik machen. Es handelt sich hier in der That nicht um eine Fortsetzung des Naturalismus, sondern um eine Reaction gegen denselben, die gar nicht schroffer und entschiedener gedacht werden kann.

Ich kann hier schon aus Raummangel nicht darauf eingehen, die Entstehung dieser neuen Strömung, des „Neuidealismus", des „Symbolismus" u. s. w., aus gewissen geistigen Tendenzen der neuesten Zeit genauer nachzuweisen. Der Naturalismus im dritten Viertel unsres Jahrhunderts war das Product einer aufklärerischen Periode, wo eine Politik der That und der nüchternen Erwägung herrschte, wo sich eine empirische und exacte Forschung ausgebildet hatte, eine glanzvolle Blüthe der Naturwissenschaften eingetreten war. Der Neuidealismus des Fin de siècle ist das Kind einer Periode, in der Spiritismus und Occultismus blühen, in der man allen Ernstes behauptet, die empirische Forschung sei eine Selbsttäuschung, der Darwinismus ein überwundener Standpunkt, und mit großem Lärm wieder in die Arme der allein seligmachenden Metaphysik oder — der katholischen Kirche zurückkehrt. Die Zukunft wird lehren, wie lange sich diese Strömungen halten. So viel aber ist sicher: jedes Zeitalter hat diejenige Kunst, die es verdient, und auch die Gegenwart macht davon keine Ausnahme.

Aber von diesen historischen Bedingungen wollte ich hier ja eigentlich nicht reden, sondern nur von den ästhetischen Irrthümern, auf denen sich die neue Bewegung aufbaut. Unter diesen nimmt die Idee von der musikalischen und ornamentalen Wirkung der Malerei die erste Stelle ein. Es ist hier genau dasselbe wie mit der Poesie. Der französische décadent benutzt die Worte der menschlichen Sprache nur als Rohmaterial, um durch ihren Klang und ihre Zusammenstellung gewisse Stimmungen auszulösen. Ob das, was er sagt, einen Sinn hat, ist ihm ganz einerlei. Ebenso benutzen diese modernen Maler die Farben ihrer Palette nicht, um irgend etwas darzustellen, was in der Natur ist oder sein könnte, sondern nur, um eine musikalische Stimmung zu erzeugen. Sie setzen sie fleckenweise neben einander, unbekümmert, ob in der Natur irgend etwas ähnliches vorhanden ist oder nicht, einfach mit der ausgesprochenen Absicht, mit dieser oder jener Zusammenstellung irgend eine Stimmungswirkung hervorzubringen. Nicht anders machen sie es mit den Formen. Sie lösen die menschliche Gestalt in ein System symbolischer Linien auf, die sich in seltsamer Weise verschlingen, etwa so wie es die Linien eines Ornamentes thun. Ob diese Linien in der Natur vorkommen, ob sie irgend einem realen Wesen entsprechen, ist ihnen vollkommen gleichgültig. Man sieht, es handelt sich hier um einen Unsinn, aber um einen Unsinn, der Methode ist, und diese Methode besteht in einer completten Vermischung musikalischer und ornamentaler Principien mit denen der Malerei. Ich erinnere nur an

Digitized by Google

Carlos Schwabe, an Khnopff, an Toorop und viele andere, die natürlich von unsrer rückgratlosen Kritik in den Himmel gehoben werden, während sie einfache Modeaffen sind. In ähnlicher, wenn auch weniger extremer Weise tritt uns dies Ueberwiegen des Symbolisch-Ornamentalen bei Walter Crane entgegen, der ja ein Meister der ornamentalen Malerei und des Kinderbildes ist, aber dessen Oelgemälde gar keine Gemälde, sondern Entwürfe zu Decorationen, also Ornamente sein wollen. Und da zeigt sich wieder recht deutlich die Unzulänglichkeit unsrer Kritik. Einem Cornelius wirft man die Gedankenmalerei und die stumpfe, unrealistische Malweise in den bittersten Worten vor, bei einem Neuidealisten wie Walter Crane findet man gerade darin einen besonderen Reiz. Denn — so lautet die schöne Phrase — sein Idealismus ist ja „durch den Naturalismus hindurch gegangen!“ Die maskenhaften Gesichter eines Genelli und Kaulbach erklärt man nicht mehr ansehen zu können und die langweiligen ornamentalen Gesichter und Gestalten eines Burne Jones, die sich alle einander gleichsehen wie eine Palmette der andern, findet man über die Maßen schön. Ueber den Farbentaumel Makarts, der keine solide naturalistische Grundlage hatte, ist man längst zur Tagesordnung übergegangen. Die Farbenhallucinationen des alternden Böcklin und derer um Besnard staunt man wie Offenbarungen aus einer höheren Welt an. Und das thun nicht etwa andere Leute als die, welche früher anders urtheilten, sondern dieselben Kritiker, die vor zehn Jahren ganz auf naturalistischem Standpunkt standen, stehen jetzt auf symbolistischem und neuidealistischem. Sie haben sich umgekrempelt wie ein Handschuh während dieser paar Jahre, und wenn sie an einem Buche schreiben, so finden sie am Schluß dasselbe bewundernswerth, was sie am Anfang mit Spott und Verachtung übergossen.

Doch das nur nebenbei. Was mich eigentlich zu dieser ganzen altmodischen Auseinandersetzung geführt hat, ist eine Broschüre eines jungen und bisher ganz unbekannten Schriftstellers August Endell, die kürzlich in barockem Umschlag und unter dem barocken Titel: „Um die Schönheit“ erschienen ist. Ich erinnere mich nicht, das Wesen der musikalisch-ornamentalen Malerei in der letzten Zeit klarer und entschiedener, als es hier geschehen ist, formulirt gefunden zu haben. Ich greife deßhalb einige Sätze heraus.

„Das Material des bildenden Künstlers ist Form und Farbe. Beide rufen, wie alle Dinge, die bewußt werden, in uns bestimmte Gefühle hervor, und zwar ruft jede Farbe und jede Form bei allen Menschen das gleiche Gefühl wach (?) ... Diese Gefühlswirkung der Formen und Farben ist allen geläufig, wir sagen, sie haben einen bestimmten Charakter und sprechen von düsteren Farben, von zierlichen, anmuthigen Formen u. s. w. Formen und Farben lösen in uns ohne Vermittlung, wie alles andere, das uns zum Bewußtsein kommt, eine bestimmte Gefühlswirkung aus ... Der Künstler, der die Natur nachbildet, muß darauf hinarbeiten, den Genuß, den Form und Farbe uns bieten, zu einem ungestörten und starken zu machen. ... Je stärker die Gefühle sind, die das Einzelne zu erregen vermag, und je besser und kräftiger sie sich alle zu einem Gesammtgefühl vereinen, desto höher der Genuß, desto werthvoller das Kunstwerk. ... Bildende Kunst ist die Verarbeitung von visuellen Naturmotiven zur Erzeugung eines starken und gleichartigen Lustgefühls. Es ist also kein Stück Natur gesehen durch ein Temperament, es ist überhaupt nicht Natur, sondern etwas total anderes. Es gibt keinen größeren Irrthum als den Glauben, die sorgfältige Abbildung der Natur sei Kunst. Die Natur ist kein Vorlagealbum für phantasielose Maler.“ So hat denn auch Böcklin nach diesem Kritiker „das außerordentliche Verdienst, zur künstlerischen, von der Natur unabhängigen Landschaft geführt zu haben“.

Diese ganze Erörterung muß auf den unbefangenen Leser den Eindruck machen, als ob der Verfasser nicht von Malerei, sondern von Musik oder Ornamentik spräche. Eine solche vollkommene Vernichtung und Beiseitesetzung der Natur als Gegenstand der bildenden Kunst ist mir bisher selbst bei keinem verspäteten idealistischen Aesthetiker vorgekommen. Der Verfasser ist ja ohne Zweifel noch jung und kann seine Ansicht noch ändern. Ich will ihm einige Anhaltspunkte dafür an die Hand geben.

Was heißt das: Verarbeitung visueller Naturmotive? Der Verfasser gibt mit diesem Ausdruck selbst zu, daß die Natur doch schließlich die Grundlage dieser musikalischen Malerei ist. Daß der Künstler die Natureindrücke verarbeiten muß, ist auch dem Naturalisten vollkommen klar. Es handelt sich also nur darum, wie weit sie bei dieser Verarbeitung umgestaltet werden dürfen. Sind die Stimmungen, die der Maler erzeugen will, die der Natur, oder sind es solche, die ganz außerhalb der Natur liegen, die ohne jeden Natureindruck subjectiv erzeugt werden? Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Der Verfasser ist der Ansicht, daß jede Form und Farbe bei allen Menschen das gleiche Gefühl erzeugt. Das ist zwar in dieser schroffen Formulirung nicht richtig, läßt sich aber wenigstens insoweit aufrecht erhalten, als die Wahrnehmung äußerer Dinge bei allen Menschen vermöge der Aehnlichkeit ihrer psychischen Organisation verhältnißmäßig ähnliche Stimmungen hervorruft. Das ist aber in der Malerei natürlicherweise nur dann möglich, wenn sich der Maler der Formen und Farben der Natur bedient. Und da die verschiedenen Menschen so wie so schon eine verschiedene Empfänglichkeit für gewisse Eindrücke haben, ist es klar, daß der Maler einen einigermaßen gleichmäßigen Eindruck auf viele Menschen, was ja auch der Verfasser mit Recht für wünschenswerth hält, nur dann erzeugen kann, wenn er sich möglichst eng an die allen Menschen zugängliche Natur anschließt. Denn jede willkürliche Abweichung von der Natur würde den Eindruck seines Kunstwerks auf die Menschen zu einem ganz unberechenbaren machen, ins Unendliche vervielfältigen und verwirren. So ist also die Natur nicht nur das gegebene Object der Nachahmung, das jeden künstlerisch empfindenden Menschen, schon das Kind und den Primitiven, ganz von selbst zur Nachahmung reizt, sondern auch der neutrale Boden, das objective Medium, das sich zwischen Künstler und Publicum einschiebt und eine Gemeinsamkeit des Empfindens bei beiden überhaupt erst ermöglicht.

Und noch ein zweites: Wenn das Wesen der Malerei wirklich in der Verarbeitung der Naturmotive zu Stimmungswirkungen liegt, die der Künstler frei aus sich heraus erzeugt, wo bleibt da die künstlerische Thätigkeit der Kinder, der Dilettanten, kurz aller jener, die nicht das Zeug zur Erzielung dieser Stimmungswirkung haben und doch das Bedürfniß des künstlerischen Schaffens fühlen? Empfindet etwa das Mädchen, das eine Rose nach der Natur abzeichnet, der Knabe, der einen Kreis zur Kugel ausschattirt, nicht im höchsten Grade ästhetisch? Wer will es wagen, zu behaupten, daß das, was sie thun, keine Kunst — natürlich in ihrem Sinne —, das, was sie empfinden, kein künstlerischer Genuß — natürlich in erster Linie für sie — ist? Wer ist nicht selbst in seiner Jugend bei einer solchen primitiven Kunstthätigkeit von wollüstigen Schauern ergriffen worden, wie sie ihm später auch der raffinirteste Kunstgenuß nicht mehr verschafft hat?

Es ist ja natürlich ein vollkommen müßiger Streit, ob das Höhere in der Malerei die lebendige Erzeugung der Naturvorstellung oder die Nachdichtung der musikalischen

Digitized by Google

und poetischen Reize der Natur ist. Jeder Maler wird in dieser Beziehung genau das erstreben, was seiner Individualität, seiner Umgebung, dem Milieu, in dem er groß geworden ist, entspricht. Dies ist der wahre und berechtigte Individualismus in der Kunst. Und wenn man neuerdings von maßgebender Stelle versucht hat, einem Menzel eine niedrigere Stelle im modernen Kunstleben Deutschlands anzuweisen als z. B. einem Böcklin, so zeigt man damit nur, daß man sich keine umfassende ästhetische Bildung erworben hat. Es ist ja nur natürlich, wenn in einem Zeitalter der Musik ein weniger verstandesmäßig als gefühlsmäßig organisirter Künstler wie Böcklin auch in der Malerei das Stimmungselement in einseitiger Weise ausbildet. Ich sage absichtlich „in einseitiger Weise". Denn das ist auch die Ansicht des citirten Aesthetikers, der gerade über Böcklin sehr frei urtheilt: „Weil schlimmer aber war es, daß Böcklin immer mehr den Nüancenreichthum der Farbe, der seine früheren Jahre auszeichnet, verlor und sich darin gefiel, grelle Töne gegen einander zu setzen ohne Vermittlung. Eine farbenblinde Generation mußte das in Raserei versetzen. Und die Farbenorgien begannen." Die Entwicklung, die Böcklin durchgemacht hat, ist eben einfach die, daß er von einer liebevollen Versenkung in die Formen, die Farben der Natur während seiner Jugend zu einer immer naturwidrigeren, ornamentaleren Behandlung der Farbe gekommen ist. Sein früherer Nüancenreichthum war eben das Resultat eines tiefen und genialen Naturgefühls, während seine letzten Werke in ihrer grellen Farbe zum Theil schon Caricaturen der musikalisch-ornamentalen Farbenbehandlung sind. Der jugendliche Böcklin war ein Naturalist mit vorwiegender Betonung des Stimmungsmäßigen in der Natur, der alte ist ein Ornamentiker und Musikant der Farbe, der den Zusammenhang mit der Natur in vielen Werken (ich sage nicht in allen) vollständig verloren hat.

Und zum Schluß noch ein drittes. Wenn wirklich bei der Kunst die Nachahmung als solche, das Spiel der Illusion, wie uns diese jüngeren Aesthetiker glauben machen wollen, gar keine Bedeutung hat, woraus erklärt es sich denn, daß die Kunst unter Umständen auch häßliche Gegenstände der Natur darstellen, auch trübe und unglückliche Stimmungen erzeugen kann? Würde nicht die einfache Folge jenes Satzes die sein, daß sie nur das Schöne und Angenehme der Natur wiedergeben dürfte? Und würden wir damit nicht wieder zum alten Idealismus zurückkommen, der heutzutage wohl für jeden, der denken gelernt hat, ein überwundener Standpunkt ist? Alle diese Erwägungen möchte ich dem Verfasser anheimgeben. Vielleicht prüft er seine Aussprüche noch einmal nach und gibt uns eine neue und reifere Formulirung seiner Gedanken.

Unsern jungen Künstlern aber kann die Kritik heutzutage nur eins sagen: Laßt euch durch die Mode nicht irre machen! Eine wissenschaftliche Wahrheit erreicht durchschnittlich ein Alter von zehn Jahren, eine künstlerische unter heutigen Verhältnissen kaum deren fünf. Und zum Glück haben wir ja noch eine ganze Menge tüchtiger jüngerer Maler, die der Natur in heißem Bemühen nachstreben und, ohne sich um fremde Vorbilder zu kümmern, ihrem eigenen gesunden Menschenverstand folgen. Die Sache steht also glücklicherweise nicht so, daß unsre Gegner die Jugend repräsentirten und wir das Alte, sondern vielmehr so, daß unsre Aesthetik diejenige aller großen Kunstepochen und so auch aller gesunden Strömungen in der modernen Kunst ist. Mögen diese auch eine Zeit lang durch andere Modeströmungen zurückgedrängt werden, sie werden sich doch immer wieder emporarbeiten. Und glücklich der Künstler, der dann, wenn dieser Umschlag eingetreten ist, auf eine Jugend voll ernsten und gesunden Naturstudiums zurückblicken kann. Ihm wird die Zukunft gehören. Denn in allen Epochen der Kunstgeschichte sind es die realistischen Richtungen gewesen, die mit frischem Windhauch den Moder einer senil gewordenen Afterkunst hinweggefegt und der Blüthe unsres Kunstempfindens an das Licht geholfen haben.

Vom Weihnachtstisch.

I.

† Einen wirklichen Schatz und eine wahre Zierde für jedes Haus bilden Meyers Classiker-Ausgaben (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut). Von der auf 150 Bände berechneten Serie sind Schillers sämmtliche Werke in vorläufig acht Bänden erschienen, welche außer den Gedichten und Dramen (Band 2—5) auch die wichtigsten erzählenden Dichtungen, die geschichtlichen Hauptwerke und die philosophischen Abhandlungen in fast vollständiger Auswahl bringen, während die 6 folgenden Bände (8—14) diejenigen Schriften, Uebersetzungen u. dgl. umfassen sollen, welche nur für die engere Zahl derjenigen von Bedeutung sind, die sich wissenschaftlich, insbesondere literarhistorisch, mit dem Dichter beschäftigen. Dabei greift die Redaction des Textes überall auf diejenige Quelle zurück, die als der letzte nachweisbare Wille des Dichters zu gelten hat. Sprache und Ausdruck ist nirgends geändert und nur die ehemals sehr schwankende Rechtschreibung geregelt, insbesondere aber die von Schiller meist ganz vernachlässigte Interpunktion berichtigt. Die das Verständniß fördernden Erläuterungen unter dem Text — sie finden sich meist zahlreich auf jeder Seite — sind freudig zu begrüßen, ebenso die hinter dem Text regelmäßig folgenden literarischen Nachweise über Entstehung der einzelnen Dichtungen, sowie Angabe der Quellen des Dichters u. s. w. Ueberaus dankenswerth ist die 96 Seiten umfassende biographische Einleitung des Herausgebers Ludwig Bellermann, ebenso die Beigaben eines Facsimile und eines Kupferstichs nach der Kolossalbüste Danneckers. Dabei ist jeder Band einzeln zu haben, wodurch den Wünschen der Leser in anerkennenswerther Weise Rechnung getragen wird.

Nach ebendenselben wohl erprobten Gesichtspunkten ist die Ausgabe von Platens Werken durch G. A. Wolff und V. Schweizer besorgt, mit einer trefflichen Biographie eingeleitet und mit durchlaufenden Erklärungen und Anmerkungen ausgestattet; der erste Band enthält die gesammte Lyrik, während der zweite Band außer den „Geschichten des Königreichs Neapel" das Heldengedicht „Die Abbassiden", das Drama „Die Liga von Cambrai" und die beiden literar-historischen Komödien (Die verhängnißvolle Gabel und Der romantische Oedipus) bietet, wobei wir dem umsichtigen Commentator zu absonderlichem Dank verpflichtet sind, da eine Menge der ergötzlichsten Ausfälle und Anspielungen auf die damaligen Zeitgenossen dem heutigen Leser sonst schwer begreiflich bleiben müßten.[1]) So ziemlich dasselbe gilt von den Werken des E. T. A. Hoffmann, welche Victor Schweizer in drei Bänden besorgte. Den ersten Band bildet „Der goldene Topf" und „Nußknacker und Mausekönig", dazu kommen die Kunstnovellen (Ritter Gluck, Don Juan, die Fermate, Rath Krespel und der Artushof); der zweite Band bringt die fesselnden Erzählungen (Doge und Dogaressa, das Majorat, Meister Martin der Küfer und seine Gesellen, das Spielerglück und des Vetters Eckfenster), während der dritte Band die für Hoffmann so charakteristischen „Elixire des Teufels" enthält.

Als ebenso zeitgemäß empfiehlt sich die durch Ludwig Laistner besorgte Auswahl von Friedrich Rückerts Werken (Stuttgart, Cotta's Nachfolger); sie erscheinen in zwanzig Lieferungen, wovon zur Zeit zwei Drittheile vorliegen, so daß die ganze sechs Bände füllende Sammlung sicherlich noch vor Jahresschluß erwartet werden darf. Sie enthalten den „Liebesfrühling", „Agnes' Todtenfeld" und das

---

[1]) Dazu empfehlen sich dann allen weiteren Freunden des Dichters die „Tagebücher des Grafen August v. Platen", welche soeben durch G. v. Laubmann und L. v. Scheffler (Stuttgart, Cotta's Nachfolger) zum erstenmale herausgegeben werden und der Platen-Forschung ein völlig neues Material zuführen. (Sie werden noch besonders besprochen werden. D. Red.)

Idyll „Amaryllis“ (1. Band); die „Geharnischten Sonette“ und die „Vermischten Gedichte“ füllen zwei weitere Bände, während die „Makamen des Hariri“ den vierten und die „Weisheit des Brahmanen“ die beiden Schlußbände bilden. Gleichzeitig hat eine Gesammtausgabe von Gustav Freytags Werken (in zweiter Auflage) mit 22 Bänden oder 75 Lieferungen (Leipzig bei S. Hirzel) begonnen — lauter Unternehmungen, welche keines empfehlenden Geleitbriefes bedürfen.

Als ein willkommener Gast, dessen alljährige Wiederkehr nun schon im voraus mit sehnsüchtiger Ungeduld erwartet wird, repräsentirt sich in immer verjüngter Gestalt der von Otto Braun nun schon zum siebentenmale herausgegebene „Cotta'sche Musen-Almanach“ für das Jahr 1897 (Stuttgart, Cotta's Nachfolger 276 S. 12°). Prosa, Poesie und Kunst bieten sich im herkömmlichen Wetteifer die Hand. Da ist eine mit meisterhafter Plastik wie aus hartem Holz herausgeschnittene, lebensprühende Charakter-Statuette „Unsre Carlotta“ von Isolde Kurz — eine psychologische Erzählung ganz à la Richard Voß; eine Erzählung „Der schwarze Engel“ von Ernst Eckstein und ein fröhliches, heiteres Ostsee-Märchen „Das häßliche Nixlein“ von Hans Hoffmann. Dann kommen poetische Erzählungen von Paul Heyse „Die Mutter des Siegers“ voll antiker Schönheit und vollendetes Kunst; Romanzen und Balladen von Albert Möser (Tiberius), Ernst Lenbach und unserm Altmeister Hermann Lingg und die Humoreske, wie Rudolf Krauß die schmachtenden Lieder einer blaustrumpfigen Dichterin zum Heil der Welt — verbrennt! Daran reiht sich ein ganzer lyrischer Perlen- und Korallenschmuck von J. G. Fischer, Julius Rodenberg, E. Paulus (Neujahrnacht), H. Kruse, Lud. Laistner, W. Jensen (Zu Hebbels Erinnerung), G. Scherer und Julius A. Haarhaus, unter dessen „Sonetten aus Ravenna“ ein sehr schönes Blatt das nachfolgende Erlebniß wiedergibt:

Daß sich Natur- und Kunstgenuß vermische,
Erging ich mich auf der Pineto Pfaden,
Wo von der blauen Adria Gestaden
Der Seewind braust mit würzereicher Frische.

Dort traf ich einen Mann, der bunte Fische
Im Netze trug, und da ich gleich mit graden
Und schlichten Worten ward zum Mahl geladen,
So nahm ich's an und folgte ihm zu Tische.

Er fragte, ob ich die Franzosen haßte,
Und ob in Deutschland man auch Dichter hätte
Und ob man sich daselbst mit Kunst besoßte.

Dann griff der Bauer nach dem Bücherbrette
Und las zum Nachtisch dem Barbarengoste
Petrarca's süße, feurige Sonette!

Andere Beiträge lieferten Gottfried Böhm, Karl Busse (Meine Brüder und ich!), Oswald Schmidt (Zu Wilhelm Hertz' 60. Geburtsfeste). Den Schluß bilden ein paar hundert kräftiger Xenien, von dem bewußten „Quidam“. Hubsche Illustrationen lieferten W. Hasemann, H. Nestel, E. Pram-Henningsen (ein anmuthiger Frauenkopf als „Frühlingszauber“), R. Püttner, R. Reinicke und A. Zick.

Frau Bertha v. Suttner hat unter dem Titel: „Frühlingszeit“ (Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinstitut. VI. 289 S. 4°) ein Poesiealbum als „Lenzes- und Lebensgabe unsern erwachsenen Töchtern zur Unterhaltung und Erhebung gewidmet“, unter Mitwirkung eines guten Halbhundert „deutscher Dichterinnen der Gegenwart“ herausgegeben. Ihre Intention war, ein „Werk zusammenzustellen, das anders werden sollte, als die gewohnten, auf kindischen Ton herabgedrückten ‚Seid-hübsch-brav‘ predigenden Anthologien“. Sie erhielt dafür viele begeisterte Zustimmung; man freute sich, daß „die jungen Mädel endlich etwas bekommen werden, das von ihrer bisherigen Limonadenliteratur stark abweicht“. Obwohl Frau v. Suttner bekanntlich in ihrem „schriftlichen und persönlichen Wirken für alle Freiheitsbestrebungen der Gegenwart einzustehen pflegt“, so waren doch „politische oder sonstige emancipations-tendenziöse Lehren“ ausgeschlossen, kurz alles, „was meinen Anschauungen widerspricht“. Da jede der „Autorinnen“ aus „ihrer literarischen Sonderart“ nach Belieben beisteuern konnte, so ist nach Form und Inhalt mit Novellen, Essays, Gedichten, Aphorismen und dramatischen Scenen eine buntfärbige Mannichfaltigkeit zusammengekommen. Frau v. Suttner selbst bringt eine Salon-Novellette, in welcher einem Backfischchen eine gründliche Lection über die wahre Liebe ertheilt wird. Welch ethischen Nutzen „die jungen Mädel“ aus den Lamentationen einer bekannten Malerin schöpfen sollen, ist uns unerfindlich; diese Dichterin klagt, daß sie ein Adler geworden und nun überall nur Chaos, Elend und Wahnwitz sehe, sie wäre als „brave Ente“ gewiß glücklicher gewesen — als ob zwischen den genannten Flügelträgern nicht noch manch anderes Thier, wie Schwan, Nachtigall oder nach Lessings unverblümter Fabel ein anderes passendes Symbol wählbar und wünschenswerth bliebe! Am sinnreichsten hat sich jedenfalls Prinzeß Therese von Bayern mit den vielsagenden Lebensregeln eingeführet, welche recht verstanden, zugleich als beste Kritik für viele verkehrte Tendenzen gelten können:

Du thust das Gute, um den Menschen zu gefallen?
O nein, du thust es, weil es Gott so will;
Darum, und wird dein Thun verkannt von ihnen allen,
Laß dich nicht irre machen, halte still.

Und wenn sie dich auch lästern und zu tief verletzen,
Was liegt daran, es geht auch dann vorbei;
Du lernst gar bald der Menschen Lob gering zu schätzen,
Und was sie sagen, das ist einerlei.

Nur vor dir selber und vor Gott mußt du bestehen
Und unverrückbar folgen deiner Pflicht,
Dann wirst du freudig auch die schwersten Wege gehen —
Und um die Menschen kümmere dich nicht!

Die Prinzeß erscheint auf ihrem Bildniß im einfachsten Hauskleide ohne allen Schmuck, während sich der größte Theil dieser schönschriftstellerischen Damen für ihre Photographie in feinster Toilette aufgebauscht haben; eine könnte sogar als wahres Wachsmodell für jede Haarkräusler-Officin gelten. Zum „Schlußakort“ gruppirt die Herausgeberin als Lady Patronetz beim großen Hülfscomité der Frauensache ihre Leserinnen und „Mitmenschinnen“ und ertheilt vor der Altane ihres Schlosses mit bemutternden Allüren viele, gewiß sehr richtige Rathschläge. So ernst dieselben gemeint sind, so klingt es doch wieder unwillkürlich erheiternd, wenn diese ihre Leserinnen und „Mitmenschinnen“ vor männlichen Gebahren oder gar männlichen Fehlern „wie Rauflust und Trunksitten“ (Cigarettenrauchen ist aber doch wohl erlaubt?) gewarnt werden.

Als vornehm ausgestattetes luxuriöses Prunkwerk präsentirt sich der kleine Foliant „Sonnenschein in Schloß und Haus“, ein Jahrbuch aus dem Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig (1896, 128 S. gr. Fol.). Der He. Herausgeber experimentirt in allen möglichen Künsten reproducirender Technik. Da ist eine Lichtdruckcopie der zwölf Monate, welche nach Joh. Heinrich Rambergs Zeichnungen vor siebzig Jahren für Beckers „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen“ im Miniaturformat (6.50 × 8.50 Centimeter) gestochen wurden; dazu hat Rudolf Baumbach zierliche Strophen gedichtet, welche nach der Handschrift facsimilirt wurden (ein neuestens mehrfach beliebtes Verfahren, wofür ein deutlicher Typendruck ungleich leichter zu lesen wäre), beigegeben sind zu besonderer Zier noch Kupferätzungen von wirklichen Pflanzen. Eine Novelle von Heinrich Seidel (Geschichte eines Blinden) ist ausgestattet mit Holzschnitten nach C. Rödling, und eine Erzählung von Trojan mit Illustrationen von E. Meyner. Das Ostseemärchen „Die Bernsteinstadt“ von H. Hoffmann schmückt in Aquarellmanier ein Farbendruck nach Kunz Meyer; außerdem haben C. Marx, F. Widmann und Johanna Beckmann (Schattenrisse) Zeichnungen beigesteuert und selbstverständlich auch der Buchbinder mit einem gepreßten Lederband sein Möglichstes geleistet.

Mittheilungen und Nachrichten.

a/D. „Das Goethe-Haus in Weimar. Von Paul Heyse.“ Berlin, Wilh. Hertz. — Ein kleines Octavheft von 24 Seiten, mit einigen 20 Bilderchen geziert, die das Goethe-Haus von außen und innen anschaulich darstellen. Der Ertrag ist zu gleichen Hälften der Unterhaltung des Hauses und der Deutschen Schiller-Stiftung gewidmet. Der Text darf als Elegie bezeichnet werden, wiewohl statt antiker Distichen moderne, meist fünfzehige Jamben in leicht verschränkten Reimen gewählt sind. Zeit: die Besinnung des Hauses für die Welt noch dem Tode der Enkel Goethe's,

„. . . die nach kurzer Jugendfrist
Die Schwere jenes Worts zu lernen hatten:
Weh' dir, daß du ein Enkel bist!

Und ihre Zeit blödämmerten im Schatten
Den Glanzgestirns, an einem Namen krank.
Doch hielten sie den Schild der Ehre blank,
Bewahrend, in ihr Dunkel eingeschlossen,
Den Adel des Geschlechts, dem sie entsprossen."

Heyse wird diesmal zum empfindsamen Fremdenführer, der uns aus der Schwelle des Hauses durch all seine Räume mit ihren sichtbaren und unsichtbaren Erinnerungen bis ans Sterbebett Goethe's „im schmalen Kämmerlein" geleitet. Wehmuth und Begeisterung lehrt er in echt elegischer Mischung abwechselnd das immer dichterische, niemals reporterische Wort ergreifen. Bald scheint es, als wolle der große Todte, von seinen Vertrauten umringt, mitten unter die Dinge, die ihn umgaben, wieder lebendig dahertreten: sogleich aber fällt das zarte Gewebe sinniger Betrachtung wie ein durchsichtiger Vorhang zwischen ihn und uns und läßt uns den Abstand der Zeiten deutlich ermessen. Ein alexandrinisches Thema, nicht für freie Schöpfung geeignet; ohne Gelehrsamkeit geht es nicht ab: zahlreiche eigene Worte Goethe's, und nicht blos Goethe's, klingen an; selbst entferntere Kunde, wie bei der Schilderung der Besuche Felix Mendelssohns und Grillparzers, ist herbeigezogen. Aber kein Ovid hätte mit gewandterer Anmuth diese Gelehrsamkeit poetisch bemeistern können; und besonders zu bewundern ist, wie der leichte Gedankengang in gefälligen Windungen fast unmerklich bis ans Ende aufwärts führt. Nur eins befremdet uns: der schwermüthige Ausruf, der allerdings in höchst wirksamem Contrast dem erhebenden Schlusse vorausgesandt wird:

„Ach, wird in diesen engen Wänden
Die Seele traurevoll beklemmt,
Als ob wir in dem leeren Käfig ständen,
Der eines Adlers Flügelkraft gehemmt!
Nicht kann der Frühlingssonnenstrahl,
Der sanft den Garten übergänzt, uns trösten.
Wir hätten jenem Edelsten und Größten
Ein Leben wie gegönnt sein jeder dumpfen Qual,
Statt daß er hier im nidern Raum
Zu Ende träumte seines Lebens Traum!" u. s. w.

Warum stillt die tief durchdachte Dichtung hier nicht von vornherein ihren Kummer mit dem Bewußtsein der Historie? Der Goethe, den sie preist, ist der gewesen, der er war — „gerade durch das Goethe-Haus", werden die Verehrer des Milieus nach ihrem äußerlichen Glaubensbekenntniß versichern, — oder „vielmehr diesem und allen sonstigen Goethe-Häusern zutrotz", die Anhänger einer innerlichen, individualistischen Auffassung der Geschichte. Und kann ein Paul Heyse, dessen Poesie, der heutigen Mode zuwider, doch erst recht auf ihrem eigenen Sterne lebt und webt, etwa wirklich mit Napoleon meinen, daß ein Goethe vielleicht in Paris oder sonstwo in der brausenden Welt einen größeren und schöneren Lebenstraum hätte träumen können, als im niederen Käfig zu Weimar?

* In der „Naturforschenden Gesellschaft" zu Danzig sprach am 4. d. M. der Director des Westpreußischen Provincialmuseums, Prof. Dr. Conwentz, über die jüngst bei Baumgarth entdeckte prähistorische Moorbrücke im Sorgethal. In Deutschland sind bereits verschiedene Arten von Holzwegen angetroffen worden, z. B. in Oldenburg, Braunschweig, Berlin, Elding ꝛc. Auch in Danzig scheinen solche Holzwege bestanden zu haben; alle diese Wege sind aber sogenannte Knüppeldämme, während die Moorbrücke bei Baumgarth ein festes Gefüge aufweist. Solche Moorbrücken sind bisher nur im Westen Deutschlands, in Ditmarschen und einmal auch in Jütland entdeckt worden, für den Osten ist die Moorbrücke im Sorgethal der erste derartige Fund. Sie besteht aus 4 bis 6 über einander geschichteten Lagen, resp. Querhölzern, als Belag dienten zwei-, resp. dreimal gespaltene starke Baumstämme. Die Brücke zeigt der Lage nach in ihrer Bauart verschiedene Abweichungen, die je nach der Bodenbeschaffenheit unter der Brücke ausgeführt sind. An vielen Stellen der Brücke fehlen bereits die Belagstücke; sie sind verschoben oder weggeschwemmt. Bei durchschnittlicher Breite von 2½, stellenweise auch 3½ Meter ist bei der Brücke eine Länge von 1280 Meter nachgewiesen. Im allgemeinen läßt die Brücke, deren Material fast durchweg Eichenholz und nur im Anfang als Belag Kiefernholz zeigt, von Westen nach Ostrn; nur nach der Mitte zu befindet sich ein kleiner Knick, was darauf schließen läßt, daß man bei der Brücke von beiden Seiten zugleich zu bauen begonnen hat und hier zusammengetroffen ist. An Holzwerth würde die Brücke jetzt, da sie etwa 1600 Kubikmeter aufweist, etwa 40,000 M. repräsentiren. Die Bearbeitung der Holztheile der Brücke ist sehr roh, nirgends läßt sich eine Einwirkung der Säge oder des Bohrers erkennen; alles ist mit der Axt oder einem anderen groben Instrument gemacht. Es ist wahrscheinlich, daß die Brücke nicht gleich so gebaut wurde, wie sie sich jetzt zeigt, sondern da sie sich allmählich gesenkt, nach und nach neue Auflagungen erhalten hat. An sonstigen Funden sind bei den jetzigen Ausgrabungen erhoben worden: Thonscherben, die der Bronzeperiode angehören, Knochen von Haus- und Waldthieren, Haselnüsse, ein Stein zum Quetschen des Getreides, ein Holzschlägel ꝛc., so daß alle dort unbedingt früher Leute gewohnt haben müssen. Was das Alter der Brücke anbetrifft, so wird man die Entstehung wohl in die Zeit der alten Preußen zurückverlegen müssen. Bemerkenswerth ist, daß die Brücke, soweit sie aufgedeckt ist, keinerlei Abnutzung zeigt; hauptsächlich hat sie zwar dem Fußgängerverkehr gedient, jedoch ist sie auch von Pferden und Wagen passirt worden, wobei allerdings zu erwägen ist, daß Wagenräder wie Pferde damals wohl auch nicht beschlagen gewesen sind. Trotzdem hätte eine Abnutzung zu konstatiren sein müssen, es liegt daher die Annahme nahe, daß die Brücke noch mit einer Erdschicht überdeckt gewesen ist. Kürzlich ist nun eine halbe Meile oberhalb dieser Fundstelle eine zweite, jedenfalls ältere Brücke entdeckt worden, die bedeutend einfacher gebaut ist. Das im vorigen Jahre bloßgelegte Boot wurde 1.7 Kilometer südlich der Moorbrücke gefunden.

* **Erlangen.** Wie das hiesige „Tageblatt" erfährt, ist die interessante hymnologische Bibliothek Dr. Johannes Zahns, die bis jetzt im Schlosse zu Neuendettelsau aufgestellt war, verkauft worden. Sie umfaßt 1200 Nummern, und zwar 239 Gesangbücher von 1500—1893, 116 Privatsammlungen geistlicher Lieder, 90 Melodiensammlungen, 37 Sammlungen mehrstimmiger Choräle, 266 gedruckte Choralbücher von 1714—1894, 46 geschriebene Choralbücher von großem Werthe aus dem 18. Jahrhundert, 219 Gesangbücher ohne Noten, 13 Abschriften alter Musikalien von Palestrina, Eccard, Gallus, 17 Werke über Liederdichter ꝛc.; 82 Nummern beschäftigen sich mit der Theorie des Kirchenliedes, 23 mit weltlichen Liedern. Dazu gehören noch 10 Agenden, dann ungezählte Kataloge, Entwürfe, Streitschriften ꝛc. Die k. Staatsbibliothek in München hat den werthvollen Schatz erworben, wodurch es allen Forschern auf diesem Gebiete möglich ist, ihn weiter auszunützen.

* **Londun.** In der Geographischen Gesellschaft gab neulich Brice einige genauere Mittheilungen über die Jackson-Harmsworth'sche Expedition, die seit dem Herbst 1894 mit der kartographischen Vermessung von Franz Josephs-Land beschäftigt ist. Eine in der Sitzung vorgelegte Karte zeigt große Unterschiede gegenüber Payers Darstellung. Das Hauptquartier der Expedition, Elmwood, liegt auf der Northbrook-Insel, auf etwa 80° nördl. Br. und 50° östl. Länge. Von dort aus wurde im Sommer 1895 in westlicher Richtung zuerst Zichyland besucht und kartographisch aufgenommen. Von dem äußersten Ende dieser Insel, dem 240 m hohen Cap Neale, entdeckte Jackson in der Ferne ein Land, das ein Hochland zu sein schien. Er fuhr mit dem Schooner „Mary Harmsworth" dorthin, entdeckte unterwegs eine felsige Insel, die er Fridtjof Nansen-Insel nannte, und kam zu dem vom Cap Neale aus gesichteten Hochland, dem er den Namen Alexandra-Land gab. Man vermuthet in diesem das früher entdeckte, dann nicht wieder gefundene Gills-Land. Auf einer Länge von 43° wurde eine Landspitze mit 600 m hohen Gebirgen entdeckt, die Cap Mary Harmsworth genannt wurde, und die unterhalb davon liegende Bucht erhielt den Namen Nordenskiöld-Bay. Auch in nördlicher Richtung wurden kartographische Arbeiten unternommen. In der Nähe des 81. Grades sah man ein großes, offenes Meer, das Königin Victoria-See genannt wurde. Nördlich davon, auf dem 82. Grad, liegt König Oskar-Land.

* **Paris.** Die Académie des sciences schlägt für die oberste Leitung der hiesigen Sternwarte an erster Stelle mit 42 gegen 13 Stimmen deren bisherigen Unterdirector Maurice Loewy vor. Loewy, am 15. April 1833 zu Wien geboren, studirte dort Astronomie und wurde von Le Verrier nach Paris gezogen, wo er eine Astronomenstelle am Observatorium erhielt und sich 1864 naturalisirte. Sein Hauptwerk ist die Bestimmung der Längen von Wien, Berlin, Marseille und Algier nach einer von ihm erfundenen neuen Methode.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 24. bis 25. November folgende Schriften eingegangen:

J. H. Campe's Robinson Krusoe. Für die Jugend neu bearbeitet von Friedrich J. Pajeken. Mit zahlreichen Illustrationen

von Max Flashar. Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinstitut. — Kurt v. Albrecht: Unter südlicher Sonne. Erzählung für die reifere Jugend. Mit 5 Farbendruckbildern von W. Zweigle. Ebd. — Frühlingszeit, Lenzes- und Lebensgabe, unsern erwachsenen Töchtern gewidmet von den deutschen Dichterinnen der Gegenwart. Hggb. von Bertha v. Suttner. Ebd. — Kinderlust. Jahrbuch für Knaben und Mädchen von 8—12 Jahren. Hggb. von Frida Schanz. 2. Jahrg. Mit 12 Farbendruckbildern ꝛc. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing. — Junge Mädchen. Almanach hggb. von Clementine Helm und Frida Schanz. 2. Jahrg. Mit Bildern ꝛc. Ebd. — Daheimkalender für das Deutsche Reich auf 1897. Hggb. von der Redaction des Daheim. Ebd. — Paul Masers Notiz-Kalender als Schreibunterlage für 1897. 21. Jahrg. Berlin, Julius Moser. — Paul Masers Haushaltungsbuch für den Schreibtisch deutscher Hausfrauen. Ebd. — Aus der internationalen Kunstausstellung Berlin 1896. Leipzig, J. J. Weber. — Emerenz Meier: Aus dem bayrischen Wald. Erzählungen. (Dichterstimmen aus dem Volke. Hggb. von Karl Schrattenthal. 2. Bd.) Königsberg i. Pr., Thomas u. Oppermann 1897. — Robert Kahlrausch: Der Fremde. Roman. Stuttgart, Robert Lutz 1896. — Derselbe: Wie Maler Vincenz romanisch lernte und andere Novellen. Ebd. 1896. — George du Maurier: Trilby. Roman. Deutsch von Marg. Jacobi. 2. Aufl. Ebd. 1896. — Dr. Ludwig Haffmann: Das Recht des Adels und der Fideicommisse in Bayern. München, J. Schweitzer 1896. — Valentin Chirol: Die Lage in Ostasien. Autoris. Uebersetzung von J. v. Bojanowski. Berlin, Johannes Räde 1896. — Dr. E. Eberle: Grundeigenthum und Bauerschaft. Volkswirthschaftliche Rechtsstudie zur Lösung der Agrarfrage. 2. Th. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1896. — Hermann Grimm: Beiträge zur deutschen Culturgeschichte. Berlin, Wilhelm Hertz 1897. — Dr. Richard Fick: Die sociale Gliederung im nordöstlichen Indien zu Buddha's Zeit. Mit besonderer Berücksichtigung der Kastenfrage. Vornehmlich auf Grund der Jâtaka dargestellt. Kiel, C. F. Haeseler 1897. — Emil Schlagintweit: Die Berechnung der Lehre; Streifschritt zur buddhistischen Chronologie. Aus dem Tibetischen übersetzt. München, Akademie der Wissenschaften 1896. — D. Bernhard Rogge: Aus sieben Jahrzehnten. Erinnerungen aus meinem Leben. 1. Bd. Von 1831 bis 1862. Hannover und Berlin, Carl Meyer 1897. — Das Bisthum Augsburg, historisch und statistisch beschrieben von Dr. Antonius v. Steichele und Dr. Alfred Schröder. 43. Heft. Augsburg, B. Schmid 1896. — Dr. S. Gelbhaus: Die Apologetik des Judenthums in ihrer geschichtlichen Entwicklung. 1. Theil. Wien, R. Löwit 1896. — Karl Bücher: Arbeit und Rhythmus. (Nr. V des 17. Bds. der Abhandlungen der philologisch-historischen Classe der k. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften.) Leipzig, S. Hiezel 1896. — Gustav Wustmann: Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen. 2. Aufl. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1896.

Verlag von **R. Oldenbourg** in **München** und **Leipzig.**

Heinrich von Treitschke's Lehr- und Wanderjahre 1834—1866.
Erzählt von ***Dr. Theodor Schiemann,*** Professor an der Universität Berlin. (Erster Band der „Historischen Bibliothek".) Preis in Leinw. geb. M. 6.—

Die Odyssee, nachgebildet in achtzeiligen Strophen von ***Hermann von Schelling.*** Preis brosch. M. 6.—, in geschmackvollem Einband M. 7.50.

Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Von ***H. von Sybel.*** 7 Bände. Preis pro Band broschiert M. 7.50, gebunden in Halbfranz M. 9.50.

Zwölf Gestalten der Glanzzeit Athens im Zusammenhange der Kulturentwicklung. Von ***Dr. Albr. Stauffer.*** Preis brosch. M. 7.—, in Leinwand geb. M. 8.50.

Historische Zeitschrift, begründet von **H. von Sybel,** herausgegeben von **Fr. Meinecke.** Preis pro Band (3 Hefte) M. 11.25.

Deutscher Novellenschatz, herausgegeben von **Paul Heyse, H. Kurz** und **L. Laistner.** 48 Bände. Preis pro Bd. geb. M. 1.— (Prospekte gratis und franko.)

Liebhaberkünste, Zeitschrift für häusliche Kunst. Monatlich 2 Hefte; ohne Farbtafeln vierteljährlich M. 3.—, mit Farbtafeln vierteljährlich M. 5.— **Separathefte** à M. 3.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung. (16221)

Verlag von Wilhelm Hertz (Bessler'sche Buchhandlung), Berlin W. 9.

Beiträge zur (17308)
Deutschen Culturgeschichte
von
Herman Grimm.
Geheftet 7 M. Gebunden 9 M.

Gust. Fischer, Verlag, Jena.
Demnächst erscheint:
Dr. W. Sombart,
Prof. a. d. Universität Breslau.
Socialismus und sociale Bewegung im 19. Jahrhundert.
Preis: kart. 2 M., geb. 2.50 M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.
Soeben erschienen! (16182)
Gedichte
von
Ferdinand Freiligrath.
Neunundvierzigste Auflage.
Preis geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von BREITKOPF & HÄRTEL in Leipzig.
Soeben erschien: (17312)
Das bayerische Hypothekenrecht
von
Dr. Ferdinand Regelsberger,
Professor der Rechte an der Universität Göttingen.
Dritte, unter Mitwirkung des kgl. Regierungsrats W. Hento in München bearbeitete Auflage 11 *M.*, geb. 12 *M.* 50 *Pf.*

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Freitag, 27. November. Nummer 276.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung. Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Finanzlage Italiens. I. Von Prof. Giuseppe Flamingo. — Die Stadtbibliothek in Frankfurt am Main. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Finanzlage Italiens.

Von Prof. Giuseppe Flamingo (Rom).

I.

Der Senator Jacini hat seinerzeit behauptet, daß die Bezeichnung „Garten Europa's“ für Italien nur im ironischen Sinne zu nehmen sei. Von diesem Standpunkt aus hat das Verhältniß zwischen den bebauten und den unbebauten Aeckern keine große Bedeutung. Von den 288,538 □km, die den Umfang des ganzen Königreichs bilden, sind 56,000 zum Bebauen gänzlich ungeeignet. Vergleicht man nun die bebauten und unbebauten Flächen der übrigen Länder Europa's, so findet man, daß Italien in dieser Beziehung nicht schlechter beschaffen ist. Die Inferiorität Italiens beginnt erst, wenn man die Erzeugnisse der bebauten Felder berücksichtigt. Zieht man jedoch diejenigen Länder in Betracht, die denselben Umfang haben wie Italien, oder diejenigen, welche ungefähr die gleiche Volkszahl besitzen, so steht von diesem Standpunkte aus der nationale Reichthum Italiens zurück.

Schon Herodot behauptete, daß jedes Jahrhundert drei Generationen umfasse. Auch Rümelin berechnet ein Menschenalter auf 33⅓ Jahre. Aber der Geschichtschreiber Ottokar Lorenz hat in einer Bearbeitung dieser Frage die Unrichtigkeit jener Berechnung bewiesen. Wenn die Dauer eines Geschlechts in den vergangenen Jahrhunderten 33⅓ Jahre gewesen sein soll, so kann dies unmöglich heute der Fall sein, wo das Durchschnittsalter bei weitem höher ist. Verschiedene Forscher der letzten Jahre haben das Durchschnittsalter auf 40 Jahre angegeben; Professor Inama-Sternegg schätzt es auf 35½ Jahre; allein die meisten Gelehrten, wie z. B. de Foville, Giffen, Engel und in Italien Bodio und Pantaleoni, stimmen darin überein, daß das Durchschnittsalter auf 36 Jahre zu berechnen sei, und auch wir nehmen diese Ziffer an.

Indem man die Zahl des Durchschnittsalters mit dem Betrage der in einem Jahr durch Erbschaft zugefallenen Güter vervielfältigt, erhält man den Betrag des Privatreichthums des betreffenden Landes. Die Angaben bezüglich des Betrags der beweglichen und der unbeweglichen Güter werden uns durch die officielle Statistik vermittelt. Aber diese Ziffer muß um wenigstens 25 Proc. erhöht werden. Die große Anzahl der Betrügereien, die stets in den Erbschaftsanzeigen begangen werden, sind allgemein bekannt; es gelingt auf diese Weise, vieles der Raubgier des Fiscus zu entziehen, und nur indem man diesem Umstand Rechnung trägt, ist man imstande, den Privatreichthum eines Landes richtig schätzen zu können — für Italien beläuft sich diese Ziffer auf ungefähr 25 Proc. des Betrags der Erbschaften. Wir finden nun, daß der Durchschnittsbetrag der Erbschaften für die Periode 1876 bis 1880 sich auf jährlich 1,283,000,000 Lire belief. Daraus ergibt sich für diese Zeit ein Privatreichthum Italiens von etwa 46 Milliarden. Diese Ziffer erhöht sich für die Jahre 1881—1886 auf 51,667,241,200 Lire, für den Zeitraum 1886—1892 auf 54,679,416,451 Lire. Da für die folgenden Jahre statistische Angaben betreffs der Erbschaftssteuer noch fehlen, so können dieselben nicht mit in Rechnung gezogen werden. Obige Schätzungszahlen sind durch die sehr genauen directen Erhebungen des Professors Bodio über den Privatreichthum Italiens bestätigt worden. Dieser erhielt durch seine Methode directer Schätzung den angeführten ganz ähnliche Zahlen. Wäre nun, was allerdings thatsächlich nicht zutrifft, diese Vermehrung des italienischen Privatreichthums von 1881—1892 in gradueller gleicher Weise geschehen, so hätten wir für jedes Jahr einen Zuwachs von 600 Millionen zu verzeichnen. In einer Betrachtung über die Abschaffung des Zwangscurses in Italien aus dem Jahr 1880 dagegen wird die jährliche Zunahme des nationalen Reichthums auf nur 300 Millionen geschätzt. Ein genauer Kenner der Verhältnisse machte jedoch darauf aufmerksam, daß diese alte Ziffer von 300 Millionen nur den Zuwachs in den Formen der cirkulirenden Werthe und der Einlagen bei den Sparcassen repräsentire, während die neue Berechnung alle von der Erbschafts- und Schenkungssteuer betroffenen beweglichen und unbeweglichen Güter in sich begreift. Es möchte allerdings derjenige schwer zu widerlegen sein, der behauptete, daß zu dieser Vermehrung auch die durch neue Gesetze unterstützte immer größer werdende Findigkeit der Verwaltung im Entdecken neuer Steuerobjecte vieles beitrage. Aber unter diesem italienischen Privatvermögen befindet sich auch ein Theil fremdes Gut, denn in Italien kommt in industriellen Unternehmungen eine ziemlich bedeutende Menge fremden Capitals zur Verwendung. Nur zum Theil wird das ausgeglichen durch die Betheiligung italienischer Capitalien an auswärtigen, namentlich amerikanischen Unternehmungen. Die in Italien beschäftigten fremden Capitalien sind ungefähr um 100 Millionen größer als die im Ausland verwendeten italienischen. So würde also für den betrachteten Zeitraum der Privatreichthum Italiens im Jahr um ca. ½ Milliarde wachsen. Diese 500 Millionen repräsentiren ein Interesse von etwas weniger als 1 Proc., genau 0.92 Proc. des ganzen auf 54 Milliarden geschätzten italienischen Privatvermögens. Die Bevölkerung dagegen vermehrt sich nach dem Durchschnitt der Jahre 1891—1893 jährlich um 10.84 auf 1000 Einwohner. Somit vermehrt sich die Bevölkerung rascher als das Vermögen, und mit ihr das Elend.

Durch den Druck der Armuth hat Italien eine starke Auswanderung. Diese kann nach dem Durchschnitt der Jahre 1891, 1892 und 1893 auf 4 vom Tausend geschätzt werden. Nach Abzug der Auswanderer reducirt sich die thatsächliche Bevölkerungszunahme in Italien also auf 0.7 Proc. Somit hält die Zunahme des Nationalreichthums dem Anwachsen der Kopfzahl gerade noch die Wage, derselbe ist also seit 1876 vollkommen stationär. Dieser Stillstand erweist sich jedoch als Rückschritt, sobald man die Vermögenszunahme in Deutschland, Frankreich, England und in den übrigen

Digitized by Google

civilisirten Ländern mit der italienischen vergleicht. Um nur ein romanisches Land zu erwähnen: Frankreich hat in den letzten Jahren ebenfalls eine Krisis durchgemacht und seine Bevölkerungsziffer ist nur wenig größer als die italienische, und doch hat sich Frankreichs Privatvermögen in den letzten Jahren mindestens um 3 Milliarden pro anno vermehrt. Zu dieser Zahl führen die Berechnungen des wohlunterrichteten Professors de Foville. Und hier handelt es sich um wirkliche Vermehrung. Wie bekannt, nahm seit dem Beginn dieses Jahrhunderts die Bevölkerung Frankreichs nur langsam zu, in den letzten Jahren stand sie ganz still oder die Zahl der Todesfälle war sogar größer als die der Geburten. In Italien dagegen wird die spärlichste Vermögenszunahme vollständig absorbirt durch die Bevölkerungszunahme. Somit bleibt der nationale Reichthum Italiens zwar an sich stationär, zeigt sich aber als rückschreitend bei der internationalen Umschau, denn auf seinem Platze stehen zu bleiben, während alle anderen vorwärts eilen, ist Rückschritt.

Wie stellt sich nun die Finanzverwaltung zu diesem beunruhigenden Stand der nationalen Privatwirthschaft? — Die Regierung kümmert sich um nichts. In blindem Egoismus befangen, schlecht und unpatriotisch beinahe alle, vermehrten die Minister der Finanzen und des Schatzes mit einer Sorglosigkeit ohnegleichen die Staatsausgaben und bemühten sich nur, daß die Einnahmen jenen das Gleichgewicht hielten. Man darf wohl sagen, daß seit der Gründung des Königreichs Italien die Staatsbilanz sich immer im ausgesprochensten Gegensatz zur Bilanz des nationalen Privathaushalts befand. Hierin liegt entschieden eine der hauptsächlichsten Ursachen des Erlöschens der im Jahre 1860 so lebhaften nationalen Begeisterung, ohne welche doch ein einiges Italien niemals hätte zustande kommen können. Damals erlebten wir wahrhaft bewundernswerthe Thaten des Heldenmuths und nationaler Opferwilligkeit. Heute, nur 25 Jahre später, verging das Jubiläum der Einnahme Roms unter Skepticismus und Gleichgültigkeit. Ich bin fest überzeugt, daß keine Ursache so viel beigetragen hat, jene lebhaften patriotischen Gefühle zu ersticken, als die kurzsichtige, den allgemeinen Interessen Italiens entgegengesetzte Finanzpolitik.

Die effectiven Ausgaben der verschiedenen italienischen Kleinstaaten beliefen sich vor 1860 auf etwa 600 Millionen. Aber wenn auch mit der Einigung durch die Entwicklung der Großindustrie viele öffentliche Arbeiten billiger wurden, so entstanden doch durch die Großmachtstellung Italiens eine Menge anderer Bedürfnisse, und so erklärt sich zum guten Theil die beträchtliche Zunahme der öffentlichen Ausgaben nach kaum vollendeter Einigung. Im Jahre 1862 belaufen sich die Ausgaben der italienischen Regierung auf 926 Millionen, sie überschreiten die Einnahmen um 446 Millionen. Für dieses Jahr haben wir noch keine Statistik über die Ausgaben der Provinzen und Gemeinden. Diese beginnt mit dem Jahre 1863 und gibt 251½ Mill. an. In der Periode bis 1871, also bis zur Vollendung des Einigungswerkes mit der Eroberung Roms, vermehren sich Ausgaben und Einnahmen der Regierung, aber immer sind jene höher als diese, man hat also beständige Unterbilanz, und doch vermehren sich auch die Ausgaben der Provinzen und Gemeinden. Für 1871 sind genaue Daten vorhanden und es läßt sich folgende Tabelle aufstellen:

Einnahmen u. Ausgaben der Centralverwaltung			Provincial-einnahmen	Communal-einnahmen	zusammen	Gesammt-einnahmen
Einn.	Ausgab.	Deficit	Lire	Lire	Lire	Million.
Millionen						
966.18	1013.29	47.11	90,509,684	356,665,071	417,174,755	1383.35

Wie man sieht, hat schon für dieses Jahr das italienische Volk für die Staatsausgaben enorme Summen aufzubringen. Nach und nach gelingt es der Regierung, Einnahmen und Ausgaben ins Gleichgewicht zu bringen. Im Jahre 1875 stand wirklich einer Gesammtausgabe von 1259 Millionen eine Einnahme von 1280 Millionen gegenüber, so daß der Rechnungsabschluß des Staates zum erstenmal einen Ueberschuß von 21 Millionen zeigt. Die Unterbilanzen der Finanzperiode von 1862 bis 1874 waren durch Anleihen gedeckt worden. Die italienische Staatsschuld setzte sich im Jahre 1862 folgendermaßen zusammen:

Consolidirte Anleihen	Millionen	2788
Schwebende Schuld	„	321
Gesammtsumme:	Millionen	3109

Bis 1875 findet eine außerordentliche Vermehrung statt, was folgende Zahlen beweisen:

Consolidirte Anleihen	Millionen	7307
Schwebende Schuld	„	1511
Gesammtsumme:	Millionen	8818

Dieser ungeheuren Summe müssen weitere 970 Millionen hinzugefügt werden, 30 wurden von den Emissionsbanken vorweggenommen und auf 940 Millionen lauteten die Staatsscheine im Zwangscurs. Napoleon I. sprach verschiedenemale sein Mißtrauen gegen den Credit aus, ihm schien derselbe ein Vorverbrauch des Einkommens der Zukunft. Kein größeres Glück hätte Italien widerfahren können, als wenn seine Minister das Mißtrauen Napoleons gegen den Credit gehabt hätten; denn für Italien ist es offenbare und grausame Wahrheit geworden, daß es durch die Benützung des Credits das Einkommen der Zukunft vorweggenommen hat. Zum Beweis dafür betrachte man die Vertheilung der italienischen Staatsausgaben im Jahre 1862 und im Jahre 1875:

	Absolute Zahlen 1862:	1875:	Procentzahlen 1862:	1875:
Gesammtausgaben:	950 Mill.	1250 Mill.	—	—
1. Für die Staatsschulden . . .	148 „	380 „	15½	30
2. Für schwebende Schulden und Leibrente	49 „	118 „	5	9
3. Für Civilliste und allgemeine Ausgaben	40 „	48 „	4	4
4. Steuererhebung	112 „	112 „	12½	9
5. Für Magistratur, Rechtspflege und Diplomatie	26 „	30 „	2½	2
6. Für öffentliche Aemter . . .	128 „	117 „	13½	9
7. Für die Landesvertheidigung:				
ordentliche Ausgaben . .	220 „	196 „	24	15
außerordentliche Ausgaben	157 „	19 „	16	2
Gesammtausgaben . . .	377 „	215 „	40	17
8. Für Bau und Unterhaltung der Staatsbahnen	60 „	68 „	5	5½
9. Verschiedene ordentliche und außerordentliche Ausgaben .	10 „	45 „	1	3½
10. Schuldentilgung	10 „	127 „	1	10

Punkt 1, 2 und 10 beziehen sich auf die Staatsschuld und machen zusammen fast genau die Hälfte der Ausgabe, nämlich 49 Proc. aus. Zählen wir noch das Militärbudget hinzu, so erhalten wir 70 Proc. der Gesammtausgaben. Sämmtliche bisher gerechnete Posten, als da sind die Ausgaben für Verzinsung und Tilgung der Staatsschuld, die Dotationen, die Eintreibungsspesen und doch auch die Ausgaben für das Heerwesen können nicht reducirt werden. So kommt es, daß für Rechtspflege und Diplomatie nicht mehr als 20 Proc. des Etats aufgewendet werden. Mit anderen Worten: schon im Jahr 1875 sind die italienischen Steuerzahler durch die Kosten des Staatshaushalts aufs schwerste belastet, und doch machen die direct nützlichen Ausgaben kaum ein Fünftel des Etats aus.

Das mit so viel Mühe hergestellte finanzielle Gleichgewicht erhält sich nun mehrere Jahre hindurch. Im Jahre

Digitized by Google

1882 sind noch 4 Millionen Ueberschuß vorhanden, im Jahre 1883 bloß noch eine Million. Zudem sind die Ueberschüsse der Finanzperiode 1876—1883 sehr zweifelhafter Art. Man hat bei den etatsmäßigen Ausgaben jene für die Schuldentilgung und den Bau der Bahnen gar nicht mitgerechnet. Dieselben sind als bloße Capitalsverschiebungen eingestellt, in Wirklichkeit aber so einschneidend, daß sie zu neuen Anleihen nöthigen. Allein die bekannte Operation der Abschaffung des Zwangscurses, der im Jahre 1882 sich als total verfehlt herausstellte, brachte dem Staat eine neue Schuldenlast von 823 Mill. Lire. Am Ende des Jahres 1883 betrug die Staatsschuld:

Consolidirte Anleihen	Millionen 8959
Schwebende Schulden	„ 2023
Gesammtsumme:	Millionen 10,982

Hiezu kommen aber noch wie oben 51 Millionen den Emissionsbanken vorausbezahlte Entschädigung und Staatsschuldscheine im Nennwerth von 340 Millionen; die italienische Staatsschuld beträgt also 11,594 Millionen, was gegen 1875 eine Zunahme von 1838 Millionen bedeutet. In derselben Proportion wachsen auch die Zinsen: im Jahre 1875 449 Millionen, 527 Millionen im Jahre 1883. Während die Verzinsung der Staatsschuld im Jahre 1875 30 Proc. des Etats absorbirte, nimmt sie nunmehr 34 Proc. in Anspruch. Beinahe ebenso beträchtlich haben die Militärlasten zugenommen. Von 240 Mill. stiegen sie auf 315 Millionen und proportional dem Steigen des ganzen Etats von 17 auf 21 Proc. Fügen wir noch die Ausgaben für die Leibrente und die schwebende Schuld hinzu, so verschlingen diese drei Posten vom Etat des Jahres 1883 (1468 Mill.) 60 Proc.

Und wenn die Minister einander schlechte Programme des Katheder-socialismus und des politischen Opportunismus hinterließen, welche neue und immer steigende Ausgaben forderten, so haben sie finanziell auch auf einem dritten Gebiete eine ganz specielle Folge gehabt. Man möchte nämlich sagen, daß die Provinzen und Gemeinden Italiens in dem Wettkampf um möglichste Steigerung der Ausgaben die Centralverwaltung noch übertroffen haben. Für das Etatsjahr 1883 betrug ihre Gesammtauslage 842,121,212 Lire. Das will heißen, daß der schon im Jahre 1863 enorme Aufwand in 19 Jahren verdreifacht wurde. Zudem schenken die Gemeinden und Provinzen der Verschuldungsfrage weit weniger Aufmerksamkeit, als die Centralverwaltung. Vor 1877 hat man keine zuverlässigen Notizen über das Anwachsen der Communal- und Provincialschulden. Ihre Statistik wird in Italien in der Regel aus den Angaben festgestellt, welche die Communal- und Provinzialverwaltungen der Generaldirection für Statistik liefern, und diese vergleicht dieselben pünktlich mit den Originaldocumenten. Auf diese Weise wurde im Jahr 1877 festgestellt, daß 3690 Gemeinden von 8254 im ganzen 757,447,989 Lire Schulden gemacht hatten; 49 von den 69 Provinzen hatten zusammen 855,878,218 Lire.

Obgleich also bis 1883 von der Finanzverwaltung und den localen Körperschaften unverzeihliche Fehler gemacht worden sind, so haben trotzdem die schlimmen Erfahrungen nichts gefruchtet; gewissenloser Weise wird der alte falsche Curs beibehalten und werden noch größere Fehler gemacht. Man verfolgt die Richtung des Katheder-socialismus und des wirthschaftlichen Protectionismus bis auf die letzten Consequenzen.

Bald erscheint wieder ein Deficit, dessen Größe von Jahr zu Jahr wächst. Im Etatsjahr 1887/88 beträgt es 72 Millionen, 234 Millionen im folgenden. Die beharrlichen Bemühungen der Finanzminister, um jeden Preis Ausgaben und Einnahmen ins Gleichgewicht zu bringen, scheitern an den immer steigenden Mehrausgaben der übrigen Ressorts. Denn die Finanzminister sind nicht allein schuld an der schlechten Finanzlage. Sehr häufig sind sie bei uns die Opfer des socialen Programms geworden, welches die politischen Parteien verwirklichen zu müssen glaubten, zuerst desjenigen der Rechten, dann desjenigen der Linken. Aber der Katheder-socialismus hat in Italien nur seine schlimmen Folgen gezeigt und von dem wenigen Guten, das an ihm ist, nichts bemerken lassen. Der Staat hat eine Menge Geld ausgegeben und in Gegenden Eisenbahnen bauen lassen, wo niemand ist, der sie benützen könnte. In Sardinien allein, das doch nur 700 Kilometer Eisenbahnen hat, muß der Staat jährlich ein Deficit von 14 Millionen decken. Aber nichts ist beredter als die Zahlen, welche uns das in Eisenbahnen, sowie im rollenden Material angelegte Capital und den Reinertrag desselben darthun:

Staaten	Jahre	Eisenbahnnetz km	Aufgewendetes Capital	Reinertrag in Lire	Reinertrag in %
Italien . . .	1890	12,855	4,318,559,337	82,307,694	1.99
Frankreich . . .	1892	38,085	15,269,435,269	522,347,181	3.42
Deutschland . .	1891	42,205	13,670,025,194	635,991,238	4.66
Belgien . . .	1892	3,098	1,355,136,305	58,351,469	4.31
Oesterreich . . .	1892	15,558	4,865,805,435	207,615,414	4.28
Ungarn	1892	11,893	2,231,245,571	84,077,594	3.77
Großbritannien u. Irland . . .	1892	32,703	23,608,933,000	909,351,575	3.85
Schweiz	1892	3,511	1,007,068,648	35,385,899	3.51

Diese ungeschickte Anlage der für den Eisenbahnbau bestimmten Capitalien mag zum Beispiel dienen für alle anderen Ausgaben der italienischen Regierung. So hat der Staat dem Ackerbau und der Industrie nothwendige Capitalien entzogen und sie in ganz oder beinahe unnütze Unternehmungen gesteckt. Schlimmer hätten die wenigen zur Verfügung stehenden Mittel gar nicht angewendet werden können. Einer meiner Freunde, ehemaliger Finanzminister, der es wohl auch bald wieder sein wird, sagte mir eines Tages: „Die italienische Regierung war eigentlich einfach ein Geldverschwender und es wäre interessant und lehrreich, wenn jemand eine genaue Geschichte dieser unnützen und manchmal sogar schädlichen Ausgaben schreiben wollte."

Inzwischen ist nun die seit einiger Zeit drohende Krisis unaufhaltsam hereingebrochen. Der auswärtige Handel fällt im Jahre 1886 auf 2067 Millionen (Import und Export ohne den Transitverkehr), was einen Rückschritt um 20 Jahre bedeutet. Das Jahr 1886 hatte 2486 Mill., das Jahr 1887 2607 Millionen zu verzeichnen. Unter der Krisis leidet ungeachtet der ihr gewährten reichlichen Unterstützung namentlich die Manufacturindustrie. Ebenso stark sind von ihr die Landwirthschaft und der Grundbesitz betroffen. Die Vermehrung der auf dem Besitz von Grund und Boden lastenden Hypothekarschulden zeigt folgende Tabelle:

Jahre	Hypothekenschulden		Jahre	Hypothekenschulden	
1871	6389	6154	1884	7191	5198
1875	6519	6197	1885	7383	5302
1876	6595	6194	1886	7759	5437
1877	6667	6265	1887	8219	5620
1878	6745	6379	1888	8604	5885
1879	6854	6449	1889	8934	5968
1880	6917	6512	1890	9227	6067
1881	7185	6520	1891	9461	6152
1882	7169	6484	1892	9685	6260
1883	7381	6648	1893	9903	6491

Digitized by Google

Bei den Hypothekenschulden haben wir es hauptsächlich mit dem Großgrundbesitz zu thun. Bei den Kleinbauern mehren sich in beunruhigender Weise die gerichtlichen Verkäufe und die Fallissements, was folgende amtliche Statistik beweisen mag:

Jahre	gerichtliche Verkäufe von Immobilien	angezeigte Fallissements
1881	3966	705
1882	3757	811
1883	3485	717
1884	3602	844
1885	3564	1106
1886	3528	1310
1887	3600	1623
1888	4034	2200
1889	4674	1015
1890	5414	2912
1891	5791	2021
1892	5993	2212
1893	5732	2190

Selbst in Italien, wo man so sehr an jede Ausschreitung des Fiscus gewöhnt ist, erregte die vor einigen Jahren aus Sardinien veröffentlichte Nachricht von der Vertreibung von 10,000 kleinen Grundbesitzern aus ihrem Eigenthum einen Schrei des Mitleids und der Entrüstung. Professor Bodio theilte jedoch auf dem letzten geographischen Congreß mit, daß diese Thatsache mehr scheinbar als wirklich gewesen sei. Es handelte sich in den meisten Fällen um ganz minimale Steuerbeträge von einigen Lire im Jahr. Der Steuerbeamte erschien bei dem Bebauer des Grundstücks, um die Grundsteuer einzuziehen. Der aber sagte, er sei nicht der Herr des Grundstücks und folglich nicht verpflichtet, die Steuer zu bezahlen. „Aber in welcher Eigenschaft bearbeiten Sie diesen Boden, mit wem haben Sie einen Pachtvertrag oder sonst ein ähnliches Uebereinkommen geschlossen?“ Darauf Streitigkeiten ohne Ende, bis der Fiscus den Boden zur Auction brachte. Aber niemand wagte darauf zu bieten, vielleicht weil man fürchtete, daß den Käufer eines Tages eine Kugel aus dem Hinterhalt erwarte. Darauf gab der Fiscus das Land seinem wirklichen Eigenthümer zur Benützung wieder zurück gegen Entrichtung eines der schuldigen Steuer entsprechenden Grundzinses. Sehr häufig kommt jedoch dieser Vergleich nicht zustande und das Land bleibt brach liegen. Aber darum kümmert sich der Fiscus in Italien wenig. Er verfolgt nur einen einzigen Zweck, nämlich die Vermehrung der Einnahmen, und die allgemeinen ökonomischen Zustände des Landes spielen in seinen Augen keine Rolle.

Die Ausgaben der Regierung nehmen fortwährend zu. Im Jahr 1884/85 betragen sie 1409.69 Millionen, 1885/86 steigen sie auf 1432 Millionen, 1886/87 auf 1462 Millionen, 1887/88 auf 1572 Millionen, 1888/89 endlich auf 1735 Millionen. In dem letzten der genannten Jahre hatten die Minister Perazzi und Sonnino mit Ernst und Eifer, aber ohne jeden Erfolg, die Ordnung der Finanzen in Angriff genommen. Damals hatte Italien jedoch gerade gute Jahrgänge, der Druck der Steuerlasten wurde weniger hart empfunden; so wurden Perazzi und Sonnino von der allgemeinen Strömung mitgerissen, und da beide Katheder-socialisten waren, so stimmten auch sie endlich einer Vermehrung der Ausgaben zu. So weist der Etat von 1888/89 die größte bis dahin erreichte Summe auf. Nach dem Sturze Crispi's einigten sich der Ministerpräsident di Rudinì und der Finanzminister Cuzzall, letzterer ebenfalls Katheder-socialist, über ein Programm der Sparsamkeit, wie es der kritischen Lage der nationalen Wirthschaft entsprach. Folgende Tabelle gibt die amtlichen Veröffentlichungen über die Ausgaben der Staatsregierung:

	Einnahmen:	Ausgaben:	Deficit:
1889—90	1562.59	1637.00	74.41
1890—91	1540.00	1615.04	75.04
1891—92	1530.09	1568.97	37.88
1892—93	1550.61	1563.89	13.28
1893—94	1494.00	1588.00	94.00
1894—95		1589.00	

So beginnen die Ausgaben nach vorübergehendem Fallen alsbald wieder zu steigen, trotz des beständigen Versprechens der Sparsamkeit und trotz des stets zu niedrigen Voranschlags. Professor de Johannis hat uns das folgende außerordentlich beredte statistische Bild über die Versprechungen, die Voranschläge und die wirklichen Ausgaben der beiden letzten Finanzminister Grimaldi und Sonnino entworfen:

Grimaldi: Voranschlag für das Jahr 1893/94 Mill. 1571
Ausgaben „ „ „ „ 1588
Voranschlag „ „ „ 1894/95 „ 1578

Sonnino: „ „ „ „ 1894/95 „ 1564
Ausgaben „ „ „ „ 1589

So ist allen Versprechungen, Berechnungen und Anstrengungen der Minister zum Trotz die wirkliche Ausgabe stets im Zunehmen begriffen. Die Minister befinden sich ganz im Schlepptau veralteter Verwaltungsgrundsätze, sie glauben, durch kleine Modificationen großartige Verbesserungen und eine Umgestaltung der Finanzlage Italiens herbeiführen zu können. Da entlassen sie z. B. ein paar hundert Angestellte, müssen sie aber auf das Drängen der Abgeordneten der Regierungspartei sogleich wieder in Dienst stellen; oder man nimmt den Gemeinden und Provinzen irgend eine Steuer und verspricht, ihnen dafür irgend einen andern Gegenstand zur Besteuerung zu überlassen. Die Verhandlungen, welche betreffs der Besteuerung zwischen der Regierung und den localen Körperschaften geführt werden, lassen sich etwa folgendermaßen zusammenfassen: Der Staat sucht den Provinzen und Gemeinden die erfahrungsgemäß sicheren Steuern zu nehmen und ihnen dafür andere, nur wenig sichere, zu überlassen. Das allgemeine Gesetz vom 20. März 1865 regelt die Gemeindeabgaben und schon im Jahr 1866 werden die mit der directen Steuer eingezogenen Gemeindeumlagen vermindert. Zum Ersatz gewährte man eine Umlage auf die Miethwerthe. Im folgenden Jahr nahm der Staat einen Theil der Verbrauchssteuer für sich und man erhöhte dafür entweder andere Abgaben oder die Verbrauchssteuer selbst um das, was der Staat in Anspruch nahm. Ebenso erlangte der Staat im Jahr 1868 durch Gesetz vom 7. Juli das Recht der Steuereintreibung durch Zurückhaltung der Zinsen der Staatsschuld, welches Recht später auch auf die staatlichen Annuitäten ausgedehnt wurde; gleichzeitig wurden diese Beträge der Gemeindeumlage entzogen, die staatliche Mobiliarsteuer (zunächst für 1869 und 1870) auf 8.8 Proc. erhöht und der Grundsatz aufgestellt, daß hier die Zuschläge der Gemeinden und Provinzen 40 Proc. der Staatssteuer nicht übersteigen dürfen. Für die Gemeinden und Provinzen brachte dasselbe Gesetz die Familiensteuer und die Besteuerung der landwirthschaftlichen Nutzthiere. Zur selben Zeit beschränkt aber der Staat den localen Körperschaften immer mehr das Recht eines Zuschlags zur Grundsteuer, weil er die sehr einträgliche Einkommensquelle für sich reserviren will. Die Steuer wurde um $^1/_{10}$ erhöht und ganz vom Staat in Anspruch genommen, so daß die localen Körperschaften das Nachsehen hatten. Und doch sprechen zahlreiche und gute Gründe dafür, den Localverwaltungen die Grundsteuer zu überlassen. Es genüge zu zeigen, wie die Sache in England, das in diesem Stück als mustergültig bezeichnet werden kann, geregelt ist:

Digitized by Google

	Rateable Property		Non Rateable Property	Articles of Consumption and Taxes on Commerce
	Lands	Other Property		
	£	£	£	£
Imperial taxation	3,301,000	9,749,000	12,171,000	53,515,000
Besteuerung für Localzwecke	6,140,000	31,207,000	1,573,000	4,833,000
	9,441,000	40,956,000	13,744,000	58,348,000

Totalsumme: £ 122,489,000.

Diese für das Jahr 1895 gültigen Angaben, die neuesten bis jetzt vorhandenen, sind einer Studie von Sir Alfred Milner entnommen. In Italien stehen die Dinge gerade umgekehrt. Ich nehme die amtlichen Publicationen über die Gemeinde- und Provincialabgaben von 1891, die neuesten auf diesem Gebiet; die Summe der staatlichen Grundsteuer gilt für das Jahr 1893:

Staatliche Immobiliarsteuer	Gemeinde- und Provincialaufschlag	Örtliche Verbrauchsteuer	Gemeindesteuern und -anlagen			
			Miethwerthe	Landwirthschaftl. Nutz- u. Zugthiere, Acker- u. Lastthiere	Familie	andere Steuern und Abgaben
391,159,720	206,351,563	145,677,871	1,500,189	14,368,095	21,601,351	25,212,657

Die Communaleinnahmen stiegen im Jahr 1891, eingerechnet die Capitalverschiebungen, auf 644,875,465 Lire und mit den Provincialeinnahmen auf 773,384,726 Lire. Ende 1891 hatten die Gemeinden eine Schuldenlast von 1176 Millionen, mit den Schulden der Provinzen gibt das eine Gesammtsumme von 1351 Millionen.

Die Stadtbibliothek in Frankfurt am Main.

K. Anlaß, von der Frankfurter Stadtbibliothek zu reden, bietet uns eine vor kurzem von ihrem Vorstand unter Mitwirkung mehrerer Fachgenossen und des Stadtbauinspectors herausgegebene inhaltreiche und vornehm ausgestattete Festschrift,[1]) die auf einen neuen Abschnitt in der Geschichte der weit über die Grenzen Frankfurts hinaus in verdientem Ansehen stehenden Anstalt hinweist. Vollständiger Umbau des alten Gebäudes im Innern, Anfügung zweier stattlicher, zur Aufnahme der mächtig anwachsenden Büchermassen bestimmter Flügel, durchgreifende Reorganisation der Verwaltung und des Geschäftsbetriebs — das sind Momente, die den Anbruch einer neuen Zeit für die Bibliothek und ihre Stellung im geistigen Leben der engeren Heimath kennzeichnen und die Veröffentlichung einer Gedächtnißschrift wohl rechtfertigen.

Gewiß kennen viele Besucher Frankfurts das von der Stadt für ihre Büchersammlung im Jahre 1825 fertiggestellte Gebäude mit seinen classischen Formen an der schönen Aussicht am Mainufer. Es sollte ein Denkmal sein der Wiedererlangung der Freiheit und städtischen Selbständigkeit nach der Vertreibung der Fremden vom vaterländischen Boden. Wie dieses Project idealen Motiven seine Entstehung verdankte, so wünschten die Bauherren auch, daß es höheren ästhetischen Anforderungen genüge. Man kann sich kaum des Eindrucks erwehren, daß es zumeist der Façade, der Eingangshalle und des Treppenhauses wegen aufgeführt worden sei. Daß dadurch die Befriedigung realer Bedürfnisse beeinträchtigt wurde, zeigte gar bald die Erfahrung; das Verlangen nach baulichen Aenderungen wurde vom Publicum und besonders von den Beamten, unter denen der bekannte Historiker Johann Friedrich Böhmer stets in erster Reihe genannt werden wird, immer dringlicher ausgesprochen. An Plänen, wie den von Jahr zu Jahr sich stets empfindlicher geltend machenden Uebelständen abzuhelfen sei, fehlte es nicht. Aber lange Jahre leuchtete kein günstiger Stern über den Vorbereitungen, bis endlich unter dem ebenso sachverständigen wie energischen Bibliotheksvorstand Dr. Ebrard die Hauptfragen der entscheidenden Beantwortung zugeführt, und bis hierauf von den opferwilligen Vertretern der Stadt Beschlüsse gefaßt wurden, die es ermöglichten, nicht nur den Nothstand gründlich und für die Dauer zu beseitigen, sondern auch in weitgehendem Maße Kunst und Kunstgewerbe zur Schmückung des Gebäudes aufzubieten. Die baulichen Arbeiten nahmen etwas über 3 Jahre, 1891—1894, und 426,886 Mark in Anspruch, in welcher Summe übrigens die Aufwendungen für den figürlichen wie materischen Schmuck und die innere Einrichtung inbegriffen sind.

Nach eigener Anschauung und Prüfung erscheint uns unter den einmal gegebenen Verhältnissen die jetzt gefundene Lösung als die richtige. Leichter ist ja ein neues Gebäude aufzuführen und nach einem einheitlichen Plan einzurichten, als ein bestehendes und, wie im vorliegenden Falle, schon nach seiner Anlage nicht befriedigendes Haus so umzubauen und zu erweitern, daß es seiner Bestimmung so gut gerecht wird, wie ein neues. Dies ist in Frankfurt geleistet worden, obgleich Mißstände geblieben sind, auf deren vollständiger oder theilweiser Entfernung der Fachmann wie der Architekt gewiß Mühe und Sorge genug verwendet haben. Das Bedauern, zwei Büchermagazine statt eines zu haben, ist vollkommen gerechtfertigt. Noch störender für den Geschäftsbetrieb ist wohl die große räumliche Trennung des Ausleihezimmers und des Katalogzimmers von dem Lesesaal. Für letzteren scheint uns die künstliche Beleuchtung sehr nöthig zu sein. Vielleicht hat der tägliche Besucher noch ein oder das andere mehr oder weniger gerechtfertigte Desiderium. Aber der Frankfurter kann in der That jetzt stolz auf seine Stadtbibliothek sein. Die Eintheilung und Anordnung der Räume ist übersichtlich, die Einrichtung ebenso zweckmäßig wie solid und geschmackvoß, die elektrische Beleuchtung ermöglicht den Besuch des mit einer gut ausgewählten Handbibliothek ausgestatteten Lesesaales auch in den Abendstunden, sogar die Bücherräume werden erwärmt und in zwei Stunden findet ein einmaliger Luftwechsel statt. Eine sehr beachtenswerthe Neuerung ist die Unterbringung der Bücher in Gerüsten mit verstellbaren Tragebrettern nach einer Erfindung des Stadtbibliothekars und des Stadtbauinspectors, zu deren gunsten die Thatsache spricht, daß sie häufig nachersunden worden ist. Es sind seitdem verschiedene Systeme von Büchergestellen mit verstellbaren Legeböden aufgetaucht, denen sogar neuestens eine umfangreiche Abhandlung gewidmet worden ist! Raumersparniß, welche durch diese „verstellbare Lagerung" erzielt wird, wird noch mehr durch den Magazinbau gewonnen, der kurz gesagt darin besteht, daß eine oder wie in Frankfurt zwei große Hallen mit Querböden durchzogen und so eine Reihe von Stockwerken hergestellt wird, die eine Höhe von 2 bis 2.50 Meter erreichen und unter sich durch zahlreiche Treppen verbunden sind. Dieser Magazinbau, „an dessen Entwicklung vom Jahre 1832 an lange und mühsam gearbeitet wurde, ist bereits 1817", und zwar von dem Frankfurter Stadtarchivar Beyerbach „vollständig ersunden worden. Während Frankreich und England bei den Ausführungen in Paris und London die entsprechenden Schritte gethan haben, um aus

[1]) Die „Stadtbibliothek in Frankfurt am Main." Im Auftrag der städtischen Behörden aus Anlaß der Vollendung des Erweiterungsbaues herausgegeben von Dr. Friedrich Clemens Ebrard, Stadtbibliothekar. Mit 19 Tafeln und 22 Textabbildungen. Frankfurt am Main, Knauer 1896. 4°.

Digitized by Google

der Saalbibliothek den brauchbaren und höchst praktisch angelegten Magazinbau zu entwickeln, hatte ein Deutscher, speciell ein Frankfurter, lange vorher die schwierige Aufgabe mit einem Schlage gelöst". Für diese merkwürdige Thatsache ist S. 115 f. der urkundliche Beweis durch Mittheilung des in der Bibliothekstechnik geradezu epochemachenden Berichtes Beyerbachs an den Senat vom September 1817 erbracht.

Gern würden wir auf eine Reihe wichtiger Fragen aus der Bibliothekspraxis eingehen, die Ebrard in den belehrenden Beiträgen, die er zu der Festschrift geliefert hat, in anregender Weise berührt, aber dazu ist hier nicht der Ort. Von seinen Mitarbeitern gibt der Bibliotheks-Baumeister, Stadtbauinspector Wolff, einen Ueberblick über die Baugeschichte der Bibliothek, Stadtarchivar Jung macht uns mit einem hervorragenden Bürger Frankfurts aus dem 15. Jahrhundert, Ludwig von Marburg zum Paradies, bekannt; der zweite Bibliothekar, Heinrich v. Nathusius-Neinstedt, veröffentlicht die beiden ältesten Kataloge, und Heinrich Weizsäcker, Director des Städel'schen Kunstinstituts, beschreibt und bestimmt die mittelalterlichen Elfenbeinsculpturen in der Stadtbibliothek. Das Vorwort des Bürgermeisters Heussenstamm rühmt nach Gebühr den Altfrankfurter Bürgersinn, der sich in bedeutenden Vermächtnissen und Schenkungen geäußert, und der — fügen wir hinzu — auch in der Gegenwart sich geradezu glänzend bewährt, sind doch in den letzten 11 Jahren nicht weniger als 18,820 Bände, darunter äußerst werthvolle Werke, von patriotischen Mitbürgern geschenkt worden, und steht doch der Posten „Bücher und Buchbinder" seit 1894 mit jährlich 16,000 M. im Etat.

Der starken Vermehrung der Bibliothek, welche in dem eben genannten Zeitraum um mehr als 50,000 Bände gewachsen ist und jetzt 203,240 Bände zählt, entspricht die gesteigerte Benutzung, die sich in derselben Periode verdreifacht hat. Angebot und Nachfrage bedingen sich auch im bibliothekarischen Betrieb. Aus den vier Stunden wöchentlich, in denen zu Anfang des Jahrhunderts die Bibliothek geöffnet war, sind jetzt 7 Stunden täglich für den Lesesaal und 4 Stunden für das Ausleihegeschäft geworden. Trotz der Concurrenz der trefflich verwalteten öffentlichen v. Rothschild'schen Bibliothek erhält, ja steigert sich die Frequenz für die Stadtbibliothek von Jahr zu Jahr. Unter den gemeinnützigen Instituten Frankfurts steht die Stadtbibliothek an erster Stelle — und das will etwas heißen!

Mittheilungen und Nachrichten.

∞ **Lebenserinnerungen von Jakob v. Falke.** Mit dem Bildniß des Verfassers. Leipzig, Georg Heinr. Meyer, 1897. — Anmuthig und geschmackvoll erzählt der frühere Director des Oesterreichischen Museums für Kunst und Industrie, wie der Sohn des Ratzeburger Bürgers und Brauers Christoph Falke von dem Gymnasium der Heimath auf die Universitäten Erlangen und Göttingen und nach kurzem Wirken als Gymnasiallehrer in Norddeutschland als Erzieher in die Familie Solms und von dort in Beziehungen zu dem mit ihr verschwägerten Hause Liechtenstein kam. Er wurde der Geschichtschreiber dieses fürstlichen Geschlechts, späterhin, nach einem bedeutenden Zwischenspiel als Conservator am Germanischen Museum in Nürnberg, Bibliothekar und Galeriedirector des Liechtensteins in Wien, wo seinem ungeahnterweise noch eine weit größere, für die ganze Entwicklung des modernen Kunstgewerbes folgenreiche Thätigkeit als Mitbegründer des Oesterreichischen Museums harrte. Die Kreise, die Falke von der Kindheit bis zu den Tagen seiner gegenwärtigen Ruhe durchmaß: die nordische Vaterstadt; die bayerische und die hannoversche Universität; die Germanisten, die sich an der Pegnitz um den Frhrn. v. Aufseß sammelten; die Wiener Freundes-Gesellschaft, zu der Hebbel, Karl Ludwig, Brücke, Seegen ꝛc. gehörten; das Begründer des Oesterreichischen Museums, Erzherzog Rainer, Eitelberger, Lehmeye und ihre Leute; die irische Heimath seiner Braut; die Anstellungen und Hoffeste, zu denen er als Kenner, Fachmann und Ehrengast berufen wurde — das und anderes lebt vor dem Leser auf, wie es im Gedächtniß des feinen, jugendfrischen Memoirenschreibers aufsteigt: scharf geschaut und zugleich überhaucht vom Duft sanft elegischen Empfindens. Einzelne Bekenntnisse — zumal der Bericht, wie Falke, von Johannes Müller und Schnaase's Niederländischen Briefen geleitet, zur Cultur- und Kunstgeschichte sich wandte; weiter die Mittheilungen über die Anfänge seiner theoretischen und praktischen Propaganda für „die Kunst im Hause" — bleiben wichtige Zeugenaussagen für jene kommende historische Untersuchung über die Wandlungen des Geschmacks in unsrer Kunstindustrie während des letzten Menschenalters. Nur beiläufig „angehängt" erscheinen allerhand anekdotische Erinnerungen über Falke's Begegnungen mit der Kaiserin Eugenie, Carmen Sylva, dem König Karl XV. von Schweden. Auffällig ist auch das beredte Schweigen über manche Collegen, die mit und nach Falke ihre Kraft eingesetzt für das Oesterreichische Museum. Diese Glossen sollen aber nicht die leiseste Einschränkung des Lobes und Dankes bedeuten, den Fachmänner und Laien Falke für das Buch schulden, in dem er von einem schönen, reich erfüllten Leben als Forscher und Kenner, als Organisator und Autor, als Hausvater und Weltmann schöne, reiche Rechenschaft gibt.

* **Münster.** An der Akademie habilitirte sich als Privatdocent für semitische Sprachen Dr. Bernhard **Vandenhoff.** Seine Antrittsvorlesung handelte „über den Charakter der altarabischen Dichtung". Bisher hatte das genannte Fach in der philosophischen Facultät keinen Vertreter.

* **Bremen.** Das **städtische Museum** ist durch den in Yokahama verstorbenen Bremer Hrn. **Bernhard Schmacker** zum Erben seines Vermögens (von etwa 150,000 M.) und seiner bedeutenden naturwissenschaftlichen Sammlung eingesetzt worden; letztere ist bereits zu Schiffe unterwegs, sie ist nahezu die reichste an ostasiatischen Conchylien. Schmacker sammelte selbst in China, Japan und auf den Philippinen und ließ durch bezahlte Sammler ein reiches Material aus allen Zweigen der Zoologie zusammenbringen. Er selbst veröffentlichte mehrere Aufsätze über chinesische und japanische Schnecken. Viele europäische Forscher unterstützte er in ihren Studien durch Vogelbälge, Reptilien und Schmetterlinge. Der Jahresbericht des Senckenbergischen Instituts, dessen correspondirendes Mitglied er war, sagt über ihn: „Der Verstorbene war das Muster eines gewissenhaften Forschers und methodischen Sammlers. Er sammelte stets in großem Stil und freute sich seines Besitzes; aber er gab auch, wo er der Wissenschaft nützen konnte, uneigennützig und mit vollen Händen."

* **Berlin.** Der Ausschuß der **preußischen Aerztekommen** trat am 23. d. M. unter dem Vorsitz des Geheimraths Dr. **Leat** aus Köln zusammen und faßte folgende wichtige Beschlüsse: Es wurde zunächst über die vom Minister vorgelegte Frage verhandelt, ob denjenigen Aerzten, die wegen unheilbarer Geisteskrankheit entmündigt sind, sowie denjenigen, die gerichtlich mit dauernder Unfähigkeit, als Zeugen oder als Sachverständige vernommen zu werden, bestraft sind, die Approbation zu entziehen sei. Der Ausschuß lehnte den Vorschlag in Beziehung auf geisteskranke Aerzte mit schwacher Mehrheit ab, nahm aber den letzten Vorschlag mit großer Mehrheit an. Den Antrag der Vertreter der schlesischen Aerztekammer auf Stellungnahme des Ausschusses zu den Zeitungsnachrichten über den Gesetzentwurf betreffs der ärztlichen Ehrengerichte lehnte der Ausschuß einstimmig ab, da jede zuverlässige Nachricht bisher fehle. Sodann trat der Ausschuß in die Berathung des Hauptgegenstandes ein, der Vorschläge zur **Reform der medicinischen Prüfungen.** Der Ausschuß beschloß, daß in Anatomie und Physiologie nur in der Vorprüfung geprüft werden solle. Die bisherige Zweitheilung der Prüfung soll beibehalten, die Studienzeit der Mediciner auf zehn Semester verlängert, aber der halbjährige Militärdienst mit der Waffe in diese zehn Semester eingerechnet werden. Das praktische Jahr nach dem Staatsexamen wurde einstimmig angenommen; das zweite Halbjahr der militärischen Dienstzeit soll in das praktische Jahr eingerechnet werden. Die ärztliche Vorprüfung soll frühestens am Schluß des fünften Studiensemesters, die ärztliche Prüfung erst nach Abschluß des fünften Semesters nach vollständig bestandener Vorprüfung abgelegt werden können. Die ärztliche Prüfung muß spätestens im Laufe zweier Jahre vollendet sein, widrigenfalls auch die schon bestandenen Prüfungsgegenstände wiederholt werden müssen. Wer bei der zweiten Wiederholung nicht besteht,

soll zu neuer Prüfung nicht zugelassen werden. Dispensationsbefugniß ist abebehalten, doch Wiederzulassung nicht vor Ablauf eines Jahres. Für die ärztliche Vorprüfung soll den bisherigen Anforderungen der Nachweis von zwei Semestern Präparirübungen, einem Semester anatomisch-mikroskopischer Uebungen, sowie einem physiologischen und einem chemischen Praktikum hinzugefügt werden. Für die Chemie und Physik wurde eingehendere Prüfung verlangt, ebenso in der Zoologie, der allgemeinen Zoologie und den Grundzügen der vergleichenden Anatomie, den Parasiten des Menschen, allgemeiner Botanik und Grundzügen der systematischen Botanik.

* **Wien.** Wie das „N. W. Tagbl." erfährt, spendete eine reiche Amerikanerin, Miß Catherine W. Bruce, der Manora-Sternwarte in Lussinpiccolo zur Anschaffung wissenschaftlicher Instrumente 4000 Gulden. Aus Oesterreich hat diese Sternwarte noch keine Unterstützung erhalten.

* **Wien.** Am 21. d. M. feierte der Chemiker Stanislao Cannizzaro unter lebhafter Theilnahme des In- und Auslandes seinen 70. Geburtstag. Auch aus Berlin, München, Leipzig, Heidelberg, Tübingen, Straßburg, Breslau, Halle, Aachen, Freiburg liefen Glückwünsche ein. — Der socialistische Professor Labriola erhielt vom Minister eine Rüge wegen der politischen Bemerkungen, die er in seine Eröffnungsrede an der Universität eingeflochten. — Wie man sich erinnert, hatte die Regierung den Ingenieur Malfatti mit der genaueren Untersuchung der im vorigen Jahr wiederentdeckten antiken Schiffsreste im Remisee betraut. Das Ergebniß ist, daß es sich um zwei Schiffe handelt, deren Hebung durch die gewöhnlichen Hülfsmittel nicht möglich ist. Vielmehr müßte der Wasserspiegel des Sees durch einen künstlichen Abflußcanal so weit erniedrigt werden, daß die Schiffe zu Tage lägen. Diese Arbeit würde 250,000 Lire Kosten verursachen, d. h. sie wird bei der heutigen finanziellen Lage jedenfalls unterbleiben, was auch nicht besonders zu beklagen ist.

* **St. Petersburg.** Mehreren russischen Universitäten sind jüngst reiche Zuwendungen gemacht worden. Dem bakteriologischen Institut der Universität Kiew, das seine Errichtung dem Zuckerfabricanten Brodski verdankt, überwies dieser jetzt wiederum 25,000 Rubel. Der Universität Tomsk wurden (wir bereits erwähnt) von einem gewissen Simin 100,000 Rubel zur Errichtung eines bakteriologischen Instituts mit der Bedingung überwiesen, daß die Heilmittel, welche das Institut bereitet, den Einwohnern der Stadt Irkutsk unentgeltlich gewährt werden sollten. Der Moskauer Kaufmann Prof. Rumjanzew hat der Universität Moskau 50,000 Rubel geschenkt zur Erbauung eines Heims für auswärtige Studirende.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 25. bis 27. November folgende Schriften eingegangen:

Oskar v. Lettow-Vorbeck: Geschichte des Krieges von 1666 in Deutschland. 1. Bd. Gastein-Langensalza. Mit 1 Uebersichtskarte, 8 Skizzen, 1 Gefechtsplan. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1896. — Koch: S. M. Kbt. „Iltis". Hggb. zum Besten der Hinterbliebenen der auf dem „Iltis" Verunglückten. Mit 3 Abbildungen u. Kartenskizzen. Ebd. 1896. — Paul Heyse: Das Goethehaus in Weimar. Berlin, Wilhelm Hertz. — Sonja Kowalewska: Jugenderinnerungen. Aus dem Russischen übersetzt von Louise Flachs-Jokschanenau. Berlin, S. Fischer 1897. — Otto Panizza: Das Haberfeldtreiben im bayerischen Gebirge. Sittengeschichtliche Studie. Ebd. 1897. — Alfred Frhr. v. Berger: Studien und Kritiken. Wien, Literarische Gesellschaft 1896. — Albert Steck: Johannes Wedde. Literarische Studie. Hombueg, Hermann Grüning 1896. — Johannes Vollrat: Aesthetik des Tragischen. München, C. H. Beck 1897. — Constanze v. Franken: Katechismus des guten Tons und der feinen Sitte. 6. Aufl. Maegitta Roseri: Katechismus der Tanzkunst. (Max Hesse's illustrirte Katechismen, Nr. 22 u. 42.) Leipzig, Max Hesse 1897. — Mittheilungen des naturwissenschaftlichen Vereins für Steiermark. Jahrg. 1895. (Der ganzen Reihe 32. Heft.) Redigirt von Dr. Rudolf Hoernes. Mit Illustrationen u. 2 Tafeln. Graz, Selbstverlag des Vereins 1896. — Deutsches Lesebuch für Mittelschulen. 3. Th. 3. u. 4. Classe. Hggb. von Dr. Oskar Netoliczka und Dr. Hans Wulff. Hermannstadt, W. Krafft 1896. — Der Stein der Weisen. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. Redigirt von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. 9. Jahrg. 1897. 1. Heft. Wien, Pest u. Leipzig, A. Hartleben. — Adreßbuch der Deutschen Zeitschriften und der hervorragenden politischen Tagesblätter. Hand- und Jahrbuch der deutschen Presse. 37. Jahrg. 1896. Hggb. von H. O. Sperling. Stuttgart, H. O. Sperling. — Laura Marholm: Wir Frauen und unsre Dichter. 2. Ausg. Mit 8 Portraits. Berlin, Carl Duncker. — Dieselbe: Frau Lilly als Jungfrau, Gattin und Mutter. Ebd. 1897. — Börries a. Münchhausen: Gedichte. Göttingen, Lüder Horstmann 1897. — Rudolf Heinrich Greinz: Zu Ottos Zeiten. 7 Märchen. Ansbach, C. Brügel u. Sohn 1896. — Rudolf Herzog: Aus dem Märchenbuch der Liebe. Leipzig, A. Twietmeyer. — Elit Felson: Höhere Töchter. Humoresken aus dem deutschen Schulleben. Mit Illustrationen. Breslau, Franz Goerlich. — Friedrich Rückert: Gedichte. In neuer Auswahl. 24. Auflage. Mit Lebensabriß und Bildniß des Dichters. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer 1897. — Hans Hopfen: Hatzi Köpi und Uebereilte Werbung. 2 Geschichten. Illustrirt von René Reinicke. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. — Hermann Heiberg: Menschen unter einander. 2. Aufl. Leipzig, Gustav Fock. — Wilhelm Raabe: Gesammelte Erzählungen. 3. Bd. Berlin, Otto Janke 1897. — Fritz Mauti: Das Vorspiel des Lebens. Erzählung in Kindergeschichten. Ebd. — Jakob Wassermann: Schläft Du, Mutter? Auth. Novellen. — Marcel Prévost: Julchens Heirath. Amalie Skram: Verrathen. Novelle. Autoris. Uebersetzung aus dem Norwegischen von Fanny Drachmann. (Kleine Bibliothek Langen. Bd. 1—3.) Paris, Leipzig u. München, Albert Langen 1897. — Björnstjerne Björnson: Der König. Drama in 4 Aufzügen. Autoris. deutsche Ausgabe von C. v. Enzberg. Ebd. 1896. — Emanuel Fehr. v. Bodmana: Erde. Ein Gedichtbuch. Ebd. 1896. — M. C. delle Grazie: Moralische Walpurgisnacht. Satyrspiel vor der Tragödie. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1896. — Marie Ilgerott: Meine Lieder. Gedichte. Hggb. von Dr. Friedrich Hetty. Preßburg u. Leipzig, Rudolf Deutleff 1896. — Rolf: Allerlei Liebe. Mährchen. Straßburger Verlagsanstalt vorm. A. Schulz u. Co. — Manuel Schnitzer: Käthe und ich. Erlebnisse und Betrachtungen aus junger Ehe. 3. Aufl. Berlin, Friedrich Schirmer 1896. — Emanuel Geibel: Gedichte. Aus dem Nachlaß. 2. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896. — Otto Roquette: Vom Tag zu Tage. Dichtungen. Aus dem Nachlaß des Dichters hggb. von Ludwig Fulda. Ebd. 1896. — Leo Ebermann: Die Athenerin. Drama in 3 Aufzügen. 2. Aufl. Ebd. 1897. — Hermann Sudermann: Morituri: Teja. Fritzchen. Das Ewig-Männliche. 6. Aufl. Ebd. 1897. — Trewitzsch's Reichs-Kalender 1897. Berlin, Trewitzsch u. Sohn. — Frauen-Schreibmappe für 1897. München u. Leipzig, August Schupp. — Dr. Otto Zardetti: Westlich! Durch den fernen Westen Nordamerika's. Mit Bildern. Mainz, Franz Kirchheim 1897. — Dr. P. Müller-Simonis: Vom Kaukasus zum Persischen Meerbusen. Durch Armenien, Kurdistan u. Mesopotamien. Mit Bildern. Ebd. — Conrad v. Bolandra: Die Arche Noah; Roma. Ebd. — Berthold Schönbeck: Hippologisches Alphabet; Handbuch für Pferdebesitzer. Mit Abbildungen. Leipzig, H. Hartung u. S. — Otto v. Schachting: Geschichten aus alter Zeit; Meine Helmbrecht ꝛc. Für die Jugend. Regensburg, G. J. Manz 1896. — Derselbe: Bayerntreue; Erzählung. Ebd. — Die kaiserl. Gemäldegalerie in Wien. Moderne Meister. Text von Aug. Schäffer. Lfg. IX. Wien, J. Löwy 1896. — Kunstbericht der Photographischen Gesellschaft in Berlin. Weihnachten 1896. — G. v. Sarwey u. F. Hettner: Der obergermanisch-raetische Limes des Römerreiches. Lfg. IV. Heidelberg, Otto Petters 1896. — Otto Aufleger u. Karl Trautmann: Alt-München in Bild u. Wort. Lfg. 14—17. München, L. Werner. — Wilhelm Bade ꝛc.: Das Museum; Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst. Lfg. 18. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann. — Die Kunst unserer Zeit. 7. Jahrg. Lfg. XII. München, Franz Hanfstängl. — F. v. Reber u. A. Bayersdorfer: Classisches Sculpturenschatz. 1. Jahrg. Heft 2. München, F. Bruckmann 1896. — Zeitschrift für bildende Kunst. VIII. Jahrg. Heft. 2. Leipzig, E. A. Seemann 1896. — Ferdinand Pfahl: Die Nibelungen in Bayreuth. Neue Bayreuther Fanfaren. Mit Anhang: Bayreuther Fanfaren (1891). Dresden u. Leipzig, Carl Reißner 1897. — Stahels gemeinnütziger Schreib-Kalender für 1897. Terminkalender, Cassabuch und Haushaltungsbuch. Für Katholiken, Protestanten und Israeliten. 95. Jahrg. Würzburg, Stahel. — Homöopathischer Kalender für 1897. Hggb. von der homöopathischen Centralapotheke Dr. Willmar Schwabe in Leipzig. 7. Jahrg. — Der ächte, lustige Herriedener Laubfrosch. Humoristischer Volkskalender u. Wetterprophet für das gemeine Jahr und Schaltjahr 1897. 29. Jahrg. Würzburg, Expedition des „Herriedener Laubfroschkalenders".

Digitized by Google

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr
(Paul Siebeck)
in Freiburg i. B. und Leipzig.

Festgeschenke für Studierende der Jurisprudenz.

Bayerisches Staatsrecht.
Von
Dr. M. von Seydel,
Professor an der Universität München.
Zweite, durchgesehene Auflage
in 4 Bänden.
Lex. 8. **1896.** M. 70.— Gebunden M. 80.—

Das (17411)
Staatsrecht des Deutschen Reiches.
Von
Dr. Paul Laband,
ord. Professor des deutschen Rechts an der Universität Straßburg.
Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.
2 Bände.
Lex. 8. **1895.** M. 42.— In Halbfranz gebunden M. 47.—

Wörterbuch des deutschen Verwaltungsrechts.
In Verbindung mit vielen Praktikern und Gelehrten
herausgegeben von
Dr. K. Freiherrn von Stengel,
Professor an der Universität München.
Zwei Bände. Lex. 8. M. 41.—, gebunden M. 45.80.

Erster Ergänzungsband.
Gesetzgebung 1891.
Lex. 8. M. 4.—, gebunden M. 6.—

Zweiter Ergänzungsband.
Gesetzgebung 1892
und Justizverwaltung.
Lex. 8. M. 10.—, gebunden M. 12.—

Ergänzungsband I und II in einen Band gebunden M. 16.50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen! (16485)
Von Tag zu Tage.
Dichtungen von
Otto Roquette.
Aus dem Nachlaß des Dichters herausgegeben von
Ludwig Fulda.
Preis geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.

Ludwig Fulda hat aus der geistigen Hinterlassenschaft des heimgegangenen Dichters von „Waldmeisters Brautfahrt" für diesen Band die geeignete Auswahl getroffen. Einer Abteilung „Gedichte" folgen Spruchverse, in denen die Persönlichkeit des Dichters in intime Beleuchtung gerückt wird. Mit vier gereimten Erzählungen kehrt der Poet gereift zu Waldmeisters blumigen Frühlingswegen zurück, während das Schauspiel „Lanzelot" wohl die anmutigste und frischeste Gabe ist, die er uns auf dramatischem Felde verliehen hat.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Vervielfältigung (17119)
von Schriftstücken jeder Art, die nur in geringer Anzahl von Abdrücken gewünscht werden, geschieht rasch und billig durch das neue Verfahren „Schreibmaschinen-Autographie". So sauber wie Buchdruck! Billiger wie Handschrift-Autographie, weil große Raumersparniß! Kein Schreiben mit schmieriger Tinte! Man sende Concepte an A. Semle in Neuburg a. D.

Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.

Soeben ist erschienen:
Wichtiger Beitrag zur Goethe-Litteratur:
François de Théas Comte de Thorane
Goethes Königslieutenant.

Dichtung und Wahrheit.
Drittes Buch.

Mitteilungen und Beiträge
von
Martin Schubart.

Ein Band. Gr. 8°. 12 Bogen mit 14 ganzseitigen Bildern in Phototypie, Lichtdruck und Chromolithographie.

In elegantem Leinenband Preis 15 Mark.
In feinstem Liebhaberband Preis 25 Mark.

25 numerierte Exemplare auf Japanpapier gebunden à 40 Mark. (16076)

Friedrich Chopin
als Mensch und als Musiker
von
Friedrich Niecks.
Vom Verfasser vermehrt und aus dem Englischen übertragen von Dr. Wilhelm Langhans.
Zwei starke Bände gr. 8°. Mit mehreren Portraits und facsimilirten Autographen. — Geheftet netto ℳ 15.—. In Originalleinwandband netto ℳ 19.—.
Das beste und umfassendste Werk über Chopin.
Verlag von **F. E. C. Leuckart** in Leipzig.
(17402)

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschien:

Ammon, Otto, Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen. Entwurf einer Sozial-Anthropologie zum Gebrauch für alle Gebildeten, die sich mit sozialen Fragen befassen. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mit sechs Figuren im Text. Preis: brosch. 3 Mk. 50 Pf., geb. 4 Mk. 50 Pf.

Kähler, Dr. jur. et phil. Wilhelm, Gesindewesen und Gesinderecht in Deutschland. Preis: 4 Mk. 50 Pf.

Meyerinck, Hans v., Kgl. preußischer Major a. D., Praktische Maßregeln zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit. Kurze Darstellung der bisher angewandten Mittel und Reformvorschläge für Deutschland. Preis: 2 Mk. 50 Pf.

Wernicke, Dr. Johannes, System der nationalen Schutzpolitik nach Außen. Nationale Handels- (insbesondere auch Getreide-), Kolonial-, Währungs-, Geld- und Arbeiterschutz-Politik. Ein Handbuch für die Gebildeten aller Stände. Preis: 6 Mk.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München. Samstag, 28. November. Nummer 277.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Finanzlage Italiens. II. Von Prof. Giuseppe Fiamingo. — Paul Lindau's Roman „Die Brüder“. — Vom Weihnachtstisch. II. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Finanzlage Italiens.

Von Prof. Giuseppe Fiamingo (Rom).

II.

Indem ich bisher in großen Zügen die Entwicklung der Geldwirthschaft der Gemeinden vorführte, hoffte ich dem Leser eine wenn auch nur allgemeine Idee von der großen Unordnung dieser Verhältnisse und von ihrem unerträglichen Druck auf die Privatwirthschaft zu geben. Die Centralverwaltung hat sich in blindem Egoismus bloß um die Richtigkeit ihrer Bilanz gekümmert und es war ihr gleichgültig, wenn die fiscalischen Gewaltthätigkeiten die Privatwirthschaft zugrunde richteten. Während bei den localen Körperschaften durch Einrichtung neuer Aemter u. a. die Ausgaben immer größer wurden, nahm man ihnen die sichersten Einnahmequellen und wies ihnen dafür andere mit sehr unsicherem Ertrage zu. Dadurch sahen sich die Gemeinden genöthigt, Geld gegen hohen Zinsfuß aufzunehmen; auf diese Weise kam es bei einigen sehr wichtigen Gemeinden zum finanziellen Zusammenbruch, und dieselben wurden, wie z. B. Neapel, unter die Vormundschaft des Staates gestellt. Ein schlechterer Vormund hätte übrigens nicht gewählt werden können. Da aber den localen Körperschaften schon anfangs ein so bescheidener Antheil an der Grundsteuer eingeräumt blieb, so hatten sie das Recht, zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse eine ganze Menge kleiner directer und indirecter Steuern auszuschreiben, wobei die maßgebenden Personen in ausgiebigster Weise ihre Interessen wahrzunehmen wußten. Thiers hat die blinde Unwissenheit, das anspruchsvolle und gehässige Gebahren dieser Leute am besten gekennzeichnet. Die Tyrannei dieser localen Verwaltungsbehörden ist bei weitem größer und gefürchteter als die der Centralbehörde. Dafür sprechen zahlreiche Beweise aus beinahe allen Gegenden Italiens. Da in allen diesen Behörden die Angehörigen des Bürgerstandes sitzen, so haben dieselben stets die Steuerlast auf die Schultern der Arbeiter und der Bauern abgewälzt. Darum wurde die Verbrauchssteuer enorm gesteigert, namentlich für solche Gegenstände, die in den unteren Classen in größeren Massen verbraucht werden, und ebenso wurden z. B. die Arbeitsthiere des Bauern sehr hoch belegt. Diese fiscalischen Gewaltthätigkeiten haben sich gehäuft, bis sie endlich unerträglich wurden. Kein Wunder, wenn gegen diese Willkürlichkeiten Demonstrationen stattfanden. Solche revolutionäre Erhebungen gegen die Gemeindesteuer fanden häufig statt auf Sicilien, in Neapolitanischen, im Venetianischen und zerstreut in allen Theilen Italiens. Wenn die Aufstände in den südlichen Provinzen häufiger sind, so hat das seinen Grund darin, daß in Italien der Wohlstand von Nord nach Süd abnimmt; dergestalt, daß nach dem Ergebniß wissenschaftlicher Erhebungen in der Lombardei und in Piemont auf den Kopf der Bevölkerung ein dreimal größeres Vermögen kommt als auf Sicilien; und noch schlimmer steht es auf der Insel Sardinien. Die Centralverwaltung muthet trotzdem den sicilianischen und sardinischen Gemeinden dieselben Ausgaben zu, wie denen in Piemont oder der Lombardei. Die Vertheilung sollte gerecht sein in dem Sinne, daß die Höhe des Steuerbetrags sich nach dem Besitze richtet. So aber haben wir nur eine scheinbare Gleichheit, denn die Abgaben drücken in den ärmeren Gegenden weit schwerer als in den reicheren.

Sehr wahrscheinlich ist der Schaden, welcher der Privatwirthschaft durch den schlechten finanziellen Stand der localen Körperschaften zugefügt wird, weit größer als die durch die Lasten der Centralverwaltung erzeugten Nachtheile. Die Centralverwaltung ist ja ohne Frage die Urheberin des beklagenswerthen Standes der Dinge; aber bei alledem sucht sie nur immer aufs neue die einträglichen Steuern für sich zu nehmen und den Gemeinden unsichere neue zu überlassen. Kurze Zeit vor seinem Fall ließ das letzte Ministerium durch die ihm nahestehenden Blätter die Absicht des Finanzministers Sonnino ankündigen, gewisse Abgaben zugunsten der Staatsregierung den Gemeinden zu nehmen und zum Ersatz die Velocipedsteuer zu gewähren. Um die ganze Tragweite dieses Gedankens zu verstehen, muß der Leser wissen, daß in ganz Süditalien das Velociped nur sehr wenig im Gebrauch ist.

Da der einzige Zweck der Regierung die Herstellung des Gleichgewichts von Einnahmen und Ausgaben ist und sie sich nicht darum kümmert, welche Opfer dieses Ziel kostet, ob sie die ganze Privatwirthschaft oder die Finanzen der Gemeinden zugrunde richtet, und da sie in Verfolgung dieses Ziels nach dem Grundsatz handelt: der Zweck heiligt die Mittel, so darf es niemand wundern, wenn sie es erreicht. Als am 25. November vorigen Jahres der Finanzminister Sonnino vor der Abgeordnetenkammer sein Programm für 1896/97 entwickelte, glaubte er den Deputirten für das Jubiläumsjahr der Einnahme Roms keine frohere Mittheilung machen zu können, als: das Ziel sei erreicht. Trotzdem ist aber eine beträchtliche Schaar Zweifler vorhanden, welche der Sache nicht trauen. Der Finanzminister legt die Aussichten für 1896/97 folgendermaßen dar:

Betriebsüberschuß der Eisenbahnen . .	37,218,000
Für Bahnbauten und Tilgungen . .	29,108,000
Reineinnahmen aus den Eisenbahnen .	8,110,000

Unter den Capitalverschiebungen sind jedoch Passiva im Betrag von 6,949,000 Lire eingestellt, die der Minister auch als solche aufführen sollte, so daß der wirkliche Ueberschuß nur 1,161,000 Lire beträgt. Es handelt sich also um einen so geringen Betrag, daß jede kleine, unvorhergesehene Ausgabe den gepriesenen Ueberschuß aufzehren wird. Erst wenige Monate sind seit jenen Ausführungen Sonnino's vergangen und schon nöthigt die afrikanische Expedition zu neuen Anleihen. Sonnino muß wohl oder

Digitized by Google

übel nunmehr 20 Millionen auf einmal beschaffen, während er sich früher Crispi und dem Kriegsminister gegenüber geweigert hatte, für den gleichen Zweck einige Millionen zu opfern. So zerfloß die wenn auch nur fictive Hoffnung auf Erhaltung des finanziellen Gleichgewichts rascher in Nebel, als der größte Zweifler annehmen konnte. Die aufgenommenen 20 Millionen genügten nicht einmal und aufs neue sah man sich genöthigt, zum Credit seine Zuflucht zu nehmen. So machte man im Inland eine Anleihe von 140 Millionen und der neue Finanzminister hatte die Genugthuung, dieselbe zehnfach überzeichnet zu sehen; ein erfreulicher Beweis von der immer noch vorhandenen Lebenskraft der nationalen Wirthschaft. Allein die neue Schuld vermehrt wieder die Ausgaben des Etats für Verzinsung, neue Verpflichtungen hatte der Finanzminister einzugehen; unter anderem mußte er den Sicilianern die Aufhebung des Schwefelausfuhrzolls gewähren, und diese Steuer hatte doch der Regierung über drei Millionen gebracht. Der Nachfolger Sonnino's, Colombo, der nur drei Monate im Amt war, prophezeite ein Deficit von 1,197,173.15 Lire. Der Nachfolger Colombo's, Luzzati, mußte für den Militäretat verschiedene neue Millionen genehmigen, aber er erklärte auch, durch entsprechende Ersparnisse die Mehrausgaben decken zu können. Luzzati ist nicht zum erstenmal Finanzminister; er war es, der im Jahr 1891 dem Anwachsen der Ausgaben ein Ziel zu setzen wußte und der den Muth hatte, Ersparnisse durchzusetzen. Allerdings sollte schon im Etatsjahr 1897/98 die Rückerstattung eines Darlehens der Spar- und Vorschußcasse im Betrag von 5 Millionen erfolgen. Andere Verbindlichkeiten der Staatscasse verfallen in den nächsten Etatsjahren. Aber Sonnino schon hat gezeigt, wie man diesen Verbindlichkeiten nachkommt. Ein Theil derselben wurde erledigt durch das Gesetz vom 22. Juli 1894, durch welches eine graduelle Umwandlung der schwebenden Schuld in consolidirte durchgeführt wurde. Dasselbe geschah durch das Gesetz vom 5. August 1895. Der Vorgang ist allerdings an sich nicht lobenswerth, aber er ist trotzdem wohlthätig, wenn es dadurch möglich wird, daß der Finanzminister seine Aufmerksamkeit weniger auf das Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe des Etats richtet, als vielmehr auf die Hebung der nationalen Wirthschaft; sie hat dieselbe wahrlich nöthig. Dank dem Protectionismus und den Gewaltthätigkeiten der Zollbehörden sinkt die Waarenausfuhr, während die Einfuhr steigt. Von den 99,827,000 Lire, um welche in den letzten 10 Monaten der Import den Export überwiegt, kommen allein 35 Millionen auf die Einfuhr von Getreide. Da diese jedoch einzig und allein von der schlechten Ernte des letzten Jahres herrührt, so hat sie keinerlei dauernde Bedeutung. Auf dem Gebiete der Industrie hat sich die Einfuhr von Steinkohlen vermindert. Der Consum der unentbehrlichsten Nahrungs- und Genußmittel, wie Tabak, Fleisch, Wein, Zucker, hat sich vermindert. Die Steuern auf die Geschäfte, auf die Registrirung der Firmen und jede neue Verschärfung der Steuergesetzgebung vermehrt die Nothlage der gesammten Wirthschaft der Nation, und so hat man weit ungünstigere finanzielle Zustände, als vorauszusehen war. Wie kann unter so mißlichen Umständen ein von der Regierung aufgestellter Etat Zustimmung finden, in dem zwar Einnahmen und Ausgaben aufs beste harmoniren, der aber im vollsten, schärfsten Gegensatz zur wirthschaftlichen Leistungsfähigkeit der Nation sich befindet?

Sonnino hat am 21. Februar 1894, kurz nach seinem Amtsantritt, in der Kammer die Worte ausgesprochen: „Der ganze Horizont ist mit schweren Wolken bedeckt und die Situation kann in Wahrheit höchst schwierig genannt werden. Um von einer wirklichen Uebereinstimmung zwischen Einnahmen und Ausgaben sprechen zu können, brauchen wir 155 Millionen, die Amortisation der schwebenden Schuld lastet schwer auf der Staatscasse, welche andrerseits schwer einen Platz findet für verschiedene Titel, die sie nothgedrungen als Capitalverschiebungen einstellt.

Die Staatsschulden sind bis zum 30. Juni 1894 um über 565 Millionen gewachsen und verlangen eine endgültige Aenderung des Systems.

Die Münzcirculation ist so mangelhaft, daß jeder Handwechsel erschwert ist, und dieser Umstand hindert in hohem Grade das Wachsthum des nationalen Wohlstands.

Die Finanzlage der Gemeinden und Provinzen erheischt dringend rasche Reformen.

Die Depositencasse ist unfähig, denselben die nothwendige Hülfe zu gewähren.

Die allgemeinen inneren Zustände, sittliche und politische, erschweren die Anwendung energischer Heilmittel. Der Masse fehlt es an Arbeit; die staatlichen Arbeiten mußten suspendirt werden. Ein allgemeines sociales Uebelbefinden durchzieht den ganzen Staat, und die guten Bürger zeigen sich unschlüssig und vertrauenslos."

Dieses traurige Bild der ökonomischen und socialen Zustände in Italien ist um so glaubwürdiger, als es ja von einem Minister stammt.

Derselbe Minister hat kaum zwei Jahre später, während welcher Zeit außer neuen Steuern keinerlei Reform durchgeführt wurde und die Krisis mit derselben Härte Italien peinigte, in der Kammer der Abgeordneten am 25. Nov., seine Ausführungen über die Finanzlage zusammenfassend, gesagt: „Der Kranke ist entschieden in den Zustand der Reconvalescenz eingetreten, aber die Besserung ist langsam, Ruhe und fortgesetzte Cur sind nöthig, wenn die Kräfte sich befestigen sollen." Der Contrast zwischen der am 21. Februar 1894 geäußerten Ansicht Sonnino's und seiner heutigen ist so grell als nur möglich. In weniger als zwei Jahren hat sich das Einkommen des Staates gebessert und die Privatwirthschaft, welche jenem ihre letzten Hülfsquellen überlassen mußte, verschlechtert, und gerade in diesen zwei Jahren stand der wirkliche Ertrag der Steuern gegen den Voranschlag am weitesten zurück, und je mehr man den armen Steuerzahler auspreßt, um so weniger Saft vermag er zu geben, weil er keinen mehr hat. Und heute, wo das finanzielle Gleichgewicht annähernd erreicht ist, zeigt sich aufs deutlichste, wie wenig wohlthätig der Erfolg für die Privatwirthschaft ist, und wie dieser Umstand nicht einmal Einfluß hat auf den Credit des Staates und noch weniger auf das Verhältniß der einheimischen Valuta zu den ausländischen. In Wahrheit hält sich das Agio auf demselben Niveau, oder vielleicht ist es sogar höher als in den letzten Monaten, und auch auf den Curs der Staatsrente übte die mit so optimistischen Erwartungen aufgenommene finanzielle Errungenschaft keinen Einfluß aus. Das ausländische wie das einheimische Publicum sieht eben die Hauptaufgabe des Finanzministers nicht in Herstellung des Gleichgewichts zwischen den Einnahmen und den Ausgaben des Staates, sondern vielmehr darin, daß die Ausgaben des Staates in genaueste Uebereinstimmung mit den finanziellen Kräften der Nation gebracht werden. Während in Italien die jährliche Capitalzunahme 500 Millionen nicht übersteigt und hinter dem Ueberwiegen der Geburten über die Todesfälle zurückstehi, brauchen der Staat und die localen Körperschaften das Fünffache dieser Summe. So entzieht der Staat der nationalen Production die Gelder, welche ihr zum Gedeihen absolut unentbehrlich sind, und das Uebel der Arbeitslosigkeit, auf welches Sonnino in seinem Finanzprogramm hingewiesen hat, das er aber jetzt zu leugnen für gut findet, nimmt in Italien immer größere Dimensionen an. Das Elend vertreibt von

Jahr zu Jahr eine größere Zahl Einwohner aus ihrem Vaterlande. Die Verantwortung für all das trägt die Regierung.

Dabei hat die Bevölkerung die größten Ungerechtigkeiten zu leiden. Der Getreidezoll entspricht bei den landesüblichen Preisen einem Drittel des Werths der Waare; der Zucker und das Petroleum sind in hohem Maße besteuert, bekanntermaßen weit über den Werth, und als neuerdings, dank dem erhöhten Einfuhrzoll, unsre einheimische Petroleumindustrie einen Aufschwung nehmen wollte, da führte man wegen der Abnahme der Zollerträge eine erhöhte Fabricationssteuer ein und erstickte damit das Wachsthum dieses Industriezweigs. Die Salzsteuer beträgt 700 Proc. der Productionskosten. Die Gewebe aus Hanf, Baumwolle und Flachs sind Eingangszöllen unterworfen, welche einem Drittel des Werths der Waaren gleichkommen. Die staatliche Consumsteuer trifft beinahe ausschließlich Gegenstände allgemeinsten Gebrauchs; dazu kommen nun noch die Auflagen der Gemeinden. So hat Professor Martello nicht zu viel gesagt, wenn er behauptet, daß unter den 600 Millionen Lire, welche die Verbrauchssteuer der italienischen Regierung einträgt, nicht weniger als zwei Drittel von den unentbehrlichsten Verbrauchsgegenständen stammen.

Wenn eine Finanzreform ab imis fundamentis in Italien durchgeführt werden soll, so darf sie nicht verzögert werden. Die Höhe der Ausgaben der Regierung und der Amtskörperschaften Italiens steht in keiner Proportion zu dem nationalen Wohlstand, und diese Ausgaben sind um so lästiger durch die kritiklose und widerspruchsvolle Art der Vertheilung auf die Steuerzahler, durch die tausend Tyranneien des Fiscus und durch die Verschüttung der Quellen, welche das ökonomische Gedeihen Italiens herbeiführen sollten.

Italien machte große und bewundernswürdige Fortschritte unter einem System relativer Freiheit von 1860 bis 1878. Der ökonomische Protectionismus hat es ruinirt. Für Italien, ein vorzugsweise ackerbautreibendes Land, empfiehlt sich die Handelsfreiheit und eine Art der Besteuerung, wobei die Beiträge an Gemeinde und Staat möglichst einander beigeordnet sind. Namentlich in dem armen Süditalien nähme dann die Landwirthschaft einen so großartigen Aufschwung, daß es mit der Lombardei wetteifern könnte. Ich freue mich, berichten zu können, daß der gegenwärtige Finanzminister Luzzati von der Wahrheit dieser Ideen überzeugt ist, und daß er volles Vertrauen verdient.

Die Regierung muß darauf bedacht sein, mit den Localbehörden weniger tyrannisch zu verfahren, und sie muß bedenken, daß sie für die finanziellen Einrichtungen derselben verantwortlich ist, sie also nicht in Unordnung bringen darf. Sie darf ein kleines Defizit nicht scheuen, sondern sie muß einzig und allein darauf bedacht sein, ihre Einnahmequellen nicht zu verstopfen. Durch Hebung des nationalen Wohlstandes wird sie die Finanzlage des Staatshaushalts heben, aber nicht umgekehrt jenen durch diese.

Paul Lindau's Roman „Die Brüder".

S.S. In einem Essay von Karl Hillebrand über Prosper Mérimée hat uns schon vor Jahren die folgende Aeußerung frappirt: „Braucht er leichtere Lectüre, so liest er Reisebeschreibungen in fremden Ländern, zum höchsten substantielle Geschichtswerke und Biographien, wo er Thatsachen statt Phrasen findet, oder aber schlechte Romane, ein Bedürfniß, das den höchsten Grad der Bildung verräth, wenn ich mir einen Ausspruch, den ich oft aus verehrungswürdigstem Munde vernommen, aneignen darf." Wir wissen nicht, wer die Autorität ist, auf die Hillebrand hindeutet, auch sind uns die Gründe nicht bekannt, mit denen das scheinbare Paradoxon erklärt werden könnte. Wohl aber haben wir schon manche Leute kennen gelernt, die den Ausspruch begreiflich machen könnten, Leute, die zu der geistigen Elite gehören und doch mit der naiven Gier des künstlerisch Unerzogenen die werthlosen Sensationsromane verschlingen, bei denen nur die Spannung des Lesers erregt wird. Und unter schlechten Romanen meint Hillebrand offenbar die künstlerisch schlechten, bei denen der Stoff alles ist und die Form gar nichts. Auch unter den hervorragenden Männern unsrer Zeit gibt es manche, die ganz geeignet sind, als Beispiele für den Satz zu dienen. Ein abgesehen von allen seinen sonstigen Eigenschaften auch künstlerisch so ausgeprägter Geist wie Bismarck, hat über formvollendete Erzeugnisse der zeitgenössischen Literatur in der wegwerfendsten Weise geurtheilt, dagegen die Criminalromane von Emil Gaboriau mit großem Genuß gelesen. Und Darwin, gewiß einer der geistig höchststehenden Männer des Jahrhunderts, las, wie wir einmal hörten, zu seiner Erholung nur Bücher, bei denen von ästhetischer Befriedigung nicht die Rede sein konnte, sondern das stoffliche Interesse, gewissermaßen nur die Neugier in Frage kam. Mancher, der sonst kaum einen Beweis für einen hohen Bildungsstand zu bringen vermöchte, mag erstaunt und gerührt vernehmen, welche ihn ehrende Folgerungen an die Freude geknüpft werden, die ihm die Producte der Colportage- und Hintertreppenliteratur bereiten. Bei Lesern von der Höhe aber, die Hillebrand im Auge hat, deutet die Wahl solcher Lectüre wohl auf das Bedürfniß hin, sich „abzuregen" — ein Wort, dessen Anwendung hier wieder einmal am Platze sein mag.

Von den theilweise grob gezimmerten, mit den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit sehr rücksichtslos verfahrenden Abenteurergeschichten, an denen sich frühere Generationen ergötzten, ist man nach und nach zu den Criminalromanen gekommen. Das Geheimnißvolle übt auf weite Leserschaaren unwiderstehlichen Reiz aus, die Räthsel, die sich aus dem scheinbar Natürlichen und Selbstverständlichen entwickeln, und der Scharfsinn, der für ihre Lösung aufgewandt wird, bilden für viele eine „Belustigung des Verstandes und Witzes". Und wie hat sich die Fabulirkunst auf diesem Gebiete, wie haben sich die Helden der Geschichten entwickelt! Welch ein Abstand zwischen den Vertheidigern und Untersuchungsrichtern in den Temme'schen Gartenlaubenerzählungen und den Detectives bei Gaboriau und Green. Welch armer Schächer aber ist selbst der schlaue Herr Lecoq, wenn man ihn mit Sherlok Holmes, der Lieblingsfigur von A. Conan Doyle vergleicht, dem Amateurdetective, der wie „Abner der Jude, der nichts gesehen hat", aus den allerunscheinbarsten, unbeachteten Aeußerlichkeiten ganze Begebenheiten förmlich ablieſt! Hier wirkt das Raffinement in der Erfindung imponirend, so daß gerade diese Geschichten auch auf Leser von feinstem literarischen Geschmack starken Reiz ausüben.

Man könnte es nun fast eine Unhöflichkeit nennen, wenn wir nach solcher Einleitung auf den neuen Roman Paul Lindau's [1]) übergehen. Ist doch Lindau, der heute vielleicht in demselben Grade unterschätzt wird, wie man ihn früher überschätzt hatte, ein Mann von umfassender literarischer Bildung und reicher Erfahrung, ein Kritiker von feinem Geschmack und Urtheil und ein Autor, der auch in seiner productiven Thätigkeit manches hervorgebracht hat, was das Durchschnittsmaß der Unterhaltungslectüre übersteigt. Wir glauben aber, daß Lindau als Leser ganz wesentlich von dem mehrfach erwähnten Bedürfniß erfüllt

---

[1]) Dresden u. Leipzig, Verlag von Karl Reißner.

Digitized by Google

ist. Und wie seine schriftstellerische Thätigkeit von solchen Stoffen beeinflußt wird, das beweisen die Studien, die er seit Jahren großen Criminalfällen widmet, der Eifer, den er anwendet, nachzuspüren, wie dieses und jenes Verbrechen sich zugetragen hat, das beweist er auch, wenn er schöpferisch, nicht nur nachschaffend arbeitet. In dem gut und fesselnd gemachten Roman „Spitzen" ist in den Criminalstoff ein interessantes psychologisches Problem verwoben, das seltsame Drama „Der Andere" verbindet Criminelles und Psychopathisches, und der neueste Roman „Die Brüder" ist ebenfalls eine Product der Vorliebe des Verfassers für Criminalstoffe. Auch hier handelt es sich um den Versuch eines psychologischen Problems, um die Behauptung des seit den Tagen von Junius Brutus in der Literatur so vielfach und verschiedenartig dargestellten Conflictes, in den der rechtschaffene Mann geräth, wenn er bei der Ausübung seiner Amtspflichten gegen Personen vorgehen muß, die ihm persönlich nahe stehen. Am grellsten ist dieser Vorwurf in der Erzählung „Der Präsident" von Karl Emil Franzos durchgeführt.

Die Brüder sind Gollfried und Martin Hellberg, Söhne des Gerichtspräsidenten Hellberg, der ältere ist Untersuchungsrichter, der jüngere Baumeister. Lange bevor die Villencolonie Wannsee modern wurde, hatte der verstorbene Vater ein kleines, bescheidenes Besitzthum dort außen erworben, wo die Familie den Sommer verbrachte und auch die Brüder häufig wohnten. Gottfried ist ein ernster, in sich gefesteter Mann, während Martin, eine leidenschaftliche Natur, oft dem Augenblick unterthan, dem Bruder schon zu mannichfachen Sorgen und Vorwürfen Anlaß gab. Dadurch hatte sich aber nach und nach in ihm das Gefühl entwickelt, als wolle jener beständig an ihm maßregeln und schulmeistern. In der Zeit, als Wannsee anfing, auf die reichen Berliner größere Anziehungskraft auszuüben, hatte Martin dem kühnen Börsenspeculanten Reinhold Templin in dichter Nähe des eigenen Heims eine prachtvolle Villa erbaut. Dadurch war er auch in regen gesellschaftlichen Verkehr mit dem raffinirten Genußmenschen und Lebenskünstler gekommen, was der ernste Bruder mit großem Mißvergnügen sah. Reinhold Templin verstand es, in seinen Gesellschaften interessante Persönlichkeiten aus der Kunstwelt als Tafelschmuck zu serviren, er wußte nicht nur leichte und lose Beziehungen anzuknüpfen, sondern auch durch kluges und tactvolles Benehmen, durch die Zartheit, Zurückhaltung und Unermüdlichkeit, mit der er, wo es nöthig war, um das Bekanntwerden warb, selbst den Unnahbaren allmählich ein gewisses Interesse einzuflößen. So war es ihm auch gelungen, Nelly Sand, den Star des Operettentheaters, eine Künstlerin, an deren Reinheit sich nicht der leiseste Zweifel heranwagte, allmählich dazu zu bewegen, daß sie zuweilen, begleitet von der Mutter und einer jungen Collegin, die die Bekanntschaft vermittelt hatte, als Gast in Templins Villa erschien. Dort versuchte dieser hie und da einen leichteren Ton gegen sie anzuschlagen, wurde sich aber immer wieder darüber klar, daß eine so stolze und scheue Natur dauernd mit großer Vorsicht behandelt werden müsse. Martin lernte sie in Templins Hause kennen, wurde von heißer Liebe für sie erfüllt und verlobte sich mit ihr trotz des Widerspruches seines Bruders, der ihm bekümmert die Einwendungen des gesunden Menschenverstandes, die Hinweise auf die völlige Verschiedenartigkeit der Sphären entgegenhielt und ihm warnend zurief, er werde dereinst „vor dem Unbegreiflichen" stehen. Martin scheidet in Groll von dem Bruder.

Am Tage, da er Nelly seine Hand angeboten hatte, war es auch zu einer Unterredung zwischen ihm und Templin gekommen, worin er diesem erklärte, daß Nelly in Zukunft nicht mehr in Templins Hause verkehren könne. Mit seiner Braut sprach er ehrlich und rückhaltlos darüber, wie er sich die Zukunft denke, und betonte dabei namentlich, daß sie, wenn sie sein Weib geworden sei, mit nichts mehr an die Vergangenheit gefesselt werden dürfe; wenn sie Schulden habe, so solle sie ihm diese genau und nichts vorenthaltend aufschreiben, damit sie vollständig beseitigt werden könnten. Nelly ist, wie schon erwähnt, rein und tugendhaft geblieben, aber sie war gänzlich weltunerfahren. Sie hatte sich kurze Zeit vor jener Unterredung einen kostbaren Rubinschmuck von einem Juwelier aufschwatzen lassen, der ihr denselben gegen Unterzeichnung eines Wechsels abließ, nicht daran zweifelnd, daß, wie gewöhnlich in solchen Fällen, die gefeierte Künstlerin schon Mittel finden werde, am Zahltage ihren Verpflichtungen nachzukommen. Alle Schulden beichtet nun Nelly dem Verlobten, nur den Rubinschmuck scheut sie sich einzugestehen, in der stillen Hoffnung, daß es ihr gelingen werde, diesen gemäß den früheren Zusicherungen des Juweliers jenem wieder zu verkaufen und daß sie darum diesen Schuldposten selbst erledigen könne. Aber — der Rubinschmuck wird zu ihrem Verderben. Martin hatte geglaubt, daß er ein Geschenk Templins sei, und es bleibt auch nach der Erklärung Nelly's, die den Schmuck als unecht bezeichnete, ein Bodensatz von Mißtrauen in ihm zurück. So läßt er, da er zu einem Jagdausfluge geht, einer gleichsam instinctiven Regung folgend, seine Braut von einem Privatdetective, einem anrüchigen Subject, das er zufällig kennen gelernt hat, überwachen. Nelly war gerade an jenem Tage mit der Mutter nach Wannsee zu Templin gefahren, der von ihrer Verlegenheit Kenntniß erhalten und sich erboten hatte, ihr den Schmuck, wenn sie ihn ihm persönlich bringe, abzukaufen. Martin, von maßloser Eifersucht gefoltert und zu dem Glauben gebracht, daß Nelly ihn hintergehe, stellt Templin, der aus seiner Villa nach der Bahn gehen will, zur Rede, und da dieser ihm ungeduldig enteilen will, schießt er ihn, vom Zorn übermannt, nieder. Von einem schweren Nervenfieber überfallen, hat er noch soviel Kraft, sich ins Krankenhaus bringen zu lassen, wo er wochenlang zwischen Leben und Tod schwebt. Die Leiche Templins wird erst nach langer Zeit gefunden und niemand weiß, wer der Ermordete ist. Gottfried, dem der Fall amtlich übertragen wird, erkennt im Verlaufe seiner Nachforschungen mit Entsetzen, daß die Spuren des Verbrechens auf seinen Bruder hinweisen. Dieser, in der ersten Unterredung, die er nach seiner Erkrankung mit Nelly hatte, darüber aufgeklärt, daß sie eine eigentliche Schuld nicht begangen, daß sie nur unbesonnen, unvorsichtig und in falscher Scham gehandelt hatte, fühlt, daß er mit der Gewissenslast auf der Seele sein verpfuschtes Leben nicht weiter führen könne und sühnt seine That, indem er freiwillig in den Tod geht. Gottfried hatte, sobald er zu einer Ahnung des Geschehenen gekommen war, in einem Schreiben an das Justizministerium sein Richteramt niedergelegt.

Eine künstliche Spannung wird in der Erzählung nicht erzeugt. Gleich am Anfang erfahren wir von dem Morde und dann wird rückschreitend erzählt, wie es dazu kam. Manches Unwahrscheinliche wird durch eine etwas complicirte Motivirung plausibel gemacht. So hören wir mehrfach von der jähzornigen, ausbrausenden Natur Martins sprechen, so wird die Thatsache, daß Templin verschwand, ohne recht vermißt zu werden, dadurch ihrer Unwahrscheinlichkeit entkleidet, daß von seiner Gewohnheit gesprochen wird, zeitweise auf Monate zu verreisen, ohne daß irgend einer seiner Bekannten eine Ahnung davon hat, wo er sich befindet. Die Persönlichkeit Templins ist ein wunderliches Gemisch von feinem, klugem Wesen und niedriger Denkart; ganz läßt sich das Vorhandensein der verschiedenartigen Naturen in derselben Individualität nicht recht begreifen.

Digitized by Google

Wahr und voll tiefer Menschenkenntniß ist die Abneigung Gottfrieds gegen das fremde Element, das in seinen Familienkreis kommen soll, wahr und genau dem entsprechend, was in solchen Fällen fast immer geschieht, ist es, daß Nelly sich scheut, die ganze Summe ihrer Schulden einzugestehen, und etwas verheimlichen zu können glaubt. Dagegen entspricht es gar nicht der heftigen, aber loyalen Natur Marlins, daß er einen Späher hinter seiner Braut hersendet; diese Episode macht einen geradezu abscheulichen Eindruck. Auch wird sich vielleicht darüber streiten lassen, ob der Bruder es schweigend und ohne Widerspruch zulassen wird, daß sein unglücklicher Bruder die im Jähzorn begangene That durch Selbstmord sühnt.

Wie alles, was Lindau geschrieben hat, liest sich auch dieses Buch glatt und leicht; er kennt das Milieu und die Gesellschaftskreise, die er schildert, wenn auch die photographische Treue, die wir bei manchen seiner früheren Bücher bemerken konnten, diesmal nicht erreicht ist. Im ganzen aber ist es leichte Lectüre, nicht gerade von der Art, die in der eingangs enthaltenen Schilderung gemeint ist, aber auch nicht sehr weit darüber hinausgehend.

Vom Weihnachtstisch.

II.

† Die heuer voraussichtlich ziemlich hoch gehende Saison bringt aus dem Bereich der Touristik eine Anzahl hoch erfreulicher Leistungen, welche einem Theil der Leser vielleicht angenehme Erinnerungen wiederholen oder für das kommende Jahr zu neuen Plänen einladen, jedenfalls aber belehren und den Blick und das Wissen erweitern. Wenn uns ein so erfahrener Mann wie Karl Kolbach, der Verfasser der „Rheinbilder" und des „Rheinischen Wanderbuchs" neue „Wanderungen durch die deutschen Alpen" (Köln bei Paul Neubner. VIII. 284 S. gr. 8°) aufrollt — da wäre es, wenn auch nur im Geiste, zu folgen nicht beschwerlich. Wie sind ja in bester Gesellschaft. Unser Cicerone ergeht sich im elegantesten Stil. Er weiß und hört alles aus eigener Erfahrung: von den weißen Firn- und Gletscherhöhen des Montblanc und dem blauen Becken des Genfer Sees bis zu den öden Hochflächen des Karst, den scheroffen Kalkgebirgen Dalmatiens und den bläulich schimmernden Spiegeln der Adria und des Quarnero. Das vorliegende Buch behandelt ein engeres Programm. Es beginnt mit dem Bodensee und dem Hohentwiel, wir fahren durch die Arlbergbahn, pilgern über Engadin und Oetzthal nach Innsbruck, besuchen den Tegern- und Achensee, das Zillerthal, Botzen, Meran und den Ortler und die Dolomiten. Ueber den Brenner geht es dann nach München, an den Starnberger See, nach Garmisch und Partenkirchen, über Füssen abermals zum Bodensee, an den Großglocknet, nach der schon von Hans Sachs gekannten Rauris und Gastein; Salzburg mit dem Salzkammergut, Königs- und Chiemsee machen den Schluß. Ueberallhin begleitet unsern Führer ein malerisches Auge und eine echt poetische Empfindung; der jeweilig historische Hintergrund kommt in ungesuchter Weise zum Ausdruck. Die äußerst scharf, im löblichen Lichtdruck exeeoncirten Landschaftsbilder, 54 an der Zahl, helfen zum weiteren Ausbau des schönen Buches.

Mit echt culturhistorischer Wissenschaftlichkeit und anmuthendem Vortrag behandelt M. Cavriezel das „Engadin" (bei S. Tanner in Samaden. 394 S. Quer-8°), das ganze Thal von Maloja bis Martinsbruck. Die Lage und der allgemeine Charakter, die Zufahrt und die Zugänge, orographischen Verhältnisse, geologische Uebersicht, Pflanzenarten und Thierwelt, Mineralogisches, Gletscher, Seen, Thalsohlenbildung, Mineralquellen und Badeorte: das alles wird reiflich und gewissenhaft erwogen, dargestellt und geschildert. Ebenso sind eigene Abschnitte dem über diese stillen Winkel gezogenen Stuck der Weltgeschichte gewidmet: Etrusker und Kelten, Räter und Ostgothen liegen in den Zeitschichten des Völkerschuttes über einander; Raub- und Faustwesen, die Entstehung der drei Bünde, der Schwabenkrieg, Kaiser Maximilian, Reformation und Revolution lösen sich im steten Wechsel ab. Dann kommen friedlichere Capitel über den charakteristischen Häuserbau, über Anlage der Dörfer und Straßennetze, Saisonleben und Touristen. Alte Gebräuche und Schutzenwesen, Industrie, Bienenzucht, Alpen- und Volksleben werden in schön geerundeten Bildern erwogen, aber auch die Dichter des Landes und die ladinische Literatur gebührend gewürdigt. Als Muster der schönen romanischen Sprache mögen ein paar Strophen der feurigen Nationalhymne dienen:

Clammas, o patria,	Ruft du, o Vaterland,
Mer' uns units ognà	Siehe uns hier vereint
Promts at servir.	Bereit, die zu dienen.
Il plü custaivel bain	Das köstlichste Gut
Gugent nus 't dedichain,	Gerne wir dir weihen,
Per tai nus vivee v'lain,	Für dich wollen wir leben,
Schi, eir morte.	Ja, und auch sterben.
In guerra valoeus,	Im Kriege tapfer,
In pasch religius	Im Frieden gottesfürchtig
Con dits e fats:	In Worten und Thaten:
Usche onur rendain	So machen wir Ehre
Al nom, cha nus portain	Dem Namen, den wir tragen:
Libers uns conservain,	Frei bleiben wie
Sco'ls antenats.	Wie unsere Ahnen.

Die Beigabe von mehr als 200 vorzüglichen photographischen Lichtdrucken stempelt das Ganze zu einem höchst ansprechenden Prachtwerk „in Bild und Wort".

Ein sehr anziehendes Buch hat Heinrich Renner mit seinen Wanderungen „Durch Bosnien und die Herzegowina" (Berlin, Dietrich Reimer 1896. 481 S. gr. 8°) geliefert. Obgleich kein Stilist, versteht der Hr. Verfasser über eine gewandte Feder, begründet alle seine Urtheile durch gründliche Autopsie und verarbeitet die neueste, ziemlich umfangreiche Literatur in geschickter Weise. Wie ehedem Charles Boner „Siebenbürgen" (1868) durchstreifte, so hat H. Renner seine Aufgabe nach mehrjährigen Reisen mit umsichtiger Sorgfalt, eingehendsten Studien und einer aus allen Abschnitten leuchtenden Liebe und Begeisterung für das schöne, hercliche Land gelöst, so daß dieses bosnische Dornröschen nicht schöner und wärmer zur Kenntniß der übrigen Erdtheile gebracht werden könnte. Er führt uns gleich in das anmuthige Sarajewo mit seinem halb morgenländischen Leben, Lieben und Treiben, mit seiner glänzenden Handels- und Gewerbthätigkeit und europäischen Bauluft. Ebenso Nationalökonom wie Culturhistoriker, beachtet er bosnische Volkslieder und Sprichwörter und vereint alle Züge zu farbenreichen, belehrenden und erfreuenden Bildern. Wir besuchen das prächtige Bad Ilidže, die Perle des Landes, die alten herrlichen Moscheen, deren Baugeschichte oftmals an deutsche Märchen erinnert; wir folgen unserm Cicerone in der Drinya, von Goražda nach Foca, an die Grenze des Paschaliks, bestaunen während einer interessanten Floßfahrt die Ufer an der Drina mit Ljubovija und der uralten Bergstadt Seebinica. Bei anderen Abstechern stoßen wir auf eine türkische Hochzeit und genießen auf weiteren Fahrten wahre landschaftliche Idyllen durch die Romanja und Glasinac, letzteres mit einem ganzen Meer von prähistorischen Gräbern. Dann geht es über Konjica nach Mostar, der ungemein pittoresken Hauptstadt der heldenmüthigen Herzegowina, die überdies ein botanisches Paradies genannt werden mag, mit dem berühmten, 150 Ellen überspannenden Brückenbogen; das Interesse für Zigeuner, Räuberromantik und wunderbare Höhlen fesselt vorübergehend den Leser ebenso wie eine Tour längs der montenegrinischen Grenze nebst der Stadt Trebinje, dem „Garten" der Herzegowina. Nach einem Abstecher über Dalmatien ins Naronta- und Ramathal kehren wir mit einem Besuch in der Königsstadt Jajce (mit den Plivafällen) nach Bosnien zurück, welches über Lašva, Travnik, Banjaluka mit dem benachbarten Trappistenkloster Maria Stern — einem Brennpunkt civilisatorischer Entwicklung — nebst Kostajnica und Tuzla nun wie im Fluge durchzogen wird. Auch der Salz- und Kohlendistrict erfreut sich unsrer Aufmerksamkeit, dagegen ist Hr. Renner alle weitere Auskunft über den Westen Bosniens, die Krajna, vorläufig schuldig geblieben, eine Lücke, die uns wohl die Wiederkehr des Autors in das liebgewordene Land in baldige Aussicht stellt. Mit Recht werden die Leser zum Besuche dieser Länder eingeladen; sie sind nicht nur landschaftlich und ethnographisch, sondern auch durch ihre rasche culturelle und wirthschaftliche Entwicklung die interessantesten Gegenden des europäischen

Digitized by Google

Orients: Touristen, Volkswirthe, Gelehrte und Künstler werden sicherlich überrascht bei einem Besuche des Landes, das sich jedem so ins Herz schmeichelt, daß er immer von neuem an die romantischen Gebirge, an die prächtigen Ufer seiner Flüsse mit Sehnsucht zurückdenkt, daß er gerne dahin zurückkehrt. „Auch den in Europa jetzt so zahlreichen Colonialpolitikern ist ein Besuch zu empfehlen; in Bosnien wird praktische Colonialpolitik getrieben und was geleistet wurde, stellt den leitenden Personen und Oesterreich-Ungarn im allgemeinen das höchste Ehrenzeugniß aus. Einst gänzlich zurückgeblieben, reiht sich heute die bosnische Schwestee europäischen Ländern als würdige Genossin an. Bosnien ist das Loud des Aufgehens, das echte Lond der Morgensonne!" Geistreich gezeichnete Vignetten, Skizzen und Illustrationen, Charakterköpfe, Volkstrachten, Städteansichten, landschaftliche Veduten vollenden in großer Anzahl die vornehme typographische Ausstattung.

He. Dr. Otto Zaebetti (zur Zeit Titular-Erzbischof von Mozessus) hatte früher als Professoe zu Milwaukee (Wisconsin) die Gewohnheit, seine Vacanz alljährlich zu einer ergiebigen Reise auszunützen. Die Frucht davon bildet das stattliche Buch „Westlich aber Durch den fernen Westen Nordamerika's" (Mainz 1897 bei Franz Kirchheim, 220 S. gr. 8°), ein verdienstliches Beginnen, da von jenem Westen, der sich jenseits von Chicago und dem Mississippi-Thale bis zum Gestade des Stillen Meeres ausbreitet, verhältnißmäßig wenigee verlautete. Ueberoll zeigt der Autoe, obwohl er die Schattenseiten nicht verschweigt, für das Land des Sternbonners seine überwiegende Sympathie und Bewunderung, die sich während seines vierzehnjäheigen Aufenthalts immer mehr steigeete und vertiefte. Im ruhigen, fesselnden, bieweilen auch humoreistischen Ton eines wackeren Erzählers nimmt er seinen Ausgang van S. Paul und Minneapolis auf der Northern Pacific Road über den „Ocean dee Prairien" nach dem weltberühmten National- oder Yellowstonepark, der in einer Ausdehnung von 3400 Quadratmeilen eine Region der Wunder, des Schreckens und Entzückens mit den bizarrsten Formen und buntesten Farbenbrechungen umschließt. Hier spritzen gewaltige Geyser ihre dicken Wassersäulen zu staunenswerther Höhe und machen die Erde zittern und beben; zahllose Brunnen siedenden Wassers, unbeschreiblich in ihrer Schönheit, zeigen krystallhelle Teiche; Trichtee brodelnden Schleimes verschiedener Farbe sind überall sichtbar. Schneegekrönte Berge, tiefe Schluchten, jähe Bergrücken, gähnende Abgründe, rauschende Wasserfälle, dunkle Wälder, smaragdgrüne Wiesen, spiegelhelle Seen wechseln in größter Monnichfaltigkeit ab. — Obwohl der Abschnitt über die Fohrt durch die Montana mit dem Bildnisse des Indianerhäuptlings Red Cloud in Dacota geziert ist, so weiß Mr. Zardetti aus eigener Wohrnehmung doch nur wenig über den rothen Monn zu berichten, dagegen bringt er schöne anerkennende Zeugnisse von protestantischen Schriftstelleen über die bortige Wirksamkeit der Jesuiten. Donn geht es „weiter westwärts" auf bisweilen etwas unheimlichen Holzbrücken und Dammfahrten durch die „Pforten der Felsengebirge", vorüber an dem majestätischen Mount Hood nach dem reizenden Portland und dem Columbiastrom — der Hauptheimoth der Lachsfische — entlang, von dessen Uferpanoromen der Herr Verfosser herrliche Landschoftsbilder entrollt. Nach einem Besuch in dem Benedictinerstifte Neu-Engelbeeg in Oregon dampfen wir in Küstenfahrt übee die Wogen des Stillen Meeres durch die „goldene Pforte" (Chrysopylä) nach S. Francisco. Auszuruhen von den Strapazen der glänzenden Goldstadt, flüchtet unser Gewährsmann nach den sonnigen Geländen des Sonomathals. Besonderes Augenmerk wird dem Chinesenwinkel van S. Francisco erwiesen, auch ein chinesisches Theoter, ohne besondere Erbauung zu finden, besucht. Im Fluge geht es noch zu den Mormonen, und an den bleiernen Salzsee und durch die „Felsengebirge" nach Colorado und Kanlas. Den Schluß bildet ein Artikel über Chicago von der Vogelschau. Die schöne Ausstottung wird durch ein Dutzend großee Lichtdrucke gehoben, deren Bilder mit dem Texte freilich meist nur in einem losen Verhältniß stehen.

Ungleich bedeulender bewährt sich das Werk von Dr. P. Müllee-Simonis „Durch Armenien, Kurdistan und Mesopotamien". Mainz 1897, bei Franz Kiechheim. VIII. 350 S. gr. 4°) als dos Ergebniß einer wissenschaftlichen, gemeinsom mit Professor Dr. Hyvernat im Jahre 1888 unternommenen, vom Kaukosus bis zum Persischen Meerbusen ausgedehnten, neunmonatlichen Reise. Die Tagebuchform gibt dem Ganzen einen etwas schleppenden Ton; der deutsche Uebersetzer — das Werk wurde in seanzösischee Sprache geschrieben — hätte wohl Kürzungen wagen dürfen. Dagegen sind von seiner Seite noch Anmerkungen beigegeben, welche wie bereitwillig rühmen, weil selbe viel Donlenswerthes, insbesondere zur Beleuchtung der früheeen und jüngsten an den Armeniern verübten Metzeleien bieten. Während Dr. Zardetti auf seiner Reise durch Amerika überall offene Aufnahme, freundlichen Empfang und billige Förderung fand und auf Eisenbahnen, Dampfschiffen, in den Hotels und bei Privatpersonen die Wohlthat eines vergnüglichen Comforts genoß, bestand Dr. Müller-Simonis' Reise fast durchgängig aus einer Kette von Widerwärtigkeiten, Deangsalirungen und Kämpfen, die ihm Menschen und Behörden im ärgerlichsten Wetteifer und in schundigster, bettelhaftester Intention bereiteten. Wer alle diese erbärmlichen Lappalien, Prellereien und Schikanen auszuhalten und zu überwinden vermoy, muß von einer idealen Liebe für Kunst und Wissenschaft getragen und beseelt sein, welche allein Kraft und Ausdauer zu verleihen imstande ist und unsre volle Bewunderung verdient. Der Hr. Verfasser verfügt nicht nur über ein gediegenes Wissen, sondern handhabt neben dem photographischen Apparat auch den unentbehrlichen Zeichenstift, wodurch das Werk durch eine Menge von originellen Illustrationen ausgestattet werden konnte. Müllee-Simonis beherrscht ebenso das ganze Gebiet der ontiken Künste, tate die christliche Archäalogie und die Leistungen der gesammten moskemitischen Architektur; ebenso besitzt er ein sicheres Auge füe alle Erscheinungen und Spielarten des Cultus, der Sitte, Sprache und dee gesammten morgenländischen Lebensbedingungen. Aus solchen Vorbedingungen gestaltet sich denn auch aufgrund der eingehendsten Erfahrungen das unbestreitbare Recht zu einem eigenen, in manchen Fragen von der herkömmlichen Tagesmeinung abweicheuden Urtheil. Dos Anziehende des Buches liegt weniger in blühenden Schilderungen als in den ganz fremdländischen Eindrücken, in dem stillen Thun der nach Alterthümern, Ruinen und Keilinschriften forschenden Reisenden, deren rein wissenschoftliche Resultate wohl noch in anderee Form verwerthet zu Tage treten werden. Die Reiseerlebnisse, die wir hiee nicht der Reihe nach verfolgen können, beginnen zu Tiflis — dessen Steaßentreiben, zumal im Persischen Viertel, der unvergeßliche Maler Theodoe Horschelt in einem großen Bilde abgeschildert hat — durch Eriwan, vorüber an dem weit leuchtenden Ararat, nach Nakyitschewan, wo die blutige Processtion des Beiram-Ali unser Entsetzen erregt, nach Urmia und Wan u. s. w. Die Fahrt von Dschesireh nach Mosul, „die Vorstodt von Niniweh", worauf sich unsre Erwartungen concentriren, wird auf einem Kellek (Flaß von Schläuchen) gewogt, dann Khorsabad, „dos Versailles des Königs Sorgon", besucht und Babylon, welches ehedem viermal die Bodenfläche des heutigen London beanspruchte und doch so gründlich weggefegt ist, daß man stundenlang an den Ruinen wandern lonn, ohne auch nur eine Spur davon zu gewahren. Wo einst Alexander starb, erhebt sich der Schutthügel El Kase, der die Trümmer eines Palastes Nabuchodonosors enthält; nahe befindet sich der Hügel Amean, wohin man das ehemalige Weltwunder der „hängenden Gärten" verlegt. Trotz aller Vorsicht und Kenntniß wurden die Reisenden doch einmal auch das Opfer einer schwunghaft und geschickt betriebenen Alterthümerfabriection. Die Hoffnung auf Wiederherstellung einiger Colonisirung durch systematische Restaucation der Canäle wäre gewiß nicht aussichtslos bei der Unerschöpflichkeit des Bodens, doch dürften solche Pläne vorerst besser für Palästina reservirt bleiben. Nach einem längeren Aufenthalt in Baghdad zogen die Reisenden über Bombay, Aegypten, Jerusalem und Brindisi nach Europa zurück. Eine gute Korte des französischen Originolwerkes ist beigegeben.

Wer neben so vielen anziehenden Monographien nach einer „Allgemeinen Erd- und Länderkunde" Verlangen trägt, wird durch Dr. Franz Heiderichs Compendium uoer „Die Erde" (Wien, Pest, Leipzig bei A. Hortleben, XIII, 876 Il. 4°) vollauf Befriedigung finden. Sowohl der allgemeine Theil mit der mathematischen und physischen Geographie nebst der Geschichte des Menschen ist klae, kurz und populär dargestellt, als auch die Länderkunde durch die fünf Welttheile mit Einschluß der Polargebiete sattsam beschrieben und durch Farbendruck-

Digitized by Google

Karten und Kärtchen, durch zahllose, durchweg vortreffliche Illustrationen und Städteansichten ganz musterhaft und löblich ausgestattet — ein wahres, höchst zuverlässiges Hand- und Nachschlagebuch für Schule und Haus!

Mittheilungen und Nachrichten.

Offener Brief an Seine Majestät König Menelik von Abessynien. Amharisch, italienisch und französisch. Von Girenas. Dieser Brief, der die Aufforderung an Menelik enthält, die italienischen Soldaten nicht verstümmeln zu lassen, sondern sie ihrer Heimath zuzusenden, ist wenige Tage vor dem Friedensschluß erschienen und würde jetzt bereinnahmslos sein, wenn er nicht wieder einmal die Aufmerksamkeit auf den einzig dastehenden, in Deutschland fast unbekannten Sprachgelehrten, Dr. Sauerwein-Girenas, hinlenkte. Aus Bückeburg stammend, hat Sauerwein von seiner Jugend auf ein reges Interesse für Sprache entwickelt und beherrscht gegenwärtig nicht nur sämmtliche europäischen, sondern auch die wichtigsten Sprachen Afrika's und Asiens. Er hat vor seinem Urbild Mezzofanti das voraus, daß er nicht nur in den Sprachen spricht und dichtet, sondern auch im Geist der betreffenden Nationen seine Gedanken niederschreibt und die Stammeseigenthümlichkeit jedes Volkes gewahrt wissen will. Was aber bei anderen angelerntes Kunststück ist, scheint bei ihm angeborene Natur. Er ist zu gleicher Zeit Kosmopolit und Patriot, letzteres aber nicht in „angreifender", sondern in „vertheidigender" Weise. Daher kommt es auch, daß er mit Vorliebe in der Sprache kleiner oder unterdrückter Völker schreibt. Bekannt ist er als warmer Freund der Litauer, denen er ein Epos schenkte; als Uebersetzer der Bibel ins Malagassische erfreute er sich großer Anerkennung, als warmer Menschenfreund hat er wiederholt die Bitten der Wendre, Litauer und englischen Kelten höchstra Ortes vorgetragen und die Cultur bekämpft, die mit Feuer und Schwert wüthet und Sprache und Eigenart ohne Noth auszurotten sucht. Einige seiner Bücher heißen: „Immanuel Kant und Ludwig Windthorst in Bezug auf angemessene Behandlung und angemessenen Unterricht eines fremdsprachigen Volkes und die schuldseitige Bekämpfung des Socialismus", „Weltköstliches Stammbuch" (Gedichte des Verfassers in folgenden Sprachen: Türkisch, Russisch, Persisch, Sanskrit, Chinesisch, Französisch, Englisch, Walisisch, Italienisch, Griechisch, Lateinisch, Polnisch, Malagassisch, Rumänisch, Ungarisch, Niederwendisch, Litauisch, Lappisch, Altnordisch, Dänisch, Schwedisch, Norwegisch, Arabisch, Deutsch). „Begrüßungsbuch an die Orientalisten des Philologencongresses zu Stockholm" (Gedichte in 30 Sprachen). „Ueber litauisches Volksthum". Am besten gibt den Grundgedanken seines Wesens folgendes Lied wieder: „Sprach um Sprache, Sang um Sang: Andres Land und andrer Klang. Wer gebeut dem? wer erzählt, Wie das Lied die Sprach erwählt? — Vaterland und Mutterlaut Sind mir hier und dort vertraut, Proteus gleich der Menschheit Glied; Proteus gleich auch, klingt mein Lied. — Heimathlos, und doch voll Lust, Jener Heimath zielbewußt, Gott im Himmel gab mirs so, — Und ich bin der Gabe froh. — Doch wie Aeolsharf im Wind, Wie der Mutter Lied dem Kind, Muß ich klingen, wie's mir weht, Singen, was durchs Herz mir geht. — Und es wechseln hier nun dort, Sang und Sprachen fort und fort: Klingts auch fremd von Strand zu Strand, Ich bin ich in jedem Land." Dr. F. Trzare.

* **Stuttgart.** Hier starb im Alter von 78 Jahren Prof. Dr. v. Wolff (geborener Flensburger), der von 1854—1895 als Lehrer der Agriculturchemie an der Landwirthschaftlichen Akademie zu Hohenheim ausgezeichnet gewirkt. In seinen wissenschaftlichen Studien hat er sich dort besonders auch der Erforschung des Pflanzen- und Thierlebens gewidmet. Bevor er nach Württemberg kam, hat er als Professor der Chemie an der ersten deutschen landwirthschaftlichen Versuchsstation in Möckern bei Leipzig dieser Versuchsanstalt eine Organisation gegeben, die in ihren Hauptzügen maßgebend für alle später eingerichteten geworden ist.

* **Göttingen.** Nach dem soeben erscheinenden Personalbestande zählt unsre Georgia-Augusta im laufenden Semester 1017 Studirende und 99 nicht immatriculirte Hörer und Hörerinnen. Im Wintersemester 1892/93 betrugen die entsprechenden Summen 716 und 46, es ergibt sich also für die letzten 4 Jahre eine Zunahme der Gesammtfrequenz um mehr als 360 Köpfe, d. i. um fast 50 Proc. Der Fürsorge der Regierung für Lehrkräfte und Anstalten gebührt der Dank für diesen Aufschwung natürlich in erster Linie, daneben sind jedoch die Bemühungen der Einwohner um Verbesserung und Verschönerung der Stadt und Umgegend rühmlich anzuerkennen.

* **Paris.** Seit 15 Jahren haben sich die Franzosen in Tunesien festgesetzt, das eine der reichsten Fundgruben für semitische Alterthümer bildet. Die französischen Gelehrten haben das neu erschlossene Gebiet denn auch eifrig durchforscht, wovon der vom Unterrichtsministerium herausgegebene große „Archäologische Atlas von Tunis" glänzendes Zeugniß ablegt. Aber eine Hauptaufgabe der Forschung ist auch in diesem Atlas ganz ungelöst geblieben, wie Clermont-Ganneau, der bekannte Orientalist, dem das Louvre die Stele des Königs Mesa von Moab, die älteste semitische Inschrift, verdankt, in einem Vortrag vor der Académie des inscriptions nachgewiesen hat. Diese Aufgabe ist die Topographie des alten Karthago. Die Gelehrten haben sich, da jede genaue Aufnahme des Mauerrestes, der Küstenformation und der Meerestiefen fehlt, noch nicht einmal darüber Rechenschaft geben können, wo der große Hafen der punischen Handelsstadt lag. Clermont-Ganneau war letztes Jahr selbst an Ort und Stelle und konnte in Ermangelung jeder Vorarbeit trotz der bereitwilligen Unterstützung, die ihm die Officiere des topographischen Bureaus gewährten, zu keinem Ergebniß gelangen. Wie Cato einst beharrlich „Carthago delenda" gerufen, so müsse man, sagt Clermont-Ganneau, heute rufen: „Carthago delineanda." Wenn der Staat große Summen auf die Ausgrabungen in Delphi verwende, deren Fundstücke nicht einmal französisches Eigenthum werden, so müsse er mit noch mehr Recht etwas für die Erforschung des unter französischer Herrschaft stehenden Karthago thun. Nach Anhörung des Vortrags nahm die Akademie einstimmig den Antrag des Redners an, der Unterrichtsminister sei aufzufordern, mit Hülfe seiner Collegen vom Krieg und von der Marine die nöthigen Schritte zu thun, um eine möglichst genaue Topographie des alten Karthago herzustellen. — Die Académie des sciences nahm am 23. die Wahl eines Titularmitgliedes in der Abtheilung für Mineralogie an Stelle des verstorbenen Daubrée vor. Gewählt wurde im ersten Wahlgange mit 58 gegen 2 Stimmen Michel Lévy, Professor an der Bergakademie, Herausgeber der geologischen Karte Frankreichs und Verfasser zahlreicher Schriften, besonders über Mikrographie der Mineralien.

* **St. Petersburg.** Die Universität Tomsk, die nächstens ihr zehnjähriges Bestehen feiert, zählt jetzt an Studirenden 413, Pharmaceuten 13, an freien Zuhörern 4. Das Hauptcontingent der Studenten liefern die geistlichen Seminare in Sibirien und im europäischen Rußland; von sibirischen Gymnasien haben 103 Abiturienten, aus Gymnasien des europäischen Rußland nur 6 Abiturienten die Universität bezogen. Der Rechenschaftsbericht des Universitätsconseils constatirt in den letzten 3 Jahren eine Zunahme des Uebergangs der Studirenden an andere Universitäten, wozu zerrütteter Gesundheit oder der Wunsch, der Heimath näher zu sein, den Anlaß geben. Im verflossenen Studienjahr beendeten 64 Studirende ihre Studien, davon 54 mit dem Arztgrade; im ganzen sind bis jetzt 151 Studirende mit diesem entlassen worden. Seit Eröffnung der Universität sind 772 Studenten immatriculirt worden, von denen 538 Seminaristen waren. Der Bericht weist ferner auf eine starke Entwicklung von Brust- und namentlich von Lungenkrankheiten unter den Studenten hin; die Administration bemüht sich, Studenten, bei denen dieses Leiden sich zeigt, in Universitäten des europäischen Rußland überzuführen, doch verläuft der tuberkulose Proceß hier so rapide, daß einige Studenten nicht mehr in der Lage sind, davon Gebrauch zu machen. Die Universitätsbibliothek zählt gegenwärtig 49,477 Werke oder 123,897 Bände, die einen Werth von 447,196 Rubel repräsentiren, das Gesammtvermögen der Universität beziffert sich auf 2,397,328 Rbl. 35 Kop.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 27. bis 28. November folgende Schriften eingegangen:

Die kirchenrechtlichen Entscheidungen d. Reichsgerichts u. der bayerischen obersten Gerichtshöfe aus dem Gebiete des gemeinen Kirchenrechts und des bayerischen Staatskirchenrechts. Mit 2 Anhangbänden. Hggb. von Dr. Georg Schmidt. 2. Lfg. München, J. Schweitzer 1896. — Dr. D. Baumeister: Zur Verbesserung unsrer Strafgerichtsordnung. Cuxhaven, Aug. Rauschenplat 1896. — Dr. Andreas Thomsen: Betrachtungen über ein Gesetz der verbrecherischen Motive nebst einem Vorschlage, das Motiv mit in das Strafurtheil aufzunehmen. (S.-A. aus Zeitschrift für die gesammte Strafrechtswissenschaft. 17. Bd.) — Gröber: Die Bedeutung des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches für den Arbeiterstand.

Digitized by Google

Stuttgart, Jos. Roth 1897. — Dr. Wilhelm Bernstein: Allgemeine deutsche und allgemeine österreichische Wechselordnung. 2. Lig. Breslau, C. Morgenstern 1897. — Dr. W. Lexis: Der gegenwärtige Stand der Währungsfrage. Vortrag. 2. Ausg. mit Ergänzungen bis zur Gegenwart. Dresden, v. Zahn u. Jaensch 1896. — Dr. Karl Rathgen: Die Entstehung des modernen Japan. Vortrag. Ebd. 1896. — Isidor Kaaitz: Die Technik des Giro-Verkehrs. Vortrag. Wien, Alfred Hölder 1896. — Dr. Richard Meisirchaer: Die Armenpflege einer Großstadt vom Standpualte der christlichen Auffassung der Armenpflege. (Vorträge u. Abhandlungen, hggb. von der Leo-Gesellschaft. 5.) Wien, Mayer u. Co. 1896. — Joseph Gebele: Das Schulwesen der k. bayer. Haupt- und Residenzstadt München in seiner geschichtlichen Entwicklung und unter Berücksichtigung der älteren bayerischen Schulzustände aus archivalischen Quellen. Mit 6 Abbildungen. Festgabe. München, Max Kellerer 1896. — Dr. Johannes Uabehaun: Versuch einer philatelistischen Selectionstheorie. Jena, Gustav Fischer 1896. — Phil. Jac. Lucht: Kurze Anleitung für die Verarbeitung und Verwendung von Portland-Cement. Frankfurt a. M., H. Bechhold. — Cours de vacances de l'*Alliance française*. (Alliance française pour la propagation de la langue nationale dans le colonies et à l'étranger.) Paris, Armand Colin et Cie. — Dr. Reinhold Günther: Der Feldzug der Divisica Lecourbe im Schweizerischen Hochgebirge 1799. Gekrönte Preisschrift. Mit Uebersichtskarte u. 4 Skizzen. Frauenfeld, J. Huber 1896. — Moltke's militärische Correspondenz. Aus den Denkschriften des Krieges 1870/71. Hggb. vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. 2. Abtheilung. Vom 3. Sept. 1870 bis 27. Jan. 1871. (Moltke's militärische Werke. I. Militärische Correspondenz. 3. Th. 2. Abth.) Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1896. — Robert Davidsohn: Geschichte von Florenz. 1. Bd. Aeltere Geschichte. Mit Stadtplan. Ebd. 1896. — Derselbe: Forschungen zur älteren Geschichte von Florenz. Ebd. 1896.

Neue Kataloge: Theodor Ackermann, Antiquariat, München. Nr. 419: Bayerische Geschichte; 421: Romanisch und Französisch; 423: Geschichte u. Geographie Oesterreichs; 424: Philosophie; 426: Onomatologie; 427: Alchemie, Hypnatismus ꝛc.; 428: Geschichte, Geographie. — C. Freiesiebens Nachf., Straßburg. Nr. 26: Neueste Erwerbungen. — Karl W. Hiersemann, Leipzig. Nr. 174: Deutsche Sprache und Literatur. — F. A. Brockhaus, Leipzig. Mittheilungen. 1896, Nr. 3. Neuester Verlag. — Breitkopf u. Härtel, Leipzig. Mittheilungen Nr. 47. Nov. 1896: Musikalien. — *Public Library of Boston.* Monthly bulletin of books added. Vol. I No. 9. Novb. 1896. — Bibliothek des Dr. Cajetan Frhr. v. Felder. Versteigerung durch S. Kende in Wien, 3. December cr. u. a. d. ff. TT. — S. Kende, Wien 1896, Nr. 24: Portrait-Sammlung Frhr. v. Felder, 3. Abth. Oesterreichische Regiments-Inhaber des 17. bis 19. Jahrhunderts. Militaria. — J. Heß, Ellwangen, Antiquar. Kat. Nr. 44: Deutsche Sprache und Literatur. Nr. 45: Größere und seltene Werke aus allen Wissenschaften.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Religiöse Studien eines Weltkindes.

Von

W. H. Riehl.

Vierte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Elegant gebunden 7 Mark.

Die „Religiösen Studien eines Weltkindes" haben bei den Gebildeten aller Konfessionen gleich freundliche Aufnahme gefunden. Religiöse Versöhnung ist der Grundgedanke dieses Andachtsbuches eines Weltmannes. Zufriedenheit mit Gott und der Welt, Gottvertrauen und daraus hervorgehend Selbstvertrauen lehrt Riehl als die erste Grundbedingung zu einem glücklichen Leben. (16484)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Neuigkeiten * Weihnachten 1896.

Louise von Kobell: Münchener Porträts, nach dem Leben gezeichnet. 13 Bog. Geh. 2 M. 50 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.

Inhalt: I. Pettenkofer. — II. Karl v. Voit. — III. v. Heyner-Altened. — IV. Lenbach. — V. Fr. A. v. Kaulbach. — VI. Defregger. — VII. Grützner. — VIII. H. v. Lingg. — IX. Wilhelm Hertz. — X. Björnson.

Dr. M. Kronenberg: Kant. Sein Leben und seine Lehre. 20 Bog. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 5 M. 50 Pf.

Karl Krumbacher, Prof. an der Univ. München: **Geschichte der byzantinischen Litteratur.**

Zweite Auflage unter Mitwirkung von A. Ehrhard, Prof. in Würzburg, und H. Gelzer, Prof. in Jena. 76 Bog. Lex.-8°. Geh. 24 M. In Halbfranz geb. 26 M. 50 Pf.

Dr. Adolf Matthias, Gymnasialdirektor in Düsseldorf: **Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin?** Ein Buch für deutsche Väter und Mütter. 16 Bog. Geh. 3 M. Eleg. geb. 4 M.

Benedictus Niese, Prof. in Marburg: **Grundriss der römischen Geschichte** nebst Quellenkunde. Zweite völlig neubearbeitete Auflage. 17 Bog. Lex.-8°. Geh. 5 M. In Halbfranz geb. 6 M. 50 Pf.

Robert Pöhlmann, Prof. in Erlangen: **Grundriss der griechischen Geschichte** nebst Quellenkunde. Zweite völlig neubearb. Aufl. 17 Bog. Lex.-8°. Geh. 5 M. In Halbfr. geb. 6 M. 50 Pf.

Hermann Frhr. v. d. Pfordten, Privat-Doz. in München: **Musikalische Essays.**

16 Bog. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 5 M. 50 Pf.

Inhalt: Kunst und Dilettantismus. — Grundlagen der Gesangskunst. — Leonore im „Fidelio" und Elsa im „Lohengrin". — Weber und Schumann als Schriftsteller.

August Sperl: Die Söhne des Herrn Budiwoj. Eine Dichtung. Zwei Bände. Geh. 10 M. Eleg. geb. 12 M.

☞ Der rasch bekannt gewordene Verfasser des Geschichtencyklus „Die Fahrt nach der alten Urkunde" (2 Aufl. Geh. 3 M. 50 Pf.; geb. 4 M. 50 Pf.) tritt hier mit einem größeren historischen Roman an die Oeffentlichkeit. Das Werk, zwar auf tiefgründigen historischen Studien ruhend, ist doch vor allem Poesie, und zwar echte vollströmende Poesie. Die vielen Freunde „Der Fahrt nach der alten Urkunde" werden ihre Freude an Sperls neuem hochbedeutenden Werke haben.

Johannes Volkelt, Prof. in Leipzig: **Aesthetik des Tragischen.** 29½ Bog. 8°. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

☞ Der Verfasser der „Aesthetischen Zeitfragen" (1895. Geh. 4 M. 50 Pf.; geb. 5 M. 50 Pf.) tritt hier mit einer ausgeführten Aesthetik, zunächst des Tragischen, an die Oeffentlichkeit. Wie das frühere Buch, so wendet sich auch dieses keineswegs nur an die Fachkreise, sondern an das gebildete Publikum überhaupt, dem es zugleich den vollen Genuß der tragischen Kunstwerke vermitteln helfen will. Die gesamte tragische Weltlitteratur zieht der Verfasser in den Bereich seiner Arbeit, die eine Art ästhetischen Kommentars zu den Dichtern und ihren Werken bietet. Auch gebildete Frauen werden zu den Lesern des ebenso scharfsinnig als fesselnd schreitenden Verfassers gezählt werden dürfen. (17406)

Alt-München in Bild und Wort.

Herausgegeben von G. Auffleger und Karl Trautmann.

Ca. 90 Folio-Lichtdrucktafeln nach den besten vorhandenen Bildern und Stichen, mit erläuterndem Text, in hocheleganter Prachtmappe.

Preis 40 Mark 50 Pf.

(Auch in 19 Lieferungen à 2 Mark zu beziehen.)

Verlag von L. Werner, München, Residenzstr. 17,

Buchhandlung für Architektur und Kunstgewerbe, Prachtwerke und Geschenklitteratur. (17108)

☞ Kataloge und Prospekte gratis und franko. ☜

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Montag, 30. November. Nummer 278.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Allerlei aus der Eifel. Von Ernst Sartorius. — Zur Geschichte des Eigenthums. Von Christian Petzet. — Mittheilungen und Nachrichten.

Allerlei aus der Eifel.

Von Ernst Sartorius (Frankfurt a. M.).

Das Hochland der Eifel gehört mit Ausnahme kleiner belgischer und luxemburgischer Strecken zur preußischen Rheinprovinz und vertheilt sich auf die Regierungsbezirke Koblenz, Köln, Trier und Aachen. Die Eifel ist von zahlreichen kleinen Flüssen, der Prüm, der Salm, der Kyll, der Roer, der Ahr u. a., durchflossen; zahlreiche Berglegel, Kesselthäler und Kraterseen erinnern an die Vulcane, welche in vorgeschichtlicher Zeit hier thätig gewesen sind. Zur Zeit, als die Römer bis an den Rhein vordrangen, wurde auch die Eifel in die römische Cultur hineingezogen und mit Festungsanlagen und einem Netz von Wegen und Heerstraßen bedeckt. Noch bis jetzt haben sich hier redende Zeugnisse jener Cultur in den zahlreichen Resten reicher Villen, Bäder und großartiger Wasserleitungen erhalten. Auch von römischem Bergbau und römischer Landwirthschaft sind Spuren geblieben. Zahlreiche Gaugrafen traten unter fränkischer Herrschaft an die Stelle des römischen Regiments; an die der römischen Castelle und Villen traten Burgen mächtiger Dynasten, die jetzt fast alle ausgestorben sind.

Auch fehlte es nicht an bedeutenden, reichsunmittelbaren Abteien, wie Hemmerode, Prüm, Steinfeld, Malmedy und Maria Laach. In die französische Zeit fiel die Säcularisation der geistlichen Stifter, die Abschaffung der Leibeigenschaft und des ganzen Feudalwesens. Die sonst so geduldigen Bauern zerstörten viele Ritterburgen, die ihnen als Symbole alter Knechtschaft galten. Der französischen Regierung war es infolge der schweren Kriegsläufte kaum möglich, das Eifelgebiet wirthschaftlich zu heben. Das neue preußische Regiment that zwar viel für die Anlegung von Verkehrsstraßen, für die Aufforstung und die Hebung des Bergbaues. Aber noch lange blieb die Eifel das Schmerzenskind unter den preußischen Landen. Erst seit 1870 begann man die Eifel mit Eisenbahnen zu durchziehen, die noch 1884 mehreren Kreisorten und anderen wichtigen Verkehrsplätzen fehlten. Eine größere Stadt in der Eifel gibt es nicht; Aachen und Trier werden nicht dazu gerechnet.

Zur Römerzeit und im Mittelalter scheint das Klima milder gewesen zu sein. Selbst im Innern der Eifel, wie in Gerolstein, im Kyllthale, wurde früher Wein gebaut, aber die Weingärten sind ohne Spur verschwunden. Noch um die Mitte des 17. Jahrhunderts gab es in Zülpich Weinberge. Wie das Meer für die Uferbewohner, so ist in Gebirgsgegenden der Wald das Fideicommiß der ländlichen Gemeinde. Ausgedehnte Strecken der Eifel waren in der Urzeit mit Wald bedeckt, wo jetzt nur kahle Oede oder elendes Gestrüpp sichtbar ist. Sorglosigkeit, das gänzliche Fehlen einer rationellen Forstwirthschaft, die vielen Kriege ꝛc. haben dem Wald in dieser Gegend so viel geschadet. Der Theil der Eifel, welcher das Hohe Venn heißt und in den Kreisen Malmedy und Montjoie liegt, besteht aus weit ausgedehnten Hochmooren mit äußerst spärlichem Pflanzenwuchs. Häufige Stürme und furchtbares Schneewehen, sowie die zahlreichen, nur von dünner Moosdecke überzogenen Löcher werden leicht dem verirrten Wanderer und dem wenigen weidenden Vieh verhängnißvoll. Hier ist das Klima auf den öden, steinichten Höhen derart unwirthlich und rauh, daß es an jene schauerlichen Landschaften in den Gesängen Ossians erinnert. Hier (Montjoie, Malmedy) ist der Reinertrag für den Hektar 3.9—5.10 Mk., während er im Kreise Jülich 59.40 Mk. erzielt. Während des Nothjahres 1883 flossen den schwer geplagten Eifelbauern von der Regierung, von Vereinen und Privatpersonen Gaben derart reichlich zu, daß der Ueberschuß von 75,000 Mk. dem rheinischen Bauernverein überwiesen wurde. Außer der Fürsorge der Regierung geschieht viel von dem Eifelverein (Vorsitzender Realgymnasialdirector Dronke in Trier) für die wirthschaftliche Hebung der Eifel; durch ausgedehnte Versuche sucht man die für die einzelnen Höhenlagen besten Getreidearten festzustellen und dadurch den Ackerbau ergiebiger zu machen. Daß die Eifel jetzt so viel und so gern von Touristen und Sommerfrischlern aufgesucht wird, ist auch fast nur jenem Verein zu danken. Schafzucht und Fischerei lagen seither darnieder, letztere aber sucht man durch Aussetzung von Forellen, Aalen ꝛc. mit Erfolg zu heben. Unweit Sourbrodt (nicht weit von dem Truppenübungsplatz Elsenborn) wurden 1889 Arbeiterbaracken und Ziegeleien angelegt, um allmählich ein größeres Torfwerk herzustellen und landwirthschaftliche Cultur damit zu verbinden. Gründer dieser Unternehmungen ist der Oberst z. D. v. Giese in Aachen.

Dieser sucht in seiner neuesten Broschüre „Große Zwecke! Große Mittel!“ nachzuweisen, daß mit den schon jetzt gesammelten Millionen der Arbeiterversorgungscassen bald, d. h. vor Eintritt des Alters oder der Invalidität, die sparenden Arbeiter thatkräftig unterstützt werden können mittelst großer gemeinnütziger Arbeiten in der Nähe ihrer Heimath. Die Provincialverwaltungen sollen unter Anleitung des Staates gleichzeitig und gleichmäßig im großen während der nächsten 25 Jahre die Oedländereien cultiviren, vorher große Uebungsfelder für ganze Armeecorps in denselben auswählen, die bewohnten Orte durch Torfstiche heben, Arbeitervorstädte mit 1—4 Familienhäusern anlegen, Kleinbahnen und Binnencanäle bauen und die Naturwüste besser verwerthen als bisher. Inwieweit sich die Pläne des Hrn. v. Giese verwirklichen lassen, sei dahingestellt.

Beim Landbau des Eifelgebiets herrscht noch vielfach die anderwärts schon längst überwundene Dreifelderwirthschaft. Auch das „Schiffelland“ nimmt noch einen beträchtlichen Theil des Bodens ein. Dieses „Schiffeln“ besteht darin, daß der Boden nach 10, 15, 20 Jahren abgeschält oder „abgeplaggt“ und dann auf kleinere Haufen zusammengebracht wird, welche mit dürrem Gestrüpp oder Ginster

gefüllt und so verbrannt werden. Die Zersplitterung des Grundbesitzes, schon im Mittelalter üblich, ist immer noch groß. Häufige Mißernten drohten den an sich wenig ergiebigen Ackerbau völlig zu vernichten. Kein Wunder, daß dergestalt die Bevölkerung nicht zu-, sondern abgenommen hat.

Ob der alte Hexameter:

„Eiflia doctorum genetrix praeclara virorum"

auf Wahrheit begründet ist, mag auf sich beruhen.

Der Flächeninhalt des Eifelgebiets beläuft sich auf etwa 8500 Quadratkilometer mit rund 600,000 Einwohnern, also 50—70 auf den Quadratkilometer, während für ganz Preußen 80, für die Rheinprovinz 160 Seelen auf den Quadratkilometer kommen.

In confessioneller Beziehung herrscht der Katholicismus vor; Protestanten finden sich in etwas größerer Zahl nur in den industriellen Bezirken. Der Kreis Adenau zählt nur 84 und der Kreis Daun nur 130 Protestanten.

Der Adel hat wenig Bedeutung; in den meisten Kreisen gibt es keine, in den anderen nur wenige Rittergüter von mäßigem Umfange. Zu den namhaftesten Edelleuten gehören der auch in Belgien und Westfalen reich begüterte Herzog von Aremberg und die Grafen v. Spee und Mirbach. Der Kleinadel ist nicht sonderlich reich und meist gouvernemental gesinnt.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen will ich manche Einzelheiten aus der nördlichen Eifel, d. h. den Kreisen Eupen, Montjoie, Malmedy und Schleiden, berichten, wo ich mehrere Wochen verweilte. Die Höhenzüge des Kreises Eupen wollen manche nicht mehr zur Eifel rechnen, auch die Eupener wollen keine Eifler sein, obwohl sie Sachkundige, wie Dronke, dahin zählen; das ist die alte Geschichte, über welche sich schon Karl Simrock lustig gemacht hat: niemand wolle in der Eifel wohnen, die erst drei Stunden weiter hinten anfange. Die Stadt Eupen, 15,000 Einwohner, weitläufig gebaut, hart an der belgischen Grenze gelegen, verdankt ihre Bedeutung vornehmlich der blühenden, durch französische Hugenotten ins Leben gerufenen Wollindustrie. Diese protestantischen gewerbfleißigen Flüchtlinge erlangten auch an anderen Eifelorten, soweit diese nicht Krummstabsland waren, Bürgerrecht. Im Nordwesten des Kreises Eupen liegt das neutrale Gebiet der ehemaligen Mairie Moresnet, über deren Theilung zwischen Belgien und Preußen eine Einigung noch nicht erzielt worden ist. Dort sind auch die großen, aber bald erschöpften Galmeigruben von Altenberg (Vielle Montagne). Im neutralen Gebiet ist das Deutsche Muttersprache, ebenso wie in elf angrenzenden belgischen Dörfern, Baelen, Welkenraedt u. s. w. Von dem Kreise Meisenheim, früher unter hessen-homburgischer Oberherrschaft, abgesehen, ist der Kreis Eupen der kleinste in der Rheinprovinz und zählt auch die wenigsten Gemeinden. Die Rindviehzucht steht auf sehr hoher Stufe, begünstigt durch die umfangreichen Wiesen (23.7 Proc.) und die ertragreichen Weiden, welche 19.9 Proc. der Gesammtfläche betragen. Dagegen nimmt der Kreis von Ackerflächen und Gärten mit 6.2, resp. 0.1 Proc. den geringsten Procentsatz im ganzen preußischen Staate ein. Doch beläuft sich der durchschnittliche Reinertrag immerhin auf 24.60 M. pro Hektar.

An Holzungen (50.2 Proc.) steht im Regierungsbezirk Aachen der Kreis Montjoie oben an; sonst stehen ihm in der Rheinprovinz die Kreise Kochem und Zell (Reg.-Bez. Koblenz) gleich. Montjoie, mit an 2000 Einwohnern, dessen Name mannichfach gedeutet wird, im Volksmunde Montschau geheißen, liegt an der Roer, in einem von hohen Bergen eingeschlossenen Thale. In Montjoie, welches nach dem Aussterben der Dynasten gleichen Namens an das Herzogthum Jülich und dann an die Kurpfalz fiel, haben die Franzosen im 17. Jahrhundert entsetzlich gehaust. Das hoch gelegene, aber verwetterte Schloß ist noch ein beredtes Zeugniß ihrer Zerstörungswuth. Im vorigen Jahrhundert war hier die Tuchfabrication weltberühmt und der Ort weit größer als jetzt. Aber auch heute sind die Tuchfabriken und Spinnereien von Montjoie nicht ohne Belang. Montjoie erfreut sich erst seit 1885 der Bahnverbindung mit Aachen und wird nun seiner hohen Lage wegen von Fremden, selbst von Engländern, viel besucht. Von Montjoie's Berühmtheiten seien namhaft gemacht der in Crefeld verstorbene Großindustrielle H. Scheibler, als Musikschriftsteller und Erfinder des Metronoms bekannt, der 1890 gestorbene protestantische Kirchenhistoriker J. H. Kurtz, früher in Dorpat, und der noch in Aachen lebende katholische Kirchenhistoriker Alfons Bellesheim.

Der Kreis Montjoie wird im Süden vom Kreise Malmedy begrenzt. Hier liegt der höchste Punkt des Hohen Venn, die Botrange (713 m) und nicht weit davon, aber auf belgischem Boden, die Baracque Michel (675 m). Beide Berge, mit Aussichtsthürmen versehen, werden in schöner Jahreszeit häufig besucht. Zu den Füßen rund um den Thurm herum breitet sich eine weite, nur mit Haidekraut bewachsene Hochebene aus. Hie und da gewahrt das Auge einen Wacholderstrauch, einen verkrüppelten Baum oder eine durch Nebel und Frost im Wachsthum verkommene Waldanlage. Auch Thiere, selbst Schmetterlinge, stören diese Einsamkeit nicht. Die schöne Jahreszeit ausgenommen, trifft man auf diesen unwirthlichen Höhen kaum Wanderer.

In der Kreisstadt Malmedy und acht umliegenden Dörfern nebst mehreren Weilern sind an 10,000 Wallonen seit Urzeiten ansässig. Diese preußische Wallonie ist (wenn man etwa einige Ortschaften der Regierungsbezirke Osnabrück und Aurich ausnimmt, wo ein holländisches Patois geredet wird) der einzige von einem nichtdeutschen Stamme bewohnte Landstrich im westlichen Preußen. Malmedy bildete mit der benachbarten belgischen Stadt Stavelot eine reichsunmittelbare Benedictinerabtei und wurde 1795 säcularisirt. Der letzte Abt Célestin Thys starb 1796 in Hanau. Nachher bildete es einen Bestandtheil des Ourthe-Departements (Lüttich) und Sitz einer Unterpräfectur. Da der Wiener Congreß Preußen das ganze Gebiet des ehemaligen Erzstifts Köln zusprach, fiel die Abtei Malmedy an Preußen, dagegen das dem Lütticher Sprengel zugehörige Schwesterkloster Stavelot an Belgien. Die Grenze bildet das Flußchen Challes (l'eau rouge). Diese gewaltsame Loslösung einer über tausend Jahre währenden Zusammengehörigkeit können die Malmedier noch heute nicht ganz verschmerzen. Dazu kamen andere Uebelstände. Bekanntlich ist das Wallonische eine eigenartige, vom Schriftfranzösischen vielfach abweichende Mundart, mit der in der Picardie gesprochenen verwandt. Wie der Holländer rasch deutsch, so erlernt der Wallone rasch das Französische. Für die Bewohner der Stadt Malmedy und der umliegenden Ortschaften blieb unter preußischer Herrschaft das Französische als Schul- und vielfach auch als Amtssprache bis 1876 in Kraft. Noch bis in die sechziger Jahre hinein waren die Malmedier selten, welche einen halbwegs richtigen deutschen Brief schreiben konnten. Aber jetzt ist das Deutsche die einzige officielle Sprache in Schule und Amt. In der Kirche, beim Communionunterricht, sowie bei der Katechismusunterweisung auf der unteren Lehrstufe wird das Französische angewendet. Häufig, besonders auf den Dörfern, sind die ABC-Schützen des Deutschen völlig unkundig, auch die Lehrer meistern selten das Wallonische. Darum ist auf der unteren Schulstufe der Unterricht hauptsächlich Sprechübung und Anschauungslehre. Wallonischerseits ist man natürlich dieser Art von Germanisirung gram und höchst ungehalten über die Be-

feitigung des Französischen als Unterrichtssprache, mit dem doch das Wallonische so nahe verwandt ist. Auch die Priester, obwohl meist Deutsche, nehmen diesen Standpunkt ein.

Ein aufmerksamer Beobachter wird aber zugeben müssen, daß bei der niederen Bevölkerung das Französische sichtlich abgenommen hat; natürlich wird das Wallonische wohl ebenso wenig schwinden wie das Kölner Platt. Das junge Geschlecht spricht jetzt geläufig deutsch, wenn auch mit eigenartiger Betonung. Bei dem besseren Bürgerstande herrscht immer noch die französische Sprache vor, in welcher auch die beiden Wochenblätter des Städtchens erscheinen. Im wallonischen Idiom wird ein Kalender veröffentlicht. Malmedy ist eine sehr gesellige Stadt, doch nur vier musikalische Vereine bethätigen sich in wallonischer und französischer Sprache. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit der preußischen Wallonie mit dem großen deutschen Vaterlande ist seit 1866 sehr erstarkt. Der frühere Brauch, daß Malmedier in Belgien Unterkunft als Geistliche oder Beamte fanden, hat zusehends abgenommen.

Malmedy ist eine gewerbreiche Stadt, besonders in der Lederindustrie; auch Felix Faure vertrieb früher Häute dahin. In seiner äußeren Erscheinung wie in seinen Sitten unterscheidet sich Malmedy nur unwesentlich von den kleineren belgischen, wallonischen Städten. Die Straßennamen und Geschäftsschilder führen fast nur französische Bezeichnungen. Eine an sich so wenig deutsche und überdies noch hart an Belgien grenzende Stadt hätte in Bezug auf Schulen mehr Aufmerksamkeit verdient. Seit 1869 erst ist Malmedy mit einem Progymnasium beglückt. Angesehene Familien ziehen es vor, ihre Töchter in belgischen Klosterschulen erziehen zu lassen. In religiöser Beziehung herrscht in und um Malmedy, sowie im ganzen Kreise der Katholicismus; die 325 Protestanten des Kreises entfallen fast nur auf Beamte, Grenzaufseher und Gendarmen. Die Stadt Malmedy zählt nur zwei protestantische Geschäftsfamilien, von welchen die eine kinderlos ist und die andere die Kinder katholisch erziehen läßt. Der ganze Kreis umfaßt eine protestantische Seelsorgestation seit 1845. Der protestantische Gottesdienst findet im alten Abteigebäude und — o quae mutatio rerum — im ehemaligen Refectorium der Benedictinermönche statt. Juden gibt es hier, sowie im angrenzenden Kreise Montjoie gar nicht. Die Malmedier Berühmtheiten haben ihre Zeit gehabt; in neuester Zeit dürfte wohl Maria Anna Libert (1782—1865) durch ihre in Fachkreisen sehr geschätzten Leistungen in der Botanik zu nennen sein. Um die Ortsgeschichte hat sich erhebliche Verdienste der 79jährige, in französischer Sprache schreibende Rentner Dr. jur. Arsène de Noüe, der Abkömmling eines alten französischen Adelsgeschlechtes, erworben; ebenso sein Sohn Paul, z. Z. Regierungsassessor in Bielefeld. Ein anderer Malmedier, der ehemalige Lehrer am dortigen Progymnasium G. de Molinari, siedelte nach Paris über, wo er französischer Publicist und auch gelegentlicher Mitarbeiter der „Revue des deux mondes" wurde.

Der Großgrundbesitz im Kreise Malmedy ist wie in dem von Montjoie ohne Bedeutung. Die Ackerflächen nehmen nur 26.6 Proc., die Weiden 37.5 Proc. und Wiesen 8 Proc. der Gesammtfläche ein. Zu den landschaftlichen Schönheiten Malmedy's, welches auch als Luftcurort vornehmlich von Belgiern besucht wird, kommt noch eine eisen- und kalkhaltige Mineralquelle. Dieselbe soll gehaltreicher als der Brunnen von Spa sein. Trotzdem und trotz aufblühender Industrie ist Malmedy erst seit 1885 mit Aachen und so mit dem übrigen Deutschland durch die Eisenbahn verbunden. Wer vordem nach Malmedy reisen wollte, mußte dies entweder mit der Bahn Aachen-Verviers-Spa-Francorchamps und dann mit der Post thun, oder er mußte von Eupen vier Stunden mit der Post fahren.

Der Kreis Schleiden, welcher an den Kreis Malmedy von Osten grenzt, ist an Flächeninhalt der drittgrößte der Rheinprovinz (89,362.4 Hektar). Derselbe hat noch immer ansehnliche Eisen- und Bleierzlager. (Mechernicher Bergwerk). Schleiden (568 E.) wird zuerst ums Jahr 1115 urkundlich erwähnt. Die ersten Dynasten von Schleiden waren die Herren von Blankenheim, nach ihrem Aussterben (1445) die Grafen von Manderscheid. Unter dieser Dynastie wurde 1559 in der Stadt und Grafschaft Schleiden die Augsburgische Confession eingeführt. Der Name der kleinen Bergstadt, welche berühmte Söhne wie den großen Publiristen und Historiker Sleidanus, eigentlich Johann Philipsen, und den Humanisten Joh. Sturm in Straßburg hervorbrachte, war damals durch ganz Schottland bekannt. Im Jahre 1593 starben die Grafen von Manderscheid aus, und Schleiden fiel an den Grafen Philipp von der Mark, Herrn von Seraing und Sumain, den Urenkel des Grafen Wilhelm von der Mark mit dem Beinamen sanglier des Ardennes, der von Walter Scott in „Quentin Durward" mit grellen Farben geschildert ist. Im Jahre 1619 wurde die öffentliche Ausübung des protestantischen Bekenntnisses unterdrückt und der Katholicismus wiederhergestellt. Das gräflich Märkische Haus erlosch im Jahre 1774 im Mannesstamm, und der Gatte der letzten Erbin, Herzog Ludwig Engelbert von Aremberg, nahm die Grafschaft Schleiden in Besitz. Unter ihm, dessen Andenken noch heute gesegnet ist, wurde der Protestantismus wieder tolerirt. Jedoch die eigentliche Toleranz, d. h. die gesetzliche, bürgerliche Gleichberechtigung beider Confessionen trat wie in ganz Westeuropa auch hier erst durch die französische Revolution in Kraft. Im Frieden von Lüneville (1801) mußte der Herzog von Aremberg die Grafschaft Schleiden und seine übrigen linksrheinischen Besitzungen an Frankreich abtreten und wurde dafür mit der Souveränität über die vormalige kurkölnische Veste Recklinghausen und das zum Bisthum Münster gehörige Amt Meppen entschädigt. Durch den Wiener Congreß verlor zwar der Aremberger die Hoheitsrechte, behielt aber die reichen Domänen. Bis zum Jahre 1819 war der Besitz Schleidens zwischen Mecklenburg-Strelitz und Preußen strittig, verblieb aber bei letzterem.

Schleiden ist die kleinste und die einzige eines Amtsgerichts entbehrende Kreisstadt in ganz Preußen. Die auf der Strecke Call-Hellenthal gelegene Stadt erfreut sich einer würzigen Luft, schöner Promenaden, hübscher, theilweise bewaldeter Aussichtspunkte, zweier Bäder und anderer Vorzüge. Heuer war trotz des Regenwetters und der Einquartierung der Fremdenzufluß stärker als je. Die Perle von Schleiden ist das materisch gelegene Schloß des Herzogs von Aremberg, welches jetzt zu Beamtenwohnungen dient, demnächst aber stilvoll umgebaut werden wird. Außer den großen Wäldern des Herzogs von Aremberg (4030 Hektar mit 28,452 Mk. Ertrag) zählt der Kreis Schleiden fünf Rittergüter, das größte von 1361.85 Hektar.

Manche alte Sitten und Gebräuche haben sich noch im Schleidener Gebiete erhalten. Doch wird der Kittel selten. Jedes zur Taufe gebrachte (katholische) Kind wird von 10—20 Frauen begleitet. Einige Wochen nach der Taufe, wenn die Mutter ihren Kirchgang gehalten hat, wird das sogenannte Kindessen gehalten, wozu alle weiblichen Verwandten, Bekannten und Nachbarn sich zu einer großartigen Kaffeeschlacht einfinden. Bei den sonst so bescheidenen Eifelfrauen macht sich dann übergroße Munterkeit geltend. Auch Jungfernversteigerungen und eigenthümliche Bräuche bei den Heirathen sind noch im Schwang. Im Todtenhause ist noch die Todtenwache üblich; zwei Personen pflegen eine Stunde bei der Leiche den Rosenkranz oder andere Gebete herzusagen. Dabei und nach der Bestattung pflegt gehörig gegessen und getrunken zu werden; die Geist-

lichkeit eifert heftig gegen diese immer mehr schwindende Unsitte. Ehe der Landmann die Saat in den Boden streut, segnet er den Samen und das Land; deßgleichen trägt er, wenn die Saat hervorgekommen ist, 1—3 geweihte Palmenzweige in jeden Acker und betet dabei einige Vaterunser. Am Nikolaustage wird ein Ochse maskirt, und eine gleichfalls maskirte Person reitet auf demselben in die Häuser, um die Kinder zu beschenken oder zu bestrafen. Am 3. Januar darf man nicht in den Wald fahren: „denn heute ist Waldtag; der Wald will seine Ruhe haben, sonst gibt es ein Unglück." Wahrscheinlich hängt diese Sitte mit der an diesem Tage gefeierten hl. Genovefa zusammen. Den reichen Sagenstoff der Eifel haben neuerdings Carola Freiin v. Eynatten und Peter Zirbes weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Die zweite Station von Schleiden in der Richtung Call ist Gemünd, ein gewerbreiches Städtchen von 1629 Einwohnern, dessen Lage wegen drei hier zusammenstoßender Thäler große Anziehung bietet und viele Fremden anlockt. Ein Engländer verglich unlängst Gemünd mit dem inmitten des Bleierzdistricts von Castleton (Grafschaft Derbyshire) gelegenen stillen Thale, das wegen seiner Lieblichkeit, Blumenfülle und paradiesischen Ruhe Eden genannt wird.

Von Gemünd aus gelangt man in 1½ Stunden erst auf der Landstraße, dann auf einem bewaldeten Höhenrücken nach dem Trappistenkloster Mariawald. Diese Stiftung trat 1477 als Cistercienserkloster ins Leben und wurde 1795 säcularisirt. Die Kunstsachen der Abtei wanderten auf Nimmerwiedersehen nach Paris, und das Gnadenbild von der schmerzhaften Mutter Gottes, zu dem fleißig gewallfahrt wurde, bekam die Pfarrkirche des benachbarten Dorfes Heimbach. Die werthvolle Bibliothek ging zugrunde, und die Altäre wurden als Brennholz verkauft. Im Jahre 1860 erwarb der damalige Trappistenabt Ephrem van der Meulen in Oelenberg (Elsaß), ein Münsterländer, früher Rector der Selectenschule zu Frankfurt a. M., das in Privathände übergegangene Klostergut von 274 preußischen Morgen für 42,000 Mk., und bald entstand hier ein Trappistenkloster. (L. Wiese zeichnet in „Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen" den Abt van der Meulen als Mann von ungewöhnlicher geistiger und gesellschaftlicher Bildung.) Durch den Culturkampf erfolgte 1875 die Schließung des Klosters, welches 1887 wieder eröffnet wurde und seitdem an Landbesitz merklich zugenommen hat. Die Regel der Trappisten, welche kein neuer Orden sind, sondern nur die ursprüngliche Regel des hl. Benedict und des hl. Bernardus v. Clairvaux wiederherstellen wollen, hat neuerdings einige Abänderungen erfahren. So wird jetzt den Studien mehr Aufmerksamkeit gewidmet, auch der Vollbart mußte dem Scheermesser zum Opfer fallen. Der Orden der Trappisten entfaltet eine stille, der Bodencultur nützliche Thätigkeit und hält sich von Politik und confessioneller Polemik gänzlich fern. Seiner Askese und Wirksamkeit zollten selbst Schopenhauer und Feldmarschall Moltke hohe Achtung. Kein Wanderer, sei er auch Andersgläubiger oder Freidenker, lasse sich einen Besuch in Mariawald verdrießen; er wird freundlich empfangen, bewirthet, herumgeführt und auf Wunsch auch beherbergt, selbst wenn er nichts im Beutel hätte. Von Mariawald aus gelangt man in ½ Stunde bergab nach dem in einem Kessel liegenden lieblichen Dorf Heimbach, wo der Düsseldorfer Gewerbeverein zur Belebung der alten örtlichen Holzindustrie eine Kunstschule für Tischlerei und Schnitzarbeiten errichtet hat. Dieses von Sommerfrischlern viel besuchte Dorf wird im nächsten Jahre mit Düren durch die Eisenbahn verbunden werden.

Etwa vier Stunden von Schleiden liegt der Amtsgerichtsort Blankenheim, 600 Einwohner, 400 Meter über der Meeresfläche, von den Trümmern der alten Burg überragt und von Wäldern umgeben. Zu dem Blankenheimer Schlosse gehörten noch im vorigen Jahrhundert ein Museum und ein Schauspielhaus. Die werthvolle Bibliothek wurde zerstreut; einzelne Handschriften besitzt jetzt die Wallraf'sche Sammlung in Köln, andere Bestände, namentlich Handschriften zur deutschen Literatur des Mittelalters, eigneten sich die Franzosen während der Revolutionszeit an; jene sind nun in der Bibliothèque nationale zu Paris, wo sie eine besondere Abtheilung „Blankenheimensia" bilden. Die Hauptmasse hingegen ist im Palaste des Grafen von Sternberg in Prag (die Sternberge waren die letzten Dynasten von Blankenheim).

Im Jahre 1894 hat der Provincialarchäolog Koenen die Ruinen eines römischen Herrenhauses ausgegraben, das eine Fläche von 0.75 Hektar umfaßt. Hier ist noch die Art der römischen Lustheizung in den Wohn-, Schlaf- und Badezimmern wahrnehmbar; eigentliche Funde wurden indeß nur wenig gemacht.

Fünf Kilometer von der Station Call befindet sich auf waldbegrenzter Anhöhe, nur von wenigen Häusern umgeben, die noch wohl erhaltene ehemalige Prämonstratenserabtei Steinfeld. Die Gründung des ursprünglichen Benedictinerklosters erfolgte um das Jahr 950, im 12. Jahrhundert nahm dasselbe die Regel des hl. Norbertus (Prämonstratenser) an.

Im Mittelalter war die Bedeutung der reichsunmittelbaren Abtei Steinfeld groß, sie hatte das jus paternitatis über die Klöster von Strahoo bei Prag, Tuam in der Provinz Connaught in Irland, St. Vincenz in Breslau und mehrere Stifter in den Niederlanden. Das Jahr 1802 brachte der Abtei Steinfeld den Todesstoß. Die Klosterbesitzungen wurden als „Nationaleigenthum" versteigert; die Gebäude erstanden Privatleute. Die schöne, mit Sorgfalt und Kenntniß gesammelte Bibliothek flog in alle Winde. Vor vierzig Jahren wurde das kunstreich gearbeitete Getäfel (lambris) des Refectoriums (Speisesaal) für 1500 Mark an einen Belgier und von diesem für 4800 Mark an einen Engländer verkauft; jetzt ist es im Kensingtonmuseum zu London. Die noch gut erhaltene Klosterkirche dient nun für die benachbarten Dörfer als Pfarrkirche und ist im sog. Cisterzienserstil gebaut. Sie birgt das Grabmal des 1241 gestorbenen Mönchs Hermann Joseph, der zwar selig gesprochen ist, dessen Heiligsprechung aber immer noch auf Schwierigkeiten stößt. Außer verschiedenen Kostbarkeiten und Reliquien enthält die Kirche noch ein mächtiges Orgelwerk und zwölf lebensgroße, ausdrucksvolle Holzstatuen der Ordensstifter. Der Prämonstratenserorden hat nach der Säcularisation in Deutschland keinen Boden mehr gefunden. Doch bestehen in Oesterreich-Ungarn, Belgien und Holland ansehnliche Niederlassungen. Dieser Orden, welcher im Mittelalter so Großes für die Colonisation und Germanisation, namentlich des nordöstlichen Deutschlands, gethan hat, ist nicht wieder zu seiner früheren Bedeutung gelangt und wirkt auch nicht in der Heidenmission.

Seit 1853 ist in den ehemaligen Klostergebäuden eine königliche Zwangserziehungsanstalt für Knaben und Mädchen katholischer Religion. Hier finden nach § 55 und 56 des Strafgesetzbuchs bestrafte jugendliche Verbrecher Unterricht, sowie Unterweisung in verschiedenen Handwerken oder im Ackerbau. Die früheren Directoren waren Officiere a. D.; jetzt sollen aber nur bewährte Geistliche oder Lehrer ernannt werden. Außer dem Director, vier Lehrern und einer Lehrerin sind noch folgende Anstaltsbeamte thätig. Als Oberbeamte: der Anstaltsgeistliche, welchem auch die Leitung des Unterrichts obliegt, je ein Inspector, Rendant und Secretär, ein Arzt, im Nebenamt, und eine Hausmutter.

Digitized by Google

Als Unterbeamte wirken ein Oberaufseher und drei Aufseher, je zwei Schlosser-, Schreiner-, Schuster-, Schneider-, Bäcker- und Gärtnermeister, je ein Nachtwächter, Pförtner, eine Leinwandjungfer, Aufseherin und Köchin, zwei Mägde und drei Knechte für die Landwirthschaft.

Ein großer Theil der Sträflinge, welche unter strenger, aber väterlicher Zucht stehen, sind Kinder von Fabrikarbeitern, häufig scrophulös, gesunden aber doch meist in der Anstalt. Nach Aussicht des Directors gestaltet sich die Erziehung der weiblichen Corrigenden besonders schwierig. Bis jetzt hat die Anstaltsstatistik ergeben, daß 40 Proc. der ehemaligen Zöglinge sich im Leben gut geführt haben, 20 Proc. mehr oder minder mit den Strafgesetzen in Conflict kamen, 20 Proc. verdorben und 20 Proc. verschollen sind. Im nächsten Jahre sollen die königlichen Zwangserziehungsanstalten einer tiefgehenden Umwandlung unterzogen werden. U. a. beabsichtigt man höheren Orts das sog. Familiensystem des Rauhen Hauses bei Hamburg einzuführen. Während der Ferien bleiben die Zöglinge in der Anstalt und werden in den Werkstätten, auf dem Felde oder in der Kirche beschäftigt.

Von Steinfeld aus lenkte ich meine Schritte nach dem nahe gelegenen Hermann Josephs-Hause (unweit der Station Urft). Hier besteht seit Ostern d. J. eine Arbeitercolonie unter Leitung von Franciscanerbrüdern, welche das System des bekannten protestantischen Predigers v. Bodelschwingh bei Bielefeld (natürlich mit Anpassung an die katholische Religion) angenommen haben. Der Obere empfing mich anfänglich etwas schüchtern und witterte in mir einen Regierungscommissär, obwohl ich doch wahrlich nicht so aussehe. Nach Beseitigung dieses Irrthums war jener recht aufgeräumt und erzählte mir allerlei von dem neuen Unternehmen. Die Franciscanerbrüder, nicht mit dem eigentlichen Franciscanerorden zu verwechseln, sind eine 1860 in Deutschland eingeführte Genossenschaft von Laienbrüdern, welche sich mit Erziehung und Krankenpflege, landwirthschaftlicher und handwerklicher Arbeit befassen. In Elkenroth (Station Betzdorf, Strecke Köln-Gießen) besteht eine größere, von derselben Genossenschaft geleitete Arbeitercolonie. Die Anstalt bei Urft untersteht der rheinischen Provinzial-Verwaltung in Düsseldorf (Landesrath Klausener), welche die früher als Handwerkerschule dienenden Gebäulichkeiten den Franciscanerbrüdern verpachtet hat. Jeder arme, Arbeit suchende Mensch wird aufgenommen und im Handwerk oder in der Landwirthschaft beschäftigt. Länger als zwei Jahre darf aber niemand in der Anstalt bleiben, weil sonst der Unterstützungswohnsitz erworben würde. Die Arbeiter, dermalen 22, welche eine besondere Tracht tragen, haben zwar keinen Lohn zu beanspruchen, bekommen aber nach ½—1jährigem Aufenthalt in der Anstalt eine Unterstützung bis zu 60 Mk. mit auf den Weg. Auch bemüht sich der Vorsteher, denselben Stellen zu verschaffen. Gegenwärtig verfügt die Anstalt über 70 Morgen Wiesen und 24 Morgen Acker; der Boden ist aber ziemlich steinicht. Der Viehbestand (12 Schweine, 4 Stück Rindvieh und 30 Hühner) soll vergrößert werden. Inwieweit die noch nicht ein Jahr alte Anstalt den wirklichen Bedürfnissen entspricht, läßt sich noch nicht beurtheilen.

So wäre ich nun mit meinen, freilich sehr fragmentarisch gebliebenen Schilderungen aus der Eifel zu Ende. Möchten dieselben den einen oder andern Leser zu einem Besuche des immer noch nicht genügend gewürdigten Hochlandes veranlassen.

Zur Geschichte des Eigenthums.

Von dem umfassenden Werke, in welchem Ludwig Felix die Entwicklungsgeschichte des Eigenthums unter culturgeschichtlichem und wirthschaftlichem Gesichtspunkte darzustellen unternommen hat, liegt jetzt der vierte Halbband vor. Die bisher erschienenen, seinerzeit in diesen Blättern angezeigten drei Theile hatten den Einfluß der Natur, der Sitten und Gebräuche, der Religion auf die Entwicklung des Eigenthums geschildert; der vierte behandelt den Einfluß von Staat und Recht und wird, da hier ein überreicher Stoff zu bewältigen ist, den doppelten Umfang der früheren Bände annehmen.[1])

Da die Geschichte des Eigenthums einen Hauptheil der Culturgeschichte bildet, entrollt sie ein sehr mannichfaltiges und lebensvolles Gemälde der Zustände und Geschehnisse auf ihrem Gebiete bei den verschiedenen Völkern. Von den dunklen, primitiven Zeitaltern bis zu denjenigen, die in klarer Beleuchtung vor unserm geistigen Auge stehen, werden uns alle Erscheinungen, Thatsachen und Kundgebungen vorgeführt, die irgendwie auf Besitz und Eigenthum Bezug haben und damit in Zusammenhang zu bringen sind. Eine Fülle von Nachweisen, stets belegt durch gewissenhafte Anführung der Quellen und Belege, erläutert jede Eigenart der Vorkommnisse, die uns mit der stufenweisen Entwicklung des Eigenthums an beweglichen und unbeweglichen Dingen bekannt machen. Am Schlusse jedes größeren Abschnitts werden die Ergebnisse der Einzelforschungen in lichtvollen Ueberblicken zusammengefaßt, die dem Leser um so willkommener sind, je mehr er sich den hohen Zielpunkten des Verfassers anschließen muß. So wird er schon zurückschauend auf die Gewaltsamkeiten, die den Grundzug der ältesten Zeiten bilden, mit Genugthuung auch von den fruchtbaren Keimen Kenntniß nehmen, die, wenn auch noch vereinzelt, schon frühzeitig zu wohlthätiger Entfaltung gelangen.

„Aus dem Kriege geht das Städtewesen, die Gliederung der Gesellschaft, der öffentliche Haushalt, die Rechtspflege, der Staat hervor. Durch die staatliche Autorität wird der thatsächliche Besitz zum rechtlichen, zum Eigenthum erhoben. Mitten in der Gewaltsamkeit des ungezügelten Despotismus gewahren wir wenigstens Ansätze zu äußerer Ordnung und Sicherheit; die Rechtspflege, anfänglich pure Rache, läßt schon in dieser ihrer rohesten Form bald das Streben nach Schonung und Schutz von Leben und Eigenthum wahrnehmen; das Abgabenwesen, wenn auch vorerst auf Willkür und Erpressung gegründet, schafft doch die dem Gemeinwesen unerläßlichen Mittel herbei und spornt mindestens einen Theil der Menschheit zu nützlicher Thätigkeit an. Das Eigenthum, anfangs Stammes- und Familieneigenthum, wird in dem Maße, als mit der Abnahme des gewaltthätigen Geistes das Individuum zu selbständiger Geltung gelangt, Individualeigenthum — eine Entwicklung, die sich sowohl in Bezug auf bewegliche Güter, als auch auf Grund und Boden in den verschiedensten Phasen verfolgen und schon früh sehr beträchtliche Größenunterschiede — die Kluft zwischen Arm und Reich — erblicken läßt. Mit dem Sinne für das Eigenthum und für die Familie entwickelt sich der für das Erbrecht, das anfangs, wie jede andere Einrichtung, insofern den gewaltsamen Charakter primitiver Zeitalter bekundet, als es einerseits zum Theil mit der Pflicht der Blutrache zusammenhängt, andrerseits die Zurücksetzung der Schwachen und Hülflosen, ja den vollständigen Mangel an Rücksicht auf diese verräth, das allmählich jedoch mit der Annahme milderer Sitten den Anforderungen der Gerechtigkeit zugänglich wird."

Bei der Darstellung der Entwicklung und Vervollkommnung der allgemeinen Tauschmittel im orientalischen Alterthum und der Anwendung der edlen Metalle wird uns eine Geschichte des Geldes in dem betreffenden Zeit-

[1]) „Der Einfluß von Staat und Recht auf die Entwicklung des Eigenthums. Von Ludwig Felix. I. Hälfte, Leipzig, Duncker u. Humblot 1896."

Digitized by Google

raum geboten; auch über die Anfänge der Maß- und Gewichtsbestimmungen erhalten wir Aufklärung.

Der Betrachtung der Eigenthumsentwicklung in den primitiven Zeitaltern schließt sich die im orientalischen Alterthum an, wobei insbesondere die durch die neueste Entzifferung der Keilinschriften für Assyrien und Babylonien gewonnenen Ergebnisse Interesse erregen werden. Bei allen innerhalb dieser Zeiträume zu Tage tretenden Fortschritten kann indessen, streng genommen, von wirklichem Privateigenthum insofern noch keine Rede sein, als sämmtliche orientalische Staaten Despotien und folglich ihre Beherrscher die eigentlichen Eigenthümer waren.

Die engen Beziehungen zwischen dem Eigenthum und der persönlichen und politischen Freiheit treten erst im classischen Alterthum in helles Licht. Die Griechen wußten das hohe Gut der Freiheit zu würdigen, und allen Freien wurden bei ihnen die Eigenthumsrechte ausdrücklich zuerkannt. Indessen war die Zahl der Freien noch beschränkt, und die verschiedenartigen Staatsformen äußerten auch auf das Eigenthum und dessen Schutz ihre abweichenden Einflüsse. Schließlich wurde durch die Ausschreitungen der Demokratie das Eigenthum fast ebenso sehr gefährdet und unsicher, wie durch die Uebergriffe der Tyrannis.

Erst bei den Römern fand, wie das Recht überhaupt, so auch das Recht des Eigenthums seine vollständige und folgerichtige Ausbildung und Durchführung, soweit sie eben beim Bestehen der Sklaverei möglich war. Die Entwicklung des staatlichen und bürgerlichen Eigenthums an Grund und Boden, an Personen und Sachen, in Steuer- und Schuldverhältnissen, nach seinen verschiedenartigsten wirthschaftlichen und rechtlichen Formen wird vom Verfasser gründlich eingehend erörtert. Wie die Kriegsbeute und die Soldatenbelohnungen, die Städtegründungen und die Verfassungsordnungen, die politischen und finanziellen Maßnahmen der königlichen, republicanischen und kaiserlichen Regierungen auf Entstehung und Erhaltung, Niedergang und Verlust des Eigenthums einwirkten, wird uns nicht minder anschaulich vorgestellt als die mannichfaltigen Rechtsbildungen und Einrichtungen, die zur Befriedigung der vielseitigen neuen und veränderlichen Bedürfnisse des sich immer mehr ausbreitenden und umgestaltenden Verkehrs zu dienen hatten. War anfänglich das Eigenthum und die Verfügung darüber, sogar über das Leben hinaus, ausschließlich dem Hausvater zuerkannt worden, so war die Gesetzgebung mit Erfolg bestrebt, jene einseitige Gewalt einzuschränken und die Zurückgesetzten an den Eigenthumsrechten theilnehmen zu lassen. Vom engen Kreise der römischen Patricier ging das Recht auf Plebejer, Italiker und Provinzialen über. Indessen blieb aber doch die Sklaverei das Hinderniß der Erhebung zu einem wahren Rechts- und Culturstaate und zu jener vollen harmonischen Entfaltung der wirthschaftlichen Kräfte, in welcher das Eigenthum seine höchste Bedeutung erlangt. Immerhin gebührt den Römern das Verdienst, für die meisten rechtlichen Beziehungen des Eigenthums anwendbare und zweckmäßige Formen festgesetzt zu haben, und die Nachwelt hat dieses Verdienst anerkannt, indem sie das römische Recht in den modernen Staat entweder unmittelbar herübernahm oder doch als Grundlage und Muster für seine Gesetzgebung benützte.

Mit diesem Ausblick schließt auch das inhalt- und lehrreiche Buch, zu dessen Anzeige diese kurzen Zeilen dienen sollen. Wie in den früheren Bänden, hat auch in diesem vierten der Verfasser den mittelbaren Einflüssen vielleicht mehr Raum gegönnt, als unbedingt nothwendig erscheint, und der juristische Fachmann wird wohl auch bei einzelnen Rechtsfragen Einwendungen erheben, denen der Autor durch seinen nachdrücklich betonten Standpunkt begegnen könnte. Möge es ihm beschieden sein, das vom culturhistorischen und volkswirthschaftlichen Gesichtspunkt unternommene verdienstliche Unternehmen mit dem in wenigen Jahren zu erwartenden Schlußbande, der die Entwicklung des Eigenthums in Staat und Recht durch Mittelalter und Neuzeit zu schildern hat, glücklich zu Ende zu führen — des Dankes einsichtiger Leser, die der Schwierigkeiten eines solchen Versuches eingedenk sind, darf er versichert sein.

Christian Petzet.

Mittheilungen und Nachrichten.

E. B. „Kunstschätze in Elsaß-Lothringen"; von A. Scheicke und Barack, C. Bindr, J. Diemer, E. Schwedeler-Meyer, Seyboth. Straßburg, H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel), 1896. — Die Straßburger Industrieausstellung des vorigen Jahres hatte eine besondere Abtheilung für Kunst und Alterthum in Elsaß-Lothringen eingerichtet, die einen glänzenden Eindruck machte, wenn man auch bei dem notorischen Reichthum des Landes an Kunstschätzen (man vergleiche nur das vortreffliche große Inventar von Fr. X. Kraus, die erste wissenschaftliche deutsche Pionierthat nach dem Kriege) dieselbe noch reichhaltiger und selbständiger erwartet hatte. Im Anschluß an den Separatkatalog dieser Abtheilung, ohne wesentliche Aenderung der Beschreibungen desselben — ich nehme das als einen Mangel des Werkes —, ist nun das oben im Titel angezeigte Tafelwerk erschienen, das in nicht immer einwandfreien Lichtdrucktafeln eine gute Auswahl aus der Ausstellung bietet. Aus dem „burgundischen Kriege", einem Straßburger Druck von H. Knoblochtzer von 1477, wird die älteste Abbildung des Straßburger Münsters reproducirt. Trotzdem bereits kurz nach dem Erscheinen des Katalogs in der „Zeitschrift für christliche Kunst" (1895 Nr. 7) auf die von Kanzel beschriebene Heidelberger Handschrift, Megenbergs „Buch der Natur", hingewiesen wurde, die eine deutlich erkennbare Abbildung der Thurmfaçade um 1450 bietet, ist der Irrthum nicht corrigirt. Eine Federzeichnung (Nr. 139a), die thronende Madonna darstellend, hängt technisch und stilistisch mit dem Meister E. S., dessen Heimath in der Nähe von Freiburg und Breisach zu suchen ist, zusammen; auch der Papagei erinnert an diesen Meister. Sehr interessant sind zwei Pergamentpläne der Münsterfaçade. Charakteristisch ist die Auswahl der Möbel, unter denen ein vortrefflicher Empireschreibtisch, ein wunderbares Cabinet aus Ebenholz, Bronze und Marmor, das zur Zeit Ludwigs XIV. in Paris entstanden und jetzt im Besitze der Stadt Straßburg ist, sowie geschnitzte Bauernmöbel zu erwähnen sind. Der Reichthum an Geweben und Stickereien in Elsaß-Lothringen ist bekannt; die Gobelins aus dem Münster in Straßburg und die Vorsatzen aus Neuweiler von 1470 sind Prachtstücke. In das frühere Mittelalter führt uns die auserwählte Sammlung geschnitzter Elfenbeine. Entzückend sind die Straßburger Fayencen, die sich viel Anregung von Meißen holten. — Gold und Silber ist reich vertreten und gut abgebildet. Außer reichen kirchlichen Schätzen seien der Reppeltsweiler Pocal, jetzt in der Münchener Schatzkammer, und eine reich decorirte Empirevase mit dem Alexanderzug nach Thorwaldsen erwähnt. Holzschnitzereien und Schmiedeeisenarbeiten folgen weiterhin. Köstliche Tafelbilder Schongauers und eine reiche Baldung-Collection, sowie ein Bild von ca. 1450, die Verkündigung und Maria mit Magdalena darstellend, ein Werk von seltener Schönheit und Wahrhaftigkeit, boten noch Gelegenheit zur Abbildung.

* Die Lehre der Ohrenheilkunde an den deutschen Universitäten haben eine Eingabe an das Reichskanzleramt gerichtet, dahin zu wirken, daß bei der ärztlichen Staatsprüfung die Candidaten auch die für den praktischen Arzt nothwendigen Kenntnisse und Fertigkeiten in der Ohrenheilkunde aufweisen müssen. Nach der „Berl. klin. Wochenschr." wird in der Eingabe hervorgehoben, daß es im Deutschen Reiche etwa 38,000 Taubstumme gibt, deren Gebrechen in der Mehrzahl nicht angeboren, sondern erworben ist und von Ohrenerkrankungen herrührt, die, zur rechten Zeit in ärztliche Behandlung genommen, oft heilbar sind; daß bei 75% der verstorbenen Säuglinge Mittelohreneatzündung festgestellt ist, die am Lebenden erkannt und behandelt werden könnte; daß unter den Schulkindern 25% vorhanden sind, die nicht niemal hören; daß dieser Procentsatz sich bei Erwachsenen auf 33% erhöht; daß eine nicht normale Hörschärfe bei Kindern die geistige Ent-

wicklung und bei Erwachsenen die Existenz erschwert; daß unter 158 Todesfällen einer auf Altersentwickelung kommt, wie die Sectionen aus allen Altersstufen ergeben.

* **Leipzig.** Der Rector der Universität, Geh. Rath Prof. Friedberg, ersucht in einer Bekanntmachung am schwarzen Brett der Universität die Studirenden, Fahrräder nicht in der Universität einzustellen, damit die Wände nicht beschädigt werden. Gleichzeitig theilt der Rector mit, daß beschlossen worden sei, demnächst ein Abstellungsraum für die Fahrräder der Studirenden innerhalb der Universität einzurichten.

* **Berlin.** Die Akademie der Wissenschaften wählte zu correspondirenden Mitgliedern ihrer mathematisch-physikalischen Classe die Chemiker Geh. Rath Prof. Johannes Wislicenus in Leipzig und Prof. Rudolf Fittig in Straßburg, den Physiker (Meteoroingen und Astronomen) ord. Honorarprofessor Ernst Abbe zu Jena und die Entdecker des Argon Lord Rayleigh und Prof. William Ramsay in London. — Als Privatdocenten sind in die hiesige medicinische Facultät Dr. med. Max Laehr, Assistent an der Charitéklinik für Nervenkrankheiten, und Dr. med. Heinrich Rosin, Assistent an der medicinischen Universitäts-Poliklinik, aufgenommen worden.

ch. **Basel.** In diesen Tagen begeht der Professor der Medicin Dr. Hermann Immermann die Jubelfeier 25jährigen Wirkens als Ordinarius an unsrer Universität und Vorsteher der medicinischen Klinik des Bürgerspitals.

* **Bern.** An der hiesigen Universität haben im vergangenen Studienjahre 9 Damen die Doctorwürde erlangt, 8 in der medicinischen, 1 in der philosophischen Facultät.

* **Mexico.** William Niven, Mineralog aus New-York, der den Staat Guerrero bereist hat, berichtet, daß er nordöstlich von Chilpancingo die Ruinen einer Stadt entdeckt habe. Die noch aufrechtstehenden Reste von 22 Tempeln und von vielen Gebäuden lassen darauf schließen, daß diese Stadt von ziemlich großer Ausdehnung gewesen ist. Niven berichtet ferner, daß in der Schlucht von Zilatinca ein großer Tempel gestanden haben muß, und daß sich auf dem Hügel von Portrero verschiedene Pyramiden befinden, von denen eine 60 Fuß hoch ist.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 29. bis 30. November folgende Schriften eingegangen:

Dr. A. *Legrelle:* Notes et documents sur la paix de Ryswick. Lille, Desclée, de Brouwer et Cie. 1894. — A. *Channebot:* Le pouvoir temporel et la Maison de Savoie (1864 — 1896). Paris, E. Dentu 1896. — Adolf Hauffen: Einführung in die deutsch-böhmische Volkskunde nebst einer Bibliographie. (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Hggb. von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. 1. Bd. 1. Heft.) Prag, J. G. Calve 1896. — Dr. Albert Pfister: Aus dem Lager des Rheinbundes 1812 und 1813. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1897. — Alfred Bock: Aus einer kleinen Universitätsstadt. Culturgeschichtliche Bilder. Gießen, Emil Roth. — Konrad Richter: Der deutsche S. Christoph. Historisch-kritische Untersuchung. (S.-A. aus Acta Germanica V, 1.) Berlin, Mayer u. Müller 1896. — Hermann Petrich: Melanchthon-Büchlein. Lebensgeschichte des Magister Philippus. Mit Vorwort von D. Emil Frommel. Anklam, A. Schmidt. — Dr. Al. Reonenberg: Kant. Sein Leben und seine Lehre. München, C. H. Beck 1897. — Der Papst in Friedrichsruh. Dresden, Druckerei Glöß 1897. — Dr. Philipp M. Hutm: Die Künstlerinnen der Akad. Beitrag zur Kunstgeschichte Süddeutschlands im 17. und 18. Jahrhundert. Mit 7 Illustrationen und 1 Originat-Radierung von Peter Halm. München, J. J. Lentner 1896. — Dr. Hans Schmid: Das Schauspiel im Schauspiel zur Zeit Shakespeare's. (Wiener Beiträge zur englischen Philologie, hggb. von J. Schipper. V.) Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller 1896. — Lotar Weder: Die Lösung des Trierenräthsels. Mit Abbildungen. Danzig, Theodor Bertling 1896. — Martin Pfannschmidt: D. Carl Gottfried Pfannschmidt. Ein deutsches Künstlerleben. Mit Kunstbeilagen. Stuttgart, J. F. Steinkopf 1896. — B. Jacobsohn: Biblische Frauengestalten. Charakterschilderungen für die reifere weibliche Jugend. Mit 2 Holzschnitten. Leipzig, Oskar Leiner. — Dr. Gustav Storm: Maria Stuart. Geschichte ihres Lebens auf Grund der neuesten Quellenforschung. Uebersetzt von Dr. Pius Wittmann. Mit 4 Vollbildern u. 12 Textillustrationen. 2. Aufg. München, J. Schweitzer 1896.

Weihnachts-Neuigkeiten.

Soeben wird ausgegeben: das erste Tausend von

Julius Wolff: Aslalide.

Dichtung aus der Zeit der provençalischen Troubadours.
Preis elegant gebunden 6 Mark.

Ferner: Die zweite Auflage von (17431)

Ernst Eckstein: Roderich Löhr.
Roman. Elegant gebunden 6 Mark.

Ola Hansson: Der Schutzengel.
Roman. Elegant gebunden 4 Mark.

Berlin SW., Dessauer Straße 18. **G. Grote'scher Verlag.**

Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Gustav Freytags
Gesammelte Werke
Zweite Auflage in 22 Bänden.
Erster Band gebunden 4 Mk. 50.
Einzelne Bände dieser Ausgabe werden nicht abgegeben.
Der erste Band ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung oder vom Verleger zu beziehen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen:

Gedichte
von
Emanuel Geibel.
Aus dem Nachlaß.

Preis geheftet 4 Mark. Elegant gebunden mit Goldschnitt 5 Mark.

In diesen Gedichten treten alle Stadien der Entwickelung des Dichters markant hervor; alle Saiten seiner Leier tönen wieder. Es ist nichts aufgenommen, was Geibels nicht würdig wäre; vieles darf seinen besten Schöpfungen an die Seite gestellt werden.

Möge der Nachlaß-Band das Bild des Dichters vervollständigen helfen und das Verständnis seines Empfindungs- und Gedankenlebens fördern. (16483)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

A. Hartleben's Verlag in Wien.

COLLECTION VERNE.

Autorisierte Ausgabe.

Oktav-Format.

Julius Verne:

1. Band. Von der Erde zum Mond. Dieelte Fahrt in 97 Stunden 20 Minuten.
2. Band. Reise um den Mond.
3. Band. Reise um die Erde in 80 Tagen.
4. Band. Reise nach dem Mittelpunkt der Erde.
5. Band. Fünf Wochen im Ballon.
6. u. 7. Bd. Zwanzigtausend Meilen unter'm Meer. 2 Bände.
8. Band. Abenteuer von drei Russen und drei Engländern in Süd-Afrika.
9. u. 10. Bd. Abenteuer des Kapitän Hatteras. 2 Bände.
11., 12. u. 13. Band. Die Kinder des Kapitän Grant. Reise um die Erde. 3 Bände.
14., 15. u. 16. Bd. Die geheimnisvolle Insel. 3 Bände.
17. u. 18. Band. Das Land der Pelze. 2 Bde.
19. Band. Eine schwimmende Stadt. — Die Blokade-Brecher.
20. Bd. Eine Idee des Doctor Ox. — Meister Zacharius. — Ein Drama in den Lüften. — Eine Ueberwinterung im Eise. — Eine Mont Blanc-Besteigung.
21. Bd. Der Chancellor. Tagebuch des Passagiers J. R. Kazallon.
22. u. 23. Band. Der Courier des Czaar. (Michael Strogoff.) 2 Bände.
24. Band. Schwarz-Indien.
25. u. 26. Band. Reise durch die Sonnenwelt. 2 Bände.
27. u. 28. Bd. Ein Kapitän von 15 Jahren. 2 Bde.
29. u. 30. Bd. Die Entdeckung der Erde. 2 Bde.
31. Bd. Die fünfhundert Millionen d. Begum.
32. Bd. Die Leiden eines Chinesen in China.
33. u. 34. Band. Die großen Seefahrer des 18. Jahrhunderts. 2 Bände.
35. u. 36. Band. Das Dampfhaus. 2 Bände.
37. u. 38. Band. Der Triumph des 19. Jahrhunderts. 2 Bände.
39. u. 40. Band. Die Jangada. Achthundert Meilen auf dem Amazonenstrom. 2 Bde.
41. Band. Die Schule der Robinsons.
42. Band. Der Grüne Strahl.
43. u. 44. Band. Keraban der Starrkopf. 2 Bände.
45. Band. Der Südstern oder das Land der Diamanten.
46. Bd. Der Archipel i. Flammen.
47., 48. und 49. Band. Matthias Sandorf. 3 Bände.
50. Band. Robur der Sieger.
51. Band. Ein Lotterie-Loos.
52. u. 53. Band. Nord gegen Süd. 2 Bände.
54. u. 55. Band. Zwei Jahre Ferien. 2 Bände.
56. Band. Kein Durcheinander.
57. u. 58. Band. Die Familie ohne Namen. 2 Bände.
59. u. 60. Band. Mistreß Branican. 2 Bände.
61. Band. Das Karpathenschloß.
62. Band. Claudius Bombarnac. Notizbuch eines Reporters.
63. u. 64. Band. Der Findling. 2 Bände.
65. u. 66 Band. Meister Antifer's wundersame Abenteuer. 2 Bände.
67. u. 68. Band. Die Propeller-Insel. 2 Bände.
69. Band. Vor der Flagge des Vaterlands.
70. Band. Clovis Dardentor.

Jeder Band ist in illustriertem Umschlag geheftet oder einfach gebunden und enthält 16 bis 25 Bogen Text mit Titelbild.

Preis des Bandes geh. 75 Pf., einfach gebunden 1 Mark pro Band. — Jeder Band einzeln käuflich.

Geschenk-Ausgabe der Collection Verne 70 Bände in feinen Lein enbänden. Preis zusammen 80 Mark.

Diese fein gebundene Geschenk-Ausgabe wird nur komplett abgegeben.

P. K. Rosegger's Ausgewählte Schriften.

Oktav-Ausgaben in 30 Bänden von je 20—30 Druckbogen.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Inhalt von Band 1—20.

P. K. Rosegger,

Das Buch der Novellen. 1., 2., 3. Bd. — **Die Schriften des Waldschulmeisters.** — **Sonderlinge.** — **Die Zelpler.** — **Volksleben in Steiermark.** — **Heidepeter's Gabriel.** — **Waldheimat.** 1., 2. Bd. — **Feierabende.** — **Am Wanderstabe.** — **Sonntagsruhe.** — **Dorfsünden.** — **Meine Ferien.** — **Der Gottsucher.** — **Neue Waldgeschichten.** — **Das Geschichtenbuch des Wanderers.** 1., 2. Bd. — **Herzpredigten.**

Geh. à Band 2 M. 50 Pfg., geb. à Band 3 M. 70 Pfg.

Inhalt von Band 21—30.

P. K. Rosegger,

Höhenfeuer. Neue Geschichten aus den Alpen. — **Allerhand Leute.** — **Jakob der Letzte.** Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen. — **Martin der Mann.** Eine Erzählung. — **Der Schelm aus den Alpen.** — Allerlei Geschichten und Gestalten, Schwänke und Schnurren. 2 Bände. — **Hoch vom Dachstein.** Geschichten und Schilderungen aus Steiermark. — **Allerlei Menschliches.** — **Peter Mayr, der Wirt an der Mahr.** Eine Geschichte aus deutscher Heldenzeit. — **Spaziergänge in der Heimat.** Nebst einem Anhange: Ausflüge in die Fremde.

Geheftet à Band 4 M., gebunden à Band 5 M. 20 Pfg.

✻ P. K. Rosegger's Jugendschriften. ✻

Aus dem Walde. Ausgewählte Geschichten für die reifere Jugend von **P. K. Rosegger.** Mit 36 Abbildungen und einem Stahlstiche. Dritte verm. Aufl. 17 Bogen. 8. In Farbendruck-Umschlag kart. 4 M., geb. mit Goldschnitt 5 M.

Waldferien. Ländliche Geschichten für die Jugend gewählt aus den Schriften von **P. K. Rosegger.** Mit 20 Abbildungen. 2. Auflage. 18 Bogen. 8. In Farbendruck-Umschlag kartoniert 4 M., gebunden mit Goldschnitt 5 M.

Deutsches Geschichtenbuch. Für die reifere Jugend gewählt aus den Schriften von **P. K. Rosegger.** Mit 14 Farbendruckbildern. 21 Bogen. 8. In Farbendruck-Umschlag kart. 4 M., gebunden mit Goldschnitt 5 M.

Ernst und heiter und so weiter. Für die reifere Jugend gewählt aus den Schriften von **P. K. Rosegger.** 19 Bogen. 8. In Farbendruck-Umschlag kartoniert 4 M., gebunden mit Goldschnitt 5 M.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bei Einsendung des Betrages mit Postanweisung erfolgt Franko-Zusendung. (16437)

A. Hartleben's Verlag in Wien.

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 1. December. Nummer 279.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe. XVIII. Von Spectator. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kirchenpolitische Briefe.[1]

XVIII.

— — — Sed tu simul — —
— — — — — — — enitescis
Pulchrior multo. *Horat.*

London, 20. Nov. 1896. Wir führen unsre Betrachtung über das Leben Mannings zu Ende.

Die letzten Jahre dieser Existenz sind diejenigen, welche die besten aus ihr genannt zu werden verdienen. Die hohe Stellung, welche Manning als Haupt der katholischen Kirche in England einnahm, gab ihm Anlaß und Möglichkeit, seine rastlose Thätigkeit auf das sociale und philanthropische Gebiet zu richten; das impulsive Wesen seines Temperaments nöthigte ihn sozusagen, an allen hier auftauchenden Fragen sich zu betheiligen.

Der Reihe nach sehen wir den Cardinal an den seit 1870 in London verhandelten Werken betheiligt: so an dem Comité von Mansion-Haus während des Krieges 1870/71; an dem internationalen Gefängnißcongreß; an der Gründung der Kreuzliga (League of the Cross), welche das Laster der Trunkenheit in Großbritannien zu bekämpfen sucht, deren Stiftung sein eigenstes Werk war und der zulieb er selbst totaler Abstinenzler wurde; ein Werk, dessen Uebertreibung ihm aber auch recht unangenehme Stunden bereitete (II, 599) und das in seiner fast pharisäischen Ausbildung einer übermäßigen Strenge eine tiefe Spaltung in seinem Klerus herbeizuführen drohte (II, 602).

In der Politik hatte Manning als junger Mann die Gefahren der Demokratie gescheut und gelegentlich der Reformbill von 1831 sich dahin ausgesprochen: er ziehe die Tyrannei eines Despoten der Zügellosigkeit der Volksherrschaft vor. Ein Feind der Revolution ist er auch später geblieben; aber für die legitimistische Sache der Bourbonen hat er nie Sympathie gehabt. Lange Zeit galt er für einen mit Gladstone zusammengehenden Liberalen; dann wandte er sich, wie wir gesehen, zu den Tories, um endlich zu dem Ausspruch zu kommen: ich traue keiner einzigen Partei. In der irischen Frage bekundete er früher keinerlei Sympathie mit den Führern der Bewegung und erkannte und denuncirte den Fenianismus rasch als eine innerlich revolutionäre, irreligiöse und verdammenswerthe Verschwörung (II, 610). Die Home Rule bezeichnete er in einer Unterhaltung mit Leo XIII. 1883 noch als für England wie Irland gleich verderblich; und zwei Jahre später erklärte er noch in einem Schreiben an den Papst das Verlangen der irischen Nationalisten nach einem Sonderparlament als gleichbedeutend mit dem Abfall von England und als verhängnißvoll für Irland selbst. Um so auffallender war 1887 sein Uebertritt zu der seit 1886 von Gladstone eingebrachten Home Rule Bill, was seine unmittelbare Aussöhnung mit dem alten, seit seiner Conversion ihm entfremdeten Führer der Whigs zur Folge hatte. Die von Leo XIII. angeordnete Entsendung eines Legaten nach Irland (in der Person des Msgr. Persico) war Manning äußerst unbequem, und wir sehen jetzt seine irische Politik in einen Gegensatz zu der des Papstes treten. Die üble, respectwidrige Aufnahme, welche Leo's XIII. Rescript gegen den Feldzugsplan der Irен und das „Boycotting" in Irland fand, war zum guten Theil sein Werk, und dieser Gegensatz modificirte in seltsamer Weise seine Auffassung der päpstlichen Unfehlbarkeit (II, 626, Anm.). Den Tories gegenüber fixirte er seine Stellung durch eine eingehende Denkschrift (II, 627 f.); er selbst nennt sich jetzt in einem gewissen Sinne einen „Radicalen" (II, 633), insofern er auf Linderung der Leiden des Volkes ausgehe, bekennt also eine Art socialen Radicalismus. Dagegen will er nichts wissen von einem Radicalismus, welcher die Constitution Englands umwirft, das Haus der Peers abschaffen und die etablirte Kirche aufheben möchte (vgl. das eingehende Promemoria II, 634).

Die sociale Reform war für Manning jetzt ein Lieblingsthema geworden. Zuerst trat er 1886 als „social Reformer" öffentlich auf, und wir sehen ihn da in der sehr gemischten Gesellschaft der Herren Charles Dilke, Bradlaugh u. a. Im Jahre 1894 denuncirte er der Oeffentlichkeit die afrikanischen Sklavenraubzüge. Mit dem Wiederabdruck seiner „Rights of Labour" (1887) tritt er in die Discussion der socialistischen Theorien ein, und wir sehen zu unserm Erstaunen den einst so hochconservativen Erzbischof einem Mr. Henry George seine Sympathien ausdrücken und denselben bei seinem Besuche in London gastlich in seinem erzbischöflichen Hause bewillkommnen. George verließ ihn mit der Ueberzeugung, daß der Cardinal durchaus Anhänger seiner Ideen geworden sei, wie dieser denn auch dem Cardinal Gibbons in seiner Vertheidigung der „Knights of Labour" und der Ansichten Mr. George's zustimmte. Erst später erkannte Manning den entschieden revolutionären Charakter der Lehren, welche Mr. George in seinem „Progress and Poverty" vorträgt; bei der Lectüre dieses Werkes konnte er nicht in Abrede stellen, daß es vieles ernstlich zu Verdammende enthalte. Das war richtig, aber es wäre noch richtiger gewesen, wenn der Cardinal sich seines vollkommenen Dilettantismus auf diesem Gebiete bewußt gewesen und in diesem Bewußtsein das Aergerniß einer Begünstigung der von Hrn. Henry George empfohlenen Verstaatlichung des Bodenbesitzes uns erspart hätte.

Es gab bald keine Tagesfrage, in welche sich Msgr. Manning nicht mischte. Heute war es die „Society for the Protection of Children", morgen die Propaganda gegen die Vivisection, die ihn beschäftigte. Wer immer sich eine Mission zuschrieb, wer einen Protest zu erheben, eine Klage zu formuliren hatte, wandte sich an den Cardinal, sicher, daß

[1] Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 254 vom 2. November d. J.

er mit Vergnügen die Gelegenheit ergreifen werde, seinen Namen mit dem, was der Tag brachte, in Beziehung zu setzen. Die russischen Juden fanden in Archbishops House freundliche Aufnahme, „General" Booth und die Heilsarmee wurden hier mit Sympathie begrüßt. Die natürliche Folge war, daß der Cardinal bald von Abenteurern aller Art in Anspruch genommen wurde. In dem Kreuzzug für die „Social Purity" ließ er sich die unsinnigsten Fabeln über den „Maiden Tribut" aufbinden; seine Vereinsamung und sein Eigensinn mochten solche Dinge entschuldigen, aber nicht rechtfertigen. Die Hungersnoth von 1887—1888 fand den Erzbischof an seinem Platz. Mehr und mehr beschäftigte ihn die Arbeiterfrage, der er sowohl in seiner Controverse mit Mr. Rob. Giffon betr. der Board of Trade, als in seinem Aufsatz über das Recht und die Pflicht der Arbeit in dem „American Quarterly Review" näher trat. Eine Gelegenheit, sein Interesse an dem Gegenstand praktisch zu bewähren, gab ihm der bekannte Strike der Londoner Dockarbeiter (Herbst 1889), wo er durch Vermittelung zwischen den Arbeitern und den Directoren der Docks ein unzweifelhaft gutes Werk übte. Den ganzen Eindruck, welchen diese sociale Thätigkeit Mannings macht, glaubt Purcell (II, 671) in die Worte zusammenfassen zu können: daß Cardinal Manning nach seiner eigenen Ansicht in einem gewissen Sinn ein Home Ruler, ein Radicaler ohne Arglist, ein Socialreformer war, der, ohne sich Schlimmes dabei zu denken, nach seinem eigenen Geständniß sich stark an den Socialismus anlehnte.

Was uns anlangt, so macht diese philanthropische und sociale Thätigkeit des Cardinals uns den Eindruck, daß hier der Parlomentarier, der seinen Beruf verfehlt hat, sich entschädigte. Diese fieberhafte Activität hatte etwas Ungesundes. Die starke Willenskraft und die langjährige Erfahrung des Mannes leisteten hier ohne Zweifel manches ansehnliche und achtbare Werk; sein Dilettantismus in allen wissenschaftlichen Fragen, die geringe Tiefe seiner kritischen und historischen Bildung mußte ihm ebenso oft übel mitspielen und ihn zum Gespötte der Welt machen. Was die principielle Seite der Sache angeht, so sind wir der Meinung, daß Manning als Erzbischof und Cardinol die Aufgaben seiner Stellung verkannte, indem er sich in alle denkbaren politischen und socialen Fragen hineinmischte. Die Kirche hat für die Seele und nicht für den Leib des Menschen zu sorgen, und das beste, was sie für den letzteren thun kann, ist, die Sorge für denselben denen zu überlassen, welche in der natürlichen Ordnung der Dinge dafür aufgestellt sind. Der Ultramontonismus der Gegenwart, verzehrt von der Begier, sich der Welt als ein nützliches und beachtenswerthes Element darzustellen, hat eine krankhafte und nur zu oft komische Neigung zur Ingerenz in zahlreiche Dinge, die recht gut oder am besten ohne ihn gedeihen und bei deren Verhandlung man ihm im Stillen des Herzens nur dankbar ist, wenn er davon bleibt. Die heutige Welt glaubt nur zu leicht an Hintergedanken, und sie hat ihre guten Gründe dafür, so lange das Band zwischen der kirchlichen Leitung und dem politischen Ultramontonismus nicht zerschnitten ist. Und so lange diese Situotion dauert und wohl darüber hinaus, dürfte Rosmini Recht haben, wenn er für einen Kirchenobern und für die Kirche eine keiner Arbeit sich versagende, aber freiwillig nicht aus einer weisen Zurückhaltung hervortretenden Haltung allen Tagesfragen, allen Problemen des politischen und socialen Lebens gegenüber empfiehlt: „Quanto all' agibilia, sa Ella la mia massima? È questa: di non intraprender nulla, ma nè pure di nan ricusarmi a nulla di ciò, che è bene, per delicatezza o par viltà; eccole il tutta" (Epist. 258).

Wie müssen es uns versagen, Mr. Purcell in der detaillirten Schilderung von Mannings Privatleben und seinen persönlichen Beziehungen in den letzten Jahren seines Lebens zu folgen (II, 673). Was aus dieser Zeit am meisten in die Augen springt, ist die große geistige Vereinsamung, in welcher der Cardinal die letzten Lebensjohre zubrachte — „I am snrrounded only by nobodies", klagt er selber (II, 716) —, eine Isolation, für welche so ein glänzendes Fest, wie das silberne Bischofsjubiläum (8. Juni 1890) doch nur eine magere Compensation bieten konnte. Purcell hebt mehrmols hervor, daß, abgesehen von einem officiellen Empfang am Gründonnerstag, der Klerus der Erzdiöcese seinem Bischof nicht nahe kam. Mit seinen Secretären und Caplänen verkehrte er angenehm, aber keineswegs vertraulich (II, 695, 805). Sein Umgong entbehrte des Reizes nicht, er konnte sehr gesprächig sein und liebte es, unterhaltende Anekdoten zu erzählen. Seine Energie bewahrte er bis zuletzt. Oft predigte er zwei- oder dreimal an einem Sonntag in entfernt liegenden Missionen und in den ärmsten Quartieren. Die Regierung des Sprengels gab er bis an sein Ende nicht aus den Händen. Als der Tod ihn, om 13. Jonnar 1892, fast unerwartet, hinwegnahm, war die Theilnahme allgemein, und seine Priesterschaft hatte die Empfindung, daß, so wenig der Cardinal beliebt war, doch ein großes Licht in seiner Mitte erloschen und ein leuchtendes Beispiel weggenommen sei (II, 809). Die Armen und die arbeitende Classe hatten Ursache, seinen Hintritt zu beklogen. Purcell glaubt versichern zu dürfen, daß die Masse der Bevölkerung in dem todten Cardinal einen Maun von hohem Charokter und erhabenen Idealen ehrte, der ein gutes und edles Leben voll Arbeit und Hingebung an die Sache der leidenden Menschheit hinter sich hotte; dos englische Volk, meint er, hobe am Toge seines Todes es allenthalben ausgesprochen: „Cardinal Manning was a good and a great man."

Daß Manniug ein „großer Mann" war, hat auch sein Nachfolger, der jetzige Cordinal Vaughan, feierlich erklärt.

Wir müssen gestehen, daß wir die Qualitäten eines großen Monnes nie au ihm finden konnten. Er war nicht groß als Denker. Seine intellectuelle Fähigkeit bestand in einem seltenen Vermögen, das, wos in bestimmten Schichten der Nation oder der Kirche gedacht und gewollt war, in sich aufzunehmen, zu assimiliren und als Scheidemünze in Umlauf zu setzen. Keiu genialer, ja keln origineller Gedanke zeichnet seine Schriften aus. Als Gelehrter war er Null. Er hotte sich eine leidliche Belesenheit in Dogmatik nnd Moraltheologie verschafft, auf allen übrigen Gebieten der Theologie wor sein Wissen mager und in historischen Dingen war es unter dem Mittelmoß. Groß war er auch nicht von seiten der Imagination; er war eine total prosaische, nüchterne Natur, von den Musen vernachlässigt und den Grazien vollkommen fremd. Alle seine Schriften zusammen sind, nach dem poetischen und imaginativen Gehalt, nicht eine Seite aus dem „Troum des Gerontius" werth. Von diesem Seelenadel und diesem hohen Schwung, von diesem Eindringen in die Geheimnisse Gottes und der Menschenseele, wie wir sie bei Newman bewundern, ist bei Manning nicht die Rede. Manning war nur groß an Arbeitskraft und an Activität. Damit hätte er ein großer Mann sein können — wäre er ein großer Charakter gewesen. Und domit kommen wir zu der Hauptfrage: Wie haben wir diesen Mann, von dem sein Biograph behauptet, er sei ein guter Mann gewesen, nach allem, was derselbe Biograph hervorgezogen hot, zu beurtheilen?

Um den inneren Gedanken des Cardinals zu erkunden, um seine Absichten zu durchschauen und sich ein Urtheil zu bilden über den sittlichen Werth derselben, muß man den merkwürdigen Wandel studiren, welcher sich in den letzten fünfzehn oder achtzehn Jahren desselben vollzogen hat. Was Purcell darüber beibringt, ist durchaus fragmentarisch;

er hat kein Gesammtbild dieses Umschlages geben können oder wollen, und seine Darstellung muß nach dieser Hinsicht als durchaus ungenügend betrachtet werden. Versuchen wir es, seine Angaben zusammenzustellen und durch das, was wir aus anderen zuverlässigen Quellen wissen, zu ergänzen.

Schon im Jahre 1876 hatte Manning in Rom, wohin er ein Jahr nach seiner Erhebung zum Cardinal zurückgekehrt war, alles verändert gefunden — „things all at sixes and sevens“. Antonelli war todt, Talbot verrückt, von den Häuptern des Sacro Collegio sieben oder acht siech und verbraucht. Ueber den alten Papst äußert er sich: „Pape Pius IX. was growing old and garrulous, and not to be trusted with a secret.“ Bald hatte der Erzbischof das Gefühl, in Rom total überflüssig zu sein — „to be a looker-on and a bystander. tota die otiosus“ (II, 573), ja er sah sich discreditirt, „das junge Geschlecht kannte Joseph nicht mehr und dachte nicht mehr daran, seinen Rath einzuholen und sich um seine Eingebungen zu kümmern“. Schon nach drei Wochen verließ er Rom, kummervoll — even unto death. In Genua schrieb er seine Beobachtungen nieder, welche für die Curie nichts weniger als schmeichelhaft waren (II, 574). Ein neuer Anfall seines alten Leidens läßt ihn fühlen, daß er ein alter Mann ist und sein Leben gelebt hat. Was ihn in Rom bedrückte, ist, daß er nichts mehr da zu thun hat. Mit dem Tode Antonelli's sieht er die traditionelle Politik, wie sie ihm stets erinnerlich war, zerbrochen. Das Cardinalcollegium ist uneins, durch Tod und Krankheit reducirt; der Effectivbestand desselben in Rom ist auf sieben oder acht zusammengeschmolzen. In den sechs Jahren nach 1870 ist die Organisation des hl. Stuhls dahingestorben, es ist reine Stagnation eingetreten. Man sieht keine Uebereinstimmung, keine Voraussicht, keine Fähigkeit zum Handeln. Die einen warten auf Wunder, die andern sind für Nichthandeln, einige für die Action; aber jeder will etwas anderes. Angesichts der Inaction und dem Geschrei gegen alles, was nach Conciliatori riecht, fragt man sich, ob die Kirche im Begriffe ist, sich wie Noah in die Arche zu verschließen (und Gottes Wasser über Gottes Land kommen zu lassen). Diese Inaction widerspricht der Parabel vom verlornen Schaf, dem ganzen Leben des Herrn und aller Vernunft. Solch kirchlicher Quietismus scheint in Madame Guyons Irrthümern verurtheilt zu sein. Dieser ganze Zustand der Dunkelheit, Verwirrung, Entmuthigung macht ihn, den Cardinal, traurig bis zum Tod. Noch trauriger mußte ihn 1878 sein Besuch in Rom stimmen, wo er Pius IX. auf dem Todtenbett traf. Die Erhebung Pecci's zu dessen Nachfolger war nicht nach seinem Geschmack, und er empfand den Wechsel der Dinge sehr bald, als der Papst dem Father Newman den Purpur verlieh. Es wehte ein anderer Wind, als derjenige, welcher einst die Segel des Talbot-Manning'schen Schiffleins geschwellt hatte. Im Jahre 1883 ging Manning wieder nach Rom, wo ihn Leo XIII. herzlich aufnahm. Aber dieser Aufenthalt ward ihm vergällt durch die von ihm sehr übel angesehene vertrauliche Mission des Mr. Errington und durch den widrigen Proceß, welchen der Rector von Mannings verunglückter Universität, Mgr. Capel, jetzt wegen falscher Anklagen bei der Inquisition gegen seinen Erzbischof erhoben hatte (II, 581). Die Inquntion erkannte an, daß der gegen Capel in London geführte kirchliche Proceß mit Vernachlässigung der legalen Formen geführt worden war. Manning beklagt sich in seinen Aufzeichnungen bitter über diesen Schlag, welchen ihm die Inquisition versetzt hatte („I am censured for passion by those afar off who have no knowledge but Mgr. Capel's ex parte statements — Vilio hatte sogar einmal dem Bischof von Regensburg und Manning gegenüber geäußert: non ita sunt tractandae res Ecclesiae). „Nach drei Unterhaltungen mit den gefürchteten Herren des hl. Uffizio,“ sagt Manning, „war ich tief überzeugt von der Unfähigkeit derselben und der vollen Ungerechtigkeit ihrer geheimen Proceduren“ („these three conversations have more profoundly convinced me of the incapacity of the Holy Office in such cases, and the essential injustice of its procedures and its secrecy; II, 583). Am Ende wurde Capel trotz der unkanonischen Vorgänge in London doch als schuldig befunden und suspendirt; mit vollem Recht, denn für diesen geistlichen Farceur konnte kein anständiger Mensch eintreten. Aber der Reinertrag dieser letzten Reisen war doch eine gründliche Ernüchterung über die Vollkommenheit der römischen Zustände, welche die Manning'sche Kirchenpolitik bis dahin als unbedingte Norm für alle übrigen Welttheile gepriesen hatte und zu deren gunsten er das Edelste, was der englische Katholicismus aufzuweisen hatte, jahrelang verketzert und denuncirt hatte. Die irischen Händel und sein Conflict mit der Politik Leo's XIII. in Irland kamen hinzu, um ihm auch eine von seiner früheren gänzlich abweichende Auffassung der päpstlichen Unfehlbarkeit beizubringen. Mr. Purcell selbst kann sich nicht enthalten, Mannings Sinnesänderung hinsichtlich dieses Punktes hervorzuheben: „Quantum mutatus ab illo“, sagt er (II, 626), mit Rückblick auf das Jahr 1870. „Im Concilsjahr waren es die ‚Gegner‘ des hl. Stuhles, welche erklärten, ore rotundo, Rom sei irregeführt, thue Unrecht und werde seine Beschlüsse zurücknehmen müssen. Dies Beispiel ist nur eine neue Illustration zu der Thatsache, daß, wenn sie einmal der Schuh drückt, auch die heftigsten Vertheidiger der päpstlichen Auctorität nach Umständen keinen Anstand nehmen, gallicanische Tendenzen zu entwickeln oder wie Gallicaner zu reden.“ Manning ist es 1890 mit Irland ergangen, wie z. B. den Herren v. Franckenstein und Windthorst, als Hr. v. Schlözer die unverzeihliche Dummheit beging, die päpstliche Unfehlbarkeit zugunsten des siebenjährigen Militärbudgets flüssig machen zu wollen. Alles Abenteuer, die man nur mit dem Gefühl heiterer Befriedigung zu registriren vermag.

Einen ähnlichen Umschwung erlebte Manning hinsichtlich seiner Ansichten über die römische Frage. Wer hätte es für möglich gehalten, daß der fanatischste Verfechter der päpstlichen Herrschaft schon im Jahre 1883 dem Papste Leo XIII. den Rath geben werde, der Politik seines Vorgängers zu entsagen und den Katholiken Italiens die Theilnahme an den Parlamentswahlen zu gestatten (II, 612)?[1]) Einige Jahre später (1887) besuchte Ruggero Bonghi den Cardinal. Man sprach natürlich von der römischen Frage, und Manning selbst berichtet von dieser Unterhaltung: „Wenn Bonghi in Rom das alles wiedererzählt, was er von mir zu hören bekam, so werden die herrschenden Cardinäle und die Jesuiten wüthend auf mich sein.“ (II, 638, Anm.)

Wem einmal der Kopf gründlich gewaschen wurde, der pflegt dann aus den gereinigten Augen frischer in die Welt zu sehen als ehedem und eine Menge Dinge in ihrem rechten Lichte zu erblicken, die er früher nur mit der gefärbten Brille des Parteigeistes betrachtet hat. So ging es Manning seit 1876 auch mit den Jesuiten. Wir sahen, daß dieselben so ungeschickt waren, Manning, als er noch Propst des Westminstercapitels war und in ihrer Kirche mehr, als ihnen paßte, amtirte, den Stuhl vor die Thüre zu setzen. Die Abneigung, welche er als Erzbischof gegen die Gesellschaft Jesu an den Tag legte, könnte als Rück-

[1]) Es wird von Purcell II, 681 bestätigt, daß auch die Cardinäle Ujadi, Schiaffino und Altmonda in Uebereinstimmung mit Manning für das Aufgeben des Nè elettori nè eletti waren.

wirkung dieses Vorgangs gedeutet werden. Aber es tritt bei ihm, wie Purcell nicht zu bemerken unterläßt, überhaupt eine entschiedene Opposition gegen die Orden auf (II, 760). Mannings äußerst praktischer Sinn mußte erkannt haben, daß heutigentags der Schwerpunkt der kirchlichen Action in einem tüchtigen Weltklerus liegt und daß die Zeiten vorüber sind, wo die großen Orden das Heft in der Hand halten und die eigentliche kirchliche Bewegung repräsentiren konnten. Es kam bei Manning hinzu, daß sein angeborenes Herrscherbedürfniß ihn davon abhalten mußte, die Gewalt aus den Händen gleiten zu lassen und die dem Bischof entfallenen Zügel von den gern zugreifenden Händen der Jesuiten aufgenommen zu sehen. Daher seine bittere Stimmung gegen jesuitische Schriftsteller wie Gury, dessen Behauptung, ein gläubiger Weltpriester stehe einem Laienbruder aus dem Jesuitenorden an Vollkommenheit weit nach — perfectione longe cedit — er für geradezu häretisch und jeder Censur würdig erachtet (II, 765). Gegen die Uebertreibung des Werthes der Gelübde legt er entschiedensten Einspruch ein (eb.), und er klagt die Jesuiten an, daß sie den Frieden mit dem Weltklerus auf mehr als einem Punkte schwer schädigten — „the Jesuits were the chief offenders, not only in denying that the Priesthood was in state of perfection, but in matters of graver, or at any rate, of more practical moment“ (II, 767). Die Jesuiten begingen die weitere Unklugheit, den englischen Episkopat und insbesondere Manning dadurch zu reizen, daß sie, gestützt auf ihre alten (durch die Bulle von 1773 unterdrückten und 1814 nicht wieder erneuerten) Privilegien, den Ordinarien der Diöcesen das Recht jeder Local- und Personalinspection ihrer Häuser bestritten. Der Conflict über die Ausübung der bischöflichen Jurisdiction hinsichtlich der Jesuitenklöster führte zu einem Proceß in Rom (1877), den schließlich Leo XIII. zugunsten der Bischöfe entschied. Manning verbot dann den Jesuiten, in seinem Sprengel irgend ein Erziehungsinstitut zu gründen, und nahm die ihnen von seinem Vorgänger schon ertheilte Erlaubniß, ein großes College mit Missionshaus in Westminster zu eröffnen, gleichfalls zurück. Jeder Versuch der Gesellschaft Jesu, in London Schulen zu errichten, begegnete seit dem Jahre 1875 einer energischen Weigerung des Erzbischofs, die dieser bis zu seinem Ende aufrecht erhielt.[1]) Erst unter seinem Nachfolger, dem Cardinal Vaughan, kamen bessere Tage für sie.

Wir empfehlen dieses Capitel aus Mannings Leben dem Studium derjenigen Parlamentarier und Staatsmänner, welche sich vorspiegeln lassen, die Rückkehr der Jesuiten nach Deutschland und ihre Einweisung in Unterricht und Mission sei durch die Constitution der Kirche gefordert und liege im Interesse derselben. Jetzt, wo man in Centrumskreisen die Aufhebung des Jesuitengesetzes als Lohn für die Gewährung des Bürgerlichen Gesetzbuches verlangt, kann es gar nichts schaden, darauf hinzuweisen, daß selbst eines der Häupter des Ultramontanismus, daß ein Erzbischof von Westminster und Cardinal der hl. römischen Kirche die Thätigkeit der Jesuiten als überflüssig, wenn nicht als schädlich, abwies. Wollen die HH. Lieber und Bachem etwa behaupten, auch der Cardinal Manning sei, wie alle Gegner der Jesuiten, nur seinem Taufschein, nicht seiner Gesinnung nach Katholik gewesen?

Daß Mannings Abwendung von den Jesuiten einen tiefern Grund hatte, als die Erinnerung an seinen persönlichen Zusammenstoß mit diesen hochwürdigen Vätern, dafür liegt uns ein anderer Beweis vor, und dieser Beweis ist zugleich das beste Zeugniß für den eigenthümlichen Wandel, welchen Mannings Auffassung und Beurtheilung der kirchlichen Dinge in den letzten zwei Jahrzehnten erfahren hat. Es ist sehr zu bedauern, daß Purcell von diesem Punkte gar nichts weiß oder wenigstens gar nichts sagt.

Ob Manning jemals mit Antonio Rosmini zusammengekommen ist, wissen wir nicht. Er konnte ihm im Sommer 1848 in Rom begegnet sein, was selbst sehr wahrscheinlich ist, da Rosmini zu Ventura Beziehungen hatte, mit welchem Manning verkehrte. Aber wenn der Cardinal auch den großen Philosophen nicht persönlich gekannt haben sollte, so lernte er in England dessen herrliche Stiftung, das Istituto della Carità, bald kennen. Schon sehr bald nach ihrer Gründung war diese dem Unterricht und den Werken der Nächstenliebe gewidmete Genossenschaft in England eingeführt worden, wo sie heute noch große und blühende Erziehungsinstitute besitzt. Ihr war ein Mann beigetreten, der im Leben Newmans wie Mannings eine Rolle gespielt hatte und dessen Mutter, Mrs. Lockhart, lange Zeit unter der geistlichen Leitung des letztern gestanden hatte. Sie war, wie Manning sich ausdrückte, die Deborah der tractarianischen Bewegung, und ihr Sohn, William Lockhart, der erste, welcher unter den Oxfordern zum Katholicismus übertrat — ein Schritt, mit dem er seinen Lehrer Newman überraschte und der entscheidend für dessen eigenen Entschluß wurde.[1]) Lockhart hatte sich ganz dem Zauber von Rosmini's großartiger Persönlichkeit hingegeben; er hatte sein Leben dem Istituto della Carità geweiht und war Procurator desselben für England geworden; er hat das Leben des Meisters geschrieben, und wenn seine Thätigkeit sich auch nicht auf dem Gebiete der philosophischen Speculation bewegte, so vertrat er doch den Geist und die Richtung des Roveretaners. Mit diesem hoch angesehenen und edlen Manne hat Manning bis an sein Ende freundschaftliche Beziehungen bewahrt; Lockhart hätte keinen Werth auf solche gelegt, wenn der Fond des Mannes nicht ehrenhaft und ernst gewesen wäre; wäre das bei Manning nicht der Fall gewesen, so hätte Lockhart während der fünfzig Jahre nahen Umganges es bemerken müssen. Lockharts persönliche Mittheilungen hatten uns schon seit Jahren von dem starken Wandel in Mannings kirchenpolitischer Auffassung in Kenntniß gesetzt. Uns ist kein Zweifel, daß die schließliche Anerkennung Newmans, wie sie die Trauerrede vom Jahre 1890 bekundet, zum großen Theil auf Lockhart zurückzuführen ist, der wie ein guter Engel zwischen beiden Männern stand — selbst ein Mann des Friedens und der Liebe, wie alle, die guten Willens sind. Der Cardinal ist nicht aus der Welt gegangen, ohne Father Lockhart einen Beweis seiner Gesinnung zu geben. Es hat eine Verhandlung zwischen ihm und dem hl. Stuhl behufs Aufstellung eines Coadjutors cum jure succedendi gegeben, von welcher Purcell auch

[1]) Die Jesuiten haben selbstverständlich nicht ermangelt, dem Cardinal seine Absehe von ihnen zu quittiren. Schon 1886 theilte Manning seinem Biographen mit, daß ihm der Director eines unter dem Einfluß der Jesuiten stehenden sehr bekannten Blattes geschrieben: „I am directed henceforth not to mention the name of Cardinal Manning with praise“ (II. 615). Für die nicht Eingeweihten unter unsern Lesern sei bemerkt, daß die Jesuiten von jeher ihre eigene Censur gehabt haben, die sich auf die Vergangenheit wie auf die Gegenwart erstreckte. Wie nach ersterer Rücksicht ganze Kategorien von Schriftstellern, z. B. unsre deutschen Mystiker, von dem Verdict der Gesellschaft betroffen wurden, ist u. a. aus Friedrichs' Mittheilungen aus den Acten der bayerischen Collegien bekannt. Für die Gegenwart wird dies Geschäft durch geheime Circulare besorgt, welche von Zeit zu Zeit von Innsbruck oder Exaeten aus an die Redactionen der „gut gesinnten“ Blätter versandt werden, und in welchen erfacht wird, den Namen dieser oder jener Personen nicht mehr zu erwähnen oder die Reputation derselben durch einen organisirten Feldzug zu untergraben. Den Rest besorgt dann die Berliner „schwarze Correspondenz“ oder andere dienstbare Geister.

[1]) Vgl. über Lockhart: *(F. Hirst)* Biography of Father Lockhart. Ratcliffe College, Leicester. 1893. — Ferner Lockharts eigene Erinnerungen in dessen Cardinal Newman. Reminiscences of fifty years since by one of his oldest living disciples. Lond. 1891.

Digitized by Google

nichts weiß; und im Verlauf dieser Verhandlung hat Manning der Curie drei Candidaten vorgeschlagen, unter denen auch Lockhart figurirt. Die „Partei" hat früh genug Witterung davon erhalten, um Lockharts Ernennung zu verhindern. Es wurde ihm wegen einer angeblichen Incorrectheit in einer seiner Schriften ein Proceß bei der Inquisition angehängt, der dann als Vorwand zu seiner Beseitigung dienen mußte: ein beliebtes Verfahren, das in der neueren Zeit regelmäßig versucht wird, wenn eine der pharisäischen Secte mißliebige oder verdächtige Persönlichkeit Aussicht hat, einen bischöflichen Stuhl zu besteigen. Erweist sich hintennach die Anklage oder Verdächtigung als falsch, so hat das auch nichts zu bedeuten, sie hat ihren Zweck erreicht. Freund Lockhart hatte nur das Unrecht, sich die ihm zugefügte Kränkung zu Herzen zu nehmen und sich das Leben durch den Kummer über jene Denunciation beim Sant Uffizio verkürzen zu lassen. Diesen Gefallen sollte man seinen Feinden niemals thun.

Daß Manning, auch abgesehen von seinen langjährigen persönlichen Beziehungen zu Lockhart, der Sache Rosmini's und dessen Werk seine Sympathie zugewandt hatte, ging nicht bloß aus der Förderung der rosminianischen Institute in England hervor, sondern er zeigte es auch gelegentlich der Condanna delle quaranta Tesi. Als im Jahre 1888, gänzlich unerwartet und durch keinen äußeren Vorgang motivirt, die Censurirung von vierzig theils den posthumen Schriften Antonio Rosmini's entnommenen, theils willkürlich zurecht gemachten Sätzen aus der speculativen Theologie und Mystik erfolgt war, schrieb der Cardinal einer uns nahestehenden Person, um ihr sein Bedauern über diesen Vorgang und zugleich sein Erstaunen darüber auszudrücken, daß man um einiger Sätze willen, die vielleicht drei oder vier Menschen in der Welt beschäftigten und die auf das Seelenheil der Gläubigen keinen Bezug haben, die Reputation eines so großen Zeugen der christlichen Wahrheit schädige. „Für mich," sagt Manning in diesem Briefe, „sind diese vierzig Thesen Chinesisch; ich verstehe nichts davon."

Alle diese Dinge beweisen uns, daß der Cardinal in den letzten zehn oder fünfzehn Jahren seines Lebens allmählich verlernt hatte, seine Lection nach den Dictaten herzusagen, welche die ultramontane Parteileitung für die unteren und mittleren Lateinclassen der europäischen Gesellschaft herauszugeben pflegt. Daß er es zu einer wirklichen Klarheit über die Lage gebracht, wollen wir damit nicht behaupten; dazu fehlte seinem Urtheil die tiefere historische Unterlage. Aber diese Entwicklung seiner Auffassung bezeugt ein gewisses Maß geistiger Unabhängigkeit und spricht jedenfalls für ein ehrliches Streben. Er hat, ehe er schlafen ging, den Hut vor der Wahrheit gezogen; das ist alles, was man von seinem greisen Haar verlangen konnte.

Aber wie erklärt sich, wird man immer wieder fragen, die Doppelzüngigkeit seiner früheren Jahre, die Unwahrhaftigkeit auf der Kanzel von S. Andrea delle Fratte, die Falschheit und Selbstsucht im Verkehr mit Newman, mit Gladstone, in der Angelegenheit des Coadjutors Errington u. s. f.?

Wir wurden, indem wir diese seltsame Erscheinung mit einem vortrefflichen Kenner von Land und Leuten dahier besprachen, darauf aufmerksam gemacht, daß das parlamentarische Regime mit seinen Kämpfen und seinen angeblich dem Wohle des Landes, in Wirklichkeit nur zu oft der Selbstsucht der Parteien dienenden Aufregungen in England längst das Gefühl für Wahrheit abgestumpft und selbst besser angelegte Naturen daran gewöhnt habe, bei Bekämpfung ihrer Gegner jegliches Mittel für erlaubt zu halten. Dafür kann man sich freilich auf einen im Munde eines Briten höchst überraschenden Ausspruch Carlyle's berufen. „Kein Engländer," sagt der große Historiker, „wagt mehr, die Wahrheit zu glauben. Seit zweihundert Jahren ist er eingehüllt in Lügen jeder Art. Er hält die Wahrheit für gefährlich, und man sieht ihn überall bemüht, dieselbe dadurch zu mildern, daß er eine Lüge mitgehen heißt und beide zusammenspannt. Das nennt er sicheren Mittelweg."[1])

Ich verkenne die Richtigkeit dieser Bemerkungen nicht. Aber ich denke, daß aus dieser Beobachtung allein Mannings Verhalten nicht zu erklären ist.

Diese Fehler sind meines Erachtens die natürlichen Auswüchse auf der einen Seite einer individuellen Disposition, auf der andern Seite einer kirchlich-religiösen Richtung, welcher sich Manning, immer in vollster Uebereinstimmung mit seinem Naturell, schon frühzeitig und lange vor seinem Uebertritt zur katholischen Kirche vollständig angeschlossen hatte und die ihm, verstärkt durch die oben erwähnte Einwirkung der parlamentarischen Gepflogenheiten, innerlich zur zweiten Natur geworden war.

Wir haben schon gesehen, wie Mannings Biograph Ehrgeiz und Herrschsucht für den Grundton seiner menschlichen Persönlichkeit erklärt hat.

Einem solchen Naturell konnte nichts mehr entsprechen als der engste Anschluß an eine religiöse oder vielmehr kirchliche Richtung, welche durchaus vergessen hat, daß die Kirche nur das irdische Werk Christi fortzusetzen hat, und daß der Herr nicht gekommen war, um zu herrschen, sondern um zu dienen, sintemal sein Reich nicht war von dieser Welt. Das Vergessen dieser Wahrheit ist das *πρωτον ψευδος* des Pharisäismus und des Judenchristenthums, das sich im Gegensatz gegen die pauliniische Idee im modernen politischen Ultramontanismus fortsetzt. Wer diese erste Lüge in sich aufgenommen, verfällt mit unerbittlicher Consequenz jeglicher Art von Unwahrhaftigkeit. Das gilt vom Individuum in seinem persönlichen Verhalten, es gilt von der gesammten Strömung, der die Versündigung gegen die historische Wahrheit wie eine constitutionelle Vergiftung nachgeht.

Manning ist, schon als Archidiakon von Chichester, ein Typus dieser religiösen Erkrankung unsrer Zeit gewesen. Alle seine Sünden erklären sich hieraus. Was er Gutes that und was Gutes an ihm und in ihm war, war sozusagen ein Echappement aus den Banden des Systems, das ihn gefangen hielt. Die letzten fünfzehn Jahre seiner Existenz stellen ein ihm selbst wahrscheinlich nie recht ins Bewußtsein getretenes Emportauchen aus diesen trüben Fluthen zu einer höheren und idealeren Erfassung des religiösen Principes dar. Die Meinung, welche die „Edinburgh Review" in ihrem Juliartikel vertheidigt hat, Manning sei nur ein gewöhnlicher Heuchler gewesen, ist eine Abgeschmacktheit. Und, nach alle dem, er ist nicht ohne Buße aus der Welt gegangen. Seine autobiographischen Bekenntnisse, seine große Trauerrede auf Newman sind Werke der Sühne, die er, ohne es zu ahnen, Freund und Feind, uns allen, dargeboten: mögen sie hinreichen, um das Weh auszutilgen, das er einst anderen zugefügt hat![2])

* * *

Unter den von Purcell in seinem „Life of Cardinal Manning" abgedruckten Actenstücken ist keines von größerer

[1]) *Carlyle* Latter Day Pamphlets, p. 193. Vgl. v. Schultze-Gävernitz, Thomas Carlyle, S. 119.

[2]) Wenn es dem einen oder anderen unsrer Leser scheinen sollte, als seien wir in unsrer Beurtheilung dieses complicirten Charakters zu scharf gewesen, so erlauben wir uns daran zu erinnern, daß, wo von der Veröffentlichung eines Theils dieser Biographie zu Lebzeiten Mannings die Rede war, der Cardinal selbst sagte: „to write my life, while I am still alive, is like putting me into my coffin before I am dead" (I, pref. p. V).

Bedeutung, als der II, chapt. XXVII mitgetheilte Aufsatz über „die Hindernisse, welche sich der Ausbreitung des Katholicismus in England entgegenstellen" (Hindrances to the spread of the catholic church in England", II 772 ff.). Diese Abhandlung berührt die in den beiden letzten Jahren und noch gegenwärtig so viel verhandelten — und so kläglich mißlungenen — Unionsversuche zu nahe, als daß wir nicht noch einige Augenblicke bei ihr verweilen sollten. Der Aufsatz stammt aus dem Sommer 1890; er kann also als ein Zeugniß für die definitiven und abgeklärten Ansichten des Verfassers gelten, er ist unzweifelhaft das Ergebniß langen und eingehenden Nachdenkens über einen Gegenstand, welcher Manning mehr als jeden andern interessirt hat, und man wird nicht fehl gehen, wenn man ihn als das beste, was er je geschrieben hat, bezeichnet.

Im Geiste des Cardinals sind es vorzüglich neun Hindernisse, welche zur Zeit dem weitern Aufschwung des Katholicismus in England entgegenstehen — einem Aufschwung, der an sich und hauptsächlich hinsichtlich der Mitte des Jahrhunderts nicht geleugnet werden kann, wenn man bedenkt, daß England am Schluß des vorigen Jahrhunderts nach Burke's Berechnung nur 30—36,000 Katholiken zählte, während heute in London allein mehr Katholiken als in Rom wohnen.

An erster Stelle nennt Manning einen Klerus, der weder gelehrt noch gebildet sei. Im Jahre 1848 hatte er Gioberti's „Primata degli Italiani" in Rom gelesen, in welchem Buche die Stärke der anglicanischen Kirche darin gefunden wurde, daß sie un clero colta e civile besitze; ganz im Gegentheil davon findet der Cardinal den katholischen Klerus der Insel nè calto nè civile, was er freilich der Ueberschwemmung desselben durch die irische Einwanderung zuschreibt. „Wir haben eine Million Volks, Priester und Gläubige von irischem Blut, irischem Glauben und irischer Cultur in England, und diese Masse ist nicht nur unsern Gesetzen und unsrer ganzen Gesetzgebung fremd, sie möchte am liebsten das Tintenfaß über das Gesetzbuch ausschütten. Solange diese Geistesverfassung sich erhält, werden wir niemals einen im Sinne der Nation gebildeten Klerus (a civil priesthood) haben, und solange wir den nicht haben, wird unser Klerus gleich dem französischen in die Sacristei verbannt sein — nicht durch eine ihm feindliche öffentliche Meinung, sondern infolge unsrer eigenen Unfähigkeit, uns mit der übrigen gebildeten Bevölkerung zu assimiliren."

Ein zweites, noch größeres Hinderniß, fährt der Cardinal fort, ist die Seichtigkeit unsrer Predigt (the shallawness af our preaching). Diese Leere der Predigt entspringt seiner Ansicht nach drei Fehlern: der falschen Wahl der Themata, über welche gepredigt wird; der geringen Meisterschaft, welche man im Vortrag besitzt, und häufig dem Mangel an hinreichender Vorbereitung.

An dritter Stelle wird die Unkenntniß der hl. Schrift und die Unterdrückung des Gebrauchs derselben bei dem Volke erwähnt (sic!).

An vierter nennt Manning die confessionelle Beschränktheit der Katholiken, welche sich keine richtige Vorstellung von der geistigen Verfassung des englischen Volkes zu machen wissen. „Ich habe," sagt Manning, „nicht allein Laien, sondern auch Priester gefunden, welche durchaus nichts davon wußten, daß der größte Theil des englischen Volkes getauft ist und sich daher im Zustand der göttlichen Gnade befindet; diese beschränkten Katholiken nehmen ohne weiteres an, daß die übrigen ihre Taufgnade alle durch die Todsünde verloren haben, und daß, da sie das Bußsacrament nicht haben, sie nicht wieder in den Zustand der Rechtfertigung zurückgelangen können, ihr Leben also ohne Verdienst und ihre Rettung höchst unsicher ist. Ich glaube nicht, daß einer dieser Sätze haltbar ist." Das wird dann weiter in sehr merkwürdiger Weise begründet, und am Schlusse gesagt: daß keine Seele verloren gehen kann, welche Gott liebt — das, sagt der Cardinal, „ist das, was mich ein vierzig Jahre langes Leben außerhalb unsrer Kirche und wieder eine fast vierzigjährige priesterliche Erfahrung in derselben gelehrt hat" (p. 780). Er fügt hinzu, daß er unzählige Seelen in die Kirche aufgenommen habe, an denen er keine schwere Sünde gefunden; sie hatten also ihre Taufgnade bewahrt." Dabei dürfe nicht übersehen werden, daß in England alle großen Schöpfungen der Charitas, die ganze Temperenzler-Bewegung u. s. f. nicht bei uns, sondern außerhalb der katholischen Kirche ihren Ursprung genommen haben.

„Ein fünftes Hinderniß ist, was ich, in Ermangelung einer besseren Bezeichnung, Sacramentalismus nennen muß. Priester sind in Gefahr, Meßpriester aber Sacramentshändler zu werden." So Manning; und er fährt, nachdem er sich über diesen Gegenstand ausgesprochen, fort: „ein sechstes Hinderniß nenne ich den Offizialismus". Er erläutert das dann dahin, daß nur zu oft die Person sich mit dem Amte identificirt. „Ich bedaure, sagen zu müssen, daß auch gute Priester manchmal poltern, in der Meinung, damit ihr Amt zu heben, während sie sich selbst nur herabdrücken"; . . . „oft habe ich bemerkt, daß unsre Priester allzeit wie Cavallerieofficiere in Kriegszeiten gestiefelt und gespornt sind. Sie würden um nichts schlechter fechten, wenn sie höflich und zuvorkommend sein wollten." Die Unzulänglichkeit der Priesterschaft leitet Manning dann (II 787) von drei Ursachen ab: von der geringen und niedrigen Vorstellung, welche dieselbe von der Höhe ihres eigenen Berufes hat; von der zu kurzen und unzureichenden Erziehung, welche die Seminarien bieten — „we have boys from twenty-one to twenty-four; if they are ordained without ‚interior spiritual perfection', who is to blame?"; drittens von dem Umstand, daß die Bischöfe durchschnittlich ihrem Amte nicht gewachsen sind: „a bishop must not be a dependent on the Upper Ten thousand, nor a diner-out, nor a waster af time, nor a joker of jakes, nor a reader af newspapers, nor a centre af favourites."

Eine siebente und Hauptursache ist das Vorherrschen der Polemik in der Predigt und den Schriften des katholischen Klerus. Die Katholiken Englands, sagt Manning, waren ehemals durch das Auftreten der Reformatoren allerdings zur Controverse gezwungen. „Aber die Controverse ist im besten Falle polemische Theologie, und polemische Theologie ist einfach, wenn nicht ganz und gar destructiver Natur. Damit wird nichts aufgebaut." Und damit gelangt der Cardinal zu einer anderen höchst merkwürdigen Betrachtung. Ein achtes Hinderniß erblickt er in dem Umstand, daß der Klerus in seiner Predigt zu wenig berücksichtigt, wen er vor sich hat, was das englische Volk wirklich noch glaubt und was man ihm mit Nutzen vortragen kann. Wir spielen, sagt er, mit dem englischen Volk eine Partie Domino. Setzt der Hörer drei, so können wir nicht anders als drei daran setzen. Was nutzt es, von der unbefleckten Empfängniß vor Leuten zu predigen, die nicht an die Incarnation glauben; und was nutzt es, von der Kirche zu handeln vor solchen, die nicht einmal an das Christenthum glauben? Gebt dem englischen Volke, was es versteht, und es wird zuhören und sehr ernstlich zuhören. „Auf einem Meeting in den Vereinigten Staaten soll die Erwähnung des Namens Jesu Christi mit Applaus, die Erwähnung der Kirche mit Zischen aufgenommen worden sein. Das ist eine schreckliche Sentenz: ein Todesurtheil für das menschliche Element in der christlichen Kirche, während es ein Zeugniß für den Glauben an und die Liebe

m Christus ist. Solange dieser Glaube und diese Liebe noch fortleben, kann man an sie appelliren."

Kann jemand treffender und schärfer die Ueberspannung des kirchlichen Begriffes verurtheilen, welche Mannings eigenes Leben und Auftreten charakterisirt hat?

„Ich habe," fährt der Cardinal fort, „längst schon die schmerzliche Empfindung, daß die sichtbare Kirche jetzt ist, was Jerusalem in den Tagen des Jesaias oder des Titus war. Der heilige Geist regiert über die Kirche, die Ecclesia docens et regens, aber der Menschengeist regiert über die christliche Gesellschaft. Wäre dem nicht so, so stünden die Dinge in London nicht, wie sie eben stehen. Und das wird weder mit der Frömmelei der oberen Zehntausend, noch mit den Andachtsübungen des Faubourg St. Germain gebessert."

In der Ausführung dieses Punktes kommt der Verfasser wieder auf die Nothwendigkeit, daß, wer die katholische Kirche in England repräsentire, unbedingt verpflichtet sei, in allen Dingen das Höchste zu erstreben und in seiner Person vorzustellen — summa dicere, wie Gregor der Große sagte, d. i. summa semper velle et summa facere, nicht summa dicere et ima facere, oder auch nur summa dicere et mediocria facere. Und dann gibt er eine Gewissenserforschung für die hochwürdigsten Herren Bischöfe bei, der wir kein Wort zufügen möchten.

Ein neuntes Hinderniß deutet der Cardinal in der Uebersicht, welche er seiner Abhandlung vorsetzt (p. 774) mit S. J. an. Der Herausgeber macht dazu die Bemerkung, daß die auf die Gesellschaft Jesu bezüglichen Ausführungen gemäß dem in der Vorrede Gesagten weggelassen seien. In der Vorrede (I, prel. p. VII) heißt es nun: Diese fünf oder sechs Seiten seien nicht abgedruckt worden, weil man noch lebenden Personen nicht wehe thun, noch Streitigkeiten in England oder auswärts habe erregen wollen. Thatsache ist und bleibt aber, daß Cardinal Manning die Thätigkeit der Jesuiten als ein Hinderniß für die Ausbreitung und den Triumph des Katholicismus in England betrachtet hat. Diese Thatsache ist von der allergrößten Bedeutung, und sie läßt vermuthen, daß im Zusammenhang mit derselben dem Cardinal in den letzten Jahren seines Lebens auch ein Licht darüber aufgegangen ist, wo denn eigentlich der tiefste und Hauptgrund zu suchen ist, welcher die englische Nation von der kirchlichen Einheit wegriß und welcher nach wie vor allen Wiedervereinigungsversuchen entgegensteht.

Dieser tiefste und letzte Grund liegt auch den meisten übrigen von Manning aufgeführten „Hindernissen" unter, er ist kein anderer, als das Ueberwiegen des politisch-irdischen Elements in der römischen Kirche seit dem 13. Jahrhundert, und dem entsprechend das Zurückweichen des religiösen Geistes vor den irdisch-politischen Tendenzen. Die Antwort, welche die englischen Barone der Einmischung Papst Innocenz' III. in die Angelegenheiten Englands und der Magna Charta zutheil werden ließen, war die erste Ankündigung des kommenden Schismas und enthält bis auf den heutigen Tag das Programm der angelsächsischen Auffassung von der Kirche und ihrer Aufgabe. Die neuesten Verhandlungen, auf welche wir ein anderesmal einzugehen beabsichtigen, haben daran nichts geändert; sie haben nur von neuem bestätigt, was jedem Historiker längst schon klar sein mußte.

Und so scheiden wir von dem Cardinal Manning. Der Spectator kann das nicht thun, ohne der todten Eminenz seinen aufrichtigen Dank abzustatten. Denn, was immer er selbst über die allgemeinen Zustände der Christenheit geäußert, die Urtheile, welche er über Menschen und Dinge hier niedergelegt, — fast all das ist, wenn auch vielfach in anderer Form, direct oder indirect, in den Conclusionen oder in den Prämissen, durch die Aeußerungen des Cardinals Manning, wie sie aus seinen letzten Jahren vorliegen, gedeckt und bestätigt — nicht selten in einer Schärfe, oft mit einer grausamen Rücksichtslosigkeit, wie man sie an unsrer milderen Erwägungen doch immer zugänglichen Feder nicht gewohnt ist. Wir rathen demnach den gelben Heften, ihr in der Adresse völlig verfehltes „Doellingerus redivivus" an irgend einer versteckten Ecke des hier in der neuen Westminsterkathedrale projectirten Denkmals des Cardinals Manning stilo Romano eingraben zu lassen, wo es unzweifelhaft die Approbation aller haben wird, welche sich einige Empfindung für den Humor — der Welt- und Kirchengeschichte bewahrt haben.

SPECTATOR.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Heidelberg.** Bei der juristischen Facultät habilitirte sich Dr. Rudolf His aus Leipzig als Privatdocent mit einer Antrittsvorlesung über „die Entwicklung der Bürgschaft im deutschen Recht". — Studirende aller Facultäten werden durch einen Anschlag am schwarzen Brett zur Besprechung von Capiteln der Bibel in regelmäßigen Zusammenkünften aufgefordert.

* **Berlin,** 30. Nov. Heute beging Theodor Mommsen den 79. Geburtstag, der Träger des größten Namens und der größten Kraft unter allen Lebenden im Reich der deutschen Wissenschaft. In der kritischen Ausgabe des Liber pontificalis (der Sammlung von Lebensbeschreibungen der Päpste), die er eben jetzt für die Monumenta Germaniae besorgt, steht er im Begriff, ein neues Meisterstück seiner bis auf den tief verschütteten Grund der echten Ueberlieferung hinabdringenden Philologie zu vollenden; in dem reizenden Essay über den Feldherrn und Dichter der augusteischen Zeit Gnjus Cornelius Gallus hat er noch jüngst (in der Zeitschrift „Cosmopolis") den gefürchteten und bewunderten Witz seines unvergleichlich reichen Geistes mit dem alten Schwung in neuem Funkenregen ausgeströmt. Wer so schafft, soll und wird, so hoffen wir, noch lange weiter schaffen!

* **Wien.** In Regierungsrath Dr. Albert Ilg, der am 28. November, erst 49jährig, einem kurzen, aber schweren Leiden erlag, verliert die Pflege der Kunstgeschichte — die praktische wie die theoretische — in Oesterreich eine bedeutende Gestalt. Geborener Wiener, ging er von germanistischen Studien unter Eitelbergers Einfluß zur Kunstforschung über, die er mit originaler Bemühung auf die Spätrenaissance- und Barockzeit, die für Oesterreich so fruchtbar war, hinüberleitete. Sein literarisches Hauptwerk über „die Fischer von Erlach" ist in Beilage Nr. 35 vom 12. Februar d. J. eingehend gewürdigt worden. Nachdem er sich als Custos am Oesterreichischen Museum und an der Ambraser Sammlung thätig vorgeübt, ward unter seiner Leitung aus den Kunstwerken in der Schatzkammer und in den kaiserlichen Schlössern die großartige Sammlung von kunstgewerblichen Arbeiten früherer Zeit gehoben, die nun im Kunsthistorischen Hofmuseum die Bewunderung aller fremden Besucher erregt. Unermüdlich, hartnäckig, schlagfertig, streitbar, witzig, paradox, hat er sich, oder vielmehr der Sache, an die es ihm allein zu thun war, kräftig Bahn gebrochen — seine lebendige Wirksamkeit wird schwer zu ersetzen sein.

* **London,** 1. Dec. Unter den 7 Personen, die bei der gestrigen Jahresversammlung der „Royal Society" Medaillen erhielten, befinden sich auch die Professoren Röntgen (Würzburg) und Gegenbaur (Heidelberg).

et. **Florenz.** Die Herausgabe der an Michelangelo gerichteten, mehr als 600 Nummern umfassenden Briefe im Archivio Buonarroti ist nunmehr beschlossene Sache, und es ist nur eine Frage der Zeit, wann die erste Lieferung erscheinen wird. Schon sind die Vorarbeiten beendet und die ganze Correspondenz ist in alphabetisch geordneter Abschrift in der Laurenziana, wo sich jetzt auch die Originale befinden, niedergelegt. Die für die Kenntniß von Kunst und Charaktee Michelangelo's ungewöhnlich ergiebigen Documente wurden zum kleineren Theil in Gaye's „Carteggio", in Bottari's Lettere pittoriche, in Gatti's Vita di Michelangelo, publicirt. Engen Müntz hat alle Briefe des Sebastiano del Piombo für sie herausgegeben und neuerdings hat Addington Symonds für seine umfangreiche Michelangelo-Biographie den sorgfältig gehüteten Schatz mit größerer Freiheit benützen dürfen. Trotzdem wird uns die kritische Publication dieses Carteggio noch immer eine

Fülle höchst wünschenswerther Aufschlüsse bringen und vor allem wird die Geschichte der Façade und der Sacristei von San Lorenzo erst geschrieben werden können, wenn die zahlreichen Briefe des Giovanni Fantucci, des Giovanni Spina u. a. in ihrem ganzen Umfange veröffentlicht worden sind. Diese Briefe sind ungemein frisch und anschaulich geschrieben, häufig ist Clemens VII. redend eingeführt, immer heißt es, er habe Briefe und Zeichnungen Michelangelo's selber durchgesehen und ihnen ungetheiltes Lob gespendet, einmal lesen wir sogar eine Notiz von der eigenen Hand des Papstes, der den Künstler zur Eile antreibt: „du wirst, sie Päpste leben nicht lange." Ueber die Arbeiten in der Sixtinischen Capelle dagegen werden wir leider wenig Neues erfahren, es bestätigt sich nur die Annahme, daß zwischen Michelangelo und Julius II. niemals ein Contract aufgesetzt worden ist, und daß der Papst dem Künstler dann und wann einige hundert Ducaten vorstrecken ließ, wenn er selber Geld besaß. Zahlreiche sind die Nachrichten über die Tragödie im Leben Michelangelo's, über das Grabmal Julius' II.; wir werden eine Reihe neuer positiver Aufschlüsse erhalten und sehen, wie qualvoll dem Künstler das Bewußtsein war, das monumentale Denkmal seines größten Wohlthäters im Stich gelassen zu haben. Die Briefe, welche sich auf den Transport der Leda nach Frankreich durch Antonio Mini beziehen, die über unglückliche Arbeit des Pietro Urbano und die Aufstellung des Christus in der Minerva Bericht erstatten, hat auch Symonds schon zum größeren Theil gekannt. Auch die Briefe Franz' I. von Frankreich, der Caterina de Medici, der Herzoge von Urbino und Ferrara, in denen Michelangelo in den zuvorkommendsten Ausdrücken um ein Werk seiner Hand, eine Statue, ein Gemälde, eine Zeichnung angegangen wird, sind in Auszügen schon bekannt, und endlich hat Symonds auch aus dem Schatze der Freundes- und Familienbriefe einiges Wesentliche hervorgehoben. Aber gerade nach dieser Richtung hin haben wir von der neuen Publication die interessantesten Aufschlüsse zu erwarten. Es sind da zunächst eine Reihe in sehr väterlichem Tone verfaßter Briefe des alten Lodovico Buonarotti vorhanden, der sich vor allem in einem Schreiben, wo er sich für arme Miethsleute Michelangelo's in einem seiner Häuser in Settignano verwendet, im günstigsten Lichte zeigt; es folgen Briefe der Brüder und des Neffen Leonardo, auf den sich Michelangelo's ganze Sorge und Liebe in seinen letzten Lebensjahren concentrirte.

Die vier wichtigen Briefe des Tommaso Cavalieri, des vornehmen jungen Römers, für den Michelangelo eine so glühende Freundschaft hegte, hat Gotti sehr willkürlich verstümmelt und Symonds ebenfalls zum erstenmal publicirt; er gibt im Anhang seines Werks auch die Briefe des Bartolomeo Angiolini wieder, die ein helles Licht auf dies viel besprochene Freundschaftsverhältniß werfen. Auch drei der Originalbriefe Vittoria Colonna's, die Campori zuerst i. J. 1866 nach den Copien in Modena in den Lettere artistiche inedite veröffentlichte, bewahrt das Archivio Buonarotti, wie endlich einen Brief des bekannten Francesco d'Ollanda aus Portugal, dem wir die anschaulichste Schilderung der Zusammenkünfte Vittoria Colonna's und Michelangelo's in San Silvestro di Monte Cavallo verdanken. Alle diese Briefe dringen über den Charakter Michelangelo's das denkbar günstigste Zeugniß. Wie vielen Aeußerungen wahrhaft freundschaftlichster Gesinnungen, größter Anerkennung und Verehrung, aufrichtiger Dankbarkeit begegnen wir überall in diesen Blättern! Aber dazwischen finden sich auch Briefe des Giovanni Fantucci, des Francesco Sangallo, ja selbst des Tommaso Cavalieri nach dem 15. November 1561, welche lehren, daß Michelangelo hin und wieder seine Freunde durch ungerechtfertigte Ausdrücke herben Mißtrauens, wenige Zurückweisung ihrer Dienste betrübt hat. Selbst Cornelia, die Gattin seines vielgeliebten Urbino, für welche der alternde Meister mit wahrhaft väterlicher Güte sorgte, und die sich in ihren vielen Briefen als eine ganz vortreffliche Frau zu erkennen gibt, beklagt sich gelegentlich, daß Michelangelo ihre kleinen Liebesgaben zurückgewiesen hat, oder verboten, weiteres zu senden, und muß endlich nach ihrer zweiten Heirath mit einem Rechtsgelehrten aus Gubbio Monate und Monate warten, ehe der grollende Meister sie einer Antwort würdigt. Andrerseits zeigen aber wiederum gerade diese Briefe das gütige Herz Michelangelo's, der immer wieder Nachrichten über die beiden Knaben seines verstorbenen Freundes verlangt, deren heute völlig verschollene Portraits er mit solcher Liebe gemalt hatte, daß der Herzog von Urbino der Cornelia keine Ruhe ließ, bis diese Bilder für 100 Goldscudi endlich in seinen Besitz übergegangen waren.

Endlich werden diese Briefe auch einige bis dahin unbekannte Einzelheiten des gespannten Verhältnisses zwischen Raffael und Michelangelo ans Licht fördern. Der Kampf der Schüler und Anhänger der beiden Künstler in Rom muß wirklich sehr erbittert gewesen sein, einige Werke Raffaels und seiner Schule, wie die Mosaiken der Capella Chigi, die Gemälde der Sala di Costantino werden einer herben Kritik unterzogen und Sebastiano del Piombo's Verdienste Raffael gegenüber in ungerechtfertigter Weise herausgestrichen.

Eine Menge Briefe untergeordneter Gehülfen, Steinmetzen aus Carrara u. s. w. bieten gegenständlich weniger Interesse, für die Klärung mancher rein sachlicher Fragen werden auch sie nicht ohne Werth und Bedeutung sein.

Die ungetheilte Bewunderung, mit welcher alle Welt um die Mitte des Cinquecento zu dem „Göttlichen" emporsah, bezeugen zum Schluß die zahlreichen Briefe des Vasari, des Ammanati, des Leone Leoni, des Amilcar Anguissola und so vieler anderer und so führt uns dieser einzigartige Carteggio, dessen Veröffentlichung nicht nur der Kunstfreund mit Freude begrüßen wird, durch das ganze thatenreiche Leben Michelangelo's hindurch und breitet über die künstlerischen und menschlichen Qualitäten des „Titanen" ein gleichmäßig helles, überall belehrendes und fast immer erfreuliches Licht.

* **Stackhalm.** In der Gesellschaft für Anthropologie und Geographie berichtete Prof. A. G. Nathorst über eine neue Polar-Expedition, die hauptsächlich die Erforschung des an der Ostküste Spitzbergens belegenen König Karl-Landes zum Ziele haben soll. Zu den auf 80,000 M. angeschlagenen Kosten hat ein einzelner Gönner bereits einen bedeutenden Beitrag zugesichert. Der Plan wurde von Nordenskjöld warm empfohlen und in der Gesellschaft mit großem Beifall aufgenommen.

Neue Kataloge: M. Hauptvogel, Gotha: Antiquar. Kat. Nr. VII. Socialwissenschaft. — Paul Parey, Berlin: land- und forstwirthschaftlicher Verlag.

Vornehmes Prachtwerk
für Bücherfreunde.

Sonnenschein
in Schloss und Haus.

Ein Jahrbuch mit Beiträgen von
Baumbach, Seidel, Trojan, Carl Busse, Hans Haffmann, J. V. Widmann u. A.

Illustrirt von **Kunz Meyer, C. Röhling, C. Marr** u. A.

Gr. 4°. IV und 128 Seiten.

Preis 15 M.

Enthält unter andern letzte Gedichte von Rudolf Baumbach, illustrirt durch 12 Heliogravüren nach alten Miniaturkupferstichen. Die Gedichte zeigen Baumbachs eigene Schriftzüge in Facsimiledruck.

Kataloge kostenlos.

Verlag von A. G. Liebeskind
in Leipzig. (17357)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 2. December. Nummer 280.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Inventarisation der Kunstdenkmäler Württembergs. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Inventarisation der Kunstdenkmäler Württembergs. [1])

é. Unter den zahlreichen großartigen Unternehmungen, die dem historischen Interesse unsrer Zeit ihren Ursprung verdanken, wird eines der Nachwelt gewiß ganz besonders verdienstvoll erscheinen, das ist die Aufzeichnung und Beschreibung der alten Bau- und Kunstdenkmäler, die „Kunstinventarisation", wie sie nach dem Vorgange Frankreichs seit etwa einem halben Menschenalter nach und nach fast alle deutschen Bundesstaaten in Angriff genommen haben. Einzelne Gebiete Deutschlands sind mit dieser Arbeit schon fertig oder der Vollendung derselben nahe, andere dagegen haben kaum erst damit begonnen. Jahre, vielleicht Jahrzehnte, werden noch vergehen, bis dies Riesenwerk für alle Theile Deutschlands abgeschlossen vorliegen wird.

Bei einem Ueberblick über das bis jetzt in den verschiedenen deutschen Staaten und Provinzen Geleistete wird jedem sofort die ungeheure Verschiedenheit in der Behandlung des Gegenstandes auffallen, äußerlich wie innerlich. Aeußerlich vor allem schon das Format, das — mit Ausnahme der einheitlichen Gruppe: Baden, Elsaß-Lothringen, Hessen, Rheinprovinz — fast in jedem Gebiete etwas verschieden ist, so daß man ein höchst verwandlungsfähiges Bücherbrett haben muß, um die Kunstschätze des deutschen Vaterlandes einigermaßen übersichtlich aufstellen zu können; innerlich in der Begrenzung und Behandlungsweise des Stoffes. Dieses Inventar beginnt bei den prähistorischen und römischen Funden, jenes mit der Völkerwanderungs- oder Karolingerzeit, ein drittes womöglich erst beim eigentlichen Mittelalter. Dieses führt die Zeitgrenze bis zum Ausgang des Mittelalters, das andere bis etwa zum Beginn des Barock, das dritte bis zur Schwelle des 19. Jahrhunderts, ein viertes bis zur Gegenwart. Dieses verzeichnet neben den vorhandenen auch die verschwundenen Kunstdenkmäler oder gar auch die nur vorübergehend und zufällig im Lande befindlichen, sowie die von da ins Ausland gewanderten, während jenes alle diese Arten unberücksichtigt läßt. Am empfindlichsten macht sich aber die Verschiedenheit der Inventare geltend auf dem Gebiete der Ausstattung. Während das eine in einem Ueberfluß von Textbildern und großen Tafeln schwelgt, sind für das andere kaum die Mittel vorhanden, nur auch nur das Allernöthigste einigermaßen genügend abzubilden. Kurz, die deutsche Sonderbündlerei zeigt sich auf diesem ganzen Gebiete einmal wieder in schönster Blüthe. Zum Theil kommt dies daher, daß die Veranstaltung der Inventarisirung zunächst von den verschiedensten Instanzen in Angriff genommen wurde: hier trat die Regierung an die Spitze, dort ein Kunst- oder Alterthumsverein, da ein Architectenclub. Man kann bedauern, daß die Arbeit nicht gemeinsam von allen deutschen Bundesstaaten nach vereinbartem Plane in Angriff genommen wurde, aber man muß doch dankbar sein, daß sie überhaupt unternommen worden ist und auch so ziemlich allenthalben vorwärts geht, dort langsamer, da schneller. Und neben einer Reihe von Inventaren, deren Anlage man von vornherein für verunglückt halten muß, steht doch eine recht erkleckliche Zahl guter, ja vortrefflicher Arbeiten. Schade, daß infolge der allzu verschiedenen Grundanlage wohl kaum eine Aussicht dafür besteht, die sämmtlichen Inventarisationen in absehbarer Zeit zu einer innerlich und äußerlich für ganz Deutschland gleichartigen zweiten Auflage zu vereinigen. Möge wenigstens an deren Stelle eine auf diesem Riesenmaterial aufgebaute, gedrängte Kunsttopographie Deutschlands, wie sie Lotz seinerzeit ohne all diese bequemen Vorarbeiten mit riesiger Energie und Gewissenhaftigkeit zu Stande gebracht hat,[1]) die Frucht dieser sämmtlichen Unternehmungen in handlicher Weise vermitteln. Dann erst wird auch für unser Vaterland der Cicerone geschrieben werden können, dessen es schon so lange harrt.

Eine eigenthümliche Stellung innerhalb der deutschen Inventarisationen nimmt die württembergische ein — nicht unähnlich dem Sonderleben, das der württembergische Staat auch in vielen andern Beziehungen noch heute innerhalb des Deutschen Reiches führt. Im Gegensatz zu fast allen andern deutschen Staaten begnügte man sich hier nicht mit der Inventarisation im gewöhnlichen Sinne, sondern glaubte ein mächtiges nationales Prachtwerk schaffen zu müssen, das auf imponirenden Tafeln mit zahlreichen Abbildungen den Ruhm der schwäbischen Kunst orbi et urbi verkündigte. So schuf man denn einen gewaltigen zweihändigen Bilderatlas, zu dessen Betrachtung ein Tisch von über einen Meter Breite erforderlich ist. Auf nahezu 200 Tafeln brachte er so die Quintessenz der schwäbischen Kunstschätze im voraus, ehe noch der Begleittext auch nur eines der vier württembergischen Kreise vollständig erschienen war, oder sollte sie wenigstens bringen, denn thatsächlich läßt sich doch selbst bei einem so gut vorbereiteten Boden wie dem württembergischen erst am Schlusse der ganzen Inventarisirungsarbeiten überschauen, was denn das Werthvollste und der Publication auf großen Tafeln Würdigste ist. Jedenfalls durfte ein solcher Atlas, wollte man ihn nicht als Abschluß und Bekrönung des Ganzen bringen nur lieferungsweise und gleichen Schrittes mit dem Begleittexte erscheinen, sollte anders mit den gegebenen Mitteln etwas Vollkommenes erreicht werden. So aber ist der Atlas schon seit mehreren Jahren abgeschlossen, während

[1]) Die Kunst- und Alterthumsdenkmale im Königreich Württemberg. Im Auftrag des k. Ministeriums des Kirchen- und Schulwesens bearbeitet von Dr. Eduard Paulus, Conservator der vaterländischen Kunst- und Alterthumsdenkmale. Stuttgart, Paul Neff. — Inventar, 1. Band, der Neckarkreis, 1889—1892 (Lieferung 1—10). 2. Band, der Schwarzwaldkreis, 1896 (Lieferung 11—15). Atlas, 2 Bände, Großfolio, 1889—1891.

[1]) Dr. Wilhelm Lotz, Kunsttopographie Deutschlands. 2 Bde. Kassel, 1862 u. 1863.

von dem Inventar erst in diesem Frühjahr, nach fast vierjähriger Pause, einmal wieder einige Lieferungen erschienen sind, mit denen knapp die Hälfte der ganzen Arbeit erreicht ist.

Ein Supplement zu dem Bilderatlas, dessen Nothwendigkeit man sich nicht verschließt, ohne daß die Mittel dazu vorläufig flüssig zu machen sind, würde übrigens die Unübersichtlichkeit des Atlas, von der wir gleich näher sprechen werden, nur noch vermehren.

Thatsächlich kann man nämlich über dies Bilderwerk recht verschiedener Ansicht sein. Sein unhandliches Format und zum großen Theil auch der Inhalt wurden, wie die Vorrede zum ersten Inventarbande mittheilt, mitbestimmt durch den Vorrath an Abbildungen der Firma Paul Neff in Stuttgart, deren früherer Chef sich seinerzeit in entgegenkommendster Weise bereit erklärte, das Zustandekommen des Werkes durch Hergabe zahlreicher Tafeln aus seinem Verlage zu unterstützen. So finden wir denn in dem Atlas eine große Anzahl Tafeln aus Heideloffs „Kunst des Mittelalters in Schwaben" und 16 Tafeln aus den früheren Publicationen von Ed. Paulus über Maulbronn und Bebenhausen wieder abgedruckt. Unter den neu hinzugekommenen Tafeln sind viele recht gute und vortreffliche, so daß der Gesammteindruck der beiden Atlasbände zunächst wohl auf jeden beim Durchblättern einen reichen und reizvollen Eindruck macht. Zum größten Theil kommt dies allerdings auf Rechnung der Schönheit der dargestellten Kunstschätze, an denen Schwaben so reich ist. Doch muß für die geschmackvolle Herstellungsweise dem Herausgeber und dem Verleger volles Lob gezollt werden.

Weniger bedingungslos läßt sich dies Lob auf die Auswahl des Dargestellten übertragen. Wenn eine Inventarisation von dem glücklichen Umstande begünstigt ist, daß ein eigener Atlas für die größeren Darstellungen geschaffen werden kann, so ist dies für die Gestaltung der Textbände außerordentlich vortheilhaft. Man kann diese dann so leicht und handlich gestalten, daß sie bequem auf Reisen mitzuführen sind, in welchem Falle sie doch eigentlich erst so recht ihren Zweck zu erfüllen vermögen. Draußen vor den Denkmälern brauche ich ja deren Abbildungen nicht, da will ich nur die historischen Notizen, die Erklärungen und bei den Bauwerken vor allem den Grund- und Aufriß zur Hand haben. Es ist schwer zu verstehen, warum im vorliegenden Falle auch noch die Textbände durch dicke Lichtdrucktafeln belastet werden, die doch gerade so gut dem Atlas hätten eingefügt werden können, und warum andrerseits ein großer Theil der Grundrisse, darunter gerade die der wichtigsten und am meisten besuchten Denkmäler in den Atlas verwiesen wurden, z. B. Hirsau, Reichenbach, Alpirsbach, Marienkirche zu Reutlingen, Ellwangen, Komburg, Neresheim, Lorch, Eßlingen und viele andere. Auch ist durchaus nicht etwa das Princip durchgeführt, nur solche Abbildungen in den Atlas aufzunehmen, deren Größe sie für die Textbände ungeeignet macht, sondern in bunter Mischung folgen sich hier große Lichtdruckbilder mit winzigen zeichnerischen Detailaufnahmen. In den Textbänden begegnen uns andrerseits viele Abbildungen, die wegen ihrer Kleinheit ungenügend sind und in größerer Gestalt in den Atlas gehört hätten. Ein consequent durchgeführtes System ist schlechterdings nicht zu entdecken.

Nun hätten wenigstens Atlas und Text inhaltlich aufs engste verbunden werden müssen. Aber in den Inventarbänden findet sich weder an der Spitze der einzelnen Abschnitte, noch sonst an sichtbarer Stelle ein Hinweis darauf, ob und welche Atlastafeln zu diesem Abschnitt gehören, ja nicht einmal im Schlußregister wird darauf verwiesen. Nur hie und da, aber auch nicht immer, steht mitten in den Text verstreut ein (K). Das heißt: siehe Kunstatlas! In jedem einzelnen Falle muß man also, mag nun ein (K) dastehen oder nicht, den unförmigen Atlas wieder hervorziehen und nachsuchen, ob sich vielleicht der gesuchte Grundriß oder die vermißte Abbildung hier findet. Und wie mühsam ist dieses Aufsuchen im Atlas! Seine 195 Tafeln sind ohne jede Numerirung! Innerhalb der vier Kreise Württembergs, von denen dem ersten, dem Neckarkreis, der ganze erste Band, also die volle Hälfte des Atlas, gewidmet ist, während die drei andern Kreise sich zusammen mit der andern Hälfte begnügen müssen, folgen sich die Oberämter so ungefähr in alphabetischer Reihenfolge. Aber wie soll man bei jedem Orte gleich wissen, ob er im Donau-, Jagst-, oder Schwarzwaldkreis liegt? Noch dazu sind die Kreise im Atlas durchaus nicht von einander kenntlich geschieden. Wie soll man ferner, nach Ueberwindung dieser ersten Schwierigkeit, aus dem Kopfe wissen, in welchem der 67 württembergischen Oberämter der in Frage stehende Ort liegt? Aber selbst wenn man dies mit großer Mühe und Zuhülfenahme anderer Handbücher festgestellt hat, ist man noch lange nicht am Ziel seiner Wünsche. Denn da sich Abbildungen von Denkmälern ein und desselben Ortes oft auf verschiedenen Tafeln zerstreut finden, andererseits wieder eine ganze Reihe Ortschaften zuweilen auf einer Tafel zusammengedrängt ist, so gilt es, lange zu suchen. Das Register am Schluß des Atlas hilft gar nichts, denn dort wird nicht auf eine bestimmte Seitenzahl verwiesen, weil diese Zahlen eben fehlen, sondern nur auf die Unterschrift der Tafel. Diese Unterschriften sind aber zum großen Theil gleichlautend. So gibt es allein sechs Tafeln „Ansichten aus Eßlingen", die dazu nicht einmal direct auf einander folgen. Kurz, es ist auch dem Ortskundigsten unmöglich, sich in diesem heillosen Wirrwarr zurechtzufinden.

In einem schwäbischen Tagesblatte[1]) wurde vor einiger Zeit Protest erhoben gegen die ungleiche Behandlung der vier württembergischen Kreise bei der Inventarisation. Es wurde dem Unternehmen vorgerechnet, daß es sich mit einer Ausgabe von 55,000 Mark für den Atlas und den Textband des Neckarkreises verblutet habe und nun die andern Kreise en bloc behandeln müsse. In der That ist der jetzt abgeschlossene zweite, der Schwarzwaldkreis, sehr kurz und dürftig behandelt, sowohl im Text wie in der Ausstattung. Diese Systemlosigkeit wiegt um so schwerer, als ja die Summe für Inventarisation des ganzen Landes durch einmaligen Beschluß des Landtags von vornherein festgesetzt war. Und dazu war, wie schon oben angedeutet, der Ueberblick über das zu Bewältigende von vornherein sehr erleichtert durch die vortrefflichen Vorarbeiten, vor allem durch die genauen Oberamtsbeschreibungen, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt den vorhandenen Kunstdenkmälern immer eingehender ihr Interesse zugewandt haben, ein Werk, in dem das Königreich Württemberg noch heute unter den deutschen Staaten unerreicht dasteht. Dazu kamen die Inventarisationsvorarbeiten des früheren Landesconservators Haßler, das treffliche Handbuch von Keppler[2]), die württembergische Landesbeschreibung von 1882, die ganze Fluth allgemeiner Vorarbeiten aus früherer Zeit, von denen hier nur Klemm, Heideloff, Lorent, Lotz genannt seien.[3]) In keinem deutschen Staate war die Arbeit dem Inventarisator so leicht gemacht, wie in Württemberg. Es ist daher begreiflich, wenn man von einem noch dazu mit reichlichen Mitteln unternommenen Werke auch etwas Vortreffliches erwartet.

---

1) Deutsches Volksblatt, Stuttgart d. 10. März 1896, Nr. 58.

2) Württembergs kirchliche Kunstalterthümer, Rottenburg 1888.

3) Klemm, Die württemberg. Baumeister u. Bildhauer. Stuttgart 1882. Heideloff, Die Kunst des M. A. in Schwaben. Lorent, Denkmale des M. A. in Württemberg, 1866. Lotz, Kunsttopographie Deutschlands Bd. 2.

Aber vielleicht gleicht der Text des Inventars den ungleichen Eindruck des Tafelwerkes wieder aus? Die Vorzüge, die wir mit Recht an dem Verfasser in seiner Haupteigenschaft als Dichter bewundern, geben demselben durchaus das Gepräge: die schwungvolle, schöne und originale Sprache voll kraftvoller Eigenbildungen, die warme Liebe des Schwaben zur Heimath und zur heimischen Kunst, die zündende Begeisterung und die poetische Grundauffassung des Ganzen. Namentlich die Einleitungen und Schlußbetrachtungen zu den einzelnen Kreisen und Oberämtern, aber auch lange Stellen des einfachen Textes sind höchst genußreich und anregend zu lesen, und schon das Titelblatt zu dem Atlas mit seiner künstlerischen Zusammengruppirung der schönsten Bauwerke Württembergs muthet uns an wie ein Gedicht, wie eine schwäbische Kunstwanderung in Versen. Und das ist der Text in der That, nicht nur innerlich, denn auch die Prosa ist durchweg beschwingt vom Flügel der Phantasie, der uns immer wieder emporträgt zu weit ausschauenden Höhen, von wo aus wir das geschichtliche Werden und die reizvolle Vergangenheit in bunten Bildern an unsern entzückten Augen vorübergleiten sehen, sondern auch buchstäblich, denn mit Vorliebe werden die Abschnitte mit einzelnen Versen des Verfassers oder anderer bekannter schwäbischer Dichter eingeleitet oder geschlossen, und bei besonders packenden Erörterungen wirft der Dichter den Historiker ganz über Bord und ergießt seine Gedanken in gebundener Rede, so z. B. wo er die Erbauung der Burg auf dem Hohenneuffen dem Ostgothenkönig Theoderich d. Gr. zuweist. (Inventar II, 210).

Und diese poetische Grundauffassung der ganzen Aufgabe kommt auf allen Gebieten zum Ausdruck, leider auch nach der unzweckmäßigen Seite hin. Nicht der wissenschaftlich interessanteste Standpunkt wird zur Aufnahme der Denkmäler gewählt, sondern der malerischste und romantischste, nicht das historisch Wissenswertheste, sondern das die Phantasie am meisten Anregende bestimmt vielfach die Auswahl der Abbildungen, bestimmt das längere oder kürzere Verweilen bei einem Gegenstande, die größere oder geringere Sorgfalt, die ihm gewidmet wird. Nur so ist es zu erklären, daß das Inventar des zweiten Kreises eröffnet wird mit der Ansicht einer — Sägemühle bei Teinach, die durchaus nicht anders aussieht als andere moderne Sägemühlen und auch nicht älter ist als solche, daß auf Seite 179 desselben Bandes wiederum eine Sägemühle erscheint, die ebensowenig archäologisches Interesse bietet wie die vorige und wie viele andere rein landschaftliche Aufnahmen dieses „Inventars“ (z. B. S. 77, 78, 198, 218 des zweiten Bandes), daß überhaupt das Landschaftliche viel mehr im Vordergrunde steht, als man sonst bei einem „Inventar“ für nothwendig erachtet. Wenn man es sonst für eine wichtige Aufgabe der Kunstinventarisation betrachtet, die weniger oder gar nicht bekannten Kunstschätze ans Licht zu ziehen und der wissenschaftlichen Forschung zugänglich zu machen, und daher vor allen Dingen auch auf unbekannte Sammlungen im Privatbesitz aufmerksam zu machen — eine Aufgabe, deren Erfüllung gerade bei der württembergischen Inventarisation doppelt wünschenswerth gewesen wäre, weil in diesem Lande eine ganze Reihe Privatsammlungen sich befinden, von denen in Fachkreisen nichts oder fast nichts bekannt ist, so z. B. die Sammlung mittelalterlicher Sculpturen und Glasfenster, und vor allem altdeutscher Gemälde auf Schloß Lichtenstein, in der wir schon bei flüchtigem Durchgehen einen köstlichen Strigel (Vorbild des Sigmaringer Strigelbildes), vier gute Atelierbilder des interessanten „Meisters von Mößkirch“, drei treffliche Zeitblooms bemerkten, ferner die Gemäldesammlung im bischöflichen Palais zu Rottenburg, die Kunstsammlung des Grafen Neischach zu Nußdorf, die Alterthümersammlung im Gilmer'schen Schloß zu Thalheim bei Heilbronn — wenn es, wie gesagt, sonst als Aufgabe des Inventars betrachtet wird, wenigstens über den Bestand solcher Sammlungen im allgemeinen zu berichten, falls eine genauere Angabe nicht erlaubt ist — was übrigens in den vorliegenden Fällen durchaus erlaubt gewesen wäre —, so wird auch in diesem Falle der Forscher mit dem Hinweis auf die Schönheiten der landschaftlichen Umgebung sich begnügen müssen. Die Sammlung auf dem Lichtenstein wird abgemacht mit den Worten: „Das Schloß, von ausgedehnten Vorwerken und hohen Baumgruppen umgeben, enthält werthvolle Kunstsammlungen, altdeutsche Gemälde und, was einzig ist, die vielen steinernen Portraitbüsten vom ehemaligen Lusthaus in Stuttgart.“ (II, 264.) Gerade die Reste vom Lusthaus im Schloßgarten bekommt jeder Besucher des Lichtensteins zu sehen, die interessanten Sammlungen in dem schwer zugänglichen Innern des Schlosses aber nur höchst selten.

Die Nußdorfer Sammlung wird so geschildert: „Das hochgelegene Schloß und westlich davon die Friedhofkirche, beide mit ihrem reichen Inhalt an Kunstwerken geben unvergeßliche Eindrücke, dazu die Gärten umher und der Blick in blaue Weiten“ (I, 480), — die zu Thalheim: „Im Schloß eine Menge edelster Alterthümer, ebenso im Schloßhof, darunter Theile der alten Balustrade vom Kilianusthurm in Heilbronn.“ (I, 272.) Ohne einen Verweis darauf oder nähere Erklärung findet sich dann noch I, 552 im „Rückblick“ auf die „Malerei“ des Neckarkreises die Abbildung einer reizenden geschnitzten gothischen Truhe aus dieser Sammlung. Von der bischöflichen Sammlung in Rothenburg erfahren wir: „Das Jesuitenkloster, jetzt bischöfliches Palais, ernstes und großartiges Gebäude, mit Alterthums- und Kunstsammlungen.“ (II, 278.)

Genau so steht es leider auch mit dem Inventar der in öffentlichem und kirchlichem Besitze befindlichen Kunstdenkmäler. Keppler bezeichnete es in der Einleitung zu seinem schon erwähnten Inventar der württembergischen kirchlichen Kunstalterthümer als Hauptaufgabe, den Kunstschatz genau zu verzeichnen und dadurch „Pfarrer und Stiftungsbehörde sozusagen vor dem ganzen Lande in Pflicht zu nehmen, diesen Schatz sorgsam zu behüten und gut in Stand zu halten“, damit endlich einmal der immer noch in allen Theilen Deutschlands blühenden Verschleuderung und Zerstörung der alten Kunstdenkmäler ein Riegel vorgeschoben werde; und das ist ja wohl nach Ansicht aller Sachverständigen mit die wichtigste Aufgabe unsrer staatlichen Inventarisationen. Für das Paulus'sche Inventar kommt dieser Gesichtspunkt wenig in Betracht. Kein Verständiger wird von einer solchen Arbeit eine absolute Vollständigkeit verlangen, zumal in einem Lande wie Württemberg, das noch so überreiche Schätze aus vergangenen Jahrhunderten trotz allen Stürmen bis auf die Gegenwart bewahrt hat, und zwar oft gerade an Stellen, wo man sie kaum vermuthet, — aber man dürfte doch wenigstens verlangen, daß die Vorarbeiten benutzt und wenigstens alle wichtigeren Ortschaften von dem Inventarisator persönlich besucht werden. Es scheint, daß sich der Herausgeber allzusehr auf den Zeichner verlassen hat, der, wie am Schluß des Vorwortes gesagt ist, „die meisten Oberämter durchwandert und bereits Aufnahmen in einer Menge und von einer Wichtigkeit geliefert hat, die uns mit Stolz und Staunen (!!) erfüllt“. Aus diesen Worten ist doch zu entnehmen, daß der Zeichner ohne sachkundige Anleitung aufnehmen durfte, was er für gut befand, und daß der Herausgeber dann ohne persönliche Nachprüfung aus der sein Staunen erregenden „Menge“ auswählte, was ihm passend schien. So ist es denn mit untergelaufen, daß viele Aufnahmen direct zwecklos sind; wir verweisen nur

Digitized by Google

auf die der Belsener Capelle (Inventar II, 280), die gerade das einzige Interessante daran, die viel besprochenen allegorischen Sculpturen, nicht erkennen läßt, auf die des Frieses an der Kirche zu Plieningen (Atlas I, Tafel 87 [1]), wo die höchst interessanten Physiologus-Darstellungen ganz undeutlich gezeichnet sind, auf die der Kanzeltreppe in der Kilianskirche zu Heilbronn (Atlas I, Tafel 58), auf der nur 2 von den reizenden 9 Scenen des Credo zu sehen sind —; wie auch, daß die Aufnahmen zuweilen direct falsch sind, so der Aufriß des schönen romanischen Thurmes zu Nellingen (Inv. I, 229), wo nicht nur falsche Zeichnung des Daches und der Akroterien nachzuweisen ist, sondern auch Fenster eingezeichnet sind, wo sich nie welche befunden haben, und weggelassen sind, wo sich welche befinden; — so die Gestalten an den Tragconsolen des Chores zu Plieningen (Atlas I, 87), die erstens unvollständig und zweitens mit falscher Wiedergabe der Attribute gezeichnet sind. Jeder, der mit Atlas oder Inventar in der Hand die Originale nachprüft, wird derartiger Ungenauigkeiten die Fülle entdecken.

Diese directionslose Aufnahme der Denkmäler erklärt es wohl auch, warum ganz unwichtige Dinge mit überflüssiger Ausführlichkeit aufgenommen sind (vergl. als Beispiel für vieles nur Inv. I, 361—363) oder auch derselbe Gegenstand mehrmals. Man vergleiche Atlas I, 59 mit Inventar I, 274; dann vor allem die Ansichten der Vorhalle von Denkendorf, wo der Blick auf ein und denselben Pfeiler nicht weniger als fünfmal in verschiedenen Aufnahmen und an den verschiedensten Stellen des Werkes gegeben ist (nämlich Inv. I, 6, 167, 217, 218 und Atlas I, 49); ferner das Portal von Weinsberg, das Atlas I, 92 in Zeichnung, Inventar I, 513 in derselben Größe und Ansicht photographisch gegeben ist, ein Fall, der sich noch oft wiederholt. Vielleicht ist hier auch der Grund dafür zu suchen, daß die Zeichnung viel mehr herangezogen worden ist, als im Zeitalter der Photographie nothwendig und wünschenswerth ist, meist zum Schaden der wissenschaftlichen Brauchbarkeit der hier gegebenen Abbildungen.

Was nun den Text anbelangt, so ist der Unvollständigkeiten, Flüchtigkeiten und Irrthümer kein Ende abzusehen. Als Beispiel wollen wir nur die Beschreibung der Kirche zu Mühlhausen am Neckar herausgreifen, weil diese Kirche eines der besuchtesten Wanderziele aller Kunstkenner und Kunstfreunde ist, weil wir ferner eine ganze Reihe genauer Beschreibungen ihrer Kunstschätze besitzen, und weil sie drittens von dem Wohnorte des Landesconservators bequem in einer Stunde zu Fuß zu erreichen ist, so daß man wohl erwarten könnte, daß er diese Kirche wenigstens genauer verzeichnet habe.

Nach Einleitung durch einen Vers aus Uhland, der so aus dem Zusammenhang gerissen etwas deplacirt wirkt, erfahren wir, daß die Veitskirche, „eine Schatzkammer mittelalterlicher Kunst" ist und daß ihre Südseite „von dichten Weinreben überrankt" ist. Bei der nun folgenden Beschreibung der Kunstschätze ist zu corrigiren, daß nicht „selbst vom Fußboden herauf Wappenschilder und betend hingestreckte Gestalten grüßen", — sie sind schon 10 Jahre vor Beginn der Inventarisation an den Wänden aufgestellt worden, — daß die „Abführung der Guten" auf dem Weltgerichtsfresco nicht „unten", sondern neben dem Hauptbilde dargestellt ist, daß nicht Maria und Petrus zu Seiten des Weltrichters knieen, sondern, wie stets, Maria und Johannes d. T., daß die Malereien im Chorgewölbe nicht „später derb übermalt", sondern unberührt und von Haus aus derb sind, daß die Engel, welche im Chor gemusterte Teppiche halten, nicht alt, sondern erst im Jahre 1880 vom Maler Pilgram gemalt worden sind, und daß man unter diesen Teppichen nicht mehr die „im 13. und 14. Jahrhundert so häufig angewandten Medaillons mit der segnenden Hand Christi" hervorschimmern sieht,[1]) sondern daß dies nur zu Zeiten Grüneisens noch der Fall war, auf dessen Beschreibung sich der Verfasser wohl allzuviel verließ. Eine klare Schilderung der werthvollen Wandmalereien ist weder nach Inhalt noch Alter und Kunstweise versucht, von dem höchst beachtenswerthen Hochaltar aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, der in seinen herrlichen Gestalten dürerischen Einfluß verräth und außerdem noch ganz unberührt ist, wird nur gesagt, daß er „große goldstrahlende Heiligenfiguren und lebhafte Malereien" enthalte; der prächtige Schnitzaltar im Schiff rechts, geziert mit fünf weiblichen Heiligenfiguren, — mit das Schönste, was von schwäbischer Bildschnitzerei aus der Mitte des 16. Jahrhunderts erhalten ist —, wird mit keinem Worte erwähnt. Das Hauptstück endlich der ganzen Kirche, der berühmte böhmische Wenzelsaltar von ca. 1380 (nicht 1385), den kürzlich wieder Reber eingehend gewürdigt hat,[2]) wird dem Forscher vorgeführt in dem völlig ungenügenden alten Stahlstich Heideloffs, der noch dazu nur drei Gestalten des figurenreichen Werkes bringt. Notabene ist dies die einzige Abbildung einer Malerei aus der an unpublicirten Wand- und Tafelbildern so überreichen Kirche.

Dies führt uns gleich noch auf einen anderen bedauerlichen Punkt in der vorliegenden Inventarisation: die Architektur ist in einem Grade bevorzugt, wie es bei einem an Schätzen der Malerei so reichen Lande wie Württemberg, das in der wichtigsten Epoche der deutschen Malerei lange Zeit mit tonangebend war, durchaus ungerechtfertigt ist. Von den Tafeln des Atlas ist nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil der Malerei gewidmet. Als eclatantestes Beispiel sei auf die Tafeln über das Ulmer Münster verwiesen: 19 davon sind der Architektur und Skulptur gewidmet, den zahlreichen malerischen Schätzen: eine; und diese eine bringt einige Theile des Schaffner'schen Altars, und zwar wiederum in den veralteten Stahlstichen Heideloffs. So wie beim Ulmer Münster ist die Malerei durchs ganze Land hin behandelt. Von den zahlreichen Wandbildercyklen Württembergs — allein die letzten 10 Jahre haben über 40 neue Funde von solchen gebracht — wird uns nur ein kleiner Bruchtheil, und dieser nie vollständig und selten in stilistisch einwandfreier Wiedergabe vorgeführt, die Tafelbilder in den Kirchen werden oft gar nicht erwähnt oder dann in solch ungenauer Weise, daß weder über ihr Alter noch über ihren Kunstwerth, geschweige denn über den Maler oder die Schulrichtung irgend etwas daraus zu entnehmen ist. Als Beispiele nennen wir nur das „große gothische Bild, Kreuzabnahme, 1520, renovirt 1713" (Inventar I, 249) in der Kilianskirche zu Heilbronn, ein recht interessantes Werk, das einem directen Dürerschüler, vielleicht dem Hans von Kulmbach, gehört, — sowie das recht beachtenswerthe, ausgesprochen fränkische Triptychon in der Klosterkirche zu Denkendorf, von dem es (I, 221) heißt: „Schönes altdeutsches Gemälde von einem Flügelaltar (sic!), in drei Feldern; auf dem Hauptbild, der Kreuzigung, kniet der Stifter, Abt Hungar, dabei sein Schild mit dem Tannenzapfen". Die Tafelbilder des Jörg Ratgeb in der Stiftskirche zu Herrenberg muß man wohl mit unter den „zahlreichen gemalten Epitaphien an den Wänden" suchen (II, 110), obwohl sie einer Einzelaufzählung recht wohl würdig gewesen wären.

[1]) Wir citiren die Tafeln nach der eigenen Zählung, ohne die man, wie oben ausgeführt, gar nicht auskommen kann.

[1]) Paulus meint die Weihekreuze, wie sie bei Neueinweihungen angebracht wurden, ohne die „Hand Christi" selbstverständlich.

[2]) „Ueber die Stilentwicklung der schwäbischen Tafelmalerei im 14. u. 15. Jh. Sitzungsber. der bayer. Akad. der Wiss., phil. hist. Classe 1894, S. 443 fg.

Digitized by Google

Eigenthümlich berührt die Charakterisirung des Ratgeb'schen Hauptaltars, der von hier nach Stuttgart kam (II, 111): „Altheilige Kunst kämpft mit wildfreudig-neuer Kraft und Beleuchtung. Hintergründe und Costüme von vollendeter Feinheit (!), Gesichter oft ins Burleske verzerrt. Viel Vögel." (sic!) Von den vielen in schwäbischen Dorfkirchen versteckten Tafelbildern sind in beiden Atlas- und Inventarbänden zusammen bis jetzt noch nicht ein halbes Dutzend in genügender Wiedergabe aufgenommen worden, obgleich sie oft das Werthvollste an der ganzen Kirche sind. Dagegen werden uns von jedem Pfeiler, von jeder Fensterschwelle der kleinsten Dorfkirche die Durchschnitte der Profilirung, die in den allermeisten Fällen vollständig überflüssig sind, mit ermüdender Raum- und Geldaufopferung bis zum Ueberdrusse vorgeführt. Ebenso stiefmütterlich wie die Tafelbilder sind die kirchlichen Geräthschaften, Kelche, Monstranzen, Stickereien ꝛc. behandelt, ja sie werden in den allermeisten Fällen nicht einmal erwähnt.

Ist es also auch bei den kirchlichen Schätzen versäumt, deren Verwalter „vor dem ganzen Lande in Pflicht zu nehmen", so leider auch bei den Privatbauten. Was hilft es, wenn als Schlußbemerkung bei vielen Ortsbeschreibungen steht: „Im Dorf alte Holzhäuser"? Ohne genaue Angabe der Straße und Hausnummer und womöglich des Besitzers hat eine solche Notiz gar keinen Werth. Weder wird sie den betreffenden Eigenthümer stolz auf sein altes Besitzthum machen, so daß er für dessen Erhaltung Interesse gewinnt, noch gibt sie der Verwaltung die Möglichkeit an die Hand, über diesen Besitzstand zu wachen und unnöthige Zerstörungen zu verhindern, da man ja weder die Zahl der alten Häuser, noch deren Eigenart und Alter kennt und nachcontrotiren kann. Diese Versäumniß wird sich gewiß im Laufe der Zeit bitter rächen. Die Zusammenstellung von Abbildungen alter Privathäuser auf einzelnen Tafeln des Atlas füllt diesen Mangel nicht aus.

Schlimm steht es auch mit der Verzeichnung der Burgen und Schlösser. Statt photographischer Aufnahmen hat man meist recht dilettantische Zeichnungen gewählt, die so alterthümlich aussehen, als wären sie aus Merians Topographia entnommen. Das sind sie aber nicht, sondern alle neu für das Werk angefertigt, aber freilich von Näher, dem bekannten Burgendilettanten. Die im zweiten Inventarbande, von anderer Hand, sind noch viel geringer. Es befinden sich einzelne darunter (z. B. auf S. 72, 140, 209, 218, 221, 224, 225), die eines Monumentalwerkes geradezu unwürdig, selbst für einen gedruckten Reiseführer zu stümperhaft sind. Was die Zuverlässigkeit des Grundrisses und der Zeichnungen anbelangt, so möchte ich mich eigenen Urtheils enthalten und nur auf die Urtheile verweisen, die Piper seiner trefflichen „Burgenkunde" (München, Ackermann 1895) eingeflochten hat, so oft er auf eine der im Paulus'schen Werke gegebenen zu sprechen kommt; sie lauten geradezu vernichtend.

Auf Einzelheiten der gerügten Hauptmängel einzugehen, hieße die Geduld des Lesers über Gebühr in Anspruch nehmen. Aber selbst mit der Aufzählung der Hauptmängel könnte man noch eine ganze Weile fortfahren. So wird es jedem Leser störend auffallen, daß die Abbildungen sowohl im Atlas als auch im Inventar selbst meist ohne Verbindung mit dem Texte stehen, daß eine solche Verknüpfung überhaupt kaum angestrebt worden ist, daß Abbildungen der Denkmäler aus ein und demselben Orte, ja oft sogar von ein und demselben Denkmal durch das ganze Werk hin verstreut sind, ohne daß der Leser anders darauf aufmerksam gemacht wird, als durch das Generalregister am Schlusse (vergl. oben Denkendorf). Nach rein momentanem Empfinden sind sie beliebig in die „Rückblicke" oder „Einleitungen" verflochten, welche den einzelnen Kreisen, ja zuweilen sogar den einzelnen Oberämtern vorgestellt werden, obgleich diese in der Regel gar keine Kunstentwicklung besessen haben, die von der der andern Kreise wesentlich verschieden gewesen wäre. Auch die Unterschriften unter den Bildern lassen oft zu wünschen übrig. Bei der Kirche zu Burgfelden (II, 23) ist z. B. gar nicht gesagt, daß dies eine Reconstructionszeichnung ist; im Texte ist ebensowenig darauf hingedeutet.

Ueber die Nothwendigkeit der langen historischen Einleitungen zu jedem wichtigeren Orte läßt sich streiten. In den Inventaren, die jetzt allgemein als Muster gelten, z. B. denen der Rheinprovinz, Baden, Sachsen, hat man davon absehen zu können geglaubt und an deren Stelle die Literatur und die archivalischen Notizen über den Ort gesetzt. Davon ist bei dem württembergischen Inventar keine Rede. Die langen historischen Einleitungen bringen keinerlei Literatur. Letztere ist nicht einmal von dem Verfasser, sondern von Berthold Pfeiffer am Schlusse des ersten Inventarbandes zusammengestellt. Von einer Benutzung dieser Literatur im Texte ist wenig zu bemerken, dafür aber eine frei reconstruirende Phantasie, die eine Fülle ganz persönlicher Ansichten von sehr anfechtbarer Glaubhaftigkeit in die weiteste Oeffentlichkeit trägt. Zu der belangloseren Art solcher Irrthümer mag man die Vorliebe des Verfassers für Baumeisterportraits rechnen, die er überall zu wittern glaubt, selbst in dem Relief einer schwebenden Harpyie am Thurme der Kirche zu Wangen bei Stuttgart,[1]) selbst in den allegorischen Gestalten an den Gesimsen der Denkendorfer Kirche (I, 222), über deren Sinn man bei Goldschmidt (Der Albanipsalter zu Hildesheim, Berlin 1895) Näheres erfahren kann, ja selbst in den romanischen Fratzen an den Säulen der Alpirsbacher Kirche (II, 214), wie nicht weniger in dem schon erwähnten Physiologus-Friese zu Plieningen (I, 463).

Schlimmer ist es schon, wenn bei der mit höchster Vorsicht zu behandelnden Frage nach dem Zusammenhang der Burgfelder Kirche mit den ältesten Zollern, die auch in diesem Blatte schon mehrfach berührt worden ist,[2]) mit einem Nachdruck für die Bestattung der Zollern in dieser Kirche und für die gänzlich willkürliche Deutung der Ueberfallscene eingetreten wird, als ob alle diese Dinge längst ausgemachte, von niemand bezweifelte Thatsachen wären, und wenn die noch viel vorsichtiger aufzunehmende Behauptung, daß die Hohenneuffenveste von Theoderich dem Großen erbaut sei, wie eine historisch unbezweifelbare Lehre vorgetragen wird, ohne daß auch nur der Versuch einer wissenschaftlichen Begründung dafür gemacht wird.[3]) Aehnliches wird bei dem Alter vieler Städte ohne genügende Grundlage versucht. Damit wird einer höchst unwissenschaftlichen Betrachtungsweise in den weitesten Kreisen Thür und Thor geöffnet. Gerade ein staatlicherseits veranstaltetes Werk, das auf lange hinaus das Hans- und Handbuch für alle derartigen Fragen sein soll, mußte aber doch in solchen Fällen mit doppelter Vorsicht auftreten.

Es ist schwer, bei Vergegenwärtigung all der gerügten Mängel gegen die Vorzüge des Werkes nicht ungerecht zu werden. Diese Vorzüge erblicken wir, wie schon eingangs gesagt, vor allem in der warmen Begeisterung für den Gegenstand, in der poetischen Gesammtauffassung, in der genußreich zu lesenden Sprache. Sie bewirken, daß dieses Werk sich von dem trockenen Registerstil vieler norddeutscher

1) Inventar I, 164. Obgleich diese Figur Flügel hat — Harpyien kommen an romanischen Kirchthürmen öfters vor —, möchte P. sie für den Baumeister „oder einen verunglückten Gesellen" halten.

2) Vergl. Beilage vom 21. Juli und 19. August d. J.

3) Denn die seinerzeit im „Schwäbischen Merkur" veröffentlichten Hypothesen des gleichen Verfassers über diesen Gegenstand konnte man doch füglich nicht als solchen Versuch betrachten. (Kein Historiker kann dergleichen ernst nehmen. D. Herausg.)

Digitized by Google

Inventare aufs angenehmſte unterſcheidet — freilich auch ebenſo von deren Gründlich- und Sachlichkeit —, und daß es daher wohl geeignet iſt, die Liebe zur Heimath und zu den Denkmälern der Heimath in weiteren Kreiſen zu entfachen. Aber eben aus dieſem Grunde wäre es auch zu wünſchen geweſen, daß dem Lande etwas in ſeiner Art Vollkommenes oder wenigſtens unbedingt Zuverläſſiges in die Hand gegeben worden wäre.

Mittheilungen und Nachrichten.

tt. **Die europäiſchen Colonien.** Schilderung ihrer Entſtehung, Entwicklung, Erfolge und Ausſichten von Dr. Alfred Zimmermann. I. Band. Die Colonialpolitik Portugals und Spaniens. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1896. — Eine überſichtliche Darſtellung der europäiſchen Colonialthätigkeit fehlt bis jetzt. Nur über Einzelheiten gibt es in den Literaturen der verſchiedenen Völker werthvolle Arbeiten. Der Verfaſſer, dem wir auch eine tüchtige actenmäßige Geſchichte der preußiſch-deutſchen Handelspolitik verdanken, bezeichnet es als den Zweck ſeines Buches, mit Hülfe des an vielen Stellen verſtreuten Stoffes und an der Hand vorbereitender Forſcher verſchiedener Nationen wenigſtens für den Bedarf des praktiſchen Politikers eine zuſammenhängende Darſtellung der colonialpolitiſchen Entwicklung der wichtigſten Staaten zu entwerfen. Er beginnt mit Portugal und Spanien, im nächſten Jahre ſollen England, in ſpäteren Frankreich und Holland folgen. Den Portugieſen gebühret der Ruhm, die Bahnbrecher der modernen Colonialpolitik geweſen zu ſein. Sie haben namentlich in Afrika und Indien Entdeckungs- und Eroberungszüge gemacht und eine Zeit lang gewaltige Erfolge erzielt. Aber dem Glücke, von dem ihre Unternehmungen anfangs begünſtigt waren, folgte ſchon ſeit Ende des 16. Jahrhunderts ebenſo unerbittliches Mißgeſchick. Ueberblickt man die Darſtellung der colonialen Thätigkeit Portugals, ſo wird man zu dem Ergebniß kommen, daß das Wort „Colonialpolitik" vielleicht mit Unrecht gewählt worden iſt, denn der Begriff Politik drückt ein gewiſſes Zielbewußtſein aus, und dieſes fehlt in Portugal. Die Vertreter des Landes, die in den ausländiſchen Beſitzungen Erfolg erzielten, hatten mit dem Neid, den Kabalen und Intriguen, dem Getriebe der Geiſtlichkeit und der Camarilla, die in der Heimath gegen ſie wirkten, zu kämpfen; die Vicekönige wurden ſehr oft raſch abgelöſt, ſo daß ein gleichmäßiges Vorgehen vereitelt wurde. Außer in Braſilien hat Portugal nie den Verſuch gemacht, die eroberten Länder ſich wirklich vollſtändig zu eigen zu machen und zu civiliſiren, ſein Ziel war vielmehr eine brutale Ausbeulung der Colonien. Afrika diente der portugieſiſchen Regierung lediglich als Lieferant von Sklaven, Goldſtaub, Elfenbein; Indien wurde nur wegen der theuren Gewürze und Droguen gewürdigt, die man von dort bezog. Die portugieſiſchen Eroberer verſtanden es nicht, ſich die Sympathien der Bevölkerungen zu erringen, bei denen ſie Fuß faßten, und wurden faſt überall von den Holländern und Engländern verdrängt. Gegenwärtig iſt der portugieſiſche Colonialbeſitz verhältnißmäßig unbedeutend. In Zimmermanns Darlegung vermiſſen wir eine gewiſſe Einheitlichkeit, eine methodiſche Behandlung der Handelsintereſſen, von welchen die portugieſiſche Coloniſation beeinflußt wurde; es mag das allerdings auch bis zu einem gewiſſen Grade damit zuſammenhängen, daß, wie geſagt, jedwedes Zielbewußtſein in Portugal fehlte und vielfach nur der Zufall eine größere Rolle ſpielte. — Während in Portugal die erſte Thätigkeit auf dem Gebiete der colonialen Erweiterung ſchon zu Beginn des 15. Jahrhunderts ſtattfand und das Verdienſt der Initiative dort dem weit blickenden Infanten Dom Henrique gebührt, iſt in Spanien zu Ende des 15. Jahrhunderts nirgends an große überſeeiſche Unternehmungen gedacht worden, und die gewaltige Coloniſationsthätigkeit, die Entdeckung neuer Länder, die an die Namen Columbus, Cortez, Pizarro anknüpfen, wurden der ſpaniſchen Regierung förmlich aufgedrängt. Eine Zeitlang, als ganz Central- und Südamerika unter ſpaniſcher Herrſchaft war, ging wirklich in jenem Reiche die Sonne nicht unter. Aber auch Spanien hat es nicht verſtanden, ſeine Colonien dauernd zu behaupten, und im erſten Drittel dieſes Jahrhunderts gingen ſie zum größten Theil verloren. Ein abſchließendes Urtheil über die Vorzüge und Mängel der ſpaniſchen Colonialpolitik läßt ſich, ſolange der größte Theil der die Verwaltung betreffenden Documente ungedruckt in den Archiven ruht, nicht feſtſtellen. Im ganzen iſt der Verfaſſer der Meinung, daß die ſpaniſche Colonialpolitik den Bedürfniſſen des Landes lange Zeit hindurch entſprochen habe. Die amerikaniſchen Beſitzungen wurden zum großen Theil nur von dem Standpunkt der Ausbeutung ihrer Metallſchätze in Betracht gezogen, das Wohl der Eingeborenen wurde trotz aller entgegengeſetzten Betheuerungen nur ſehr wenig beachtet. Gerade im gegenwärtigen Augenblick kämpft ja Spanien noch um die Erhaltung des kleinen Reſtes ſeiner amerikaniſchen Coloniebeſitzungen, um Cuba und die Philippinen. Außer dieſen ſind noch die Canariſchen Inſeln, Puertorico, ſowie Fernando Po in Weſtafrika in ſpaniſchem Beſitz geblieben. — Das Zimmermann'ſche Buch enthält für den, der die Geſchichte des Colonialweſens ſtudiren will, manche werthvolle Hinweiſe; dem Laien mag es zuweilen ſchwierig ſein, ſich in der gedrängten Aufeinanderfolge der vielen Thatſachen zurechtzufinden. Er wird eine eingehendere Behandlung der wirthſchaftspolitiſchen Geſichtspunkte, von denen die Staaten geleitet waren, nach dem Muſter des bekannten claſſiſchen Buches von Roſcher, vermiſſen.

r. **Plan der Stadt Nürnberg.** 1895. Bearbeitet von Geometer Schwarz. Druck von Seb. Leiſtner. Verlag des Stadtmagiſtrats. Maßſtab = 1 : 5000. — Dieſer vortreffliche bearbeitete Plan, 1.25 m lang und 0.85 hoch, verdient allgemeiner bekannt zu werden. Sämmtliche Gebäudegruppen ſind in rother Farbe gedruckt, Kirchen und übrige öffentliche Gebäude durch ſchwarze Schraffirung kenntlich gemacht. In kräftigen ſchwarzen Linien treten die Locomotiv-Bahnen hervor; die zahlreichen elektriſchen Straßenbahnen, ſammt jenen mit Pferdebetrieb, ſind in rothgelber Farbe ausgeführt. Eine Strecke des Ludwig-Canals mit Canalhafen enthält die Karte unten links. Der Waſſerlauf der Pegnitz iſt ſchraffirt. Die Karte enthält öſtlich noch den durch ſeine berühmten horizontal liegenden Grabmale bemerkenswerthen Centralfriedhof, ſowie einige der berühmten Kreuzwegſtationen und reicht weſtlich bis Glaishammer, nördlich bis zur äußerſten Spitze der Stadtgrenze mit dem Maxfeld, bezw. Stadtwork, ſüdlich bis über Gibitzenhof. Die Stadtgrenze iſt kräftig ſtrichpunktirt. Befeſtigungen und Gräben ſind durch kräftige Umrahmung, die Kunſtbauten durch große, ſchwarz ausgefüllte Kreiſe hervorgehoben. — Der Raum auf dem Plane links unten enthält ein reichliches Straßen- und Bautenverzeichniß mit Buchſtaben und Nummern, ſo daß man ſich ſchnell zurechtfindet. Die ſchöne Karte, der wir weite Verbreitung wünſchen, konnten wir in keiner Buchhandlung erhalten; ſie iſt für den verhältnißmäßig geringen Preis von 3 Mark im Rathhausgebäude zu haben. — Bearbeitet im kgl. Topograph. Bureau des Generalſtabes, iſt ſoeben erſchienen: „Plan von München" in 4 Blättern, Maßſtab 1 : 25,000, photolithographiſche Vergrößerung, Höhencoten in Metern. Werthvoll iſt bei dieſer neuen Ausgabe die in rothen Linien und mit rothen Zahlen geſchehene Eintragung der Entfernungen von bezw. nach München. Schade, daß der gleiche Plan von 1895, der blaue Gewäſſerſchraffur enthält, nicht mit der vorliegenden Arbeit vereinigt wurde.

* Die Arbeiten des Obſervatoriums auf dem Montblanc ſind heuer durch das ſchlechte Wetter ſehr erſchwert, zum Theil gänzlich vereitelt worden. Crova hatte die Abſicht, auf dem Gipfel Meſſungen der Sonnenſtrahlung vorzunehmen, und hatte ſich zu dieſem Zweck nach Chamounix begeben; der dauernd trübe Zuſtand der Atmoſphäre hat jedoch die Ausführung dieſer Arbeiten verhindert. Geringen Fortſchritt haben auch die Unterſuchungen von Bigourdan gemacht, die den Werth der Schwerkraft auf dem Gipfel und an verſchiedenen Punkten des Bergmaſſivs feſtzuſtellen beſtimmt ſind. Glücklicher waren die Arbeiten zum Zweck der Aufſtellung des großen parallaktiſchen Fernrohrs von 33 Cm. Oeffnung, das auf dem Gipfel ſeinen Platz finden ſollte; ſie konnten ſo weit gefördert werden, daß im nächſten Jahr bei günſtigem Wetter die Beobachtungen beginnen können. Das Teleſkop wird ſo montirt werden, daß der Beobachter ſeinen Platz nicht zu verlaſſen braucht und ſich in einem geſchloſſenen und geheizten Raum im Erdgeſchoß des Obſervatoriums aufhalten kann. Das Inſtrument iſt auch mit Vorrichtungen für Spectralanalyſe und Himmelsphotographie verſehen. Die Hinaufſchaffung war wegen der Stürme und Schneefälle auf dem Berge ſehr ſchwierig.

* **Heidelberg.** Dem Privatdocenten der Chirurgie Dr. V. v. Beck iſt der Charakter als außerordentlicher Profeſſor verliehen worden.

* **Berlin.** Profeſſor Adolf Baſtian hat nach ſeiner letzten hieher gelangten brieflichen Mittheilung den beabſichtigten Ausflug nach der Inſel Lombok nicht antreten können, ſondern betreibt in

der Nähe von Batavia Specialforschungen. Er hat zugleich eine interessante Sammlung balinesischer Sculpturen hergesandt, die der holländisch-indische Contrôleur Popta daselbst dem hiesigen Museum für Völkerkunde geschenkt hat. Leider sind die meisten Objecte in beschädigtem Zustande eingetroffen und müssen erst restaurirt werden, ehe sie aufgestellt werden können. — Das Museum erhielt außerdem neuerdings geschenkt: die große Sammlung des verstorbenen Otto Ehlers von seiner letzten Reise durch Asien, sowie eine schöne Sammlung aus Siam, bestehend aus antiken Glasurarbeiten in Thon, Porzellan ꝛc. Dabei befindet sich auch eine interessante alte Karte von Siam, die noch vor dem Eindringen europäischen Einflusses in Siam angefertigt wurde.

* **New-York.** Hier starb am 27. November in Folge eines Falles der 72jährige Astronom Benjamin Apthorp Gould. Geboren in Boston, hat er u. a. bei Gauß in Göttingen studirt und eine Zeit lang als Assistent an der Sternwarte zu Altona gearbeitet. Nach der Heimkehr war er in den Vereinigten Staaten bei Vermessungsarbeiten und auf astronomischem Gebiete vielseitig thätig. Seinen Ruhm aber erwarb er als Vorstand der Nationalsternwarte zu Cordova in Argentinien in den Jahren 1870—1885 durch die große Uranometrie der südlichen Hemisphäre, durch die er Argelanders Sternkatalog des nördlichen Himmels ebenbürtig ergänzte.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 30. November bis 2. December folgende Schriften eingegangen:

Dr. Adolf Wittner: Hygiene des Auges. Ursachen, Verhütung und Heilung von Augenkrankheiten. (Medicinische Hausbücher. Nr. 1. Hggb. vom Wiener Volksbildungsverein.) Wien, Georg Szelinski 1897. — Dr. Paul Flechsig: Die Localisation der geistigen Vorgänge, insbesondere der Sinnesempfindungen des Menschen. Vortrag. Mit Abbildungen u. 1 Tafel. Leipzig, Veit u. Co. 1896. — Zeitschrift für Naturwissenschaften. Hggb. von Dr. G. Brandes. 69. Bd. 3./4. Heft. Nov. 1896. Mit 3 Tafeln. Leipzig, C. E. M. Pfeffer 1896. — Dr. Julius Ziegler u. Dr. Walter König: Das Klima von Frankfurt a. M. Zusammenstellung der wichtigsten meteorologischen Verhältnisse von Frankfurt a. M. nach vieljährigen Beobachtungen. Im Auftrag des Physikalischen Vereins. Mit 10 Steindrucktafeln. Frankfurt a. M., C. Naumann 1896. — Die Kastanie und deren Verwendung. 2. Aufl. Meran, F. W. Ellmenreich 1896. — Richard Preuß: Theoretische und praktische Anleitung zur Erlernung der Gabelsberger'schen Kapkürzung. Zum Gebrauch in Fortbildungscursen, sowie zum Selbstunterricht. J. Wipfli: Preiset den Herrn! Kurzgefaßtes, vollständiges Gebetbüchlein. Hugo Elm: Stenographisches Lesebuch für Schulen und Vereine. (Für Elementarcurse.) In stenographische Schrift übertragen von Richard Preuß. Die Uebung der Demuth. Hggb. von Joachim Cardinal Pecci, jetzt Papst Leo XIII. Aus dem Italienischen übersetzt von J. A. Zoller und in stenogr. Schrift übertragen von Paul Idsch. (Reuters Bibliothek für Gabelsberger Stenographen. Bd. 44, 55, 59 und 60.) Dresden, Wilhelm Reuter 1897. — Litterarischer Abreißkalender für 1897. Berlin, G. Langenscheidt. — Friedtjof Nansen: In Nacht und Eis. 1. Lfg. (Vollständig in 36 Lfgn.) Leipzig, F. A. Brockhaus. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Mähren u. Schlesien. 15. Heft. Lfg. 264. Wien, Alfred Hölder. — Dr. Franz Kronecker: Von Java's Feuerbergen. Das Tenggger-Gebirge und der Vulcan Bromo. Mit 10 Vollbildern und Karten. Oldenburg u. Leipzig, A. Schwartz 1897. — Hermann Allmers: Römische Schlendertage. 9. Aufl. Mit 20 Vollbildern. Ebd. — Ludwig Salomon: Spaziergänge in Süd-Italien. Mit Illustrationen. Ebd. — Franz Poppe: Album oldenburgischer Dichter. Festgabe. 2. Aufl. Ebd. — Emil Känoldt: Caradeux de La Chalotais und sein Verhältniß zu Basedow. Beitrag zur Geschichte der Pädagogik im 18. Jahrhundert. Ebd. 1897. — Die Hauptstädte der Welt. 1. Lfg. Breslau, S. Schottländer. — C. Röchling, R. Kübtel u. W. Friedrich: Die Königin Luise in 50 Bildern für Jung und Alt. Berlin, Paul Kittel. — Eugène *Montfort*: Sylvie ou les émois passionnés. Préface de Suiot-Georges de Bouhélier. Paris, Mercure de France 1896. — Dr. Felix Hirschfeld: Die Anwendung der Uebereruährung (Mastcur) und der Unterernährung (Entfettungscur). Frankfurt a. M., J. Rosenheim 1897. — Dr. Suphrooltes: Das darfst du thun! Vademecum für Gedankenlose und Rücksichtslose. München, Christian Kaiser 1897. — C. Kerstan: Die unsinnige Richtung der modernen Bildermalerei und wirkliche Kunst. Für ernsthafte Kunstfreunde und Maler. Leipzig und Zürich, Th. Schröter 1897. — Hesdörffers Monatshefte für Blumen- und Gartenfreunde. 1. Jahrg. 1. Heft. Oct. 1896. Berlin, Robert Oppenheim. — Alpenheim. Monatsschrift fürs deutsche Volk. 1. Jahrg. 9. Heft. Nov. 1896. St. Johann i. Pongau, Gustav Adolf Bibus. — Akademische Revue. Zeitschrift für das internationale Hochschulwesen. Hgab. von Dr. Paul v. Salvisberg. 3. Jahrg. 1. Heft. Oct. 1896. München, Akademischee Verlag. — Adolf Bartels: Aus tiefster Seele. Blütenlese deutscher Lyrik. Mit 30 Dichterbildnissen von Edmund Wagner. Lahr, Moritz Schauenburg. — Gustav Hacker: Aus frühen und späten Tagen. Lebensgang in Gedichten. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer 1896. — Marie Ipsrott: Vier Tage aus dem Leben eines Gänsemädchens. Märchen. Hggb. von Dr. Friedr. Hefty. Preßburg u. Leipzig, Gustav Heckenast Nachf. 1897. — Otto Eitle: Nur ein Sträußchen. Liederbüchlein. Augsburg, Lampart u. Co. 1895. — Hans Grasberger: Adam und Eva. Wiener Künstlergeschichte. Leipzig, Georg Heinrich Meyer 1896. — Alfred Beetschen: Ein Pegasusritt durch die Schweiz. Mit 75 Illustrationen von E. Buffetl. Aarau, Müller u. Trüb. — August Becker: Hedwig. Roman aus dem Wasgau. 2. Aufl. 2 Bde. Berlin, Deutsche Schriftstellergenossenschaft 1896. — Nicolai: Zur Neujahrszeit im Pfarrhause von Rödebo. Erzählung. Aus dem Dänischen übersetzt von W. Reinhardt. 6. Aufl., bearbeitet von L. Freytag. Dresden, Gerhard Kühtmann 1897. — Georg Oertel: Wahre Adel. Roman. Leipzig, E. Unglaich 1896. — A. v. Blomberg: Dornröschen. Roman. Ebd. 1896. — G. Aguard: Mein Sonnenstrahl. Erzählung. Autoris. deutsche Ausg. von Pastor Nansen. Ebd. 1896. — Theodor Colsbarn: Des Mägdleins Dichterwald. Auswahl deutscher Gedichte für Mädchen zum Gebrauch in Schule und Haus. Aus den Quellen. 10. Aufl. Probeheft. Halle, Hermann Gesenius 1897. — Robert Browning: Der Handschuh und andere Gedichte. Uebersetzt von Edmund Ruete. Bremen, M. Heinsius Nachf. 1897. — Th. Hüslingee: Junggesellen- und Touristen-Kochbuch. München, Braun u. Schneider 1896. — Münchener Fliegende Blätter-Kalender für 1897. 14. Jahrg. Ebd. — Jugendblätter für Unterhaltung und Belehrung. Gegründet von Isabella Braun, hggb. von Isabella Hummel. Mit Farbendruckbildern und Holzschnitten. 42. Jahrg. 1896. Ebd. — 48 Münchener Bilderbogen. Ebd. — Oberländer-Album. 10. Th. Ebd. — Alt-München in Bild und Wort. Hggb. von Otto Aufleger und Karl Traatmann. Lfg. 18. München, L. Werner. — Dr. Heinr. Drees: Die Zollern und das Evangelium. Schulfestspiel für höhere Lehranstalten. Musikalisch ausgestattet von Fr. Kriegskotten. Quedlinburg, Chr. Friede. Vieweg. — Gustav Gerok: Frauenabende. 6 Vorträge zur Frauenfrage. Stuttgart, Carl Krabbe 1896. — Adelheid Wildermuth: Wollt ihr's hören? Erzählungen für junge Mädchen. 3. Aufl. Ebd. — Paul Heyse: Verrathenes Glück. Emerenz. 2 Geschichten. Illustrirt von Carl Zopf. Ebd. — Derselbe: Abenteuer eines Blaustrümpfchens. Illustrirt von Carl Zopf. Ebd.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen! (16481)

Lessings Nathan der Weise.

Die Idee und die Charaktere der Dichtung

dargestellt von

Kuno Fischer.

Vierte, neu bearbeitete Auflage.

Preis geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

„Lessings Nathan" bildet den zweiten, selbständigen Teil von Kuno Fischers Schrift über G. E. Lessing als Reformator der deutschen Litteratur. Das Andenken Lessings durch die wahre Erkenntnis seiner Verdienste zu befestigen, ist der Zweck dieses Buches.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

A. Hartleben's Verlag in Wien.

A. Hartleben's Bibliothek der Sprachenkunde.

Für den Selbstunterricht.

In eleganten Leinenbänden à Band 2 Mark.

Französisch. Von Louis Schmidt-Beauchez. 3. Aufl. Geb. 2 Mark.

Englisch. Von R. Clairbrook. 5. Aufl. Geb. 2 Mark.

Italienisch. Von Laurenz Fernasari Edlen von Verce. 5. Aufl. Geb. 2 Mark.

Spanisch. Von José Mig. Avalos de Lima. Dr. F. Booch-Arkossy. 3. Aufl. Geb. 2 Mark.

Hebräisch. Von B. Manassewitsch. Geb. 2 Mark.

Lateinisch. Von Dr. H. Verner. Geb. 2 Mark.

Ungarisch. Von Ferdinand Görg. 4. Aufl. Geb. 2 Mark.

Polnisch. Von B. Manassewitsch. 2. Aufl. Geb. 2 Mark.

Böhmisch. Von Prof. Karl Kuns. 4. Aufl. Geb. 2 Mark.

Bulgarisch. Von Fr. Vymazal. 2. Aufl. Geb. 2 Mark.

Portugiesisch. Von Dr. phil. F. Booch-Arkossy. 2. Aufl. Geb. 2 Mark.

Rumänisch. Von Theofil Wechsler. 2. Aufl. Geb. 2 Mark.

Japanisch. Von A. Seidel. Geb. 2 Mark.

Slovakisch. Von Gust. Marsall. Geb. 2 Mark.

Serbisch-Kroatisch. Von Emil Musa. 2. Aufl. Geb. 2 Mark.

Neugriechisch. Von Karl Wied. 2. Aufl. Geb. 2 Mark.

Türkisch. Von Karl Wied. 2. Aufl. Geb. 2 Mark.

Hindustani. Von A. Seidel. Geb. 2 Mark.

Kleinrussisch (Ruthenisch). Von Michael Mitrofanowics. Geb. 2 Mark.

Holländisch. Von D. Haek. 2. Aufl. Geb. 2 Mark.

Mittelhochdeutsch. Von Karl Kainz. Geb. 2 Mark.

Annamitisch. Von A. Dirr. Geb. 2 Mark.

Französisch für Post- und Telegraphenbeamte. Von Rudolf von Zülow. 3. Aufl. Geb. 2 Mark.

Dänisch. Von J. C. Poestion. Geb. 2 Mark.

Russisch. Von B. Manassewitsch. 3. Aufl. Geb. 2 Mark.

Siamesisch. Von Dr. J. F. Wershofen. Geb. 2 Mark.

Schwedisch. Von J. C. Poestion. Geb. 2 Mark.

Deutsch (für Ausländer). Von Karl Wied. Geb. 2 Mark.

Arabisch. Von B. Manassewitsch. 2. Aufl. Geb. 2 Mark.

Neupersisch. Von A. Seidel. Geb. 2 Mark.

Altgriechisch. Von W. Schreiber. Geb. 2 Mark.

Norwegisch. Von J. C. Poestion. Geb. 2 Mark.

Suaheli-Sprache. Von A. Seidel. Geb. 2 Mark.

Chinesisch. Von Karl Kainz. Geb. 2 Mark.

Finnisch. Von M. Wellewill. Geb. 2 Mark.

Slovenisch. Von C. J. Pecnik. Geb. 2 Mark.

Sanskrit-Sprache. Von Dr. phil. Rich. Fick. Geb. 2 Mark.

Volapük. Von Julius Lott. Geb. 2 Mark.

Malayisch. Von A. Seidel. Geb. 2 Mark.

Armenisch. Von Karl Kainz. Geb. 2 Mark.

Hauptsprachen Deutsch-Südwestafrikas. I. Nama. II. Otyiherero. III. Oshindonga. Von A. Seidel. Geb. 2 Mark.

Javanisch. Von Dr. H. Bohatta. Geb. 2 Mark.

Vulgär-Arabisch. Von A. Dirr. Geb. 2 Mark.

Englisch. Speciell für die Bedürfnisse des Handelsstandes. Von A. Seidel. Geb. 2 Mark.

Französisch. Speciell für die Bedürfnisse des Handelsstandes. Von A. Seidel. Geb. 2 Mark.

Kroatisch. Von Emil Musa. Geb. 2 Mark.

Syrisch-Arabisch. Von A. Seidel. Geb. 2 Mark.

Italienisch. Speciell für Kaufleute. Von J. Obercalor. Geb. 2 Mark.

Englische Chrestomathie. Von Dr. J. Bohatta. Geb. 2 Mark.

Neugriechische Chrestomathie. Von A. Seidel. Geb. 2 Mark.

Methode de langue Russe, adaptée à l'usage des Français. Par Prof. L. Lemonnier. Geb. 2 Mark.

Die Sammlung wird unausgesetzt erweitert. Mitarbeiter für dieselbe sind willkommen.

Alle Bände sind für den Selbstunterricht berechnet und verfasst.

In eleganten Leinenbänden jeder Band 2 Mark.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bei Einsendung des Betrages mit Postanweisung erfolgt Franko-Zusendung.

[16457] *A. Hartleben's Verlag in Wien.*

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 3. December. Nummer 281.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Der Unterricht in der Bürgerkunde. Von Ludwig Fleischner. — Vom Weihnachtstisch. III. — Mittheilungen und Nachrichten.

Der Unterricht in der Bürgerkunde.

Von Ludwig Fleischner.

Seit den Tagen der vielbesprochenen Schulconferenz, die im Jahre 1890 zu Berlin abgehalten wurde, ist die Frage der Reorganisirung unsres gesammten Erziehungs-, Unterrichts- und Bildungswesens noch nicht recht zur Ruhe gekommen. Nicht bloß in Deutschland, sondern auch in anderen europäischen Staaten sind Männer vom Fach, sowie hervorragende Persönlichkeiten aus anderen Ständen eifrig darauf bedacht, die Aufgaben der Schulreform in einer alle Theile befriedigenden Weise zu lösen und namentlich jenen Stimmen Gehör zu schenken, die von der Schule eine intensivere Vorbereitung für die weit ausgreifenden Aufgaben und Pflichten des modernen Lebens, eine Vorbereitung insbesondere für die künftige Antheilnahme der Jugend an dem politischen und socialen Leben unsrer Tage verlangen. Auch soll dem Schüler rechtzeitig die Bedeutung der Stelle gezeigt werden, die er jetzt im Leben einnimmt, und die er aller Wahrscheinlichkeit nach später einnehmen wird.

Dieser Forderung gerecht zu werden, ist es nun nach dem übereinstimmenden Urtheil aller maßgebenden Factoren vor allem nöthig, der heranwachsenden Generation klare Einsicht in das Wesen des Staates und des wirthschaftlichen Lebens, sowie Kenntniß der wichtigsten gesetzlichen Bestimmungen zu vermitteln. Dies kann durch Einfügung einer eigenen Disciplin in die Lehrpläne der verschiedenen Schulkategorien geschehen, einer Disciplin, die Kenntniß gesetzeskundlicher, verfassungskundlicher und volkswirthschaftlicher Fragen überliefert, um dem Schüler einen Einblick in den Aufbau des staatlichen Organismus zu gewähren und um sein Verständniß für die Entwicklung des ihn umgebenden socialen Lebens zu erschließen, damit er dereinst im Sinne der gewonnenen Erkenntniß an den socialreformatorischen Arbeiten der Gegenwart mitwirken könne. Diese Unterweisung ist in allen jenen Staaten nothwendig, deren Lehrpläne die berechtigte Forderung enthalten, die Jugend frühzeitig mit den wichtigsten staatlichen Einrichtungen des eigenen Vaterlandes bekannt zu machen, auf daß der Schüler beim Verlassen der Schule eine richtige Anschauung davon besitze, „wie sich der alte, der mittelalterliche und der moderne Staat von einander unterscheiden", auf daß er die gesetzgebenden Gewalten und ihre Befugnisse, die Rechtspflege, die Wirthschaftspflege und das Gemeindewesen kennen lerne und klare Begriffe darüber in sich aufnehme.[1]) Nicht als erfreulicher Zustand kann es aber gelten, wenn die Absolventen verschiedener mittlerer und höherer Schulen zwar unter genauer Kenntniß der Verfassung und der Gesetze im alten Rom und Athen den Schritt aus der Schule in das Leben wagen, von den Einrichtungen und Gesetzen ihres eigenen Landes aber nicht jene Kenntnisse besitzen, die eine volle Gewähr für ein thatkräftiges Mitwirken an den Bestrebungen des modernen Staates bieten.

Die in neuerer Zeit, insbesondere seit den bekannten Schulerlässen des Deutschen Kaisers aufgetauchten Vorschläge für Einführung einer staatsbürgerlichen Propädeutik sind nun allerdings nicht ganz neu; schon im 17. und 18. Jahrhundert waren die Staatslehre und ähnliche Unterweisungen beliebte Lehrgegenstände und auch zu Anfang unsres Jahrhunderts tauchte ab und zu ein solcher Vorschlag auf. Dann stockte die gegebene Anregung durch einige Zeit, bis sie erst in unsern Tagen, angeregt durch die socialen Wirren, wieder auf die Tagesordnung kam.

In den letzten Jahren war es namentlich Deutschland, wo man die Frage der staatsbürgerlichen Erziehung der Jugend eifrig discutirte und durch Herausgabe zahlreicher Bücher nicht ohne Geschick einer Lösung zuzuführen versuchte. Ehe man aber hier daran ging, derartige Belehrungen in den Rahmen der Unterrichtspläne einzufügen, hatte man reichlich Gelegenheit, die Erfolge eines solchen Unterrichts in anderen Staaten zu beobachten. An erster Stelle soll hier die Schweiz genannt werden. Schon seit Jahren ist in den meisten Cantonen dieses Landes der staatsbürgerliche Unterricht in den Primar- und Secundarschulen eingeführt. Das Schulgesetz fordert daselbst: Kenntniß der Rechtsverhältnisse des Cantons und des Bundes, Grundzüge der Gesetzes- und Verfassungskunde und eingehende Berücksichtigung des vaterländischen Geschichtsstoffes. Die in der Schweiz eingeführten Recrutenprüfungen machen einen solchen Unterricht in der That nicht unentbehrlich. Zahlreiche Lehrbücher, an deren Abfassung die besten Männer des Landes betheiligt waren, dienen diesem Unterricht als Hülfsmittel. Es sei hier nur auf das vorzügliche Buch: „Die Elemente des bürgerlichen Unterrichts" von Numa Droz hingewiesen, das eine mustergültige Darstellung der gesammten Materie enthält. Nicht minderer Empfehlung ist auch der „Leitfaden für Gesellschafts-, Staats- und Verfassungskunde in Fortbildungsschulen" von Otto Hunziker würdig, der in gedrängter Kürze, jedoch mit aller wünschenswerthen Klarheit die Elemente des staatsbürgerlichen Wissens darbietet.

In Frankreich wird der staatsbürgerliche Unterricht auf Grund des Gesetzes vom 28. März 1882 in den der Instruction civique gewidmeten Lehrstunden an der Hand zahlreicher, auch in Deutschland bekannter Bücher ertheilt, an denen man im einzelnen vielleicht manches auszustellen vermag, die aber interessante praktische Beispiele bieten, wie diese Disciplinen für die verschiedenen Lebensalter der Schulpflichtigen bearbeitet werden können. Die staatsbürgerliche Unterweisung bildet dort einen Theil des viel-

[1]) Vgl. hiezu und zu dem folgenden die treffliche Abhandlung von H. Schiller: „Bedarf es eines besonderen neuen Unterrichtsgegenstandes, um den Schülern höherer Lehranstalten die Kenntniß der staatlichen Einrichtungen ihres Vaterlandes zu sichern?" (Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen, 1888, S. 401—430).

Digitized by Google

fach angefeindeten Moralunterrichts; sie wird, freilich wohl häufig mit chauvinistischen Ausfällen geschmückt, hauptsächlich auf das volkswirthschaftliche Gebiet geleitet, wiewohl auch den Elementen der Verfassungs- und Gesetzeskunde ein breiter Raum gewährt ist. Der junge französische Bürger wird mit den wissenswerthen Einzelheiten seiner republikanischen Verfassung, deren Vorzüge in überaus günstiger Beleuchtung vorgeführt werden, bekannt gemacht, er wird zum treuen Sohne seines geliebten Vaterlandes erzogen. Unter den für diesen Unterricht bestimmten Büchern nehmen die von Paul Bert, Laloi, Mabilleau und Comparey die erste Stelle ein; doch wird auch von unbefangenen französischen Lehrern zugegeben, daß manches in diesen Büchern Enthaltene das kindliche Fassungsvermögen übersteige. In England befindet sich zwar der Unterricht in der „Bürgerkunde", wie man die Gesammtheit der hier in Betracht kommenden Disciplinen zu nennen übereingekommen ist, nicht auf den officiellen Lehrplänen, doch ist die mächtig anschwellende Universitätsausdehnungs-Bewegung eifrig bemüht, dort derartige Lehren unter das Volk zu bringen. In Deutschland ist nun im Laufe der letzten Jahre, angeregt durch lehrreiche Debatten und Resolutionen, die auf Lehrertagen gefaßt wurden, eine umfangreiche Literatur über unsre Frage angewachsen. Es sind hier eine Reihe von Lehr- und Hülfsbüchern für den bürgerkundlichen Unterricht erschienen, die es versuchen, das neue Unterrichtspensum in eine entsprechende Form zu gießen. Viele dieser Werke zwar sind nur als bloße Versuche in dieser Richtung anzusehen, denn es liegt in der Natur der Sache, daß solche Bücher erst durch die Bedürfnisse des wirklich ertheilten Unterrichts und erst dann werden brauchbar gemacht werden können, wenn genügende Erfahrungen von Schulmännern darüber gesammelt sind, wie der Stoff der Jugend am leichtesten zugänglich gemacht werden könnte. Von den neuesten literarischen Erscheinungen dieser Art seien nur die Hülfs- und Handbücher von Giese, Hochhut, Viereck, Hoffmann und Grothe, Mahraun, Patuschka u. a. m. hervorgehoben. Was uns an diesen Büchern besonders auffällig erscheint, das ist die stark ausgeprägte Tendenz derselben, die Bürgerkunde vornehmlich als Schutzdamm gegen die Lehren der Socialdemokratie in den Schulen einzuführen, um schon der heranwachsenden Jugend zu zeigen, „was wahr, was wirklich und was in der Welt möglich ist", und dies im Sinne der kaiserlichen Cabinetsordre vom Jahre 1882, die es den Lehrern förmlich zur Pflicht macht, die ihr anvertraute Schüterschaar über die Gefahren und Auswüchse der socialistischen Strömungen zu belehren.

Diese Erwägung nun, von der man unsres Wissens in anderen Ländern (Nordamerika, Schweden, Norwegen, Italien), in denen eine solche Unterweisung ertheilt wird, sich nicht ausschließlich leiten läßt, rückt den Zweck bürgerkundlicher Belehrungen in eine wesentlich andere Beleuchtung. Wenn daher vorerst die Frage aufgeworfen wird, zu welchem Zwecke diese Disciplin in den Lehrplan der mittleren und höheren Schulen Aufnahme finden soll, so muß vor allem des bereits erwähnten Umstandes gedacht werden, daß es sich hiebei vornehmlich darum handelt, der Jugend Kenntnisse von den staattichen Einrichtungen und Gesetzen zu geben, weil ja doch, in constitutionellen Staaten insbesondere, in denen der Grundsatz der Selbstverwaltung durchgeführt ist, nur derjenige seine Bürgerpflichten gewissenhaft zu erfüllen imstande ist, der die staatlichen Einrichtungen zum mindesten in ihren Grundzügen kennt, der mit den wichtigsten Bestimmungen des gettenden Rechtes, sowie mit den elementaren Lehren der Volkswirthschaft vertraut ist. Aber indem man die Jugend mit diesem Wissen ausgerüstet in das Leben entläßt, gibt man ihr zugleich die Waffen mit, um socialistische Irrlehren erfolgreich zu bekämpfen, um an der Hand von Thatsachen dem Wahnsinn eines anarchistischen Princips entgegenzutreten, jener krankhaften Verirrung, die wohl nur darum ihren Weg in gewisse Köpfe hat finden können, weil lange Zeit so unendlich wenig geschehen ist, um dem gemeinen Manne die große, schaffende, organisatorische Kraft des Staates vor das geistige Auge zu stellen, und weil auch nach langer Zeit wenig vorgesorgt wurde, um breiteren Volkskreisen die im Interesse des Einzelnen wie des Staatsganzen als nöthig erkannte socialpolitische Bildung zuzuführen. Wenn ein solcher staatsbürgerlicher Unterricht, wie er uns vorschwebt, weiter nichts erzielen würde, als daß bei der Jugend nach dem Verlassen der Schule und beim Eintritt in das praktische Lebeu Zweifel rege werden möchten an dem, was Agitatoren und Führer der leichtgläubigen Menge als Wahrheit, als Erreichbares hinstellen, so hätte er schon unendlich viel bewirkt. Man kann aber gleichwohl oft genug die Einwendung hören, daß eine Unterweisung in den bürgerlichen Pflichten und Rechten, eine staatsbürgerliche Propädeutik an der leichten Empfänglichkeit der Massen für pathetisch ertönende Schlagworte und Versprechungen nicht vieles werde ändern können: nach wie vor würden bei Wahten und wichtigen Anlässen des politischen Lebens die klingenden Phrasen die Menge bethören und sie in das Garn desjenigen locken, der es vermag, ihr am meisten zu versprechen. Dieser Anschauung kann indeß mit gutem Recht eine andere entgegengehalten werden: in dem Augenblick, wo eine staatliche Schulverwaltung für eine genügende, nach der staatlichen Seite hin gelenkte Aufklärung über Wesen, Ziele nnd Zwecke des Staates in ihren Schulen sorgt, müssen die Vorwürfe verstummen, die man jetzt aller Orten hören kann, daß nämlich den heranwachsenden Bürgern und Gliedern des Staatswesens bisher wenig oder gar keine Gelegenheit geboten wurde, sich mit diesen Disciplinen vertraut zu machen, daß sie deßhalb gar leicht die Beute politischer Führer und Verführer werden konnten. Die Unwissenheit der Menge war der Haken, an dem die Agitatoren ihre Lehre von dem neuen Staate aufhingen.

Aus diesen Darlegnngen ergibt sich auch die Methode, die im bürgerkundlichen Unterrichte eingehalten werden könnte. In erste Reihe ist die Verfassungskunde zu stellen. Nicht in trockener Darstellung der einzelnen Begriffe, sondern in der geschichtlichen Betrachtung kann das Ziel am besten erreicht werden. Es ist in einfacher Weise zu entwickeln, wie allmählich der Staatsgedanke eine sittliche und praktische Nothwendigkeit geworden ist, wie allmählich Reich und Staat sich gebildet, was sie geworden sind, und wie innerhab des großen Staatswesens die einzelnen Gemeinden mit ihrer Selbstverwaltung wirken. Frei von jeder parteipolitischen Färbung, wird der Begriff von Krone und Volksvertretung, von staatlichen und rechtlichen Pflichten festgestellt, und jeder, der durch eine solche Schule gegangen ist, wird sich selbst eine politische Anschauung bilden können, wenn er in das öffentliche Leben eintritt. Nicht leicht zu behandeln ist das Gebiet der Gesetzeskunde; und doch müssen dem Schüler bei seinem Abgange von der Schule die wichtigsten Grundsätze der Rechtspflege bekannt sein. Es muß hier dem Schüler der Unterschied zwischen Civil- und Strafrechtspflege klar werden, er muß verstehen lernen, warum Justiz und Verwaltung von einander getrennt sind; auch die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens müssen ihm klar werden, wie nicht minder die Verfolgung von Amtswegen. Natürlich muß aber auch bei dieser Unterweisung von den Verhältnissen des Schulortes selbst ausgegangen werden. In der Volkswirthschaftslehre wird man unter Hinweis auf die geschichtliche Entwicklung der Arbeit den Begriff, den ethischen Werth und den Umfang der

Digitized by Google

heutigen Arbeit in ihren weitesten Verzweigungen klarstellen, man wird die Grundlagen alles Gedeihens auf wirthschaftlichem Gebiete zeigen nnd insbesondere auch die Verhältnisse zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer erörtern. Gerade auf dem schwierigen Gebiete der Volkswirthschaftslehre muß der Umfang des Gefarderten genau begrenzt werden, denn nicht darum kann es sich handeln, jeden zu einem Finanz- und Wirthschaftspolitiker heranzubilden, sondern nur das für das Leben Wichtigste soll besprochen werden. Als Ziel dieses Unterrichts könnte man die Weckung und Förderung wirthschaftlicher Tugenden und Kenntnisse bezeichnen. Es handelt sich in erster Reihe um eine Belehrung über die von jedem Menschen zu beobachtenden wirthschaftlichen Grundsätze und Verhaltungsmaßregeln. Man wird daher dem Schüler die Nothwendigkeit von Fleiß, Beharrlichkeit, Ordnung und Sparsamkeit zum Bewußtsein bringen und diese wirthschaftlichen Tugenden durch Beispiele erläutern. Man wird die Begriffe von Production und Consumption, von Capital nnd Arbeit, von Angebot und Nachfrage, von Arbeitstheilung und Lohnzahlung feststellen, damit der Lernende einen Einblick in die Gestaltung der herrschenden wirthschaftlichen und socialen Ordnung gewinne.

Einer besonderen Erwähnung ist der Umstand werth, der unsres Erachtens mit ein Grund gewesen ist, warum sich die Einführung bürgerkundlicher Lehren in manchen Staaten verzögerte — der Umstand nämlich, ob die Bürgerkunde als selbständiger Gegenstand, oder aber in Anlehnung an andere bereits bestehende Disciplinen des Lehrplans gelehrt werden solle. Fast einstimmig haben sich die deutschen Schulmänner für den letzteren Vorgang ausgesprochen: der Stoff soll nicht systematisch, sondern in Anlehnung an schon vorhandenen Lehrstaff behandelt werden. Wir würden aber dessenungeachtet doch vorschlagen, in dieser Beziehung hinsichtlich der Schulen einen Unterschied zu machen, und zwar derart, daß für die Lehrerseminare ein eigener Lehrgegenstand, etwa nuter dem Namen „Bürgerkunde" oder „Bürgerlehre" eingeführt würde, während man sich an sachlichen Anstalten gewerblicher, commercieller und landwirthschaftlicher Richtung — und wir haben hier vornehmlich unsre österreichischen Verhältnisse im Auge — damit begnügen könnte, den Stoff des bürgerkundlichen Unterrichts in die sich ergebenden Lücken der anderen Unterrichtsgegenstände einzuschalten. An diesen fachlichen Anstalten muß man den bürgerkundlichen Unterricht für um so wichtiger halten, weil ihn Zöglinge erhalten, die aus der Schule sofort in das burgerliche Erwerbsleben eintreten und hier leicht Gefahr laufen, irrigen Ansichten ihr Ohr zu leihen. Der Unterricht hat hier vornehmlich eine Hebung des staatsbürgerlichen Bewußtseins und eine Schulung in wirthschaftlichen Dingen zum Zwecke. Diese Differenzirung sollte deßhalb erfolgen, weil doch vor allem die künftigen Lehrer für das richtige Erfassen aller Lebensfragen des modernen Staates herangezogen werden müssen nnd weil es diesen durch eine socialpolitische Erziehung, die sie erhalten, glücken könnte, auch auf ihre Schüler ein geistiges Element auszustrahlen. Daß leider in manchen Lehrerkreisen klare und zur Klärung des Schülersinnes zureichende Kenntnisse dieser Fragen recht oft nicht vorhanden sind, muß man mit Hermann Schiller bedauern; daß im Unterricht dennoch bisweilen über diese Dinge geredet wird, soll damit nicht in Abrede gestellt werden. Doch daran darf die Ausführung der vorgeschlagenen Unterweisung nicht scheitern; sind erst einmal durch die Lehrerbildungsanstalten gut herangebildete Lehrer zur Stelle geschafft worden, dann wird sich wohl auch seitens derselben das lebendige Interesse für diese Disciplinen einstellen; und ist dieses erst vorhanden, so ist die Erwerbung der nöthigen Kenntnisse auch bei der leicht empfänglichen Jugend durchzusetzen.

Es wird sich demnach empfehlen, zum mindesten in dem letzten Jahrgang dieser Lehranstalten eine besondere Wochenstunde der Bürgerkunde zu widmen, während dieser Unterricht an den sachlichen Anstalten in Anlehnung an andere Lehrgegenstände ertheilt werden kann. Neben der Lectüre im Deutschen bietet am besten der Unterricht in Geographie und Geschichte Gelegenheit, derartige Lehren der Jugend zu übermitteln. In dankenswerther Weise haben hier erfahrene Fachleute den Weg gewiesen. Sie sind der Ansicht, daß die drei genannten Disciplinen, „wenn sie in richtiger, methodischer Weise auf die Herausarbeitung von Typen ausgehen, selbst wenn sie nicht wollten, gar nichts anderes könnten, als auch die staatlichen Einrichtungen ihres eigenen Landes zu völliger Klarheit zu dringen". Natürlich muß die Erörterung überall vam Bekannten ausgehen, und es darf nichts vorgebracht werden, was das Fassungsvermögen der Jugend überschreiten würde.

Es ist auch der Vorschlag aufgetaucht, eine Differenzirung in Bezug auf Anstalten für das männliche und das weibliche Geschlecht eintreten zu lassen, da doch wohl verfassungs- und gesetzeskundliche Belehrungen mehr für die männliche Jugend bestimmt sind, während die Elemente der Wirthschaftslehre mit besonderer Rücksichtnahme auf das Haus und das Erwerbsleben die zukünftige Frau nnd Mutter beschäftigen sollen. Aus der Rechtskunde wird den Schülerinnen eine allgemein gehaltene Uebersicht über die wichtigsten Rechtsfragen nnd Rechtsverhältnisse des bürgerlichen Lebens gegeben werden, natürlich unter besonderer Berücksichtigung derjenigen, in welche die Frau als solche besonders verwickelt ist. Indem man die Mädchen somit auf die Wichtigkeit gewisser bürgerlicher Rechtshandlungen aufmerksam macht und ihnen die Consequenzen vor Augen stellt, welche daraus erwachsen, schützt man sie davor, im späteren Leben durch Unkenntniß zu Schaden zu kommen.

Noch eine Frage drängt sich nns zum Schlusse auf, wenn wir der Aufgabe gedenken, die der Schule als Volkserziehungsanstalt zufällt, die Frage nämlich, wie man es mit dem bürgerkundlichen Unterricht zu halten habe, um auch nicht den leisesten Schein zu erwecken, als ob man ihn einer Partei oder einer Doctrin zuliebe ertheilen wollte. Die strengste Unparteilichkeit diene dem Lehrer zur Richtschnur; er mnß sich hüten, an den Einrichtungen des Staates Kritik zu üben; die Belehrung hat sich nur auf die thatsächlichen Einrichtungen und Gesetze zu beschränken und jede Kritik derselben auszuschließen. Als Erwachsener wird dann der Schüler seine Kritik an diesen Einrichtungen schon selbst üben; wird diese dann Aenderungen herbeiführen, so werden sie sicherlich zum Wohle des Staatsganzen dienen, und damit wird auch das erreicht werden, was jeder billig Denkende als Ziel der politischen Bildung hinstellt. Zwar wünscht der Autor eines der in Deutschland erschienenen Lehrbehelfe, daß der Unterricht in der Bürgerkunde den Zweck habe, den Schüler zu überzeugen, daß „unsre politischen und wirthschaftlichen Zustände überall tief in der Natur der Dinge und in der Geschichte begründet nnd durchaus gut und gesund sind". Es bedarf keiner weiteren Erwähnung, daß eine solche Parteinahme unsre Billigung nicht finden kann; der Lehrer, der unterrichtet, das Buch, das benützt wird, müssen von einer solchen frei bleiben.

Allein bei all der nothwendigen Unparteilichkeit wird man doch nicht umhin können, die gesammte Unterweisung, wenn man so sagen darf, nach der staatlichen Seite hin zu lenken, und unaufdringliche Würdigung werden natürlich alle jene Capitel finden müssen, die von den großen, umfassenden Aufgaben des Staates, insbesondere von seiner Fürsorge für die arbeitenden Classen handeln. Geschähe

dies nicht — das Ziel des Weges bleibt hier allerdings dem Tacte des Lehrers überlassen —, dann würde sich der in der Schule von Amtswegen ertheilte Unterricht in nichts von jenem unterscheiden, der von anderer Seite, etwa in Arbeiterbildungsvereinen oder in Volksversammlungen über diese Materie ertheilt wird. Und doch soll unser Unterricht die Liebe zu Vaterland und Heimath hegen und pflegen helfen, er soll darthun, wie der staatliche Organismus entstanden ist und welche Hemmnisse und Schwierigkeiten sich seiner gedeihlichen Entwicklung und Entfaltung entgegenstellen. Man darf aber gewiß nicht von diesem Unterricht mehr verlangen, als er erfüllen will und kann; nicht ein Arcanum gegen alle Schäden und Uebel der Gesellschaft darf man in ihm erblicken, es soll bloß seine Mitwirkung bei der Lösung der schwierigen gegenwärtigen gesellschaftlichen Fragen nicht unerwünscht sein. Neben der Schule ist aber noch ein anderer Factor berufen, solche Lehren zu ertheilen, und zwar eindringlicher, als es oft die Schule vermag: das Elternhaus; gar viele Schüler verdanken in der That die Kenntnisse der staatlichen Einrichtungen diesem und nicht der Schule.

So steht denn zu hoffen, daß der staatsbürgerliche Unterricht, wenn in dem richtigen Sinne aufgefaßt, seine Aufgabe erfüllen und zur Klärung und Regelung des allgemeinen Volks- und Staatsbewußtseins das Seinige beitragen werde; denn ist erst einmal die Einsicht durchgedrungen, daß die Kenntniß der vaterländischen Einrichtungen auch ein Stück Vaterlandsliebe in sich schließt, und daß sie Angriffe abwehren helfen kann, die gegen die Zusammengehörigkeit von Volk und Regent, von Recht und Pflicht gerichtet sind, dann ist die Zeit sicherlich nicht mehr fern, in der die Schulverwaltungen darauf dringen werden, daß der Unterricht in der Bürgerkunde als ein eminent staatserhaltender in den Schulen Eingang finde, um ein für die künftigen Aufgaben des Lebens entsprechend vorbereitetes Geschlecht heranzubilden.

Vom Weihnachtstisch.

III.

† Das gewiß recht wohlgemeinte Buch „Wir erziehen wir unsern Sohn Benjamin?“ von Dr. Adolf Matthias, Director am städtischen Gymnasium zu Düsseldorf (München 1897 bei C. H. Beck, VI und 236 S. 8°), ist eine nur für die Herren Eltern berechnete pädagogische Anleitung, welche, bisweilen etwas breit und redselig vorgetragen, alle Phasen des geliebten Herzlieferchens von den ersten Kinder- bis zu den Flegeljahren behandelt. Freilich könnte ja eine Darstellung wohl imstande sein, einigen fröhlichen Junggesellen und Hagestolzen einen wahren Schrecken und Abscheu gegen die Ehe einzujagen, wenn sie etwa in Erinnerung an eigene Jugendstreiche alle erdenklichen Eventualitäten, wie „Benjamin lügt“ oder die Differenzen zwischen Schule und Haus und „Benjamins Flegeljahre“ wieder zu kosten kriegen. Doch werden große Wahrheiten gesagt und weise Rathschläge gegeben, wahrhaft goldene Regeln für den täglichen Erziehungsbedarf, darunter auch eine heilsame Anleitung zur Bekämpfung der „Affenliebe“. Freilich mag es nicht an Kurzsichtigen fehlen, die dieses Buch gleich in die Hände der eigenen Brut legen und ihr zum Studium dringend empfehlen — man hat mutatis mutandis solche Exempel von Beispielen. Während der Herr Verfasser gewiß sehr richtig die Warnung ertheilt, die Kinder nicht mit allzu vielen und complicirten Spielsachen zu überschütten, gibt er zu wenig Fingerzeig über die der Jugend nützliche oder schädliche Lectüre und der Abschnitt „Was soll unser Sohn Benjamin lesen?“ ist leider ungeschrieben geblieben. Jedenfalls möglichst wenig und ja kein Durcheinander, wie selbes der nächste Buchhändlercammis den Eltern nach dem Alter des zu beglückenden Jüngelchen oder Mägdeleins vorschlägt. Obendrein ist nach der väterlichen und mütterlichen Ansicht das früh entwickelte Baby seinen Jahren weit voraus und schon imstande, nach den ersten literarischen Kostversuchen die „Hamburger Dramaturgie“ aber die „Wahlverwandtschaften“ zu vertragen. Also empfiehlt sich weise Sorgfalt, damit das wahre Empfindungs- und Denkvermögen nicht schon im voraus durch reine Affenliebe verbraucht und für künftige Thätigkeit verkeuppelt werde. Glücklicherweise ist Vorrath genug vorhanden, und der rechte Tact wird zur rechtschaffenen Auswahl in den meisten Fällen auch nicht fehlgreifen.

Da kommt für das kleinere Volk dir im zweiten Jahrgang vorliegende „Kinderlust“ von Frida Schanz (Bielefeld u. Leipzig 1896, Velhagen u. Klasing, 200 S. 4°) mit luzen Geschichten, Gedichten und belehrenden Aufsätzen, wie sie für das jüngere Alter passen; die Bilder geben aber gewiß auch eine Augenweide für uns große Leute. Den Titel liefere der in dieser Branche jetzt monopolisirte, unerschöpfliche Fritz Reiß; dazu kommen Illustrationen von dem feinsinnigen Alex. Zick, Rabbeck, Aug. Heyn, Aug. Klimsch, Hans Fechner, O. Pastagh, Jakobides, Paul Wagner, Linz (Seifenblasen), Maria Laux (Spatzen), C. Reichert (Katzen), Pröschl, Paul Hocker, Peske Geza (Küchelchen taxt!), G. Igler, C. Koch, K. v. Beegen, A. Tabias, Max Lebling, L. v. Suchodolska (die gute Censur), G. Piltz, Hirth du Frenes, M. Epp, E. Rau u. a. Darunter sind freilich nicht lauter Originalbeiträge, sondern auch vielfache und zwar sehr gute Clichés, auch sind die Namen der Künstler hübsch beigegeben und nicht des Formates wegen abgeschnitten, wie es anderswo die Bücherfabrication in schmählicher Uebung gebracht hat — ein Unfug, welchen sich vorerst die betroffenen Künstler nicht gefallen lassen sollten. Während einige Herausgeber jetzt vierzeiligen Reimstrophe den unbekannten Namen eines tapferen Schulmonarchen und ruthenschwingenden Meistersingers beisetzen, werden du Schöpfungen eines F. A. Kaulbach, Defregger u. s. w. entfernt, weggelassen, als ob es unstatthaft wäre, die Jugend mit den besten Meistern bekannt zu machen.

Als weitere Ergänzung zur „Kinderlust“ dient der Almanach „Junge Mädchen“, für reifere Backfische und Frischlinge, herausgegeben von Clementine Helm und Frida Schanz (II. Jahrgang. Bielefeld u. Leipzig, 476 S. 8° bei Velhagen u. Klasing). Die größere Mannichfaltigkeit des Textes wagt sich schon an ein weiteres Publicum. Die Literaturgeschichte vertritt R. König mit einem Aufsatz über Annette Droste-Hülshoff und die Kunsthistorie Agnes Goltz (die Malerin Luise Seidler, mit dem von ihr gemalten Goethe-Bildniß) und Adolf Rosenberg (Canova's Grabmal der Erzherzogin Maria Christina in Wien). Außer hübschen Erzählungen von Hermine Villinger und Marie v. Ebner-Eschenbach findet sich ein Reisebericht „Aus Galiläa“ (mit der Melodie eines arabischen Brautgesanges und dem Gebetruf der Muezzin), eine Geschichte des Flachses und eine Biographie der Königin Wilhelmine der Niederlande, mit 12 Bildern aus ihren verschiedenen Lebensalter, darunter auch das herzige Bild von der geistvollen Malerin Therese Schwartze. Die Anleitung zur Spitzenfabrication und orientalischen „Nagelarbeit“ ist Luxus; eher lassen wir die Delfter „Blaumalerei“ gelten. Auch hier ist die Ausstattung durch schön gezeichnete, gut gewählte Bilder rühmenswerth, darunter lauter gute Namen, wie Werner Zehme, Hugo Engl, L. Perrault (Waldspurgl), René Reinicke, Hans Loaschen, Aug. Mandlick, L. Dettmann, F. A. v. Kaulbach, Paul Thumann (Frühling), Fr. Wahle, F. Ortlieb, W. Menzler, P. Mahn und Defregger. Auffälligerweise sind die Münchener dabei besonders zahlreich vertreten.

Dieselben finden sich selbstverständlich fast alle in den von Isabella Hummel redigirten „Jugendblättern“ (München 1896, 48 u. 586 S. 8°). Der rühmlichst bekannte Verlag von Braun und Schneider ermöglicht eine glänzende Ausstattung von 194 Holzschnitten und anderweitigen Reproductionen nebst sechs Farbendruckbildern; die betreffenden Künstler werden bei dem jeweiligen Text und im Register aufgeführt. Die Textredaction sorgt für gleichmäßige Stoffvertheilung nach Lyrik, Erzählung und Belehrung, Geschichte und Kunst (Thorwaldsens Biographie); Humor und Laune, auch Dramatisches (darunter ein Singspiel) sind eingereiht und unter den Mitarbeitern Nord und Süd wechselseitig repräsentirt.

Eine neue Welt von Scherz und Ernst entrollt der achtunddreißigste Band „Münchener Bilderbogen“ (Nr. 1129

bis 1152) mit Zeichnungen von Schmidhammer, Schutzwerk, M. Coester (Weihnachtsengel), L. Bechstein (Kindesfaschingsfestzug), Meißl, mit Costümbildern aus Java und Siam, Friesland, aus dem alten Straßburg und noch älteren Byzanz; mit heiteren Thierbildern von L. v. Nagel und O. Merté, Schattenrissen von Th. v. Kramer und allerlei Schnacken und Schnurren von Schließmann (der Pudel als gelehriger Elephantenjüngling) und Otto Bromberger. Ein schmetterndes Concert von lustigstem Muthwillen und unwiderstehlicher Komik veranstaltet der nur mit sich selbst vergleichbare Oberländer mit dem 10. Bande seines solennen „Album". Wer über solchen Einfällen, wie der „moderne Orpheus", die neuesten geflügelten Kunstsymbole, das hypnotisirte Krokodil und den eierlegenden Kater, den landwirthschaftlichen Brautwerber, die Löwenballade, den Kunstwehmarkt in New-Stylopolis, den Geisterballadendichter, das Elephanten-Gretchen u. dgl., wer über solchen Kernblättern des Humors noch ein Gramm Melancholie im Leibe behält, ist irreparabel aus dem Zaubergarten der guten Laune auszuschließen. Mit Recht ist auch manches sarkastisch zugespitzt, wie die Peitschenhiebe auf die literarische und artistische Freibeuterei, Schnellmalerei, Kunstkritik und andere krnuthafte Auswüchse der Gegenwart, wogegen als einziges Arcanum ein gesundes Gelächter empfohlen werden muß. Als gleiche Panacee ist der „Münchener Fliegende Blätter-Kalender" (1897, 112 S. kl. 8°) als gebrauchssicheree Extract prophylaktisch ordinirbar. Karl Gehrts hat denselben mit zwölf seiner liebenswürdigen Kalenderbilder inaugurirt.

Ein aus gleich nützlichen Intentionen zum Heil und Nutzen der kriegenden Menschheit hervorgeblühtes Werk ist das „Junggesellen- und Touristen-Kochbuch" von Th. Haslinger (München 1896, Braun u. Schneider, 112 S. 8°). Die Anleitung erfolgt in Prosa und in Versen, die oftmals selbst dem sel. Hrn. v. Mitis zur Ehre gereichen könnten, nicht allein nach der niedlichen Form, sondern auch nach dem mit Antithesen gezuckerten oder auch gepfefferten Inhalt. Ohne Umschweif und Zeitverlust geht die Verfasserin — denn der Autor ist eine Dame — mit analytischer Praxis sogleich in medias res.

„Damit sich darin der Junggesell
Zurecht finde mühelos und schnell
Und was schmackhaft, gesund und leicht herstellbar ist,
Sich möge bereiten zu jedee Frist,
Sei's nun, daß er mal in Katers Nöthen
Aufsuche, was sich du für Mittel böten,
Sei es auch, daß ihn ein Unwohlsein
Sperre in seine vier Wände ein,
Sei's daß ee söe ein paar lustige Gesellen
Möchte ein leckeres Mahl bestellen,
Odee daß er gern auf der Reise wo
Sich selbst was bereite so oder so;
Mag's auch sein, daß ee sich überhaupt
Zum eig'nen Koche berufen glaubt,
Oder nur hie und da jenes und dies
Am liebsten behaglich zu Hause genieß' —
Zum Frühstück, Mittags oder Abends vielleicht,
Kalt oder warm, trockn oder feucht!
Kurzum in jeglichem Magenbedürfniß
Schützt euch dies Büchlein vor Noth und Zerwürfniß,
Will euch ein Freund sein zu allen Zeiten
In inneren Angelegenheiten,
Will euch mit einfachen Mitteln lehren
Die eigene Kochkunst schätzen und ehren.
Nicht aber daß da ein Weiblein meine,
Ich sei Ehefeindin und was für eine
Und wolle mit diesem Büchlein trachten,
Daß die Männer den Familienherd verachten!
Im Gegentheil, wenn einer am End'
Langzeitigen Kochens etwa erkennt,
Daß der Kochkunst wahre Virtuosin
Das Weib doch bleibe, so seh' ich's mit Frohsinn,
Wenn er, von dieser Erkenntniß entflammt,
Mit einer marschirt zum Standesamt,
Und will hiemit sie und den alten Knaben
Schon heute herzlich beglückwünscht haben!"

Wir greifen auf gut Glück in das liebe Buch. Es ist überall interessant! z. B. bei Cnput XIV, so von „Eierspeisen" handelt. Hier heißt es: „Das Ei ist eine der weisesten Einrichtungen der Schöpfung — besonders für den Junggesellen. Er hat da eine köstliche, schnell bereitete Nahrung ungefälscht in der von Mutter Natur mitgegebenen Originalverpackung vor sich und braucht lediglich beim Einkaufen darauf zu achten, daß er womöglich frische Eier bekommt, weil er beim Genießen von Kalkeiern hin und wieder mißbilligend „Ei! Ei!" (Au!) sagen würde." Mit bewunderungswürdig logischem Klimax geht es nun weiter, wie Eier weich, halbweich und hart gekocht werden, wie man russische, Soolaee, Setz- oder Spiegeleier, in schwarzer Butter setzt oder saure Eier legt, item Rühreier; dann folgt die Anleitung zur Omelette, zu Pfannkuchen und als non plus ultra zum „Schmareen"! Und nun studiren wir erst mit zutrauender hingebender Gründlichkeit das viel versprechende, geschmackvolle Werk, welches mit dem Frückstück (Kaffee, Thee, Chocolade) anhebt, das große Thema von einem „Löffel Suppe" erörtert, dann zu den Fleischspeisen, conservirten Gemüsen nebst den gebörigen „Auf- und Zulagen" übergeht und ebenso seine Fingerzeige gewährt über Geflügel, Fische, Krebse, Muscheln und Austern, Häringe, Kunstbutter, Saucen, Brödchen, Pasteten, über die ganze Familie der Salate, Maccaroni, Schwammerln, Knödel und Spätzle, kalte und warme Getränke und Senfe. Dazu sind Katermittelchen beigegeben, ferner Muster-Menus und ein ewigwährender Jagd- und Fischereikalender — was will man mehr für die leidende Menschheit! Das ist jedenfalls ein segensreicheres Beginnen, als der Kampf um die sorialr Frauenfrage und die Befehdung der „Limonadenliteratur", welche indessen, wir wir bisher zu beobachten Gelegenheit hatten, durchweg sehr gute und gesunde Hausmannskost für die Jugend und solche, welche noch lnngee jung bleiben wollen, bietet.

Wir sind indessen übee die Geenzen der Jugendliteratur an den „höheren Regionea" angelangt. Für diese ist das prachtvolle „Hermann Vogel-Album" (München bei Braun u. Schneider 96 S. gr. 4°) ein wahrer Jungbronnen. Hierüber wird wohl an anderer Stelle weiterer Bericht folgen. Hermann Vogel, dee sich, zum Unterschiede von allen gleichlautenden Namensträgern, nach seinem Wohnsitze von Plauen oder von Loschwitz benannte, hot nicht nue als Künstler mit seinen Wichtelmännlein und Zwergen, mit seinen Elfen, Wassergeistern und Eierhändlern — wie August Kopisch unter den Dichtern — eine ganz neue, originelle Stellung zwischen Ludwig Richter und Moritz v. Schwind, Hendschel, Oskar Pletsch, Gehrts, E. Unger, P. Mohn, Thumann, Waldemar Friedrich und Eugen Klimsch begründet: er ist auch Meister der Worte und der Feder, obwohl hievon weniger bekannt geworden. Hätte er nichts geschrieben, als seine joviale Biographie[1]) und wie er endlich auf den abliegendsten Kreuz- und Querwegen den Pfad zu seiner Kunst gefunden, er wäre ebenso als Stilist à la Scheffel zu schätzen. Jedenfalls ist es ein Dichter, der später noch mit der Feder dieselbe Anerkennung erringen wird, wie er in überraschender Schnelligkeit, und nicht zum geringsten durch seine für Braun u. Schneider geleisteten Schöpfungen, gewonnen hat. Ob derselbe, wie manche behaupten wollen, den Zenith seines Ruhmes schon überschritten habe, wird die Zukunft beweisen. Jedenfalls hot er mit den Illustrationen zu den Grimm-Märchen und dem vorliegenden Opus hinreichend gethan für einen gefeirten und ehrenvollen Ruhm.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Freiburg.** Die durch Prof. Eugen Baumanns Tod erledigte Professur der medicinischen Chemie versieht im Auftrag für dies Semestee Privatdocent Dr. Autenrieth.

* **Heidelberg.** Dee mit der Leitung der nstrometrischen Abtheilung der hiesigen Sternwarte beteante Professor Dr. Valentiner ist zum ordentlichen Professor der Astronomie on der Universität ernannt worden.

γσ. **Berlin,** 29. Nov. In der Novembersitzung des „Vereins für Volkskunde" (Folklore), Vorsitzender Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. Weinhold, sprach Zeichenlehree Mietle übee den Stnbl in dee Volksanschauung. Kein Volk hot beim Uebergang aus einer niedeeen Culturstufe zu einer höheren seine Veegangenheit ohne Riß abzustreifen vermocht. Sitten, Gebräuche, daatle Wortbildungen leiten als Fäden zu einer älteren Stufe hinüber, oft so tief hinnd, daß wir Spuren jener Tage aufdecken können, wo neben dem „Rechte des Stärkeren" laum die ersten Anätze zu einem dem Geselligkeitstrieb entspringenden Verbaade der Familie, des Stammes,

[1]) Im XVIII. Heft der „Kunst für Alle" vom 15. Juni 1889 S. 273 ff.

einer politischen Gemeinsamkeit sich finden. Die Ueberlegenheitsidee, das Herabschauen des Individuums auf andere ihm gehorchende, von ihm abhängige Menschen findet in der Volksanschauung früh ihren Ausdruck darin, daß man dem Bevorzugten eine erhöhte Stellung, einen Stuhl einräumt; denn das Liegen im Zustande der Ruhe gilt mit Recht als ein Zeichen der Schwäche, also für eine kraftvolle Natur als unpassend. Als solch erhöhter Sitz gilt nun ein Erdhügel, eine Matte, eine Pritsche, endlich eine Bank, so daß man die gleichberechtigten Genossen, wie Eheleute, als Bankgenossen bezeichnete. Die Bank ist das Zeichen der rechtlichen und sittlichen Gleichheit, wie heute noch Ausdrücke zeigen wie: „durch die Bank", oder Bankert, der nicht zur Bank gehört (?). Das Sitzen stellt sich im ganzen als das Zeichen einer hohen Culturstufe dar, da rings um den Aequator heute noch die Negionen der hockenden und kauernden Menschen herrschen. Bei den Asenbis im Sudan sitzt allein der Fürst, während alle anderen hocken. Die sitzende Buddha-Figur stellt die erhabene Ruhe dem Sterblichen vor Augen, und es ist wohl kein Zufall, daß Divan bei den Moslim auch die Regierung, die Herrschaft bedeutet. Daß das Machtgefühl seinen sinnlichen Ausdruck in der Erhöhung findet, dessen dienen die Mounds der amerikanischen Indianer ebenso zum Zeugniß, wie die Pyramiden Aegyptens und die auf Hügeln sich erhebenden Göttertempel der Hellenen und der Römer. Der erhöhte Sitz, sei es ein Stein oder ein Baumstumpf, stool (englisch) gleich Wurzelstock, stellt ein Symbol nicht allein der Macht dar, sondern auch des Rechts, wie aus den verwandten Ausdrücken sitzen, Sessel, Satzung (?) zu erkennen ist; die Macht wie das Recht bedürfen der festen Grundlage, und erst dann gilt der Herrscher oder der Richter als befugt in seinem Amte, wenn er „auf dem Stuhle sitzt"; dagegen gilt es noch heute als heikel, wenn jemand „zwischen zwei Stühlen sitzt", und in Schwaben genießt der den Vorzug, der „ein Stühle" bei seinem Vorgesetzten „hat". Die Verbindung der Vorstellung von Macht mit dem Sitzen findet ihren Ausdruck in der Volksanschauung dadurch, daß man hervorragende Todte auf niederen Culturstufen sitzend bestattet oder „beisetzt", oder sie sich auf höheren Stufen als sitzend vorstellt, so sitzt Karl der Große im Dom zu Aachen und Barbarossa im Kyffhäuser, auch den Harald Blauzahn läßt das Volkslied im Dom von Roeskilde sitzend bestattet werden. Heute noch begraben die Guaviva-Indianer ihre Todten sitzend und die Alta-Neger feiern einen scheußlichen Todtencult, indem sie an Festtagen die durch Guldraht zusammengehaltenen Skelette ihrer todten Könige auf Stühle setzen und diesen Todten die Verbrecher opfern. Es ist bei diesen Menschenopfern die Vorstellung herrschend, als vermöge der König selbst nach dem Tode noch den Gegner der von ihm beherrschten Ordnung zu vernichten. Die Höflichkeitsformen geben gleichsam im Spiegelbild diese Vorstellung von der Werthschätzung des Sitzens als Symbols der Autorität wieder. So setzen sich im Nibelungenlied und in der Gudrun die Jüngeren nicht vor den Aelteren und bei den Kalmücken ist es heute noch der jungen Frau verboten, sich in Gegenwart ihres Schwiegervaters zu setzen; in Mecklenburg hatte vor 50 Jahren nur der Altgeselle das Recht, bei der Mahlzeit zu sitzen, während die Familienmitglieder das Mahl stehend einnehmen mußten. Der Stuhl als Symbol der Erhabenheit und Macht hat seine Darstellung in der Kunst besonders unter dem Einfluß der vorderasiatischen Semiten gefunden, die das despotisch-monarchische Princip am schärfsten ausgebildet haben. Die vier Kegel, die den Herrschersitz des Orients tragen, stammen vom Pinienapfel, Thiere, wie Löwen oder Tiger, tragen die Seitenlehnen. Ein elabasterner Thronstuhl findet sich auf dem Siegeszuge des Sargon im Louvre. Die Bibel hat hier bedeutsamen Einfluß geübt. Joseph sitzt neben dem Pharao auf dem Stuhl, und die heiligen Knoten an den Sesseln, die wir im hierarchischen Aegypten noch in der Ptolemäerzeit finden, stellen im Symbol das Weltall dar. Unter den Geschenken der Königin von Saba an Salomo ist ein kostbarer Stuhl; Jeremias „steht auf den seinem Stuhle", um über den Untergang der heiligen Stadt zu klagen, noch der Richterstuhl aus der Apostelgeschichte und die ägyptische Sculptur, die dem auf seinem Thronstuhl sitzenden Könige als Unterlage seiner Füße gefesselte Sklaven gibt, gehören in diesen Anschauungskreis, von dem auch die demokratisirende Tendenz der Antike beeinflußt ist, die nur die Symbolik des Orients künstlerisch milderte. Vogelklauen und Löwenleiber an den Thronstühlen zeigen die Einflüsse des Orients. Phidias hat seinen Zeus sitzend dargestellt und der etruskische, von den Etruskern übernommene Stuhl der Römer wurd zum Denkmal des Gesetzes. Durch die Genossenschaftsidee der Germanen, nach der der Einzelne auf die Genossenschaft nach Einfluß zu üben begehrt, sowie durch das Christenthum entstanden stetig sich erweiternde Lebhäude gesetzmäßiger Art in der Organisation der Gesellschaft. Der Genossenschaftsidee entspricht die auf dem Lande heute noch übliche Bank, die Ofenbank am Herde wird ein vornehmer Sitz, und vielleicht liegt darin ein Nachklang des antiken Asylrechts, das der Heerd schützte. Zuerst sitzt die germanische Mutter am Herde, während für den Hausherrn schon bei Rundfest ein erhöhter Sitz vorhanden ist. In Byzanz bildet sich der Stuhl unter antikem Einfluß mehr und mehr als Thron zum mystischen Symbol der Macht aus, aber selbst im Abendlande finden wir dergleichen, wie den Stuhl König Dagoberts im Louvre und den mythenhaften Stuhl Petri, für den im 6. Jahrhundert ein specieller Feiertag angesetzt ward. Kirchlich hat der Stuhl, der als Bischofsstuhl eingeführt ward, in dem „richtenden Christus und in dem Thron der Maria" seine höchste Weihe durch die Kunst erfahren, während der alte Königsstuhl zu Nense als das Symbol der christlichen Monarchie aufzufassen ist (?). Auch das Princip des Bösen wird als Macht aufgefaßt und ja hat nach der Apostelgeschichte der Satan seinen „Stuhl zu Pergamos". Bei Angelsachsen und Langobarden finden wir die dreibeinigen Richterstühle. Hieher gehört der sogenannte Shakespeare-Stuhl. Die Gothik übte mit ihren Formen dann einen Einfluß auf die Bischofs- und Theronstühle, der wir sehr genau verfolgen können, und der Glanz, der mit der Macht verbunden gedacht wird, fügte sich den Königsstühlen als Gold, Email und sonstiger Schmuck an. So ist Salomo's Richterstuhl wie Karls des Großen Stuhl zu Aachen von Gold, und im schwedischen Volkslied bringen die Kinder der betrübten Mutter einen goldenen Stuhl zum Troste. Die Machtvorstellung, die sich in der Volksanschauung mit dem Stuhle verknüpft, findet ihren Ausdruck in Bezeichnungen von Bergspitzen, wie im Kaiserstuhl bei Freiburg, dem Brunhildisstuhl bei Worms, dem Königsstuhl bei Heidelberg und dem Fingalsstuhl auf Staffa. Ein Herabgleiten des Begriffes zu weiterer Bedeutung findet sich in Ausdrücken wie Webstuhl und Stuhlwirkerschaft, Dachstuhl und dem in der vornehmeren Form des Lautenist zu uns zurückgekehrten alten Faltstuhl, dessen ältestes Exemplar sich in Salzburg findet. Der Bischofsstuhl ist zugleich der Rednerstuhl, von dem in der Kathedrale ex cathedra dem Volke Gottes Wort verkündet wird. Eine Bischofskirche heißt auch stoolkerke in Niederdeutschland, und der Gnadenstuhl wie der Chorstuhl spielen im kirchlichen Leben keine unbedeutende Rolle. Stuhlbrüder nennen sich 1552 die Augsburger Handwerksgehülfen und ebenso die Mitglieder der Deichgenossenschaften in Holland. Auch wo der Wille der Gesammtheit zum Ausdruck gelangt, finden wir die Bezeichnung des Stuhls wieder. Die königliche Freistätte, die aula regia, in Ungarn heißt Stuhlweißenburg, und dort finden wir im Stuhlbezirk auch den stuhlmächtigen Stuhlrichter. Im 15. Jahrhundert stellen die Schweizer das Gerichtsgestühl unter der Linde auf und in St. Gallen wird dem Delinquenten vor der Execution die Stuhlpredigt gehalten. Ein neuer Gutsherr muß dort zum Zeichen der Besitznahme des Gutes dreimal auf einem Stuhle rutschen; „stühlen" bedeutet deßhalb in der Mittelschweiz soviel als ein Gut abschätzen. Hier sehen wir deutlich den Zusammenhang von sitzen, besitzen und Satz (?). „Sitz krumm und richte gerade" ist ein romanisches Sprichwort. Neben dem Sündenschemel und der Fußbank steht der mittelalterliche Folterstuhl, und die Schmalzen erwarten glühende Stühle in der Hölle. Dem Armensündersessel entspricht der stool of repentance, der Sitz für den Ehebrecher in der alten schottischen Kirche. Als Ehrensitz erscheint der Stuhl in Norwegen, auf den der Botenstock für den Hausherren gelegt wird, wenn dieser abwesend ist, und gar als Ehrensitz ist er dort so im Gebrauch, daß die Wechselzähne aller Kinder einer Familie in Vertiefungen des Hausherrnstuhls gesteckt werden, so daß oft Generationen so verbunden sind. „Stahlsitz" bedeutet 1575 in Augsburg die Verlobung, und der Stuhl spielt in den Hochzeitsgebräuchen der russischen Polen wie der marokkanischen Juden eine wichtige Rolle, und wenn wir auf dem Präsidentenstuhl unsres Reichstags das deutsche Reichswappen erblicken, so ist auch dies als ein Symbol der Macht zu denken. — Danach sprach Dr. Boite über die Wochentage in der Poesie. Ort und Zeit der Entstehung der Namen unsrer Wochentage sind nicht bekannt. Der Vorschlag Papst Sylvesters I., des Zeitgenossen Konstantins, sie wegen ihres heidnischen Ursprungs durch feria secunda, tertia etc. zu ersetzen, fand nur bei Portugiesen, Neugriechen und Sinoen Annahme. Der Aberglaube, der sich in mannichfacher Art an die Wochentage knüpft, hat nicht in heidnischen, wohl aber in

christlichen Anschauungen seine Wurzel. Wenn die 12 Monate der Volkspoesie als Jünglinge erscheinen, so erreichen die Wochentage bei ihr keineswegs solche plastischen Formen. Die Woche bleibt für die Volksanschauung etwas Abstractes, und sie ist eine andere beim andächtigen Christen, eine andere beim faulen Handwerker, wieder anders sieht sie der feurige Liebhaber an, aber gar der Trinker. Die Kirchenandacht sieht in Analogie mit der Charwoche den Sonntag als den Tag der Auferstehung Christi, den Freitag als dessen Todestag an. Samstag ist der Jungfrau Maria, Montag zum Gebete für die Seelen im Fegefeuer geweiht, Donnerstag evil Christi Gefangennahme, Mittwoch Judas' Verrath dem Frommen ins Gedächtniß, während Dienstag dem Schutzpatron und Montag dem heiligen Joseph gewidmet sein sollen. Der heilige Gerson in Paris und Geiler von Kaisersberg schlagen vor, Sonntags zur Dreifaltigkeit zu beten. Auf einem 1565 in Ulm entstandenen Holzschnitte zeigt ein Engel einem betenden Jünglinge an jedem Wochentage je eines der Marterwerkzeuge Christi, die Dornenkrone, den Speer, die Geißel, den Rock, das Kreuz und so fort. Die Auslegung Logau's, der den Dienstag den Dienenden, den Freitag den Freien zuweist, ist allzu äußerlich. In einer Augsburger Handschrift von 1454 findet sich eine Wocheneintheilung, wie sie dem Ritter geziemt, wo für stechen und turniren, zechen und hasiren, scheeren und baden je ein Tag bestimmt ist. Die faulen Gesellen bilden sich um 1539 eine Idealwoche, in der alle Tage dem Nichtsthun und dem Kruge gewidmet sind. In Niederdeutschland sind es namentlich die Schuhmacher, die gern den „Bruder Lüderlich" spielen, aber auch Tischler und Schreiner huldigen nicht minder gern der Kanne. Aus allen Ständen in und außerhalb Deutschlands vernehmen wir die gleichen Klagen von vielen Arbeit und wenig Speise; was Wunder, daß solche Idealwoche sich im Volksbewußtsein bildet, von der jeder Tag ein Festtag ist? Ein epikratisches Lied fühet uns eine Frau vor, die nicht spinnen will und für jeden Wochentag einen anderen Grund für ihren Müßiggang anzugeben weiß. Nach dem kleinrussischen Liede führen die Musikanten, die nur an zwei Wochentagen arbeiten, das schönste Leben. Die gute Faschingswoche bildet das Vorbild für die Woche des Schlemmers, der jeden Tag im Wirthshause zubringt. Auch von Goethe besitzen wir ein kleines Gedicht, in dem er eine solche dem Genusse geweihte Woche darstellt, und Blumauer hat die Freuden des Wiener Prater geschildert, die an jedem Tage der Woche neue Unterhaltung und neuen Genuß bieten. In den Liebesdichtungen, besonders den südländischen und griechischen, ist der Wandel der Stimmung und die Lobpreisung der Vorzüge der Geliebten stets auf die einzelnen Wochentage vertheilt, und selbst materielle Gründe für den Wandel der Stimmung beim Liebhaber verschweigt das Volkslied nicht. In Hagedorns „Lauf der Welt" und in Hendlers Wiener Oper von 1792 „Das Donauweibchen" finden wir Producte der Kunstpoesie, die das Thema der Wochentage behandeln. Deutsche und englische Lieder behandeln auch die Woche, wie sie den bösen Weibern zusteht, recht drastisch. Die Volksphantasie hat selbst eine so prosaische Thatsache, wie die Reihenfolge der Wochentage, benützen können, um die mannichfachsten Bilder durch diese gleichförmige Umrahmung einzufassen.

HK. **Oxford**, 1. Dec. An methodisch geschulten Lehrern für den höheren Schulunterricht herrschte bisher in England großer Mangel, da es an einer theoretisch-pädagogischen Vorbildung auf den englischen Hochschulen durchaus fehlte. „We have plenty of professors, but few Masters who keep discipline in our Public-Schools", war die oft gehörte Klage. Diesem Uebelstand abzuhelfen, ist der Zweck eines im November v. J. erfolgten Senatsbeschlusses unserer Hochschule. Vom Herbst des künftigen Jahres an ist ein Lehrcurs über Geschichte und Theorie des Erziehungs- und Unterrichtswesens vorgesehen, durch welchen die angehenden Lehramtscandidaten nach erledigter Facultätsprüfung Gelegenheit finden, sich für ein weiteres Jahr vorzubereiten. Begreiflicherweise begegnete dieser Beschluß keinem geringen Widerstand unter denen, die in der verlängerten Studienzeit lediglich den Nachtheil eines verzögerten Broderwerbs und einen Hemmschuh ihres praktischen Berufes sehen. Allein als ein entschiedener Fortschritt, der dem gesammten höheren Lehrerstand in England als Vorbild dienen und zum Vortheil gereichen wird, verdient die neue Einrichtung jedenfalls volle Anerkennung. Gleichzeitig ist auch von namhaften Vertretern dieser Hochschule an die Regierung das Ersuchen gerichtet worden, eine centrale Leitung, d. h. einen Oberschulrath über eine Studiendirection ins Leben zu rufen und derselben die Beaufsichtigung und weitere Organisation des gesammten höheren Unterrichts der öffentlichen „Intermediate" oder „Secondary Schools" (entsprechend den Mittelschulen und Real-Gymnasien) zu übertragen.

* **Paris**, 1. Dec. Es ist wieder ernstlich von der Veröffentlichung eines Bandes die Rede, die darauf abzielt, die Wahl Zola's in die französische Akademie zu verhindern. Zola kandidirt bekanntlich für jeden neu zu besetzenden Sessel unter der Kuppel des Palais Mazarin, und da nach vor Jahresschluß drei oder vier Wahlen stattfinden sollen, so sputen sich die Gegner seiner Candidatur mit der Verfertigung des Buchs, das eine Blüthenlese aller Schmutzereien, die in den Romanen „Terre", „Germinal", „Nana" u. a. vorkommen, enthalten soll. Als Herausgeber wird ein gewisser Laporte genannt, der sich schon auf den Proceß vorbereitet, den die Verleger Zola's, Charpentier und Fasquelle, anstrengen werden. Was ist ein Proceß im Vergleich zu dem Ruhm, die Wahl Zola's unmöglich gemacht zu haben, und zu dem Gewinn, den die pornographische Sammlung dem Herausgeber und dem Verleger sicherlich eintragen wird?

* **St. Petersburg**. Ein seltenes Jubiläum feiert am 3. Dezember Dr. Chwolson, Professor an der hiesigen Universität, das Jubiläum seiner 50jährigen ununterbrochenen Arbeit auf dem Gebiete der semitischen Alterthumskunde, Epigraphik, Cultur- und Religionsgeschichte. 1846 trat er als 25jähriger mit einer ersten wissenschaftlichen Arbeit in dieser Richtung auf; berühmt machte ihn 10 Jahre später das große Werk „Die Ssabier und der Ssabismus", das die hiesige Akademie herausgab. In weiteren Kreisen erregte besondere Theilnahme seine Arbeit von 1872: „Die semitischen Völker, Versuch einer Charakteristik". Chwolson, von jüdischer Herkunft aus Wilna, hat seine orientalischen Studien einst in Breslau begonnen; 1855 ließ er sich taufen und ward bald darauf zum Professor an der Universität und zugleich an der russischen geistlichen Akademie ernannt. Er genießt allgemeine Verehrung. — In dem Nachlaß des Fürsten A. W. Labanow-Rostowski ist ein großer Schatz mit wichtigen historischen Materialien aus der Regierungszeit des Kaisers Paul I. aufgefunden worden. Dieses Material soll, nach der „Pet. Gaz.", gesichtet werden und dürfte in nächster Zeit wenigstens zum Theil in unsern historischen Zeitschriften veröffentlicht werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 2. bis 3. December folgende Schriften eingegangen:

Peter Rosegger: Alpengeschichten. Illustrirt von Fritz Reiß. Stuttgart, Carl Krabbe 1896. — Julius Duboscq: Schillers Frauengestalten. Ebd. 1897. — G. H. Lewes: Goethe's Leben und Werke. Autorisirte Uebersetzung von Dr. Julius Frese. 7. Aufl. 1. Bd. Ebd. 1896. — Sophie Stela: Vor Tagesanbruch. Erzählung aus der Gegenwart für jüngere wie reifere Mädchen. Berlin, L. Oehmigke 1896. — Karl Neumann-Strela: Kaiser-Märchen. Zum 100jährigen Geburtstage Kaiser Wilhelms des Großen der Jugend und dem Volke dargebracht. Illustrirt von E. H. Walther. Dresden, Alexander Köhler. — Louise v. Kabell: Münchener Portraits, nach dem Leben gezeichnet. München, C. H. Beck 1897. — Dr. Ernst Siecke: Ueber die Bedeutung der Grimm'schen Märchen für unser Volksthum. — Dr. Paul Richter: Die Benedictiner-Abtei Maria Laach. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge Virchow-Holtzendorff. Heft 253 und 254/55.) Hamburg, Verlagsanstalt A.-G. 1896. — Monatsschrift des historischen Vereins von Oberbayern. 5. Jahrg. Nr. 10. Oct. 1896. — A. Matthes: Das Urbild Christi. In alter Theilen: Lehre, Charakter, Leben und Nachwirkung bis in die Gegenwart. Nebst Einleitung in das Verständniß der Quellen. Mit Bildniß, Karte u. s. w. Berlin, E. Calvary u. Co. 1897. — Eberhardus Nestle: Novi Testamenti Graeci supplementum editionibus De-Gebhardt-Tischendorfianis accommodatum. Leipzig, Bernhard Tauchnitz 1896. — A. Ramzasch: Vom Nordpol zum Südpol. Neue Zeer zur Luftschiffahrt. Mit Titelbild: Der Triumph in den Wolken. Glaeus u. Leipzig, Schweizer Verlagsanstalt. — Dr. Gustav Jäger: Die Hausaufgaben. Reden. Mit 1 Anhang. (S.-A. aus Dr. G. Jägers Monatsblatt. Jahrg. 1895 und 1896.) Stuttgart, W. Kohlhammer 1896. — Dr. Siegmar Schultze: Wege und Ziele deutscher Literatur und Kunst. Berlin, Carl Duncker 1897. — Mittheilungen des Vereins zur Gründung eines Mädchen-Gymnasiums in München. Nr. 1. Juni 1895. München, Dr. C. Wolf u. Sohn. — Julius Verne: Vor der Flagge des Vaterlands; Cleals Dardentac. (Collection Verne. Bd. 69 u. 70.) Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben.

Digitized by Google

Prompte Lieferung aller Bücher durch H. O. Sperling, Buchhandlung in Stuttgart. Größere Werke gegen bequeme Teilzahlungen, Katalage gratis. Hauptvertriebsstelle von Meyers Konversations-Lexikon.

Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

Ein schönes Weihnachtsgeschenk
ist
Der Trompeter von Säkkingen.
Ein Sang vom Oberrhein
von Joseph Viktor von Scheffel.
Mit 17 Vollbildern und zahlreichen Textillustrationen
von A. von Werner. (17515)
Vierte Auflage. Hochelegant geb. mit Goldschnitt Mk. 12.—
In dieser vor kurzem erschienenen vierten Auflage sind außer den Vollbildern auch sämtliche in der Prachtausgabe befindlichen Textillustrationen enthalten. Die schöne Ausgabe des allbekannten Buches wird auf jedem Weihnachtstisch Freude erregen.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Morituri:

Teja. Drama in einem Akt

Fritzchen. Drama in einem Akt

Das Ewig-Männliche.
Spiel in einem Akt
von
Hermann Sudermann.

Preis geheftet 2 Mark. (17115)
In Leinwand gebunden 3 Mark. In Halbfranz gebunden 3 Mark 50 Pf.
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Weihnachts-Geschenke aus der **Herder'schen Verlagshandlung** zu **Freiburg** i. Br.
In eleg. Original-Einbänden. — Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Baumgartner, A., S. J., Nordische Fahrten. Skizzen und Studien. Reich illustrirt. gr. 8°. I. Island und die Faröer. (XVI u. 462 S.) Geb. M. 11. — II. Durch Skandinavien nach St. Petersburg. (XX u. 552 S.) Geb. M. 12. — III. Reisebilder aus Schottland. 2. Aufl. (XIV u. 326 S.) Geb. M. 7.50.

Brisset, H., S. J., Fra Giov. Ang. da Fiesole. Sein Leben und seine Werke. Mit 44 Abbildungen. 4°. (X und 96 S.) Geb. M. 9. — Prachtwerk.

Betzinger, F. X., Di Mondo in Mondo. Florilegio Dantesco colla traduzione tedesca di contro. — Durch Welt zu Welt. Ein Dante-Album mit deutscher Uebersetzung. Quer-12°. (XII u. 308 S.) Geb. M. 4.

Bibliothek, Illustrierte, der Länder- u. Völkerkunde. — Bis jetzt liegen vor (gr. 8°): **Abercromby, R., Das Wetter.** Geb. M. 7. — **Bleibtreu, J., Persien.** Geb. M. 8. — **Helmolt, Dr. M., Der Weltverkehr.** 2. Aufl. Geb. M. 10. — **Hesse-Wartegg, E. v., Kanada und Neu-Fundland.** Geb. M. 7. — **Jakob, K., Unsere Erde.** 2. Aufl. Geb. M. 10. — **Kaulen, Dr. F., Assyrien und Babylonien.** 4. Aufl. Geb. M. 6. — **Kayser, Dr. J., Aegypten einst und jetzt.** 2. Aufl. Geb. M. 7. — **Kolberg, J., Nach Ecuador.** 3. Aufl. Geb. M. 10. — **Lux, A. E., Die Balkanhalbinsel** (mit Ausschluß von Griechenland). Geb. M. 8. — **Pantillsche, Dr. Ph., Die Südländer.** Geb. M. 9. — **Schütz-Holzhausen, P. Frhr. v., Der Amazonas.** 2. Aufl. Geb. M. 9. — **Schweiger-Lerchenfeld, A. Frhr. v., Das Mittelmeer.** Geb. M. 8. — Jeder Band ist einzeln käuflich. — Ausführliche Verzeichnisse stehen auf Verlangen franco zur Verfügung.

Calderon, Ausgewählte Schauspiele. Zum erstenmal aus dem Spanischen übersetzt und mit Erläuterungen versehen von Prof. K. Vasch. 3 Bde. 12°. (L u. 1952 S.) Geb. M. 18.

Diel, J. B., S. J., Novellen. Dritte und vierte Auflage. 12°. (VI u. 400 S.) Geb. M. 4.20.

Hausjakob, H., Der Vogt auf Mühlstein. Eine Erzählung aus dem Schwarzwald. Prachtausgabe mit acht Heliogravüren nach Originalzeichnungen von W. Hasemann. 4°. (IV u. 58 S.) Geb. M. 12.

Hlatky, E., Weltenmorgen. Dramatisches Gedicht in drei Handlungen. 12°. I. Im Himmel: Der Sturz der Engel. (X u. 68 S.) M. 1. — II. Im Paradiese: Der Sündenfall. (VIII u. 122 S.) M. 1.60. — In Vorbereitung: III. Auf der Erde: Das erste Opfer.

Janssen, J., Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. Die vorliegenden 8 Bde. (gr. 8°) nebst den beiden Beigaben Janssens „An meine Kritiker" und „Ein zweites Wort an meine Kritiker" in Leinwand geb. M. 64.80; in feinen Halbfranzbänden M. 70.70. — Band VII und VIII sind ergänzt und herausgegeben von L. Pastor, welcher auch die neuen Auflagen von Band IV, V und VI besorgte.

Keppler, Dr. P., Wanderfahrten u. Wallfahrten im Orient. 2. Aufl. Mit 109 Abbildungen, einem Plan der Kirche des Heiligen Grabes u. 2 Karten. gr. 8°. (VIII u. 518 S.) Geb. M. 10.

Kraus, F. X., Geschichte der christlichen Kunst. In 2 Bänden. Mit zahlreichen Illustrationen. I. Band. Mit Titelbild in Farbendruck und 484 Abbildungen im Text. Lex.-8°. (XX u. 622 S.) Geb. M. 21. Der 2. Band erscheint 1897.

Pastor, Dr. L., Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Mit Benutzung des päpstlichen Geheim-Archivs und vieler anderer Archive bearbeitet. gr. 8°. I. Band. 2. Aufl. (LIV u. 772 S.) Geb. M. 12. — II. Bd. 2. Aufl. (LIV u. 796 S.) Geb. M. 12. — III. Bd. 1. u. 2. Aufl. (LXVIII u. 888 S.) Geb. M. 13. (17836)

Ringseis, E., Erinnerungsblätter. Mit Ergänzungen von Bettina Ringseis. Mit dem Bildniß der Dichterin in Lichtdruck. 8°. (VI u. 200 S.) Geb. M. 3.

Seeber, J., Der ewige Jude. Episches Gedicht. Vierte und fünfte Auflage. 12°. (VIII u. 216 S.) Geb. M. 3.

Spillmann, J., S. J., Durch Asien. Ein Buch mit vielen Bildern für die Jugend. 4°. 1. Hälfte: West- und Nordasien. Nebst einer kolorirten Karte von Asien. 2. Aufl. (XII u. 430 S.) Geb. M. 9.20. — Früher ist erschienen: 2. Hälfte: Ost- und Südasien. (XII u. 538 S.) Geb. M. 10.40.
Von demselben Verfasser sind früher im gleichen Quartformat und in derselben Ausstattung mit vielen Bildern erschienen: In der Neuen Welt. 2 Bde. Geb. M. 18.60. — Rund um Afrika. 2. Aufl. Geb. M. 8.70. — Ueber die Südsee. Geb. M. 6.50.

Der reich illustrirte **Weihnachts-Almanach** der Herder'schen Verlagshandlung (mit Notizkalender) ist durch alle Buchhandlungen, sowie von der Verlagshandlung direkt gratis und franco zu beziehen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Freitag, 4. December. Nummer 282.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die geschichtliche Entwicklung des Postwesens. I. Von Dr. Jos. Löhr. — Leopold v. Ranke über die Eintheilung der Geschichte. Von Theodor Wiedemann. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die geschichtliche Entwicklung des Postwesens.

Ein Ueberblick.[1]) Von Dr. Jos. Löhr.

I.

Kein großes, einheitlich regiertes Reich kann sich auf die Dauer für die Beförderung der Entschließungen der Centralregierung an die äußeren Behörden und der Berichte der letzteren an die erstere in den Gegenständen der militärischen und der bürgerlichen Verwaltung mit bloßen Boten begnügen, welche je bei Bedarf die Correspondenz vom Aufgabeorte bis zum Bestimmungsorte tragen; es muß vielmehr als nothwendigen Bestandtheil der staatlichen Verwaltung feste Einrichtungen schaffen, welche jederzeit die thunlichst schnelle Beförderung der dienstlichen Correspondenz ermöglichen. In gleicher Weise muß dafür gesorgt werden, daß für die Reisen des Herrschers, seiner Beamten und Offiziere, dann der eigenen und fremden Gesandten die nothwendigen Beförderungsmittel stets bereit sind.

Wir wissen, daß schon im persischen Reiche für diese Zwecke auf den Hauptstraßen in der Entfernung von einer Tagreise sich Stationen befanden, auf welchen zur Tages- und Nachtzeit Pferde und Reitknechte für den Verkehr bis zur nächsten Station zur Verfügung standen.

Genauere Nachrichten haben wir von der römischen Staatspost, dem cursus publicus, der — bis ins kleinste genau geregelt — auf der Grundlage seines ausgezeichneten Straßenwesens das ganze Reich überspannte. Die Verpflichtung, denselben zu erhalten, insbesondere die nöthigen Thiere und Wagen zu stellen, ruhte auf den Gemeinden, durch welche die betreffende Straße ging, eine drückende Last, welche die späteren Kaiser veranlaßte, die Kosten des cursus publicus zum Theil auf den Staat zu übernehmen.

Mit dem Verfalle des Römerreichs ging auch seine Post zugrunde, und es erhielten sich nur Erinnerungen daran, insbesondere im fränkischen Reich, in der Gestalt von Frohnden für die Beförderung von königlichen Befehlen und Beamten; auf die einheitlichere Organisirung derselben richtete Karl der Große bei seinen Versuchen, ein Staatswesen nach dem Muster derer des Alterthums zu gründen, sein Augenmerk.

Den Privaten waren diese antiken Staatsposten nicht zugänglich. Diese mußten ihre Briefe durch eigene Boten abschicken, oder sie Fuhrleuten, Schiffern und reisenden Kaufleuten anvertrauen. Unter den römischen Kaisern diente auch die societas publicanorum, die Gesellschaft der Steuerpächter und Bankiers mit ihren weit verzweigten Handelsverbindungen, in gewissem Maße dem Nachrichtentransporte des Publicums.

Das Feudalsystem des eigentlichen Mittelalters ließ ein Bedürfniß nach einer Staatspost nicht aufkommen. Fürsten, Klöster und Stifter, sowie Kaufmannsgilden begnügten sich für ihren Nachrichtenverkehr mit Boten. Die Pilger- und die Waarenzüge brachten zuerst eine gewisse zeitliche Regelmäßigkeit und feste Wege, welche sich später in wirkliche Straßen verwandelten, insoweit solche nicht aus Römerzeiten vorhanden waren. Nach und nach stellten die Kaufmannsgilden Berufsboten an, und diese wurden in der Folge von den Städten übernommen, um die Correspondenz der städtischen Obrigkeiten, sowie — jedenfalls schon im 14. Jahrhundert — auch Privatbriefe zu besorgen. Die Städtebünde gaben den Anstoß zum Ineinandergreifen der Gänge der städtischen Boten mit Uebergabe und Uebernahme der Briefschaften an bestimmten Plätzen und zur Festlegung der Abgangs- und Ankunftszeiten. Schon früher hatte sich für die Marktschiffe eine solche Regelmäßigkeit herausgebildet. Seit dem Ende des 14. Jahrhunderts gab es bei den Deutschordensrittern eine Regierungspost nach Art der antiken. In den schwäbischen Städten bestanden die Metzgerposten, d. h. die Genossen der Metzgerzunft mußten für die Seitenstrecken, welche von den städtischen Boten nicht begangen wurden, turnusweise die Briefe besorgen. Auch die Universitäten hatten im Mittelalter ihre Corporationsposten, die berühmteste war die der Pariser Universität; dieselbe erstreckte ihre Thätigkeit über ganz Frankreich und darüber hinaus und wurde seit dem 13. Jahrhundert vom Publicum in einem Maße mit benützt, daß ihre Erhaltung nicht mehr als finanzielle Last erschien, sondern daß sie sich aus den Beiträgen derjenigen, welche ihre Dienste in Anspruch nahmen, erhielt.

Mit dem Aufkommen des modernen Staates ergab sich auch wieder die Nothwendigkeit einer staatlichen Post nach dem Muster des Alterthums. Frankreich ging, wie in der Gründung des absolutistischen Einheitsstaats überhaupt, so auch mit der Schaffung einer Staatspost voran, und zwar unter Ludwig XI. im Jahre 1464. Die anfänglich dafür erlassenen Verbote, Privatcorrespondenzen mitzunehmen, wurden bald nicht mehr beachtet und später in Gebote umgewandelt; so wenig ließ sich dem Aufschwunge des Welthandels und des geistigen Lebens der neuen Zeit und ihrem aus diesen beiden Elementen entsprungenen Bedürfniß nach Gedankenaustausch widerstehen, und so ist die moderne Post, welche sowohl im Dienste des Staates als dem des Publicums steht, einerseits aus politischen Erwägungen, andrerseits aus dem wirthschaftlichen und geistigen Culturbedürfniß nach allgemeinem Nachrichtenverkehr herausgewachsen. Der Ausgang des Kampfes, in welchem die königliche Post vom Augenblick an, da sie dem Publicum zugänglich wurde, mit der Universitätspost trat, kann bei dem Schutze, welchen die königliche Macht der ersteren angedeihen ließ, nicht wundernehmen.

[1]) Zu vergleichen ist insbesondere: Hartmann, Entwicklungsgeschichte der Posten, und Huber, Die geschichtliche Entwicklung des modernen Verkehrs.

Digitized by Google

In England errichtete Heinrich VIII. eine ständige königliche Post, welche von der Mitte des 17. Jahrhunderts an dem Publicum unbezweifelt zugänglich wurde und gleichzeitig, abgesehen von geringfügigen Ausnahmen, das Recht des Monopols verliehen erhielt.

Auch in Deutschland hatten verschiedene Fürsten zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts Stafettenposten zur Beförderung der Hof- und Staatscorrespondenz eingerichtet, insbesondere das Haus Habsburg, für welches im Jahre 1516 durch Franz von Taxis eine Courierverbindung mit Pferde- und Reitboten-Wechselstationen von Brüssel durch Württemberg über Innsbruck nach Mailand errichtet wurde. Dieselbe wurde bald für Privatcorrespondenzen mit benützt. Die Energie der Familie Taxis und die kaiserliche Unterstützung wußten der ursprünglich Habsburgischen Anstalt nach und nach den Charakter einer Reichspost beizulegen, welche trotz des Mangels einer rechtlichen Grundlage ihr beanspruchtes Monopol für den größten Theil des Reichs bis zum Ausgange desselben und zum Theil noch darüber hinaus erfolgreich gegenüber dem Widerstande verschiedener Reichsstände und der Concurrenz der städtischen und anderen Botenanstalten vertheidigte. So brachte das Bedürfniß nach einer allgemeinen sich über ein großes Gebiet erstreckenden Postanstalt der schwachen Centralgewalt in Deutschland einen Erfolg, der ihr auf anderen Gebieten mangelte, wenn die politische Zersplitterung es auch nicht zu einer einheitlichen Post, wie in Frankreich und England, kommen ließ. Die mannichfachen, insbesondere finanziellen Schwierigkeiten, in welchen sich die Taxis'sche Post anfänglich befand, wußte sich 1580 ein gewisser Henott in Köln zu nutze zu machen, um mit kaiserlicher Ermächtigung einen eigenen Postzug den Rhein hinauf einzurichten und die Taxis zeitweilig fast zu verdrängen. Eine Fusion der beiden Unternehmungen brachte eine Lösung und zugleich eine zeitgemäße Umwandlung der Taxis'schen Post in eine Anstalt, welche vor allem dem Verkehrsbedürfnisse des Publicums zu dienen hatte. Die sich mehrende Benützung durch das letztere brachte steigende Einnahmen und machte die bisher von der Krone Spanien geleistete Unterstützung unnöthig; zugleich führte sie dazu, daß die Curse, die Ankunfts- und Abgangszeiten sowie die Taxen festgelegt und bekannt gemacht, daß die Curse vermehrt wurden; später wurden auch die übrigen Bedingnisse des Postbeförderungsvertrags, insbesondere hinsichtlich der Haftung der Anstalt, veröffentlicht; endlich erzeugte das natürliche Bestreben einer solchen auf Massenabsatz billiger Leistungen hinarbeitenden Unternehmung nach Monopolisirung einen scharfen Concurrenzkampf gegen fürstliche, städtische und andere Botenanstalten, welche auch ihrerseits, wie die Taxis'sche Anstalt, und zum Theil nach deren Muster vervollkommnet, dem Bedürfnisse der Obrigkeiten und des Publicums nach Postverbindungen zu genügen suchten. Zumal nachdem 1597 die Post als kaiserliches Regal erklärt worden war, wurde dieser Kampf von Taxisscher Seite mit Lebhaftigkeit und Geschick, je nach Umständen mit Zwang durch Erwirkung kaiserlicher Verbote und gerichtliche Schritte oder bittweise und, wenn auch mit wechselndem, so doch mit steigendem Erfolge geführt, so daß die kaiserliche Post ihre Verbindungen schrittweise an die Stelle des Nebenbotenwerks setzen konnte. 1615 wurde Lamoral v. Taxis mit dem Reichsgeneralpostmeisteramte für sich und seine männlichen Erben belehnt. Der Westfälische Friede gab den Reichsfürsten die Landeshoheit, und die Wahlcapitulation des Kaisers Leopold vom Jahre 1657 in Consequenz davon das Recht zum Halten eigener Posten, das landesherrliche Postregal. Gleichwohl unterließ es die Reichspost nicht, von den Kaisern unterstützt, die gleichen Rechte, wie bisher, in Anspruch zu nehmen. Ihre Versuche, ihren Betrieb in Norddeutschland auszudehnen — dort hatte sie kaum Fuß gefaßt und waren die landesfürstlichen Posten an ihrer Stelle — führten im Jahre 1660 zu einer geharnischten Verwahrung des großen Kurfürsten, worin der Reichspost der Eingang in die kurfürstlichen Lande verweigert wurde; zur Begründung hat er sich darin unter anderem darauf berufen, daß die Kaiser in ihren österreichischen Erblanden selbst sich eigene Landesposten vorbehalten hatten. Die späteren Wahlcapitulationen brachten die Befugnisse der Landesherren noch schärfer zum Ausdruck, bestätigten aber andrerseits auch das Reichspostwesen in seinem Bestande, da dasselbe in dem politisch zersplitterten Süd- und Mitteldeutschland nicht zu entbehren war; ein Beweis war das Scheitern eines unter Max Emanuel unternommenen Versuches, in Bayern landesherrliche Posten einzuführen. Im Verlaufe des 17. Jahrhunderts, zum Theil schon früher, wurden fahrende Posten eingerichtet, während es vorher nur Reitposten gegeben hatte; in den Fahrposten wurden außer Personen auch Geld, Kostbarkeiten und andere Waaren, selbst größeres Kaufmannsgut, befördert. Die Versuche der Reichspost, ihrem Monopol in diesem Umfange Geltung zu verschaffen, erzeugten große Erbitterung bei den städtischen Boten und Fuhrleuten.

Mit den politischen Veränderungen, welche die neueste Zeit einleiten, wurde der Taxis'schen Anstalt ein großer Theil des räumlichen Bereichs ihrer Thätigkeit entzogen; andrerseits war das vorhin für Mittel- und Süddeutschland gekennzeichnete Bedürfniß stark genug, um zu bewirken, daß die Gerechtsame des Hauses Taxis in den Staatsacten vom Anfange dieses Jahrhunderts aufrecht erhalten wurden; doch verengte sich auch dieses Gebiet immer mehr. So verloren die Fürsten Taxis während der französischen Revolution ihre Posten in den Niederlanden, in Hannover und Braunschweig, etwas später sämmtliche Posten auf dem linken Rheinufer; so wurden nach Gründung des Rheinbundes und Auflösung des Römisch-Deutschen Reichs 1805 in Württemberg eigene Posten eingeführt und 1808 in Bayern die Posten, welche 1806 der Familie Taxis in Form der Pacht verliehen worden waren, in Staatsbetrieb übernommen, während es in anderen deutschen Staaten bei der lehensweisen Ueberlassung verblieb. So wurden andrerseits im Reichsdeputations-Hauptschluß von 1803 und 1814 in der deutschen Bundesacte die bestehenden Rechte der Familie Taxis bestätigt. Nach dem deutschen Kriege löste Preußen die Reste der ehemaligen Reichspost ab.

Die Verfassung des Norddeutschen Bundes übertrug dem letzteren in Art. 4 Ziff. 10 das Recht der Gesetzgebung in Sachen des Postwesens, sah in Art. 48 die Errichtung einer einheitlichen Bundespostanstalt vor und verpflichtete in Art. 50 das Bundespräsidium, für dieselbe Einheit in der Organisation und im Betrieb herzustellen. Demgemäß trat vom 1. Januar 1868 ab die Post des Norddeutschen Bundes an die Stelle der zehn Postanstalten, welche bis dahin im Gebiete desselben bestanden hatten. Unter den letzteren ragte die preußische Post nicht bloß durch die Größe ihres Gebiets, sondern auch dadurch hervor, daß sie fast immer gut und der Zeit entsprechend geleitet und insbesondere seit dem Anfange dieses Jahrhunderts in mehrfachen Beziehungen anderen Verwaltungen vorangeschritten war.

Mit der Gründung des Deutschen Reichs wurde die norddeutsche Bundespost durch die Reichspost ersetzt. Die Versailler Verträge und Art. 52 der Verfassung des Deutschen Reichs sichern jedoch Bayern und Württemberg deren Posten als selbständige Anstalten und gewähren ihnen das Recht zur Regelung der tarifarischen und reglementarischen Bestimmungen für den internen Verkehr. Die Regelung

des Postverkehrs mit dem Auslande ist dagegen auch für Bayern und Württemberg Sache des Reichs, ausgenommen den eigenen unmittelbaren Verkehr mit den Nachbarstaaten.

Leopold v. Ranke über die Eintheilung der Geschichte.

Die Frage, wie Ranke übee die übliche Eintheilung der Geschichte in alte, mittlere und neuere gedacht hat, ist am ausführlichsten von Ottokar Lorenz (die Geschichtswissenschaft in ihren Hauptrichtungen und Aufgaben, I, 224 ff.) erörtert worden. Seine Behandlung derselben befriedigt indeß nicht, wie denn auch Widerspruch dagegen erhoben worden ist. (Breßlau in der Hist. Ztschr. LXV 1890 = N. F. Bd. 29 S. 289.) Denn wenn Lorenz sich hauptsächlich und nahezu ausschließlich darauf stützt, daß Ranke in der Weltgeschichte nach dem Vorgang anderer Universalhistoeiker von jeder Periodisirung abgesehen hat, so erscheint darin doch eben nur allgemein ein rein negatives Verhalten, das seine eigenthümliche Auffassung der besonderen angegebenen Eintheilung nicht erkennen läßt; und im Gegensatz zu der von Lorenz vertretenen Meinung erhellt aus den Schriften Ranke's, daß dieser das Wort „Mittelalter" nicht bloß im Sinne einer „gewissen äußeelichen Zusammenfassung von Jahrhunderten" nach der angenommenen Umgrenzung des so bezeichneten Zeitraums gebraucht hat, sondern damit die Vorstellung einer relativen Einheitlichkeit des Zeitalters in charakteristischer und essentiellee Differenz von Alterthum und neuerer Zeit ebensowohl in Bezug auf die concreten Daseinsformen, vor allem in Betreff des Staatswesens als des vornehmsten Objects der Geschichte, wie im Bereich des Ideellen verbunden hat. Das mittelalterliche Europa gründete sich nach ihm auf ein System von Ideen, seiner Natur nach zugleich politisch und religiös. (S. W. IV 44)[1]. Zu diesen Ideen gehöeen die von der Einheit der Kirche (S. W. IV 39) der ungetrennten Einheit der Christeuheit (S. W. IV 5), die eines bewaffneten ritterlichen Christenthums, einer kriegerischen Christenheit (S. W. LI/LII 177; 181). Es ist eine Idee, aus dee die Entwicklung des Mittelalters hervorging. (W. VIII 162.) Ranke spricht von einer Rechtsanschauung des Mittelalters (S. W. XV 97), von einer ständischen, katholischen Verfassung im Sinne desselben (S. W. XV 325) von der „Kriegsverfassung der mittleeen Jahrhunderte, in denen das Lehnswesen gleichsam den Staat bildete". Die von Plato in seiner Lehre vom Staat aufgestellten Grundsätze sind eben die, welche, abstract verstanden, das Staatswesen begründet haben, das während der Epoche, die mau als Mittelalter bezeichnet, „in voller Geltung gewesen ist". Als die wesentlichen Momente gibt Ranke an: „eine unterwürfige Bevölkerung, eine höhere Classe, welche das Recht, die Waffen zu führen, allein besitzt, und endlich eine Regierung, in welcher die Idee des Göttlichen und der Duechbildung der Menschen zu demselben vorwaltet". (W. I 280.) Ee sagt: „die Staaten des Mittelalters beruhten auf der engsten Verdindung der geistlichen und der weltlichen Gewalt; die weltliche empfing von der geistlichen ihre Sanction und lieh ihr dafür den Arm gegen alle Widerstrebenden" (S. W. VII 101) übereinstimmend damit an anderer Stelle: „in dem Staat des Mittelalters durchdrangen sich Königthum und Priesterthum"[2] (S. W. III 76). „Der geistlich-ritterliche Staat des Mittelalters richtet sich in aller seiner Eigenthumlichkeit in Morea ein und erfüllt die wohlbekannten Schauplätze des Alterthums wieder mit Leben, obwohl von ganz neuem Wesen und Inhalt" (S. W. XLII 280). Die großen Gemeinschaften, welche im Mittelalter alle Staaten durchdrangen und verbanden: ein allumfassender Priesterorden, ein Ritterthum, das den gesammten abendländischen Adel in eine Art von Zunft verband, städtische Bünde gehören in ihrer Einrichtung zu den bezeichnendsten Eigenthümlichkeiten jener Periode (S. W. III 432). Das Ritterthum ist die eigenthümlichste Hervorbringung der mittleren Jahrhunderte (S. W. II 73). Aber deren Geburten und Hervorbringungen geriethen allenthalben in einen Kampf, in welchem sie sich wechselseitig vernichteten (S. W. I 55). „Denn die Ideen, durch welche menschliche Zustände begründet werden, enthalten das Göttliche und Ewige, aus dem sie quellen, doch niemals vollständig in sich. Eine Zeit lang sind sie wohlthätig, Leben gebend; neue Schöpfungen gehen unter ihrem Odem hervor. Allein auf Erden kommt nichts zu einem reinen und vollkommenen Dasein: darum ist auch nichts unsterblich. Wenn die Zeit erfüllt ist, erheben sich aus dem Verfallenden[1]) Bestrebungen von weiter reichendem geistigen Inhalt, die es vollends zersprengen. Das sind die Geschicke Gottes in der Welt" (S. W. I 55). An der angeführten Stelle tritt das Ende des Mittelalters, der Beginn der neueren Zeit in Evidenz; die Scheide ist auf das deutlichste kenntlich gemacht. — Die Veränderung des Staatswesens erscheint in ihrer Bedeutsamkeit, wenn Ranke, indem er zugleich die Unterschiedenheit näher darlegt, sich also vernehmen läßt: „Füe die gesammte Geschichte von Europa, für das Verständniß des Augenblicks sowie der zuletzt vergangenen Jahrhunderte ist keine Frage wichtiger, als wie dee romanisch-germanische Staat des Mittelalters sich in den neueren umgesetzt hat, der bis in die Zeiten der Revolution in Europa herrschte." (S. W. XXXVI 177.) „Vielleicht von allen Ideen, welche zur Entwicklung des neueren Eueopa beigetragen haben," sagt er, „die wirksamste ist die Idee einer vollkommen feldständigen, von keiner fremden Rücksicht gefesselten, nur auf sich selbst angewiesenen Staatsgewalt. Im Grunde konnte von Staaten im vollen Sinne des Wortes noch gar nicht die Rede sein, so lange der Gedanke der allgemeinen Christenheit vorwaltete und, wie es mehrere Jahrhundeete hindurch geschehen ist, zu den großen Unternehmungen, an denen sich alle Staaten versuchten, den bewegenden Antrieb gab." (S. W. IV 27.) „Das Princip der neueren Geschichte zielt auf eine gegenseitige Unabhängigkeit der Völker und Reiche in allen politischen Beziehungen. (S. W. III 432.) Ranke erörtert die Veränderung, welche durch das unter dem Einfluß der Reformation sich vollzieheude Zurückweichen des alten Gedankens von dee allgemeinen Christenheit als einer militärisch-politischen Einheit auf dem Grunde der Kirche in dem Verhältniß der Staaten zu einander bewirkt wurde.[2])

In Rücksicht auf die Literatur spricht er von Sinn und Manier des Mittelalters im Gegensatz zum Modernen (S. W. LI/LII 159) und deückt sich übee die Umwandlung, die eintrat, in dieser Weise aus: „Ich weiß nicht, ob irgend noch ein andermal eine solche Umwandlung einteat, in einer so kurzen Periode, so durchgreifend und so vollständig, wie diejenige gewesen ist, welche das Mittelalter von der modernen Zeit trennt. Ein Gefühl derselben drängt sich bei der ersten Bekanntschaft auf. Je mehr man eingeht, desto mehr nimmt mau eine andere Welt der Gedanken wahr, eine abweicheude Form des Ausdrucks, einen

---

1) S. W. = Sämmtliche Werke. W. = Weltgeschichte.

2) „Der kriegerisch-priesterliche Staat, welcher die Grundlage aller europäischen Entwicklung ist", bildete sich seit dem Anfang des achten Jahrhunderts aus. (S. W. I 5.)

1) Vgl. S. W. VIII 162.

2) Vgl. Leopold v. Ranke. Seine Geistesentwicklung und Geschichtschreibung. Rede bei Antritt des Rectorats der Rheinischen Friedrich-Wilhelms Universität am 18. October, gehalten von Moritz Ritter. (Stuttgart 1896.) S. 11.

verschiedenen Kreis und Zusammenhang jener geistigen Tendenzen, welche alle Hervorbringungen beherrschen, einen anderen Himmel, wenn wir so sagen dürfen, und eine andere Erde“[1]) (S. W. LI/LII 158). Es ist das große Verhältniß zwischen Orient und Occident, von welchem im Laufe der mittleren Jahrhunderte alles abgehangen hat (S. W. III 72).

Das Mittelalter ist ferner für Ranke nicht nur eine Epoche — Aristoteles beherrscht die philosophirenden Geister der Epoche, die man das Mittelalter nennt (W. I² 81) — sondern ein Weltalter (S. W. VIII 107); bei dem Uebergang des Mittelalters zur neueren Zeit spricht er von einem Wechsel der Weltalter (S. W. LI/LII 158). Die universalhistorischen Momente dieses Ueberganges bezeichnet Ranke klar. „Es ist eine der größten Combinationen der Weltgeschichte,“ sagt er, „daß in dem Augenblick, in welchem sich dem System der romanisch-germanischen Völker, welche zur lateinischen Kirche gehörten, die Aussicht eröffnete, eine vorwaltende Einwirkung auf die anderen Erdtheile zu erwerben, zugleich eine religiöse Entwicklung emporkam, die dahin zielte, die Reinheit der Offenbarung wiederherzustellen“[2]) (S. W. I 165). Der erstere Moment tritt in volle Beleuchtung, wenn man sich die Worte Ranke's: „die größte von allen Begebenheiten, die in der nachweisbaren Geschichte vorkommen, dürfte es sein, daß die Sitze der vorwaltenden Macht und Bildung nach den westlichen Ländern und an die Gestade des atlantischen Oceans versetzt worden sind“, — mit der anschließenden Bemerkung, daß dies zumal seit und infolge der Entdeckung einer neuen Hemisphäre geschehen sei — ins Gedächniß ruft. „Die Versetzung des politischen und geistigen Lebens der Welt in die weiter westlich wohnenden Nationen,“ sagt Ranke, „ist die durchgreifende Veränderung, welche die äußeren Geschicke der Welt vor allen anderen beherrscht“ (S. W. XIV 3). — Der zweite der beiden erwähnten Momente offenbart sich in dem Umfang und der Intensität seiner Wirksamkeit, wenn Ranke die durch denselben herbeigeführte „Umwandlung als eine der merkwürdigsten und entscheidendsten, die im Leben der europäischen Nationen vorgekommenen,“ als „eine unermeßliche Veränderung im Reiche der Ideen, so wie in den politischen und bürgerlichen Verhältnissen“ charakterisirt (S. W. IV 3 ff.).

In welche Zeit man dem gegenüber nach dem Sinne Ranke's den Uebergang der alten Geschichte in die, „welche man die mittlere zu nennen pflegt“ — denn Ranke leugnet diese Kategorien nicht, weungleich er Bedenken trägt, „principielle Sonderungen anzunehmen, wo doch nur Uebergänge von einer Gestalt zur anderen vorliegen“ (W. IV 370) — zu setzen hat, ergibt sich nicht so unmittelbar. Bei der Absetzung des Romulus, der Errichtung des Königthums Odoakers bemerkt Ranke: „Damit trat eine Epoche ein, in welcher in Italien eine vom Orient losgerissene Autorität die Herrschaft ausübte“; und weiter: „dabei erscheint die Idee eines in sich vereinigten und zugleich unabhängigen Italiens eigentlich zum erstenmal in der Welt.“ Aber die erwähnten Vorkommnisse, welche gegenwärtig fast allgemein als Abschluß der alten Geschichte gelten, werden von Ranke indeß doch mehr als solche von particularer Natur angesehen, dagegen der Uebergang der Westgothen über die „Donau im Jahre 376 unsrer Aera sammt der Schlacht von Adrianopel“[3]) ist ihm ein Ereigniß, das als ein welthistorisches bezeichnet werden kann; er fügt hinzu: „es wird als der Anfang der Völkerwanderung betrachtet“ (W. IV 152). — Wenn Ranke an dem Ausdruck „Völkerwanderung“, dessen er sich in seinen früheren Büchern, den Geschichten der romanisch-germanischen Völker und in der deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation bedient hat, in der Weltgeschichte Anstoß nimmt,[1]) so hat doch eben die mit diesem Ausdruck bezeichnete Begebenheit, bei welcher „Antriebe aus entlegenen Regionen und Einwirkungen von Verhältnissen, welche weit über den Machtbereich und den Gesichtskreis des römischen Reiches hinausreichen“, stattfanden, „die Einheit der romanisch-germanischen Völker gegründet, deren Geschichte der Kern aller neueren Geschichte ist“ (S. W. XXXIII/XXXIV p. V, XV). Mit der Reformation tritt durch eine zwiefache Opposition, eine politische gegen das Kaiserthum, eine kirchliche gegen das Papstthum, die „Spaltung“ dieser Völker in zwei feindselige Theile ein, auf welcher alle neue Historie beruht“ (p. VII). In diesem Betracht sind Völkerwanderung und Reformation in der Complication mit den der einen und der anderen gleichzeitigen Ereignissen Ausgangspunkte zweier auf einander folgenden geschichtlichen Entwicklungen, die ein abweichendes charakteristisches Gepräge haben und dadurch trotz Uebergang und Vermittelung, wie sie in der Natur des geschichtlichen Processes liegen, von einander geschieden sind.

Einzelne aphoristische Aeußerungen Ranke's, in denen er sich der Vorstellung einer unterschiedslosen Einerleiheit, einer gleichförmigen und gleichbleibenden geschichtlichen Gestaltung während der tausendjährigen Epoche (W. VIII 5) entgegensetzte, obwohl das Mittelalter zu den langen Zeiträumen gehört, in denen „der menschliche Geist, durchdrungen von den einmal ergriffenen Principien und damit beschäftigt, dieselben in Staat und Kirche, Literatur und Kunst zur Erscheinung zu bringen, sich in ruhiger Stetigkeit fortentwickelt“ (S. W. IV 3), können zu dem Mißverständniß Anlaß geben, als ob er diesem eine eigene Wesenheit nicht zuerkannt hätte. Zur Widerlegung einer solchen Meinung und zugleich zur Ergänzung der Anführungen aus Ranke's Schriften erlaube ich mir eine kurze Mittheilung über den zusammenhängenden Vortrag zu machen, mit dem er im Winterhalbjahr 1854/55 das Colleg über das Mittelalter einleitete. Als Charakteristik desselben gab Ranke an: das religiöse Princip des Lebens, auf welchem eine eigene Culturentwicklung beruht. Die Verbindung der Völker des alten Continents liegt in der Form der Religion, die Gegensätze, die in dieser obwalten: Islam und Christenthum, griechische und lateinische Kirche, schließen die wechselseitige Berührung nicht aus. Zur Zeit des Kampfes zwischen Christenthum und Islam entsteht der Buddhismus. Aus den verschiedenen religiösen Principien gehen eigenthümliche Lebensformen hervor. Im Abendland wird die universale und als solche in der Idee anerkannte Autorität weltlich durch das Kaiserthum des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, geistlich durch das Papstthum repräsentirt; die Corporationen bestimmen von unten her das Leben. Neu ist die Staatsform der beschränkten Monarchie. Die Unterschiede in der Cultur erscheinen nicht so bedeutend, wie in der neueren Zeit. Die productive Kraft pulsirt an verschiedenen Orten. Im Mittelalter sind eigentlich erst die Nationen des Abendlandes gebildet worden. Die deutsche Nation wurde durch die Idee des Kaiserthums constituirt; die Spanier sind nur Productionen welthistorischer Völkerbegegnungen.

[1]) Diesen Moment hat Alfred v. Gutschmid in seinem Aufsatz: „Die Grenze zwischen Alterthum und Mittelalter“ — Kleine Schriften von Alfred v. Gutschmid. Herausgegeben von Franz Rühl V 395 übersehen.

[2]) Diese Gleichzeitigkeit ist von Rümelin in seinem Aufsatz: „Eintheilung der Universalgeschichte“, Reden und Aufsätze (Tübingen 1875) S. 387 unbeachtet gelassen.

[3]) In die Zeit nach der Schlacht von Adrianopel setzt Schlosser, Universalhistorische Uebersicht der alten Welt und ihrer Cultur II. Theil 4. Abtheilung S. 32, die Entstehung der Wissenschaft des Mittelalters und die Grundlegung der literarischen Bildung desselben.

[1]) Mündlich und in besonderem Bezug vermied Ranke auch später den Ausdruck „Völkerwanderung“ nicht völlig. Von Ennodius' lebhafter Schilderung des Zuges der Ostgothen nach Italien ergriffen, rief er aus: „Das ist doch eine wirkliche Völkerwanderung, die ich immer geleugnet habe.“

Wenn Lorenz zu ungunsten der Eintheilung darauf aufmerksam macht, daß sie spät aufgekommen sei und erst allmählich sich fixirt habe, so versäumte Ranke nicht anzuführen, daß die „Absonderung des Mittelalters schon im 17. Jahrhundert beginne". Dieser Hinweis auf ihr längeres Bestehen legte doch wohl den Gedanken nahe, daß sie der Begründung nicht gänzlich entbehren könne. Des Cellarius, der das Mittelalter mit Konstantin dem Großen beginnen lasse, gedachte Ranke in den Literaturangaben an erster Stelle. Er schloß mit der Erklärung, daß das Mittelalter mit gutem Recht einen dem Alterthum und der neueren Zeit coordinirten Theil der Weltgeschichte ausmache. — Lorenz stellt die Forderung auf, daß in den Theilen „ein Begriff zum Ausdruck kommt, der sich in Worte kleiden läßt", und fügt hinzu, daß es noch niemandem gelungen sei, zu sagen, was denn eigentlich das Mittelalter darstelle (a. a. O. S. 258). Dagegen darf man wohl den Einwand vorbringen, daß nach Ranke das geschichtliche Leben „sich nicht durch Einen Gedanken, Ein Wort bezeichnen läßt; der in der Welt erscheinende Geist ist nicht so begriffsmäßiger Natur" (W. IX² p. XI). „Die großen Tendenzen der Jahrhunderte können nur beschrieben, nicht aber in letzter Instanz in einem Begriff summirt werden" (W. IX² 7). In dem Eingang der erwähnten Vorlesung, der sich mehrfach im Inhalt mit dem ersten seiner dem König Maximilian gehaltenen Vorträge berührte, sprach Ranke von dem Verhältniß der Generationen, den Tendenzen der Jahrhunderte, zwar nur in kurzen Andeutungen, die aber doch erkennen ließen, daß er darin Medien der Geschichte der Menschheit erblickte, wie sich ja das auch aus seinen Schriften ergibt. „Eben dazu," sagt er, „folgen die Generationen des Menschengeschlechtes aufeinander, um zusammenhängend und doch verschieden den inneren Kräften des menschlichen Geistes und seiner Entwicklungsfähigkeit Raum zu verschaffen" (W. III¹ 551). — „In der Reihe der Jahrhunderte kommt die ganze Fülle des dem menschlichen Geschlechte von der Gottheit eingehauchten geistigen Lebens zutage" (S. W. IV 3). — Die Tendenzen sind für das Jahrhundert charakteristisch (S. W. XX 163). — Das Verhältniß der Generationen berührt Ranke in seinen Schriften im allgemeinen sowohl wie im besonderen (W. IV² 231). Den Begriff des Jahrhunderts mit dem der Generation dadurch zu combiniren, daß das erstere als die geschlossene Reihe von drei Generationen aufgefaßt wird, unterließ Ranke in dem Vortrag. Die Generationsrechnung zur Grundlage einer Periodisirung der Weltgeschichte zu machen, ist wohl nicht in seinem Sinne; dem Schematischen, Systematischen und Constructiven war er an sich abgeneigt. Von dem „großen Einfluß, den der Wechsel der Generationen auf die politischen Entwicklungen überhaupt ausübt, indem ja die späteren immer andere Bedürfnisse und Gesichtspunkte haben als die früheren", spricht er gerade in einem Falle, in welchem eine Abweichung von dem regelmäßigen Verlauf stattfindet und infolge einer großen Pestilenz, von welcher vornehmlich ältere Personen hingerafft wurden, eine Generation gleichsam vor der Zeit in das öffentliche Leben eintritt (S. W. XLII 65). — Für die allgemeine Geschichtsbetrachtung Ranke's bestimmt sich das Jahrhundert nicht chronologisch, sondern nach dem Zusammenhang der Ereignisse (W. IX² p. XIV) und der Geistesrichtungen; die Generation nicht bloß durch den natürlichen Vorgang, bei welchem eine gewisse, wenngleich mit zahlreichen Ausnahmen behaftete, mannichfachen Modificationen und Abweichungen unterworfene, überhaupt empirisch sehr bedingte Regularität in Form einer Art von Naturgesetzlichkeit wahrgenommen wird, sondern zugleich durch den geistigen Typus. — „Die Abwandelungen der Meinungen bilden den vornehmsten Unterschied zwischen den auf einander folgenden Geschlechtern der Menschen" (S. W. XXV/XXVI 158). Ein Wechsel der Generation im Sinne Ranke's kann auch durch geschichtliche Ereignisse bewirkt werden. Für Frankreich unterscheidet er eine vorrevolutionäre und eine revolutionäre Generation, aber zugleich sagt er: „Die Revolution ist entfernt gewesen, in Deutschland eine neue Generation zu bilden" (S. W. XLIX/L 64). Der Generationswechsel tritt danach auch in dem romanisch-germanischen Völkerkreise nicht zu gleicher Zeit und auf gleichen Anlaß ein. — Wenn Ranke es als eine Aufgabe hinstellt, „die Generationen, soweit es möglich ist, nach einander aufzuführen, wie sie auf dem Schauplatz der Weltgeschichte zusammengehören und sich von einander absondern" (S. W. XXXVII 323), so spricht er damit zugleich den Verzicht auf eine universalgeschichtliche Lösung aus.

Schlußbemerkung.

Die von Cellarius fixirte Grenze zwischen alter und mittelalterlicher Geschichte wurde zwar von den meisten bis in das dritte Decennium des 18. Jahrhunderts anerkannt, aber schon zu Anfang desselben begann man damit, unter Abstraction von dem religiösen Princip seiner Periodisirung und indem man nicht sowohl von der römischen, als vielmehr in der deutschen Geschichte, in welche sich von da die weltbistorische Bewegung versetzte, seinen Standpunkt nahm, den Uebergang des Alterthums in das Mittelalter aus der Regierung Constantins in die Zeit der, wie sich Ewald Toze später ausdrückte, mit dem „nicht ganz schicklichen Namen der Volkerwanderung belegten Begebenheit", mit der Machiavell seine Istorie fiorentine eröffnet hatte, zu verlegen. (Ernst Valentin Löscher 1705 und 1725.) Schon im ersten Decennium wurde als die besonders epochemachende Thatsache „der Untergang des letzten römischen Kaisers im Occident Romulus Augustulus, so ins Jahr 476 fällt", angesehen. (Christian Juncker, Anleitung zu der Geographie der mittleren Zeiten, 1712, S. 12.) Dieses Jahr hatte Caspar Sagittarius 1675 in seinem Nucleus Historiae Germanicae als dasjenige bezeichnet, in welchem das römische Reich im Occident geendigt habe, die majestas italica von den Römern an die Gothen, das ist Germanen, gekommen und die kaiserliche Würde völlig erloschen sei. Eben in die Zeit zu Ausgang des 5. Jahrhunderts das Ende der alten Geschichte zu setzen, entschied sich bei noch obwaltendem Widerstreit der Ansichten Jacob Karl Spener 717 in seiner Notitia Germaniae antiquae S. 9, indem er die von den Germanen vollzogene Zerstörung des weströmischen Imperiums und ihre Begründung eigener Reiche in Italien wie in den Provinzen als die dafür entscheidenden Momente betrachtete. Da Cellarius den Untergang des oströmischen Reiches als Wahrzeichen einer Epoche hingestellt hatte, so lag es nahe, indem man seine Kategorien beibehielt, aber in deren Fixirung von ihm abzuweichen veranlaßt war, hiebei auf den Untergang des weströmischen Reiches zu verfallen, zumal beide Ereignisse schon von Georg Horn in der nach seinem Tode von Friedrich Rudolph 1679 herausgegebenen Introductio in historiam universalem zusammengestellt worden waren (p. 16). — Die jetzt übliche Abgrenzung der alten Geschichte und überhaupt die chronologische Bestimmung des Mittelalters zur geltenden zu machen, hat besonders Robertsons View of the progress of the society from the subversion of the Roman empire to the beginning of the sixteenth century in seiner 1769 veröffentlichten History of the reign of the Emperor Charles V. beigetragen. Denn wenn darin auch die Facten im einzelnen nicht erwähnt werden, so fixirt Robertson doch, indem er sagt, daß die Angriffe der „barbarischen" Völkerschaften auf das römische Reich im Occident seit dem Anfang des 4. Jahrhunderts dasselbe in weniger als zwei Jahrhunderten bis zum völligen Unter-

Digitized by Google

gang seiner Machtstellung gestürzt haben, die Zeit, in welche er diesen setzt. Einige Jahre vor Robertsons Geschichte Kaiser Karls V., 1761, hatte Gatterer sein „Handbuch der Universalgeschichte bis auf den Untergang des abendländischen Kaiserthums 3230 der Welt, 476 n. Chr." herausgegeben. — Die Bemerkung, welche man öfters, bisweilen unter Herbeiziehung ganz unpassender Analogien gemacht hat, daß die Erhebung Odvakers, die Absetzung des Romulus Augustulus, das Aufhören des Titels Imperator mit ihm im Zusammenhange der Ereignisse eine „sehr unbedeutende Begebenheit" sei, findet sich schon in Remers Bearbeitung des Robertson'schen Werkes (I, S. 22). Aber darin erscheint nichts Accidentielles, sondern ein charakteristisches Ergebniß der vorangegangenen Verwicklungen, gewissermaßen deren letzte Consequenz und definitive Lösung, die, den gerade obwaltenden Verhältnissen entsprechend, zugleich grundlegend für die Zukunft geworden ist. Trotz der weit vorgeschrittenen inneren Zersetzung des occidentalen römischen Reiches wohnte der Aufhebung seines Imperatorenthums, in dem die höchste Autorität sich repräsentirte, wegen der Ansprüche und selbst der geschichtlichen Erinnerungen, die sich an dasselbe knüpften, der so lange bestandenen Verflechtung seiner Angelegenheiten mit denen des orientalen, noch eine besondere Tragweite bei. Sie fällt, wenn man die Völkerwanderung, insoweit germanische Stämme daran betheiligt sind, mit der Aufnahme der Westgothen in römisches Reichsgebiet im Jahre 376 beginnen, mit dem Zuge der Langobarden nach Italien 568, als dem spätesten, der sich dahin wandte und überhaupt nach einem vormals von Rom beherrschten Land richtete — nach welchem der Zustand eine gewisse Stetigkeit erhielt — schließen läßt, inmitten der angegebenen Jahre, und bildet die Culmination im Gesammtverlauf des Ereignisses auch insofern, als sich darum in zeitlicher Nähe die mit Besetzungen und Ansiedelungen im weitesten Umfange verbundenen Eroberungs- und Wanderzüge der Deutschen gruppiren. Daß diese zu Ende des 5. und zu Anfang des 6. Jahrhunderts mit gesteigerter Energie und gleichsam mehr und mehr zielbewußt erfolgt waren, daß nur ein Decennium nach der Abdankung des Romulus das letzte den Römern im Occident verbliebene Gebiet von den Germanen eingenommen wurde, bildete, besonders in Rücksicht auf die damit eingetretene Veränderung des historischen Schauplatzes, eines der vornehmsten Motive, von hier ab die Epoche des Mittelalters zu datiren. — In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war das durchaus vorherrschend. Es erschienen Darstellungen der allgemeinen europäischen Geschichte, die mit dem Umsturz oder dem Falle des römischen Reiches im Occident anhuben, wie die von Christoph Wilhelm Koch, Mehagan und Johann Caspar Krause. Seit dem neunten Decennium des 18. Jahrhunderts verstand man unter mittlerer Geschichte schlechthin die vom Untergange des abendländischen römischen Reiches bis ins 15. Jahrhundert, dieser Begriff ging in unser Jahrhundert über. „Unter dem herkömmlichen Ausdruck des Mittelalters," sagt Rühs in seinem Handbuch 1816, „versteht man den Zeitraum vom Untergang des weströmischen Reiches bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts."

„Die Verdrängung des letzten römischen Kaisers Romulus Augustulus durch den germanischen Heerführer Odovaker" hält Felix Stieve („Die Perioden der Weltgeschichte", Festgabe zur Versammlung der deutschen Historiker in München, Ostern 1893, im Sonderheft des Jahrgangs 1893 der deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft) „zum Scheidepunkt zwischen Alterthum und Mittelalter für geeignet" (p. XIII). Die Entdeckung Amerika's durch Columbus will er als solchen zwischen Mittelalter und neuerer Zeit, hierin in Uebereinstimmung mit Ottokar Lorenz, nicht annehmen, hauptsächlich auf den Grund hin, daß dieselbe zunächst auf die europäischen Verhältnisse keinen großen Einfluß ausgeübt habe (p. XVIII.). Aber bei einem Ereigniß, wie dieses, muß die ganze Summe der von ihm im Lauf der Zeiten ausgehenden Folgen und Einwirkungen, die zwar successiv in die Erscheinung treten, aber potentialiter ihm innewohnen und sein Wesen mit ausmachen, in Betracht gezogen werden. Stieve irrt, wenn er glaubt, daß die Entdeckung erst und „lediglich unter dem Eindruck der Befreiung Nordamerika's von der englischen Herrschaft" als epochemachend hingestellt worden sei. Das war vielmehr schon vorher von Robertson in der Vorrede zu seiner schon einmal erwähnten Geschichte Kaiser Karls V. geschehen durch den kurzen, aber prägnanten Hinweis auf die Wichtigkeit des Einflusses, welchen die Entdeckung auf die Systeme der Politik und des Handels in Europa, der in den Colonien sich entwickelnde Genius auf die Geistesstimmung im alten Continent geübt hat.

Theodor Wiedemann.

Mittheilungen und Nachrichten.

∞ **Joseph Aneberer: Tragikomödien.** Fünf Geschichten mit Zeichnungen von Louis Corinth. Berlin, 1897, Georg Bondi. — Ein unverkennbares, starkes, wenn auch noch unfertiges Talent meldet sich in diesen einstweilen nur in einer Voranzeige erwähnten Skizzen. München und den Bauernschlag Oberbayerns schildert Aneberer mit einer bajuvarischen Derbheit, die Hans Hopfens Art und Landsmannschaft nirgends verleugnet. Eine gewisse renommistische Vorliebe für erotische Zwischenspiele stört nicht in der kecken Geschichte „Linni's Beichte", die mit ihren lennischen Ausdrücken Maupassants würdig ist. Gut ist die Verhöhnung dörflicher, wankelmüthiger Klätscher in „Das Gansjung", bedeutend „Die Hinrichtung", sofern man — nicht nur bei der widerwärtigen Schlußwendung — jeden Vergleich mit Turgénjews Behandlung desselben Stoffes beiseite läßt. Im „Todtengräber" schlägt Kraftgefühl in Kraftmeierei um und in „Hochzeiter und Hochzeiterin" ist die Historie der eigenen süßen blöden Jugendeseleien dreimal zu breit. Und doch: Talent, Talent, Talent!

* **Eine neue meteorologische Station** soll auf der Insel Rockall errichtet werden, einem öden Felsen im Nordatlantischen Ocean zwischen den Hebriden und Island. Diese einsame Insel, die nur 21 m über den Meeresspiegel aufragt, liegt 400 km von dem nächsten Festland entfernt. Das nächste Land überhaupt ist die kleine Insel St. Kilda, die von Rockall 240 km und von der Hauptgruppe der Hebriden noch 160 km entfernt ist. Der wissenschaftliche und praktische Werth der Gründung einer meteorologischen Warte auf jenem Eiland könnte kaum überschätzt werden. Rockall liegt nämlich gerade innerhalb der Bahn, die von den das Atlantische Meer überschreitenden Wirbelstürmen gewöhnlich verfolgt wird. Es würde also die Möglichkeit gegeben sein, sogar den exponirtesten Punkten der britischen Küsten vor dem Eintreffen eines Sturmes rechtzeitig Warnung zugehen zu lassen. Zu der Einrichtung der meteorologischen Station müßte selbstverständlich auch die Legung eines Kabels von Schottland nach Rockall gerechnet werden.

* **Wissenschaftliche Weltcongresse** werden von der amerikanischen Zeitschrift „Science", dem Organ der amerikanischen Vereinigung zur Förderung der Wissenschaften, vorgeschlagen. Im ersten Jahre des neuen Jahrhunderts solle ein internationaler Congreß der gesammten Wissenschaften abgehalten werden. Die „British Association for the Advancement of Science" wird im nächsten Jahre ihre Versammlung in Toronto in Canada abhalten, und die genannte Schwestervereinigung in Amerika hat bereits den Entschluß gefaßt, ihre Jahresversammlung an der canadischen Grenze in Detroit zu begehen und die britischen Gelehrten bei dieser Gelegenheit auf amerikanischem Boden zu begrüßen. Als Dankeszeichen hat der britische Verein den Vorstand des amerikanischen Vereins als Ehrenmitglied und sämmtliche Theilnehmer an dem amerikanischen Congreß als ordentliche Mitglieder zu ihrer Versammlung in Toronto eingeladen, sodaß in Toronto im nächsten Jahre die englischen und amerikanischen Gelehrten zusammen tagen werden. Auch zwischen Frankreich und England hat sich eine

ähnliche Annäherung angebahnt, indem die „Association française pour l'Avancement des Sciences" beschlossen hat, im Jahre 1898 oder 1899 sich in Boulogne zu versammeln, und der British Association nahegelegt hat, zu gleicher Zeit einen Ort gegenüber Boulogne am Canal als Versammlungsort zu wählen. Die Anregung ist bereitwilligst angenommen, die British Association wird 1899 ihre Tagung in Dover abhalten und mit der französischen Versammlung Besuche austauschen. Als bedeutungsvoll ist noch der Beschluß zu erwähnen, nach welchem 1898 der Internationale Zoologen-Congreß mit dem Internationalen Physiologen-Congreß zusammen nach Cambridge berufen werden soll.

π. **München.** Geographische Gesellschaft. Oeffentliche Versammlung vom 25. November. Vortrag von Dr. G. Wegener aus Berlin über „Sechs Wochen im hohen Norden". Die Reise, über deren Hauptmomente der Vortragende vor einem sehr zahlreichen Publicum in anziehender Weise berichtete, wurde Mitte Juli in Hamburg angetreten und größtentheils auf dem „Erling Jarl", Capitän Bade, zurückgelegt. Im Flug gings durch die norwegischen Schären bis Hammerfest, dann von da mit Nordrichtung an der Bäreninsel vorüber nach Spitzbergen. In der Nähe der Bäreninsel machte sich der Uebergang aus dem warmen Golfstrom in die kalten Polargewässer durch plötzlichen Temperaturabfall (bis auf fast 0°) sehr fühlbar. Auch die gefiederte Welt, die sich auf den Wogen des Meeres tummelt, nahm plötzlich arktischen Charakter an. Wale zeigten sich in der Ferne. Die Bäreninsel, anfangs im Nebel nicht sichtbar, tauchte unvermuthet als finsteres Felsenhaupt über einer Nebelwand empor. Hier ans Land zu gehen, verboten unruhiges Wetter und wilde Brandung. Spitzbergen, dessen höchster Gipfel die Höhe der Schneekoppe nicht übertrifft, stellt man sich am besten als riesiges Hochgebirge vor, das bis über die Schneelinie ins Meer versenkt ist; es hat aber bedeutend reichere Gletscherentwicklung als unsere Alpen. Auffällig ist der landschaftliche Unterschied zwischen der West- und der Ostküste: dort gezackte Bergformen mit Gipfeln und Hörnern, hier lang gestreckte Terrassen, tafelartige Berge und mehr horizontale Conturen. Hier wie dort aber trägt die Landschaft den Stempel des Ernsten und Großartigen. Auf der „dänischen Insel" an der Nordwestspitze Spitzbergens wurde Andree's Ballonhaus besucht. Andree selbst erklärte mit größter Bereitwilligkeit und Gründlichkeit alle Zurüstungen zu seinem Aufstieg, so die Schleppseile, die Leakvorrichtung, den Kochapparat u. s. w., und es gelang ihm offenbar, seine Besucher von der Durchführbarkeit seines Projects zu überzeugen. Der Aufstieg, der bekanntlich in diesem Jahre wegen mangelnden Südwindes unterblieb, soll im nächsten Jahre abermals versucht werden. Von Spitzbergen aus machte der „Erling Jarl" einen Vorstoß ins freie Eismeer nach Norden und erreichte die beträchtliche Breite von 81° 38'. Der Rückweg führte an Spitzbergen vorüber nach dem norwegischen Städtchen Vadsö am Varangerfjord. Hier hatte sich ein internationales Publicum von Gelehrten und Touristen zur Beobachtung der Sonnenfinsterniß zusammengefunden, aber leider blieb am kritischen Tage der Himmel bewölkt. Der „Erling Jarl" eilte nun nach Hause zurück, den Vortragenden aber hielt der Versuch, zum zweitenmale noch Spitzbergen zu gelangen, noch länger in Norwegen, und so hatte er das Glück, Zeuge der Heimkehr Nansens zu werden. Mit fesselnden Worten schilderte er die allgemeine Begeisterung und den Jubel, womit Nansen empfangen, die Fülle von norwegischen, englischen und deutschen Reden (letztere durch den Vortragenden selbst), mit denen der große Polarforscher gefeiert wurde, und die Liebenswürdigkeit, mit der Nansen auf die Ansprache des Vortragenden in fließendem Deutsch erwiderte und im besonderen der deutschen Wissenschaft seine Achtung und Sympathie ausdrückte. Aehnlich glücklich, wie in Hammerfest, traf es der Vortragende schließlich in Tromsö. Er taufte hier den „Fram" mit einholen und war anwesend bei dem stimmungsvollen Wiedersehen zwischen Nansen und seiner Mannschaft. Der formvollendete, durchaus lebensvolle und frische Vortrag erntete reichsten Beifall.

* **Berlin.** Der Congreß für innere Medicin wird im nächsten Jahre vom 9. bis 12. Juni hier tagen. Das Localcomité zur Vorbereitung des Congresses und der damit verbundenen Ausstellung hat kürzlich unter dem Vorsitz des Geheimraths v. Leyden eine Sitzung abgehalten und folgende Themata für die Tagesordnung des Congresses bestimmt: 1) Chronischer Gelenkrheumatismus, Referent Prof. Bäumler (Freiburg); 2) Epilepsie, Referent Prof. Unverricht (Magdeburg); 3) Basedow'sche Krankheit, Referent Prof. Eulenburg (Berlin). Die Congreßsitzungen werden ebenso wie die Ausstellung im Architektenhause stattfinden. Privatdocent Dr. Pagel ist mit der Abfassung einer Zeitschrift über die geschichtliche Entwicklung der Medicin in Berlin beauftragt.

A. **Rostock.** In diesem Wintersemester wird die Landesuniversität von 514 Studirenden, darunter 8 Hörer, besucht. Davon entfallen auf die theologische Facultät 89, auf die juristische 137, die medicinische 107, die philosophische 231 Studirende. Unter den Studirenden sind die mecklenburgischen Gesammtherzogthümer mit 264 Commilitonen vertreten; dem Ausland gehören 12 an.

* **Wien.** Der ordentliche Professor der Zoologie an der deutschen Universität in Prag Dr. Berthold Hatschek ist zum Ordinarius des nämlichen Fachs an der hiesigen Universität ernannt worden; er wurde vom philosophischen Professorencollegium seinerzeit als Nachfolger des in Ruhestand getretenen Prof. Karl Claus in Vorschlag gebracht.

* **Wien.** Die der Akademie der Wissenschaften neuerdings zugewandte Teriti-Widmung hat in der Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 18. November folgende Anträge auf wissenschaftliche Unternehmungen, die aus jenem Fonds zu unterstützen wären, hervorgerufen: Präsident A. v. Arneth erstattete namens der historischen Commission einen Bericht über die Herausgabe der venetianischen „Dispacci di Germania" und stellte den Antrag, a. daß die fernere Veröffentlichung in drei Gruppen erfolge, von denen die erste von dem Zeitpunkt, zu welchem Dr. Tuska seine Arbeit abschließen wird, bis zum Tode K. Ferdinands III. herabreichen, die zweite die Regierungszeit Leopolds I. und Josephs I. (1657—1711) umfassen, die dritte mit der Thronbesteigung Karls VI. beginnen soll; b. daß zur Beschleunigung dieser Publication mindestens drei Bände in drei Jahren erscheinen. Die wirklichen Mitglieder Sectionschef v. Hartel und Genossen stellen den Antrag: die hohe Akademie wolle: 1) das Project einer historisch-archäologischen und philologisch-ethnographischen Durchforschung der Balkan-Halbinsel; 2) das Project der Herausgabe der Bibliothekskataloge des Mittelalters durch eine Commission prüfen lassen. Das wirkliche Mitglied Hofrath Gomperz und Genossen stellen den Antrag: es mögen die zahlreichen noch unveröffentlicht in den verschiedenen europäischen Bibliotheken ruhenden orientalischen, zumeist arabischen Uebersetzungen griechischer Literaturwerke, vorzugsweise philosophischen Inhalts, und in erster Reihe aristotelischen Ursprungs, untersucht und ihre Verwerthung vorbereitet werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 3. bis 4. December folgende Schriften eingegangen:

A. v. Schweiger-Lerchenfeld: Das Buch der Experimente. Mit 425 Abbildungen ꝛc. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben. — Julius u. d. Traun: Goldschmiedlinder. Illustrirt von Anton L. Bowerowski. Ebd. — Ernst v. Wildenbruch: Der Zauberer Cyprianus. Legende. Berlin, Freund u. Jeckel 1896. — Julius Strinde: Hotel Buchholz. Aufstellungsgeschichte der Frau Wilhelmine Buchholz. Ebd. 1897. — Ostar Panizza: Abschied von München. Zürich, J. Schabelitz 1897. — Johannes Gaglee: Wiener Stadtgänge. Aus dem Skizzenbuche einer Theaterjacke. Mit Bildern von Koloman Moser. Wien, Robert Mohr 1897. — Eduard Pötzl: Launen. Neue Sammlung ausgewählter Skizzen, Illustrirt von Theo Zasche. Ebd. 1897. — Gertrud Pfandel: Passifloren. Hggb. von Karl Henckell. Zürich und Leipzig, Karl Henckell u. Co. — René Maria Rilke und Vodo Wildberg: Wegwarten. III: Deutsch-moderne Dichtungen. München u. Dresden, Wegwarten-Verlag. — Die Landjugend. Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung. Hggb. von Heinrich Sohnrey. Mit Illustrationen. 1. Jahrg. Berlin, Th. Schönfelot 1896. — Akademische Turnbundsblätter. Zeitschrift des Verbandes nichtfarbentragender akademischer Turnvereine auf deutschen Hochschulen. 10. Jahrg. Oct. 1896. Berlin, L. A. Kantz. — Paul Leverkühn: Coucher de Soleil. Valse pour piano. Op. 2. München, Ebe. Wecner. — *Bulletin Russe* de *Statistique financière* et de *Législation*. 3. Année. No. 9 et 10, Sept.—Oct. 1896. St. Petersburg. V. Kirschbaum 1896. — Ministerio di Agricoltura, Industria e Commercio, Direzione generale della Statistica: *Annali di Statistica*. Statistica industriale. Fasc. LXI. Notizie sulle condizioni industriali della Provincia di Trapani. Roma, G. Bertero 1896. — Dr. Ferdinand Regelsberger: Das bayerische Hypothekenrecht. 3. Aufl. Unter Mitwirkung von W. Heule. (Deutsches Hypothekenrecht. Hggb. von Dr. Victor v. Mei-

bom. III.) Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1896. — Emil Wolff: Der Fabrikarbeiter und seine rechtliche Stellung. Handbuch für Arbeitgeber, Arbeitnehmer ꝛc. Frankfurt o. M., H. Bechhold 1897. — W. Liebknecht: Karl Marx zum Gedächtniß. Lebensabriß und Erinnerungen. Mit Portrait ꝛc. Nürnberg, Wörlein u. Co. 1896. — Une Cause Célèbre: La déposition du *Métropolitain-Primat* de *Roumanie*. Par B. M. Bucarest 1896. — Dr. Bernh. Rogge: Ein theures Vermächtniß unsres großen Kaisers. Letztwillige eigenhändige Aufzeichnungen Kaiser Wilhelms I. Mit Vorwort. Jubel-Ausgabe. Leipzig, Carl Jacobien. — D. Julius Disselhoff: Alles ist Euer, Ihr aber seid Christi. Vorträge und Abhandlungen über das Verhältniß der Kunst, bes. der Poesie, zur Offenbarung. Kaiserswerth a. Rh., Verlag der Diakonissen-Anstalt 1897. — *Higher education in Russian, Austrian and Prussian Poland.* United States bureau of education. Chapter from the report of the commissioner of education for 1894—95. Washington, Government printing office 1896. — Bericht über die 13. Hauptversammlung des Bayerischen Volksschullehrervereins zu München 1896. Erstattet von Joh. Bapt. Schubert. Vereinsverlag 1896. — Dr. E. Münsterberg: Die Gründe meines Ausscheidens aus dem Hamburgischen Staatsdienst. Als Manuscript gedruckt. Berlin, Julius Sittenfeld 1896. — Historische Zeitschrift. Begründet von Heinrich v. Sybel. Hggb. von Friedrich Meinecke. N. F. 42. Bd. (Der ganzen Reihe 78. Bd.) 1. Heft. München u. Leipzig, R. Oldenbourg 1896.

Prompte Lieferung aller Bücher durch H. O. Sperling, Buchhandlung in Stuttgart. Größere Werke gegen bequeme Teilzahlungen, Katalage gratis. Hauptvertriebsstelle von Meyers Konversations-Lexikon.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen! (17114)

Die Athenerin.

Drama in drei Akten von

Leo Ebermann.

Preis geheftet 2 Mark. — Elegant gebunden 3 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Zu Weihnachtsgeschenken

empfehlen

Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart

J. V. von Scheffels Werke:

Quart-Ausgaben.

Bergpsalmen. Dichtung. Mit 6 Bildern von A. v. Werner. 3. Auflage. Hochelegant gebunden M. 12.—.
Gaudeamus! Lieder aus dem Engeren und Weiteren. Mit Ill. von A. v. Werner. 2. Aufl. Hocheleg. geb. M. 25.—.
Der Trompeter von Säkkingen. Ein Sang vom Oberrhein. Mit Illustr. von A. v. Werner. 3. Aufl. Hocheleg. geb. M. 45.—.
Das Waltariilied. Verdeutscht. Mit Illustrat. von Alb. Baur. Hochelegant gebunden M. 10.—.

Groß-Oktav-Ausgaben.

Frau Aventiure! Lieder aus Heinrich von Osterdingens Zeit. Mit 12 Bildern von A. v. Werner. Hocheleg. geb. M. 10.—.
Ekkehard. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert. 2 Bände. 7. Auflage. Hochelegant gebunden M. 10.—.
Gaudeamus! Lieder aus dem Engeren und Weiteren. Mit Illustrationen von A. v. Werner. Hocheleg. geb. M. 10.—.
Der Trompeter von Säkkingen. Ein Sang vom Oberrhein. Mit Illustr. von A. v. Werner. 4. Aufl. Hocheleg. geb. M. 12.—.
Waldeinsamkeit. Dichtung. Mit 12 Bildern von Jul. Marot. 5. Auflage. Hochelegant gebunden M. 8.—.

Oktav-Ausgaben.

Frau Aventiure! Lieder aus Heinrich von Osterdingens Zeit. 17. Auflage. Hochelegant gebunden M. 6.—.
Bergpsalmen. Dichtung. Mit 6 Bildern von A. v. Werner. 6. Auflage. Hochelegant gebunden M. 6.—.
Ekkehard. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert. 153. Aufl. Hochelegant gebunden M. 6.—.
Episteln. Geheftet M. 3.60, elegant gebunden M. 4.50.
Fünf Dichtungen. Hochelegant gebunden M. 4.—.
Gaudeamus! Lieder aus dem Engeren und Weiteren. 60. Aufl. Hochelegant gebunden M. 4.80.
Gedichte aus dem Nachlaß. 4. Aufl. Hocheleg. geb. M. 4.—.
Aus Heimat und Fremde. Lieder u. Geb. Hochel. geb. M. 4.—.
Hugideo. Eine alte Geschichte. 8. Aufl. Hocheleg. geb. M. 2.—.
Juniperus. Geschichte eines Kreuzfahrers. Mit Illustrationen von A. v. Werner. 5. Auflage. Hochelegant gebunden M. 7.—.
Reisebilder. Mit einem Vorwort von Joh. Proelß. 2. Auflage. Geheftet M. 5.—, hochelegant gebunden M. 6.—.
Der Trompeter von Säkkingen. Ein Sang vom Oberrhein. 226. Auflage. Hochelegant gebunden M. 4.80. (17517)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Deutsches Wörterbuch

Kleine Ausgabe in 1 Bande

Preis geheftet Mk. 10.—; in Halbfranz gebunden Mk. 13.—

von

Prof. Moriz Heyne.

Verlag von Wilhelm Herz in Berlin.

Das Goethe-Haus in Weimar.

Von (17820)

Paul Heyse.

24 Seiten mit 21 Abbildungen.

Elegant tortonirt 1 Mark.

Antiquarintskatalog Nr. 89.

ILLUSTRIRTE und **GESCHENKS-Werke**

gratis und franko

I. Taussig, Antiquariat, Prag, 150—I. (17578)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Samstag, 5. December. Nummer 283.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Zu Michele Amari's Briefwechsel. Von Joseph Schuhmann. — Die geschichtliche Entwicklung des Postwesens. II. Von Dr. Jos. Löhr. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zu Michele Amari's Briefwechsel.

Als Einundachtzigjähriger schrieb Michele Amari am 30. Mai 1887 an Renan: er möchte wohl so jung sein wie in der Zeit, da er seine Bekanntschaft im Collèg des Orientalisten Reinaud gemacht habe; die politische Wiedergeburt seines Vaterlandes entschädige ihn jedoch tausendfach für die Unbequemlichkeiten des Greisenalters. Wem auch nur vorübergehend vergönnt war, mit dem gefeierten Geschichtschreiber der „Muselmannen in Sicilien" persönlich zu verkehren, wird dieser charakteristischen Aeußerung gern Glauben schenken, wenn er auch noch so häufig bemerkt hat, daß das Greisenalter fast ausnahmslos egoistisch macht. Michele Amari war eben eine ideal angelegte Natur. Seitdem uns Alessandro d'Ancona unter Mithülfe der Familie mit dem Briefwechsel [1]) des berühmten Sicilianers beschenkt hat, können auch diejenigen, die von Amari's literarischen Verdiensten oder gar nur von ihm als einem angesehenen Politiker gehört haben, sich einen ausreichenden Begriff von diesem gediegenen Charakter machen. Mit gutem Grunde behandelten ihn seine Correspondenten mit großem Respect, oft genug wie einen bevorzugten Bruder und Waffengefährten, auf den man stolz ist; nicht umsonst hatte Cavour, der ihn 1860 mit einem Empfehlungsbrief an den vor Palermo liegenden Admiral Persano versah, eine hohe Meinung von ihm. Der große Staatsmann schrieb am 4. Februar 1861 an Amari: der italienische Senat (die Erste Kammer) würde seiner Bestimmung, die ersten italienischen Berühmtheiten in sich zu schließen, nicht vollständig entsprechen, wenn er, Amari, nicht dabei wäre. Der Senat, hauptsächlich als Vertretung der Aristokratie des Geistes, werde an dem großen Werke der Reorganisation des italienischen Königreichs keinen geringeren Antheil haben als die Abgeordnetenkammer; er könne ihm daher nicht rathen, der Senatorenwürde ein Abgeordnetenmandat vorzuziehen. Amari hat, wie man sich leicht denken kann und was u. a. das lange Verzeichniß seiner dem Senat erstatteten Berichte beweist, seine Stellung als Senator vollkommen ausgefüllt. Es ist aber doch schade, daß er nicht wenigstens eine Zeit lang Abgeordneter des neuen Königreichs gewesen ist; wir besäßen dann ohne Zweifel ein paar hübsche humoristische Briefe von ihm an einzelne seiner Wähler, die ihn so wenig wie andere Abgeordnete seines Ranges mit ungebührlichen Zumuthungen verschont hätten. Er konnte freilich als Senator seine Zeit besser verwerthen.

Amari handelte nach sachlichen Rücksichten und vermochte darum nein zu sagen, welche Fähigkeit vielen späteren Parlamentariern und Ministern in Italien abhanden gekommen zu sein scheint. Als er 1862—1864 Unterrichtsminister war, lehnte er es ab, einen ihm von seinen französischen Freunden warm empfohlenen jüngeren Gelehrten zu ernennen, der als Ordinarius für französische Sprache an der Turiner Universität angestellt zu werden wünschte. Als Minister hielt er die Abschaffung eines halben Dutzend Universitäten für nothwendig und konnte darum nicht für die Besetzung dieser „Luxuskanzel" eintreten. Dabei handelte es sich um eine Persönlichkeit, die ihm einen angenehmen Eindruck gemacht hatte, um Challemel-Lacour, den vor kurzem verstorbenen Präsidenten des französischen Senats. Amari erzählt ganz ruhig, wie er die Sache vor den Ministerrath gebracht und sich in diesem gegen die Erneuerung ausgesprochen habe. Wie viele hätten wohl der nahe liegenden Versuchung widerstanden, den Ministercollegen die Schuld aufzubürden? Wenn die Finanz- und andere Verhältnisse seiner Gewissenhaftigkeit diese unangenehme Entscheidung aufzwangen, so that er, wo seine persönlichen Befugnisse ausreichten, sehr gern einen Gefallen. Absichtlich erwähnen wir hier keine solche Vergünstigungen, die wissenschaftlichen Arbeiten in Bibliotheken und Archiven zugute kamen, denn er zahlte auf diese Weise die Erleichterungen heim, die ihm im Exil in Paris die Existenz weniger schwer gemacht hatten. Hingegen erzählen wir mit Vergnügen eine kleine Geschichte, die nicht im Briefwechsel steht und mit der wir sicher sind niemand zu nahe zu treten. Eine junge, aus Norditalien stammende Dame, die mit dem Lehrauftrag für Erdkunde an einer staatlichen Mittelschule in Palermo betraut war, fand die ihr zur Verfügung stehenden Lehrmittel in jeder Weise ungenügend, konnte indessen trotz mehrfacher Bemühung keine Besserung der Zustände erlangen. Da packt sie eines schönen Tages ihre veralteten und zerfetzten Landkarten zusammen, adressirt sie als Privatsache an Comm. Michele Amari, Unterrichtsminister, und schreibt ihm dazu, so sehe es mit den Hülfsmitteln für ihr Lehrfach in seiner Vaterstadt aus. Ob er denn glaube, daß seine Palermitanerinnen nicht eine bessere Behandlung von seiten des Ministers und Landsmannes verdienten? Amari schickte unmittelbar der Schule eine Auswahl der besten Landkarten, die es damals überhaupt gab, und zeigte in einem liebenswürdigen Schreiben an die Lehrerin, daß er ihr den resoluten, wenngleich reglementswidrigen Schritt durchaus nicht übel genommen hatte.

Ein ansehnlicher Theil der Briefe von und an Amari, deren Verständniß durch reichhaltige Anmerkungen des Herausgebers erleichtert ist, fällt in die Zeit, als er seine Heimathinsel bei der französischen Republik und in London vertrat. Mit rührender Sorgfalt wacht er darüber, daß Baron Friddani, der schon mit dem Vater des Geschichtschreibers Genosse der 1821er Verschwörung gewesen war und vor ihm den schwierigen Posten in Paris bezogen

[1]) *Alessandro D'Ancona:* Carteggio di Michele Amari raccolto e postillato coll' Elogio di lui letto nell' accademia della Crusca 1896. Roux, Frassati e Co. editori, Torino. 2 Bände VII 589 und 406 Seiten, 6 n. 4 Lire. (Vor dem Titelblatt des ersten Bandes ist das Bild des Geschichtschreibers.)

hatte, sich nicht über ihn zu beklagen habe. Bei minder klugem Verhalten wäre es ja ganz natürlich gewesen, wenn der ältere auf den energischeren und in gewissem Sinne auch erfolgreicheren Vertreter der gemeinsamen Ideen, Wünsche und Hoffnungen etwas neidisch geworden wäre. In London, wo es ihm viel schwerer fiel als in Paris, Einfluß auf die Presse zu gewinnen, gab er sich ebenfalls große Mühe, mit zwei Collegen gut auszukommen. Ueber diese schreibt ihm einmal V. Fardella, Marchese di Torrearsa als Präsident des Ministeriums: „Rütteln Sie die Unsrigen in London auf; es scheint mir, sie haben sich vollkommen acclimatisirt und der Rauch der Steinkohlen und der Nebel der Themse haben ihnen die Idee benommen, in welcher Gefahr wir schweben. Jede Depesche von ihnen bringt mir das Fieber und sie schreiben mir mit der Ruhe, die für einen Geschäftsbrief passen würde." Unter den ihm unterm 31. August 1848 ertheilten Instructionen befand sich auch eine wichtige Bestimmung, die nur ihm, nicht aber seinen Collegen mitgetheilt wurde. (Bd. 1, 265.)

In einem amtlichen Bericht an den letzten Ministee des Aeußern der Revolutionszeit, Pietro Lanza, Principe di Butera, muß Amari, dem erst in späteren Jahren seine Bücher nennenswerthe Summen eintrugen, während er längere Zeit in Paris auf eine Tageseinnahme von fünf Franken für die Katalogisirung der arabischen Handschriften der Staatsbibliothek angewiesen war, seinen Vorgesetzten bitten, Friddani eine Summe zu accreditiren, die ihm letzterer geliehen hatte. Dabei gebrauchte er die Wendung, „wenn es Ihnen scheint, daß ich nicht über das engste Bedürfniß hinaus genommen habe", und er unterläßt nicht den Hinweis, daß er für Trinkgelder an Diener im Ministerium, für Bücher, für Fahrgeld u. s. w. Auslagen gehabt habe. Vor seiner abermaligen Uebersiedelung nach Paris, vom 27. März bis zum 13. August 1848, hatte er aus Pflichtgefühl das verantwortungsvolle Amt eines Finanzministers von Sicilien inne, ohne einen Pfennig Gehalt dafür zu beziehen. Das ihm 1860 vom Prodictator Mordini angebotene Ehrenamt eines sicilianischen Historiographen mit 2500 Franken Gehalt lehnte er entschieden ab, weil es im einigen und freien Italien keinen privilegirten und officiellen Schriftsteller für sicilianische Geschichte geben solle und weil der amtliche Geschichtschreiber heutigentags so lächerlich sei wie der poeta caesareus, was natürlich nicht in dem amtlichen Dankschreiben, sondern in einem Privatbrief steht. Auch der Grund spielte mit, daß das Geschenk von der der Annexion an Italien feindlichen Partei kam. Dagegen nahm er mit Vergnügen die ihm gleichzeitig verliehene Würde eines professore emerito der Universität Palermo an, obgleich er nur einmal, im Jahre 1848 vom Sicilianischen Ausschuß berufen, den Lehrstuhl für Staatsrecht bestiegen hatte. Die Uneigennützigkeit in Geldfragen, die in den heroischen Zeiten der Wiedergeburt des Königreichs Italien gar nichts seltenes war, hat ihn jedoch, wie er selbst voraussah, nicht vor der Verleumdung geschützt. Das französische Schiff, das nach dem Scheitern der Revolution ihn, der auf kurze Zeit nach Palermo zurückeilt war, sowie andere hervorragende Verbannte nach dem Auslande bringen sollte, führte Geldsummen mit sich, die von Konstantinopel nach Marseille bestimmt waren. In Trapani scheiterte das Schiff und es mußte ein anderer Dampfer genommen werden. Die unwissenden Matrosen, die beim Umladen der Säcke beschäftigt waren und nur Amari kannten, erzählten in der Stadt, und die Gegner druckten es ihnen bereitwillig nach, Amari führe den gestohlenen Staatsschatz mit sich.

Leider ist es nicht bloß ein Charakterzug der niederen Volksclassen in Italien, nicht befreundeten Nebenmenschen möglichst viel Böses nachzusagen: der Ausländer, der diese häßliche Eigenschaft nicht in Betracht zieht, ist beständig in Gefahr, das an und für sich nicht geringe Ausmaß von Corruption der Landesangehörigen zu überschätzen, wenn er nicht selbständig den Dingen auf den Grund geht. Amari macht einmal die nicht unebene Bemerkung, die wohl hieher paßt: „Mit den Chronisten aller Zeiten und aller Länder muß der Geschichtschreiber sich wie ein Untersuchungsrichter benehmen, der widerspenstige und interessirte Zeugen befragt."

Von Garibaldi dazu gezwungen, hatte Amari im Jahre 1860 die Leitung des Ministeriums für Unterricht und öffentliche Arbeiten und später auch das Portefeuille für auswärtige Angelegenheiten übernommen. Sein Hauptzweck war, die Volksabstimmung über die Annexion, welche die Garibaldiner und Mazzinianer bis nach der in Aussicht genommenen Besetzung Roms verschieben wollten, zu beschleunigen. Am gleichen Tage, am 21. October 1860, fand sowohl im Königreich Neapel als in Sicilien das entscheidende Plebiscit statt, und König Victor Emanuel, der nach Palermo kam, fand daselbst eine begeisterte Aufnahme. Amari ging, im wesentlichen mit dem Gang der italienischen Politik zufrieden, nach dem Festland und auf seinen Lehrstuhl zurück. Auf der Insel hatte er Gelegenheit gehabt, dem von ihm verehrten Garibaldi entgegenzutreten, als dieser unberechtigterweise dem Finanzminister Di Giovanni unfreundlich begegnet war und das ganze Ministerium mit Ausnahme Amari's entlassen wollte.

Der gelehrte Herausgeber hat dem Theil des Briefwechsels, der sich auf die Zeit nach der Annexion bezieht, verhältnißmäßig wenig Raum gewährt. Von den an die Familie gerichteten hat er nur einen einzigen, allerdings köstlichen zum Abdruck gebracht. In diesem geht Amari auf eine Bemerkung des Töchterchens ein, preist Massimo d'Azeglio glücklich, daß er, für Italien kämpfend, verwundet worden, und spricht, wie auch an anderen Stellen des Briefwechsels, sein Bedauern aus, daß er, der seit seinem fünfzehnten Jahre sich auf den Kampf fürs Vaterland vorbereitet habe, nie ins Gefecht gekommen sei. Seine Armuth habe ihn 1849, als es in Palermo aus war, verhindert, nach Venedig und Rom zu gehen, wo man ebenfalls sein Leben in die Schanze schlagen konnte. Amari, der bis ins hohe Alter gern auf die Jagd ging, war ein guter Schütze und that sich auf diese Fähigkeit etwas zugute. Geheirathet hat er erst im Jahre 1865 und höchstes menschliches Glück in der Ehe gefunden, der ein Sohn und zwei Töchter entsprossen sind.

Das letzte Briefchen ist vom 11. Juni 1889, während sein Tod am 16. Juli desselben Jahres eintrat. Das vorletzte Briefchen handelt von dem Denkmal Giordano Bruno's in Rom, bei dessen Einweihung er als Vertreter der Universität Palermo zugegen war. Zu allen Zeiten seines Lebens energisch antiklerikal, hatte er als einer der ersten für die Errichtung des Denkmals unterschrieben, aber nicht vorausgesehen, daß es auf Campo de' Fiori zu stehen kommen würde, was er für eine große Unart der Regierung gegen den Vatican ansah.

Mit seiner am 12. Februar 1877 ausgesprochenen, damals von vielen Freunden seiner Partei getheilten Meinung, die gemäßigte Partei werde bald wieder, umgestaltet und gebessert, ans Ruder gelangen, hat er nicht Recht behalten. Wäre, wie Sella 1873 nach dem Falle des Ministeriums Lanza rieth, die Opposition der Linken zur Regierung berufen worden, anstatt Minghetti, der mit der letzteren verbündet das Ministerium in die Minderheit versetzt hatte, so hätte das Regiment der Linken, von Anfang an auf die Unterstützung eines Theils der Rechten angewiesen, nicht so lange dauern können, als es thatsächlich gedauert hat. Amari hält die Minister von 1876

an für Stümper, betont jedoch mehrmals, daß auch die Ministerien der Rechten, namentlich die der öffentlichen Arbeiten und für Justiz Sicilien gegenüber nicht ihre volle Pflicht gethan haben. An Mahnungen habe er es nicht fehlen lassen. Berechtigte Klagen über die von der Regierung seines Landes begangenen Fehler gingen bei dem bis zu seinen letzten Tagen überaus fleißigen und darum nicht verbitterten Mann gleichzeitig mit der Anerkenntniß des ungeheuren Fortschritts, den sein Vaterland durch die Einheit gemacht.

Als junger Mann war Michele Amari feuriger Republikaner, da die neapolitanische Dynastie die Jahrhunderte alten Rechte der Inselbewohner nicht achtete. Der Ausgang der revolutionären Bewegungen der Jahre 1848 und 1849 und das Nachdenken darüber machte in den fünfziger Jahren aus dem Apostel eines italienischen Staatenbundes einen überzeugten Anhänger des monarchischen Einheitsstaates. Bei seinem umfassenden Wissen, bei seiner Kenntniß des wirthschaftlichen Lebens wäre er mit der Zeit zur Ueberzeugung von der Nützlichkeit des Einheitsstaates gelangt, auch wenn die Verwaltung Siciliens unter den Bourbonen nicht schlecht gewesen wäre. Daß sie wirklich jeden Tadel verdient, das ergibt sich aus vielen Seiten des Briefwechsels, den wir mit gutem Gewissen allen Freunden des modernen Italiens empfehlen können.

Rom. Joseph Schuhmann.

Die geschichtliche Entwicklung des Postwesens.

Ein Ueberblick. Von Dr. Jos. Löhr.

II.

Wenn die Post auch bereits seit dem 16. Jahrhundert eine Anstalt ist, welche neben den Bedürfnissen der Regierung auch dem Nutzen des Publicums dient, so bestand das letztere bis ins 19. Jahrhundert doch im wesentlichen nur aus den wohlhabenden Classen der Städte, vor allem der Handelswelt, und die Dienstleistung der Post war in jeder Richtung unvollkommen. Erst unser Jahrhundert hat aus ihr eine gemeinnützige Anstalt gemacht, welche ihre Dienste jedermann mit größtmöglicher Sicherheit, Regelmäßigkeit, Schnelligkeit, Billigkeit, mit leichtester Zugänglichkeit und nach gleichheitlichen, möglichst einfachen Grundsätzen darbietet.

Diese Umwandlung tritt ein als Folge von vier wichtigen Neuerungen, daneben als Ausdruck des allgemeinen Culturfortschritts, welcher sich auch auf dem Gebiete des Postwesens als allgemeine, naturgemäße, im Unterschiede von jenen vier Ereignissen keine wesentlich neuen und bedeutsamen Gedanken verwirklichende Fortentwicklung darstellt. Ueber der Wirksamkeit der Post als gemeinnütziger Anstalt ist übrigens nicht zu vergessen, daß dieselbe auch heute noch ein nothwendiges Glied und Werkzeug der Staatsverwaltung ist.

Die erste jener vier Neuerungen ist die moderne Ausgestaltung des Bestell- und des Abholungsdienstes, in ihrer Bedeutung meist unterschätzt. Das Wesen derselben besteht in der Vorschiebung der Transportleistung der Post bis ins Haus in gleicher Weise für Stadt und Land. Der Vater des heutigen Postzustellungswesens ist der preußische Generalpostmeister v. Nagler. Derselbe führte im Jahre 1824 die Briefbestellung auf dem Lande durch Postboten ein, indem er den Landbezirk, welcher zu einer Postanstalt gehörte, in verschiedene Bestellbezirke eintheilte, in denen die Landpostboten ihre Bestellgänge vorzunehmen hatten. Bis dahin hatte man sich mit der Vermittlung des Botenwesens beholfen. Ferner wurde die Stadtbriefbestellung im Jahre 1824 unter Nagler zu einem Zweige des staatlichen Postdienstes erhoben. Vordem hatte dieselbe nur in den größeren Städten als Privatgeschäft der Postmeister oder der Briefträger bestanden, während an kleinen Plätzen die Adressaten von den angekommenen Briefen nur Kunde erhielten aus den Verzeichnissen derselben, welche an den Posthäusern angeschlagen wurden; bei der Taxis'schen Post hatten seit 1615 die Postillone vom Stadtthor bis zum Posthaus auf dem Horne zu blasen, und dies diente da, wo keine Briefträger angestellt wurden, als alleinige Nachricht, daß die Post da war; in Leipzig und Nürnberg wurden die Briefe schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts ins Haus bestellt. Endlich richtete Nagler in den größeren preußischen Städten, zuerst 1827 in Berlin, wo bis dahin nur eine private Einrichtung dafür bestanden hatte, ein eigenes Stadtpostwesen ein. In Paris besteht schon seit der Mitte des 17. Jahrhunderts, in London seit 1683, in Wien seit 1772 eine Stadtpost; anfänglich Privatunternehmungen, nach kurzer Zeit aber mit den betreffenden Staatsposten vereinigt. In Frankreich wurde der service rural von 1830 an sehr rasch durchgeführt; in Belgien etwas später; in Bayern kamen 1860 Postboten zur Einführung. Der Bestelldienst in der Stadt und auf dem Lande wurde bis in die neueste Zeit überall vervollkommnet durch Vermehrung der Postboten und der Bestellgänge und deren Ausdehnung, durch Verpflichtung der Postboten zur Annahme von abzusendenden Correspondenzen, durch Einführung der Expreßbestellung — in Preußen 1842 —, durch Mitgabe von Freimarken, Ausdehnung auf den Packetverkehr — in Preußen 1846 —, endlich durch Aufhebung des Bestellgeldes. Die Beseitigung des Landpostbestellgeldes erfolgte für das Deutsche Reich, wo diese Gebühr einen Silbergroschen betragen hatte, im Posttaxgesetze von 1871; in Frankreich war der décime rural schon 1846 aufgehoben worden. In den Städten wurde die Bestellgebühr allenthalben früher beseitigt. Seit der Mitte des Jahrhunderts ist ferner durch Aufhängung von Briefkästen, welche im wesentlichen erst infolge der Markenfrankirung ermöglicht war, in der Stadt und auf dem Lande die Aufgabe der Briefsendungen erleichtert worden. Die geschilderte Organisation des Bestell- und des Abholungsdienstes hat die allgemeine und gleichmäßige Benützbarkeit der Post nach Publicum, Ort und Zeit ganz besonders gefördert. Insbesondere das platte Land war hierin vorher in hohem Maße zurückgesetzt.

Die zweite Neuerung ist die Einführung der Eisenbahnen, diese zum Unterschied von den übrigen hier hervorgehobenen Thatsachen nicht aus der Post herausgewachsen, sondern ihr von außen zugebracht. Die nächste Wirkung derselben war die, daß die Post im wesentlichen den Personentransport an die Eisenbahnen verlor und hinsichtlich desselben die Rolle einer Nebenanstalt übernahm, welche die Eisenbahnen seitlich ergänzt. Bis zur Eisenbahnzeit war seit dem vorigen Jahrhundert gerade die Personenbeförderung Gegenstand besonderer Vervollkommnung gewesen auf der Grundlage besserer Straßen — hauptsächlich seit Colbert, dann nach dem Mac Adam'schen System — durch Verbesserung der Wagen und des Betriebs. Noch am Anfang unsres Jahrhunderts wurde nämlich die Briefpost durch Reitboten — Briefpostritte, Felleisenfahrten — befördert, Personen und Packete in den Fahrposten, die Packete streckenweise auch mittelst eigener Packetwagenfahrten. 1821 führte v. Nagler die sogenannten Schnellposten ein, leichte Kutschen, in welchen Personen und Briefpostsendungen zusammen und schneller als bisher befördert wurden. In Bayern wurden 1826 die ersten Eilwagen eingeführt. Die Briefpostritte kamen damit nach und nach in Wegfall. Die Einrichtung täglich mehrmaliger Eilwagen auf derselben Strecke machte in Bayern 1843 die besonderen Packwagenfahrten wieder entbehrlich, weil die Menge der Frachtstücke

sich auf mehrere Fahrten vertheilte. In Preußen wurden 1838 neben den Schnellposten als langsamere Beförderungsmittel für Personen, Briefe und Päckereien die sogenannten Personenposten eingeführt. Außerdem fand das Extrapostinstitut seine Ausbildung. In Frankreich ist seit der Revolutionszeit die Fahrpost völlig freigegeben und dem Staate bloß die Briefpost vorbehalten. In England dagegen blieb die stage coach trotz der 1779 erfolgten Aufhebung des Personenbeförderungsmonopols bis zur Eisenbahnzeit in großer Blüthe. Im Jahre 1851 wurden in Bayern mit Rücksicht auf die Concurrenz der Stellwagen die Postomnibusse eingeführt; dieselben ersetzten nach und nach die Eilwagen und dienen nun zur Beförderung von Reisenden auf Nebenstrecken als Fortsetzung der Eisenbahnen. Auch bestehen für minder bedeutende Orte in Bayern seit 1842 Carriolposten.

Auf der anderen Seite brachte die Einführung der Eisenbahnen dem Nachrichtentransport einen ungeahnten Aufschwung, indem die Eisenbahnen außerordentlich anregend auf den Personen- und Frachtenverkehr und dadurch mittelbar auch auf den Nachrichtenverkehr wirkten und außerdem die Post selbst die Eisenbahnen benützen und hiedurch ihre Leistungen wesentlich beschleunigen, daneben denselben größere Sicherheit und Regelmäßigkeit verleihen konnte. Die Ausnützung der Eisenbahnen als Transportmittel für die Post erfolgt insbesondere mittelst der fahrenden Postbureaux; dieselben wurden in der Mitte des Jahrhunderts, z. B. in Bayern 1851, eingeführt. Um die Möglichkeit dieser Ausnützung zu sichern, bestehen allenthalben gesetzliche Bestimmungen, so für das Reichspostgebiet das Eisenbahnpostgesetz von 1875, wodurch der Post in gewissem Umfange die unentgeltliche Benützung der Eisenbahnen gesichert ist; ob nicht in zu weit gehendem Maße, wird mehrfach bezweifelt. In ähnlicher Weise wie die Einführung der Eisenbahnen für den Landverkehr wirkte für den überseeischen Verkehr die Einführung der Dampfschiffahrt auf das Postwesen ein.

Das dritte der wichtigen Ereignisse, welche die moderne Post geschaffen haben, ist die englische Postreform. Dieselbe bezog sich im wesentlichen auf das Briefporto, und ihr Ergebniß ist die größtmögliche Verbilligung und Gleichmachung der Briefposttaxen, sowie die thunlichste Erleichterung ihrer Entrichtung. Nebenher gingen, nur für England von Bedeutung, verschiedene Verbesserungen, durch welche das englische Postwesen, das stark zurückgeblieben war, auf die Höhe der festländischen Einrichtungen gebracht wurde.

Die Posttaxen wurden anfänglich allenthalben ganz verschiedentlich, nach dem Herkommen und den alten Botenlöhnen, auch nach dem Maße des jeweiligen Verkehrs und mit viel Willkürlichkeit erhoben. Später wurden dann allgemein Taxordnungen erlassen, worin die Taxen nach Entfernungszonen und dem Gewicht gleichmäßig festgesetzt wurden. Bei Fahrpoststücken kam der Werth des Poststücks als weiteres Moment hinzu. In unserm Jahrhundert wurde die Berechnung der Entfernung nach der Luftlinie statt nach dem zurückgelegten Weg eingeführt, so in Preußen 1824, in Bayern 1834. Wenn auch die verschiedenen Taxregulirungen im allgemeinen mehr Gleichmäßigkeit und richtige Progression schufen, so traten doch vielfach fiscalische Bestrebungen, welche sich in übermäßig hohen Taxen äußerten, hindernd entgegen, wie im vorigen Jahrhundert in Preußen, unter der französischen Republik und hauptsächlich seit dem vorigen Jahrhundert in England, wo sehr hohe Taxen und die verworrensten Taxvorschriften starken Schmuggel und andere Mißstände erzeugt hatten.

Im Jahre 1837 empfahl nun Rowland Hill in einer Broschüre das Einheitsporto von 1 d, daneben eine durchgreifende Reorganisation des Postdienstes mit dem Ziele der Sparsamkeit und Vereinfachung, Beschleunigung des Transportes, öftere Expeditionen und Bestellungen. Er berief sich hiefür auf den angeblichen Erfahrungssatz, daß bei Tarifermäßigungen sich die Frequenz in dem Maße steigert, daß der Einnahmeausfall ausgeglichen wird, und nahm für die Post den Beruf in Anspruch, nicht finanzielle Erträgnisse einzubringen, sondern als Culturträger einen allgemeinen Gedankenaustausch der Nation zu vermitteln. Diese Vorschläge fanden großen Anklang und führten zu einer lebhaften Agitation. Ein parlamentarischer Untersuchungsausschuß empfahl den Einheitssatz von 1 d für den einfachen Brief von ½ Unze Höchstgewicht zur Annahme. 1840 wurde das Pennyportosystem von Hill selbst durchgeführt. Später kam dann der indirecte Frankirungszwang durch das Markenfrankirungssystem und die Erhöhung der Taxe für unfrankirte Briefe hinzu, sowie einige andere Verbesserungen des englischen Postdienstes, welche größtentheils in anderen Ländern schon bestanden. Der Vorschlag der Briefmarke war von Chalmers ausgegangen. Uebrigens waren auch vorher schon Marken vereinzelt in Verwendung.

Seit 1850 wurden die Grundsätze der englischen Postreform, das billige Einheitsporto mit dem Markensystem und dem indirecten Frankirungszwang, in der ganzen Welt angenommen, jedoch meist nicht, wie in England, mit einem Schlage, sondern schrittweise, zunächst durch Verminderung der Anzahl der Zonen und Verbilligung der Zonentaxen. Hiedurch blieben die Einnahmeausfälle erspart, welche England durch die plötzliche Einführung des Einheitsportos erlitten hatte; dort war nämlich nicht, wie Hill angenommen hatte, eine sofortige Vermehrung der Briefe auf mindestens das Fünf- bis Sechsfache eingetreten, sondern es dauerte 14 Jahre, bis die Bruttoeinnahmen, und über 30 Jahre, bis die Reineinnahmen die frühere Höhe wieder erreichten, ein Beweis, daß jener angebliche Erfahrungssatz in seiner Allgemeinheit nicht richtig ist. So wurden 1849 für Briefe in Preußen drei, in Bayern zwei Zonen eingeführt; der deutsch-österreichische Postverein hatte drei Zonen zu 3, 6 und 9 Kreuzer. Das Gesetz über das Posttaxwesen von 1867 führte im Norddeutschen Bunde den Einheitssatz von 1 Gr. als Porto für den einfach frankirten Brief ein auf alle Entfernungen. Ferner schuf dieses Gesetz einen einheitlichen Tarif für den Päckerei- und den Geldverkehr der Post, sowie für die Zeitungsprovision. Auch hob es eine große Anzahl von Nebengebühren auf, welche bis dahin für einzelne Leistungen zu entrichten gewesen waren. Bei der Reichspost blieb es zunächst bei diesen Bestimmungen, nur daß im Jahre 1871 auch noch das Landpostbestellgeld aufgehoben wurde. 1873 wurde dann auf Veranlassung des Leiters des deutschen Reichspostwesens [1]) der Tarif für Packete und Werthsendungen einer durchgreifenden Reform unterzogen, welche für kleine Packete das Einheitsporto in sich schloß: bis 5 kg beträgt nämlich das Porto 50 Pfg. und für eine nähere Zone 25 Pf.; für Packete über 5 kg

[1]) Hier darf wohl auf ein Werkchen, betitelt „Unter dem Zeichen des Verkehrs", hingewiesen werden, welches im vorigen Jahre bei Springer in Berlin von einem ungenannten Verfasser veröffentlicht worden ist, und worin in einer für weitere Kreise berechneten, aber stets gründlichen Darstellung ein treues und anziehendes Bild von der Person des Generalpostmeisters des Deutschen Reichs und seinem Wirken als Beamter wie als Schriftsteller und Redner gegeben wird; gleichzeitig ist daraus die Entwicklung des deutschen Post- und Telegraphenwesens in den letzten Jahrzehnten ersichtlich. Insbesondere der zweite Theil des Buches, „Persönliches", kann auch im besten Sinne als eine Schrift für die gereiftere männliche Jugend empfohlen werden; denn eine Schilderung des Lebens Stephans könnte ebenso gut den Titel tragen „Aus eigener Kraft" und läßt ersehen, wie auch in unserm Deutschland Begabung und Fleiß die Schranken zu übersteigen vermögen, welche im öffentlichen und Beamtenleben so vielfach gesetzt sind.

Digitized by Google

besteht ein nach Gewicht und Entfernung rasch steigendes Porto. Diese Ausdehnung des Einheitsportos auf den Packetverkehr ist nicht ohne Angriffe geblieben. Oesterreich hatte schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts das Einheitsbriefporto, dieses System aber nach einem halben Jahrhundert wieder aufgegeben; im Jahre 1842 wurden dort zwei, im Jahre 1848 drei Zonen und 1861 das Einheitsporto eingeführt.

Die englische Postreform war es im wesentlichen, welche die Dienste der Post zum Gemeingute aller machte und welche die Anstalt, die bis dahin außer einem Werkzeuge der Staatsverwaltung mehr ein Finanzunternehmen gewesen war, in eine gemeinnützige Anstalt umwandelte. Die durch die Reform hervorgerufene, außerordentlich gesteigerte Inanspruchnahme ihrer Leistungen gab den mächtigsten Anstoß dazu, daß die Post ihre Thätigkeit in jeder Richtung ausdehnte und vervollkommnete, und wirkte insbesondere, da sich nur auf diese Weise die massenhaften Ansprüche an sie bewältigen ließen, im Vereine mit dem Grundgedanken der Reform selbst darauf hin, auch in anderen Beziehungen als hinsichtlich des Briefposttaxwesens möglichste Gleichmäßigkeit, Einfachheit und Durchschnittsbehandlung, Billigkeit, Schnelligkeit und leichte Zugänglichkeit einzuführen. So ist z. B. die Erfindung der Postkarte so recht aus diesem Gedankengang entsprungen.

Die vierte Neuerung ist die Gründung des Weltpostvereins. Von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, kam es erst in unserm Jahrhundert zu sogenannten Postverträgen, d. h. Vereinbarungen zwischen zwei Postverwaltungen zum Zwecke des Ineinandergreifens der beiderseitigen Posteinrichtungen für den Wechselverkehr. Hauptsächlich werden darin, soweit für den Wechselverkehr von Interesse, eine bestimmte Führung der Posteurse und eine entsprechende Leitung der Postsendungen vereinbart, gleichheitliche Grundsätze für die Behandlung der von einer auf die andere Verwaltung übergehenden Postsendungen und gemeinsame, thunlichst billige Portosätze für dieselben angenommen. Ohne einen solchen Vertrag konnte ein Brief regelmäßig nur für das Gebiet der Aufgabeanstalt frankirt werden; für weiterhin mußten Vorschüsse geleistet werden, auf welche dann das Porto zurückgerechnet wurde, oder man mußte zunächst an einen Spediteur adressiren, welcher seinerseits den Brief weiter schickte; jede Zwischenpost erhob eine Transittaxe. Insbesondere in Deutschland, wo es die politische Entwicklung nicht zu einer einzigen Staatspostanstalt wie in anderen Ländern hatte kommen lassen, ließen die Verbesserung und die Ausdehnung des Postverkehrs im 19. Jahrhundert derartige Verträge als ein unabweisbares Bedürfniß erscheinen.

Um nun einheitliche Grundsätze für die Beförderung der Brief- und der Fahrpost in Deutschland, wenigstens für den Wechselverkehr, herbeizuführen, wurde 1850 und 1851 der deutsch-österreichische Postverein gegründet. Ehe derselbe ins Leben trat, hatten die 17 Postverwaltungen, welche damals in Deutschland und Oesterreich bestanden, mehr als 100 verschiedene Verträge über ihre gegenseitigen Beziehungen. In Bezug auf das Postrecht, die Organisation der Anstalten, den Betrieb, vor allem die technische Manipulation, und hinsichtlich der Taxen bestanden für jede Verwaltung und danach in den Verträgen über deren gegenseitige postalische Beziehungen besondere Bestimmungen. Insbesondere in Ansehung der Taxen herrschten die größten Verschiedenheiten in der Gesetzgebung, der formellen Taxbildung, den Einheitssätzen, den Abstufungen; dazu kam die Verschiedenheit der Meilenmaße, der Münze und des Gewichts. In der Regel wurde für eine Sendung, welche von einem Lande in das andere überging, für die Aufgabe- und die Empfangsanstalt die betreffende Landestaxe oder eine besonders vereinbarte Taxe und für Zwischenposten besondere Transitportobeträge erhoben. Der Postvereinsvertrag war das Ergebniß langwieriger Verhandlungen, zu welchen der Antrieb erst von Oesterreich, dann von Preußen ausgegangen war. Nach demselben bildeten sämmtliche betheiligte Verwaltungen ein einziges Postgebiet mit Einheit des — nach der Luftlinie zu berechnenden — Entfernungsmaßes, des Gewichts und der Währung bei der Portoberechnung und mit einheitlichem, vereinfachtem und verbilligtem Tarife; weiter wurden durch denselben die Freiheit des Transits mit Ausschluß der Concurrenz, also auf der kürzesten Linie gewährleistet, der Francaturzwang und jedes Transitporto gegen Entschädigung der Interessenten durch Pauschalbeträge aufgehoben und übereinstimmende Formulare und Manipulationsvorschriften vorgesehen; das Porto kam sowohl für frankirte als für unfrankirte Sendungen der Aufgabepostanstalt zu. Wenn diese Bestimmungen auch nur für den Wechselverkehr galten, so wirkten sie doch auch auf den inneren Verkehr jeder Anstalt zurück und wurden vielfach schlechthin auch für diesen als anwendbar erklärt. Der deutsch-österreichische Postverein war wesentlich eine nationale Schöpfung, bestimmt, thunlichste Einheitlichkeit des deutschen Postwesens herbeizuführen, ein Ziel, welches seit der Gründung des Deutschen Reiches vollständig erreicht ist.

Die Einigung der Gesammtheit der Culturvölker zu einer vertragsmäßigen Ordnung des Postverkehrs erfolgte im Weltpostverein,[1]) den ins Leben gerufen und bis jetzt weiterentwickelt zu haben vor allem ein Verdienst des deutschen Reichspostmeisters Stephan ist. Schon 1863 fand in Paris ein allgemeiner Postcongreß statt; derselbe hatte aber kein positives Ergebniß. Von 1867 bis 1870 schloß der Norddeutsche Bund zahlreiche Postverträge mit dem Auslande ab. Diese waren die Grundlage für den „Allgemeinen Postvereinsvertrag", welcher im Jahre 1874 in Bern nach Stephans Entwurf abgeschlossen wurde. Seit 1878 nahm die Gemeinschaft der Postvereinsstaaten den Namen „Weltpostverein" an. Nach dem Weltpostvertrage bilden die sämmtlichen theilnehmenden Länder ein einheitliches Postgebiet; die Freiheit des Transits ist in demselben unbedingt gewährleistet gegen geringe, nach dem Gewichte der Sendungen zu berechnende Transitgebühren, insoweit nicht Unentgeltlichkeit vereinbart ist, und mit Vorbehalt besonderer Verhältnisse; das Porto ist für das ganze Weltpostgebiet ein einheitliches und wird für jede Sendung unverkürzt von der Anstalt behalten, die es erhebt; ferner enthält der Vertag einheitliche Grundsätze für die Haftpflicht der Postanstalten und die Vertheilung der Haftung, dann über Frankirung, Nachsendung und Zurücknahme von Sendungen, über Einschreib-, Eil- und Nachnahmesendungen, sowie über Gegenstände, welche von der Beförderung ausgeschlossen sind. Besondere Bestimmungen sind jeweils getroffen für den Seeverkehr; die Erledigung von Streitigkeiten erfolgt auf schiedsgerichtlichem Wege; Verträge mit günstigeren Bedingungen für das Publicum bleiben vor-

---

[1]) Eine gründliche, actenmäßige Darstellung der Vorgeschichte, des Abschlusses und der Fortbildung des Weltpostvereins gibt Dr. Hugo Weilhafe in seiner 1895 in 2. Auflage bei Heitz in Straßburg erschienenen „Geschichte des Weltpostvereins". Die Einleitung dieses Buches läßt aus der Fülle der Einzelheiten die richtigen Gedanken erkennen, daß die englische Postreform und der deutsch-österreichische Postverein die Grundlagen waren, auf welchen der Weltpostverein aufgebaut werden konnte. Im Haupttheile sind die einzelnen Bestimmungen des Weltpostvertrags und seiner Nebenabkommen je nach ihrem Anlasse und ihrer Tragweite eingehend erläutert, so daß das Buch auch dem praktischen Beamten als Hülfsmittel willkommen sein wird. Im 5. Abschnitt wäre wohl Gelegenheit gewesen, zu der Schrift von Hull, „Die deutsche Reichspackетpost", Stellung zu nehmen. Der Schluß behandelt einige Reformfragen, insbesondere die Einführung einer internationalen Briefmarke; hier hätten wir die neben den Gründen pro angeführten Gründe contra gern stärker hervorgehoben gesehen.

Digitized by Google

behalten; endlich sieht der Vertrag ein internationales Bureau des Weltpostvereins in Bern und regelmäßige Conferenzen vor. An den Weltpostvertrag, welcher sich bloß auf die Briefpost bezieht, schlossen sich eine Reihe von Nebenabkommen an, welche die Grundsätze desselben auf Briefe und Kästchen mit Werthangabe, Postanweisungen, Packete, Postaufträge und Zeitungen ausdehnen. Dazu sind Ausführungsübereinkommen vereinbart worden, worin vornehmlich gleichheitliche Bestimmungen über die Manipulationen bei Sendungen im Weltpostverkehr enthalten sind. Durch den Weltpostverein sind die Schranken beseitigt worden, welche die bisherige Entwicklung, insbesondere die englische Postreform noch an den Grenzen der verschiedenen Culturstaaten hatte bestehen lassen, und die Post für die ganze bewohnte Erde zu einem jederzeit ohne Schwierigkeiten zur Verfügung stehenden Vermittler der Gedanken, sowie gewisser Güter und Leistungen geworden. Nebenbei bemerkt, bewirkte die Gründung des Weltpostvereins in weitem Umfange eine Reception der deutschen Posteinrichtungen durch die ganze Welt.

Der allgemeine Fortschritt der Posteinrichtungen im oben umgrenzten Sinne zeigt sich zunächst in der Gesetzgebung. In Preußen war bereits im vorigen Jahrhundert eine für die damalige Zeit gute Gesetzgebung vorhanden. Im Jahre 1852 wurde auf dieser Grundlage und mit zeitgemäßen Verbesserungen ein neues preußisches Postgesetz erlassen, auf welchem das Postgesetz des Norddeutschen Bundes von 1867 und das jetzt gültige Reichspostgesetz von 1871 beruhen. Letzteres enthält hauptsächlich Bestimmungen über das Postmonopol, die Transportpflicht der Post, das Briefgeheimniß, die Haftung der Post und die Strafen für Portodefraudationen, ferner sieht es ein besonderes administratives Strafverfahren für Portodefraudationen vor und bestimmt, daß die näheren Vertragsbestimmungen zwischen der Postanstalt und dem Publicum durch eine Postordnung zu regeln seien. Dem entsprechend ist eine Postordnung für das Deutsche Reich, und für den internen Verkehr Bayerns und Württembergs noch je eine weitere Postordnung erlassen. Weitere Reichsgesetze sind das Posttaxgesetz von 1871 mit einer Novelle von 1873, das Reichsgesetz, betreffend die Portofreiheiten, von 1869, welches auch für den Wechselverkehr der drei deutschen Postgebiete, nicht aber in Bayern und Württemberg gilt, und das Eisenbahnpostgesetz von 1875, in welchem die Beziehungen zwischen den Staats- und Privateisenbahnen einerseits und der Reichspost andrerseits geregelt sind; in Bayern und Württemberg gilt letzteres Gesetz gleichfalls nicht.

In der Verwaltung zeigt sich der Fortschritt der Posteinrichtungen allenthalben in der Vervollkommnung der Organisation, dann in der besseren Auswahl und Ausbildung der Postbeamten und Postbediensteten, sowie in vermehrter Fürsorge für dieselben, welche nicht ohne Rückwirkung auf ihre Leistungen geblieben ist. Die Organisation ist heute überall die, daß eine einheitliche Centralstelle besteht — z. B. das Reichspostamt, die Direction der kgl. bayer. Posten und Telegraphen — und zwischen diesen und den äußeren Aemtern Mittelstellen — in Bayern die bereits 1808 gegründeten Oberpostämter, im Reich die Oberpostdirectionen, geschaffen 1849 in Preußen.

Wohl am meisten ist das moderne Postwesen fortgeschritten im Betrieb durch die außerordentliche Vermehrung der Postanstalten und Postcurse, welche nun nicht mehr bloß die wichtigeren Städte bedenken, sondern das ganze Land; dann durch besseres Ineinandergreifen der Curse, Beschleunigung des Transports und der Manipulationen und Vervollkommnung aller Einrichtungen. Die klarere, einfachere und einheitlichere Fassung der Dienstvorschriften trug nicht zum wenigsten dazu bei, den Postbetrieb zu vervollkommnen; Preußen nahm im Jahre 1849 eine Reorganisation in dieser Beziehung und mit größtem Erfolge vor. Die Verbesserung der Feldposteinrichtungen, durch welche sich auf deutscher Seite die Post im letzten Kriege so sehr auszeichnete, darf hier nicht vergessen werden.

Schließlich ist noch zu erwähnen, in welcher Weise die Post in neuerer Zeit den Kreis der Gegenstände ihrer Thätigkeit ausgedehnt hat. Vor allem hat sie seit dem Anfange des Jahrhunderts — in Bayern seit 1810 — die Beförderung der Zeitungen als Dienstzweig übernommen, während dieselbe bis dahin vom Auskommen des Zeitungswesens an im wesentlichen ein Privatgeschäft der Postbeamten gewesen war; damit wurden die Taxen für die Zeitungsbeförderung, welche früher sehr ungleichmäßig und hoch gewesen waren, in der Folge mehrfach gleichmäßig und thunlichst billig regulirt. In der gleichen Weise hat sich der Postanweisungsdienst herausgebildet; 1792 als Privatunternehmen einiger Postbeamter in England eingeführt, wurde er dort 1838 von der königlichen Post übernommen; in Preußen besteht er seit 1849. Eine neuere Einrichtung ist der Postauftragsdienst. In einigen Ländern bestehen auch Postsparcassen und Postassecuranzen; in Luxemburg vermittelt die Post seit kurzem auch die Arbeitsangebote und -nachfragen.

Mittheilungen und Nachrichten.

a/D. Otto Schröder: „Vom papiernen Stil"; 4. durchgesehene Auflage. Berlin, Hermann Walther 1896. — Gustav Wustmann: „Allerhand Sprachdummheiten"; 2. verbesserte und vermehrte Ausgabe. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1896. — Mit Vergnügen zeigen wir neue Auflagen dieser Schriften an und wünschen, daß sie weiter nützlich wirken, wie bisher. Der zunehmenden Verwilderung unserer Sprache haben schon vor ihnen andre zu wehren gesucht; mit besonderem Erfolge das Buch von Karl Gustav Andresen: „Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen", das von 1882 bis 1892 sieben Auflagen erlebte (bei Reisland in Leipzig). Aber Andresen hielt sich auch zu sehr an die Form eines Lehrbuchs, um auf die Masse der heutigen „Gebildeten", die dem Studium eines Buches kaum mehr gewachsen ist, einen fühlbaren Einfluß erlangen zu können. Erst Schröder wandte sich (1887) in einer Mahnschrift (den „Preußischen Jahrbüchern") an die Kreise der geschwinden Leser. In glänzend geschriebenen, philologisch empfundenen Essays griff er an Beispielen einzelner Unsitten hauptsächlich die ältere Art des Uebels an, die auf gründlicher Verbildung durch Latein und Lesesucht überhaupt, auf dem Unezug des Auges vorm Ohr beim Schreiben beruhte. Wustmann endlich wagte sich (1890) ins Gewühl des Marktes hinaus; in kurz aufeinander folgenden Artikeln einer Wochenschrift (der „Grenzboten") schlug er auf unzählige Mißbräuche in der deutschen Schriftsprache los, an denen eigentlich gar nicht mehr eine verkehrte Bildung, sondern einfach der Rückfall in rohe Barbarei der Feder und leider auch bereits der Zunge schuld ist; denn wie könnte den Jüngeren unter uns eine gründliche Schulung noch viel schaden, die sie ja überaus selten ernstlich zu erwerben pflegen? Wustmann selbst und war fast so leicht zu lesen wie eine Zeitung, das Gegengift so genießbar wie das Gift; sein Ton, bald zornig, bald spöttisch, machte Eindruck; vortrefflich gewählt war vor allem die Ueberschrift seiner Predigten. Denn das Schöne ist heute weit eher in Verruf als geschätzt, das Richtige glaubt ein jeder nirgends zu besitzen; „papierner Stil" gilt vielen nicht als ein Tadel in einer Zeit, die täglich Berge von Papier gebiert und verschlingt — aber „Sprachdummheiten", das traf; keine Dummheiten zu machen, ist ja der höchste Ehrgeiz, der dem modernen Menschen übrig geblieben. Ohne Zweifel hat man der neue Leipziger Gottsched bereits eine gewisse Herrschaft im Volke der Schnellschreiber errungen; oft genug begegnet man auch im Gespräche solchen, die seinen Namen anrufen; daß er aber überall durchgedrungen wäre, davon sind wir noch weit entfernt. Die wenigen unter uns, die noch die Prosa unsrer edleren Schriftsteller aufmerksamer lesen als die Telegramme, den Börsenbericht, die Stadtchronik oder das Vermischte unsrer Tagesblätter, — sie freilich können eines polternden Gesetzgebers wie Wustmann nach wie vor entraten. Den übrigen aber legen wir dringend ans Herz, sich das Büchlein in der neuen,

um 100 Seiten und wohl ebenso viele „Dummheiten" vermehrten Ausgabe anzuschaffen. Selbst auf den Weihnachtstisch etlicher seiner Mitarbeiter aus allen vier Facultäten würde mancher Herausgeber Scheider aber Wustmann, ja beide zugleich, nicht ungern niedergelegt sehen. Getroffen wird sich durch diese Bemerkung schwerlich jemand fühlen; allein der Deutsche kauft ja auch nicht Bücher für sich selber, sondern höchstens zum Geschenk für seinen Nächsten. So empfehlen wir denn unsern Freunden den Ausweg gegenseitiger Widmung und gestehen schließlich in aller Bescheidenheit, daß unsre Redaction diesmal die Recensionsexemplare zu eigenem Gebrauch für sich behalten wird.

ll. In Tarent ist in der Strada del Principe Amadeo ein Fund antiker Silbergefäße gemacht worden. Das Hauptstück ist eine flache Schale, die innen, umrahmt von einem Lorbeerkranz, die Reliefbüsten einer männlichen und einer weiblichen Figur aus bacchischem Kreise in Umarmung zeigt. Ein Becher ist außen mit Efeu und mit einem Blattkranze mit Aepfeln aus eingesetzten Rubinen verziert. Auf dem Deckel eines Kästchens ist in getriebener Arbeit eine Siegesgöttin dargestellt, die einen Krieger krönt, während ein unbekleideter Jüngling daneben steht. Die Figuren haben zum Theil noch Spuren von Vergoldung. Der Fund, zu dem noch einige Bruchstücke gehören, verspricht ein Gegenstück zu dem Silberschatz von Boscoreale zu werden, wenn er auch nicht so reichhaltig ist. Dafür liegt aber die Möglichkeit nahe, daß wie es hier mit Werken griechischer Zeit zu thun haben, wie es z. B. sicher der Fall ist bei einer ebenfalls aus Tarent stammenden Silberschale im Museum zu Bari, die in der Technik der eingesetzten Edelsteine dem Becher verwandt ist.

or. **München.** Hofzahnarzt Dr. med. C. Röse hat um Enthebung von seiner Stellung als Privatdocent der Universität Freiburg i. B. gebeten, da er dauernd in München zu bleiben gedenkt.

* **Jena.** Der Besuch unserer Universität beläuft sich diesen Winter auf 747 Studirende und Hörer, genau so hoch wie im Wintersemester 1895/96.

* **Berlin.** Bei der Technischen Hochschule in Charlottenburg ist Dr. Kalischer, Docent der Physik, zum Professor befördert worden.

* **Graz.** Der Privatdocent an der Technischen Hochschule, Dr. Rudolf Schüßler, ist zum außerordentlichen Professor der darstellenden Geometrie ernannt worden.

* **Athen.** Die hiesige Archäologische Gesellschaft hat auf Anregung des Kronprinzen beschlossen, den berühmten Löwen von Chäronea wieder herzustellen und an seinem alten Platz auf dem Schlachtfelde wieder aufzurichten. Ein Ausschuß, dem die Leiter der auswärtigen archäologischen Schulen angehören, ist mit der Beaufsichtigung der Wiederherstellungsarbeiten beauftragt. (Hoffentlich sollen nicht auch wieder „auswärtige" Gelder zu den bekannten hellenischen Rückzahlungsbedingungen dazu aufgenommen werden. D. Red.)

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 4. bis 5. December folgende Schriften eingegangen:

Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M. Hggb. vom Akademischen Gesammtausschuß. N. F. 13. Bd. Jahrg. 1897. 1. Heft. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. — D. H. Lüdemann: Reformation und Täufertum in ihrem Verhältniß zum christlichen Princip. Bern, W. Kaiser 1896. — Virgile *Rossel:* Histoire de relations littéraires entre la France et l'Allemagne. Paris, Fischbacher 1897. — Wilhelm Heyd: Bibliographie der Württembergischen Geschichte. Im Auftrage der Württembergischen Commission für Landesgeschichte. 2. Bd. Stuttgart, W. Kohlhammer 1896. — Dietrich Schäfer: Württembergische Geschichtsquellen. Im Auftrage der Württembergischen Commission für Landesgeschichte. 3. Bd. Ebd. 1896. — Biographische Blätter. Zeitschrift für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung. Hggb. von Anton Bettelheim. 2. Bd. 6. Heft. Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 1896. — Berichte, Rechnungs-Abschlüsse, Mitgliederverzeichniß und Satzungen des Allgemeinen deutschen Buchhandlungs-Gehilfen-Verbandes. Leipzig 1896. — A. v. Bagulawski: Der Ehrbegriff des Officiersstandes. Ein kurzes Wort zur Aufklärung. Berlin, Schall u. Grund. — Dr. C. Röse: Ueber die Zahnverderbniß der Musterpflichtigen in Bayern. Wien, Selbstverlag 1896. — Bismarck-Denkmal für das Deutsche Volk. Begonnen von Arthur Menuel, fortgeführt bis zum Schluß von Bruno Garlepp. Chicago, Berlin ꝛc., The Werner Company. 1895. — Jacob Grimm u. Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch. Fortgesetzt von Dr. Moriz Heyne u. a. 9. Bd. 8. Lfg. Leipzig, S. Hirzel 1896.

Prompte Lieferung aller Bücher durch H. O. Sperling, Buchhandlung in Stuttgart. Größere Werke gegen bequeme Teilzahlungen. Kataloge gratis. Hauptvertriebsstelle von Meyers Konversations-Lexikon.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Neu! *Soeben ist erschienen:* Neu!

Barbara Blomberg.

Historischer Roman
von
Georg Ebers.

2 Bände. Geheftet M. 10.—; in Original-Einband M. 12.—

Die Heldin ist eine geschichtliche Persönlichkeit, nämlich jenes schöne deutsche Mädchen, das zur Zeit des Regensburger Reichstages in Beziehungen zu Kaiser Karl V. trat und ihm einen Sohn schenkte, den später so berühmten Feldherrn Don Juan d'Austria. In der deutschen Reichsstadt beginnend, führt der Roman den Leser weiter nach den Niederlanden und Spanien und verbindet überall mit der reichbewegten Handlung fesselnde Schilderungen der historischen Personen und der gesellschaftlichen Zustände. Mit seiner glänzenden Lokal- und Zeitfarbe stellt sich das Werk den klassischen Kulturgemälden des Meisters ebenbürtig an die Seite. Eine ernste Lebenserfahrung liegt dem Romane zu Grunde, der

eine der schönsten Gaben zum Weihnachtsfeste

bildet und überall eines freudigen Willkomms sicher sein darf. (17928)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- u. Auslandes.

Heinrich Seidels Schriften.

Gesammt-Ausgabe in 13 auch einzeln käuflichen Bänden.

Perlen echt volksthümlicher Poesie in vornehmer Ausstattung.

Kataloge kostenlos.

Vorräthig in allen Buchhandlungen. Wo nicht der Fall, unmittelbar zu beziehen vom Verleger (17916)

A. G. Liebeskind in Leipzig.

Zu Festgeschenken

besonders geeignete, elegant gebundene Werke aus dem Verlage von Otto Janke in Berlin:

Fritz Gundlach. Italienische Lyrik. 8°. 7 Mk.
Ada Negri, Schicksal. 4. Auflage. 8°. 4 Mk. Sturme. 8°. 4 Mk.
Carmen Sylva, Leidens Erdengang. Illustriert. 4°. 7.50 Mk. Meine Ruh. 8°. 11 Mk. Ein Gebet. 8°. 3 Mk.
Gustav zu Putlitz, Ein Lebensbild. 3 Bände 8°. 18 Mk.
Katharina von Döring, Capri. 8°. 4 Mk.
Otto Franz Genschen, Pfarrhausegen. 8°. 3 Mk.
Luise Westkirch, Rauch. Novellen. 8°. 4.50 Mk. Die Posse der Pyramide. 8°. 4.50 Mk.
A. Duncker, Der Mütter Schatzkästlein. 4°. 3 Mk.

Katalog der Kunstblätter gratis. (17523)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Reit in München.

A. Hartleben's Verlag in Wien.

Collection Hartleben.

Eine Auswahl der hervorragendsten Romane aller Nationen.

Preis des Bandes eleg. geb. 75 Pf.
Pränumeration für ein Jahr (26 Bde.) 19 M.

Jeder Band ist einzeln käuflich, geb. zu 75 Pf.

Inhalt des ersten Jahrganges.

I.—IV. Cartéu, Em. Der Vormund.
V.—VI. Dumos, Alexander. So sei es.
VII.—VIII. Sur, Eugen. Miß Mary.
IX. Jokai, Mor. Hallit Patrona. (Die weiße Rose.)
X. Sand, Georgr. Die kleine Fadette. (Die Grille.)
XI.—XII. Mügge, Theod. Verloren und gefunden.
XIII.—XIV. Thockeray, W. Die Geschichte Heinrich Esmonds.
XV. Turgénjew, Iwon. Frühlingsfluthen.
XVI. Muquet, A. Liebr und Verrath.
XVII.—XIX. Dumos' Sohn. Roman aus d. Leben einer Frau.
XX. Fevol, P. Der schwarze Beulrr.
XXI.—XXII. Soudeau, Jul. Valcreasr.
XXIII.—XXIV. Berthet, Elie. Der Wolfsmensch.
XXV.—XXVI. Ainsworth, Horisson. Der Verschwender.

Inhalt des zweiten Jahrganges.

I.—III. Kraszewski, J. J. Am Hofe August des Starken (Gräfin Cosel).
IV. Ruvetto, Girolamo. Der erste Liebhaber.
V.—VI. Delpit, Albert. Theresine.
VII. Rosegger, P. K. Streit und Sieg.
VIII. Dumos' Sohn. Diana de Lys.
IX.—XI. Herloßsohn, K. Wallenstein's erste Liebe.
XII. Besozzi, Mag. Späte Einsicht.
XIII.—XIV. Sue, Eugen. Kinder der Liebe.
XV. Degré, Al. Blaues Blut.
XVI.—XVII. Sand, G. Bekenntnisse eines jungen Mädchens.
XVIII.—XX. Bell, Currer. Die Waise aus Lowood.
XXI.—XXII. Flaubert, G. Mad. Bovary.
XXIII. Gaskel, Mrs. Eine böse Nacht.
XXIV.—XXVI. Dumos, Alex. Chevalier von Maison rouge.

Inhalt des dritten Jahrganges.

I.—III. Collins, Willie. Die neue Magdalena.
IV.—V. Buisgoben, Fortuné. Die Stimme des Blutes.
VI. Julius von der Traun. Goldschmiedkinder.
VII.—VIII. Reyd, Cap. Mayne. Die Scalpjäger.
IX. Vogel vom Spitzberg. Irrende Seelen.
X.—XI. Schlögl, Friedr. Wiener Blut.
XII.—XIV. Enoult, Louis. Die Geschichte einer Frau.
XV. Lermontoff, Michort. Der Held unserer Zeit.
XVI. Feuillet, Octnor. Der Roman eines armen jungen Mannes.
XVII.—XVIII. Schlögl, Friedr. Wiener Luft.
XIX.—XXI. Smith, Hamlyn. Ein Londoner Geheimniß.
XXII.—XXIV. Foudras, Marquis. Die Nacht der Rächer.
XXV.—XXVI. Schlögl, Friedr. Wienerisches.

Inhalt des vierten Jahrganges.

I.—IV. Murr, J. Schuldig, oder nicht?
V.—VI. Korasin, N. Der Brahmane.
VII.—VIII. Delpit, Alb. Die schöne Frau.
IX. Jokai, Mor. Carinus und andere Novellen.
X.—XII. Kraszewski, J. J. Die Sphinx.
XIII.—XIV. Sand, George. Der Marquis von Villemer.
XV. Cobollero, F. Spanische Novellen.
XVI.—XVIII. Berchr-Stowe, H. Wir und unsere Nachbarn.
XIX. Dumas, A. Gabriel Lambert.
XX. Turgenjew, Iwon. Der König Lear der Steppe und andere Novellen.
XXI.—XXII. Reyd, C. M. Die Scharfschützen.
XXIII.—XXIV. Foudras, Marquis. Ein großer Komediant.
XXV.—XXVI. Peerin, Max. Der Sultan eines Pariser Stadtviertels.

Inhalt des fünften Jahrganges.

I.—II. Boisgoben, Fortuno. Im Banne der Schuld.
III. Korasin, J. Das Drama im Grenz-Fort.
IV.—VI. Wilson, Aug. Evans. Infelice.
VII. Vogel vom Spielberg, A. Frau Lear.
VIII. Delpit, Alb. Kath. Levallier.
IX. Benirly-Bajzo, Helene von. Gräfin Ruth.
X. Mairet, Fraunr. Meeresblume.
XI.—XII. Siotis, E. A. Schicksalswege.
XIII.—XV. Dash, Gräfin. Die schöne Aurora.
XVI. Lytton, Lord. Der Ring des Amasis.
XVII.—XIX. A. v. L. Am Hofe von Neapel.
XX.—XXI. Longfellow, H. W. Hyperion.
XXII.—XXIV. Dumas, Alex. Isabella von Bayern.
XXV.—XXVI. Eliot, George. Der gelüftete Schleier.

Jedes Band ist einzeln käuflich, eleg. geb. zu 75 Pfennig.

Das neue Tonstbuch.

Eine reichhaltige Sammlung von vorzüglichen ernsten und heiteren Original-Trinksprüchen und Reden in Vers und Prosa für alle vorkommenden Gelegenheiten.

Mit Beiträgen von
Rob. Anschütz, Dr. Brecher, F. Dingelstedt, S. Frey, Friedr. Holm, Edmund v. Hollegl, Friedr. Kaiser, Fritz Krostel, Dr. Märzroth, Betty Paoli, Robert Pohl, Aug. Silberstein, J. Weyl, Wilhelm Wienrr, Ad. Wilbrandt u. A.
Herausgegeben von **L. Rodner.**
13 Bogen. Octav.
In Farbendruck-Umschlag geh. 2 M. Geb. 3 M.

Das neue Vortragsbuch.

Eine reiche Auswahl
ernster und heiterer Declamationsstücke
mit Original-Beiträgen von
Dr. Ad. Brecher, Ado Christen, J. J. David, Ferd. Groß, Carl Haffner, Fritz Krastel, Robert Pohl, Dr. F. Radler, Julius von der Tenun, Albr. Graf Wickenburg, Adolf Wilbrandt u. A.
Herausgegeben von **L. Rodner.**
22 Bogen Octav.
In Farbendruck-Umschlag geh. 3 M. 60 Pf. Geb 4 M. 60 Pf.

Illustrirtes
Wiener Tarokbuch.

Leitfaden zur Erlernung aller Arten des Tarokspiels.

Mit einer Sammlung von 53 Problemen und einem Anhange: Tarok-Codex, die Spielgesetze enthaltend.
Von **H. Almann.**
14 Bogen. Octav. Eleg. geb. 3 M. 25 Pf.

Das edle Whist.

Wie man es in den besten Gesellschaften spielt.

Von **J. H. Ebersberg.**
Achte Auflage.
Mit vielen Abbildungen.
14 Bogen. Octav. Eleg geb. 3 M. 25 Pf.

Illustrirtes
Wiener Piquetbuch.

Leitfaden
zur raschen und gründlichen Erlernung des Piquetspieles.
Mit zahlreichen Illustrationen, erläuternden Beispielen und einem die Spielgesetze enthaltenden Vocabularium.
Anhang: Grundzüge des Boarté.
Von **H. Almann.**
12 Bogen. Octav. In eleg. Originalband 3 M. 25 Pf.

Das
Carambole-Spiel.

Für angehende Spieler theoretisch-praktisch behandelt
von
Hugo Toeppen.
Mit 8 Figurentafeln 2. Auflage.
8 Bogen. Octav. Eleg geb. 2 M. 25 Pf.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bei Einsendung des Betrages mit Postanweisung erfolgt Franko-Zusendung. (1647)

A. Hartleben's Verlag in Wien.

Jahrgang 1896. München, Montag, 7. December. Nummer 284.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verein der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Vereinsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

„Der Kampf um die Neue Kunst.“ Von F. Haack. — Die Heraldik im Dienste der Criminalistik. — Mittheilungen und Nachrichten.

„Der Kampf um die Neue Kunst.“

Von F. Haack.

Ist es schon schwer, sich über den Werth, die Schönheit und die Bedeutung alter Kunstwerke, d. h. in unserm Sinne solcher des Mittelalters und der Renaissance-Zeit, zu einigen, so scheint es vollends unmöglich zu sein, über Kunstwerke des 19. Jahrhunderts zu übereinstimmender Anschauung zu gelangen. Man mag Unterhaltungen zwischen Künstlern unter sich, zwischen Künstlern und Laien, oder zwischen lauter Laien beiwohnen, und man wird fast stets die Erfahrung machen, daß — sobald das Gespräch die Kunst berührt — ein mehr oder minder leidenschaftlicher Streit entbrennt. Ob sich Künstler in diesem Punkt überhaupt je werden einigen können, ist zu bezweifeln. Der Künstler bedarf eben, um mit voller Kraft schaffen zu können, der felsenfesten Ueberzeugung, daß seine eigene Art und Richtung allein selig zu machen vermögen. Was aber uns Laien anbetrifft, für welche dieses Hinderniß zur Verständigung nicht vorhanden ist, so sollte man doch meinen, daß eine Einigung wenigstens über die Hauptgesichtspunkte, von denen man die verschiedenen Phasen der Kunst unsres Jahrhunderts beurtheilen muß, möglich wäre. Und zwar auf streng geschichtlichem Untergrunde. Aber bis heute ist noch kein Buch erschienen, dessen Verfasser danach gestrebt hätte, die Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts bis auf unsre Tage hinab in objectiver Weise darzustellen. Richard Muthers „Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert“ — mögen auch noch so viele Stellen dieses Buches aus anderen entlehnt sein — bildet dennoch ein organisches Ganzes, das mit größtem Geschick der Anordnung zusammengeschweißt ist. Dieses Buch gibt Geschichte vom feuilletonistischen Standpunkt aus, Unterhaltungslectüre und mehr als dies: Geschichte vom kunstparteipolitischen Standpunkt aus. Auf die Malerei des gesammten Jahrhunderts hat der Verfasser zurückgeschaut wie ein hoch moderner Künstler, nicht wie ein objectiver Geschichtsforscher. Darin liegt die Stärke und die Schwäche des Buches. Der Vorstoß, den Muther damit gegen veraltete Anschauungen ausgeübt hat, war zu seiner Zeit sehr gut. Er hat der zeitgenössischen Malerei zweifellos treffliche Dienste geleistet. Heute indessen wird kein Verständiger mehr an dem gesunden Kern der modernen Bewegung zweifeln. Daher wäre es auch an der Zeit, daß ein Werk erschiene, in dem von wahrhaft geschichtlichem Standpunkt aus die Kunst des 19. Jahrhunderts bis auf unsre Tage hinab dargestellt wäre. Wenn auch nicht ein solches, so liegt uns doch ein Buch vor[1]), das zur Klärung der Anschauungen wesentlich beitragen muß. Es berührt an dem Buche so angenehm, daß sich der Verfasser bemüht hat, das Gute und das Schlechte an der „Neuen Kunst“ klar von einander zu scheiden, ohne in kleinliche Nörgeleien, noch in lächerliche Verhimmelungen zu verfallen. Ich habe das Buch einem unsrer modernen Künstler gegeben, der nicht nur ein geschickter Maler, sondern auch ein geistvoller Mann ist. Derselbe äußerte darüber in seiner lakonischen Weise ungefähr folgendes: „Wir Maler schauen die Dinge allerdings ganz anders an, aber ich muß es dem Verfasser lassen, daß er ein denkender Mensch ist.“ Wenn man in Betracht zieht, daß unsre Maler im allgemeinen über alles, was über die Kunst geschrieben wird, den Stab zu brechen pflegen, so wird man zugeben, daß sich der Verfasser dies bedingte Lob zur Ehre anrechnen muß; für die Künstler schreiben ja auch die Kunstschriftsteller nicht, sondern für das Publicum. Die Kunst im allgemeinen und jede Kunstrichtung im einzelnen entsteht, wächst, entwickelt sich und verfällt, wie jedes organische Gewächs. Die Worte eines Kritikers vermögen daran wenig zu ändern, weder zum Guten noch zum Schlimmen. Aber der Kunsthistoriker, der über die Kunst seiner Zeit schreibt, hat die Aufgabe, das Verständniß für die zeitgenössische Kunst im Herzen des Publicums zu wecken und zu fördern. An der Lösung dieser Aufgabe hat der Verfasser mit dem vorliegenden Buche wesentlich mitgearbeitet. Dasselbe zerfällt in zwei ihrem Gehalt nach völlig verschiedene Hälften, deren erste aus fünf Capiteln zusammenhängenden Textes besteht. Im ersten Capitel betrachtet Neumann die Kunst in ihren Wechselbeziehungen zum Publicum. Im zweiten und dritten stellt er den Einfluß dar, den die beiden führenden Geistesmächte der Gegenwart, die Geschichts- und die Naturwissenschaft, auf die Kunst ausgeübt haben. Im vierten behandelt er den wichtigsten Zweig der heutigen Malerei, die Landschaftskunst und ihre verderbliche Wirkung auf das Figurenbild. Im fünften und Schlußcapitel endlich spricht er hauptsächlich von der letzten Phase der modernen Kunst, dem sog. „Neu-Idealismus“. Dieses Capitel ist überschrieben: „Die gegenwärtige Lage.“

I. Cap. Nicht nur der Künstler, sondern auch das Publicum macht die Kunst. Zu ihrem Gedeihen gehört sowohl ein kaufkräftiges, als auch ein solches Publicum, das ein wahrhaft inneres Bedürfniß nach Kunstgenuß empfindet. Daß dieses dem 19. Jahrhundert gefehlt hat, bildet eine der Ursachen, warum unsre deutsche Kunst heutzutage nicht auf einer höheren Stufe steht. In früheren Jahrhunderten war dies anders. An den romanischen und gothischen Domen, überhaupt an der gesammten mittelalterlichen Kunst hat die geistig-religiöse Richtung der ganzen Nation mitgearbeitet. In der Persönlichkeit Albrecht Dürers endlich hat sich der deutsche Volksgeist so wahr und vollendet ausgesprochen, wie nie wieder in späteren Jahrhunderten. Aber schon zu Dürers Zeiten trat der verhängnißvolle Umschwung ein. Die im ganzen einheitliche mittelalterliche Cultur spaltet sich. Die Menschen scheiden

[1]) „Der Kampf um die Neue Kunst“ von Carl Neumann, Privatdocenten der Geschichte und der Kunstgeschichte an der Universität Heidelberg. Berlin, Hermann Walther 1896. 268 S. 8°. 5 M.

sich einerseits in Protestanten und Katholiken, andrerseits in Ungebildete und in classisch Gebildete, d. h. solche, die in den alten Sprachen bewandert sind. Das ganze Volk konnte nicht mehr geschlossen an der Culturarbeit der Nation Antheil nehmen. Den Protestanten ward die Brücke zur Kunst durch kurzsichtige Fanatiker abgebrochen, die Kunst aber, welche die katholische Gegenreformation erzeugte, war eine aristokratische Kunst, ausschließlich bestimmt für den Adel und die hohe Geistlichkeit. In diesen Kreisen erhielt sich auch ein großes Capital an feiner Empfindung für die Kunst, in diesen Kreisen hat man das „Kunstpublicum" des 17. und 18. Jahrhunderts zu suchen, in diesen Kreisen fanden die tüchtigen Handwerker ihre verständigsten und kaufkräftigsten Besteller und Abnehmer. Die Revolution vom Ende des 18. Jahrhunderts richtete sich, wie gegen die aristokratischen Stände, so auch gegen die aristokratische Kunst. Durch die Revolution ward das Kunstpublicum seiner Macht und zum größten Theil seines Reichthums beraubt. An die Stelle der alten aristokratischen Stände aber trat das deutsche Bürgerthum, das seit der Mitte des 16. Jahrhunderts keinen Antheil mehr am Kunstleben genommen hatte und dem daher billige, wenn auch unsolide und nüchterne Gebrauchswaare das liebste war. Sei dem Anfang dieses Jahrhunderts ist auch an die Stelle der Handarbeit die Fabrikarbeit getreten; zum größten Nachtheil vor allem des Kunsthandwerks. Ohne Blüthe des Kunsthandwerks aber auch keine Blüthe der großen Kunst! — Ein anderer ebenso großer Schade ist der Kunst aus der Modenarrheit des Publicums erwachsen. Mode hat es immer gegeben, aber die Moden sind nie so schnell auf einander gefolgt, wie heutzutage. Natürlich ward auch die Kunst in dies hastige Treiben hineingezogen: auf die Makart'sche Farbengluth folgte die Uhde'sche Graumalerei, auf diese die grellbunte Kunst der Allermodernsten. — War im Anfang unsres Jahrhunderts durchaus kein Interesse für bildende Kunst beim großen Publicum vorhanden, so glaubten dennoch einige erlesene Geister, wie Goethe und W. v. Humboldt, daß die Menschheit zu ihrer Erziehung auch der Beschäftigung mit der Kunst bedürfe. Sie hielten daher den Staat für verpflichtet, einzugreifen. So entstanden Museen alter und Museen neuer Kunstwerke. Die Ankäufe aber wurden nicht von starken Individualitäten, sondern von Budgetcommissionen besorgt, unter denen wir ja leider heute noch zu leiden haben! — Neben den Staat aber traten als eine zweite Art von Lückenbüßern die Kunstvereine, deren Absicht zwar recht gut, deren Wirken aber nur von geringer Bedeutung war und ist. In den Kunstvereinen bildete sich eben die verkehrte Anschauung von der Luxus- oder Sonntagskunst, von der das graue Alltagsdasein leider um so greller abstach. Endlich traten auch wieder persönliche Kunstliebhaber auf: solche, die nur die großen Namen kaufen, und solche, die den persönlichen Muth der Entdeckung neuer Talente besitzen. Die Zahl der Kunstliebhaber muß in den letzten Jahren sehr gestiegen sein, denn die Verkaufsstatistik von Glaspalast und Secession ergeben die erfreuliche Thatsache, daß Private wieder unverhältnißmäßig mehr Geld für Kunstwerke ausgeben als der Staat. Der größte deutsche Mäcen unsres Jahrhunderts war unstreitig König Ludwig I. von Bayern. Wie man auch über den absoluten Werth der von ihm ins Leben gerufenen Kunstwerke denken mag — der Ruhm gebührt ihm unstreitig, die hohe Bedeutung der Kunst erkannt und München zur Kunsthauptstadt Deutschlands erhoben zu haben. Wenn heute auch der „biervertumpteste Münchner" vor der Kunst eine Hochachtung bekundet, wie man sie sonst nirgends in Deutschland findet, so ist auch dies eine Folge der bedeutenden nachhaltigen Wirkung dieses großen Königs. Neben König Ludwig verdient Graf Schack hervorgehoben zu werden. Seine Sammlung enthält im Verhältniß zur Gesammtzahl der Stücke mehr Werke von bleibendem Werth, als irgend eine der viel reicher bemittelten öffentlichen Galerien. „Hier allein kommt der große Aufschwung, da unsre Kunst von dem Erfindungsreichthum der Romantik den Weg zu altmeisterlicher Fülle der Gestalten und Farben sich brach, zu reiner Anschauung; den Weg von der Poesie Schwinds und Führichs zu dem einfach großen Naturlaut Feuerbachischer Kunst, zu der zauberhaften Verwirklichung Böcklin'scher Träume, zu dem psychologischen Tiefblick Lenbachs und seiner Intimität mit den alten Meistern." Trotz der außerordentlichen Verdienste, die er sich um die Kunst erwarb, herrschte und herrscht eine große Erbitterung gegen den Grafen von seiten der Künstler, die er beschäftigt hat. Statt das große Gute anzuerkennen, das er geleistet, nörgeln sie kleinlich daran herum, daß er doch kein eigentlicher Kenner war, sondern sich von laienhaften Nebengedanken beim Ankauf und der Bestellung von Bildern mit bestimmen ließ. Es hängt dies mit der ins Groteske gesteigerten Selbstüberschätzung vieler unsrer Künstler zusammen. Dieselbe findet allerdings in der Interesse- und Verständnißlosigkeit des Publicums eine gewisse Entschuldigung. Der übertriebene Künstlerstolz spricht sich auch in der Devise „L'art pour l'art" gewisser Bilder aus, die in schärfstem Gegensatz zu der „Marktwaare", den „Verkaufsbildern" stehen. Diese Spaltung ist ungesund. „Eine Kunst, die das Laienelement ignorirt und nur Atelierprobleme verhandelt, läuft dieselbe Gefahr, wie eine Wissenschaft, deren Resultate nur von einem immer mehr sich verengernden Kreis von Fachgenossen bemerkt und verstanden werden." Künstler und Publicum müssen danach trachten, einander wieder näher zu rücken, wozu eine vernünftige Kritik wesentlich beitragen kann.

So weit in Kürze der Inhalt des ersten Capitels, dem man im ganzen von Herzen beistimmen muß. Dasselbe enthält jedoch einige Uebertreibungen, die ich nicht unwidersprochen lassen kann. So die Behauptung auf Seite 5, „daß die bildende Kunst unsres 19. Jahrhunderts keine Vergleichung aushalten kann mit den Leistungen der vorangegangenen Zeiten deutscher Geschichte". Stünde statt „bildende Kunst" das Wort „Baukunst", so wäre die Behauptung richtig. Stünde statt „der vorangegangenen Zeiten" die beschränkere Angabe „der Glanzzeit der deutschen Kunst ca. 1475—1525", so wäre die Behauptung vielleicht auch richtig. Aber in dieser allgemeinen Fassung enthält sie eine starke Uebertreibung. Die Malerei der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts kann sich an psychologischem Gehalt mit der deutschen Malerei aller Zeiten messen — den einzigen Altdrecht Dürer vielleicht, aber auch nur vielleicht ausgenommen. Ferner steht die Landschaftskunst heutzutage — wie der Verfasser im vierten Capitel selbst ausführt — auf einer Höhe, wie in keiner früheren Zeit deutscher Geschichte. Böcklin und Menzel endlich müssen den größten Künstlern aller Zeiten beigezählt werden. — Ueberhaupt tritt die scharf umrissene Charakterfigur Menzels in dem ganzen Buche zu sehr in den Hintergrund. Dieser gewaltige Geist, der ebenbürtige norddeutsche Rivale des vollblutsüddeutschen Böcklin hätte verdient, ganz anders hervorgehoben zu werden! — Die andere Uebertreibung, deren sich der Verfasser schuldig macht, besteht darin, daß er Rococo und Barock zu einseitig als aristokratische Kunst auffaßt. Diese Auffassung hat ja etwas für sich, aber der Verfasser spricht sie viel zu entschieden aus. In Altbayern z. B. sind diese Stile sehr tief ins Volk gedrungen. Es existiren daselbst eine Unmasse von Landkirchen aus dem 17. und 18. Jahrhundert, die sich auch heute noch eines großen Beifalls von seiten der Bauern erfreuen. Diese fröhlichen, festlichen Räume

Digitized by Google

stehen eben der ganzen Charakteranlage des lebenslustigen bayerischen Volkes näher als die ernsten, strengen gothischen Hallen. Gesetzt den Fall: ein altbayerisches Dorf besitzt eine gothische und eine Barockkirche, die beide gleich gut in dem jeweilig entsprechenden Geschmack ausgestattet sind, so bege ich die feste Ueberzeugung, daß jeder Bauer der heiteren Barockkirche den Vorzug vor dem düsteren gothischen Bau geben wird! — Endlich drängt es mich, noch eine ernste Schlußbetrachtung diesem Capitel hinzuzufügen. Als ich es zum erstenmal gelesen hatte, gewann ich den Eindruck, der sich auch nach mehrfacher Lectüre nicht verwischt, sondern vielmehr verstärkt hat: der Verfasser geht gegen den Künstlerstolz zu streng, gegen die Stumpfheit des Publicums in künstlerischen Dingen aber viel zu wenig streng ins Gericht. Durch die erfreuliche Thatsache, daß heute von Privaten viel mehr Geld für Kunstwerke ausgegeben wird als vom Staat, wird doch die andere, wichtigere, tief beschämende Thatsache nicht erschüttert, daß im allgemeinen von seiten des Publicums für die Kunst außerordentlich wenig geschieht. Die wirthschaftliche Gesammtlage Deutschlands ist zur Zeit trotz aller Klagen ganz gut. Es gibt in München und gewiß auch anderwärts eine äußerst beträchtliche Anzahl wohlhabender und auch sehr viele reiche Leute. Diese haben für alles Geld, für Pferde, Hunde, Equipagen, Champagner-Suiten und für hunderte und tausende von unnützen Kleinigkeiten, bloß nicht für die Kunst. Das Elend, das sich nicht nur infolge der Ueberproduction, sondern auch gerade infolge dieser moralischen Schuld des Publicums häufig sogar unter solchen Künstlern entwickelt, die etwas können und die auch verkäufliche Sachen malen, ist geradezu himmelschreiend.

II. Cap. Nach einer ebenso reizvollen wie weitschweifigen Einleitung über die Entstehung, die Entwicklung und die Bedeutung der modernen objectiven Geschichtswissenschaft wirft der Verfasser die interessante Frage auf: „welchen Einfluß hat der historische Geist auf die bildende Kunst ausgeübt? —“ und antwortet nach meiner Ansicht sehr richtig darauf: „einen sehr schlechten! —“ Die Kunst hat in der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts, so ungefähr fährt er dann fort, das Problem der Form aus den Augen verloren und sich zur Dienerin der Wissenschaft erniedrigt. „Geschichte müssen wir malen! —“ sprach Wilhelm Kaulbach geradezu aus. An seinen Bildern ist allerdings nur der geschichtliche Vorgang interessant. Vergleicht man aber damit ein Bild Raffaels, z. B. den Burgbrand, so sieht man, daß sich der Renaissancekünstler in erster Linie für die Formen und Linien der im Vordergrunde Schreienden, Fliehenden, zuhülfe Eilenden erwärmt hat. Das Wunder dagegen, wie der Papst eine Feuersbrunst beschwichtigt, schiebt er einfach in den Hintergrund. So gleichgültig war also dem größten Historienmaler das Historische an seiner Historie! — Die ausschließlich historische Richtung der Cornelius und Kaulbach ward durch eine andere verdrängt, die sowohl auf Illustrirung der Geschichte als auch auf Entfaltung prächtiger coloristischer Effecte ausging: diejenige der Piloty-Schule. Doch man sah bald ein, daß diese im Grunde doch nur Theatermalerei betreibe. Der schönste Wallenstein machte neben irgend einem Ostade'schen Bauern nur eine herzlich schlechte Figur. So entstand eine neue Richtung, die in der Nachahmung der Technik der alten Meister ihr Heil suchte. Die überstolzen Recken, Carstens und Cornelius, hatten ja den Faden der technischen Ueberlieferung abgeschnitten. Jetzt galt es, denselben irgendwo wieder anzuknüpfen. Man versuchte es an allen möglichen und unmöglichen Stellen, bei Memling und Watteau, bei Brouwer und Velasquez. Am längsten beherrschte, ja es beherrscht noch dieser Eklekticismus die Architektur: man baut altdeutsch, romanisch, gothisch, maurisch, griechisch, römisch und im italienischen Renaissancestil. Siehe die Wiener Ringstraße. Zur endlichen Entdeckung des schmerzlich vermißten, heiß ersehnten Stils wäre aber gerade die Baukunst berufen voranzugehen, da sich in ihr Kunst und Zweckmäßigkeit wie Körper und Seele einen. Aber die Architektur hat ihr Führeramt an die Malerei abgegeben, die — koste es, was es wolle — etwas Neues zu erreichen sucht. Die Reaction gegen das Historienbild ist das vornehmste Kennzeichen der modernen Malerei. Das Gegenständliche tritt vollkommen zurück gegen Luft-, Licht- und Farbenprobleme.

III. Cap. Wenn auch die Naturwissenschaft und die bildende Kunst darin auseinander gehen, daß für jene die angeschaute Naturwirklichkeit nur eine verschlossene Thür darstellt, diese dagegen sich ausschließlich mit dem Aeußern der Dinge beschäftigt, so haben sie eben doch das gemeinsame Object: die Natur. Die Wissenschaft hat außerdem der Kunst ein Instrument geliefert, das heute eine große Rolle spielt, den photographischen Apparat. Die Photographie kann die Kunst nie ersetzen. Die Naturwirklichkeit ist ein zeitlicher Verlauf von Empfindungen, Stimmungen, Beleuchtungen und Bewegungen. Die Photographie kann davon nur einen flüchtigen und zufälligen Moment, der Künstler dagegen eine freie Combination aus verschiedenen Einzelmöglichkeiten geben. In dieser Weise wachsen z. B. die äußerst intim und persönlich aufgefaßten Bildnisse Lenbachs aus einer Menge photographischer Aufnahmen heraus. Aber nicht nur in dieser Art, sondern auch in anderer Beziehung leistet die Photographie der Kunst schätzenswerthe Dienste. Alle Eigenmächtigkeiten der zeichnenden Hand deckt sie rücksichtslos auf. Die Photographie lehrte das „Componiren“ der Landschaftsmaler alter Schule als sträfliches Besserwissenwollen der Natur gegenüber erkennen. Anfangs ging man nun so weit, die Phantasie ganz aus der Kunst verbannen und Auge und Hand nur noch als unpersönliche Maschinen der Beobachtung auffassen zu wollen. Um so kräftiger ist die Phantasie in allerletzter Zeit wieder in die Kunst eingedrungen. Indem die geistige Arbeit, die auf das Componiren im alten Sinne verwandt wurde, wegfiel, konnte sich der Landschafter mit ungetheilter Kraft dem Farben- und Lichtproblem zuwenden. Und in dieser Hinsicht ist Großes geleistet worden. Wir besitzen heute keine große Kunst, aber die Empfänglichkeit für die feineren, zarteren, verborgeneren, nuancirten Reize der Landschaft, und die Fähigkeit, sie im Bilde wiederzugeben, haben sich ungeheuer gesteigert. So ungefähr wird wahrscheinlich auch das Urtheil späterer Generationen über die Kunst unsrer Zeit lauten. — In früheren Decennien dieses Jahrhunderts hatte der Maler die Natur versüßt, natürlich begann die moderne Kunst nun damit, die Natur absichtlich zu verhäßlichen. Dieser Zug zum Häßlichen klebt unsrer Malerei leider immer noch an, aber er hat nur nebensächliche, durchaus keine grundsätzliche Bedeutung. Die deutsche Malerei hat im Anfang dieses Jahrhunderts mit allen Traditionen gebrochen. Man wollte eine neue Kunst begründen, vergaß aber dabei, daß diese von einer neuen originellen Einzelbetrachtung der Natur auszugehen habe. Die moderne Bewegung hat endlich den richtigen Ausgangspunkt genommen. Es kam den Malern nicht mehr darauf an, poetische Wirkungen zu erzielen, sondern die Natur beobachten und die Ausdrucksmittel ihrer Kunst beherrschen zu lernen. Die Künstler fingen an, zu experimentiren. So entstand z. B. der interessante Versuch, das Licht zu zerlegen. Man sah die Natur in allen Regenbogenfarben schillern. Der graue Bart des alten Mannes erschien in blauen und violetten Tönen. Trotz aller gelegentlichen Uebertreibungen enthielten diese Bestrebungen dennoch einen durch und durch gesunden Kern. Der größte Theil des

Digitized by Google

Publicums suchte denselben natürlich nicht zu ergründen, sondern begnügte sich damit, über die „häßlichen, unsympathischen, verrückten“ Bilder zur Tagesordnung überzugehen. Dasselbe versteht eben keine ringende, sondern es spendet seinen Beifall ausschließlich einer reifen und abgeschlossenen Kunst, die spielend große Wirkungen hervorzubringen scheint. Der Verfasser hätte hier auf das Quattrocento exemplificiren können, an dessen Werken das große Publicum auch kalt und theilnahmlos vorüberzugehen pflegt, während es sich in den Sälen der Rubens, Tizian, Raffael in großen Schaaren ansammelt. Wie die italienische Kunst im Quattrocento, so ist auch die moderne Kunst noch nicht auf dem Höhepunkt angekommen, wohl aber im Aufsteigen begriffen. — Gegen die Verachtung der treu fleißigen Studien von seiten des großen Publicums muß der einsichtige Laie die Künstler vertheidigen. Anders aber liegt die Sache, wenn der junge Maler mit seinem unter dem Sonnenschirm aufgenommenen Protokoll der Wirklichkeit den Gipfel der Kunst erklommen zu haben meint und sich nun für berechtigt hält, auf diejenigen Collegen verächtlich herabzusehen, die ebenso viel in der freien Luft beobachtet und studirt, aber dann zuhause aus dem Gedächtniß geschaffen haben. Das ist mehr als Hochmuth, das ist Dornlrtheit. Ganz aus dem Gedächtniß zu malen, führt zur Schemenhaftigkeit; aber das Gedächtniß, die geistig-subjective Thätigkeit aus dem malerischen Schaffen verbannen zu wollen, ist ebenso verkehrt. Es ist das Unglück der modernen Malerei, daß, je mehr man sich auf sinnlich scharfe Einzelbetrachtung warf, man um so mehr die geistige Hälfte künstlerischer Thätigkeit unterschätzt hat. Daher kommt die große Ehrlichkeit der modernen Malerei einerseits und ihr Mangel an Abgeklärtheit und innerer Vollendung andrerseits, namentlich im Vergleich mit der Malerei der Renaissancezeit. Die modere Kunst verfügt einerseits über einen enormen Schatz an Beobachtung, andrerseits aber fehlt es ihr an Erfahrung, Gedächtnißkraft, Tiefe und der Fähigkeit, nachhaltige poetische Wirkungen zu erzielen. Sie erscheint eben — alles in allem genommen — vorläufig noch als ein Land der Verheißung.

IV. Cap. Das Studium der menschlichen Gestalt bildet den Kern und Mittelpunkt aller gesunden Kunstübung. Dies ist eine alte Wahrheit, die auch einer der Modernsten, Max Klinger, in jüngster Zeit wieder ausdrücklich betont hat. Im allgemeinen aber bekümmert sich die moderne Malerei wenig um diese Wahrheit, sondern sie wurzelt vielmehr in der Landschaftskunst. Diese war in früheren Decennien unsres Jahrhunderts von der stolzen Historie nicht einmal als Lehrgegenstand an der Akademie gelitten worden. Jetzt aber hat sie sich auf eigene Füße gestellt, ja sie bildet sogar die am reifsten entwickelte Frucht am Baume unsrer gesammten Kunstübung. Soweit wäre alles gut und recht. Daß aber die Absichten und Grundsätze der Landschaftsmalerei auf das Figurenbild übertragen worden sind, gereicht diesem durchaus nicht zum Vortheil. Der Figurenmaler hat unter allen Umständen von der einzelnen Figur, der Landschafter von den Beziehungen der Gegenstände unter sich auszugehen. Die classischen Meister des 16. Jahrhunderts haben auch die im Freien stehenden Figuren sowohl des Vordergrundes als auch der tieferen Gründe durchmodellirt, die Landschaft aber lediglich als Hintergrund wirken lassen. Unsre Künstler machen es gerade umgekehrt. Wie jene die Landschaft einseitig der Figur unterordneten, so behandeln diese dagegen die menschliche Figur gerade wie ein beliebiges Gewächs nur noch als ein Landschaftsstück. Sie dient ihnen lediglich als Experimentirobject für Lichtwirkungen. So ward sie z. B. in Innenräumen gegen das Licht gestellt. Schon Rembrandt hat an dem Menschen Lichteffecte demonstrirt, aber die Abhängigkeit der Figuren von dem umgebenden Licht- und Luftmilieu ist nie so übertrieben worden, als in den letzten Jahrzehnten. Wenn Menschen in den gebundenen Daseinsformen, z. B. pflügende, säende, die Schafe hütende Bauern als Landschaftsstücke aufgefaßt werden, so hat das seine Berechtigung. Wenn aber Vorgänge von unleugbarer geistiger Bedeutung, z. B. eine Kreuzigung oder Grablegung, zur Landschaftsstaffage herabgedrückt werden, so ist dies als Stillosigkeit zu verurtheilen. Was soll man vollends dazu sagen, wenn auf dem Antlitz einer im Garten stehenden Portraitfigur Sonnenlichter, die durch Laubwerk hindurchgleiten, lustige Tänze ausführen, so daß jede Portraitähnlichkeit zur Unmöglichkeit wird? Solche Bilder haben ja auch ihre Berechtigung, aber man soll sie dann Studien und nicht Portraits nennen. Die Luft- und Milieumalerei in Ehren, aber man soll und darf nicht vergessen, daß außer den atmosphärischen Stimmungen auch Localfarben und Formen in der Natur existiren, daß neben der Landschaft auch durchgeistigte Männerköpfe und die Schönheit des nackten menschlichen Körpers geeignete Vorwürfe für die Malerei bilden. Für die Vernachlässigung des Körperstudiums macht Klinger die moderne Prüderie verantwortlich. Wozu soll der Künstler Acte malen, wenn er sie dem Publicum doch nicht zeigen darf! Neumann glaubt, diese Schwierigkeit ließe sich ganz einfach in der Weise überwinden, daß das Nackte als Aufgabe der Kunst immer mehr eingeschränkt werde, als Erziehungsmittel des Künstlers aber seine alte Stellung behaupte. Ich glaube nicht, daß sich eine derartige Scheidung durchführen läßt. Neumann sucht seine Ansicht folgendermaßen zu begründen. Zur Zeit des classischen Alterthums bot sich der nackte Körper ungesucht und alltäglich dem Blick des Künstlers dar, und er war es daher gewohnt, ihn ohne Nebengedanken anschauen und darstellen zu können. Aber das Christenthum belastete das Nackte für die Zeit unsrer ganzen Cultur mit dem Fluch der Sünde. Wo ist das Modell, das sich rein darstellen könnte?! Neben den antilen Statuen sieht auch eine Tizian'sche Venus wie eine Eva nach dem Sündenfall aus. Hier ließe sich wieder ein Einwand erheben: Kann es nicht der berühmte männliche Act von Stauffer (Bern) in Bezug auf Reinheit mit jeder Antike aufnehmen?! — Selbst gesetzt den Fall, der Künstler vermöge kein reines Modell zu finden, warum soll er es nicht trotzdem rein auffassen und darstellen können?! — Die Gesellschaft muß eben die niedrige Prüderie zu überwinden und den menschlichen Körper wieder rein anzuschauen trachten.

Doch lassen wir dem Verfasser wieder das Wort. Wie in der Kunst der Mensch nur noch ein Coagulationspunkt von Licht-, Luft- und Farbenwerthen ist, so wird auch in der zeitgenössischen Literatur unter der Führung von Taine die Lehre gepredigt, daß der Mensch durch allerlei Einflüsse bestimmt wird. Zu Kunst und Literatur bildet endlich das Leben selbst eine Parallele. Ganzes Menschenthum ist äußerst selten geworden. Ein Goethe wäre heutzutage eine Unmöglichkeit. Der Mensch ist zum Specialisten geworden. In einer Zeit aber, in der allgemein der kraftvollen Persönlichkeit weit weniger Werth beigemessen wird als dem unsicheren Milieu, kann man es auch von der Kunst allein nicht verlangen, daß sie eine Ausnahme mache. — Die Kunst ist eine wunderbare Vereinigung von Receptivität und Gestaltungskraft. Einstweilen lebt sie mehr nach der receptiven Seite hin. Hoffentlich wird sich auch bald die Gestaltungskraft wieder kräftiger rühren. Erst dann können wir eine große und ganze Kunst erwarten.

V. Cap. Die moderne Bewegung in der Malerei begann mit dem grundehrlichen Streben, der strengen Allmutter Natur ins strenge Angesicht schauen zu lernen, ohne

Digitized by Google

dabei irgend welche Nebengedanken zu hegen. Heute macht sich bereits ein Wandel bemerkbar. Die Künstler suchen mit starken Effecten, Seltsamkeiten und Bizarrerien zu imponiren. Lange Jahre hatte man gepredigt, nicht was der Künstler male, sondern ausschließlich wie er male, darauf komme es an. Jetzt ist man wieder mitten in die Ideenmalerei hineingerathen, die man bei Cornelius und seinen Nachfolgern so sehr verabscheut. — Diesen Widerspruch festgestellt zu haben, erscheint mir als ein großes Verdienst des Verfassers, während es mich z. B. immer befremdet hat, daß Muther in seiner Geschichte der Malerei in einem Athem den Verfallzeitidealismus der Cornelius'schule verabscheut und den Fin-de-siècle-idealismus der Gegenwart vergöttert. Allerdings läßt sich auch dagegen wieder einwenden, daß die heutigen Ideenmaler über einen größeren Schuljack von Kenntnissen verfügen als ihre Collegen vom Anfang dieses Jahrhunderts. Auf alle Fälle aber hat Neumann Recht, wenn er den jetzt Mode gewordenen Präraffaelitismus als einen eigentlich längst überwundenen künstlerischen Standpunkt bezeichnet. Der englische Präraffaelitismus ebenso wie die schottische Musikmalerei machen sich immer mehr in Deutschland breit. Dieser ganze „Neuidealismus" hat etwas Gemachtes, außerdem ist er nicht auf deutschem Boden gewachsen, sondern eben aus der Fremde importirt worden. Er hat nichts zu thun, wie dies seine Vorkämpfer so gern behaupten möchten, mit der kerndeutschen urgesunden Poesie eines Thoma oder gar eines Böcklin. — Eine andere Gefahr erwächst der modernen Kunst aus dem Streben der Künstler, sich in verschiedenen Techniken hervorzuthun. Auch die italienischen Renaissancekünstler des 16. Jahrhunderts waren äußerst vielseitig: „viele waren Maler und Bildhauer, Poeten, Architekten und Gelehrte in einer Person, gleich als wäre das Künstlersein das eine Wesentliche und die Technik einer einzelnen Kunst nur etwas Zufälliges und beliebig Erlernbares. Kam dann der heilige Geist des Schaffens über diese Künstler, so durchdrang sich diese unendliche Summe von Können; der Architekt lehrte den Maler, der Maler den Bildhauer: so schmolzen in dem ungeheuren Fieber und der Gluth einziger Stunden alle Fähigkeiten in eins, und Meisterwerke entstanden." Was damals Ueberschwang an künstlerischer Kraft, würde heute nur dilettantische Ruhelosigkeit sein, in einer Zeit, in der die einzelnen Künste erst begonnen haben, nach eigenem Ausdruck zu ringen. Die moderne Zersplitterung wurzelt eben auch in dem Bestreben, auf alle Fälle Aufsehen zu erregen. Dies hängt wieder mit dem Unglück der zahllosen Ausstellungen und überhaupt mit der großstädtischen Stickluft zusammen, die der zeitgenössischen Kunst den Athem benimmt. Das Große, das Bleibende kann aber nur in der Stille und Einsamkeit entstehen und reifen. Zeugen dieser Wahrheit sind Feuerbach, Millet, Böcklin. Man könnte diese Beispiele noch beliebig vermehren, so durch die Namen der Segantini, Leibl, Thoma und Klinger. Wenn die beiden letzteren auch in großen Städten leben, so leben sie doch nur sich und der Kunst.

Das großstädtische Publicum, das sich jetzt zumeist durch Absprechen und Verhimmeln lächerlich macht und der gesunden Entwicklung der Kunst hinderlich ist, könnte sich durch vernünftig betriebenen Dilettantismus Empfindung für dieselbe zu erwerben suchen, wie dies in der Musik thatsächlich der Fall ist. Der Künstler kann Gefahr laufen, zum Dilettantismus herabzusinken; der Laie muß sich dazu erheben. Als glänzendes Beispiel eines Dilettanten der bildenden Künste führt der Autor keinen geringeren als Goethe an. Durch zweckmäßigen Dilettantismus würde das Schlagwort „L'art pour l'art" seine Bedeutung verlieren und die Kunst könnte dann wieder dem ganzen Volke zum Trost und zur Freude des Daseins gereichen. —

Die zweite Hälfte des Neumann'schen Buches besitzt nicht die große grundsätzliche Bedeutung der ersten und soll daher auch an dieser Stelle nicht analysirt werden. Sie besteht nämlich aus vier Einzelstudien: „Christian Rauch. Anselm Feuerbach. Von moderner Malerei. Arnold Böcklin", die der Verfasser in früheren Jahren in den „Preußischen Jahrbüchern" veröffentlicht hatte und nur noch einmal als Beispiele und Erläuterungen der im ersten Theile gegebenen grundsätzlichen Erörterungen abdrucken ließ. In Wahrheit aber enthalten diese Aufsätze und namentlich derjenige „Von moderner Malerei" trotz vieler reizvoller und neuer Gedanken auch manche lästige Wiederholungen der Ausführungen des ersten Theils. Siehe die Würdigung des Königs Ludwigs I. von Bayern als Kunstliebhaber S. 215 und 33. Es wirkt nun immer verstimmend, wenn man in der zweiten Hälfte eines Buches dieselben Gedanken wiederfindet, die man schon in der ersten in vollendeterer Durchführung angetroffen hat. Aber auch die erste Hälfte des Buches enthält müßige Wiederholungen. So erläutert der Verfasser zweimal an dem Beispiel Ranke's den Sinn der modernen objectiven Geschichtswissenschaft, S. 46 und 56. Ueberhaupt hätte der Stoff straffer zusammengezogen und schärfer disponirt werden können. Der Absatz des V. Capitels über den „Dilettantismus der Laien ꝛc." würde streng genommen in das I. Capitel: „Kunst und Publicum" gehören. Derartige Dinge lassen sich durch die „literarische Kunstform des Essai" nicht rechtfertigen, erklären sich aber aus der Entstehungsgeschichte der ersten Hälfte des Buches. Die fünf Capitel entsprechen fünf Vorträgen, die der Verfasser am Freien deutschen Hochstift in Frankfurt a. M. im November und December 1895 gehalten hat. Jeder Vortrag mußte natürlich als ein geschlossenes Ganzes, als ein Kunstwerk für sich wirken. Daher waren gelegentliche Wiederholungen geradezu geboten. Was aber den Vorträgen zum Vortheil, gereicht dem Buch zum Nachtheil. Es ist sehr zu bedauern, daß sich der Verfasser nicht die — allerdings nicht zu unterschätzende — Mühe gemacht hat, das gesammte ihm zu Gebote stehende Material seiner eigenen Aufsätze und Vorträge noch einmal durchzuarbeiten und von einem einheitlichen Gesichtspunkt aus darzustellen. Dadurch würde sein Werk an künstlerischer Vollendung der Form bedeutend gewonnen haben. Der sensationelle Titel des Buches mag vom buchhändlerischen Standpunkt aus geschickt gewählt sein, aber er entspricht — wie der Leser aus der Inhaltsangabe bereits gemerkt haben wird — durchaus nicht dem Inhalt des Buches. Abgesehen davon, daß der Verfasser von neuer Ton- und Baukunst fast gar nichts und von Plastik sehr wenig, sondern fast ausschließlich von Malerei spricht, ist auch in dem Buche von einem „Kampfe" nichts zu spüren. Endlich beschränkt sich der Autor auf Deutschland. Ich würde daher die Schrift „Von moderner deutscher Malerei" überschrieben haben. Die 50 Seiten über den Bildhauer Rauch würden der Richtigkeit dieses Titels auch nicht viel Abbruch thun.

Doch dies sind lauter formale Bedenken. Der Kern des Buches ist vortrefflich. Aus dem Buche erhellt, daß der — mir persönlich übrigens völlig unbekannte — Autor offenbar kein trockener Stubengelehrter ist, der seine Gedanken mühsam aus Büchern und auf Bibliotheken zusammenliest, sondern ein Mann mit offenem Herzen und Sinn, der sich seine persönlichen Gedanken in ununterbrochenem geistigen Ringen erarbeitet und seine Anschauungen von der Kunst nicht nur in Galerien, sondern auch — was sehr wichtig — in Malerateliers gebildet hat. Wie auf nahen Spaziergängen ins Neckarthal, so haben ihn die Gedanken an die ihm liebgewordene moderne Kunst auch auf weiten Reisen in ferne Lander begleitet. Ja, er hat sich sogar in eine eigene Art hineingelebt, selber Dinge und Menschen in künstlerisches

Digitized by Google

Weise anzuschauen. Sein „Kampf um die Neue Kunst“ aber ist — alles in allem genommen — ein flüssig geschriebenes, von Gedanken durchsättigtes und von anschaulichen Vergleichen belebtes Buch, das man nicht wieder aus der Hand legen mag, wenn man es einmal begonnen hat.

Die Heraldik im Dienste der Criminalistik.

s- Die kgl. sächsische Staatsregierung erließ im Jahre 1894, als willkürliche Veränderungen von Städtewappen zu ihrer Kenntniß kamen, eine Verordnung, daß in Aussicht genommene Abänderungen städtischer Wahrzeichen nicht eher zur Ausführung zu bringen seien, als bis dieselben dem Ministerium des Innern angezeigt und von diesem für unbedenklich gefunden sein würden. Zugleich wurde eine Revision sämmtlicher Städtesiegel, sowie der Stadtfarben vorgenommen, deren Resultate der vom Ministerium mit den Revisionsarbeiten beauftragte Regierungsrath Dr. Posse auf dem sächsischen Gemeindetage in Zittau zum Vortrag brachte. Dieser Vortrag liegt jetzt gedruckt in den Verhandlungen des Gemeindetages und als Separatabdruck (Zittau, Moritz Böhme) vor. Hienach stellt sich heraus, daß von den 143 Städten Sachsens 11 je eine falsche Farbe, 10 irrthümlich 3 statt 2 Farben führen. 13 konnten überhaupt keine Farben angeben, 10 führten unheraldische. Als unrichtig mußten die Farben von 7 Städten verworfen werden. Betreffs der in den Siegeln überlieferten Städtewappen wurde festgestellt, daß sie, wie auch in anderen Staaten, zum größeren Theil gegen die Regeln der Heraldik und die Ortsgeschichte verstoßen, daß sie in künstlerischer Beziehung fast alle einer Neugestaltung dringend bedürftig sind. Ueber ein Drittel der Städte hat bereits eine Neugestaltung ihrer Wappen beantragt, und es steht zu hoffen, daß in kurzer Zeit Sachsen heraldisch richtige und künstlerisch schön ausgeführte Wappen haben wird. Der vom Staate bestellte Revisor hat aber auch, mit Rücksicht auf die Bedeutung, welche das Siegel im Rechtsleben und in der Verwaltung hat, sein Augenmerk auf Mißbräuche in der Handhabung des Siegelstempels seitens der Behörden gerichtet und kommt dabei zu dem Endergebniß, daß das heraldisch richtig ausgestattete Siegel dazu berufen sei, mit beizutragen zur Aufdeckung von Verbrechen. Es ist von berufener Seite die Erfahrung gemacht worden, daß die schlechte Aufbewahrung der Stempel den Vagabunden oft zugute kommt: sie schleichen sich in die leere Amtsstube ein und benutzen den Stempel. Viel häufiger aber sind die Fälle, daß das Gesindel mit von ihm selbst geführten Stempeln arbeitet. Unterschrift und Siegel sind die modernen Beglaubigungsmittel für Legitimationspapiere, aber in der Praxis des Polizeiverkehrs ist die Unterschrift nicht von solcher Bedeutung wie der sorgfältige Abdruck des Siegelstempels und des Siegels selbst. Daß erfahrungsmäßig weniger Fälschungen von Legitimationspapieren bei großen Behörden entdeckt werden, liegt wohl auch daran, daß bei dem großen Andrange des Publicums eine genaue Prüfung der Unterschrift und des Siegels nicht vorgenommen werden kann. Woran soll aber die Echtheit der Unterschrift erkannt werden? Anders verhält es sich mit dem Siegel. Das Auge lernt, lernt bald wenigstens die gröbsten Fälschungen erkennen. Das Siegel bietet eine größere Sicherheit für die Beurtheilung der Echtheit eines Schriftstückes, es sollte daher, wie es im Mittelalter der Fall war, dem Siegel wieder eine größere Bedeutung beigelegt werden. Und der Abdruck des modernen Farbstempels stellt sich häufig dar als ein Anilinfarbenklex, aus dem einige Buchstaben der Umschrift und verdruckte Theile des Wappens herausragen. Mit dieser nachlässigen Handhabung des Siegelstempels arbeitet die Behörde unbewußt den Urkundenfälschern in die Hände, sie fördert die Vagabondage und ermöglicht es den Verbrechern, mit gefälschten Papieren jahrelang ihr Unwesen zu treiben. Der Gauner macht sich das zunutze. Siegelt die Behörde nachlässig, so siegelt er um so sorgfältiger, in der nicht unberechtigten Annahme, das es Ansicht der Polizei sei, ein schöner, klar hergestellter Siegelabdruck könne von einem Fälscher nicht herrühren. Bekanntlich werden von den Vagabunden mit Vorliebe Schieferstempel verwendet, hergestellt aus einem Stück Schiefer, auf welchem leicht mit dem Messer Wappen und Umschrift angebracht werden können; sie geben bessere Abdrücke, als die von den meisten Behörden verwendeten Kautschukstempel. Die Fälscher sind größtentheils bestrafte Verbrecher, und zwar solche, die in ihrer Jugend eine gute Schuldildung genossen haben. Die ersten Strafen sind in der Regel für Unterschlagungen und Urkundenfälschungen. Wird ein junger Mann nach Verbüßung der ersten Strafe entlassen, so bekommt er selten wieder Arbeit, befindet sich dann auf der Landstraße und wird Gewohnheitsvagant und Fälscher. Hat einer der Bummler einen einzigen Schieferstempel in Besitz, so verfertigt er an Verbrecher, die, wenn sie unter ihrem richtigen Namen reisen würden, aufgrund der Ausschreibungen in den Polizeiblättern sofort verhaftet werden würden, die verschiedensten Legitimationspapiere. Die Formulare hiezu liefern meistens vacirende Schriftsetzer, Maler und Schreiber, die, wenn sie in Stellung sind, Gelegenheit haben, sich solche anzueignen. Bedenkt man, daß 200,000 Vagabonden — die Zahl ist von Polizeibehörden als richtig anerkannt — sich im Lande umhertreiben, daß das, was diese erbetteln und ergaunern, dazu die vermehrten Kosten für Verpflegungsstationen und Sicherheitspolizei, die Gefängniß-, Gerichts-, Schub- und Spitalkosten bei einem Durchschnitt von nur 2 Mark per Kopf und Jahr eine Summe von 73 Millionen Mark ausmachen —, so dürfte es an der Zeit sein, dieser Pest zu Leibe zu gehen. Für Aufhellung von Verbrechen und Aufgreifung von Verbrechern leisten systematisch angelegte Photographiealbums der Polizeibehörden und Messung des Schädels und anderer Körpertheile das Möglichste. Wenig oder nichts ist gethan, um auf leichte und zuverlässige Weise die Legitimationspapiere auf ihre Echtheit zu prüfen und der Vagabondage wenigstens in etwas beizukommen. Ein gewiegter Beamter, der Polizeiwachtmeister Wurmann in Kaufbeuern, kam auf die Idee, eine größere Sammlung von Stadt- und Gemeindesiegeln anzulegen. Durch Vergleichung mit dieser Sammlung hat er sofort schon hunderte von Falsificaten als solche erkannt. Er hat früher bis zu 80 Individuen im Jahre dingfest gemacht, die wegen Verbrechen, Vergehen oder Desertion steckbrieflich verfolgt wurden und sich mit falschen Ausweisen fort behalfen. Diese zahlreichen Entlarvungen brachten die Vagabundenkreise in nicht geringe Erregung, und die Folge hievon war, weil sich die Vaganten unter einander zu verständigen wissen, daß sie um Kaufbeuern einen Haken schlugen. Dieser Beamte that dann einen weiteren Schritt, ein Sammelbuch herauszugeben, in dem Abdrücke von den Amtssiegeln sämmtlicher deutscher Städte, Märkte, Kirch- und Pfarrdörfer genau nach dem Original und in alphabetischer Ordnung enthalten sind. Obgleich nun dieses bis jetzt erst in einzelnen Lieferungen vorliegende Werk für die Criminalpolizei eine hervorragende Bedeutung hat, so dürfte die Publication um Jahre verfrüht sein, weil bisher nur in wenigen Staaten Vorschriften betreffs der Siegel der Städte und Landgemeinden getroffen sind und infolge dessen willkürlich vorgenommene Aenderungen des Siegelstempels, wenn sie im Gemeindealbum nicht gebucht sind, zu Mißgriffen verleiten können. Die Zahl der Städte und Landgemeinden Deutsch-

Digitized by Google

lands ist aber außerordentlich groß. Den Zwang zur Einreichung von Siegelabdrücken vorausgesetzt, wäre ein ständiges Buchen nöthig, um die fortlaufenden Veränderungen zu buchen und zur Publication zu bringen. Und dann, wenn einer, mehrere, zuletzt alle deutschen Staaten die durchaus nothwendige, nicht mehr abzuweisende Revision ihrer Stadtwappen vornehmen, wird das Werk infolge der verfrühten Publication rasch veraltet und unbrauchbar sein. Um aber die Publication baldigst zu ermöglichen, sollte man dazu schreiten, der großen Masse von Landgemeinden ein Uniformsiegel, d. h. ein übereinstimmend gleichmäßiges, nur in der Umschrift verschiedenes Siegel zu verleihen, wie es bereits in Elsaß-Lothringen, Hessen, Braunschweig und Bayern geschehen ist. Die Betheiligung sämmtlicher 26 Bundesstaaten vorausgesetzt, würden 26 Typen für die Landgemeinden zu beschaffen und im Siegelalbum zu veröffentlichen sein. Dadurch würde das Werk einen sehr mäßigen Umfang annehmen und die Benutzung sehr erleichtert werden. In anbetracht der Wichtigkeit, welche das Werk für die Criminalpolizei hat, ist vom sächsischen Gemeindetage beschlossen worden, eine Publication der sächsischen Städtesiegel und des noch zu schaffenden Typus der 3103 Landgemeinden ins Werk zu setzen, und für die übrigen Staaten eine Anregung zu geben, aufgrund der Erfahrungen, welche Sachsen gemacht, auch ihrerseits das große Werk der Publication der Städte- und Gemeindesiegel Deutschlands fördern zu helfen.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Berlin.** Am 4. d. M. starb, erst 45jährig, Dr. Felix Buka, Docent der darstellenden Geometrie und Titularprofessor an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg, der sich durch praktische Ausbildung der Versuche mit Röntgen-Strahlen bekannt gemacht.

* **Wien.** Zum Director des Allgemeinen Krankenhauses wurde an Stelle des in Ruhestand getretenen Hofrathes Dr. v. Böhm der bisherige Director des Wiedener Krankenhauses Dr. Victor Mucha ernannt.

* **Budapest,** 5. Dec. Unsre Universität ist seit einigen Tagen der Schauplatz großer Aufregungen unter den Studenten und Rigorosanten der medicinischen Facultät, so daß es zu öffentlichen Demonstrationen und Straßentumulten gekommen ist. Die Ursache dieser Bewegung ist der Ordinarius, Professor der Chirurgie, Dr. Joseph Kovacs, dessen lehramtliche und examinatorische Thätigkeit den heftigsten Unwillen der akademischen Jugend erregt hat. Die Unzufriedenheit mit dem Verhalten des genannten Professors ist übrigens schon ältern Datums und hat schon früher zu ähnlichen Kundgebungen die Veranlassung gegeben. Die Klagen und Beschwerden wurden auch stürmischen Straßenscenen in einer zahlreich besuchten Studentenversammlung gestern Abend erörtert und dabei beschlossen, eine Petition an das Professorencollegium zu richten mit der Bitte, den Prof. Kovacs seines Lehramtes, das ja derselbe er nicht fähig sei, zu entheben. Dieses ungewöhnliche Ansuchen unterstützen die Ankläger und Bittsteller mit folgenden Gründen: Professor Kovacs halte niemals systematische Vorlesungen; wer nur seine Vorlesungen besuche, könne die Chirurgie niemals erlernen. Wer bei einigen anderen Professuren höre oder aus einem wissenschaftlichen Werk studire, könne die Fragen des Professor Kovacs niemals beantworten. Diese Fragen seien zwar spitzfindig, aber niemals wissenschaftlich. Professor Kovacs habe seine eigenen chirurgischen Ansichten niemals in Buchform niedergelegt, er gestatte aber auch nicht die Aufzeichnung von Notizen während seiner chirurgischen Belehrungen bei der Krankenvisite. Wenn jemand bei Rigorosen noch den Grundsätzen der modernen Chirurgie operire, falle er ohne Gnade durch. Ueberhaupt sei Professor Kovacs bei den Prüfungen von drakonischer Härte, und durchschnittlich 80 Procent der Rigorosanten würden von ihm zurückgewiesen. Auch leide Professor Kovacs seit fünf Jahren an Diabetes und Neurasthenie, er behandle die Kranken mit empörender Roheit, erweise sich überhaupt als wissenschaftlich zurückgeblieben u. s. w. Das Interessante an dieser Bewegung ist, daß ein großer Theil des Professorencollegiums seitst in dieser Angelegenheit auf Seite der Beschwerdeführer steht. Der Dekan der medicinischen Facultät sagte seine persönliche Intervention in dem Sinne zu, daß Prof. K. seine Vorlesungen an der chirurgischen Klinik vorderhand sistiren solle, und ein Professor versprach den versammelten Studenten: „Was auch geschehen möge, seien Sie versichert, daß die Resolution, die Sie in dieser Sitzung gefaßt haben, an competenter Stelle gebührende Beachtung (!) finden werde." Die Angelegenheit erweckt allenthalben ungemeines Aufsehen.

* **Paris,** 4. Dec. In der gestrigen Sitzung der französischen Akademie wurde der Sessel des verstorbenen Mitglieds Challemel-Lacour für vacant erklärt und die feierliche Aufnahme von Anatole France auf den 24. d. M. festgesetzt. — Wie dies schon für das Collège Monge geschehen ist, das der Staat angekauft und in ein Lyceum für die Gegend des Parc Monceaux verwandelt hat, so soll nun auch das berühmte Collège Sainte-Barbe, ein Actienunternehmen wie Monge, aber viel älteren Datums und hauptsächlich für das linke Seine-Ufer bestimmt, vom Staat erworben werden, um sein Eingehen zu verhindern. Beide Anstalten sind in ihrer Art Musterschulen gewesen, Monge für den modernen Unterricht, Sainte-Barbe für den classischen, beide haben nur Schüler aus reichen Familien, weil die Pensionspreise für bescheidene Verhältnisse zu hoch sind. Durch die Jesuitenschule in der Rue de Madrid — die Jesuiten sind bekanntlich aus Frankreich „verwiesen" —, die von Jahr zu Jahr wegen des Schülerzudrangs erweitert werden muß, war Monge und Sainte-Barbe eine um so gefährlichere Concurrenz erwachsen, als es für chic gilt, bei den Pères der Rue de Madrid, die sich Abbés betiteln lassen, in die Schule zu gehen. Die Umgestaltung des mit Ruin bedrohten Collège Monge hatte den Freunden der Jesuiten schon einen Streich durch die Rechnung gemacht, jetzt schreien sie laut auf, weil der Staat sich des Collège Sainte-Barbe annimmt — aus Furcht, sagen sie, daß der christliche Unterricht in den vornehmen Pariser Mittelschulen dank den Jesuiten oder anderen geistlichen Lehrern wieder rasch die Oberhand gewinnen könnte.

* **Rom.** Hier starb im Alter von 66 Jahren der Professor der ostasiatischen Sprachen an der Universität Carlo Valeagiani.

Prompte Lieferung aller Bücher durch H. O. Sperling, Buchhandlung in Stuttgart. Größere Werke gegen bequeme Theilzahlungen. Kataloge gratis. Hauptvertriebsstelle von Meyers Konversations-Lexikon.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen

Deutsche Geschichte

von der Urzeit bis zu den Karolingern.

Zweiter Band:

Das merowingische Frankenreich.

Von

Walther Schultze.

Mit einer Karte: Das Frankenreich nach der Teilung von 561.

Preis geheftet 6 Mark. In Halbfranz gebunden 8 Mark.

Den Leser nicht blos mit den Thatsachen der äußeren und inneren Geschichte der Epoche bekannt zu machen, sondern ihm auf Grund umfassender Verwertung der wissenschaftlichen Forschung ein Bild des gesamten damaligen Lebens zu geben, ist die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat.

Davon ausgehend, was die Germanen von heimischen Gewohnheiten mitbrachten und was sie von römischen Einrichtungen vorfanden, wird dargethan, wie man das Alte weiterbildete und umwertete, bis in ununterbrochener Entwicklung eine neue Kultur an Stelle der alten getreten war, und so erscheint das merowingische Frankenreich als unentbehrliches Uebergangs- und Verbindungsglied zwischen antiker und mittelalterlicher Kultur.

Mit diesem Bande liegt wieder ein Abschnitt unserer Bibliothek deutscher Geschichte vollständig vor. (17914)

— Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. —

München, Promenadeplatz 10.

Theodor Ackermann,

k. Hofbuchhandlung nebst Antiquariat.

In neuer Bearbeitung erschien soeben mein Wegweiser bei Anlage von Privat-Bibliotheken, sowie bei Auswahl von Festgeschenken.

Ferner: Katalog Nr. 480 meines Antiquariats (Weihnachtskatalog) enthält eine grosse Auswahl von Büchern, welche sich zu Festgeschenken eignen.

Beide Kataloge gratis, nach auswärts franco.

Die illustrirten Leipziger Weihnachtskatalogo sind ebenfalls auf Lager. (18020)

Reichste Auswahl von Festgeschenken.

In 2. Auflage erschienen: [17990]

Musikalischer Weihnachts-Katalog

für das deutsche Volk.

Werke deutscher Musikverleger in schmucken Einbänden.

Kostenfrei zu beziehen von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Sinniges Weihnachtsgeschenk!

Im Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart erschien kürzlich in

zwanzigster Auflage

Ein Winter-Idyll

von **Karl Stieler.**

Mit dem Porträt des Verfassers in Lichtdruck nach dem Gemälde von Hermann Kaulbach.

Elegant gebunden Mark 4.—

Diese reizende Dichtung ist Stielers reifste Leistung. Des Lyrikers höchste Kunst, in dem Leser die Stimmung zu erzeugen, welche ihm die Dichtung eingegeben, bringt das Winter-Idyll in vollendetster Weise zum Ausdruck. (17521)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Neue Antiquarkataloge.

Soeben sind erschienen und werden auf Verlangen gratis und franko versendet:

Katalog 44. Deutsche Sprache und Litteratur. — Alte deutsche Litteratur, Alterthumskunde und schönwissenschaftliche Litteratur.

Katalog 45. Auswahl von grösseren und seltenen Werken aus allen Wissenschaften, worunter auch Inkunabeln.

Ellwangen (Württemberg). (17980)

J. Hess, Buch- und Antiquarhandlung.

Weihnachts-Neuigkeit.

Julius Wolff: Asfalide.

Dichtung aus der Zeit der provençalischen Troubadours.

Preis elegant gebunden 6 M. — Früher sind erschienen:

Till Eulenspiegel. 23. Tausend. 4 M. 80 Pf.
Der wilde Jäger. 76. Tausend. 4 M. 80 Pf.
Singuf, Rattenfängerlieder. 16. Tausend. 4 M. 80 Pf.
Tannhäuser. Zwei Bände. 34. Tausend. 9 M. 60 Pf.
Der Raubgraf. 37. Tausend. 7 M.
Lurlei. 44. Tausend. 6 M.
Renata. 24. Tausend. 6 M.
Das schwarze Weib. 18. Tausend. 7 M. (17931)
Aus dem Felde. Mit einem Anhang: Im neuen Reich. Dritte Auflage. 2 M. 50 Pf.
Der Rattenfänger von Hameln. 63. Tauf. 4 M. 80 Pf.
Die Pappenheimer. 21. Tausend. 6 M.
Der Sülfmeister. Zwei Bde. 30 Tausend. 9 M. 60 Pf.
Das Recht der Hagestolze. 27. Tausend. 7 M.
Der fliegende Holländer. 22. Tausend. 6 M.

Alle in neuen, sehr hübschen Original-Einbänden.

Berlin SW., Dessauer Str. 18. **G. Grote'scher Verlag.**

Soeben ist erschienen: der diesjährige **Grote'sche Weihnachts-Almanach.**

Das reizend ausgestattete und prächtig illustrirte Bändchen, das Auskunft über die schönsten Weihnachtsbücher giebt, ist durch jede Buchhandlung, sowie auch von uns direkt gratis zu beziehen. (17961)

Berlin SW., Dessauer Str. 18. **G. Grote'scher Verlag.**

Verlag von **R. Oldenbourg** in **München** und **Leipzig.**

Heinrich von Treitschke's Lehr- und Wanderjahre 1834—1866.

Erzählt von ***Dr. Theodor Schiemann,*** Professor an der Universität Berlin. (Erster Band der „Historischen Bibliothek".) Preis in Leinw. geb. M. 6.—

Die Odyssee, nachgebildet in achtzeiligen Strophen von ***Hermann von Schelling.*** Preis brosch. M. 6.—, in geschmackvollem Einband M. 7.50.

Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Von ***H. von Sybel.*** 7 Bände. Preis pro Band broschiert M. 7.50, gebunden in Halbfranz M. 9.50.

Zwölf Gestalten der Glanzzeit Athens im Zusammenhange der Kulturentwicklung. Von ***Dr. Albr. Stauffer.*** Preis brosch. M. 7.—, in Leinwand geb. M. 8.50.

Historische Zeitschrift, begründet von **H. von Sybel,** herausgegeben von **Fr. Meinecke.** Preis pro Band (3 Hefte) M. 11.25.

Deutscher Novellenschatz, herausgegeben von **Paul Heyse, H. Kurz** und **L. Laistner.** 48 Bände. Preis pro Bd. geb. M. 1.— (Prospekte gratis und franko.)

Liebhaberkünste, Zeitschrift für häusliche Kunst. Monatlich 2 Hefte; ohne Farbtafeln vierteljährlich M. 3.—, mit Farbtafeln vierteljährlich M. 5.— Separathefte à M. 3.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung. (16221)

Tauchnitz Edition.

December 2, 1896.

The Wrong Man.

By (17913)

Dorothea Gerard,

Author of „Lady Baby" etc.

In 1 vol.

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Stuttgart.

Singer und Seifriz:

Grosse theoretisch-praktische

Violinschule.

Erster Band 14 Mk. Zweiter Band 16 Mk.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Musikalien-Handlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Xail in München.

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 9. December. Nummer 285.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Unbekannte Jugendgedichte und Uebersetzungen von Ferdinand Freiligrath. Von Dr. Julius Schwering. — Mittheilungen und Nachrichten.

Unbekannte Jugendgedichte und Uebersetzungen von Ferdinand Freiligrath.

Mitgetheilt vom Privatdocenten Dr. Julius Schwering in Münster.

Die Literaturgeschichte sucht ihre Helden gern in der geistigen Wiege auf. Sie beobachtet die erste Entfaltung führender Dichtergenien fast noch lieber, als die Höhe ihres Schaffens. Denn „die Jugend zeigt uns“, um mit Milton zu sprechen, „den Mann, wie der Morgen den Tag verkündet.“ — Auch Ferdinand Freiligraths poetischer Werdegang und namentlich die Entwicklung seiner jugendlichen Muse sind seit einem halben Jahrhundert für die literarhistorische Forschung ein Gegenstand lebhaften Interesses gewesen. Als der Verfasser des „Löwenrittes“ im Jahre 1838 mit seiner ersten Gedichtsammlung vor das deutsche Publicum trat, da fragte man sich verwundert, ob denn dieser energische Geist, der mit so scharf ausgeprägter Originalität seinen farbenprächtigen Bilderteppich entrollte, der seiner Harfe nur volle, manchmal barocke, stets aber kräftige und ursprüngliche Töne entlockte, niemals die Pfade anderer Dichter gewandelt sei und gleich anderen Sängern in Liedern von Lenz, Liebe und Vaterland seine jugendlichen Schwingen erprobt habe. „Die Muse Freiligraths“, schrieb damals Gutzkow, „scheint keine Jugend gehabt zu haben; in sich vollendet und fertig tritt sie unter uns wie Pallas Athene, die gewaffnet aus dem Haupte des Zeus hervorging“ — ein Ausspruch, der die überraschende Wirkung der neuen Dichtererscheinung auf die zeitgenössische Kritik treffend kennzeichnet. Heute sind wir über das geistige Werden und Wachsen des Detmolder Sängers besser unterrichtet, als der Dichter des „Uriel Acosta“ und die kritischen Wortführer jener Tage. Vor allem, seitdem Wilhelm Buchner in seinem zweibändigen Werke: „Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. Lahr 1882“, der stufenweise fortgeschrittenen Entwicklung des Dichters sorgsam und liebevoll Schritt für Schritt nachging, steht das Bild Freiligraths in klarer Beleuchtung vor uns, und auch über die Anfänge seiner poetischen Laufbahn sind wir hinlänglich aufgeklärt. Um zu zeigen, aus welch unscheinbarer Raupe der farbenschimmernde Schmetterling Freiligrathscher Lyrik hervorging, hat Buchner mit großem Fleiße aus den vergessenen und verstaubten westfälischen Localblättern, Zeitschriften und Taschenbüchern zahlreiche verschollene Jugendpoesien des Dichters ans Licht gezogen und so den Beweis erbracht, daß der gestaltungsmächtige Schilderer der Wüste und des Meeres schon eine rege schriftstellerische Thätigkeit hinter sich hatte, ehe er die Augen der Nation auf sich lenkte. Wir wissen jetzt, daß Freiligrath nicht als ein Fertiger auf den deutschen Parnaß trat, sondern daß er jahrelang suchte und tastete, ehe er seine glänzende Eigenart gefunden hatte. Der geniale Meister, dessen Tropengemälde wegen ihrer funkelnden Farbenpracht uns noch heute hinreißen, hat anfangs das Localcolorit für seine Schilderungen höchst mühsam aus hundert und aberhundert Zügen musivisch zusammengesetzt, und wie trefflich auch später seine gewaltige Phantasie die endlosen Details zu einheitlichen Bildern verschmolz: anfangs vermögen doch seine Schöpfungen diesen künstlichen Ursprung nicht zu verleugnen, und manche seiner Jugendgedichte klingen beinahe wie die versificirten Noten eines geographischen Handbuches.

Diesen Einblick in die Dichterwerkstatt des jungen Freiligrath verdanken wir Wilhelm Buchner. Mit dessen trefflicher Monographie ist jedoch die Forschung über die künstlerische Entwicklung unsres Dichters nicht endgültig abgeschlossen. Das biographische Material hat vielmehr seitdem manche Bereicherung empfangen. Ich will nur hinweisen auf das 1883 in Stuttgart erschienene Büchlein: „Nachgelassenes von Ferdinand Freiligrath“, herausgegeben von der Gattin des Dichters, auf die „Beiträge zur Biographie Freiligraths von Gisberte Freiligrath, Minden 1889“, und auf Arnold „Ruge's Briefwechsel und Tagebuchblätter, herausgegeben von Paul Nerrlich“, Berlin 1886, die uns neue biographische Quellen erschließen. Auch kann eine nochmalige genaue Durchsicht der alten Zeitschriften, Monatsblätter und Taschenbücher, deren Mitarbeiter Freiligrath war, manchen nicht unwichtigen Beitrag zur Charakteristik und ästhetischen Würdigung des westfälischen Dichters an den Tag fördern. Denn daß Freiligrath noch eine Reihe von Gedichten veröffentlicht hat, die der Forschung über ihn bisher entgangen sind, wird die nachstehende Studie zeigen.

Schon während seiner kaufmännischen Lehrzeit in Soest, die von 1825 bis zum Frühjahr 1832 dauerte, ist der junge Poet schriftstellerisch an die Oeffentlichkeit getreten. War er frei von dem Joch der Tagesarbeit mit Ballen und Faß, Facturen und Contobüchern, so schweifte seine Phantasie unter dem heißen Himmel Afrika's, in der Pracht der Tropenwelt, in der schweigenden Oede des Oceans, und er begann zu schildern, was er geistig geschaut. Oder er hielt Einkehr in den Tiefen der eigenen Brust, und was seine Seele freudvoll und leidvoll bewegte, gestaltete sich ihm zum Liede. Seine Erstlinge hielt er aber nicht ängstlich wohlverwahrt im Pulte, sondern er machte alsbald das Publicum zum Mitwisser seiner poetischen Stimmungen und Träume und schritt nach Art der Strebenden in „den Knabenschuhen der ersten Versuche“ in die Welt hinaus. Er veröffentlichte verschiedene Gedichte theils im „Soester Wochenblatt“, theils im „Mindener Sonntagsblatt“ und in der zu Herford gedruckten Zeitschrift: „Westfalen und Rheinland“. Aus jener Periode stammen: „Das arabische Roß in der Fremde“, „Das Nordlicht“, „Der Blumen Rache“, „Moosthee“ u. a. Seit dem Frühling 1829 sandte er zahlreiche Beiträge an die zu Münster in der G. A. Wundermann'schen Buchhandlung erscheinenden „Allgemeinen Unterhaltungsblätter für Verbreitung des Schönen, Guten

und Nützlichen". In dem Verzeichnisse der Mitarbeiter des fünften Jahrganges[1]) wird Freiligraths Name neben dem Grabbe's und Heine's erwähnt. —

Das Maiheft der „Allgemeinen Unterhaltungsblätter" vom Jahre 1829 S. 223 ff. enthält die ersten poetischen Versuche des jungen Kaufmanns. Es sind drei Uebersetzungen von Gedichten Walter Scotts und zwar: „Nora's Gelübde", „Der Einfall" und „Das Mädchen von Toro". Sie tragen die Unterschrift Σ (oest) Φ9. Freiligrath hat später alle drei Uebertragungen fast unverändert in seine sämmtlichen Dichtungen aufgenommen.[2]) Diesen Verdeutschungen ließ er dann im Juliheft vom Jahre 1829 S. 35 und 36 zwei weitere Uebersetzungen Scott'scher Poesien folgen: „Der Troubadour" und „Jock von Hazeldean." Auch sie sind mit Σ und Φ9 unterzeichnet und haben, nachdem der Verfasser sie später einer Umarbeitung unterworfen, Aufnahme in seinen gesammelten Werken gefunden. Doch will mir scheinen, daß die Veränderungen, die der gereifte Künstler mit diesen jugendlichen Uebersetzungsproben vornahm, nicht immer glückliche Verbesserungen waren. So gestaltete er die dritte Strophe des „Troubadours", die in der alten Fassung lautet:

„Und als erschall der Schlachtenruf,
Mit Kriegermuth er nurwärts drang,
Trotz Lanzenwurfe und Rossestuf
Ertönte noch sein Heldensang:
Mein Leben nur dem Vaterland,
Mein Herz weih' ich der Liebsten nur;
Für Liebe und für Ruhm der Tod
Geziemt dem tapfren Troubadour" —

also um:

„Es brach die Schlacht mit ihrem Drau'n;
Da sprengt' er vor und vor und ritt und rang.
Vom Roß herniedre durch die Reih'n
Ertönte laut noch sein Gesang:
Mein Leben gern dem Vaterland,
Mein Herz weih' ich der Liebsten nur!
Für Lieb' und Ehre Kampf und Tod,
So ziemt es sich dem Troubadour."

Die Uebertragung des „Jock von Hazeldean" mag in ihrer ursprünglichen Form hier folgen, weil sie schlagend beweist, wie gewandt der neunzehnjährige Interpret das Werkzeug der Sprache zu handhaben verstand:

„Sprich Fräulein! warum härmst du dich?
Sprich warum weinst du laut?
Meinem jüngsten Sohn vermähl' ich dich,
Ihm geb' ich dich zur Braut!
Mein jüngster Sohn wird dein Gemahl,
Und du freu'st, Holde, ihn!"
Doch ihre Thränen flossen, ach!
Um Jock von Hazeldean.

„Bald, Mädchen! ist dein Trotz entfloh'n,
Versiegt der Thränen Quell!
Mein Frank ist Herr von Errington,
Ist Lord von Langley-dale!
Er ist der erste fern und nah,
Gern mag das Schwert er zieh'n!"
Doch ihre Thränen flossen, ach!
Um Jock von Hazeldean.

„Ich gebe dir ein gold'nes Band
Zum Schmucke für dein Haar,
Und einen Falken auf die Hand,
Und einen Zelter gar.
Als Fürstin führest du uns an
In dunklen Forstes Grün!"
Doch ihre Thränen flossen, ach!
Um Jock von Hazeldean.

Es prangt die Kirch' im Sonntagsstaat
Früh' bei des Morgens Grau'n.
Der Priester wartet im Ornat,
Und edle Herrn und Frau'n.
Allein es fehlt die Braut! man sucht
Sie überall; doch kühn
Hat in das Grenzland sie entführet
Ihr Jock von Hazeldean." [1])

Allen Biographen Freiligraths blieb das nachfolgende Gedicht desselben unbekannt, das mit den angegebenen Namenschiffern versehen, im Augustheft des Jahrgangs 1829 der „Unterhaltungsblätter" S. 49 ff. erschien und den Geburtstag Friedrich Wilhelms III. feiert. Es hat folgenden Wortlaut:

„Am Morgen des dritten Augusts.

Die Schatten flieh'n! die Nebel fallen;
Und aus des Ostens gold'nem Thor
Tritt aus der Morgenröthe Hallen
Die Sonne im Triumph hervor!
Und freudig lenkt sie ihren Wagen
Und ihrer Rosse schnaubend Paar,
Als wollte stolz sie jedem sagen:
„Dies ist der Tag, der ihn gebar!"

Und Millionen Herzen glühen
Bei dieser Worte Zauberklang;
Und Millionen Wesen knieen,
Und flehen liebevoll und bang
Empor zu ihm, des starke Rechte
Den Scepter, wie des Würmchen hält,
Aus dessen Hand dem Staubgeschlechte
Des Schicksals eh'rne Würfel fällt.

Wer ist's, den ihre Lippen nennen
In brünstigem Gebetes Thun?
Er ist's, der Vater seiner Brennen,
Der starke Held auf Preußens Thron!
Für ihn steigt zu des Himmels Höhen,
Steigt zu der Gottheit mildem Ohr
Des ganzen Landes bittend Flehen,
Sein heißes Dankgebet empor.

Für ihn, der gut, gerecht und weise
Sein ihm ergeb'nes Volk regiert,
Und stets im sichern, eb'nen Gleise
Des Staates mächtig Ruder führt;
Der reich an Huld, mit Vatermilde
Auf seiner Ahnen Throne sitzt,
Und mit des Rechtes festem Schilde
Den Starken, wie den Schwachen schützt.

Für ihn, des ritterliches Streben,
Als Frankreichs Tücke uns umwob,
Zu neuer Kraft, zu neuem Leben
Der Brennen tapf'ren Stamm erhob;
Der mit der Seinen kühnen Schaaren
Des Rheines blaue Fluth durchschritt,
Und, hoch umkreist von Preußens Aaren,
Den Usurpator niederstritt.

Für ihn, der seine Kinder alle
Mit gleicher Vaterhuld erquickt;
Des Bäuers Hütte, wie die Halle
Des Großen segnend hochbeglückt;
Und unter dessen Schutzgeide
Das Schöne bei dem Guten wohnt,
Und lange schon der gold'ne Friede
Des fleiß'gen Bürgers Schweiß belohnt.

Für ihn, der — doch des Liedes Klänge
Verstummen, wie des Dichters Mund;
Denn kaum ein Meister der Gesänge
Gibt seine Thaten würdig kund;
Wie mag's dem Jüngling denn gelingen,
Der bangend nur, mit schwachen Hand,
Des besten Königs Lob zu singen,
Beteat der Töne seemden Land?

[1]) Seit 1830 wird als Ort des Erscheinens Münster und Hamm genannt.

[2]) Vergl. die gesammelten Dichtungen Bd. II. S. 74 ff.

[1]) Vgl. die gesammelten Dichtungen Bd. II S. 74 ff.

Und was bedarf es auch, zu ſagen,
Was er gerecht und gütig that,
Dem alle Herzen liebend ſchlagen,
Der ſich ein Reich gegründet hat
Vom Belt bis zu des Rheines Fluthen
In ſeiner Unterthanen Bruſt,
Und dem in frommer Liebe Gluthen
Sie treu geboren voller Luſt?

Drum ſtimm' ich lieber meine Leier
Zu aller Preußen Dankgebet,
Das alſo zu des Tages Feier
Empor zum Herrn der Welten fleht:
O, Vater, walleſt du es geben,
Daß oft noch kehret dieſer Tag,
Daß Friedrich Wilhelm lang noch leben,
Noch lang ſein Volk beglücken mag!

Breit' über ihn auf ſeinen Wegen
Die Vaterarme ſchützend aus,
Und gieße deinen reichſten Segen
Auf ihn und ſein erhab'nes Haus!
Was nützlich ihm und gut iſt, lende
Ihm deiner Allmacht ſtarker Stab!
Doch, was ihm ſchadet, o, das wende
Von ſeinem Haupte gnädig ab!

Und wie der Morgen ſeines Lebens
Einſt glich dem ſtolzen Sonnentag,
Der, hohen Sinnes, kühnen Strebens,
Erhebt der Schwingen ſtarke Paar,
Und wie ſein Mittag glich der Eiche,
Die, rings umdonnert, rings umſtürmt,
Des grauſen Sturmes wildem Streiche
Der Wipfel Schild entgegenthürmt;

So ſei ſein Abend gleich dem Schiffe,
Das ſeinen meerumſpülten Bord
Aus Sturmesnacht, aus ſcharfem Riffe
Gerettet in den ſichern Port.
Es iſt verhallt, des Sturmes Toſen;
Die Woge murmelt ſtill ans Eis,
Und linder Lüfte fächelnd Koſen
Durchweht der Segel flatternd Weiß.

Auf heißen Tages dumpfe Schwüle
Lohnt ihm des Abends gold'ne Ruh';
Der friſche Landwind weht ihm Kühle
Nach ausgeharrter Arbeit zu;
Und wann der Abfahrt Donner klingen
(O! ſtieß' es nimmer doch vom Land!)
Dann eilt es auf der Hoffnung Schwingen
Zum unbekannten, beſſern Strand!"

Wir haben hier das erſte politiſche Gedicht des weſtfäliſchen Sängers vor uns, das entſtanden iſt in einer Zeit, da der Sturmwind demagogiſcher Ideen noch nicht den Spiegel der Freiligrathſchen Poeſie getrübt hatte. Tiefe Vaterlandsliebe und reine Königstreue, echt chriſtliche Geſinnung wehen uns aus dieſen Strophen des Dichterjünglings entgegen, der, „um des beſten Herrſchers Lob zu ſingen, zagend der Töne fremdes Reich betrat". Welch ein Gegenſatz zwiſchen der warmen, wenn auch noch nicht recht flügelkräftigen Begeiſterung dieſes patriotiſchen Erguſſes und der düſter prächtigen Gluth und dem trotzigen Ungeſtüm der revolutionären Hymnen, die der zürnende Titan des politiſchen Liedes vierzehn Jahre ſpäter gegen Thron und Altar ſchleuderte! —

Die beiden folgenden Originalgedichte: „Ibrahim vor Miſſolunghi" (im erſten Septemberheft S. 105) und die ſchwermüthige Elegie auf „Cloſtermeiers Tod" (im zweiten Novemberheft S. 502) ſind bereits bekannt und von Buchner zum Abdruck gebracht.[1]) Auch die Nachbildung von Scotts: „Donald Caird", welche ſich im Decemberheft S. 252 findet, iſt unverändert in die ſämmtlichen Dichtungen Freiligraths übergegangen. Nicht wieder abgedruckt iſt dagegen eine Ueberſetzung im Octoberheft S. 177, die ich hier deßhalb folgen laſſe:

„Romanze von Dunois.

(Nach Walter Scott.)

Zum heil'gen Land zog Dunois, der Ritter, jung und kühn;
Doch erſt ſah vor Mariens Bild man ihn voll Andacht knie'n;
Und alſo ſprach er traben Muth's: „O, Heilige verleih',
Daß ich der bravſte Ritter und daß mein die Schönſte ſei!"

Drauf grub er auf das Heiligthum den Schwur mit feſter Hand,
Und folgte ſeines Bauers Weib's bis an des Jordans Strand,
Und in der Ungläubigen Schwarm eilt er im blut'gen Kleid:
„Hoch ehrt den bravſten Ritter, hoch verehrt die ſchönſte Maid!"

Sein Lehnsherr ſprach, als ſeinem Arm der Feinde Menge wich:
„Dein Herz ſchlug hoch für Ehre, denn belohnt Gegen dich!
Ich gebe meine Tochter dir nach ausgekämpftem Streit;
Du biſt der bravſte Ritter, ſie gewiß die ſchönſte Maid!"

Und heimgekehrt nach manchem Strauß ins väterliche Land,
Vereint ſie vor Mariens Bild der Ehe heilig Band.
Und Herrn und Frauen, allesammt, ſie ſprachen ſonder Neid:
„Hoch ehrt den bravſten Ritter, hoch verehret die ſchönſte Maid!"

Die Beiblätter zum Februarheft des Jahrgangs 1830 leitet eine bisher völlig unbekannte Ode Freiligraths ein. Sie lautet:

„Beim Jahreswechſel.

Schon wieder aus der Urne des Zeitengotts
Entfloh ins große, wogende Meer der Zeit
Ein Jahr, wie von des Bogens Sehne
Raſch durch die Lüfte der Pfeil entſchwirret;

Wie von des Berges zackigter Felſenhöh'
Ein Waldſtrom brauſend, ſchäumend ins Klippenthal
Herabſtürzt; wie durch blaue Meere
Raſch, wie ein Aar, die Barke ſegelt.

Gleich wie des Meeres fluthender Wellenſchaoß,
Den grünend bald ein blumigter Uferrand,
Mit ſtolzen, wolkenhohen Eichen,
Rauſchend im heiligen Hain umgürtet;

Den Felſen bald in ſchaurigem Kreis umbeu'n,
Des Seegeflügels thränendes, jähes Haus,
Das auf der Brandung weiße Strudel
Rieſig die ſchwärzlichen Schatten ſtrecket;

Der bald am Bord des ſchaukelnden, ſchwankenden Kahns
Verlobte leicht zum Ufer der Heimath trägt;
Kaum von des Weſtes Schmeichelluffe
Auf der kryſtallenen Fluth gekräuſelt;

Doch bald auch wild, vom toſenden Nord durchſtürmt,
Laut heult und tobt, und ſpritzende Wellen wirft,
Erbarmungslos und unerbittlich
Sie, die ſich liebten, zur Tiefe reißet;

Oft graugelockten Eltern den theuren Sohn,
Dem Sohne oft den liebenden Vater raubt;
In undurchſichte dunkle Tiefen
Was uns das Theuerſte war, verſenket:

So warſt du, Jahr! im gaukelnden Horentanz
Haſt Stunden dn, haſt Tage du uns gebracht,
Wie froh der Schiffer auf dem Meere
Sie in der Kühle der Buchten feiert;

Wo Ruhe, die ein Gott uns bereitete,
Und ſtiller Friede, himmliſche Freude uns
Umſchwebten, wo die finſtern Sorgen
Nimmer uns ſchwarz in dem Buſen hauſten;

Wo in der Freunde traulee Umarmung wie,
Nicht vorgeahnt, was die Zukunft, die dunkele,
Uns bringen möchte, froh den Becher,
Den uns der Augenblick reichte, leert'e.

Da flog uns eilig die roſenbekränzte Zeit,
Raſch, wie an grünem, eichenumſchattetem Strand
Das Ufer eilend, ſchnell entſchwindet
Ihm in dem tanzenden, leichten Kahne.

[1]) Vgl. Buchners Aufſatz: „Unbekanntes und Ungedrucktes von Ferd. Freiligrath" im Ergänzungsheft zu Band II des Euphorion, S. 122 ff., und deſſelben Verfaſſers Biographie Freiligraths Band I, S. 30 ff.

Doch oft auch brachte rauschend dein Adlerflug
Uns Stunden, die mit bleierner Schwere uns,
Wie Felsen in des heil'gen Meeres
Dunkelsten Buchten, den Busen drückten,

Die unerbittlich, wie der gespaltene
Durchstürmte Schooß der zürnenden, wilden See,
Verschlangen, was voll Gluth, so innig
Einst wir geliebt, und gehofft, erbeten.

Auch mir ertönte schaurig der ernste Schlag
Von solchen Stunden; noch war die Wimper mir,
Das Auge naß von heißen Thränen,
Die ich dem Lehrer, dem Freunde weinte.

Da glaubt' ich schon, das Bitterste, Herbste, was
Schnell kreisend mir das eilende Zeitenrad
Herrollen könnte, all' gekostet,
Ganz schon den Becher geleert zu haben.

Doch nach hatt' ich den Becher nicht ganz geleert!
Mit Riesenkraft warf tückische Krankheit sich
(So wirft voll Blutesdurst der Tiger
Sich auf den zitternden, nackten Wandrer)

Auf ihn, dem ich das köstlichste, hohe Gut
Des Lebens, dem ich Höheres, Bess'res noch,
Dem ich den Sinn für Recht und Tugend,
Sinn für das Schöne, das Gute danke.

Ich sah ihn leiden, sah ihn das müde Haupt
Im Kissen bergen, sah seine Lippen dürr,
Die heiß mir oft den Vatersegen
Redeten, kühlen, nach Labung schmachten.

Ich wehte Kühlung ihm, als der Todesschweiß
Am Haupt ihm klebte; drückt' ihm die kalte Hand,
Die, ach! den warmen Druck der meinen
Nicht mehr erwiederte, nicht mehr fühlte.

Ich seh sein Aug', das jüngst noch so liebevoll
Auf mich herabsah, glanzlos, und matt, und starr;
Ich sah ihn sterben, sah ihn leblos,
Todt auf der Bahre — was weinst du, Auge?

Blick auf zu ihm, der über dem Sternendom
Mit Vaterhuld der Kinder im Staube denkt;
Mit starkem Arm die Flucht der Zeiten,
Und was die flüchtigen bringen, lenket,

Hart scheinend oftmals schickt er uns Prüfungen;
Dann wieder senkt er lindernden Trost ins Herz.
Wenn er, die hier sich liebten, trennet:
Siehe, die Freuden des Wiedersehens,

Die dort, umwallt vom himmlischen Frühlingsglanz,
Wir kosten sollen — sieh', er bereitet sie
Schon dann, wann dumpf die Trennungsstunde
Hier uns umdröhnt, daraus den Kindern,

Er weiß, was gut uns, weiß, was uns nützlich ist;
Aus seiner Hand kommt, was uns das eilende,
Das ewige Rad der flücht'gen Zeiten,
Kreisend im ewigen Wechsel sendet.

So traut denn ihm! er sei uns der Ankergrund,
Auf dem wir fußen, wenn uns das Leben wild
Umstürmt: Wohlan denn, Freunde! steuert
Kühn in die Fluthen des neuen Jahres!"

In der Einleitung der Ode überwuchert das beschreibende Element, und das weithauschige Gewand des Gedichtes birgt ein Uebermaß von Vergleichen und Bildern, die zum Theil unsern kritischen Widerspruch herausfordern, und aus deren Fülle sich der Grundgedanke nur mühsam emporarbeitet. Auch fehlt diesen Versen die phantasievolle Lebendigkeit, die markige, gedrungene Form und das eigenartige Colorit, das sonst der Freiligrath'schen Poesie ein weithin kennbares Gepräge gibt. Der Dichter findet erst wärmere Accente des Pathos und der Empfindung, da er in der vierzehnten Strophe seines verstorbenen väterlichen Freundes, des Detmolder Archivraths Clostermeier gedenkt und dann die Todtenklage um den jäh dahingerafften theuren Vater anstimmt. Der Schluß klingt versöhnend aus mit dem Hinweis auf das gütige Walten der Vorsehung. In formeller Hinsicht erscheint die Ode interessant als der einzige Versuch Freiligraths in der alcäischen Strophe.

Auch als Uebersetzungskünstler tritt uns der westfälische Lyriker in diesem Jahrgang wieder entgegen. Das treffliche „Wiegenlied auf den Sohn eines schottischen Häuptlings" nach Walter Scott und den „Pilgrim" dieses Dichters enthält das Maiheft der „Unterhaltungsblätter" S. 120. Beide Uebertragungen haben ihren Platz in Freiligraths Werken gefunden.[1]) Die Ballade „Ossian", welche im Octoberheft S. 151 erschien, ist von Buchner bereits mitgetheilt,[2]) während die metrische Verdeutschung von Byrons „Mazeppa", welche im Octoberheft S. 180 beginnt, von Ida Freiligrath in ihrem oben erwähnten Buche „Nachgelassenes von Ferd. Freiligrath" herausgegeben wurde.

Besonders reich an Beiträgen unsres Dichters ist der Jahrgang 1831. Der Detmolder Poet figurirt darin mit fünf Originalgedichten und acht Uebersetzungen. Von den ersteren sind das etwas langathmige „Wintermärchen" (s. Januarheft S. 30 ff.), ferner die phantastisch-bizarre Schilderung „Das Schiff" (s. Juniheft S. 301) und die in Stanzen geschriebene poetische Erzählung „Die Zerstörung von Persepolis" (s. Augustheft S. 82 ff.), sowie das Preislied zum Soester Schützenfest, betitelt „Sonst und Jetzt" (S. 258) durch Buchners Veröffentlichungen bekannt geworden.[3]) Dagegen weise ich hier zum erstenmal auf das in der Form noch nicht ganz ausgereifte, aber stimmungsvolle Gedicht: „Kindergräber" hin:

„Blüthen, die ihr, kaum entsprossen,
Schon für immer euch geschlossen; —
Die des Todes Hand gepflückt,
Die des Sturmes Hauch geknickt:
Heil euch, Fried' und ew'ge Freude,
Engelchen im Sterbekleide!

Bald erwacht von Erdenträumen,
Flogt ihr auf zu schön'ren Räumen!
Der Cypresse Trauergrün
Und ein Kranz von Rosmarin
Krönen euch zur ew'gen Freude,
Engelchen im Sterbekleide!

Frei von Harm und Erdenmängeln,
Schwebt ihr nun mit andern Engeln
Zu des Ew'gen Thron hinan,
Licht mit Flügeln angethan!
Blickt auf uns herab mit Freude,
Engelchen im Sterbekleide!

Da durchströmt die kalten Glieder
Warmer Lebenshauch euch wieder;
Frische Röthe schmücket euch
Dann die Wangen, jetzt so bleich!
Heil euch d'rum und ew'ge Freude,
Engelchen im Sterbekleide!

Und die euch vorangegangen,
Alle Lieben, sie empfangen
Euch mit namenloser Lust,
Drücken euch an ihre Brust;
Sprechen: Heil euch! Himmelsfreude!
Engelchen im Sterbekleide!

Und den Kranz, den wir euch bringen,
Um die kalte Stirn euch schlingen, —
Von dem thränennassen Haar
Nehmt ihr ihn und reicht ihn dar
Den Geliebten! Heil euch! Freude!
Engelchen im Sterbekleide!"

---

[1]) Gesammelte Dichtungen Bd. II, 73 u. 80.

[2]) a. a. O. S. 126 ff.

[3]) Vergl. dessen Monographie Freiligraths und den oben citirten Aufsatz im „Euphorion". Das Festlied: „Sonst und Jetzt" erschien auch im Soester Wochenblatt, Jahrg. 1831, in Nr. 26 vom 25. Juni.

Dieſes Gedicht bildet ein Seitenſtück zu der in Buchners Monographie S. 43 ff. mitgetheilten Elegie: „Gefühle“. Entſtanden ſind die tief empfundenen Verſe unter den ſchmerzlichen Eindrücken, welche der im Juli 1830 erfolgte Tod ſeines Brüderchens Otto in Freiligrath hervorrief. — Von den Ueberſetzungen hat der Dichter die Nachbildung von Scotts „Mädchen von Jsla“ (ſ. Aprilheft S. 201) und die Verdeutſchung von Coleridge's „Altem Matroſen“ (ſ. Novemberheft S. 190) ſeiner Gedichtſammlung beigefügt, dagegen den Klaggeſang auf das „Blutbad von Glencoe“ (Juliheft S. 38 ff.) und die Ballade „Schloß Cadyow“ von Scott, ebenſo ein längeres Poem von James Hogg: „Malcolm von Lorn“ ſpäterhin verworfen. Mehr Beachtung als dieſe letzteren verdient nach meiner Anſicht folgende bisher nicht bekannt gewordene Uebertragung im erſten Maiheft S. 124:

„Longwoods Trauerweide.

(Nach der franzöſiſchen Romanze: Le saule de Sainte-Hélène.)

Seht einſam ihr den Zeis ſich heben,
Seht ihr die flücht'gen Segel dort?
Hat ihm das Jnſeloolt vergeben?
Nein! Noch hält ihn des Eilands Bord,
Doch ſchüttelt er nicht mehr die Kette;
Er ſchlummert ruhig, ſonder Leide:
Er ſchläft, er ſchläft im kühlen Beete,
Am Fuß von Longwoods Trauerweide.

Er ſah die Fürſten aller Zonen
Gebeugt zu ſeinen Füßen ſteh'n;
Ob ihren umgeſtürzten Thronen
Ließ er das Banner Frankreichs weh'n.
Noch bebte, könnt' er nur erwachen,
Die Welt vor ſeines Schwertes Schneide,
Noch wüth' er ſie erzittern machen,
Der Schlimm'rer unter Longwoods Weide.

Er maß mit ſeinen Feuerblicken
Der Wüſte Sandmeer, öd' und heiß;
Des Bernhards ſtellen Felſenrücken,
Des Moskowiterlandes Eis.
Des Erdenkreiſes weite Runde
War ſein, ſah ihn im Siegesgeleite,
Doch ſeine Größe ging zugrunde
Am Fuß von Longwoods Trauerweide.

Jhr Mütter, deren Glück er kürzte,
Die ihr ihm weinend nachruft: Fluch!
War denn der Sturz, mit dem er ſtürzte,
Sein Unglück Sühne nicht genug?
Jhr wolltet Haß im Buſen tragen
Jhm, der da ruht auf grüner Haide?
O, laßt! Könnt ihr ihn noch verklagen
Am Fuß von Longwoods Trauerweide?

Jhm, der vor ſeinen Bataillonen,
Wie eine Fackel, leuchtend ſtand,
Jhm fall ein Grab bei ihnen lohnen;
Kein's auf der Todesinſel Strand!
Der Jnſelfels gehört den Briten,
Doch uns der Schlimm'rer auf der Haide! —
Ein Freund, der einſt mit ihm geſtritten,
Sucht ihn dereinſt bei Longwoods Weide!“

Jch weiß nicht, warum Freiligrath auch dieſes Gedicht ſpäter unterdrückte. Es hat doch gewiß mehr Kunſtwerth, als die Hochzeits-, Tauflieder u. ſ. w., die wir im vierten Bande ſeiner geſammelten Werke unter dem Titel: „Aelteres und Neueres“ vereinigt finden, und die ſich über das Durchſchnittsmaß harmloſeſter Gelegenheitsreimerei in keiner Weiſe erheben. Oder glaubte der Dichter, daß dieſes jugendliche Erzeugniß ſeiner Ueberſetzungskunſt neben Dichtungen, wie Manzoni's berühmter Ode: „Der fünfte Mai“, neben Victor Hugo's: „Napoleon der Zweite“, neben Lamartine's „Bonaparte“ und ähnlichen glänzenden poetiſchen Blüthen der napoleoniſchen Legende keine Exiſtenzberechtigung habe? Vielleicht auch ſträubte ſich ſein tapfres Demokratenherz gegen dieſen Ausfluß des Heroencultus. Noch eine Ueberſetzung Freiligraths aus dem Maiheft S. 226 möge hier Platz finden:

„Maria Stuarts Klage.

(Nach dem Engliſchen.)

Vergebens rein' ich und klage —
Dumpf ſchallt's von den Mauern zurück —
Ach, denk' ich vergangener Tage,
Dann drückt mich noch mehr mein Geſchick.
Jch lauſche der Vögel Geſängen,
Sie flattern am Gitter vorbei;
O, könnt' ich die Feſſeln zerſprengen,
O, wäre ich glücklich und frei!

Wie tief mich das Schickſal mag betten,
Verachtung den Feinden gezeigt!
Dir Königin, wenn auch in Ketten,
Vor ihnen ſich nimmermehr beugt!
Dir Zukunft, o Falſche! entſcheide!
Einſt blickt ſie mit Abſcheu auf dich;
Und decket das Grab ſchon uns beide,
Dann weint noch manch' Auge um mich!

Jhr Hallen, wo Schrecken verweilet,
Jhr Gänge, von Dunkel umwallt;
Die Zeit, wie ſo träg ſie enteilet,
Die Glocke, wie traurig ſie ſchallt!
Die Eule heult dumpf auf den Zinnen,
Hohl murmelt der Sturm — horch, er ruft:
„Maria, die Stunden verrinnen!
Maria, es winkt dir die Gruft!“

Als Dolmetſch antiker Dichtung lernen wir Freiligrath durch eine Verdeutſchung der erſten Ode des dritten Buches von Horaz („Odi profanum volgus“) kennen. Einige Strophen aus dieſer Ueberſetzung, die im Juniheft 1831, S. 278 erſchien, dürften die Leſer intereſſiren:

„Sieh', dort den Mann, der in den Schoß der Erde
Das zarte Reis mit kund'gen Händen ſenkt,
Und jenen, der mit wichtiger Geberde
Zur Amtsbewerbung ſeine Schritte lenkt.

Der buhlt um Ruhm, der öffnet ſeine Halle
Clientenſchaaren; doch der Zwang der Noth
Bedrückt den Hohen, wie den Niedern; alle
Eint in der Urne einſt der harte Tod.

Wohl ſchlecht mag dem Situtenſchmaus behagen,
Der über ſich des Schwertes Blinken ſieht;
Nie wird er ſanft ins Träumereich getragen
Durch Vogelſang, durch ſüßes Citherlied.

Doch nicht verſchmäht der Schlaf des Landmanns Felder;
Gern ſucht er auf ſein ſtrohbedecktes Dach;
Gern weilet er im Schatten dunkler Wälder,
Jn Tempe's Kühle, gern am Rieſelbach.

Wer das nur wünſcht, was er bedarf, zu leben,
Der zittert nicht, wenn Aufruhr die Natur
Bewegt; noch auch, wenn ſich die Böcklein heben,
Noch wenn in grauſen Wettern ſinkt Arktur.

Der zittert nicht, wenn heiß der Sonne Gluthen
Das Land verſengen; nicht, wenn Schloßen wild
Die Rebe treffen; nicht, wenn Regenfluthen
Und Winterſtuem umtoſen das Gefild.

Der Reiche dort umdämmt des Meeres Wogen,
Thürmt einen Felſen auf des andern Haupt;
Die Flur behagt ihm nicht; vom Damm umzogen,
Sieht ſich der Fiſch der Freiheit eaſch beraubt.

Doch überall ſein ſchreckendes Geleite
Jſt bloſſe Fuecht; die Angſt iſt ſein Genoß;
Die Soege ſchwebt dem Meeresſchiff zur Seite,
Sitzt hinten auf des Reiters ſchoellem Roß.“

Die Uebertragung dieſer Ode iſt nicht das einzige Zeugniß dafür, daß Freiligrath in den Jahren ſeiner poetiſchen Entwicklung mit der claſſiſchen Dichtung Fühlung

Digitized by Google

behielt. Es fand sich in seinem Nachlaß eine Reihe von gereimten Uebersetzungen aus Virgil und Horaz, sowie eine Sammlung lateinischer Sprichwörter und Denkverse, die uns beweisen, daß der bildungseifrige Jüngling vertrauten geistigen Umgang mit den römischen Schriftstellern pflog. Auch die hellenische Literatur ist dem jungen Dichter, dessen Gymnasialbildung zwar nicht vollständig, aber derjenigen seiner Standesgenossen weit überlegen war, niemals entfremdet worden, wie seine nachgelassenen Uebersetzungsversuche von Gedichten Anakreons zur Genüge bekunden. Wilhelm Herbst war daher durchaus im Unrecht, wenn er Freiligrath vorwarf, daß er das edle Maß griechisch-römischer Dichtung niemals kennen gelernt, ja, daß sich ihm das hellenische Wort bis zur Hieroglyphe verdunkelt habe, ihm, der beim Anblick des griechischen Schiffes „Odysseus" in Erinnerung an den unsterblichen Helden und Dulder sang:

„Wie da längst der Griechen Schriftthum mir verschließt ein dreifach Siegel,
Heut ein griechisch Wort ich wieder las — auf eines Schiffes Spiegel;
Wie mir, ach! das Buch des Wissens dunkel blieb auf vielen Blätteen,
Aber wie das Buch des Lebens vor mir liegt in farbigen Lettern!" —

Mit Recht sagt Buchner: „Ohne die gediegene Grundlage einer classischen Bildung, auf welche sich alsbald als jüngere Schicht eine ebenso tüchtige Ausbildung in den modernen Sprachen lagerte, würde Freiligrath als Dichter nie und nimmer das geleistet haben, was er leistete." —

Im Jahre 1832 brach Freiligrath seine Beziehungen zu den „Allgemeinen Unterhaltungsblättern" ab. Die beiden letzten Gedichte, welche diese Zeitschrift von ihm bringt, sind das „Weihnachtslied", dem wir in einem längeren Artikel über die Christfeier der Waisenkinder zu Soest begegnen (vgl. Nr. 5 der Beiblätter vom 11. bis 20. Februar) und eine Uebersetzung von Wordsworths: „Wir sind unser sieben" (s. Malheft, S. 155).

Der Dichter hatte inzwischen die stille westfälische Landstadt Soest verlassen und war nach Amsterdam übergesiedelt. Hier wurde ihm Leben und Anschauung, was er von fernen Ländern bisher nur aus Büchern gelesen hatte. Wer die labyrinthische Weltstadt am Y kennt, mit ihrem fremdartigen Häuserstil, dem Gewirr der Giebel, den verschlungenen Grachten, dem Gewühl um und im Hafen, dem Wirrsal der Sprachen, der ganzen transatlantischen Perspective eines Seeplatzes, wo jedes kommende und gehende Segel ein Bote aus der Ferne, ein Gruß in die Welt ist, — wer das alles kennt, oder es sich im Geiste vorzustellen vermag —, der wird begreifen, welch eine neue Welt sich gerade hier einer so gearteten und so geführten Dichternatur erschloß. Wie ganz Holland, so führt auch Amsterdam eine Art Amphibienleben: das Wasser ist sein eigentliches Element. Hier nun ging auch dem jungen Dichter die Poesie des Meeres auf:

„Ich kann es nicht begreifen, daß
Ich einst durch Wälder bin geschritten,
Daß ich auf Bergesgipfeln saß,
Und über Haiden bin geritten.

Sie ruh'n im Meer, im Meere ruht
Meine Lieb', mein Hoffen und mein Sehnen. . . ."

so ruft er in den „Sandlledern" aus. Ihm, der fortan so formgewaltig und geistesmächtig über die Grenzen hinausgriff, die der Flug der deutschen Lyrik bis dahin kaum gestreift hatte, wird das Meer das Element seiner Dichtung. Der Ocean reicht ihm den Purpur, mit dem er den Königsmantel seiner Poesie färben soll:

„Du reichst den Purpur mir, mein Lied ist das Gewand,
Auf dem er glühen soll; ich tauche mit der Hand
In deine Fluth, mein Lied zu färben."

Mittheilungen und Nachrichten.

A. **Ausgrabungen und Funde.** Auf Cypern sind bei Ausgrabungen der englischen Verwaltung auf dem Boden des alten Salamis außer zahlreichen Goldgegenständen zwei Elfenbeinreliefs gefunden worden. Das eine stellt den Kampf eines Löwen mit einem Buckelochsen dar, wie sie im vorderen Kleinasien vorkommen, das andere einen Mann, der einen geflügelten Löwen angreift. Während dies ein in der Kunst Mesopotamiens beliebter Gegenstand ist, erinnert jenes an altgriechische Darstellungen. Ueber das Alter der Funde verlautet noch nichts sicheres. — In Korinth ist eine alte Straßenanlage entdeckt worden, die über 100 Meter weit zu verfolgen sein soll und gut erhaltenes Pflaster mit Bürgersteigen an den Seiten hat. Von den anliegenden Gebäuden zeigen sich bereits Spuren. — Ferner sei aus Neapel noch von einer Grabanlage in der Via Cristallini 133 berichtet, die zwar schon länger aufgedeckt, aber erst neuerdings durch Abbildung und Beschreibung bekannt geworden ist. Es sind mehrere neben einander liegende Gräber, deren Façaden aus dem Tuff herausgearbeitet sind, und die je zwei über einander liegende, ziemlich große Gemächer enthalten. Bei dem am besten erhaltenen läuft im oberen Gemach eine Bank ringsum, darüber sind Nischen für die Aschengefäße in den Tuff gearbeitet. Durch eine Oeffnung im Boden gelangt man in das untere Gemach, das wie ein antikes Triclinium ausgestattet ist. An den Wänden sind ringsum Nischen mit zierlich gemeißelten und bemalten Beinen ausgearbeitet. Auf ihnen lagen die Leichen; eine von der gewölbten Decke herabhängende Lampe erhellte das unheimliche Speisezimmer. Am Boden standen Weinamphoren und andere Thongeräth. Die Wände sind durch Pilaster gegliedert, zwischen denen Kränze, Trinkgefäße und Candelaber gemalt sind. Die Decoration entspricht dem sogenannten ersten und zweiten pompejanischen Stil, der in den letzten Jahrhunderten vor Christus gebräuchlich war. Daß die einzelnen Bestattungsbetten öfter benutzt wurden, zeigen die griechischen Inschriften mit den Namen der Todten an den Wänden. Bei jeder neuen Beisetzung wurden die Reste der vorher Bestatteten in die mit Deckeln verschlossenen Höhlungen der Ruhebetten geschafft. Nur bei einem Bett, auf dem eine Priesterin der Leukothea ruhte, findet sich der ausdrückliche Vermerk, daß niemand anderes hier niedergelegt werden dürfe, und da eine weitere Inschrift lehlt, scheint das in der That beachtet worden zu sein. Die ganze Art der Grabanlage, vor allem aber die Ausstattung dieses Gemachs als Wohnraum, erinnert merkwürdig an die Gräber Etruriens. — Von einem ganz besonders interessanten Funde in Tunis hat, wie aus Paris gemeldet wird, der um die archäologische Erforschung jener Gegenden außerordentlich verdiente Director der Alterthümer, He. Gaudier, soeben der Akademie der Inschriften Mittheilung gemacht. In Susa, dem alten Hadrumetum, südlich von Karthago, wurde bei Erdarbeiten im Lager des Turcos des 4. Tirailleurregiments, ein kleines, aber vorzüglich ausgeführtes und ganz erhaltenes Mosaik entdeckt, das Virgil darstellt, wie er die Aeneis dichtet. Der Dichter sitzt in weißer, blau gesäumter Toga auf einem Lehnstuhl und hält in der Linken eine geöffnete Buchrolle, auf der in schöner Cursivschrift der 8. Vers des 1. Buches der Aeneis steht: Musa, mihi causas memoren, quo nomine laeso Quidve . . . Die Rechte legt er auf die Brust und scheint erhobenen Hauptes der Inspiration der beiden Musen zu lauschen, die neben ihm stehen: rechts Klio mit einer Rolle, aus der sie vorzulesen scheint, links Melpomene in gefranstem, doch gegürtetem Theatergewand, die tragische Maske in der Linken. Gaston Boissier, der ständige Secretär der Akademie, ist entzückt über das Kunstwerk als solches und fast noch mehr über das Bildniß des Dichters, das er für echt und einzig in seiner Art hält, da seines Erachtens alle anderen Bildnisse Virgils, das der berühmten pariser Handschrift nicht ausgenommen, auf Erfindung beruhen. Vielleicht ist das Mosaik, das aus dem ersten Jahrhundert n. Chr. stammen soll, in der That die Nachbildung eines von Martial erwähnten Gemäldes. Es ist sofort ausgehoben und einstweilen nun dem Obersten des Turco-Regiments in Verwahrung genommen worden. Die Akademie will die von Gaudier eingesandte Photographie alsbald vervielfältigen lassen. — Aus Tunis berichtet ferner die „Voss. Ztg.", daß die

sehr gut erhaltene Basilika von Darel-Kous bei Kef jetzt soweit freigelegt ist, daß sie zu Cultzwecken hergerichtet werden kann. Ueber den Verlauf der sechsjährigen Ausgrabung soll in einer eigenen Publication mit Plänen und Abbildungen baldigst Kunde gegeben werden. In Tabarka wurde im Garten des Regierungsgebäudes ein römischer Sarkophag entdeckt, an einer Stelle, wo man noch weitere Funde erwartet. Endlich kam in Ténès eine alterthümliche, mit kleinen Silberstücken gefundene Urne zu Tage, deren Art noch nicht bestimmt ist.

* **Tübingen.** Dr. Eugen a. Bergmann, Privatdocent der Staatswissenschaften, ist zum außerordentlichen Professor befördert worden.

* **Bonn.** Die Universität zählt gegenwärtig 1655 Studenten, gegen 1631 im vorigen Winter; unter den 113 Hospitanten befinden sich 15 Damen, die meist sprachliche und literarhistorische Studien betreiben, nur eine befaßt sich mit Botanik.

* **Jena.** Seit Lipsius' Tode, der im Herbst 1892 Prof. H. H. Wendt zum Nachfolger erhielt, ist die Zahl der hiesigen Theologen auffällig zurückgegangen. In den letzten 5 Semestern vor jenem Wendepunkte waren immatriculirt: 96, 118, 100, 115, 116 Studirende der Gottesgelahrtheit; seitdem: 102, 88, 74, 74, 59, 68, 54, 58, endlich in diesem Winter 42.

* **Dresden.** Am 8. December starb in Löbnitz 75jährig Geheimrath Dr. Ernst Engel, hoch verdient um die theoretische und praktische Ausbildung der Statistik. In Dresden geboren, leitete er dort 1850—1858 das statistische Bureau, 1860—1882 ebenso das preußische in Berlin, dessen Arbeiten und Publicationen der anschlägige, rührige Mann einen neuen Aufschwung gab. Seine vielseitigen Schriften behandelten zeitgemäß vornehmlich die industrielle und die sociale Seite des öffentlichen Lebens. Mit der Hypothekenversicherungsgesellschaft, die er 1859 in Dresden gründete, mit der Einrichtung eines statistischen Seminars für Docenten und Verwaltungsbeamte (1862 in Berlin) beschritt er neue Wege; 1882 zog er sich in den Ruhestand zurück.

* **Paris.** Der Professor der experimentalen Pathologie Straus, weiland Gegner Kochs bei dessen erster Veröffentlichung über den Choleracommabacillus, ist am 7. d. M., kaum 51jährig, gestorben. — Die Astronomische Gesellschaft hat Hrn. Flammarion ihre große Medaille verliehen.

Neue Kataloge: Union, Deutsche Verlagsgesellsch., Stuttgart rc.: Weihnachts-Katalog. — Theodor Ackermann, München: Antiquae. Weihnachtskatalog Nr. 430. Geschichte rc. — Theodor Kampfmeyer, Berlin: Weihnachtskatalog Nr. 368. Schöne Wissenschaften. — Ferdinand Hirth a. Saba, Leipzig: Festgeschenke. — J. F. Menzee, Neckargemünd: Grüße aus Griechenland und der Levante. (Griechische Weine.) — Hugo Helbing, München: Antiquitäten, Knastsachen rc. Auction 14. Dec. u. a. d. fl. LL.

Prompte Lieferung aller Bücher durch H. O. Speeting, Buchhandlung in Stuttgart. Größere Werke gegen bequeme Teilzahlungen, Kataloge gratis. Hauptvertriebsstelle von Meyers Konversations-Lexikon.

Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.

Soeben ist erschienen:

Renaissance in der Schweiz.

Studien

über das Eindringen der Renaissance in die Kunst diesseits der Alpen.

Von (16076)

Gustav Schneeli.

Gr. 8°. Ca. 11 Bogen mit 30 ganzseitigen Bildern in Lichtdruck und Autotypie und 53 Textillustrationen.

Elegant broschirt. — Preis 10 Mark.

In unserem Verlag erschien soeben:

Chronologie

des Mittelalters und der Neuzeit

von

Franz Rühl,

Prof. der Geschichte a. d. Universität Königsberg.

Gr. 8°. VIII, 312 Seiten.

M. 6.50, in Kal. gebunden M. 7.50 (17823)

Berlin, W. 9. Reuther & Reichard.

Vornehmes Prachtwerk
für Bücherfreunde.

Sonnenschein
in Schloss und Haus.

Ein Jahrbuch mit Beiträgen von

Baumbach, Seidel, Trojan, Carl Busse, Hans Hoffmann, J. V. Widmann u. A.

Illustrirt von Kunz Meyer, C. Röhling, C. Marr u. A.

Gr. 4°. IV und 128 Seiten.

Preis 15 M.

Enthält unter andern letzte Gedichte von Rudolf Baumbach, illustrirt durch 12 Heliogravüren nach alten Miniaturkupferstichen. Die Gedichte zeigen Baumbachs eigene Schriftzüge in Facsimiledruck.

Kataloge kostenlos.

Verlag von A. G. Liebeskind
in Leipzig. (17307)

Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

Ein schönes Weihnachtsgeschenk

ist

Der Trompeter von Säkkingen.

Ein Sang vom Oberrhein

von Joseph Viktor von Scheffel.

Mit 17 Vollbildern und zahlreichen Textillustrationen

von A. von Werner. (17515)

Vierte Auflage. Hochelegant geb. mit Goldschnitt Mk. 12.—

In dieser vor kurzem erschienenen vierten Auflage sind außer den Vollbildern auch sämtliche in der Prachtausgabe befindlichen Textillustrationen enthalten. Die schöne Ausgabe des allbeliebten Buches wird auf jedem Weihnachtstisch Freude erregen.

In beziehen durch alle Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich. W. Reif in München.

Weihnachten 1896.

Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Weihnachten 1896.

Jugendschriften:

Johanna Spyri.

Geschichten für Kinder und auch für Solche, welche die Kinder lieb haben.

Per Bd. illustr. geb. M. 3.—

Heimathlos. 10. Aufl.
Aus Nah und Fern. 7. Aufl.
Heidi's Lehr- und Wanderjahre. 14. Aufl.
Aus unserm Lande. 6. Aufl.
Heidi kann brauchen, was es gelernt hat. 11. Aufl.
Onkel Titus. 4. Aufl.
Kurze Geschichten. I. 7. Aufl.
Gritli. I. 4. Aufl.
Gritli. II. 3. Aufl.
Kurze Geschichten. II. 6. Aufl.
Arthur und Squirrel. 3. Aufl.
Aus den Schweizer Bergen.
Cornelli wird erzogen. 3. Aufl.
Keines zu klein Helfer zu sein.
Schloss Wildenstein. 3. Aufl.
Elser vom Hause Lea.

Hey Speckter's
50 Fabeln für Kinder.

Pracht-Ausgabe M. 6.—
Grosse kolor. Ausg. I M. 4.—
Grosse schwarze Ausg. I u. II à M. 3.—
Schul-Ausg. I u. II à M. 1.50.
Jubiläums-Ausgabe I und II à M. —.50.

Für unsere Kleinen.

Von **G. Chr. Dieffenbach.** 12 Bände reich illustrirt geb. à M. 3.—

Ali der Boy.
Von F. W. Reeze. Ill. geb. M. 3.—

Veronika vom Berge.
Von M. Salzmann. Ill. geb. M. 3.—

Im Sonnigen Süden.
Von A. Kleinschmidt, illustr., geb. M. 3.—

Der fliegende Holländer.
Von E. v. Barfuss, illustr., geb. M. 3.—

Sybilla.
Von E. Bosch, illustr., geb. M. 3.—

Im Thüringer Forsthaus.
Von M. Salzmann, illustr., geb. M. 3.—

Aus der Märchenwelt.
Von Br. Weise, illustr., geb. M. 3.—

Romane und Novellen:

Adelheid v. Rothenburg:

Die Nähterin von Stettin. 4. Aufl., geb. M. 6.50.
Verworrenes Garn. 3. Aufl., geb. M. 7.—
Was unsere Mutter auf Erden erlebt hat. 2. Aufl., geb. M. 6.—
Von dem Hohensteine am Rheine. Geb. M. 8.—
Aus dem Tagebuche einer Haushälterin. 2. Aufl., geb. M. 7.—

Erzählungen. Geb. M. 7.— **Aus der Tiefe.** Geb. M. 7.— **Erlöst.** Geb. M. 9.—

Ludwig Spitta:

Herzogin Mathilde. Meister Wolfhards Aventiure. Geb. M. 4.50.
Meister Harmen. Geb. M. 4.50.
Hans Sumenicht der Schildknecht. Eine Burgmannsgeschichte. Geb. M. 4.—

Signora Francesca. Eine Geschichte a. Paul Flemings Leben. Von L. Salomon. Geb. M. 3.50.

Geschichte
der europäischen Staaten.

Herausgegeben von
Heeren, Ukert, W. v. Giesebrecht u. K. Lamprecht.

Jede Länderabtheilung und jeder Band ist einzeln käuflich. — Prospecte gratis und franco.

Geschichte des Königreichs Westfalen. Von A. Kleinschmidt. M. 12.—
Geschichte der Religion im Alterthum. Von C. P. Tiele. Deutsche autoris. Ausg. von G. Gehrich. I. Band. M. 8.—
Die Europäisirung Russlands. Land und Volk. Von A. Brückner. M. 10.—
Geschichte Russlands b. z. Ende des 18. Jahrh. Von A. Brückner. Bd. I. M. 12.—
Aegyptische Geschichte. Von A. Wiedemann. 2 Bde. M. 16.—
Gesch. der Hebräer. Von R. Kittel. 2 Bde. M. 13.—
Babylon.-assyrische Geschichte. Von C. P. Tiele. 2 Bde. M. 13.—
Griech. Geschichte b. z. Schlacht von Chaeroneia. Von G. Busolt. 2. Aufl. 2 Bde. M. 25.—
Gesch. der griech. u. makedon. Staaten seit der Schlacht von Chaeroneia. Von B. Niese. Bd. I. M. 10.—
Gesch. d. röm. Kaiserzeit. Von H. Schiller. 3 Bde. M. 27.—

Theologie:

Bibliothek theol. Klassiker. 53 Bde., geh. à M. 2.—
Perthes' Handlexikon für evangel. Theologen. 3 Bde., geb. à M. 10.—
Theolog. Hilfslexikon. Eine Ergänzung zu jedem theolog. Lexikon. 2 Bde., geb. à M. 12.—
Bibl. theol. Wörterbuch d. neutestamentl. Gräcität. Von H. Cremer. 8. Aufl., geb. M. 24.—

Aus den Lebenserfahrungen eines Siebzigers. 3. Aufl. M. 2.—
Matth. Claudius' Werke. 13. Aufl., geb. M. 7.—
Goethe's relig. Entwickelung. Von E. Filtsch. M. 5.—
Goethe's Stammbäume. Von H. Düntzer. M. 3.—

Biographieen:

Martin Luther. Von Th. Keide. 2 Bde. M. 16.—, geb. M. 19.—
Johannes Matthesius. Von G. Loesche. 2 Bde. M. 16.—
Charles Kingsley. 8. Aufl., geb. M. 9.—
Frederick William Robertson. 2. Aufl., geb. M. 8.—
Friedrich Perthes' Leben. 6. Aufl. 3 Bde., geb. M. 6.—
Friedr. Perthes' ein deutscher Buchhändler. Von O. Burdrow. Mit 2 Bildern. geb. M. 3.—
Das Leben Thomas Carlyle's. Von J. A. Froude. Deutsch von Th. A. Fischer. 3 Bde. M. 18.—
Unter den Hohenzollern. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Oldwig v. Natzmer. 4 Bde. à M. 6.—
Freifrau v. Bunsen. Von A. J. C. Hare. 2 Bde., geb. M. 13.20.
Marie Nathusius. Von E. G. Geb. M. 5.—
Goethe's Schöne Seele Susanna Kathar. v. Klettenberg. Von H. Dechent. Geb. M. 4.50.
Annette v. Droste-Hülshoff und ihre Werke. Von H. Hüffer. 2. Aufl., geb. M. 8.—
Maria Landgräfin v. Hessen, geb. Prinzessin von England. Von E. Meyer. Geh. M. 7.—
Erinnerungen an Amalie v. Lasaulx, Schwester Augustine. Von Ch. v. Holzingen-Hesse. 4. Aufl., geb. M. 5.—
Henriette Gleseken und ihre Freunde. Ein Bild aus der norweg. Kirche. M. 4.—
Caroline Perthes, geb. Claudius. Von M. G. W. Brandt. 4. Aufl., geb. M. 3.—
Schwester Dora. Von M. Loredelo. 2. Aufl., geb. M. 3.40.
Tante U. Ein Lebensbild von A. v. S. Geb. M. 5.—
Unsere Tante U. II. Ein Lebensbild von A. v. S. Geb. M. 6.— (17824)

Kataloge gratis und franko.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Kataloge gratis und franko.

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 10. December. Nummer 286.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Beilagexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Glyptothek Ny-Carlsberg. Von Heinrich Bulle. — Die Palatina und Heidelberg. Von Bruno Gebhardt. — Vom Weihnachtstisch. IV. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Glyptothek Ny Carlsberg.

Paul Bourget schildert im zweiten Capitel seines Romans „Cosmopolis" den Zusammenbruch eines römischen Adelshauses; der Palast des Geschlechtes, das einst dem heiligen Stuhl einen Papst gegeben, ist in ein Auctionslocal verwandelt, und Fremde aus allen Culturländeen betasten neugierig die seit Jahrhunderten aufgespeicherte Pracht an Geräthen und Kunstwerken, die bald in alle Winde verflogen sein wird. Die wehmüthige Stimmung, in der der feinfühlige Held des Romans diese Scene überschaut, wird jeder an sich erleben, der heutzutage etwa an dem verödeten Palazzo Borghese vorbeigeht und das geschäftige Treiben der Kunsthändler in seinem Untergeschoß beobachtet. Es ist nicht nur der Untergang einer vornehmen und ehemals herrschenden Gesellschaftsclasse, die uns dabei schmerzlich vor Augen tritt, weit schmerzlicher berührt das Bewußtsein, daß eine Fülle unvergleichlicher Kunstwerke des Alterthums und der Renaissance gewaltsam losgerissen wird von dem mütterlichen Boden, der sie hervorgebracht hat, versetzt in eine fremdartige Umgebung und unter einen Himmel, für den sie nicht geschaffen wurden. Es liegt aber auch der ganze Gegensatz unsrer Zeit gegen frühere Jahrhunderte in diesem Wandern der Kunstwerke; denn das Erbe der unmittelbar dem Untergang verfallenen Adelsgeschlechter wird angetreten nicht nur von den großen öffentlichen Sammlungen, sondern vor allem von den Männern der Industrie, die durch die Arbeit groß geworden sind. Viel schon, mehr jedenfalls als sich einstweilen übersehen läßt, wird an Bildern und Statuen im letzten Jahrzehnt in das modernste Land jenseits des Oceans hinübergegangen sein, und bei dem steigenden Interesse für Kunst ist Amerika ein von Tag zu Tag gefährlicher werdender Mitbewerber auf dem Kunstmarkt. Wir dürfen daher froh sein über jedes Stück, das, wenn es denn schon aus Italien fort muß, wenigstens für Europa erhalten bleibt. Uns Deutschen fehlt heutzutage leider ein Ludwig von Bayern. Die Verhältnisse sind ganz ähnlich wie damals, als er, noch als Kronprinz, die Gründung seiner Glyptothek begann; die Zustände in Rom waren unsicher, manches vornehme alte Haus hatte durch die politischen Stürme finanziell gelitten, für neue Funde sah man sich schon damals nach auswärtigen Käufern um, und so gelang es ihm und seinem verständigen Helfer Martin Wagner, mit verhältnißmäßig geringen Mitteln in der Glyptothek eine Sammlung antiker Sculpturen zusammenzubringen, die an Umfang wohl von anderen außerhalb Italiens übertroffen wird, an innerem Werth und Gediegenheit der Auswahl aber kaum.

In wie hohem Maße das gleiche in unsern Tagen möglich ist, zeigt eine noch ganz junge Sammlung, die nicht nur durch ihren Namen zum Vergleich mit der Glyptothek König Ludwigs I. herausfordert, sondern bei deren Schaffung in der That ähnliche Grundsätze einer weisen Auswahl des Guten maßgebend gewesen sind. Die Glyptothek Ny-Carlsberg bei Kopenhagen ist im Jahre 1882 gegründet worden zunächst mit einem Saale voll römischer Portraitbüsten und Sarkophage, einer Reihe von Sculpturen aus Palmyra und einigen Werken alt ägyptischer Kunst. Schon 1885 kamen vier neue Säle hinzu, 1886 zehn kleinere Räume, 1893 abermals ein größerer Saal, und in diesem Jahre ist für die Fülle zuströmender Kunstwerke wiederum ein Anbau nöthig geworden. Der Gründer dieser Sammlung ist der Großbrauer Karl Jacobsen, als Fachmann über die Grenzen seiner engeren Heimath hinaus bekannt und wegen seiner Leistungen unter anderem auch von der bayerischen Regierung durch einen Orden ausgezeichnet, der aber neben seiner Arbeit Zeit und Sinn findet zur praktischen Bethätigung seiner Begeisterung für alte wie neue Kunst. Er ging aus von der Freude an den Werken seines großen Landsmannes Thorwaldsen, wandte sich der Pflege der zeitgenössischen dänischen Bildhauerkunst zu, die zum Theil noch von den Traditionen Thorwaldsens zehrt, ließ dann, rückschauend, dem ersten großen Classicisten auf germanischem Boden, Asmus Carstens, in Kopenhagen ein Denkmal errichten und wurde so naturgemäß zum Verehrer der antiken Kunst, die er in der Münchener Glyptothek und in Italien, hauptsächlich bei einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in Rom, schon in jungen Jahren aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte. Aber auch die moderne französische Sculptur hatte ihm bei der Pariser Weltausstellung des Jahres 1878 so großen Eindruck gemacht, daß er ihr einen weiten Raum in seiner Glyptothek vergönnt hat.

Jacobsens Antikenbesitz übertrifft schon heute an Ausdehnung und Reichhaltigkeit des Inhalts jede andere derartige Privatsammlung außerhalb Italiens. Sie unterscheidet sich von den großen römischen Privatsammlungen, wie der Villa Albani, dem Museo Tarlania alla Lungara und anderen durch einen Punkt, in dem sich wieder deutlich der schon berührte Gegensatz und innere Unterschied zwischen dem mühelos ererbten Besitz jener römischen Großen und dem durch eigene Kraft erworbenen Gute spiegelt: während man in Rom heutzutage nur zu viele verschlossene Pforten findet, ist die Glyptothek Ny-Carlsberg seit ihrem Bestehen der weitesten Oeffentlichkeit zu Studium und Genuß geöffnet gewesen. Darüber hat sie keineswegs den intimeren Charakter eines Privatmuseums eingebüßt. Unmittelbar aus den Räumen des in einem streng stilisirten, statuengeschmückten Garten liegenden Wohnhauses tritt man in den ältesten Saal der Glyptothek, an den sich nach und nach immer neue Räume angeschlossen haben bis zur Straße hin, von wo jetzt ein reich verzierter Vorbau Einlaß gewährt. Den Besuchern der Münchener Jahresausstellung von 1891 ist vielleicht noch ein Bild P. Kroyers in der Erinnerung, „Soiree in der Glyptothek Ny-Carlsberg", auf

dem sich zwischen Statuen und Sarkophagen bei dem Glanze des elektrischen Lichtes eine lebhaft angeregte Abendgesellschaft bewegt, in einem Gesellschaftsraume, wie ihn sonst wahrlich nicht leicht ein Privatmann seinen Gästen zu bieten vermag. Die Wände der Säle sind als Hintergrund für den Marmor in einfachen dunklen Tönen gehalten, den einzigen Schmuck bilden sculpirte Friese unter der Decke, Werke der dänischen Bildhauer Jerichau, Bissen, Freund und Sindling, mit Gegenständen aus der antiken und nordischen Mythologie, die wie ein zusammenhaltendes Band die Fülle der ringsum aufgestellten Marmorbilder umschließen. Ein Katalog, von dem Besitzer selbst verfaßt, führt den Besucher durch die Sammlung.

Es wäre unmöglich, in einem Berichte wie diesem die Bedeutung der Glyptothek in allen Einzelheiten erschöpfen zu wollen. Ihr Hauptbestandtheil, die antiken Marmor- und Bronzewerke, werden jetzt dem, der die schöne Stadt am Oeresund nicht besucht, durch eine Prachtpublication zugänglich gemacht, von der die drei ersten Lieferungen mit dreißig großen Tafeln in Lichtdruck erschienen sind: „La Glyptothèque Ny-Carlsberg, fondée par Carl Jacobsen; les manuments antiques; choix et texte de Paul Arndt.“ (München, Verlagsanstalt F. Bruckmann.) Die Herausgabe erfolgt zunächst im wissenschaftlichen Interesse, die Anordnung der Tafeln geschieht in historischer Folge, und Arndts Text behandelt mit ausgedehnter Kenntniß der antiken Sculptur die Bedeutung jedes einzelnen Stückes möglichst erschöpfend. Hr. Jacobsen, bei dem anders als bei manchem Mäcen neben dem ästhetischen auch das wissenschaftliche Interesse lebendig ist, wird aber nicht nur bei den Archäologen Dank ernten, daß er die Veröffentlichung seiner Schätze so bereitwillig gestattet hat, sondern vor allem auch bei Kunstfreunden und Künstlern; denn so sehr man heutzutage gegen die „classische“ Bildung eifern mag, die befruchtende Fortwirkung der alten Kunst wird niemals aufhören.

Der Inhalt der Glyptothek Ny-Carlsberg ist so mannichfaltig, daß die verschiedensten Epochen der griechischen Plastik in ihr vertreten sind und zwar nicht nur, wie sonst so häufig, nur durch Copien aus römischer Zeit, sondern zum Theil auch durch griechische Originale. Es sei wenigstens von einigen der Hauptstücke hier die Rede. Den Reigen eröffnen Monumente jener alterthümlichsten Kunst des griechischen Mutterlandes, die noch nicht in Marmor, sondern in weichem Kalkstein, dem sogenannten Poros, arbeitete, und von der uns erst die Ausgrabungen des letzten Jahrzehnts Kenntniß verschafft haben. Es sind zwei liegende Löwen, in der Nähe von Korinth gefunden, und eine Sphinx aus Attika, alle drei noch alterthümlich steif, aber namentlich die Löwen mit ihrer eckigen Kopfbewegung und durch die an Augen und Schwanz noch wohlerhaltene Bemalung von ausdrucksvollster Lebendigkeit. Die Sphinx war, wie viele ähnliche Monumente in Athen, sicher ein Grabschmuck, und auch die Löwen haben wir uns aller Wahrscheinlichkeit nach als die Wächter eines Grabes zu denken. Aus der ersten Blüthezeit Athens unter der einsichtsvollen und kunstfreundlichen Herrschaft des Pisistratos und seiner Söhne stammt ein überlebensgroßer Jünglingskopf von echt attischer Fleischigkeit und Fülle der Gesichtszüge (ehemals im Besitze von Rayet), der mit den Sculpturen aus dem ältesten Athenatempel auf der Akropolis von Athen aufs engste verwandt ist. Man hatte sogar vermuthen können, daß er zu der Gruppe aus dem Giebel dieses Tempels gehöre, in der Athena weit ausschreitend über einem gefallenen Giganten steht; doch hat sich das bei der jetzt glücklich gelungenen Zusammensetzung der Gruppe aus ihren Bruchstücken nicht bestätigt. Alterthümlichen Stiles ist ferner die ganz erhaltene unterlebensgroße Bronzestatue eines Jünglings, die, wenn sie auch neuerdings wieder für italischen, nicht griechischen Ursprungs gehalten wird, dennoch als eine von den wenigen auf uns gekommenen Großbronzen aus dieser Zeit von hervorragender Bedeutung ist; bei ihr dürfen wir besonders froh sein, daß sie, als sie ihren alten Ort in Rom verlassen mußte, uns nicht über den Ocean entrückt wurde. Der Zeit, in der die Kunst die Fesseln der archaischen Härte und Steifheit abzustreifen beginnt, d. h. der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts vor Christus gehört die leider kopflose Marmorstatue einer stehenden Frau an, deren Stil dem der Giebelgruppen von Olympia sehr ähnlich ist und die darum berufen ist, bei der Lösung der immer noch räthselvollen Frage nach der Kunstschule der Giebelgruppen ein Wort mitzusprechen. Auch der Kopf eines „anthropoiden“, d. h. die Form der ägyptischen Mumie nachahmenden Marmorsarkophags ist mit diesem Problem eng verknüpft.

Aus der Blüthezeit, an deren Spitze der Name des Phidias steht, weist die Glyptothek zwar kein hervorragendes griechisches Original auf, wohl aber zwei treffliche römische Copien, die kunstgeschichtlich von größter Wichtigkeit sind. Das eine ist die Statue des Anakreon, die ehemals in Villa Borghese stand, ein geniales Bild des fröhlichsten aller Sänger, wie er in lässiger Ruhe dastehend die Leier schlägt und erhobenen Blickes in heiterer Gottbegeisterung singt. Das andere ist der überlebensgroße Marmorkopf einer Athena, die den Blick mit einer starken Drehung des Halses zur Seite wendet. Nach dem Zeugniß einer athenischen Münze hat die große eherne Athena Promachos auf der Akropolis, deren goldene Lanzenspitze den heimkehrenden Schiffer schon bei Cap Sunion mit ihrem Blitzen begrüßte, diese eigenartige Kopfwendung gehabt, und nach einer glücklichen Vermuthung Arndts ist dieser Kopf vielleicht eine Nachbildung eben jenes Erzkolosses des Phidias.

Aus dem vierten Jahrhundert vor Christus ist namentlich die Art des Skopas gut vertreten durch die halb lebensgroße Bronzestatue eines Herakles und durch einen kleinen Jünglingskopf aus Marmor, ein griechisches Original von besonderer Zartheit der Ausführung, bei dem dem Betrachter die überaus delicat gearbeiteten Köpfe an dem berühmten Alexandersarkophag aus Sidon, jetzt in Konstantinopel, in Erinnerung kommen. Ein lebhaft erregter Jünglingskopf ist von Studniczka als eine sehr gute Wiederholung des Kopfes vom sogenannten Jason in der Münchener Glyptothek und in Paris erkannt worden, der jetzt richtiger als Hermes, wie er sich die Reiseschuhe anlegt, gedeutet wird und in dem wir die Kunstrichtung des Lysipp erkennen. Endlich ist für die Kunstgeschichte des vierten Jahrhunderts ein kleines, aber ungemein graziös gearbeitetes Relief von besonderer Bedeutung, das nicht nur durch eine Inschrift mit dem Namen eines athenischen Archonten bis auf das Jahr genau datirt werden kann und also für die Stilentwicklung einen festen Anhaltspunkt bietet, sondern das auch durch eine bis dahin unbekannte Darstellung der thrakischen Göttin Bendis, die von den Athenern als Artemis Bendis verehrt wurde, überrascht hat. Der Torso einer weit ausschreitenden Artemis, der aus den ehemaligen Gärten des Sallust in Rom stammt, scheint ebenfalls ein griechisches Original zu sein, und sicher ist das bei einem leider verstümmelten Werk hellenistischer Zeit, einem zottigen Silen, der den kleinen Dionysosknaben auf dem Arme trug. Unter den römischen Copien ragt die lebensgroße Statue eines Triton, der sich muschelblasend auf seinen gewundenen Fischbeinen erhebt, durch vortreffliche Erhaltung hervor.

Unter den römischen Denkmälern sind zunächst die Sarkophage zu nennen, unter denen einer aus Sidon mit

Digitized by Google

einer Darstellung der Schindung des Marsyas und der berühmte aus Villa Casali in Rom mit Dionysos, Ariadne und ihrem Gefolge an der Spitze stehen. Eine Hauptzierde der Glyptothek aber bildet die Serie der römischen Portraitbüsten, in der Beispiele von der republikanischen Zeit an bis in die letzte Periode der eigentlich römischen Kunst hinab vertreten sind, darunter manches Stück ersten Ranges. Der kräftige und doch nie kleinliche Realismus dieser Bildnisse dürfte den modernen Beschauer, namentlich den Künstler besonders anziehen, wie denn auch Jacobsen mit diesen Portraits den Anfang seiner Sammlung gemacht hat. In die Verfallzeit antiker Kunst endlich führt eine ganz eigenartige Gruppe von Statuen, vier Götter und ein Satyr, die die Inschriften von Künstlern aus der kleinasiatischen Stadt Aphrodisias tragen und gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts nach Christus gearbeitet sein werden. Die schwülstige und gezierte Formgebung läßt sich nicht anders als mit dem Worte barock bezeichnen, und dem Beschauer kommen davor unwillkürlich manche Leistungen Bernini's in den Sinn. Zum Schluß verfällt dann die Kunst wieder in zierliche Steifheit und Leblosigkeit zurück, wie in den Kalksteinreliefs von Palmyra aus dem dritten Jahrhundert, von denen die Glyptothek zahlreiche charakteristische Beispiele besitzt.

Schon aus diesen Andeutungen ersieht man, wie reich und mannichfaltig die Sammlung an Werken der Sculptur ist. An sie reiht sich dann eine Fluth von Erzeugnissen der decorativen und der Kleinkunst, so das große Europamosaik aus der Villa Casali, römische Stuckreliefs, griechische Terracotten und endlich kleine Bronzen, von denen nur die Terracotten von der Arndt'schen Publication ausgeschlossen bleiben. Auch die etruskische Kunst ist durch die verschiedenartigsten Leistungen vertreten; an die auch in anderen Sammlungen nicht seltenen Kalksteinsarkophage mit alterthümlichen Flachreliefs, Bronze-Cisten, Alabasterurnen und Grabcippen schließt sich ein besonders werthvoller Fund von architektonisch verwendeten Terracotten aus Cerveiri, bemalte Geisonplatten, Stirnziegel, Giebelaufsätze aus gebranntem Thon, aus denen sich das bunt gezierte Aussehen eines alt italischen Tempels reconstruiren läßt. Und endlich sei auch der ägyptischen Monumente wenigstens Erwähnung gethan. Auch sie führen von den ältesten Zeiten an bis herab zu jenen späten Erzeugnissen der römisch-ägyptischen Kunst, die wir in den aus Gips geformten, bemalten Portraitlöpfen der Mumiensärge vor nicht langer Zeit zuerst kennen gelernt haben.

So findet der Kunstforscher in der Glyptothek Ny-Carlsberg eine reich besetzte Tafel, zu der die Thatkraft ihres Besitzers immer neue Schätze hinzu zu gewinnen unausgesetzt bemüht ist. Ein ganz eigenartiges Vergleichen wird möglich, wenn man aus dem Alterthum heraus in den Saal der modernen Sculpturen eintritt, wo neben den neueren Dänen vor allem die Franzosen, die Chapu, Delaplanche, Dubois u. a. aufs beste vertreten sind, theils durch Originalmodelle in Gips, theils durch ausgeführte Arbeiten in Marmor und Bronze. Es dürfte außerhalb Frankreichs kaum einen zweiten Ort geben, wo man einen so guten Ueberblick über diese wirkungsvolle Kunst bekommen könnte.

Wenn wir das Ganze dieser Sammlung überschauen, so werden wir uns des Gefühles aufrichtiger Bewunderung nicht enthalten können, nicht nur für die wahrhaft fürstlichen Mittel, die hier aufgewendet sein müssen, sondern auch für den feinen Geschmack und das wissenschaftliche Verständniß, mit dem gesammelt wurde. Schade, daß wir in Deutschland nicht einen einzigen Kunstgönner haben, der sich auch nur annähernd so weite und großartige Ziele steckte! Und zu alledem kommt noch eins: wir dürfen die Glyptothek Ny-Carlsberg mit dem Bewußtsein verlassen, daß diese Schätze nicht in Gefahr sind, dereinst wieder nach allen Seiten zerstreut zu werden, wie es so mancher schönen Privatsammlung ergangen ist, sondern daß ihr Besitzer sie durch eine hochherzige Bestimmung seiner Vaterstadt Kopenhagen für immer gesichert hat.

Heinrich Bulle.

Die Palatina und Heidelberg.

Von Bruno Gebhardt.

Schon beim Abschluß des ersten Pariser Friedens trat, wie natürlich, die Frage, ob man nicht die aus aller Welt von den Franzosen zusammengeraubten Kunstschätze zurücksenden solle, in den Vordergrund des Interesses. In stürmischen Aufsätzen verlangte Görres im „Rheinischen Merkur" Herausgabe des Raubes, aber in den Kreisen der Diplomaten dachte man kühler darüber. Vor allem die Russen und Engländer, die nichts verloren hatten und nichts zu fordern hatten, konnten dabei billig die Großmüthigen spielen; auch von Metternich scheint keine Forderung erhoben worden zu sein, und nur die preußischen Diplomaten, voran Wilhelm v. Humboldt, machten sich zum Organ der öffentlichen Meinung in Deutschland in dieser Angelegenheit. Wenigstens sprach Humboldt am 27. Mai 1814, also drei Tage vor Abschluß des Friedens, ziemlich energisch mit Talleyrand, und nicht zum erstenmale. Wie er an Hardenberg schreibt, forderte er vom französischen Minister eine bestimmte Aeußerung, sprach die Erwartung des Königs aus, daß alles zurückgegeben würde, und verlangte Auskunft, wann und wie die Rückgabe erfolgen würde. Talleyrand schien verlegen, äußerte sich aber, er glaube, sein Souverän wolle alles zurückgeben, wahrscheinlich werde es durch den ersten Edelmann der Kammer geschehen. König Friedrich Wilhelm möge noch einmal mit Ludwig XVIII. sprechen, von dem der preußische Herrscher übrigens schon eine mündliche Zusage hatte. Trotzdem wurde außer der Victoria vom Brandenburger Thor und dem Degen Friedrichs des Großen nichts zurückgegeben, und der Freiherr von Oelsen, der später zur Abholung der preußischen Kunstwerke nach Paris geschickt wurde, erhielt nichts und wurde mit Ausflüchten hingehalten. Einem von Oncken mitgetheilten Bericht des Grafen Münster zufolge hätten die Verbündeten auf die schon in den Museen öffentlich ausgestellten Kunstschätze verzichtet — die noch eingepackten, wie die oben genannten beiden, sollten zurückgegeben werden. Aber er weiß auch weiter zu erzählen, daß die Franzosen einfach die Meisterwerke versteckten und schlechte Bilder an deren Stelle setzten, wie der Director der Kasseler Gallerie es erfuhr. Jene erwähnte Großmuth der Monarchen hinsichtlich der aufgestellten Werke hat nach Thiers das Motiv, daß die Herrscher voll Bewunderung über die Aufstellung in den Pariser Museen stillschweigend übereingekommen seien, durch Nichterwähnung die Frage zugunsten Frankreichs zu entscheiden. Wie dem auch sei, die Franzosen blieben im Besitz der kostbaren Denkmäler.

Mit anderer Energie glücklicherweise trat man bei Abschluß des zweiten Pariser Friedens auf. Auch jetzt wieder erhob Görres in lebhaftem Tone den Ruf nach Zurücknahme, und diesesmal blieb seine Stimme nicht ungehört. Schon im Juli 1815, am 6., einen Tag vor der Einnahme von Paris, zuerst und dann wiederholt, legte Niebuhr in seinen Briefen Gneisenau die Angelegenheit dringend ans Herz und wies auch auf die aus Heidelberg stammenden Codices der Palatina hin, die sich jetzt in Paris befanden. In der That wurde gerade diese Angelegenheit sehr lebhaft betrieben und wird neuerdings durch

eine eben erschienene Biographie des Geschichtschreibers Friedrich Wilken von Adolf Stoll wieder ins Gedächtniß zurückgerufen.[1]) An die Erledigung dieser Reclamation knüpfen sich einige Vorkommnisse, die ebenso um der betheiligten Persönlichkeiten willen, wie wegen der politischen Gegensätze, die mit hineinspielen, nicht ohne Interesse sind und unter Verwendung einiger Acten des Geheimen Staatsarchivs in Berlin eine kurze Darlegung verdienen.

Während von allen Seiten Vertreter der betheiligten Staaten in Paris erschienen, um ihr Eigenthum zu reclamiren, unter ihnen eine Gesandtschaft Pius' VII. unter Führung des Ritters Antonio Canova, wandte sich auch die Universität Heidelberg an die badische Regierung, um die Codices der Palatina, soweit sie sich in der französischen Hauptstadt befanden, zurückzugewinnen. Die Regierung wies ihren Gesandten, Freiherrn v. Berstett, an, bei den Vertretern der Alliirten die Sache zur Sprache zu bringen, und er wie der anwesende badische Minister Frhr. v. Hacke fanden vor allem die lebhafteste Unterstützung bei Wilhelm v. Humboldt und Altenstein. Im Auftrage seiner Regierung reiste nun Wilken, Bibliotheksdirector und damals zugleich Prorector der Universität, Anfang September 1815 nach Paris. Er wurde besonders von den preußischen Staatsmännern freundlich aufgenommen und verfaßte ein Memoire über seine Forderung, das durch Berstett dem französischen Minister des Innern, Pasquier, übersandt wurde. Die Franzosen machten aber Schwierigkeiten; auch Altensteins und Humboldts Eingreifen schien vergeblich, als die päpstliche Gesandtschaft in Paris erschien. Aber gerade ihren Forderungen widersetzte sich die französische Regierung aufs heftigste und stellte sich auf den Rechtsgrund, der Papst habe im Frieden von Tolentino jene Kunstschätze gegen Erlaß einiger Millionen an Zahlungsstatt ausgeliefert, sie seien also rechtmäßiges Eigenthum des jetzigen Besitzers. Dieser Vorwand, der sich übrigens nur auf einen kleinen Theil der Gegenstände bezog, nützte ihr aber nichts, und da auch hier wieder die preußischen Diplomaten sich Canova's annahmen, wurde Müffling als Gouverneur von Paris beauftragt, jenem militärische Unterstützung zur Verfügung zu stellen, mit deren Hülfe auch schon andere Staaten ihr Eigenthum zurückerhalten hatten. Jetzt, da die gesammten 500 Vaticanischen Handschriften der päpstlichen Gesandtschaft ausgeliefert werden sollten, betrieb Wilken bei den Preußen und Oesterreichern mit Erfolg seine Sache und erreichte, daß Müffling dem Ritter Canova erklärte, nur unter der Bedingung der Auslieferung der 38 pfälzischen Handschriften ihn unterstützen zu wollen. Der Vertreter der Curie ging unter Vorbehalt der Zustimmung seines Souveräns darauf ein, wollte aber die Manuscripte nur bei der englischen Gesandtschaft deponiren, da er Heidelberg für eine preußische Universität hielt. Doch nahm Müffling die Codices in seine Verwahrung. Humboldt aber entwarf eine Note an Consalvi, die am 31. October 1815 in Hardenbergs Namen nach Rom abging und in der er ausführte, da die Mächte dem Wunsche des Papstes nach Rückgabe der geraubten Kunstschätze nachgekommen seien, so ersuchten sie, Oesterreich und Preußen, jetzt den Papst, der Heidelberger Bibliothek die im dreißigjährigen Kriege geraubten Bücher und Manuscripte wiederzugeben. La Bibliothèque Palatine, setzt er hinzu, consiste pour la plus grande partie en d'anciennes poésies Allemandes manuscrites, aussi étrangères par la langue que peu intéressantes par leur contenu au pays où elles existent à présent, tandis qu'il serait de la plus grande importance, même pour l'étude de la langue, de rendre à l'Allemagne ces monuments précieux de son ancienne littérature. Eine ähnliche Note ging von österreichischer Seite aus, wo besonders Wessenberg die Heidelberger Forderung unterstützte.

Man sieht aus diesen Schriftstücken, daß die Wünsche sich nun nicht mehr auf die 39 Codices beschränkten, sondern auf die gesammte Zahl der Manuscripte, die einst der bayerische Maximilian dem Papst Gregor XIV. verehrt hatte. Denn ehe noch die Genehmigung des Papstes zur Uebergabe jener 38 Handschriften eintraf — sie erfolgte Ende November, wie Hardenberg der Universität Heidelberg mittheilte, und im Januar 1816 trafen sie in Heidelberg ein — hatte Wilken im October nach Rücksprache mit Humboldt, der sich „über den deutschen Gelehrten, der den Vatican stürmen wolle", freute, eine Denkschrift ausgearbeitet und den Ministern der vier Mächte überreicht, die jene erweiterte Forderung erhob. Lebzeltern als österreichischer Geschäftsträger und Baron v. Ramdohr als preußischer Vertreter in Rom unterstützten das Gesuch an der Curie, und schon am 20. Januar 1816 empfing Humboldt vom Staatssecretär Consalvi, mit dem alte Bekanntschaft ihn verknüpfte, die erfreuliche Nachricht, daß außer den in Paris befindlichen Handschriften noch 847 andere, die sich alle auf die nationale Wissenschaft bezögen, auf Befehl des Papstes übersandt würden, di far cosa grata à Sua Maestà. In einer officiellen, an Hardenberg gerichteten Note sucht allerdings Consalvi den rechtmäßigen Besitz nachzuweisen und erklärt: Gli oggetti donati alla Biblioteca Vaticana non furono il risultato della forza e della conquista, ma una donazione tanto legitima, quanto è legitimo il diritto di proprietà, e tanto sacra, quanto sacri furono i titoli, dal quali ella usciva. Massimiliano duca di Baviera chi fece alla chiesa Romana tal donazione, non andò al possesso di Heidelberga in forza della victoria, ma del diritto ereditari, del diritto di successione.

Wir lassen die Streitfrage, die in den vierziger Jahren wieder zwischen Theiner und Bähr discutirt wurde, beiseite. Die Hauptsache war, daß die Curie die Rückgabe wenigstens der deutschen Manuscripte zugestanden hatte. Als die Nachricht nach Heidelberg kam, schrieb Wilken am 11. Februar 1816 an Humboldt: „Welch inniges und herzliches Gefühl der Dankbarkeit gegen Ew. Excellenz in unser aller Gemüthern durch diese frohe Nachricht erweckt wurde, vermag ich nicht zu beschreiben. Wir verdanken vorzüglich Ew. Excellenz kräftiger und patriotischer Verwendung die Erfüllung eines Wunsches, welchem bis zu unsrer Zeit niemand Raum zu geben wagte, und welcher in das Reich der frommen unerfüllbaren Wünsche zu gehören schien. Die Rückkehr dieser Schätze, welche nicht ohne segensreichen Einfluß auf das ganze wissenschaftliche Studium in Deutschland bleiben kann, ist in Wahrheit eines der merkwürdigsten Ereignisse in der Literärgeschichte. Unsre Universität wird niemals aufhören, Ew. Excellenz als einen ihrer größten Wohlthäter mit der heißesten Dankbarkeit zu verehren."

Wilken reiste nun nach Rom ab, wo noch mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden waren, die uns hier nichts

---

1) „Der Geschichtschreiber Friedrich Wilken. Von Adolf Stoll, Prof. am kgl. Friedrichsgymnasium zu Cassel. Mit einem Anhang, enthaltend Aufzeichnungen von Karoline Wilken, geb. Tischbein, über ihren Vater Johann Friedrich August Tischbein und ihr eigenes Jugendleben, sowie 5 Porträts." Cassel, Th. G. Fischer u. Co. 1896. — Wir benutzen die Gelegenheit, um den Freunden deutscher Gelehrtengeschichte diese mit Fleiß und Umsicht gearbeitete Biographie des Geschichtschreibers der Kreuzzüge angelegentlich zu empfehlen. Man kann nicht sagen, daß Wilken darin als eine menschlich besonders merkwürdige Persönlichkeit hervortritt; aber seine gediegene und eingreifende Thätigkeit als Gelehrter und Bibliothekar, die Fülle seiner Beziehungen zu den bekanntesten Gestalten seiner Zeit machen die Kenntniß seines Lebens literarhistorisch wichtig. Die im Anhang mitgetheilten, anschaulich geschriebenen Denkwürdigkeiten der Gattin Wilkens geben erwünschte Auskunft über Verhältnisse des künstlerischen und persönlichen Verkehrs um die Wende des Jahrhunderts. D. Herausg.

angehen. Wir betrachten nur das Nachspiel, das der ganze Vorgang in Deutschland fand.

Am 13. Februar 1816 erschien in der „Frankfurter Oberpostamtszeitung", dem Organ des Senats der freien Reichsstadt, ein angeblich aus Heidelberg datirter Artikel, der nach einer uncontrolirbaren Nachricht auf einer Note des österreichischen Gesandten in Karlsruhe, Grafen Trauttmansdorff, an den Minister v. Hacke beruhen soll, und in dem mitgetheilt wird, daß auf Verwendung des kaiserl. österreichischen Hofes die Zurückgabe aller aus der Bibliotheca Palatina nach Rom gekommenen und bisher in der vaticanischen Sammlung noch gewesenen Werke (847 Bände) an die Universität Heidelberg vom Papste bewilligt wurde. Zum Ueberfluß hieß es noch weitee: „Diese Nachricht hat hier die lebhafteste Freude verbeeitet. Man erinneet sich nicht ohne Rührung an die Zeit, wo der allverehrte Kaiser Franz, dessen hoher Fürsprache wir die Wiedererwerbung dieses literarischen Schatzes verdanken, einige Wochen in unsrer Mitte verweilte und sich alle Herzen gewann. Mit lautem Dankgefühl muß man aber auch die Bereitwilligkeit des hl. Vaters und des römischen Hofes anerkennen, einen so ansehnlichen literarischen Schatz, der schon lange für unwiederbringlich verloren und völlig verjährt gehalten wurde, sogleich zurückzustellen und dem Wunsche der deutschen Nation und des Kaisers von Oesterreich so willfährig entgegenzukommen."

Die Unverfrorenheit, mit der hier die Thätigkeit der preußischen Diplomaten und vor allem Humboldts, die Wilken in so enthusiastischen Worten anerkannt hatte, ignorirt wurde, ärgerte jenen doch, und er schickte sofort den Artikel an Hardenberg mit der Bitte, in den Berliner Zeitungen auf die gemeinschaftliche Thätigkeit beider Höfe in dieser Angelegenheit hinzuweisen. Diese Nichterwähnung Preußens war um so unerhörter, da, wie er mit Recht betont, Preußen allein die Sache in Gang gebracht hatte, an welche das österreichische Cabinet sonst nie gedacht hätte.

Er selbst veranlaßte die Aufnahme eines ebenfalls „Heidelberg vom 14. Februar" datirten Artikels in die Nr. 49 der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" vom 18. Februae 1816, in dee er die Sache richtig stellte. Er betonte darin, daß, nachdem im vergangenen Sommer dem päpstlichen Hof die Gemälde und Statuen, welche die Revolutionskriege den römischen Staaten entrissen hatten, zurückgegeben worden, der österreichische und preußische Hof sich an denselben wandten, um die Zurückgabe der sogenannten Bibliotheca Palatina an die Universität Heidelberg zu bewirken. Die Fürsten Metternich und Hardenberg erließen deßhalb zwei gleichlautende Noten an den Cardinal Consalvi. Der Papst habe mit dankenswerther Bereitwilligkeit diesem Verlangen gewillfahrt und nicht nur die 38 der Universität überlassen, sondern das österreichische und preußische Cabinet, jedes besonders, hätten auch die officielle Benachrichtigung erhalten, daß der Papst auf die Verwendung ihrer Höfe der Universität Heidelberg alle deutschen Handschriften, 847 an der Zahl, zurückzugeben bereit sei. „So kehrt also ein literarischer Schatz zurück, der unserm Vaterlande seit 1622 entrissen war und der jetzt, wo das Studium der alten vaterländischen Literatur so bedeutende Fortschritte gemacht hat, doppelt gut benutzt werden wird." Obgleich Humboldt auch für die Aufnahme dieser Berichtigung in die „Frankfurter Oberpostamtszeitung" sorgte, schien Hardenberg damit noch nicht genug gethan zu sein. Er ließ in seiner Kanzlei einen größeren Aufsatz ausarbeiten, in dem der ganze Gang der Angelegenheit dargelegt war und dee in den Berliner Zeitungen und durch Humboldts Vermittlung in der „Oberpostamtszeitung" (Nr. 79, 19. März 1816) erschien. Er wies darin auf Blüchers energisches Auftreten hin, der gleich nach dem Einmarsch in Paris die preußischen Kunstschätze zurückgefordert habe; die Reclamationen seien dann auf andere Staaten ausgedehnt worden, und der preußische Generalintendant Ribbenteopp habe die gutwillig ausgelieferten Gegenstände in Empfang genommen, andere mit Beschlag belegt. Es wird der uns bekannte Gang der Verhandlung über die Codiees der Palatina, ohne Oesterreichs zu erwähnen, erzählt und besonders darauf hingewiesen, daß nach der Note Consalvi's an Hardenberg der Papst in Bezeugung der dem König von Preußen schuldigen Dankbarkeit diesem die literarischen Schätze zurückgegeben habe, indem er ihm freistellte, sie der Universität Heidelberg oder irgend einer anderen Corporation zu überlassen. Dieser Umstand, auf den die Hardenberg'sche Erklärung mit Recht so viel Gewicht legt, da er Preußens Verdienst in dieser Sache ins hellste Licht zu stellen geeignet war, findet allerdings seinen Grund in der Unkenntniß an der Curie, wo man Heidelberg für eine preußische Universität hielt. Unter Vorbehalt allgemein wissenschaftlicher Benützung habe der König die ganze Sammlung der alten Besitzerin zurückgegeben.

Humboldt hätte, wie er an Hardenberg schreibt, doch in dem Artikel eine Erwähnung Oesterreichs gewünscht, besorgte abee den Abdruck in der „Frankfurtee" und „Allgemeinen Zeitung". Nicht wenig indignirt war er aber, als in der ersteren eine unpassende, für Preußen beleidigende Bemerkung angeknüpft war. Wie sie lautete, können wir leider nicht sagen; alle freundlichen Bemühungen, auf der Frankfurter Stadtbibliothek in dem Jahrgang 1816 der „Oberpostamtszeitung" diese Anmerkung aufzufinden, waren nach der mir gewordenen Mittheilung vergeblich, und Humboldt theilt sie in seinem Briefe nicht mit. Dagegen weiß er, daß sie von Friedeich Schlegel herrührt, der damals als Legationsrath der österreichischen Bundestagsgesandtschaft zugewiesen war und sich durch Preußenhaß seinem Adoptivvaterland besonders empfehlen zu müssen glaubte. So kam es denn, daß die ganze Angelegenheit nun noch ein kleines diplomatisches Nachspiel hatte. Der preußische Geschäftsträger beim Senat der Stadt Frankfurt, Frhr. v. Otterstedt, beschwerte sich bei diesem und erhielt eine zufriedenstellende Erklärung, und Humboldt richtete eine Beschwerde an Wessenberg, der nicht zögerte, Friedrich Schlegel eine scharfe Zurechtweisung angedeihen zu lassen. Auch Baron v. Ramdohr in Rom wurde, nach Wilkens Mittheilung, angewiesen, zwar diesen zu unterstützen, aber zugleich dem österreichischen Geschäftsträger die Empfindlichkeit des preußischen Hofes nicht zu verbergen.

Es ist ja im ganzen eine unbedeutende Häkelei und war schließlich von untergeordneten Persönlichkeiten der österreichischen Regierung angezettelt, aber auch bei dieser Gelegenheit trat doch der böse Wille hervor, der Preußen allmählich in viel wichtigeren Angelegenheiten genug zu schaffen machte.

Vom Weihnachtstisch.

IV.

‡ Der gute Ton! Darüber sind schon viele Bücher geschrieben worden, auch die heurige Saison liefert verschiedene Opera übee diesen immer zeitgemäßen Artikel. Aber das Schreiben thut's bei den Bücheen nicht allein, man muß sie auch lesen. Und auch dieses Experiment reicht noch nicht aus, wenn die Theorie nicht ins Werkthätige übersetzt und gründlich ausgeführt wird. Der gute Ton ist eine überaus nützliche Einrichtung, welche in jeder Lebenslage außerordentlich wohlthätig empfunden wird. Glücklich, wer diesen Vorzug besitzt und auf seine übrigen Mitmenschen ausstrahlen läßt, obwohl es damit wieder ein ganz eigen Ding ist. Denn mancher, welcher denselben im eigenen Hause untadelig handhabt, ist außer dem

eigenen Heim und wenn er etliche Stufen unter seine gewohnte Region herabsteigt, plötzlich völlig bügel- und zügellos und oftmals ebenso unbehülflich wie einer, der die obern Regionen betritt und auf den spiegelglatten Parkets dann Schlittschuhe laufen und auf den Smyrnateppichen Kegel schieben will. Der gute Ton wird, wie jede andere freie Kunst, niemandem gänzlich angeboren, kann auch nie völlig an- oder ausgelernt werden. Richtige Naturanlage und ausdauernder Fleiß müssen überhaupt überall zum schönen Resultat die Hände vereinen.

Wie der höchstselige Justinian durch seine Institutionen und Pandekten für den angehenden Juristen sorgte, so hat Freiin Helene v. Düring-Oetken in einem umfangreichen und gründlichen Codex alles zusammengestellt, gefestet und herausgegeben über das gesellschaftliche Lebrn „Zu Hause, in der Gesellschaft und bei Hofe“ (Berlin bei Fritz Pfennings-torff). Wer den schwer wiegenden, goldgepreßten Lederband von 436 Seiten in groß Quarto — er ist mit einer Menge der zierlichsten Illustrationen im Rococostile von Karl Röhling geziert und statt der herkömmlichen Druckerschwärze in einem hellbraunen, bei Licht unpraktischen Ton gedruckt — durchstudirt und in Fleisch und Blut verwandelt hat, kann bei dem obersten Zehntausend als vollendeter Cavalier, Gentilhomme oder Maître de plaisir mitschwimmen und weiß gründlichen Bescheid über jedwedes bei Geburt und Taufe, Confirmation, Verlobung und Brautstand, Polterabend und Hochzeit, Tod, Begräbniß und Trauer auch an allen deutschen Höfen zu beobachtende Ceremoniel. Im Anhang assistiren Hr. Baron Friedrich v. Dincklage-Campe mit einem Excurs über die Jagd (dabei ist auch ein Abschnitt über die „Jägersprache“, doch mit Ausschluß des „Jägerlatein“) und Hr. General Hans v. Kretschmann mit einer Abhandlung über „Duell und Ordenswesen“. Manches geht wohl zu weit, wenn z. B. Formulare zu Verlobungsanzeigen, Tauf-, Sterbe-, Tanz- und Menukarten beigegeben sind.

Nicht in so vornehmr Regionen bringt uns „Der Verkehr in der guten Gesellschaft“ von Alban v. Hahn. (Leipzig, bei Otto Spamer, 227 S. 8°.) Es ist ein nettes Buch, welches in wohlgesetzter Folge über Lebensart und feine Sitte belehrt, auch über Dinge, die, wie man meinen sollte, sich von selbst verstehen, z. B. über Besuche, Verkehr auf der Straße, im Theater, Concert, über Gespräch und Unterhaltung, bei Wetten, „Vielliebchen“, Geschenken und Ehrenangelegenheiten. Ein kleines Rückkämmerchen bei diesen Salon-Gesellschaften und Diners ist auch den „Conventionellen Lügen“ eingeräumt, welchen bekanntlich Paul Nordau so energisch zu Leibe ging. In Summa gehört zur Realisirung dieser genußreichrn Wünsche und Subtilitäten viel Zeit und Zeit und Geld und vieles Geld. Die Anstand-Literatur ist übrigens uralt. Anfänge dazu lassen sich schon im „Nuodlieb“ finden, der schönsten Dichtung aus dem frühesten Mittelalter; auch Wolther von der Vogelweidr und ein namhafter Theil der besten Minnesinger haben hieher bezügliche Winke gegeben, von Tannhäusers „Hofzucht“, dem Winsbeke und der Winsbekin gar nicht zu reden; sogar der alte, fauertöpfische Huga v. Trimberg, insbesondere aber der hochedle G. Ph. Harsdörffer, der unsterbliche Erfinder des weltberühmten „Nürnberger Trichters“ und der achtbändigen „Frauenzimmer-Gesprächspiele“ bemühten sich rechtschaffen, die große und hohe „Welt“ ihrer jeweiligen Zeit pädagogisch zu feilen und zu poliren. Aber auch in diesem Gebietr wechselt die Mode; was damals als gute Zucht und Sittr galt, würde heute schan ins Gegentheil gebrandmarkt, ohne daß wir unterdessen wirklich ... In allerliebster Weise ertheilt eine Dame Constanze v. Franken einen „Katechismus des guten Tones und der feinrn Sitte“ (Leipzig 1897 bei Max Hesse 215 S. 8°); sie katechesirt aber gar nicht, sondern plaudert mit ihrer silberhellen Stimme so hübsch, unbefangen, zierlich und sogar schalkisch zuweilen, daß sie den Zuhörer gewinnt und fesselt und dadurch bleibenden Nutzen stiftet. Kein Wunder, daß besagtes Büchlein schon in sechster Auflage vorliegt. Constanze v. Franken hat übrigens eine ähnliche Arbeit für die Kinderwelt (mit Bildern von L. Burger) und einen „Katechismus der Toilettenkunst“ edirt in dem großen Katechismus-Verlag von Max Hesse, der ebenso die Vocalmusik, Musik und Schwimmkunst, Schachspiel, Bienenzucht und die Tanzkunde umfaßt. Letzteres Capitel erhielt durch Maegitta Roséri (ebendas. 225 S.) eine illustrirte Bearbeitung, welche natürlich auch die Geschichte des Tanzes gleich einem Fabrito Caroso da Sermoneta hereinzieht.

Indessen hat, um auf das eingangs betretene Gebiet zurückzukommen, der Verfasser einer kleinen Broschüre den Vogel abgeschossen. Dieser humoristische Extract ist kategorisch betitelt: „Das darfst du nicht thun!“ — ein wahres „Vademecum für diejenigen, welche mit leichteren Krankheitsformen von Gedanken- (amentia vulgaris) und Rücksichtslosigkeit (rüpelitas naïva) behaftet sind“ von Dr. Sophronistes (München 1897, bei Chr. Kaiser, 66 S. kl. 8°). Schon das Motto besagt alles: „Was du nicht willst, daß man dir thu', das füg auch keinem andern zu!“ Nach der Ansicht des Hrn. Verfassers „fehlt es auf diesem Gebiete noch an dem, was auch die Medicin erst seit wenigen Decennien herausgebildet hat, an der Prophylaxis und an der Hygiene. Derselben zu walten, ist Aufgabe der satirisch-didaktischen Sparte des Schriftstellerthums, und zwar zu walten nicht in gebundener, sondern in recht ungebundener Rede“. Zu allerlei Uebeln, worüber sich Dr. Sophranistes beklagt, gehört „die weit verbreitete Verseuchung der Wohnungen durch Musik“; es hagelt also deßhalb ziemlich „unzarte Bemerkungen“: Ein „Dichter kann neben mir Tag und Nacht Sonette, Tragödien, Romane dichten, es schreckt und schädigt mich nicht. Ich brauche ja seine Erzeugnisse weder zu lesen, noch mir von ihm vorlesen zu lassen. Ein Pleinairmaler kann unter oder ober mir ununterbrochen ganze Massen von spinatgrüner adrr indigoblauer Farbe auf beliebig große Leinwandflächen schleudern, das stört meine häusliche Ruhe nicht im geringsten. Aber wie kann ich mich auf dir Dauer retten, wenn in meiner nächsten Nähe Tag aus und Tag ein früh und spät mehrere Stunden lang Fingerübungen gemacht, Etüden ein und dieselbe zehnmal heruntergespielt, Sonaten gellimpert, große Tonwerke abgeleiert, Arien, Duette gekräht, hinausgeheult werden!“ So wird nun allerlei Unfug und Untugend unsrer Mitmenschen und „Mitmenschinnen“ auf der Steatze und im öffentlichen Leben getadelt und gebeaumarkt, und beispielsweise über Belästigung durch gedankenlose Raucher geklagt. Eine Locomotive „nützt, wenn sie raucht, mehr als ihr Rauchen kostet; rücksichtslose Raucher aber molestiren mehr, als ihre Raucherei werth ist“. Auch die modrrne Sitte, daß alle und junge Herren sich an dem Arm einer Dame einhängen, ist ihm eine gegen die Aesthetik gerichtete Perversität. Andere haarsträubende Vorkommnisse auf Reisen und das touristische Radfahren werden in eigenen Abschnittrn ergötzlich durchgehechelt, jedenfalls zum Dank der gequälten und belästigten Mitwelt. Indessen ist dieses Gebiet eine unendliche Melodie, dazu man auch in jeder Redaction mehr als ein Lied zu singen wüßte!

Etwas verwandt mit dem lotecheliſchen Frag- und Antwortspiel ist das „Hippologische Alphabet“, ein ernsthaftes Handbuch für berittene Offiziere wie auch Pferdebesitzer jeden Ranges und Standes, zur Orientirung im Umgang mit Pferden nebst Anleitung über deren Pflege, herausgegeben von Berthold Schoenbeck (Leipzig bei H. Hartung u. Sohn. XII, 229 S.). Das Werk ist znr kürzesten Belehrung als Nachschlagebuch mit einem Register van ca. 500 Wörtern und 85 Abbildungrn ausgestattet und der Text in der knappen Prosa des Conversationslexikon-Jargons gehalten: Arbeit, Bandagen, Cirkel, Dressur, Gummiartikel, Zucker, Longiren, rasches Erkennen der Lohnheiten, Sattel, Untugenden, Zäumung. ...

Dem Heraldiker bietet Hr. Hugo Gerard Ströhl eine nach dem Vorbild der „Oesterreichisch-Ungarischen Wappenrolle“ (welche 1895 erschien und schan eine zweite Auflage benöthigte) reich ausgestattete „Deutsche Wappenrolle“ (Stuttgart bei Julius Hoffmann, 98 S., gr. 4°) enthaltend auf 22 Foliotafeln 172 Wappen und alle Standarten, Flaggen, Landesfarben und Cocarden des Deutschen Reichrs, seiner Bundesstaaten und regierendrn Dynastien, mit diplomatischer Genauigkeit gezeichnet und blasonirt (erläutert); ein außerdem noch mit 131 Textillustrationen versehenes, wahres Prachtwerk nach jeder Seite. So sind die Wappen im sechzehnfarbigen Plattendruck wiedergegeben, natürlich auch die Terminologie gründlich erläutert, da nicht allein der Fachmann, sondern auch das Kunstgewerbe daraus Belehrung schöpfen soll. — Dem Preise nach populärer gehalten, aber ebenso instructiv hat Friedrich Heyer von Rosenfeld auf 14 Farbendrucktafeln „Die Staatswappen der bekanntesten Länder der Erde“ (Frankfurt a. M. bei H. Keller 4°) in zehnter, ver-

mehrter Auflage zusammengestellt. Das gibt doch einen Beweis von der Nothwendigkeit und Dringlichkeit dieses Stoffes. Und trotzdem ist dieses durchweg wissenschaftliche und auf den solidesten Grundsätzen beruhende Gebiet sogar bei den nächstbetheiligten Behörden, bei Künstlern u. s. w. eine völlig unbekannte Welt, wie jeder Spaziergang durch eine festlich decorirte Stadt beweisen kann, wo Wappenschilde und Flaggen im unsinnigsten Durcheinander, noch subjectivster Laune und Erfindung, ein wahrer Hohn auf alle Heraldik, prunkhaft ausgehängt werden. Entweder ist diese Wissenschaft ein Unsinn — dann kann man selbe schadlos abschaffen, oder sie ist eine streng historische Thatsache, und dann muß man sie auch nach den gehörigen Principien darstellen und pflegen; ein willkürliches Mittelweg bleibt hiebei ganz unstatthaft und unmöglich.

Eine sehr anmuthende Lectüre bieten Max Hesdörffers „Monatsplaudereien über Blumen und Blumenzucht" (Berlin bei Rob. Oppenheim. 237 S. 8°.). Was sich jahrüber in den verschiedenen Zeiträumen hinter den Schaufenstern, auf den Märkten und in den Körben der Straßenbändlerinnen findet und im eigenen Heim oder für den weiteren Geund und Garten gut und wünschenswerth macht, ist hier in gefälliger Form zum Vortrag gebracht; ganz geschickt wurde mit eingewoben, wie diese Botanik außerdem im Volksleben, in alter oder neuer Sage und Geschichte eine bemerkenswerthe Rolle spielt. Als Muster dient das schon im classischen Alterthum bekannte „Stiefmütterchen" (Sinnviole, Viola tricolor), welche im getrockneten Zustande der genale Graf Franz Pocci seinerzeit zu seinen humoristischen Zeichnungen verwendete.

In durchweg neuer Manier gibt Adolf Philippi unter dem Titel „Die Kunst der Rede" (Leipzig 1896 bei Fr. W. Grunow. 256 S. kl. 8°.) eine auf geschichtlichem Boden aufgebaute, von den Griechen und Römern anhebende, die Italiener, Franzosen und Engländer gründlichst charakterisirende deutsche Rhetorik. Nur die gewaltigen Sprachkünstler, wie Bruder David von Augsburg, Bruder Berhtold von Regensburg, Heinrich von Nördlingen, der hochfliegende Meister Eckart, der gewaltige Tauler, auch die Urheber des Sachsen- und Schwabenspiegels, welche das Wort im Wetteifer mit Wolfram v. Eschenbach und Gottfried v. Straßburg handhabten, sind vergessen, da für den Verfasser die deutsche Prosa erst mit dem 16. Jahrhundert beginnt. Wie er aber von Luther bis Liscow, Klopstock und Wieland, Lessing, Abbt, Herder, Goethe und Schiller, mit Einschluß der Romantiker, bis auf Liebig, Helmholtz und Moltke jeden einzelnen mit wenigen Strichen zeichnet, das sind wahre Cabinetstücke des Portraits. Aus den gewonnenen Resultaten construirt er dann den zweiten, theoretischen Theil mit den Dispositionen, dem sprachlichen Ausdruck nebst Stil, Figuren und anderen Darstellungsmitteln — immer mit einer erquickenden Frische und originellen Heiterkeit, welche auf Schüler und Lehrer mit gleich belebender Anregung wirken.

Die Sammlung „Guter alter deutscher Sprüche" von Xanthippus (Berlin, 1897 bei G. Stilke. 156 S. kl. 8°) bietet neben vielem guten echten Gold auch allerlei Spiel- und Rechenpfennige des Witzes, des Humors oder der Laune. Der Herausgeber gab sich in anerkennenswerther Weise viele Mühe, ihr Herkommen und ihre Vorgeschichte zu erhärten und nachzuweisen. Die Turner-Devise „Frisch, fröhlich, fromm und frei" ist ein alter Studentenspruch, welchen indessen auch die Buchdrucker adoptirten, indem ein um 1570 gedichtetes Lied also schließt:

Das hat eine Setzer gesungen
Zuo Basel in der Stadt.
Hui. Frei, fröich and frisch
Ist gnot Buochtruckerisch!

Manches daraus wäre zu Haus- oder Geräth-Inschriften neuerdings brauchbar, auch die spruchstickende Damenwelt mag gute Körner daraus auflesen. Der von Geiler von Kaisersberg citirte Erfahrungssatz

Der do schuff den Hasen
Schuff auch den wasen

gilt heute noch als Trost bei zahlreichen Familien:

Für jedes Häselein
Wächst auch ein Gräselein.

Unter den sogenannten „altdeutschen" Sprüchen auf der Wartburg ist auch eine schone Steoppe von Goethe, aber wie veepobelt:

Sehe jeder, wo er bleibe,
sehe jeder, wie es treibe
und wer stehl, daß er nicht falle
beim verlassen dieser Halle!

„Und so etwas in Angesicht des classischen Weimar!"

Mittheilungen und Nachrichten.

* „Taschenflora des Alpenwanderers, von L. und C. Schröter." 5. Auflage. Zürich, Albert Raustein 1896. — Ein dünnes Octavheft, biegsam in Leinwand gebunden, zum Preise von 6 Frcs. (4 M. 80 Pfg.). Auf 18 Tafeln stellt es 170 verbreitete Alpenpflanzen in der ganzen Farbenpracht ihrer Blüthe in natürlicher Größe dar, wie sie Ludwig Schröter, naturwissenschaftlicher Zeichner, überaus treu erfaßt und gemalt hat. Dr. C. Schröter, Professor am eidgenössischen Polytechnikum, gibt dazu auf eingelegten Textblättern kurze botanische Notizen in deutscher, französischer und englischer Sprache. Das Büchlein, ebenso reizend für die Erinnerung wie brauchbar für die Selbstbelehrung unterwegs, ist ursprünglich auf die Schweiz berechnet und hat sich dort, wie die Zahl der Auflagen zeigt, bereits durchaus bewährt; es gilt aber nicht minder für die östlichen Alpen, wie der Text, der überall das Verbreitungsgebiet nennt, auf jener Seite darthut. Auch der Sommerwanderer und Herbststeiger in Bayern, Tirol und weiter hin, werden auf diesen Tafeln holde Bekannte begrüßen.

* Jena. In der Osterwoche 1897 findet hier (vom 21. bis 23. April) der XII. Deutsche Geographentag statt. Als Hauptberathungsgegenstände sind in Aussicht genommen: 1) Berichterstattung über den Stand der Arbeiten der vom XI. Deutschen Geographentag in Bremen gewählten deutschen Commission für Südpolar-Forschung. 2) Polar-Forschung (Nordpol, Südpol). 3) Geophysische Fragen (Erdbeben, Beziehungen zwischen Schwerkraftmessungen, erdmagnetischen Aufnahmen und Geotektonik u. s. w.) 4) Biologische Geographie (Thier- und Pflanzengeographie). 5) Thüringische Landeskunde. 6) Schulgeographische Fragen. Es wird gebeten, die Anmeldung, der auf diese Fragen bezüglichen Vorträge möglichst bald und spätestens bis zum 1. Februar 1897 an den Vorsitzenden des Ortsausschusses, Prof. Dr. W. Kükenthal (Jena, Zoologisches Institut) gelangen zu lassen. Von einer geographischen Ausstellung soll abgesehen werden. An die Tagung wird sich eine Excursion nach Weimar anschließen. Ferner sind auch geologisch-geographische Ausflüge in die nähere Umgebung Jena's, sowie der Besuch des Schlachtfeldes geplant. Während der Tagung wird Gelegenheit gegeben werden, die auch für Geographen interessante optische Werkstätte von C. Zeiß, sowie das glastechnische Laboratorium von Schott und Genossen zu besichtigen. Baldige Anmeldung zum Besuch des Vortrages (an den Generalsecretär des Ortsausschusses, Dr. F. Römer, Jena, Zoologisches Institut) ist erwünscht.

* Leipzig, 8. Dec. Der Professor der Statistik und Nationalökonomie Dr. Karl Bücher hat einen Ruf als Nachfolger des in Ruhestand getretenen Geh. Roth Rabes an die Universität Heidelberg erhalten und abgelehnt.

* Berlin. Dem kgl. Museum für Naturkunde ist aus Deutsch-Neu-Guinea von Professor Dahl, dem Leiter der mit Unterstützung des Auswärtigen Amts und der Akademie der Wissenschaften durch Prof. Doehn (Neapel) angelegten Forschungsstation in Kalum, eine Sammlung verschiedener sehr gut conservirter Thiere zugegangen. Sie enthielt 6 Arten Säugethiere, 27 Arten Vögel, 14 Arten Amphibien und Reptilien, ferner trocken: 200 Stück Lepidopteren, 161 Stück Orthopteren, 190 Stück Hemipteren, 26 Stück Odonaten, 136 Stück Hymenopteren, 227 Stück Dipteren und 161 Röhrenglächen, angefüllt mit Insecten aller Ordnungen in Alkohol. Alle Sachen sind mit Nummern versehen, die den Tagebuchaufzeichnungen Dahls über Vorkommen, Fangzeit und Lebensweise entsprechen. Da das Museum bisher aus Neupommern keine Thiere erhalten hat und über die dortige Fauna überhaupt sehr wenig sicheres bekannt ist, haben diese Beobachtungen und Sammlungen einen großen wissenschaftlichen Werth. Außer den Thieren enthielt die Dahl'sche Sendung auch ein Packet getrockneter Pflanzen, die dem Botanischen Museum übergeben worden sind.

Prompte Lieferung aller Bücher durch H. O. Sperling, Buchhandlung in Stuttgart. Größere Werke gegen bequeme Theilzahlungen. Kataloge gratis. Hauptvertriebsstelle von Meyers Konversations-Lexikon.

A. Hartleben's Verlag in Wien.

Vom

Rollenden Flügelrad.

Darstellung der Technik des heutigen Eisenbahnwesens.

Von

A. Freiherr v. Schweiger-Lerchenfeld.

Mit 669 Abbildungen und 25 Vollbildern.
50 Bogen. Groß-Octav.
Geheftet 13 M. 50 Pf.
In Original-Prachtband gebunden 15 M.

Die Donau

als Völkerweg, Schiffahrtsstraße und Reiseroute.

Von

Amand Freihere v. Schweiger-Lerchenfeld.

Mit 360 Abbildungen, darunter 22 Vollbildern und 107 Karten, letztere zum Theil in Farbendruck.
60 Bogen. Groß-Octav.
Geh 15 M. In Orig.-Prachtbd. 17 M. 50 Pf.

Das Mikroskop.

Leitfaden der mikroskopischen Technik nach dem heutigen Stande der theoretischen und praktischen Erfahrungen.

Von

J. v. Schweiger-Lerchenfeld.

Mit 192 Abbildungen
u. zw.: 91 Text-Abbildungen, 8 Vollbildern und 13 Tafeln
(mit zusammen 98 Einzeldarstellungen).
10 Bogen. Groß-Octav.
Geh. 3 M. Eleg. geb. 4 M. 50 Pf.

Gedanken eines

Japaners über die Frauen

insbesondere die japanischen.

Aus d. Japanischen übersetzt vom Verfasser

Dr. Riotaro Hata,

Secretär der kais. japanischen Gesandtschaft in Wien.

9 Bogen. Octav.
In Farbendruck-Umschlag geh. 2 M. 25 Pf.

Grundriß

einer

exacten

Schöpfungs-Geschichte.

Von

Hermann Habenicht.

Mit 7 Karten-Beilagen und 2 Text-Illustrationen.
10 Bog. Gr.-Oct. In Leinenpapier geh. 4 M.

A. Hartleben's

Kleiner

Volks-Atlas.

24 Hauptkarten und 30 Nebenkarten auf 40 Kartenseiten.

Mit einem begleitenden Texte von

Prof. Dr. Fr. Umlauft.

Gr.-Folio-Format.
Eleg. geb. 5 M. 40 Pf.

Das gesunde

behagliche u. billige Wohnen.

Von

Lothar Abel,

Architekt, Ritter des Franz Josef-Ordens, Besitzer der goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft &c.

Mit 79 Abbildungen.
23 Bogen. Gr.-Octav.
Geh. 8 M. Eleg. geb. 10 M.

Das

Elegante Wohnhaus.

Eine Anleitung

Wohnhäuser außen und innen mit Geschmack zu erbauen und auszustatten.

Von

Lothar Abel.

Mit 226 Abbildungen.
21 Bogen. Groß-Octav.
Geh. 8 Mark. Eleg. geb. 10 Mark.

Der gute Geschmack.

Aesthetische Essays

von

Lothar Abel.

Mit 129 Abbildungen.
24 Bogen. Groß-Octav.
Geh. 8 Mark. Eleg. geb. 10 Mark.

Von den

Umwälzungen im Weltall.

Drei Bücher.

In den Regionen der Sterne. — Im Reiche der Wolken. — In den Tiefen der Erde.

Von

Rudolf Falb.

3. Aufl. Mit 96 Abbild. 23 Bogen. Octav.
In höchst eleganter Ausstattung.
Geh. 4 M. 50 Pf. In Orig.-Einbd. 6 M.

Das Wetter ****

und

**** **der Mond.**

Eine meteorologische Studie

von

Rudolf Falb.

2. Auflage. 6 Bogen. Octav.
Eleg. geh. 1 M. 50 Pf. Geb. 2 M. 50 Pf.

Wetter-Briefe.

Meteorologische Betrachtungen

mit besonderer Bezugnahme auf die periodischen Ueberschwemmungen.

Von

Rudolf Falb.

10 Bogen. Octav. In Farbendruck-Umschlag.
Geheftet 2 M. 25 Pf.
Elegant gebunden 3 M. 25 Pf.

Friedrich Schlögl's

Gesammelte Werke.

Drei Bände.

Inhalt:

1. Wiener Blut. 2. Wiener Luft. 3. Wienerisches.

73 Bogen. Octav.
In drei Originalbänden geh. 9 M.

Franz Stelzhamer's

Ausgewählte

Dichtungen.

Herausgegeben

von

P. K. Rosegger.

4 Bände. Octav. 100 Bogen. In zwei eleg. Leinwandbänden.
Preis 6 M.

Der Dorfnotär.

Roman

von

Josef Freiherr v. Eötvös.

Dritte Auflage.

3 Bände. Octav.
Geh. 9 M.
Eleg. geb. 3 Ganzleinwandbände 11 M. 25 Pf.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bei Einsendung des Betrages mit Postanweisung erfolgt Franko-Zusschickung. (16457)

A. Hartleben's Verlag in Wien.

Jahrgang 1896. München, Freitag, 11. December. Nummer 287.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Ada Negri. I. Von Dr. Ernst Gnad. — Die Bedeutung der Tracht der römischen Kinder. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ada Negri.

Von Dr. Ernst Gnad (Graz).

I.

Es ist in unsrer, der lyrischen Poesie gerade nicht günstigen Zeit eine ungewöhnliche Erscheinung, daß eine Schriftstellerin, die kaum die erste Hälfte der zwanziger Jahre überschritten hat und deren dichterisches Schaffen bisher auf zwei Bändchen lyrischer Gedichte beschränkt geblieben ist, sich eines so außerordentlichen Erfolges rühmen darf. Nicht nur in ihrem Vaterlande, wo die Lyrik der Gegenwart sich an berühmte Namen, wie Carducci, Lorenzo Stecchetti, Mario Rapisardi, Gabriele d'Annunzio knüpft, ist sie gefeiert und bewundert, sondern auch weit über die Grenzen Italiens hinaus; namentlich in Deutschland und Frankreich hat sie durch Uebersetzung und Besprechung vielseitiges Interesse erweckt und ungetheilte Anerkennung gefunden. Ein gut Theil dieses raschen Durchbruchs eines so jungen Talents ist allerdings in der Thatsache zu suchen, daß die Dichtungen Ada Negri's ihrem Hauptinhalt nach von den großen und lebendigen Bewegungen des Tages durchströmt sind, die in socialen Problemen, in der Arbeiterfrage, im Massenelend und in dem uralten Gegensatz zwischen Reich und Arm nach Gestaltung und Lösung ringen. Das ist nun reine und unverschleierte Tendenzlyrik, für die es im Gebiete der schematisirenden Schulästhetik ebenso wenig ein berechtigtes Plätzchen geben soll, wie für die arg verfehmte politische Lyrik. Wir können diese ästhetische Frage, die unter den romanischen Völkern, wo Béranger, Giusti und Leopardi sangen, nie ernstlich aufgeworfen wird, um so leichter auf sich beruhen lassen, als das deutsche Volk selbst, das unter den Klängen der Schlachtlieder von Arndt, Körner u. a. die Franzosen aus dem Reiche trieb, das den Chorführer der politischen Lyrik, Georg Herwegh, wie im Triumph durch die deutschen Lande trug und mit pochendem Herzen den Gesängen von Robert Prutz, Dingelstedt, Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath und dem biedern Uhland lauschte, in diesem Punkt anders dachte und fühlte, wie seine Gelehrten. Wenn die Lyrik mit den Empfindungen und Gedanken des Dichters auch zugleich dem Glauben, der Stimmung und der Begeisterung der Menge Ausdruck verleiht, dann haben politische und andere weltbewegende Zeitfragen in der Lyrik ebenso gut ihre ästhetische Berechtigung, wie jeder andere Empfindungskreis des menschlichen Herzens. Obschon wir daher auch die künstlerische Vollwerthigkeit einer solchen Tendenzlyrik gern einräumen, so bleibt es doch immer befremdend, daß ein junges Mädchen in den Jahren, wo die dämmernde Weiblichkeit unaufhaltsam erwacht, wo der sehnende Blick ins unbekannte Leben schweift, wie hinter blaue Berge, wo die Träume und Ahnungen des eigenen Herzens sich meist unbekümmert um Strömungen und Fragen des öffentlichen Lebens zu einer selbstherrlichen und naturgemäßen inneren Gemüthswelt zu verdichten pflegen, mit dem ganzen Reichthum seines Empfindens, mit der vollen Begeisterung der jugendlich entflammten Phantasie die großen brennenden Fragen der Zeit umfaßt und mit Verleugnung des natürlichen Gemüthslebens die Sache der leidenden und unterdrückten Menschheit als klar ausgesprochenen Daseins- und Dichtungszweck zu der seinigen macht. Es würde dies noch auffallender sein, wenn Ada Negri nicht aus Italien stammte, wo eine gewisse nivellirende Gleichartigkeit des Denkens und Fühlens Jung und Alt, Mann und Weib in allen Schichten der Gesellschaft für nationale und öffentliche Fragen weit empfänglicher macht, als unter den ausgeprägten Individualitäten deutscher Natur. Wer immer Gelegenheit hatte, die inneren Kämpfe, durch die der junge italienische Staat sich zur Einheit emporrang, in ihrem Einfluß auf das gesellschaftliche und häusliche Leben aus unmittelbarer Nähe zu beobachten, mochte sich oft über den regen, ja leidenschaftlichen Antheil an den Geschicken der Nation, an ihren Hoffnungen und Bestrebungen verwundern, der durch die Frauenwelt aller Bevölkerungsschichten ging, von den stolzen Palästen der Edeldame bis zu den bescheidenen Räumen des Bürgerhauses, am stillen Feuer des häuslichen Herdes und in den verborgenen Winkeln der Kinderstube. Bei Ada Negri handelt es sich allerdings nicht um politische oder nationale Fragen, sondern um die Leiden der arbeitenden und gedrückten Menge, der sie selbst entstammt.

„In meinen Adern fließt das Blut,
Das Blut des Volkskinds heiß und stolz!“

Ihr Mitleid und ihre blutigen Thränen weiht sie nicht den politischen Kämpfern und Geisteshelden, sondern jenen „Großen der Dunkelheit und Niedrigkeit“ oder, wie sie in dem herrlichen Gedichte: „I grandi“ mit rührender Beredsamkeit singt, „den glorreichen Hungernden und Elenden, die bei der feindseligen Natur weder Ruhe noch Verzeihung gefunden und — die doch nicht gehaßt haben; die für andere die Aehren blühen und wachsen sahen und — die doch nicht geraubt haben; die von einer blinden und gewaltthätigen Gerechtigkeit ins Antlitz geschlagen, Thränen und Galle tranken und — die doch nicht getödtet haben; die in Frost und Sturm, in Niedrigkeit und Vergessenheit ohne Sonne, ohne Gewand und ohne Nahrung gewandelt sind und — die doch an Gott geglaubt haben; die nur ein elendes und faules Strohlager zum Schlafen und nur ein Spital zum Sterben hatten und — die doch liebend gestorben sind.“

Ihr Vater endete im Armenspital, ihre Mutter fristete als Fabrikarbeiterin mit dem Kinde ein kümmerliches Dasein. Nach einer in Noth und Entbehrung verlebten Kindheit ist die junge achtzehnjährige Dichterin als kärglich besoldete Lehrerin in dem ziemlich weltentrückten lombardischen Dorfe Motta-Visconti am Ufer des Ticino inmitten von etwa achtzig schmutzigen und schlecht gekleideten

Kindern in die Lage versetzt, die Armuth und das Elend des niederen Volkes in einem weiteren Umkreis als in dem engen Raum der mütterlichen Stube kennen zu lernen: allerdings in jener milderen Form, worin die Noth auf dem Lande und auf einem von der Natur reich gesegneten Boden sich dem Auge darzustellen pflegt, ohne den grellen Gegensatz prunkenden Reichthums und städtischen Lebens, aber auch ohne die sittliche Verrohung und das moralische Verderbniß, die in Fabriken und großen Städten die niedere Bevölkerung oft dem Mitleid der wahren Menschenfreunde zu entfremden vermögen. Dadurch erklärt sich auch die naive und ideale Begeisterung, mit der Ada Negri das Schicksal der Armen und Unterdrückten zu dem ihrigen macht, in denen allein sie die „Guten und Großen" der Menschheit erblickt, während Reichthum und hohe Geburt ihr nur der Verachtung werth scheinen; dadurch wird die sittliche Entrüstung begreiflich, mit der sie ohne Blick und Verständniß für die Lichtseiten des modernen Culturlebens in jugendlich flammenden Tönen ihrer Empörung über den unversöhnlichen und ewigen Gegensatz zwischen Glückskindern und Enterbten Luft macht, in Tönen, die um so mächtiger und ergreifender aus dem Herzen klingen, je mehr die Erinnerung an ihre eigene entbehrungsreiche Kindheit in berechtigtem Unmuth ihre Seele durchzuckt, je mehr ihr Auge beim Anblick des Weltelends durch die Thränen ihrer eigenen Jugend getrübt ist. Nicht die milde Wehmuth des rein poetischen Mitleids, nicht der Idealismus der Satten und Glücklichen, sondern der Aufschrei des selbst Hungernden und Entbehrenden tönt uns aus ihren Klagen und Verwünschungen über das sociale Elend voll und erschütternd entgegen. Darin liegt nun freilich eine bedenkliche und für die reine Kunstwirkung ihrer lyrischen Dichtungen gefährliche Seite. So lange es sich um Regungen und Aeußerungen des Seelenlebens handelt, deren Mittelpunkt die innere Gefühlswelt mit ihren Leiden und Freuden bleibt, hat jede Empfindungsart, auch wenn sie absonderlich und fern von jener Allgemeingültigkeit erscheint, worin mit Recht oder Unrecht der höchste Vorzug der lyrischen Dichtung gesucht wird, ihre volle poetische Berechtigung, so fern sie nur wahr und ungesucht sich aus der besonderen Lage des Dichters ergibt: aber wenn dessen Phantasiewelt aus der eigenen Innerlichkeit sich auf Außendinge richtet, auf sociale Einrichtungen, auf große Fragen der Menschheit, die nicht nur mit dem Herzen gefühlt, sondern auch mit dem scharfen Lichte des Geistes geschaut werden sollen, wird der volle Strom der Empfindung in seiner hinreißenden Wirkung bei einem großen Theile der Hörer und Leser nicht selten durch die Bedenken des corrigirenden Verstandes abgeschwächt. Wo die Dichtkunst sich aus der luftigen und souverainen Phantasiewelt auf sachliche Fragen wirft, verlieren poetische Stimmung und Färbung des Gemüthes ihre Alleinherrschaft über Werth und Wirkung der Dichtung und der subjective Kreis des dichterischen Denkens und Fühlens gilt nicht mehr als alleiniges Maß der Dinge. In dem Gedichte „L'ultimo duca" in der Sammlung „Tempeste", die erst in diesem Jahre, also zu einer Zeit erschienen ist, wo die Dichterin den ärmlichen Verhältnissen des Dorfes entrückt, sich in Mailand schon berühmt und gefeiert einer behaglichen Lebensstellung erfreute, schildert sie an der Wiege eines Herzogskindes den künftigen Lebenslauf eines jungen Aristokraten in so grellen Farben, daß nicht die unmittelbare Anschauung der vornehmen Gesellschaft, die der gepriesenen Dichterin wohl kaum verschlossen blieb, sondern eher die „proletarischen Vorurtheile", von denen der gediegene Kenner Paul Heyse in seinem bezüglichen Aufsatz der „Deutschen Rundschau" bei aller Bewunderung ihres großen Talents sie nicht frei spricht, ihr dazu den Pinsel geliehen haben, wenn nicht vielleicht angenommen werden darf, daß Parini's Gedicht „Il giorno", dessen scharfe und grelle Darstellung des aristokratischen Lebens in der satirischen Tendenz der Dichtung ihre Berechtigung hat, darauf Einfluß geübt hat.

„Von mattem Kusse
In einer Alkove
Zur Welt gekommen,
Sage, was hoffst du,
Kind eines Herzogs,
Sprößling, du blonder?

Wallung und Gluthen
Hat dein Geblüt nicht,
Matt und erstorben;
Tropfen, du letzter
Der einst so stolzen
Sterbenden Race.

Für dich nicht das heiße,
Für dich nicht das strenge
Ringen des Wissens,
Für dich nicht der Herzschlag,
Für dich nicht die Träume
Hoher Gesinnung.

Für dich nicht die frommen
Werke der Arbeit!
Allein nur und schwächlich,
Unnütz, entnervet,
Zu nichts geboren,
Von nichts ermüdet.

Wirst du den letzten
Seufzer des Lebens
Fruchtlos und öde
Verhauchen in kaltem,
Käuflichem Kusse
Buhlender Dienea."

Im Einklange mit den hier ausgesprochenen Anschauungen weist sie in dem Gedichte „Hai lavorato?" den vornehmen jungen Bewerber ab, der ihr seine Liebe gesteht. „Hast du gearbeitet?" fragt sie ihn, „Kennst du die in ernster männlicher Arbeit durchwachten Nächte? Welchem Glauben und welcher Fahne hast du deine blühende Jugend geweiht? — Wenn du müde und zerfetzt vor mir stündest, aber mit dem Stolz der Arbeit im Antlitz und mit dem göttlichen Funken in der Brust, wenn dir die rührigen Arme müde herabhingen, aber dir im großen Auge der Blitz erglühte, wenn du ein Plebejer wärst und über die Menschen, die der gemeine und feige Müßiggang erdrückt und entnervt, stolz das Haupt erheben könntest, o! dann würde ich dich lieben!

„Doch wer bist du? Was hoffst du, o Sklave,
Der matt dahinlebt in dem gelb'nen Schlamm?
Du giltst mir nichts — dich kann ich nur verachten
Du schlaffer Sendling einer schlaffen Zeit!"

Ideal und Liebe, „Dämon und Gott" des Mädchens aus dem Volke ist, wie sie in dem Gedichte „La Popolana" singt, der kräftige Schmied, der „König des Hammers",

„Wenn er, das glühendhitze Eisen hämmernd,
Sich vor die Schmiede stellt,
Wenn sein Gesicht der Flammenschein erhellet,
Sein nackter Hals sich schwellt."

Und den schmutzigen und zerlumpten Straßenjungen, „der nach den Hunden mit Steinen wirft", der diebisch, frech und „schon verdorben ist", den möchte sie ans Herz drücken und auf Mund und Brust küssen und ihm die Worte zurufen: „Auch ich bin eine Blüthe am Dornstrauch, auch ich hatte die Mutter in der Weiberstatt, auch ich kannte den Schmerz ... d'rum lieb' ich dich". Sind solche Ausbrüche des Herzens natürlich empfunden oder nur Pose? Man möchte das letztere glauben, wenn nicht der frische, aus vollem Herzen quellende Strom der Poesie, der uns namentlich in der ersten „Fatalità" betitelten Sammlung ihrer Gedichte überwältigend entgegenrauscht, dieser Annahme widerspräche. Es bleibt jedoch immerhin befremdend, daß die junge Dichterin, die trotz ihrer niedrigen Herkunft und trotz der Holzschuhe, in denen sie einhergeht, als Lehrerin und vermöge ihres früh bethätigten Lerneifers und Wissenstriebes der gebildeten Classe angehört, das Ideal ihrer Mädchenträume in dem rußigen Schmied am Herd oder in dem schweißtriefenden Arbeiter auf dem Felde erblickt und zwar, wie z. B. aus dem Gedichte „L'operajo" hervorgeht, nicht ohne einen gewissen sinnlichen Beigeschmack, wenn sie

den kraftstrotzenden Handwerker schildert, wie er daherkommt mit „gedankenblassem Gesicht und stolzer Haltung des Hauptes auf dem bloßen braunen Halse, mit dem Stiernacken und der offenen behaarten Brust, kühn in Wort und Blick, die Adern von Leben durchströmt, von Flammen der Liebe und Flammen des Muthes“. Da wir indeß die Thatsache vor uns haben, daß eine Dichterin in ihren ersten lyrischen Aeußerungen nicht von den Freuden und Leiden ihres eigenen jungen Herzens, sondern von den Armen und Unterdrückten singt, daß sie die leidende Menschheit mit einer begeisterten Liebe umfaßt, der gegenüber ihr jedes andere Liebesgefühl klein und verächtlich erscheint, so ist es nur folgerichtig, daß sie auch das äußere Ideal der Männlichkeit in jenen „Großen der Arbeit“ erblickt, denen sie im Gedicht „Salvete“ zuruft:

„Dir großer und heiliger Menschenfamilie,
Dir sing' ich mein Lied. O streite und hasse,
Versuche und strebe und nimmermehr ende!
Kurz ist das Leben!

Auf die Kämpfe der Arbeit, aufs Haupt der Sieger,
Auf die Besiegten, im Tod sich windend,
Hell und unsterblich, ein Blick der Gottheit,
Leuchtet die Sonne.“

Aber bei allem poetischen Schwung, bei aller flammenden Beredsamkeit, womit Ada Negri sich als Kämpferin für die unterdrückte Menschheit hinstellt, glauben wir doch in der socialen Richtung ihrer Dichtungen vorerst nur den Weg zu erblicken, auf den sie durch die Erinnerung an die Entbehrungen der Kindheit, durch die Umgebung und sociale Stellung, unter denen sie ihre Jugendjahre verbrachte, und vor allem durch den Mangel eines eigenen reicheren Lebensinhalts geführt worden ist, und wo der Drang ihrer Dichterseele nach Entfaltung, ihre prometheische, von Lebensfülle überquellende Natur, ihr fast titanisches Streben ins Große und Weite und das Unbefriedigende ihres Daseins zunächst Gestaltung und Ableitung gefunden haben. Es liegt ein gewaltiger und wahrhaft hinreißender Zug in den Gedichten, worin sie ihrem jugendlich unklaren und unbewußten Drang nach Lebensinhalt und Lebensbethätigung Ausdruck verleiht, in Versen, deren kühner Flug gleich Sturmwolken in die Höhe strebt, und deren mächtiger Eindruck, da bedeutende Lyriker meist unübersetzbar sind, durch keine noch so gelungene Uebertragung, sondern nur durch die volle musikalische Klangwirkung des italienischen Wortes selbst empfunden werden kann. Auf dem Rücken des schnaubenden Araberrosses möchte sie aus den lagernden Nebeln und aus der niedrigen Menschenmasse nach den heiteren Himmelsgegenden des goldschimmernden sonnigen Wüstenlandes fliehen.

„Es sprühen die Funken vom glühenden Sande,
O fliege, mein Roß! . . . Die rasenden Zügel,
Ich hemme sie nicht!

O wage, o flieg' dich ins Unbekannte,
Ich trotze der Welt, wenn Lust und Freiheit
Mir weht ins Gesicht!“

Oder wenn sie in dem Gedichte „Portami via“ den Geliebten bittet, sie fortzutragen nach den Höhen, wo der ewige Schnee funkelt, wo sie ihn lieben will „im unsterblichen Schweigen der Berge“; oder wenn sie in die Nacht hinausfährt, und die schwankenden Irrlichter an der Kirchhofsmauer sie fragen: Wohin? und sie antwortet: „Ich weiß es nicht, ich suche mein Schicksal! Vielleicht ist die Reise ewig, ist ewig die Nacht! Aber ich fürchte euch nicht, thörichte Geister des Kirchhofs!“ Denn

„In der entschlaf'nen Leere
Hält stille Wacht der menschliche Gedanke,
Unsterblich wie die Engel!“

Welch frisches Lebensgefühl quillt nicht aus Gedichten auf, wie z. B. aus „Luce“, wo sie in origineller Weise sich eine „Millionärin des Genies und der Sonne“ nennt, wo sie „die unendliche Freude des Lebens fühlt und lachende Träume, wie eine Schaar von Schwalben, unter leuchtenden Strahlen sie umschweben“, oder in „Vecchi libri“, wo sie sich von den vergilbten Büchern hinwegsehnt „nach neuer Wissenschaft, die wie die Blumen an der Sonne emporblüht, und nach der rosigen Wolke des Genusses und der Liebe, die schäumt und glänzt und sich erneuert“:

„Lebt wohl ihr Mumien! Ich rette mich ins Grüne,
Im Haare Blumen, im Gesicht die Sonne!“

Oder wenn sie das „Elend, die blutleere alte Megäre“ stolz von ihrer Thüre weist und ausruft: „Mein ist die Jugend, mein ist das Leben!“

„Alles steht auf und hoffet,
Zwischen den Hecken lachen die Veilchen.
Los reiß' ich mich kühn aus den Fesseln
Und singe das Lied des Lebens.“

Man kann Lebenslust und Lebensgefühl kaum voller und energischer zum Ausdruck bringen, als es in dem schwunghaften Gedichte „L'immortale“ geschieht. Und wenn Sehnsucht nach Liebe und Frieden unbewußt das Herz der Dichterin durchzieht, dann lösen die stolzen, feurigen Dithyramben sich in weiche Gemüthstöne auf, wie z. B. in dem Gedicht „L'e solo“.

„Bei dir, bei dir allein! O laß, o laß mich
Ausweinen all die Thränen dir am Herzen,
Die Jahre lang schon diese Brust beklemmen,
All meinen Kummer und geheimen Schmerzen,
Ach! ich bedarf der Thränen!

Ans Herz ans klopfende, o laß, o laß mich
Mein Haupt dir legen müd, wie ins Gefieder
Die scheuen Vögel ihre Köpfchen bergen,
Wie Rosen, die geknickt sich neigen nieder,
Ach! ich bedarf des Friedens!

Auf deine junge Stirn, o laß, o laß mich
Die heiß entflammten Lippen zitternd drücken
Und heimlich die das einz'ge Wörtchen sagen,
Das mich berauscht mit flüchtigem Entzücken,
Ach! ich bedarf der Liebe!“

Bald wieder ist ihr die Mannesliebe, dies „Gemisch von Schwäche und Eifersucht, von dunklen Wolken und Winterrosen, von Fieber und Furcht“ zu klein gegenüber der mächtigen Liebe der Natur, der heißen Umarmung von Sonne und Erde. Sie verlangt nach den unermeßlichen Gefilden, „wo die Keime zittern und die Blumen sprießen“, sie will auf die jungfräuliche Bergspitze, die zum Himmel aufragt, den Fuß setzen und in der Sonne entschlummern, wie „die Sultanin in den Armen eines Königs“. In dem Kusse, den sich zwei Liebende auf die Lippen drücken, lebt und jubelt das Gesammtleben der Natur mit:

„Und überall, in den schattigen Büschen,
Im Kelche der Blumen, im Aehrenfelde,
In heimlichen Nestern
Erzittert der Kuß, der berauscht und betrachtet!“

Die Bedeutung der Tracht der römischen Kinder.

Wir lesen in allen Lehrbüchern und Schilderungen der römischen Sitten, daß die römischen Knaben bis zur Pubertät, die römischen Mädchen bis zur Heirath die toga praetexta, d. h. die mit einem Purpursaum versehene Toga trugen. „Zur Unterscheidung von den nicht frei geborenen Kindern hatten sie die römischen freien Kinder getragen, und die Sitte sei etruskischen Herkommens“: das ist das einzige, was der interessanten Thatsache, daß die Tracht

der römischen Kinder, der hohen Magistrate und der Priester die gleiche war, noch hinzugesetzt wird. Dagegen ist nirgends zu finden, wie der Brauch entstanden ist, und welch ein Gedanke ihm wohl zugrunde liegt. Lange (Römische Alterthümer II, S. 8) schreibt allerdings: „und zwar soll die toga praetexta die Knaben als von der Wiege an zur Bekleidung der Magistratur prädestinirt darstellen", doch ist dies keine Erklärung der Herkunft des Gebrauchs, und die dafür angeführte Cicero-Stelle läßt nicht einmal den Aberglauben erkennen, der darin liegen soll.

Jetzt gibt Hr. W. Warde Fowler in der englischen Monatsschrift „The classical Review" eine ansprechende und einleuchtende Erklärung dieser merkwürdigen Art einer Kindertracht. „Die toga praetexta ist ein religiös-feierliches Kleidungsstück." Und zwar ist eigentlich die Purpurfarbe dasjenige, was die religiöse Bedeutung verleiht. Alle Priester der ältesten Staatspriesterschaften trugen dieses purpurumsäumte Kleidungsstück; auch die Arvalbrüder durften es tragen, doch letztere nur zu den gottesdienstlichen Handlungen. Denn wie aus den erhaltenen Protokollen dieser Brüderschaft hervorgeht, legten sie vor dem Festessen, das am dritten Tage stattfand, die purpurgesäumte Toga ab und weiße Speisekleider an. Purpurraud hatte die trabea der Salier, die sich nicht viel von der Toga unterscheidet, und das suffibulum, eine Art Schleier, der Vestalinnen. Es geht so weit, daß bei den Devotionen der sich selbst Opfernde gleichsam zum Priester wird und mit der praetexta geschmückt in den Tod geht. Nicht am wenigsten erschüttert bei Livius die Schilderung der Vorbereitungen zu dem freiwilligen Tod der beiden Decius. Da heißt es von dem einen: „der pontifex hieß Decius die toga praetexta nehmen", und von dem Sohne: „er weihte sich mit gleichem Gebete und gleicher Tracht wie einst sein Vater". Auch die Spielgeber durften wegen der religiösen Herkunft und Bedeutung der Spiele die praetexta tragen, ja sogar der private Herr der Spiele bei Leichenspielen. Außer diesen mit dem Gottesdienst und religiösen Veranstaltungen zusammenhängenden Personen war dies Kleid noch den curulischen Magistraten gestattet, d. h. solchen, die sich nach den Staatsgesetzen von dem „König" herleiteten. Nun haben von den Magistraten diese curulischen allein das Recht, von Staatswegen religiöse Cultacte vorzunehmen, Auspicien, Piacularopfer, Gelübde, Consecrationen. Und dies Recht haben z. B. auch die Censoren, die andere Auszeichnungen der curulischen Magistrate, wie Lictoren und fasces, nicht hatten. Die Censoren trugen die praetexta und nahmen Staatscultacte vor. Scheint daraus nicht hervorzugehen, daß der Gebrauch der praetexta bei diesen Magistraten ursprünglich religiöse Bedeutung hatte, daß ein Zusammenhang zwischen dem Recht, öffentliche Sacralhandlungen vorzunehmen, und diesem Kleidungsstück bestand? Die Muthmaßung des englischen Gelehrten finde ich auch schon bei Plinius N. H. IX 127 bestätigt: „der Purpur wird zur Versöhnung der Götter herbeigeholt", wozu der gelehrte Pfalz-Niederländer Samuel Pitiscus in dem die praetexta behandelnden Artikel seines Lexicon antiq. Rom. hinzufügt: „Plinius gibt an, bei Opferhandlungen gebrauche man die purpurumränderte Toga." Auch die Bemerkung des gelehrten Lipsius zu Tacitus Ann., II 14. 1, „bei Opfern wird die praetexta gebraucht," läßt nicht zweifeln, daß die Ansicht, daß man in ihr ein religiöses Kleidungsstück hat, als wohl begründet angenommen werden darf. Ja in gottesdienstlichen Fällen dürfen sogar Frauen die toga praetexta tragen, z. B. zu dem Juno-Opfer der Caprotinischen Nonen (siehe Aldus Manutius de toga Romana, was Ferrarii res vestiaria nach Makrobius und Varro bestätigt). Voigt in seinen römischen Alterthümern, in Iwan v. Müllers Handbuch, nennt sie sogar allgemein Opfergewand der Frauen.

Wenn diese Tracht somit ein religiöses Kleidungsstück ist, so sind wir natürlich geneigt, den Grund, warum Kinder sie trugen, auch daher zu nehmen. Die heiligsten Culte des römischen Staates waren ja denen der Familie nachgebildet, der flamen dialis diente dem Gott mit seinem ganzen Haus (Marquardt, Staatsverf. S. 220). Die Bedienung beim römischen Opfer fällt den Opferknaben zu, den sogenannten Camilli, in älterer Zeit durchaus nur edlen und frei geborenen Knaben, bei denen sittliche Reinheit die Bedingung, Schönheit und Anmuth eine gern gesehene Eigenschaft war (Baumeister, Denkmäler S. 1107). Die bekannte treffliche Bronzestatue „Camillus" im capitolinischen Museum stellt solch einen vornehmen Opferknaben dar. Nun ist nichts im römischen Ritual besser bezeugt als die beständige Mitwirkung von Kindern namentlich bei Opferhandlungen, ein Gebrauch, der auf das entfernteste Alterthum zurückgeht. Daß diese Tracht der Knaben eine uralte römische Sitte, sagt auch Savigny, System III, S. 59. Und schon die ältesten Priester, die Flamines, haben solche camilli und camillae, lernende Gehülfen, wie ja auch die Vestalinnen die ersten zehn Jahre ihrer dreißigjährigen Dienstzeit eine Classe der Lernenden bildeten. Auf das hohe Alter dieses Gebrauchs, die Kinder als Opfergehülfen zu benützen, weist auch die strenge Vorschrift, daß die Kinder patrimi und matrimi sein müssen, d. h. daß ihre beiden Eltern noch leben, eine echt Italien entsprossene Form von Aberglauben, obwohl auch die Griechen die Eigenschaft ἀμφιθαλεῖς (rings umblüht) bei Kindern kennen; denn schon bei Homer klagt Andromache und fürchtet, ihr vaterloser Sohn könnte von einem Knaben, der seine beiden Eltern noch hat, herumgestoßen werden. Im Gegensatz zu dieser römischen Bevorzugung derjenigen, welche ihre beiden Eltern noch haben, stehen die semitischen Religionen, welche gerade die Waisen an erste Stelle setzen — und wenn es auch nur zu der heiligen Handlung des Ziehens der Lotteriegewinne ist. Nach dem Virgilcommentar des Servius stammt die obenerwähnte Bezeichnung Camilli für die Opfergehülfen jugendlicher Art aus dem Etruskischen, in welcher Sprache Mereur als Göttergehülfe diesen Namen führte.

Somit dürfen wir wohl das Recht der Knaben und Mädchen, die purpurumsäumte Toga zu tragen, ursprünglich aus ihrer Eigenschaft als Opfergehülfen herleiten. Sie trugen dann beständig die Kleidung, die ihren Vätern nur von Amtswegen, um religiöse Riten zu vollziehen, zustand. Nach und nach hat sich der Gedanke an die ursprüngliche religiöse Veranlassung bei den Kindern verloren. Ein ethischer Gedanke ist dann an die Stelle des religiösen getreten: die Reinheit, Unbeflecktheit der Kinder gegenüber der Welt ward in der praetexta versinnbildlicht. Investis, was denjenigen bezeichnet, der noch nicht mit der toga der Männer bekleidet ist, ist gleich mit unverdorben, rein (J. Jahn zu Makrobius Saturn. III. 8. 7). So trugen die Knaben die praetexta bis zur Pubertät, wann diese auch eintrat, und legten sie an diesem Zeitpunkte als Opfergabe vor den Laren des Hauses nieder, die Mädchen bis zur Ehe, um sie dann mit ihren Puppen den Hausgöttern, oder die Puppen vielleicht der Venus oder Fortuna zu weihen. Erst später, als in dem wachsenden Staat der Unterschied zwischen frei Geborenen und nicht frei Geborenen äußerlich sich zeigen sollte, belam dies Kleidungsstück auch den Sinn, der ihm allgemein beigelegt wird, es ward das Zeichen der freien Geburt. Wenn aber auch der spätere Gedanke der ethischen Reinheit und der freien Geburt über die alte Religionsidee der Kindertoga den Sieg davon trug, so lassen sich doch in der lateinischen Literatur noch Stellen genug finden, die die Ueberzeugung bekräftigen, daß die wahre, religiös heiligende Bedeutung dieser Kindertracht dem conservativen römischen Sinne nie verloren ging. „Der Purpur heiligt das Kabenalter", sagt

Plinius, und Quintilian: „jener Respect, den die praetexta einflößt, mit der wir des Knabenalters Schwäche zu einem Heiligthum weihen". Reden, die auch für Kinderohren sind, weil nichts Obscönes darin zu finden, heißen verba praetextata nach Festus (doch sind über diesen Begriff die Ansichten verschieden. Jahn zu Makrob. II. 1. 9). Und wenn Persius von dem „schützenden" Purpur singt, Juvenal einmal die größte Rücksicht auf Kinder verlangt und an anderer Stelle seine höchste Entrüstung über den praetextatus adulter ausspricht, wenn der Knabe in Horazens fünfter Epode den Purpur „unnütz" nennt, weil er ihn nicht gegen die Zauberin Canidia schützen kann, so liegt dem wohl auch der Gedanke einer religiösen Heiligung, welche das Kleid auf den Träger übertragen soll, zugrunde. So hätten wir hier ein interessantes Beispiel der Entwicklung einer ethischen Idee, sowie einer Unterscheidung im bürgerlichen Leben von einem religiösen Urbegriff und seiner Ausübung im entferntesten Alterthum. — Es gab einen Zweig der Familie der Papirii, die den Namen Praetextati führten. Die hübsche Anekdote, die davon handelt, woher sie diesen Beinamen erhalten haben, und die auch mit der Knabentoga im Zusammenhang steht, erzählt Gellius mit den Worten des Cato Censorius und deßgleichen später Makrobius gleichlautend: Früher war es Sitte, daß die römischen Senatoren ihre Söhne (praetextati) mit in die Verhandlungen des Senats nahmen. Eines Tages zog sich ein wichtiger Gegenstand in der Verhandlung so lange hin, daß er noch auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung gesetzt werden mußte. Es wurde aber beschlossen, daß strengstes Stillschweigen über die Verhandlungen bewahrt werden müsse. Ein junger Papirius war mit seinem Vater in der Curie gewesen und wurde von seiner Mutter über die Sitzung ausgefragt. Er antwortete, daß nichts darüber geredet werden dürfte. Als die Mutter immer mehr mit Fragen in den Knaben drang, erfand dieser eine Verhandlung im Senat darüber, ob es zu größerem Vortheile der römischen Republik sein würde, wenn ein Mann zwei Weiber nähme oder eine Frau mit zwei Männern Haus zu halten hätte. Die Mutter erschrak darüber, lief bei den römischen Frauen herum, und am nächsten Tage erschienen zahlreiche Weiber unter Thränen vor dem Senat, flehend, er möge doch ja beschließen, daß eine Frau zwei Männer beläme und nicht umgekehrt. Der Knabe Papirius erklärte dann dem erstaunten Senat, wie er genöthigt gewesen sei, die Geschichte seiner Mutter so zu erzählen. Zu Anerkennung seines Stillschweigens über den wirklichen Gegenstand der Verhandlungen ließ man ihn allein von allen Knaben den Senatssitzungen beiwohnen und gab ihm den Namen praetextatus. — Makrobius holt den Gebrauch der praetexta bei Kindern aus der Zeit des Tarquinius Priscus her, dessen 14jähriger Sohn wegen Heldenmuths im Kriege — er hatte einen Feind getödtet — mit Purpurtoga und Bulle belohnt wurde. Plinius, der das gleiche erzählt, spricht nur von der bulla, diesem Amulet, um schlimme Einflüsse abzuwenden. Auch die bulla ist wohl ursprünglich von Etrurien gekommen, doch meint Hr. Warde Fowler nicht, daß diese beiden Insignien des Knabenalters aus der gleichen religiösen Wurzel abzuleiten sind.

In Rauke's Weltgeschichte III, S. 21 ist zu lesen: „Die Religion der Römer hatte von Anfang an einen stärkeren sittlichen Grundzug — im Vergleich mit der der Griechen —, was um so mehr zu bedeuten hatte, als das ganze Leben in Haus, Geschlecht und Magistratur mit religiösen Functionen verbunden war." So haben sich also mit dem anfänglich religiösen Gebrauche der römischen Knabentoga Hand in Hand die Gedanken des Respects und der Scheu vor der Jugend und die der sittlichen Reinhaltung des jugendlichen Alters entwickelt, wie die oben erwähnten Dichtersprüche es bezeugen. M.

Mittheilungen und Nachrichten.

* *Lettres de Marie-Antoinette;* recueil des lettres authentiques de la reine, publié pour la société d'histoire contemporaine par *Maxime de la Rocheterie* et le *Marquis de Beaucourt.* 2 tomes, Paris, Alphonse Picard et fils 1895/96. — Es bedurfte der Säcularerinnerung an die Revolution mit ihren Verbrechen, um diese Publication hervorzurufen. Dem deutschen Leser bringt sie noch den großen Arbeiten Arneths wenig Neues; aber sie verdient alle Anerkennung als eine vollständige, wohl geordnete und erläuterte, innen und außen französisch elegante Gesammtausgabe der echten Briefe der unglücklichen Fürstin. Der echten, das muß man in diesem Falle besonders betonen; denn niemandem sonst ist von dem schnöden Gewerbe der Autographenfälschung, das seit 50 Jahren in Frankreich blüht, so übel mitgespielt worden, wie Marie Antoinette. Hierüber, wie über den Bestand der authentischen Correspondenz und deren Lücken, die es vielleicht noch künftig auszufüllen gelingt, unterrichtet ausführlich in einer 90 Seiten umfassenden kritischen Einleitung Marquis de Beaucourt. Hr. de la Rocheterie läßt darauf eine kürzere historische Studie zur Charakteristik der Dauphine zur Königin folgen, wie sie besser und gerechter nicht geschrieben werden kann. Das Buch gereicht dem historischen Sinn der heutigen französischen Republik, der sich in der 1890 gegründeten Gesellschaft für Zeitgeschichte unbefangen ausspricht, zur Ehre. — Von der Revolution zur Regentschaft, von Marie Antoinette zu Liselotte wandert das historische Interesse fast von selbst zurück. Wir holen ein Versäumniß nach, indem wir bei dieser Gelegenheit auf die jüngste Veröffentlichung aus dem schier unerschöpflichen Schatze der Correspondenz der nach Frankreich verschlagenen Pfälzerin hinweisen: auf die „Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans an ihre frühere Hofmeisterin A. K. a. Harling, geb. v. Uffeln, und deren Gemahl, Geh. Rath Fr. v. Harling zu Hannover, herausgegeben von Dr. Eduard Bodemann; Hannover und Leipzig, Hahn 1895." Diese Briefe reichen von 1661—1722 und sind wichtig für die Zeit nach dem Tode Ludwigs XIV.; sie treten da den vorlängst bekannt gemachten Schreiben an die Raugräfinnen zur Seite, ergänzend und bestätigend — Liselotte widerspricht sich ja nie und bleibt immer dieselbe. Hr. Bodemann hat diese Ausgabe genau so behandelt, wie vor 4 Jahren die natürlich weit bedeutendere Serie Briefe an die Kurfürstin Sophie; auch diesmal kann man für die unermüdliche Umsichtlichkeit der zahllosen kurzen Anmerkungen nur dankbar sein. Ueber die Schreiberin wüßten wir nichts Neues zu sagen; das Urtheil, wie es nun, aus einer Combination der Auffassungen vor allem Häussers, Ranke's, Döllingers erwachsen, historisch fest zu stehen scheint, hat zuletzt mit Einsicht und Geschmack J. Wille zusammengefaßt in seinem Vortrag: „Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans; Heidelberg, Gustav Koester 1895."

* *Kindergeschichten* von Paul Bictor. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft 1896. — Kleine, gemüthvolle, theils lustige, theils wehmüthige Geschichten von Kindern sind es, die der Verfasser hier bietet, von Kindern aus jenem Lebensalter, in dem die Kinder meistens noch „lieb" sind, in dem sogar ihre Unarten mehr drollig als verletzend wirken. Kindergeschichten also insofern, als sie von Kindern handeln, aber kaum Geschichten für Kinder, vielmehr für Eltern und solche Erwachsene, die Kinder lieb haben, denen es Freude macht, die Entwicklung der Kinderseele so beobachten. Das Kind selbst sucht die Geschichten auf, in denen recht viel vorgeht, der Reiz der erzählenden aber liegt hauptsächlich im Ton und der Stimmung. — Die kleine Geschichte „Der Hungerlöwe" wird übrigens beiden Lesergruppen gerecht, den Alten wie den Jungen. Von den anderen ernsten Skizzen hat uns „Der Brief an den lieben Gott" besonders gefallen. Auch der an ein Jugenderlebniß des „grünen Heinrich" anklingende „Piccolomini" und „Das Weihnachtsgeschenk" wirken ergreifend und wir glauben, daß Vorleser in dem Buche reiche Ausbeute finden werden. Die fröhlichen Geschichten sind theilweise etwas gemacht, die Kinder sind vielfach gar zu brav. Der Verfasser hat dies Erstlingswerk der Mutter gewidmet.

Üb. Sterblichkeits- und Gesundheits-Verhältnisse während des Monats October 1896. Gemäß den Veröffentlichungen des Kaiserl. Gesundheitsamtes sind während des Monats October von je 1000 Einwohnern, auf das Jahr berechnet, als gestorben gemeldet worden: in München 23.1, Nürnberg 18.9, Augsburg 20.2, Würzburg 16.7, Berlin 16.5, Altona 15.0, Breslau

21.2, Frankfurt a. M. 13.2, Hannover 16.0, Kassel 14.5, Köln 17.3, Königsberg 22.8, Magdeburg 20.2, Stettin 21.4, Wiesbaden 13.6, Dresden 17.9, Leipzig 17.8, Stuttgart 13.9, Karlsruhe 16.5, Braunschweig 18.1, Hamburg 14.8, Straßburg i. E. 19.3, Mitz 14.5, Amsterdam 15.2, Brüssel 18.6, Budapest 20.2, Christiania 14.7, Edinburg 16.0, Glasgow 19.8, Kopenhagen 15.7, Krakau 37.2, London 17.2, Lyon 16.3, Moskau 24.0, Odessa 22.6, Paris 17.3, Petersburg 22.3, Prag 21.8, Rom (September) 14.4, Stockholm 12.9, Triest 23.0, Warschau 28.4, Wien 17.4, New-York 17.7. (Für die nichtdeutschen Städte ist der Zeitraum von 4 Wochen, vom 4. bis einschl. 31. October, zusammengefaßt und den Berechnungen untergelegt worden.)

Der Gesundheitsstand im October gestaltete sich in der überwiegenden Mehrheit der deutschen sowohl wie der ausländischen Orte Europa's sehr günstig, auch die Sterblichkeit war noch etwas niedriger als im September. Namentlich wies die Zahl der deutschen Orte mit sehr geringer Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer unter 15.0 pro Mille) eine noch weitere Steigerung auf und stieg von 64 im September auf 72 im October. Aus der großen Zahl seien genannt: Aschaffenburg, Barmen, die Vororte Berlins: Schöneberg und Steglitz, Bielefeld, Düsseldorf, Elberfeld, Erlangen, Flensburg, Frankfurt a. M., Hamm, Hof, Insterburg, Kassel, Koblenz, Krefeld, Kreuznach, Küstrin, Lüneburg, Osnabrück, Pirmasens, Schleswig, Solingen, Trier, Wiesbaden, Annaberg, Bautzen, Freiberg i. S., Plauen, Ludwigsburg, Reutlingen, Stuttgart, Darmstadt, Gießen, Mainz, Güstrow, Eisenach, Weimar, Rostock, Bremen, Hamburg, Lübeck, Oldenburg, Metz, von nichtdeutschen Städten Christiania, Stockholm und Rom (September). — Dagegen ist die Zahl der deutschen Orte mit hoher Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer über 35.0 pro Mille) von 5 im vorigen Monat auf 0 herabgegangen. Das Sterblichkeitsmaximum, das im September 36.8 für die deutschen Orte betrug, erreichte im October Langenbielau mit 33.1 pro Mille. — Ebenso groß wie im September (100) war die Zahl der deutschen Orte mit günstiger Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer 15.0—20.0 pro Mille); erwähnt seien aus Aachen, Altona, Amberg, Bamberg, Bayreuth, Berlin (mit Vororten Borsigwalde-Rummelsburg und Rixdorf), Bochum, Bonn, Bromberg, Celle, Charlottenburg, Danzig, Duisburg, Erfurt, Essen, Frankfurt a. M., Glogau, Guben, Halberstadt, Hanauer, Hildesheim, Kaiserslautern, Kattowitz, Kempten, Kiel, Köln, Ludwigshafen, Minden, Münster, Nordhausen, Nürnberg, Potsdam, Spandau, Speyer, Tilsit, Würzburg, Dresden, Leipzig, Zittau, Zwickau, Heilbronn, Ulm, Karlsruhe, Mannheim, Offenbach, Schweinfurt i. M., Braunschweig, Altenburg, Dessau, Colmar, Straßburg i. E. und von nichtdeutschen Städten: Amsterdam, Antwerpen, Brüssel, Edinburg, Glasgow, Kopenhagen, London, Lyon, Paris, Wien, New-York. — Auch die Zahl der deutschen Orte mit mäßig hoher Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer von 20.0—23.0 pro Mille) blieb die gleiche: 42; wir erwähnen nur Augsburg, Beuthen, Breslau, Dortmund, Elbing, Fürth, M.-Gladbach, Görlitz, Halle, Königsberg, Magdeburg, Memel, Paderborn, Passau, Posen, Regensburg, Stettin, Meerane, Reichenbach, Eßlingen, Heidelberg, Wolfenbüttel und von nichtdeutschen Städten Budapest, Odessa, Petersburg und Prag.

Die Betheiligung des Säuglingsalters an der Gesammtsterblichkeit war im allgemeinen noch geringer, nur in süddeutschen Orten vielfach größer als im September. Von je 10,000 Lebenden starben, aufs Jahr berechnet, in Hamburg 45, in Berlin 51, in Dresden 57, in Stuttgart 74, in München 102 Säuglinge. Diese geringere Säuglingssterblichkeit beruhte hauptsächlich auf dem fast allgemein verminderten Vorkommen von acuten Darmkrankheiten, das besonders in den nördlichen, weniger in den südlichen Strichen auffällig war. In fast allen größeren Orten haben acute Darmkrankheiten weniger Opfer gefordert; so hat deren Zahl in Augsburg, Aachen, Berlin, Breslau, Celle, Danzig, Fürth, Ingolstadt, Hannover, Kiel, Köln, Königsberg, Magdeburg, Nürnberg, Stettin, Dresden, Leipzig, Bremen, Hamburg, Straßburg i. E., Budapest, Christiania, Glasgow, Kopenhagen, Krakau, London, Lyon, Moskau, Odessa, Paris, Petersburg, Prag, Rom (September), Stockholm, Triest, Warschau, Wien, New-York u. a. abgenommen, nur in Frankfurt a. M., München, Stuttgart, Braunschweig, Brüssel blieb sie gleich, in Ulm, Mannheim, Freiburg i. B. u. a. wurde sie sogar etwas größer. — Dagegen kamen ziemlich allgemein infolge der kühleren Temperatur der Luft acute Entzündungen der Athmungsorgane in gesteigerter Zahl zum Vorschein und führten auch, besonders in mitteleuropäischen Städten, in größerer Zahl als im September zum Tode, während in süd- und osteuropäischen Orten die Zahl der Sterbefälle vielfach kleiner war. So war die Zahl der Todesfälle an diesen Krankheitsformen in Aachen, Berlin, Breslau, Charlottenburg, Dortmund, Fürth, Halle, Königsberg, München, Stendal, Würzburg, Chemnitz, Dresden, Mannheim, Freiburg i. B., Braunschweig, Hamburg, Straßburg, Amsterdam, Budapest, London, Rom, Stockholm gesteigert, in Frankfurt a. M., Magdeburg, Brüssel, Christiania, Krakau, Odessa, Petersburg, Prag, Triest, Warschau, Wien vermindert, und blieb in Essen, Stettin, Leipzig, Stuttgart, Paris u. a. nahezu gleich groß, wie im September. Erkrankungen an Grippe wurden etwas mehr als im vorigen Monat mitgetheilt; doch war der Verlauf überwiegend mild und Todesfälle selten, meist vereinzelt. Mehrfache Sterbefälle an Grippe wurden nur aus Berlin 2, aus Paris 3, aus Moskau 4, aus London 27 gemeldet. Sterbefälle an Lungenschwindsucht waren gesteigert.

Die Cholera-Epidemie in Aegypten ist im October noch mehr zurückgegangen und scheint zu Ende des Monats dem Erlöschen nahe zu sein. In Alexandria kamen vom 27. September bis 3. November noch 5 Todesfälle, in Kairo bis 21. October nur noch 3; in Suez bis 17. October noch 1 Todesfall zur Feststellung. In den Städten Tama, Sahag, el Bahiana, Mehallet-el-Kebir und einigen Bezirken kamen um Mitte bis Ende October (Damanhour) nur vereinzelte Erkrankungen und Todesfälle zur Mittheilung. Insgesammt wurden bis 23. October seit Ausbruch der Epidemie 21,732 Erkrankungen mit 18,132 Todesfällen gezählt. — In Calcutta erlagen der Cholera vom 30. August bis 3. October 14 Personen. Nach Mittheilungen aus Java vom 10. October berechnete die Epidemie in Batavia; auch in Singapore trat die Cholera im September noch 58 Erkrankungen und 60 Todesfälle hervor. — In Britisch-Indien ist die Pest in verschiedenen Districten ausgebrochen. In Bombay wurden vom 2. bis 30. Sept. 127 Erkrankungen und 74 Todesfälle amtlich bekannt gegeben, doch soll die Zahl der Erkrankungen und Sterbefälle weit größer sein. Die Seuche tritt sehr heftig auf; der Tod erfolgte oft in 48, nicht selten innerhalb 24 Stunden. Die meisten Erkrankungen kommen im Stadttheil Mandvi vor, doch sind auch außerhalb Bombay's (in Ahmedabad und Poonah) vereinzelte Fälle festgestellt worden. Vom 4. bis 10. October wurden täglich ca. 15 Todesfälle bekannt; bis Mitte October war eine Abnahme nicht ersichtlich. Die Bewohner flüchten zu Tausenden. Auch aus einer Vorstadt Calcutta's (in Howra) wurde am 12. October ein Pestfall constatirt. In Taipehfu (Japan, Formosa) ist noch einer Mittheilung vom 28. October ebenfalls die Pest ausgebrochen. — Das Gelbfieber herrschte im October auf Cuba in Havana auch sehr heftig; vom 2. bis 22. October kamen 172 Todesfälle bei 490 Erkrankungen (darunter viele Truppen) zur Kenntniß. Auch in Cardenas, Sagua la Grande, Cienfuegos, Matanzas graſſirte im October das Gelbfieber. In Rio de Janeiro ist die Epidemie im Erlöschen; vom 6. bis 19. September wurden nur noch 3 Todesfälle gemeldet. Auch aus Callao (Peru) kamen Mitte September 1 Erkrankung und aus der Beobachtungsstation Hoffmann Island bei New-York am 20. October 2 Todesfälle an Gelbfieber zur Feststellung.

Von den anderen Infectionskrankheiten kamen Todesfälle an Masern, Scharlach und Diphtherie wieder mehr, an Unterleibstyphus, Keuchhusten und Pocken weniger zur Mittheilung als im September. Erkrankungen an Masern zeigten sich auch in diesem Monat in Hamburg, Wien und in den Reg.-Bezirken Aachen, Düsseldorf, Erfurt, Königsberg, Posen, Wiesbaden häufig, sehr zahlreich war die Verbreitung der Masern in Kopenhagen. Die Zahl der Todesfälle war in Kaiserslautern, Karlsruhe, Königshütte, Magdeburg gesteigert, in Breslau, Dresden, München, London, Moskau, Warschau u. a. vermindert. — Das Scharlachfieber trat in Allenstein, Königsberg, Krakau und besonders in Odessa und Warschau sehr heftig auf; in Berlin, Leipzig, Budapest, Prag, New-York blieb die Zahl der Sterbefälle gleich groß, in Bochum, Breslau, London, Moskau, Petersburg, Triest, Wien wurde sie dagegen kleiner als im September. Erkrankungen wurden aus Berlin, Breslau, Coburg, Kopenhagen, London, Paris, Petersburg, Wien in zahlreichen Fällen zur Anzeige gebracht. — Die Sterblichkeit an Diphtherie und Croup war vielfach, besonders in deutschen Orten größer als im September; so stieg die Zahl der gemeldeten Todesfälle in Berlin, Breslau, Danzig, Halle, Königsberg, Magdeburg, Stettin, Chemnitz, Dresden, Leipzig, Wurzen, Hamburg, Krakau, Paris, Prag, Warschau, Wien und blieb in Amsterdam, Glasgow, London, Petersburg, New-York nur etwas

Digitized by Google

kleiner, in Köln, München, Nürnberg, Budapest, Moskau, Odessa u. a. nahezu gleich groß. Erkrankungen gelangten aus Berlin, Hamburg, München, Budapest, Kopenhagen, London, Paris, Petersburg, Wien und aus den Reg.-Bezirken Arnsberg und Düsseldorf in größerer Zahl zur Anzeige. — Die Zahl der Todesfälle an Unterleibstyphus hat meist abgenommen, wie in Berlin, Budapest, London, Moskau, Paris, Petersburg, Prag, Rom, New-York. In Wien blieb sie gleich, in Christiania, Odessa, Warschau wurde sie etwas größer. An Fleckfieber kamen aus Bochum, Memel, London, Moskau vereinzelte Sterbefälle, aus Berlin (2), aus Petersburg (4) und aus dem Reg.-Bezirk Posen (7) Erkrankungen zur Mittheilung. An Genickstarre wurden aus Beuthen O.-S. 4, aus Berlin und Moskau je 4, aus New-York 7 Todesfälle, aus Wien und aus den Reg.-Bezirken Arnsberg, Marienwerder und Schleswig vereinzelte, aus Frankfurt a. O. 2, aus Berlin 6 Erkrankungen berichtet. — Dem Keuchhusten erlagen in Berlin, Glasgow, London im October wenigee Kinder. Pocken traten in Odessa und Warschau epidemisch auf und forderten daselbst 19, bezw. 28 Opfer. In Madrid hat die heftige, seit August und September dort herrschende Pocken-Epidemie noch weitere Verbreitung gefunden. Vom 23.—30. Sept. erlagen derselben 55 Personen und vom 1.—31. Oct. 338, d. i. 20.5 Procent der überhaupt daselbst Verstorbenen (1648). In Brünn, Budapest und Lemberg wurden je 1, in Moskau 3, in Petersburg 6 Sterbefälle an Pocken gemeldet. Erkrankungen kamen aus London 2, aus Wien 3, aus Paris 10, aus Petersburg 31 zur Berichterstattung. Von seltener vorkommenden Infectionskrankheiten wurden aus Moskau 1 Todesfall an Milzbrand und 2 an Hundewuth mitgetheilt.

wms. **München.** Anthropologische Gesellschaft Sitzung vom 27. Nov. 1896. Der Vorsitzende Prof. J. Kaufmann wies zu Beginn auf die Köpermeßtafel von Directeur E. v. Longe hin (vgl. Beil. Nr. 258) und empfiehlt deren Anschaffung für Familien und Schulen. Prof. Fuetwängler hielt den Hauptvortrag über die Germanendarstellungen an der Marc Aurelsäule in Rom unter Vorführung einer reichen Serie von Skioptikonbildern. Der Vortrag wird in diesen Blättern veröffentlicht werden. In der anschließenden Debatte bemerkte Prof. Lindemann, er glaube an einer Figur der Säule nicht die ganzen germanischen Hosen, sondern jene Art von Beinbekleidung gesehen zu haben, wie sie in der Reihengräberzeit und bei Bauern in Posen heute noch üblich ist, daß nämlich Stoffstücke mittelst Riemen um die Beine befestigt werden. Bibliothekar Dr. Schmid betonte die indirecte Wichtigkeit der Darstellungen der Säule für die endliche Datirung der germanischen Reihengräber in Deutschland; Prof. Oberdrummer constatirte, daß noch zur Zeit Constantins eine kaiserliche Specialtruppe bestand, bei der Roß und Reiter in ähnlicher Weise gepanzert waren, wie auf der Säule. Prof. Kuhn bezweifelte die für die einzelnen Vallstypen vorgebrachten Namen und deren germanischen Ursprung. Vor allem glaubt er aus dem unterwürfigen Wesen einiger dargestellten Völker nicht auf ihren Charakter als Slaven schließen zu dürfen; denn die letzteren waren stets als demokratisch, ja fast anarchisch gesinnt bekannt. Die Männer mit spitzen Mützen hält er für Angehörige der skythisch-sarmatischen Stämme, mit denen schon Darius zu kämpfen hatte und die sich in den Tscherkessen bis heute erhalten haben. Prof. Furtwängler hielt die deutsche Abstammung der Bastarnae unbedingt aufrecht, schloß sich aber den Anschauungen von Prof. Kuhn über die vermeintlichen Slaven an und glaubte in ihnen Ahnen sehen zu dürfen, als deren Nachkommen die Osseten im Kaukasus zu betrachten sind. Uebrigens waren mit langen Hosen nicht bloß die alten iranischen Völker und die Germanen, sondern auch die Kelten bekleidet.

* **Tübingen.** Dr. Koch, außerordentlicher Professor an der katholisch-theologischen Facultät ist zum Ordinarius für Moral- und Pastoraltheologie befördert worden.

* **Wien.** In den Arcaden der Universität wurde vor Kurzem ein neues Gelehrtendenkmal angebracht: das Reliefbildniß des verstorbenen Rechtslehrers Hofrath Dr. Gustav Demelius, ausgeführt im Auftrag des Unterrichtsministers durch den hiesigen Bildhauer Seib.

* **Wien.** Die Direction der „Papyrus-Sammlung Erzherzog Rainer", die in die Hände des Prof. Dr. Joseph Karabacek gelegt ist, bemüht sich, die Schätze der im österreichischen Museum für Kunst und Industrie untergebrachten Urkundencollection rasch zu allgemeiner Kenntniß zu bringen. Den in den letzten Jahren erschienenen beiden ersten Bänden des Corpus der Papyri (Griechische Urkunden, bearbeitet von Wessely, demotische, bearbeitet von Krall) werden binnen kurzem weitere Bände folgen, welche die arabischen, hebräischen und hieratischen Texte behandeln. Ueber die höchst merkwürdigen neuen Erwerbungen wird demnächst ein Bericht ausgegeben werden. Schon jetzt sei mitgetheilt, daß der gegenwärtige Rector der Universität, Prof. Leo Krumlich, vor kurzem dem Museum eine Reihe höchst werthvoller hieratischer Papyri gewidmet hat, unter denen insbesondere das älteste bis jetzt bekannte ägyptische Todtenbuch — um 1500 v. Chr. geschrieben — hervorragt. Diese Rolle ist kalligraphisch gemalt, enthält Illustrationen und ist etwa 7 Meter lang. (Die Sammlung Erzherzog Rainer besitzt hieratische Todtenbücher, unter denen einige aufgewickelt 9, ja sogar 17 Meter messen.) Ferner hat die Direction der Sammlung in jüngster Zeit ein ganzes Tempelarchiv aus Saknopaiu Nesos erworben. Eine Rechtsurkunde aus diesem Archiv stammt aus der Regierungszeit der Kleopatra und ihres und Cäsars Sohnes Cäsarion, und zwar aus dem Jahre 42 v. Chr. Ein anderer demotischer Text, der nächstens veröffentlicht werden wird, enthält einen Roman, der im 7. Jahrhundert v. Chr. spielt. Ein aus dem Tempel entwendeter Schild leitet die Verwicklung der spannenden Erzählung ein.

* **Zürich.** An der hiesigen Universität sind in diesem Wintersemester 674 Studirende immatriculirt; hievon sind 168 Züricher, 200 stammen aus der übrigen Schweiz, 306 sind Ausländer. An der Juristenfacultät sind 3 ausländische Studentinnen eingeschrieben, an der medicinischen Facultät 96, woran 85 aus dem Auslande, 4 aus dem Canton Zürich und 7 aus der übrigen Schweiz, an der philosophischen Facultät 33, wovon 29 aus dem Auslande und je 2 aus dem Canton Zürich und der übrigen Schweiz. Im ganzen finden wir 23 Theologen, 79 Juristen, 322 Mediciner und 250 Philosophen. Dazu kommen noch 102 Auditoren.

* **London.** Von der Münzsammlung Sir Edward Bunbury's kommt jetzt hier der zweite Theil zur Versteigerung. Der erste Tag brachte 130 Nummern, sämmtlich altgriechische Münzen, unter den Hammer, die zusammen 720 Pfd. Sterl. einbrachten. Darunter wurde eine Tetradrachme von Troas mit 50 Pfd. Sterl. und andere aus annähernd demselben Zeitraum, etwa 450 v. Chr., mit 10—14 Pfd. Sterl. 5 S. das Stück bezahlt. Eine Tetradrachme von Mithridates VI. König von Pontus in Silber erzielte 36 Pfd. Sterl., ein anderes Exemplar 20 Pfd. St. 15 S., eine Tetradrachme von Prusias V. König von Bithynien 20 Pfd. Sterl. Ein Stater (aus Elektron, einer aus $^4/_5$ Gold und $^1/_5$ Silber bestehenden Metallmischung) von Kyzikos aus der Zeit von 400—350 v. Chr. wurde am 32 Pfd. St., ein silberner Cistophorus von Eumenes II. um 18 Pfd. Sterl. 5 S. ersteigert.

* **Paris.** Im Krankenhause Dubois starb am 7. d. M. nach langer Krankheit ein Mann, der einen Augenblick berühmt gewesen ist, Louis Rogeard, Verfasser der gegen Napoleon III. gerichteten Schmähschriften „Les Propos de Labiénus" und „Les Mots de César". Als der Staatsstreich vom 2. December das freisinnige Frankreich in Aufregung versetzte, war der junge Rogeard Lehrer am Lyceum zu Pau. Er weigerte sich, Napoleon den Eid der Treue zu leisten, und kam nach Paris, wo er als Privatlehrer und Journalist lebte und mehrmals wegen Preßvergehen verurtheilt wurde, bis er als Antwort auf das „Leben Cäsars", das bekannte Geschichtswerk Napoleons III., die beiden erwähnten Pamphlete, schrieb, in denen er die Fäulniß des Kaiserreichs ans Tageslicht zog. Diesmal wurde er zu 5 Jahren Gefängniß verurtheilt, allein er konnte entfliehen und irrte im Ausland umher, bis die Revolution vom 4. September 1870 ausbruch. Er betheiligte sich an der Commune und trat dann abermals den Weg der Verbannung an. Die Amnestie von 1878 führte ihn in die Heimath zurück, wo er wieder dem Lehrberuf oblag und die socialistische Bewegung fördern half. Seit zwei Jahren war Rogeard gelähmt, und der Tod hat sich nie Erlöser eingestellt. Von jenen Pamphleten zeigen besonders „Les propos de Labiénus", verglichen mit deutschen Nachäffungen unsrer Tage, die ganze Ueberlegenheit des französischen Esprit, der auch in der Bosheit noch seinen Tact bewahrt und von plumper Niederträchtigkeit weit entfernt bleibt. — Die Akademie der Inschriften wählte den italienischen Philologen Comparetti, den berühmten Verfasser des „Virgil im Mittelalter", anstelle des verstorbenen Ernst Curtius zum auswärtigen Mitglied. Comparetti war seit 1885 Correspondent dieser Akademie.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 6. bis 9. December folgende Schriften eingegangen:

Akademische Revue. Zeitschrift für das internationale Hochschulwesen. Hggb. von Dr. Paul v. Salvisberg. 26. Heft. (III. Jahrg.,

2. Heft.) Nov. 1896. München, Akademischer Verlag. — Dr. A. Petermanns Mittheilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt. Hggb. von Dr. A. Supan. 42. Bd. 1896. XI. Heft. Gotha, Justus Perthes. — Himmel und Erde. Illustrirte naturwissenschaftliche Monatsschrift. Hggb. von der Gesellschaft Urania. Redig. von Dr. M. Wilhelm Meyer. Berlin, Heemann Paetel. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 265. Mähren u. Schlesien, 16. Heft. Wien, Alfred Hölder. — K. A. Martin Hartmann: Reiseeindrücke und Beobachtungen eines deutschen Neuphilologen in der Schweiz und in Frankreich. Leipzig, Dr. P. Stolte 1897. — Deutsche Rundschau. Hggb. von Julius Rodenberg. 23. Jahrg. 3. Heft. Dec. 1896. Berlin, Gebr. Paetel. — F. Arnold Mayer u. Heinrich Rietsch: Die Mondsee-Wiener Liederhandschrift und der Mönch von Salzburg. Untersuchung zur Literatur- und Musikgeschichte nebst des zugehörigen Textes aus der Handschrift und Anmerkungen. Berlin, Mayer u. Müller 1896. — Dr. Otto Zöckler: Askese und Mönchthum. 2. Auflage der „Kritischen Geschichte der Askese". 1. Bd. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer 1897. — Paul Heyse: Das Räthsel des Lebens und andere Charakterbilder. Berlin, Wilhelm Hertz 1897. — Immermanns ausgewählte Werke in 6 Bdn. Mit Einleitung von Franz Mancker. 1. Bd. Stuttgart, J. G. Cotta. — Friedrich Koch-Breuberg: Siegfried der Träumer. Roman aus den letzten Jahrzehnten. Innsbruck, Wagner 1897. — J. Stursberg: Seine Schuld. Roman. Jena, Hermann Costenoble 1896. — A. Trinius: Hamburger Schlesiertage. 2. Aufl. 2. Bd. Minden i. Westf. J. C. C. Bruns. — Margarethe v. Oertzen: Das Recht auf Leben. Novelle. Ebenda. — Alfred Stößel: Mutter und Tochter. Dreizehn Briefe und eine Postkarte. Berlin, Kritik-Verlag 1897. — Stanislaw Przybyszewski: Auf den Wegen der Seele. Ebd. 1897. — Deutsche Liebe. Aus den Papieren eines Fremdlings. Hggb. v. mit Vorwort begleitet von F. Max Müller. 10. Aufl. Leipzig, F. A. Brockhaus 1896. — Luise Kiechner: Ja Oeilenbeegs Klostermauern zur Hohenstaufenzeit. Alte Bilder aus dem Wasgau. Gotha, Fr. Andr. Perthes 1897. — F. W. Ruoze: Ali der Boy oder wunderbare Schicksale eines Negerknaben in Ostafrika. Nach den Tagebüchern eines Sergenten der Schutztruppe. Mit Bildern. Ebd. 1897. — A. v. S.: Jenseits des Weltmeeres. 2 Erzählungen, dem Amerikanischen der Mrs. Stuart-Phelps nacherzählt. Ebd. 1897. — Helene Dickmar: Ellen. Uebersetzung aus dem Norwegischen, durchgesehen von Ernst v. Bothmer. Ebd. 1897. — Marianne Salzmann: Veronika vom Berge. Geschichte aus dem letzten Jahrzehnt des 30jährigen Krieges. Mit 2 Bildern. Ebd. 1897. — G. Chr. Dieffenbach: Für unsre Kleinen. Neues Bilderbuch für Kinder von 4—10 Jahren. 12. Bd. Ebd. — Ludwig Foehse: In fernen Landen. Erzählung für die Jugend. Mit 8 Vollbildern. — Wie Hans Peter Geschichte lernt. Elberfeld, Sam. Lucas.

Prompte Lieferung aller Bücher durch H. O. Sperling, Buchhandlung in Stuttgart. Größere Werke gegen bequeme Teilzahlungen. Kataloge gratis. Hauptvertriebsstelle von Meyers Konversations-Lexikon.

Vornehmste literarische Festgeschenke:

Rudolf Baumbachs Dichtungen.

Kataloge kostenlos.

Vorräthig in allen Buchhandlungen. Wo nicht zu haben, unmittelbar zu beziehen vom Verleger

A. G. Liebeskind in Leipzig.

(17918)

Friedrich Chopin

als Mensch und als Musiker

von

Friedrich Niecks.

Vom Verfasser vermehrt und aus dem Englischen übertragen von Dr. Wilhelm Langhaus.

Zwei starke Bände gr. 8°. Mit mehreren Portraits und faksimilirten Autographen. — Geheftet netto ℳ 15.—. In Originalleinwandband netto ℳ 18.—

Das beste und umfassendste Werk über Chopin.

Verlag von F. E. C. Leuckart in Leipzig.

Verlag von F. E. C. Leuckart in Leipzig.

Fünf starke Bände gr. 8°. Geheftet ℳ 60 n. geb. ℳ 75 netto

A. W. Ambros' Geschichte der Musik.

Mit zahlreichen Notenbeispielen und Musikbeilagen.

Hieran reiht sich:

Wilh. Langhans' Geschichte der Musik des 17., 18. und 19. Jahrhunderts

in chronologischem Anschlusse an die Musikgeschichte von A. W. Ambros.

Vollständig in zwei starken Bänden gr. 8°. Geheftet ℳ 20 netto, gebunden ℳ 24 netto

(15916)

Verlag von Wilhelm Hertz, Berlin. Soeben erschien:

Gottfried Kellers

Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Von Jakob Baechtold.

Dritter (letzter) Band. Geheftet 9 Mark; in Leinwand gebunden 10 Mark; in Halbfranz gebunden 11 Mark.

Früher erschienen:

Erster Band. Geh. 6 M.; geb. in Lwd. 7 M., in Halbfz. 8 M.

Zweiter Band. Geh. 8 M.; geb. in Lwd. 9 M., in Halbfz. 10 M.

(18146)

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Gediegene Weihnachtsgeschenke für Alt und Jung.

Ernste und heitere Erinnerungen eines

Ordonnanzoffiziers

im Jahre 1870/71

von

Karl Tanera.

Illustrierte Ausgabe.

(20 Doppelvollbilder, 40 einfache Vollbilder und 350 Textillustrationen)

Preis geb. M. 14.—

Fürst Bismarck

und seine Zeit.

Eine Biographie von Dr. Hans Blum.

6 Bände eleg. geb. à 6 M.

(Vorrätig in allen Buchhandlungen.) (19139)

In 2. Auflage erschienen: [17990]

Musikalischer Weihnachts-Katalog

für das deutsche Volk.

Werke deutscher Musikverleger in schmucken Einbänden.

Kostenfrei zu beziehen von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Samstag, 12. December. Nummer 288.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der nahezuzu Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Gustav Freytag-Bibliothek in Frankfurt am Main. Von Dr. F. C. Ebrard. — Ada Negri. II. Von Dr. Ernst Gnad. — Vom Weihnachtstisch. V. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Gustav Freytag-Bibliothek in Frankfurt am Main.

Von Stadtbibliothekar Dr. F. C. Ebrard.

„Das Behagen an irdischer Existenz bethätigt sich in dem Ansammeln von allerlei Dingen, welche lieb und begehrungswerth erscheinen; der Zufall, die Mode leiten die Phantasie; ist erst ein kleiner Besitz gewonnen, so wird der Wunsch, ihn zu vergrößern, stärker, zuletzt wohl gar eine Leidenschaft. Der Trieb regt sich früh im Kinde, er dauert bis ins höchste Lebensalter; er wechselt nach Zeit, Mode, Bildung, und wer eine Geschichte des Sammelns schreiben wollte, von den Schatzhäusern germanischer Könige herab über die Handschriften des Mittelalters, die Münzen, Bilder und Statuen der Renaissance, die Kunstkammern, geschnittenen Kirschkerne und das Porzellan des 17. Jahrhunderts, die Tulpenzwiebeln und Conchylien der Holländer, bis zu den zahllosen Gegenständen des modernen Sammeleifers, der könnte manches Traurige und vieles Heitere aus dem Gemüthsleben der Menschheit zur Anschauung bringen.“ Mit diesen Worten leitet Gustav Freytag in seinen „Erinnerungen“ die Erzählung der Entstehung der von ihm in frühen Jahren begonnenen und bis an sein Lebensende fortgesetzten großen und einzigartigen Sammlung von Schriften zur deutschen Culturgeschichte ein. Zu einer Zeit angefangen, wo der Sammler noch nicht in einer allseitigen Concurrenz von reichen Privatleuten und öffentlichen Anstalten hindernde Schranken für seinen Vermehrungseifer fand, mit Liebe, mit Consequenz und mit einer seltenen Sachkenntniß durch viele Jahrzehnte fortgeführt, stellt die Gustav Freytag'sche culturhistorische Bibliothek ein einheitliches Ganzes von einer Bedeutung und einem inneren Werthe dar, wie nicht leicht auf verwandtem Gebiet etwas ähnliches gefunden werden dürfte.

Als Gustav Freytag am 30. April 1895 starb, trat zunächst eine Anzahl seiner Freunde und Verehrer zusammen, um ihm in Wiesbaden, seinem letzten Wohnsitze, ein Denkmal zu errichten und im Zusammenhange damit seine Büchersammlung zu erwerben. „Aus seiner Werkstatt“, hieß es in dem betreffenden Aufrufe, „soll auch das Werkzeug ungetheilt dem deutschen Volke erhalten bleiben.“ Die Ausführung dieses Planes ist in dieser Form nicht zur Verwirklichung gelangt. Aber die Gefahr, eine so bedeutende, mit so hingebendem Eifer zusammengebrachte Sammlung zerstreut oder in das ferne Ausland wandern zu sehen, ist trotzdem, wie wir heute mit freudiger Genugthuung mittheilen, abgewendet worden. Man dankt dies zunächst der verständnißvollen Pietät des Freundes und Testamentsvollstreckers Freytags, des Dr. Ludwig Dreger in Wiesbaden, welcher von Anfang an den Gesichtspunkt festhielt, daß das Andenken Freytags die ungetheilte Forterhaltung seiner Bibliothek an einem Ort erfordere, wo jeder Deutsche „aus der Quelle der Bilder aus der deutschen Vergangenheit zu schöpfen“ imstande sei. Von gleichen Erwägungen ausgehend, faßte dann ein anderer Verehrer Freytags, unser Mitbürger Leopold Sonnemann, den Plan, die ganze von Freytag hinterlassene culturhistorische Samulung für sich zu erwerben und der Frankfurter Stadtbibliothek als für alle Zeiten untrennbare und von jedermann nach den sonstigen Normen dieser Anstalt benutzbare „Gustav Freytag-Bibliothek“ zum Geschenk zu machen. Diese patriotische Absicht ist vor wenigen Tagen zur Ausführung gelangt und damit der an werthvollen Specialsammlungen reichen Frankfurter Stadtbibliothek — es sei u. a. nur an die hebräisch-jüdische Sammlung, sowie an die aus Lechners Nachlaß stammende bibliographische Collection erinnert — ein neuer seltener Schatz zugeführt worden.

Die Gustav Freytag-Bibliothek besteht neben 1060 culturhistorischen Werken mehr modernen Charakters vornehmlich aus der eigentlichen Sammlung culturhistorischer Schriften vom 15. Jahrhundert an, welche 6305 Nummern, nämlich 5858 Schriften und 447 Kunstblätter umfaßt. Die Sammlung der 5858 Schriften setzt sich, um hier nur einen ganz allgemeinen Begriff zu geben, aus folgenden, von Freytags eigener Hand sorgfältig katalogisirten Unterabtheilungen zusammen, wobei die beigefügten Ziffern jedesmal die Anzahl der betreffenden Nummern bedeuten:

1. Aberglaube, Prophezeiungen, Nativitäten, Kalender: 352,
2. Unthaten, Unglücksfälle, Wunderbares: 210,
3. Fahrende und Gehrende, Gauner, Räuber: 55,
4. Populäre Medicin, Krankheiten, Heilmittel: 132,
5. Geld und Preise: 27,
6. Gesetz, Sitte und Mode: 228,
7. Feste und Feierlichkeiten, Staatsactionen: 111,
8. Küche und Keller: 27,
9. Handwerk, mechanische Künste, Bergbau: 76,
10. Schule und Bildung, Reisen, Kriegswesen: 159,
11. Zeitungen und politische Neuigkeiten aus Deutschland: 91,
12. Zeitungen und politische Neuigkeiten aus der Fremde: 219,
13. Staats- und Parteischriften: 280,
14. Die Kirche vor der Reformation, Bruderschaften, Jesuiten: 105,
15. Luther: 462,
16. Hutten: 37,
17. Reformatoren und Gegner: 1072,
18. Das Volk in Glauben, Spott, Witz: 183,
19. Humanisten: 122,
20. Erasmus: 40,
21. Lieder und Reime: 393,
22. Hans Sachs: 60,
23. Dreißigjähriger Krieg: 946,
24. Flugschriften vom dreißigjährigen Krieg bis zu Friedrich dem Großen: 391.

Die Gustav Freytag-Bibliothek wird alsbald in der Frankfurter Stadtbibliothek zur Aufstellung kommen und ein ausführlicher Katalog derselben für das Publicum zum Druck gelangen.

Die Stadtbibliothek hat seit Anfang ihres Bestehens, namentlich aber auch in neuester Zeit, viele werthvolle Erwerbungen gemacht, viele kostbare Geschenke von patriotischen Mitbürgern erhalten. Aber unbedenklich kann man sagen, daß, seit der Rath der Stadt vor 200 Jahren die Büchersammlung Maximilians zum Jungen für sie ankaufte, ein Zuwachs von solcher Bedeutung, von so innerer Geschlossenheit und von so bleibendem Werth für alle Zeiten ihr nicht geworden ist, wie die Schenkung der Gustav Freytag-Bibliothek.

Ada Negri.

Von Dr. Ernst Gnad (Graz).

II.

Wo haben wir die wirkliche Ada Negri zu suchen? In dem echten Kinde des Südens, das mit jauchzendem Liede und mit Blumen im Haare ihr Haupt den Strahlen der Sonne preisgibt, das in überquellender Lebenslust und mit fast pantheistischen Empfindungen die schaffenden und zeugenden Kräfte der Natur in jeder Blume, in jedem Grashalm belauscht, und oft wieder in weiblich zartem Gefühle ihr Sehnen nach Liebe und die süßen Thränen der Wehmuth an der Brust des Geliebten ausweinen möchte, — oder in der ernsten pathetischen Muse der Unterdrückten und Armen, die das ganze Elend der Menschheit als großen Lebensschmerz in der jungen Brust empfindet? Dort haben wir jugendlich warme Lebenslust, natürliche Regungen, echt weibliches Gefühlsleben, hier befremdenden, fast männlichen Ernst, unendliches, nie gestilltes Leid im Herzen, pessimistische, manchmal auch einseitige Anschauung der Welt und der Gesellschaft. Liegt nicht doch etwas von Pose und selbstgefälliger Schaustellung der eigenen Persönlichkeit zugrunde, wenn sie mit ihrer zarten Hand den Stab des Volkstribunen ergreift und der „üppigen Welt der Buhldirnen und des Gelderwerbes mit der Peitsche ihrer glühenden Verse" ins Gesicht schlägt? Wenn sie in dem Gedichte „Disoccupato" den armen, braunen, zerrissenen Mann „mit der mächtigen Brust eines Herkules" mit ihren Augen verfolgt, wie er bleich vor Hunger und Noth von Thür zu Thür vergeblich um Arbeit fleht, bis er zu Tode erschöpft zu Boden sinkt, und bei seinem Anblick das Unrecht von Jahrhunderten und die ganze Reue und Schmach der verirrten Welt schwer auf ihrer Seele lasten fühlt, so ist dieses Gefühl noch ganz natürlich; denn wir begreifen es, daß die Ausschau nach der leidenden Menge in einem feiner besaiteten Gemüth kein volles Glücksgefühl, keine reine Lebensfreude aufkommen läßt. Ein hochsinniger österreichischer Dichter, Graf Albrecht Wickenburg, hat dieser Empfindung in einfacher und schöner Weise Ausdruck gegeben, wenn er in einem Gedichte sagt:

„Denn glücklich sein, heißt andrer Leid vergessen,
Und kann ich dies, — was bin ich selber werth?"

Aber wenn Ada Negri in dem Gedichte „Va!" den edlen, schönen und tatfrohen Jüngling, den es nach ihrer Liebe verlangt, schroff zurückweist, weil das Elend und die Leiden des Lebens ihr einen ungezügelten Haß gegen alle Freude und allen Genuß des Daseins eingeflößt haben, und ihm zuruft:

„Geh weg, o Kind! An Frieden und an Liebe
Ist reich die Welt — ich bin der Krieg",

oder wenn sie in „Non posso" den jungen Mann, dessen süßen und berückenden Worten sie lauscht und dessen „blaues, liebeverlangendes Auge ihr das Blut aus dem klopfenden Herzen saugt", flehentlich bittet, sie nicht wieder zu den erstorbenen Träumen und Küssen aufzuwecken, weil auf ihren „reinen und jugendlichen Lippen" der Kuß ein Unglück sei, — so ist der bei ihr so beliebte Hinweis auf das „tyrannische Geheimniß ihres Schicksals" ebenso wenig ernst zu nehmen, wie wenn sie in dem Widmungsgedichte zu den „Tempeste" ausruft, daß sie „ihre Brust allen Wunden dargeboten, dem finstern und unversöhnlichen Haß getrotzt und den folternden Qualen die Energie von hundert Leben entgegengesetzt habe", oder in dem Gedichte „Non ritornare" von der Liebe, die sie in sich ertödten will, mit künstlerisch unreifer Maßlosigkeit des Ausdrucks sagt, daß sie die Liebe mit Füßen getreten habe,

„Geschlagen ins Gesicht, gebissen,
In hundert Fetzen sie gerissen!"

Hier haben wir kaum mehr die natürliche Empfindung eines zwanzigjährigen Mädchens, hier herrscht schon etwas Ueberspanntheit und jenes gesteigerte Selbstbewußtsein über die Ausnahmestellung, die dem Genie und der Dichterin vor Welt und Menschen zukommt, das sich bei ihr des öfteren, beispielsweise in dem vorher erwähnten Widmungsgedicht, ins Maßlose steigert. Nur ihr heißes, trotz aller Uebertreibung von wahrem poetischen Fluge getragenes Temperament kann solchen jugendlichen Auswüchsen der Empfindung und des Selbstgefühls noch Gefallen, vielleicht auch Bewunderung erwerben, und wer sich dabei unangenehm berührt fühlt, muß im Auge behalten, daß hier ein junges Mädchen von Liebe singt und spricht, ohne dies Gefühl noch wirklich zu kennen. Wenigstens erzählt Paola Lombroso (in der „Deutschen Revue") aus persönlichem Umgang mit der Dichterin, daß Ada Negri zwischen dem zwanzigsten und einundzwanzigsten Lebensjahr, wo sie die „Fatalità" schrieb, nach ihrem eigenen Geständniß nicht den kleinsten Liebesgedanken im Kopf gehabt habe. Auch in den Gedichten „Madre" und „Fidanzata" aus der späteren Sammlung: „Tempeste" betrachtet sie diese Phasen in der weiblichen Gefühlsentwicklung nur mit pessimistischem Auge von ihren Schattenseiten aus, ohne Bewußtsein der inneren Umwandlung und des neuen, ungeahnten Lebensgehalts, die sie in der Seele des Weibes zu erwecken pflegen: die Mutter, die in Sorgen und Noth um die Erhaltung des Kindes Leben und Kraft erschöpft hat, nur damit ein fremder Mann sie an seine Begierde fesselt und als Weib davonführt, während sie selbst gebrochen und bleich wie eine Statue vom einsamen Fenster aus die Entschwundene segnet; die Braut, die nach jahrelangem Harren, nachdem der Frühling in ihrem abgehärmten Gesicht verblüht ist, den aus fernem Welttheile zurückgekehrten Bräutigam wiedersieht, „er die Sklavin, sie den Herrn, und die nun beide sich anblicken, um die einst so geliebten Züge wiederzufinden, und dastehen, den Blick zu Boden gesenkt, wie vom Blitz getroffene Eichen, zwischen denen sich von neuem ein tiefer Abgrund spaltet."

Das süße Traumleben der Liebe, die keusche Innerlichkeit, innige Hingebung und Weltvergessenheit der nordischen Jungfrau kennt dieses herbe Kind des Südens nicht. Und doch lebt in dieser glühenden Seele ein tiefes Liebesbedürfniß, das sie vergeblich zu ersticken sucht (man lese z. B. in „Fatalità" Gedichte wie „Vegliardo", „Spes" u. a.), ja eine gesunde italienische Sinnlichkeit, die auch unter der seltsamen Verkleidung, in die sie manchmal ihre Empfindungen zu hüllen sucht, noch deutlich genug hervortritt. Als Beispiel führen wir das Gedicht „L'ora" an, das keines weiteren Commentars benöthigt.

„Die Stunde.

Wie Nebel sinkt auf mein jungfräulich Herze
Die Stunde, die der Leidenschaft geweiht ist.
Nacht ist's, und in dem Dunkel

Da brütet still ein Zauber des Verderbens.
Nacht ist's, und nimmer ahnst du,
Dee du so fern von mir im Schlummee liegest,
Dah bleich im Antlitz ich und mit gekreuzten Händen
Nach deinem Kuß mich sehne.

Nie mehr in meinen Augen wird das Feuer
Dee Jugend, das mie heiß entstammt,
So leuchtend dir erglänzen,
Und wird mein Mund die solche Süße spenden;
Nie mehr wied die entflammte Seele
So lauten Dranges sich dir nahen,
Dem Vogel gleich, dee trillernd aus den Lüften
Ins Nest sich trunken stürzt.

Und mein Beelangen im verschwieg'nen Dankel
Flammt auf, ein Scheiterhaufen, eine Folter;
Doch es verrinnt die Stunde, und allmählich
Erlischt die Gluth, die einsam brennt,
Die Dämmeeung in trübem Schleier
Steigt wie ein bleiches Schweißtuch auf am Himmel,
Beeloeen ist die Stunde uns'rer Wonnen,
Beecounen und erstorben!"

Man vergleiche die hier bei aller Sonderbarkeit doch echt weibliche und mit naiver Offenheit ausgesprochene Empfindung mit dem in derselben Sammlung enthaltenen Gedicht „Tu pur verrai", wo ihre flammenden Küsse in den Armen des Geliebten zum Schluchzen werden, weil sie der vielen gedenken muß, die ohne Kuß und Liebe in Vergessenheit gesunken sind, die von ungestilltem Verlangen und vom Fieber zerstört, „auf der Leichenbahre ihrer getödteten Gefühle sich ausweinen müssen", — und man kann leicht beobachten, wie das Bestreben, jede individuelle Empfindung nur im Lichte socialer Hintergedanken aufstreben zu lassen, dieses reiche und herrliche Dichtergemüth in seiner eigenthümlichen und naturgemäßen Entfaltung hemmt und durch Verquickung mit allgemein menschlichen Zukunftsfragen in seiner freien und schönen künstlerischen Gestaltung störend beeinflußt. Wenn der gemeinsame Herzschlag, der das Kind der Arbeiterfamilie mit den Leiden und Freuden des niederen Volkes eng verbindet, die Phantasie der Dichterin allein belebt, ohne sie zu Declamationen und Verwünschungen gegen die gesellschaftliche Ordnung zu verleiten, und sie ihre poetische Gestaltungskraft lediglich auf das Leben und Lieben und auf die ganze, bei aller Roheit innige und gewaltige Gefühlswelt des Volkes richtet, dann schafft sie Dichtungen, deren wahre Volksthümlichkeit, echt menschliche Färbung und lebendige Wahrheit in der italienischen Lyrik der Gegenwart kaum von anderen übertroffen werden kann. So z. B. das Gedicht „Fior di piebe", wo das Volksmädchen, dessen „braune Haut wie Kupfer glänzt, die immer lacht und so weiße Zähne und so rothe Lippen hat, daß sie dich zum Küssen reizen", ihre vermeintliche Nebenbuhlerin in wildem Hasse ins Gesicht beißt und dann zitternd und demüthig, mit Thränen im Auge, wie eine Sklavin sich an den Geliebten schmiegt:

„Verzeih mir', flüstert sie und streichelt
Ihm das Gesicht. ‚Wend' dich nicht ab
Und zürne nicht. Ich wollt' mich rächen,
Weil ach! ich gar zu lieb dich hab'."

Erschütternd wirkt sie, wenn sie ohne allgemeine demagogische Ausfälle in plastischer und dramatisch bewegter Weise das sociale Elend an einzelnen Fällen schildert, wie in dem Gedichte „Autopsia", worin ein weiblicher Leichnam dem Arzt, der ihre Glieder mit dem Messer zerfleischt, die Geschichte ihres traurigen Lebens erzählt, und das man in seiner grausamen Phantasie und in der Herbheit des Ausdrucks kaum einem jungen Mädchen zuschreiben würde, oder in „Asilo notturno", wo ein junges, von Kälte halb erstarrtes Weib mit dem zitternden Kinde am Arme nach langen Fragen und Forschen endlich das gewünschte Lager erhält, wo sie einschläft, bis die schrille Morgenglocke sie aus dem süßen Traum, daß das warme Bett ihr jetzt und für immer gehöre, aufschreckt, und sie, nachdem sie die nackten Glieder mit ihren Lumpen wieder nothdürftig bedeckt hat, abermals in den Frost und Nebel hinaustreibt auf die vergebliche Jagd nach Brod und Arbeit; oder wenn sie in „Sgombero forzato" die kleine Arbeiterfamilie schildert, die bei Regen und Kälte aus der unbezahlten Wohnung gejagt wird, und die arme Mutter, die schwachen vor Frost zitternden Kinder an der Hand, verzweifelnd ausruft:

„Verdammt sei Liebe in der Hütte!
Wer hat das Recht gegeben
Die, dem Sklavenweibe, elend zum Erbarmen,
Zu küssen und zur Qual zu schaffen neues Leben?
Verbrechen ist die Liebe für die Armen."

Ergreifend und in der plastischen Sicherheit der Zeichnung für ein so junges Talent gewiß erstaunlich ist die Schilderung eines Minenbrandes („L'incendio della miniera"), bei der man lebhaft an Zola's „Germinal" erinnert wird; ebenso wird man öfter an dessen Buch „La terre" gemahnt, wenn man Gedichte liest wie „Canto della zappa", „La terra", „Pax", wo wir derselben Freude an der Landarbeit, demselben Cultus der unsterblichen Erde begegnen, die ewig Leben spendet, „die mit stolzer Wollust sich am flammenden Sonnenkusse erfreut, aus den Schollen und Tiefen einen Hauch der Fruchtbarkeit und keimenden Lebensfülle athmet". Und am schönsten äußert sich die dem Volkskind angeborne Lust an dem Schaffen und Leben der freien, von Sonnenlicht umstrahlten Arbeit, wenn die Dichterin ohne sociale Hintergedanken den Reiz des stillen Landlebens als „Eterno idillio" beschreibt, als ein ewiges Idyll, zu dessen unschuldigen Freuden „die Natur selbst umher lacht und segnet". Die so glühende Dichterseele, die mit feurigen Worten der entarteten Gesellschaft den Krieg erklärt, weiß auch einfache und rührende Töne zu finden, wenn sie in heißer Verehrung in das von ehrwürdigen weißen Locken umspielte Mutterantlitz blickt, oder wenn sie nach langer Abwesenheit wieder die stille Kammer betritt, wo ihr weißes Bettchen stand und wo sie als Kind auf dem Schoße der Mutter sich in Schlummer wiegen ließ, wo alles Ruhe und Frieden athmet:

„Aus allen Lüften weht ein Hauch von Frieden,
Am Himmel blitzt der gold'ne Sternenreigen,
Und alles Menschenelend schweigt hienieden,
Die Blumen schlafen und die Winde schweigen:
Aus allen Lüften weht ein Hauch von Frieden!"

Mitten im heißen Lebensdrange, im Streit und in den Kämpfen der Zeit, in den beglückenden Träumen einer schönen Menschenzukunft hat ihr sinniges Dichterauge doch auch die feinste Empfänglichkeit für die Poesie des Schuttes und der Vergangenheit, wenn sie in dem Gedichte „Tempio antico" vor dem alten Kirchlein ihrer Heimath steht und der Athem der Vergänglichkeit sie umweht:

„Doet wae ein Duft wie von verblühten Rosen,
Ein Duft von Veilchen, weit und lang verdoeben,
Ein Schweigen war's von altesgrauen Dingen,
Im Schlafe der Jahrhunderte erstoeben."

Auch die Stimmungen der Natur versteht sie zu belauschen und ihren Zauber in einfachen und poetischen Farben wiederzugeben. So z. B. in dem kleinen Gedicht „Asa" (Mittagsschwüle), oder in der Schilderung des Schneefalls (Nevicata), das wir als Probe hier beifügen wollen:

„Schneefall.

Nieder auf Felder und Straßen,
Leicht wie ein Hauch und schweigend,
Tummelt sich wirbelnd und schwebend
Der Schnee.

Tanzend am weiten Himmel,
Wiegt sich die flaumige Decke
Scherzend, und schwebet dann müde
Zur Erd'.
Bettet in tausend Gebilden
Still sich auf Dächern und Thürme,
Nieder auf Säulen und Gärten,
Und schläft.
Alles umher ist Friede,
In der Vergessenheit Schleier
Hüllet sich ein und schweiget
Die Welt.
Doch in unendlicher Stille
Regt sich und denket wieder
Einer entschlafenen Liebe
Das Herz."

Man hat somit allen Grund, auf die weitere Entwicklung dieses eigenartigen und großen lyrischen Talents gespannt zu sein. Es liegt ein eigener Reiz in dem Wildwüchsigen und Fesselosen ihrer poetischen Natur, in den kühnen Improvisationen, womit sie, wie von einer unbewußten Macht getrieben, nach den höchsten Aufgaben der Dichtung greift. Nach ihrem eigenen Geständniß (in dem erwähnten Aufsatz von Paola Lombroso) behauptet sie, daß die geistige Arbeit bei ihr unbewußt sei: „Mir ist's, als wenn mir einer alles, was ich schreibe, dictirte, als wenn mir die Gedanken von selbst in die Feder liefen." Neben den classisch vollendeten, aber gelehrten Strophen eines Carducci, neben den einschmeichelnden, aber oft gekünstelten Weisen eines d'Annunzio ist hier dem jungen Italien ein wirklich populäres Talent erstanden, das einfach, ungeschminkt und verständlich sagt, was es denkt und fühlt, freilich manchmal mit einer gewissen plebejischen Rauheit des Ausdrucks und in Wendungen und Bildern, die nicht immer von gereiftem Schönheitsgefühl Zeugniß geben; aber in ihren Dichtungen pulsirt wirkliches italienisches Leben und echter Volksgeist. Wie Robert Burns hat sie die Gabe, das poetisch zu gestalten, was sie in nächster Nähe sieht, und weil das Elend und die Noth der arbeitenden und niederen Classe, in deren Mitte die arme Dorfschullehrerin lebt, zugleich ihr eigenes Geschick ist, weil der Schrei der Entrüstung über die Ungerechtigkeit und Verkehrtheit der gesellschaftlichen Ordnung mit ihrem eigenen Drange nach Befreiung aus den Fesseln eines unwürdigen und unbefriedigenden Daseins zusammenfällt, so erklärt sich die hinreißende Gluth und Wahrheit der Empfindung, die ihren Dichtungen in den socialen und arbeitsfreudigen Bewegungen des Zeitalters einen so raschen und zündenden Erfolg gegeben und ihr junges Haupt mit ungeahntem reichen Lorbeer bedeckt haben. Nun aber ist es gerade die socialistische Tendenz ihrer Dichtung, worin nicht nur einsichtsvolle und wohlwollende Beurtheiler, wie Paul Heyse, sondern auch Kritiker aus der Mitte ihrer eigenen Landsleute ein Hinderniß für die reine künstlerische Entwicklung und Klärung ihres reichen Talents erblicken wollen. Und wir glauben, nicht mit Unrecht. Denn diese Richtung verleitet bei ungenügender Lebenserfahrung und unfertiger geistiger Durchbildung leicht zu jenen leeren Declamationen und jenem unklaren Idealismus, denen wir hie und da, z. B. in dem Gedichte „Sciopero" begegnen; abgesehen davon, daß sie auch die ungehemmte Entfaltung des eigenen und intimen Gefühlslebens, in dessen vollem Ausströmen und Gestalten die lyrische Dichtung ihre reichste und wirksamste Quelle hat, zurückhält, und wie wir an einzelnen Beispielen im vorhergehenden angedeutet haben, die ursprüngliche, menschliche und wahre Seite ihrer Innerlichkeit, die naturgemäßen Regungen der weiblichen Gefühlswelt durch sociale und demagogische Färbung entstellt und zu unwahren Posen verkehrt.

Vorläufig scheint die Dichterin jedoch nicht gewillt zu sein, die eingeschlagene Bahn, der sie ihre rasche Berühmtheit verdankt, zu verlassen. Unter den 61 Stücken der Sammlung „Tempeste", die bereits unter behaglichen Lebensverhältnissen und in der feinen gesellschaftlichen Atmosphäre einer reichen und lebensfrohen Stadt wie Mailand geschaffen wurden, haben noch 19 Gedichte socialistische Stimmungen und Tendenzen. In dem Gedicht „Amor nuovo" betont sie mit der größten Entschiedenheit es als ihren wahren und einzigen Lebensberuf, die Dichterin der Elenden und Unglücklichen zu bleiben. „Wenn einst," läßt sie die Menge zu sich sprechen,

„mit trock'nen Adern, müden Gliedern,
Dein Leben du den Brüdern hingegeben,
Und dein Prophetensang mit heller Donnerstimme
Hernieder klang auf alle Menschenwunden:
Dann wirst du fallen in den letzten Stürmen
Mit uns, mit uns, du neuer Liebe Muse! —
So sprach zu mir die ungeheure Menge,
Und meine Bahn ist ihre bis zum Grabe."

Und was sie hier mit poetischer Erregung ausspricht, sagt sie mit gleicher Deutlichkeit in einem Briefe aus Mailand an Caterina Tigorini, der in der italienischen Wochenschrift „Fanfulla della Domenica" (vom 25. Nov. 1894) abgedruckt worden ist: „... Aber ich lebe hier nicht in der Welt, die ihr dafür haltet, in eurer Welt, wo man sich in Spiegeln bewundert, eingerahmt mit kostbaren persischen Stoffen und herrlichen Verzierungen. Ich lebe und werde immer mit dem leben, der arbeitet, der leidet und kämpft. In den 24 Jahren meines Lebens habe ich so viel gelitten und habe vor allem so viel Unglückliche ungerecht leiden sehen, daß ich, so lange ein Funke von Talent, ein Tropfen Blut und eine Fiber von Charakter in mir sind, mit stolz erhobenem Haupte und aus Ueberzeugung die Dichterin des Schmerzes und jenes ruhigen würdevollen Kampfes bleiben werde, der ohne Groll, ohne Gewaltthätigkeit und ohne Blut im Namen des Fortschritts und der Gerechtigkeit, im Namen der allgemeinen Menschenliebe geführt wird."

Es klingt viel Selbstgefühl aus diesen Zeilen, aber auch viel jugendliche Illusion und, was dabei noch am angenehmsten berührt, jene frische Idealität, die sie auch in ihren Dichtungen nicht verleugnet und die mitten in dem traurigen Realismus ihrer poetischen Gestaltungen, mitten in dem bittern Groll über die ungerechte gesellschaftliche Ordnung sie an eine bessere Zukunft der Menschheit, an ein schönes Dasein der Arbeit, des Friedens und der Liebe glauben läßt. Die Aufgabe, die Muse der leidenden und unterdrückten Menschheit zu sein, die sich Ada Negri gestellt hat, ist für eine Dichterseele gewiß schön und erhaben, und bei der ungeschminkten Offenheit, mit der sie ihren innersten Gefühlen Ausdruck gibt, glauben wir auch gern, daß es ihr mit diesem Lebenszweck Ernst ist, und daß sie in den Erscheinungen des socialen Lebens, in den arbeitsfreudigen Bestrebungen der modernen Gesellschaft die neue Weltpoesie erblicken will. Allein wir würden es im Interesse der allseitigen und künstlerisch reinen Entwicklung dieses seltenen lyrischen Talents doch bedauern, wenn auch sie von der falschen Ueberzeugung, die sich in der modernen Dichtung immer mehr Bahn bricht, durchdrungen wäre, daß ein poetisches Kunstwerk keinen Werth habe, wenn es nicht von der modernen Bewegung der Geister beeinflußt sei, und daß der Dichter auf keine Geltung Anspruch habe, wenn er nur Künstler und nicht auch ein Apostel der Zukunft sein will. Gesteht sie doch schon in „Futalità" in dem Gedichte „Largo" mit stolzem Selbstgefühl, daß die Kunst ihr alles sei:

Digitized by Google

„O Kunst, für dich nur kämpf' ich, der Zukunft horrend,
Une alt' der Gefühle Macht, die wie glühendes Feuer
Mir Kopf und Herz entflammen,
Im prunkenden Sternenkleid der fliegenden Lieder
Entsend' ich zu Himmel und Erd', als funkelnde Sträuße
Von Blitzen und von Blumen!"

Vielleicht wird die neue Lebenswendung, in die sie eingetreten ist — Ada Negri hat sich, wie wir hören, mittlerweile vermählt — ihre Phantasie von den lärmenden Fragen des Tages und der Außenwelt auf das stillere Reich des Frauen- und Familienlebens ablenken. Möglich, daß dann ihre kleine Hand, die, wie sie in dem hübschen Gedichte „Piccola mano" sagt, früher mit jugendlichem Kampfesmuth zwischen den heißen Fingern die Feder führte und nun „furchtsam und verliebt in jenes des geliebten Mannes bebt", weniger blendende poetische Blüte in die Welt senden, aber dafür desto mehr zarte und duftige Blumen, wie sie nur auf dem Boden eines tiefen, schönen und von der Poesie reich gesegneten Frauengemüthes erblühen können.

Vom Weihnachtstisch.

V.

† Ein nach allen Weltgegenden ausgefächertes Gesammtbild der heutigen Cultur gibt das nun in neunter Auflage erscheinende „Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrie" (Lpz. bei Otto Spamer, gr. 8°). Ein flüchtiger Blick auf den ersten, 742 Seiten umfassenden Band zeigt den Entwicklungsgang und die Bildungsmittel der Menschen, die Anfänge der Sprache, die ersten Nahrungs- und Genußmittel, Steinwerkzeuge und Weberei, die Wohnungsanlage, Ackerbauversuche, die Bekanntschaft mit den Metallen, wie Kupfer, Bronze und Eisen, Schrift, Tanz und Musikinstrumente, Idole und Götterbilder, Artefacte und Ornamente, die Unterschiede zwischen Familie, Horde, Stamm und Volk; die älteste Cultur zu Babel und Ninive, in Mexico, Peru und in Europa. Dann den Aufschwung der Baukunst in Aegypten und Indien, bei den Phönikern, Israeliten, Persern, Griechen und Römern, durch die Völkerwanderung, die Entwicklung des Rund- und Spitzbogenstiles in Italien, Spanien, Frankreich, England und Deutschland. Ebenso werden die weiteren Bauzeiten in historischer Gruppirung bis in die Neuzeit verfolgt und der Burgen-, Schloß- und Rathhausbau, auch das Herren- und Bauernhaus mit dem entsprechenden Material und ihrer Einrichtung in den Kreis der Betrachtung gezogen, nebst der Straßenbeleuchtung, Wasserversorgung und weiteren sanitären Erfordernissen. Das ist nun mit 854 meist sehr guten Textabbildungen in Holzschnitt und 13 Farbendrucktafeln sattsam historisch, technisch und instructiv erläutert. Ebenso geht es durch die neun weiteren Bände, welche immer von verschiedenen Fachschriftstellern bearbeitet, die Kräfte der Natur und ihre Benutzung, die Erzeugung der Elektricität und ihre Anwendung auf Industrie und Gewerbe, die Landwirthschaft, Bergbau und Hüttenwesen, die Verarbeitung der Metalle, die Industrien der Steine und Erden, die Verarbeitung der Faserstoffe, den Weltverkehr, Welthandel und die Wirthschaftslehre vorführen.

Während das vorgenannte Werk an jeden strebsamen Gewerksmann, Fabrikanten, Kaufmann, Lehrer, Techniker und Kunstler appellirt, hat A. v. Schweiger-Lerchenfeld mit seinem „Buch der Experimente" (Wien, Pest, Leipzig bei A. Hartleben, 392 S. 8°) ein jüngeres, dilettirendes Publicum in Aussicht genommen. Er schildert eine Anzahl leicht ausführbarer Manipulationen aus den Gebieten der Optik, Akustik, des Magnetismus und der Elektricität, gibt Anleitungen zum Mikroskopiren, Photographiren und allerlei sogenannten Liebhaberkünsten und zur Anlage von naturgeschichtlichen Sammlungen; 425 Abbildungen und Figuren veranschaulichen das Nothwendigste. Dagegen gehören die „Columbus-Eier" (Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union, 248 S. 8° mit 140 Abbildungen) mehr in das Gebiet der „Schnurrpfeifereien" — wir glauben ihnen in früheren Jahrgängen des „Guten Kameraden" schon begegnet zu sein. Es sind nette Sächelchen dabei, welche bei flinker Ausführung über manchen langweiligen Abend hinwegtrösten können.

Ungleich ernster macht sich „Das neue Universum" geltend (ebendas. 396 S. 8° XVII. Band), ein Jahrbuch über die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, mit besonderer Rücksicht für Haus und Familie und die reifere Jugend. Dafür finden sich Eisenbahn- und Seegeschichten (von Reinhold Werner), Berichte aus der Länder- und Völkerkunde (Slatin Pascha's Befreiung, Norwegische Ski-Wettrennen), über die Orientzug-Speisewagen (mit dem Längendurchschnitt eines solchen, in Farbendruck), die Jungfraubahn, deutsche Schiffswerften, Nutzbarmachung der Niagarofälle, Röntgenstrahlen, Geschwindigkeitsmesser, Mandverleben, Schnellfeuerkanonen, Ponzerthürme, elektrische Wagen und Uhren, allerlei aus der Geologie und Naturgeschichte. Zahllose gute Abbildungen erläutern den Text, bisweilen auch unnöthigee Weise, z. B. einen entsetzlichen Absturz von der Leiter, die Viertheilung eines Menschen, oder die Arbeit der Einbrecher am feuerfesten Geldschrank!

In ungetrübtem Wohlbefinden, nach herkömmlichem Recept inseenirt, präsentiren sich das Geschwisterpaar „Der gute Kamerad" (Zehnter Jahrgang, Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union, 726 S. gr. 8°) und das im gleichen Umfang immer noch jugendliche „Kränzchen" (Achter Jahrgang, ebendas.). Der reiche und meist sehr rühmenswerthe Bilderschmuck ist noch derselben Manier wie in den früheren Jahrgängen gehandhabt, d. h. die Namen der Künstler sind noch Möglichkeit verschwiegen (sogar bei A. v. Werners „Kaiserproclamation zu Versailles", Toby Rosenthals „Heimkehr", Menzels „Concert in Sonssouci" ꝛc.), und nur wo selbe in die Bildfläche, mehr oder minder kesbor, eingeschrieben waren, großmüthig beibehalten. Es gibt größere und kleinere Erzählungen, biographische Skizzen (Columbus), Reiseberichte (Aus Palästina), Jagdscenen, Gedichte, Culturhistorisches, Aeronautik, Anleitung zu Sammlungen, kurz: Anregung und Belehrung in Fülle. Ebenso standhaft assistirt das „Kränzchen" mit der Lösung seiner Aufgabe. Dazu helfen insbesondere die Novellen von Luise Glatz (Tanzstunde), Marie Beeg (gegen die Freundschaft) und Amelie Linz-Godin („Dora Reval").

Im gleichen Verlag mit ähnlicher Ausstattung erscheint der von Ottilie Wildermuth begründete, von ihren Töchtern Agnes Willms und Adelheid Wildermuth im einundzwanzigsten Jahrgang fortgesetzte „Jugendgarten" (435 S. 8°), mit vielen Historien, Schilderungen, Sagen, Liedern, Biographien (Pestalozzi, Johanna Ambrosius, Kunz von der Rosen) und anderen größtentheils auf deutscher Erde spielenden Unterhaltungen; dagegen führt die Erzählung „Verwehte Spuren" von Franz Trellee (ebendas. 488 S. 8°) die jugendlichen Leser nach dem beliebten nordamerikanischen Westen, zu Pferdedieben, Rothhäuten, Ottawas und Chippeways. Andere, wie Ludwig Faehse mit einem grandiosen Quartband „Aus fernen Londen" (Elberfeld bei Sam. Lucas. 326 S. gr. 4°) erwählen den „dunkelsten Erdtheil" zum Schauplatz ihrer möglichst phantastisch à la Carl May aufgebauschten Abenteuer. Sehr überraschend klingt der Titel „Von der Schulbank nach Afrika" von Robert Conrad Keil (Leipzig 1897 bei Geibel u. Brockhaus. 276 S. 8° 2. Aufl.), doch gibt das Buch keine Anleitung zu der übrigens ziemlich alten Sucht, in die Welt zu laufen — worin sich seinerzeit der Dichter Oswald v. Wolkenstein schon hervorthot. Da die Flucht aus dem Elternhause gelang, so folgt auch die Strafe für den Leichtsinn auf dem Fuß nach, und die beiden Knaben büßen mit jammerwürdigen Erlebnissen ihre Schuld. Daran schließen sich die Schicksale eines Negerknaben „Ali der Boy" von F. W. Runze (Gotha 1897. F. A. Perthes 159 S. 8°), „Die Auswanderer" nach Südwestafrika von A. Mehnert (Altenburg 1897 bei Stephan Geibel. 196 S. 8° mit einem Kärtchen) und „Unter südlicher Sonne" von Kurt v. Albrecht (Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinstitut, 236 S. mit 5 Bildern von W. Zweigle). In Wahrheit hat diese fast unübersehbare Literatur, womit manche Verleger förmlich speculiren, eine unleugbare Familienähnlichkeit; die Helden sehen sich fast alle gleich, wie schablonenhaft bemalte Ostereier. Diese Geschichten, deren anfänglich zauberischer Lesereiz durch Uebersättigung in blasirte Langeweile überzuschlagen droht, bilden eigentlich einen nur ins Juvenile abgezweigten Theil des ehemaligen See- und Reise-

Digitized by Google

romans mit einem modern-ethnographischen Aufputz. Sie nützen sich schnell ab, wogegen der ewig junge „Robinson Kreuse" bei sel. J. H. Campe (neu bearbeitet von Fr. J. Pajeken, mit Bildern von Max Flashar, Stuttgart, Südd. Verlagsinstitut, 233 S. 8°) allein das Feld zu behaupten vermag.

Ein neues Gebiet hat E. Dagobert Schoenfeld mit seiner Erzählung „Gretter der Starke" (Berlin 1896 bei Schuster u. Löffler 272 S. kl. 4°) entdeckt. Er führt uns an der Hand der Sage nach Island, in die Zeit der Sturlungen (8. Jahrhundert), wo auf der heute so armen und bald verlassenen Insel damals reiche Recken mit ellenhafter Speerschaeidigkeit und echtem Beserkerübermuth auf ihren Rossen zusammenstürmten, Schlachten schlugen, bei Hochzeiten Kriegsbeute theilten und ihren höfischen Sängern lauschten. Der Verfasser will auf „mehrfachen eigenen Reisen durch den skandinavischen Norden bis zu den dunklen, wogenumrauschten Felsen des Nordcaps hinauf" das Colorit für seine Darstellung gefunden haben, hütet sich aber, seine „alte isländische Urkunde" zu nennen, doch ist eine historische Karte über die Oertlichkeiten der einzelnen Aventuren beigegeben. Jedenfalls ist dadurch, wie früher schon mit den von Friedrich Baron de la Motte-Fouqué bearbeiteten nordischen Stoffen ein erfrischender Luftzug in die Literatur gebracht, doch hätte eine knappere, scharf accentuirte Sprache dem Charakter des Ganzen nicht geschadet. Derselbe Wunsch erstreckt sich auch auf Otto v. Schachings „Geschichten aus alter Zeit" (Regensburg 1896, Nationale Verlagsanstalt, 278 S. 8°). Der als gewandter Erzähler und Volksschriftsteller bekannte Verfasser machte den Versuch, die berühmte älteste deutsche, aus dem 13. Jahrhundert stammende Dorfgeschichte, ein kleines episches Meisterwerk des sonst unbekannten Wernher des Gartenaere, unserer modernen Prosa anzubequemen. Er wagte dabei allerlei erweiternde Zusätze anzubringen, wodurch der bündig und kraftvoll dahinrauschende Strom des Vortrags nur verflacht werden konnte.[1]) Es ist, als wollte man Dürers Stück des „Ritters mit Tod und Teufel" in einem modernen Farbendruck reproduciren. Während der neue Autor hier beliebig hineinpinselte, hat er bei derselben Manipulation, den „Simplicissimus" des wackeren Jakob Christoffel von Grimmelshausen wieder mundgerecht zu machen, zu vieles ausgerodet und abgeschnitten, obwohl eine Reduction der ganz mit Schnörkeleien überwucherten Sprache vollständig am Platze war. Eingelegt zwischen die beiden Historien ist eine frei erfundene Erzählung „Peter Buchwald, der Hussit", der man es indessen nicht abzusehen vermag, daß selbe „auf sehr genauen geschichtlichen Studien" beruhe, welche der Verfasser gemacht haben will. Die „Bayerntreue" (ebendas. 320 S. 8°) verherrlicht das biedere Landvolk, welches sich 1705 für Max Emanuel opferte. In den „Geschichten aus dem Volke" (ebendas. 278 S. 8°) ist die unter dem Namen „das Mädchen von Spinges" bekannte brave Tirolerin Katharina Lanz gefeiert, welche 1797 so mannhaft gegen die Franzosen focht.[2]) Andere Erzählungen spielen auf altbayerischem und oberpfälzischem Boden; sie sind für das Volk und die reifere Jugend berechnet, wofür Otto v. Schaching (eigentlich Hr. Dr. Otto Denk) ganz ausgesprochenen Beruf besitzt.

Einen Kranz aus griechischen Heldensagen, „Heroen", hat J. C. Andeä geflochten (Leipzig 1896 bei Geibel u. Brockhaus. 519 S. 12°. Wohlfeile sechste Ausgabe): Die schönsten Sagen und Mythen von den Weltaltern, von Deukalion, Danaos, Perseus, Sisyphus, Bellerophon, Tantalos, Pelops, Orpheus, Heeakles, Theseus und dem Argonautenzug, Oedipus, Odysseus und dem Trojaner Krieg. Sie sind etwas trocken erzählt, ohne weitere Ausblicke auf die analogen Mythen anderer Völker; liegen aber doch in sechster Auflage vor. Die von uns in früheren Berichten freudig begrüßte freie Umdichtung von Homers Odyssee von Emil Engelmann (Stuttgart bei Paul Neff), mit Bildern nach Tischbein, Genelli, Preller, Häberlin, Kepler, Closs, Hoffmann u. s. w. hat gleichfalls eine neue wohlfeile Ausgabe erreicht.

Einen neuen erfreulichen Beleg für ihr schönes Erzählertalent hat Marie Beeg mit „Glück auf!" für die junge Mädchenwelt (Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinstitut. 223 S. kl. 4°) geliefert. Ihr kunstreicher Mund weiß die Schicksale zweier Familien wie eine Fuge durchzuspielen, wobei eine Menge anderer Verhältnisse sich dazwischen schieben, unterordnen und an einander schmiegen, so daß man ein wahres Bild des Lebens erhält, ohne Effecthascherei und Tendenzjagd; der wahre Satz, daß echte Menschenliebe, treues Ausharren und Dulden zum heilsamen Schluß und Segen führen müssen, ergibt sich ungesagt und von selbst aus dem fröhlichen Verlauf der ungesuchten Handlung. Gleichzeitig erschien eine zweite Auflage von „Kinderaug' und Kindeeherz" von Maeia Beeg (Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinstitut, gr. 8°), wozu Eduard Ille's doch gebildete Gattin die im besten Farbendruck reproducirten Bilder zeichnete.

„Für unsre Kleinen" schuf G. Chr. Dieffenbach ein neues Bilderbuch (Gotha bei Fr. A. Perthes. 196 S. kl. 4°): Herziae, warm empfundene und schön gezeichnete Bilder wechseln mit Reimsprüchen, Gedichten, prosaischen Erzählungen, Liedern und Singweisen — gute, unverfälschte Hausmannskost für kleine Leute. Die Humoresken aus dem Schulleben „Höhere Töchter" von Elise Felson (Breelau bei Franz Goerlich. 133 S. kl. 8°) sind wohl für das auf dem Titel genannte Publicum berechnet, welches indessen über dergleichen Erinnerungen schnell hinauswächst und zum Lesen derselben weder Zeit noch Geduld finden wird, woran es uns übrigens gleichfalls mangelt. Eine etwas breit gesponnene Pensionsgeschichte „Getheilte Loose" oder die „Waise und das Kind des Glücks" von Helene Dalmer (Altenburg 1897 bei Stephan Geibel. 254 S. 8°) ist schlicht und einfach gehalten. Ob es übrigens wirklich ein dringendes Bedürfniß war, in den „Peelen der Bühne" von Oswald Hancke (Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinstitut. 278 S. kl. 4° mit 5 Bildern nach W. Zweigle) der Jugend den Inhalt einer Reihe von Schauspielen und Opern mit oft sogar dialogisirter Ausführlichkeit zu erzählen, wäre immer noch eine offene Frage: Wilhelm Tell, Fidelio, Götz von Berlichingen, Freischütz, Wasserträger (Cherubini), Nathan, König Lear, Zar und Zimmermann, Prinz von Homburg (H. v. Kleist), Lohengrin und Meistersinger, Jungfrau von Orleans, Maetha (Flotow), Raimunds Verschwender, die weiße Dame und Andreas Hofer (Immermann), Nachtlager in Granada, Hans Lange (Paul Heyse), Maria Stuart und Undine sind nicht allein nach Stoff und Inhalt, sondern auch nach den Componisten und Dichtern weit auseinander liegende, vielfärbige Schöpfungen, die auch ohne biographische und literarhistorische Notizen und Belehrung schwerlich das gebührende Verständniß finden werden. — Die „Universal-Bibliothek für die Jugend" (Stuttgart, Union) ist durch weitere Bändchen erweitert und fortgesetzt, darunter Glaubrechts „Kalendermann", Amelie Godins „Märchen aus Heimath und Fremde", Coopers „Blockhaus", Marryats „Fahrten und Abenteuer des Seecadetten Hans Leichtfuß" — alle in zeitgemäßen neuen Bearbeitungen. Sehr wohlgemeint, aber etwas fußlich gerathen sind die dem Titel nach nicht klar verständlichen „Kaiser-Mäechen" von Karl Neumann-Steela (Dresden bei Alex. Kohler. 198 S. kl. 8°), welche eine sehr poetisch angehauchte Biographie des Kaisers Wilhelm zu dessen hundertjährigem Gedenktag bieten. Mit einer der Gegenwart entnommenen Erzählung „Voe Tagesanbeuch" von Sophie Stein (Berlin 1896 bei L. Oehmigke. 285 S. 8°) beginnen die Publicationen eines „Vereins zur Reform der Literatur für die weibliche Jugend", um selbe durch Unterhaltung zum Nachdenken anzuregen. Das war aber wohl von jeher der Zweck jeder echten Pädagogik.

Eine so hoch gehende Saison bringt auch manch Unreifes und Mißlungenes, Fehlgriffe und Auswüchse. Autoren und Verleger hegen oft seltsame Begriffe; sie stellen auch bisweilen an den Referenten wie an die Redactionen ganz unqualificir-

---

[1]) Dabei begegnet ihm der Lapsus calami, bei Erwähnung des Rolandliedes den Bischof Turpin mit dem Verräther Ganelon zu verwechseln. Auch hinsichtlich er noch jener von der neueren Literaturgeschichte gründlich beseitigten Ansicht, daß Grimmelshausen in seinem „Simplicissimus" eine Autobiographie gegeben habe.

[2]) Katharina Lanz (geb. 21. September 1771, kämpfte muthig in der Schlacht bei Spinges am 2. April 1797, starb 8. Juli 1854 zu Andrea) ein würdiges Gegenstück zu dem von Lord Byron besungenen „Mädchen von Saragossa", fand neuestens die gebührende historische Beachtung; vgl. Wurzbuch Lexikon 1878. XXXVI 171 ff und L. Steub lyrische Reisen 1878, S. 255 ff. Das Schlachtlied von Spinges mit der originellen Melodie brachte der Tiroler-Kalender für 1861, S. 51 ff.

bare Wünsche. Jeder will sein Opus sobald wie möglich, sogar unter Angabe der betreffenden Nummer, in wunschenswerthester Weise besprochen wissen. So übersendete an einem 18. December eine hoch achtbare Verlagshandlung vor kurzen Jahren ein streng wissenschaftliches, umfangreiches Werk von mehr als 700 Seiten in Großfolio mit dem Ersuchen, dasselbe durch eine fachmäßig kritische Feder ausführlich und eingehend noch vor — Weihnacht besprechen zu lassen! — Als eine Seltsamkeit erscheinen zwanzig weltgeschichtliche Gestalten „Große Männer in Wort und Bild“ von Adolf Bartels (Lahr bei M. Schauenburg), darunter Attila, Papst Gregor VII., Barbarossa, Dante, Gutenberg, Luther, Dürer, Shakespeare, Gustav Adolf, Cromwell, Friedrich der Große, Washington, Goethe, Napoleon I., Kaiser Wilhelm und Bismarck — in seltsamer Auswahl, mit noch seltsameren Bildern (Heinrich IV. in Tanzmeisterstellung und ein Göthe (!), wohl das philisterhafteste und schauderhafteste unter allen Bildern des Dichters, obwohl die Illustrationen von „namhaften Künstlern“ herrühren, ausgestattet mit einer in Versform abgehackten Prosaerklärung „für die reifere Jugend“! Ein unglückliches Product desselben Verlags ist das „Jubiläum der Thierwelt zum Andenken der Errettung durch Vater Noah vor 6000 Jahren“ mit Kneipreimen von R. Siebel und Bildern von W. Wellner, darunter eine ins Corsett geschnürte Kuh und ein dito Schwein; die Bestien bekneipen sich beim Zweckessen und Festdiner, katzenjammern und tanzen: da hört doch aller Humor auf! Ebenso bei der geistlosen Buschiade „Lies und Lene“, womit Hulda v. Levetzow und F. Madalena (Hamburg bei G. Fritzsche) den bekannten „Max und Moritz“ übertrumpfen wollen — ungeheuerliche Verirrungen und Geschmacklosigkeiten, welche nicht scharf genug abgewiesen werden können.

Mittheilungen und Nachrichten.

-ck. Mainz wird im Mittelpunkt der 400jährigen Gebuetstagsfeier Gutenbergs stehen, zu der man sich eifrig rüstet. Gleichsam als Festschrift läßt schon jetzt der rührige Mainzer Stadtbibliothekar Alfred Boeckel ein Buch erscheinen: „Gutenberg, sein Leben, sein Werk, sein Ruhm“ (Gießen, Verlag von Emil Roth), das die Ergebnisse der Gutenberg-Forschung in knapper, aber gewandter Darstellung zusammenfaßt und, soweit unsre Kenntniß über den genialen Erfinder reicht, ein scharf umrissenes Bild seiner menschlichen und künstlerischen Erscheinung liefert. Das Buch enthält drei Hauptabschnitte: Gutenbergs Leben, Gutenbergs Werk, Gutenbergs Ruhm. Das ihm zugebote stehende wissenschaftliche Material hat der Verfasser mit Auswahl und Vorsicht benutzt, offenbar von der Absicht geleitet, dem größeren gebildeten Publicum, an das er sich wendet, eine leicht fließende und fesselnde Lectüre zu verschaffen. Das Werk ist sehr sorgfältig ausgestattet, insbesondere sind die Illustrationen und die beigefügten Proben der ersten Drucke sehr sauber ausgeführt.

* Im nächsten Jahre wird unter der Leitung des Physikers Rudolf Mewes auf Victorialand eine deutsche antarktische meteorologische Station errichtet werden, die zum Nutzen der in drei Jahren geplanten deutschen Südpolarexpedition die klimatischen Verhältnisse im Südpolarwinter festzustellen hat. Als Theilnehmer der Expedition gehen mit Prof. Schöner (Würzburg) als Geograph, Dr. med. Richard Buck als Arzt und zwei Assistenten. Die Dauer der Unternehmung ist auf zwei Jahre berechnet.

* **London**, 10. Dec. In der letzten Sitzung der kgl. geographischen Gesellschaft hielt Oberst Trotter einen Vortrag über die Quellen des Niger. Trotter ist kürzlich von seiner Reise in diese Gegenden nach England zurückgekehrt; er hatte im Auftrag der britischen Regierung die dortige Grenze zwischen britischem und französischem Gebiete festzustellen. — Am 22. d. M. wird der Prinz von Wales das neue Davy-Faraday-Laboratorium, aus Ludwig Mond, von Geburt Deutscher, Mitglied der weltbekannten Alkalifabrik Brunner, Mond u. Co., der „Royal-Institution“ geschenkt hat, eröffnen. — Die Universität Cambridge hat den ersten Band der „Wissenschaftlichen Schriften“ des berühmten Astronomen, weiland ihres Professors, Couch Adams, Entdeckers des Neptun, herausgegeben. Die Einleitung bildet eine von Dr. Glasher verfaßte kurze Lebensbeschreibung Adams'. — Dr. Frlotjof Nansen wird am 2. Februar n. J. in Hull eintreffen und von da, begleitet von seiner Gemahlin, nach London reisen. Hier wird er seine Vorlesungsreise beginnen. Wahrscheinlich wird der Prinz von Wales bei dem ersten Vortrage präsidiren.

* **Paris**, 10. Dec. Die französische Akademie wählte heute die Nachfolger Alexandre Dumas' und Léon Say's. Es waren nur 29 Mitglieder zugegen, die im ersten Wahlgange den Romanschriftsteller André Theuriet an Stelle Dumas' und den Geschichtschreiber Albert Vandal anstelle Léon Say's wählten. Der letztere drang mit 24, Theuriet mit 18 Stimmen durch. Als Mitbewerber Theuriets hatte Zola 7, als Candidat für den Sessel Léon Say's 3 Stimmen erhalten. Graf A. Vandal hat seine Laufbahn als Reiseschriftsteller begonnen und ist in der diplomatischen Welt als Verfasser eines großen Werkes bekannt, zu dem er die Elemente aus den Archiven ausgegeben hat: „Napoléon et Alexandre I. ou l'Allinnce russe sous le premier empire.“ Seine Verehrer sprechen heute von dem neuen Akademiker, als ob er das jetzige französisch-russische Einvernehmen durch seine Arbeit erleichtert, wenn nicht herbeigeführt hätte. André Theuriet ist noch mehr durch seine Ausdauer, als durch ein ungewöhnliches Talent einer der Unsterblichen geworden. Seine zahlreichen Romane und Novellen lesen sich angenehm und verdienen das Lob, daß sie anständig sind, ohne philiströs zu sein. Als Maler landschaftlicher Stimmungsbilder dürfte sich Theuriet George Sand zum Vorbilde gewählt haben. Man hält ihn oft für einen Lothringer, weil seine ersten Romane in Ostfrankreich spielten; er ist aber beinahe Pariser, ist Marly geboren, und hat nur die ersten Jahre als Steuerbeamter in Lothringen zugebracht, wo die Waldlandschaften ihn bezaubert zu haben scheinen.

---

* Neue Kataloge: A. Haetlebea, Wien: Illustr. Kol. aus allen Gebieten der Literatur. — Jos. Baer u. Co., Frankfurt a. M.: Lager-Kat. Nr. 379. Classische and orientalische Kunstarchäologie; Nr. 381. Kunst des 19. Jahrhunderts. Antiquar. Kat. Nr. 454. Ritterromane, Volksbücher ꝛc.; Nr. 455. Aus allen Gebieten der Literatur und Kunst. — E. Keade, Wien: Kol. Nr. 25. 1896. Portrait-Sammlung Felter: Der Adel Oesterreichs und Deutschlands im 16.—19. Jahrhdt. Versteigerung vom 1. Jan. 1897 an. — Carl Jacobsen, Leipzig: Weihnachts-Kat.

Prompte Lieferung aller Bücher durch H. O. Sperling, Buchhandlung in Stuttgart. Größere Werke gegen bequeme Teilzahlungen. Kataloge gratis. Hauptvertriebsstelle von Meyers Konversations-Lexikon.

Soeben erschien im Verlage von Wilhelm Herz in Berlin:
Das
Räthsel des Lebens
und andere Charakterbilder
von
Paul Heyse.
Geheftet 5 M.
Gebunden 6 M.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.
Neue Bücher über den Krieg von 1870/71.
Arnold, Hugo: Unter General von der Tann. Feldzugserinnerungen aus 1870/71. 2 Bde. Kart. à 2,50 M.
Kayser, Dr. Adolf: Erlebnisse eines rheinischen Dragoners im Feldzug 1870/71. 2. Aufl. Kart. 2 M. 80 Pf.
Klein, Katharina: Fröschweiler-Erinnerungen. Ergänzungsblätter zu Pfarrer Klein's Chronik, von dessen Schwester. Kart. 1 M. 25 Pf.
Klein, Karl: Fröschweiler Chronik. Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1870. 15. Aufl. Kart. 2 M. 80 Pf.
Als Weihnachtsgeschenke, zumal auch für die Jugend empfohlen.
(Vorrätig in allen Buchhandlungen.) (18139)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Weihnachten 1896.

Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Weihnachten 1896.

Jugendschriften:

Johanna Spyri.

Geschichten für Kinder und auch für Solche, welche die Kinder lieb haben.

Per Bd. illustr. geb. M. 3.—

Heimathlos. 10. Aufl.
Aus Nah und Fern. 7. Aufl.
Heidi's Lehr- und Wanderjahre. 14. Aufl.
Aus einem Lande. 6. Aufl.
Heidi kann brauchen, was es gelernt hat. 11. Aufl.
Onkel Titus. 4. Aufl.
Kurze Geschichten. I. 7. Aufl.
Gritli. I. 4. Aufl.
Gritli. II. 3. Aufl.
Kurze Geschichten. II. 6. Aufl.
Arthur und Squirrel. 3. Aufl.
Aus den Schweizer Bergen.
Cornelli wird erzogen. 3. Aufl.
Keines zu klein Helfer zu sein.
Schloss Wildenstein. 3. Aufl.
Einer vom Hause Lenz.

Hey Speckter's
50 Fabeln für Kinder.

Pracht-Ausgabe M. 6.—
Grosse kolor. Ausg. I M. 4.—
Grosse schwarze Ausg. I u. II à M. 3.—
Schul-Ausg. I u. II à M. 1.50.
Jubiläums-Ausgabe I und II à M. —.50.

Für unsere Kleinen.

Von G. Chr. Dieffenbach. 12 Bände reich illustrirt geb. à M. 3.—

Ali der Boy.
Von F. W. Reeze. Ill. geb. M. 3.—

Veronika vom Berge.
Von M. Salzmann. Ill. geb. M. 3.—

Im Sonnigen Süden.
Von A. Kleinschmidt, illustr., geb. M. 3.—

Der fliegende Holländer.
Von E. v. Barfoss, illustr., geb. M. 3.—

Sybilla.
Von E. Boech, illustr., geb. M. 3.—

Im Thüringer Forsthaus.
Von M. Salzmann, illustr., geb. M. 3.—

Aus der Märchenwelt.
Von Br. Weise, illustr., geb. M. 3.—

Romane und Novellen:

Adelheid v. Rothenburg:

Die Nähterin von Stettin. 4. Aufl., geb. M. 6.50.
Verworrenes Garn. 3. Aufl., geb. M. 7.—
Was unsere Mutter auf Erden erlebt hat. 2. Aufl., geb. M. 6.—
Von dem Hohensteine am Rheine. Geb. M. 8.—
Aus dem Tagebuche einer Haushälterin. 2. Aufl., geb. M. 7.—

Erzählungen. Geb. M. 7.— | Aus der Tiefe. Geb. M. 7.— | Erlöst. Geb. M. 9.—

Ludwig Spitta:

Herzogin Mathilde. Meister Wolfhards Aventiure. Geb. M. 4.50.
Meister Harmen. Geb. M. 4.50.
Hans Sumenicht der Schildknecht. Eine Burgmannsgeschichte. Geb. M. 4.—

Signora Francesca. Eine Geschichte a. Paul Flemings Leben. Von L. Salomon. Geb. M. 3.50.

Geschichte
der europäischen Staaten.

Herausgegeben von
Heeren, Ukert, W. v. Giesebrecht u. K. Lamprecht.

Jede Länderabtheilung und jeder Band ist einzeln käuflich. — Prospecte gratis und franco.

Geschichte des Königreichs Westfalen. Von A. Kleinschmidt. M. 12.—
Geschichte der Religion im Alterthum. Von C. P. Tiele. Deutsche autoris. Ausg. von G. Gehrich. I. Band. M. 8.—
Die Europäisirung Russlands. Land und Volk. Von A. Brückner. M. 10.—
Geschichte Russlands b. z. Ende des 18. Jahrh. Von A. Brückner. Bd. I. M. 12.—
Aegyptische Geschichte. Von A. Wiedemann. 2 Bde. M. 16.—
Gesch. der Hebräer. Von R. Kittel. 2 Bde. M. 13.—
Babylon.-assyrische Geschichte. Von C. P. Tiele. 2 Bde. M. 13.—
Griech. Geschichte b. z. Schlacht von Chaeroneia. Von G. Busolt. 2. Aufl. 2 Bde. M. 25.—
Gesch. der griech. u. makedon. Staaten seit der Schlacht von Chaeroneia. Von B. Niese. Bd. I. M. 10.—
Gesch. d. röm. Kaiserzeit. Von H. Schiller. 3 Bde. M. 27.—

Theologie:

Bibliothek theol. Klassiker. 53 Bde., geh. à M. 2.—
Perthes' Handlexikon für evangel. Theologen. 3 Bde., geb. à M. 10.—
Theolog. Hilfslexikon. Eine Ergänzung zu jedem theolog. Lexikon. 2 Bde., geb. à M. 12.—
Bibl. theol. Wörterbuch d. neutestamentl. Gräcität. Von H. Cremer. 8. Aufl., geb. M. 24.—

Aus den Lebenserfahrungen eines Siebzigers. 3. Aufl. M. 2.—
Matth. Claudius' Werke. 13. Aufl., geb. M. 7.—
Goethe's relig. Entwickelung. Von E. Flitsch. M. 5.—
Goethe's Stammbäume. Von H. Düntzer. M. 3.—

Biographieen:

Martin Luther. Von Th. Kolde. 2 Bde. M. 16.—, geb. M. 19.—
Johannes Mathesius. Von G. Loesche. 2 Bde. M. 16.—
Charles Kingsley. 8. Aufl., geb. M. 9.—
Frederick William Robertson. 2. Aufl., geb. M. 8.—
Friedrich Perthes' Leben. 6. Aufl. 3 Bde., geb. M. 6.—
Friedr. Perthes' ein deutscher Buchhändler. Von O. Berdrow. Mit 2 Bildern. geb. M. 3.—
Das Leben Thomas Carlyle's. Von J. A. Froude. Deutsch von Th. A. Fischer. 3 Bde. M. 18.—
Unter den Hohenzollern. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Oldwig v. Natzmer. 4 Bde. à M. 6.—
Freifrau v. Bunsen. Von A. J. C. Hare. 2 Bde., geb. M. 13.20.
Marie Nathusius. Von E. G. Geb. M. 5.—
Goethe's Schöne Seele Susanna Katharina v. Klettenberg. Von H. Dechent. Geb. M. 4.50.
Annette v. Droste-Hülshoff und ihre Werke. Von H. Hüffer. 2. Aufl., geb. M. 8.—
Maria Landgräfin v. Hessen, geb. Prinzessin von England. Von E. Meyer. Geb. M. 7.—
Erinnerungen an Amalie v. Lasaulx, Schwester Augustine. Von Ch. v. Heinlegen-Heese. 4. Aufl., geb. M. 5.—
Henriette Gleiseau und ihre Freunde. Ein Bild aus der norweg. Kirche. M. 4.—
Caroline Perthes, geb. Claudius. Von M. G. W. Brandt. 4. Aufl., geb. M. 3.—
Schwester Dora. Von M. Lonsdale. 2. Aufl., geb. M. 3.40.
Tante U. Ein Lebensbild von A. v. S. Geb. M. 5.—
Unsere Tante U. II. Ein Lebensbild von A. v. S. Geb. M. 6.— (17824)

Kataloge gratis und franko.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Kataloge gratis und franko.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Montag, 14. December. Nummer 289.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Das Bauernhaus im Herzogthum Schleswig. Von Rochus Freiherrn von Liliencron. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das Bauernhaus im Herzogthum Schleswig.[1])

Von Rochus Freiherrn von Liliencron.

Unter anspruchslosem Titel ist kürzlich ein mit Illustrationen reich ausgestattetes Werk erschienen, welches die Aufmerksamkeit weitester Kreise verdient, nicht etwa nur unter den Schleswig-Holsteinern als den nächst Betheiligten, sondern überall, wo man sich für Volksthum und Culturgeschichte interessirt. Das Buch, dessen Widmung die edelste und höchste Tochter Schleswig-Holsteins, die Kaiserin Augusta Victoria, angenommen hat, ist aus dänischem Original übersetzt und zwar, wie gleich rühmend hinzugefügt sei, durch den Conservator der Schleswig-Holstein'schen Alterthümer, Professor Haupt in Schleswig, trotz der großen Schwierigkeiten der Uebertragung so ausgezeichnet übersetzt, daß man wohl im ganzen Werke vergebens nach einer Spur davon suchen möchte, daß man hier nicht ein Original, sondern eine Uebersetzung vor sich hat. Es bildet den ersten Theil eines größeren Werkes über die „Nordischen Bauernhöfe“, welches die nordgermanischen Völker gemeinsam umfassen wird. Dieser erste, für Deutschland natürlich in besonderem Maße anziehende Band, der sich auf das Herzogthum Schleswig beschränkt, bildet ein in sich abgeschlossenes und abgerundetes Ganze. Der Verfasser hat für diese seine Arbeit nicht etwa nur das Herzogthum nach allen Seiten hin, ja man möchte behaupten: bis in die innersten Winkel, bis auf das armseligste Inselchen der Westküste persönlich bereist und durchforscht, nicht nur eine sehr umfassende, gedruckte Literatur zu Rathe gezogen, sondern auch in öffentlichen, wie privaten Archiven ein gewaltiges Actenmaterial durchstöbert. In einem separat gedruckten Anhang ist hierüber eingehend Rechenschaft abgelegt. Wenn man über die Summe fleißigster Arbeit, die sich hier kundgibt, erstaunt, so wird man noch weit mehr von Bewunderung erfüllt, wenn man im Lesen des auf solchem Untergrunde aufgebauten Buches erkennt, wie dies Material verarbeitet ist, wie der Verfasser den Stoff, der in so erschöpfender Arbeit zusammengelesen werden mußte, beherrscht, wie er ihn durchdrungen hat, wie er dem Leser zwar nicht die Mühe ernster Arbeit, wie sie von einem Gegenstande dieser Art, wenn er wahrhaft fruchtbar sein soll, unzertrennlich ist, wohl aber alle Mühseligkeit der Arbeit abnimmt. Ohne sich selbst von der Massenhaftigkeit seines Stoffes erdrücken zu lassen, ohne den Lesern durch die bunte Fülle der Gegenstände den Blick zu verwirren, schreitet er gehobenen Hauptes und seinen einfachen Gesichtspunkten festen Blickes folgend durch Orte und Zeiten dahin. Wenn er in eine neue Landschaft eintritt, ist es stets sein erstes Anliegen, den ihm folgenden Leser anschauen und empfinden, ja poetisch nachempfinden zu lassen, welches neue Landschaftsbild sich vor ihm entfaltet, worin die landschaftlichen Eigenthümlichkeiten dieser Gegend bestehen, und wie sich ihr Zauber für den Beschauer, für den, der in ihr lebt, offenbart. Hier schildert er den Eindruck der lebendigen Gegenwart, um mit ihm die vergangenen Jahrhunderte zu beleuchten; in allem andern zeichnet er das Bild dreier dergangener Jahrhunderte, um umgekehrt von ihnen aus auf die Gegenwart das Licht der Geschichte fallen zu lassen.

Drei Jahrhunderte, vom 16. bis zum 18.: die Zeit ist so gewählt, weil um den Anfang dieser Periode die Verhältnisse so feststehen, wie sie dann, wenn auch unter vielfachen Wandlungen, wenigstens den typischen Zügen nach bis an den Anfang der Neuzeit bleiben. Auch konnte man zu vollständigen Bildern an der Hand der Ueberlieferung kaum weiter hinauf reichen. Geschlossen aber wird da, wo die nivellirenden Einflüsse der Neuzeit beginnen, die Züge des alt Ueberlieferten mehr und mehr zu verwischen.

Aus dem schlichten „Bauernhause“, dessen Darstellung dem Leser verheißen wird, würde er den Reichthum der Gegenstände, welche das Buch ihm in Wirklichkeit entgegenbringt, kaum errathen. Wohl steht das Bauernhaus in seinen verschiedenen Formen gewissermaßen als der Merkstein da, an dem der Wanderer seinen Weg findet. Das eigentliche Ziel der Darstellung ist aber das Leben, dessen charakteristische Eigenart sich in der Anlage dieses Hauses ausprägt. Das Haus bildet den Mittelpunkt des Hofes und der Landwirthschaft; der Hof bildet einen Theil der Dorfgemeinde; aus den Dörfern setzen sich die Harden (Bezirke) mit Ting und Richtstätte zusammen, und in diesen wieder haben wir die einfachsten Elemente des Staates vor uns. Wie nun in diesen concentrischen Kreisen das Leben des Landvolkes sich bewegte und wie dabei Art und Charakter der in sie hineingestellten Menschen sich entwickelte, das zu zeigen bildet die eigentliche Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat. Hienach wird man nun auch begreifen, was ihn bewog, bei seinen Schilderungen der so sehr von einander verschiedenen Landschaften der Frage nach ihrer Einwirkung auf das Gemüth des Menschen ein so großes Gewicht beizulegen. Andere Menschenart entwickelt sich in den dem Anbau günstigsten reichen Korngegenden, in denen das Leben in gesunder gleichmäßiger Arbeit, verbunden mit Wohlstand und Wohlthätigkeit hinfließt; andere in den mageren Heidegegenden, die sich den nothwendigsten Bedarf nur unter harter Arbeit und Entbehrungen aller Art abringen lassen; wieder andere bei dem Schiffervolk der Westsee-Inseln, wo der Mann von früh auf in heroischem Kampf mit den wilden Elementen lebt und unter Sturm und Wellen das Leben tagtäglich einzusetzen sich gewöhnt. Das Herzogthum Schleswig bietet gerade nach dieser Seite hin auf engem Raum die größte Mannichfaltigkeit.

1) Das Bauernhaus im Herzogthum Schleswig und das Leben des schleswigischen Bauernstandes im 16., 17. und 18. Jahrhundert. Von R. Meiborg. Deutsche Ausgabe, besorgt von Rich. Haupt. Verlag von Jul. Bergas in Schleswig. 1896. gr. 4°. 205 S.

Ueber die ethnographischen und sonstigen Zustände, welche vor dem 8. Jahrhundert zwischen Eider und Königsau herrschen, liegen nur sehr dürftige und unklare Nachrichten vor. Daß, wie uns die Geschichten der Angelsachsen lehren, aus dem südlichen Theil des Landes der Stamm der Angeln ausgewandert ist, bezeugen auch die zurückgebliebenen Namen, wie der der Landschaft Angeln, des zwischen der Schlei und der Flensburger Föhrde gelegenen Landstriches. Wir wissen, daß theilweise von Süden her auch Wenden bis in diese Gegend vorgedrungen sind. Die seit dem 9. Jahrhundert reichlicher fließende Ueberlieferung läßt uns aber bereits die Grundzüge desjenigen Zustandes erkennen, der die Grundlage der ganzen weiteren Gestaltung geworden und geblieben ist. Daß der Schwerpunkt für die Bevölkerung nördlich im Westen, südlich im Osten lag, beweisen die Bisthümer von Ripen und Schleswig (der Stadt). Dort im Nordwesten wie hier im Südosten erscheinen um den Anfang des 9. Jahrhunderts Geschlechter von Kleinkönigen. Zwei bei Schleswig gefundene Runensteine zeigen sie mit einander verschwägert. Sie erliegen dem jütischen Dänenkönig Gorm. Wohl vom jütischen Westen her schob sich eine Fluthwelle jütisch-dänischer Bevölkerung nach Süden herab. Die Ansiedelungen scheinen in dem dem Anbau günstigsten Nordosten begonnen zu haben, um sich über das damals noch von dichtem Wald bestandene Land westwärts bis ans Meer und die vorliegenden Inseln, südwärts bis in die von den Angeln verlassene Landschaft an der Schlei auszudehnen. Im Westen, ungefähr in der Mitte der Meeresküste, begegneten die dänischen Ansiedler einem deutschen, von Süden her vorrückenden Stamme, nämlich den Friesen, die sich hier, wohl seewärts kommend, angesiedelt hatten. Und zwar nehmen sie innerhalb des heutigen Herzogthums Schleswig nicht nur die Marschstriche an der Küste und den Eidermündungen ein, sondern auch noch einen Theil der sogenannten Geest, d. h. des trockenen Bodens, an den die Marsch sich, scharf abgegrenzt, anlegt. Auch im Osten und in der Mitte erreichte aber die dänische Besiedelung einstweilen die Eider noch nicht. Zwischen Schlei und Ekernförder Bucht blieb noch die Landschaft Schwansen (man deutet den Namen als Schwanensee), wahrscheinlich damals noch ungelichtete Waldgegend, so gut wie der Landstrich zwischen ihr und der Kieler Bucht. Denn hier bezeugt der alte Name Jarnwith, d. h. Eisenwald, der erst viel später dem Namen des „Dänischen Waldes" wich, diese Thatsache. Offenbar lag eben hier wie zwischen dem heutigen Rendsburg und Schleswig vor dem von den Dänen besiedelten Land ein breiter Waldstrich, für beide Theile, Dänen wie Sachsen, eine natürliche Landesmark. Auch hat man hier die „Sächsische Mark" zu suchen, deren Gründung kaum über Otto II. hinaufreicht und die überhaupt zu keiner dauernden Machtstellung gekommen ist.[1]) Damit sind in allgemeinsten Umrissen die ethnographischen Grundlagen des Meiborg'schen Werkes angedeutet und der Leser wird hieraus den Theilungsgrund für die sieben Abschnitte des Buches errathen. Es führt uns, mit der Insel Fehmarn beginnend, von da in „das Land zwischen Schlei und Eider", „die Landschaft Eiderstedt", „das übrige Nordfriesland", „die Heidegegenden Mittel-Schleswigs", „Angeln, Sundewitt und Alsen" und endlich nach „Nordschleswig".

Daß hierbei mit der Insel Fehmarn begonnen wird, welche vor der Ostküste des nördlichen Holsteins liegt und heute zu Holstein gehört, mag dem ferner Stehenden auffallend erscheinen, ist aber geschichtlich wohl begründet. Fehmarn hat zwar schon früher den Holstenfürsten, nicht aber zu Holstein gehört; es war vielmehr dänisches Lehen. Mit der holsteinischen Landschaft Oldenburg ward es erst unter preußischer Herrschaft 1867 verbunden.

Indem wir mit unserm kundigen Führer die Insel betreten, führt er uns mit folgender allerliebster und anschaulicher Schilderung in Buch und Insel zugleich ein:

„Fehmarn stellt sich als flache, fruchtbare und etwas einförmige Landschaft dar, aber sie entbehrt der eigenthümlichen Reize nicht. In Krümmungen ziehen sich die Wege hindurch zwischen Knicken von Silberweiden, Pappeln und Dornbüschen, und wenn die Zeit da ist, sind die Hecken geschmückt mit zahllosen wilden Rosen; von den Fußsteigen kann man über das hohe Korn kaum hinwegsehen; der Weizen steht dicht und kräftig; die Erbsenfelder prangen mit der Unmenge ihrer Blüthen, und der Duft des weißen Klees erfüllt die Luft allenthalben. — Gar lebhaft geht es hier zu im Vorsommer, wenn alle zu thun haben, das Heu einzufahren, und da entwickelt sich ein eigenes Schauspiel lebendiger Thätigkeit. Hoch beladene Wagen, acht Ellen in die Länge, kommen von allen Seiten heran, in scharfem Trabe gezogen von je drei wahl genährten Rossen. Das eine ist vor den beiden anderen an der Deichsel vorgehalt und auf dem Sattelpferde reitet, von Gesundheit strotzend, der Knecht. Hie und da sieht man Leute auf den Ackerfeldern beschäftigt, sie bedienen sich ganz eiserner, von drei Pferden gezogener Radpflüge. Hier sind die Pferde neben einander gespannt, dach das mittlere den anderen eine Kopflänge voraus. Krähen, Staare und anderes Gevögel schwärmt zu Tausenden über dem umgebrochenen Boden, unten auf der dunkeln Ackerkrume fallen am meisten die Möven ins Auge, und wenn da die Arbeit nach kurzer Ruhe wieder aufgenommen wird, ist die Furche wie bedeckt mit flatterndem Weiß. Ehedem war die Vogelwelt noch weit mannichfaltiger. Im Frühling und im Herbste kamen die wilden Enten gezogen und die Gänse in ungeheuren Schwärmen, deren größte man, nach den von ihnen bedeckten Flächen, bis auf 30,000 Stück schätzte. Hielt man nicht sorgsam Wacht, so fielen sie über die Felder her und weideten die Saat ab. Der Schaden war um so größer, da die Herzoge auf der Insel die Hahnenjagd übten, den Bauern Schußwaffen zu führen verboten. . . . Das Land war dazumal weniger bebaut als heute, und daher noch malerischer. Auf den Darfweiden fanden sich Baumgruppen und Buschwerk, die Ueberbleibsel der großen Waldungen der Vorzeit, und auch auf dem Felde standen hin und wieder einzelne Bäume. An die Urzeit erinnerten zahlreiche Mäler, besonders Steinsetzungen und sogenannte hahe Steine. Hie und da sah man auch auf freiem Felde ein Crucifix oder ein Marienbild, und das Volk ehrte sie, obwahl hier alles protestantisch war."

In solcher Landschaft also standen die Dörfer, durch die Gemeinweiden von einander getrennt. Das Dorf liegt geschlossen im Mittelpunkt seiner Fluren, im Kreis darum die innere Flur, in Ackergruppen getheilt, im Kreis um diese wieder die Gemeindeweide. Das Dorf selbst ist um einen freien Platz im Kreise gebaut, auf dem sich ein Teich findet und daneben die Linde, unter der sich die „Nachbarn" zum Ting versammeln. Diese ganze Anlage ist wendischen Charakters, die Anlage der Häuser zeigt aber weder wendische, noch dänische, sondern schon seit dem frühen Mittelalter friesische Art, wie denn die Mehrzahl der Bevölkerung der Insel wahl aus friesischer Ansiedelung hervorgegangen ist. Dänische Bauern finden sich nur auf der Westseite der Insel, die Wenden waren schon früh in den nordöstlichen Winkel der Insel gedrängt. Sie galten — z. B. der Schusterzunft im 16. Jahrhundert — als unehrliche Leute. Die ausgezeichnete Feldwirthschaft zeigt

[1]) Vgl. über diese ältesten Verhältnisse das kürzlich erschienene erste Heft des lehrreichen Werkes: „Das Herzogthum Schleswig in seiner ethnographischen und nationalen Entwicklung." Von Aug. Sach. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses 1896.

ebensowenig dänischen Charakter, vielmehr hat sie sich von Fehmarn aus schon im 16. Jahrhundert auf den benachbarten holsteinischen Großgütern, im 17. und 18. Jahrhundert weiter südwärts und auch in Dänemark ausgebreitet. Hier auf das Einzelne oder auch auf die genaue Darlegung der charakteristischen Gestaltung von Haus und Hof einzugehen, ist unmöglich. Das muß der Lesung des interessanten Buches selbst vorbehalten bleiben. Nur einiges aus dem reichen Stoff herauszuheben sei gestattet.

Während im benachbarten Ostholstein der Großgrundbesitz sich auf Kosten der Bauernhöfe ausbreitete, in Schleswig wie Holstein bedeutende Areale in fürstlichen Besitz kamen, wobei dann die sitzen bleibende bäuerliche Bevölkerung aus freien Eigenthümern zu Festebauern bald erblichen, bald nur lebenslänglichen, herabsank, erhielt sich in Fehmarn, von beiden unberührt, der freie Bauernstand. Allerdings entwickelte sich nun auch innerhalb seiner selbst ein Großbauernstand auf Kosten der wirthschaftlich Schwachen, ein bäuerliches Patriciat, schon in der verhältnißmäßig kostbaren Ausstattung der Wohnungen ausgeprägt, wobei namentlich das feine Schnitzwerk an Geräth und Wänden eine hervortretende Rolle spielt. Schon im Mittelalter nahmen solche Großbauern Wappen an. An manchen Wänden der Häuser und gegenwärtig theilweise in den Kirchen finden wir Ahnenbilder. Sehr merkwürig ist es dabei, wie auch in diesen Kreisen die angestammte Landestracht der vornehmeren Mode weichen mußte: wir erblicken in meist gut ausgeführten Kniestücken Männer vom Ende des 16. Jahrhunderts in eng anschließendem Kittel und Pluderhosen, kurzen Mänteln und Halskrausen; aus dem 17. Jahrhundert in Röcken mit Schnürbesätzen, Atlas in den Aermelschlitzen, Spitzenhemden und Handstulpen mit breiten Spitzen; aus dem 18. in galonnirten Kleidern mit Paradedegen, Puderperrücke und Dreimaster. Auch die Frauen daneben erschienen, der Mode folgend, als Hofherrinnen. „Man erkennt überall, daß diese Männer und Frauen selbstbewußte Leute gewesen sind, die sich auf ihren Besitz etwas zugute thaten; doch hat die Beleibtheit und die damit zusammenhängende Gemüthsruhe die Strenge des Ausdrucks nicht selten gemildert." Den gleichen Geist der Unabhängigkeit zeigen manche der üblichen Inschriften über den Hausthüren, wenn es z. B. heißt: „So will it et hebben, wat fragst du darna?" (So will ich es haben, was geht es dich an?) Neben solcher Ansammlung des Besitzes in einzelnen Händen fehlt es denn freilich auch nicht an Beispielen, daß durch schlechte Wirthschaft, Unglücksfälle, Verschuldung der Besitz solcher Großbauern wieder der Zerstreuung anheimfällt und auf solchem Wege in die Hände der kleinen Bauern zurückkehrt.

In diesem Bilde sehen wir also die Züge dreier Nationalitäten sich mischen: die Dorfantage noch wendisch, die Bezeichnung für den einzelnen Hof (Tokt) dänisch, der Hausbau und die Feldwirthschaft deutsch. Welcher Blick in die Geschichte des dem 16. Jahrhundert voraufliegenden Jahrtausends!

Und welcher Gegensatz zu dem nächstfolgenden Bilde, das uns der zweite Abschnitt von dem Lande „zwischen Schlei und Eider" zeichnet! Es ist der vorhin erwähnte Landstrich, welcher als mehr oder minder unbebaute Mark zwischen Sachsen, Dänen und Friesen liegen blieb, Wald, Moor und Heide. Schon im frühen Mittelalter dankt ihm die Stadt Schleswig, bis an deren südliche Umfassung dieser Landstrich heranreicht, ihren altnordischen Namen Heidaby, die Stadt an der Heide. Noch im 12. Jahrhundert war der ganze Gürtel nur spärlich bewohnt, die wenigen Ansiedler Deutsche. Ja bis in die Neuzeit blieb der Ackerbau armselig und ungeregelt. Im Westen saßen neben wenigen freien Bauern meistens Erbpächter, im Osten überwog die Leibfeste (Pacht auf Lebenszeit). Hagere Pferdchen, mageres Vieh; auf dem der Heide abgerungenen Acker etwas dürftige Gerste, Hafer, Buchweizen. Torf in Massen. Im 16. Jahrhundert sanken hier die Bauern vielfach zu Leibeigenen herab. Der Hausbau gehört dem sächsischen Typus an.

Aus solcher Dürftigkeit führt uns der dritte Abschnitt in um so größere Fülle und Ueppigkeit, die so scharf daran grenzt, wie an die fette Marsch die trockene Geest. Es ist die Landschaft Eiderstedt, die sich am nördlichen Ufer der in die Westsee mündenden Eider weithin nordwärts über die nordfriesische Marsch ausdehnt. Das gesegnete Land Gosen. Als einst der Sohn eines reichen Marschbauern ungeduldig verlangte, einmal eine Reise hinaus zu machen, um im fernen Hamburg auch etwas von der Welt zu sehen, antwortete der Alte: „Mein Sohn, sieh, dies hier ist Marsch, da draußen ist alles Geest; was willst du in der Wüstenei?" Den Holländern galt vor alters diese Landschaft Eiderstedt für reicher, als selbst ihre eigenen Marschen, und von den „Gräsern", d. h. den großen Bauern, deren Wirthschaft einzig und allein in der Ausnützung ihrer unerschöpflichen Wiesen für die Umwandlung der angetriebenen Heerden in Fettvieh besteht, hieß es, für sie sei jeder Tag ein Ruhetag, da sie nichts zu thun hätten, als einen Hirten zu miethen. Auch die Heuernte wird durch fremde Schnitter beschafft. Das Land streckt sich in unabsehbarer Wiesenfläche hin, gegen das Meer durch die Deiche geschützt, überall von breiten Wassergräben durchzogen, über welche die Wandernden von altersher mit Hülfe langer Springstöcke hinwegsetzen. Dörfer gibt es nicht, sondern jeder Hof liegt abgesondert für sich auf seinem „Wurt", einem durch Erdaufschüttung künstlich geschaffenen Hügel, versteckt unter hohen Wald- und Gartenbäumen. Der Hausbau ist selbstverständlich friesisch; ebenso der Name des Hauses, „Hauberge", d. h. der Berg, Aufbewahrungsplatz für das Heu, den vornehmsten Winterreichthum der Landschaft. So ein reicher Bauernhof sieht im Schatten seiner Bäume nicht nur landschaftlich höchst reizend, sondern unter Umständen auch recht burgartig vornehm aus. Für den Wohlstand eines solchen „Gräfers" zeugt es, daß im Jahre 1575 Boy Tetens den Herzog Adolf von Gottorp, der in der Theilung von 1568 ein Drittheil von Dithmarschen erhalten hatte, mit seiner Gemahlin Christine, einer Tochter des Landgrafen Philipp von Hessen, und seinen Kindern auf mehrere Tage bei sich zu Gast hatte. Wir wollen aber über dies alles ebenso rasch hingehen, wie über das arme Heideland zwischen Schlei und Eider, um im nächsten Abschnitt über „das übrige Nordfriesland" für die landschaftliche Schilderung wieder dem Verfasser selbst das Wort zu geben.

Wir bleiben also auch hier noch im Bereiche derselben friesischen Art; das Terrain erstreckt sich an der Westküste bis über die Mitte hinauf, umfaßt landeinwärts auch einen Theil der Geest bis über Tondern nördlich und östlich hinaus, dazu aber umfaßt es vor der Küste die Reihe der bekannten Inseln, Sylt, Pellworm, Föhr und die Halligen. Natürlich modificiren sich hier Häuserbau und Wirthschaft nach der Verschiedenheit der Gegend, aber der friesische Grundtypus bleibt dennoch überall derselbe, und so war es schon im 16. Jahrhundert.

„Wer an einem hellen Sommerabend mit der Fluth von Husum abfährt, der hat einen gar eigenthümlichen Anblick. In der Rinne gerade so viel Wasser, daß das Schiff flott bleibt, und zu beiden Seiten davon weithin blank glänzende Schlammflächen, die sich von einer Anzahl hellerer Lachen nur eben durch die verschiedenen Lichter abheben. Mit der ansteigenden Fluthwelle breiten sich die Wasser aus und vereinigen sich. Draußen in der Ferne geht alles in einander über; der Gesichtskreis wird nur durch Spiegelbilder der Wolken angedeutet und der Raum

Digitized by Google

erscheint grenzenlos. Die Farben wechseln und der Eindruck wird mächtiger, bis Abendglnth Himmel und Meer überfließt. Das großartige Schauspiel vor Augen, in erhabener Stille gedenkt man des Psalmenwortes (Ps. 139, 9—10): Nähme ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußersten Meer, so würde mich doch deine Hand daselbst führen und deine Rechte mich halten. Und doch hat wohl kein Land solchen Wechsel der Gestaltung erfahren wie dieses. Wo jetzt nackter Meeresgrund ist, da erstreckte sich vordem fruchtbarer Boden. Jeder Fleck erinnert an die Vergänglichkeit aller Dinge.... Der Boden erscheint nach und nach ganz mit Wasser bedeckt. Schaaren von Möven umschwärmen das Fahrzeug; hier wird man eines Seehundes ansichtig, der die Watten verlassend seewärts geht; dort spielt ein Tümmler in den Wellen. In der Ferne tauchen die Halligen auf, zuerst sind es kleine dunkle Punkte, nach und nach werden ihrer mehr, dann verbindet sie eine fein gezogene Linie. Die Linie ist das flache Land und die Punkte, die Erhöhungen, sind die Warfe mit den Wohnungen. Der nasse Strand wirft den Widerschein der Luft glänzend zurück, und die Eilande schwimmen im Lichtmeer. Was man sieht, erscheint erst dann als Wirklichkeit, wenn man nah genug gekommen ist, um der Menschen und Thiere ansichtig zu werden. Aber selbst dann ist der Anblick märchenhaft; die Warfe sehen noch in dieser Entfernung aus wie mittelalterliche Herrensitze; ihre Dächer und Baumwipfel ragen empor wie aus rasenbekleideten Ringwällen."

Wir können dem Verfasser nun im einzelnen in dies Märchenland nicht folgen. Die Darstellung ist hoch interessant; aber das Märchen ist von ergreifender Tragik. Die kleinen Inseln sind der Rest dessen, was die großen Sturmfluthen, unter denen die furchtbare von 1634 die zerstörendste war, noch über Wasser gelassen haben, und an diesem Rest zehrt leise und langsam, aber mit grausamer Unerbittlichkeit unaussetzlich die Welle. Es gibt keine Hochfluth, die nicht vom Lande etwas mitnähme, und die Uferlinie weicht alljährlich um einige Zoll zurück. Die Warfe, auf denen die Häuser und Höfe um einen Brunnen herumgebaut werden, sind mühsam von Menschenhand zusammengescharrt; da lebt der Mensch und geht seinem mühe- und gefahrvollen Gewerbe nach, bis das Meer seine kleine Ansiedelung zu unterspülen beginnt. Dann muß sie abgebrochen und, so lange es noch Platz gibt, auf einen höheren Punkt verflüchtet werden. Der Verfasser sah an einem Punkt einen alten Taufstein unter einem dürren Hollunderstrauch als letzte Erinnerung an eine Kirche, die ehedem hier stand. Auf einer der kleinsten Halligen fand er nur noch zwei Wohnstätten, an die das Meer sich bereits nagend heranwälzte. Das eine größere Haus wollte der Besitzer eben abbrechen, um sich mit seinen Balken und Brettern auf eine andere Insel zu retten. Im kleineren wohnte ein altes Ehepaar; sie erklärten, bleiben zu wollen, es werde ihre Lebenszeit ja wohl noch aushalten. Philemon und Baucis, aber kein Faust, der diesem Meere ein Stückchen festen Bodens abzuringen vermöchte!

Für einen Großbauern gilt auf den Halligen schon, wer 6 Kühe und 30 Schafe besitzt. Die männliche erwachsene Bevölkerung geht von jeher im Frühsommer aufs Meer hinaus, um erst gegen Weihnachten heimzukehren. Die armselige Arbeit daheim wird von den Frauen bestellt. Männer und Frauen schnitzen geschickt in Holz, und selbst hier fehlt es den Häusern holländischen Stiles nicht an mannichfaltigem Schmuck, an schönem Schnitzwerk und Getäfel, an bunten holländischen Kacheln als Wandbekleidung, an vielerlei Wundern aus fremden Ländern, wie sie die Männer von ihren Ausreisen heimbringen. Ein junger, nach dortigem Maßstab wohlhabender Mann baute sich über Winter ein (noch stehendes) Haus; über dessen Thür schnitt er ein: „Durch Glück und Walfischfang Gab Gott mir Haus und Land". Dann feierte er eine lustige Hochzeit, ging wieder hinaus auf den Walfischfang — und kehrte nie zurück. Und dennoch und trotz alledem liebt dieses Inselvölkchen seine Heimath mit treuem Sinne und stiller Schwärmerei. Der Verfasser lobte einem alten Ehepaar die schönen altväterischen Blumen, die eben in ihrem Hausgärtchen blühten. Als die Alte ihm ein Sträußchen zu pflücken begann, wollte er ihr wehren. „Ach", sagte sie, „sie blühen ja nur so kurz. Wie wir selbst! Auch wir blühen kurz und dann sterben wir." Der Alte setzte hinzu: „Wir werden in Gottes Garten gepflanzt, da gibt's keine Vergänglichkeit."

Der Verfasser führt uns dann zurückkehrend noch über die größeren Inseln und durch die nordfriesischen Landstriche des Festlandes. Hier finden wir eine theilweise abweichende Anlage des Hauses, deren aus dem Bedürfniß sich entwickelnde Geschichte wir verfolgen können. Daneben aber zeigt sich noch immer die altheimische Hauberge.

Von hier aus führt uns die nächste Abtheilung zu den armen „Heidegegenden Mittelschleswigs"; wir betreten damit den Boden altdänischer Ansiedelung. Damit sind wir auch im Bereich des dänischen Hauses. Es erscheint hier als eigenthümlich länglicher, aber sehr schmaler Bau; der Haupteingang, an der vorderen Langseite, führt auf einen Flur, der die Wirthschaftsräume von den Wohnräumen trennt. Ursprünglich Holzbauten; als aber die Wälder schon früh verwüstet waren, trat Fachwerk mit Backsteinbau an die Stelle, den die Heidebauern, wie die Formen zeigen, von ihren friesischen Nachbarn lernten. Bei geringeren Bauten mußte es aber genügen, wenn die Füllungen mit Lehm ausgesetzt wurden, oder man schlug ein Lattenwerk an die Balken und bekleidete es mit festgenähtem Heidekraut. In ähnlicher Art ward auch das Haus gedeckt. In den Dörfern lagen die Höfe, hier Bohl genannt, um einen schmalen Platz gedrängt im Kreis zusammen, durch den vier Wege von außen ins Innere führten. Die Höfe waren zwar Eigengut, aber die Flur blieb meistens, an einzelnen Stellen sogar bis in unser Jahrhundert, Gemeindegut, ward alljährlich neu vermessen und unter die Bohls vertheilt. Die Hauptnahrung des von der Natur so dürftig ausgestatteten Landstrichs bilden von altersher Weiden und Wiesen; in noch älterer Zeit, wo und so lange die Wälder es noch hergaben, kam jedenfalls auch, wie in dem nördlichsten Distriet, die Kohlenbrennerei dazu. Der Buchweizen ward im 16. Jahrhundert eingeführt. Die Dörfer weit aus einander, wenig Ausbau aus den Dörfern. Alles ist äußerst klein, ärmlich und schmucklos, nur hie und da noch Reste alter besserer Zeit, z. B. in schönem Schnitzwerk. Eines der Bildchen, mit denen der Verfasser den Inhalt des Buches in vortrefflicher Weise veranschaulicht, zeigt uns eines dieser in Heidekraut sozusagen eingewickelten Häuschen, welches dem abgelegenen Dorfe Meyn im vorigen Jahrhundert als Schulhaus diente. In den Kirchspielschulen waren es allerdings der Caplan und der Küster, welche Schule hielten. In den kleinen Heidedörfern aber betraute man allerlei kleine Handwerksleute mit dem Amt des Schulmeisters. „Der Schulmeister und seine Frau hielten sich Tag und Nacht in der kleinen Stube (des Meyner Schulhauses) auf, und den Winter hindurch von Martini bis Frühlingsanfang waren ebendaselbst von Morgens früh bis gegen Abend die Kinder des Ortes." Die beiden kleinen Fenster waren nicht zum Oeffnen eingerichtet. Die Stube war unter den Balken nur 2 Ellen 20 Zoll hoch. „Es mag spaßig ausgesehen haben zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts, wenn die Kinder, jedes mit seinen zwei Torfsoden unter dem Arme, zur Schule kamen. Die Knaben waren in ungefärbten Fries gekleidet, gingen in Kniehosen

und Wämſern, weißen wallenen Strümpfen und großen Holzſchuhen; außerdem gehörten zu der Tracht ein Paar Fauſthandſchuhe und eine Zipfelmütze, die entweder grau war mit rother Kante oder hellblau mit dunkelblauem Rande und rather Quaſte. Die Handſchuhe ſtaken gewöhnlich in der Mütze und ſa ſtund ſie ſtrack wie eine Wichtelkappe. Der Schulmeiſter, der ebenfalls in der Zipfelmütze ging und ſie drinnen aufbehielt, pflegte ſie dem Unartigen an den Kapf zu werfen, der Betroffene mußte ſie dann wiederbringen und ſich die Strafe holen." Solcher Redenſchulen gab es im vorigen Jahrhundert in einem Kirchſpiel manchmal mehr als ein Dutzend. Das Herzogthum war übrigens infolge der Reſarmatian ſchon am Ende des 16. Jahrhunderts mit Schulen recht wohl verſehen.

Der fünfte Abſchnitt führte uns van dieſen halb wehmüthigen Bildern allmählichen Rückganges aſtwärts in die lachenden und blühenden Landſchaften des öſtlichen Schleswigs van der Apenrader Gegend dis nach Angeln hinunter. In drei Gruppen führt der Verfaſſer ſie uns var: „Angeln, Sundewitt, Alſen". Es iſt, wie eingangs erwähnt, der Hauptſtrich der van Weſtjütland ſüdwärts aarrückenden däniſchen Beſiedelung. Ich kann mir nicht verſagen, auch hier die anmuthige Schilderung meiner nächſten Umgebung, der im Oſten van der Stadt Schleswig an der Schlei und Oſtſee, nardwärts bis zur Flensburger Föhrde hinauf ſich ausbreitenden Landſchaft Angeln im Wartlaut mitzutheilen. „Gar ſchön iſt's in Angeln, nicht nur wa die Vergnügungsreiſenden ſchwärmen, an den binſenbekleideten Ufern der Schlei und in den Waldungen bei der Flensburger Föhrde, ſchön iſt's auch drinnen in der Landſchaft, wahin ſich ein Freunder ſelten verirrt. Die Wege ſind meilenweit van Haſelhecken begleitet, die ſa regelmäßig ſind, als wären ſie mit der Schere beſchnitten; unter ihnen an den Scheidewällen wachſen zahlloſe Blumen, und dis hinauf an die Spitze der Haſelbüſche ranken ſich Geisblatt und wilde Roſen. Lebende Hecken gehen auch um alle Felder, und auf den Aeckern wächst das Getreide und der Klee mit beſonderer Ueppigkeit. Viele kleine Gehölze ſchmücken die Landſchaft und ſie liegen einander ſa nah, daß der Wiederhall von dem einen zum anderen ruft. Drinnen ſind keine Wege, nur halb verwachſene Spuren ſchwer beladener Wagen und die kaum erkennbaren Pfade der Holzleſerin. Aehe blicken hie und da hervor; das Eichhorn ſpringt van Zweig zu Zweig; Holztauben girren allenthalben und Singvögel finden ſich in Menge. Allerlei Waldbäume wachſen durcheinander; bald kämpfen ſie ſa um Luft und Licht, daß auf nacktem Boden nur krüppelige Stämmchen ſtehen, bald heben ſie die Kronen frei und freudig wie in den Urwäldern der Vorzeit. Ein Theil des Unterhalzes, van der Stechpalme (Chriſtdarn) gebildet, iſt düſter und undurchdringlich, anderswa findet man lichtes Gebüſch mit prächtigem Walddoden. Auf Lichtungen, wa grüne Wände var jedem Winde ſchützen, wo das Gras bis an den Gürtel reicht, ſtehen Diſteln und hahe weiße Doldenblüthen, von bunten Inſecten umſchwärmt; es flattert in allen Farben des Regenbagens nach allen Seiten, wenn man ſich über Gras und Blumen den Weg dahnt." Zu wieder anderen charakteriſtiſchen Landſchaftsbildern geben Sundewitt und die Inſel Alſen Anlaß. Aber weder dieſe hier mitzutheilen geſtattet der Raum, nach den ſanftigen reichen Inhalt dieſes ganzen Abſchnittes. Er iſt wahl wiſſenſchaftlich und culturgeſchichtlich der bedeutendſte des Buches. Gerade deßwegen aber muß er der eigenen und vallſtändigen Leſung überlaſſen bleiben. Die kurze Skizze reicht hier nach weniger aus als in den anderen Theilen des Werkes.

Nur auf den letzten Abſchnitt „Nardſchleswig nördlich von Apenrade und Tondern", in dem uns aufs neue ein ganz anderes Bild entgegentritt, ſei noch geſtattet mit einigen Worten einzugehen. Es iſt der weite Walddiſtrict alter Zeiten, der Nord- und Südjütland, wie es damals hieß, mit einem dichten Gürtel trennte. Nur drei Wege führten einſt van Nard nach Süd durch ſeine damals ſonſt undurchdringliche Dichtung hindurch. In der Varzeit mag hier Birke und Föhre gewuchert haben; in geſchichtlich faßbarer Zeit behaupten Eiche und Buche den Platz. Heute iſt nun freilich der zuſammenhängende Wald überall verſchwunden. Im Oſten hat ihn der Anbau verdrängt, der ſich um das tief ins Land einbuchtende Meeresufer und in den Wieſenthälern anſetzte, welche ſich zwiſchen weich geſtreckten Hügeln ins Land hineinziehen. Dach hat er ihn nicht vertilgt, ſondern nur auf zahlreiche kleine Wäldchen eingeſchränkt, die, van einem Höhepunkt aus geſehen, nach immer faſt wie eine zuſammenhängende Waldmaſſe erſcheinen und der reichen Acker- und Wieſenlandſchaft ein überaus liebliches Anſehen geben. Gegen die Mitte des Landrückens aber und im ganzen Weſten iſt heute der alte Wald völlig verſchwunden; nur etwa nach an der nachgeliebenen Flara erkennt man ſeine Spur. Wie es möglich ward, daß er in drei bis vier Jahrhunderten ſo ganz verwüſtet werden konnte, iſt kaum verſtändlich. Der Halzverbrauch war allerdings nachweislich einſt rückſichtsles verſchwenderiſch. Schon 1554 und 1577 ergingen königliche Verbate gegen den Bahlenbau, d. h. gegen die bis dahin üblichen vallſtändig hölzernen Häuſer. Die Kahlenbrennerei, der Haupterwerbsbetrieb, verſchlang Stamm auf Stamm. Was aber der Menſch verſchante, das legten die Weſtwinde, die ſcharf und ſalzig vam Meer herüberwehten, nieder. Salange nach der große Eichwald ſtand, nährte er zahlreiche Schweineheerden, die den zweiten Hauptreichthum der Bewahner bildeten. Mit Urbarmachung und Rodung drang vam Oſten her die Viehzucht in immer zunehmendem Maße ins Innere des Landes var. Geſchichten wiſſen ſich die Bauern nach von Bären in dieſen Wäldern zu erzählen; das gehört aber wenigſtens für geſchichtliche Zeiten ins Reich der Phantaſie. Dagegen hauſten die Wälfe hier in verderblicher Zahl, und der arme Bauer, wo er zum fürſtlichen oder adeligen Grundbeſitz gehörte, mußte den varnehmen Herren gefährliche und mühevalle Jagddienſte zur Vertilgung der Wölfe leiſten. Im 17. Jahrhundert ſcheint der Wolf hier ſo ziemlich ausgeſtarben zu ſein; aber in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts führten die Kriege den böſen Gaſt zurück; in Rudeln falgte er den aus palniſch-aſtpreußiſchen Gegenden heranziehenden Heereshaufen. Noch um 1760 wird der durch die Wölfe verübte Schaden erwähnt; aber die im Jahre 1778 im Schleswigſchen erlegten 12 Wölfe ſcheinen die letzten gebliehen zu ſein. Jetzt iſt, wie geſagt, der ganze Weſten ſa kahl und flach, daß er ihnen edenſawenig einen Unterſchlupf gewähren taurde, wie der hach entwickelte Andau in der öſtlichen Hälfte. Dieſer drachten ſchan im 16. Jahrhundert der Ochſenhandel und die Pferdeausfuhr nach Deutſchland die größten Summen ein. Die meiſten Bauern dieſes Landſtrichs waren Eigenthümer. Die Feſtebauern auf den Krongütern waren ſo günſtig geſtellt, daß die Krone auch ſie 1784 ohne ſanderliche Einbuße zu freien Eigenthümern machen kaunte. Es taar eine der erſten Regierungshandlungen des im Mai dieſes Jahres zur Regentſchaft gelangten Kranprinzen, nachmals Friedrichs VI., und ſeines großen Miniſters Andreas Petrus Bernſtarff.

Dies Wenige, vielleicht dennoch für den gewährten Raum ſchon zu viel, muß genügen, um wenigſtens eine Andeutung van der Fülle des Lehrreichen und des Anziehenden zu geben, was das hoch verdienſtliche Meibarg'ſche Werk dem Leſer und der Wiſſenſchaft bietet. Es iſt eine wahrhaft muſterhafte Arbeit, der man nicht nur zahlreiche Leſer, ſondern auch Nachfolge in der Arbeit wünſchen muß.

Digitized by Google

Wer im Sommer, über Hamburg kommend, etwa die Reise nach dem viel besuchten Sylt macht, dem gleitet unterwegs mancherlei von dem, was dieses Buch schildert, an den Augen vorüber, und es lohnt wohl der Mühe, hie und da zu einem rasch orientirenden Ausflug anzuhalten und auszusteigen. Von Rendsburg nordwärts fahrend, durchschneidet er zunächst bis Schleswig jenen auch heute noch nach Einsamkeit aussehenden Gürtel der alten Mark. Zur Rechten schaut er die Hüttener Berge (der Name nimmt den Mund etwas voll!), jenseit liegt über Eckernförde hinaus das gesegnetere Land Schwansen. Indem er in den Schleswiger Bahnhof einbiegt, zeigt sich ihm rasch ein Blick auf die Stadt und ihr Schloß Gottorp, und darüber hinaus in der Ferne ein Stückchen der lachenden Landschaft Angelns. Immer an der Grenze der Heide fährt er nun weiter bis gegen Flensburg; hier muß er schon bis zur Stadt hinunterfahren, wenn ihm ein rasch und bequem zu machender Ausflug die grün umsäumte Föhrde, Glücksburg, Gravenstein, das Sundewitt und Alsen vor die Augen führen soll. Dann weiter bis Tondern fährt er durch die Heidegegenden Mittelschleswigs, bis ihn dann gegen Westen Nordfriesland und die Marsch in ihrer ganzen, auch landschaftlich höchst anziehenden Eigenart empfängt, um ihn über das vogelreiche Wattenmeer zu den Syller Dünen und Badefreuden zu entlassen. Rückkehrend kann er auf der anderen, der Marschbahn, durch Dithmarschen nach Hamburg ziehen und dabei ohne sonderliche Umstände auch an der Ausfahrt des Kaiser Wilhelm-Canals zur gewaltigen Schleuse hinaus seinen patriotischen Sinn erheben.

Mittheilungen und Nachrichten.

Br. R. Wimmer, Liebe und Wahrheit. Betrachtungen über einige Fragen des sittlichen und religiösen Lebens. Freiburg i. B. J. C. B. Mohr 1896. 8°. 139 Seiten. — Im Jahre 1888 ließ der Verfasser dieses Büchleins ein Heft erscheinen, betitelt: „Im Kampf um die Weltanschauung; Bekenntnisse eines Theologen", das s. Z. in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung warm empfohlen ward. Es hat inzwischen Tausenden zu anregender Lectüre gedient und bereits die zehnte Auflage gefunden. Aus der in mancherlei innerem und äußerem Kampf errungenen Weltansicht des liebenswürdigen, tiefsinnigen Theologen sind die 80 kurzen, im besten Sinne des Wortes erbaulichen Soliloquien geflossen, die er hier, unter der Aufschrift „Liebe und Wahrheit" gesammelt, dem christlichen Leser als Weihnachtsgabe bietet. Ich bin überzeugt, daß diese, äußerlich würdig ausgestattete, in ihrer Sprache an Schleiermachers Monologen gemahnende Blumenlese dem Andachtsbedürfniß vieler Leser feinsinnig entsprechen wird, die weder in der dogmatisch erstarrten Form des Überlieferten — auch protestantischen — Christenthumes, noch im radicalen kritischen Ansturme dagegen ihr inneres Genügen finden. Möchte sie recht viele Leser und Freunde finden! Einzelnes aus der dargebotenen Fülle herauszuheben, geht kaum an. Doch versuche ich, in ein paar zusammengelesenen Sätzen aus den Schlußcapiteln „Über Worte und Geist Jesu" und „Christenthum" Wimmers Standpunkt anzudeuten. Er sagte da: „Auch hier (der heiligen Schrift gegenüber) soll ich frei sein in meinem Urtheil, wie bei allem, was geschrieben steht. Ich soll der Prüfung nicht enthoben sein, sondern mich dazu verpflichtet fühlen wie überall, wo ich dazu befähigt bin. — Auch hier heißt es wie überall: stelle deine Voraussetzungen nicht über die Thatsachen, schreibe Gott nicht die Wege vor, auf denen er sich der Welt und dir offenbaren müsse, sondern lerne aus der Geschichte und den immer sich erneuernden Erfahrungen des Geisteslebens, wie er sich wirklich offenbart, und gehe willig darauf ein. — Das Werk Jesu besteht nicht in einzelnen Thaten, die er gethan, und einer Anzahl von Worten, die er geredet, sondern in dem Lebenskeim, den er in die Menschheit gelegt zu einer geschichtlichen Entwicklung, in deren Verlauf wir noch stehen. Was diese Entwicklung gezeitigt hat, ist die Frucht seines Geistes, und wir brauchen uns nicht zu beunruhigen, wenn im einzelnen Falle schwer zu entscheiden ist, ob etwas unmittelbar oder mittelbar von ihm herrührt. — Der Geist Christi ist lebendig und hat dies nicht am wenigsten dadurch bewiesen, daß er sich in der Weltgeschichte entwickelt und mannichfache Gestaltungen angenommen hat."

* Im Auftrag des hydrographischen Bureaus der Vereinigten Staaten hat der deutsche Reiseschriftsteller und Maler Rudolf Cronau kürzlich eine interessante Arbeit ausgeführt, einen Wolkenatlas, der in 16 Wasserfarbenbildern die wichtigsten Wolkenformen veranschaulicht. Die amerikanische Regierung hatte wiederholt Versuche angestellt, diese Wolkenformen von Malern und Photographen gleichzeitig künstlerisch und naturwissenschaftlich zutreffend abbilden zu lassen, aber alle bisherigen Versuche waren mißglückt. Erst Hrn. Cronau gelang das Werk, und das hydrographische Bureau hat ihm dafür außerordentliche Anerkennung ausgesprochen. Die Bilder sollen jetzt lithographisch vervielfältigt und an die Wetterbureaux, Beobachtungsstationen und Schiffscapitäne vertheilt werden, damit diese nach Beobachtung der Wolken auf die Gestaltung der Witterung Schlüsse ziehen können.

* Der von Westafrika in Liverpool eingetroffene Passdampfer „Azim" hatte die ganze französische Hourst'sche Expedition an Bord. Sie besteht aus Lieutenant Hourst, zwei anderen Officieren, einem Doctor, einem Priester und 30 Senegalrifen. Auch das Aluminiumboot, das der Zug benutzte, brachte der „Azim" zurück. Hourst und Genossen brachen vor drei Jahren vom Senegal auf und zogen zuerst nach Timbuktu, wo sie 10 Monate blieben. In Kayes stießen sie auf den Niger und fuhren stromab ins Gebiet der Niger-Gesellschaft. Schließlich kamen sie nach dem in der britischen Schutzherrschaft liegenden Warree. Der Hourst'sche Zug besaß eine vortreffliche Ausrüstung. Sogar ein Phonograph fehlte nicht, auf ihm wurden die Lieder der verschiedenen Stämme gebucht. Der Zug hat ferner 1400 Photographien mitgebracht. Lieutenant Hourst hat das durchzogene Land sowohl geographisch wie geologisch untersucht. Man hatte nicht nöthig, einen Schuß abzufeuern.

* Der am 10. Dec. in San Remo verstorbene Erfinder des Dynamits, Alfred Nobel, war 1833 in Rußland als Sohn schwedischer Eltern geboren; sein Vater war Pulverlieferant der russischen Regierung. Nobel wendete sich chemischen Studien zu, and machte 1862 Versuche, das 1845 vom italienischen Chemiker Sobrero erfundene Nitroglycerin als Sprengmittel zu vervollkommnen. Napoleon III. erwirkte ihm die Unterstützung Pereire's zur Gründung einer Fabrik. 1867 gelang es Nobel, durch eine Verbindung von 25 Theilen Kieselguhr (poröse Infusorienerde) mit 75 Theilen Nitroglycerin dem letzteren die Neigung zur Explosion zu nehmen, ohne daß dadurch die explosive Kraft bei willkürlicher Entzündung vermindert würde; dies transportfähige feste Präparat erhielt den Namen Dynamit. Man weiß, welch ungeheure Bedeutung der neue Sprengstoff seitdem für technische Zwecke erlangt hat. Nicht minder erfinderisch erwies sich Nobel auch später bei der Zubereitung einer mit Nitroglycerin gelatinirten Schießbaumwolle, sowie bei den frühesten Versuchen der Herstellung eines rauchschwachen Pulvers. Alfred Nobel (ein Bruder des Petroleumproducenten Ludwig Nobel in Baku) erwarb sich ein bedeutendes Vermögen, lebte als Junggesell meist in Paris, verschaffte sich als Autodidakt eine höhere Bildung, zeichnete sich durch Wohlthätigkeit aus und blieb als geborener Erfinder bis an sein Ende rastlos geistig beschäftigt mit technischen Ideen und Entwürfen.

o. Erlangen, 12. Dec. Hrn. Dr. Gustav Bauer, ord. Professor der Mathematik an der Universität München, der vor mehr als fünfzig Jahren an der Erlanger philosophischen Facultät mit einer Dissertation „Ueber die Bewegung der Wärme in festen Körpern" den Doctorgrad erworben hat, wurde in Anerkennung seiner großen Verdienste als Forscher und Lehrer das Doctordiplom erneuert. Heute wurde dasselbe von einem Mitglied der Facultät dem Jubilar persönlich in feierlicher Weise überreicht.

* Bonn. Dem Curator v. Rottenburg brachte die Studentenschaft am 9. Decembre einen großen Fackelzug. — Der außerordentliche Professor der Mathematik E. Study folgt einem Ruf nach Greifswald als Ordinarius anstelle des verstorbenen Minnigerode.

* Braunschweig. Der Professor an der technischen Hochschule Regierungsbaumeister Paul Pfeifer hat die erbetene Verabschiedung aus dem Staatsdienste erhalten. Pfeifer, der nach Berlin übersiedelt, um dort seine patentirten Erfindungen zu verwerthen, gehörte seit 1891 der hiesigen Hochschule an und war Lehrer für Eisenbahnmaschinenbau, Kinematik, Hebemaschinen und beschreibende Maschinenlehre.

* Dresden. Der jüngst verstorbene Statistiker Geheimrath Engel, der auch nach dem Rücktritt von seinem Amte wissen-

schostlich unermüdlich thätig war, hinterläßt einige größere Arbeiten, die im Manuscript entweder ganz oder nahezu vollendet sind. Es handelt sich bei diesen Arbeiten namentlich um Untersuchungen über die Lebenshaltung der verschiedenen Volksclassen, über Anthropometrie und um socialwissenschaftliche Forschungen, die sich auf die Verhältnisse der ameerikanischen Arbeiterbevölkerung beziehen.

* **Wien.** Der Professor der Archäologie an unsrer Universität, Hofrath Dr. Otto Benndorf, der zu wissenschaftlichen Zwecken nach Ephesus verreist war, ist nunmehr mit Prof. Niemann, Hauptmann Steindler und J. Dell von den Ausgrabungen in Ephesus heimgekehrt, deren Ausbeute als Geschenk des Sultans an Kaiser Franz Joseph versandt wird.

⚡ **Budapest, 11. Dec.** In der Angelegenheit der Studenten-Demonstrationen an der hiesigen medicinischen Facultät gegen den Leiter der I. chirurgischen Klinik, Prof. Dr. Joseph Kovács (s. Beil. Nr. 284 v. 7. Dec. l. J.), hat das Professorencollegium in wiederholten Sitzungen vom 9. und 10. d. M. eine bemerkenswerthe Resolution gefaßt. Die unzufriedenen Hörer und Rigorosanten hatten bekanntlich mit Erlaubniß des Dekans in einem Hörsaale der Universität selbst eine Versammlung abgehalten und bei derselben die Abfassung eines Memorandums beschlossen, in welchem sie die von mir bereits früher angedeuteten Klagen und Beschwerden breit und umständlich ausführen und um Abhülfe ansuchen. Dieses Schriftstück wurde von mehr als 600 Medicinern unterschrieben; die Facultät zählt in diesem Semester etwas über 800 Hörer. Bei dieser Gelegenheit beschloß die Studentenversammlung zugleich einen förmlichen Boycott gegenüber dem Professor Kovács, indem die Versammelten sich und ihre Nachfolgee bei Ehrenwort verpflichteten, künftighin bei Professor Kovács kein Collegium mehr zu belegen, um auf solche Weise die Entfernung dieses mißliebigen Professors zu erzwingen. Jedem aus dem Professorencollegium das Verhalten der Studenten als eine schwere Verletzung der Universitätsgesetze und als einen öffentlichen Scandal qualificirte, drückte es hierüber „seine Entrüstung aus und verständigte hievon die Hörer der Medicin mittelst Anschlags auf der schwarzen Tafel, wobei dieselben von jeder weiteren Störung der Ruhe und Ordnung nicht nur im eigenen, sondern auch im wohl verstandenen Interesse der Universität streng abgemahnt und aufs ernstlichste verwarnt werden". Gegenwärtig ist die Bewegung mindestens äußerlich zum Stillstand gekommen, die I. chirurgische Klinik ist sogar sehr zahlreich besucht und die Vorlesge des Professors Kovács werden angehört. Wie es scheint, hat die Vernunft über die Uebereilung jugendlicher Leidenschaft den Sieg davongetragen.

eh. **Basel.** Die Gesammtzahl der in diesem Semestee an der hiesigen Universität immatriculirten Studenten beträgt 461 (51 mehr als vorigen Winter, 2 mehr als im Winter 1894/95, wo die bisher höchste Zahl, 459, erreicht war). Von den 461 Immatriculirten sind 355 Schweizer, 106 Ausländer (79 Deutsche) gegenüber 330 Schweizern und 80 Ausländern im Winter 1895/96. — 55 der immatriculirten Studenten sind bei der theolog., 35 bei der jurist., 168 bei der medicin., 203 bei der philosoph. Facultät inscribirt (gegenüber 58, 41, 151 und 160 im vorigen Winter). Die Zahl der nicht immatriculirten Zuhörer beträgt 278, darunter 54 (!) Damen; die Zahl aller Zuhörer somit 739.

* **Lausanne.** Louis Jaquemot, seit 1882 Professor der Nationalökonomie in Gent, sowie auch an der hiesigen forstlichen Facultät als Docent angestellt, hat die Waadtländische Cantonalbank durch gefälschte Wechsel um 420,000 Frcs. betrogen. Dem Hafibefehl, der deshalb, sowie wegen Vermögensmißbrauchs und Pfandunterschlagung, gegen ihn erging, ist er durch Flucht ausgewichen.

* **Paris.** Die Akademie der Wissenschaften hat dem Berliner Arzt Dr. Georg Joachimsthal für die Benedeitung einer 1894 gestellten Preisaufgabe; „Welche Formveränderungen lassen sich an den Organen für die Fortbewegung experimentell durch Aenderung der Function erzeugen?", den Prix Pourat in Höhe von 1800 Frcs., sowie dem Prinzen Henri d'Orléans den Tschichatscheff-Preis von 3000 Frcs. für seine Beiträge zur Kenntniß der mittelasiatischen Thier- und Pflanzenwelt verliehen.

* **Kopenhagen, 12. Dec.** Der Gynäkolog Universitätsprofessor Dr. August Stadfeldt ist gestorben.

Prompter Lieferung aller Bücher durch H. O. Sperling, Buchhandlung in Stuttgart. Größere Werke gegen bequeme Teilzahlungen. Kataloge gratis. Hauptvertriebsstelle von Meyers Konversations-Lexikon.

N. G. ELWERT'sche Verlagsbuchhandlung
in **Marburg.**

Empfehlenswerthe Festgeschenke:

KOENNECKE, G., Bilderatlas zur Geschichte der deutschen National-Litteratur. Eine Erganzung zu jeder deutschen Litteraturgeschichte. 2. vermehrte und verbesserte Auflage mit 2200 Abbildungen und 14 blattgrossen Beilagen (davon 2 in Heliogravüre und 5 in Farbendruck). M. 22.—, in stilgemässem Prachtband M. 28.—

BIRT, Th., Eine römische Litteraturgeschichte in fünf Stunden gesprochen. M. 2.40, eleg. geb. M. 3.20.

KOOPMANN, W., Raffaelstudien mit besonderer Rücksicht der Handzeichnungen des Meisters. Zweite vermehrte Ausgabe. Mit 40 Abbildungen, darunter 21 Abdrücke nach Handzeichnungen Raffaels in Grösse der Originale. Eleg. geb. M. 8.—

VILMAR, A. F. C., Geschichte der deutschen National- Litteratur. 24. Auflage mit einer Fortsetzung bis auf die Gegenwart von Prof. Dr. A. Stern. Broch. M. 7.—, geb. M. 8.50.

— **Handbüchlein für Freunde des deutschen Volks-** liedes. 3 verbess. durchgesehene Auflage. Geb. M. 3.20.

— **Lebensbilder deutscher Dichter. 2. vermehrte, von** Prof. Dr. M. Koch bearbeitete Auflage. Geb. M. 3.20.

STERN, A., Die deutsche National-Litteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart. Anhang zu A. F. C. Vilmar's Geschichte der deutschen National-Litteratur. 3. neu bearbeitete und vermehrte Auflage, eleg. in Leinwand gebunden M. 2.25.

SYBEL, L. v., Weltgeschichte der Kunst bis zur Er- bauung der Sophienkirche. Grundriss. Mit 1 Tafel in Farbendruck und 380 Textbildern und Vignetten. Preis M. 12.—, in elegantem Einband M. 14.— (18168)

☞ Zu beziehen durch jede Buchhandlung ☜

Geschenkwerke!

Vom Baume der Erkenntnis.
Fragmente zur Ethik u. Psychologie a. d. Weltlitteratur, herausgegeben v. Dr. P. von Gizycki. 340 Seiten. 7,50 M., in Halbfrz. 10 M.

Firsirn, Wunder des Himmels.
8. Aufl. bearb. v. Prof. Dr. E. Weiß. Mit 14 Tafeln und 155 Holzschnitten. 14 M., eleg. geb. 16 M.

Alldeutschland in Wort und Bild.
Eine malerische Schilderung der deutschen Heimat. Von Aug. Trinius. Mit 218 Illustrationen. 3 Bände. 15 M., eleg. geb. 21 M.

Berlin in Wort und Bild.
Von Paul Lindenberg. Mit 244 Illustrationen. 7,50 M., elegant gebunden 9 M.

Kaiser Friedrich als Student.
Von Paul Lindenberg. Mit einem Titelbild, 16 Abbildg. rc. 1,50 M., eleg. geb. 2 M.

Entrückt in die Zukunft.
Sozial-politischer Roman von Th. Hertzka. 3 M., eleg. geb. 4 M.

Olive Schreiner, Träume.
Uebers. von M. Jodl. 1,60 M., elegant gebunden 2,40 M.
Zu beziehen d. jede Buchhandlung.
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung,
Berlin SW. 12.

Soeben erschien und traf ein:

Shakespeare
complete in 1 volume
Falstaff edition.
Preis geb. 3 sh 6 p = M. 3.60.
Diese neue Ausgabe hat durch ihren hervorragend guten Druck und vorzügliches Papier
☞ alle ☜
Concurrenzangaben aus dem Felde geschlagen! (18210)
München, Ludwigstr. 7.
A. Buchholz,
Buchhandlung und Antiquariat.

Durch Leid zur Seligkeit.
Ein Werkstück zum Tempelbau der Erlösung
von Friedr. Benj. Hermann.
Fünf Bücher in 3 Bänden:
I. Ringen und Werden.
II. Lieben und Hoffen, Welt- und Gotteswissen.
III. Suchen und Finden, Tod u. Leben.
3 eleg. Leinwandbde. Gesammtpreis Mk. 18.—
Einzelpreis: I. M. 5.40; II. M. 6.75; III. M. 6.75.
Prospecte stehen gern zu Diensten.
Verlag von Joh. Heinr. Meyer, Braunschweig. (13652)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

A. Hartleben's Verlag in Wien.

Soeben erschienen:

P. K. Rosegger's

Schriften

Volks-Ausgabe.

In 15 elegante Originalbände gebunden. Preis nur **45** Mark.

P. K. Rosegger's Schriften

Volks-Ausgabe in 15 Bänden

haben folgenden Inhalt:

Jakob, der Letzte.
Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen.
Peter Mayr, der Wirt an der Mahr.
Eine Geschichte aus deutscher Heldenzeit.
Allerhand Leute.
Das Volksleben in Steiermark.
Neue Waldgeschichten.
Dorfsünden.
Der Gottsucher.
Ein Roman.
Waldheimat.
Zwei Bände.
Die Schriften des Waldschulmeisters.
Heidepeter's Gabriel.
Das Buch der Novellen.
Drei Bände.
Hoch vom Dachstein.

Sohin im Ganzen 15 Bände, welche die besten Werke des beliebten Schriftstellers enthalten.

Preis in 15 eleganten Leinwandbänden, mit einem, als Bibliothekskasten verwendbaren Schutzcarton, zusammen nur Fünfundvierzig Mark.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
Bei Einsendung des Betrages mit Postanweisung erfolgt Franko-Zusschickung. (16457)
A. Hartleben's Verlag in Wien.

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 15. December. Nummer 290.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Jugendbriefe Platens. — Dante auf dem Weihnachtstisch. Von Dr. G. A. Scartazzini. — Mittheilungen und Nachrichten.

Jugendbriefe Platens.

A.B. Der 24. October, der Feier von Platens hundertjährigem Geburtstag gewidmet, hat in deutschen Landen das Andenken neu belebt an einen Dichter, der mit der echten Weihe des Genius ausgerüstet, vielfach unverstanden, nicht nach Verdienst geehrt und einsam durchs Leben gehen mußte. Zwar eine treue Gemeinde von Platen-Verehrern hat es stets gegeben, das bezeugen schon allein die schönen Gedichte, die Schwab, Geibel, Lingg, Strachwitz, Herwegh, Caspar Schober, Kopisch, Dingelstedt und viele andere dem in italischer Erde ruhenden Dichter widmeten; allein über Erwarten war der Antheil weiterer Kreise, wie er sich bei den gelungenen Festoorstellungen der Münchener Bühne zeigte. Endlich löst sich die vorgefaßte Meinung von der sogenannten „Marmorlälte“ und dem Aufgehen in der Form, die für viele ein abschließendes Urtheil über Platen bedeutete, weil sie sich nie die Mühe nahmen, anderes von ihm kennen zu lernen, als die großartigen, in stolzen Rhythmen sich siegreich bewegenden Balladen und Romanzen, welche unsrer Jugend schon auf der Schule geboten werden. Es fehlte Platen, wie so vielen tiefen Naturen, an gesellschaftlicher Gewandtheit, an dem Talent, sich zu geben; er entschloß sich schwer, andere in sein Gefühlsleben schauen zu lassen:

„Was um mich ist, erräth mich nicht
Und drängt und drückt mich nieder,
Doch such' ich Trost mir im Gedicht,
So find' ich ganz mich wieder“ —

und weiter:

„. . . . Entschließe dich zu meiden und zu darben
Und wo dir selbst sogar, o Herz, verhülle
Den ganzen Reichthum deiner Liebesfülle.“

Solche Töne entquellen nicht einem kalten Gemüth.[1])

Ehe das Jahr zu Ende geht, das den 100jährigen Geburtstag des Dichters gebracht, möchte es erlaubt sein — als ein Epheublatt, seinem Andenken gewidmet — die folgenden Briefe seinen Freunden und Verehrern in weiteren Kreisen zugänglich zu machen, welche bisher nur ein sorgsam gehüteter Familienbesitz waren. Sie sind an den nachmaligen Hofrath und Reichsarchivrath Dr. Nathanael v. Schlichtegroll gerichtet, dessen Namen in der Sammlung der Gedichte die eine Epistel aus den Freiheitskriegen und „Einladung zu einer Schweizerreise“ tragen. Sie geben ergänzende Züge zu dem Bilde des Dichters, beweisen sein warmes Freundschaftsgefühl, den Ernst und die Strenge, mit welcher er seine eigenen Dichtungen kritisirte, so daß er oft erklärt, an seinem Talent völlig zu zweifeln, und die ernste Arbeit und Schulung des Geistes, in der er damals sein Leben zubrachte und die ihn auf die verschiedensten Gebiete, nicht nur Geschichte und ausgedehnteste Sprachforschung, sondern auch zur Jurisprudenz, Botanik und Mineralogie führte. Später hatte A. v. Schlichtegroll noch Gelegenheit, für den Jugendfreund in liebendem Andenken zu wirken. Von ihm ging die erste Anregung aus, Platen in seiner Vaterstadt Ansbach ein Denkmal zu errichten, das erst als Büste im Schloßgarten gedacht war. Allein Ludwig I. in seiner großartigen Künstlerweise wollte ein Standbild und spendete das Erz. Schlichtegroll leitete mit Mühe und Aufopferung die dazu nöthigen weiteren Sammlungen im deutschen Vaterland, das hiemit eine Ehrenschuld an den viel vernachlässigten Dichter abgetragen hat. —

1.

„A Monsieur N. Schlichtegroll, lieutenant et adjutant
chez le général Schoenfeld, ministre Bavarois
au quartier-général russe.

Nitry in Burgund 14ten September 1815.

Du schreibst von so anziehenden Dingen, mein Bester, Du begeisterst mich mit so berühmten Namen, deren Wesen vor Deinen Augen lebten: von allem Dem kann ich Dir nichts sagen. Was, da ich den Apoll nicht im Busen trage, kann ich Deinem vatikanischen entgegensetzen? Was Deiner mediceischen Liebesgöttin als daß ich Dich liebe? — Du reisest, einer Biene gleich, die an keiner duftigen Blume vorbeifliegt, ohne sich bei ihr niederzulaßen, ich hingegen wie ein wandernder Storch, unergötzt, unbelehrt durch die Pilgerschaft. „Es flog ein Gänslein über'n Rhein“ und wie es weiter heißt. Es freut mich sehr daß Du Paris und seinen Raub gesehn. Allein schon Mathisson gesteht in seinen Erinnerungen, daß ihm bereits beim ersten Anblick des Museums das Wort Vandalismus entflohen sei. Hast Du auch das Grabmal des Abälard u. Héloïsen's gesehn, u. die Waffen der Jungfrau v. Orléans? Die Rüstung des Grafen v. Habsburg wird hoffentlich nicht mehr dort sein. Ich wünsche auch zu wißen, ob Du Talma gesehen, den gepriesenen Talma, u. welchen Eindruck er auf Dich gemacht? — Du hast Recht behalten, mein Bester, gegen die Kameraden Deines Regiments, es war Deine Bestimmung, nicht die ihre, n. Paris zu kommen. Du weißt wie sie Dich, jener fehlgeschlagnen Reise wegen, nelten, es kommt nun die Reihe an Dich. —

Nitry[2]), where I dwell since almost a month, is a great, pretty village, but in a charmless situation. The

[1]) In dem kleinen, 1852 bei Gelegenheit der Aufnahme der Büste Platens in die bayerische Ruhmeshalle herausgegebenen Buch von Dr. N. v. Schlichtegroll: „Erinnerungen an Aug. v. Platen in seiner Jugend“, erzählt der Verfasser, daß Platen im traulichen Verein der Freunde, wenn er ihnen ein neues Lied mittheilen wollte, es einem der Genossen schweigend und verstohlen in die Hand legte und dann still verschwand, wie zagend, sein Gefühl im Gedichte besprechen und erläutern zu sollen.

[2]) Die Thatsache, daß Platen hier ohne weiteres in die englische Sprache, in ein etwas schülerhaftes, naives Englisch übergeht, erklärt sich daraus, daß die Freunde diese Sprache zusammen erlernt hatten. Platen zählte damals 19 Jahre.

twenty-third, we shall have likewise a great revue near Jaigny, and then aur march gaes hamewards to aur beloved conntry. My heart celebrates already the day of our meeting again, perhaps still far enough. When I dan't err, 't is now already mare than a year past, since I made thy first acquaintance. I whished it lang befare, even ere thou wert gaing to Landshut, for Gustav Jacobs told me in his letters much to thy advantage. In the beginning thy behaviour against me was a little indifferent and I must canfess to have been samewhat waunded, finding in the letters yan wrote to Liebeskind, greetings to many persons, except me, though I thonght aften af thee and taak much part of thy fortune. I write this, in order to clear the past, and to give yau a prove of my sincerity. — Perhaps we come still saon enaugh to the frontiers af our country to see the victorious fires of Leipzig on the german hills. 'T is true we cannot show our glorious wounds to aur country-men, we bring them no signs of won battles, but we bring them Peace, of all traphies the best, the most amiable. Our attendants are Mars in fetters, and Apollo with his meladious lyre. —

„Lebe wohl! u. kömmſt Du zurück zu den rheiniſchen Reben
„Wo unſer Deutſchland beginnt, koſte des köſtlichen Weins.
„Haſt Du den Himmliſchen dann aus der Schaale das Opfer gegoßen,
„Weih' auch dem liebenden Freund, der Dein gedenket, ein Glas!

August P.“

2.

„Würzburg am 16ten Wonnemonats 1818

Es war mir ſehr erfreulich Nachrichten von Dir zu erhalten, zu erfahren daß Du meiner noch denkſt u. an meinem Schickſale Antheil nimmſt. Dein Brief, obſchon früher geſchrieben als Lüders [1]) Antwort kam mir ſpäter zu. — Ich hoffe Deinem Einwurf in Bezug auf die italieniſche Reiſe begegnen zu können. Klar iſt es daß ich in 10 Jahren eine Wanderung nach Italien mit ungleich größerem Nutzen vornehmen würde, auch rechne ich darauf noch einmal jenes ſchöne Land vollſtändiger und mit Muße bereiſen zu können. Auf dieſem kurzen Durchfliegen jedoch kann wißenſchaftliche Reiſe nicht in Betracht kommen. Ich will nur den Charakter der italiſchen Natur ſinnlich kennen lernen, das Meer ſehen u. wo möglich Rom. Dieß ſind nothwendige Materialien zu meinem Gedichte, die ſelbſt dem erſten Anfang desſelben vorausgehen ſollten. Daher kann auch von poetiſcher Reiſe hier nicht die Rede ſein, da es nicht darauf ankommt den Odoacar, der zu ſeiner Vollendung eine Reihe von Jahren bedürfen wird, in Italien zu ſchreiben, ſondern nur den epiſchen Schauplatz lebendig vor die Phantaſie zu ſtellen, nicht aus Furcht einen topographiſchen Schnitzer zu machen (davor ſind Bücher gut.) ſondern überzeugt nur wenn ich ſie ſelbſt erfahren hätte, jene Eindrücke treu zu ſchildern, die vor mehr denn 1000 Jahren deutſche Herzen begeiſterten.

In einem Alter wie das meinige, die erſten Schritte zu einem Heldengedicht zu thun, ſcheint mir nicht zu frühzeitig. Der Enthuſiasmus darf nicht verlieren, was dem Geſchmack zu Gute kommt. Zum Mindeſten glaube ich mich allmälig dem zu nähern was man poetiſchen Charakter nennt. Dieſe Individualität mag ſo tief ſtehen, als ſie will, ſo fühle ich doch etwas Eigenes in mir, was keines andern deutſchen Dichters Geſtaltungen ſich anſchließt. Die Bekanntſchaft mit den Werken ſo vieler Nationen konnte mich nur von dem Wege einer einzelnen Nachahmung abführen. Doch kann ich mich hierin leichtlich betrügen und es ſind ſo viele Augenblicke, in denen ich völlig an mir verzweifle. So viel weiß ich daß mich das Studium des Homer gegen all das kalt machte, was die Italiener concetti nenuen, gegen falſchen Schwulſt u. Affektation. Eitles Bemühen würde es aber ſein Nachahmer des Hamer ſein zu wallen, da wir keine Griechen ſind. Ich beſtrebte mich den karakteriſtiſchen Unterſchied der alten u. neuen Poeſie durch folgende Stanzen im Eingang des Odoakar darzuſtellen:

„Doch hofft vergebens nicht mehe feſt zu halten
„Die ſtille Hoheit griech'ſcher Fantaſey,
„Des Meißels eein vollendete Geſtalten
„Flob'n mit dem Alter der Natue vorbey,
„Was jüng're Dichtungen vor Euch entfalten
„Iſt reich u. blühend, wie die Malerey.
„Sei's drum, daß ein Praxiteles euch fehle
„Habt Ihr Correggio's nicht u. Rafaele? —

Der Gegenſatz der Alten u. Neuen ſcheint mir in Plaſtik u. Malerey zu liegen. Homer's Gebilde ſind erhaben u. naturwahr, aber von tiefem Gefühle wißen ſie nichts. Ihr Aug' iſt leblos, wie der Buſten ihres.

Damit ſoll nicht geſagt ſein, als dürfte und müßte nicht ein neueres Gedicht auch ſeine plaſtiſchen Seiten haben, ſondern nur, daß die Plaſtik bei den griechiſchen und römiſchen Dichterwerken vorherrſchte, ſowie die Muſik in der Poeſie des Mittelalters, und darunter verſtehe ich diejenige der Provençalen, die ſich über den europäiſchen Süden vorzüglich verbreitete. Sie ſind ſehr arm an Gedanken und alles ſcheint mir auf muſikaliſche Wirkung abgeſehen. Daher die Erfindung des Sonetts, der Canzone, der Gloſſe ꝛc., die in jene Zeit fällt. Von dieſem Standpunkte aus muß auch Petrarka als Dichter angeſehen werden, obgleich er, wenn er jetzt lebte, wahrſcheinlich als ein langweiliger und geſchmackloſer Reimſchmied ohne Natur und Wahrheit verſchrieen werden würde. Die neuere Poeſie, die der Malerey zu vergleichen iſt, weil ſie Gefühl, Sinne und Geiſt zugleich beſchäftigt, beginnt mit den epiſchen Dichtern Italiens und Camões. Bei uns Deutſchen herrſcht ohne Zweifel der Geiſt vor. Es wäre vielleicht die größte paetiſche Aufgabe unſrer Tage deutſche Tiefe mit dem glühenden Farbenglanz des Südens zu vereinen. Ein vollendetes Gedicht dürfte weder das Gemüth leer laßen, wie die Griechen, noch den geiſtigen Theil wie die ſüdliche Schule der Provençalen. Seine Charaktere müßten plaſtiſch, ſeine Verſe muſikaliſch ſein, das Ganze aber die Wirkung eines ſchönen Gemäldes hervorbringen. —

Wenn Dich dieſe Ideen ſchief dünken, ſo liegt die Schuld vielleicht mehr an der Mangelhaftigkeit meines Ausdrucks, als an ihrer innern Unhaltbarkeit. — Um zu meiner Reiſe zurückzukehren, ſo bleibt doch immer das Geld das größte der Hinderniße. Meinen Studienbeytrag vorans zu nehmen, geht nicht an, die Herrn ſind viel zu ängſtlich. Auch habe ich im November wenn ich zurückkomme, die meiſten Ausgaben für die Collegien, die hier ſogleich müßen bezahlt werden. Brockhaus bliebe alſo noch übrig. Schreibe mir doch etwas Näheres von ihm uud wie man dieſe Herrn titulirt. Lüder hat Dir vielleicht einen neuen Plan mitgetheilt, nämlich eine kleine Sammlung zerſtreuter Gedichte herauszugeben. Obgleich ich ſie cenſoriſch ausſuchen werde, und z. B. faſt keines dabey aufnehmen von denen, welche Du kennſt und die Dir freylich eine ſehr geringe Vorſtellung von ihuen einflößen müßten, ſo ſind doch die Meiſten noch unter meinem Ideale und ihre Herausgabe würde mir ſchwer fallen. Ich könnte ſie aber dem Buchhändler einſtweilen als Pfand geben? ahne daß ſie gedruckt würden?

Grüße mir ſchönſtens Dallarmi uud Perglas. Erſterer wird wohl bald in ſeine Provinz abreiſen? An letzteren werde ich nächſtens ſchreiben. Ich bin nur zu ſehr überhäuft. Kömmt Drachenfels nicht nach Wertheim? Ich war vor einigen Tagen dort, da ich eine Fußreiſe nach Aſchaffenburg machte. Es gefiel mir dort, die Gartenanlagen ſind

[1]) Lüder, der ſpätere bayeriſche Kriegsminiſter.

Digitized by Google

reizend und einsam. Doch beneide ich Euch um die Nähe Eurer Gebürge.

Empfehl mich dem Hofrath Issel wenn Du ihn siehst oder schreibst. Vielleicht komme ich einmal mit ihm zusammen in diesen Gegenden. Bist Du die Zeit über noch nicht in Deiner Carrière poussirt worden?

Schreibe bald und ertheile guten Rath Deinem Freunde

A. P.“

3.

„Hrn. N. Schlichtegroll k. b. Assessor am Landgericht Dachau.

Würzburg 19. Januar 1819.

Bis Ostern, lieber Freund, ist es mir wohl nicht bestimmt Dich zu sehen und auf Deinem Landsitze aufzusuchen, doch ohnedem hoffe ich künftigen Winter wieder meinen Einzug in die Hauptstadt zu halten, wenn es anders wahr ist, daß die Landshuter Hochschule in München wird etablirt werden. Nächsten Sommer denke ich noch hier die Pandekten zu hören und dabei so viel wie möglich noch für Botanik zu thun, die ich in Schliersee sowohl, als voriges Semester nur ziemlich obenhin trieb. In München möchte ich dazu weniger Gelegenheit finden. Hier kenne ich nicht nur den Professor der Naturgeschichte ziemlich genau, sondern auch einen jungen Menschen, den ich fast ein botanisches Genie nennen möchte, und der mich auch gerne auf seine Spaziergänge mitnimmt. Diesen Winter beschäftige ich mich mit Mineralogie und habe mir auch eine kleine Mineralien-Sammlung angeschafft. Doch sollst Du bis Ostern etwas von mir zu sehen bekommen. Ich habe nämlich nun meine einzelnen Poesien in Lyrika, Epika und in Elegiaka (alles was in Distichen geschrieben ist), abgesondert. Doch fühle ich Vorliebe nur für die lyrischen Stücke und werde sie daher in ein Heftchen zusammentragen und Euch zuschicken. Denn Du sollst sie auch den andern Freunden nicht vorenthalten. Da es lauter kleine Lieder sind, so sind sie auch um so leichter durchgesehn und copirt. Es ist mir auch lieber wenn Du sie liesest, während ich hier bin, um sie nicht etwa kommentiren zu müßen. Du kennst noch keines davon.

Hier zwar will ich Dir eine kleine Probe bei legen, wenn auch nicht in d. Tendenz, doch in der Manier den übrigen ähnlich. Ich habe es „an Guido“ genannt, weil dieser Name mir gerade beistel, und den wahren zu schreiben würde unpaßend, ja lächerlich gewesen sein, auch möchte ich es eher als Idee, denn persönliches Verhältniß betrachtet wißen. Doch Du wunderst Dich wohl schon wie man über ein solches Liedchen so viele Worte verlieren kann? Was den Odoakar angeht, so ist er seit vielen Monaten um keinen Vers beleibter geworden. Die Hinderniße, die ich besonders fühle, sind, daß ich nicht in Italien war, und daß mir die hiesige Bibliothek keine Gelegenheit gibt, mich in die nordische Mythologie einzuspinnen. Diese Mängel hemmen mich allzusehr. Hiezu kömmt noch, daß ich durchaus keine Muße habe, und 6 Collegien des Tags und endlich daß ich täglich mehr die Richtigkeit meines Talents fühle. Im beständigen Geschäftsleben werde ich wohl nie dazu kommen mein Epos zu vollenden. Wenn es vollendet wird, so glaube ich zwar daß es sich wenigstens schön wird lesen laßen und reizende Détails hat, denn ein langweiliges oder ungehobeltes Gedicht bin ich nicht mehr im Stande zu schreiben. Das ist aber auch Alles. Uebrigens enthält es schon ziemlich kühne Prophezeiungen. So sagt einmal Bragar in einer solchen Offenbarung zu Odoakar:

„Und wenn dereinst zu deiner Heimat Ruhme
„Nach eines langen, rauhen Winters Ruh,
„Sich sanft erschließt die deutsche Redeblume,
„Dann führt mein Geist dir einen Barden zu,
„Der Liebe voll zu deinem Heldenthume
„Entsprossen rügischem Geschlecht wie du,
„Der deinen Ruhm, den halbvergeßnen alten,
„Der späten Welt im Liede wird entfalten.“

Die folgende Stanze schreib' ich nicht weil sie noch eitler ist, doch sagt Odoaker einmal in seiner Antwort

— „Und soll's geschehen, wenn im Flug der Jahre,
„Wie, Braga, deine Weißsingung verspricht,
„Ein Barde kommt, den ich im Geist gewahre,
„Der von Gesängen eine Krone flicht,
„Und sie mir windet in die stolzen Haare:
„So werde dieß entsponnene Gedicht
„Von jener vaterländ'schen Glut verkündet
„Wie sie mein großes Heldenherz entzündet.“

Lebe nun wohl und laß mich nicht wieder ein Säculum warten bis Du Lebenszeichen von Dir gibst. Ich bitte Dich mich in das Andenken Deiner werthen Aeltern zu empfehlen und so auch dem englischen brother.

A. P.“

4.

„Ansbach, am 31ten März 1819.

Heute nur ein Paar Zeilen, da ich mich ohnedieß nunmehr schriftlich f. Dich beschäftigen will, indem ich die versprochenen Lieder copire, die Du bis Ende der Ferien erhalten sollst. Schreibe mir übrigens noch einmal hieher, wo ich mich noch 3 Wochen bei meinen Aeltern aufhalte.

Jene Lieder, die ich nun in einer Sammlung vereinigen will, mögen immerhin das Beste meiner Feder sein; wenigstens ist es diese Gattung, in welcher die Jugend eher als in einer andern etwas Gereistes hervorbringen kann. — Die äußere Eleganz dieser Gedichte, die in Deutschland bisher immer versäumte Reinheit der Reime, die in ihnen herrscht ꝛc. erkenne ich wol an, ob sie aber wirklich genial sind, ob sie Geist und Gemüth verrathen, ist eine andere Frage. Wenn hierüber ein Dichter selbst urtheilen könnte, so hätte es niemals schlechte Poeten gegeben. Die äußere Form ist größtentheils das Werk des Bewußtseins und des Fleißes, wenigstens so lange bis die Eleganz zur Gewohnheit geworden; der Gehalt aber selbst ist bloß bewußtloses Geschenk des Augenblicks. Ich wünsche daß Du diese Gedichte günstig beurtheilen möchtest, mache mir aber keineswegs Rechnung darauf. Vielleicht ließ ich mich oft durch die Leichtigkeit verführen, mit der ich versificire, und manches was der Schreibende so tief fühlte, klingt im Lesen nur schwach wieder, weil dem ersteren die poetische Darstellungsgabe fehlt.

Dein Freund A. P.

Die bezauberte Rose habe ich gelesen, sie hat mich sehr angesprochen. Die Idee ist lieblich und eigenthümlich entwickelt. Wenigstens erinnert es weder an Wieland noch an Ariost. Auch ist die ottava rima beßer als es bisher geschehen, bearbeitet, doch nicht ohne Monotonie.“

5.

„Erlangen 21ten November 1819.

Wider meine Gewohnheit, lieber Freund, hab ich Dich dießmal lange auf meine Antwort warten laßen, doch geschah dieß auch theils der Ortsveränderung wegen, die ich vornahm, wie Du siehst. Ich fürchte aber, es noch bereuen zu müßen. Kleinstädterey und Aermlichkeit haben mich hier gleich im Anfang angegrinst. Wie hast Du hier gelebt und wie gefielst Du Dir? Wenn Du noch mit den Localitäten bekannt bist, so kann ich Dir sagen, daß ich auf dem Markte bei Kaufmann Hofmann wohne und im Wallfisch zu Mittag eße. Ich bin hier so recht eigentlich allein und von den 4000 Seelen, die hier allenfalls Athem holen, hat noch keine zu meiner Seele gesprochen. Für die Studenten-

Digitized by Google

lappalien bin ich zu alt und doch zu jung, um mit Niemandem umzugehen.

In Izhosen habe ich noch die Weinlese abgewartet, die überall so reichlich war. So hielt ich mich auch noch einige Tage in Würzburg auf, wodurch der Abstand mich plötzlich in diese unfruchtbaren Steppen versetzt zu wissen, um so größer war. Ich höre 5 Collegien. Außerdem lese ich fast nichts als Thuanus. Das nächste Mal sollst Du wieder ein paar Liedchen haben, ich kann jedoch mit Recht fordern, daß Du mir auch von Deinen poetischen Arbeiten, wären es auch nur frühere, mittheilst. Wie bringst Du denn in Freysingen den Tag zu? — In Izhosen habe ich mich vorzüglich mit Zeichnen beschäftigt, auch viel in der griechischen Anthologie gelesen, die ich mir in der schönen Jakob'schen Ausgabe kommen ließ.

Die Lieder habe ich zwar noch nicht erhalten, weiß jedoch daß sie Schnitzlein[1]) in Händen hat, der sie mir nächstens zuschicken wird. Lebe wohl für heute.

Der Deine A. P.

Wir wollen uns die Briefe nicht frankiren, weil es bequemer und sicherer ist. In Izhosen sind mir mehrere verloren gegangen."

Dante auf dem Weihnachtstisch.

Von Dr. G. A. Scartazzini.

In seinem kürzlich erschienenen Schriftchen: „Dante und die Schweiz" sagt der kgl. preußische Oberstlieutenant z. D. Paul Pochhammer zu wiederholtenmalen: „Die Schweiz ist ein Dante-Land." Wie weit dieser Ausspruch Wahres und wie weit er Gesuchtes und Uebertriebenes enthält, das mag für diesmal noch dahingestellt bleiben; es wir sich wohl bald Gelegenheit geben, auf das Schriftchen und dessen Inhalt etwas näher einzugehen. Nach dem Muster des Satzes: „Die Schweiz ist ein Dante-Land", kann man aber einen anderen Satz construiren, der mindestens ebenso wahr und richtig ist, nämlich: „Das Jahr 1896 ist ein Dante-Jahr." Abgesehen vom „Säcularjahr" 1865, in welchem man in ganz Italien nahezu keine andere geistige Speise bekam, als Dante-Gerichte, und auch in anderen Ländern, besonders in Deutschland, Dante-Speisen aller Art ganz ordentlich aufgetischt worden sind, — davon abgesehen also, ist kaum je ein Jahr so reich an Dante-Productionen gewesen, wie das zu Ende gehende. Alle Werke von und über Dante, welche 1896 erschienen sind, zusammengestellt, das gibt bereits eine ganz anständige kleine Bibliothek. Darunter fehlt es nicht an Prachtwerken, die, zum Theil soeben erschienen, geradezu darauf berechnet zu sein scheinen, auf dem diesjährigen Weihnachtstisch zu figuriren. Auch in Deutschland durfte nämlich nachgerade niemand mehr zu den Gebildeten gezählt werden, der den großen Dichter, welcher den Schwanengesang des Mittelalters und zugleich die Ouverture der Neuzeit gesungen, nicht einigermaßen kennt; daher die Voraussetzung wohl nicht falsch ist, daß auf dem einen und anderen deutschen Weihnachtstisch unter den verschiedenen Gaben auch das eine und andere Dante-Buch sich finden werde. Auf ein paar allerneueste Publicationen, welche dem Weihnachtstisch im gebildeten Hause, zugleich aber auch der Dante-Literatur zur Zierde gereichen, wollen die nachfolgenden Zeilen in der Hoffnung hinweisen, daß sie dem einen und anderen Leser nicht unwillkommen sein werden.

Da liegt zunächst ein hoch vornehmer Prachtband, an welchem, wer irgend für die Kunst, auch ganz abgesehen von Dante, Interesse hat, seine wahre Freude haben wird. Der Band betitelt sich: „Zeichnungen von Sandro Botticelli zu Dante's Göttlicher Komödie. Verkleinerte Nachbildungen der Originale im kgl. Kupferstichcabinet zu Berlin und in der Bibliothek des Vaticans, mit einer Einleitung und der Erklärung der Darstellungen herausgegeben von F. Lippmann (Berlin, Grote, 1896; gr. 4°. 3 Bll. 74 S. mit 26 Illustrationen und 93 Tafeln). Ueber den 1446 zu Florenz gebarenen, am 17. Mai 1510 daselbst verstorbenen Künstler gibt der erste Theil der Einleitung (S. 1—11) genügende und durchaus zuverlässige Auskunft, während der zweite Theil (S. 12—23) über Botticelli's Dante-Zeichnungen erschöpfenden Bericht erstattet, und der dritte (S. 25—74) die genaue Beschreibung und Erklärung der Tafeln an der Hand von Dante's Dichtung enthält.

Botticelli's Zeichnungen sind zwischen 1475 und 1503 entstanden als Illustrationen zu einer Prachthandschrift von Dante's Dichtung, ausgeführt im Auftrage des 1503 gestorbenen Lorenzo, Sohn des Pierfrancesco de' Medici. Die Pergamentblätter der Handschrift tragen auf der einen Seite den Text, auf der anderen die Zeichnungen, nach dem ursprünglichen Plane je eine zu einem Gesange der großen Dichtung. Erhalten sind uns im ganzen 93 Blätter mit Zeichnungen, nämlich ein Titelblatt mit einer Gesammtdarstellung der Hölle, Zeichnungen zu Hölle I., VIII.—X. und XII.—XXXIV., dann zu Fegefeuer I. bis Purad. XXX., endlich die angefangene Skizze zu Parad. XXXII. Offenbar ist es dem Künstler nicht vergönnt worden, seine Arbeit ganz zu vollenden; doch kann die Kunstgeschichte bis auf den heutigen Tag nicht entscheiden, ob die Unterbrechung dem Tode des Auftraggebers, oder dem des Künstlers selbst zuzuschreiben sei. Die fehlenden Zeichnungen zu Hölle II.—VII. und XI. lassen sich durch die Kupferstiche der Florentiner Dante-Ausgabe von 1481 ergänzen, welche in dem vorliegenden Werke genau, aber leider etwas verkleinert, reproducirt sind. Ueber das Schicksal der Zeichnungen lassen wir den Herausgeber selbst berichten (S. 14):

„Der illustrirte Dante, den Botticelli für Lorenzo di Pierfrancesco verfertigte, war bis auf unsre Tage vergessen und verschollen. Der erste, der davon berichtet, ist G. F. Waagen, der den Band mit den Zeichnungen in der Sammlung des Herzogs von Hamilton in Hamilton Palace in Schottland sah und erkannte, daß die Zeichnungen von Botticelli herrührten, aber der Meinung war, einige könnten von anderer Hand ausgeführt sein. Waagen erinnerte sich sofort der Stelle in Vasari's Biographie des Botticelli („er commentirte einen Theil des Dante, illustrirte das Inferno und gab es in Druck, womit viel Zeit verging und was, da er nicht arbeitete, die Ursache von endlosem Wirrsal in seinem Leben wurde"; Vasari ed. Milanesi III., 317) und erklärte die Zeichnungen für die schönsten, mit denen die Göttliche Komödie je illustrirt worden sei (Treasures of Art III., 307). Aber erst als der Band mit einem Theil der Manuscriptsammlung aus Hamilton Palace 1882 in das Berliner Kupferstichcabinet gelangte, wurde die Autorschaft Botticelli's unzweifelhaft festgestellt. Der Band enthielt 88 durchschnittlich 32 Centimeter hohe und 37 Centimeter breite Pergamentblätter, davon 85 mit Zeichnungen, die allem Anschein nach erst im 18. Jahrhundert zusammengeheftet waren. Ein dabei befindliches von einem italienischen Buchhändler Claudio Molini 1803 in Paris verfertigtes Verzeichniß bewies, daß ihre Anzahl seit dieser Zeit unverändert geblieben war. — Als die Zeichnungen allgemeiner bekannt wurden, stellte sich heraus, daß die Vaticanische Bibliothek acht zu derselben Folge gehörige Blätter besitze. Diese waren einst Eigenthum der 1689 zu Rom verstorbenen Königin Christine von Schweden, deren Büchersammlung zum größten Theil Papst Alexander VIII. 1690 angekauft und der Vaticanischen Bibliothek einverleibt hatte. Wann die acht Blätter von den übrigen abgetrennt worden sind, ist unbekannt. Colomb de Batines erwähnt sie in seiner Bibliografia Dantesca (Prato 1846 [nicht 1856, wie irrthümlich angegeben ist] II., 174 Nr. 331). Sie erschienen ihm sehr merkwürdig durch ihre Zeichnung und den Reichthum der Darstellung, über ihren Urheber äußert er keine Vermuthung. Im Vatican befinden sich außer dem Uebersichtsblatt zum Inferno die Zeichnungen zu Inf. I. IX., X., XII., XIII., XV. und XVI., in Berlin die zu Inf. VIII. Von Inf. XVII. bis zu Parad. XXX. läuft dann die Reihe der Berliner Zeichnungen ununterbrochen. Das Blatt, auf das die Zeichnung zu Parad. XXXI. zu stehen kommen sollte, ist weiß geblieben, und die Folge schließt mit der angefangenen Zeichnung zu Parad. XXXII."

Daß Botticelli's Zeichnungen, ein Werk einzig in seiner Art, eines der bedeutsamsten Denkmäler der Kunst der italienischen Renaissance und zugleich der großartigste Cyklus bildlicher Darstellung zu Dante's Epos, den wir besitzen, ist, darüber ist man

---

[1]) Schnitzlein, später mit den bayerischen Truppen unter König Otto in Griechenland, starb als Generallieutenant und Gouverneur von Landau.

Digitized by Google

wohl allgemein einig. Ein Kunstforscher von Beruf, Dr. Ludwig Vollmann („Bildliche Darstellungen", Lpzg. 1892, S. 30 fg.) sagt darüber; „Was die illustrirten Handschriften des Trecento und der ersten Hälfte des Quattrocento begonnen haben, findet hier seine Vollendung. Viele Gestalten und Typen finden wir bei Botticelli wieder, welche nur aus den Miniaturen und Zeichnungen früherer Zeit bekannt und geläufig sind. Die Figuren des Vanni Fucci z. B., des Agnello Brunnelleschi, des Centauren Cacus im 25. Gesang des Inf., im Purg. der Greif mit dem Wagen der Kirche und anderes bieten, derglichen mit den gleichen Gestalten etwa im Modeneser und Altonaer Codex, höchst interessante Belege dafür, wie in den ersten beiden Theilen Botticelli ganz auf dem Boden der Tradition steht. Namentlich aber hat auch er sich noch nicht dan dem Rest mittelalterlichen Vorurtheils frei gemacht, nach welchem man die Gestalten der Antike — wie Charon, Minos, Pluto, Cerberus, Phlegyas — als Teufel darstellte. Aber doch, welcher Unterschied gegen die Früheren! Was dort befangen war, ist hier frei, was dort leblos, hier von gewaltiger Energie und Bewegung ergriffen, nirgends kleinliche Abschweifungen, sondern alles nothwendig und wesentlich. Vollends im Paradiese zeigt der Künstler seine Meisterschaft. Er braucht nicht zu dem häufig angewandten Nothanker zu greifen, daß er den Inhalt der Gespräche bildlich darstellte. Er gibt oft nur Dante und Beatrice, höchstens noch die redend eingeführten Personen und beschriebenen Vorgänge. Daß die lange Reihe scheinbar so ähnlichen Compositionen nicht manoton und ermüdend wird, vielmehr gewinnt, je länger man sie betrachtet, und eine Fülle reinsten Kunstgenusses bietet, wenn man sich in sie vertieft, erreicht er allein durch die Anmuth der Form und durch das, was vor ihm keiner versucht hatte — durch den seelischen Ausdruck seiner Gestalten."

Das herrliche Bilderwerk erscheint eigentlich nicht zum erstenmale. Die 85 Blätter der Berliner Handschrift hat F. Lippmann in vorzüglichen originalgroßen Repeoductionen mit erklärender Beschreibung bereits 1887 herausgegeben. Als Supplement dazu hat sodann noch im gleichen Jahre Dr. Joseph Strzygowski die acht Blätter der Vaticona, in gleicher Art wie die Berliner und auch im gleichen Verlage, veröffentlicht. So war denn das Werk bereits seit neun Jahren zugänglich, man darf aber wohl nicht sagen allgemein zugänglich, denn der Preis jener großen und unübertrefflichen Facsimileausgabe (M. 300.—) war für gar manche Freunde des Dichters und der Kunst denn doch zu hech. Es war daher ein sehr glücklicher Gedanke, die Zeichnungen in einem Bande vereinigt neu herauszugeben und zwar in der halben Große der Originale, einem handlicheren und bequemeren Format, bei dem alle Feinheiten und Details nuderkürzt zum Ausdruck gelangen. Durch diese kleinere, aber ebenso sorgfältig ausgeführte Ausgabe, die jedem leicht zugänglich ist, ist es allen Donte- und Kunstfreunden ermöglicht, mit Botticelli's herrlicher Schöpfung eingehend sich zu beschäftigen und alle Toge nach Belieben sich daran zu ergötzen; satt wird sich nicht so leicht einer an diesen Zeichnungen sehen. Es ist zu wünschen, steht aber auch zu erwarten, daß die Prachtband die wohl verdiente Verbreitung finde.

Ebenfalls ein Prachtwerk, zugleich aber auch ein sehr beachtenswerther Beitrag zur wissenschaftlichen Dante-Forschung, ist dos soeben erschienene Buch des als Dante-Uebersetzee bekannten Heidelberger Gelehrten Alfred Bassermann: „Dante's Spuren in Italien. Wanderungen und Untersuchungen" (Heidelberg, Karl Winters Universitatsbuchhandlung, 1897, gr. 4°. 5 Bll. u. 303 S. mit einer Karte von Italien in gr. Fol. und 67 Bildertafeln). Der Titel des schönen und wichtigen Buches eeinnert unwillkürlich an eine ältere Arbeit, welche eine etwas komische Geschichte hat. Für den Dante-Forscher liegt es ja sehe nahe, falls er über die dazu nöthigen Mittel verfügt, die Gegenden und Orte zu besuchen, welche dee Dichter in seinem Epos geschildert und erwöhnt hat. Das that in den dreißiger Jahren unsres hinsterbenden Jahrhunderts der Franzose J. J. Ampère und veröffentlichte die Ergebnisse seiner Forschungsreisen in der Voyage Dantesque betitelten Arbeit, welche in der „Revue des deux Mandes" (1839, XX., p. 534 bis 572 u. 737—772) zuerst erschien und seither mehrmals gedruckt worden ist. Ein Deutscher, C. G. Th. Winller, bekannter unter dem Pseudonym Theador Hell, gab im darauf folgenden Jahre (1840) zu Leipzig eine freie Uebersetzung der Ampère'schen Arbeit unter dem Titel heraus: „Mein Weg in Dante's Fußstapfen, nach J. J. Ampère bearbeitet." Der Venetianer Filippo Scolari, damals in ganz Italien als das Haupt der Dante-Forscher verehrt, übersetzte und deröffentlichte sofort (1841) die deutsche Uebersetzung der Ampère'schen Arbeit und gab vor, die deutsche Uebersetzung sei eine Originalarbeit des damaligen Prinzen und späteren Königs Johann von Sachsen. Es ist köstlich zu lesen, wie Ampère (La Grèce, Rome et Dante, Paris 1859, Vorw. S. III fg.) sich humoristisch über den komischen Fall ausspricht und seine Auseinandersetzungen mit der Erklärung schließt: „Fort du sentiment de mon identité je déclare qae je ae suis pas le Roi de Saxe."

Ampère's Arbeit ist heute gewiß noch nicht veraltet; aber ebenso gewiß ist es, daß sie bei weitem nicht als genügend erscheint. Man darf und wird es daher mit Freuden begrüßen, daß unser Verfasser aufs neue der Aufgabe sich unterzogen hat, die Geographie der Göttlichen Komödie, wenn der Ausdruck gestattet ist, praktisch, d. h. an Ort und Stelle neu zu erforschen, und daß er die Ergebnisse seiner Forschungen in dem schön geschriebenrn Buche ausführlich niedergelegt und allen Dante-Freunden zugänglich gemocht hot. Ueber Grundgedanken und Zweck seiner Arbeit sagt der Verfosser: „Dos Buch beabsichtigt eine Darstellung dessen zu geben, was Natur und Kunst Italiens an Beziehungen zu Dante aufweist. Natur und Kunst sind die beiden Hauptlebensquellen des Divina Commedia; von der Notur und der Kunst, die sich in Dante's Auge spiegelte, erkennen wir heute noch deutlich die Bilder in seiner Dichtung wieder; und die Nachweisung und Untersuchung dieser Spuren läßt uns in das Schoffen des Dichters einen Einblick gewinnen, der uns den Menschen und sein Werk wesentlich vertrauter machen und nöher rücken muß. Die Aufgabe, die ich mir gestellt datte, erfoiderte in erster Linie eigene Anschauung, und so habe ich auf mehrjährigen Reisen auf Dante's Fußstapfen Italien durchstreift, um die Stätten aufzusuchen, deren Dante in seinem Gedichte mit einer Wendung gedenkt, für die durch den Augenschein eine Aufklärung, aber eine auch nur controlieende Bestätigung zu erwarten wor, und um die Bildwerke kennen zu lernen, die mit Dante, als ihn beeinflussend aber von ihm beeinflußt, durch die Tradition in Verbindung gebracht werden oder doch wenigstens durch Behandlung eines der Divina Commedia verwandten Stoffes zue Veranschaulichung des Vorstellungskreises beizutragen geeignet waren, aus dem Dante's Dichtung herauswachsen ist und an dessen Erweiterung und Ausgestaltung sie ihrerseits wieder so hervorragenden Antheil gehabt hat. Um dem Leser das Geschaute zu dermitteln, schien mir bei den Landschaftsbildern das schildernde Wort zu genügen, und ich habe mich in diesee Hinsicht darauf beschränkt, eine Karte van Italien beizufügen, die nach meinen Angoben die besprochenen Oertlichkeiten nebst den hauptsächlichsten für Dante's Zeiten in Betracht kommenden Straßenzügen zur Anschauung bringt. Für die Kunstwerke dagegen hielt ich die Unterstützung durch die bildliche Darstellung für ein Bedürfniß, dem ich nach Kräften Rechnung tragen wollte. Bei der Auswahl der Abbildungen glaubte ich neben den großen Weltgerichtsbildern besanders die Mimaturen der Dante-Codices berücksichtigen zu sollen, die, schweree zugänglich als die Bilder der Kirchen und Gallerien, doch ganz besonders geeignet sind, den Zusommenhang Dante's mit der Kunst ins Licht zu setzen."

Diesem so deutlichen Programm ist weiter nichts beizufügen, als daß es sehr genau befolgt worden ist. Die Karte ist untee den so vielen, die wir schon besaßen, ganz unstreitig die beste, sowohl in Bezug auf Vollständigkeit, als auch was die Genauigkeit und Uebersichtlichkeit betrifft. Die zahlreichen, durchschnittlich mit untadelhafter Genauigkeit ausgeführten Bildertafeln, für sich allein schon ein wahrer Schatz einer jeden Dante-Bibliothek, führen uns in iheer Mehrzahl (43) getreue Reproductionen von Blättern mit Mimaturen, Oenamenten und Initialen aus einer Reihe von alten Dante-Handschriften doe Augen, welche im Original einzusehen nur wenigen Glücklichen gegeben ist. Aber auch die anderen sind keineswegs auf dem Dante-Markte zusammengelesen; es sind Reproductionen van sehr sorgfältig und mit feinem Verständniß der Kunst sowohl als auch der Dante'schen Dichtung ausgewählten Bildern, die eben auch nur wenige im Originol zu bewundern Gelegenheit haben dürften. Kurz, was die Auswohl und Ausfuhrung der Tafeln anlangt, dürfte ouch die schärfste Kritik kaum Nennenswerthes auszusetzen finden.

Digitized by Google

So belehrend und interessant, so sorgfältig ausgewählt und ausgeführt die 67 Tafeln auch sind, der Schwerpunkt des Buches liegt dennoch im Texte, keineswegs in den Bildertafeln. Für seinen Dichter sehr begeistert, hat Bassermann auf mehrjährigen Reisen die Gegenden in Italien so ziemlich alle besucht, welche Dante muthmaßlich auch besucht hatte und die in seiner großen Dichtung erwähnt, meistens aber mehr oder weniger anschaulich geschildert sind. An Ort und Stelle hat unser Verfasser die bezüglichen Terzinen der Divina Commedia studirt und über gar manche neues Licht verbreitet. Fragen der Dante-Forschung werden auf Schritt und Tritt in allgemein verständlicher Art besprochen und beleuchtet, so daß wir in dem Buche weit mehr finden, als wie beim Oeffnen desselben darin zu finden glaubten. Man muß es unbeschränkt einräumen: Bassermanns Arbeit gehört zu dem Hervorragendsten und Bedeutendsten, was die Dante-Literatur der jüngsten Zeit hervorgebracht hat.

Diese Anerkennung ohne irgend welchen Vorbehalt vorausgeschickt, muß ich freilich an meinem Theile gestehen, daß ich mit gar manchem mich nicht einverstanden zu erklären vermag. Schon der Grundgedanke des Buches kommt mir etwas problematisch vor. Wohl ist es schön und gewährt große Befriedigung, die Stätten mit eigenen Augen zu sehen, von welchen wir wissen, daß sie einst der große Dichter auch betreten hat, und aus eigener Erfahrung kenne ich den Genuß sehr wohl, der darin liegt, an einem Erdenfleckchen zu stehen und sich sagen zu dürfen: hier hat auch Dante gestanden, bei dem von hier aus sich bietenden Ausblick ist er zu dem und dem Gleichniß, zu der und der Schilderung angeregt worden. Zwischen unsern und des Dichters Zeiten liegen aber sechs Jahrhunderte, und wer kann ermessen, was für Veränderungen in diesen Jahrhunderten stattgefunden haben? Das Prophetenwort von den Thälern, die erhöhet, und von den Bergen und Hügeln, die geniedrigt werden sollen, geht zwar nicht in einem Tage und in einem Jahre, aber im langsamen, steten Naturprocesse denn doch in Erfüllung. Was hat Dante eigentlich gesehen von dem, was wir heute sehen, was sehen wir heute von dem, was Dante vor sechs Jahrhunderten gesehen hat? Welche Veränderungen haben Naturereignisse, welche Menschenhände veranlaßt? Vor vierzig Jahren liebte ich es, nach St. Margarethen hinauszuspazieren und dort, im Schatten sitzend, der herrlichen Aussicht über die Stadt Basel und Umgebung mich zu erfreuen: wäre ich ein zweiter Dante gewesen und hätte unter dem Eindruck der schönen Aussicht ein paar Gesänge mit Schilderungen von Basel gedichtet — was würde es zum Verständniß der betreffenden Verse nützen, wenn denselben eine heute aufgenommene Photographie der betreffenden Aussicht beigegeben wurde? Das wäre ja gar nicht mehr das Basel, wie es vor vierzig Jahren war, denn die Stadt hat sich seither gewaltig verändert. Seither, d. h. seit 35—40 Jahren! Und nun gar, wo es sich um sechs Jahrhunderte handelt! Gewiß, so gut wie andere Leute interessire auch ich mich dafür, wie die Städte und Ortschaften Italiens aussehen; was soll mir aber die schönste Beschreibung davon für meine Dantestudien von Nutzen sein? Man beschreibe mir, wenn man kann, wie das alles vor sechshundert Jahren ausgesehen hat: solche Beschreibungen, aber nur solche, wären mir bei meinen Dantestudien von unschätzbarem Werthe. Das gilt nicht allein in Bezug auf Bassermanns Arbeit, sondern auf alle modernen Versuche — und es sind ihrer nicht wenige —, nach dem Anblick, der sich heute dem Zuschauer darbietet, Dante-Stellen definitiv erklären, Dante-Fragen definitiv lösen zu wollen.

Im weiteren, bei aller Anerkennung der großen Belesenheit unsres Verfassers und nicht minder seiner Genauigkeit und Umsicht bei Besprechung noch nicht entschiedener Fragen, muß ich doch gestehen, daß ich nur selten mit ihm einig zu gehen vermag. Herr Bassermann und ich sind eben zwei ganz verschiedene Naturen: er ist Gläubiger, ich Skeptiker. Er hält auf die Tradition ebenso große Stücke, wie ich kleine. Demnach soll Dante's Gesandtschaft an Bonifaz VIII. doch noch möglicherweise eine geschichtliche Thatsache sein, denn das Wort: „Wenn ich gehe, wer bleibt? Wenn ich bleibe, wer geht?" athme ja Dante'schen Geist, sei seine blanke Schärfe, seine viel sagende, alles sagende Kürze und auch sein stolzes Selbstbewußtsein. Aber auch das berühmte: „Und sie bewegt sich doch!" ist ein Wort, das ganz Galilei'schen Geist athmet, und kein Mensch hält es gleichwohl für Galilei'sch. Solcher schneidigen Aussprüche, die Dante in den Mund gelegt werden, gibt es die Menge; man sehe z. B. nur bei Papanti nach. Sollen wir sie denn für Dantisch halten? Uebrigens, soweit ich Dante kenne, ist es gar nicht richtig, daß das Wort: „Wenn ich gehe" u. s. w. Dante'schen Geist athme; ich holte überhaupt unsern Dichter gar nicht für fähig, ein solches Wort jemals gesprochen zu haben.

Wer „Dante's Spuren" zu verfolgen sich zur Aufgabe macht, dem liegt die Versuchung sehr nahe, solche Spuren auch da zu finden, wo sie die Zeit absolut verwischt hat. Mir scheint, daß auch Bassermann dieser Versuchung nicht ganz habe widerstehen können. So soll Dante ganz unzweifelhaft nicht nur in Rom (und zwar genau im Jubeljahr 1300), sondern auch in Flandern und Gott weiß wo noch gewesen sein. Ich will es entfernt nicht leugnen; ich sage nur: es ist möglich, aber Bestimmtes weiß man darüber rein nichts.

Dante's Jugendgeliebte soll auch nach Bassermann doch wieder die Tochter des Folco Portinari und Gemahlin des Simone dei Bardi gewesen sein. Darüber bin ich fest entschlossen weder in Erörterungen noch in Polemiken weiterhin mich einzulassen. Wer noch nicht überzeugt ist, der ist überhaupt nicht zu überzeugen. Erwähnen will ich aber doch, daß ein so überaus gründlicher Kenner der Vita Nova wie Friedrich Beck in hoffentlich nicht allzu langer Zeit mit neuen Gründen die alte Ansicht verfechten wird, Dante's Beatrice und die Donna gentile seien gar keine realen Persönlichkeiten, sondern rein allegorische Gestalten. Die arme Frau Gemma, des Dichters Gemahlin, soll auch nach Bassermann denn doch ein gar böses Weib gewesen sein. Wir wissen über die Dame äußerst wenig Gutes und gar nichts Böses: das ist die einfache historische Thatsache; alles übrige beruht nur auf werthlosen Vermuthungen und Conjecturen.

Aber ich gerathe da auf Fragen, auf welche mich einzulassen diesmal um so weniger in meiner Absicht lag, als die seit dem Erscheinen von Bassermanns Buch verflossene Zeit denn doch gar zu kurz war, um alle die vielen darin behandelten Fragen der Dante-Forschung nochmals gründlich zu prüfen. Bassermanns bedeutende Arbeit mit der kritischen Brille gründlich durchzugehen, das werde ich ganz gewiß nicht unterlassen, und daß ich mich alsdann mit dem Verfasser über mehrere Fragen öffentlich auseinandersetzen werde, das dürfte sich hoffentlich von selbst verstehen. Für diesmal ging aber die Absicht einfach dahin, die Dante-Freunde auf zwei Prachtwerke aufmerksam zu machen, die ich selbst mir sehnlichst auf meinen Weihnachtstisch wünschen würde, wenn sie nicht bereits auf meinem Schreibtisch lägen. Die beiden Prachtbände kann ich aus bester Ueberzeugung bestens empfehlen und bin sicher, daß, wer auch immer auf meine Empfehlung hin darnach greift, mir nachträglich danken wird.

Mittheilungen und Nachrichten.

„Aus einer kleinen Universitätsstadt." Culturgeschichtliche Bilder von Alfred Bock. Gießen, Emil Roth 1896. 115 S. 8°. — Allerorten bemüht sich eben jetzt gelehrter Fleiß um die Universitätsgeschichte, Alfred Bock geht dabei seinen eigenen Weg. Er erzählt uns von Goethe's Verkehr mit Höpfner. Ein gelehrter Jurist entstrebt erstarrter Tradition, befreundet sich mit Sturm und Drang der jungen Literatur und deutet auf eine anthropologisch vertiefte Anschauung vom Recht. Wie ein Professor der Physiologie die morphologischen Ahnungen des Dichters aufnimmt, zeigt Goethe's Verhältniß zu Johann Bernhard Wilbrand; hier kündet der Wandel sich an, den unser Jahrhundert in der Ansicht des organischen Lebens erfuhr, die descriptive Betrachtung weicht dem genetischen Verständniß. Der Nationalökonom Lemme fördert den Studenten Börne — die Anfänge der politischen Journalistik werden durch die Cameralwissenschaft alten Stils beleuchtet. Einen landständischen Charakter und eine gewisse Bescheidenheit bewahrte Gießen bis diesen Tag. Aber das eben ergibt einen reizvollen Contrast des scheinbar ruhenden, langsam sich umformenden in den bewegten Strömungen der Cultur. Klinger steht hier einsam in dem wüsten Treiben des ärgsten Peanolismus, Höpfner leidet unter der kleinlichen Niedertracht seiner Collegen. Doch die Einsamen behalten Recht, früh reife Kinder einer edleren Epoche. Es war ein neuer Geist des Lehrkörpers, als zum Streit um Fichte's Atheismus der Theolog C. Ch. Schmidt das Wort ergriff, und

Digitized by Google

ein neuer Geist der Jugend trat hervor in den Tagen politischer Erregung, in den Freiheitskriegen wie im Angesicht des Frankfurter Parlaments. Bodz geschickt componirtes und flüssig geschriebenes Büchlein sei der Lectüre empfohlen.

F. Rubeck.

△ **München**, 14. Dec. Kgl. Akademie der Wissenschaften. Decembersitzungen. I. In der philosophisch-philologischen Classe begrüßte der Vorsitzende die beiden neu eingetretenen a. o. Mitglieder Reichsrath Prof. Dr. Frhr. v. Hertling und Prof. Dr. Lipps und hob dabei besonders hervor, daß nunmehr die Philosophie, von der die Classe in erster Linie ihren Namen trage, wieder in derselben vertreten sei. Prof. Dr. v. Wölfflin berichtete über den Fortgang der Arbeiten für den Thesaurus linguae latinae und legte einen mit der B. G. Teubner'schen Verlagshandlung über die Herausgabe desselben verabredeten Vertrag vor, für welchen zunächst die Genehmigung des Präsidiums unsrer Akademie einzuholen ist. Prof. Dr. Georg Ebers regte an, daß sich unsre Akademie an einem schon lange von Hrn. Prof. Ad. Erman in Berlin geplanten, jüngst von einer Anzahl von Vertretern der ägyptischen Studien in Deutschland eingehend berathenen Unternehmen betheiligen möge, nämlich der Herausgabe eines Thesaurus linguae Aegyptiacae. Prof. Ebers wird in einer späteren Sitzung der Classe weiteres über dieses Unternehmen, insbesondere über dessen Kosten berichten und damit einen förmlichen Antrag verbinden. — Professor Dr. Heemann Paul brachte einen Nachtrag zu dem in den Sitzungsberichten der Classe 1893 gedruckten Gedicht „Tristan als Mönch" und sprach sodann „über die Aufgaben der Wortbildungslehre"; beide Mittheilungen werden in den Sitzungsberichten erscheinen. Prof. Dr. Kuhn legte eine Abhandlung des corresp. Mitglieds Prof. Dr. Wilh. Geiger in Erlangen vor „über die Sprache der Inschrift auf Ceylon", welcher für die Sitzungsberichte bestimmt ist, ebenso wie eine von den Professoren v. Oheist und Krumbacher vorgelegte Abhandlung des Hrn. Dr. Christensen in Hamburg „über die Vorlagen des byzantinischen Alexandergedichtes". II. In der mathematisch-physikalischen Classe hieß der Vorsitzende gleichfalls die neuen a. o. Mitglieder Prof. Dr. Wilhelm Königs, Prof. Dr. Karl Linde und Prof. Dr. Emil Selenka willkommen und überreichte die Dankschreiben der neuen corresp. Mitglieder, v. Fedorow, Flemming, Helmert, Hittorf, Töpler und Waldeyer. — Zu dem am 21. Nov. gefeierten 70. Geburtstag des berühmten italien. Chemikers Stanislao Cannizzaro hat Geh. Rath Dr. v. Voit die Glückwünsche der Classe nach Rom übermittelt. — Prof. Dr. Walther Dyck überreichte die soeben im Druck vollendete Publication: „Ludwig Otto Hesse's gesammelte Werke". Die Publication wurde im Jahre 1892 von der mathematisch-physikalischen Classe auf Antrag ihrer Mitglieder, der Prof. W. Dyck, F. Lüroth und M. Nöther, beschlossen und die Herausgabe diesen drei Mathematikern übertragen, welche als vierten sich noch Herrn Prof. Gundelfinger in Darmstadt beigesellten. Das über 90 Druckbogen Quart umfassende, schön ausgestaltete Werk, welches zu Anfang des neuen Jahres im Buchhandel erscheinen wird, ist geziert durch ein im Hanfstängl'schen Verlag vorzüglich ausgeführtes Lichtdruckbildniß (Photogravüre) Hesse's. Der Classensecretär spricht Herrn Prof. Dyck den Dank der Classe aus für seinen großen Antheil an dem schönen Werk; den drei anderen Mitarbeitern an demselben soll, gemäß Beschluß der Classe, durch das Präsidium der Dank der Akademie übermittelt werden. — Vorträge wurden gehalten von Prof. Dr. Lindemann „Zur Geschichte der Polyeder und der Zahlzeichen", von Prof. Dr. Goebel „über Jugendformen von Pflanzen und deren künstliche Wiederhervorrufung", von Oberbergdirector Dr. v. Gümbel „über die Grünerde vom Monte Baldo", und von Prof. Dr. Pringsheim „über die sog. Kreuze zwischen Dioergenz und Canvergenz — sämmtliche vier für die Sitzungsberichte der Classe bestimmt; in diesen sollen weiterhin erscheinen eine von Prof. Liebmann vorgelegte Mittheilung des Hrn. Prof. S. Kantor in Kopenhagen „über n^te Momente von R_1-Complexen im R_r.", sowie eine von Prof. Dr. Groth vorgelegte Abhandlung von E. v. Fedorow, betitelt: „Einige Betrachtungen über die Grundfragen der Krystallographie". Prof. Dr. Sohncke macht Mittheilungen über die ersten drei Jahrten mit dem Luftballon „Akademie"; die angestellten Beobachtungen werden demnächst veröffentlicht werden. III. In der historischen Classe begrüßte der Vorsitzende das neue v. a. Mitglied Dr. Ludwig Traube und legte die Dankschreiben der corr. Mitglieder Prof. Baucher und Prof. Dr. Mühlbacher vor. Prof. Dr. Riggauer machte Mittheilungen über das bevorstehende Erscheinen des ersten Bandes der Publication des ihm unterstehenden hiesigen kgl. Münzcabinets: „Münzen und Medaillen des Hauses Wittelsbach". Prof. Dr. Lossen verlas das Schlußcapitel des im Manuscript vollendeten zweiten Bandes seines Werkes über den Kölnischen Krieg, einen Rückblick enthaltend über den Inhalt der beiden Bände desselben. — Heute sind es 50 Jahre, daß der Präsident der Akademie, Geh. Rath Dr. v. Pettenkofer, Exc., und das ordentliche Mitglied der mathematisch-physikalischen Classe Geh. Rath Prof. Dr. Ludwig Andreas Buchner als außerordentliche Mitglieder dieser Classe bestätigt worden sind. Aus diesem Anlaß haben die Classensecretäre, bezw. Präsident und Classensecretäre, deinen Jubilaren persönlich die Glückwünsche namens der Gesammtakademie überbracht.

* **Heidelberg.** Am 12. ds. Mts. habilitirte sich bei der medicinischen Facultät mit einer Probevorlesung über Katatonie Dr. Franz Nißl, Assistent an der psychiatrischen Klinik.

* **Köln.** Die größte Sammlung stadtkölnischer Münzen wird aus dem Nachlaß des verstorbenen Hrn. Karl Faelnv an die Stadt Köln übergehen.

* **Jena.** Eine Notiz in der Beilage Nr. 285 vom 9. d. M., die darin an sich richtige Angaben den Rückgang der Anzahl der hier studirenden Theologen beleuchtete, könnte dahin mißdeutet werden, als sei diese Erscheinung auf den Personenwechsel, der durch Lipsius' Tod auf einem der Lehrstühle herbeigeführt ward, hervorgerufen worden. Dem gegenüber ist auf folgende, zum Theil selbstverständliche Momente hinzuweisen: 1) Es ist bekannt, daß gegenwärtig die theologische Frequenz an allen Universitäten zurückgeht. 2) Bei der Wiederbesetzung des Lipsius'schen Lehrstuhls ist von hier aus, wie ja bei theologischen Berufungen nicht selten geschieht, über angebliche Vergewaltigung durch die „Ritschl'sche Schule" unnöthig Lärm geschlagen und wenig geschickt operirt worden, so daß eine üble Nachwirkung davon nicht wohl ausbleiben konnte. 3) Jeder Kundige weiß, daß der Rückgang oder Aufschwung der Frequenz an einer Facultät niemals mit Recht ausschließlich von dem Vorhandensein und dem Wirken eines einzelnen Lehrers abhängig gemacht werden kann, daß vielmehr dabei ganz andere Factoren den Ausschlag geben. 4) Wäre aber wirklich durch die in Rede stehende Berufung ein „Wendepunkt" eingetreten, so müßte man den Schluß ziehen, daß die übrigen an der Facultät wirkenden Kräfte vor wie nachdem wenig bedeutet hätten, was weder der Wahrheit entspricht, noch von dem Einsender der neulichen Notiz gemeint sein kann.

* **Berlin.** Die hiesige Universität wird im laufenden Winterhalbjahr von 5620 immatriculirten Studenten besucht. Im Sommer betrug die Zahl 4465, von denen beim Semesterschluß 3225 zurückblieben; neu hinzugekommen sind 2395. Die theologische Facultät zählt 454 Studirende, die juristische 1872, die medicinische 1313, die philosophische 1981. Von den 1335 Preußen in der philosophischen Facultät sind 559 vom Gymnasium, 181 aus Realgymnasien, 25 aus Oberrealschulen hervorgegangen, 570 besitzen noch kein Reifezeugniß. Eine so hohe Ziffer an immatriculirten Studenten wie in diesem Winter ist noch nicht erreicht worden; sie übertrifft die des vorigen Winters um 252. Die Zahl der hospitirenden Frauen ist verhältnißmäßig stark: 93 Gasthörerinnen sind in diesem Winter vom Rector zugelassen worden, gegen 35 im vorigen Winter und 39 im letzten Sommer. Hospitanten männlichen Geschlechts werden außerdem 333 gezählt. — Die Technische Hochschule zu Charlottenburg wird in diesem Winter von 2101 Studirenden besucht. Hiezu kommen noch 578 Hospitanten und 234 andere, zum Unterricht zugelassene Personen, so daß die Gesammtzahl der Hörer 2913 beträgt.

* **Berlin.** Von einem Wiedereintritt des seit dem vorigen Jahr im Ruhestande lebenden Geheimraths Dr. Max Jaedon in die Stelle eines Decernenten für Kunstangelegenheiten (wovon dieser Tage in der Presse die Rede war) ist im Cultusministerium selber nichts bekannt. — Das Winckelmann-Fest der hiesigen Archäologischen Gesellschaft, über dessen Verlauf im vorigen Jahr Ernst Curtius noch persönlich (in Nr. 290 v. J. 1895) den Lesern der Beilage berichtet hat, galt diesmal vornehmlich dem Andenken dieses letzten Begründers der Gesellschaft, der länger als ein Vierteljahrhundert ihr erster Vorsitzender war. Seine Büste schmückte nun Platz, von dem aus er so oft die Festversammlungen geleitet hatte. In dem Eröffnungsvortrage gab der jetzige Vorsitzende, Geh. Rath R. Schöne, ein Bild von dem Wirken des Verstorbenen in der ihm so lieb gewordenen Gesellschaft, welches sich zu einem Rückblick auf die Wieder-

Digitized by Google

belebung der griechischen Studien in den letzten zwei Jahrhunderten erweiterte. Dann folgte A. Trendelenburg mit einer Rede über die Schaukelbilder im Zeustempel zu Olympia, deren Zusammenhang erst dann verständlich werde, wenn man mit Curtius den von ihnen umschlossenen Raum als Platz für die Kränzung der Sieger in den Spielen betrachte. Zum Schluß berichtete O. Richter über seine Untersuchungen auf dem Vorplatz des Kastortempels in Rom, wo er die lange gesuchte dritte Rednerbühne des Forums gefunden zu haben glaubt. Die von Erich Pernice verfaßte Festschrift handelt über „Griechisches Pferdegeschirr im Antiquarium der königlichen Museen".

Prompte Lieferung aller Bücher durch H. O. Sperling, Buchhandlung in Stuttgart. Größere Werke gegen bequeme Teilzahlungen, Katalage gratis. Hauptvertriebsstelle von Meyers Konversations-Lexikon.

Im Verlage von F. E. C. Leuckart in Leipzig erschien:

Koschat-Album.

Auswahl der beliebtesten Kärntner Lieder componirt von Thomas Koschat.

Band I bis IV.

a) Für eine Singstimme hoch und tief, mit Pianoforte à ℳ 3 netto.
b) Für Pianoforte allein . . . . . à ℳ 2 netto.

Außerdem erschienen: *Koschat-Duett-Album für 2 Singstimmen m. Pianoforte, Bd. I u. II à ℳ 3 netto* — *Koschat-Album für Zither (mit Gesang od. libit.) Bd. I u. II à ℳ 2 netto*, etc.

Verzeichniss der Koschat'schen Werke, geschmückt mit dem neuesten Portrait des Dichter-Componisten kostenlos u. postfrei. (18101)

Zu Weihnachtsgeschenken

empfehlen

Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart

J. V. von Scheffels Werke:

Quart-Ausgaben.

Bergpsalmen. Dichtung. Mit 6 Bildern von A. v. Werner. 3. Auflage. Hochelegant gebunden M. 12.—.
Gaudeamus! Lieder aus dem Engeren und Weiteren. Mit Ill. von A. v. Werner. 2. Aufl. Hocheleg. geb. M. 25.—.
Der Trompeter von Säkkingen. Ein Sang vom Oberrhein. Mit Illustr. von A. v. Werner. 3. Aufl. Hocheleg. geb. M. 45.—.
Das Walliedlied. Verdeutscht. Mit Illustrat. von Alb. Baur. Hochelegant gebunden M. 10.—.

Groß-Oktav-Ausgaben.

Frau Aventiure! Lieder aus Heinrich von Ofterdingens Zeit. Mit 12 Bildern von A. v. Werner. Hocheleg. geb. M. 10.—.
Ekkehard. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert. 2 Bände 7. Auflage. Hochelegant gebunden M. 10.—.
Gaudeamus! Lieder aus dem Engeren und Weiteren. Mit Illustrationen von A. v. Werner. Hocheleg. geb. M. 10.—.
Der Trompeter von Säkkingen. Ein Sang vom Oberrhein. Mit Illustr. von A. v. Werner. 4. Aufl. Hocheleg. geb. M. 12.—
Waldeinsamkeit. Dichtung. Mit 12 Bildern von Jul. Macak. 5. Auflage. Hochelegant gebunden M. 8.—.

Oktav-Ausgaben.

Frau Aventiure! Lieder aus Heinrich von Ofterdingens Zeit. 17. Auflage. Hochelegant gebunden M. 6.—.
Bergpsalmen. Dichtung. Mit 6 Bildern von A. v. Werner 6. Auflage. Hochelegant gebunden M. 6.—.
Ekkehard. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert. 153. Aufl. Hochelegant gebunden M. 6.—.
Episteln. Geheftet M. 3.60, elegant gebunden M. 4.50.
Fünf Dichtungen. Hochelegant gebunden M. 4.—.
Gaudeamus! Lieder aus dem Engeren und Weiteren. 60. Aufl. Hochelegant gebunden M. 4.80.
Gedichte aus dem Nachlaß. 4. Aufl. Hocheleg. geb. M. 4.—
Aus Heimat und Fremde. Lieder u. Ged. Hochel. geb. M. 4.—
Hugideo. Eine alte Geschichte. 8. Aufl. Hocheleg. geb. M. 2.—
Juniperus. Geschichte eines Kreuzfahrers. Mit Illustrationen von A. v. Werner. 5. Auflage. Hochelegant gebunden M. 7.—
Reisebilder. Mit einem Vorwort von Joh. Proelß. 2. Auflage. Geheftet M. 5.—, hochelegant gebunden M. 6.—.
Der Trompeter von Säkkingen. Ein Sang vom Oberrhein. 226. Auflage. Hochelegant gebunden M. 4.80. (17517)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Herdersche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Detzel, H., Christliche Ikonographie. Ein Handbuch zum Verständniß der christlichen Kunst.

Zweite (Schluß-)Band: **Die bildlichen Darstellungen der Heiligen.** Mit 318 Abbildungen. gr. 8°. (XVIII u. 714 S.) M. 9; geb. in Leinwand mit Lederrücken M. 11.50.

Früher ist erschienen:

Erster Band. **Die bildlichen Darstellungen Gottes, der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria, der guten und bösen Geister und der göttlichen Geheimnisse.** Anhang: Die Weltschöpfung. — Die Sibyllen. — Die apokalyptischen Gestalten. — Judas Iskariot. — Mit 220 Abbildungen. gr. 8°. (XVI u. 584 S. und 10 Separatbilder.) M. 7, geb. M. 9.50.

Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst. Vierte Jahresmappe (1896). Mit 12 Foliotafeln in Kupferdruck und Phototypie und 20 Abbildungen im Texte, ausgewählt durch die Juroren Prof. G. Hamberrisser, Prof. Gabriel Seidl, Balth. Schmitt, H. M. Waderé, M. Feneretein, Gebh. Fugel, Univ.-Prof. Dr. Bach und Pfarrer Detzel. Nebst erläuterndem Texte (24 S.) von F. Fasting, Pfarrer in Niederroth. In elegantem Umschlag M. 15. (Kommissions-Verlag.)

Die seit 1893 in Jahresmappen erfolgten Veröffentlichungen der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst wurden bis jetzt nur an Mitglieder geliefert. Nunmehr sollen dieselben durch den Buchhandel weitern Kreisen zugänglich gemacht werden. Durch die hohe Schönheit des Gebotenen wird hier ein würdiges religiöses Festgeschenk geboten.

Waal, A. de, Der Campo Santo der Deutschen zu Rom. Geschichte der nationalen Stiftung zum elfhundertjährigen Jubiläum ihrer Gründung durch Karl den Großen. Mit 4 Abbildungen. 8°. (XII u. 324 S.) M. 4; geb. in Leinwand mit Deckenpressung M. 5.20. (18169)

Vervielfältigung (17119)

von Schriftstücken jeder Art, die nur in geringer Anzahl von Abdrücken gewünscht werden, geschieht rasch und billig durch das neue Verfahren „Schreibmaschinen-Autographie". So sauber wie Buchdruck! Billiger wie Handschrift-Autographie, weil große Raumersparniß! Kein Schreiben mit schmieriger Tinte! Man sende Concepte an A. Semle in Neuburg a. D.

Gustav Fischer, Verlag, Jena.

Dr. W. Sombart,
Professor a. d. Univers. Breslau

Socialismus und sociale Bewegung im 19. Jahrhundert.

Preis: [illegible] M., geb. 2.50 M.

(18067)

Antiquariatskatalog Nr. 89.
ILLUSTRIRTE und **GESCHENKS-Werke**
gratis und franko
I. Tansalg, Antiquariat, Prag, 150—I. (17974)

Durch Leid zur Seligkeit.
Ein Werkstück zum Tempelbau der Erlösung
von Friedr. Benj. Hermann.
Fünf Bücher in 3 Bänden:
I. Ringen und Werden.
II. Lieben und Hoffen; Welt- und Gotteswissen.
III. Suchen und Finden, Tod u. Leben.
3 eleg. Leinwandbde. Gesammtpreis: Mk. 18.—
Einzelpreis: I. M. 5.40; II. M. 6.75; III. M. 6.75.
Prospecte stehen gern zu Diensten.
Verlag von Joh. Heinr. Meyer, Braunschweig. (13632)

Hildebrandt's Aquarelle,
unerreicht als Farbendrucke: **Erdreise** 34 Bl., **Europa** 14 Bl. **Neue Folge** 20 Bl., einzelo 12 M., von 6 Bl. an **nur 9 M.** Prachtmappe 20 M. Verzeichniß gratis. Zu beziehen durch jede Buch- und Kunsthandlung. Verlag von **Raimund Mitscher, Berlin S.** (18149)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 16. December. Nummer 291.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

König Saul. I. — Vom Weihnachtstisch. VI. — Mittheilungen und Nachrichten.

König Saul.

Ein Ausschnitt aus der alttestamentlichen Geschichtsforschung.

I.

L. Wenn wir hier ein Lebens- und Charakterbild aus einer schon fast dreitausend Jahre entschwundenen Zeit vorzuführen unternehmen, und zwar nicht ein Bild der Dichtung, um es zu genießen, sondern eine Gestalt der Geschichte, um sie zu begreifen, so geschieht es nach jenem unbegrenzten Gemeinschaftsgefühl, das den Menschen zum Menschen zieht über die weitesten Räume und Zeiten hinweg, wo nur wirklich menschliches Leben die geistige Atmosphäre, die uns alle umfluthet, einst in Schwingung versetzt hat, wo also ein Miterleben, Mitfühlen, Mitleiden oder auch ein Beweglwerden zum Gegensatz noch heute stattfinden kann.

Solche Beziehungen bietet uns die längst vergangene Geschichte des kleinen Volkes Israel in reichem Maß, und zwar zu einer Zeit, wo davon bei anderen Völkern, außer vielleicht dem ägyptischen, noch gar nicht die Rede sein kann. Denn wir meinen hier die wirkliche Geschichte, nicht die Dichtung. Aus der Zeit, in welche der Gegenstand der homerischen Dichtung oder der Heraklessagen verlegt wird, haben wir vom Volk Israel eine wirkliche und zwar bewundernswerthe geschichtliche Ueberlieferung, wenn freilich auch mit sagenhaften Elementen durchwoben und nicht unbeeinflußt von bestimmter Tendenz. Und in dieser Geschichte spielen menschliche Bestrebungen, Gesinnungen, Gefühle von einer Mannichfaltigkeit und ungeschminkten Naturfrische, daß man nothwendig gefesselt wird. Heldenmuth, Tollkühnheit, Klugheit und List, Freundschaft und Liebe, religiöse Begeisterung, auch Bosheit und Grausamkeit. An Grausamkeit kann sich die israelitische Geschichte mit der alten englischen messen, und von Schreckgestalten wie der eines Gloceſter bei Shakespeare hat sie eine ganze Reihe. Aber die edleren menschlichen Züge nehmen gerade in der Zeit, wo das israelitische Volk zum Staat wurde und das entstehende Königthum seine Kraft und seinen Glanz entfaltete, einen breiteren Raum ein; und so interessirt uns diese Zeit lebhafter.

Nun hat sich freilich für uns über die israelitische Geschichte schon von der Schule her eine gewisse stereotype Auffassung derselben als heiliger Geschichte gelegt, zu einem Theil veranlaßt durch die Art der biblischen Berichterstattung selbst, so daß man ihre Gestalten gleichsam nur als mehr oder weniger unpersönliche Beispiele religiöser Wahrheiten anzusehen gewohnt ist und kaum sich bewußt wird, daß sie das tiefste menschliche Interesse zu erwecken geeignet sind. Die Aufgabe ist, sie in den lebendigen Fluß der Geschichte wieder hineinzustellen und menschlich, geschichtlich zu begreifen.

König Saul ist eine jener geschichtlichen Gestalten, die im gewöhnlichen Unterricht trotz etwaiger ausführlicher Behandlung zu kurz kommen. Zwar im Anfang tritt er auf als ein herrlicher junger Mann, der alles Volk um eines Hauptes Länge überragt und, von Samuel zum König gesalbt, Großes vollbringt. Aber wie schon diese Königswahl selber von Samuel nur widerwillig zugestanden wird, da sie Abfall von Gottes unmittelbarer Herrschaft sei, so erweist sich das Königthum selbst bald als Verlockung zur Verkehrtheit; Saul wird gegen göttliche Weisung aus des Propheten Samuel Mund ungehorsam. Er wird dafür von Gott verworfen. Und nun plagt ihn ein böser Geist, finsterer Neid gegen den, den er als Nebenbuhler fürchtet, und der auch zum zukünftigen König heimlich gesalbt ist. Sein finsterer Geist reißt ihn zu Verbrechen hin, und gottverlassen fällt er endlich in der Schlacht gegen die äußeren Feinde. Er hat Hoffnungen erweckt, aber ist bald von seiner rechten Aufgabe abgewichen. So die gewöhnliche Darstellung. — Indeß spielen auch durch die so dargestellte Geschichte so viel menschlich begreifliche Seelenerregungen hindurch, daß König Saul gerade mit diesen seinen Seelenerregungen und mit den Verwicklungen seines Lebens, mit seinen düsteren Gedanken, mit seinem tragischen Ende unserm modernen Empfinden näher tritt. Sein Leben erscheint uns dann wohl auch in einen großen, weltgeschichtlich so oft sich wiederholenden Gegensatz, den Widerstreit zwischen Königthum und Priesterthum, hineingestellt. Und so gewinnt sein Leben immer dramatischeren und tragischeren Charakter. Dabei aber geschieht es nun wohl, daß unser Urtheil zu gunsten Sauls und zu ungunsten seiner Gegner eingenommen wird; wogegen dann wieder ein anderer etwa Saul als kranken Mann ansieht, mit dem David unendliche Geduld haben mußte. — Diese Urtheile alle aber verlassen kaum das Gebiet bloßer Eindrücke ohne prüfende Untersuchung der geschichtlichen Grundlagen. Es müssen aber die geschichtlichen Berichte selber kritisch untersucht werden. Unsre Darstellung wird sich daher zu einer kleinen Untersuchung über hebräische Geschichtschreibung erweitern müssen.

Einem aufmerksamen Leser der Geschichte des Saul in der Bibel selber, nämlich im ersten Buch Samuelis von Capitel 8 an bis zu Ende, Capitel 31, und dazu noch das erste Capitel des zweiten Buches Samuelis — eine Lectüre, die reizvoll ist — einem aufmerksamen Leser werden da Unvereinbarkeiten, Widersprüche, wundersame Gegensätze auffallen. Wenn, um auf einiges hinzuweisen, Saul eigentlich dreimal zum König gemacht wird, zuerst durch Samuel, der in ihm den rechten Mann in der Noth erkennt, dann vor versammeltem Volk durchs Loos, und dann noch einmal, als er eine bedrängte Stadt befreit hat, durch das Volk selber; wenn er zuerst, in der gangbaren Uebersetzung, ein junger Mann genannt wird und dann alsbald in den Krieg zieht mit einem wacker streitbaren Sohn; wenn Samuel das einemal als ein Seher erscheint, den man für einen silbernen Viertelseckel (das ist 60 bis

70 Pfennig an Silbergehalt) um den Verbleib entlaufenee Eselinnen fragt, und dann wieder als Richter, als priesterlicher Herrscher in Israel, als Königeinsetzer und Königabsetzer; wenn David nicht bloß zweimal mit dem Spieß des Saul bedroht wird, sondern auch wiederholt seine Flucht antritt, ohne daß er fortkommt; — so wird wohl jeder merken, daß hier nicht alles im reinen ist und daß sich verschiedene Ueberlieferungen über einander gelagert und in einander geschoben haben, ja daß auch offenbae absichtlich bestimmte Farbenlöne aufgetragen worden sind. Denn selbstverständlich sind die geschichtlichen Büchee des Alten Testaments nicht seei aus der Hand, jedes Buch aus einer und derselben Hand, geschrieben; berufen sie sich doch selbee auf alle Quellschriften, wie „das Buch der Kriege Jahwe's" (so lautet der Name des Gottes Israels richtig, „Jehvoa" ist fälschliche Aussprache), ferner das Buch der „Rechtschaffenen", „das Buch der Könige Juda's", „der Könige Israels" u. s. w. Aber auch abgesehen von dieser Berufung auf Quellschriften, ist oft genug am Stil, an der Auffassung einer Begebenheil, an der religiösen Haltung eines bestimmten Abschnittes, an der mehr oder minder deutlichen Unterbrechung des natürlichen Zusammenhangs in einer Erzählung wohl zu merken, ob und welche verschiedenen Hände hier gearbeitet haben.

Dieses ganze Gefüge in seinen Fugen zu verfolgen und dieses Gewebe in seine Maschen auseinander zu legen, hat nun die deutsche theologische Wissenschaft in den letzten sechzig, besonders in den letzten dreißig Jahren eine glänzende Arbeit gethan, wie denn in der philologisch eindringenden, aber in großem Stil angelegten Erforschung alter Ueberlieferungen und ihrer Quellen die Theologie in diesem Jahrhundert wohl unter den Wissenschaften die Führerrolle einnimmt. Für das Alte Testament sind es hauptsächlich Reuß, Vatke, Graf, der Schüler von Reuß, und ganz besonders Wellhausen, auf ihm dann fußend Stade, Kautzsch und andere, die hier Licht gebracht haben. Wellhausen ist zum Dank dafür aus der theologischen in die philosophische Facultät beiseite gedrängt worden. Seine Ergebnisse voe allem sind es, von denen auch ich hier ausgehe.

Das Hauplergebniß seiner und seiner Vorgänger Forschung aber ist dieses, daß die Religion des Volkes Israel nicht fertig aus dee Hand des Mose hervorging, sondern allmählich und lebendig fortschritt, daß einst Krieg und Patriotismus der Inhalt dieser Religion war, Jahwe der Gott Israels, nicht der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erde, sondern Israel sein Volk und er seines Volkes Gott, darin abee schon erhaben über das Naturhafte dee heidnischen Götter, die treibende Kraft der Geschichte des Volkes; daß dann, durch den Einfluß der Propheten im Kampfe mit den kanaanitischen Naturgöttern, der Inhalt der Religion Recht und Gerechtigkeit und von da aus Jahwe allmählich zum Weltengott wurde; daß aber endlich erst nach Auflösung des Staates, in und nach der Verbannung, das Ideal der sogenannten Theokratie aufkam, wo Gott als der unmittelbare Herrscher seines Volkes betrachtet wurde, und daß damals erst als Darstellung dieser Theokratie die ganze priesterliche Gestaltung und Auffassung des Lebens geschaffen wurde, die sich in der schriftlichen Ueberlieferung, wie sie vorliegt, als Werk des Mose gibt, während auf jeder Seite zu erkennen ist, daß sie erst aus viel späterer Zeit stammt. Die Folgerung für die Beurtheilung der geschichtlichen Ueberlieferung aber ist diese, daß die genannten verschiedenen Perioden der Geistesentwicklung sich auch über die geschichtliche Ueberlieferung gelagert, sie überarbeitet oder durchsetzt haben und ihre Einschläge erst wieder entfernt werden müssen, um so viel als möglich das wahre Bild zu gewinnen.

Die Anwendung nun dieser Ergebnisse auf die Geschichte und die Vorgeschichle des Königs Saul führt zu der Erkenntniß, daß es erst eine Hineintragung aus viel späterer Zeit in die alle Geschichte ist, wenn die naturhafteren Formen altisraelitischer Religion als Abfall von dem durch Moses geoffenbarten wahren Gott betrachtet und nun die alte Geschichte als ein ewiger Wechsel von Abfall, Drangsal, dann Bekehrung, Errettung und Ruhezeit und wieder Abfall, Drangsal, Bekehrung, Errettung, Ruhezeit dargestellt wird; und erst gae jene Anschauung, als wäre die Errichtung des Königthums Abfall von der unmittelbaren Herrschaft Gottes gewesen und nur nothgedrungen von Samuel zugelassen. So ist es zunächst eine völlig ungeschichtliche Darstellung, daß Samuel als Gottesmann, als Priester, Prophet, Richtee über Israel eine Zeit der Gnade und Ruhe gebracht und eigentlich nur durch sein Gebet das Volk vor dem damals so übermächtigen Feind, den Philistern, gerettet habe. Vielmehr übten die Philistee bis zu Sauls Königthum eine ziemliche Zwingherrschaft über weite Gebiele Israels aus; ihre Bezwingung war gerade die Aufgabe und Entstehungsursache des jungen Königthums. Ungeschichtlich sind daher die Strafreden, die Samuel gehalten haben soll, weil die Israeliten einen König „wie die Heiden" begehrten, als wäre das ein Abfall von Gott. Vielmehr ist es den alten Israeliten lebendig im Bewußtsein geblieben, welcher Dank den Männern und der Institution gebühre, wodurch sie aus der Anarchie und Unterdrückung zu einem geordneten und wehrfähigen Gemeinwesen emporgehoben wurden; das bezeugt die Ueberlieferung der Bücher Samuelis, abgesehen von diesen priesterlich gefärbten Berichten über den alten Seher Samuel, durchweg. Ungeschichtlich ist, daß Samuel in jener Zeit der Zusammenhangslosigkeit der Stämme sollte eine wohlgeordnete Versammlung des ganzen Volkes nach Mizpa berufen und eine Königswahl oder Erloosung veranstaltet haben. Ungeschichtlich diese ganze Stellung des Samuel zum Volk wie zum König Saul, wonach ee dem König Befehl zur Ausrottung der Amalekiter ertheilt, dieser den Befehl nicht ganz ausgeführt hätte und dafüe von Samuel wie ein Schüler zur Rede gestellt und nun von Gott verworfen wäre; wobei Woete ausgesprochen werden, die erst aus dem Geist der späteren Propheten verständlich sind: „Gehorsam ist besser ats Opfer." Noch ungeschichtlicher ist, daß Saul schon dadurch sich verfehlt hätte, daß er selbst opferte, ohne Samuel abzuwarten. Nirgends ist im hebräischen Alterthum das Opfern ein Vorrecht der Priester, foudern Könige und Hausväter thun es, und die Priester sind eigentlich nur die, welche vor ihrem Gottesbild, Ephod genannl, Jahwe befragen. Von einer größeren Macht des Priesterthums kann keine Rede sein und also auch nicht von einem Kampf des Priesterthums und des Königthums, der sich in der Geschichte Samuels und Sauls abgespiell hätte; die Hierokratie ist erst eine viel spätere Erscheinung. So ist auch ungeschichtlich, daß Samuel sollte David zum zukünftigen König gesalbt haben, und daß Jonathan dieses willig und auch Saul gelegentlich sollten anerkannt haben. Ungeschichtlich daher alles dasjenige, was Saul in diesem Punkt ins Unrecht gegen David setzt. Ungeschichtlich also die ganze Auffassung von einer Verschuldung Sauls. Ungeschichtlich ist außerdem noch mancher kleine Zug, den eine dem David günstige Ueberlieferung oder die Legende überhaupt hineingebracht hat.

Wenn aber die Kritik namentlich des Professors Reuß so viel Ungeschichtliches findet, daß von Sauls Königthum eigentlich nicht viel mehr als die Herrschaft übee den eigenen Stamm Benjamin und soweit man etwa seines Schwertes bedurfte, und von seinen Erfolgen nur manches kühne und glücklich bestandene Wagniß übrig bleibt, so ist

dem wieder das zweifellos von David gedichtete Todtenlied auf Saul und Jonathan entgegenzuhalten, aus dem dann doch eine viel weiter reichende Bedeutung Sauls entgegenspringt:

„Dein Edelhirsch liegt, o Israel, erschlagen auf deinen Höhen,
Wie sind die Helden gefallen! — — —
Sie (Saul und Jonathan) waren leichter als die Adler
Und stärker als die Löwen. — — —
Ihr Töchter Israels, weint über Saul,
Der euch kleidete in Purpur wonnesam,
Der Goldschmuck heftete auf euer Gewand."

In diesem Liede haben wir einen festen Punkt, von dem aus wir Richtlinien gewinnen. Und zwar dreierlei geht aus ihm hervor: 1. die große Bedeutung Sauls; das Werk, das David vollendet hat, hat Saul angefangen, wie das auch die ganze übrige Ueberlieferung betont; 2. die tiefe Ehrfurcht Davids vor Saul, wenn auch mit einer gewissen Zurückhaltung verbunden; und 3. die Freundschaft mit Jonathan:

„Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan,
wie warst du mir so lieb!
Deine Liebe war mir wundersamer als Frauenliebe."

Nehmen wir dazu noch 3., daß nach der übereinstimmenden Ueberlieferung Samuel auf irgend eine bedeutsame Weise in Sauls Leben eingegriffen haben muß, so haben wir die Richtlinien, von denen aus wir nun ein Lebens- und Charakterbild als geschichtlich zusammenstellen können.

Es sah trübe aus im Lande Israel. Vergeblich war schon früher einmal durch den Richter Jerubbaal, gewöhnlich Gideon genannt, ein Ansatz zu einer Königsherrschaft gemacht; sie war unter seinen vielen Söhnen und dem Sohne, der die Brüder alle ermordete, Abimelech, bald wieder zerfallen. Die Stämme waren ohne Zusammenhalt. Und nun hatten seit der unglücklichen Doppelschlacht bei Aphek in der Ebene Jesreel die Philister wohl schon an ein halbes Jahrhundert die Obmacht über weite Gebiete Israels. War doch sogar die Bundeslade in ihre Hände gefallen. Die Philister, ein von Aegypten heraufgekommenes, nicht semitisches, wohl zu der kleinasiatischen Gruppe gehörendes kleines Volk, in ihrer fruchtbaren Niederung an dem hafenlosen Meer doch mehr noch ein Stadt- und Handelsvolk, waren unter fünf Fürsten nach den fünf bedeutendsten Städten Gaza, Gath, Asdod, Askalon, Ekron, in militärischer und politischer Organisation den Israeliten bedeutend überlegen. Sie drängten nun nicht zuerst nach dem nächst gelegenen Gebiet des Stammes Juda mit seinen Gebirgen, sondern nach den die natürliche Fortsetzung ihres Landes bildenden nördlich gelegenen Ebenen Saron und, jenseit des Berges Karmel, Jesreel, vor, und von dort aus nach Osten sich ausbreitend, waren sie halbe Herren des Landes geworden. Das alte Heiligthum Silo zerstörten sie, die dortige Priesterfamilie flüchtete südwärts nach Nob im Stamme Benjamin.

Die Scham über solche Schmach äußerte sich bei den Israeliten, wie es scheint, in einer religiösen Erregung, welche sich der Gemüther bemächtigte. Banden von ekstatischen Schwärmern tauchten hie und da auf, veranstalteten mit Harfe, Pauke, Flöte, Zither Aufzüge, die oft zu wilden Tänzen wurden, und zogen auch ganz nüchterne Menschen mit ansteckender Gewalt in ihre tollen Kreise. Das waren die sogenannten Nebiim, Propheten in dem älteren Sinn, wie die heutigen Derwische. Unter den Kanaanitern hatte es die längst gegeben; das Neue war, daß dieser Geist nun auch auf Israel übersprang. So machte sich die dumpfe Aufregung Luft.

Den Sinn dieses Geistes, dieser Aufregung, verstand ein Greis, der zu Rama wohnte, Samuel ben Elkana, der patriotische Prophet insonderheit. Er gehörte nicht selber zu den Nebiim, sondern war ein Seher vom alten Schlage, wie es seit jeher bei den Hebräern ähnlich wie bei den Griechen und Arabern solche gegeben hat. Durch seine Sehergabe zu großem Ansehen gelangt, beschäftigte er sich auch noch mit anderen Fragen als solchen, deren Beantwortung ihm die Leute mit Geld lohnten. Die Noth seines Volkes ging ihm zu Herzen, und er erkannte das Heil in der Zusammenfassung der Stämme und Geschlechter zu einem Reiche. Sein eigentliches Verdienst aber war die Entdeckung des Mannes, der der Noth abhelfen konnte. Er hatte einen Benjaminiten kennen gelernt aus der Stadt Gibea, Saul ben Kis, einen Mann von riesiger Gestalt und von raschem, enthusiastischem Wesen. Anmuthig wird dieses Bekanntwerden erzählt (1. Samuelis Cap. 9 und 10): wie Saul auf der Suche nach entlaufenen Eselinnen schließlich dem Rath seines Knechtes folgend, der einen Mann Gottes in der vor ihnen liegenden Stadt kennt — Saul weiß nicht einmal von ihm, bezeichnend für die Stellung, die Samuel im Volke eingenommen haben muß —, wie also Saul diesen Seher befragen will, aber von ihm beruhigt wird, die Eselinnen hätten sich gefunden, er aber wolle ihm Bescheid geben über das, was ihn, den Saul, innerlich beschäftige. Und am anderen Morgen, da er ihn beim Weggug begleitet, bittet Samuel, den Knecht vorauszuschicken, ihn selbst heißt er stehen bleiben und thut ihm, sie zwei allein, ein Gotteswort kund, gießt eine Oelflasche über sein Haupt und spricht: „Damit hat dich Jahwe zum Fürsten über sein Volk Israel gesalbt, du sollst es aus der Gewalt seiner Feinde befreien." Und Samuel sagte ihm noch, wie er bei der Heimkehr bei Gibea unter die Propheten gerathen werde; dann werde der Geist Jahwes auch über ihn kommen und er ein anderer Mensch werden, dann möge er thun, was sich ihm darbiete, denn Gott sei mit ihm. Und so geschieht's. Daher das Sprichwort in Israel: „Ist Saul auch unter den Propheten?" Doch von dem, was Samuel vom Königthum geredet hatte, sagte er keinem ein Wort.

Bald aber kam noch in anderer Weise der Geist Jahwes über ihn (Cap. 11). Die kleine Völkerschaft der Ammoniter nahm sich heraus, Theile israelitischen Landes zu bedrängen. Ihr König Nahas bot den um einen Vergleich bittenden Einwohnern des belagerten Jabes am Gebirge Gilead jenseit des Jordan diesen Vergleich an, jedem das rechte Auge auszustechen zur Schmach für Israel. Sie wollen sich auch unterwerfen, wenn ihnen nicht auf ausgesandte Botschaft, was ihnen zugestanden wird, in sieben Tagen Hülfe wird. So kommen von ihren Boten auch nach Gibea. Lautes Weinen antwortet ihrer Botschaft aus dem Volk. Da kommt Saul hinter den Rindern vom Felde her. Es ist keine Rede davon, daß ihm als einem bereits erwählten König Bericht erstattet wäre, sondern er fragt, und man erzählt ihm. Da kommt der Geist Gottes über ihn und er geräth in heftigen Zorn. Er ergreift ein paar Rinder, zerstückt sie und sendet die Stücke überall hin: „Wer nicht ausrückt hinter Saul her, dessen Rindern wird es so ergehen." Da befiel das Volk ein Schrecken Jahwes. Rasch sammelten sich große Schaaren aus Benjamin und wohl auch den Nachbargebieten. Und er befreite die bedrängte Stadt.

Darauf ließen sie Saul nicht wieder los, nachdem sie in ihm ihren Mann gefunden hatten. Nach Gilgal, der alten Lagerstätte Josua's, zog man in der frischen Begeisterung und setzte Saul zum König ein, und Saul und alle Männer Israels waren über die Maßen froh. Samuel war nicht dabei (Cap. 12—14 mit dem „das Königreich erneuern" ist offenbar späterer Zusatz); aber sein Wort hatte gewirkt.

Das neue Königthum hatte seine eigentliche Aufgabe, für die man es meinte, erst zu thun; das war die Be-

freiung von den Philistern. Saul machte sich an die Aufgabe. Er hatte aber nur noch wenige Schaaren um sich, wesentlich wohl von seinem eigenen Stamm und aus den benachbarten, die sich etwa am Zuge nach Jabes betheiligt hatten. Jonathan, der kühne Sohn Sauls, schlug los (Cap. 13); er schlug den Militärposten der Philister in Geba, was dasselbe wie Gibea zu sein scheint, nieder. Da ließ Saul im ganzen Land die Posaune blasen, um der zu erwartenden Rache der Philister zu begegnen. Aber die Philister rückten rasch mit wohl organisirtem Heer, 3000 Streitwagen, 6000 Reitern und dazu Fußvolk, an. Da verkrochen sich viele von der israelitischen Mannschaft in Gebirgshöhlen, in die Schluchten der Berge oder gingen über den Jordan. Saul hatte nur 600 Mann bei sich. Eine verwegene Heldenthat Jonathans und seines Waffenträgers am Paß von Michmas ganz in der Nähe von Gibea eröffnete den Kampf (Cap. 14). Während die Philister sich raubend über das Land verbreiteten, überfiel Jonathan, allein mit seinem Waffenträger und ohne Wissen seines Vaters, den zurückgelassenen Posten am Passe. Er hieb nieder und sein Waffenträger hinter ihm her tödtete vollends. Der Schrecken theilte sich dem Lager und dann auch den plündernden Schaaren der Philister mit. Saul und die Seinen bemerken von Gibea aus diese Unruhe drüben auf der feindlichen Seite. Saul gebietet dem Ahia von der Priesterfamilie in Nob, den Ephod, das Gottesbild, herzubringen, um Jahwe zu befragen. Da wird das Getöse unter den Philistern ärger, so daß Saul ruft: „Laßt es sein," und sie stürmen in den Kampf. Diejenigen Hebräer, die seit lange den Philistern botmäßig waren und Heeresfolge hatten thun müssen, gingen zu ihren Landsleuten über; die sich in den Schlupfwinkeln des Gebirges Ephraim verborgen hatten, kamen auch hervor und betheiligten sich an dem über das Gebirge ausgebreiteten Kampf. Und dieser aufgelöste Kampf endete mit einem vollen Sieg. Aber der rasche Geist des Saul hätte bald seinem heldenmüthigen Sohne das Leben gekostet. Saul hatte ganze Arbeit thun wollen und gerufen: „Verflucht sei jeder, der etwas ißt bis zum Abend!" Jonathan aber, der das nicht gehört hatte, nahm auf dem Felde mit der Spitze seines Stabes Honig aus dort gefundenen Waben, und seine Augen leuchteten wieder nach der Ermattung. Nun aber, da Gott auf eine Anfrage Sauls über weitere Verfolgung des Feindes keine Antwort gab, rief Saul, wieder zu raschen Geistes: bei wem die Versündigung sich finde, der müsse sterben, und wenn es sein Sohn Jonathan wäre. Da ergibt sich durchs Loos die Versündigung Jonathans, der sich doch unschuldig fühlt. Und Saul in schmerzvollem Grimm ruft: „Gott thue mir an, was er will, ja du mußt sterben, Jonathan!" Aber das Volk tritt für ihn ein und löst den tapfern Helden: „So wahr Jahwe lebt, es soll nicht ein Haar von seinem Haupte fallen."

Vom Weihnachtstisch.

VI.

‡ Derselbe retrospective Charakter, welcher sich in der neueren Kunst mit großer Vorliebe und Wohlgefälligkeit fühlbar macht, blickt auch aus der Jahresmappe, welche die „Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst" im eigenen Verlag, mit erläuterndem Texte von Franz Festing, in vierter Folge herausgibt. Architekten, Bildhauer und Maler stehen unleugbar unter dem Einfluß, welchen das Studium der älteren Kunstgeschichte mit sich brachte. Es gibt nun freilich keine Wissenschaft und Kunst ohne genaue Kenntniß ihrer historischen Vergangenheit. Aber man sollte sich dadurch nicht verleiten lassen, unsre rechtliche Gegenwart darüber aufzugeben. Ein Poet oder Romanschreiber, welcher heutzutage und zwar grammatikalisch genau in der Sprache Walthers von der Vogelweide, oder in dem mittelhochdeutschen Idiom der Mystiker dichten und erzählen wollte, welcher in der Schwerfälligkeit der Meistersinger, in ihrer Gelbveigeleinweise oder im silbernen Zinkenton seine Gefühle ausströmen ließe, oder gar in den gräulichen Mischmasch des Philander von Sittewald und das schwülstige Floskelgeklräusel des seligen Daniel Kaspar von Lohenstein seine Epen und Dramen einzukleiden sich unterfinge, würde zuverlässig dem Spotte oder der Nichtbeachtung verfallen. Nur unsre Maler stammeln in der unmündigen Formgebung der Giottisten, gefallen sich in der Imitation der Vorläufer Raffaels, treiben Mummenschanz in Rembrandts Manier, kokettiren mit Martin Schön und Holbius, springen entzückt den fertigen „Höpfen" um den Hals, oder zertrampeln gleich den ganzen seitherigen Krempel im ultramairen Siegesjubel, oder schreiten tastend mit geschlossenen Augen im Labyrinth nirwanischer Symbolik und im coloristischen Humbug des Spiritismus. Von letztgenannter Signatur zeigt glücklicherweise obige Mappe noch nichts, aber nach den übrigen Recepten wird möglichst stilgerecht und mit emphatischer Treue der Ueberzeugung gearbeitet. Die wenigsten sprechen ein reines, flüssiges Neuhochdeutsch — ärgern sich aber doch gründlich, wenn sie von ihrer Gegenwart überhört oder nicht verstanden werden.

Natürlich haben nicht allein die Münchener, sondern auch die auswärtigen Mitglieder beigesteuert; es gibt sehr viel Schönes, höchst Anerkennenswerthes, Originelles. Unter den Architekten erscheinen Theodor Laur in Sigmaringen mit der Ansicht der Filialkirche zu Kaiseringen, Leonhard Romeis, der geistvolle Erbauer von St. Benno zu München und Joseph Schmitz mit seiner Klosterkirche für Würzburg; unter den Bildhauern der rührige Georg Busch, der geistige Urheber dieser Association, der feinfühlige Heinrich Waderé, Theodor Schnell, Georg Albertshofer und Karl Bradl; unter den Malern Joseph Altheimer, A. Balmer, Louis Feldmann und H. Nüttgens (welche in E. v. Gebhards Fußstapfen treten), Leo Samberger, A. Schuster-Woldan, J. M. Trenkwald, E. Walch und Adrian Walker. Sehr dankenswerth sind die biographischen Beigaben.

Als Fortsetzung der „Meisterwerke der Holzschneidekunst" erschien (Leipzig 1896 bei J. J. Weber 15 S. gr. Fol.) ein Heft mit 31 theilweise auch doppeltspaltigen Reproductionen „aus der Internationalen Kunstausstellung zu Berlin", darunter Eberlein (Bismarck-Statue), Biedermann-Arendts (Thierbild), Ludwig Manzel (Hauptgruppe des Monumentalbrunnens in Stettin), Karl Hartmann (Audifax und Hadumoth bei der Waldfrau), Pierre Jean Van dee Ouderaa dessen ergreifende „Rückkehr der Frauen vom Kalvarienberg" zu Berlin und in verschiedenen Expositionen prämiirt und zu München kurzweg — abgewiesen wurde), Louis Feldmann (Jesus und die weinenden Frauen), Kunz Meyer (Judas Ischariot). A. Böcklin (Pietà), Juan José Gárate y Clavero, Andreas Achenbach (Stacket von Ostende), Baumbach (Faunherme) Fritz Fleischer, Joseph Schmitzberger u. s. w. — glänzende Musterblätter verständnißvoller Xylographie. Als ein ebenso künstlerischer Triumph muß die vom gleichen Verlag edirte „Weihnachtsmappe" begrüßt werden. Sie bietet in dem ungewöhnlichen Format von 56 × 70 cm acht Holzschnitte, welche, ganz abgesehen von dem ansprechenden Reiz der Originale, die vollendetste Technik der Ausführung bewundern lassen: Der „Weihnachtsmorgen" von Ferd. Brütt, Holbeins Madonna mit der Familie des Bürgermeisters Jakob Meyer zu Basel (nach dem Darmstadter Bilde), Lenbachs Portrait des Fürsten Bismarck, ein süß träumerisches Frauenbild von Gabriel Max; Grützners „Falstaff" und Leopold Schmutzlers „Glückliches Paar". Ebenso rühmenswerth wie bei den Vorgenannten ist die virtuose Technik Juan Pablo Salinas' (Taufe) und Ludwig Munthe's Poesie eines „Winterabends" erfaßt und wiedergegeben.

Etwas zu prätentiös für den bescheidenen Inhalt treten die „Vierteljahrshefte des Vereins bildender Künstler Dresdens" auf, wovon vorläufig die vierte Lieferung in Stich, Radirung und Kreidezeichnungmaniee vorliegt und zu weiterer Besprechung vorerst keinen Anlaß bietet. Ungleich vornehmer und erfreulicher präsentirt sich das in seinen Publicationen freilich langsam fortschreitende Werk über die „Modernen Meister der k. k. Gallerie in Wien" (im Verlag von J. Löwy, k. k. Hofphotograph). Es bringt, begleitet von einem musterhaft gearbeiteten Text, in den neuesten Lieferungen

(VII—IX) eine ganze Reihe von herrlichen Heliogravüren nach Fr. v. Ameeling (Apostel Paulus), Peter Fendi, Aug. Schäffer (Auf dem Heimweg von der Weltausstellung), Leop. Kael Müller, Julius Ritter v. Payer, Emil J. Schindler (Pax), Jan. Matejko (der Reichstag zu Warschau 1773), G. F. Waldmüller (Motiv aus dem Wiener Wald), C. Würzinger, Julius v. Blaas (der Antrittritt in Tirol), J. Kollee (Beautzug Maximilians I. und der Maria von Burgund), Carl v. Blaas (Kampf auf dem Berg Isel), Sigm. L'Allemand (Feldmarschall v. Laudon), Rudolf Alt (Aussicht von den Giardini publici in Venedig), Defregger (das letzte Aufgebot) und G. Hackl (Besuch des nachmaligen Joseph II. im Invalidenhause zu Salzburg). Leistungen von solcher Gediegenheit können nicht freudig genug empfohlen werden! Derselbe Verlag beginnt mit der Herausgabe einer Auswahl von Tilgners Werken (in fünf Lieferungen mit je 12 Blättern in Lichtdruck) nach den in Erz, Marmor oder Gips ausgeführten Originalen, wobei sich natürlich die Copien nach den Bronzestatuen sehr hart und am wenigsten günstig darstellen. Aber die elementare, hinreißende Kraft seines Geistes leuchtet doch aus jedem Blatt. Da ist der wie ein Olympier thronende Goethe, die Kamin-Uhr, ein Brunnenmodell, eine Sockelpartie vom Mozartdenkmal, die Hermenfäule Joh. Nep. Hummels mit dem graziösen Spiel dieser entzückenden Kindergestalten, die sitzende Statue der Frau Adele Brady, Dr. Anton Brackners Brustbild, die Reitergruppe des beachtenswerthen St. Georg, das Grabdenkmal auf die Eltern des Künstlers, das Portal zur Liebieg-Radetzky'schen Gruft, die Porträtbüste einer blühenden Mädchenknospe und als Probe seines sprudelnden Humors das Relief mit dem Gaenhaspel-Hanswurst, dem leibhaftesten Repräsentanten des unversieglichen Wiener Witzes. Eine achtenswerthe Leistung in dem heute so stiefmütterlich vernachlässigten Gebiete der Lithographie, erweist sich die von A. Beitz (60 × 42 cm) gezeichnete Ansicht des deutschen Reichstagsgebäudes in Berlin (Verlag von Karl O. Thomas in Berlin) als hübschen Zimmerschmuck, ebenso das reizende Jugendbildniß der nachmaligen Königin Luise, nach dem von C. Tischbein gemalten, im Besitze J. k. M. der Kaiserin Friedrich befindlichen Original, photographirt von Franz Hanfstaengl.[1]) Ebendaselbst erschien eine neue Folge vom „Richard Wagner-Werk", ein aus 15 Blättern bestehender, von Ferdinand Leeke gezeichneter und in Kupferätzung ausgeführter Bilderzyklus, wozu Franz Munder einen einleitenden Text verfaßte. Fünf Blätter sind „Tristan und Isolde" gewidmet, vier dem „Parsifal", sechs den „Meistersingern". Die Cakpaftienen sind von vollendeter Anmuth und Schönheit, mit zart ausklingender Weichheit des Tons wiedergegeben — in möglichst denkbarer Versinnlichung der unendlichen Melodie von Leid und Wonne der nimmer rastenden Frau Minne. Wie dem Dichtercomponisten, so hat sie auch dem Künstler und Maler den Pinsel geführt!

Das nach dem Vorgang anderer Städte von Otto Ausleger und Karl Trautmann herausgegebene „Alt-München in Bild und Wort" (München bei L. Werner. 18 Lieferungen mit je fünf Tafeln) erfreute sich nicht allein in der dadurch nach allen Seiten beleuchteten bayerischen Hauptstadt, sondern weit darüber hinaus einer solchen Theilnahme und dankbaren Aufnahme, daß die ganze Auflage noch vor dem völligen Erscheinen, insbesondere des dazu gehörigen Textes, vergriffen ist. Das auch malerisch anziehende Material ist theilweise nach gleichzeitigen alten Stichen, in der Hauptsache aber nach Frescoölbildern und neueren Aquarellen von Dom. Quaglia, Karl Aug. Lebschée, Hans Tannauer, Heinrich Adam, Aug. Seidel, Anton Doll, Hartmann, Joseph Kirchmair, Fr. K. Weyßer, Fr. Mayr, Joseph Weiß und anderen, mit großer Geschicklichkeit und rationeller Auswahl zusammengetragen; das gibt eigene Zeit- und Stimmungsbilder, wie selbe auch den Dichter Karl Zettel zu seiner Sammlung „Monacensia" (München bei J. Lindauer. 228 S. 8°) begeisterten, wozu neuerdings eine zweite Folge in sicherer Aussicht steht. Mehr vergnüglicher Natur und für ein weniger historisch denkendes Publicum empfiehlt sich das kunterbunt illustrirte Reiseproject durch „Die Hauptstädte der Welt" (Breslau bei Schattländer), wozu verschiedene Autoren, darunter sogar Carmen Sylva über Bukarest, den Text versprochen haben. Das erste Heft (mit 32 Seiten Text von A. O. Klausmann und 26 Illustrationen) behandelt Berlin.

Heinrich Lefflers Illustrationen zu Andersens Märchen „Die Prinzessin und der Schweinehirt (13 Blatt gr. 8° Wien 1897), unbegreiflicherweise herausgegeben von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst, können als ein entschiedener Mißgriff und ein Muster von Geschmacklosigkeit gelten. Wir hegen andere Begriffe von Witz, Humor und Laune. Wenn dergleichen in Wien und von einer Anstalt geschieht, welche Schwinds Schöpfungen in so verständnißinniger Weise schilderte, so ist jedes weitere Wort unnöthig.

Anton Springers „Handbuch der Kunstgeschichte" ist nun mit dem vierten, die Neuzeit darstellenden Bande, in vierter Auflage (Leipzig 1896 bei Seemann. 410 S. gr. 8°) abgeschlossen. Jaro Springer hat das Lebenswerk seines Vaters abgerundet und bevorwortet. Der Hauptwerth dieses hoch verdienten Unternehmens liegt nicht in der minutiösen Vertiefung in Einzelheiten, sondern in der übersichtlichen Gruppirung und gleichmäßigen Durchführung aller Theile und Zeiten. Dabei wurden die neuesten Fragen und Forschungen z. B. über Gerard David, Scorel u. a. insgesammt angedeutet, gesteift und berücksichtigt, und zwar mit einer skizzenhaften Kürze, die jeder Kenner und Fachgenosse zu schätzen versteht. Der vorliegende (vierte) Band umschließt die Baukunst, Plastik und Malerei des 15. und 16. Jahrhunderts mit Rücksicht auf den Holzschnitt und Kupferstich, also die Prager und Kölner Schule, die Niederländer (van Eyck, Roger von Weyden, H. Memling und ihre Nachfolger), die deutsche Malerei und Sculptur mit Schongauer, die Schwaben und Nürnberger (Veit Staß, A. Krafft, Wolgemut). Mit liebevoller Sorgfalt ist Dürers Thätigkeit klar gelegt, ebenso Vischer und Holbein. Dann die niederländischen Schilderer und Bildner, Quentin Massys, Lucas von Leyden, die Meister der Landschaft und des Bildnisses; ebenso die Renaissance in Frankreich, Deutschland, Skandinavien, England, nebst dem einschlägigen Kunsthandwerk. Mit gleicher Liebe, Sorgfalt und Umsicht sind alle Radien über das 17. und 18. Jahrhundert ausgefächert; der Rococostil des 18. Säculums mit seinen Consequenzen schließt das gelungene Ganze. In den Illustrationen trat an die Stelle des Holzschnitts häufig (freilich nicht immer zum Vortheil des jeweiligen Charakters) die Netzätzung. Der Bilderschmuck wirkt wirklich überraschend.

Die Geschichte des Kupferstichs erfreut sich einer zwiefachen Bearbeitung: zuerst in einer populären Fassung von Hans Walfgang Singer (Magdeburg und Leipzig bei Walther Niemann. 286 S. 8° in der „Illustrirten Bibliothek der Kunst- und Culturgeschichte"); dann im mehr sachwissenschaftlichen Vortrag von Friedrich Lippmann (zweite Auflage. Berlin 1896. W. Spemann; 244 S. 8° in der Sammlung der „Handbücher der kgl. Museen zu Berlin"). Singer gibt zur Erläuterung meist das ganze Bild, also im verkleinerten und dadurch wenigee verständlichen, oft auch rupfig reproducirten Zustand; die Textbehandlung schwankt; der Verfasser skizzirt helle, das Verständniß fördernde, liebevoll eingehende Schilderungen, welche indessen öftees durch stilistische Schwächen und Eintönigkeit unterbrochen weeden. Dafür geht der Herr Verfasser bis in die neueste Zeit, bis auf Bernhard Mannfeld, Stauffer-Bern, Ernst Morly, Geyger und den durch vielfache Ueberschätzung geschädigten Max Klingee. Während geringere Kräfte aufgezählt werden, ist Joachim Sandrart (1606 bis 1688) und unter den neueren Maler-Radirern der geistreiche Eugen Neureuther (1806—1882) gar nicht genannt. Dagegen bringt Lippmann meist nur Ausschnitte von den Stichen, welche die Manier des jeweiligen Meisters besser erkennen lassen; der Vortrag des Hrn. Verfassers bleibt fortwährend gleich im ruhig fließenden Ton eines Docenten. Leider schließt er schon mit dem Beginn dieses Jahrhunderts. Seine in Aussicht gestellte „Geschichte des Holzschnitts" soll uns hoch willkommen sein.

Wer eine Ahnung hat von den bei Herstellung eines biographischen Werkes zu überwältigenden Schwierigkeiten, wird das nach langer Vorbereitung endlich ermöglichte „Allgemeine

[1]) Dem Andenken der „Königin Luise" ist auch ein Bilderbuch gewidmet, worin mit fünfzig Compositionen von C. Rocklin, R. Knötel und Woldemar Friedrich (Verlag von Paul Kittel in Berlin) verschiedene Abschnitte aus ihrem Leben im einfachen Farbendruck dargestellt werden — ein gutes Bilderbuch für Jung und Alt. Ein recht hübsches Lebensbild der schönen Königin gestaltete Brigitte Augusti (in 7 Abbildungen. Breslau 1897 bei Ferdinand Hirt. 47 S. 8°).

Digitized by Google

Künstler-Lexikon", dessen Redaction Hr. Dr. Hans Wolfgang Singer in Dresden übernahm, ohne Rückhalt mit freudiger Zustimmung begrüßen. Bis jetzt liegen zwei Bände vor (Frankfurt a. M., Literar. Anstalt von Rütten u. Loening. 1894—1896. I. B. IV. 491 S. 8°. A—F. II. B. 523 S. G—Lezin), welche beiläufig an zwölftausend Namen aus allen Zeiten und Ländern umfassen. Und gerade auf einem Gebiet, welches niemals zuvor mit einem solchen Fleiße angebaut und bearbeitet worden war, wo jeder Tag neue wissenschaftliche Entdeckungen, frische Zweifel, neuen Zuwachs und stete Enttäuschungen bringt, ganz abgesehen von dem gleichfalls Tag für Tag zuwachsenden und ebenso obscheidenden Material. Daß der neue Herausgeber den früher von Seubert und Hermann Alexander Müller ziemlich oberflächlich aufgehäuften Quellennachweis, ebenso die unnöthigen Monogrammencopien ausgeschieden hat, ist ein nicht völlig unbegründeter Tadel, welcher jedoch zum besten der allgemeinen Oekonomie verstummen muß. Uebrigens ist doch zu betonen, daß die unumgänglichste Mono- und Bibliographie thunlich verzeichnet und dadurch Gelegenheit gegeben wurde, selbständige Belehrung weiter aufzusuchen. Sehr zu beklagen bleibt die renitente Haltung aber völlige Theilnahmlosigkeit, welche neuere Künstler einem solchen Unternehmen entgegenstellen; selbst für briefliches Bitten und Mahnen sind viele sehr harthörig, lohnen aber dafür den kleinsten Fehler durch bitterbösen Tadel. Und wie soll sich nun so ein armer, abgehetzter, stets undankbar verlästerter Redacteur behelfen, wenn z. B. in einem Falle sechs verschiedene Geburtsdaten über einen Künstler in anderen Werken verzeichnet sind? Andrerseits fehlt es auch nicht an böswilligen Vexationen. So erhielt ein guter Freund einen ausgearbeiteten Nekrolog auf einen angeblich kurz vorher verstorbenen Künstler, welcher indessen niemals gelebt hatte! Glücklicherweise mißlang der gegen einen braven Kunsthistoriker geführte schnöde Streich. Bei solchem Stand der Dinge hat das Lexikon wohl manche stille Achillesferse, die wir ruhig und ungeahndet hinnehmen und lieber verschweigen, als selbe mit böswilligem Besserwissenwollen an die große Glocke zu hängen. Eine nicht zu überwindende Schwierigkeit liegt freilich auch in der verhältnißmäßig langen Zwischenzeit des Erscheinens der einzelnen Bände. Wir wünschen dem Unternehmen Heil und den gebührenden Erfolg.

Und nun noch ein „kräftig Wörtlein" über unsre Kalender. Sie treten einher im denkbar buntesten Aufzug, im sogenannten „altdeutschen" Costüm, streng historisch oder auch beliebig phantastisch aufgestutzt in Renaissancemanier; am liebsten ganz stillos, mit Blumen, Landschaften und Genrestücken in Farbendruck ausgestattet, auch mit Musikstücken für jeden Monat (bei Schwenke in Königstein o. d. Elbe), oder hausbacken und trocken wie der alt ehrwürdige, hoch betagte Sulzbocher, gleich einem schweren Rentner und mehrfachen Hausbesitzer; daneben geht das jugendliche, aber zuverlässige „Bayerische Jahrbuch" von J. Seiserth u. W. Probst (München bei Karl Gerber) als treuer Freund und Berather für Haus, Comptoir und Bureau. Dann kommen das steif gothische Wiener „Glücksrad"- und im 53. Jahrgang der „Oesterreichische Volkskalender" (redigirt von F. Armin, Wien bei Moriz Perles) mit einer in Rom spielenden heiteren Zahnarztgeschichte „Signor Dentista" von Ludwig Hevesi's Meisterhand und einer von Alois Geeil illustrirten Humoreske „Das Urtheil des Paris" von Joseph Wichner. Rur praktischen Zwecken dienen der „Deutsche Colonialkalender" (Berlin W. 10 in G. Meinecke's deutschem Colonialverlag), „Des deutschen Landmanns Jahrbuch" für große und kleine Landwirthe von H. Frhr. v. Schilling (Frankfurt a. d. Oder, k. Hofdruckerei von Trowitzsch u. Sohn), theilweise auch die heilarztlichen Dioskuren: der „Homöopathische Kalender" (Leipzig bei Dr. Willmer Schwabe) mit vielen Portraits und einer Erzählung „In der Anatomie" von keinem geringeren als Peter Rosegger in Graz, und der Wörishofer Monsignorische Kneipp-Kalender (Kempten bei Jos. Kösel) mit flotten Bildern des Malers E. Felle, gereimten Bauernregeln für jeden Monat, löblichen Anleitungen „über den Nutzen der Getränke in moralischer und gesundheitlicher Beziehung", über Bier, Wein und den Gebrauch der — Tannenzapfen. Neben Kneipps unerschöpflicher Gießkanne plätschert mit frommem Augenaufschlag ein „Quellwasser-Kalender" von Otto Schultze (Leipzig bei G. Wigand), dessen Heiltrank bisweilen sehr verzuckert oder auch gepfeffert ist, statt der Illustrationen erfreut er mit „Abbildungen" von A. Wimmer; außerdem bietet er eine unverfrorene Dosis von Witzen aus den „Fliegenden Blättern", wie denn überhaupt diese Kalendermacher oft über ein sehr weitläufiges Gewissen verfügen. Eine mit 1000 Mark gekrönte Preisnovelle der Frau Irmo v. Troll-Borostyáni „Der Gamsschnitzer", eine Tiroler Dorfgeschichte mit Vignetten von K. Weigand enthält der große „Lahrer Hinkende Bote" (Lahr bei Moriz Schauenburg) und allerlei sonstigen Schnickschnack. Die weiteste Verbreitung endlich gönnen wir dem liebenswürdigen „Kalender des Berliner Thierschutzvereins" (Berlin Königgrätzerstraße 108), der mit all seinen netten Bildern und Geschichten dem edlen Spruche Salomonis dient: Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes!

Untadelig in artistischer Ausstattung löst „Trowitzsch Reichskalender" (Trowitzsch u. Sohn, Berlin) sein patriotisches Programm, unterhält mit belehrenden historischen Ausblicken seine Leser und ergötzt durch hübsche Erzählungen und Dichtungen. Durch gemüthlichen, gut gewählten Bilderschmuck zeichnet sich aus der „Daheim-Kalender" (Bielefeld u. Lpz. bei Velhagen u. Klasing) mit den Mädchentypen und farbigen Volkstrachten von Fritz Reiß und dessen Vorlagen zum Porzellanmalen, mit lieblichen Genrebildchen von Hermann Kaulbach, O. Piltz, Otto Lingner u. a. Unter den Portraits der Todtenschau ist irrigerweise das Bildniß des am 3. Februar 1895 verstorbenen Bildhauers Max Widmann als Abbild des Historienmalers Wilhelm Lindenschmit gegeben. Verwechselungen dieser Art sind bei der Gewissenhaftigkeit der Kunsthändler leicht möglich. So florirte die Photographie Ihres Berichterstatters in den Münchener Auslagkasten unter dem Titel eines berühmten amerikanischen Frauenarztes, zu Nürnberg als gefeierter Geiger, in Berlin als russischer Hofmaler und in Bonn als englischer Rechtslehrer, überall mit bestem Erfolg und Absatz.

Unter den sogenannten Abreißkalendern verdient wohl „Meyers Historisch-geographischer Kalender" (Bibliographisches Institut in Leipzig und Wien) die meiste Anerkennung. Im Format von 15×24 cm ist derselbe mit mehr als 600 Stäbreanstichen, Architektur- und Landschaftsbildern, historischen Portraits, Facsimiles nach Autographen und merkwürdigen Wappen reichlich illustrirt und durch kurze Texte erläutert; biographische und geschichtliche Erinnerungen nach der Bedeutung des Tages und Jahres, Sprichwörter und Aphorismen sind reichlich eingestreut — eine wahre Fundgrube zu anregender Belehrung. Nach demselben System, gleichfalls durch Karl Bührer, ist auch der „Schweizer Historische Kalender" (Verlag von E. Wirz zu Aarau) mit ausschließendem Interesse für die Schweiz, ihre geschichtlichen Erinnerungen und berühmten Männer bearbeitet, nur sind die Abbildungen ungleich oder bisweilen nach Vorbildern hergestellt, welche zur Reproduction weniger tauglich waren, was jedoch in künftigen Jahrgängen leicht gebessert werden kann.

Mittheilungen und Nachrichten.

α Erlebnisse eines bayerischen Kanoniers im Krieg 1870/71 von Vincenz Stubenrauch. Illustrirt von Hans Stubenrauch. München, Selbstverlag 1896. — Inmitten der stolzen Erinnerungen, welche das vergangene Jubiläumsjahr hervorrief, wurde vielfach bemerkt, wie gering die Zahl der Krieger aus dem Mannschaftsstande sei, die, um ihre Kriegserlebnisse zu schildern, zur Feder gegriffen haben. Nun liegt ein solches Büchlein vor, welches ein Mann aus der Truppe, ein Kanonier der durch ihre Leistungen und ihre Schneidigkeit in der ganzen deutschen Armee berühmt gewordenen „Batterie Stadelmann" (2. leichte, o. d. 4-Pfünder, Batterie) des braven 1. bayerischen Feld-Artillerie Regiments „Prinz-Regent Luitpold" seinen Kameraden gewidmet hat. Der Verfasser war wohl weniger ein zahmer Stadtsoldat, als ein „frumber" Stucknecht für den Krieg und aus dem Holze geschnitzt, aus dem die bis zum letzten Athemzuge ausharrenden Tapferen wachsen; was er erlebt und gesehen und auch was er geraucht und empfunden, das erzählt er ohne Hehl und ohne Scheu just so, wie es geschah und wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Hierin liegt der Reiz und der Werth des Büchleins, dem die Hand des Bruders einige gut und lebendig gezeichnete Illustrationen beigefügt hat.

* Auf den Gletschern des Mount Elias in Alaska (Nordwestamerika) ist eine neue Bärenart entdeckt worden. Die

Digitized by Google

Jäger nennen sie den blauen oder Gletscherbären. Wissenschaftlich führt er den Namen Ursus Emmonsus, nach seinem Entdecker, Lieutenant Emmons. Er hat einen bläulichschwarzen, mit weißen Haaren durchwirkten Pelz, ähnlich dem des Silberfuchses. Am Kopf ist das Fell lederartig. Die Klauen dieser Bärenart sind klein, aber sehr scharf.

* **Mainz.** Am 10. d. M. haben Oberbürgermeister Dr. Gaßner und der Vorstand des Journalisten- und Schriftstellervereins eine Besprechung über die geplante Gutenbergfeier abgehalten. Man beschloß, eine große internationale Feier am 24. Juni und den folgenden Tagen des Jahres 1900 zu veranstalten. Die Hauptfeier soll einen akademischen Charakter tragen und ein Volksfest im Gefolge haben. Delisle (Paris), v. Hase (Leipzig) u. a. haben sich ebenfalls in obigem Sinne ausgesprochen und empfehlen gleichzeitig zum dauernden Andenken an Gutenberg die Gründung einer „Gutenberg-Gesellschaft" mit dem Sitz in Mainz, die die Errichtung eines Gutenberg-Museums oder die Herausgabe bedeutender Werke über Gutenberg und die Buchdruckerkunst im allgemeinen bewirken soll. Dr. Gaßner wird sich jetzt mit Leipzig, als dem Hauptsitz des deutschen Buchhandels, in Verbindung setzen und dann an die Vorbereitungen gehen.

* **Jena.** Die an 700 Arbeiter beschäftigende optische Werkstätte von Karl Zeiß, das größte den Bau rein wissenschaftlicher Instrumente betreibende Unternehmen in- und außerhalb Deutschlands, feierte am 12. ds. ihr 50jähriges Bestehen. Aus diesem Anlaß ernannte die juristische Facultät der Universität den Geschäftsleiter Prof. Abbe, die philosophische Facultät den Geh. Staatsrath Rathe in Weimar zu Ehrendoctoren. Rathe ist Commissär der Verwaltung der Karl Zeiß-Stiftung, in die das Unternehmen umgewandelt worden ist.

* **Berlin.** Der 18. Bainenlogen-Congreß wird hier vom 11. bis 15. März 1897 tagen. Auskunft ertheilt Sanitätsrath Dr. Brock (Berlin SO., Melchiorstraße 18).

* **Bonn.** Als Nachfolger August Kekule's ist Dr. Theodor Curtius, Professor der Chemie in Kiel (geb. 1857 in Duisburg), einer der ausgezeichnetsten organischen Chemiker der jüngeren Generation, berufen worden.

* **Brüssel.** An der Freien Universität betrug im verflossenen akademischen Jahre die Zahl der Studirenden 1419, um 103 mehr als im vorigen Jahr. An der Universität wirken 42 ordentliche, 28 außerordentliche Professoren, 5 Honorarprofessoren und 38 „Agrégés". Es wurden 973 Prüfungen abgehalten, 670 Studirende bestanden sie. Zur Ertheilung akademischer Würden wurden 146 Prüfungen abgehalten, 106 mit Erfolg. Unter den 90 Ausländern, die an der Universität promovirten, befanden sich 38 Engländer, 24 Rumänen, 8 Hindostaner.

* **London.** Die Universität Cambridge beabsichtigt, wie das „Athenäum" ankündigt, eine großartige Geschichte der modernen Zeit von der Renaissance an bis zur Gegenwart unter der Leitung ihres Professors der Geschichte, Lord Acton, herauszugeben. Das Werk soll zwölf Bände zu je etwa 700 Seiten umfassen. Der erste, die Renaissance behandelnde Band wird voraussichtlich im October 1899 fertiggestellt werden können. Darauf wird man versuchen, in jedem folgenden Jahre zwei Bände zu veröffentlichen. Die ersten englischen und amerikanischen Geschichtsforscher werden eingeladen, sich an dem Werke zu betheiligen, so daß jeder Theil von einem Gelehrten behandelt wird, der über die betreffende Periode Specialstudien gemacht hat. Bisher haben ihre Mitwirkung zugesagt: Bischof Creighton, Prof. Gardner, Prof. Laughton, Lord Wolseley, Lady, Sir Alfred Lyall, Prof. Douglas, Prof. Jebb, Fred Harrison, Sir F. Pollock, John Morley u. a.

* **Paris.** Der neu gewählte Akademiker Albert Vandal, Sohn des letzten Postdirectors unter dem Kaiserreich, ist das jüngste Mitglied der „Compagnie des Immortels". Bisher war es Paul Bourget. Der älteste Akademiker an Jahren wie nach dem Datum seiner Wahl ist Ernest Legouvé, der am 14. Februar 1897 sein neunzigstes Altersjahr vollenden wird.

* **Rom.** Der Unterrichtsminister Gianturco hat mit dem Fürsten Sciarra ein Abkommen getroffen, wonach diesem der Verkauf der Kunstwerke aus seiner Galerie gestattet wird, nachdem 15 Prachtstücke (10 Gemälde von Giotto, Bellini, Andrea del Sarto ꝛc., und 5 größere Sculpturen) für die Sammlungen des italienischen Staates ausgeschieden worden. — Am 18. d. Mts. feiert Hofrath Dr. Theodor v. Sickel, Director des Istituto Austriaco di studi storici, seinen 70. Geburtstag. Von seiten des Instituts und anderer gelehrter Körperschaften werden Vorbereitungen zur Feier getroffen.

Prompte Lieferung aller Bücher durch H. O. Sperling, Buchhandlung in Stuttgart. Größere Werke gegen bequeme Zeitzahlungen. Kataloge gratis. Hauptvertriebsstelle von Meyers Konversations-Lexikon.

Vornehmste literarische Festgeschenke:

Rudolf Baumbachs Dichtungen.

Kataloge kostenlos.

Vorräthig in allen Buchhandlungen. Wo nicht zu haben, unmittelbar zu beziehen vom Verleger

A. G. Liebeskind in Leipzig.

(17918)

Soeben erschien:

Bleysteiner, Georg, Aus großer Zeit.

Ausführliche militärische Schilderung des Deutsch-Französischen Krieges 1870 und 71
von seinem Anfang bis zu seinem Ende und auf allen seinen Schauplätzen im Zusammenhange mit den politischen Ereignissen der Wiederaufrichtung des Reichs
und der Pariser Wirren nach gleichzeitigen Quellen bearbeitet.
Ein deutsches Volksbuch.

52 Bogen in 8°. **Brosch.** M. 4.— **Dasselbe gebunden** in Leinwand mit Titelpressung M. 5.—

Vorräthig in der **M. Rieger**'schen Universitäts-Buchhandlung (E. Himmer), **München**, Odeonsplatz 2. (16305)

Verlag von F. E. C. Leuckart in Leipzig.

Fünf starke Bände gr. 8°. Geheftet ℳ 63 n. geb. ℳ 73 netto

A. W. Ambros' Geschichte der Musik.

Mit zahlreichen Notenbeispielen und Musikbeilagen.

Hiervon reiht sich an:

Wilh. Langhans' Geschichte der Musik

des 17., 18. und 19. Jahrhunderts in chronologischem Anschlusse an die Musikgeschichte von A. W. Ambros.

Vollständig in zwei starken Bänden gr. 8°. Geheftet ℳ 20 netto, gebunden ℳ 24 netto

Band

J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Stuttgart.

Singer und Seifriz:

Grosse theoretisch-praktische

Violinschule.

Erster Band 14 Mk. Zweiter Band 16 Mk.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Musikalien-Handlungen.

Antiquar. Katalog Nr. 5,

grosse Auswahl hübscher Geschenkwerke enthaltend, soeben erschienen; gratis und franco.

J. J. Lentner'sche Buchhandlung

(E. Stahl jun.), (16880)

München, Kaufingerstr. Nr. 26.

Durch Leid zur Seligkeit.

Ein Werkstück zum Tempelbau der Erlösung
von Friedr. Benj. Hermann.

Fünf Bücher in 6 Bänden:
I. Ringen und Werden.
II. Lieben und Hoffen; Welt- und Gottesdienst.
III. Suchen und Finden, Tod u. Leben.

3 eleg. Leinwandbde. Gesammtpreis Mk. 18.—

Einzelpreis: I. M. 5.40; II. M. 6.75; III. M. 6.75.

Prospekte stehen gern zu Diensten.

Verlag von Joh. Heinr. Meyer, Braunschweig. (16852)

Für den Inseratentheil verantwortlich: **W. Keil** in München.

A. Hartleben's Verlag in Wien.

Die Erde.

Eine allgemeine Erd- und Länderkunde.

Von **Dr. Franz Heiderich.**

Mit 215 Illustrationen, 143 Textkärtchen und 6 Karten in Faebendruck.
56 Bogen Lexikon-Octav. In Original-Halbfranzband 20 Mark.

Obwohl die Geographie eine der ältesten Wissenschaften ist, hat sie doch erst in jüngster Zeit ihre stoffliche und methodische Ausgestaltung erfahren. Sie ist unter dem Einflusse der in unserem Jahrhundert mächtig emporgeblühten Naturwissenschaften selbst eine vorwiegend naturwissenschaftliche Disciplin geworden. Sie begnügt sich nicht mehr, die in den Kreis ihrer Betrachtung fallenden Erscheinungen bloß zu beschreiben, sie fragt vielmehr nach dem Warum derselben, sie schildert ihr Werden, Sein und Vergehen. Neben diesem fruchtbaren genetischen Moment hat aber die Geographie noch ein anderes methodisch wichtiges aufgenommen: das der denkenden Verknüpfung der einzelnen geographischen Elemente, der Darlegung des ursächlichen Zusammenhanges und der Wechselwirkung derselben. Diese Ideen müssten die Leitsterne moderner länderkundiger Darstellung sein; von diesen Gesichtspunkten aus ist auch das hiermit angekündigte Werk abgefasst. Es soll damit eine bisher vorhandene Lücke auf dem deutschen Büchermarkte ausgefüllt, den weiteren Schichten ein Handbuch der Geddeschreibung gegeben werden, das methodisch und stofflich streng wissenschaftlich, in der Darstellung aber schlicht, allgemein verständlich und doch farbenbelebt ist. Das Werk gliedert sich in zwei Theile: der erste, die Allgemeine Erdkunde, enthält eine mathematische, physische und Anthropogeographie; hier ist das geistige Rüstzeug zum Verständniß des zweiten, die Allgemeine Länderkunde behandelnden Theiles geboten. Der letztere füllt die weitaus größere Hälfte des Buches. Es werden zunächst bei den einzelnen Erdtheilen die orographisch-tektonischen und die klimatischen Verhältnisse, sowie das aus deren Wechselwirkung entsprießende animalische und vegetative Leben geschildert. Daneben nimmt die Schilderung der politischen Verhältnisse einen breiten Raum ein. Eine Fülle statistischen Materiales über sociale Verhältnisse, Naturproduction, Handel, Gewerbe ꝛc. ist in den Fluß der Darstellung hinein verwoben, ohne daß irgendwo trockene Ziffernreihen das Auge und den Geist ermüden würden. Die Verlagshandlung hat das Werk besonders reich und vornehm ausgestattet. Mehr als 200 typographisch tadellose und typische Verhältnisse charakterisirende Illustrationen, sowie circa 150 Textkärtchen beleben und erleichtern das Verständniß der Lectüre. Außerdem sind noch vier besondere Kartenbeilagen in Quartformat dem Werke beigegeben. Wir zweifeln nicht, daß das Buch seinen Weg in Schule und Haus finden wird. Namentlich den Lehrern an mittleren und niederen Schulen wird es ein treuer Mentor werden, der ermöglicht, den Vortrag der Geographie zu beleben und zu vertiefen. Als geographisches Handbuch aber dürfte das Werk allseitig freudig begrüßt werden.

Julius Verne's Schriften.

Illustrirte Pracht-Ausgaben. Quart-Format.

Collectiv-Titel:

„Bekannte und unbekannte Welten."

1. 2. Bd. (Vereinigt.) **Von der Erde zum Mond. — Reise um den Mond.** Mit 89 Illustrationen Geh. 8 M. Prachteinband 11 M.
3. Bd. **Reise nach dem Mittelpunkt der Erde.** Mit 56 Illustrationen. Geh. 4 M. 50 Pf. Prachteinband 7 M. 50 Pf.
4. 5. Bd. (Vereinigt.) **Zwanzigtausend Meilen unter'm Meer.** Mit 114 Illustrationen. Geh. 8 M. Prachteinband 11 M.
6. Bd. **Reise um die Erde in 80 Tagen.** Mit 55 Illustrationen. Geh. 4 M. 50 Pf. Prachteinband 7 M. 50 Pf.
7. 8. Bd. (Vereinigt.) **Reisen und Abenteuer des Kapitän Hatteras.** Mit 257 Illustrationen. Geh. 9 M. Prachteinband 12 M.
9. Bd. **Fünf Wochen im Ballon.** Mit 78 Illustrationen. Geh. 5 M. 50 Pf. Prachteinband 8 M. 50 Pf.
10. Bd. **Abenteuer von drei Russen und drei Engländern in Süd-Afrika.** Mit 52 Illustrationen. Geh. 4 M. 50 Pf. Prachteinband 7 M. 50 Pf.
11. 12. 13. Bd. (Vereinigt.) **Die Kinder des Kapitän Grant.** Mit 174 Illustrationen. Geh. 12 M. Prachteinband 15 M.
14. 15. 16. Bd. (Vereinigt.) **Die geheimnißvolle Insel.** Mit 152 Illustrationen. Geh. 12 M. Prachteinband 15 M.
17. 18. Bd. (Vereinigt.) **Das Land der Pelze.** Mit 102 Illustrationen. Geh. 8 M. Prachteinband 11 M.
19. Bd. **Eine schwimmende Stadt. — Die Blaise-Brecher.** Mit 43 Illustrationen. Geh. 4 M. 50 Pf. Prachteinband 7 M. 50 Pf.
20. Bd. **Eine Idee des Doctor Ox. — Meister Zacharius. — Ein Drama in den Lüften. — Eine Ueberwinterung im Eise. — Eine Mont-Blanc-Besteigung.** Mit 63 Illustrationen. Geh. 4 M. 50 Pf. Prachteinband 7 M. 50 Pf.
21. Bd. **Der Chancellor.** Mit 56 Illustrationen. Geh. 4 M. 50 Pf. Prachteinband 7 M. 50 Pf.
22. 23. Bd. (Vereinigt.) **Der Courier des Czar (Michael Strogaff). — Ein Drama in Mexiko.** Mit 90 Illustrationen. Geh. 8 M. Prachteinband 11 M.
24. Bd. **Schwarz-Indien.** Mit 43 Illustrationen. Geh. 4 M. 50 Pf. Prachteinband 7 M. 50 Pf.
25. 26. Bd. (Vereinigt.) **Reise durch die Sonnenwelt.** Mit 97 Illustrationen. Geh. 8 M. Prachteinband 11 M.
27. 28. Bd. **Ein Kapitän von fünfzehn Jahren.** Mit 90 Illustrationen. Geh. 8 M. Prachteinband 11 M.
29. 30. Bd. (Vereinigt.) **Die Entdeckung der Erde.** Mit 112 Illustrationen. Geh. 8 M. Prachteinband 11 M.
31. Bd. **Die fünfhundert Millionen der Begum.** Mit 48 Illustrationen. Geh. 4 M. 50 Pf. Prachteinband 7 M. 50 Pf.
32. Bd. **Die Leiden eines Chinesen in China.** Mit 52 Illustrationen. Geh. 4 M. 50 Pf. Prachteinband 7 M. 50 Pf.
33. 34. Bd. (Vereinigt.) **Die großen Seefahrer des 18. Jahrhunderts.** Mit 103 Illustr. Geh. 8 M. Prachteinband 11 M.
35. 36. Bd. (Vereinigt.) **Das Dampfhaus.** Mit 99 Illustrationen. Geh. 8 M. Prachteinband 11 M.
37. 38. Bd. (Vereinigt.) **Der Triumph des 19. Jahrhunderts.** Mit 93 Illustrationen. Geh. 8 M. Prachteinband 11 M.
39. 40. Bd. (Vereinigt.) **Die Jangada. 800 Meilen auf dem Amazonenstrom.** Mit 97 Illustr. Geh. 8 M. Prachteinband 11 M.
41. Bd. **Die Schule der Robinson's.** Mit 51 Illustrationen. Geh. 4 M. 50 Pf. Prachteinband 7 M. 50 Pf.
42. Bd. **Der Grüne Strahl.** Mit 45 Illustrationen. Geh. 4 M. 50 Pf. Prachteinband 7 M. 50 Pf.
43. 44. Bd. (Vereinigt.) **Keraban der Starrkopf.** Mit 102 Illustrationen. Geh. 8 M. Prachteinband 11 M.
45. Bd. **Der Südstern oder das Land der Diamanten.** Mit 63 Illustrationen. Geh. 4 M. 50 Pf. Prachteinband 7 M. 50 Pf.
46. Bd. **Der Archipel in Flammen.** Mit 51 Illustr. Geh. 4 M. 50 Pf. Prachteinband 7 M. 50 Pf.
47. 48. 49. Bd. (Vereinigt.) **Mathias Sandorf.** Mit 111 Illustr. Geh. 12 M. Prachteinband 15 M.
50. Bd. **Robur der Sieger.** Mit 45 Illustrationen. Geh. 4 M. 50 Pf. Prachteinband 7 M. 50 Pf.
51. Bd. **Ein Lotterie-Los.** Mit 39 Illustrationen. Geh. 4 M. 50 Pf. Prachteinband 7 M. 50 Pf.
52. 53. Bd. **Nach gegen Süd.** Mit 85 Illustrationen. Geh. 8 M. Prachteinband 11 M.
54. 55. Bd. **Zwei Jahre Ferien.** Mit 91 Illustr. Geh. 8 M. Prachteinband 11 M.
56. Bd. **Kein Durchkommen.** Mit 36 Illustrationen. Geh. 4 M. 50 Pf. Prachteinband 7 M. 50 Pf.
57. 58. Bd. (Vereinigt.) **Die Familie ohne Namen.** Mit 82 Illustrationen. Geh. 8 M. Prachteinband 11 M.
59. 60. Bd. (Vereinigt.) **Mistreß Branican.** Mit 83 Illustr. Geh. 8 M. Prachteinband 11 M.
61. Bd. **Das Karpathenschloß.** Mit 40 Illustrationen. Geh. 4 M. 50 Pf. Prachteinband 7 M. 50 Pf.
62. Bd. **Claudius Bombarnac.** Tagebuch eines Reporters. Mit 55 Illustr. Geh. 4 M. 50 Pf. Prachteinband 7 M. 50 Pf.
63. 64. Bd. (Vereinigt.) **Der Findling.** Mit 85 Illustrationen. Geh. 8 M. Prachteinband 11 M.
65. 66. Bd. (Vereinigt.) **Meister Antifers wunderbare Abenteuer.** Mit 77 Illustr. Geh. 8 M. Prachteinband 11 M.
67. 68. Bd. (Vereinigt.) **Die Propeller-Insel.** Mit 81 Illustr. Geh. 8 M. Prachteinband 11 M.

Jedes Werk ist für sich abgeschlossen und ganz beliebig einzeln käuflich.

(Die Sammlung wird fortgesetzt.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bei Einsendung des Betrages mit Postanweisung erfolgt Franko-Zuschickung. (16457)

A. Hartleben's Verlag in Wien.

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 17. December. Nummer 292.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Das deutsche Belgien. Von T. Kellen. — König Saul. II. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das deutsche Belgien.

Von T. Kellen.

In Belgien, wo die Vlamen seit einiger Zeit so energisch gegen die amtliche Begünstigung des Wallonenthums kämpfen, fängt jetzt auch der deutschredende Theil an, sich zu regen. In den Provinzen Luxemburg und Lüttich gibt es nämlich an der großherzoglich luxemburgischen, bezw. reichsdeutschen Grenze eine wenn auch nicht sehr große, so doch immerhin beachtenswerthe Zahl von Ortschaften, deren Bewohner deutschen Stammes sind und noch jetzt nur das Deutsche als ihre Muttersprache betrachten. In Arlon, der deutschen Hauptstadt der Provinz Luxemburg, hat sich bereits vor drei Jahren ein „Deutscher Verein zur Hebung und Pflege der Muttersprache im deutschredenden Belgien“ gebildet. Derselbe hat zwei Jahre im stillen gewirkt und am 26. December vorigen Jahres eine erste öffentliche Versammlung abgehalten. Seither ist er ziemlich thätig gewesen, und eben hat er seinen ersten Bericht ausgegeben,[1]) der auch für reichsdeutsche Leser manches Interessante enthält. Er bringt außer den Mittheilungen über den Ursprung, die Gründung und die bisherige Thätigkeit des Vereins einen Vortrag von Prof. Bischoff über die deutsche Sprache und eine Abhandlung von Prof. G. Kurth (beide Deutsch-Belgier) über das hier in Betracht kommende Gebiet.

„Deutsch-Belgien“ zählt etwa 50,000 Einwohner. Es umfaßt die Kreise Arel (Arlon) und Metzig (Messancy) fast vollständig, vom Kreise Feiteler (Fauvillers) 5 Ortschaften, vom Kreise Vielhaben die Ortschaft Bockholz (Beho), vom Kreise Aubel 6 und vom Kreise Limburg 4 Ortschaften. Die jetzigen Bewohner dieser Gegend können natürlich nicht alle zum deutschen Stamm gerechnet werden, da vielfach Einwanderung von Wallonen stattgefunden hat. Dieses ist besonders in Arel der Fall, wo schon 1500 Personen nur französisch reden. Uebrigens sind von den Deutsch-Belgiern viele auch im übrigen Belgien verbreitet.

Prof. Kurth theilt u. a. folgendes über die Sprachenverhältnisse mit: In den neun Lütticher Gemeinden der Kreise Aubel und Limburg ist eigentlich die locale Mundart nicht hochdeutsch, sondern niederdeutsch, oder, wie man dort zu sagen pflegt, niederländisch, d. h. vlämisch. Die aus der Vorzeit dieser Dörfer erhaltenen Urkunden sind vlämisch verfaßt, jedoch hat seit einigen Menschenaltern das Hochdeutsche auf diesem Boden so tiefe Wurzeln geschlagen, daß gar nicht vorauszusehen ist, wie es künftig verdrängt werden könnte. In der Schule und auf der Kanzel wird hochdeutsch gesprochen; die Kinder gewöhnen sich an den Gebrauch des Hochdeutschen, lesen dieses in den Büchern, finden es später in der Zeitung — denn es gibt dort auch eine deutsche Zeitung — und gebrauchen es auch wohl im gewöhnlichen Verkehr. Schon im 17. und 18. Jahrhundert war es dort die Cultursprache. Die Stifter Aachen und Hertogenrade, welche sich in das Collationsrecht der betreffenden Pfarreien theilten, besetzten dieselben gewöhnlich mit deutschen Pfarrern. Wie leicht übrigens jetzt der Anschluß an das Deutschthum dort stattfindet, erhellt aus dem Beispiel der kleinen Pfarrei Klaus (La Clouse), einer Section der dreisprachigen Gemeinde Aubel, wo es dem jetzigen Pfarrer gelungen ist, eine förmliche Abstimmung unter seinen 184 Pfarrkindern zugunsten der deutschen Sprache hervorzurufen, infolge dessen er es dem Schullehrer zur Pflicht machte, sich derselben als Hauptsprache beim Unterricht zu bedienen. Dasselbe gelang vor einigen Jahrzehnten dem Pfarrer des nahe an der besprochenen Gruppe liegenden Remersdael, wo indessen seine Abberufung und seine Ersetzung durch einen niederländischen Pfarrer die Rückkehr der Gemeinde zum niederländischen Sprachgebiete zur Folge hatte. Wo aber, wie in einer Anzahl der erwähnten Gemeinden, die kirchliche Verwaltung einige Menschenalter hindurch in deutschen Händen geblieben ist, da gedeiht das Hochdeutsche vortrefflich neben der localen Mundart.

In der südlichen Gruppe, wo in 20 Gemeinden hochdeutsch gesprochen wird, befinden wir uns in des Deutschthums fernstem Westen. Das Dorf Hertzig, zwei Stunden westlich von Arel, ist nämlich der vorgeschobenste Posten, den das hochdeutsche Sprachgebiet einnimmt. Im Laufe der Jahrhunderte sind dort nur einige Ortschaften dem romanischen Gebiet anheimgefallen; einzelne erinnern noch jetzt durch ihren Namen an ihren deutschen Ursprung, so Meix-le-Tige (Deutsch-Meer), Steinbay (Steinbach) u. s. w. Im allgemeinen aber sind seit etwa 1500 Jahren die romanische und die germanische Welt im südöstlichen Belgien auf denselben Punkte stehen geblieben. Die Markgrafschaft Arlon war ursprünglich mit dem Herzogthum Limburg verbunden, kam aber 1212 an die Grafschaft Luxemburg, deren Geschicke sie bis in unser Jahrhundert theilte. Auch in sprachlicher Hinsicht erlebte sie dasselbe, wie das Großherzogthum, wo das Deutsche von dem Französischen in den Schatten gestellt wurde.

Die Verhältnisse, die dazu führten, bespricht G. Kurth ohne jene Bitterleit, die den parteipolitischen Tagesschriftstellern bei der Beurtheilung dieser Frage eigen ist. Seine Ausführungen werden um so mehr beachtet werden. Das Französische wurde seit dem 12. Jahrhundert nicht bloß die Verkehrssprache der höheren Kreise, sondern auch die Urkundensprache. Daß in dieser Hinsicht das Grenzland Luxemburg sich von Frankreich bevormunden ließ, ist wegen der Beziehungen zu diesem Lande erklärlich. Von dem 1309 auf den deutschen Kaiserthron erhobenen Luxemburger Heinrich VII. berichtet Albertino Mussato sogar, seine gewöhnliche Sprache sei die französische gewesen. Zu dieser Nachricht stimmt, daß, wie der luxemburgische Geschicht-

[1]) Das deutsche Belgien und der Arloner deutsche Verein. Arlon und Aubel, Alphons Willems, 1896.

schreiber Würth-Paquet hervorhebt, nicht eine einzige Urkunde dieses Kaisers deutsch verfaßt ist. Deutsche Städte, wie Luxemburg und Arel, erließen französische Urkunden. „Man würde irre gehen", sagt G. Kurth, „wenn man die Vertrautheit der Luxemburger mit der französischen Sprache nur durch ihre Eingenommenheit für die feinere Cultur des Nachbarlandes erklären wollte. Nein, der Grund liegt vielmehr in der späteren Entwicklung des Deutschen, dessen Anfänge als Urkundensprache ja nicht über die letzte Hälfte des 13. Jahrhunderts hinausgehen, während es je nach den verschiedenen Gegenden Deutschlands noch viel später zur Geltung kam. Sollte man es den Luxemburgern verübeln, daß sie unter diesen Umständen sich des schon vorhandenen und auch bequemeren Verkehrsmittels bedienten, welches ihnen in der Sprache Frankreichs zugebote stand?"

Später wurde allerdings auch das Deutsche berücksichtigt, aber da das Archiv der vielfach durch Krieg und Brand heimgesuchten Stadt Arel gänzlich verschwunden ist, so ist es unmöglich, den Zeitpunkt des Eindringens der deutschen Sprache in ihr Urkundenwesen genau festzustellen. Nur das erhaltene Chartular der in der Nähe von Arel gelegenen Abtei Clairefontaine bezeugt, daß das Deutsche erst von der Mitte des 14. Jahrhunderts an gebraucht wurde. Als die Gegend dem großen Länderbestand der burgundischen Herrscher einverleibt wurde, kam aber das Französische wieder zur Geltung. Von da an wurde dieses beständig von der Centralverwaltung gebraucht, während die Localbehörden und das Volk meistens am Deutschen festhielten. Insbesondere bezeigte die österreichische Regierung, welcher die luxemburgische Provinz im Jahre 1713 anheimfiel, nicht die geringste Theilnahme an den Interessen der deutschen Sprache. Nachdem 1830 Belgien sich von Holland losgerissen, wurde 1839 das jetzige Großherzogthum abgetrennt. Dadurch wurden die bei Belgien gebliebenen deutschen Ortschaften isolirt und der Französirung preisgegeben.

Die belgische Regierung hat seit jener Zeit redlich das Ihrige gethan, um das Deutsche zu verdrängen. In Arel wurde es aus der Stadtverwaltung und der Schule entfernt, und nur die Geistlichkeit hielt bis auf den heutigen Tag an der deutschen Muttersprache des Volkes fest. Diese ist aber vielfach mit französischen Wörtern vermischt worden und oft noch unverständlicher, als die Luxemburger Mundart. In den Dörfern hat sich die deutsche Sprache ungetrübter erhalten, und dort werden noch die alten deutschen Volksbücher, der Lahrer Hinkende Bote u. s. w. mit Vorliebe gelesen.

Die Deutsch-Belgier besitzen drei eigene Zeitungen, die „Arloner Zeitung", das in Dolhain erscheinende „Freie Wort" und die schon seit 53 Jahren in Aubel erscheinende „Fliegende Taube", vielleicht mehr Zeitungen, als es bei dem beschränkten Leserkreis wünschenswerth ist.

Nachdem die Bewohner sich lange die Verwälschungsmaßregeln hatten gefallen lassen, traten vor drei Jahren eine Anzahl gebildeter Männer zusammen, um eine Bewegung zugunsten der Erhaltung des Volksthums ins Leben zu rufen. Der Arloner deutsche Verein hat den Zweck, „in den deutschredenden Theilen Belgiens die deutsche Sprache zu neuem Leben zu erwecken, der Bevölkerung dieser Landestheile Achtung und Liebe für ihre Muttersprache einzuflößen und ihr die Erhaltung derselben ans Herz zu legen; er will den Deutsch-Belgiern mit ihrer Sprache auch ihre deutsche Religiosität und Gesittung zu wahren suchen". Zu diesem Zwecke hält der Verein öffentliche Versammlungen ab, veranstaltet populäre Vorträge, gibt Flugschriften heraus, gründet deutsche Volksbibliotheken u. s. w. Bemerkenswerth ist, daß fast sämmtliche Mitglieder des deutschen Vereins deutsche Namen tragen.

Die Männer, die an der Spitze des Vereins stehen, gehen übrigens sehr gemäßigt vor. Sie verwahren sich ausdrücklich gegen den Gedanken, „eine Bewegung zugunsten des Deutschthums hervorzurufen oder gar die französische Sprache zu bekämpfen". Eine solche Bewegung wäre unter den jetzigen Verhältnissen dort auch ebenso aussichtslos, wie im Großherzogthum Luxemburg. Man muß schon zufrieden sein, wenn sich die Bewohner bemühen, ihre Muttersprache zu erhalten.

Auf dem Lande herrscht in den Schulen das Deutsche noch vor, aber es wird schon vielfach zugunsten des Französischen vernachlässigt. So lernen die Kinder zuweilen weder die eine noch die andere Sprache genügend. Vorläufig sucht man zu erreichen, daß das Deutsche in allen Abtheilungen als Unterrichtssprache benutzt wird, sogar beim Unterricht in der französischen Sprache, der, wie es im Vereinsbericht heißt, dabei nur gewinnen würde.

In Arlon sind die Schulen schon ganz dem Französischen überlassen. Der Unterrichtsminister Schollaert hat sich aber dahin ausgesprochen, daß die deutsche Sprache in den Volksschulen des deutschredenden Belgiens erhalten bleiben soll. Die Anregung zu dieser Erklärung hatte übrigens ein Wallone, der Abgeordnete für Neufchâteau, Namens Heynen, gegeben. Die Maristenbrüder in Arlon gehen jetzt mit gutem Beispiel voran, indem sie in ihrer Schule eine deutsche Abtheilung gründen.

Der Verein verlangt auch, daß in Deutsch-Belgien nur solche Beamte angestellt werden, die der deutschen Sprache mächtig sind. Dieses wäre um so leichter, als Deutsch-Belgier überall im Lande angestellt sind und meistens recht gern in ihre engere Heimath zurückkehren würden. Das neueste Gesetz über die Gemeindewahlen wurde dahin abgeändert, daß in Zukunft die Mitglieder der Wahlcollegien im deutschen Gebiete den verlangten Eid in deutscher Sprache ablegen dürfen.

Das sind immerhin schon einige Erfolge, und es wird dem Deutschen Verein gewiß gelingen, noch weitere Forderungen durchzusetzen. Sie erheben nicht dieselben Ansprüche, wie die Flamänder, sie wollen nur ihr Volksthum und ihre Sprache erhalten, und eine vernünftige Regierung wird sich diesen Bestrebungen gegenüber nicht ablehnend verhalten.

König Saul.

Ein Ausschnitt aus der alttestamentlichen Geschichtsforschung.

II.

I. Sauls Königthum bestand wesentlich in weiterer kriegerischer Sicherung und Stärkung seines Volkes. Die inneren Verhältnisse ließ er wohl, wie er sie gefunden hatte, regierte wohl auch nicht lange genug, um wirksam in sie einzugreifen. Doch hielt er in Gibea unter einer hoch gelegenen Tamariske mit seinen Hofbeamten Rath. Der Krieg aber blieb die Hauptaufgabe des jungen Königthums, es lebte davon, es bildete sich dadurch Führer, Offiziere, heran und belohnte sie mit Gütern, die der Krieg erwarb (C. 22 V. 7). Gegen die Philister wurde er beständig fortgesetzt, wenn auch für gewöhnlich nicht im großen Stil, sondern nur als Grenzfehde. Aber auch andere Feinde mußten bekämpft werden; so die Amalekiter auf der Sinaihalbinsel, denn sie machten plündernde Einfälle, wohl in Juda, und eben diesen Stamm mag Saul sich damals besonders verbunden haben. Nun ist offenbar von späterer Hand eine Erzählung eingefügt über diesen Krieg gegen Amalek (C. 15), wonach Samuel ihn befohlen hätte, zur Strafe für frühere Feindschaft der Amalekiter, als Israel von Aegypten heraufzog, und mit der Anweisung zu völliger Ausrottung Amaleks, Saul aber den Befehl nicht ganz erfüllt hätte, sofern er den gefangenen

König Agag und die besten Schafe und Rinder hätte leben lassen, worauf von dem erzürnten Samuel Agag vor dem Altar Jahwe's niedergehauen wäre. Wir sahen schon, daß diese Darstellung des Krieges entschieden ungeschichtlich ist; die Amalekiter sind auch gar nicht ausgerottet, sondern machen sich sehr bald wieder bemerklich. Aber ein Zug in dieser Geschichte hat fast den Anschein, auf einer geschichtlichen Grundlage zu ruhen; das ist der Tod jenes Agag, von dem dieses Seltsame berichtet wird, das schwerlich erfunden ist: heiter schritt Agag her vor den Altar und rief aus: „So, nun ist des Todes Bitterkeit gewichen!" Grausam genug waren die Sitten jener Zeit; und daß man z. B. eine ganze Stadt dem Jahwe bannte, wie man es nannte, war nichts ungewöhnliches bis in diese Zeit hinein.

„Aber der Krieg gegen die Philister tobte heftig, solange Saul lebte." Es war eben leichter gewesen, die übermüthig gewordenen Feinde einmal energisch zurückzudrängen, als der wieder ihrer alten militärischen Ordnung sich erinnernden dauernd sich zu erwehren. So mußte Saul darauf bedacht sein, sein Volk besser zu rüsten und kriegstüchtiger zu bilden. Daher heißt es: „sah Saul irgend einen Tapferen oder einen kriegsgeübten Mann, den gesellte er sich zu."

So kam nun auch ein junger Judäer an seinen Hof, David ben Isai aus Bethlehem. Wie er zu Saul gekommen, darüber sind verschiedene Berichte. Nach dem einen quält den Saul Schwermuth, ein von Jahwe ausgesandter böser Geist, und seine Umgebung schlägt ihm vor, einen kundigen Zitherspieler zu seiner Aufheiterung für ihn zu suchen, und einer der Hofbeamten kennt den David als „des Saitenspiels kundig, als tüchtigen Mann und kriegsgeübt, dazu des Wortes mächtig und von schöner Gestalt, und Jahwe ist mit ihm" und so kam er zu Saul (C. 16 V. 14 ff.) Der andere auf diesen folgende Bericht (C. 17) führt den bräunlichen Schäferjüngling mit Hirtenstab und Tasche und seiner Schleuder besuchsweise in den Krieg und läßt ihn, den Knaben fast, dort den Riesen Goliath, vor dem ganz Israel, auch ein Saul und Jonathan, ganz gegen ihren sonst geschilderten Charakter, sich fürchten, erschlagen im Namen Jahwe's der Heerschaaren, des Herrn Zebaoth. Saul kennt ihn bis dahin gar nicht, nun schließen er und Jonathan ihn in ihr Herz; und so kommt er zu Saul. So schön diese Legende über die Jugend dessen, der des Volkes Liebling war, auch ist, so müssen wir sie doch als ungeschichtlich ansehen. Denn David erscheint unmittelbar vor und nach ihr nicht als naiver Jüngling, sondern als kluger Kriegsmann. Die ganze Auffassung in dieser Legende ist der einer späteren Zeit eigenthümliche Idealismus des Vertrauens auf Jahwe, bei dem die menschlichen Mittel außer Ansatz bleiben oder als Nebensache behandelt werden. Auch die Sprache, daß z. B. David von der Versammlung, der Gemeinde (Kahal) Israel redet, verräth eine spätere Zeit. Endlich wird im 2. Buch Samuelis (C. 21 V. 19) berichtet, daß einer der Helden Davids, Elhanan ben Jair aus Bethlehem — also dieselbe Vaterstadt und anklingender Vatername wie bei David — den Goliath aus Gath, dessen Speerschaft einem Weberbaume glich, erlegt habe. Es ist also auch hier so gegangen: was die Diener thun, wird in der Volkssage oft dem Ruhm des Herrn, des Königs, beigelegt. — Wir nehmen also an, daß David schon sich als kriegsgeübt in Sauls Heer erwiesen hatte und nun auch als Saitenspieler in nähere Beziehung zu Saul kam.

Wie die Schwermuth über Saul kam, wissen wir nicht sicher. Daß sie nicht aus einer Verwerfung Sauls durch Jahwe und Samuel stammte, haben wir schon erwähnt. Wir können nur Vermuthungen aufstellen. Der Krieg mit den Philistern tobte heftig, solange Saul lebte. Ein erster König aber, der in unentschiedenem Kampfe mit den Feinden ringen mußte, mochte bei seinem Volke nicht immer das erwünschte Ansehen genießen und den erforderlichen Gehorsam finden, und sein rasches Temperament riß ihn dann wohl auch zu unüberlegter Gewalt hin. Daß er durch Widerstand im Innern gereizt wurde, ergibt sich wohl daraus, daß er später in seinem eigenen Stamme auf empörerische Gesinnung zu stoßen glaubte, und auch aus der einigermaßen verlorenen Notiz der Ueberlieferung, es hätten gleich im Anfang einige Nichtswürdige gesprochen: „was sollte uns der helfen?", sowie aus dem raschen Zulauf, den David später fand von allerlei landflüchtigen Leuten. Wenn eine Notiz im 2. Buch Samuelis C. 21 auf Thatsachen beruht, so bewies Saul einen großen Eifer für die Israeliten gegenüber den kanaanitischen Ueberresten im eigenen Lande und verfuhr hiebei mit einer gewissen Gewalt statt mit kluger Milde, wodurch die Zahl der widerstrebenden Elemente vermehrt wurde. Nehmen wir hinzu, daß Saul aus einfachen Verhältnissen heraus so gut wie unvorbereitet zur Königsherrschaft kam und offenbar nicht jene reichen Gaben und jene Elasticität seines Nachfolgers besaß, so können wir uns wohl seine Schwermuth erklären. Ich möchte aber auch glauben, daß dieser melancholische Hang sich erst später recht entwickelt hat durch das Mißtrauen und die Eifersucht gegen David, und daß ohne jene Veranlassung die Tapferkeit und das Saitenspiel des David diesen an Sauls Hof gebracht hat. Saul begann eben, wenn auch in einfachen Verhältnissen bleibend, als ein israelitischer Großbauer ohne die Haremswirthschaft orientalischer Könige, doch einen Hof um sich zu sammeln, mehr eine Tafelrunde tapferer und froher Männer.

Mit diesen Vermuthungen über die Entstehung seiner Schwermuth bleiben wir in der Analyse eines Charakters. Schlimm ist es aber, wenn die Aerzte einen Charakter analysiren wollen, es wird ein Seciren daraus, und an Stelle eines Charakters bleiben nur Nerven und Nervendispositionen. Ein Herr Dieulafoy, dem, ist er auch nicht selber Arzt, wenigstens die Medicin es angethan hat, hat in der Sitzung der Académie des inscriptions et belles-lettres vom 19. Juli dieses Jahres seine Aufstellungen vorgelegt, Saul sei ein richtiger Nabi, Prophet im alten Sinn, gewesen, kein großer Geist, aber eine stolze Seele: il eut une existence partagée entre l'abattement et la colère, sein Zustand getheilt zwischen Niedergeschlagenheit und Zorn. Er hat gefunden, Saul und die Nebim der älteren Zeit seien alle gewesen des névropathes chez qui la névrose revêtait les caractères de ces épidémies de grande hystérie, dont l'histoire offre à diverses reprises et à des siècles de distance des exemples si frappants; also Nervenleidende, ihr Nervenleiden mit all den Kennzeichen der wiederholt in der Geschichte auftretenden Epidemien großer Hysterie, der Flagellantenzüge des Mittelalters, der im Norden Spaniens bei den Orosiasesten alljährlich noch heute sich erneuernden Erscheinungen; wir könnten etwa die Echternacher Springprocession hinzufügen. Diese grande hystérie habe von Samuel an in ansteckender Weise bei den Hebräern geherrscht und den Saul nach anfänglich vorübergehenden Anfällen völlig beherrscht bis zur Unzurechnungsfähigkeit. Er nimmt dabei jede Notiz der Ueberlieferung unbesehen hin, so auch die ganz anekdotenhafte (C. 19), daß Saul nach Davids Flucht zu Samuel Boten geschickt hätte, die Auslieferung zu fordern, diese aber hätten mit Samuel und allen Propheten geweissagt, d. h. sich verzückt geberdet, zum zweiten- und drittenmal gesandte Boten ebenso, endlich Saul, der sich selbst auf den Weg macht, desgleichen. Diese Anekdote erinnert sehr an die Geschichte: „Es schickt der Herr den Jochen aus"; auch verräth sie sich am Schluß als verunglückte Wiederholung eines Erklärungsversuchs des Sprichwortes: „Ist Saul auch

Digitized by Google

unter den Propheten?", wovon im Anfang der Geschichte Sauls ein viel wahrscheinlicherer Entstehungsgrund angegeben ist. Samuel war auch gar kein Rabi, und Zaubermacht übte er nicht. — So viel mag zugegeben werden, daß Sauls Zustand am Ende ein zeitweilig krankhafter sein mochte, aber nicht der einer grande hystérie, sondern der einer Melancholie, einer Seele, die lange ihren Aerger in sich hineingefressen hat und durch widrige Verhältnisse gedrückt wird.

Ob Samuel, um das hier noch zu erwähnen, in Sauls späterem Leben irgend eine Bedeutung gehabt hat, das beantwortet Wellhausen verneinend; nach der Erweckung des Jahwegeistes in dem Krieger durch den Seher sei dieser wieder im Dunkel verschwunden. Immerhin ließe sich als Anhaltspunkt, um den die verschiedenen ungeschichtlichen Samuel-Saul-Geschichten sich krystallisirt haben, irgend eine Entfremdung der Gemüther beider Männer denken, die mit auf Sauls Gemüth gelastet hätte.

Wir kehren zu seinem Verhältniß zu David zurück. David war ein Mann, herrlich an Körper und Geist, ein für Jahwe und Israel begeisterter und doch auch in eigenem Interesse kluger Mann; kühner Wassergänger, aber auch weise abwägend, ja ein Diplomat; Mann der That, aber auch des Wortes, des gesprochenen und des gesungenen; wohl nicht ein Psalmsänger, aber ein Liederdichter und Liedersänger zur Harfe, mit seinem weichen Gemüth und seiner elastischen Kraft bezaubernd und beherrschend, ein Mann, ganz geeignet, Frauen- und Männerherzen zu gewinnen. Er gewann auch die Herzen aller, der Michal, Sauls Tochter, des Jonathan, des Saul selber. Gewiß hat Saul ihm seine Tochter nicht mit hinterlistigen Gedanken versprochen, wie eine spätere, dem Saul nicht günstige Erzählung es darstellt, denn er war ein offener Charakter; sondern aus Zuneigung. Aber der Schwiegersohn wurde durch sein Wesen und durch seine glücklichen Feldzüge gegen die Philister nicht bloß die Freude des Hofes, sondern auch ein Liebling des Volkes und man sang: „Saul hat seine Tausende geschlagen, David aber seine Zehntausende." Das erweckte Sauls Eifersucht, wie sich kaum anders erwarten läßt in einer Zeit, wo der König nothwendig auch der beste Mann sein mußte; ohne daß wir anzunehmen brauchten, daß David damals schon wirklich ehrgeizige Pläne gehabt hätte. Die Eifersucht Sauls wurde zum Mißtrauen gegen seine Vertrauten, gegen seinen eigenen Sohn. Hervorgebrochen muß es ziemlich plötzlich sein. Denn die Priester zu Nob wußten, als David auf der Flucht bei ihnen einkehrte, nichts von dem Zwiespalt. Die wiederholten Speerwürfe gegen David möchten daher nicht ganz der Wirklichkeit entsprechen. Vielleicht ist ein andersartiger erster Ausbruch geschehen. Jonathan warnte den Freund. Denn zweifellos ruhen diese Erzählungen von der Freundschaft mit Jonathan auf Wahrheit, wenn sie auch nicht so, wie erzählt, geschehen sein können. So geschieht z. B. das heimliche Verständigen über Sauls Gesinnung zweimal in C. 19 und in C. 20 und das zweitemal, nachdem David schon auf der Flucht gewesen und sehr genau Bescheid weiß. Auch hat der als Zeichen verabredete Pfeilschuß keinen Sinn, wenn gleich darauf die Freunde sich doch sprechen können. Dieser Abschied also, wo sie sich küssen und weinen, David aber am allermeisten, fällt wohl für die geschichtliche Betrachtung fort. Aber bestehen bleibt und leuchtend für alle Zeiten diese wundervolle Freundschaft zweier hochgemuther Männer und die Selbstlosigkeit und das Vertrauen eines Jonathan. Wie prächtig die Erzählung, wie bei Tische, an dem David fehlt, Saul nachforscht und seinen Sohn Jonathan, der freundlich über ihn spricht, anfährt, ihn beschimpft und losbricht: „Solange dieser Sohn Isais auf dem Erdboden lebt, wirst weder du, noch dein Königthum feststehen; laß ihn herbringen, er ist ein Kind des Todes." Jonathan abee: „Weßhalb soll er umgebracht werden, was hat er verbrochen?" Und er erhob sich in glühendem Zorn von der Tafel, denn er erkannte, daß es bei seinem Vater beschlossene Sache sei, David ums Leben zu bringen. Saul soll sogar auch nach ihm den Speer geworfen haben, was doch vielleicht in Anbetracht des Lobpreises im Liede: „Saul und Jonathan, im Leben und Tode nicht getrennt" als bloße verstärkende Wiederholung einer geschichtlichen Thatsache auf Rechnung der ausschmückenden Erzählung zu setzen ist.

Sauls Wesen freilich nimmt jetzt etwas von der düsteren Gluth des Königs in Uhlands „Des Sängers Fluch" an:

„Ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich."

David ist geflohen, er hat von den Priestern zu Nob Waffen und Wegzehrung, nämlich von den heiligen, den sogenannten Schaubroden, erhalten, da er ihnen zuraunt, er sei in einem geheimen Auftrag des Königs so eilig von Hause fortgekommen (C. 21). Er flieht dann in die Bergfeste Adullam. Saul aber, als er davon hört, hält Königstag zu Gibea, unter der Tamariske auf der Höhe sitzend, den Speer in der Faust, und alle seine Hofbeamten umstanden ihn (C. 22). Da sprach Saul mit erbittertem Hohn: „Hört doch ihr Benjaminiten! Wird wohl der Sohn Isais (also der Judäer, nicht ihr Stammesgenosse wie Saul) euch allen auch Felder und Weinberge schenken und euch alle zu Hauptleuten über Tausende und Hunderte ernennen, daß ihr euch alle wider mich verschworen habt und niemand es mir mitgetheilt hat, als sich mein Sohn mit dem Sohn Isais verbündete und daß niemand von euch Mitgefühl mit mir hatte und mir mittheilte, daß, wie es jetzt der Fall ist, mein Sohn meinen Knecht zum Feinde wider mich angestiftet hat?!" Und als nun der Edomiter Doeg die Gefälligen verräth, die Ahimelech, der erste Priester zu Nob, arglos vor Doegs Augen dem David erwiesen hat, da laßt Saul alle Priester zu sich holen:

„Höre einmal, du Sohn Ahitubs!"

„Ich höre, mein Gebieter."

„Warum habt ihr euch, du und der Sohn Isais, wider mich verschworen, daß du ihm Brod und Schwert gabst und Gott für ihn befragtest, so daß er als Feind wider mich auftreten konnte?"

Ahimelech entgegnete: „Aber wer unter allen deinen Dienern ist so bewährt wie David, dazu des Königs Eidam, Oberster über deine Leibwache und geehrt in deinem Hause? Habe ich denn erst jetzt angefangen, Gott für ihn zu befragen? Möge doch der König seinem Sklaven und meinem ganzen Geschlecht nichts unterlegen, denn dein Sklave hat um alles dieses nicht das geringste gewußt."

Der König aber rief: „Du mußt sterben, Ahimelech, du selbst und dein ganzes Geschlecht!" Und die Jahwepriester werden alle umgebracht. Der vielleicht schon von späterer Höherschätzung des Priesterthums beeinflußte Bericht fügt hinzu, die anderen Trabanten alle hätten sich der That geweigert und daher der Edomiter Doeg sie vollbracht. Auch ist es wohl eine Uebertreibung, daß Nob, die Stadt der Priester, das gleiche Schicksal erlitten hätte und alles niedergemetzelt wäre; in den Worten Abjathars, des einzigen überlebenden Sohnes des Ahimelech, der dem Blutbade entronnen, ist nur von den Priestern die Rede; er rettet sich mit einem Orakelgottesbild, einem Ephod, zu David und bringt ihm die Kunde: „Saul hat die Priester Jahwe's ermordet!"

Aber dieser grimme König hat dann auch eine Aehnlichkeit mit dem König in Uhlands „Bertran de Born":

Digitized by Google

„Meinen Sohn hast du verführt,
Hast der Tochter Herz verzaubert,
Hast auch meines nun gerührt."

Saul zieht aus gegen David, der, nun in der Wüste Juda, allerlei landflüchtige Leute um sich sammelt, zum Theil gewaltige Kriegsleute, wie die Söhne der Zeruja, Joab und seine Brüder, und ein Freibeuterleben beginnt. Saul betrachtet ihn als seinen Feind, während David so lange wie möglich jede directe Feindseligkeit und die Verbindung mit den stetigen Feinden Sauls, den Philistern, zu vermeiden sucht, zuletzt aber doch zum Uebertritt nach Philistäa sich genöthigt sieht. Bevor dies geschah, hat Saul ihn einigemal vergeblich verfolgt. Da wird zweimal von einer Großmuth Davids gegen Saul erzählt. Die Wiederholung ist entschieden ungeschichtlich, und die erste Erzählung, David und Saul in der Höhle, ist auch aus mehrfachen besonderen Anzeichen als spätere Parallele zu erkennen. Dagegen möchte die Erzählung in C. 26, wie David sich in das schlafende Lager des Saul schleicht und ihm Speer und Wasserschale nimmt, aber nicht duldet, daß sein Gefährte Abisai, Joabs Bruder, an den Gesalbten des Herrn die Hand lege, doch in seinem Kern geschichtlich sein. Zwar könnte dagegen die kluge Vorsicht, die sonst David zeigt, zu sprechen scheinen, doch ist er auch ein kühner Wageheld. Und Sauls Charakter sieht es ähnlich, daß auf offenen Vorhalt und Beweis eine tiefe Empfindung seines Unrechts ihn ergreift. Wie rührend klingen aus des gequälten Königs Mund die Worte: „Ist das nicht deine Stimme, mein Sohn David? Ich habe mich versündigt; kehre zurück, ich will dir nie wieder ein Leid thun?"

Das Düstere aber wich nicht aus Sauls Schicksal. Die Philister zogen wieder herauf (C. 28), vielleicht jetzt bei den inneren Wirren unter Saul und durch Davids Uebertritt in ihr Land gekräftigter und mehr zu fürchten als sonst. David selber mußte anfänglich Heeresfolge thun, wurde aber dann, ehe es zum Kampfe kam, aus Mißtrauen zurückgesandt. Sie zogen in die Ebene Jesreel nach Aphek, Israel sammelte sich bei Jesreel selbst. Aber Jahwe antwortete dem besorgten und Orakel suchenden Saul nicht. Da sucht er in seiner düsteren Stimmung ein Weib auf, das über einen Todtenbeschwörergeist verfügt; in Endor wohnt sie. In anderen Kleidern mit zwei Begleitern macht er sich auf, Nachts treten sie bei dem Weibe ein. Sie fürchtet sich vor den fremden Männern: „Du weißt ja selbst, was Saul gethan hat, daß er die Todtenbeschwörer und Wahrsager im Lande ausgerottet hat." Saul schwört ihr Sicherheit zu. Er will Samuels Geist gerufen haben. Als das Weib Samuel schaut, da erkennt sie, daß es Saul selber ist, der sie befragt und schreit laut auf. Saul beruhigt sie und fragt:

„Was siehst du?"

„Einen Geist seh' ich aus der Erde aufsteigen."

„Wie sieht er aus?"

„Ein alter Mann steigt herauf, in einen Mantel gehüllt."

Da erkennt Saul, daß es Samuel ist und verneigt sich.

Samuel fragt: „Warum beunruhigst du mich, daß du mich erscheinen laßt?"

Saul antwortet: „Ich bin in großer Noth, die Philister liegen im Kampf mit mir und Gott ist von mir gewichen und antwortet mir nicht."

Und Samuel verkündigt ihm sein Geschick: „Morgen wirst du mit deinen Söhnen fallen, und Israels Lager wird Jahwe den Philistern in die Hände liefern."

Da fällt Saul seiner ganzen Länge nach zu Boden; auch ist er ganz kraftlos, weil er den ganzen Tag und die ganze Nacht nichts gegessen hat. Will auch erst nichts annehmen, bis er den vereinten Bitten des Weibes und der Begleiter nachgibt.

In dieser Erzählung sind manche verdächtige Züge, namentlich auch, daß Saul in selbstverschuldeter Gottverlassenheit und in Selbstdemüthigung vor Samuel erscheint. Dennoch könnte wohl ein geschichtlicher Kern diesem Besuch bei der Hexe von Endor zugrunde liegen. Wenigstens in der Stimmung paßt dieser düstere Auftact zum Schlußaccord.

Der Kampf findet statt (C. 31). Die Israeliten werden aufs Gebirge Gilboa zurückgedrängt. Sie fliehen, und auf dem Gebirge Gilboa liegen die Erschlagenen umher. Doch muß, wenn wir an Davids Lied denken, ein tapferer Kampf vorhergegangen sein. Drei Söhne Sauls, die mit ihm in den Kampf gezogen sind, Jonathan, der Tapfere, und zwei seiner Brüder, fallen. Saul aber, als der Kampf sich heftig gegen ihn wandte und einige Bogenschützen ihn entdeckt hatten — den Nahkampf mit ihm scheinen die Feinde gescheut zu haben —, da bittet er seinen Waffenträger: „Zücke dein Schwert und durchbohre mich, daß nicht diese Unbeschnittenen kommen und ihren Muthwillen mit mir treiben." Aber sein Waffenträger wollte nicht, weil er sich zu sehr fürchtete. Da ergriff Saul das Schwert und stürzte sich selbst darein. Der Waffenträger folgte seinem Beispiel.

Die Philister schnitten ihm den Kopf ab und hingen seinen und seiner Söhne Leichname auf an der Mauer von Bethsan, wohl einer der Städte, die dort nach dem Jordan zu liegend von den Einwohnern verlassen und von den Philistern besetzt wurden. Die Männer von Jabes aber drüben in Gilead, gedenkend, was Saul einst an ihnen gethan hatte, machten sich auf, marschirten die ganze Nacht durch und stahlen Sauls und seiner Söhne Leichen von der Mauer Bethsans, verbrannten sie in Jabes und begruben ihre Gebeine unter der Tamariske in Jabes und fasteten sieben Tage.

Dort ruht der ritterliche Held. Es war ein Mann von opfermuthiger That, von stolzer Seele, von offenem, aber raschem Charakter und so auch zu gelegentlicher Gewalt neigend, aber von schwerem Gemüth und tragischem Schicksal. Israel hat, wiewohl die Krone nicht bei seinem Hause blieb, nicht vergessen, was er ihm gewesen ist; Saul und David werden immer zusammen genannt werden. Die Dichtung hat diesem Manne und seinem Geschick sich öfter zugewandt.[1]) Nichts schöneres aber ist zu seinem Lobe gesagt und gesungen, als was ihm und Jonathan David in seinem Todtenlied nachgerufen hat (2. Sam. C. 1):

„Der Edelhirsch, o Israel, liegt erschlagen auf deinen Höhen!
Wie sind gefallen die Helden!

Thut es nicht kund zu Gath,
Meldet es nicht in den Gassen von Askalon,
Daß sich der Philister Töchter nicht freuen,
Nicht frohlocken die Töchter der Unbeschnittenen!

Ihr Berge von Gilboa,
Nicht Thau, nicht Regen falle auf euch und die Opfergefilde;
Denn dort ward weggeworfen der Schild von Helden,
Der Schild Sauls, nun nimmer gesalbt mit Oel!

Vom Blut Erschlagener,
Vom Fett der Krieger
Kam Jonathans Bogen nicht zurück
Und Sauls Schwert nicht heim — erfolglos.

Saul und Jonathan, geliebt und hold,
In ihrem Leben und in ihrem Tode waren sie nicht getrennt.
Sie waren leichter als Adler,
Stärker als Löwen.

Ihr Töchter Israels,
Weinet über Saul,

[1]) Neuerdings wieder hat eine Dichterin, L. Thiele, in 20 Gesängen verschiedenen Metrums, in wohllautenden Versen und mit phantasievoller Gestaltung König Saul besungen, jedoch ganz in der Bahn der ungeschichtlichen herkömmlichen Auffassung von einer Verschuldung Sauls gegen Samuel und Gott, die sich an ihm selbst rächte. Vorwort von R. Kögel. Bremen, C. Ed. Müller 1895.

Der euch kleidete in Purpur wonnsam,
Der Goldschmuck heftete auf euer Gewand!
Wie sind gefallen die Helden mitten im Kampfe drin:
Jonathan liegt auf deinen Höhen erschlagen!
Wie ist so leid um dich, mein Bruder Jonathan!
Du bist mir lieb gewesen ach so sehr!
Wunderbarer war zu dir die Liebe mir als Frauenliebe.
Wie sind gefallen die Helden,
Zunichte die Rüstzeuge des Streits!"

Mittheilungen und Nachrichten.

* Die Wiederherstellungsarbeiten am Schlosse zu Marienburg sind im vergangenen Baujahre hauptsächlich an zwei Punkten gefördert worden, am sogen. Pfaffenthurm und am Brückthor. Ersterer, der das Verbindungsglied zwischen dem Hoch- und dem Mittelschloß an der Ostseite bildet, ist in seinen wuchtigen Formen wiedererstanden und bis auf die inneren Wölbungen und Einrichtungen fertig gestellt worden. Nachdem erhebliche Mittel für seine innere Ausstattung zur Verfügung gestellt sind, harrt der Thurm nun seiner inneren Ausgestaltung zu Archiv und Schloßbibliothek. Der Bildhauer Schönseiffen in Marburg ist zur Zeit damit beschäftigt, die kunstvollen Gewölbe und Schlußsteine zu meißeln, die in launigen Darstellungen die künftige Zweckbestimmung der Räume symbolisiren sollen. Das Brückthor, lange Zeit eine verkommene Ruine, die in Folge des Einbaues dürftiger Wohnstätten kaum noch die ursprünglichen Formen erkennen ließ, ist nach Beseitigung der späteren Einbauten wieder freigelegt und bildet nun mit seinen hohen, kegelförmigen Dächern einen interessanten Abschluß der Außenanlagen des Schlosses an der Nogatseite, an der Stelle des früheren Flußüberganges. Die innere künstlerische Ausgestaltung des Hochschlosses ist in erfreulichem Fortschreiten begriffen. Die Aufdeckungen und Untersuchungen im Ostflügel des Mittelschlosses sind so weit gediehen, daß Baurath Steinbrecht schon die Pläne für die Wiederherstellung dieses im Laufe der Zeiten arg zerstörten Bautheiles, der ehedem die Gastkammern enthielt, aufstellen konnte.

* **Heidelberg.** An Stelle des in den Ruhestand getretenen Geh. Rath Knies ist Professor Max Weber in Freiburg i. Br. als Professor der Nationalökonomie hieher berufen worden.

yσ. **Berlin.** Die Sitzung der „Gesellschaft für Erdkunde" vom 8. December ward durch den Vorsitzenden, Professor Dr. Karl von den Steinen mit der Aufforderung eröffnet, eine Adresse an Prof. Schweinfurth zu unterzeichnen, die dem Forscher zum 60. Geburtstag nach Kairo gesendet werden soll. Die Expedition der DDr. Hoesch und Esser, die Südwestafrika nördlich des Kunene erforscht hat, ist vor kurzem in Lissabon wieder eingetroffen. Eine Depesche aus Cuiabá meldet die erfolgreiche Forschungsreise des Dr. Hermann Meyer, der in Begleitung des Dr. Ranke Anfang Mai von der Küste ausging, um zum Romero, dem westlichen Quellfluß des Chiagu, vorzudringen. Dadurch, daß es Dr. Meyer gelungen ist, eine Verbindung dieses Romero mit dem östlichen Hauptquellfluß des Chiagu zu finden, hat er die erste und zweite Chiagu-Expedition in ihren Ergebnissen wesentlich ergänzen können; zudem bringt er werthvolles Material zur Ethnographie des südamerikanischen Innern heim. Prof. Joest beabsichtigt, Ende dieses Monats eine Reise in die Südsee und nach Australien anzutreten, um besonders die Tätowirungssitten der Eingeborenen jener Gegenden genauer zu studiren. Es bestätigt sich nach einer Mittheilung des Auswärtigen Amts, daß der Salega-Fluß in unserm westostafrikanischen Schutzgebiet nicht schiffbar ist, da dessen Stromschnellen sehr stark sind. — Als erster Redner gab Dr. v. Drygalski Erläuterungen zu einigen auf seiner Grönland-Expedition aufgenommenen Photographien von Partien am Karajak-Fjord. Am nördlichen Theil der Westküste Grönlands liegen jene polaren Riesenwerkstätten, die dem Meere die größte Zahl von Eisbergen liefern. Drei Buchten greifen dort in den Küstensaum ein und schneiden vom Inneneis jene schwimmenden Eisberge ab, die für die Polar-Schiffer so gefährlich sind. Der Karajak-Fjord ist an Productivität des Eises, das er dem Meere zuführt, die reichste der dort vorhandenen fünf Riesenwerkstätten. Der ihn erfüllende Eisstrom hat eine Breite von 6½ Kilometer, dem eine Höhe von 80 bis 100 Meter über dem Meere und eine Tiefe von 600 bis 700 Meter unter dem Meeresspiegel entspricht. Bei einer Geschwindigkeit der Bewegung dieser Eismasse von 19 bis 20 Meter in der Secunde liefert dieser Fjord allein dem Meere täglich 40 Millionen Kubikmeter Eis, ohne die anderen Eiswerkstätten in Betracht zu ziehen. Diese ungeheuren Eismassen, von denen die Küste Grönlands umgeben ist, befinden sich in gewisser Ruhe, sie kommen als nicht schmelzend erst oberhalb des 75. Grads nördlicher Breite vor. Das südlichste befindliche Eis vergeht jedes Jahr, allein der Schnee, der dieses südlicher gelegene Eis nicht selten niederdrückt, vereist selbst und bildet Schollen, die dann oft als ganze Eismauern in Bewegung gerathen. Sie unterscheidet man zwei Eisdriften, solches treibenden Eises, eine nördliche und eine südliche, an der Ostküste von Grönland sich hinziehende Eisdrift, auf die Nansen seinen Plan gebaut hatte; er hat sich in der südlichen Zone dieser Eisdrift bewegt; selbst in drei Jahren hätte er über die den Pol treffende nördliche Eisdrift nicht hinauskommen können, zudem ist dieses Eis älter. Bei Sturm auf dem Meere werden die schwimmenden Eismassen, die vielfach zertheilt sind, für das Schiff zu Klippen und zu Projectilen gegen die Schiffswände. Die Polarfahrer suchen sich, wie es auch der „Fram" gethan hat, deshalb möglichst fest in das Meereis einzukeilen und bringen sich dann in der Drift vorwärts. Die Existenz dieser Drift ist durch Nansen bewiesen. — Alsdann sprach Dr. Staudinger über eine neue Karte der Umgegend von Timbuktu, die nach den Beobachtungen französischer Marine-Offiziere im Jahre 1895 durch P. Vuillot publicirt worden ist. Auf dieser Karte finden wir hundert Kilometer westlich von Timbuktu zwei bisher völlig unbekannte Seen, den Lac Fagaibuie und den Lac Tele. Obgleich sich der Niger schon auf einer von Ptolemäus stammenden Karte von Afrika befindet, waren doch seine Windungen erst etwa 1832 von Lander entdeckt. Der nun zusammen mit dem Benue und anderen vier oder fünf Armen auf 900 Seemeilen ins Innere schiffbare Strom hatte in seinem Gebiete, und zwar bei Timbuktu, zwei Seen aufzuweisen, die bis dahin unbekannt gewesen waren; Barth war etwa einige hundert Kilometer von ihnen entfernt, und erst den Franzosen, die auch Moschin zuerst durchquert haben, ist jüngst deren Auffindung gelungen. Der größere der beiden Seen, der Lac Faguibine, hat bei einer Länge von 100 bis 110 Kilom. eine Breite von 30 Kilom. und enthält mehrere Inseln, kann also wohl mit dem Tschadsee in Vergleich gestellt werden. — Darauf sprach Hofrath Dr. Hagen aus Frankfurt a. M. über Sitten und Gebräuche an der Astrolabe-Bay. Der Vortragende hat 15 Jahre auf Sumatra gelebt und 1½ Jahre trotz des seiner Gesundheit unzuträglichen Klimas auf Kaiser Wilhelm-Land, an der Astrolabe-Bay, woselbst er Arzt der Neuguinea-Compagnie war. Sein Beruf nun die daneben Unpäßlichkeit haben ihn nach seinen Mittheilungen daran gehindert, eingehendere Beobachtungen über Land und Leute zu machen, vor allem die Hochgebirge, die bisher von keinem Forscher besucht wurden, zu besteigen. Dennoch gab er in seinem Vortrage ein anschauliches, lehrreiches, durch zahlreiche Photographien belebtes Bild von dem Leben der Papua oder Tao, wie sie sich selbst nennen, um die Astrolabe-Bay, an der Nordküste von Kaiser Wilhelm-Land. Zweimal hat Dr. Hagen die Fahrt längs der Nordküste von Neu-Guinea gemacht und diese des genauesten betrachten können, er hält die Astrolabe-Bay und deren Hinterland für den schönsten und fruchtbarsten Theil des Landes. Balconische und granitne Gebirge stoßen dort an einander; ein schiffbarer Fluß und ein herrlicher Hafen erhöhen den Werth des Landes, und im Süden des Landes erhebt sich ein zweites, in fünf Reihen hinter einander aufsteigendes Gebirge. Die Hochgebirgswelt ist bisher hier völlig unbekannt, und es bleibt abzuwarten, ob die jüngste Neu-Guinea-Expedition nach dieser Richtung hin Aufschlüsse bringen wird, die der Naturwissenschaft zugute kommen können. Die Fauna von Neu-Guinea ist sehr interessant, die Familien der dort vorkommenden Säugethiere geben auf die Secundärperiode unsres Erdplaneten zurück. Beutelthiere und die Vorfahren von Nagen, die in Europa längst ausgestorben sind und nur noch als Versteinerungen vorkommen, finden wir hier. Außer dem Wildschwein und den interessantesten Fledermaus sind alle Säugethiere Beutelthiere, daneben dürfen die Giftschlangen nicht vergessen werden. Dagegen ist die Vogelwelt reich und prächtig. Tauben und Papageien in reicher Zahl kommen vor, doch fehlen Drossel und Specht. Bei den Schmetterlingen ist schon Einfluß vom Westen erkennbar, und vollends die Flora trägt indomalayischen Charakter; diese Ostschiebung der indo-malayischen Flora ist auf die Windverhältnisse zurückzuführen, von denen die Nordküste von Neu-Guinea beherrscht ist. Der Nordwestmonsun und

Digitized by Google

der Südostpassat brechen sich beide am Finisterre-Gebirge und wirken naturgemäß auf die Flora ein. Auch die Menschen, die hier um Stephansort oder Bogatjim leben, die Papuas, die sich selbst Tamo-Männer nennen, stehen in Abhängigkeit von der Beschaffenheit ihres Wohnsitzes. Es herrscht auf verhältnißmäßig kleinem Raume bei den Papuas eine große Sprachenzersplitterung, denn um Stephansort hört man etwa fünf bis sechs verschiedene Idiome, die schwer zu erlernen sind. Doch sind die Vorkommende durch Missionar Hofmann von der Rheinischen Missionsgesellschaft hinsichtlich des Verständnisses der Papua-Sprachen fördernde Unterstützung. Die schlanken, sehnigen, mittelgroßen Tamo, die durchaus dolichocephale Kopfbildung und etwas gekrümmte Nasen zeigen, bewohnten durch ihre Heirathen im Clan einen gewissen Familientypus. Die Männer tragen nur einen Rindengürtel, die Frauen ein Basttuch um die Lenden, dagegen schmückt der Papua seinen durch Zinnober roth gefärbten Körper mit Zierathen aller Art. So bilden Armringe den Hauptschmuck der Männer, sowie Ketten aus Thierzähnen. Das krause Haar wird täglich gekämmt und gereinigt, sowie durch Fett geschmeidig gemacht. Kasuarfedern dienen nicht selten als Kopfputz dieser sehr eitlen Leute. Nirgends verwenden diese noch völlig in der Steinzeit lebenden Menschen Metall, das ihnen erst vor kurzer Zeit durch die Europäer zugeführt wurde. Steinbeile, Steinäxte und Muschelmesser sind ihre Werkzeuge zum Bau der Felder und des Hauses, sowie zum Schnitzen ihrer nicht häßlichen Ornamentik. So muß der tertiäre Mensch gelebt haben, wie diese Papuas; heute freilich benutzen nur noch einige alte Leute die Steinwerkzeuge, das europäische Metall ist hier eingedrungen. Verglichen mit den Bataks auf den Sunda-Inseln sind diese Papua gutmüthig, treuherzig und trotz ihres Waffenschmucks dem gegenüber harmlos, wie sie in ihren Eigenheiten, namentlich ihrer Eitelkeit schont; aber vor allem kommt es für den Fremden darauf an, den Namen derer zu wissen, denen er begegnet, solche Kenntniß vergelten sie mit Freundschaft und Zuneigung. Die friedliche Stimmung dieser Küstenbewohner Neu-Guinea's bildet eine Ausnahme gegenüber den kriegerischen Stämmen des Innern. Die Tamo sind harmlos, oft aber auch ungezogen wie Kinder. Die höchste Ehre für jemand ist es, einen Hund geschenkt zu erhalten, dadurch wird der Schenkende der Pathe des Beschenkten, und beide sind durch Freundschaft verbunden und zu gegenseitiger Unterstützung verpflichtet. Die Papua lieben, ihren Freunden heimlich Geschenke zu geben, stellen sich zum Europäer indessen als ebenbürtig und blicken verächtlich auf chinesische oder malayische Arbeiter herab. Durch die schon zahlreichen Javanen, die sich im Dienste der Astrolabe- oder der Neu-Guinea-Compagnie befinden, ist Aussicht vorhanden, daß an Stelle des entsetzlichen Pigeon-English Malayisch hier zur Umgangssprache wird. Der Redner entwarf ein Bild vom Lebensgange eines Tamo. Die Mutter schont sich nicht lange nach der Entbindung, sie erzieht das Kind, das oft bis zum dritten Jahre gesäugt wird, und das seinen Namen vom Vater erhält. Mädchen und Knaben tragen gleiche Namen, doch werden die Mädchen nach der Mutter genannt. Vom vierten Lebensjahre an, wenn der Knabe seinen Rindengürtel angelegt hat, zieht er ins Junggesellenheim, doch ißt und arbeitet er bei den Eltern. Zwischen dem 10. und dem 15. Jahre findet bei Knaben die Circumcision statt. Sie werden vier Monate hindurch abseits vom Dorfe von den Männern bewacht, dürfen kein Fleisch essen und kein Wasser trinken und eine eigenthümliche schnarrende Musik wird ihnen vorgespielt. Die Frauen sind verpflichtet, dorthin die Lebensmittel zu liefern, doch darf keine von ihnen die Knaben sehen. Alle 8 Tage werden die Knaben ins Bad geführt. Ein Schmaus und Fest mit vielen Fleischspeisen macht dieser Ceremonie ein Ende, nach welcher der junge Mann sich bald verlobt, während die Ehe kaum vor dem 20. Jahr geschlossen wird. Die Verlobten dürfen sich nicht sehen. Als Zauber der Braut gilt ein Zaubermittel. Sie muß eine Cigarette zu Ende rauchen, in die ihr Bewerber ein Haupthaar, ein Barthaar und ein Achselhaar von sich gelegt und die er selbst angeraucht hat. Die Verlobung gilt als öffentlicher Act, die Heirath, früher als Frauenraub aufgefaßt, ist heute Frauenkauf von dem Heimathsdorfe des Mädchens. Ein Scheinkampf des Bräutigams erinnert noch an die alte Raubehe. Das Hinterland steht zu Bogatjim in Abhängigkeit. Die Regel ist die Monogamie, doch heirathet nicht selten jemand aus den Dörfern des Hinterlandes noch eine zweite Frau. Stirbt ein Mann an Malaria, Pocken, Ruhr oder Lungenentzündung, wenn alle Zaubersprüche die Krankheit nicht bannen konnten, so erheben die Weiber aus seiner Verwandtschaft die Todtenklage, die Leiche wird im Gesicht roth und weiß bemalt und auf ein Gerüst gestellt, an das auch Speisen gelegt werden. Die Leiche wird mit dem Kopf nach Westen in die Erde gelegt und am Ende der Leichenschmausereien, bei denen alles verzehrt wird, was der Todte an Eßbarem hinterlassen hat, ißt wieder ausgegraben und deren Unterkiefer oder ganzer Schädel von dem Sohne des Verstorbenen, der nun den Landbesitz, nicht die bewegliche Habe und den Schmuck des Vaters geerbt hat, als Reliquie oder Zaubermittel benutzt, dessen Kraft die Feldfrüchte gedeihen läßt. Die Wittwe ist während ihres seeneren Lebens, selbst für den Fall der zweiten Ehe, verpflichtet, langes Haar und das einfache weiße Bastkuch als Trauerkleidung zu tragen, während ein Wittwer sein Haar und Antlitz schwarz färben muß. Die Blutrache gilt nicht mehr. Die Gesellschafts- und Staatsform der Tamo kann als patriarchalisch-demokratisch bezeichnet werden. Bogatjim, aus vier Dörfern bestehend, die ihrerseits in Familien zerfallen, übt als Ganzes über die Bergdörfer des Hinterlandes eine Supremotie. Es ist hier ein Staat ohne Gott, ohne Religion, ohne Priester und ohne Fürsten. Die Abstimmung der Männer — die Frauen dürfen kein Land besitzen — drückt den Willen der Gesammtheit aus, die hergebrachte Sitte gilt als Gesetz. Aeltere, erfahrene, reiche, tapfere und beredte Leute genießen besondere Achtung und dürfen einen Bart tragen. Nur etwa 3—4 mit eingeflochtenen Familien bilden den Rest eines Adels. Ihre dunklere Hautfarbe läßt in ihnen vielleicht Sporen der präpapuanischen Negritobevölkerung annehmen. Neben Privatbesitz an Grund und Boden kommt Gemeindeeigenthum vor. Die Tamo stellen sich alles als defekt vor, und alles kann man bezaubern. Neben dem guten Geist (Asa) steht der böse Geist (Kote), der Krankheit und Springfluthen bringt. Bei einer Furcht vor dem Tode stellen sie sich eine Seelenwanderung vor und hören als günstiges Omen die Stimmen ihrer Todten aus dem Gesang des Kian-Vogels. Nach der Ueberlieferung der Papua stammen sie aus dem Gebirg her und sind von dort zur Küste gelangt. Die Mondphasen wie die Nächte sind die Einheiten, nach denen sie die Zeit messen. In ihren nicht unpoetischen Liedern verehren sie besonders den Abendstern. — Dieser Vortrag muß als ein interessanter Beitrag zur psychischen Anthropologie bezeichnet werden, wenngleich er keine erschöpfende Darstellung des Gegenstandes bieten konnte.

* **Berlin.** Ueber eine neue Vervollkommnung des Photographirens mit Röntgenstrahlen berichtete Dr. Levy-Dorn vor kurzem in der Medicinischen Gesellschaft. Bisher gelang es nicht, von gewissen inneren Körpertheilen, namentlich der Nierengegend, genaue Schattenbilder zu erhalten, wegen der vielfach sich deckenden Schatten. Hr. Levy-Dorn kam nun auf den Gedanken, gerade so wie man chirurgische Instrumente in zugängliche Körpertheile einführt, auf Pappe geklebte Stücke des fluorescirenden Bariumplatincyanürschirms einzuführen, den man sonst außen auf die Haut auflegt. Das Experiment gelang zur Zufriedenheit. Levy-Dorn machte den Versuch u. a. an sich selbst, indem er einen derart zugeschnittenen Schirm in Mund und Hals steckte. Das danach aufgenommene Bild zeigte nicht nur den Halswirbel deutlich, sondern auch noch einen Stab, der während des Photographirens hinter dem Gesicht hin- und herbewegt wurde.

* **Breslau.** Consistorialrath D. Dr. Kurt Alfred v. Hase Mitglied des Consistoriums der Provinz Schlesien, ist zum ordentlichen Honorarprofessor in der evangelisch-theologischen Facultät der Universität ernannt worden.

* **Königsberg.** Der Mathematiker, a.o. Professor Dr. Paul Stäckel erhielt einen Ruf an die Universität in Kiel.

* **Budapest.** Für die durch Theodor Margó's Tod erledigte Professur der Zoologie und vergleichenden Anatomie an der Universität wurde der Professor am Polytechnikum Dr. Géza Entz, ordentl. Mitglied der Ungarischen Akademie, in Vorschlag gebracht.

* **London.** In der Capcolonie plant man seit längerer Zeit eine eigene südafrikanische Universität in Capstadt zu errichten. Das Bedürfniß ist dringend, da jährlich hunderte von jungen Leuten unter großem Kostenaufwande nach Europa gesandt werden. Die Capregierung hat sich auch an die Regierungen der Buren-Republiken mit dem Ersuchen gewendet, zu den Kosten für die Universität beizusteuern und diese als eine gemeinsame zu betrachten. In Pretoria wie in Bloemfontein verhält man sich zu diesem Vorschlag ablehnend, was sehr erklärlich ist, denn die jungen Leute würden in Capstadt vollkommen anglisirt werden. Wie verlautet, hegt man in Pretoria schon seit einiger Zeit den Plan, eine selbständige holländische Universität zu errichten; je mehr sich die Finanzen der Republik bessern, desto mehr gewinnt

die Absicht zur Errichtung einer Transvaal-Hochschule an Boden. Bisher hat Transvaal die meisten seiner studirten Beamten aus Holland entnommen, d. h. aus den freiwillig Eingewanderten, auch die studirten Staatsdiener aus Afrika, wie Präsident Steyn, haben alle auf holländischen Universitäten studirt. — Der englische Archäolog und Reisende Theodor Bent, der namentlich durch nähere Erforschung der von Mauch entdeckten Ruinen von Simbabye sich einen Namen gemacht, will jetzt im äußersten Osten Afrika's seine Studien fortsetzen, nachdem er in den letzten Jahren den östlichen Sudan bereist hat. Er will der Insel Sokotra, die dem Cap Guardafui an der Somali-Halbinsel vorliegt, einen Besuch machen, da es heißt, daß sich dort Ruinen von archäologischem Werthe befinden, die noch niemand untersucht hat.

pf. **Belgrad.** Kgl. serbische Akademie der Wissenschaften. Am 30. September fand eine Sitzung der Abtheilung für Naturwissenschaften statt. Dr. Jovan Žujić, correspondirendes Mitglied der Akademie, erörterte sein Werk „Teiche, Schneeflächen und Spuren von Gletschern auf dem Ril", welches angenommen wurde und im „Glas" abgedruckt werden soll. Das Gebirge „Ril" wird durch die Thäler der Flüsse Lewa und Ril in zwei Massive, ein südöstlich hohes und nordwestlich niederes, getheilt. Im ersten finden sich vier Hauptkämme, gebildet aus krystallinischem Schiefer und Granit, im zweiten gibt es deren zwei. Die Flüsse des Gebiets: Marica, Mesta, die Arme des Jster, Cmena und Ril, entspringen sämmtlich stufenartig an einander gereihten Seen, die durch Bäche verbunden sind. Es wurden 26 Seen erforscht (Dimension, Höhe, Temperatur, Farbe und Configuration des Bodens). Nach ihrem Entstehen werden sie eingetheilt in Seen zwischen Bergstürzen, Seen in Klüften, Seen der Schneefirne; auch könnte man einige in Verbindung mit den Gletschererosionen bringen. Das Ril-Gebirge trägt dauernde Schneeflächen und Firne. In der zweiten Hälfte des Juli gab es solche von 7—800 Meter. Die niederste befindet sich auf einer Höhe von 2114 Meter; die mittlere Höhe der Schneelinie ist 2445 Meter, die höchste Firnstrecke liegt 2780 Meter hoch. Sichere Spuren diluvialer Gletscher fand man an zwei Orten; am den See Ljutula und in dem Thale des oberen Lewa-Flusses. Es gibt dort typische Gletscherschliffe und Roches moutonnées. — Sodann wurde eine Abhandlung der HH. S. Lozanić und Dr. S. Jovicić, „Elektrolyse der Salze und und Basen des Ammoniaks", besprochen, die ebenfalls im „Glas" zum Druck kommt. — In der Abtheilung für sociale Wissenschaften wurden folgende Werke zur Sprache gebracht: „Zwölf Biographien von Anführern serbischer Aufstände" von M. Milojavljević; „Daten zur Geschichte Montenegro's und der Bocca di Cattaro im Anfang dieses Jahrhunderts" von M. Dragović; „Slavische Werke in Griechenland" von K. J. Jireček; „Ragusa und das Osmanische Reich" von Dr. Luja Vojnović.

Prompte Lieferung aller Bücher durch H. O. Sperling, Buchhandlung in Stuttgart. Größere Werke gegen bequeme Theilzahlungen. Kataloge gratis. Hauptvertriebsstelle von Meyers Konversations-Lexikon.

Heinrich Seidels Schriften.

Gesammt-Ausgabe in 13 auch einzeln käuflichen Bänden.

Perlen echt volksthümlicher Poesie in vornehmer Ausstattung.

Kataloge kostenlos.

Vorräthig in allen Buchhandlungen. Wo nicht der Fall, unmittelbar zu beziehen vom Verleger (17916)

A. G. Liebeskind in Leipzig.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1896. 118. Band. Zwölftes Heft.

Inhalt: Eine Prophezeiung ex eventu aus der Zeit der Reformation. (Schluß) — Römische Jubiläumswanderungen im Jahre 1896. — Döllinger redivivus. (Schluß.) — Aus Frankreich. Eine Wendung? — A. Hubers Geschichte Oesterreichs. — Zeitläufe. Der österreichische „Schwerpunkt" in Budapest. — Der Briefwechsel des seligen Petrus Canisius. — Zwei bedeutende Reisewerke. (18306)

Verlag von **R. Oldenbourg** in **München** und **Leipzig.**

Heinrich von Treitschke's Lehr- und Wanderjahre 1834—1866.
Erzählt von ***Dr. Theodor Schiemann,*** Professor an der Universität Berlin. (Erster Band der „Historischen Bibliothek".) Preis in Leinw. geb. M. 6.—

Die Odyssee, nachgebildet in achtzeiligen Strophen von ***Hermann von Schelling.*** Preis brosch. M. 6.—, in geschmackvollem Einband M. 7.50.

Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Von ***H. von Sybel.*** 7 Bände. Preis pro Band broschiert M. 7.50, gebunden in Halbfranz M. 9.50.

Zwölf Gestalten der Glanzzeit Athens im Zusammenhange der Kulturentwicklung. Von ***Dr. Albr. Stauffer.*** Preis brosch. M. 7.—, in Leinwand geb. M. 8.50.

Historische Zeitschrift, begründet von **H. von Sybel,** herausgegeben von **Fr. Meinecke.** Preis pro Band (3 Hefte) M. 11.25.

Deutscher Novellenschatz, herausgegeben von **Paul Heyse, H. Kurz** und **L. Laistner.** 48 Bände. Preis pro Bd. geb. M. 1.— (Prospekte gratis und franko.)

Liebhaberkünste, Zeitschrift für häusliche Kunst. Monatlich 2 Hefte; ohne Farbtafeln vierteljährlich M. 3.—, mit Farbtafeln vierteljährlich M. 5.— **Separathefte** à M. 3.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung. (16221)

Gustav Fischer, Verlag, Jena.

Dr. W. Sombart,
Professor a. d. Univers. Breslau.

Socialismus und sociale Bewegung im 19. Jahrhundert.

Preis: br. 2 M., geb. 2.50 M.

Durch Leid zur Seligkeit.
Ein Weckstück zum Tempelbau der Erlösung
von Friedr. Benj. Hermann.
Fünf Bücher in 3 Bänden.
I. Ringen und Werden.
II. Lieben und Hoffen; Welt- und Gotteswissen.
III. Suchen und Finden, Tod u. Leben.
3 elg. Leinwandbde. Gesammtpreis: Mk. 18.—
Einzelpreis: I. M. 5.40, II. M. 6.75, III. M. 6.75.
Prospecte stehen gern zu Diensten.
Verlag von Joh. Heinr. Meyer, Braunschweig. (18652)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Freitag, 18. December. Nummer 293.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Rode in München.

Uebersicht.

Die Marc Aurel-Säule in Rom. Von A. Furtwängler. — Zu Aristoteles' Poetik. Von Richard Kralik. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Marc Aurel-Säule in Rom.

Von A. Furtwängler.

Die zwei größten, bilderreichsten Siegesdenkmäler Roms, die Trajans- und die Marc Aurel-Säule, gewaltige Zeugen vergangener römischer Weltherrschaft, beziehen sich beide auf die Kämpfe mit den kräftigen Völkern, welche das Reich von Norden, von der Donau her bedrohten. Die eine feiert die Siege Trajans über die Daker, die andere die Marc Aurels über die vorwiegend germanischen Völker an der mittleren Donau.

Eine seltsame Idee, eine Säule zum Träger einer Bilderchronik zu machen. Die beiden Säulen waren bekrönt von den Statuen der siegreichen Kaiser, deren Thaten die Reliefs feiern. Allein die Säulen sind mehr als nur etwa hochragende Postamente jener Standbilder; und ihre Bilderfriese sind Selbstzweck; sie sind nicht Zierde und Schmuck von Stützen, etwa wie der um den unteren Theil der ephesischen Tempelsäulen laufende Figurenfries. Mit Unrecht hat man in diesem Schmucke der Säulen von Ephesos einen Vorläufer der großen römischen Bildersäulen gesucht. Diese müssen einer ganz anderen Idee entsprungen sein. Eine Chronik in Bildern auf einen langen, langen Streifen geschrieben, und dieser Streifen um einen Stab gerollt, damit er vollständig und doch auf engstem Raume sichtbar sei — kurz, die uralte, bei den primitiven Völkern noch lebendige Idee des „Botenstabs“ mit seinen Zeichen und Bildern, sie war es, aus welcher der geniale Architekt Trajans, Apollodoros, soviel wir wissen zum erstenmale und ohne älteres Vorbild, seine monumentale Bildersäule schuf, die nach Marc Aurels Triumph über die Germanen und Sarmaten bald eine Nachahmung erhalten sollte. Eine Chronikrolle auf einem Stabe, aber in kolossalen Dimensionen und in hartem, dauerdem Material, hoch in die Lüfte ragend als gewaltiges Denkmal gewaltigen Thuns — das ist die Säule Trajans, das die Säule Marc Aurels.

Diese Chroniken haben ihr Hauptziel, größte Monumentalität bei größter Fülle der Bilder, gewiß vollständiger erreicht als alle vergleichbaren Werke, auch der orientalischen Despoten, zuvor. Das Ziel bequemer Lesbarkeit freilich wurde dabei als nebensächlich betrachtet, so daß man es vernachlässigen durfte. Es schien zu genügen, wenn man im Beschauer das Bewußtsein und feste Zutrauen erweckte, daß alle die vielen Siegesthaten des Kaisers und seines Heeres getreulich nach der Reihe da oben aufgezeichnet seien. Ein genaues Verfolgen und vollständiges Verstehen alles Einzelnen war in Wirklichkeit freilich nur für den möglich, der sich hätte ein Gerüst bauen lassen, um das Ganze zu umwandeln. Allein jenes Bewußtsein ward bei jedem erzeugt, und das mochte genügen; auch konnte man wenigstens einen Theil der Scenen von unten, oder von den umliegenden Bauten erkennen und mochte den großen Rest, der undeutlich blieb, gern gläubig hinnehmen.

Nicht künstlerische Wirkung wollen diese Säulen, nicht an unsre Empfindung wenden sich diese Bilder, sie wollen nichts anderes sein als eine Schrift, sie wollen nur Thatsachen klar erzählen. Was der Bildner der Trajanssäule, in dem man wohl mit Recht einen Griechen vermuthet hat, an künstlerischer Empfindung hinzugethan hat, ist ein freies Geschenk von ihm; es lag nicht in der Absicht des Werkes. Die Marc Aurel-Säule ist von reiner römischer Art; ihre Bilder nähern sich wirklich einer Schrift und wirken vielfach mehr wie nüchterne, kalte Symbole denn wie warmes Leben.

Die schwere Lesbarkeit der Originale dieser mächtigen Bilderchroniken hat schon früh zu ihrer Nachbildung geführt. Aber während die schönere Trajanssäule uns schon lange durch Abgüsse und danach hergestellte Photographien bekannt war, kannten wir die Marcus-Säule bis heute nur aus ganz ungenauen, vor mehr als 200 Jahren ausgeführten Kupferstichen.

Und doch hatte für uns Deutsche eben die Marcus-Säule eine nationale Bedeutung als Denkmal der Kämpfe unsrer Vorfahren. Die Trajanssäule haben französische Herrscher zugänglich gemacht, indem sie (Louis XIV. und Napoleon III.) dieselbe vollständig in Gips abformen ließen. Für die Marcus-Säule ähnliches zu thun, war deutsche Pflicht.

Die Anwesenheit unsres Kaisers in Rom im Frühjahr 1893 gab die Anregung, dieses Stück versteinerter deutscher Geschichte endlich genauer zu lesen und die verblassenden Züge für die Nachwelt zu retten. Zur gleichen Zeit hatten Heidelberger Gelehrte denselben Gedanken gefaßt, und der Großherzog von Baden und die großherzogliche Regierung waren zugleich mit einer Reihe freigebiger Privaten bereit, das Unternehmen zu unterstützen. Aus der Vereinigung dieser Bestrebungen ging ein Comité hervor, das sich im Frühjahr 1894 an Se. Majestät den Kaiser wandte, welcher nun die zur Ausführung des Vorhabens noch erforderliche Summe gnädig bewilligte. Die italienische Regierung kam entgegen und stellte bereitwillig die nöthigen Gerüste zur Verfügung. Doch erst im Sommer 1895 konnte die Arbeit ausgeführt werden. Der hervorragende römische Architekt G. Calderini nahm die architektonische Untersuchung der Säule und ihres Unterbaues vor. Der treffliche Photograph Anderson machte von einem Hängegerüste aus die Aufnahmen sämmtlicher Bilder, und von einem Gipsgießer wurde eine Auswahl von dreißig der best erhaltenen und wichtigsten Scenen abgeformt.

Die soeben im Verlage von Bruckmann in München erschienene Prachtpublication[1]) legt die Resultate dieser

[1]) Die Marcus-Säule auf Piazza Colonna in Rom. Herausgegeben von Eugen Petersen, Alfred v. Domaszewski, Guglielmo Calderini. Mit 128 Tafeln Folio. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. 1896.

Arbeiten vor. Auf 128 Foliotafeln wird die ganze Bilderreihe in großen, in allen Einzelheiten völlig deutlichen Lichtdrucken, deren jede Tafel zwei enthält, vorgeführt. Die photographischen Aufnahmen wie der Druck haben hier, wenn man die außerordentlichen Schwierigkeiten der Aufgabe bedenkt, etwas meisterhaftes geleistet. Auch die neueste Ausgabe der Trajanssäule, die doch nicht nach dem Originale, sondern nach den soviel leichter aufzunehmenden Gipsabgüssen hergestellt ist, kann sich mit der Wiedergabe der Marcus-Säule nicht vergleichen.

Der Textband ist durch das Zusammenwirken verschiedener Gelehrter ausgezeichnet. Die Architektur der Säule behandelt Calderini selbst, der die Untersuchungen und Grabungen an derselben geleitet hat. Die Geschichte des Marcomanenkrieges hat Th. Mommsen aus der kümmerlichen literarischen Ueberlieferung zu reconstruiren unternommen. Die genaue archäologische Beschreibung der gesammten Bildwerke gibt Eugen Petersen. Den Beschluß macht die Erläuterung derselben durch A. v. Domaszewski, der in aller Kürze eine durch Scharfsinn glänzende, aber sehr hypothetische und, wie wir sehen werden, vielfach nicht haltbare Wiederherstellung der Geschichte des Krieges gibt, die er auf dem gemeinsamen Grunde der Bildwerke wie der Ueberlieferung aufbaut. Bedauern kann man nur, daß die verschiedenen Gelehrten nicht noch enger zusammenwirkten, wodurch die jetzt an manchen Stellen auffällig und unvermittelt hervortretenden Gegensätze in den Anschauungen wohl hätten gemildert werden können.

Indem sie ausführlich die Kämpfe schildert, welche unsre deutschen Vorfahren im zweiten Jahrhundert n. Chr. gegen Rom fochten, ist die Säule uns unschätzbar. Und sie bleibt es auch, wenn wir bemerken, daß diese Kämpfe freilich ganz einseitig vom kaiserlich römischen Standpunkte dargestellt sind. Keine Spur, keine Andeutung auch nur eines geringen Mißerfolges des kaiserlichen Heeres. Kein römischer Soldat erscheint auch nur verwundet, geschweige getödtet. Ueberall stürmt der Römer geradeswegs zum Siege, und der germanische Barbar ergreift die Flucht, wehrt sich vergebens, wird niedergehauen, gefangen, weggeschleppt.

Die Wirklichkeit war, wie die Ueberlieferung erkennen läßt, eine ganz andere. Der Krieg galt für den schwersten, den Rom seit den Zeiten Hannibals gegen Feinde von außen zu bestehen hatte. Die kaiserliche Garde war geschlagen worden, ihr Anführer und 20,000 Römer waren gefallen und auch im weiteren Verlaufe des Krieges erlitt die Garde noch einmal eine fürchterliche Niederlage. Die deutschen Stämme ergossen sich in Strömen über die römischen Provinzen südlich der Donau; Rätien, Noricum, Pannonien wurden von ihnen überschwemmt; sie machten Beute und Gefangene, deren Zahl in die Hunderttausende ging. Ja, sie überschritten die Alpen und bedrohten die festen Städte Oberitaliens. Und dazu wütheten in Italien selbst der Hunger und die Pest. Es war eine verzweifelte Lage, und nur verzweifelten Anstrengungen der Römer und ihres pflichttreuen Kaisers Marcus konnte es nach langer Arbeit gelingen, die Gefahr zu beschwören und den nordischen Völkerstrom so zurückzudämmen, daß eine längere Zeit der Ruhe folgte. Die damals an der Donau wohnenden deutschen Stämme fügten sich in der Folge der römischen Herrschaft, und die neuen Angriffe später gingen nicht von ihnen, sondern von andern Stämmen aus.

Die Säule deutet von all der Mühe und Noth der Römer kaum etwas an. Doch so geschminkt ihr Bericht auch dadurch erscheint, so sehr sie die einseitige Verherrlichung der Römer bezweckt, so bekundet sie doch auch Achtung vor dem Gegner, oder wenigstens das Streben, das Charakteristische an demselben hervorzuheben.

Diese Charakteristik, die sie von den deutschen Gegnern gibt, gehört für uns zum Interessantesten der Säule. Und dieses römische Spiegelbild ist eines, dessen wir uns wahrlich nicht zu schämen haben. In den freilich verhältnißmäßig wenigen Fällen, wo nicht bloß Flucht und Niedermetzelung der Barbaren, sondern wirklicher Kampf dargestellt wird, da kämpfen die Deutschen heldenmüthig mit gewaltigen Streichen, und wo sie sich ergeben, sind sie gefaßt und verlieren nie die Würde. Sie unterscheiden sich dadurch vollständig von dem aufgeregten Wesen und dem servilen Flehen der anderen, nicht deutschen Gegner der Römer. Doch das beste Zeugniß hat der Künstler den Deutschen durch ihre Gesichtstypen gegeben; und diese haben die günstigste Folie in den Köpfen der römischen Soldaten. Wenn man diese rohen und gemeinen Gesichter des römischen Militärs in ihren immer wiederkehrenden Typen betrachtet und dagegen die best erhaltenen und best gearbeiteten Germanenköpfe hält, so fühlt man gleichsam die ganze Zukunft voraus: so wie sich dort der Verfall einer übersatten Cultur ausprägt, die dem Untergange geweiht war, so steht hier die Zukunft eines edleren Volkes geschrieben, das Herr werden muß, sobald es die Thorheit und Hülflosigkeit des ohne ordentliche Schutzwaffen, ohne Disciplin, ohne Zusammenhalt dem Feinde entgegenrennenden Barbaren verloren haben wird. Daß ein Nationalgefühl den damaligen Germanen noch ganz fremd war, ist nicht auffallend, wenn man bedenkt, wie endlos lange es gedauert hat, bis dieses sich entwickelte. Die Stämme handeln alle getrennt für sich; einige machen den Frieden mit den Römern, viele treten in das fremde Heer ein; der Kaiser selbst erscheint mit einer germanischen Leibwache, und eine der künstlerisch bedeutendsten Scenen der Säule zeigt, wie Deutsche an edlen deutschen Volksgenossen auf des Kaisers Befehl die Execution vollstrecken.

Den Inhalt der langen Bilderreihe der Säule hier auch nur kurz zu referiren, würde allzu ermüdend sein. Denn immer und immer kehren gleichartige Scenen wieder, wie Märsche, Flußübergänge, Anreden des Kaisers, Kämpfe, Vertreiben und Verfolgen der fliehenden Feinde, Einbringen und Abführen von Gefangenen, Verbrennen der Dörfer, Wegschleppen der Weiber, Gesandtschaften oder Unterwerfung der Barbaren. Das allgemeine Verständniß dieser Scenen ist, sobald man sich in die conventionelle Art des Erzählens eingelebt hat, nicht schwierig. Allein die genaue historische, geographische und ethnographische Bestimmung der dargestellten Vorgänge macht bei der Lückenhaftigkeit unsrer kümmerlichen Ueberlieferung die größten Schwierigkeiten. Domaszewski hat einen kühnen Versuch gemacht, sie zu lösen: er benennt alle die Orte und Völker genau. Seine Untersuchung bekundet, wie wir schon bemerkten, glänzenden Scharfsinn. Allein man darf sich nicht täuschen, daß schon die Basis unsicher ist und demnach alles, was auf sie gebaut ist, schwankt.

Es ist nämlich schon der Zeitpunkt unsicher, an welchem die Erzählung der Säule einsetzt. Domaszewski nimmt das Jahr 171 an, Petersen (im Archäol. Jahrbuch) 172, Mommsen 174. Auch das Ende ist strittig, ob 175 oder erst 180. Was nun das letztere betrifft, so scheint mir Domaszewski entschieden im Recht, wenn er das Ende um 175 ansetzt. Denn der Umstand, daß der Kaiser immer bis zuletzt auf der Säule als allein Regierender auftritt, ist entscheidend. Wären die Ereignisse bis 180 dargestellt, so müßte in dem letzten Abschnitt wenigstens sein Sohn Commodus erscheinen, der seit 177 zum Augustus erhoben war und als solcher an dem letzten Feldzug theilnahm. Dieser Grund ist in der That völlig zwingend; denn indem die Säule den Schwiegersohn des Kaisers mit Portraitzügen regelmäßig als seinen Begleiter darstellt, konnte sie,

Digitized by Google

falls sie die Ereignisse von 177—180 wiedergab, den Sohn, der selbst Kaiser war, unmöglich weglassen. Es kommt dazu, daß der Krieg um 175 einen wirklichen Abschluß fand, indem die Jazygen sich ergaben und ein Vertrag zustande kam. „Der römische Boden war von den Feinden befreit, die Waffenehre glänzend wieder hergestellt, die Clientel der Völker nördlich der mittleren Donau stärker als früher befestigt" (Mommsen). Der Kaiser reiste nach dem Orient ab, um den dortigen Aufstand des Cassius zu unterdrücken. Nach der Rückkehr fand in Rom 176 der große Triumph über Germanen und Sarmaten statt. Dagegen ist der neue, 177 beginnende Marcomanenkrieg nur durch den plötzlichen Tod des Kaisers Marcus 180 abgebrochen worden, indem Commodus den Feldzug aufgab und „auf die Früchte der vieljährigen Kriegsarbeit des Vaters" einfach verzichtete. Der Schluß der Säulenbilder ist mit diesen Ereignissen unvereinbar; er paßt genau zu denen um 175; denn auch an der Säule bildet der Vertrag mit den hier unzweifelhaft charakterisirten Sarmaten (Jazygen), die dabei auf der Erde hocken, den Abschluß der Kriegsereignisse.

Ist es somit als sicher zu betrachten, daß die Säulenbilder mit dem Jahre 175 schließen, so ist es natürlich wahrscheinlich, daß die Säule schon bei dem Triumph 176 decretirt und entworfen worden ist.

Die Frage nach dem Datum des Anfangs der Säulenbilder ist aber eng verknüpft mit dem in jüngster Zeit in gelehrten Zeitschriften viel besprochenen berühmten „Regenwunder" im Quadenlande. Dieses fällt nämlich in den Anfang der Bilderreihe. Das ausdrückliche Datum aber, welches die antike Ueberlieferung dafür gibt, ist 174, und die Säulenbilder müssen hienach mit diesem Jahre beginnen. Allein die Ueberlieferung wird von Domaszewski und Petersen angefochten; sie behaupten, das, was uns durch den byzantinischen Mönch Xiphilinos als Bericht des Dion überliefert ist, rühre nicht von diesem alten Autor her und sei gefälscht; so gewinnen sie die Möglichkeit, die Säulenbilder schon 172 oder (so Domaszewski) schon 171 beginnen zu lassen. Allein Mommsen hat die Ueberlieferung in Schutz genommen, und zwar mit überlegener Kraft; seine Gründe sind schlagend und überzeugend. Es ist hienach völlig zuverlässig überliefert, daß das Regenwunder im Quadenlande 174 stattfand. Die Römer waren von den Quaden umzingelt, vom Wasser abgeschnitten und litten in der Hitze unter entsetzlichem Durste. Da bricht ein gewaltiges Gewitter los, das den Feinden nur Schaden, den Römern nur Nutzen bringt und sie aus der Gefahr der Vernichtung befreit; sie erfechten einen glänzenden Sieg. Der Kaiser schreibt an den Senat, daß er kein Bedenken getragen habe, da die unverhoffte Hülfe eine göttliche — der Kaiser bestimmte dies nicht näher — gewesen sei, auch ohne vorherige Genehmigung des Senats die siebente Imperatorenacclamation (die auf 174 datirt ist) seitens des Heeres anzunehmen. Der Brief dieses Inhaltes muß existirt haben; nur alles das, was die Christen hinzufügten, die das Wunder ihrem Gotte zuschrieben, ist Legende. Auch darin ist Mommsen Recht zu geben, daß kein Gegensatz zwischen dieser Ueberlieferung und dem Säulenrelief bestehe; indem beide im wesentlichen durchaus übereinstimmen und die Abweichungen leicht zu erklären sind. Die Ansicht Petersens, wonach die Ueberlieferung nur aus Mißverständnissen der Säule entstanden sei, ist von Mommsen mit vollem Recht zurückgewiesen und damit ein religionsgeschichtlich äußerst interessanter Vorgang wiedergewonnen worden. Der Kaiser schreibt die wunderbare Rettung unbenannter göttlicher Hülfe zu; „es würde befremden, wenn in dieser feierlichen Weise und bei solcher realen Hülfe der alte Jupiter citirt wäre, dem längst kein Römer ernstlich die Gewalt über Regen und Sonnenschein mehr zuschrieb" (Mommsen). Die Säule stellte nur die Naturerscheinung selbst, das mit gewaltigem Platzregen verbundene Gewitter personificirt, dar. Das Substrat dazu bildete der Typus des Gottes des Regenwindes, des Notus; von diesem stammen die Flügel; die natürliche Darstellung des Regens ist mit der Personification geschickt verbunden. Die sich nun anknüpfende heidnische Legende glaubte an eine Beschwörung durch einen ägyptischen oder chaldäischen Magier, die christliche an die Kraft des Gebetes der Christen im Heere.

Sonach kann der Beginn der Erzählung der Säule nicht vor das Kriegsjahr 174 fallen und der gesammte Inhalt der Reliefs bezieht sich nur auf die zwei Jahre 174 und 175. Die Victoria mit den Trophäen in der Mitte des Reliefbandes, eine Gliederung, die der Künstler von der Trajanssäule übernommen hat, soll hier einfach die beiden Kriegsjahre 174 und 175 von einander scheiden. Dazu stimmt, daß diesseit und jenseit der Victoria keine andere, deutlich hervortretende Gliederung zu bemerken ist. Petersen und Domaszewski gingen von der Voraussetzung aus, die Victoria müsse das bellum Germanicum von dem bellum Sarmaticum scheiden; allein dies war ein Postulat, zu dem nichts berechtigte. Die Darstellungen diesseit wie jenseit der Victoria mischen beständig Kämpfe gegen germanische mit solchen gegen nicht germanische, d. h. sarmatische Völkerschaften.

Weßhalb die Kriegserzählung der Säule erst mit dem Jahre 174 beginnt, obwohl schon vorher siegreiche Kämpfe mit den Germanen geführt worden waren (weßhalb die Münzen schon 172 das „unterworfene Germanien" feiern und der Kaiser 173 den Titel Germanicus angenommen hatte), können wir nicht mehr wissen. Der Stand der Ueberlieferung gibt jedenfalls niemand das Recht, die Unmöglichkeit jener Datirung zu behaupten. Vielleicht hat der Kaiser doch erst 174 persönlich das Land der freien Germanen jenseit der Donau betreten, wo dann bald die wunderbare Rettung im Quadenlande folgte.

Obwohl nun die Grundlage von Domaszewski's Erklärung der Bilder, ihre Vertheilung auf die Jahre von 171 an, nicht haltbar ist, wird doch von seinen geographischen Aufstellungen und Benennungen der verschiedenen Völkerschaften vieles richtig getroffen sein. Am sichersten sind natürlich die Quaden (im heutigen Mähren) in der Umgebung des Regenwunders. Sehr wahrscheinlich erkennt dann Domaszewski die Langobarden in den Männern mit den auffallend langen, vorgekrümmten Bärten; sie wohnten damals im heutigen Slovakengebiet. Recht möglich ist auch die Benennung eines Reitervolkes in der Gegend des nördlichen Ungarn als Buri; dieses ostgermanische Volk müßte aber mit sarmatischen Elementen gemischt gewesen sein: der Typus steht den Sarmaten nahe, wie denn Petersen solche in ihnen erkennen will. Ihre Könige (zwei nach Sarmatenart) tragen Mützen wie die vornehmen Daker. Dagegen hat das Volk zum Theil noch die altgermanische Tracht, d. h. bloße Hosen und nackten Oberkörper.

Auf diese Tracht haben die Herausgeber zu wenig geachtet. Petersen ist der Meinung, sie komme unterschiedslos bei Sarmaten wie Germanen vor und bezeichne den Unfreien, den Gemeinen, im Gegensatz zum Vornehmen. Dies ist irrig. Meine Untersuchungen über den älteren Germanentypus (die Petersen allerdings noch nicht bekannt sein konnten, da sie erst kurz vor seinem Werke erschienen)[1]) haben jene Tracht als auf den frühesten Germanendarstellungen durchaus herrschend und den Germanen speciell charakteristisch

[1]) Intermezzi, Kunstgesch. Studien von A. Furtwängler. Leipzig und Berlin, Giesecke u. Devrient 1896. Nr. 4: Das Monument von Adamklissi und die ältesten Darstellungen von Germanen.

erwiesen, die nur allmählich der volleren Bekleidung mit dem Rocke weicht. Auf der Marcus-Säule haben noch zahlreiche sichere Germanen den nackten Oberkörper, darunter auch einmal ein sicherer Vornehmer zu Pferd, eine Hauptperson, wie es scheint, der Marcomanen; auch einer von den Edeln, die zur Enthauptung geführt werden.[1]) Dagegen kommt die Tracht bei den sicheren Nicht-Germanen gar nicht vor, indem diese immer den Rock tragen.[2]) Nur in dem großen Sarmatenkampf gegen Schluß der Säule kommen einige Todte mit nacktem Oberkörper, die zu Fuß gekämpft haben und von vorn getroffen sind, vor,[3]) während die berittenen Sarmaten entfliehen: es sind wahrscheinlich einzelne Germanen gemeint, die den Jazygen bei ihrem letzten Kampfe beigestanden haben.

Gewiß irrig ist die Benennung der Vandalen bei Domaszewski. Er will dieses rein germanische Volk in Gestalten erkennen, die von den germanischen Typen der Säule vollständig abweichen, in Männern mit den orientalischen, sogenannten phrygischen Mützen, die als Bogenschützen zu Fuß oder als leichte Reiterei mit Lanzen im römischen Heere dienen. Einmal erscheinen Gesandte des Volks vor dem Kaiser, in serviler, gebeugter Haltung; zum Zeichen der Ergebenheit haben sie die Mäntel über die vorgestreckten Arme gebreitet.[4]) Die Geberden und die aufgeregten kleinen Köpfe der Leute sind von den Germanen völlig verschieden. Mit ihnen kommen Gesandte eines Volks, das Mützen in Gestalt des türkischen Fez trägt. Wenn Domaszewski hier die germanischen Victualen sehen will, so greift er auch damit gewiß fehl. Diese Zutheilungen sind nur seiner geographischen Reconstruction zuliebe erfolgt. Ich glaube, daß wir in diesen Fällen nur an skythische Völkerschaften zu denken haben, bei denen die Mützentracht und der Bogen seit alters heimisch waren. Unter den Völkern, mit denen Kaiser Marcus damals zu thun hatte, ist vor allem an die am Ende des Verzeichnisses der vita Marci genannten Alani (die nach Lukian in Sprache und Bewaffnung mit den Skythen übereinstimmten, also Bogenschützen waren) und die Costoboci zu denken; beide Völker werden auch sonst zusammen nördlich der Donau erwähnt.

Unter den nicht germanischen Völkern sind die keltischen Cotini am sichersten zu erkennen, und zwar an dem nationalen Schmuck, dem Halsring. Das Volk wird mit Weib und Kind abgeführt, um neue Wohnsitze auf römischem Gebiete über der Donau zu erhalten (Tafel 77); im Kampfe erscheinen sie nicht; sie leisten keinen Widerstand.

Die übrigen nicht germanischen Völker der Säule haben einen zwar mehrfach variirten, doch im ganzen gemeinsamen Typus; es müssen die Sarmaten, die Jazygen vor allen, dann etwa Roxolanen und verwandte Völker sein. Domaszewski hat unter ihnen eine Gruppe ausgeschieden, die er Slaven nennt, deren charakteristische Züge er „nicht nur in der körperlichen Erscheinung, sondern noch mehr in dem Ethos" zu erkennen glaubt. Es ist[5]) ein flinkes Reitervolk von besonders aufgeregtem, leidenschaftlichem Wesen, aber niedrigen, servilen Manieren. Es bildet den stärksten Gegensatz zu den edlen Germanen. Das Profil zeigt tief eingesenkte Nasenwurzel, der Bart läßt die Wangen größtentheils frei, ist aber vom Kinn aus stark und lang. Domaszewski's Annahme, die hier Slaven sieht, ist indeß sehr bedenklich. Das Volk kommt häufig vor auf der Säule und die Kämpfe gegen dasselbe sind untermischt mit denen gegen die Germanen. Wäre nun aber ein Slavenvolk (Veneden) ein so bedeutender Gegner der Römer in dem Kriege gewesen, so würde sein Name in dem in der vita Marci erhaltenen großen Verzeichniß der Völker, die an dem Kriege theilnahmen, gewiß nicht fehlen; hier findet sich aber nichts von Slaven. Dann sind nach allem, was wir wissen, die Slaven um jene Zeit überhaupt noch nicht so weit südwestlich vorgerückt gewesen, um bei diesem Kriege in Frage kommen zu können. Sie saßen damals durchaus noch jenseit der im Völkerverzeichniß der vita als die äußersten der am Kriege betheiligten Völker genannten, jenseit der „Basternae Halani Peucini Costoboci". Ferner: das sroglichе Volk der Säule bewohnt Sümpfe (Taf. 52—55); das können nur die großen Sumpfgegenden der Theiß sein; diese aber waren der Sitz der „Sarmatae" des Völkerverzeichnisses. Domaszewski ist indeß auch inconsequent; denn einmal sieht er in einem offenbar demselben Typus, den er sonst slavisch nennt, angehörigen Volke (Taf. 101) vielmehr skythischen Typus und erkennt darin die Kostoboken.

Die angeblichen Slaven werden nichts als ein Zweig des sarmatischen Volkes sein. Sie zeigen dieselben wesentlichen Eigenschaften und Unterschiede von den Germanen wie die sicheren Jazygen am Ende der Säule Taf. 117, 122; dasselbe unedle Profil, denselben Bartwuchs, dieselbe Tracht, Bewaffnung und Kampfesweise. Nur sind die unedlen Züge, das aufgeregte und servile Wesen bei den sogenannten Slaven mehr gesteigert, zuweilen bis an die Grenze der Caricatur, so daß sie, wie Petersen richtig hervorhebt, manchen antiken Komödienmasken gleichen, die vielleicht wirklich von skythisch-sarmatischen Vorbarrentypen beeinflußt sind.

Die beiden Haupttypen der Völker der Säule sind also der germanische und der sarmatische. Will man hier Slaven sehen, so muß man schon die ganzen „Sarmaten" für Slaven halten wollen, wie das auch Petersen (S. 46) möchte. Allein dies geht doch nicht. Die ältesten Nachrichten unterscheiden die Slaven scharf von den Sarmaten; die letzteren sind ein Reitervolk, wie es auch die Säule zeigt, die ersteren nicht. Freilich paßt sonst vieles, was wir aus den ältesten Quellen über die Slaven erfahren, recht gut auch auf die Sarmaten der Säule; so die Wurflanze als Waffe, die Schilde, der Häuserbau, dann die starken Gegensätze in Lebensart und Charakter, wo Gefräßigkeit und Enthaltsamkeit, vollständigste Zügellosigkeit und Unterwürfigkeit gegen den ersten besten abwechseln; nirgend bedeutende einzelne Persönlichkeiten, nur herrenlose Masse, im Gegensatze zu den Germanen, wo in der Ueberlieferung wie auf der Säule überall die Edlen und Fürsten hervortreten. Waren die Sarmaten der Säule auch keine Slaven, sondern eben Sarmaten, d. h. Angehörige der großen skythischen Völkerreihe, so waren sie also doch den Slaven, wie es scheint, nicht unähnlich. Jedenfalls war ihr Typus von dem germanischen durchaus verschieden.

Wie sehr man das Edlere und Vornehmere des Germanentypus, das die Säule so deutlich bezeugt, von dem niedrigeren, häßlicheren Typus der Sarmaten zu unterscheiden wußte, zeigt auch eine Stelle des Tacitus, wo er sagt, daß die deutschen Bastarner durch Mischehen sich etwas dem scheußlichen sarmatischen Habitus genähert hätten (nonnihil in Sarmatarum habitum foedantur).

Es muß der germanische Typus, der damals freilich in einer ganz anderen Reinheit existirte als heutzutage einen mächtigen Eindruck auf die Römer gemacht haben;

---

[1]) Siehe Tafel 35 B und Tafel 70. Vgl. ferner Tafel 15, 16, 17, 18, 21, 23 A, 25 A, 26, 27 B, 28, 29, 31, 32, 37, 42 B, 59 A, 78, 86, 98.

[2]) Nur eine scheinbare Ausnahme bildet eine Figur Tafel 77 A; der eine der hier in den Abgrund gestoßenen sicheren Nicht-Germanen hat nur seinen gefransten Rock heruntergerissen und hält ihn über dem linken Arm als Schutzwehr empor; die engen Rockarmel (die offenbar von der Jacke getrennt gearbeitet und angelegt sind) hat er noch an. — Hienach ist Intermezzi S. 72, Anm. 1 zu berichtigen.

[3]) Tafel 107, 108, 114 A.

[4]) Tafel 56. Vgl. Taf. 21, 46 A. 87, 88.

[5]) Siehe Tafel 46, 62 ff. 60 f. 65, 77.

Digitized by Google

dafür sind die Reliefs der Säule ein deutliches Zeugniß. Es sind prachtvolle Köpfe unter diesen Germanen, und der Typus ist mit einer Klarheit und Sicherheit gegeben, daß man sieht, der Künstler war innig mit demselben vertraut. Besonders charakteristisch ist der hohe Schädel, das schmale, lange Gesicht mit den großen, edlen Zügen, gerader Nase und vollem Bartwuchs. Gelungen ist namentlich das Bild der Enthauptung vornehmer Germanen, Taf. 69, 70 und das, wo ein König mit seinen Söhnen (Ariogaesus?) gefangen den Berg herabgeführt wird, auf dem seine Burg steht (Tafel 98). Die eigenen römischen Soldaten erscheinen in der Wiedergabe des Künstlers wie rohe Schergen Helden gegenüber.

Man hat die Marcus-Säule die älteste umfassende bildliche Darstellung germanischer Stämme in ihrem Kampf gegen Rom genannt. Dies ist nun freilich nicht richtig. Sie ist wohl die größte und schönste Darstellung dieser Art, aber nicht die älteste. In einer schon oben genannten Schrift[1]) habe ich nachgewiesen, daß das Monument von Adamklissi, das mächtige römische Tropaion an der unteren Donau, nicht, wie man gemeint hatte, auf Trajan und seine Dakerkriege, sondern auf einen Vorgang von welthistorischer Bedeutung unter Augustus, auf die Gewinnung der unteren Donau als Reichsgrenze zu beziehen ist. Die germanischen Bastarner waren in großen Massen damals über die Donau gedrungen und bedrohten die Existenz der römischen Provinz Makedonien. Sie und aufständische Thraker und Geten schlug Augustus' Feldherr Crassus zurück 29/28 v. Chr., und dieses Ereigniß ist es, das mit dem Tropaion und seinen Reliefs gefeiert wird. Die Kämpfe mit den deutschen Bastarnern nehmen bei weitem die wichtigste Stelle an dem Denkmal ein. Trotz des künstlerischen Ungeschicks, mit dem die Reliefs ausgeführt sind, zeigen sie eine echt römische, nüchtern realistische Treue und geben uns dadurch eine überaus werthvolle und deutliche Anschauung von dem Aussehen und der Kampfesweise jenes kühnen deutschen Stammes, welcher der erste war, der mit der classischen Culturwelt zusammenstieß. Denn schon zu Anfang des zweiten Jahrhunderts vor Christus hatten sie, weit nach Südosten vordringend, an der Donaumündung eine neue Heimath gefunden, und König Philipp V. von Makedonien und König Perseus hatten die Absicht, diese gewaltigen Krieger anzuwerben, um mit ihrer Hülfe Rom zu besiegen.

Es kam anders. Die Kämpfe der Deutschen mit Rom konnten, so lange noch Saft und Kraft in der hoch überlegenen classischen Cultur war, nur mit Niederlagen enden. Aber Rom hat diesen Kämpfen Denkmale gesetzt, und in dem Tropaion von Adamklissi, in der Säule Marc Aurels haben wir unschätzbare Zeugen deutscher Vergangenheit, deutschen Lebens und Wesens kennen und verstehen gelernt.

[1]) S. Anmerkung auf S. 3.

Zu Aristoteles' Poetik.

Von Richard Kralik.

Es ist ein Beweis der Lebensfülle jenes kleinen Collegienhefts aus dem Lykaion, wenn immer wieder von unsrer Cultur aus darauf zurückgegangen wird. Schon zweimal, bei den Franzosen und den Deutschen, hat sich eine classische Dramatik im engen Anschluß an den alten Theoretiker entwickelt, und es wäre kein Wunder, wenn eine neue Kunst ihre solidesten Anregungen wieder aus der bewährten Quelle schöpfen würde. Denn sie ist noch lange nicht ausgeschöpft. Corneille und Lessing haben jeder nur mit einem mäßigen Schluck vorlieb genommen und theils aus Noth, theils aus Bescheidenheit darauf verzichtet, den ganzen Prachtbau, das „Gesammtkunstwerk" der Antike wieder aufzurichten. Ich weise nur darauf hin, daß fast alle Jünger des Griechen, ohne sich im geringsten ein Gewissen darans zu machen, es schlankweg übersehen haben, daß in der classischen Definition der Tragödie (Cap. 6) obligate Verwendung der Musik gefordert wird. Und es ist ein leichtsinniger Irrthum, zu glauben, daß diese Forderung ein culturhistorisch überwundenes Moment sei. Nein, ganz im Gegentheil, sie ist ein ästhetischer Fundamentalartikel, auf psychologischem Bedürfniß beruhend. Sie gehört zum philosophischsten Gehalt jener Definition, ja man könnte es, wenn es erlaubt wäre, metaphysisch deduciren, daß die Tragödie ohne Musik ihre eigentliche tiefste Wirkung verfehlen muß. Freilich haben sich auch die dilettantischen Erfinder der Oper unsern Aristoteles nicht genau genug angeschaut. Sie haben, wieder nach dem anderen Extrem hin ausschlagend, übersehen, daß der Philosoph ganz ausdrücklich eine „partienweise gesonderte Verwendung" von Rede und Gesang (und Melodram) verlangt — *ἡδυσμένῳ λόγῳ, χωρὶς ἑκάστου τῶν εἰδῶν ἐν τοῖς μορίοις* —; und er wiederholt mit Nachdruck, daß er darunter abwechselnde Wirkung von Rhythmus, Harmonie und Melos versteht. Auch diese Forderung einer strengen Abwechslung von Musik und Rede ist nicht, wie man leicht versucht sein könnte zu meinen, bloß historische Eigenthümlichkeit des attischen Theaters, es ist ein allgemein gültiges, psychologisch begründetes Kunstgesetz. Die Dramatik hat es überall, wo sie sich organisch und vollsthümlich entwickelte, befolgt. Die große Wirkung der eingelegten Lieder, Complets, Melodramen, Chöre in Volksstücken beruht darauf. Es ist ein Hauptfehler unsrer höheren literarischen Formen, daß sie jene Mischung ausschließen, mit musiküberladenen Opern, mit musiklosen Sprechdramen nur halbe Erfolge erzielen und sich zum höchsten ästhetischen Ideal der Bühnenkunst nicht aufschwingen.

Wie man sieht, steckt in der Poetik des Aristoteles noch viel mehr Aesthetik und Philosophie, als man glaubt. Man darf sich nicht dadurch beirren lassen, daß der Meister keine philosophischen Deductionen gibt. Das thut er in den erhaltenen Aufzeichnungen überhaupt nicht oft. Oder wo hat er seine höchst wichtige Kategorientafel philosophisch deducirt? Es ist das Reizvolle und Intrigante an der antiken Philosophie, daß sie uns selten das letzte Wort sagt, es vielmehr gewöhnlich errathen läßt. Das hängt mit der wesentlich mündlichen Lehrart der Alten zusammen. Ihre Schriften gleichen kostbaren Schatzkästchen ohne Schlüssel zum eigentlichen Inhalt. Den konnte uns nur jahrelanges mündliches Symphilosophiren mit den Meistern geben. Man sehe die Dialoge Platons! Wie wenig sagen sie uns! Wie schwer können wir ihren eigentlichen Sinn enträthseln! Alle verlangen congeniale Mitarbeit. Ja sie wollen eingestandenermaßen mehr anregen, als bequeme Paragraphenweisheit bieten. Man wird gut thun, mit solchen philosophischen Erwartungen auch einem so schlichten Büchlein wie der Poetik entgegenzukommen. In diesem Sinn ist die Mühe, die zwei neue Philosophen dem alten Werk neuerdings schenken, nicht vergebens angewandt.[1])

Auch bei ihnen müssen wir zufrieden sein mit dem, was sie uns geben wollen, wenn es uns auch den philosophischen Hunger nach mehr erregt. Die Einleitung des berühmten Geschichtschreibers der griechischen Philosophie ist von gewohnter Feinheit der Charakteristik. Seine Uebersetzung ist von dem Streben nach moderner Ausdrucksweise dictirt.

[1]) Aristoteles' Poetik übersetzt und eingeleitet von Theodor Gomperz. Mit einer Abhandlung: Wahrheit und Irrthum in der Katharsis-Theorie des Aristoteles von Alfred Frhrn. v. Berger. Leipzig, Veit u. Co. 1897.

Dies geht vielleicht etwas zu weit. Wenn man Kithara mit Guitarre überſetzt, ſo erregt man im Leſer doch unadäquate Vorſtellungen. Selbſt Cither wäre beſſer und gebräuchlicher geweſen. Ebenſo iſt der Ausdruck „Ballet“ mit Aſſociationen verknüpft, die ſich kaum mit etwas Griechiſchem decken. Für „ἔπεσον“ haben wir die wörtliche Ueberſetzung „er fiel durch“; wozu alſo die weniger prägnante Umſchreibung durch „Fiasco“? Im ſelben Capitel (17) verlangt das gleich folgende Sätzchen eine andere Ueberſetzung, im Nothfall mit Hülfe einer Conjectur, die ich mir hiemit von dem gelehrten Gräciſten erbitte. Der Sinn muß offenbar ſein, daß der Dichter ſich in das Geberdenſpiel verſetze, es mitmache, nicht aber es „feſtſtelle“ (συναπεργαζόμενον). Sehr dankenswerth iſt das erklärende Regiſter, wenn ich mir auch größere Freigebigkeit und Menſchenfreundlichkeit (durch Verſetzung der Erläuterungen unter den Text) gewünſcht hätte. Solche Anmerkungen ſind gerade bei den vielen kurz angeknüpften literariſchen Reminiſcenzen zur fließenden Lectüre für uns Barbaren ganz unumgänglich.

Alfred Frhr. v. Berger hat aus der Fülle der äſthetiſchen Probleme, die Ariſtoteles hier aufrollt, nur eines ausgewählt, die von den Deutſchen mit Vorliebe behandelte Katharſistheorie. In glänzender Darſtellung begründet er die mediciniſche Auffaſſung der Katharſis. Wie ſchwer es iſt, in ſolchen feinen Fragen ſelbſt mit der größten Gründlichkeit das Rechte zu treffen, geht z. B. aus dem erſten Heft der neuen „Kantſtudien“ hervor, aus denen ſich ergibt, daß die vielen Commentatoren über den eigentlichen Zweck und die Abſicht der Kant'ſchen Kritik noch durchaus nicht einig ſind, ſondern ſich geradezu widerſprechen, ja, es wird dort ein Brief Kants producirt, in dem der Meiſter ſelber ſein eigenes Lebenswerk auf eine Weiſe charakteriſirt, wie ſie wohl ſchiefer und unzutreffender kaum möglich erſcheinen würde. Nun beſitzen wir aber über die „Kritik“ ausführliche Originalwerke, über die Katharſistheorie nur eine kleine Andeutung. Vielleicht wird man ſich daher auch hier nach platoniſchem Muſter damit begnügen müſſen, daß uns ein genialer ariſtoteliſcher Gedanke zum Mitphiloſophiren lebhaft angeregt hat. Abſchließende Reſultate wollen ja gar nicht der Zweck des Philoſophirens ſein, dieſer höchſten beſeligenden Beſchäftigung mit ewigen Ideen. Es liegt vielmehr im Weſen jeder Formulirung, daß ſie ihren dialektiſchen Gegenſatz weckt. Das ſoll uns aber nicht am Philoſophiren hindern, im Gegentheil, ich hätte bei der Katharſisfrage auch ein Eingehen auf deren metaphyſiſche Grundlagen nicht perhorrescirt. Man darf ja den großen Metaphyſiker auch metaphyſiſch ſondiren. Auch unſre Zeit ſcheint es wieder zu erlauben. Volkelt verſchmäht es in ſeinem neueſten Buche nicht, auch bis zur Metaphyſik des Tragiſchen vorzudringen. Und ſchließlich will ich auch auf meinen Verſuch hinweiſen, die Furcht und Mitleid-Theorie des Ariſtoteles im Zuſammenhang mit dem ganzen Weltproblem zu verſtehen (Kunſtbüchlein Cap. 3).

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Tübingen.** Die an der katholiſch-theologiſchen Facultät der Univerſität erledigte ordentliche Profeſſur für Kirchenrecht und Pädagogik wurde dem außerordentlichen Prof. Dr. Sägmüller an der philoſophiſchen Facultät übertragen; Privatdocent Dr. Dennig an der mediciniſchen Facultät erhielt Titel und Rang eines außerordentlichen Profeſſors.

* **Mainz.** Das Römiſch-Germaniſche Centralmuſeum wurde im verfloſſenen Jahre um 435 Nummern vermehrt; es umfaßt jetzt 14,665 Nachbildungen von Alterthümern, die in ihrer Geſammtheit einen Ueberblick über die Culturentwicklung Deutſchlands von den früheſten Zeiten an bis auf das Zeitalter Karls des Großen gewähren. In ſeinem Beſtreben, die Sammlung nach allen Seiten hin zu vervollſtändigen und ihr die wichtigſten neueren Funde anzugliedern, wurde das Muſeum von vielen öffentlichen und privaten Sammlungen durch Zuſendung von Alterthümern unterſtützt. Aus der großen Zahl ſeien genannt die Muſeen von Berlin, Bonn, Breslau, Flensburg, Königsberg, Kiel, Hamburg, Lübeck, Mannheim, München, Speyer. Unter den Erwerbungen ſind namentlich die Nachbildungen der berühmten Funde aus dem Nydam-Moor in Schleswig und des Goldſchatzes von Nagy-Szend-Miklos in Ungarn bemerkenswerth.

* **Berlin.** Bei dem ſtattlichen Empfange, den die Deutſche Colonial-Geſellſchaft, Abtheilung Berlin-Charlottenburg, den vor kurzem zurückgekehrten Forſchungsreiſenden Dr. Lauterbach, Tappenbeck und Dr. Keerſing bereitete, berichteten die beiden erſtgenannten — Dr. Kerſting war leider verhindert — über ihre vom Mai bis September d. J. in Deutſch-Neu-Guinea ausgeführten erfolgreichen Entdeckungsreiſen. Sie verließen die Aſtrolabe-Bai Ende Mai in Begleitung von 44 Trägern, die vier Pferde und eine kleine Ziegenheerde mit ſich führten. Ueberzeugt, daß die in ſüdweſtlicher Richtung in das Herz des Landes zu nehmende Route zwar die kürzeſte, aber vorausſichtlich auch die beſchwerlichſte ſein werde, weil alle Gebirge des Landes von Nordweſt nach Südoſt ſtreichen, beſchloſſen ſie von vornherein, ſich ſo weit als möglich in den Flußthälern vorwärts zu bewegen, auf die Gefahr hin, dadurch Umwege zu machen. Dieſem Programm gemäß marſchirten ſie von Erimadorf im Thale des Naru oder Eliſabeth-Fluſſes, eines Nebenfluſſes des Gogol, aufwärts, und gelangten ſo in das der Küſte parallel laufende Herzog-Gebirge, welches vom Naru durchbrochen wird. Die Durchquerung des letzteren, eines ſich auf etwa 2000 Meter erhebenden, einförmig gegliederten Sedimentſtein-Gebirges, war zeitraubend, ſo daß ſich, als man jenſeits wieder auf eine Reihe von Parallelketten von 100 bis 500 Meter Erhebung traf, deren Ueberwindung neuen Aufenthalt brachte, ſehr bald die Nothwendigkeit einer Vermehrung des Proviants vor weiterem Eindringen herausſtellte. Man erinnerte ſich an das Schickſal des unglücklichen Chiers, der mitten in einer reichen, tropiſchen Natur verhungert war. Als die Quelle des Naru 300 Meter hoch an einem Gebirgsſtock, Sügaun genannt, erreicht war, beſchloſſen die Reiſenden deshalb hier Halt zu machen und zunächſt eine Colonne zum Zweck der Herbeiſchaffung weiteren Proviants zurückzuſenden. Tappenbeck und Dr. Kerſting begleiteten dieſen Rückmarſch, während Dr. Lauterbach am Sügaun zurückblieb, um während des mehrwöchigen Wartens auf die Gefährten die Umgebung dieſes Gebirgsſtockes zu erforſchen. Er benutzte ſeine Zeit beſtens, erſtieg den etwa 900 Meter hohen Gebirgsſtock und genoß von der Höhe deſſelben zum erſtenmal den Anblick des weſtwärts gelegenen Bismarck-Gebirges, eines Hochgebirges von alpinem Charakter, das indeſſen weiter weſtlich liegt, als bisher angenommen wurde. Ja der Richtung dieſes Gebirges ſah Dr. Lauterbach eine von Vorbergen des Hochgebirges unterbrochene waldreiche Ebene. Auf Grund dieſer Beobachtungen ſtieg der Reiſende nun an der Weſtſeite des Sügaun herab und fand einen nach Weſten abfließenden Fluß, den er, mit Dr. Kerſting Ende Juni wieder vereinigt, 12 Kilometer weit abwärts verfolgte. Da Tappenbeck noch nicht wieder erſchienen, ging nun Dr. Lauterbach in Eilmärſchen mit einem Theil ſeiner Leute zur Küſte zurück, vereinigte ſich glücklich mit Tappenbeck und war mit dem Reſt des Proviants und mit 20 weiteren, von der Aſtrolabe-Bay geſtellten Trägern am 2. Juli am Sügaun zurück. Nunmehr folgte die ganze Expedition dem vorher entdeckten Fluß auf etwa 25 Kilometer. Leider war dieſer Marſch ſehr wenig förderſam, weil der Fluß ungewöhnlich viel Schleifen bildete, ſo daß man endlich beſchloß, ihn zu verlaſſen und ſeitwärts vorgehend zu verſuchen, die von der Höhe geſehene Ebene vor dem Nordfuß des Bismarck-Gebirges zu erreichen. Man wählte dafür S.-W.-Richtung, während der bisher begleitete Fluß nach N.-W. abbog. Der Marſch führte zum Theil auf Pfaden der Eingeborenen anfänglich durch herrlichen Hochwald, nachher durch Sumpfland. Endlich, nach achttägigem Marſch, ſtand man am Ufer eines hundert Meter breiten, anſcheinend dem Bismarck-Gebirge entſtrömenden Fluſſes. Schnell war der Entſchluß gefaßt, hier Raſt zu halten, theils um den Reſt des Proviants nachzuholen, theils um 15 Canoes zu bauen, auf denen man ſich dem erſichtlich gut ſchiffbaren Strom anvertrauen wollte. Dieſe Raſt dauerte bis zum 2. Auguſt. Dann wurden die Canoes zu Waſſer gebracht, die Laſten gehörig eingetheilt und die kleine Flottille der ſchnellen Strömung überlaſſen. Auf dieſer Fahrt ſtromab, die nicht

ohne einige Unfälle ablief — es blieben Canoes an Bäumen hängen, die zahlreich mit ihren Aesten im Gemünde verankert im Fluß lagen, aber schlimmes noch wohl um, so daß die ungeschicktesten unter den Leuten am Ufer zurückgelassen werden mußten —, was es die große Sorge der Reisenden, daß der in nordwestlicher Richtung strömende Fluß eine Wendung gegen die nahe Geenze Englisch-Neu-Guinea's nehmen könne. Groß war daher die Freude, als an einem Knie der Fluß genau nördliche Richtung einschlug, so daß es zur Gewißheit wurde, nicht nur, daß er ganz dem deutschen Gebiet angehöre, sondern auch wahrscheinlich im deutschen Theil der Küste ins Meer falle. Anfangs war das linke gebirgige Ufer des Flusses, den die Eingeborenen an seinem Oberlauf Jangai, weiter unterhalb Namu nennen, sehr steil abgedöscht, das rechte dagegen waldreich und eben. Häufig kam der Fluß dem Gebirge so nahe, daß Gipfel von 1000—2000 Meter Höhe fast unmittelbar aus dem Flußthal aufzusteigen schienen. Viele kleine Gewässer fielen von dieser Seite in den Strom, so daß derselbe sich bald auf 2 bis 300 Meter verbreitete. Während man bisher auf der ganzen Reise nur spärliche Niederlassungen freundlich gesinnter Eingebarener angetroffen hatte, gelangte man beim Verlassen des Gebieges in reich bevölkerte Gegenden, bewohnt von Eingebrenen auf einer verhältnißmäßig hohen Culturstufe, die, in auf Pfählen stehenden Häusern wohnend, Reisbau und Ziegenzucht trieben. Der Empfang durch dieselben war in den meisten Fällen friedfertig und freundlich, doch fehlte es auch zuweilen an einzelnen Kämpfen nicht. Obgleich die Benutzung von Seemuscheln als Schmuck Beziehungen zur Küste verrieth, kannten die Eingeborenen die Feuerwaffen noch nicht. Da eine Neuverssorgung mit Proviant sich unthunlich erwies, sahen die Reisenden sich genöthigt, am 15. August die Rückreise auf dem Strom anzutreten, welche stromaufwärts natürlich um vieles anstrengender war. Dennoch langte man wohlbehalten am 5. September an der Abfahrtstelle an. In den nächsten Tagen bestiegen Dr. Lauterbach und Dr. Kersting einen 1000 Meter hohen Berg, von dessen Gipfel sie das 4000—4500 Meter hohe, in seinen oberen Theilen ganz kahle, stellenweise mit Schnee bedeckte Massiv des Bismarck-Gebirges in fast greifbarer Nähe sahen und zugleich einen weiten Ausblick über die Fluren Deutsch-Neuguinea's genossen. Der Eindruck war, daß eine weite Ebene sich gegen Nord und Nordwest wahrscheinlich bis zur Küste erstreckt, stellenweise unterbrochen durch die Gebirgsketten in der Nähe der Küste und viele niedrige Höhenzüge, im ganzen ein Land, zu dessen Besitz sich Deutschland beglückwünschen kann. Wo der Boden untersucht wurde, zeigte er sich als Schwemmland von tiefer, fruchtbarer Ackerkrume. Den vorher befahrenen Strom konnte man von oben in beiden Richtungen noch weit verfolgen. Er verspricht eine wichtige Lebensader für Deutsch-Neuguinea zu werden. Am 16. September traf die Expedition wohlbehalten wieder in der Astrolabe-Bai ein. Kein Zweifel, daß ihr bald eine zweite folgen wird, um Beziehungen zu der überaus zahlreichen und intelligenten Bevölkerung des Niederungslandes anzuknüpfen und das Dornröschen Neuguinea vollständig aus dem Schlaf zu wecken.

* **Berlin.** Der Chirurg Prof. v. **Bergmann** beging am 16. d. M. den 60. Geburtstag. Frühere und jetzige Assistenten brachten ihm zur Feier sein von Lenbach ausgeführtes Bildniß dar.

* **Graz.** An der hiesigen Universität wird auf Weisung des Unterrichtsministeriums Einheimenden der Rechte, die nicht **Rechtsphilosophie** gehört haben, das Absolutorium verweigert. Da dieses Colleg in Graz gar nicht gelesen wird, hat das Professorencollegium beim Ministerium Vorstellungen erhoben. Eine Erledigung ist bisher nicht herabgelangt.

* **Bern.** Die Studentenschaft brachte am 11. d. M. dem aus der akademischen Laufbahn austretenden Chemieprofessor Dr. **Rossel** einen solennen Fackelzug. In seiner Rede an die Demonstranten versprach der Scheidende der akademischen Jugend seine Unterstützung im Kampf um die akademische Freiheit und schloß mit einem Hoch auf die vaterländische Universität.

* **Paris.** Die Luftschiffer Louis **Gabaed** und Edouard **Surouf** haben den Plan gefaßt, im Frühjahr 1898 mittelst Ballons den **Nordpol** zu erreichen. Dieser Plan datirt bereits aus dem Jahre 1893 und hat seit den Versuchen des Schweden Andrée festere Gestalt angenommen. Durch theoretische Forschungen und praktische Versuche ist Godard zu einem Ballonsystem gelangt, das allen Anforderungen eines längeren Aufenthalts in den höheren Luftschichten entsprechen soll. Der in der Ausführung begriffene Ballon „La France" hat einen Rauminhalt von 10,847 Kubikmeter und einen Umfang von 86 Meter; seine Tragkraft soll 12,000 Kilogr. betragen, die es ermöglichen würde, eine Expedition von bisher auch nicht erreichter Stärke, nämlich von 7 Personen, auszurüsten. Diese würden Godard als Führer, Surcouf als zweiter Luftschiffer, zwei andere Luftschiffer, ein erprobter Nordpolfahrer, ein Meteorolog und Chemiker von Fach, sowie ein Arzt sein. Den Meteorologen hätte die Geographische Gesellschaft, den Arzt das Marineministerium zu stellen. Besondere Sorgfalt ist auf die Verfertigung des luftdichten Ueberzugs des Ballons verwendet worden, um den Gasverlust während der Reise auf ein kleinstes Maß zu reduciren; 12 kleinere Ballons, die als „Gasometer" fungiren sollen, werden zwischen Gondel und Ballon Platz finden, um den Gasverlust beständig zu ersetzen und ein freies Schweben während 60 Tagen zu ermöglichen. Eine innere Einrichtung gestattet, die runde Form des Ballons auch nach stärkerem Gasverlust aufrecht zu erhalten. Die Nordpolfahrer rechnen nur mit einem Winde von 4 Meter per Secunde, so daß ihre Reise von Spitzbergen nach der Behrings-Straße (etwa 3300 km) nur ungefähr 10 Tage dauersprechen würde. Thatsächlich beträgt die Windgeschwindigkeit in jenen Gegenden aber 6—10 Meter, daher die Fahrt wohl nach schneller vonstatten gehen dürfte. Ein Ballast von 6600 kg ermöglicht das Erreichen größerer Höhen selbst nach stärkerem Gasverlust.

* **Rom.** Am 11. December eröffnete das **Deutsche archäologische Institut** mit einer zahlreich besuchten Festversammlung zum Andenken Winckelmanns seine Winterübungen. Der erste Secretär, Prof. **Petersen**, gedachte der jüngst verstorbenen Mitglieder und Freunde des Instituts: Karl Humann, Ernst Curtius, F. X. Cavallari, F. Dümmler und Platter, der seine Bibliothek dem Institut hinterlassen hat. Danach hielt Prof. **Mau** einen Vortrag über das sogenannte **Senaculum** im **Forum** von Pompeji, dessen sinnreiche Reconstruction er mit Zeichnungen erläuterte und dessen wahre Bestimmung er als die eines Heiligthums der Lares publici nachwies. Es folgte Prof. **Lumbroso** mit einem durch geistreiche Form anziehenden Vortrag über die Modelle der griechischen und ägyptischen Maler, in dem er novellenartige Episoden erzählte und namentlich die sociale Stellung der Modelle beleuchtete. Den Schluß machte Prof. **Petersen** mit einem gründlichen Vortrage über die Trophäe von Adamklissi.

* **St. Petersburg.** Im **zoologischen Museum** der Akademie der Wissenschaften, das im Frühjahr 1897 in neue, zweckmäßig eingerichtete Räume übergeführt werden soll, wird gegenwärtig eine sehr interessante Collection von Reptilien, Fischen und Insecten aus **Persien** geschichtet und geordnet; sie ist von dem Forscher **Sarnany** gesandt und enthält einige Exemplare von Eidechsen und Fischen, die noch ganz unbekannt sind.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 9. bis 11. December folgende Schriften eingegangen:

Otto v. **Schaching**: Geschichten aus dem Volke. Mit 2 Photogravuren. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt 1896. — Max **Heemann**: Kain. Dramatische Dichtung in 3 Acten. Leipzig, C. G. Naumann 1896. — A. v. **Falkeia**: Des Lebens ewiger Dreiklang. Berlin, Schuster u. Löffler 1896. — Friedrich **Rückerts** Werke. 13.—20. Lfg. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. — Joseph **Aneberer**: Tragikomödien. 5 Geschichten. Mit Zeichnungen von Louis Corinth. Berlin, Georg Bondi 1897. — **Simplicissimus**. Illustrirte Wochenschrift. 1. Jahrg. Nr. 14. 26. Juli bis Sept. 1896. München, Albert Langen. — **Schweizerischer historischer Abreißkalender** für 1897. Aarau, C. Wirz. — **Weihnachts-Almanach** der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg i. Br. 1896. — Haldn v. Lewetzow: Lies und Lene. Die Schwestern von Max und Moritz. Buchschmuck für Groß und Klein in sieben Streichen. Illustrirt von F. Maddalena. Hamburg, G. Fritzsche. — **Archiv für Strafrecht**. Begründet von Dr. Goltdammer. Fortgesetzt von Dr. Meves, Dalcke und Mugdan. 44. Jahrg. 2. u. 3. Heft. Berlin, R. v. Decker 1896. — Erwin **Roese**: Richteramt und Advocatur. Mahnwort. Leipzig, Duncker u. Humblot 1897. — **Die kirchenrechtlichen Entscheidungen** des Reichsgerichts und der bayerischen obersten Gerichtshöfe aus dem Gebiete des Gemeinen Kirchenrechts und des bayerischen Staatskirchenrechts. Mit Anhangband. Hggb. von Dr. Georg **Schmidt**. 3. Lfg. München, J. Schweitzer 1896. — Herbert **Spencer**: Einleitung in das Studium der Sociologie. Hggb. von Dr. Heinrich v. Marquardsen. 2. Aufl. 2 Theile. Autoris. Ausgabe. Leipzig, F. A. Brockhaus 1896. — **Colonialles Jahrbuch**. Beiträge und Mittheilungen aus dem Gebiete der Colonialwissenschaft und Colonial-

praxis. Hggb. von Gustav Meinecke. 9. Jahrg. Heft 1/2. Berlin, Deutscher Colonial-Verlag 1897. — *Revue des deux Mondes.* François Buloz fondateur. 66. année. 4. pér. Tome 138. 3. livr. Déc. 1896. Paris. — Giorgio *Molli:* Le spedizioni marittime militari moderne ed i trasporti militari a Massaua. Milano, Galli 1897. — Hugo Gerard Stöhl: Deutsche Wappenrolle, enthaltend alle Wappen, Standarten, Flaggen, Landesfarben und Cocarden des Deutschen Reichs, seiner Bundesstaaten und regierenden Dynastien. Nach officiellen Angaben gezeichnet und erläutert. 172 Wappen und Fahnen auf 22 Tafeln in 14 fachem Farbendruck und 131 Textillustrationen. Stuttgart, Julius Hoffmann 1897. — Wilh. Jos. v. Wasielewski: Aus 70 Jahren. Lebenserinnerungen. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt 1897. — Heinrich v. Poschinger: Fürst Bismarck und der Bundesrath. 1. Bd. Der Bundesrath des Norddeutschen Bundes (1867—1870). Ebd. 1897. — Dr. Henriel: Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holsteiners. Ebd. 1897. — Jakob Baechtold: Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. 3. Bd. 1861—1890. Berlin, Wilhelm Hertz 1897. — Das Museum. Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst, hggb. von Wilhelm Bode ꝛc. 19. Lfg. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann. — Franz Rühl: Chronologie des Mittelalters und der Neuzeit. Berlin, Reuther u. Reichard 1897. — Theodor Lindner: Zur Fabel von der Bestattung Karls des Großen. Entgegnung. Aachen, Hermann Kaatzer 1896. — H. N. Jung: Die Gartenanlagen am Dom zu Köln einst und jetzt. Beitrag zur Geschichte der Freilegung des Kölner Domes. Neudamm, J. Neumann 1896. — Emil Ilgner: Der Dachsbau, seine Geschichte, Zucht und Verwendung zur Jagd über und unter der Erde. Mit Bildern ꝛc. Ebd. 1896. — Friedrich Schütz: Das heutige Rußland. Momentaufnahmen. 1. u. 2. Aufl. Leipzig, Duncker u. Humblot 1897. — Heinrich Bulthaupt: Dramaturgie des Schauspiels. 1. Bd. Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. 6. Aufl. Oldenburg u. Leipzig, A. Schwartz 1897. — G. H. Lewes: Goethe's Leben und Werke. Autoris. Uebersetzung von Dr. Julius Frese. 17. Aufl. 2 Theile in 1 Halbfrzbd. Stuttgart, Carl Krabbe 1896. — Schillers Werke. Hggb. von Ludwig Bellermann. Kritische Ausgabe. 11. u. 12. Bd. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut. — J. Haydn: Im Reiche der Musen. 12 Künstlerskizzen. Mannheim, J. Bensheimer. — Wilhelm Scheffler: Wahl- und Musen-Sprüche deutscher Studenten. Beitrag zur geistigen Eigenart deutschen Studententhums. Leipzig, B. Elischer 1896. — Dr. Heinrich Bassermann: Die praktische Theologie als eine selbständige, wissenschaftliche theologische Disciplin. Akademische Festrede. Heidelberg, J. Hörning 1896. — Neues Adreßbuch des deutschen Buchhandels und der verwandten Geschäftszweige 1897. Mit 1 Bildnis. Leipzig, Walther Fiedler. — Post-Hand-Buch für die Geschäftswelt für den gesammten Inland- und Ausland-Verkehr. Unter Benutzung amtlicher Quellen bearb. von Hermann Hettler. Ausg. für Bayern. Hggb. von Georg Jäger. 7. Jahrg. 1897. Stuttgart, Richard Hahn. — Dr. P. H. Geebee: Etwas über Nasen. Mit 3 Abbildungen. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge Virchow-Wattenbach. N. F. 11. Ser. Heft 256.) Hamburg, Verlagsanstalt A.-G. 1896. — Emmy Braun: Neues Kochbuch für bürgerliche und feine Küche. 6. Aufl. Gränstadt, J. Schäffer. — M. v. Egidy: Ueber Erziehung. (Ethisch-socialwissenschaftliche Vortragscyclus. Bd. 3.) Bern, A. Siebert 1896. — The *Nineteenth Century.* A monthly review. Ed. by James Knowles. No. 238. Dec. 1896. London, Sampson Low, Marston and Comp.

Prompte Lieferung aller Bücher durch H. O. Sperling, Buchhandlung in Stuttgart. Größere Werke gegen bequeme Teilzahlungen. Kataloge gratis. Hauptvertriebsstelle von Meyers Konversations-Lexikon.

C. C. Buchner Verlag (Rudolf Koch) in Bamberg.

Zu Festgeschenken geeignete neue Biographien.

Julius Allgeyer, Anselm Feuerbach. Sein Leben und seine Kunst. Mit einem in Kupfer gestochenen Selbstbildnis des Künstlers und 38 Text-Illustrationen in Autotypie. Großoktav. 28 Bogen. Geheftet M. 8.— In elegantem Halbfranz-Einband M. 10.—

Wilhelm Lang, Graf Reinhard. Ein deutsch-französisches Lebensbild 1761—1837. Mit zwei Bildnissen in Lichtdruck. Großoktav. 40 Bogen. Geheftet M. 10.— In elegantem Halbfranz-Einband M. 12.— (18325)

Pier Desiderio Pasolini, Katharina Sforza. Ein Lebensbild aus der Zeit der Renaissance. In gekürzter Form übersetzt von Meta von Salis-Marschlins. Dr. phil. Mit zwei Porträts Katharinas. Großoktav. 23 Bogen. Geheftet M. 6.— In elegantem Halbfranz-Einband M. 8.—

C. W. Kreidels Verlag Wiesbaden.

Sonnige Welten.

Borneo · Japan · Java · Sumatra · Vorderindien · Ceylon

Ostasiatische Reise-Skizzen von **E. und L. Selenka.**

Mit 200 Abbild. im Text u. 9 facsimil. Vollbildern.

Elegant broschiert Mk. 12.60. Gebunden Mk. 16.— (18334)

Durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen.

Tauchnitz Edition.

December 16, 1896.

The **Murder of Delicia.**

By (18301)

Marie Corelli,

Author of „The Sorrows of Satan" etc.

In 1 vol.

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Durch Leid zur Seligkeit.

Ein Werkstück zum Tempelbau der Erlösung von Friedr. Benj. Hermann.

Fünf Bücher in 3 Bänden:

I. Ringen und Werden.

II. Lieben und Hoffen. Welt- und Gotteswissen.

III. Suchen und Finden, Tod u. Leben.

3 eleg. Leinwandbde. Gesammtpreis. Mk. 18.—

Einzelpreis: I. M. 5.40; II. M. 6.75; III. M. 6.75.

Prospecte stehen gern zu Diensten.

Verlag von Joh. Heinr. Meyer, Braunschweig. (13652)

C. C. Buchner Verlag (Rudolf Koch) in Bamberg.

Zu Festgeschenken geeignete mundartliche Dichtungen.

Wilhelm Zipperer, Gedichte in oberbayerischer Mundart.

9 Bogen. 8°. Kart. M. 2.80. Eleg. gebunden M. 3.50.

Aloys Dreyer, Fürs G'müat. Gedichte in altbayerischer Mundart. 5 Bogen. 8°. Kart. M. 1.50. Eleg. gebunden M. 2.—

E. v. S(artor), Luft's a wen'g. Gedichte in oberbayerischer Mundart. 7 Bogen. 8°. Kart. M. 2.20. Eleg. gebunden M. 2.60.

Joseph Schlicht, Altheimland. Ein zweites Bayernbuch. 13 Bogen. 8°. Kart. M. 2.50. Eleg. gebunden M. 3.—

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Samstag, 19. December. Nummer 294.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Ernst Engel, † 8. Dec. 1896. Von G. F. Knapp. — Der Schauplatz des „Salier"-Untergangs im Alterthum. — Vom Weihnachtstisch. VII. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ernst Engel, † 8. Dec. 1896.

Erinnerungen eines Schülers aus dem Jahre 1863/66.

Im Sommer 1863 fand in Berlin ein internationaler statistischer Congreß statt, dessen öffentliche Sitzungen im damaligen Herrenhause gehalten wurden. Als Zuschauer konnte man da den Präsidenten der Versammlung, Dr. Ernst Engel, in seiner Thätigkeit beobachten. Mit seinen beweglichen Gliedern saß er zwanglos im ehrenvollen Sessel, unruhig liebenswürdig bald auf deutsch, bald auf französisch die Geschäfte leitend, während die Versammelten in feierlicher Würde mehr die Wichtigkeit der von ihnen vertretenen Staaten, als Sachen, empfanden. Wie wäre es sonst zu erklären, daß jedem Redner mit reichlichem Klatschen gelohnt wurde?

In der Diplomatenloge stand ein preußischer General, vollkommen ernst, fest und hart. Es war der Hr. v. Roon. Seine Hand ruhte auf dem rothen Sammet der Brüstung, die Finger spielten ungeduldig, beinahe zuckend. Er war wohl nur aus ministerieller Höflichkeit erschienen; denn er war ein Mann — und das da unten war ein Schauspiel.

Aber Engel, der Leiter des Spiels, wußte wohl, wodurch die Welt beherrscht wird (durch Weisheit, durch den Schein und durch die Gewalt). Wie Roon der Gewalt diente, so stand damals Engel im Dienste des nützlichen Scheins; was ihm weiter nicht schwer fiel — denn er war durch und durch betriebsam, und wo immer sich etwas regte, da half er die Dinge im Fluß erhalten.

Er war damals, für eine solche Stellung, auffallend jung, erst 42 Jahre alt und bereits seit zwei Jahren Director des k. pr. Statistischen Bureaus, das in der Lindenstraße, nicht weit vom Kammergericht, in einem altmodischen, niedrigen Hause sein Dasein führte. Vorher war es eine Behörde gewesen, die für das Ministerium allerlei Material zur Landeskunde gesammelt hatte; die höchst reichhaltige Bibliothek war das Beste daran; eigene schaffende Thätigkeit fehlte fast ganz. Denn das Bureau empfing seinen Stoff von den Verwaltungsbehörden bereits verarbeitet; mit dem Urmaterial hatte es nichts zu thun, ja es hatte nur wenig mitzureden über das Wie und Was der statistischen Aufnahmen. Nicht einmal die Volkszählungen hatte es bis dahin selbständig geleitet. Die Ueberlieferung war: bureaukratischer Ernst, geringe Wirksamkeit, gar kein Einfluß. Das sollte nun alles anders werden.

Engel hatte wohl kaum regelrecht studirt, jedenfalls war der junge Geheime Oberregierungsrath kein Jurist. Er war auf technischen Schulen gewesen, behielt von daher stets die hohe Achtung vor allen Leistungen der Ingenieure, in denen ihm das menschliche Können am meisten verkörpert schien, bis später die Kunst des Feldherrn von ihm noch höher gewürdigt wurde. Als junger Techniker wollte er eben den Betrieb einer Glashütte beginnen, als die Revolution von 1848 ihren Schrecken verbreitete und seinen Auftraggebern den Muth raubte. So wandte sich Engel damals zur Publicistik und von da kam er in das k. sächsische statistische Bureau zu Dresden, dessen Zeitschrift durch ihre Lebendigkeit ihn rasch bekannt machte. Dadurch wurde die Aufmerksamkeit Preußens auf ihn gerichtet und man hatte ihn 1861 nach Berlin berufen.

In der Lindenstraße ging es nun lebhafter her. Engel schaffte auch hier Luft und Licht und warf dabei die heiligsten Gebräuche um. Denn er hatte merkwürdige Einfälle; z. B. den, daß die Veröffentlichungen des Bureaus von einer Verlagsbuchhandlung verwaltet werden müßten — und diese Buchhandlung solle eine besondere Abtheilung des Bureaus sein. Unerhört! Man denke sich den Lärm! Aber Engel hat es fertig gebracht, die Buchhandlung wurde errichtet.

Mit der Volkszählung wurde es auch bald anders. Der Director setzte die Selbsteintragung in die Listen durch (Zählblätter gab es damals noch nicht). Wer als Gehülfe dabei ein halbes Jahr mitgeschoben hat, der weiß, wie reibungsvoll solche scheinbar einfache Reformen sind. Daher erklären sich auch die unaufhörlichen Kämpfe mit dem vorgesetzten Ministerium des Innern. Gewiß war Eulenburg allein derjenige, der gegen alle Decernenten Halt gewährte, weil ihm, dem Minister, die stürmische Art und das Naturwüchsige gefiel, was den Räthen durchaus lästig war. Indessen soll hier das Einzelne der amtlichen Thätigkeit nicht geschildert werden.

Die damaligen statistischen Bureaux hatten alle ihre Kraft in der Masse ihrer Tabellen und begnügten sich mit höchst geringem begleitenden Text. Hier ist nun der Punkt, wo Engels Thätigkeit einsetzt. Die Statistik, dachte er, dient bis jetzt nur der Verwaltung; sie gehört aber in die Oeffentlichkeit. Wir wollen diesen seinen Grundsatz quellenmäßig belegen: in Nr. 1 der Zeitschrift des sächsischen Bureaus, datirt vom 1. Februar 1855, Seite 1, lautet der allererste Satz: „Das befruchtende Element der Statistik ist die Oeffentlichkeit." Selten hat jemand mit dem ersten Wort so sehr die Aufgabe seines Lebens verrathen.

Und so wurde nun auch die preußische Statistik mittheilsam, genießbar, oft sogar wortreich, was auch das Ministerium dazu sagen mochte. Dort oben war man z. B. für Beibehaltung der Todesstrafe; Engel aber veröffentlichte statistische Betrachtungen über deren Nutzlosigkeit. Ihm kam es nur auf den Leserkreis an, und um einen solchen zu schaffen, war er unermüdlich thätig. In seine Zeitschrift schrieb er am liebsten selbst und mit Behagen rechnete er die Zahl der Bogen zusammen, die er selber verfaßt hatte. Schrieb er doch ungemein rasch, es floß ihm alles aus der Feder, und noch dazu in einer Handschrift ebenso flüchtig wie lesbar, von größter Leichtigkeit und Anmuth; wie denn auch der bloße Anblick eines Briefes von ihm für das Auge so erquicklich war, wie der

leicht geschwungene Inhalt für die Seele des Empfängers. Liebenswürdiger hat nie jemand Briefe geschrieben; er erschwerte dadurch förmlich die Erwiderung.

Um nun die Statistik ganz aus ihrem Halbschlaf zu erwecken, brauchte Engel Hülfskräfte und wandte sich deßhalb an die Jugend. Der nur juristisch gebildete Beamte war ihm ohnehin unsympathisch; nun sollten jüngere Glieder dieses Standes herbeigezogen und für die neue Sache gewonnen werden. So wurde in den Räumen des Bureaus das statistische Seminar begründet.

„Der erste Curs wurde am 5. November 1862 mit acht Theilnehmern eröffnet," heißt es in der Zeitschrift (Jahrgang 1864, S. 197) und dieser berichtende Artikel machte eigentlich erst auf die neue Anstalt aufmerksam. Alljährlich, im November beginnend, wurden nun die Curse wiederholt.

Heute hat fast jeder Professor ein Seminar. Damals aber war es auf dem Gebiete der Staats- und Socialwissenschaften etwas ganz neues und der Versuch war von höchster Bedeutung. Zugrunde lag ein dunkler Drang und Trieb nach Fortschritt, fürs Neue und Kühne; und begonnen wurde ohne ängstliches Bedenken, tastend, aber vertrauensvoll. Gelang etwas nicht, so fing er etwas neues an. In der ruhelosen erfinderischen Kraft, in dem stets ungebrochenen Muth lag Engels größte Stärke, und hiedurch vor allem schaffte er sich übermächtiges Ansehen bei seinen Beamten, die seufzend zu sagen pflegten: „Ja, ja, Engel hat etwas geniales."

Das Seminar war zunächst ein roher Versuch. Es wurden Assessoren zur statistischen Ausbildung nach Berlin gesendet, wenn sie sich dazu gemeldet hatten; und daran schlossen sich einige Wilde an, zum Theil künftige Professoren; im Curse von 1865/66 Schönberg und Knapp, im späteren Curs A. Held, der früh verstorbene, und noch später L. Brentano.

Unter den Assessoren waren manche reich oder vornehm, oder beides; lernbegierig waren sie nicht, aber sie benutzten die Gelegenheit, ein Jahr in Berlin zuzubringen. Ganz regelmäßig erschienen sie nur in den Vorträgen des Chefs; im übrigen vermehrten sie bei Tag und Nacht ihre großstädtische Lebenserfahrung. Dabei waren sie gute Kameraden und vertrugen sich mit den Wilden, die meist Doctoren waren, ganz leidlich, weil deren Ausdauer, Interesse für Sachen und mannichfaltigere Bildung doch vieles ersetzte, was an Lebensalter und an jenen Erfahrungen etwa abging. Der stets übernächtige Assessor betrachtete den standhaft arbeitenden jüngeren Doctor als ein unheimliches, aber achtbares Geschöpf.

Von den Vorträgen waren natürlich die von Dove über physikalische Geographie die wissenschaftlich bedeutendsten, aber sie gehörten nur zum Schmuck. Die andern waren von sehr verschiedenem Werth. Nicht leicht ist es, von Engels Vorträgen Rechenschaft zu geben. Mit Vorliebe begann er bei den allgemeinsten Fragen, z. B. Definitionen der Statistik; trug springend alle bisher geäußerten Meinungen vor und entwarf dann ein Schema der Eintheilung, wie dies ja auch in fast allen seinen Abhandlungen wiederkehrt. Das Ganze war lebhaft und sprudelnd. Man hörte gerne zu, wie immer von neuen Seiten die Schwierigkeit der Statistik an allerlei Erlebnissen erläutert wurde. „Kommt da eines Tages jemand zu mir und fragt, wie viele Schwefelhölzer jährlich verbraucht würden. Nun, wie viele verbrauchen Sie denn? frage ich; darauf sagt er: nu, das weiß ich nicht. Da sagte ich: nu, wenn Sie Ihre Schwefelhölzer nicht wissen, woher soll ich denn alle wissen?" So ging es immer fort, eine hoch persönliche Leistung, gar nicht kathedermäßig, wie er auch nach Schluß immer noch einige Minuten im Zimmer blieb, um sich auszusprechen. „Warum haben Sie denn vorhin über die Schwefelhölzer nicht gelacht? Gewiß habe ich die Geschichte schon einmal erzählt; aber Sie wissen doch: der Mensch hat nicht lauter neue Seiten, der Mensch ist nämlich wie eine Litfaßsäule." Und in dem Gelächter, das nun entstand, zog er sich in sein Zimmer zurück.

Die Hauptsache beim Seminar war der Verkehr mit dem geistig so beweglichen Chef, der mit gutmüthigem Interesse unserem Eifer Nahrung gab und uns liebevoll beobachtete. Die wöchentlich einmal stattfindende Kneipe wurde mitunter von hervorragenden Gästen besucht. Auch das Haus Engels stand uns offen, es war durch und durch anspruchslos und gemüthlich. Die Kinder waren damals noch unerwachsen. Jedermann fühlte heraus, daß es eine ungewöhnlich glückliche Ehe war, was uns mit erhöhter Achtung erfüllte; und wir freuten uns, wenn wir hie und da die Frau oder die Kinder in dem Garten begrüßen konnten, der seitdem längst durch Neubauten verschlungen ist.

Von allen Mitgliedern des Seminars war wohl A. Held derjenige, den Engel am meisten geliebt hat, und doch war Held gar keine statistische Natur, machte sogar nie den leisesten Versuch nach dieser Richtung. Es bestand eine rein persönliche Zuneigung, verstärkt durch den gemeinsamen Zug zwanglosen Wohlwollens gegen alle, vielleicht auch durch beiderseitige Schätzung encyklopädischer Studien.

Aber auch anders geartete Naturen, die auf kleinere Arbeitsgebiete viel Kraft verwendeten, haben Engels liebenswürdige Unterstützung hoch zu rühmen gewußt; man vergleiche das Vorwort zu L. Brentano's „Arbeitergilden der Gegenwart".

Denn das Seminar war für die jungen Gelehrten ein Ort der Anregung, eine Arbeitsgelegenheit, ein geselliger Mittelpunkt Gleichstrebender; es war aber auch ein neues Feldgeschrei für den Unterricht und ein neues Banner für die Forschung.

Es war eine pädagogische That, junge Gelehrte aus ihrer Vereinzelung herauszureißen, ihnen Gelegenheit gegenseitigen Kennenlernens und Selbstbeurtheilens zu verschaffen und sie in lebendigen Verkehr mit Lehrern zu versetzen. Auch selber lehren durften sie hie und da, natürlich nur aufgrund von Verabredung und Vorbereitung, etwa als Ersatz bei Verhinderung der Lehrer. So begreift sich's, daß auch unstatistische Naturen gern und mit Vortheil dort gewesen sind.

Aber auch im Auswerfen des statistischen Bauners lag eine sehr bedeutsame Leistung, die, weil sie ihren Dienst gethan hat, heute nicht mehr so lebhaft empfunden wird. Aller Universitätsunterricht in diesen Fächern beruhte damals auf einer Begriffsdogmatik, wie sie dem sogenannten gesunden Menschenverstand der Engländer des achtzehnten Jahrhunderts angemessen war. Dies dürre Lehrgebäude war veraltet, alles sehnte sich nach neuem Inhalt. Davon bot sich zweierlei dar: Geschichte und Statistik. Die Bewegung für Wirthschaftsgeschichte (obgleich Roschers Werke schon bestanden) brach erst später los; während es Engels Verdienst ist, die Statistik damals in die Höhe gehoben, in den Gesichtskreis und in die Erreichbarkeit der Nationalökonomen gebracht zu haben. Seitdem arbeitet der Deutsche mit Material; und seitdem lehrt der Deutsche, indem er zugleich durch Umgang erzieht. Und hievurch hat Engel, der nicht Professor war, nachhaltig auf die Universitäten eingewirkt. Er gehört in die Reihe der Unzünftigen, die in unsern Fächern so unaussprechlich viel bedeuten; List hatte wohl den Titel, aber er war kein Professor; Lassalle, Fr. Engels, Marx waren frei wirkende Gelehrte oder doch Schriftsteller, und in diese Reihe gehört auch Ernst Engel, dem etwas amerikanisch selbstgewachsenes anhaftete, obgleich er nicht im Auslande erzogen war.

Als der Curs von 1865/66 in sein zweites Semester trat, gab es nur noch wenige, die in der allgemeinen politischen Aufregung und im ewigen Streite der Parteien weiter zu arbeiten vermochten. Die feudaleren Assessaren hatten schon im Februar von beschlassenem Kriege gemunkelt. Im Frühjahr kam ein halbes Dutzend Offiziere in die Bibliothek, still und eifrig böhmische Materialien sammelnd; zum Aerger des Chefs wollten sie einige Quellenwerke sogar auswärts benutzen. Die große Juni-Entscheidung ergriff dann jeden wie ein Wirbelwind und schleuderte ihn in seine Militärverhältnisse zurück. Das große Wort der Mobilmachung fiel. Je nach der Vermögenslage verschaffte der eine sich wollene Unterkleider, der andere ließ sich aus Ostpreußen ein paar kräftigere Reitpferde kommen. Durch die Lindenstraße kam ein endlaser Zug blankitteliger Rheinländer, mit verdrassenen Mienen. Eine seltsam bunte Reiterschaar, die Stabswache, ließ sich sehen; und eines Morgens erschall der ungeheure Jubel der Schuljugend, die man frühzeitiger entlassen hatte wegen der siegreichen Gefechte van Nachad und Skalitz. Zum erstenmal schmückten sich die Häuser mit Fahnen und jedermann dachte nur noch an Krieg und Sieg.

In dieser allgemeinen Verwirrung fand der Curs sein Ende, aber das freundliche Verhältniß zu Engel dauerte fort und das Andenken an ihn wird lebendig bleiben. Denn wir verehren in ihm einen Mann, der bedeutend war, weil er die erkannte Lebensaufgabe mit höchster Lebhaftigkeit ergriff und betrieb.

Straßburg, 15. Dec. 1896. G. F. Knapp.

Der Schauplatz des „Salier"-Untergangs im Alterthum.

Der Theil des Meeres, in welchem die traurige Katastrophe des „Salier" stattgefunden hat, war schon viele Jahrhunderte vor Christi Geburt von den Alten stark befahren. Nur wenig nördlich vom Cap Corrubedo, vor welchem die Rasoñasklippen liegen, wo der „Saller" scheiterte, zwischen diesem Cap und dem 20 Seemeilen nördlich davon befindlichen ast genannten Cap Finisterre lagen die Inseln, von welchen die Phönicier, Carthager, Tarteſſier, Massilioten das Zinn holten: die Kassiteriden. Ich halte mich mit dieser Behauptung durchaus an den vortrefflichen Aufsatz van Unger im „Rheinischen Museum für Philologie" XXXVIII (Frankfurt a. M. 1883), der die Kassiteriden mit den nur wenig nördlich van den Rasoñasklippen liegenden Brupos-inseln und den nach etwas nördlicher in der Ria de Corcubion liegenden, worunter Labeira Grande mit Namen bekannt ist, identificirt — trotz der entgegenstehenden Autarität Müllenhoffs. Auch Christ hatte in den „Jahrbüchern für Philologie" 1871 Müllenhaffs Ansichten (1. Band der deutschen Alterthumskunde) über Avien, auf dessen Auslegung Ungers Resultate sich stützen, schan zurückgewiesen. Aus der Anmerkung in Christs unentbehrlicher griechischer Literaturgeschichte zu Pytheas: „Meine eigenen Ansichten über die östrymnischen Inseln und die Kassiteriden berichtigte Unger" glaube ich lesen zu dürfen, daß auch seine Autorität Ungers Feststellungen adoplirt. Die allerneueste dahin bezügliche Literatur — soweit mir bekannt —, zwei Gymnasialprogramme von Villach 1893 und 1894, „Jenseits der Rhipäen von Georg Malr" scheinen mir Ungers Veröffentlichung im „Rheinischen Museum" nicht zu kennen und haben in einzelnen Punkten sowahl van Müllenhoff als Unger differirende Ansichten, resp. Auslegungen, bringen aber im übrigen sehr interessante und einleuchtende neue Gesichtspunkte über Pytheas. — Die Fahrt nach den erwähnten, den Alten das ja nothwendige Zinn liefernden Inseln wird zuerst beschrieben in einem wohl bald nach 400 v. Chr. geschriebenen Periplus, der uns in der Ora maritima des römischen Ritters Avienus überliefert ist. Rufus Festus Avienus erzählt um 370 n. Chr. In lateinischen Versen nach dem verloren gegangenen griechischen Original eine Fahrt vam Golf du Lion um Spanien herum: nicht nach der Bretagne und Cornwall, wie man früher annahm, sondern, wie es Unger nachzuweisen gelungen ist, nur wenig über die an der spanischen Küste liegenden Kassiteriden hinaus bis zu den Inseln der Albianen und Hierner, die nicht England und Irland, sondern dem einige Meilen östlich vom Cap Ortegal, dem nördlichsten Cap der pyrenäischen Halbinsel, liegenden Coelleira und Partocielo entsprechen sallen. — Auch andere ältere Schriftsteller, Dionysius der Perieget, Posidanius, Diadar, Strabo, setzen Zinninseln an die Nardwestküste Spaniens. Dach das Barbild der Ora maritima enthielt wohl die ältesten Nachrichten über das westliche Europa und das Meer speciell, welches das Schiffsunglück des „Salier" sah. Nach ihren Einwohnern rechnet Aaien die Zinninseln zu den östrymnischen und setzt sie an den östrymnischen Meerbusen, der an dem Vorgebirge Oestrymnis, das dem Cap Vincent gleichzusetzen ist, beginnen soll. Vers 94—98 sagt der römische Dichter: „Am Fuße dieses Vargebirgs dehnt sich der östrymnische Busen aus, in welchem die östrymnischen Inseln sich an einander reihen, die reich sind an Zinn und Blei." Während sanst die Alten den östrymnischen Busen in Wahrheit nur bis an den großen Landvorsprung der Tajomündung gehen ließen, erstreckt der alte Gewährsmann Aaiens ihn über die ganze Westküste Spaniens, vielleicht weil er selbst nicht über Cap Vincent hinausgekommen war und seine weiteren Nachrichten fremden Seefahrern verdankte. — Unter den letzten, nördlichsten der östrymnischen Inseln finden wir die Kassiteriden. — Der Hafen der Artabrer, von den Alten öfter erwähnt und von Straba als eine mit vielen Städten besetzte Bucht, eine Ria, geschildert, ist nach Unger die Ria de Vigo. Von ihr aus, resp. von der Punta de Subrido, welche die Ria de Viga abschließt, braucht man über 6 Meilen nach den Zinninseln, die Diodor, was ebenfalls zutrifft, νησίδες, Inselchen nennt. Und sa weit entfernt sallen sie gerade liegen; denn nach Straba waren sie vom Festlande weiter entfernt als Britannien van dem gegenüber liegenden Gallien, dessen geringsten Abstand Cäsar auf 6 Meilen angibt.

Avien, Vers 158—160, schildert gerade den Theil des Meeres, in welchem der Schiffbruch des „Salier" sich ereignete, aber der alte Seefahrer ist nicht der Küste entlang gefahren, denn es heißt da: „von da (den Inseln = den Brupos) fährt man zu dem Strudel an der Venus Vorgebirg. Da schlagen die Meereswellen an zwei Inseln, die wegen Unfruchtbarkeit nicht bewahnt sind." Diese Inseln sind die südlich von der Unglücksstelle gelegenen Cies- oder Bayana-Inseln, die var der Ria de Viga liegen, und das Vargebirge der Aphrodite entspricht der Punta de Subrido. Aber auch aus einer anderen Erzählung der Alten scheint man schließen zu dürfen, daß die Seefahrer der alten Welt in Anbetracht der Gefährlichkeit dieses buchten-, insel- und klippenreichen Meeres die Küstenfahrt eher vermieden und das offene Meer auf ihren Fahrten vorzogen. 30 Jahre var Cäsar war Publius Crassus mit einer Flatte nach den Zinninseln gefahren; weiter war er nicht gekommen, namentlich nicht nach Brigantium, dem heutigen Coruña, wie man früher annahm. Denn als Cäsar während seiner Prätur vor Caruña erschien, um die Einwahner wegen ihrer Seeräubereien zu züchtigen, ergaben sich jene, wie Dia Cassius erzählt, sasart, erschreckt durch die nie gesehene Erscheinung einer Kriegsflatte, woraus wohl hervorgeht, daß Crassus mit seiner Flotte nicht so weit gekommen sein konnte. Crassus war van einem Hasen der Westküste Spaniens nach den Zinninseln gefahren und doch über die offene See, ob er nun van dem südlichen, an die Ria de Vigo angrenzenden Puerto

de Bayona oder aus der Tiefe der Ria de Vigo herausfuhr. Er ist also an den vielen Inseln, welche an der galicischen Westküste liegen und bei welchen der „Salier“ durchfahren mußte, der in der Ria de Arosa Passagiere aufnehmen sollte, lieber außen vorbeigefahren, als daß er in die Rias einfuhr und sich den Gefahren, welche von den Untiefen am Eingange derselben drohten, aussetzte. Denn wäre Crassus der Küste entlang gefahren, so wäre die Distanz von der Ria de Vigo bis zu den Brupos-Inseln sehr viel weiter gewesen als die ungefähr sechs Meilen, die sich aus dem Vergleich der Strabo-Stelle p. 176 mit Cäsars Abstandsmessung zwischen Britannien und Festland herausrechnen lassen.

Bis es Crassus gelungen war, den Weg nach den Zinninseln von den Gaditanern zu erfahren, war derselbe in hellenischer Zeit außer diesen vorher den Einwohnern von Tartessus und Carthago bekannt gewesen, die den Verkehr mit den Kassiteriden allein in der Hand hatten und zur Monopolisirung desselben und um fremde Seefahrer abzuhalten, alle denkbaren Mittel anwandten. Sie erzählten nicht allein denen, welche sich nach dem Seeweg zum Zinn erkundigten, von allen möglichen Schrecknissen des Meeres, sondern Strabo berichtet einen Fall, wie die Römer einem Schiffe folgten, um den Seehandelsweg kennen zu lernen, und wie der gadilanische Capitän sein Schiff auflaufen und zugrunde gehen ließ, damit den ihm folgenden Römern das gleiche zustoßen müsse. Das Volk von Gades ersetzte ihm dann von Staatswegen Schiff und Ladung. Als aber Crassus nach seinem Sieg über die Lusitaner um 94 mit Heeresmacht die Zinninseln aufsuchte und statt grimmiger Barbaren eine friedliche Bevölkerung fand, welche das Metall aus geringer Tiefe mit Leichtigkeit förderten: von dieser Zeit an wurde die Kenntniß des Weges von dem Mittelmeer nach Spaniens Nordwestküste allbekannt. Bei dem geringen Umfang der Inseln und dem Raubbau, der sich entwickelte, war das Zinn der Inseln bald erschöpft. So verminderte sich denn in der folgenden Zeit der Handelsverkehr nach diesen kleinen Inseln, da nicht allein das spanische Festland das Zinn liefern konnte, sondern noch ein anderes Land, dessen Reichthum an Zinn jetzt nach und nach bekannt wurde, nämlich Britannien. Denn zwischen britannischem Zinn und dem der Kassiteriden unterscheiden die alten Schriftsteller: Posidonius bei Strabo, Diodor und Strabo selbst.

Wenn also die oben besprochene Ora maritima des Avienus die Uebersetzung eines griechischen Originals aus dem Jahre 400 vor Christus ist, welches phönicischen Urquell vielleicht schon aus dem 8. Jahrhundert vor Christus hatte, so haben wir darin eine 2½ Jahrtausende alte Erwähnung der inseln-, buchten- und vorsprüngereichen nordwestlichen spanischen Küste. Diese ältesten Schiffer, die Phönicier, suchten sich, um zu landen, immer Inseln und inselartige Küstenvorsprünge aus. Die tief einschneidenden und das Land ausbuchtenden Rias vermieden sie aus Furcht vor den Barbaren. So fuhren sie auch lieber kurze Strecken durchs offene Meer und entgingen dadurch leichter den Untiefen und Klippen, welche dem schönen Schiffe des Norddeutschen Lloyd zum Unheil gerathen sind und soviele Menschenleben in die erbarmenlose See versenkten. M.

Vom Weihnachtstisch.

VII.

† „Kürschners Bücherschatz“ verwirklicht die sehr schöne Idee, Werke von den neuesten Autoren aller Sprachen, insbesondere der deutschen, doch ohne Rücksicht auf Richtung und Tendenz, möglichst populär zu machen (Berlin, Eisenach, Leipzig bei Hermann Hillger). Wöchentlich erscheint ein meist 120 bis 130 Seiten in Octav umfassender Band, der immer ein selbständiges Ganze bildet und einzeln um den fabelhaft billigen Preis von 20 Pfennigen abgegeben wird. Dabei ist jeder Band, obwohl im einfachen Werktagsgewand, doch mit einer erklecklichen Anzahl von Illustrationen, mit dem Bildniß des betreffenden Verfassers und einem zweiseitigen Facsimile seiner Handschrift, worin der Autor in biographischer Form brieflich über sich selbst berichtet, ausgestattet. Die Reihe eröffnet Aethur Achleitner mit einer Erzählung „Das Jochkreuz“; dann folgen Romane von B. Renz (Am Ibenstein), A. Frhrn. v. Perfall (Die Tragödin), Rudolf Elcho (Weltflüchtig), Francisca v. Kapff-Essenther (Die graue Mauer), wozu R. A. Jaumann, O. Heerfurth, H. Albrecht und G. Brandt gute Illustrationen lieferten. Da sonach unvergleichlich mehr und billiger geboten wird, als in jedem anderen ähnlichen Unternehmen, so ist wohl die weiteste Verbreitung und der größte Erfolg zu erwarten.

Gleichzeitig veranstaltet Cotta's Nachfolger in Stuttgart eine wohlfeile Ausgabe von Ludwig Anzengrubers „Gesammelten Werken“. Er ist, wie A. Bettelheim, sein hochverdienter Biograph, mit Recht rühmt, der volksthümlichste Dichter der neueren Zeit, der Meister des Volksstücks und der Erzählung. Die ganze Serie seiner ernsten und heiteren Schöpfungen ist auf 10 Bände in sechzig Lieferungen (à 40 Pf.) berechnet.

Ein früher nie nach Gebühr gewürdigter Dichter, Karl Lebrecht Immermann, wird durch eine vorläufig auf 6 Bände beschränkte Auswahl seiner Werke (Stuttgart, Bibliothek der Weltliteratur bei Cotta's Nachfolger) in verdiente Erinnerung gebracht. Franz Munckers Einleitung leistet gute Dienste dazu, da der Dichter im Verhältniß zu Goethe, Heine und Platen erfaßt und seine Dichtung sorgfältig einer tief gehenden Betrachtung unterzogen ist, wofür Gustav zu Putlitz, Robert Borbeeger, Max Koch und Richard Fellner bedeutende Vorarbeiten lieferten.

In Form einer kleinen Zeitschrift publicirt Karl Henckell (in Zürich, zugleich im Verlag von Cael Malcomes in Stuttgart) die jährlich in 24 Nummern erscheinenden „Sonnenblumen“, deren jede auf dem spärlich bemessenen Umfang von 4 Seiten in kl. 8° das Miniaturportrait eines Dichters, einige wenige Proben seiner Lyrik und ganz kurze biographische Notizen enthält. Aeltere und jüngere Namen sind beliebig durch einander geworfen, wie Conrad Ferdinand Meyer, Gottfried Keller, E. Mörike, Theodor Storm, Ada Negri, Annette v. Droste-Hülshoff, Detlev Frhr. v. Liliencron, Fr. Hebbel, H. Ibsen, Béranger, John Henry Mackay, L. Uhland, Hamerlina, Ferdinand v. Saar, Freiligrath, H. Leuthold, Prinz Emil v. Schönaich-Carolath, Gustav Falke, Fr. Th. Vischer, Frhr. v. Eichendorff, Aethur Fitger, Alex. Petöfi, W. Jordan und Lord Byron. Indem aber die Genannten in einem wechselnden Farbenton, grün, rosa, violett, bläulich u. dgl. gedruckt und durch eine glänzende Cartonnage zusammengefaßt werden, gleicht das Opus allzusehr einer Chocoladenattrappe.

Eine andere Blüthenlese deutscher Lyrik „Aus tiefster Seele“ von Adolf Bartels (Lahr bei M. Schauenburg, 288 S. kl. 8° mit 30 Bildnissen von Erdmann Wagner) hebt mit Novalis und Tieck an und erstreckt sich bis auf Martin Greif und die jüngste Gegenwart; kurze biographische Notizen begleiten diese sehr ernste und sinnige Auswahl. Dagegen befaßt sich Fritz Reuthers „Dichter-Humor“ (Dresden, B. W. Esche, 180 S. kl. 4°) mit den Erzeugnissen heiterer Laune; der Sammler greift bis auf Gellert, Bürger und Langbein zurück, zieht aber auch noch Baumbach, Rosegger und Carmen Sylva in sein Repertoire. In den kurzen biographischen Skizzen ist Alexander Kaufmann († 4. Mai 1893) als noch lebend aufgeführt, ebenso He. v. Mirus (Franz Bann), auch begnügt sich der Sammler wohl gelegentlich mit der Angabe, „lebte zu Ende des vorigen Jahrhunderts“. Die typographische Ausstattung ist, ebenso wie bei A. Bartels, löblich und vornehm.

Und nun begegnet uns eine Reihe von Werken, welche im voraus unserer Theilnahme sicher sind, ebensowohl durch die von ihnen behandelten Personen, wie durch ihre Art der Darstellung. Dazu gehört „Goethe's Leben und Werke“ von G. H. Lewes nach Julius Frese's Bearbeitung und Uebersetzung in 17. Auflage (Stuttgart 1896 bei Karl Krabbe, I. B. XXIV und 288 S. II. B. 380 S.). Dieses

früher mit ebenso emphatischer Begeisterung gepriesene wie später mit gereizter Erbitterung angegriffene Buch wurde seit seiner 15. Auflage (1885) durch Ludwig Geiger einer zeitgemäßen Prüfung und Feilung unterzogen und gegen kritische Anfechtung gründlichst hieb- und stichfest gemacht. Dasselbe dürfte in dieser verjüngten Gestalt zu seinen vielen alten Freunden neue erwerben und die Liebe zu dem Dichter, das Verständniß seiner Werke in immer weiteren Kreisen verbreiten. In völlig neuer Weise hat Julius Burggraf „Schillers Frauengestalten" (Stuttgart 1897, Krabbe XII, 490) beleuchtet, psychologisch geprüft und den wechselseitigen Zusammenhang von Schillers Charakterschöpfungen mit wirklichen Begegnungen und Verhältnissen klar gestellt. Wie Schiller selbe erfaßte und zeichnete, sind sie aus dem vollen Leben genommen. „Nicht bloß zu seiner menschlichen Glückseligkeit hat das weibliche Geschlecht viel beigetragen; es hat auch einen wesentlichen Antheil an dem, was Schiller als Dichter geworden." In dieser Intention wird Schillers Mutter und der Schwesternkreis in Betrachtung genommen, die Frauengestalten seiner Jugendpoesie in den „Räubern", in den „Laura"-Oden und im „Fiesko", die weiteren Originale seiner Herzenswieren: Henriette und Charlotte v. Wolzogen, Margarethe Schwan, Caraline Ziegler, Kate Baumann, Sophie Albrecht, Anna Hölzel, Mina Körner und Dora Stock, Henriette v. Arnim und Charlotte v. Kalb und ihr Einfluß auf die „Luise Miller", „Don Carlos" und den Menschenfeind in Parallelen gebracht, endlich das reiche, in vollen Zügen genossene Glück aus dem Besitze seiner Gattin und den damit verwandten Naturen und ihr Spiegelbild und Niederschlag in den letzten und reifsten seiner dramatischen Dichtungen und Balladen. Ein Abschnitt ist der nach dem Tode des Dichters „trauernden Liebe" gewidmet. In dieser vollen Wechselwirkung, in dem tiefsinnigen Versenken und in der bis auf die wörtliche Rede gehenden Prüfung seiner Dramen hat Hr. Julius Burggraf das geheimnißvolle Walten der gegenseitigen Beziehungen aufgedeckt und nachgewiesen; das Werk gibt von dem gründlichsten, das Verständniß des Dichters förderlichen Studium ein wohlbereitetes Zeugniß.

Eine Anzahl seiner früheren Abhandlungen, Aufsätze und Vorträge hat Ludwig Geiger unter dem Titel „Dichter und Frauen" (Berlin 1896. Gebr. Paetel, 384 S. gr. 8°) in Buchform zusammengestellt. Es sind sorgfältig ausgeführte Portraits von Jlotta v. Rimini, Charlotte v. Schiller, Goethe's Schwester, Dorothea Schlegel; Skizzen über Bettina und deren Freundin Karoline v. Günderode[1]), diese kranke Nachtigall der Minne, über Jean Baptiste Poquelin-Molière und seine Beziehungen zu Madeleine Béjart, Catherine du Rozet und Therese du Parc und deren Rückwirkung auf den Dichter. Sehr interessant ist der Bericht über das von Valeran de Varanne auf die Jungfrau von Orleans im Jahre 1516 gedichtete lateinische Epos, welches als Beweis gelten mag, wie die französischen Humanisten in ihrer preußpurigen, wortflüssigen Nachahmung des Alterthums sich nicht bloß mit der Lyrik und dem Drama begnügten, sondern auch die Epik pflegten und daß sie, trotz der lateinischen Sprache, doch keineswegs bloß antike, sondern auch historische und nationale Stoffe behandelten. Weitere Charakterköpfe sind die als Dichterin, Malerin und Harfenspielerin bekannte Frl. Therese v. Winkel (1784—1867) und ihr Seelenbruder Herzog August von Sachsen-Gotha-Altenburg (1772—1822); Johanna Matherby, die Freundin von Wilhelm v. Humboldt und Ernst Moriz Arndt; Heinrich und Charlotte Stieglitz, Leopold Schefer, Otto Ludwig, Fanny Lewald und Guy de Maupassant; von besonderem Feuer ist die Studie über die „Deutsche Dichtung in den Befreiungskriegen".

Natürlich muß man auch den Damen das Wort geben, um zu hören, wie „Wir Frauen über unsre Dichter" denken; Frau Laura Hanssen, geborne Mohr, welche als Laura Marholm über Patkul und ein Drama „Marianne" schrieb, hat nun wirklich unter obigem Titel ein sehr lesenswerthes, lehrreiches Buch verfaßt, welches in zweiter, umgearbeiteter und „wesentlich" vermehrter, mit 8 guten Portraits ausgestatteter Auflage (Berlin bei Karl Duncker. 295 S. 8°) erschienen ist. In der Einleitung packt sie gleich die brennende Frauenfrage und schildert die Dichter, wie sie die Weiber revolutionirt und verrückt gemacht haben, wie sich die Physiognomie des Weibes in der Seele der Dichter veränderte, von dem verfeinerten Heyseschen Weib voll seelischer Vornehmheit bis zu dem Steinbergschen „Frauenpöbel". Von den Repräsentanten der neuesten Zeit nimmt sie ein doppeltes Quartett heraus, prüft jeden Autor auf seinen Werth und nach seinem Werk, faßt unerbittlich immer den ganzen Mann, hält ihm den Spiegel vor und geht mit ihm ins Gericht. So werden Gottfried Keller, „Paul Heyse und das Incommensurable", der Dichter der Sackgassen (Henrik Ibsen), Björnson, der Dichter der „Reinheit", die Weiberhasser Tolstoi und Strindberg, Guy de Maupassant und Barbey d'Aurevilly rücksichtslos behandelt. Von diesen finden aber nur „die beiden ältesten und der jüngste" Gnade — ihre Namen aufzusuchen überlassen wir den Lesern des Buches — weil sie wirkliches „Manneswerk" hinterließen, „d. h. daueendes Werk, das, von jedem neuen Jahrzehnt blanker gerieben, heller leuchtet, je älter es wird"; „alles andere ist Fuschwerk". Letzteres Wort ist auch ein technischer Terminus, welche die Frau Verfasserin mit virtuoser Bravour überhaupt gern handhabt. So tätzt sie die socialen Weiber „hervarzuellbogen" (d. h. mit den Ellbogen Bahn brechen), sie kennt die „Hinterzimmerschummerigkeit des Mittelstandes", den Stolz des stillen „Sichinselbstzusammenschließens", spricht von „Weiberscheinungen" und dergleichen zum Handwerk gehörenden Klapperblechen. Bei dem großen Gericht über die Dichter modellirt sie deren Charakterköpfe, z. B. jenen des „russischen Barbaren" (S. 181), freilich nicht mit der klatschsüchtigen Bosheit wie Heinrich Pudor jene Büste des Niccolo da Uzzano von Donatello, sie hängt aber doch jedem etwas an und moquirt sich über die Lust des Riesen Björnson an dandymäßiger Eleganz, wie er voll Eitelkeit das seidene Futter seines Ueberziehers nach außen schlug: „Sehen Sie, ich habe Freude an schönen Kleidern; wenn ich vom Schneider einen neuen Anzug erhalten habe, kann ich einen halben Tag vor dem Spiegel stehen (!), aber dabei vergesse ich keinen Augenblick die großen Culturaufgaben, an die wir uns mit unserer Schulterkraft zu stemmen haben". Und alle diese Dichter „meinen es ja gut mit uns, interessiren sich für uns", „sie wollen uns heben, läutern und befreien, und zwar so gründlich, daß sie uns am liebsten von unserer Weibnatur befreien möchten. Sie schreiben für uns, sie wenden sich an uns — jeder auf seine Art. Der eine will uns zum Gehirnweibe machen, der andere zum geschlechtlosen Weibe, der dritte zum Apfelkuchen mit Schlagsahne, der vierte zu Mannbasserinnen u. s. w. Alles sollen wir Erlaubniß haben zu sein: Doctor und Professor und Dame bis in die Fingerspitzen — nur nicht die Auferbauerin der künftigen Geschlechter, der nichts Menschliches fremd ist". Ihr einziger Trost bleibt, daß zur Realisirung dieses Wunsches schon die ersten Zeichen aufsteigen. Aber wie diese Restauration zu bewerkstelligen sei, bleibt sie uns schuldig. Für den Weihnachtstisch ist es gerade kein Buch, noch weniger für junge oder alte Backfische, auch nicht für das „reifere Alter" — aber heilsam ist das Opus und luftreinigend und nützlich zur Klärung der Parteien. Viele Dichter reden immer von ihren Frauen; aber Frau Laura Marholm schweigt über ihren Gatten. Hoffentlich werden ihre Bildnisse der nächsten Auflage beigegeben.

Eine andere Luft weht aus den „Biblischen Frauengestalten" von B. Jacobsohn (Leipzig bei O. Leiner. 154 S. 8°). Es sind die hehren alttestamentlichen Charakterbilder der Eva, Sara, Hagar, Rebekka, Mirjam, Debora, Hanna, Abigajil, Bathseba, Esther und Judith u. s. w., welche theils in historischer Prosa, theils nach neueren deutschen Dichtungen von E. Rittershaus, Herder, Fr. Spielhagen, Katharina Diez, L. A. Frankl, Caroline Pichler, G. F. Daumer, Viehoff und Fr. Hebbel den Frauen und Töchtern Israels, in deren Händen die Zukunft ihrer Religion liegt, „als heilige Ideale gegen die Anforderungen einer fortschreitenden Cultur" empfohlen werden. Beigegeben sind zwei Holzschnitte nach Arthur Lewin. Die typographische Ausstattung ist fein und löblich.

Die „Geschichte der Weltlitteratur" von Johannes Scherr erschien zuerst 1848 und fand trotz ihres schwerfälligen Stils und den brummigen Eigenschaften ihres Verfassers, oder vielleicht gerade aus diesen Gründen, ebenso wie alle anderen Schriften des alten Patrons so freundliche Aufnahme, daß Scherr bis zu seinem am 21. November 1886 erfolgten Ableben

[1]) Wir erinnern hiebei an die schöne Schilderung, welche Otto Berdrow in seinen „Frauenbildern" (Stuttgart 1896, S. 81 ff.) dieser Dichterin und ihrer Freundin Bettina angedeihen ließ.

Digitized by Google

noch sieben erweiterte und vermehrte Auflagen besorgen konnte. Nun ist die neunte Auflage (Stuttgart bei Franckh. I. B. 448 S., II. B. 506 S. 8°) nöthig geworden. Hr. Professor Otto Haggenmacher hat die Arbeit seines Stiefvaters bis auf die neueste Zeit ergänzt und eine reiche Anzahl von Anmerkungen nachgetragen. Im Sinne unserer Gegenwart wurde das Buch durch Bildnisse, Reproductionen von Titelblättern und Beigaben von Facsimiles ausgeschmückt. Scherrs Portrait suchten wir vergebens; es hätte hier wohl eine Stelle verdient.

Als Gegenstück zu der früher gerühmten Ueberarbeitung der Odyssee ist Germania's Sagenborn von Emil Engelmann zu nennen (Stuttgart, bei Paul Neff 1897, 2. Aufl. 380 S. gr. 8°), worin die Sage von Sigurd und der Walküre Brünnhild, das Walthariedlied, die Historie vom hörnenen Siegfried, der ganze Cyklus der Nibelungen, das Rolandlied, der Schwanritter und etliche Sagen vom großen Karl berichtet werden, ausgestattet durch viele Illustrationen nach verschiedenen Künstlern. Der beliebte Erzähler A. Freiherr v. Perfall begegnet uns heuer als Sportsmann mit einem „Weidmannsjahr" (Berlin 1896 bei Paul Paetz. 115 S. gr. 8°), worin nach den zwölf Monaten die Jagd auf Schnepfen, Auer- und Spielhahn, Reh, Hirsch und Gems mit der ganzen Poesie eines echten Nimrod vorgetragen wird, ein besonderer Abschnitt ist dem „Hochlandswinter" gewidmet; Kroener, E. Otto, A. Singer, K. Wagner und andere Maler haben hübsche Zeichnungen beigesteuert.

In der durch Lina Freifrau v. Berlepsch begründeten „Romanbibliothek" (Regensburg bei J. Habbel. Band 7—11) bringt die Herausgeberin Racherzählungen amerikanischer Originale von Agnes Fleming (Dem Volke entstammt; Ein furchtbares Geheimniß; Die Kinder eines Hauses und Am Rande des Abgrundes) und Mary J. Holmes. Eine kleine Sammlung Russischer Novellen von Turgenjew, Fjodor Sologub, Ljubow Gurewitsch, P. Sergejenko, Anton Tschechow und Alex Max hat A. Braunes veranstaltet (Leipzig bei Hermann Zieger. 160 S. 8°), sie sind alle in einer eigenthümlichen, skizzenhaften Manier gehalten, die man etwa nur mit leicht hingehauchten Aquarellen vergleichen könnte.

Die Erzählung „Goldschmiedkinder" von Julius von der Traun[1]) (Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag. 129 S. gr. 4°) füllt einen mit gothischen Lettern gedruckten und mit vielen Illustrationen von Ant. L. Baworowski ausgestatteten staelen Prachtband. Sie spielt in dem reichen Augsburg und in dem schön geschilderten Ravenna; der culturhistorische Hintergrund mit dem durch die reichen Fugger in Flor gebrachten Kunsthandwerk verleiht ihr einen eigenen Reiz, der aber durch den traurigen Ausgang der Liebesgeschichte und den etwas modernen Ton des Erzählers wieder beeinträchtigt wird.

Und nun noch einige Jugendschriften, welche jedoch mehr an ein ernstes Publicum appelliren. Voreerst die „Heinzelmännchen und Kobolde" (Lahr bei Moriz Schauenburg) mit 15 aquarellirten Federzeichnungen des genialen, leider viel zu früh, am 4. August 1894, verstorbenen, liebenswürdigen Malers Eduard Unger, wozu H. Dietrich in vierfüßigen Trochäen einen Text dichtete. Die Wiedergabe im Farbendruck ist aber etwas stumpf und faul geworden, doch bleibt Ungers Humor unverkennbar. Ebenso sind „Unsere Vögel in Sage, Geschichte und Leben", mit Versen von A. Carsted und Bildern von Fedor Flinzer (Leipzig 1897 bei Ferd. Hirt und Sohn. 118 S. 4°) für Jung und Alt bestimmt, während die Thiergeschichten „Allerleirauh" von O. Verbeck mit 39 sehr schönen Illustrationen von Ch. Votteler (Leipzig 1896 bei Fr. W. Grunow. 72 S. 4°) den Kleinen gelten sollen, die Bilder aber sicher unser Wohlgefallen in höherem Grade beanspruchen. Die „Mutterlieder" von Mia Holm mit Bildern von Adolf Münzer (Paris, Leipzig und München 1897 bei Albert Langen. 60 S. 4°) sind vorwiegend tauriq, das erste Blatt zeigt gleich einen Kirchhof, dann kommen Sterbebettscenen und der Sensenmann — das ist trotz der schönen Verse kein Buch für den festlichen Weihnachtstisch.

[1]) „Julius von der Traun", das Pseudonym des österreichischen Reichsrathes Julius Alex. Schindler, geb. 18. Sept. 1818, † 16. März 1885 (Vgl. den Nekrolog in Beil. 81 der Allgem. Ztg. vom 22. Sept. 1885).

Damit ist die erste Reihe der vornehm ausgestatteten „Jugendliteratur" hoffentlich erledigt und mag ein ruhigeres Tempo mit gesunder Hausmannskost beginnen. Hiezu zählen wohl in erster Reihe die aus P. K. Roseggers Schriften ausgewählten „Waldferien" (Wien, Pest, Leipzig bei H. Hartleben, 262 S., 2. Auflage), ländliche Geschichten für die Jugend. Natürlich kein Schulbuch, aber zur Erholung und Erfrischung in den Ferien, darum wird auch nicht belehrt und demoralisirt; es soll freundlich anregen und ergötzen. Rosegger führt seine kleinen und größeren Leser ins Landleben hinaus, ins arbeitsame Dorf, in den friedensstillen und doch allebendigen Wald, in das Hochgebirge mit seinen gewaltigen Schrecknissen und Herrlichkeiten; er will sie mit einfachen, willensstarken, pflichtgetreuen, arbeitsamen Menschen und deren Leiden und Freuden bekannt machen. Und zwischendurch hat er manche Schilderung aus dem wunderbaren Leben und Walten der Natur, für das Leben manch väterlichen und brüderlichen Rath, manch ernstes und munteres Lied eingelegt und sich dabei selbst wieder jung geschrieben. Welch wahre Poesie gegenüber diesen Salonpuppen mit den verzärtelten Kosenamen wie „Mia", „Dodi" und „Mizzi", welchen jetzt schon Bücher und Prachtwerke dedicirt werden! Was ist dann die Zukunft solcher Babies? Welche friedliche Idylle in diesen Waldbildern gegenüber den zerrenden Problemen dieser pathologischen Emancipationsdamenwelt!

Die sogenannte „historische Erzählung" kann auf dankbare Aufnahme rechnen; „Heinrich von Beabant, das Kind von Hessen", von H. Beand (Stuttgart 1897 bei Paul Neff, 461 S. 8°) ist schon in das sechste Tausend seiner Auflage getreten, obwohl die Loscreißung Hessens von der Landgrafschaft Thüringen kein besonders anziehender Stoff scheint. Aber der Verfasser hat es verstanden, das Leben des 13. Jahrhunderts in allen seinen entgegenstehenden Erscheinungen von Minne und Ritterthum, adeliger Courtoisie und Strauchreiterei zu erfassen und im fesselnden Vortrag vorüberrauschen zu lassen. Auch die durch M. Mann aus dem Dänischen des Caeit Etlar übertragene Historie „Die Freischäeler oder Ein Held aus dem Volke" (Berlin bei Ulrich Meyer, I. 256, II. 258 S. 8°) hat trotz ihres nicht glücklich gewählten Titels (der Süddeutsche denkt darunter eine revolutionäre Figur) und ihres im 17. Jahrhundert spielenden fremdländischen Stoffes durch eine zweite Auflage die Zugkräftigkeit bewiesen. Nach den Berichten des Joachim Freiherrn v. Brenner, welcher glücklicher als ehedem die Weltreisende Ida Pfeiffer die ganze Insel Sumatra durchquerte und mit den sonst unerbittlichen Kannibalen Bekanntschaft machte, fertigte Olga Goldschmidt mit Beibehaltung der allerdings etwas ungleichen, aber interessanten Bilder die „Abenteuer und Erlebnisse bei den Menschenfressern" (Würzburg und Leipzig 1897 bei Leo Woerl, 162 S. gr. 8°); das Buch muß durch seine ethnographische Merkwürdigkeit die Jugend fesseln. Der Marsch durch den Urwald, Jagderlebnisse, die Besteigung seltsamer Berglegel, Kriegsrath und unblutig verlaufende Schlachten der auf einander wüthend losknallenden Einwohner, ihr häusliches Leben und ihre mit europäischen Mythen vielfach übereinstimmenden Sagen und Traditionen, das alles erregt Belehrung und Unterhaltung. Empfehlenswerth für die Jugend ist die anschauliche, auf eigener Erfahrung beruhende Schilderung von „Palästina" von Dr. Beenhard Schwarz (Lpz. bei F. Hirt u. Sohn, 128 S. 8°), welche durch zahlreiche gute Abbildungen und ein Kärtchen erläutert wird. Höher ansteigend führt uns Agnes Gibbene „Unter die Steene" und zeigt der wißbegierigen Jugend die wunderbaren Dinge am Himmel. Das Buch hat in England schon neun Auflagen erlebt; die durch E. Krechner veranstaltete Uebersetzung (Berlin 1897 bei Siegfried Cronbach, 194 S. 8°) hätte an manchen Stellen eine Kürzung vertragen. Das verdienstliche Beginnen „Aus deutscher Sage und Geschichte" die Epoche der Völkerwanderung zu erzählen, löste Hr. Dr. Georg Haehnel (Berlin 1896 bei Weidmann, 222 S. 8°, mit einer Karte). Die in diesem Zeitraum der Reihe nach auftauchenden Völker mit ihren Königen, Heerführern und Helden werden gut gruppirt, erläutert und vorgeführt von der Schlacht bei Adrianopel bis zum Tode Karls des Großen. Nur ist der Herr Verfasser mit der Angabe seiner Quellen sehr sparsam. Eine ähnliche, übrigens sehr genau aus den besten Materialien, meist in wörtlicher Uebersetzung aufgebaute Arbeit hatte schon 1851 Hr. Otto Klepp (Leipzig bei Weidmann) in zwei Bändchen veranstaltet. Als

glänzendes Vorbild eines echten deutschen Mannes wird uns das Leben des Buchhändlers Friedrich Perthes (Gotha 1897 bei Andreas Perthes, 185 S. 8°) von Otto Beedrow vorgeführt, ein geschickt bearbeiteter Auszug aus der großen dreibändigen Monographie, welche 1848 bis 1896 in acht Auflagen über diesen hochverdienten Patrioten erschien. Was Friedrich Perthes (1772—1843) in der bösen Zeit, wo das Schwert des gallischen Imperators über uns lag, zur Erweckung und Wiedergeburt des deutschen Bewußtseins leistete und litt, darf niemals vergessen werden. Darum bleibende Ehre seinem Andenken! Diese Zeit der Erniedrigung und Erhebung Deutschlands schildert auch eine nach den Erinnerungen seines Großvaters abgefaßte Erzählung M. Hübnees „Unter der Geißel des Corsen" (Lpz. bei Ferd. Hirt u. Sohn, 189 S. 8° mit vielen Bildern, nach A. v. Roeßler). Als ein Muster echten deutschen Fleißes schildert das zu Ehren seines hundertsten Geburtstages von seinen Söhnen und Enkeln edirte Gedenkblatt den wackeren Glasermeister Michael Thonet (Wien 1896. Als Manuscript gedruckt. 48 S. 8°) der, am 2. Juli 1796 zu Boppard in Rheinpreußen geboren, als einfacher Tischler die weittragende Erfindung machte, Möbel aus gebogenem Holze herzustellen. Im Jahre 1842 siedelte derselbe nach Wien über, gründete eine brillante, vielleicht durch die ganze Welt berühmt gewordene, heute noch florirende Firma. Zu seinen berühmtesten Leistungen zählte der in Deutschland, England und insbesondere in Amerika eingebürgerte elegante Schaukelstuhl. Er starb zu Wien am 3. März 1871 (vgl. übrigens auch Wurzbachs Biographisches Lexikon 1882, 44. Band S. 258 ff).

Schließlich legt uns H. Thienemanns Verlag in Stuttgart noch eine ganze Bibliothek von schön ausgestatteten Büchern auf den schon schwer belasteten Festtisch des Hauses. Da sind zwei neue Erzählungen von Emma Böhler, eine für ganz kleine Leute „Im Puppenparadies", mit Bildern von Wilh. Haffmann, und eine „Die Jüngste" für erwachsene junge Mädchen, mit Bildern von Fritz Beegen; dann von Else Hofmann ein romantisches „Nanebäbele", mit Bildern von Erdm. Wagner; ferner eine Bearbeitung von Gabriel Ferry's „Waldläufer" und Charles Dickens' „David Copperfields Jugendjahre". Freudig begrüßt erscheint Joh. Peter Hebels treuherziges, unvergängliches „Schatzkästlein" mit einer biographischen Einleitung von Peter Diehl, mit zwei Bildnissen Hebels und einer Nachbildung seiner Handschrift, solchergestalt schon in vierter Auflage. Des fröhlichen Musäus „Volksmärchen" hat der gefeierte Hermann Vogel von Plauen nun schon in zweiter Auflage mit 45 Textzeichnungen und 8 prächtigen Farbendruckbildern ausgestattet, aus welchen die ganze neckische Genialität unsres Künstlers lacht und sprudelt! Dazu gesellt sich eine abermalige Bearbeitung von Campe's „Robinson", eine sechste Auflage des biederen, unanfechtbaren „Don Quichotte" und in zehnter Ausgabe das ewig junge Reisebuch Gullivers, mit Bildern von Offterdingen und A. Wald. Das im fünften Jahrgang laufende „Deutsche Mädchenbuch" schüttet ein ganzes Bilder-Füllhorn aus, darunter von Flashar, Konewka, Fritz Reiß, E. Thiel u. s. w., und neben den zahlreichen Erzählungen namhafter Autoren auch Reisebilder aus dem Schwarzwald und biographische Studien über Richard Wagner und Peter Roseggers Jugendzeit, über Michel Angelo's Freundin, die sinnige Dichterin Vittoria Colonna, und eine mit 28 sehr gut gewählten Reproductionen Dürers ausgestattete Darstellung seines Lebens und Schaffens von Agn. Gosche. Der elfte Jahrgang des „Deutschen Knabenbuchs" bewährt gleichfalls seinen alt bekannten Ruf, insbesondere durch eine Nordlandsgeschichte von V. Schultz und die Lebensbilder von J. P. Hebel und Werner v. Siemens; Astronomie und Physik sind vertreten, wir hören von den Röntgenstrahlen, allerlei aus der Thierwelt u. s. w.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Dem um die Erforschung von Britisch-Neu-Guinea hochverdienten Gouverneur dieser Colonie, Mac Gregor, ist es geglückt, als erster Europäer die Insel von Nord nach Süd zu durchqueren, das Unternehmen also glücklich durchzuführen, bei dessen Versuch im vergangenen Jahre Otto Ehlers ein tragisches Ende gefunden hat. So wie Ehlers, unternahm auch Mac Gregor seine Reise in dem östlich vom deutschen Besitz gelegenen schmalen Theile der Insel. Die Distanz von einer Küste zur anderen mag dort, in der Luftlinie gemessen, etwa 180 Kilometer betragen. In einem von Port Moresby, 16. October, datirten Briefe gab Mac Gregor Hrn. O. Finsch über seine Expedition Nachricht. Dieser berichtet der „Wes.-Ztg." darüber folgendes: Mac Gregor folgte zuerst dem Laufe des von ihm entdeckten und 1894 erforschten Mambare-Flusses, resp. dessen Quellgebiet am Scratchley-Berge und überschritt die Spitze dieses nach Langhans 3700 Meter hohen Gipfels. In dessen Nähe fand der Reisende, wie der „Frkf. Ztg." aus Sydney geschrieben wird, in einer Höhe von 11,000 Fuß über dem Meeresspiegel einen See, dessen Ufer von Unmassen von Wiesenblumen der gemäßigten Zone, Butterblume, Gänseblümchen u. dgl. m. bedeckt waren. Sogar Lerchen scheinen, soweit nach dem Laut zu urtheilen war, vorzukommen. Vom Mount Scratchley marschirte die Expedition über die Winter Heights in der Owen-Stanley-Kette (23. September) nach dem Mount Victoria, den Sir William Mac Gregor alsdann zum zweitenmale erstieg. Mehrere Mitglieder seiner Reisegesellschaft hatten indessen unter der starken Kälte zu leiden, während sich der Gouverneur selbst in der Folge einen starken Fieberanfall zugezogen hat. Die dortige Gegend ist besonders reich an seltenen Vogelarten, u. a. wurde ein bisher noch ganz unbekanntes Exemplar von Paradiesvogel, das den Namen „Lady Mac Gregor" erhalten hat, erlegt. Nach Vornahme verschiedener astronomischer Beobachtungen wurde der Rückmarsch nach den Winter Heights angetreten, von wo aus der Gouverneur über die bei der 1889 zum erstenmale geschehenen Besteigung des Mount Owen-Stanley verfolgte Route nach der Mündung des Manumanu-Flusses zurückgekehrt ist.

* Dem Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg hat der geschäftsführende Ausschuß des achten deutschen Beamtentags, der im vergangenen Sommer in Nürnberg abgehalten wurde, 2000 M. als ersten Beitrag zu einer Stiftung gesendet, auf deren Kosten Denkmale der Geschichte des culturgeschichtlich wichtigen deutschen Beamtenwesens angeschafft werden sollen. Commerzienrath E. Nister, Kunstanstaltsbesitzer in Nürnberg, wies 1000 M. als Beitrag zu den Erwerbungskosten der Weishaupt'schen Sammlung von Lithographien an. Das Kupferstichcabinet hat in jüngster Zeit einen sehr ansehnlichen Zuwachs und eine wichtige Ergänzung erhalten durch den Ankauf der oben erwähnten reichen Sammlung von Lithographien aus dem Besitze des verstorbenen Prof. Heinrich Weishaupt in München. Diese Sammlung kommt der bekannten Frecht'schen, die den Grundstock der Münchener Steindruckſammlung abgegeben hat, an Reichhaltigkeit und Werth nahezu gleich. Der letztere bestimmt sich vor allem noch dem schönen Bestande an lithographischen Incunabeln, die man nach dem Vorgange Ferchls bis zum Jahre 1821 zu rechnen pflegt. Es werden darunter also die Erzeugnisse der ersten 25 Jahre der neuen Kunst verstanden. Von solchen Blättern, die heute zum Theil bereits von großer Seltenheit sind, enthält die Sammlung weit über 1000. Es finden sich darunter auch werthvolle Versuche in verschiedenen lithographischen Kunstmanieren, wie z. B. Senefelders erste Versuche in der Chromolithographie, in Schabmanier, Aquatinta und mit Kreide- und Farbenplatten, andere in der Metallographie, ferner seltene und frühe Folgen lithographischer Blätter, wie das Werk „Giftpflanzen für Schulen", in Federmanier des Alois Senefelder'schen Steindrucks (12 Blätter), das seine Entstehung bereits dem Jahre 1797 verdankt, u. a. m. Ueber 100 Künstlernamen sind in der Sammlung vertreten, darunter bedeutende Meister aus der Blüthezeit der Lithographie, wie Franz Hanfstängl, Piloty, Strixner, so daß also die Lithographiensammlung des Museums auch nach dieser Richtung manche willkommene Ergänzung gewonnen hat und sich jetzt in ihrer Weise ebenbürtig der Kupferstich- und Holzschnittsammlung an die Seite stellen kann.

* Marburg. In dem am 17. d. M. Abends im Alter von 38 Jahren plötzlich verstorbenen Prof. Dr. Albert Naudé, der zu Ostern einem Ruf auf den Lehrstuhl der neueren Geschichte in Freiburg zu folgen im Begriff stand, verliert die historische Wissenschaft einen tüchtigen und ernst gesinnten Arbeiter. Er begann mit kritischen Studien über Thüringer Geschichtsquellen, folgte dann Reinhold Koser in der Herausgabe der Politischen Correspondenz Friedrichs d. Gr. als Berliner Archivbeamter nach, um sodann für den scheidenden Max Lehmann als Lehrer in Marburg einzutreten. Gerade die maßlosen, sogar seine wissenschaftliche Moral verdächtigenden Angriffe Lehmanns haben dann Naudé's An-

sehen weiter erhoben; die heftige literarische Fehde über die Schuld oder Unschuld Friedrichs d. Gr. am Ursprung des siebenjährigen Krieges hat er nach dem allgemeinen Urtheil in wichtiger, inhaltreicher neuer Untersuchung siegreich hinausgeführt und mit den Ehren seines Helden das eigene Andenken dauernd verknüpft.

* **Berlin.** Bei der Technischen Hochschule zu Charlottenburg ist Dr. Tanger, Lehrer für englische Sprache und Literatur, zum Professor ernannt worden.

* **Leyden.** 67jährig starb am 15. ds. Mts. der Professor der Theologie an der hiesigen Universität Dr. J. G. R. Acquoy, einer der tüchtigsten niederländischen Kirchenhistoriker. Sein Hauptwerk (von 1877) behandelte die Geschichte des berühmten, bis nach Deutschland hinein vorbildlichen Klosters Windesheim (bei Zwolle). Außerdem lieferte Acquoy zahlreiche Beiträge zu den Veröffentlichungen der Akademie der Wissenschaften in Amsterdam, sowie in das von ihm redigirte „Archiv für niederländische Kirchengeschichte". Auch war er ein namhafter Kenner der kirchlichen Poesie und Musik zur der Reformation.

* **Paris.** Die französische Deputirtenkammer hat kürzlich einen Credit zur Einrichtung eines „Laboratoriums der Experimentalphonetik", das einen Anner zu dem Cursus der vergleichenden Grammatik des Professors Michel Bréal am Collège de France bilden soll, bewilligt. Dieses Laboratorium wird vom Abbé Rousselot geleitet werden, der einen eigenartigen Apparat erfunden hat und ihn dort in Wirkung treten lassen wird. Um die durch individuell verschiedene Aussprache, durch dialektische Abweichungen und Spracheigenthümlichkeiten bedingten Lautunterschiede festzustellen, gab es bisher nur ein ziemlich unzuverlässiges Mittel: das Ohr. Da dieses aber naturgemäß ebenfalls individuell verschiedenartig construirt ist und daher verschiedenartig functionirt, so waren die damit erreichten Resultate für die Sprachforschung nur von geringem Werth. Auch kam der Uebelstand hinzu, daß sich die einmal erlangten Ergebnisse nicht deutlich veranschaulichen ließen, sondern den durch die Spracheigenthümlichkeiten des Lehrers bedingten Variationen unterlagen, was wiederum den Unterricht sehr erschwerte. Von diesen Mängeln hat der Erfinder des erwähnten Apparates die vergleichende Sprachforschung — soweit die phonetische Seite derselben in Frage kommt — befreit, indem er das gesprochene Wort oder überhaupt jeden Laut, ja jedes Geräusch in einer für jedermann sichtbaren Weise festhält, es graphisch, und zwar mit unveränderlicher Bestimmtheit und Genauigkeit, niederlegt. In seinem Princip ist der Apparat dem allbekannten Barographen nachgebildet, der die atmosphärischen Druckschwankungen durch einen sehr einfachen Mechanismus auf einen Zeichenstift überträgt, durch den sie wiederum in Gestalt einer Curve auf eine mechanisch rotirende graduirte Papierrolle ohne Ende übertragen werden. In ganz ähnlicher Weise, nur mit Hülfe eines feiner construirten Mechanismus, überträgt das Instrument Rousselots die durch irgend einen Laut erzeugten Schallwellen auf einen oder mehrere Stifte, deren Bewegungen Curven — hier also Lautbilder — auf einem mit Papier überspannten, sich regelmäßig drehenden Cylinder entstehen lassen. Die bisher angestellten Versuche haben die vollkommene Brauchbarkeit des Apparats sowohl für die Zwecke der reinen Forschung, als auch für die des Unterrichts ergeben. Kühne Geister hoffen sogar, man werde in Zukunft die oft fehlerhafte Aussprache der Kinder durch graphische Darstellung der richtigen neben der falschen Articulation corrigiren, d. h. ihnen das Vermeiden der Fehler erleichtern können. Obwohl solche Erwartungen allzu hoch gespannt erscheinen, läßt sich doch nicht verkennen, daß der Apparat schon durch das sozusagen mathematisch genaue, sein detaillirte graphische Wortbild, welches er dem Studirenden liefert, ausgezeichnete Dienste für die Entwicklungsgeschichte der Sprache zu leisten verspricht. Ganz neu ist die der Erfindung zugrunde liegende Idee übrigens nicht, da schon zu Beginn der achtziger Jahre ein ähnliches Instrument, der „Glasfugraph", von Amadeo Gentili im italienischen Genut zur Verwendung gelangte. Dieses wies aber den Nachtheil auf, daß es beim Reden in den Mund genommen werden mußte, damit das gesprochene Wort in Gestalt mehrerer Parallelcurven auf einem Papierstreifen ohne Ende print werden konnte.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 12. bis 16. December folgende Schriften eingegangen:

Die Evangelischen Missionen. Illustrirtes Familienblatt. Herausgegeben von Julius Richter. 2. Jahrg. 12. Heft. Dec. 1896. Gütersloh, C. Bertelsmann. — Aus allen Welttheilen. Deutsch-nationale Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Hggb. von Rudolf Fitzner. 26. Jahrg. 1896. 4. Heft. Berlin, Hermann Paetel. — Spamers großer Hand-Atlas in 150 Kartenseiten nebst alphabetischem Ortsregister. Mit 150 Folioseiten Text von Dr. Alfred Hettner. Mit ca. 600 Karten, Plänen und Diagrammen. 23.—32. Lfg. Leipzig, Otto Spamer. — Georg Biedsteiner: Aus großer Zeit. Ausführliche militärische Schilderung des deutsch-französischen Kriegs 1870 u. 71. Deutsches Volksbuch. Augsburg, Math. Rieger 1897. — Karl Klein: Fröschweiler Chronik. Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1870/71. Illustrirt von Ernst Zimmer. 5.—7. Lfg. München, C. H. Beck. — Dr. Bernhard Schwarz: Palästina, für die Hand der Jugend. Anschauliche Schilderung der Stätten biblischer Geschichte. Mit Abbildungen und Karte. Leipzig, Ferdinand Hirth u. Sohn 1897. — M. Hübner: Unter der Geißel des Corsen. Bilder aus der Zeit der Erniedrigung und der Erhebung Deutschlands. Mit Abbildungen nach Zeichnungen von A. v. Rößler. Ebd. 1897. — A. Carsted: Unsre Vögel in Sage, Geschichte und Leben. Mit Abbildungen nach Zeichnungen v. Fedor Flinzer. Ebd. 1897. — Constantin Frhr. v. Puttkamer: Des Deutschen Reiches Jubeljahr. Oldenburg u. Leipzig, Schulze. — Saint Georges de *Bouhélier:* L'Hiver en méditation ou les Pause-temps de Clarisse. Suivi d'un opuscule sur Hugo, R. Wagner, Zola et la poésie nationale. Paris, Mercure de France 1896. — Ludwig Anzengrubers gesammelte Werke. Lfg. 2—5. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. — J. V. Widmann: Maikäfer-Komödie. Frauenfeld, J. Huber 1897. — Brigitte Augusti: Luise, Königin von Preußen. Lebensbild. Mit 7 Abbildungen. Breslau, Ferdinand Hirt 1897. — Musenalmanach Berliner Studenten. Berlin, Schuster u. Loeffler 1896. — Paul Remer: Unter fremder Sonne. Ebd. 1896. — Carl Wolf: Drei Erzählungen. Innsbruck, A. Edlinger 1897. — J. C. Bauer: Tiroler Kriegslieder aus den Jahren 1796 und 1797. Ebd. 1896.

Prompte Lieferung aller Bücher durch H. O. Sperling, Buchhandlung in Stuttgart. Größere Werke gegen bequeme Teilzahlungen. Kataloge gratis. Hauptvertriebsstelle von Meyers Konversations-Lexikon.

C. C. Buchner Verlag (Rudolf Koch) in Bamberg.

Zu Festgeschenken geeignete neue Biographien.

Julius Allgeyer, Anselm Feuerbach. Sein Leben und seine Kunst. Mit einem in Kupfer gestochenen Selbstbildnis des Künstlers und 38 Text-Illustrationen in Autotypie. Großoktav. 28 Bogen. Geheftet M. 8.— In elegantem Halbfranz-Einband M. 10.—

Wilhelm Lang, Graf Reinhard. Ein deutsch-französisches Lebensbild 1761—1837. Mit zwei Bildnissen in Lichtdruck. Großoktav. 40 Bogen. Geheftet M. 10.— In elegantem Halbfranz-Einband M. 12.— (18326)

Pier Desiderio Pasolini, Katharina Sforza. Ein Lebensbild aus der Zeit der Renaissance. In gekürzter Form übersetzt von Myta von Salis-Marschlins. Dr. phil. Mit zwei Porträts Katharinas. Großoktav. 25 Bogen. Geheftet M. 6.— In elegantem Halbfranz-Einband M. 8.—

Soeben verläßt die Presse:

Rich. Weitbrechts

neueste „Schwobagschicht"

„Oinaweag"

Sollte auf keinem Weihnachtstische fehlen!

Früher erschienen von demselben Verfasser: (18376)

D' Pfarrmagd — No' gstätt

A' Goischt — De Ueberzwerch

Eleg. cart. M. 0,60 pro Bändchen.

Rebenull vorrätig!

Verlag von J. Ebner, Ulm.

Durch Leid zur Seligkeit.

Ein Bretstück zum Tempelbau der Erlösung

von Friedr. Benj. Heemann.

Fünf Bücher in 3 Bänden:

I. Ringen und Werden.

II. Lieben und Hoffen, Welt- und Gottesweisheit.

III. Suchen und Finden, Tod u. Leben.

6 eleg. Leinwandbde. Gesammtpreis: Mk. 18.—

Einzelpreis: I. M. 5.40; II. M. 6.75; III. M. 6.75.

Prospecte stehen gern zu Diensten.

Verlag von Joh. Heinr. Meyer, Braunschweig. (18652)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Montag, 21. December. Nummer 295.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Sage und Brauch der Chin. I. Von Kurt Klemm. — Hofenarbeiter. Von Dr. W. Benkemann. — Mittheilungen und Nachrichten.

Sage und Brauch der Chin.

Mitgetheilt von Kurt Klemm.

I.

Dank der Anregung, welche die indische Regierung ihren Beamten durch Spendung ansehnlicher Preise für wissenschaftliche Leistungen zutheil werden läßt, besitzen wir bereits eine stattliche Reihe guter Berichte und Grammatiken über zahlreiche Volksstämme Assams und Hinterindiens, welche reichen Stoff für die Kunde jener interessanten Völker bieten. Namentlich den englischen Offizieren gebührt die Anerkennung, daß sie, trotz angestrengter Thätigkeit bei Vermessung und Erforschung weiter, bisher unbekannter Gebiete, die Sammlung von Material zur Volkskunde nicht vernachlässigen. Leider bleiben derartige Mittheilungen nur zu häufig in amtlichen Actenstücken vergraben und selbst wenn sie in kleiner Auflage vervielfältigt werden, sind sie in der Regel für weite Kreise so schwer zugänglich, daß derartige Veröffentlichungen immer noch als Manuscript betrachtet werden können. Wenn wir daher versuchen, aus solchen Quellen einige Lesefrüchte über ein Volk zusammenzutragen, welches sich noch viel von seiner alten Ursprünglichkeit gewahrt hat, so glauben wir allen denjenigen einen kleinen Dienst zu leisten, welche daran Gefallen finden, die Regungen der Volksseele zu belauschen.

Die Chin oder Khyen gehören zu den Bergvölkern der tibeto-barmanischen Familie, welche im Süden von Manipur zu beiden Seiten des Aralan-Yoma in Arakan und Barma sitzen und deren Gebiet sich vom Chindwin bis in den Bezirk Sandoway erstreckt. [1]) Ihrer Ueberlieferung nach sind sie aus dem Quellande des Chindwin, eines Nebenflusses der Iravadi, hervorgegangen. Davon berichten alte Lieder, in deren einem es heißt: „Zum oberen Chindwin, zu den Wiesen der Ebene mit trockenem Gras, zu der umwallten Stadt unsrer Väter, zu den Wiesen der Ebene mit trockenem Gras, die so reizend sind, laß uns eilen, komm mit! Laß uns eilen in raschem Lauf, o mein seenhafter junger Bruder."

Das Volk zerfällt in eine Anzahl Stämme, deren Sprachen oft erheblich von einander abweichen, und in Clans (Zo). Jeder Clan bewohnt einen bestimmten Bezirk, dessen Grenzen er nicht überschreitet. Seinen Ursprung führt der einzelne Clan auf einen oder meist mehrere Stifter, „Khun", zurück, denen in der Zeit der Noth und Gefahr Opfer gebracht werden. Heirath innerhalb desselben Clans ist nicht gestattet, die Frau ist daher immer aus einem anderen Clan heimzuführen und tritt mit der Heirath unter den Schutz des Khun ihres Gatten.

Daneben haben die Frauen noch ihre eigenen Feen, „Zûyaih" genannt, deren Namen von Mutter auf Tochter vererben, aber den Männern meist unbekannt bleiben.

Eine solche Fee, Namens Pan O, hatte einst ein Kind. Das nahm ein Affe, um mit ihm zu spielen. Pan O in ihrer Angst um das Kind rief: „mein Kind wird fallen". Darüber erschrak der Affe so, daß er das Kind wirklich fallen ließ. Infolge davon starb es. Der Tod des Kindes wurde nun von der Mutter und ihren Freundinnen beweint, und wenn es regnet, sagen die Chin: die Feen weinen um Pan O's Kind.

Als Aufenthaltsort des Regengeistes wird auch die Tigerlilie bezeichnet; wird diese gepflückt, so regnet es so stark, daß die ganze Ernte vernichtet wird.

Nach einem anderen Bericht sind die Regentropfen Thränen Hli's. Hli ist die Stammmutter nicht nur der Chin, sondern des ganzen Menschengeschlechts. Viele Sagen erzählen von ihr und ihren Kindern. Eine derselben lautet: „Nachdem Sonne, Mond und Sterne erschienen waren, brachte die Erde vermöge der ihr innewohnenden schöpferischen Kraft ein Weib hervor. Diese Frau hieß Hli. Sie legte hundert Eier und wickelte sie in Baumwolle. Als die Eier ausgebrütet waren, kamen daraus hundert Menschen, die Vorfahren der verschiedenen Menschenracen.

Dann legte sie noch ein Ei, das war sonderlich schön anzusehen, denn es war bunt gefleckt und sah aus, als ob

[1]) Aus der Literatur über die Chin sind uns folgende Schriften bekannt geworden; die mit * bezeichneten konnten wir nicht benutzen: Lieutenant T. A. Trant, notice of the Khyen Tribe, inhabiting the Yúma Mountains, between Ava and Aracan. As. Researches. 16, 261—269. (1828) — R. F. St. Andrew St. John, a short Account of the Hill Tribes of North Aracan. J. Anthr. Inst. 2, 233—246. (1873.) Mit Karte. — Colonel Horace Browne, a Statistical and Historical Account of the District of Thayetmyo. Rangoon, Albion Press, 1874. — Major G. E. Foyer, on the Khyeng People of the Sandoway District, Arakan. J. As. Soc. Bengal 44, Part I., 39—82. (1875.) Mit 2 Tafeln. — * Major W. G. Hughes, the Hill Tracts of Arakan. Rangoon, Government Press, 1881. — Maung Tet Pyu's Customary Law of the Chin Tribe. Text, translation and notes, with a Preface by John Jardine. Rangoon, Government Press, 1884. 7, 10, 58, 42, 17 S. — Lieutenant D. Macnabb, Political Officer, Haka, Report on the Chins, their Country, their Manners and their Customs, with notes on the Chin Tribes under the control of the Political Officer, Haka. Rangoon, Government Printing, 1891. 29, 9, XIII S. f. — Handbook of the Haka or Banngshe Dialect of the Chin Language. Rangoon, Government Printing, 1891. 52 S. Bespr. von Houghton, Indian Antiquary 21, 123—128. — Captain F. M. Rundall, Manual of the Siyin Dialect spoken in the Northern Chin Hills. Rangoon, Government Printing, 1891. 2, 74, 47 S. — D. Ross, Political Officer in the Chin Hills, a note on the Thashen or Banngshe Chins, with remarks on their Manners, Customs and Agriculture. Ind. Ant. 21, 190—193. (1892.) Ursprünglich als Government Paper gedruckt. — R. M. Rainey, Commandant Chin Frontier Levy, notes on the Chinboks, Chinbons and Yindus of the Chin Frontier of Burma. Ind. Ant. 21, 215—224. (1892.) Mit drei Tafeln. — Bernard Houghton, Deputy Commissioner, Sandoway, essay on the Language of the Southern Chins and its Affinities. Rangoon, Government Printing, 1892. 2, 131, XX S. — Taw Sein Ko, the Chin and the Kachin Tribes. Imp. & As. Qu. Rev. 2. series. V, 281—292. (1893.) — * Reid, Chin-Lushai-Land. Calcutta, Thacker & Co. 1893. — * Cushing, the great Chin Episode. London, Black 1894. 256 S.

es aus der Hand eines geschickten Malers käme. Da es ihr gut gefiel, legte sie es nicht wie die anderen zwischen Baumwolle, sondern in ein Metallgefäß. So wurde es nicht ausgebrütet. Weil sie es aber für taub hielt, warf sie es auf das Dach ihres Hauses und sagte: „Wenn es demnach bestimmt ist, ausgebrütet zu werden, so mag es sehen, wie es einen Hüter findet.“ Das Ei fiel vom Dach auf den Abfall in der Dachrinne, und aus der Traufe gelangte es in den Fluß, von dem es weitergetrieben wurde, bis es sich an einem Yanlaikbaum festsetzte.

Dort sah es der Vogel Ashün und da ihm das Ei gefiel, setzte er sich darauf und brütete es aus.[1]) Es brachte einen Knaben und ein Mädchen hervor, die Ahnen der Chin. Bald nach ihrer Geburt wurden die Kinder getrennt. Als der Knabe erwachsen war und keinen Gesellen hatte, nahm er eine Hündin zur Gattin.[2]) Auch das Chinmädchen wuchs einsam auf und wurde von einem Bären in einen hohlen Baum verschleppt und darin gefangen gehalten. Aus dieser Haft befreite sie eine Biene, welche zu ihr kam und sie aufforderte, an ihren Schwanz einen baumwollenen Faden zu befestigen. Damit führte die Biene das Mädchen zu dem Thale des Flusses, den die Barmanen Khyeng-dweng (Chindwin) nennen, wo ihr Bruder, der Chin (Khyeng), wohnte. Zum Gedächtniß daran umbindet man das Handgelenk der Neugeborenen mit Baumwolle.

Als der Chin das Mädchen sah, begehrte er es zum Weibe, doch dieses widersetzte sich, weil die Biene ihr gesagt hatte, sie seien Geschwister. Um den Streit zu schlichten, gingen sie zu ihrer Mutter Hli. Diese entschied, da der Mann eine Hündin geheirathet habe, so solle das Thier geopfert werden und der Mann das Weib nehmen. Auch ihre Söhne und Töchter sollten einander ehelichen, dann aber dürften nur Brudertöchter und Schwestersöhne sich mit einander vermählen. Daher opfert man den Hausgöttern einen Hund und gibt die Töchter der Brüder den Söhnen der Schwestern zur Ehe.

Hli liebte ihren jüngsten Sohn, aber ehe sie ihn gefunden, hatte sie schon die Welt an ihre anderen Kinder vertheilt. So blieben für den Chin nur noch die unwirthlichen Berge. Diese wies sie ihm zu und gab ihm Elephanten, Pferde und Vieh, seinem barmanischen Bruder aber übertrug sie seine Erziehung. Dieser Bruder erwies sich jedoch als ein schlechter und gewissenloser Vormund. Statt den Chin zu unterrichten, zeigte er ihm nur die leere Seite seiner Schreibtafel, so daß er keinen einzigen Buchstaben lernte. Ehe er ihn auf einen Elephanten setzte, rieb er den Rücken desselben mit Stinkbohne ein, die den bloßen Hintern des armen Chin so kitzelte, daß er nichts mehr mit Elephanten zu thun haben wollte und sie alle seinem älteren Bruder, dem Barmanen schenkte. Auch die Büffel brachte der Barmane an sich. Als nämlich der Chin auf dem Büffel reiten wollte, stellte sich ihm die Frau des Barmanen in den Weg und wurde überritten. Darüber beklagte sich der Barmane bei Hti, welche entschied, der Büffel solle dem Barmanen als Buße übergeben werden. Schließlich behielt der Chin von allen Thieren, welche er bekommen hatte, nur noch Ziegen, Schweine und Hühner.

Nicht einmal in dem ungestörten Besitz seiner Berge ließ der habgierige Barmane den jüngeren Bruder. Als die Grenzen der Länder festgesetzt wurden, bezeichnete der Barmane die seinen mit unvergänglichen Merkzeichen; der Chin aber verknüpfte nur einige Grashalme mit einander. Diese verbrannten bei dem nächsten Dschangelfeuer, und nun hatte er keinen Beweis mehr in Händen. So durfte er nur da leben, wo es ihm der Barmane nicht streitig machte. Auf diese Weise besitzt er kein eigenes Land und wandert unstät auf den Bergrücken von Barma umher.[1])

Angeblich um die Entführung durch die Barmanen zu verhindern, tättowiren sich die sonst hübschen Mädchen der Chin. Dadurch wird das Gesicht mit einer abschreckend häßlichen Maske überzogen.

Eine andere Sage von den beiden Stammeltern der Chin führt auf die Trennung der beiden Geschwister die Entstehung des Blitzes zurück. Dieselbe erzählt: Hli hatte einen Sohn und eine Tochter, die einander von Kindheit an zärtlich liebten. Das ging so weit, daß, wenn sie die Kinder in zwei verschiedene Wiegen legte, eines aufstand, um sich zum anderen zu legen. Aergerlich darüber, versetzte Hli das eine nach Osten, das andere nach Westen. Aber die gegenseitige Liebe der Geschwister erlosch dadurch nicht und noch jetzt blinzelt von Zeit zu Zeit eines dem anderen zu. Wenn sie so blinzeln, blitzt es.

Ein einschlagender Blitz wird von dem Dämon Glá entsandt, der auf böse Menschen und schlechte Bäume seinen Donnerkeil schleudert. Deßhalb heißen auch die Donnerkeile, welche man bisweilen findet, „Glá's Zähne“.

Auch einen Bericht über eine große Fluth, „bwensókso“ besitzen die Chin, den wir nachstehend wiedergeben:

Vor vielen hundert Jahren regnete es unaufhörlich in der ganzen Welt, so daß Flüsse und Seen und das Meer anschwollen und alles überschwemmten. Nur wenige hohe Berge wurden von der Fluth nicht erreicht. Darauf verschwanden die Wolken, und die Sonne brannte nun so heiß, daß alle, welche den Fluthen entrannen waren, vor Hitze umkamen. Nur ein Knabe mit seiner Schwester blieben am Leben. Diese erklommen einen hohen Berg und versteckten sich auf seinem Gipfel in einen irdenen Krug, der, da er schwimmen konnte, sie durch die Gewässer trug und sie gleichzeitig vor der Gluth der Sonne schützte. Von jenen beiden Geschwistern stammen alle Völker der Erde. Wo sich aber der Berg befindet, weiß niemand.

Wenn, wie wir oben sahen, Hli in dem einen Fall die Ehe zwischen Bruder und Schwester gestattete, so ist sonst die Ehe im selben Clan nicht zulässig, nur Brudertöchter und Schwestersöhne dürfen nach Hli's Gebot einander ehelichen. Einige weitere Mittheilungen über Liebe und Ehe bei den Chin verdanken wir Lieutenant Macnabb, dem wir das Wort lassen:

Von Kindheit an besteht bei den Chin kein Hinderniß für den freiesten und intimsten Verkehr der Geschlechter. Sobald des Knaben Haar zwei Hand lang geworden ist, findet man es selbstverständlich, daß er ein Liebchen besitzt. Ist sie hübsch, so kann sie drei oder vier Liebhaber haben, die alle in ihres Vaters Hause schlafen. Sie schläft bei ihren Eltern, die Burschen in einer anderen Ecke, oder, wenn mehrere Zimmer vorhanden sind, in einer anderen Kammer. Bei dem Stamme der Toer ist das aber nicht

---

[1]) Deßhalb wird die Königskrähe, Ashün, zu den Vorfahren der Chin gerechnet und darf nicht getödtet werden. Als Wappen wird der Elephant verwendet, dessen Bild früher auch in Haarkämme eingeschnitzt wurde.

[2]) Nach einer Sage der Angámi in Assam sind die Weißen aus der Ehe einer außerordentlich schönen Frau mit einem weißen Hunde hervorgegangen, die zusammen auf einem Floß durch die Fluthen dahin trieben und an fernem Strande landeten. Dort vermehrte sich ihre Race, die unaufhaltsam vordringend das Land überschwemmt und die dunklen Racen, die sich ihrem Andrange entgegenstellen, überwältigt. Butler, JASB. 44 r, 311.

[1]) Die Darstellung Daltons in seiner Ethnogeography of Bengal beruht im wesentlichen auf den Notizen, welche Lieutenant Tram auf seinem Marsche aus Barma nach Aeng gesammelt hat, und wiederholte daher auch, die Chin hätten einst unter einem eigenen König in der Ebene gesessen, bis sie durch fremde Eindringlinge vertrieben wurden, eine Angabe, welche den Beamten im Chingebiet nach ihren Berichten nicht bekannt geworden ist.

üblich, dart ſchlafen alle Jünglinge im Junggeſellenhaus. Die jungen Leute gehen gemeinſam ins Darf, in den Wald oder zum Fiſchen. Die Zuneigung zwiſchen ſolchen jungen Paaren iſt für jedermann ſichtbar und fern von jeder Schüchternheit. Ich ſah einmal einen Knaben, der den Arm um ſeines Schätzchens Hals geſchlungen hatte und der durchaus nicht in Verlegenheit gerieth, als ich ihn anredete. Auf meine Frage, ab das ſein Liebchen ſei, antwortete er bejahend mit der Gegenfrage, ob ſie mir nicht auch gefalle. Bei Feſten huldigen die jungen Leute ganz offen den Mädchen und je mehr ſie trinken, um ſo freier und ungezwungener äußern ſich ihre Liebesergüſſe. Die Heirath iſt nur ein bürgerlicher Act und hat mit der Religion nichts zu thun. Die Zahl der Frauen iſt unbeſchränkt und hängt nur von den Mitteln ab, welche man beſitzt, ſie durch koſtbare Geſchenke zu erkaufen und für ihren Unterhalt zu ſorgen."

So kann ſich den Luxus mehrerer Frauen in Wirklichkeit nur ein reicher Häuptling geſtatten. Aber auch dieſer hat nur eine rechte Frau, die übrigen ſind Concubinen und heißen „kleine Frauen". Gewöhnlich werden die Ehen aus Liebe geſchloſſen, nur wo es ſich um ſtandesgemäße Vermählung eines Häuptlings handelt, geben Familienrückſichten und Politik den Ausſchlag. Salche Ehen adeliger Kinder, die bisweilen langen Fehden ein Ziel ſetzen, werden meiſt unter den Eltern verabredet, nach bevor die Kinder erwachſen ſind. Verlobungen dieſer Art feiert man durch ein Büffelopfer. Da jedoch von keiner Seite Geſchenke gegeben werden, ſo iſt ein ſalches Verlöbniß nicht bindend, ſondern kann jederzeit gelöst werden.

Hat ein junger Mann die Abſicht, ſich zu verheirathen, ſo ladet er die beiderſeitigen Freunde zu einem Trunk Reisbiee ein. Ein Ferkel wird geſchlachtet und die Leber von den Weiſen beſchaut. Sind die Zeichen ungünſtig, ſo muß die Heirath verſchaben und eine neue Beſchauung der Leber vorgenomuen werden. Zeigen ſich auch zum drittenmal ungünſtige Varzeichen, ſa iſt das Verhältniß abzubrechen und der junge Mann erhält van den Eltern des Mädchens zur Entſchädigung für die aufgewendeten Unkoſten oder, wie es heißt, „um ſeine Thränen zu tracknen", einen Turbau, ein Gewand und einen Gürtel.

Gewöhnlich wird die Werbuug durch Freiwerber angebracht, welche den Preis für die Braut verabreden. Kommt eine Einigung zuſtande, ſo felert man die Hochzeit im Hauſe der Braut. Je mehr Büffel und Schweine dabei geſchlachtet werden und jemehr Reisbier aertilgt wird, um ſo größer die Ehre für die betheiligten Familien. Jeder iſt eingeladen, der kammen will. Die Freundſchaft des Beäutigams bringt Schweinefleiſch, die der Braut Hühner. Der Bräutigam beſargt das Bier, übee welchem die Ceremanie vollzogen wird. Ein glatt geſchältee Bambusſtab, in deſſen oben geſpaltenes Ende ein Kreuz geſteckt iſt, wird auf dem Khaungtopf befeſtigt. Auf der einen Seite des Bierkrugs nehmen die Angehörigen der Braut, auf der anderen die des Bräutigams, Platz. Keiner darf beim Trinken einen auf die Seite der anderen Partei gehörigen Halm benutzen, mit dem das Bier eingeſogen wird. Geſchieht dies dennoch, ſa muß er der Geſellſchaft einen Krug Biee ſpenden. Ehe jedvch das Bier ſeine Wirkung auf die Verſammelten übt, ſchlägt ein älterer Mann vom Clan des Bräutigams vor, die Ehe nach Vorſchrift Hli's zu ſchließen. Dann trägt ein älterer Mann vam Stamme der Braut die Entſcheidung vor, welche Hli gefällt, als der erſte Chin ſeine Schweſter zur Gemahlin verlangte. Darauf gibt der Bräutigam dem Bruder der Braut, unter deſſen ſpezieller Aufſicht ſie bis dahin ſtand, Geſchenke. Hat ſich der Beuder befriedigt erklärt, indem er van dem Schweinefleiſch gekoſtet hat, ſo iſt die Ehe vollzogen, und die Uebergabe der Hochzeitsgeſchenke kann erfolgen. Die Gäſte erhalten als Gegengabe Turbane und nehmen am Hachzeitsmahle theil. Aber keiner von des Bräutigams Seite darf Schweinefleiſch genießen, niemand von den Angehörigen der Braut vom Huhn eſſen. Geſchieht dies dennach, ſo hat der ſchuldige Theil einen Topf Bier und ein Ferkel aber ein Huhn zum beſten zu geben, je nachdem er zur Familie des Bräutigams vder zu der der Braut gehört. Nun gibt der junge Ehemann dem Bruder ſeiner Frau die Verſicherung, daß er ſein Weib gezlemend behandeln will, d. h. daß er ſie nicht ſo züchtigen werde, daß ein Bambus auf ihrem Rücken zerbricht, daß er ſie nicht blutig aber zum Krüppel ſchlägt. Gebe ihr Betragen Anlaß zur Klage, ſo walle er ſie mäßig züchtigen, andernfalls wolle er ihren Bruder entſchädigen, der ſie ſanft wegnehmen könne. Auch die Frau verſpricht angemeſſenes Betragen. Zur Bekräftigung dieſer Uebereinkunſt wird ein Baum eingekerbt. Am Abend des Hochtzeitstages vallzieht der Beäutigam die Arrhmat geheißene Ceremonie, indem er dem Familiengeiſt eine Henne apfert, um ſich Nachkammenſchaft zu ſichern. Dieſe Henne wird dann van den älteren Verwandten des Ehepaares gegeſſen, jüngere Geſchwiſter dürfen davon nichts genießen. Einige Tage nach der Hachzeit folgt die „Hrintal"-Ceremonie. Um ſich und ſeine Frau vor Noth und Krankheit zu bewahren, ſchlachtet da am Tage der Mann, darauf auch die Frau einen Hahn. Fühlt ſich die Frau ſchwanger, ſa opfert ſie eine Henne zur Herbeiführung einer glücklichen Entbindung.

Die Entbindnng erfolgt unter Beiſtand einer älteren erfahrenen Frau und geht meiſt leicht vonſtatten. Das Kind wird in Reiswaſſer gebadet, die Mutter geht häufig ſchon am folgenden Tage wiedee an ihre Arbeit. Einige Tage nach der Geburt erfolgt die Aufnahme des Kindes in den Clan. Zum Zeichen für böſe Geiſter, daß das Kind dem Schutze des Clangeiſtes (Khun) unterſtellt iſt, wird ihm für einige Tage ein Baumwollenfaden (khunlüng) um die Handgelenke gewickelt. Wenn das Kind ein Vierteljahr alt geworden iſt, vollzieht der Vater die „Narai"-Ceremonie, durch welche das Kiud Geſundheit und Glück erlangen ſall. Dabei werden dem Hausgeiſt ein Maulwurf, ein Hahn, eine rothe und eine ſchwarze Henne geopfert. So lange dieſe Thieee nicht aufgezehrt ſind, dürfen die Aeltern weder das Haus verlaſſen, noch mit jemand ſprechen. Nach anderthalb bis zwei Jahren werden die Kinder in der Regel entwöhnt, mitunter freilich ſieht man nech vieejährige Kinder an der Mutterbruſt; jedenfalls erfolgl die Entwöhnung vor der Geburt des nächſten Kindes.

Die Namen ſind einſilbig, nur denen der Mädchen ſetzt man pa vder ma var. Sie beziehen ſich häufig auf irgend eine angenommene Aehnlichkeit mit einem Gegenſtand vder auf ein Ereigniß, welches zur Zeit dee Geburt eintrat. Abee nur Kinder und unverheirathete junge Leute redet man mit ihrem Namen an. Es würde höchſt unſchicklich ſein, einen Verheiratheten bei ſeinem Namen zu nennen, ſei es in directer Anrede, ſei es im Geſpräch mit einem anderen. Männer bezeichnet man ſtets mit dem Namen ihres älteſten Sahnes als „So und So's Vater", Frauen ebenſo als „Sa und So's Multer" aber auch als „NN's Frau". In der Aneede braucht man „mein Graßvater", „mein Valer", „mein älterer Bruder", „mein jüngerer Bruder", „mein Sohn", je nach Rang und Alter, ganz ebenſa wie es in dem dradidiſchen Südindien Sitte iſt.

Die Chin gliedern ſich in drei Claſſen: einen erblichen Adel, aus dem die Häuptlinge, Bo, hervorgehen, die Freien und die Sklaven. Der Häuptling „ißt", wie der Ausdruck lautet, vft mehrere Dörfer, d. h. er bezieht van jedem Hauſe einen jährlichen Trlbut, beſtehend in einem Schwein, einem Huhn, einem Karb Getreide u. ſ. w. Häufig hat der Häuptling auch das Recht, von jedem geſchlachteten

Stück Vieh oder erlegten Wild ein Hinterviertel zu verlangen. Stirbt ein Häuptling, so ist bisweilen das Dorf verpflichtet, einen Büffel zum Leichenschmaus zu liefern. Zu arbeiten ziemt sich für den Adeligen nicht, eine zarte Hand und lange Nägel sind der Stolz des Chin und ein Beweis hoher Abkunft. Stolz und unabhängig, machen sie auch äußerlich einen günstigen Eindruck. Auch ihre Frauen besitzen gute Manieren, die, gleich weit entfernt von Schüchternheit wie von Vorwitzigkeit, sie in die Lage versetzen, mit Anmuth die Würde des Hauses zu wahren. Zu dem werthvollsten Besitz alter Familien gehört eine Art Rosenkränze aus schwarzen und weißen Perlen, Mahuya genannt. Meist alte Erbstücke, sind sie um Geld nicht käuflich. Nur Häuptlinge tragen sie und wenn ein solcher ohne männliche Nachkommen stirbt, so werden sie mit ihm begraben. Ueber den Ursprung der Mahuya heißt es:

Im Anfang der Welt wohnten die Geister, welche jetzt unsichtbar sind, in Menschengestalt auf der Erde und waren sehr reich. Als sie dann die Erde verließen, um in den Himmel einzuziehen, nahmen sie ihre Herden von Ziegen und anderen Thieren mit. Einige „Bohnen" dieser Ziegen fielen von der himmlischen Weide auf die Erde herab und wurden zu Stein. Diese Steine sind die Mahuya-Perlen.

Der Freie arbeitet für sein tägliches Brod, schuldet aber niemandem Gehorsam. Häufig ist er aus einer Häuptlingsfamilie hervorgegangen, die ihren Einfluß verloren hat. Der Sklave ist entweder Sklave durch Raub oder nach Abstammung. Das letztere ist die Regel. Oft gehören die Sklaven seit Generationen zu der Familie, in deren Hause sie leben. Ihre Behandlung ist gut und sie befinden sich keineswegs schlechter als unsre Armen. Der Sklave kann von seinem Herrn zum Freien gemacht werden. Das geschieht häufig, wenn ein junger Häuptling mündig wird, dem Sklaven, der inzwischen Vaterstelle an dem verwaisten jungen Mann vertreten hatte. Sklaven werden bei Ueberfällen und in Fehden erbeutet.

Raubzüge nach Burma, deren Zweck Plünderung und Erbeutung von Sklaven ist, gehören seit undenklichen Zeiten zu den Gewohnheiten der Bewohner von Chinland. Gelingt es nicht, die Feinde als Sklaven wegzuführen, so gilt es als nicht minder große That, sie zu erschlagen, denn dadurch erlangt der Chin nicht bloß Ehre und Ruhm in dieser, sondern auch Sklaven in jener Welt. Da der Chin seine Felder allein bestellen muß und das geerntete Getreide, ohne Hülfe eines Lastthiers, nur auf seinem oder noch häufiger auf dem Rücken seiner Frau oft auf weite Entfernungen nach Hause zu bringen hat, so ist es begreiflich, wenn sich sein Sinn auf Erlangung von Sklaven richtet, und da der Burmane feig ist, so kann man dem muthigen Bewohner des Gebirges nicht verdenken, wenn er sich diesen Fehler seines älteren Bruders zunutze macht.

Verschieden von den Raubzügen in Feindesland sind die Fehden, welche oft aus geringfügigen Ursachen hervorgegangen sind. Nicht immer ist es eine Blutfehde. Es gibt auch Dörfer, welche sich gegenseitig ihr Vieh stehlen, um ein Lösegeld zu erlangen. In solchem Falle hüten sich beide Parteien sorgfältig, einen feindlichen Mann zu erschlagen und so die Fehde in eine Blutfehde zu verwandeln. Aber selbst wo Blutfehde besteht, gehört es zum guten Ton, keinen Häuptling zu tödten.[1]) Liegt ein Häuptling des einen Dorfes mit dem eines andereu in Fehde, so legt er oder seine Söhne sich in Hinterhalt und schießt ein paar arme Leute aus dem feindlichen Dorfe nieder. Um ihre Unverletzlichkeit aufrecht zu erhalten und ihren Einfluß zu erhöhen, heirathen die Familieu der Häuptlinge aller hauptsächlichsten Dörfer unter einander. So kommt es, daß die Häuptlinge zweier in bitterer Fehde liegender Dörfer oft nahe mit einander verwandt sind.

Todtschlag, der in der Trunkenheit oder unbeabsichtigt begangen wird, ist nicht strafbar. Ist der Erschlagene ein Häuptling oder sonst ein einflußreicher Mann, so flieht der Todtschläger in ein anderes Dorf. Dort verschafft er sich so schnell als möglich einen Sklaven und geht bei Nacht mit diesem zu dem Grabe des Getödteten. Daselbst schneidet er dem Sklaven die Kehle durch, wäscht seine Hände in des Ermordeten Blut und darauf in dem Wasser, welches er in einer Kürbisflasche mitgebracht hat. Wenn dann am Morgen die Verwandten des Erschlagenen die Leiche des abgeschlachteten Sklaven finden, so treten sie in Unterhandlungeu mit dem Todtschläger, und nach Uebereinkunft wird die Blutschuld durch Zahlung einer Buße gesühnt.

Beim Dorfe Laitet befindet sich eine Quelle mit wunderbaren Eigenschaften. In ihr wohnt der mächtige Geist Shiarpanlai. Sobald in der Umgegend ein Mord begangen wird, färbt sich das Wasser der Quelle blutroth. Dann suchen die Bewohner des Ortes den Geist durch Opfer zu beschwichtigen. Gleichzeitig stellen sie Schildwachen auf, welche auf jeden Fremden schießen, der der Quelle zu nahen versucht. Denn würde man einem Mörder gestatten, seine Hände in der Quelle zu waschen, so würden die Glieder aller Bewohner von Laitet verdorren. Etwas anderes ist es, wenn jemand einen andern zufällig erschlagen hat. In diesem Falle flieht er so rasch wie möglich nach Laitet, um seine Hände in der Quelle zu reinigen. Thut er das ohne Verzug, so gilt er als schuldlos; wird er jedoch daran verhindert, weil inzwischen das Wasser der Quelle zu Blut geworden ist, so nimmt man vorbedachten Mord an.

Blutrache ist die heiligste Pflicht der Verwandten des Ermordeten. So lange sein Tod ungerächt bleibt, wird seiner Seele der Eintritt zu dem Aufenthaltsort der Erschlagenen, Shatikwa, verweigert. Unstät, unter schrecklichen Qualen von Hunger und Durst, irrt er in Wald und Gebirge umher. Bei jeder Mahlzeit legt der Chin einen Theil für den Ermordeten beiseite. Auf Schritt und Tritt fühlt er den Geist des Erschlagenen hinter sich. In vielen Dörfern wagt niemand im Hause eines so Getödteten zu wohnen. Nachts kommen die Geister aus ihren Gräbern und fallen jeden an, der sich aus dem Dorfe herauswagt.

Die Geister der von wilden Thieren Getödteten finden ohne weiteres Zutritt in Shatikwa, immerhin ist es verdienstlich, wenn man zur Rache für den Mord ein solches Thier tödtet. Die Geister dieser Thiere gehen dem, der sie erschlagen, voran und müssen ihm dann in jener Welt dienen.

Der Glaube an Zauberei, bösen Blick u. dgl. ist in Chinland allgemein verbreitet. Kein Wunder, wenn da Ordal und Eid in möglichst fürchterlicher Form eine große Rolle spielt. Häufig hat der Eid nur den Zweck, unter einer Menge Formen die Absicht beider Parteien zu verhüllen, sich an ihr Versprechen zu halten, so lange es ihnen genehm ist. Man schwört vor der Blume oder den Blättern des Thabyebaumes (einer Eugenia) und vor einem Stein. Denn der Thabyebaum soll zuerst von allen Bäumen geschaffen worden sein, und über den Stein hat Hli gesagt: „Die Erde ist das Fleisch, die Steine das Knochengerüst der Welt. Verehrt den Geist des Himmels mit der Blume des Thabyebaumes und mit einem Stein. Begrabt einen Stein unter der Mitte des Hauses. Erhebt sich Streit, so soll der Schwörende eine Thabyeblüthe halten und einen Stein aufheben. Wer es wagt, so zu schwören, soll seine Sache gewinnen." Sehr gefürchtet ist auch das Trinken von Wasser, welches über einen Tigerschädel gegossen worden ist. Beim Wasserordal gilt diejenige Person als unschuldig, welche ihren Kopf am längsten unter Wasser halten kann.

1) Auch bei den benachbarten Kuki gilt der Röja als unverletzlich.

Digitized by Google

Bei Abschluß eines Vertrages tödten gewöhnlich beide Betheiligte gemeinsam einen Büffel oder ein Schwein mit einem Speer, den beide zugleich fassen. Dann trinkt jeder aus des andern Flasche den Reistrank, welchem mitunter auch das Blut des getödteten Thieres beigemischt wird. Beide wiederholen den Wortlaut des Vertrags unter Verwünschungen für den Fall, daß sie ihn nicht einhalten sollten. Solche Eide werden in der Regel vor einem berufsmäßigen Vereidiger abgelegt. Dieser wichtige Mann, der Thitsadingtu, ist in jedem Dorf vertreten und übt großen Einfluß aus. Sein Amt ist erblich und sein Geschäft einträglich, da er von beiden Parteien Geschenke für seine Bemühungen erhält.

In jedem größeren Dorf befindet sich auch ein Hoherpriester, welcher die Opfer für den Schutzgeist des Ortes vollzieht. Dieser Geist bewohnt meist einen dicken, buschigen, trockenen Baum vor dem Eingang zum Dorfe. Unter dem Baume liegt ein Stein, welcher als Altar dient. Während eines Opfers, welches oft mehrere Tage anhält, bleibt das Dorf von jedem Verkehr abgeschlossen, niemand darf es verlassen, niemand betreten.[1]) Das einflußreiche und mit beträchtlichen Einkünften verknüpfte Priesteramt ist erblich. Auch Donnerkeile werden hoch verehrt. Nach jedem Gewitter suchen die Chin den Donnerkeil, und gelingt es einen zu finden, so ist der Anlaß zu einem Opferfest gegeben. Dann bewahrt ihn der Priester als unfehlbares Mittel gegen allerhand Krankheiten auf.

Hafenarbeiter.

Der große Strike der Hafenarbeiter in Hamburg hat in anderen Häfen nicht nur Deutschlands, sondern der ganzen Welt, nicht minder aber im deutschen Binnenlande gespanntes Interesse erregt. Wie zu Beginn des Strikes, so wird noch heute die Frage nach seinen Ursachen, seiner Berechtigung lebhaft erörtert. So weit liegt das Ereigniß bereits klar, daß die Entstehungsgeschichte mit derjenigen der meisten anderen großen Strikes, d. h. mit der allgemeinen Strikeerfahrung im wesentlichen übereinstimmt. Wenn die Arbeiter sich in verhältnißmäßig guter Lage befinden, entsteht die Neigung zum Strike. Das Kraft- und Selbstgefühl wächst und das Verlangen nach Besserstellung ergibt sich dann von selbst. Es braucht nur kein Ueberangebot von Arbeitern vorhanden zu sein, nur ein kräftiges Solidaritätsgefühl unter ihnen zu herrschen und von irgend einer Seite ein Anreiz zur Arbeitsniederlegung zu erfolgen, und der Strike ist da.

Ueber das Angemessene des Lohnes, der Arbeitszeit und verschiedener anderer Arbeitsbedingungen läßt sich von allgemeinen Gesichtspunkten aus immer streiten. Im einzelnen Falle darf man jedoch nicht für diese oder jene Arbeiterkategorie bescheidene und unbescheidene Wünsche als berechtigte Forderungen und den Widerstand der Unternehmer hiegegen als unberechtigt und unmenschlich ausgeben. Es ist inzwischen wohl überall bekannt geworden, wie die Lohnsätze und der Arbeitsverdienst der Arbeiter im Hamburger Hafen gegenwärtig stehen. Damit ist auch bekannt geworden, daß sich nur wenige ungelernte Handarbeiterclassen mit diesen Hafenarbeitern im Einkommen messen können, auch in Hamburg selbst. Und dennoch ein Strike? Ja, nach dem obigen Hinweis auf die Erfahrung und gewisse psychologische Umstände dürfen wir nicht „dennoch" sagen, haben die Thatsache vielmehr als leicht erklärliche Erscheinung zu betrachten. Die besser gestellten Arbeitsleute im Hafen begannen die Arbeitsniederlegung, die ungleich schlechter gestellten Seeleute folgten erst und auch nur in beschränktem Umfange.

Doch was sind diese Hafenarbeiter, die Schauerleute und „Stauer", Quaiarbeiter, Ewerführer und Maschinisten? Nur verhältnißmäßig wenige Binnenländer wissen es und die übrigen möchten es doch auch wissen. Der Beantwortung dieser Frage sollen die folgenden Zeilen dienen.

Die Schauerleute (die zuerst in den Strike eintraten) haben ihre Arbeitsstätte auf den Schiffen im Hafen, sie führen das Beladen und Entladen (Löschen) der Schiffe aus. Wenn das betreffende Schiff am Quai liegt, d. h. an einer zur bequemen Befrachtung ausgebauten und gemauerten Uferstrecke, die gewöhnlich mit Schuppen oder Speichern und mit Eisenbahngeleisen versehen ist, können die Schauerleute, soweit sie auf derselben Uferseite wohnen, zu Lande das Schiff erreichen; wenn es aber auf dem Wasser (im Strome, d. h. nicht an einem Ufer) vor Anker gegangen ist oder „festgemacht" hat, müssen sie durch Dampfer, Barkassen oder Ruderboote („Jollen") dorthin befördert werden. Mit dem Schiffsdienste, etwa dem Reinigen der Fahrzeuge, haben sie gar nichts zu thun. Ihre unmittelbaren Arbeitgeber sind in der Regel die Stauer, weniger die Rhedereien selbst. Der Stauer ist demnach nicht auch Arbeiter, sondern Unternehmer, selbständiger Gewerbtreibender, Principal, Arbeitgeber. Am Lande (in der Stadt) haben die Stauer ihr Contor, und zur Beaufsichtigung der Schiffsbefrachtung und ihrer Schauerleute halten sie sogenannte Vice, die für eine sachgemäße Verstauung der Ladung im Schiffsraum zu sorgen haben, während die Controle der richtigen Uebernahme oder Ablieferung der Ladung von dem Schiffsführer (Capitän) einem Steuermann (Schiffsoffizier) der Besatzung übertragen wird, wofern die Rhederei nicht eine besondere Person, einen „Talljemann", für diesen Posten angenommen hat. Der Talljemann zählt die übernommenen oder abgelieferten Stücke und pflegt nach dem vierten Strich für das fünfte Waarencollo oder dergleichen einen Querstrich, den er mit „Tallje" anruft, zu machen. In den meisten Fällen sollen unbemittelte, invalide Capitäne oder andere Seefahrer diese Stellung einnehmen und einen Tagelohn von 4—5 M. dafür erhalten.

Als selbständiges Gewerbe hat sich die Schiffsbefrachtung und -entlöschung oder der Stauereibetrieb erst in den letzten Jahrzehnten allmählich herausgebildet, und nicht länger erst gibt es auch Schauerleute in nennenswerthem Umfange, obgleich letztere, wie oben erwähnt, außer von selbständigen Stauern auch von Rhedereien und anderen Geschäften (Kohlenimporthäusern u. s. w.) unmittelbar beschäftigt werden. Früher gehörte die Schauermannsarbeit mit zu den Obliegenheiten der Schiffsmannschaft, was heute zwar unter gewissen Verhältnissen noch vorkommt, in großen Hafenplätzen wie Hamburg aber zu den seltenen Ausnahmen gehört.

Aus welchen Classen recrutiren sich nun die Schauerleute? Den Stamm der Leute bilden gewesene Seeleute. Der Schiffsjunge wird Matrose, hofft wohl zunächst noch, dereinst Capitän zu werden, spart aber nicht genügend, um eine Seemannsschule (Steuermanns-, Navigationsschule) besuchen zu können, oder erreicht nicht das Ziel der Schule, fährt noch kürzere oder längere Zeit zur See und übernimmt dann — ohne Aussicht auf weiteres Fortkommen in seinem Berufe — den besser gelohnten Schauermannsdienst. Außerdem aber gelangen je nach den Umständen aus allen möglichen Berufsarten, namentlich aus den Gelegenheitsarbeitern, d. h. den ungelernten, in wechselnden Betrieben und Verrichtungen beschäftigten Arbeitern viele in den Schauermannsdienst — anfangs gewöhnlich aushülfsweise bei größerem Bedarf. Die Art des Schiffsverkehrs bringt sowohl in dem täglichen Arbeitsbeginn, der Arbeitszeit, wie der fortlaufenden Beschäftigungsdauer Un-

---

[1]) Diese Art des Tabuismus findet sich auch bei den Nagá in Assam und wird von den Angámi-Nagá mit dem Ausdruck „Kénnié" bezeichnet.

regelmäßigkeiten und Störungen, Häufung der Arbeit und Mangel an ihr mit sich. Zu allen Tageszeiten können Schiffe in den Hafen ein- und auslaufen. Während daher bei dem einen Schiffe frühmorgens mit dem Ent- oder Beladen begonnen werden kann, ist dies bei anderen erst Mittags, Nachmittags oder Abends möglich; dann aber erfordert diese Arbeit bei größeren Schiffen, selbst mit einer beträchtlichen Anzahl von Händen, mehrere Tage. Die Ausführung der Arbeit geschieht gewöhnlich in der Weise, daß von dem größeren Theil der Schauerleute die Waaren unten im Schiffsraum unter die Decksluken, von anderen dann mittelst Winden auf Deck und an den Quai befördert werden oder aber in andere Fahrzeuge: Flußschiffe, Leichterschiffe, Schuten (offene große Kähne ohne jegliche Vorrichtung zur selbständigen Fortbewegung und meistens auch ohne Steuer, die in der Regel von Schleppdampfern an den Landungs- oder Lagerplatz der Waaren geschafft werden). Das Heraufwinden der Waaren aus dem Raum der Seeschiffe geschah früher mit Menschenhänden und, wie vorhin berichtet, durch die Schiffsbesatzung, die meistens in lautem, fröhlichem Gespräch und unter Gesang ihre Arbeit verrichtete. Heute dagegen geht diese Arbeit für Auge und Ohr in anderer, nüchterner Weise vor sich: das Geräusch der Dampfwinde oder des Krahns übertönt die Menschenstimmen, die zu Gesang nur seltrn noch Gelegenheit finden. Auf Segelschiffe wird zum Betriebe der Winde meistens eine kleine Dampfmaschine, Donkey genannt, befördert; der diese Maschine bedienende Mann heißt Donkeymann. An den Quais holen weit ausgreifende, drehbare Krähne die Güter aus den Schiffen. Aber nur die auf den Schiffen selbst arbeitenden Aus- und Einlader heißen Schauerleute.

Am Lande nehmen die Quaiarbeiter, bezw. die Speicherarbeiter die Waaren aus den Schiffen in Empfang, um sie in die Schuppen oder Speicher zu befördern oder sogleich in Eisenbahnwagen zu verladen, bezw. um sie aus Schuppen und Wagen an den Krahn zu schaffen. Die Quaiarbeiter sind in Hamburg zum größeren Theil von der staatlichen Quaiverwaltung, welche der Deputation für Handel und Schiffahrt unterstellt ist, als Krahnführer, Maschinisten der Dampfkrähne, ständige Arbeiter oder Hülfsarbeiter angestellt oder angenommen. Einzelne Quaistrecken sind verpachtet (z. B. an die Hamburg-Amerika-Linie); ebenso stehen fast alle die neuen, von einer Actiengesellschaft betriebenen Freihafenspeicher in einer Art Pachtverhältniß zum Staate, während die sonstigen Speicher Privateigenthum bilden. Auch die Quaiarbeiter haben, wie die Schauerleute, zu Zeiten keine volle Beschäftigung und dann wieder Ueberarbeit. Viele Schiffe legen aber bekanntlich nicht am Quai an oder laden und entladen nicht ausschließlich von der Quaiseite, sondern auch oder nur von der Wasserseite. In diesem Falle kommen die oben genannten Flußfahrzeuge (Ewer, Leichter, Schuten) und eine neue Kategorie von Hafenarbeitern zur Verwendung: die Ewerführer. Doch auch hier haben wir selbständige Betriebe vor uns. Die Besitzer der Schuten, Ewer und kleinen Schlepper sind die Ewerführer und Arbeitgeber, ihre Arbeiter werden Ewerführertagelöhner genannt. Durch sie werden von den im Hafen oder an den Canälen („Fleethen") in der Stadt gelegenen Speichern die Güter an die Schiffe oder in umgekehrter Richtung transportirt; auch von und nach den Quais haben sie Waaren zu schaffen. Die Ewerführer gleichen somit Rollfuhrleuten zu Wasser. Sie sind in der Regel die Auftragnehmer der einzelnen an der Schiffsladung betheiligten Kaufleute, Schiffsmakler oder Commissionsgeschäfte, wie die eingangs behandelten Stauereibetriebe ihre Aufträge von den Rhedereien erhalten.

Ein sehr beträchtlicher Theil der von See eingeführten Waaren geht direct in Flußfahrzeuge über zum Weitertransport elbaufwärts und durch die Seitencanäle der Elbe, einerseits bis nach Böhmen hinauf, andrerseits weit über Berlin hinaus. Diese Fahrzeuge heißen allgemein Oberländerkähne, abgesehen von den Kettenschleppern, die selbst Ladung einnehmen und gleichzeitig zum Schleppen mehrerer Oberländerkähne dienen. Indessen lassen sich keineswegs alle diese Kähne von und nach Hamburg schleppen, vielfach werden Segel benutzt oder es wird geschoben. Nur die wenigsten Oberländerkähne, die im Hamburger Hafen verkehren, sind hier beheimathet. Selten besitzt ein Oberländerschiffer mehr als einen Kahn, selten ist er nicht selbst als Führer auf seinem Fahrzeuge, wo außer ihm (mit oder ohne Familie) gewöhnlich noch zwei Mann beschäftigt werden.

Sodann wäre noch ein Wort über die Speicherarbeiter zu sagen, die allerdings nicht zu den Hafenarbeitern gerechnet zu werden pflegen. Ihre Arbeitsstätte sind die Speicher, sei es im Hafengebiet, sei es in der Stadt. Sie stehen im Dienste der kaufmännischen Geschäfte oder auch wieder in dem einer selbständigen Geschäftsart, der sogenannten Quartiersleute. Letztere sind entweder Einzelunternehmer oder, was häufiger der Fall ist, freie Confortien von 2, 3, 4, 5 oder mehr Collegen, die mit Kaufleuten in Verbindung stehen oder treten, um deren Waaren auf die Lagerräume zu befördern und zugleich die Lagerräume zur Verfügung zu stellen; denn viele Kaufleute halten keine eigenen Speicherräume. Demnach ist der Quartiersmann ein selbständiger Gewerbtreibender, und wenn er Arbeiter beschäftigt, auch Arbeitgeber. Als Mittelsperson des Kaufmanns übernimmt er die Besorgung von Waaren in Speicher, wie auch die Aufbewahrung daselbst unter eigenem Risico.

Gegenüber den bisher besprochenen Arbeiterarten treten die Maschinisten auf den verschiedenen Hafendampfern an Zahl zurück, wogegen sie als Classe über ihnen stehen, weil sie gelernte Arbeiter sind und die Befähigung und Berechtigung zu ihrem Posten durch eine Prüfung und ein entsprechendes Patent (Zeugniß) erwerben müssen. Die Schleppdampfer für Seeschiffe, wie die kleineren für Schuten u. dgl., die Dampfbarkassen der Rhedereien und Fabriken, Werften, Speichergeschäfte, sowie der Hafen-, der Polizei- und der Zollbehörde, endlich die Fährdampfer im Hafen und auf der Alster haben zur Bedienung der Maschine je einen Maschinisten, der zugleich den Heizerdienst mit versieht. Nur auf größeren Fahrzeugen dieser Art und den unterelbischen und Harburger Dampfern ist ein besonderer Heizer erforderlich.

Endlich wäre noch der Seeleute zu gedenken, die man übrigens nie unter Hafenarbeitern mit begreift. Wenn ein Hamburger Seeschiff den hiesigen Hafen zur Ausreise verlassen will, so mustert es die nöthige Mannschaft an, was in der Weise zu geschehen pflegt, daß die betreffende Rhederei oder der Schiffscapitän sich an einen Vermittler, den Heuerbaas, wendet und von diesem die gewünschte Anzahl Matrosen u. s. w. zugewiesen erhält. Die Besatzung mustert dann bei der staatlichen Musterungsbehörde, dem Seemannsamte, für die bestimmte Fahrt officiell an, unter Mittheilung des Heuervertrages und Vorlegung der Seefahrtsbücher. Der Heuerbaas erhält von jedem Seemann, dem er eine Stelle vermittelt, nach genehmigtem Tarif eine Gebühr, der Mannschaft zahlt er ein Handgeld im voraus und ist der Rhederei gegenüber verpflichtet, die angemusterten Leute richtig zu stellen. Nach der Rückkehr des Schiffes mustert die Mannschaft wieder ab vor dem Seemannsamte. Die Heuer (der Lohn) wird nach Abzug des vorgeschossenen Handgeldes beim Seemannsamte oder vom Heuerbaas ausbezahlt, aber auch in letzterem Falle beim Seemannsamte verrechnet. Der Seemann logirt sich bei einem sogenannten Schlafbaas ein, wofern seine Familie nicht am Orte wohnt, und wartet nun auf eine neue Anheuerung. In vielen

Digitized by Google

Fällen gelingt ihm diese erst, nachdem er den letzten Groschen ausgegeben und womöglich schon Schulden gemacht und Vorschüsse genommen hat. Die Monatsheuer eines Matrosen beträgt gegenwärtig in Hamburg, wo sie am höchsten zu sein pflegt, neben freier Station 60 M.; die Kohlentrimmer erhalten 15—20 M. mehr. Obgleich das Gewerbe der Heuerbaase und das der Schlafbaase nicht mehr wie früher von derselben Person gleichzeitig betrieben werden darf, so dauern doch die Mißstände, die jenes Verbot herbeigeführt haben, in anderer Weise zum Theil noch fort, und nach wie vor heißt der Baas bei den Seeleuten Landhai. Allein es wäre durchaus unzutreffend, wollte man diese Verhältnisse verallgemeinern. Ein erheblicher Theil des Schiffahrtsverkehrs bewegt sich in regelmäßigen Touren und bei den meisten Schiffen dieser Art mustern fast alle Leute der Besatzung immer von neuem an, so daß sie thatsächlich wie eine ständige Mannschaft des Schiffes erscheinen. Trotzdem ist nicht zu leugnen, daß vieles in den Heuer-, Arbeits- und Lebensverhältnissen der Seeleute der Abhülfe und Besserung dringend bedarf.

In diesen kurzen Ausführungen konnten natürlich nur die Hauptzüge des Hafenarbeiterwesens wiedergegeben werden. Verschiedene Kategorien von Arbeitern, die ihre Thätigkeit auf und an den Schiffen ausüben, sind nicht einmal namhaft gemacht worden, so die Kohlenarbeiter der Kohlenimportgeschäfte, die Schiffsreiniger, Schiffsmaler (Anstreicher) und Kesselreiniger. Aber auch ein sehr berechtigter Wunsch des Lesers ist nicht befriedigt, nämlich der, wenigstens die Zahl der verschiedenartigen Hafenarbeiter und Seeleute zu erfahren. Genaue Angaben liegen darüber nicht vor. Am einfachsten und sichersten zu erreichen wären sie durch eine sorgfältige Umfrage bei allen in Betracht kommenden Arbeitgebern, in zweiter Linie auch durch Feststellung der in der Invaliditätsversicherung befindlichen Arbeiter, wobei jedoch die Gelegenheitsarbeiter, deren Versicherungskarten nicht von der amtlichen Hebestelle für die Invaliditäts- und Altersversicherung verwahrt werden, sondern in den Händen der Arbeiter sich befinden, ausfallen würden. Am nächsten liegt es ja aber, die Berufsstatistik zu befragen, zumal erst im vergangenen Jahre eine sehr specialisirte Zählung stattgefunden hat; doch leider versagt diese Quelle, weil bei der Bearbeitung des Aufnahmematerials in der Zergliederung der Berufe nicht weit genug gegangen und die Gruppenbildung zu sogenannten Berufsarten nach einer anderen Methode oder jedenfalls in anderer Weise erfolgt ist, als den oben geschilderten Arbeitsverhältnissen entspricht. An dieser Stelle kann die Frage nicht näher erörtert werden, es mag deßhalb genügen, hier mitzutheilen, daß für den 14. Juni 1895 in der Berufsart „Rhederei und Schiffsbefrachtung" für das ganze Reich nur 3160 und für den Hamburgischen Staat 936 erwerbsthätige Personen nachgewiesen werden, daß sich dagegen unter der Gruppe „Handelsgewerbe" die Stauer, Schauerleute, Taxatoren, Markthelfer, Wäger, Packer, Sackträger als Berufsart „Hülfsgewerbe des Handels" befinden. Für letzteres weist die Berufsstatistik im Reiche 32,018, im Hamburgischen Staate allein 10,676 (darunter 692 selbständige Bureauangestellte u. dergl.) männliche und weibliche Erwerbsthätige auf. Wenn nun auch genaue Ziffern nicht zu Gebote stehen, so kann man doch überzeugt sein, daß die von den socialdemokratischen Strikeführern behaupteten Zahlen zu hoch gegriffen sind.

Hamburg. Dr. W. Beukemann.

Mittheilungen und Nachrichten.

n/D. Das „Bismarck-Jahrbuch, herausgegeben von Horst Kohl", nimmt seinen ruhigen Fortgang; der dritte Band, diesmal nach und nach in Lieferungen veröffentlicht, liegt seit einiger Zeit vollendet vor (Berlin, bei O. Häring 1896). Er trägt einen vorwiegend historischen Charakter. Die Gedichte sind nun ganz verschwunden, der Literaturbericht nicht wieder aufgenommen; die Chronik vom 17. September 1895 bis zum 16. September 1896 hatte, verglichen mit der vorigen des Jubeljahrs, nicht viel zu verzeichnen, fast die wichtigsten Aeußerungen finden sich im Anhang, eingehüllt in das Redactionsgewand des „Hamburger Nachrichten". Dagegen nehmen beinahe die Hälfte des stattlichen Bandes Urkunden und Briefe — von und an Bismarck — aus den dreißiger bis siebziger Jahren ein, darunter wenig Unbedeutendes, viel Erhebliches, wie besonders die Correspondenz mit Roon. Der Herausgeber hat in der dauernden Beschäftigung mit dem einen großen Gegenstande Sicherheit in der Bestimmung der Zusammenhänge gewonnen, die er dem Leser zugute kommen läßt. Von einer planvollen Composition des Ganzen ist freilich nicht die Rede; es macht vielmehr den Eindruck einer auf jährliche Ziehungen vertheilten historischen Lotterie aus dem Bismarck-Archiv zu gemeinnützigen Zwecken. Die „Reden, Vorträge und Abhandlungen" zum Preise oder zum Verständniß des Helden — Abtheilung für Kärrner könnte man diesen Theil des Jahrbuchs nach Schillers Epigramm auf Kant überschreiben — enthalten neben Rhetorischem, dessen Schätzung der erste Reichskanzler selber seinen Deutschen abgewöhnt hat, auch einiges Sachliche: vor allem neue Nachweise wundervoll boshafter Kreuzzeitungs-Artikel aus der Feder des Hrn. v. Bismarck-Schönhausen, vom Herausgeber; sodann eine freimüthige Kritik der Emser Depesche vom Standpunkt des ehrlichen deutschen Gemüths durch den Oberlehrer Georg Rathlef in Dorpat vollzogen, dem Sinne nach etwa den bürgerlich-nationalen Betrachtungen weiland unsres lieben Gustav Freytag verwandt. Hr. Horst Kohl hat recht gethan, dies Stück wie den demokratischen Erguß eines Deutsch-Amerikaners trotz eigener abweichender Meinung aufzunehmen; der strenge Einklang seines monotheistischen Unternehmens kann durch eingestreute Dissonanzen von so leicht nullisirender Art nur gewinnen. — Von dem hingebenden Fleiße des Ebenmüher Bismarck-Philologen legt ein anderes, kurz zuvor erschienenes Werk weiteres Zeugniß ab: „Bismarcks Briefe an den General Leopold v. Gerlach, mit Genehmigung des Fürsten neu herausgegeben von Horst Kohl" (in gleichem Verlage 1896). Die Sünden der früheren, dilettantischen Ausgabe—Lücken, Lesefehler, Mangel an jeder verständigen Herrichtung — werden hier wieder gut gemacht; die Briefe an Gerlach, unschätzbar als ungebundener Ausdruck einer vom weltbewegenden Haudrin noch durch die Umstände zurückgehaltenen staatsmännischen Geistesart, liegen nun in reiner Gestalt vor unsern Augen. Schade nur, daß die Antworten Gerlachs nicht mit aufgenommen sind! Man vermißt den vollen Dialog mit einem närrischen Kanz von geschichtlicher Bedeutung, der nie solcher doch auch in diesem Verhältniß mehr als bloßer Vertrauter war.

* **München.** Der am 17. ds. Mts. hier im Alter von 76 Jahren verstorbene Geh. Rath Dr. Joseph v. Gerlach, seit 1852 über 40 Jahre lang Professor der Anatomie in Erlangen, seit 1883 correspondirendes Mitglied der mathemotisch-physikalischen Classe unserer Akademie der Wissenschaften, war geboren in Mainz und hat in Würzburg, München, Berlin, Wien, Paris und London seine Fachbildung empfangen. Er erwarb sich einen dauernden Namen als Erfinder dreier werthvoller Untersuchungsmethoden. Zunächst hat er, noch als praktischer Arzt in Mainz, ein Verfahren kennen gelehrt, um die feinsten Capillarblutgefäße sichtbar zu machen, nämlich durch Einspritzung einer Carmin-Ammonium-Gelatinmasse. Von erheblich größerer Bedeutung war die Einführung der Färbung mikroskopischer Präparate, für die er anfangs jenen oben genannten Farbstoff, später die Anilinfarbstoffe verwendete. Dieses Verfahren hat zahllose neue und äußerst wichtige Aufschlüsse über die Zusammensetzung des normalen Gewebes und namentlich seiner pathologischen Veränderungen gebracht und ist ein unentbehrliches Hülfsmittel für die Bakteriologie. Schließlich stammt von Gerlach die Photographie mikroskopischer Präparate, welche gerade auch in der bakteriologischen Forschung ihre größten Triumphe gefeiert hat.

* **Gießen.** Der außerordentliche Professor Sommer, Director der psychiatrischen Klinik, ist zum Ordinarius ernannt worden.

* **Berlin.** Nach einem vom preußischen Cultusminister ausgegangenen Entscheid hat der Bundesrath die Gleichstellung der Doctorpromotionen mit der Vorprüfung der Nahrungsmittel-Chemiker grundsätzlich abgelehnt. — Dem hiesigen Museum für Naturkunde sind am 8. Juli und am 29. August Sendungen zoologischer Gegenstände, die von dem Stationsleiter Grafen Zech zu Kete-Kratyi im Togo-Gebiet gesammelt worden sind, zugegangen. Den werthvollsten Theil der Sendung bilden die Vögel. Die Anzahl der bisher aus Togo bekannten Vogelarten wird durch sie um weitere 6 Species vermehrt, so daß die Gesammtzahl nunmehr 230 beträgt. In der ornithologischen Abtheilung des Museums für Naturkunde sind jetzt Vertreter sämmtlicher in den einzelnen Schutzgebieten nachgewiesener Vogelarten zusammengestellt. Die Reptilien enthielten einige seltene Funde der Gattung Rappia. Die Fische waren wegen ihrer Fundorte bemerkenswerth, die Krebsart neu für das Museum.

↗ **Budapest**, 18. Dec. Die „Affaire Kovács" beschäftigt noch immer unsre Universitätskreise und die oberste Unterrichtsverwaltung. Das Professorencollegium der medicinischen Facultät hat sich in mehreren Sitzungen mit dem Memorandum der Mediciner gegen Professor Kovács befaßt. Dieser wies in einer schriftlichen Vertheidigung die Beschuldigungen zurück und erklärte sich mit den Maßregeln nicht einverstanden, die aus Anlaß der Demonstrationen gegen die Mediciner ergriffen worden sind. Das Collegium verhandelte hierauf die einzelnen Beschwerdepunkte und constatirte, daß mit Ausnahme der auf die Rigorosen bezüglichen statistischen Daten die von den Medicinern gerügten Uebelstände wahrheitsgetreu geschildert worden seien. Nun wird der Universitätssenat über die Sache berathen, um dann die Angelegenheit sofort an das Unterrichtsministerium zu leiten. Dieses hat indessen bereits nach den bekannten Demonstrationen an den Rector einen Erlaß gerichtet, worin letzterer aufgefordert wird, über die gegen die Universitätsdisciplin verstoßenden bedauerlichen Ereignisse schleunig Bericht zu erstatten und eine strenge Untersuchung anzuordnen, falls dies noch nicht geschehen sein sollte. — Die ganze „Affaire" wirft auf die inneren Zustände in unserer hauptstädtischen Hochschule, namentlich im Schoße der medicinischen Facultät, kein günstiges Licht. Wie haben schon früher darauf hingewiesen, daß das Verhalten des Dekans und einzelner Professoren dieser Facultät den Demonstrationen der Studenten gegenüber fast als wohlwollend bezeichnet werden müsse. Man führt dieses Benehmen auf persönliche Animosität zurück. Nun constatirt das Professorencollegium überhaupt die Wahrheit der von den Medicinern erhobenen Klagen und Beschwerden, d. h. das Collegium bestätigt, daß einer der ordentlichen Professoren seit Decennien seine lehramtlichen Pflichten gar nicht oder nur höchst unvollkommen erfüllt habe. Woher kommt den Herren mit einemmale diese Erkenntniß? Man behauptet, sie hätten die Dinge schon längst gewußt, und zwar auch aus eigener Erfahrung. Ist es an dem, dann muß man die Mitglieder dieses Collegiums gleichfalls arger Pflichtversäumniß anklagen und insbesondere betonen, daß die jetzigen Decane ihres Amtes sehr nachlässig gewaltet haben. Denn wie wäre es wohl möglich gewesen, daß, wie behauptet wird, Professor Kovács seit seiner Ernennung im Jahre 1868 bis heute kein einziges ordentliches Colleg gelesen habe? — Die peinliche Angelegenheit dürfte leider noch nicht so bald zur Ruhe kommen, da dem Vernehmen nach Prof. Dr. Kovács die Vertheidigung seiner Sache vor der Oeffentlichkeit fortsetzen will. Es sollen da „picante" Enthüllungen über Personen und Verhältnisse an der hiesigen medicinischen Facultät in Aussicht stehen.

* **London.** Der Rath der „Royal Geographical Society" beschloß, Dr. Nansen für seine Polarexpedition eine besondere goldene Medaille zu verleihen. Dieselbe Medaille in Silber erhalten Nansens wissenschaftliche Begleiter: Captain Sverdrup, Lieutenant Scott-Hansen, Lieutenant Johannsen und Dr. Blessing; in Bronze wird sie den übrigen acht Mitgliedern der Expedition zugestellt. Die Uebergabe der Medaille wird im Anfang Februar stattfinden.

* **Paris.** Der Académie des sciences hat M. Bouchard interessante Aufnahmen mittelst Röntgen-Strahlen vorgelegt, die eine neue Verwendung dieser Art Photographie für die Medicin ergeben. Eine Anzahl der Bilder gibt ein vorzügliches Bild einer pleuritischen Ausschwitzung in den verschiedenen Stadien der Resorption der Flüssigkeit. Das eine der Bilder ermöglicht zu constatiren, daß eine Lunge von einer Verdichtung betroffen ist. Eine andere Bilderreihe gibt Darstellungen aus dem Brustinnern zahlreicher Personen, die an Lungentuberculose leiden. Ein Bild gibt zwei Cavernen, die durch die Auscultation des Kranken festgestellt waren, in „ganz wunderbarer Weise" wieder. Andere Verletzungen sind nicht minder deutlich. Die Photographie kann also künftig als Controle der Auscultation und der Percussion bei Brustkrankheiten, Lungentuberculose und wahrscheinlich auch der Lungenentzündung im Falle der Hepatisation der Lunge verwendet werden.

* **Athen.** Die Sitzungen des Deutschen archäologischen Instituts wurden am 9. December feierlich eröffnet. Professor Dr. W. Doerpfeld erstattete den Jahresbericht und beklagte den Verlust von Koel Humann, Ernst Curtius, Ferdinand Dümmler. Dann machte er auf die Veröffentlichungen des Instituts aufmerksam, unter denen die vornehmste Stelle das von ihm und den Innsbrucker Professor Emil Reisch herausgegebene Buch über das Griechische Theater einnimmt. Sodann berichtete der Director der englischen Schule Cecil Smith über eine in Pateas befindliche schöne Athenastatue. Den Haupttheil der Sitzung füllte ein Vortrag des zweiten Secretärs Dr. Paul Wolters aus, der über die Ausgrabungen sprach, die im vergangenen Sommer Dr. F. Hiller v. Gärtringen auf der Insel Thera auf eigene Kosten unternommen hat.

Prompte Lieferung aller Bücher durch H. O. Sperling, Buchhandlung in Stuttgart. Größere Werke gegen bequeme Theilzahlungen. Kataloge gratis. Hauptvertriebsstelle von Meyers Konversations-Lexikon.

Verlag von F. E. C. Leuckart in Leipzig.

Fünf starke Bände gr. 8°.
Geheftet ℳ 63 n.
geb. ℳ 73
netto

A. W. Ambros' Geschichte der Musik.
Mit zahlreichen Notenbeispielen und Musikbeilagen.

Hieran reiht sich:
Wilh. Langhans' Geschichte der Musik
des 17., 18. und 19. Jahrhunderts
in chronologischem Anschlusse an die Musikgeschichte von A. W. Ambros.
Vollständig in zwei starken Bänden gr. 8°.
Geheftet ℳ 20 netto, gebunden ℳ 24 netto.

Soeben wurde vollständig:

H. von Helmholtz,
Handbuch der physiologischen Optik.
Zweite, umgearbeitete Auflage.
XIX und 1395 Seiten gr. 8°. Mit 254 Abbildungen im Text, einer farbigen und sieben Schwarzdruck-Tafeln.
Preis M. 51.—, gebunden M. 54.—
Ausführlicher Prospekt mit Vorreden und Inhaltsverzeichnis steht unentgeltlich und portofrei zu Diensten. (15381)

Verlag von **Leopold Voss** in Hamburg, Hohe Bleichen 34.

C. C. Buchner Verlag (Rudolf Koch) in Bamberg.
Zu Festgeschenken geeignete mundartliche Dichtungen.
Wilhelm Zipperer, Gedichte in obeebayerischer Mundart.
9 Bogen. 8°. Kart. M. 2.80. Eleg. gebunden M. 3.50.
Aloys Dreyer, Fürs G'müat. Gedichte in altbayerischer Mundart. 5 Bogen. 8°. Kart. M. 1.50. Eleg. gebunden M. 2.—
E. v. S(artor), Lust's a wen'g. Gedichte in oberbayerischer Mundart. 7 Bogen. 8°. Kart. M. 2.20. Eleg. gebunden M. 2.90.
Joseph Schlicht, Altheimlond. Ein zweites Bayernbuch.
13 Bogen. 8°. Kart. M. 2.50. Eleg. gebunden M. 3.—

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keit in München.

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 22. December. Nummer 296.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Naumann. Von Julius Schiller. — Sage und Brauch der Chin. II. Von Kurt Klemm. — Mittheilungen und Nachrichten.

Naumann. [1])

Von Julius Schiller in Nürnberg.

Naumann bedeutet für sich seit geraumer Zeit ein besonderes Programm. Die christlich-sociale Bewegung ist in den letzten Monaten in eine neue Phase eingetreten. Wenn nicht alles täuscht, kommt sie aus der Gährung in eine gewisse Klärung. Das war nothwendig. Sonst wäre für ihren Bestand zu fürchten gewesen. Wenn sonst Stagnation ein gefährliches Ding ist: wer es mit den Christlich-Socialen gut meint, möchte ihnen ein Stück davon wünschen. Politische Strömungen pflegen sich nur dann in gedeihlicher Weise zu entwickeln, wenn sie eine stetige, allmählich sich steigernde Entfaltung durchmachen. Bei unsern Socialen war bisher zu viel Wechsel, Hast und Unruhe. Es war, als ob die Nervosität unsres Geschlechts, die Zeitkrankheit, auch hier sich wiederspiegelte. Wir haben nichts gegen die Umänderung der „Christlich-Socialen" in „National-Sociale", um so weniger, als der religiöse Factor in seinem Werth für die Gesammtsache erkannt und beibehalten worden ist. Möglich, daß die Lossagung von den älteren Christlich-Socialen der neuen Partei zugute kommt. Sie hat nahezu sämmtliche hervorragende Kämpen mit herübergenommen. Aber fraglich erscheint es uns, ob es für sie angeht, als lose Vereinigung fortzubestehen, die ihre Anhänger in allen bestehenden Parteien sucht, statt sich zu einer politischen Partei auszugestalten.

Man mag über die christlich-sociale Bewegung denken was man will, das eine wird jeder ihr zugestehen: sie hat reine Hände, und das ist heutzutage schon etwas werth. Der ideale Zug, welcher durch die Reihen ihrer Anhänger geht, ihre Selbstverleugnung, ihr Opfermuth, ihre Begeisterungsfähigkeit, das alles muß in unserm realistischen, übernüchternen Zeitalter durchaus sympathisch berühren. Ohne wahre Begeisterung ist in der Welt noch niemals etwas Rechtes ausgerichtet worden. Es hat einer gesagt: wäre diese Bewegung so klar wie rein, sie würde die Welt erobern. Ohne mit dem Antisemitismus oder mit andern Parteirichtungen sich etwas zu schaffen zu machen, ohne nach links oder rechts zu schielen, tritt sie aus echter Religiosität als christlich-sociale, und aus echter Humanität als ethisch-sociale Bewegung auf. Schon aus diesem Grunde verdient sie die Theilnahme der öffentlichen Meinung. Kann man sich auch nicht dazu verstehen, sich ihr anzuschließen, so wird man doch verlangen dürfen, daß man sie gewähren lasse. Eine andere Frage ist es, ob ihre Stärke, der Idealismus, nicht zur Schwäche werden wird. Ob es den National-Socialen jemals gelingen wird, den socialdemokratischen Arbeitern ihre staats- und reichsfeindliche Gesinnung abzureiben, ob sich aus ihrem Programm etwas Greifbares herausentwickeln wird: das alles läßt sich heute nicht bestimmen. Aber man hat doch wenigstens jetzt einsehen gelernt, daß die Kirche in die Regelung der socialen Verhältnisse nicht unmittelbar eingreifen darf, und daß der Geistliche von Amtswegen an der socialen Bewegung sich nicht zu betheiligen hat. Kann es Naumann über sich bringen, nur einen Schritt noch weiter zu gehen, dann können wir ihm die Hand reichen über den Satz: die Lösung der so schweren volkswirthschaftlichen Probleme kann nur durch den religiösen Einfluß des Christenthums erreicht werden. Dann ist die Brücke gefunden und keine Kluft trennt uns mehr von dem Feldherrn und seinen Truppen.

Noch sind wir nicht so weit. Davon konnten wir uns auch durch die Lectüre des zweiten Heftes der gesammelten Aufsätze Naumanns (Was heißt christlich-social? Leipzig. Böhme 1896. 122 Seiten) überzeugen. Die Auslese ist auch hier vorzüglich und das Lesen ein Genuß, keine Plage.

Zuerst spricht der Verfasser von den evangelisch-socialen Congressen. Sie wollen nicht Tagespolitik treiben, sondern nur die Aufgaben ihrer kirchlichen Position in dem Gewoge der heutigen Zeit principiell feststellen. Es spiegelt sich in ihnen ein Stück Zeitgeschichte eigenartigsten Charakters. Die Congresse haben eine religiöse und eine socialpolitische Bedeutung. Die evangelischen Grundgedanken werden aufs neue hervorgeholt. Das Christenthum wird mehr und mehr als die Kraft des Lebens erkannt, die von Christo ausgeht. Es ist nicht Tradition, nicht Formel, sondern Seelenbewegung, deren Charakter eine Erneuerung des individuellen und socialen Innenlebens ist durch den Glauben, wie er aus der Person Jesu herausfließt. Die verschiedenen Theologien haben sich zur Erörterung der socialen Noth geeinigt. Die Pfingsttage von 1890 bilden einen Denkstein in der Geschichte des evangelischen Deutschlands. Von den Congressen geht eine Luft des geeinten Wollens aus, wie wir sie auf kirchlichem Gebiet vorher nicht geathmet haben. Der Theologenstreit ist in den Hintergrund gerückt vor dem Bewußtsein praktischer Pflicht. Aber auch nach der Seite des Wirthschaftslebens haben die Congresse ihre Bedeutung. Es gibt wirthschaftliche Forderungen, die aus dem Wesen des Christenthums heraus begründet oder abgelehnt werden können. Hat man früher über die Erkennbarkeit des Uebersinnlichen debattirt, so in der jetzigen Zeit socialer Massenerscheinungen über die rechte Form der Christenliebe. Theologische Theorie und christliche Volksarbeit verbrüdern sich. Das ist ein Fortschritt. So kommt wieder Lebenssaft, Ziel, Muth, Begeisterung in die religiösen Berathungen. Die theologische Jugend fühlt den Frühlingswind. Von ihr wird der neue Geist in die Gemeinden hineingetragen. Alter treuer Glaube eint sich mit frischem Streben. Bloße Theologenarbeit ohne einen starken Beisatz volkswirthschaftlichen Studiums wird immer in den Wolken hängen bleiben. Der Congreß hat auch verschiedene Einrichtungen ins Leben gerufen, so den socialen

[1]) Vgl. Beil. Nr. 160 vom 13. Juli d. J.

Informationscurs; er pflegt die Verbindung mit den evangelischen Arbeitervereinen, er schenkt der Frauenfrage wie der Schulfrage lebendige Aufmerksamkeit. So mehren sich die Ziele und die Kräfte, und während in unsern Tagen so viel Zerfahrenheit und Mattigkeit zu finden ist, bleibt seine Losung Carlyle's Wort: „Arbeiten und nicht verzweifeln!“

In einem zweiten Artikel rechnet Naumann mit Herrn v. Stumm ab. Niemand wird sich wundern, wenn er mit diesem scharf ins Gericht geht. Aber er hält sich von allen Beleidigungen fern und bleibt ebenso maßvoll im Vertheidigen wie im Angriffe. So sagt er u. a.: Gewiß hat Stumm manche recht wohlthuende Züge, aber seine Gedanken über die Einrichtung des Volkes und über die Freiheit der Arbeiter sind werth, daß sie in den Hochofen kommen. Man kann im einzelnen sehr wohlthätig und dabei im ganzen sehr hart, man kann im Geschäft sehr verständig und in Beurtheilung des Volksgeistes recht kurzsichtig sein. Stumm thut viel für seine Arbeiter, er ist ein sehr kluger Großindustrieller; aber dort, wo das Geschäft und die Wohlthätigkeit nicht mehr hinreicht, da beginnt das Gebiet, auf dem er sterblich ist. Er ist voll elektrischer Funken; wer die Batterie anrührt, der fühlt die Höhe der Spannung. Da es nicht wahrscheinlich ist, daß Stumm und seine Freunde freiwillig die Organisation der Arbeiter fördern werden, bleibt uns nichts anderes übrig, als sie zu ertrotzen und zu erzwingen. Mag man vor uns Thomas Münzer an die Wand malen: Münzer war ein wirrer Kopf und hat viel Unglück gestiftet, aber wenn ich nur die Wahl hätte, ob ich Thomas oder Alba sein wollte, so wäre ich lieber Thomas. Münzer irrte, weil er die vorhandenen Verhältnisse unterschätzte, Alba irrte, weil er die Menschen verachtete.

Ist es auch nichts wesentlich Neues, was Naumann in einem dritten Aufsatz über „Fürst Bismarck“ bringt, so können wir es uns doch nicht versagen, einige Sätze daraus zu citiren: Die Vertreter des deutschen Volkes dachten (bei der Verweigerung der Gratulation zu des Fürsten achtzigstem Geburtstag) an ihre Parteiangelegenheiten, an ihre eigenen früheren Schmerzen, und so versagten sie dem Staatsmann die Ehre des Grußes, der ihnen erst den Reichstag möglich gemacht hat. Sie waren kleinlich, sie handelten ärmlich. Bismarck brach mit der politischen Phrase und betrieb Politik der Thatsachen, er frug nichts nach Naturrecht oder System, sondern er war Praktiker, Gegenwartsmensch, ein Mann, dem die bloße Philosophie wenig galt, ein Geist voll von Wirklichkeiten und wirklichen Möglichkeiten. Gerade für die Behandlung socialer Schwierigkeiten ist der Sinn für das Wirkliche und Mögliche unentbehrlich. Auch hier müssen wir aus den allgemeinen Redewendungen heraus. Wie Bismarck die Nationalfrage handgreiflich angefaßt hat, so muß der zukünftige Staatsmann die Capitalfrage angreifen. Bismarck gab das allgemeine Wahlrecht. Dieses war die Vorbedingung des Socialismus. Bismarck ist der Beschützer der Gewerbefreiheit. Er ist der Mann, der von den Franzosen fünf Milliarden verlangt hat. Unter ihm wuchs das Nationalvermögen und zugleich der Mangel an regelmäßiger Arbeit innerhalb der Nation. Er war der Führer bei der Rückkehr vom Freihandel zur nationalen Zollwirthschaft. Er ist der geistige Vater der Socialreform des Deutschen Reiches. Aber seine größten Leistungen liegen auf dem Gebiet der äußeren Politik. Hier ist er ein Meister gewesen, dem kaum einer gleicht. Sein Verdienst ist es, daß die Zeit der Schmach für Deutschland vorbeiging, daß dieses eine maßgebende Stimme auf der Erdkugel bekam. Wer dauerhafte Socialreform treiben will, muß sein Vaterland zuerst nach außen gesichert wissen. Mit schönen Träumen aber sichert man es nicht, sondern nur mit Opfern und schweren Rüstungen. Bismarck ist es endlich gewesen, der das Wort „praktisches Christenthum“ in die Politik eingeführt hat. Er hat das Christenthum über den Standpunkt der bloßen Almosenliebe emporzuheben gesucht. Mit dem Gewohnheitschristenthum ist heute nichts gedient, wir brauchen heiliges, glühendes Feuer von Gerechtigkeit und Brüderlichkeit.

Bei der Besprechung der Verdienste Stöckers (4. Aufsatz) um die christlich-sociale Sache quillt Naumanns Herz über von Dankbarkeit und Pietät. Stöcker ist und bleibt ihm der Vater der christlich-socialen Bewegung. Von ihm ist zuerst der Eifer und die Begeisterung zu dem neuen Werk geweckt worden. Er hat dem Worte „christlich-social“ zuerst freie Bahn gemacht, er hat zuerst von den großen socialen Aufgaben des evangelischen Christenthums in öffentlichem Kampf geredet — als wir jung waren und eben die Augen öffneten für das politische Leben, da stand er vor uns mit den Idealen, die uns immer treu sein werden, Vaterlandsliebe und Evangelium, und er trug diese Ideale in die großstädtische Masse. Stöcker hat in kirchlichen Kreisen die Rinde gebrochen, hat schlummernde Gedanken frei gemacht und schlafende Gewissen geweckt. Er gab die Losung aus von der christlichen Eroberung der Großstädte und glaubte an das Ende des Materialismus, als dieser noch in voller Blüthe stand. Er erkannte in den Socialdemokraten trotz aller Irrthümer und trotz der wilden Agitationsweise jener Jahre deutsche Brüder, denen man die Hand reichen müsse. Mit Stöckers erstem Auftreten beginnt eine Wendung in unserm Volksleben.

Eine Fülle zutreffender Bemerkungen findet sich in Naumanns „Gedanken zum christlich-socialen Programm“ (5. Artikel), welche er im Juni 1895 dem evangelisch-socialen Congreß gewidmet hat. Hier sind seine Themata: Jesus Christus, der Materialismus, das System der Volkswirthschaft, die Wissenschaft, die wachsende Ansammlung des Capitals in wenig Händen, die Staatsbetriebe, Zinsgenuß ohne Leistung, der Bodenbesitz auf dem Lande, die Steuergesetzgebung, der Zusammenschluß der einzelnen Berufsgruppen, die Arbeiter im Großbetrieb, der gewerbliche Kleinbetrieb, die Berufsgemeinschaft, die Unterstützung durch öffentliche oder private Wohlthätigkeit, die Arbeitslosigkeit. Naumann stellt die Forderung auf, daß die Monarchie die Führung einer ernsthaften Socialreform übernehme und daß die socialreformerische Strömung zu selbständiger parlamentarischer Vertretung gelange. Seine Bemerkungen wollen kein eigentlicher Programmentwurf sein, wohl aber die Grundlage zu einem solchen bilden.

Nach einem weiteren Essay über „conservatives Christenthum“ (6. Aufsatz), in welchem es an interessanten geschichtlichen Rückblicken nicht fehlt, folgt eine längere Betrachtung über das „socialdemokratische Landprogramm“ vom Sommer 1895, und zwar: 1. vom Standpunkt der deutschen Nationalität; 2. von dem des Staatsgedankens. Die Socialdemokraten haben in ihrem „Agrarprogramm“ ganz den Staatsbegriff der Staatssocialisten. Mag der heutige Staat noch so schlecht sein, er ist doch wenigstens eine leistungsfähige Größe, ein Körper, der schwere Aufgaben bewältigen kann; 3. vom Standpunkt der politischen Weckung des Landvolks. Bauernbund, Antisemitismus und Socialdemokratie rufen gemeinsam: Steh' auf! steh' auf! steh' auf! So wird die Herrschaft der gnädigen Herren auf politischem Gebiete wohl bald brechen. Aber niemand kann sagen, wer das Erbe antreten wird. Zum Landbau gehört nicht nur Capital und Arbeitskraft, sondern vor allem auch die persönliche Liebe zum Boden, das Eigeninteresse. Warum? Weil der Landwirth mit dem Wetter rechnet und lebendiges Gewächs und lebendige Thiere pflegen muß. Er steht nicht in Sälen, in denen Sonnen- und Regentage keinen Ein-

Digitized by Google

fluß haben, und er hat nicht todtes Garn oder Metall vor sich, sondern Pflanzen und Thiere, die in dem Grade gedeihen, als sie eine glückliche, persönliche Hand über sich fühlen. Der Landmann bei uns kann nicht nach einer feststehenden Fabrikordnung arbeiten, er muß sein Leben und das Leben des Bodens eng vereinigt wissen. Darum ist ihm der große Mechanismus der Vergesellschaftung kein natürliches Ideal. Der Handel mit den landwirthschaftlichen Erzeugnissen mag vergesellschaftet werden, der Landbau selber hat andere Ziele. Landarbeiter und überzählige Bauernsöhne haben „Landhunger", sie wollen ein Stück Erde, das ihnen gehört. Dieses Stück wollen sie lieben und pflegen, in dessen Furchen wollen sie ihren Schweiß tropfen lassen, auf diesem Stück wollen sie vom Morgengrauen bis in die sinkende Nacht stehen mit einem Gaul, der ihnen vertraut ist wie ein Familiengenosse, weil er ihr eigen ist. Ein Landvolk, das eigenen Boden bearbeiten kann, wird von unendlicher Kraft und Widerstandsfähigkeit sein. An diesen Naturtrieb müßte das Agrarprogramm anknüpfen; dem letzteren fehlt die Gesammtauffassung, der einheitliche Geist, die tiefere Wahrheit, die unmittelbar Seelen gewinnt, eben weil sie den Dingen selbst entspricht. Wenn das Schiff des armen Landvolks der Zukunft entgegenfahren will, wird es einen Mann im Mastkorb brauchen, der in die Nacht hineinruft, wie jener Matrose des Columbus: Land, Land, Land! 4. vom Standpunkt der Geschichte. Der Wald, frei wie die Luft, die Weide für alles Vieh, die Jagd für jeden, den die Fische, die Hirsche und die Gemsen locken! So hat ehemals der Bauernkrieg begonnen. Man sieht: die bloße, moderne Verstandesaufklärung reicht nicht aus, man braucht alte, ererbte, tief eingewurzelte Volksgedanken, wenn man an den Bauern heran will. Eine Partei, welche sich als Erbin der Forderungen von 1525 hinstellt, gibt damit zu, daß alle geschichtliche Entwicklung schrittweis sich vollzieht und unvollkommen den Wünschen der Menschen genügt; 5. vom Standpunkt des Betriebsfortschrittes. Hier gibt Naumann seine vorzügliche Kenntniß der Bauernnatur und Bauernart zum besten; er hat, wie kaum ein anderer, in der Tiefe der Bauernseele gelesen. Mit der Befürwortung der Genossenschaften beginnen für ihn erst die Punkte des Agrarprogramms, von denen er einen wirklichen Nutzen für weitere Kreise erwartet. Alles andere ist dem gegenüber Kleinkram; 6. vom Standpunkt des Kampfes gegen den Capitalismus. Naumann verlangt Verstaatlichung der Hypothekenbanken, Verbot des Privatgeschäfts in Hypotheken, Feststellung einer Verschuldungsgrenze und Umwandlung der Hypothekenzinsen in Amortisationen. Damit werden zwar nicht alle Nöthe der Zinspflicht des Volkes beseitigt, aber es wird doch ein wesentlicher Schritt zur Regelung dieses Gebietes gethan sein; 7. vom Standpunkt der Königstreue. Die Socialdemokratie wird nicht so leichter Hand unserm Volk, das so lange auf das Kaiserthum gehofft hat, den Kaiser nehmen. Wir wollen keine Wirthschaftsgesetze um den Preis eines königlichen Hauptes einhandeln. So wenig wir unsern Glauben an den Atheismus verloren geben, so wenig vertauschen wir unsre Königstreue mit einem kraft- und geschichtslosen Republicanismus. Aber wir verhehlen nicht, daß das Wahlrecht zahlreicher deutscher Landtage und fast aller deutschen Stadtvertretungen das Gebiet ist, wo die Stimme der Nichtbesitzenden stärker werden muß.

Der Schlußaufsatz (Nr. 8): „Die geächteten Pastoren", wehrt energisch den Angriff der conservativen Partei ab, welche die christlich-socialen Geistlichen auf das „äußerste und mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln" bekämpfen will. Mögen einzelne von uns in diesem Kampfe untergehen, die Bewegung selber geht ihren Gang weiter. Alle geschichtlichen Anzeichen deuten darauf hin, daß der christliche Socialismus kommt. Er kommt — und glücklich die, welche ihm in seiner ersten Jugend dienen dürfen! —

Naumann gehört unstreitig zu den bedeutendsten Bahnbrechern in der evangelisch-socialen Bewegung. Was er schreibt und spricht, das ist fesselnd und überzeugend. Er ist ein genialer Denker, ein großes Herz, ein bedeutender Schriftsteller, nur als Politiker zuweilen von allzu idealem Flug. Seine originelle Art, sein frisches Temperament, sein nobler Charakter, seine maßvolle Polemik haben ihm bisher schon viele Freunde zugeführt. Wandelt er auf dem bisherigen Wege fort, so kann es nicht fehlen, daß den Schaaren seiner alten Anhänger viele neue sich zugesellen. Seine Aufsätze regen, wie wenig andere, zum christlich-socialen Denken und Handeln an. Können wir uns auch nicht mit allem einverstanden erklären, so möchten wir ihm doch gern im Geiste die Hand reichen über dem Fichte-Wort: „Das Christenthum trägt in seinem Schoße eine Kraft der Erneuerung, die man nicht ahnt. Bis jetzt hat es nur auf die Individuen und durch sie indirect auf den Staat gewirkt. Aber der Gläubige oder Denker, welcher die innere Wirkung desselben schätzen kann, wird zugeben, daß es eines Tages die innere und organisatorische Kraft der Gesellschaft sein wird, und dann wird es sich auf Erden in der ganzen Tiefe seiner Ideen und in der ganzen Fülle seiner Segnungen erheben."

Sage und Brauch der Chin.

Mitgetheilt von Kurt Klemm.

II.

Das schon mehrfach erwähnte Getränk der Chin ist ein gegohrener Reistrank, eine Art Bier, wie es die meisten Bergstämme von Asam und Barma brauen. Die Erfindung dieses Götter und Menschen stärkenden Trankes, welcher den Geschmack von Hli's Milch besitzt, ist auch durch jene Stammmutter des Menschengeschlechts veranlaßt worden.

Während der Kindheit ihres zahlreichen Nachwuchses legte nämlich Hli einen Weiher für die Milch an, mit der sie ihre Kinder aufzog. Als der Weiher ausgetrocknet war, wuchsen darin Reis, Pfeffer, eine Riesenbohne, Knoblauch und noch einige andere Pflanzen.

Nun lebte nicht weit von jenem Weiher ein Stachelschwein. Das trank von der Milch und infolge davon wuchsen ihm nicht Haare wie anderen Thieren, sondern Stacheln. Als die Muttermilch im Weiher eingetrocknet war, fürchteten die Chin, sie würden die Kraft verlieren, welche ihnen die Milch gegeben hatte. Um dies zu verhindern, bereiteten sie aus den Pflanzen im Weiher ein Gebräu, welches der Milch entsprechen sollte, die früher darin enthalten war. Das Ergebniß war das Reisbier, Yu oder Khaung, für dessen Bereitung Browne das orthodoxe Recept gibt.

Die Abgeschlossenheit der einzelnen Stämme veranlaßte eine große Mannichfaltigkeit der Dialekte, deren Entstehung das Volk durch eine an den Thurmbau zu Babel erinnernde Erzählung zu erklären sucht. Der Bericht lautet:

„Vor vielen Jahren, als die Torr, deren Hauptdorf Natvan war, noch mächtig waren, wurden sie stolz und übermüthig. Endlich schwoll ihr Stolz so an, daß sie sich vermaßen, in das Land der himmlischen Geister einzufallen. So bauten sie denn einen hölzernen Thurm aus Getreidemörsern (massiven Holzblöcken von drei und vier Fuß Höhe und etwa zwei und einem halben Fuß Durchmesser). Schon hatte der Thurm eine beträchtliche Höhe erreicht, da sandten die über den Uebermuth erzürnten Himmlischen einen gewaltigen Sturm, der den Thurm umstürzte. Als dies geschah, befand sich eine große Menge Volkes auf dem

Thurm. Seine Höhe war aber so gewaltig, daß bei seinem Fall nach Norden jene Leute in das Land kamen, welches jetzt den Taute gehört. Da sie nicht imstande waren, ihren Weg über die vielen Berge und Flüsse nach der Heimath zu finden, blieben sie dort und bauten Dörfer. Von ihnen stammen die gegenwärtigen Taute.

Seit jener Zeit aber nahm Muth, Macht und Einfluß der Torr ab, und allmählich sanken sie so tief herab, daß ihr Name bei den Chin sprichwörtlich geworden ist."

Die Entstehung der Sonnen- und Mondfinsternisse sucht folgende Sage zu erklären:

„Einmal wollte sich die Tochter der Sonne verheirathen, da veranstaltete ihr Vater ein großes Fest. Nun hatte er aber nicht genug Wildpret und auch keinen Jagdhund. Deßhalb ging er zu einem Chinesen und lieh sich seinen Hund. Mit diesem ging er in den Wald, und als er noch nicht weit gegangen war, traf er eine giftige Schlange. Ohne sich zu besinnen, hetzte er den Hund auf die Schlange. Dieser tödtete zwar das Ungeheuer, mußte aber infolge der erhaltenen Bisse ebenfalls sterben. Die Sonne ging nun heim und entschädigte den Chinesen für den Verlust des Hundes.

Nun waren zu jener Zeit sieben Brüder, welche von der Jagd lebten. Eines Tages schickten sie den jüngsten auf die Jagd, aber er brachte nur den todten Hund des Chinesen heim, den er im Walde gefunden hatte. Die Brüder waren darüber ärgerlich, und als sie am nächsten Tage auf die Jagd gingen, befahlen sie ihm, zu Hause zu bleiben und den Hund zu braten.[1]) Zufällig legte er in den Kochtopf ein Kraut, welches denjenigen unsterblich macht, der davon ißt.[2]) Sobald nun der Geschmack des Krautes in den Rachen des Hundes kam, wurde er lebendig und sprang aus dem Topf. Als er sich dann auf sein früheres Leben besann, fiel ihm ein, daß die Sonne an seinem Tode schuld sei. Infolge dessen wurde er von Groll gegen die Sonne und ihren Bruder Mond erfaßt und verfolgt sie seitdem beständig.

So sagen noch heute bei einer Sonnen- oder Mondfinsterniß die Chin: ‚Der Hund beißt sie'."

Im Stamme der Lai herrscht der Glaube, die gegenwärtige Besetzung der Chinberge seitens der Engländer sei schon vor vielen Generationen vorausgesagt worden. Jene Sage berichtet:

„Vor vielen vielen Jahren, so vielen, daß die Finger an den Händen und die Zehen an den Füßen nicht hinreichen, um die Generationen zu zählen, welche seitdem dahingegangen sind, zog ein Adeliger von Haka, mit Namen Taulaseo von dem Geschlecht der Shante, aus, wie es zu jener Zeit Brauch war, wenn das fruchtbare Mutterdorf überfüllt war, und gründete ein Dorf auf der Stätte des lange Zeit verlassenen, jetzt aber wieder angebauten Dorfes Salen oder Sanker. Eines Tages ging Taulaseo von Salen nach Rawvan, um den fälligen Tribut von jenem Dorfe einzuziehen. Nachdem er das ihm Zukommende eingesammelt und einige Tage im Dorfe gerastet hatte, brach er wieder nach Salen auf. Der Weg führte bei Yokwa vorbei, wo die Einwohner gerade damit beschäftigt waren, einen neuen Zugang zu ihrem Dorfe auszugraben.[3]) Da er durstig war, bat er um einen Schluck Bier, aber sie behandelten ihn unhöflich und gaben ihm nur Wasser. Darüber gerieth er in heftigen Zorn, ergriff eine der Hacken, mit denen sie gruben, schlug sie in den Boden und rief aus: „Ist das die Art, wie man einen Haka behandelt, wie man einen Häuptling unter den Häuptlingen, einen Shante[1]) behandelt? Seht zu! So gewiß, wie ich diese Hacke in euren Boden geschlagen habe, so will ich ihn in Besitz nehmen. Euer Dorf werde ich zerstören, eure Männer und Frauen erschlagen, damit sie mir als Sklaven in jener Welt dienen müssen, und eure Söhne und Töchter werde ich als meine Sklaven in dieser Welt fortschleppen." Dann ging er nach seinem Dorfe zurück. Von da wanderte er viele Tage nach Westen an den Strand des großen Meeres, wo ein mächtiges Volk wohnte, dessen Beistand er erbat.

Nach langer Abwesenheit kehrte er mit einem gewaltigen Heere Fremder zurück, die mit Flinten und Kanonen bewaffnet waren und Stiefeln an den Füßen trugen. Mit diesem Heer rückte er auf Yokwa. Jedoch die Bewohner von Yokwa hatten die Umgebung ihres Dorfes mit Mais bestreut, so daß die Fremden mit ihren Stiefeln beim Angriff ausrutschten. Im Falle rollten sie den abschüssigen Hügel herab auf die Nachfolgenden und so gerieth die ganze Armee in Unordnung. Darauf fielen die Yokwa mit Schwert, Speer und Hacke, derselben Hacke, mit der ihnen der stolze Häuptling gedroht hatte, über den Feind her. So vollständig war die Niederlage, daß das fremde Heer sich eiligst zurückzog.

Die Orte, an denen es Halt machte, um eine Mahlzeit einzunehmen, verwandelten sich in Stein und werden „Vailungpa" genannt; es sind dies große, flache Steine, wie man sonst nirgends im Gebirge findet. Auch eine ihrer Kanonen, die sie nicht mitnehmen konnten, ließen die Fremden zu Hleupe zurück und dort blieb sie, bis sie allmählich in Stücke ging und ihr Metall zur Anfertigung von Kugeln und Speerspitzen verwendet wurde. Endlich kam die retirirende Armee bei Shurngen an und da sie ermüdet war und nichts zu essen hatte, machte sie Halt, um sich auszuruhen und Getreide zu säen. Sie blieben bei Shurngen und bauten sich in einiger Entfernung von dem Chindorf ein eigenes Dorf. Bald verkehrten sie freundschaftlich mit den Chinleuten, und da ihnen der Ort gefiel, blieben sie neun Jahre daselbst. Nach Verlauf dieser Zeit rief der Führer der Fremden die Bewohner des Dorfes zusammen und theilte ihnen mit, er habe die Absicht, wegzuziehen. Er fügte hinzu, in ihrem Dorf befinde sich ein Mädchen, welches ihm nach seinem Weggange ein Kind gebären werde und bat, sie zu ihm zu bringen, damit er ihr Gaben und Geschenke für ihr Kind überreichen könne. Dieses Kind werde aber ein Sohn sein. Und wenn diese Angelegenheit geordnet sei, möchten sie ihm Abschiedsgeschenke, nämlich Wasser und Korn, spenden.

Die Häupter von Shurngen forschten nach, aber sie konnten kein Mädchen finden, welches der Beschreibung des Fremden entsprach. Da sagte jener, er besitze ein Horoskop, welches ihm ein weiser Astrolog gegeben habe, und mit Hülfe desselben würde er die Rechte ausfindig machen, obgleich er das Mädchen nie gesehen, noch mit ihr Umgang gehabt habe. So wurde ihm ein Mädchen nach dem anderen zugeführt, bis er zuletzt eine zu sich rief und sie anredete: „Obwohl ich dich nie zuvor gesehen, noch erkannt habe, wirst du mir doch einen Sohn gebären. Diese Geschenke gebe ich dir für ihn, auf daß er ausgestattet werde, wie es sich für eines Häuptlings Sohn geziemt. Später, wenn deines Sohnes Söhne sich vermehrt haben, werde ich euch wieder besuchen." Dann brachten die Chin dem Führer

---

[1]) Wie die meisten Bergvölker von Assam und Burma, essen auch die Chin den Hund. Als Grund dafür geben sie an, ein Hund habe die Bücher gefressen, welche sie früher besaßen. Wenn sie nun einen Hund verspeisten, so erlangten sie damit einen Theil der verlorenen Schriften.

[2]) Von diesem Kraut haben auch Sonne und Mond genossen. Seitdem aber der Hund wieder vom Tode erweckt wurde, holte es eine Fee in den Himmel, damit die Erde nicht übervölkert werde.

[3]) Die mit Pallisaden stark befestigten Dörfer sind oft nur durch einen Tunnel mit Thoren und Schlagbäumen zugänglich.

[1]) Die Familie Shante ist eine der vornehmsten in Haka und herrscht noch über eine Reihe Dörfer.

Digitized by Google

der Fremden Waſſer und Getreide dar, darauf ging er fort und niemand hat mehr etwas von ihm gehört.

Das auf ſo ſeltſame Weiſe auserleſene Mädchen war aber eine Jungfrau und beſtritt ganz entſchieden, Umgang mit dem Fremden gepflogen zu haben; außerdem wurde ſie auch ſeit dem Abzug der Fremden ſorgfältig überwacht. Als ſie aber eines Tages an den Fluß hinab ging, um Waſſer zu holen und dabei einige Blätter von einer bitterſüßen Pflanze, die am Ufer wuchs, abbrach und aß, empfing ſie auf wunderbare Weiſe. Nach Verlauf von neun Monaten gebar ſie einen Sohn. Dieſer Sohn glich aber nicht ihren Landsleuten, ſondern dem abgezogenen Fremden. Die zurückgelaſſenen Geſchenke wurden dem Knaben übergeben, als er herangewachſen war, und befinden ſich noch im Beſitze der von ihm abſtammenden Häuptlingsfamilie." Hoch geſchätzt und verehrt, werden ſie bei jeder wichtigen Gelegenheit mit großem Pompe vorgeführt. Sicherheitshalber ſind ſie in einer Höhle verſteckt, die nur wenigen bekannt iſt, nur ein ſilberner Becher befindet ſich im ſtändigen Gebrauch der Familie des auf ſo ſeltſame Weiſe gezeugten Kindes.

Alle Lai behaupten, die Engländer ſeien jene Fremden, welche nach der Prophezeiung des fremden Anführers zurückkehren ſollten, und daher meinen ſie, ſie würden nach neun Jahren in derſelben geheimnißvollen Weiſe, wie ſie gekommen, wieder verſchwinden; woher die Engländer aber gekommen und wie ſie wieder zurückgehen werden, vermag kein Chin zu ſagen.

Dieſe Sage iſt an ſich ſchon merkwürdig genug, ſie gewinnt aber noch größeres Intereſſe, wenn wir einen ganz ähnlichen Bericht bei einem mit den Chin keineswegs verwandten Volke finden. Es ſind das die Karen zwiſchen Barma und Siam, welche berichten, ſie hätten einſt den wahren Gott gekannt, dieſe Kunde ſei aber mit ihren heiligen Schriften verloren gegangen; wenn aber weiße Männer aus Weſten kommen würden, dann ſollten die Karen vom barmaniſchen Druck befreit den wahren Gott wieder kennen lernen. Bemerkenswerth iſt auch die Thatſache, daß das Motiv von verſchwundenen heiligen Büchern bei den Chin leiſe nachklingt. Jene Legende der Karen wurde die Urſache, daß die Engländer von dem Volke mit offenen Armen aufgenommen wurden und das Chriſtenthum willigen Eingang bei ihm fand. Was Veranlaſſung zu jener Legende gegeben, iſt noch nicht hinreichend aufgeklärt. Zwar weiß man aus alten Liedern, daß die Karen durch die Wüſte Gobi und ſpäter an der Iravadi entlang in ihre heutigen Sitze gewandert ſind, man hat daher vermuthet, die Sage von den verlorenen Büchern und die Kenntniß der Schöpfungsgeſchichte von Adam und Eva, dem Sündenfall, der Sintfluth u. ſ. w. rühre aus einer früheren Beziehung der Karen zu der jüdiſchen Colonie zu Chingfu in China her; indeſſen gibt es noch andere Erklärungsverſuche, deren Beſprechung hier zu weit führen würde. Eine Begegnung und gegenſeitige Beeinfluſſung der Karen, zu der Zeit, da ſie im Thal der Iravadi ſaßen, mit den Chin im Thale des Chindwin iſt an ſich nicht unwahrſcheinlich.

An die weiße Frau erinnert eine Sage, welche ſich auf das alte Dorf Taſhen bezieht, das auf einem Felſen liegt, unter dem ſich eine Höhle befindet. Es heißt da:

„Von Zeit zu Zeit erſchien Nachts am Eingang der Höhle ein wunderbar ſchönes barmaniſches Mädchen, reich geſchmückt mit glänzender Seide und von Diamanten und anderen Edelſteinen funkelnd, und ſchlug in abgemeſſenen Zwiſchenräumen ein Gong, welches ſie in der Hand hielt. Jeder, dem ſie erſchienen war, ſtarb kurze Zeit danach. Lange Jahre hindurch pflegte ſie nur nach Verlauf größerer Zeitabſchnitte zu erſcheinen, wenn es galt, den Tod eines Häuptlings anzukünden. Doch bald erſchien ſie häufiger. Nicht mehr beſchränkte ſie ſich auf Häuptlinge, auch den übrigen Bewohnern von Taſhen zeigte ſie ſich. Schließlich wurden dieſe von ſolchem Entſetzen erfaßt, daß ſie ihr Dorf verließen und auf der anderen Seite des Bergſpornes ein neues erbauten. Seitdem wurde die ſchöne, aber verderbenbringende Erſcheinung nicht mehr geſehen."

Beim Tode eines Chin wird der Leichnam mit Waſſer gewaſchen, in welchem die Blätter eines beſtimmten Baumes eingeweicht worden ſind. Dann beſprengt man ihn mit Khaung und kämmt ſein Haar. Vor der Verbrennung befeſtigt man am Kopfe das „Kle-hſün"[1]) und ruft den Geiſt des Verſtorbenen herbei, der bis dahin noch im Hauſe verblieben war. Iſt dann der Geiſt gekommen, ſo wird das Kle-hſün am Verbrennungsplatz eingepflanzt. Auf dieſe Weiſe wird die Seele des Verſtorbenen von ſeinem Hauſe und Leibe fern gehalten. Wenn man den Todten auf die Bahre legt, bindet man an ſeine große Zehe ein Huhn. Aufgabe dieſes Huhns iſt es, eine große Eidechſe, nach anderen eine Raupe, zu verſcheuchen, welche den Weg ins Jenſeits zu verſperren ſucht. Dieſes Huhn wird mit dem Leichnam verbrannt. Auf die Verbrennung folgt das Sammeln der Gebeine, welche in Khaung gewaſchen und mit Saffran eingerieben werden. Dann legt man ſie in einen Topf, in dem ſie nach Jahr und Tag nach dem Friedhof in das Erbbegräbniß der Familie übergeführt werden. Solcher Friedhöfe, Zadon genannt, gibt es nur wenige in Chinland, und die Chin halten jene Oertlichkeiten, heilig gehaltene Berge, geheim. Die Ueberführung der ſterblichen Reſte nach dem Friedhof gibt, wie die Verbrennung, Gelegenheit zu einem großen Feſt, bei welchem man Büffel, Schweine und Hühner ſchlachtet und große Mengen Reisbier vertilgt. Beim Leichenſchmaus wie beim Hochzeitsmahle unterſcheidet die Etikette ſtreng zwiſchen den Angehörigen und den Gäſten, erſtere dürfen nur Schweinefleiſch, letztere nur Huhn genießen. Auch die Chin, welche außer Landes in Barma ſterben, laſſen ihre Gebeine in die Heimath bringen. Auf das Grab wird eine hölzerne Säule gepflanzt, an welcher ſich Schnitzereien, ein Bild des Verſtorbenen, Elephanten und Pferde befinden. Doch iſt die Kunſt der Holzſchnitzerei im Rückgange begriffen, daher derartige Denkmale immer ſeltener werden. (Anderwärts wird die Urne auf eine Steinplatte geſtellt, die von vier aufrecht ſtehenden Steinen geſtützt iſt.) Unter dem Bilde werden ſechs concentriſche Kerben angebracht, wenn der Verſtorbene ein Mann war, fünf geben an, daß hier die Aſche einer Frau ruht. Der irdene Topf wird an die Säule gebunden. In ihre Nähe legt man Packete mit Reis und anderen Nahrungsmitteln zur Stärkung des Verſtorbenen auf ſeinem Wege in Nga Theins Land. Auch die Armbruſt oder bei Frauen ein Webſtuhl werden dazu gelegt. Fünf mit buntem Faden umwickelte Bambusſtäbchen fügt man bei, um dem Todten die Ueberſchreitung des „weißen Stromes" zu ermöglichen. Nachdem der Geiſt des Verſtorbenen den Fluß paſſirt hat, gelangt er vor den Todtenrichter, Nga Thein. Wird er würdig befunden, ſo geht er in eine Art Himmel ein. Hat er ſich gegen Eltern und Großeltern oder gegen die Schwiegermutter vergangen, ſo deutet Nga Thein mit dem Mittelfinger, dem „namenloſen Finger", auf ihn und verweiſt ihn in einen Keſſel ſiedenden Waſſers. Aus dieſem Keſſel gibt es kein Entrinnen, denn ein Höllenhund bewacht ihn. Verſucht der Unglückliche aber an dem Baume in die Höhe zu klettern, neben dem Nga Thein ſitzt, ſo ſchüttelt ihn dieſer herab, oder er wird die Beute eines großen Vogels, welcher auf der Spitze des Baumes horſtet.

---

1) Houghton, welcher eine Abbildung des Kle-hſün gibt, weiſt darauf hin, daß kle urſprünglich Wind bedeutet und ſomit dem Begriff der Seele eine ähnliche Vorſtellung zugrunde liegt wie dem des lateiniſchen spiritus und, fügen wir hinzu, dem ätman des Sanskrit.

Digitized by Google

Die Wittwe eines Chin bleibt unter dem Schutze des Clangottes ihres verstorbenen Gatten und muß sich mit seinem überlebenden Bruder verheirathen, falls dieser unverehelicht ist und sein Recht drei Jahre nach Verbrennung des Leichnams geltend macht, wenn der Geist des Verstorbenen von seinen Verwandten gerufen worden ist. Nach Verlauf von drei Jahren steht es der Wittwe frei, den Verband des Clans zu verlassen und mit ihren Kindern und ihrer Habe zu den Penaten ihrer Eltern und Verwandten zurückzukehren. Weigert sich die Wittwe, nachdem der Geist des Verstorbenen gerufen ist, ihren Schwager zu heirathen, so verliert sie alles, was sie zu Lebzeiten ihres Gatten erworben hat; ihre Kinder bleiben bei den Schwägern, wenn diese es wünschen, doch können sie nicht mit Gewalt von der Mutter getrennt werden. Heirathet eine Wittwe vor Ablauf von sieben Monaten, noch ehe der Geist ihres verstorbenen Gatten gerufen worden, einen anderen Mann als ihren Schwager, so muß sie ihr gesammtes Vermögen jenem überlassen und noch eine Buße für die ihm zugefügte Schande beifügen.

Jährlich findet ein Todtenfest statt, an dem den Geistern der Verstorbenen geopfert und ihre Gräber mit frischen Zweigen geschmückt werden, während die Frauen von neuem den Tod der Dahingeschiedenen beweinen. —

Bei dem Versuche, ein Bild von dem Leben und der Sitte der Chin zu gestalten, wie es sich in Sage und Brauch abspiegelt, hielten wir uns an die Züge, welche im großen und ganzen dem gesammten Volke gemeinsam sind. Wie aber schon das oben gegebene Literaturverzeichniß erkennen läßt und im Verlaufe ausdrücklich erwähnt wurde, sind die Chin in eine Menge Stämme und Unterabtheilungen gespalten, die zum Theil schon von der Civilisation berührt, zum Theil noch wild sind. Es bedarf daher kaum des Hinweises, daß bei den verschieden gearteten Abtheilungen des Volkes die alte Sitte auch entsprechende Umwandlung erfahren hat. Auf solche Abweichungen konnte hier selbstverständlich keine Rücksicht genommen werden, über sie findet man Genaueres in den angeführten Schriften.

Mittheilungen und Nachrichten.

Dr. G. Lothholz, Prof., Gymnasialdirektor a. D., Pädagogik der Neuzeit in Lebensbildern. (Auch unter dem Titel: Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen classischer Studien bis auf unsre Zeit. Von Karl v. Raumer. Fortgeführt und ergänzt von Dr. G. Lothholz. V. Theil.) Gütersloh, C. Bertelsmann, 1897, gr. 8°. XII und 562 Seiten. — Karl v. Raumers Geschichte der Pädagogik in ihrer barocken, aber markigen Eigenart gehört längst selbst der Geschichte an und ist mit Recht nach seinem Tode (1865) nur unverändert aufgelegt worden. Etwas wunderlich daher und meinem Empfinden nach nicht ganz rücksichtsvoll, über dreißig Jahre später dem Werke einen fünften Band von anderer Hand und anderer Art anzuhängen. Aber auch die zweite, eigene Flagge, unter der dieser Band segelt, ist nicht ganz einwandfrei. Hr. Dr. Lothholz sagt im Vorworte: „Die Geschichte der Philologie ist nach dem Ausspruche eines geistreichen Mannes in gewissem Sinne eine Geschichte der Pädagogik." Nun; speciosius hoc quam verius dictum! Für die ersten drei Jahrhunderte nach dem Wiederaufblühen classischer Studien läßt sich noch etwas damit anfangen; für die Gegenwart, das letzte Säculum — oder die „Neuzeit", wie dem Verfasser beliebt, — ist es falsch. Ein Buch, in dem zunächst nur von deutschen Dingen, sodann nicht aber nur gelegentlich von Realschulen, Mädchenschulen, Volksschulen und Seminaren für Volksschulen, von Taubstummen-, Blindenanstalten ꝛc. geredet wird, in dem Pestalozzi beiläufig gestreift wird, Dinter, Harnisch, Diesterweg, Mager, Klumpp, Fröbel, Spieß u. a. überhaupt nicht vorkommen, ist keine Geschichte der Pädagogik des neunzehnten Jahrhunderts. In Wahrheit ist, was hier geliefert, eine biographische Farrago, in den Mußestunden eines ernsten, philologisch gebildeten und gerichteten Gymnasialpädagogen ganz und gar von dessen persönlichem Gesichtspunkte aus entstanden. Dr. Lothholz selbst macht auf diese Art der Entstehung aufmerksam, indem er im Vorworte bittet, die Wiederholungen, die bei der Jahre hindurch fortgesetzten Arbeit unvermeidlich seien (und thatsächlich sind), freundlich zu entschuldigen. Damit soll aber keineswegs über den Werth des Buches an sich abgesprochen sein. Für den segensreichen, geschichtlich tief begründeten Bund zwischen classischer Philologie und Pädagogik, wie er im humanistischen Gymnasium concreten Ausdruck findet, tritt der Verfasser mit überzeugter Wärme und gutem Verständniß ein. Nur daß es meines Bedünkens auch für die Philologie selbst nicht gut thut, in Scheuklappen einherzuschreiten und die auf dem Felde der Jugenderziehung mitstrebenden Mächte und Kräfte zu ignoriren oder über die Achsel anzusehen. Als Lectüre für jüngere Gymnasialpädagogen oder die es werden wollen, sei diese Galerie biographischer Portraits sogar warm empfohlen; und mancher ältere Philolog und Schulmann wird, trotz des etwas einförmigen, panegyrischen Tones, gewiß gern in dem inhaltreichen Bande blättern, einzelne der Biographien mit Vergnügen und Nutzen lesen. Was der Leser darin finden kann, sagt zwar ein alphabetisches Register, das die Namen derer markirt, die nicht bloß gelegentlich vorkommen, sondern eines eigenen Lebensbildes gewürdigt sind; aber eine sachlich geordnete Inhaltsangabe, wie überhaupt jede übersichtliche Gliederung des Ganzen fehlt.

Vom Reichthume des Gebotenen mag daher folgendes Verzeichniß der einzelnen Lebensbilder zeugen, die noch kurzer Einleitung wie Perlen auf einer Schnur lose an einander gereiht sind. Ich gebe die Namen (Vornamen abgekürzt) so, wie ich sie in den Ueberschriften der Reihe nach finde: J. J. Winckelmann, G. E. Lessing, F. G. Klopstock, Chr. Wieland, W. v. Goethe, F. Schiller, K. Ph. Moritz, J. P. F. Richter, J. Möser, Friedrich II., A. F. Büsching, F. Gedike, J. H. Meierotto, A. Meinele, F. G. Kiesling, A. F. Bernhardi, A. G. Spillecke, Ph. Buttmann, W. v. Humboldt, G. H. L. Nitzolonius, J. W. Süvern, K. Frhr. v. Altenstein, F. L. Passow, B. G. Niebuhr, A. Böckh, K. Lachmann, M. Haupt, K. G. Zumpt, A. W. Zumpt, G. Hermann, K. D. Jlgen, A. G. Lange, F. Ch. W. Jacobs, V. C. F. Rost, C. F. Wüstemann, F. A. Eckstein, K. Ch. Reisig, F. Ritschl, F. G. Welcker, O. Jahn, K. O. Müller, M. Seebeck, M. Seyffert, F. G. Kießling (wiederholt; doch nicht wörtlich und beidemal in wenigen Sätzen behandelt), K. Peter, A. Stahr, J. Mützell, F. G. Schöne, K. Hanow (diese vier wie eine Gruppe Asteroiden kurz abgefertigt), H. Köchly, H. Sauppe, Ch. A. Lobeck, F. C. H. Spitzner, J. K. W. Spohn, Gr. W. Nitzsch, K. Lehrs, F. W. Thiersch, L. Spengel, K. Halm, L. Döderlein, K. F. Nägelsbach, K. L. Roth, K. J. F. Roth, Chr. Bombard, J. Ch. Held, Ch. Elsperger, J. Ph. Fallmerayer, G. F. Schömann, G. Bernhardy, Th. Bergk, E. Curtius, G. Curtius und (nach einem „Allgemeines" überschriebenen Schlußworte noch) H. Bonitz. Man sieht: die Auswahl, den Gesichtspunkt als gegeben angenommen, bekundet eine sachkundige Hand. Aber doch bleibt viel zu sagen. Herder und F. A. Wolf hat bereits Raumer im zweiten Bande je ein kurzes Capitel gewidmet. Aber warum unter so vielen Zeitgenossen Ch. G. Heyne und J. H. Voß, worum von den Späteren F. Kohlrausch, A. F. C. Vilmar, K. A. Schmid, J. Schulze, J. W. Kortüm, G. Eilers, Fr. Lübker u. a. fehlen — der Lebenden nicht zu gedenken —, die doch jeder in seiner Art tief greifenden Einfluß übten, ist schwer zu sagen. Am schwersten zu verzeihen ist die Art, wie Lothholz Schleiermacher behandelt hat, der neben Niebuhr und Böckh doch sicher hätte Platz finden sollen. In beiden diesen Männern gewidmeten Abschnitten wird Schleiermacher nebenher erwähnt, in wenigen Worten seine „besondere Bedeutung für die Pädagogik", ja „für die gesammte Cultur unsres Volkes", „seine führende Stellung innerhalb seiner Zeit" behauptet; aber dabei kommt er über die Ehre zweier offenbar zu verschiedener Zeit entstandener flüchtiger Fußnoten nicht hinaus. Doch — man wird überhaupt dem Lothholz'schen Buche nur gerecht, wenn man es als bruchstückweise herübergenommen ansieht aus der Studienmappe eines fleißigen und besonnenen Philologen und gelehrten Schulmannes.

Die meisten der Lebensbilder bringen reichlich gelegentliche Notizen und Citate nebst trefflichen Literaturangaben. Daß auch kleine Versehen mit unterlaufen, ist bei der unabsehbaren Fülle verarbeiteter Einzeldaten nicht hoch anzuschlagen. Ich will — ad praestandum diligentiam — nur eins anführen. Wenn F. W. Thiersch im Mai 1807 bei der Immatriculation in Göttingen versprechen mußte, „se Nationalismum omnisque generis conventicula clandestina aversaturum", so kann das nicht Jérôme Bonaparte zur Last fallen, der am 1. December 1807 König von Westfalen ward. Es hat wohl auch nichts mit dem „deutschen Nationalgeiste" zu

thun, sondern bezieht sich offenbar auf das pennalistische Treiben verbotener studentischer Landsmannschaften. (Vgl. Naumer IV, 4, 49 ff.) Sr.

* Anläßlich der Vermählung des Kronprinzen von Italien ist nach Landesbrauch ein Werk veröffentlicht worden, betitelt: „*Il Montenegro*, da relazioni dei Provveditori Veneti, Roma 1896 (Edizione principe di 500 esemplari a spese della Real Casa e cura di Ferdinando Gagnin, tipografia Emiliana in Venezia)." Auf eine Land und Leute von Montenegro verherrlichende Vorrede (S. XI—XVIII) folgen zwei Serien von Documenten, welche sämmtlich dem Staatsarchive zu Venedig entnommen sind. Die erste (S. 1—113) gehört der Zeit vom 21. Mai 1687 bis 18. Februar 1696 an. Von ihr unterscheidet sich die zweite (S. 114—154), vom August 1697 bis 30. Januar 1735 reichende, dadurch, daß sie die Geschichte des Landes unter Danilo Petrovitch, dem Stifter der jetzigen Dynastie, betrifft. Es sind zum großen Theil sehr lehrreiche Actenstücke, deren Verständniß und Verwerthung jedoch, abgesehen von vielen Druckfehlern, durch den Mangel jeweiligen Commentars sehr erschwert wird. Dem Verlegen (ein Herausgeber ist gar nicht genannt) ist es nur auf schön aussehenden Druck und auf reiche Ausstattung des Werks angekommen. Thatsächlich bietet es uns in 6 Karten und Plänen, in den Ansichten von Cettinje, Cattaro und Klobuck, in 6 Facsimiles in kyrillischer und 1 in türkischer Schrift, 1 Tafel mit Siegelabbildungen und dem Portrait des Danilo Petrovitch recht hübsche Schaustücke, denen aber wiederum nur ungenügende Erläuterung beigefügt worden ist. Heißt es z. B. im Indice delle tavole: VI, 1688 Giugno 9, il Vescovo di Cettinje al Provveditore generale (v. Documento pag. 33), so muß man, da die Documente nicht einmal numerirt worden sind, des kyrillische Schrift entziffern können und der serbischen Sprache mächtig sein, um festzustellen, daß die italienische Uebersetzung des auf T. VI abgebildeten und doch mit dem Datum des 19. Mai 1688 versehenen Briefes in dem zweiten S. 33 abgedruckten Stücke gegeben ist. Es wird also viel zu verbessern und noch weit mehr zu ergänzen sein, wenn, wie verlautet, eine zweite Ausgabe dieser Documente veranstaltet und in den Buchhandel gebracht werden soll.

* München. Geographische Gesellschaft. Allgemeine Versammlung vom 18. Dec. Unterm Ehrenpräsidium des Prinzen Ludwig sprach Dr. Fritz Noetling über „Birma, Land und Leute". Er wies zunächst darauf hin, daß Birma nicht lediglich eine sumpfige, von Urwäldern bedeckte Fiebergegend sei, wie man lange geglaubt, sondern daß es sich dort auch für Europäer ganz angenehm leben lasse. Sodann ging er über zur Schilderung der Erwerbung des Landes durch die Engländer. Sie vollzog sich in den Kriegen der Jahre 1824, 1852/53 und 1886. Der erste dieser Kriege, in dem Tenasserim und Arrakan erobert wurden, kostete allein 100 Millionen Mark; überdies erforderten die eroberten Provinzen noch lange einen Zuschuß durch die englisch-ostindische Compagnie, bis sich ihre Verwaltung lohnte. Insgesammt kosteten die drei Kriege 300 Millionen Mark und das Leben von etwa 12,000 Europäern und einer nagezählten Menge von Eingeborenen. Unser diesjährige Colonialetat beläuft sich dem gegenüber auf nur acht Millionen Mark. Birma hat an seiner ganzen langen Küste nur einen guten Hafen, Rangun. Westen und Osten des Landes sind gebirgig. Dort verlaufen die schwer passirbaren Ketten der Chinhills nach der Arrakan-Yoma, hier das wenigee wilde Schangebirg. Zwischen beiden liegt das eigentliche Birma. Das die Unterläufe der Flüsse umfassende Niederbirma ist durchweg sumpfig. An den Flüssen entlang zieht sich ein Saum Urwald, weiter im Innern dehnen sich Reisfelder in endlose Monotonie. Reisbau ist denn auch der Haupterwerbszweig der 4½ Millionen Einwohner, und der Reisexport umfaßt mit 87 Millionen Mark über zwei Drittel vom Werth des birmanischen Gesammtexports. Oberbirma ist weniger fruchtbar. Eine starke Auswanderung, durch die politischen Zwistigkeiten früherer Jahre hervorgerufen, hat diesen Theil des Landes ziemlich entvölkert, von erst jetzt nehmen Menschenzahl und Wohlstand wieder zu. Die an Birma angrenzenden Landschaften sind noch wenig oder gar nicht erforscht, so vor allem die eigenthümlich steilen Chinhills. Ihre Bewohner, die Chinn, der mongolischen Rasse angehörig, sind ein wilder und als Feind keineswegs zu unterschätzender Volksstamm. Sie haben es sogar verstanden, sich aus Salpeter, Kohle und der Bohne einer nicht näher bekannten Pflanze eine Art rauchlosen Pulvers zu bereiten. An sie schließen sich im Norden die Kachins an, bei denen noch bis vor kurzem die Kopfjägerei im Schwange war. In den östlichen Gebirgen wohnen die Schanstämme, welche etwas civilisirter sind und einen regen Handel treiben. Hauptfluß Birma's und wichtigste Verkehrsader ist der Irawaddi. Er ist selbst für die größten Dampfer 165 Kilometer von der Mündung aufwärts schiffbar. Die Flußdampfer sind auch nach europäischen Begriffen bequem eingerichtet und bieten auf ihren Fahrten reizvollen Einblick in das Leben und Treiben der Eingeborenen. Unter den Städten ist Rangun die bedeutendste. Bis 1852 noch ein elendes birmanisches Dorf, ist sie jetzt eine wohlgeordnete Stadt mit elektrischer Beleuchtung, hübschen Alleen, prächtigen europäischen Häusern und zahlreichen industriellen Etablissements, darunter viele Reismühlen, die sich, wie der Reishandel überhaupt, vorwiegend in deutschen Händen befinden. Das sonst unbedeutende Aeußere der Stadt fällt nur durch die goldene Schwe-Dagon-Pagode, ein Nationalheiligthum der Birmanen, auf. Wie alle Pagoden, ist auch sie über einer Reliquie, und zwar über einem Zahn Godamo's, errichtet. Die Bevölkerung der Stadt besteht zumeist aus Indiern, auch Chinesen sind zahlreich vorhanden, Birmanen sieht man weniger. Flußaufwärts fahrend, gelangt man nach Prenaag prang, dem Sitz einer großen Petroleumindustrie, deren Bedeutung aber überschätzt worden ist. Danach folgt die uralte pagodenreiche Stadt Pagan. Ihre Blüthe fällt um das Jahr 800. Im Jahre 1276 wurde sie von den Chinesen zerstört und hat sich seitdem nicht mehr erholt. Es zeugen aber zahlreiche Ruinen von der alten wunderbaren Cultur. Noch weiter flußaufwärts liegt Mandalay, die jetzige, erst 1857 gegründete Hauptstadt des Landes. — Den gehaltreichen Vortrag illustrirten außer einer Kartenskizze etwa 60 vorzügliche Projectionslichtbilder nach Photographien, die Dr. Noetling durchgängig selbst aufgenommen hat. Scenen aus dem Leben des Volkes wechseln mit solchen vom Hofe, Tänzerinnen mit Prinzessinnen, Stadt- und Dorfansichten mit Bildern aus Petroleumgruben und Jadebergwerken. Von Pagoden wurde eine ganze Reihe alter und neuer vorgeführt sammt dem Detail ihrer kunstreichen Architektur, insbesondere ihrer merkwürdigen Fenstereinfassungen und noch merkwürdigeren spitzbogigen Portale. Dann folgten Typen der benachbarten Volksstämme, freundliche Bilder aus dem Lager- und Reiseleben der Europäer; die Kehrseite dazu, eine krasse Scene aus dem Kriegsleben der Chins, die ihre gefangenen Feinde unter grausamen Martern ans Kreuz zu schlagen pflegen, bildete den effectvollen Schluß.

* Weimar. Wie vorm Jahr der frühere Archivar des Gorthe-Schiller-Archivs, Dr. Eduard v. d. Hellen, seine Stelle aufgab, um nach München zu gehen, sein Nachfolger in der Arbeit, Dr. Leitzmann, als Docent nach Jena übersiedelte, so scheidet von den jüngeren Mitarbeitern aus Weimar nun auch Dr. Ferdinand Heitmüller, der nach Berlin übersiedelt, dabei allerdings sein Amt als Assistent des Archivs beibehält und die Herausgabe der „Tagebücher" Goethe's in der großen weimarischen Ausgabe zu Ende führen wird. Auch Dr. Rudolf Steiner, Mitarbeiter an der weimarischen Goethe-Ausgabe, wird demnächst Weimar verlassen.

* Wien. Zu der Mittheilung aus Graz in Beil. Nr. 293 ist zu bemerken, daß nach der Studienordnung von 1893 allerdings ein Colleg über Rechtsphilosophie vorgeschrieben ist; doch hat das Ministerium bisher auf Antrag der Facultät in allen motivirten Fällen von seinem Dispensrecht Gebrauch gemacht. — Der im Herrenhause vom Grafen Zedtwitz eingebrachte Antrag, besondere Lehrkanzeln für Hydrotherapie zu errichten, hat in der zur Prüfung niedergesetzten Specialcommission, als deren Berichterstatter Professor Albert fungirt, wie zu erwarten war, keinen Anklang gefunden. Immerhin ist man dafür, daß die Methodik des Wasserheilverfahrens an den Kliniken eingehender demonstrirt werden könne.

* Paris, 18. Dec. Einige jüngere französische Gelehrte haben hier ein „Internationnles wissenschaftliches Institut" gegründet, das die Kenntniß der wissenschaftlichen Errungenschaften im Publicum verbreiten soll. Zu diesem Zweck lassen sie seit letztem Frühjahr die glänzend ausgestattete Zweimonatsschrift „Revue Générale Internationale" erscheinen und beginnen diesen Winter eine Reihe öffentlicher Vorträge, deren erster am 16. d. M. stattfand und ein zahlreiches Publicum anlockte. Dr. Guillaume (aus Neuchâtel) vom Internationalen Bureau für Maß und Gewichte setzte in lichtvollem Vortrag den heutigen Stand der auf Röntgens Entdeckung gegründeten Radiographie auseinander, Dr. Lannois, Präparator für Mikroskopie an der medicinischen Facultät, führte die neuesten durch Radiographie hergestellten Photographien vor. Zum Schluß wurde das Innenbild des Rumpfes

eines 15jährigen Mädchens, das unsichtbar blieb, auf ein ausgespanntes Papier projicirt. Man konnte die Wiebelsäule und das Herz etwas undeutlich erkennen. Das im Programm angekündigte zweite Experiment mit einem vom Corset verbildeten weiblichen Rumpfe blieb aus, weil Dr. Lannois keine Corsetträgerin gefunden hatte, die der Wissenschaft diesen Dienst leisten wollte: für das anwesende Damenpublicum eine bittere Enttäuschung.

* **Paris**, 19. Dec. Für den Sessel des verstorbenen Jules Simon in der französischen Akademie treten neben dem ewigen Candidaten Zola zwei ernsthafte Bewerber auf. Der erste ist der bekannte Abgeordnete der Rechten, Graf Albert de Mun, der als der erste politische Redner gilt, seit Clémenceau nicht mehr der Kammer angehört. Es ist jedoch fraglich, ob die Entschiedenheit, mit der Mun als treuer Diener des Papstes vom Royalismus zur Republik überging, ihm die Pairie der Herzoge in der Akademie geneigt macht. Der andere Bewerber ist der Romanschriftsteller Ferdinand Fabre, Verfasser des „Abbé Tigrane" und anderer bedeutender Romane aus dem klerikalen Leben. Es hat gegen sich, daß die Akademie eben jetzt dem Roman in der Person Theuriets einen neuen Vertreter gegeben hat. Aus dem nämlichen Grunde sind auch Zola's Aussichten sehr gering. Was den Sessel von Challemel-Lacour anbetrifft, so gilt es bereits als ausgemacht, daß er dem gegenwärtigen Minister des Aeußern, Hanotaux, zufallen wird, obschon seine Biographie Richelieu's, auf die er seine Ansprüche begründet, noch nicht über die Jugendgeschichte des großen Staatsmannes hinausgekommen ist.

* **Kopenhagen.** Auf seinem Hofe bei Reykjavik starb am 27. Nov. im Alter von 76 Jahren Islands bedeutendster Volksdichter, Dr. Thomsen. Er studirte in Kopenhagen, erhielt dann im Ministerium des Aeußern eine Anstellung und reiste 1865 nach seiner Heimath zurück, wo er sich literarischen Studien widmete und 22 Jahre hindurch Mitglied des isländischen Althings war. Seine Gedichte, in denen er besonders die Sagen und Balladen des Mittelalters und die alten isländischen Volksmärchen und Legenden behandelt, erfreuen sich auf der Insel großer Popularität.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 16. bis 19. December folgende Schriften eingegangen:

Ernst Scheill (S. Keller): Der Brautwächter. Novelle. 2. Aufl. Berlin, Ulrich Meyer. — G. Schaffer: Hellauf, Schwabenland! Schwäbische Gedichte. 2. Aufl. Ulm, J. Ebner. — Max Blum: Bohen ein Balkenabend. Humoreske in Mecklenburg'sch Platt. Berlin, August Deubner 1897. — Arthur Bonus: Deutscher Glaube. Träumereien aus der Einsamkeit. Heilbronn, Eugen Salzer 1897. — Peter Luka: Der Osterhase. Altes Märchen neu erzählt. München, L. Mößl. — Richard Voß: Unter den Borgia. Erzählung aus dem römischen Mittelalter. Berlin, Otto Janke 1897. — Hermann Heiberg: Ein doppeltes Ich. Roman. 2 Bde. Ebd. 1897. — Agnes Sibrene: Unter den Sternen oder Wunderbare Dinge am Himmel. Uebersetzt von E. Kirchner. Autoris. Ausgabe. 2. Tausend. Berlin, Siegfried Cronbach 1897. — Dieselbe: Strahlende Sonnen. Folge von „Sonne, Mond und Sterne". Mit Vorwort von Mrs. Huggins. Deutsch von E. Kirchner. Autoris. Ausg. Mit Illustrationen u. Vollbildern. Ebd. 1896. — Heinzelmännchen und Kobalde. Federzeichnungen von E. Unger, Text von H. Dietrich. Lahr, Moritz Schauenburg. — Jubiläum der Thierwelt. Zum Andenken der Errettung durch Vater Noah vor 6000 Jahren, Text von A. Siebel, Illustrationen von W. Wellner. Ebd. — Das Kränzchen. Illustrirtes Mädchen-Jahrbuch. 8. Folge. Stuttgart 2c., Union. — Der gute Kamerad. Illustrirtes Knaben-Jahrbuch. 10. Folge. Ebd. — Universalbibliothek für die Jugend 338—348: Glaubrecht, Kalendermann; Gobia, Märchenreigen; Cooper, Blockhaus; Marryat, Seeladett Leichtfuß. Ebd. — Der Jugendgarten. Gegr. von Ottilie Wildermuth. Bd. 21. Ebd. — Das Neue Universum. Erfindungen und Entdeckungen. 17. Jahrg. Ebd. — Kolumbus-Ei. Physikalische Spielereien. Ebd. — Franz Teller: Verwehte Spuren. Erzählung. Ebd. — Meyers historisch-geographischer Kalender für 1897. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut. — René Maria Rilke: Traumgekrönt. Neue Gedichte. Bd. 1. Leipzig, P. Friesenhahn 1897. — Weihnachts-Album. Sammlung der beliebtesten Vortragestücke für Pianoforte. Leipzig, Paul Kühn. — Der Personalcredit des ländlichen Kleingrundbesitzes in Deutschland. Berichte und Gutachten. 2. Bd. Mittel- und Norddeutschland. (Schriften des Vereins für Socialpolitik. LXXIV.) Leipzig, Duncker u. Humblot 1896. — Dr. Alexander v. Brandt: Beiträge zur Geschichte der französischen Handelspolitik von Colbert bis zur Gegenwart. Ebd. 1896. — Richard Scholz: Beiträge zur Geschichte der Hoheitsrechte des deutschen Königs zur Zeit der ersten Staufer (1138—1197). (Leipziger Studien aus dem Gebiet der Geschichte. Hggb. von G. Buchholz 2c. 2. Bd. 4. Heft.) Ebd. 1896. — Dr. Wilhelm Busch: Bismarck und die politischen Anschauungen in Deutschland von 1847—1862. Akademische Antrittsrede. Tübingen, H. Laupp 1896. — Archiv für soziale Gesetzgebung u. Statistik. Vierteljahrsschrift zur Erforschung der gesellschaftlichen Zustände aller Länder. Hggb. von Dr. Heinrich Braun. 9. Bd. 3. u. 4. Heft. Berlin, Karl Heymann 1896. — Dr. Johannes Reuzinger: Friede der Judenfrage! Mit Anhang: Zur Geschichte des Antisemitismus. Berlin, Schuster u. Löffler 1896. — Vierter Jahresbericht über die Ottendorfer'sche freie Volksbibliothek in Zwittau für das Verwaltungsjahr 1895—1896. Zwittau, Verlag der Anstalt. — Werner Sombart: Socialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert. Nebst Anhang: Chronik der socialen Bewegung von 1750—1896. Jena, Gustav Fischer 1896. — Dr. K. M. Ehrmann: Wie war's? und was wird werden? Ein Glaubensbekenntniß nebst einigen socialpolitischen und staatsrechtlichen Forderungen. 2. Aufl. Regensburg, W. Wunderling 1897. — Dr. Otto Snell: Zur Geschichte der Irrenpflege. Vortrag. Hildesheim, Gebr. Gerstenberg. — Gothaischer genealogischer Hofkalender nebst diplomatisch-statistischem Jahrbuch 1897. 134. Jahrgang. Gotha, Justus Perthes. — Gothaisches genealogisches Taschenbuch der Gräflichen Häuser 1897. 70. Jahrg. Ebd. — Gothaisches genealogisches Taschenbuch der Freiherrlichen Häuser 1897. 47. Jahrgang. Ebd. — Max Oberle: Bayerischer Finanz-Kalender für 1897. Mit verschiedenen der praktischen Dienst erleichternden Beilagen und vollständigem Personalverzeichniß der gesammten Finanz (excl. Forst- und Zollwesen) nebst Rentämter-Statistik. 2. Jahrg. Speyer a. Rh., Selbstverlag. — Kalender des Berliner Thierschutzvereins 1897. Hggb. von H. Beringer. Berlin, Deutscher Verlag. — Neuer Theater-Almanach. Theatergeschichtliches Jahr- und Adressenbuch, hggb. v. d. Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger. VIII. Jahrg. 1897. Berlin, F. A. Günther u. S. Comm. — Verzeichniß der Behörden, Lehrer, Anstalten, Beamten und Studirenden der Universität Freiburg. Winter-Semester 1896/97. Freiburg i. B., Chr. Lehmann 1896. — Arthur Schopenhauers sämmtliche Werke in 12 Bdn. Mit Einleitung von Dr. Rudolf Steiner. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. — Dr. Martin Rade: Zu Christus hin. Religiöse Geleitworte. Freiburg i. B. u. Leipzig, J. C. B. Mohr 1897. — Otto Ritschl: Nietzsche's Welt- und Lebensanschauung in ihrer Entstehung und Entwicklung. Ebd. 1897. — Dr. Heinrich Julius Holtzmann: Lehrbuch der Neutestamentlichen Theologie. Subscriptionsausgabe. 7. u. 8. Lfg. (Sammlung theologischer Lehrbücher.) Ebd. 1896. — Georg W. A. Kahlbaum: Eine Spitzbergenfahrt. Plaudereien. Mit Bildniß S. A. Andrée's. Leipzig, Johann Ambr. Barth 1896. — C. R. Hennig: Die Aesthetik der Tonkunst. Ebd. — Oliver J. Lodge: Neueste Anschauungen über Elektricität. Uebersetzt von Anna v. Helmholtz und Estelle du Bois-Reymond. Hggb. von Richard Wachsmuth. Ebd. 1896. — Rudolf Mewes: Die Kriegs- und Geistesperioden im Völkerleben und Verkündigung des nächsten Weltkrieges. Astrologisch-physiologische Skizze. Berlin, Max Wieland 1897. — Julius Smend: Ueber den Werth der Todeserinnerung für unser inneres Leben. Vortrag. Straßburg, J. H. Ed. Heitz 1897. — Dr. E. Plaud: Die Lyriker des schwäbischen Classicismus. (Ständlin; Conz; Neuffer; Hölderlins Jugenddichtung.) Stuttgart, W. Kohlhammer 1896.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlg. Nachfolger in Stuttgart.

Das Panorama
als
Hilfsmittel der Geographie.
Von
Johannes Frischauf.
Preis geheftet 50 Pfennig.
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Antiquariatskatalog Nr. 89.
ILLUSTRIRTE
und
GESCHENKS-
Werke
gratis und franko
I. Taussig, Antiquariat,
Prag, 150—I. (17870)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Krit in München.

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 23. December. Nummer 297.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Neuere Mondforschungen. Von Bernhard Dessau. — Zur Rechtsentwicklung in der Schweiz. — Vom Weihnachtstisch. VIII. (Schluß.) — Mittheilungen und Nachrichten.

Neuere Mondforschungen.

Von Bernhard Dessau (Bologna).

Nachdem Tobias Mayer um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die erste auf Messungen gegründete Aufnahme der Mondscheibe gemacht hatte, war die Topographie des Mondes rasch ein Gegenstand des Studiums zahlreicher Astronomen geworden. Und mit den Karten von Mädler, von Lohrmann und von J. F. J. Schmidt war die Kenntniß der uns sichtbaren Seite des Mondes sogar bis zu einem Grade gediehen, wie er selbst für manche Region unsres Erdballs noch keineswegs erreicht ist. Damit schien aber die Selenographie auch zu einem vorläufigen Abschluß gelangt; nur wenige Forscher spähten, mehr im Vertrauen auf ihre Beobachtungsgabe als auf die Leistungsfähigkeit ihrer Instrumente, weiter nach dem Monde, vielleicht in der Hoffnung, Veränderungen und damit Spuren eines noch nicht völlig erloschenen Lebens auf demselben constatiren zu können. Die neuen Riesenfernrohre der letzten Jahre und die Bereicherung der Himmelsforschung durch die Photographie haben jedoch auch dem Studium des Mondes einen frischen Impuls verliehen. Hatte doch schon das im Jahre 1865 von Rutherfurd in Amerika aufgenommene Lichtbild des Mondes, welches die Formationen desselben mit einer auf dem mühsamen Wege der Zeichnung niemals erreichten plastischen Anschaulichkeit präsentirte, deutlich gezeigt, was auf diesem Wege zu erzielen sei, wenn erst die vor allem in der complicirten Bewegung des Mondes begründeten Schwierigkeiten einer scharfen Aufnahme überwunden waren. Dos ist nun seit einigen Jahren geschehen; die gesteigerte Lichtempfindlichkeit der Negativplatten gestattete nicht allein die Aufnahmezeit auf wenige Secunden zu beschränken, sondern auch stärkere Vergrößerungen zu benutzen, also größere Bilder herzustellen, trotzdem im Interesse ihrer Schärfe nur das in den centralen Theil des Fernrohres fallende Strahlenbündel benutzt, der Rest aber abgeblendet wurde.

In hervorragender Weise sind derartige Mondaufnahmen in den letzten Jahren durch Holden, den Leiter der Lick-Sternwarte in Californien, mittelst des großen Refractors dieser Sternwarte hergestellt worden. Dieselben sind bis in die kleinsten Einzelheiten scharf genug, um unter dem Mikroskop studirt, oder, wie dies Professor Weineck in Prag gethan hat, in vergrößertem Maßstabe nachgezeichnet zu werden. Die Zuverlässigkeit des letzteren Verfahrens ist zwar anfangs stark bezweifelt worden, sie wird aber heute doch wohl allgemein zugegeben, wofern das übereinstimmende Vorkommen eines und desselben Objectes auf mehreren Aufnahmen derselben Mondgegend eine Gewähr dafür biete, daß man es wirklich mit einer Formation der Mondoberfläche und nicht mit einem Fehler der photographischen Platte zu thun habe. Von einer photographischen Vergrößerung der Originalaufnahmen konnte man sich dagegen zunächst nur wenig versprechen, weil bekanntlich die lichtempfindliche Schicht der Negativplatten nicht völlig homogen ist, sondern eine körnige Structur besitzt, welche bei einer vergrößerten Wiedergabe des Bildes ebenfalls vergrößert erscheinen und somit die feineren Details nicht besser als im Original zur Geltung kommen lassen würde. Nachdem es aber jetzt gelungen ist, das „Korn" der Negativplatten außerordentlich zu reduciren, stand auch einer photographischen Vergrößerung der Originale nichts mehr im Wege; und so konnten am 4. Mai d. J. die Pariser Astronomen Loewy und Puiseux der dortigen Akademie die ersten Blätter eines Mondatlas vorlegen, welcher die Mondscheibe im Maßstabe von 1:1,300,000, das heißt mit einem Durchmesser von 260 cm, zur Darstellung bringen wird. Die bisher größte Mondkarte von J. F. J. Schmidt, deren Maßstab 1:1,783,200 betrug, ist also damit um ein bedeutendes übertroffen.

An einer guten Mondkarte läßt sich nun mancherlei studiren. Da ist vor allem die Entwicklungsgeschichte unsres Trabanten selbst, die in den Formationen seiner Berge und Thäler zum Ausdruck kommt; sie hat sich ohne Zweifel, dank seinen kleineren Dimensionen und seiner geringeren Dichte, in einfacherer Weise abgespielt und dürfte darum leichter zu enträthseln sein als diejenige unsrer Erde; ja wir dürfen sogar hoffen, in ihr den Schlüssel für das Verständniß so mancher Phase der Entwicklung des Mutterplaneten zu finden. Voraussetzung ist dabei freilich, daß die Entwicklung von Erde und Mond nach dem gleichen Gesetze und unter der Herrschaft derselben Kräfte vor sich gegangen sei; aber ohne eine solche, gewiß logische Voraussetzung müßten wir überhaupt auf jeden Versuch eines Verständnisses des Warum und Wie der Mondgebilde verzichten.

Eine oberflächliche Betrachtung scheint freilich solchen Analogieschlüssen keineswegs günstig. Nur wenige der auf dem Monde vorhandenen Gebilde sind den terrestrischen einigermaßen ähnlich; die meisten — von dem einen Extrem der flachen, als „Meere" bezeichneten Ebenen, die mit einem niedrigen und oft durchbrochenen Walle umgeben sind, durch die Zwischenstufe der Ringgebirge, welche eine mit Hügeln besäete Mulde umschließen, hindurch zu dem anderen Extrem der tief eingesunkenen und nach innen steil abfallenden Krater, aus deren Mitte ein isolirter Berggipfel emporsteigt — gehören einem kreisförmigen Typus an, der auf der Erde fast zu fehlen scheint. Daß er dagegen auf dem Monde so häufig anzutreffen ist, schrieb man vulcanischen Vorgängen zu, für welche die Mondoberfläche infolge ihrer rascheren Abkühlung und des geringeren auf ihr lastenden Druckes günstigere Bedingungen geboten habe als der langsamer erkaltende Mutterplanet.

Indessen verändert sich bei genauerem Zusehen das Bild unsres Trabanten nicht unwesentlich. Die Mannichfaltigkeit der Formen ist größer, als es zuerst den Anschein

gehabt hatte; und neben dem Kreise tritt häufig auch die gerade Linie auf. Diese begegnet uns vor allem in den sogenannten Rillen oder Lichtadern, geradlinigen, mit zahlreichen Eruptionsöffnungen besetzten Furchen, welche bald einzeln, bald parallel zu einander in Gruppen auftreten, wobei dann mehrere Gruppen einander unter kleineren oder größeren Winkeln kreuzen. So entstehen geradlinig begrenzte Gebiete von verschiedener Ausdehnung, an deren polygonale Umrisse sich die Wälle oder Ringgebirge anschließen. Auch die letzteren haben sonach nur scheinbar und für den flüchtigen Beobachter eine kreisförmige, in Wirklichkeit eine vieleckige Gestalt. Mehrere dieser Ringgebirge selbst bilden wiederum häufig zusammen eine gerade Linie, welche mit den Furchen des betreffenden Gebiets parallel ist. Und so ließe sich die Beschreibung der auf dem Monde vorhandenen Formationen noch eine Weile fortsetzen. Die Existenz der meisten derselben ist ja auch keineswegs neu, noch ist ihre Beobachtung an Instrumente von hervorragender Leistungsfähigkeit gebunden, wenn sie auch durch die großen Aufnahmen der letzten Zeit eine werthvolle Bestätigung und in vielen Einzelheiten eine interessante Bereicherung erfahren hat.

Auf diese Einzelheiten einzugehen, kann hier nicht unsre Sache sein; dagegen wollen wir der für das Studium der Entstehungsgeschichte des Mondes überaus wichtigen Frage näher treten, wie man sich die Entstehung der geschilderten geradlinigen Elemente zu denken habe und ob insbesondere diese mit der älteren vulcanischen Auffassung der Mondkrater vereinbar sind. Die Herren Loewy und Puiseux denken sich die Sache folgendermaßen.

Sie gehen zurück bis zu einem feurig-flüssigen Monde, dessen Erstarrung mit der Absonderung fester Schollen begann; diese wurden durch häufiges Zusammenstoßen an den Rändern abgelantet und erhielten geradlinige Begrenzungen, mit denen sie später, als sie zahlreicher geworden und ihre Bewegungen gehindert waren, bis zur Bildung einer zusammenhängenden festen Decke aneinander wuchsen. Natürlich blieben in dieser die ursprünglichen Ränder der Schollen und nunmehrigen Nietstellen Linien geringsten Widerstandes, an welchen, wenn die Erdattraction die flüssige Masse des Mondes unter ihnen anhäufte, die Lava am leichtesten zum Durchbruch kam; dieselbe breitete sich dann entweder in schmalen Strömen aus, die jetzt als hervorspringende Adern erscheinen, oder sie bedeckte gleichförmig weite Gebiete, die heutigen Meere. War an einer Stelle der Druck des Innern zu stark gewesen, so wurde er dann, nach hier erfolgtem Durchbruch, an einer anderen Stelle zu schwach, und es kam — ebenfalls längs der Linien geringsten Widerstandes — zum Einsturz der Decke. Mit zunehmender Stärke der letzteren wurden jedoch so gewaltsame Katastrophen der einen wie der anderen Art immer seltener und es gab in der Regel nur noch Erhebungen der Rinde, sei es längs der erwähnten Linien, wodurch die heutigen Wälle und Ringgebirge entstanden, oder an isolirten Punkten, die uns heute, wenn der Erhebung später wieder ein Einsturz gefolgt war, als Krater erscheinen. Daß übrigens wirkliche Eruptionen auch in dieser Epoche, das heißt nach völliger Erstarrung der Mondrinde, mitunter noch vorkamen, beweisen nach Loewy und Puiseux die weißen Streifen, die sich von vielen Punkten aus verzweigen; sie sind nichts anderes als vulcanische Asche, die hier nach allen Richtungen ausgeworfen wurde.

Man sieht, diese Grundzüge einer Entwicklungsgeschichte des Mondes haben gar manches mit der älteren vulcanischen Theorie gemein; dieselben Bedenken, welche gegen diese erhoben wurden, müssen daher auch gegen jene gelten. In der Hauptsache reduciren sich diese Bedenken bekanntlich darauf, daß wir uns eine vulcanische Thätigkeit ohne Wasserdampf, Wasser aber ohne eine Atmosphäre nicht vorstellen können, daß aber gegenwärtig auf dem Monde weder eine Atmosphäre noch Wasser zu entdecken sei. Sehen wir zu, ob diese Bedenken stichhaltig sind. Zunächst ließe sich auf dieselben erwidern, daß das Fehlen von Wasser und Luft auf dem heutigen Mond deren Vorhandensein auf unserm Trabanten in einer früheren Epoche desselben noch keineswegs ausschließe; thatsächlich aber beruhte die Annahme des Fehlens einer Mondatmosphäre nur auf Beobachtungen von Bessel, welche heute nicht mehr als richtig gelten können. Bessel hatte nämlich für den Durchmesser des Mondes genau denselben Betrag gefunden, mochte er ihn durch directe Messung oder aus der Dauer von Sternbedeckungen bestimmen; dagegen müßte eine das Licht brechende Atmosphäre des Mondes die Strahlen eines hinter dem Mond passirenden Sternes noch für eine kleine Weile der Erde zusenden, nachdem dieser bereits in den geometrischen Schatten des Mondes eingetreten wäre — mit anderen Worten, der Stern müßte für uns zu spät verschwinden und ebenso zu früh wieder zum Vorschein kommen, also den Durchmesser des Mondes kleiner erscheinen lassen, als er in Wirklichkeit ist.

Neuere, mit den genauesten Instrumenten vorgenommene Beobachtungen ergeben nun in der That den verlangten Unterschied zwischen den Resultaten beider Messungsmethoden; und damit ist bewiesen, daß der Mond auch gegenwärtig noch von einer Atmosphäre umgeben ist. Auch das schwache Zwielicht, welches manche Beobachter um die Hörner der schmalen Mondsichel wahrgenommen haben wollen, ist kaum anders als durch die Diffusion der Sonnenstrahlen in einer Mondatmosphäre zu erklären. Dieselbe hat zwar jetzt ohne Zweifel eine weit geringere Dichte, als die Erdatmosphäre, aber dies braucht nicht immer ebenso gewesen zu sein; im Gegentheil ist es wahrscheinlich, daß die Dichte der Mondatmosphäre im Laufe der Zeiten abgenommen habe, weil die Anziehung des Mondes nicht bedeutend genug ist, um die successive Zerstreuung leichter Gase von seiner Oberfläche in den Weltraum zu verhindern.

Ist einmal das Vorhandensein einer Atmosphäre erwiesen, so muß auch dasjenige des Wassers, bekanntlich eines wesentlichen Factors vulcanischer Thätigkeit, wenigstens als möglich erscheinen; und damit gewinnen einzelne Beobachtungen, welche von vulcanischen Ausbrüchen und anderen rapiden Veränderungen auf dem Mond zu erzählen wußten, neuerdings an Glaubwürdigkeit. Hieher gehört z. B. das Verschwinden und Wiedererscheinen des Linné-Kraters im Mare Serenitatis. Die erste Beschreibung dieses Kraters aus dem Jahre 1788 stimmt aufs genaueste mit modernen Beobachtungen: auf der im Jahre 1797 von Russell gezeichneten Karte ist dagegen der Linné-Krater kaum zu erkennen, während Lohrmann und Mädler in den Jahren 1822 bis 1832 und Schmidt 1840 bis 1843 ihn wieder als einen tiefen Krater von 5 bis 6 Meilen Durchmesser schildern. Groß war daher das Erstaunen, als Schmidt im October 1866 das Verschwinden des Linné-Kraters, anscheinend infolge eines Lava-Ausbruchs, constatirte; seitdem ist derselbe nur noch als ein weißlicher, nach der Mitte zu schwach vertiefter Fleck bemerkbar. Eine Veränderung im entgegengesetzten Sinn, nämlich die Entstehung eines neuen Kraters, wollte Klein im März 1878 wahrgenommen haben; indessen soll es sich hier nach einer anderen Auffassung nur um die erste Beobachtung eines bis dahin unbemerkt gebliebenen, aber bereits vorhanden gewesenen Objects handeln.

Es fehlt aber auf dem Mond auch nicht an Gebilden, welche direct von einer früheren Thätigkeit des Wassers herzurühren scheinen. W. H. Pickering, der Astronom des Harvard College, konnte in der außerordentlich reinen

end durchsichtigen Atmosphäre von Arequipa in Peru, wo die genannte Hochschule ihm ein Observatorium errichtet hatte, die Untersuchung auf Einzelheiten der Mondoberfläche ausdehnen, die anderwärts, unter weniger günstigen Verhältnissen, überhaupt nicht zu bemerken waren. Da sah er denn auf dem Mond eine ganze Anzahl von Spalten oder Schründen, welche sich von dem Abhang der Kraterberge aus nach den tieferen Gegenden der Mondoberfläche hinziehen. Ihre gewundenen Linien bieten mit den irdischen Flußbetten eine große Aehnlichkeit, und Pickering steht auch nicht an, sie für alte Flußbetten zu erklären. Ein Umstand scheint dem freilich zu widersprechen: die Breite dieser Schründe ist am oberen Ende stets größer, als am unteren; indessen dürfen wir nicht vergessen, daß es auch auf den Hochebenen von Centralasien Wasserläufe gibt, die aus Seen entspringen und, mangels eines genügenden Zuflusses bei unaufhörlichen Verlusten in einem trockenen Terrain, immer schmäler und schmäler werden, um sich schließlich in dem Sandboden der Wüste ganz zu verlieren.

Ob in diesen Flüssen auf dem Monde und in den Kratern, von welchen sie ausgehen, gegenwärtig noch Wasser existirt? Pickering glaubt, auch diese Frage mit einiger Wahrscheinlichkeit bejahen zu können. Thatsächlich hat schon im vorigen Jahrhundert Eysenhard, ein Schüler Lamberts, in der Grenzlinie des Schattens gewisser Berge ein Hin- und Herwogen beobachtet, welches nur davon herrühren konnte, daß die erwähnte Linie auf eine in beständiger Umwandlung begriffene Dampfschicht fiel. Und Pickering selbst hat in den Kratern, in der Umgebung der Schründe und in den sogenannten Meeren dunkle Flecke erscheinen sehen, die gerade beim Vollmond, also wenn Schatten fehlten, am dunkelsten waren, während sie mit der Wiederkehr der Schatten verschwanden. Vielleicht sind die genannten Vertiefungen mit Eis gefüllt, welches zur Zeit des Vollmondes theilweise schmilzt; der Helligkeitswechsel, der nach Pickering manchmal schon mit ganz unvollkommenen Fernrohren, ja mit bloßem Auge erkennbar ist, wäre dann darauf zurückzuführen, daß Wasser die Sonnenstrahlen minder gut nach allen Richtungen reflectirt und darum dunkler erscheinen muß als Eis.

Pickering geht aber noch weiter. Wo eine Atmosphäre und Wasser existirt, da liegt auch der Gedanke an eine Vegetation nicht fern. Freilich könnten, wenn es auf dem Monde eine solche in erheblicherem Umfang gäbe, die mit ihren Veränderungen verbundenen Farbenwechsel auch früheren Beobachtern schwerlich entgangen sein. Wirklich aber waren schon solche Farbenwechsel, die nicht auf das Schmelzen und die Neubildung von Eis zurückzuführen sind, bemerkt worden; Pickering fand dieselben bestätigt, konnte aber ihrer wirklichen Ursache noch nicht auf den Grund kommen; er neigt indessen dazu, sie einer einförmigen Vegetation zuzuschreiben.

Gewiß sind wir damit noch sehr weit von den phantastischen Leistungen der Selenographen des vorigen Jahrhunderts entfernt, welche sogar die Thätigkeit der Mondbewohner zu verfolgen meinten. Und es ist auch fraglich, ob eine der Grenzen ihrer Hülfsmittel bewußte Forschung sich demnächst wieder zu ähnlichen Behauptungen versteigen werde. Andrerseits aber zeigt es sich jetzt auch, daß man zu voreilig gewesen war, als man den Mond nicht allein für früh gealtert erklären, sondern ihn bereits endgültig in das Reich des Todes verweisen wollte.

Zur Rechtsentwicklung in der Schweiz.

L. F. Zwischen der Entwicklung, welche die Schweizer Eidgenossenschaft seit einem Menschenalter in staatsrechtlicher Beziehung aufzuweisen hat, und derjenigen Deutschlands besteht eine unverkennbare Analogie, die auch durch den Umstand nicht beseitigt wird, daß hier die Einigung sich auf dem Boden und innerhalb der Formen der monarchischen Staatsordnung vollzog, während dort die republicanische Verfassung der Einzelstaaten auch für den Bundesstaat maßgebend wurde. Wie in Deutschland hat sich auch in der Schweiz nach dem Uebergang aus dem völkerrechtlichen Staatenbund, der in dem Alpenlande eine besonders lose Form besaß, zu dem festen Gefüge des Bundesstaates die unbedingte Nothwendigkeit herausgestellt, in weitem Umfange die Rechtsverschiedenheit durch die Rechtseinheit zu ersetzen. Der zurückgebliebene und den Bedürfnissen der Neuzeit vielfach auch nicht annähernd entsprechende Zustand der Gesetzgebung mußte diese Rechtsreform als besonders dringlich erscheinen lassen. Wie in Deutschland, so waren auch in der Schweiz die auf die Stärkung des Gesammtstaates bedachten Männer und Parteien von Anfang an die Träger der Bestrebungen zur Vereinheitlichung des Rechts, und wie bei uns, so entspann sich auch dort ein lebhafter Kampf zwischen den centrifugalen und den centripetalen Kräften auf staatlichem Gebiete. In Deutschland ist der Kampf in der Hauptsache zugunsten dieser entschieden worden, von Beginn des neuen Jahrhunderts an wird das Wort: „Ein Reich, Ein Recht", keine Redensart mehr sein, es wird dem thatsächlichen Stand der Rechtsverhältnisse, der wirklichen Gestaltung der Gesetzgebung entsprechen. In der Schweiz ist man von diesem Ziele noch sehr, sehr weit entfernt und die Ereignisse der jüngsten Jahre sind kaum geeignet, der Erwartung Raum zu geben, daß man in absehbarer Zeit das Vorbild Deutschlands mit demselben Erfolge nachahmen werde.

Was in Deutschland Particularismus, in Südtalien Regionalismus heißt, tritt in der Schweiz als Föderalismus auf, oder — im Anklang an Gottfried Keller zu sprechen, der diese Geistesströmung mit trefflichem Humor gekennzeichnet hat, — als Cantönligeist. Die Erweiterung der Befugnisse des Bundesstaates wird von den Föderalisten mit größtem Mißtrauen verfolgt und, soweit irgend möglich, erschwert und gehemmt; für sie ist der Canton der eigentliche Staat und der Gesammtstaat nur ein nothwendiges Uebel, dessen Umfang man, soweit thunlich, einschränken müsse. Aus dieser Abneigung gegen die Stärkung des Gesammtstaates und der Centralgewalt ergibt sich der Widerstand gegen die Ausdehnung der Rechtseinheit; man will für jeden Canton nach wie vor die Sondergesetzgebung behalten und nur da läßt man sich zu dem Anerkenntniß herbei, daß gleichheitliche Grundsätze für die gesammte Eidgenossenschaft nicht entbehrt werden können, wo aus der Geltung der zahllosen Sondergesetze Uebel- und Mißstände entstanden sind, die nachgerade von jedem Vernünftigen erkannt werden müssen. Wie erheblich die aus der Rechtsverschiedenheit entspringenden Schäden sind, kann aus der Thatsache entnommen werden, daß der Schweizer in manchen Cantonen keine Klage anhängig machen darf, ohne vorher für die entstehenden Proceßkosten Sicherheit geleistet zu haben; er steht also insoweit einem Ausländer gleich, ja er ist mitunter noch ungünstiger daran als dieser, da es Staaten gibt, deren Angehörige in den betreffenden Cantonen aufgrund eines Staatsvertrags den Cantonbürgern gleichstehen. Welchen Werth bei einer solchen Sachlage das gemeinsame Indigenat besitzt, liegt auf der Hand.

Zu den Gegnern der Rechtseinheit gehören nicht nur die in der Cultur etwas zurückgebliebenen agrarwirthschaftlichen Cantone, sondern auch die zum Theil hoch entwickelten französischen Cantone der Westschweiz; die schönste und glänzendste Stadt der Schweiz, die es nicht ungern hört, wenn man sie mit der Metropole Frankreichs vergleicht, Genf, ist beispielsweise eine Hauptstätte der Opposition gegen

die Rechtseinheit, gegen das System des „Staatsthums“ (étatisme). Für die Erklärung dieser bemerkenswerthen Thatsache, welche einigermaßen mit dem Umstande in Widerspruch steht, daß der Canton Genf derjenige ist, dessen Gesetzgebung am meisten auf der Höhe des modernen Lebens steht, muß nicht nur auf den politischen Gegensatz von Föderalismus und Unitarismus, sondern auch auf den wirthschaftspolitischen zwischen Manchesterthum und Socialpolitik hingewiesen werden. Wie die Franzosen, so sind auch die französisch sprechenden Schweizer starke Gegner aller Eingriffe des Staates in die wirthschaftlichen Verhältnisse; das „freie Spiel der Kräfte“ erfreut sich bei ihnen noch einer fast gleich großen Anerkennung wie jenseit der Vogesen. Im Gegensatz hierzu ist in der deutschen Schweiz die Auffassung, die man als „socialpolitisch“ bezeichnen kann, sehr verbreitet und die neueste Bundesgesetzgebung ist bekanntlich nicht nur mit einem Tropfen, sondern mit einem ganz gehörigen Quantum des socialen Oeles getränkt worden. In der Westschweiz befürchtet man von einer Ausdehnung der Rechtseinheit eine Erweiterung und Verstärkung dieser socialpolitischen Tendenz, welche in der Stadt, die so lange die Strenge des Calvinischen Kirchenregiments ertragen hat, vielleicht weniger Sympathie genießt als in irgend einer anderen Stadt der Schweiz.

Der politische und wirthschaftspolitische Antagonismus stellt der Einführung der Rechtseinheit Hindernisse entgegen, deren Ueberwindung bis jetzt nicht möglich war; den besten Beweis hierfür bietet die jüngste Volksabstimmung über das Gesetz, betreffend den Viehhandel. Ein solches Gesetz ist für den Verkehr von besonderer Bedeutung und in einem kleinen Staate, in dem man bei einem tüchtigen Tagemarsch das Gebiet von einem halben Dutzend Cantonen berühren kann, ist die Rechtsverschiedenheit gerade auf diesem Gebiete besonders empfindlich. Trotzdem hat bei der Volksabstimmung die Mehrheit der Abstimmenden sich gegen die Annahme ausgesprochen.

Unter diesen Umständen sind die Hoffnungen auf das Zustandekommen eines gemeinsamen Strafgesetzbuchs, eines Gesetzes über das eheliche Güterrecht und Erbrecht sehr gering. An werthvollen Vorarbeiten für die einheitliche Regelung dieser Gebiete fehlt es nicht, am weitesten sind diese auf strafrechtlichem Gebiete vorangeschritten. Im Auftrage des Bundesraths hat Professor Stooß, der rühmlich bekannte Criminalist, den Entwurf eines Strafgesetzbuchs ausgearbeitet, dem in der Kritik mit Recht volles Lob zutheil wurde. Ein geistreiches, auf dem Boden der sociologischen Wissenschaft stehendes, gleichwohl aber den Forderungen und Schlagwörtern des Lombrosianismus kein Zugeständniß machendes Werk, hat der Entwurf auch in Deutschland die regste Aufmerksamkeit der Fachwissenschaft auf sich gezogen, und übereinstimmend ging das Urtheil dahin, daß er wohl geeignet sei, die Grundlage eines eidgenössischen Strafgesetzbuches zu bilden. Vorerst scheinen aber die meisten Cantone gar nicht gewillt zu sein, ihr Strafrecht hiergegen zu vertauschen, und auf den Ausfall der Volksabstimmung optimistische Hoffnungen zu setzen, erscheint nach den jüngsten Erfahrungen nicht angebracht.

An eine Vereinheitlichung des bürgerlichen Rechts, oder doch seiner wichtigsten Theile, ist demgemäß noch gar nicht zu denken und die Arbeiten des schweizerischen Juristenvereins, der mit demselben Eifer für die Rechtseinheit streitet, mit dem dies der deutsche Juristentag seit Beginn seiner Wirksamkeit gethan hat, können darum nur als Zukunftsmusik bezeichnet werden. Vielleicht spornt das Vorgehen Deutschlands die Schweizer zu thatkräftiger und entschlossener Behandlung der großen und für das politische und rechtliche Leben der Alpenrepublik so überaus wichtigen Frage an. Bei zielbewußtem Eintreten sollte es eigentlich möglich sein, die Vorurtheile zu beseitigen, welche der Föderalismus in Verbindung mit dem Individualismus gerade in der Westschweiz künstlich erzeugt und verbreitet hat; denn der nüchterne, allen Extremen abgeneigte Charakter der Schweizer, in dem Ihering das Ideal einer Incarnation des „Kampfes ums Recht“ erblickt hat, ist für die praktisch-verstandesmäßigen Erwägungen sehr zugänglich und begreift es ganz wohl, daß die Zeiten der schweizerischen Landesausstellung in Genf andere Gesetze verlangen, als die Tage der eidgenössischen Vergangenheit. Während der fast fünfundzwanzigjährigen Geltung der unmittelbaren Volksgesetzgebung hat das schweizerische Volk mit Mäßigung und hoher Einsicht von ihr Gebrauch gemacht und hierdurch manche Gegner dieser Einrichtung zum Schweigen gebracht; für die Ausbildung der Rechtseinheit kann und wird die unmittelbare Volksgesetzgebung von entscheidender Bedeutung werden; darum gilt es für die Parteien, die in der Einführung der Rechtseinheit die bedeutsamste Aufgabe der eidgenössischen Politik erblicken, sich mit ganzer Kraft die Aufklärung des Volkes angelegen sein zu lassen, damit dessen Mehrheit am Tage der Schlacht nicht einen Augenblick zögere, sich gegen den Cantönligeist und für die Rechtseinheit auszusprechen. Auch für die Entwicklung der Schweiz und ihres Rechts scheint uns das Losungswort zu sein: „Aus der Vielheit zur Einheit.“

Vom Weihnachtstisch.

VIII. (Schluß.)

† Die weitaus größte Mehrzahl des deutschen Volkes gehört zu den Landratten. Die Marine und Utopien liegen bei vielen ehrlichen Leuten noch unter ein und demselben Längen- und Breitegrade. Natürlich! Die ganze Schöpfung derselben kam so überraschend neu. Wallensteins großartige Pläne, auf der Ostsee eine Flotte zu errichten, erstickte der Regensburger Kurfürstentag; vergeblich hatte damals der Kriegsbaumeister Alexander Marchese de Borri die Kosten eines Elbe-Ostsee-Canals berechnet. Die mühsam im Jahre 1848 aufgebrachten Schiffe wurden alsbald wieder vertödtelt. Erst das Erwachen der deutschen Reichsherrlichkeit erlöste auch dieses Dornröschen, welches nur zu oft noch mit dem märchenhaften Stiefkind, dem Aschenputtel, verwechselt wird, aus dem Schlafe. Darum ist es gut, wenn durch Wort und Bild etwas Erkleckliches geschieht, um das Verständniß für die deutsche Kriegsflotte und ihre wichtigsten Aufgaben, die sie zum Wohle des Vaterlandes im Kriege und im Frieden zu erfüllen hat, anzubahnen und zu befördern. Diese löbliche Aufgabe löst in preisenswerther Ausstattung „Unsre Kriegsflotte“, ein zeitgemäßes Prachtwerk, mit zwanzig großen Farbendrucken nach Karl Saltzmann, Friedrich Schwinge und Willy Stöwer, nebst einem erklärenden Fachtexte von dem Capitänlieutenant Georg Wisticenus (Leipzig 1896 bei F. A. Brockhaus, gr. Querfol.). Alle die großen Orlogs manövriren vor unsern Augen und zeigen sich thätig in ihrem Beruf und in verschiedenen Gewässern. Den Zug eröffnet mit Recht der stolze „Hohenzollern“ in der riesigen Scenerie des norwegischen Fjords; ihm folgt das „Brandenburg“- und „Sachsen-Geschwader“, letzteres in der friedlichen Beschäftigung, vor unserm Felseneiland Helgoland Kohlen einzunehmen; dann dampfen „König Wilhelm“, „Kaiser“, „Deutschland“ und „Oldenburg“ in der dem Laien schwer begreiflichen Staffellinie, während „Preußen“ und „Friedrich der Große“ sich mit Schießübungen exclusiren. Die Elbmündung sichern „Heimdall“ und „Siegfried“, während das Panzerkanonenboot „Arminius“ mit anderen seinesgleichen vor Friedrichsort schwimmt und der kleine „Brummer“ beim Fischereischutz vor der Weser angestellt ist; „Greif“, „Meteor“ und „Jagd“ stehen auf Auslugposten bei Brüsterort; die „Kaiserin Augusta“ ist im Begriff, New-York zu verlassen, „Bussard“ und „Falke“ kreuzen im Hafen von Samoa, andere vor Sansibar, die „Nixe“ tanzt im tropischen Sturm, wieder andere arrangiren ein Morgenmanöver — kurz alle haben ihr weibliches Pensum,

Digitized by Google

legen sich zur Action oder präsentiren sich auf den im Farbendruck bisweilen etwas hölzernen Gewässern. Es handelt sich hiebei überhaupt mehr um realistische Portraitbilder dieser Kolosse, als um künstlerische Freiheit und poetische Phantasie. Der beleheende Text ist mit den Bildern in gleicher Uniform, wäre uns aber im Format eines handsamen Buches lieber gewesen. Das kostbare Opus trägt mit Recht die Dedication an den Kaiser Wilhelm II. und liegt erfreulicherweise bereits in zweiter Auflage vor, ein ostensibler Beweis seiner literarischen und artistischen Seetüchtigkeit.

In gleicher Intention verfaßte Hr. G. Wislicenus sein dem Format nach kleineres, inhaltlich aber umfangreicheres Werk über „Deutschlands Seemacht“ (Leipzig 1896 bei Fr. W. Grunow. 208 S. Fol.) mit 60 Illustrationen und Vignetten von Willy Stöwer. Eingeleitet ist dasselbe durch einen historischen Rückblick auf die Entwicklung des Seewesens und dessen Entdeckungen bei allen Völkern. Hieher gehören allerlei Erinnerungen, z. B. daß der vielseitige Lionarda da Vinci schon an einem Tractat arbeitete über die Construction eines Schiffes, welches ohne Segel und Ruder, einzig nur durch die Kraft des kochenden Wassers in Bewegung gesetzt werde. Dann die erste Kunde von einem Versuch mit der Taucherglocke, welche 1538 zwei Griechen vor Karl V. producirten, sodann daß derselbe auf dem ersten Panzerschiff „St. Anna“, erbaut 1530 zu Nizza, seine Expedition nach Tunis machte, ebenso daß Blasco de Garay vor demselben Kael V. zu Barcelona ein Schiff produeirte, welches ohne Segel und Ruder, durch Schaufelräder bewegt wurde. Ungleich wichtiger sind die Pläne des großen Kurfürsten von Brandenburg; auch König Friedrich II. wendete auf die Hebung des Seehandels sein Augenmerk.[1]) Die weiteren Leistungen unter seinen Nachfolgern in Preußen verschwinden freilich vor der Thätigkeit der deutschen Kriegsflotte seit der Wiederherstellung des Reiches — ein Abschnitt, welcher sich durch die Schilderung der Schlachtflotte, des Seekrieges, der Küstenvertheidigung und des Dienstes der Kreuzer wesentlich erweitert. Ebenso erhalten wir Einsicht in den Friedensdienst der Kriegsflotte.

Das Hauptaugenmerk nimmt jetzt freilich Fridtjof Nansen in Anspruch. Von seinem sehnlich erwarteten Reisebericht „In Nacht und Eis“ (Leipzig bei F. A. Brockhaus) liegen vorläufig nur zwei Lieferungen vor; indessen sorgte eine in groß Folio bei Hjalmar Bigler in Christiania und K. F. Kähler in Leipzig edirte Festschrift mit blattgroßen Bildnissen des berühmten Forschers, mit biographischen Nachrichten über ihn und seine Familie und anderen Zuthaten, zur einstweiligen Befriedigung des wissensdurstigen Publicums. Daneben dürfen freilich auch noch andere Reisewerke auf sicheren Absatz rechnen. So das köstliche Buch des leider in der Blüthe der Jahre in den brausenden Fluthen eines reißenden Tropenflusses verschwundenen Otto E. Ehlers „Im Osten Asiens“, welches nun schon in dritter Auflage der Gunst einer zahlreichen Leserschaft sich erfreut (Berlin 1896. Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. VIII, 391 S. 8°). Sein jugendlich blühender Humor, das Bewußtsein seines nie versagenden, leicht hinschwebenden Erzählertalents erzeugen ein behagliches fesselndes Gefühl; freilich entsteht auch der Verdacht, daß seine goldene Heiterkeit manches verschönerte oder auch ins Gegentheil verkehrte. Wie er Hanglong, Canton, Macao mit glühenden Stiften schildert, die Reise nach Schanghai, Tschifu und Tientsin, dann Peking, die Stadt der Stadte, den Maulthierritt duech die Mongolei und die vier Wochen in Korea, das sind in ihrer unmittelbaren Frische köstlich widergegebene Eindrücke, die ihn den besten Stilisten an die Seite stellen — ein Vorzug, der gerade den meisten Reisewerken fühlbar mangelt. Auch die haarscharfen Illustrationen mit ihren Architekturen, Ansichten und Typenbildern tragen ihr ehrlich Theil zum Ganzen bei. Die „Straße in Canton“ (S. 32) konnte übrigens auch beinahe in einem Hamburger Fleet gefunden werden.

Eine alpine Leistung allerersten Ranges bildet Theodor Wundts Besteigung und Beschreibung des „Matterhorn“, herausgegeben von der Section Berlin des deutschen und österreichischen Alpenvereins (Berlin bei Raimund Mitscher. 192 S. gr. 8°). Dieser Berg-Sphinx wird van allen Seiten der Windrose photographisch bombardirt und bestiegen, auch die Rundsicht von demselben aufgenommen, sogar das ganze steinere Meer der Zermatter Alpen aus der Vogelschau photographirt, freilich nicht aus einer Höhe von 10.000 Meter, aber nach dem im Hotel Zermatt befindlichen Relief des Xaver Imfeld, einem Meisterwerk der plastischen Kartenkunst. Die Reihenfolge seiner dadurch berühmt gewordenen Besteiger und ihrer Schicksale kommt zur Sprache, die braven Bergführer und die Autographe im Fremdenbuch; auch allerlei Erbauliches und Geschichtliches erzählt unser nimmermüder, ausdauernder Sportsmann im alpinen Jargon oder in ähnlicher Mundart. Der Bergriese ist dadurch für alle Zeiten „zur Kenntniß der übrigen Erdtheile gebracht“; doch denkt man unwillkürlich, wie es hier aussehen mag, wenn Chidher, der ewig junge, nach fünfhundert Jahren wieder desselbigen Weges fährt! Dann werden die späten Epigonen diese Bilder und Bücher aus den Bibliotheken ausgraben und als Quellenwerk zur Geschichte der Geologie neu aufnehmen und studiren. Die photographischen Reproductianen sind über alles Lob klar und gelungen, Druck und Ausstattung gleichfalls.

Eine äquivalente Alpennatur zu diesem Bergsphinx- und Riesencharakter, an welcher die historischen Touristen noch lange herumspüren und in deren Schrunden und Gletschern, Abgründen und Spitzen forschen und sie als psychologisches Peoblem kaum mehr ganz erfassen werden, hat neuerdings vielfach berufene und unberufene Federn in Thätigkeit und Schwerathmigkeit versetzt und die jetzt schon wie Sand am Meer zahlreiche und unübersehbare Literatur vermehrt. Das „Bismarckdenkmal für das Deutsche Volk“, begonnen von Arthur Mennell und vollendet von Bruno Garlepp (Chicago, Berlin, London, Paris, Melbourne. The Werner Company IV. und 396 S. 4°) bietet ein colossales mit überraschendster Vielseitigkeit zusammengetragenes Material van Portraits, Aufnahmen, Abbildungen und Ansichten, Denkmälern, Ehrenzeichen, Liebesgaben aller Art, kurz eine auch textlich erläuterte, unvergleichliche Bilderchronik, ein polygraphisches Museum, welches in der Anlage zwar etwas kunterbuntee Natur, doch durch eine Idee zusammengehalten ist; in seiner Art auch ein populäres Urkundenwerk, wie etwa außer Goethe und Schiller kaum ein anderer aus dee Neuzeit erhalten hat. Der Hauptwerth fällt natürlich nicht auf das artistische Gebiet, doch ist auch dieses wie die Copien nach Ferd. Keller, A. v. Werner, W. Camphausen u. s. w. beweisen, gebührend vertreten. Der durchweg getragene panegyrische Ton wird immer als charakteristischer Wärmemesser und Barometerstaad der heutigen Gegenwart gelten.

Ganz im prunklasen Stil einer Hauschronik ist die Geschichte von „Schönhausen und der Familie van Bismarck“ unmittelbar im Auftrag der Familie durch Dr. Georg Schmidt bearbeitet (Berlin 1897 bei Ernst Siegfeid Mittler u. Sahn), ein bescheidener Octavband von 196 Seiten, mit zahlreichen, größtentheils bisher unbekannten Abbildungen und Bildnissen ausgestattet. Das Buch bildet ein Gegenstück zur Geschichte des alten Thüringer Königsschlosses Burgscheidungen, welche derselbe Herr Verfasser 1894 veröffentlichte. Wir hoeen von der Lage und, aufgrund prähistorischer Funde, von der ältesten Geschichte des Ortes Schönhausen, von den Ahnen des eisernen Kanzlees, insbesondere aber aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges durch zwei im Archiv zu Schönhausen befindliche Tagebücher. Durch besondere Lebensschicksale ausgezeichnet waren August I., welcher bis 1648 verschiedenen Kriegsheeren diente, sein Sohn August II., der die verwüsteten Güter wieder in guten Zustand setzte und die beiden Herrenhäuser zu Schönhausen erbaute; dann August Friedrich, der Urgroßvater des Fürsten, der als Oberst bei Czaslau blieb, und Karl Alexander, eine im Sinne der rührseligen Wertherzeit poetisch gestimmte Dichternatur, der neben der schönen Literatur auch die Musik cultivirte; er starb nach einer äußerst bewegten Vergangenheit als Gouverneur von Riga. Eine ausführliche Darstellung ihres Lebens und Wirkens erfahren die Eltern des Fürsten. In ihrem Hause hatte der Turnvater Jahn sein Quartier aufgeschlagen, während Theodor Körner auf der Pfarre wohnte, als am rechten Elbeufer die Freiwilligen zur Lützower Schaar sich sammelten. Den Schluß bilden der Fürst und seine Gemahlin und der jetzige Besitzer Graf Herbert. Das Buch hat neben

[1]) Was Oesterreich für seine Marine leistete, insbesondere durch Erzherzog Ferdinand Max, den nachmaligen Kaiser von Mexico, hat Graf Wilczek in seinem Buch über die Bedeutung des Mittelmeeres nachgewiesen (vgl. Beil. 263 vom 12. Nov. 1896).

dem urkundlichen noch besonderes Interesse, weil Vater und Sohn den Text eigenhändig revidirten; es wird also immer als eine Quelle ersten Ranges gelten müssen.

Die Ereignisse des Jahres 1870/71 fanden einen Nachklang in den als „Frdschweilee-Chronik" sehr lebendig vom ehemaligen Pfarrer Karl Klein geschilderten Kriegs- und Friedensbildern mit zahlreichen Illustrationen von E. Zimmer (München bei G. H. Beck) und in der von J. v. Pflugk-Harttung mit vielen Mitarbeitern edirten Culturgeschichte „Krieg und Sieg" (Berlin bei Schall u. Grund, Verein der Bücherfreunde. Erster Band 540 S. gr. 4°). Hier wird der Soldat in engerem Sinne behandelt, sein ganzes Thun und Treiben, die Beschwerden des Marsches, die Ruhe im Quartier, bis zur tobenden Schlacht und dem Massengrabe, also die Leiden und Freuden der Mannschaft, ihre Nöthe, Entbehrungen und Gefahren. Einen guten Theil des Werkes lieferte der Herr Herausgeber selber, der als Freiwilliger im 76. Regiment den Krieg mitmachte und als Augenzeuge aus eigener Erfahrung spricht. Was eine Schlacht, was der Festungskrieg ist, über den Geist des Heeres, Reiterei, Jäger und Feldartillerie, Generalstab, Militärmusik, Gottesdienst, Kriegscorrespondenten und Zeichner, Sanitätswesen und freiwillige Krankenpflege, Feldpost und Telegraphie, Munitions- und Verpflegungswesen nebst der unentbehrlichen Soldatenpoesie: das alles wird durch zahllose Portraits, Ansichten, Scenen, Vedute und Bilder von Becker, Birkmeyer, E. Bleibtreu, Hellgrewe, Hünten, Knötel, Mützel, Rocholl, Speyer, A. v. Werner, E. Zimmer gehörig erläutert. Das Ganze bildet einen ergänzenden Nachtrag zu dem „Jubiläumswerk" desselben Verfassers, welches im vorigen Jahre erschien und bisher in 56,000 Exemplaren abgesetzt wurde.

Einen durchweg friedlichen Natur erfreut sich das Buch, welches Joseph Kürschner unter Mitwirkung von vielen dichterischen und prosaischen Schwingen und Federn unter dem neidenswerthen Titel „Das ist des Deutschen Vaterland", ausgestattet mit 1273 Illustrationen (Berlin, Eisenach, Leipzig. Hermann Hillger Verlag. 436 S. gr. 4°) publicirte. Eine Wanderung durch alle Gaue, vom Bannkreise des Brockens, nach Berlin, nach Sachsenland, in die Heimath Rübezahls, nach dem Osten, den Ostseebädern, wo Fritz Reuter zu Hause war, nach dem meerumschlungenen Schleswig-Holstein, in die Nordseebäder und die freien Städte, von Hamburg nach Halle und Thüringen (das grüne Herz Deutschlands), auf die rothe Erde Westfalens, zum Vater Rhein, durch den Schwarzwald, Schwaben, Bayern und Elsaß-Lothringen. Also Glückauf und Gutheil zur fröhlichen Wanderschaft!

Und nun noch einen Abstecher nach einigen deutschen Städten. Eine „Geschichte der Stadt Konstanz" von Joseph Laible (Konstanz 1896 bei Ernst Ackermann XXIII und 317 S. 8°) verarbeitet das umfangreiche Material in gefällig ansprechender Form. Die ruhige, historische Entwicklung zu fördern, „das Band, das uns mit der Vergangenheit verknüpft, neu zu flechten und dem guten Alten seinen berechtigten Einfluß auf die Neuzeit zu retten", gilt dem Herrn Verfasser als Zweck seiner Arbeit. Ein gewissenhafter Beobachter, faßt er außer der Umgegend auch allerlei culturgeschichtliche Sitten, Gebräuche und Spiele ins Auge und widmet den berühmten Künstlern, Gelehrten, Musikern und Schriftstellern seiner Stadt einen eigenen Abschnitt. Zum weiteren Schmuck des Buches dienen verschiedene Ansichten, Bauwerke, Bildnisse; auch die Fresken des Concilsaales nach Haeberlin, Schwörer und Pecht sind in kleinem Format beigegeben; ein paar Reproductionen nach den Bildern des Ulrich von Richenthal, die etwa den Hus und das Konstanzer Concil betreffen, wären uns erwünscht gewesen. In ähnlicher Methode und Intention wie Laible schrieb Dr. Emil Reicke seine „Geschichte der Reichsstadt Nürnberg (Nürnberg bei J. Ph. Naw, IX und 1078 S. 8°) im leichten, gefälligen Vortrag, sein immer genau citirtes Material ausnützend und alle Erscheinungen des Lebens zusammenfassend, eine löbliche, anziehende Leistung, das Resultat dritthalbjähriger Mühen. Auch Ansichten und Bildnisse sind in bescheidener Ausstattung beigegeben: Laible und Reicke haben damit wahre Volksbücher im besten Sinne des Wortes geschaffen, die an jedes Bürger- und Patriotenherz appelliren und auch darüber hinaus dankbare Aufmerksamkeit finden. Dagegen ist das niedliche „Jena in Bild und Wort" (Hofbuchhandlung Frömmann in Jena) mit seinen netten Lichtdruckbildern und landschaftlichen Aufnahmen und Vignetten im Geleite von Gedichten und Albumblättern ein erwünschtes Vademecum für Studiosen und Touristen.

Die überraschenden Entdeckungen und Funde auf den berühmtesten Culturstätten des Alterthums verwerthend, einfügend und gruppirend, bildet die „Culturgeschichte des classischen Alterthums" (Leipzig 1897 bei P. Friesenhahn, XII und 594 S. gr. 8°) einen kostbaren Appendix zu Hellwalds Culturgeschichte. Prof. Ad. Holm übernahm die Griechen, W. Deecke die Boritaliker und Etrusker, W. Soltau die Cultur Roms, sowohl in seiner vorgeschichtlichen Epoche, in den großen Rechtskämpfen der Stände, seiner Hegemonie über die Mittelmeerländer, in socialen Reformen und Bürgerkriegen, durch die Regeneration der Augusteischen Epoche, die Genesis des Christenthums, die ganze Kette der Kaiser und den Untergang der alten Universalmonarchie. Viel ergiebiger sind noch die vorhergehenden Abschnitte über die Etrusker, über die hellenische Vorzeit mit Troja, Mykene, Tiryns und der Urgeschichte der Akropolis. Wie die früher kaum geahnten Zwischenglieder der einzelnen Epochen allmählich mit verbindenden Resultaten sich anschließen und gestalten, gehört zu den erfreulichsten Leistungen der neuesten Forschung.

Mit der hell flammenden Schaffensfreude der Jugend, herausgewachsen aus dem lebendigen Vortrag, hat Albrecht Stauffer seine „Zwölf Gestalten der Glanzzeit Athens" (München u. Leipzig 1896, bei R. Oldenbourg, V. 595 S. 8°) durchgebildet und im höheren Zusammenhang der Culturentwicklung aufgefaßt. Das Lebensalter des Sieges mit Kimon, Polygnot und Aeschylus, das der Höhe (Perikles, Pheidias, Sophokles und Herodot) und jenes der Krisis (Alkibiades, Aristophanes, Euripides, Thukydides und Sokrates) gibt einen naturgemäßen Klimax, der in universeller Auffassung und Durchführung den Leser gefangen nimmt. Den im fleißigen Quellenstudium gewonnenen Stoff gestaltet der Autor mit stilistischer Schönheit, ein Vorzug, ohne welchen überhaupt die neuere historische Kritik ungenießbar wäre.

Nun folgen einige brave Compendien, wie selbe der sel. Kaspar Braun, der Vater der „Fliegenden Blätter", in seinem nicht unbeträchtlichen „Bücherstall" unter der Signatur „Kochbücher für Lehrlinge in der Wissenschaft" einzureihen liebte. Also als „Handbuch für das deutsche Volk" eine „Weltgeschichte" von Dr. Wilhelm Martens (Hannover 1895, bei Manz u. Lange, I., 239, II., 160 u. III. 294 S. 8°); eine mäßig illustrirte „Geschichte der Griechen" von Oskar Jäger (Gütersloh 1896, bei C. Bertelsmann, XV. u. 691 S. 8°) in selbstbewußter sechster und eine dito „Geschichte der Römer" (ebendaselbst XVI., 642 S. 8°) in siebenter Auflage. Dazu kommen zwei Cartons mit „Karten und Skizzen zur außerdeutschen Geschichte der letzten Jahrhunderte" und ebenso zur „Vaterländischen Geschichte der neueren Zeit, von 1517—1789", von Professor Dr. Eduard Rothert (Düsseldorf bei Aug. Bagel). Ferner als Mustersammlung der „Meister-Prosa" zwei von L. u. P. Auspitz zusammengestellte Bände mit Lesestücken (Wien u. Leipzig in der k. k. Hofbuchhandlung von Karl Prochaska. I. B. 512. II. B. 535 S.), leider ohne biographische Notizen und genauere Quellenangabe, denn ein Citat „aus Jakob Grimms Schriften" ist ziemlich weitläufig; auch sind die außerdeutschen Autoren nicht im Original, sondern immer in Translation, bisweilen noch in willkürlich gekürzter und frei bearbeiteter Fassung gegeben, wodurch jeder Maßstab für die Charakteristik und Stilweise des betreffenden Schriftstellers ganz aufgehoben und verwischt ist. Das von O. Retzlicyka und Hans Wolff gesammelte „Deutsche Lesebuch" (Hermannstadt 1896, bei W. Krafft) gibt ein erfreuliches Zeugniß für die lobenswerthe Thätigkeit der guten Deutschen in Siebenbürgen.

Schließlich stürmen noch einige Opera herein, welche in ihrer Eignart übrigens bisher schwerlich ein tauglicheres Plätzchen gefunden hätten. Ein kleines Heft über die „Wahl- und Wappensprüche deutschee Studenten", von W. Scheffler (Leipzig 1896, 114 S. 8°). Welch ehrenwerther, männlich ernster Zug spricht daraus! Ein edles Ringen nach den höchsten Gütern des Menschen: „Auf Gott und Christus" gründen sich die Vereine religiöser Richtung; „in virtute honos" trifft den Kern von Corps und Landsmannschaft; „Einheit und Freiheit" deutet das Streben der Burschenschaft; „Mit Gott für Kaiser

und Reich" ist der Heroldsruf in den Vereinen deutscher Studenten; „Litteris et amicitiae" weihen sich freie Verbindungen und wissenschaftliche Vereine. „Im Liede stark, deutsch bis ins Mark" findet Wiederhall in den Herzen der Gesangvereine; „Pro patria est dum luduere videmur" zeigt Zweck und Ziel turnerischer Verbindungen. Leuchtende Edelsteine sind diese Wahlworte, die unsre Studentenschaft selbst sich gab. Doch nicht losgelöst von einander erscheinen sie, sondern innerlich verbunden. Aus der Spruchreihe der einen greifen bedeutsame Worte hinüber zu der Devise der anderen: Vaterland, Ehre, Religion und Freundschaft, Wissen, Kunst, mannhaftes Wesen — Worte, die von Körperschaft zu Körperschaft sich schlingend, alle Studenten innerlich verbinden, festigen und vereinen: Glückauf du fröhliche Jugend!

Wer lacht da? Ein alter Bekannter — eigentlich eine treue Freundin: Frau Wilhelmine Buchholz. Ihre Erlebnisse auf und während der Berliner Ausstellung, wobei ihr Haus als „Hotel" diente, konnte sich Hr. Julius Stinde („Hotel Buchholz", Berlin 1897, bei Freund u. Jeckel, 222 S. 8°) unmöglich entgehen lassen. Diesesmal sogar mit Illustrationen und textlich in der höchsten Tonart der Berliner Bläulichkeit. Uebrigens könnte ein literarischer Großindustrieller leicht eine Collection „Gedankenspähne aus der Buchholzen" zusammenstellen, wozu es auch hier hübsche Paradigmata absetzt, z. B. „Es gibt eben Wahrheiten, die manchmal keine sind", oder „Rathet mir gut, aber rathet mir nicht ab, sagt die Braut im Speichwort". „Verlier deine Geduld nicht, es hebt sie doch niemand auf." „Hoffnung ist der Zehrpfennig der Seele; ist der verlaren, schließen sich alle Thüren, bis auf die Pforte des Todes, die öffnet sich umsonst." Oder „Nichts ist verderblicher, als das Heirathstiften, zumal von älteren Jungfern, die nur in der Theorie Bescheid wissen." . . .

Ein herrliches Buch „Vom grünen Tisch in Monte Carlo" hat der in allen Sport- und Turf-Sachen sattelgerechte Victor Silberer (Wien 1897, Verlag der „Allgem. Sport-Ztg.", 205 S. 12°) in ehrenwerthester Intention und aus zürnendem Herzen geschrieben. Er schildert Monte Carlo und das Spiel nach allen Nuancen und Usancen, zeigt die Werthlosigkeit aller Systeme und die Hinfälligkeit aller Wahrscheinlichkeitsberechnungen und beweist, daß nur die Bank allein gewinnen kann, daß auf die Dauer jeder Spieler mit Naturnothwendigkeit den kürzeren ziehen und sein Geld verlieren muß — nicht als ob sie mit falschen Praktiken arbeite, was sie gar nicht nöthig hat, da alle Chancen im voraus für sie sind. Er weist aber mit ziffernmäßigem Detail nach, was die Bank alljährlich für Reclamezwecke ausgibt, und mit welch fabelhaften Summen französische und englische Zeitungen mit „Subventionen" bestochen werden (S. 105); von Blättern deutscher Zunge scheint Monaco in dieser Richtung noch nicht entdeckt zu sein. Unser Autor erhebt als ernster Mahner, wie ein Prediger in der Wüste, seine berechte Stimme — will einer trotzdem aber dennoch spielen, so gibt er dem kühnen Wagen die einzig möglichen Rathschläge, z. B. nie mehr Geld mit in den Spielsaal zu nehmen, als zu verlieren er leicht verschmerzen kann, niemals aber seine ganze Baarschaft. Aber alle Menschen streben nach Glück. „Wo ist das Glück?" Unter diesem Titel hat ein ungenannter Autor kürzlich ein goldenes Büchlein geschrieben, welchem er ein zweites nachsendete: „Was bringt Gewinn?" (Berlin, Verlag der Berliner Stadtmission. 164 S. u. 8°). Es enthält Altes und Neues, manches in heiterer, anekdotischer Form, Aphorismen, Spruchweisheit, Rechenpfennige des Geistes und Trostesworte für Herz und Gemüth. Vieles reizt zum Denken, und das ist immer ein Glück und bringt Gewinn!

Mittheilungen und Nachrichten.

a/D. „Deutsche Kämpfe. Neue Folge. Schriften zur Tagespolitik von Heinrich v. Treitschke." (Leipzig, S. Hirzel, 1896.) „Reden von Heinrich v. Treitschke im Deutschen Reichstag 1871—1884. Mit Einleitung und Erläuterungen herausgegeben von Dr. Otto Mittelstädt." (Ebenda.) „Heinrich v. Treitschke's Lehr- und Wanderjahre 1834—1866. Erzählt von Theodor Schiemann." (München und Leipzig, R. Oldenbourg, 1896.) — „Aufgeathmet hat der gute Cid", erneuerte Freunde lassen ihn auch so noch zum gewohnten Siege reiten. Die Neue Folge der „Deutschen Kämpfe" Treitschke's umfaßt in 29 Stücken außer zwei Kaiserreden und einer Ansprache an Studenten die letzten seiner publicistischen Arbeiten, längere und kürzere Aufsätze, meist aus den „Preußischen Jahrbüchern", von dem Artikel „Unsere Aussichten" an, der im November 1879 die neue europäische Lage seit der Ablehr Rußlands von Deutschland nach dem Berliner Congreß beleuchtete und zugleich das Signal zum Streit wider jüdische Ueberhebung gab, bis zu dem mächtigen Warnruf, den er im März 1892 in der Allgemeinen Zeitung gegen den Entwurf des preußischen Volksschulgesetzes erhob. Treitschke's Geist und Herz sprachen sich in diesen Jahren nicht mehr in erster Linie journalistisch und essayistisch aus, er versenkte beides zu noch höherem Gewinn für uns vornehmlich in die drei letzten, reifsten Bände seiner deutschen Geschichte; nicht Muth und Hoffnung — denn die verließen ihn erst mit dem letzten Athemzug —, wohl aber die theilnehmende Freude am öffentlichen Leben um ihn her schwand ihm sichtlich seit 1888; 1889 nahm er von den „Preußischen Jahrbüchern" Abschied. So hat er denn den Zorn über englischen Einfluß und Uebermuth nah was ihn sonst in ritterliche Wallung brachte, mehr in der Stille in das Ohr der Vertrauten ausgeschüttet; nach dem Ende des südlichen Kriegs ergriff er noch am liebsten in Sachen der nationalen Bildung, die er so herrlich in sich darstellte, öffentlich das Wort: über Gymnasium, Bibliothek und Volksschule. Allein wenngleich dieser Band nicht mehr den ganzen Treitschke zeigt, auch im halben bleibt noch jeder Zoll der wohl bekannte Held, der Campanone der deutschen Literatur, gewaltig und innig, hochherzig und fröhlich, weit über alle Denker, Dichter und Künstler hinaus der treueste und reichste Ausdruck unsrer na Thaten größten Zeit. Sehr merkwürdig ist dem gegenüber der Eindruck, den die Sammlung der Reichstagsreden Treitschke's dem Leser hinterläßt. Wie der Herausgeber Mittelstädt richtig andeutet: diese vielfach gehaltenen politischen Reden des Schriftstellers, dem als solchem an politisch leidenschaftlicher Beredsamkeit kein anderer gleich kommt, sind auffallend arm an pathetischen Stellen. Der Schwung, den auch sie verrathen, ist der des politischen Verstandes; in der Abwesenheit jeder Phrase zeigt sich statt der falschen die echte parlamentarische Kunst. Solche Ansprachen lassen sich dicht neben die besten englischen Muster stellen: germanische Rhetorik, sachlich, männlich, schlicht; doch erklärlich durch eine Vorübung von Jahrhunderten, hier durch eingeborenes Talent. Eben hierüber belehrt überraschend die leicht, aber gut geschriebene, durch zahllose Mittheilungen aus unbekannten Briefen wundervoll belebte Darstellung der ersten Lebenshälfte Treitschke's von Schiemanns Hand. Treitschke war Dichter der Anschauung, Politiker der Einsicht nach und beides gleichermaßen von Kindesbeinen an. Die Klarheit, mit der er, noch nicht fünfzehnjährig, 1849 dem Vater über Revolution und Bürgerkrieg in Sachsen berichtet, versetzt uns in Erstaunen. Und so war Staatswissenschaft das Gebiet seiner originalen Ideen, poetische Beseelung der Form seiner historischen Kunst. Vor der Gefahr, die hierin für die geschichtliche Reinheit liegt, bewahrte ihn der einfach gesunde Wahrheitssinn, der sein Leben von Jugend auf durchleuchtet; vor der anderen Gefahr, in technisch staatsgemäßer Empfindung der Fülle des immer nur halb politischen Völkerlebens nicht gerecht zu werden, hat ihn der offene Blick für jede Blüthe des Geistes ebenso sicher behütet. Alles trug zusammen, um aus ihm in der ganzen Welt der Geschichtschreibung eine einzige Erscheinung zu machen, wie Beethoven oder Michelangelo in Musik und Malerei — was nicht ausschließt, daß man in Ranke den größten Historiker, in Mozart und Raphael die am meisten musikalischen oder malerischen Genien verehrt; denn die Natur spottet der menschlichen Arbeitstheilung, wenn sie die Geister aus dem Mischkrug ihrer Gaben schöpft. Ihre Einheiten sind die Individuen; gerade daran überzeugt uns schlagend Schiemanns Biographie durch die seltene Geschlossenheit einer so vollen Persönlichkeit, wie die Treitschke's war, durch die ebenso seltene Geradlinigkeit ihrer so hoch hinaufwachsenden Entwicklung. Selbst das Unglück der Taubheit verdichtete nur das Wesen dieses Mannes, die tragische Entfremdung des Vaters verstärkte es in sich selbst. Es war ein guter Gedanke des Oldenbourg'schen Verlags, mit diesem Bändchen die „Historische Bibliothek" zu eröffnen, die von nun an der „Historischen Zeitschrift" in zwanglosen Folge beigegeben werden soll. Für die Zeitschrift selber, deren Leitung Treitschke nach Sybels Tode übernahm, ist sein eigener Hingang ein immerhin zu verschmerzender Verlust, denn zum Herrscher über eine gelehrte Revue fehlten ihm einige gute und schlimme Eigenschaften Sybels. Mit den Schulhäuptern ist es in der deutschen Historie ohnehin vorbei; es entspricht der Lage, daß dem Heraus-

geber Friedrich Meinecke ein Bundesrath von Mitarbeitern, darunter Namen wie Moritz Ritter, Max Lenz, Paul Bailleu, Konrad Varrentrapp, an die Seite getreten ist.

* **Berlin.** Prof. Bastian, der Director des Museums für Völkerkunde, wird voraussichtlich schon in nächster Zeit in Berlin wieder eintreffen, da der Urlaub, den er zum Zweck einer Studienreise nach dem indischen Archipel genommen, seinem Ende naht. Die vor Monaten verbreiteten Gerüchte von geheimnißvollen Absichten des großen Sammlers auf weitere Entdeckerfahrten waren also unbegründet. — Am 30. December vollendet einer der bedeutendsten Schulmänner der Gegenwart, der Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rath a. D. Dr. Ludwig Wiese in Potsdam, sein neunzigstes Lebensjahr. Geboren in Herford, studirte er in Berlin Theologie, Philosophie und Philologie, wurde 1830 Lehrer am Friedrich Wilhelms-Gymnasium daselbst, 1831 Conrector im Klosterthal, 1833 Prorector in Prenzlau, 1838 Professor am Joachimsthal'schen Gymnasium zu Berlin, von wo er längere Studienreisen nach Italien, England, Süddeutschland unternahm. 1852 bestellte ihn Cultusminister v. Raumer zum Referenten für das evangelische Gymnasial- und Realschulwesen, 1867 mit der Neuordnung des höheren Schulwesens der neuen preußischen Landestheile betraut, wurde er 1868 Vorsitzender der Bundes-, seit 1871 Reichsschulcommission, 1871 zugleich zur Organisation des höheren Schulwesens in Elsaß-Lothringen berufen. 1875 schied er in Folge seines hohen Alters freiwillig aus dem Staatsdienst. Von seinen zahlreichen Veröffentlichungen sind hervorzuheben „Die Bildung des Willens", „Geschichte und Bildung der Frauen", „Ueber den Mißbrauch der Sprache", „Das höhere Schulwesen in Preußen" (1864—1873), „Verordnungen und Gesetze für die höheren Schulen in Preußen", „Deutsche Briefe über englische Erziehung" (auch ins Englische übersetzt), „Pädagogische Ideale und Proteste", endlich die liebenswürdigen und lehrreichen „Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen". Liberale Thorheit sah in ihm einst einen Vorkämpfer für geistige Reaction; jetzt hat sich ein Ausschuß von Schulmännern aus allen Provinzen gebildet und einen Aufruf veröffentlicht zu Sammlungen für eine Stiftung, die, zu wohlthätigen Zwecken bestimmt, den Namen des Jubilars tragen soll.

eh. **Basel**, 21. Dec. Dem jüngst hier verstorbenen Professor der classischen Philologie Dr. Ferdinand Dümmler widmet in der Sonntagsbeilage der „Allg. Schweizer-Ztg." vom 20. Dec. Dr. K. Joël (Docent der Philosophie an der hiesigen Universität) einen mit großem Ernst geschriebenen, D. sowohl als Menschen wie als Gelehrten würdigenden Nachruf. Danach war der Verstorbene am 10. Februar 1859 als Sohn des angesehenen Historikers und Leiters der Herausgabe der „Monumenta Germaniae", Ernst Dümmler, und als Enkel des berühmten Verlegers Ferdinand Dümmler, dessen Namen er erhielt, in Halle a. S. geboren. Schon im Elternhause trat er zu einer großen Zahl bedeutender Männer in Beziehung. Seine Studienzeit von Ostern 1877 an vertheilt sich auf die Universitäten Halle, Straßburg und Bonn. Heydemann in Halle, Michaelis in Straßburg, Kekule, damals in Bonn, bildeten den jungen Archäologen. Keohn, als Philosoph, zog ihn in den Bannkreis Plato's. Philologisch schulte ihn in Bonn namentlich Usener. Am 3. März 1882 promovirte er auf Grund einer Dissertation, betitelt Antisthenica, zum Dr. phil. Im selben Jahre noch ging er nach dem Süden. Italien und namentlich Rom fesselten ihn längere Zeit. Mehr aber als zu dem streng disciplinirenden formalen Wesen des altrömischen Geistes zog es ihn zum Walten der Phantasie, und so fand er die Heimath seiner Ideale in dem genial schöpferischen, individualitätsfrohen Hellas. Hellenische Philosophie, Religion und Kunst unterwarf er seiner Forschung. Nach einem Aufenthalt auf den Cykladen, dessen Resultate er in den Athenischen Mittheilungen veröffentlichte, verweilte er mehrere Monate lang auf Cypern. Nach Griechenland ist er seit jener mehrjährigen Reise nicht mehr gekommen; nach Italien noch einmal im Jahre 1886, als eben habilitirter Gießener Docent, und im Sommer 1895 zur Beerdigung seines in Anzio plötzlich verstorbenen Freundes und Collegen Johannes Töpffer. In das Jahr 1889 fällt das Erscheinen seiner unter dem Titel „Aenderica" veröffentlichten Beiträge zur Literaturgeschichte der rhetorischen Schulen. Es erfolgte daraufhin im Februar 1890 seine Ernennung zum Extraordinarius in Gießen und im März seine Berufung als Ordinarius nach Basel. Hier publicirte er als Rectoratsprogramme 1890: Die „Chronologischen Beiträge zu einigen platonischen Dialogen aus den Reden des Isokrates", 1891: „Prolegomena zu Platons Staat und der platonischen und aristotelischen Staatslehre", 1895: „Zur Composition des platonischen Staats, mit einem Excurs über die Entwicklung der platonischen Psychologie". Ferner ist zu erwähnen seine Schrift: „Delphica", 1894 als Festschrift von Basel der zweihundertjährigen Universität Halle dargebracht, und ein im Jahre 1893 von D. auf der Wiener Philologenversammlung gehaltener Vortrag über „Culturgeschichtliche Forschungen im Alterthum".

* **London.** Wie das „Athenäum" vom 19. d. M. berichtet, haben sich die Autoritäten in Kairo entschlossen, ein feuersicheres Gebäude statt des hölzernen für das Museum der ägyptischen Alterthümer zu errichten, und nach Auswahl des Plans den Architekten schleunig aus Paris berufen. Den Platz für das neue Museum hat man an der linken Seite der Straße gewählt, die zu der großen eisernen Nilbrücke führt, nicht weit von dem neuen, für Lord Cromer bestimmten Residenzgebäude. Man hofft den Bau in zwei bis drei Jahren vollendet zu haben; ein Jahr würde dann noch auf die Uebersiedlung der Alterthümer gerechnet werden müssen. Auch in Bezug auf die Erhaltung der noch an Ort und Stelle befindlichen Alterthümer in Aegypten soll es in Zukunft besser werden. So lange die Aegypter ihre Hütten aus Nilschlamm errichteten und öffentliche steinerne Anlagen unbekannt waren, lag keine Veranlassung vor, die Denkmäler der Vorzeit zu zerstören; je mehr aber unter der neuen Verwaltung Stein als Baumaterial verwendet wurde, um so mehr wurden die Reste von alten Tempeln und von Gebäuden zerstört. Jetzt hat Lord Cromer eine Verfügung erlassen, durch welche die Vorsteher der Gemeinden streng angewiesen werden, bei Errichtung von Neubauten aber Ausführung von öffentlichen Arbeiten den antiken Resten die größte Schonung angedeihen zu lassen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 19. bis 21. December folgende Schriften eingegangen:

Hermann Frhr. v. Rotenhan: Philippe de Gentil's Marquis de Langalerie, angeblich Kaiser von Madagascar, und Geschichte der Familie Gentils de Langalerie. München 1895. — Dr. Paul Arndt: Münchener Kunstsammlungen. Pläne und Vorschläge. München, A. Buchholz 1897. — Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz. Bd. III. Heft 4. Städte und Kreise Gladbach und Krefeld; hggb. von Paul Clemen. Düsseldorf, L. Schwann 1896. — Weihnachts-Album. 6 Kunstblätter in Mappe. (Aus „Meisterwerke der Holzschneidekunst".) Leipzig, J. J. Weber. — Gustav Schneeli: Renaissance in der Schweiz. Studien über das Eindringen der Renaissance in die Kunst diesseits der Alpen. München, F. Bruckmann 1896. — Dr. Hermann Frhr. v. d. Pfordten: Musikalische Essays. München, C. H. Beck 1896. — Dr. O. Schrader: Vom neuen Reich. („Deutsches Reich und Deutscher Kaiser", „Die Deutschen und das Meer".) 2 sprachlich-geschichtliche Vorträge. Berlin, Jahns u. Ernst 1896. — Schleswig-Holsteins Befreiung. Hggb. aus dem Nachlaß Karl Jansens und ergänzt von Karl Samwer. Mit 1 Bild. Wiesbaden, J. F. Bergmann 1897. — Dr. Georg Schmidt: Schönhausen und die Familie v. Bismarck. Bearbeitet im Auftrage der Familie. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1897. — F. J. v. Bylandt: Deutsch-Südwestafrika. Drei Jahre im Lande Hendrik Witbooi's. Schilderung von Land und Leuten. 2. Aufl. Mit Abbildungen u. 2 Karten. Ebd. 1897. — Colmar Frhr. v. d. Goltz: Anatolische Ausflüge. Reisebilder. Mit 57 Bildern und 18 Karten. 8.—10. Tausend. Berlin, Schall u. Grund. — D. C. Chr. Achelis: Christusreden. Predigten. 3. Bd. Freiburg i. B. u. Leipzig, J. C. B. Mohr 1897. — Dr. Wilhelm Bacher: Die Bibelexegese Moses Maimûni's. Straßburg i. E., Karl J. Trübner 1897. — Dr. E. Hallervarden: Abhandlungen zur Gesundheitslehre der Seele und Nerven. I. Arbeit und Wille. Personenkunde oder klinische Psychologie zur Grundlegung der Psychohygiene. 2. Heft. Würzburg, A. Stuber 1897. — Das Museum. Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst, hggb. von Richard Graul u. Richard Stettiner. 20. Lfg. (Schluß des I. Jahrgs.) Berlin u. Stuttgart, W. Spemann 1896. — Alfred Bassermann: Dante's Spuren in Italien; Wanderungen und Untersuchungen. Heidelberg, Carl Winter 1897. — Jena in Wort und Bild; Sammlung von Ansichten, Liedern und Aussprüchen. Jena, Frommann. — Kleine Bilder-Bibel für Schule und Haus. Mit 68 Illustrationen. Regensburg, J. Habbel. — Linn Freiseau u. Beelepsch: Dem Volke entnommen; Ein furchtbares Geheimniß; Edithe Geheimniß; Die Kinder eines Hauses; Am Rande des Abgrundes. (a. Beriepsche Romanbibliothek. 7.—11. Bd.) Ebd.

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 24. December. Nummer 298.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.20, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Goethe's Königslieutenant und seine Bilder. Von Paul Marsop. — Türk und Kärnten im Jahre 1809. Von Karl Werner. — Mittheilungen und Nachrichten.

Goethe's Königslieutenant und seine Bilder.[1])

Von Paul Marsop.

Karl Gutzkow hat auch nach seinem Tode keine unbefangene, seinen wahren Verdiensten entsprechende Würdigung erfahren. Als Epiker ist er zu schnell, als Dramatiker nicht schnell genug vergessen worden. Der mit barocker Vorstadtromantik durchschossene Reiseführer, welchen Zola der ewigen Stadt widmete, hat jetzt manchem wieder die Augen darüber geöffnet, daß im „Zauberer von Rom“ neben einem klugen Culturhistoriker auch ein in die Tiefen der Seele schauender, warm fühlender Dichter zu Wort gekommen ist. Hinwiederum hat man es kleinkrämerischen Virtuosen der Scene zuzurechnen, daß Verlegenheitsstücke wie „Uriel Acosta“ und der „Königslieutenant“ vom Spielplan der deutschen Bühne noch nicht verschwunden sind. Wäre Gutzkows einstmals so scharfsichtigem Auge während der letzten Lebensjahre des Dichters noch ein klares Erfassen von neueren Anschauungen möglich gewesen, die zu einer Verfeinerung des literarhistorischen Gewissens und zur Verwerfung hoch tönender, aber inhaltsleerer Theaterphrasen führten, so hätte er wohl kaum gezögert, den Ludwig Barnay und Friedrich Haase die Ausübung einer handwerklichen Scheinkunst thunlichst zu schmälern. Doch dies verwehrte ihm ein unholdes Geschick. So könnte sich denn auch noch die heutige Generation darüber klar werden, daß in den so scharf raisonnirenden Jungdeutschen Gutzkow und Laube just ein solch melodramatischer Trieb rege war, wie in den Modernsten der Modernen. Sie könnte es, wenn das Publicum, allem Jubelgeschrei über die „Rückkehr zur Natur“ zum Trotz, sich nicht Altem wie Neuem gegenüber gerade so unkritisch verhielte wie je zuvor. Nicht das Mehr oder Minder der auf den Brettern sich entfaltenden Poesie weckt einen in entsprechenden Stärkegraden gehaltenen Beifall, sondern der äußere Reiz des Coulissenspieles an sich, der oberflächlich sinnliche Eindruck eines bunten, phantastisch beleuchteten Gestaltenreigens bestimmen es dazu, sein Wohlgefallen den Werken des älteren, jungen und jüngsten Spielplanes ziemlich unterschiedslos zu bezeugen. Treten gutes und schlechtes Theater in der Behandlung gleicher oder ähnlicher Stoffe einander gegenüber, so siegt begreiflicherweise das letztere in der Gunst der Menge. Und die von der Scene her mit groben Mitteln suggerirte Vorstellung von Charakteren, von historischen Zeit- und Gesellschaftsbildern haftet natürlich fester in der Phantasie des Durchschnittszuschauers, als eine mit feiner psychologisch-dichterischer Kunst gegebene epische Behandlung der gleichen Individualitäten und socialen Ausschnitte. Der ungeachtet seines hoch auflodernden Jugendenthusiasmus schon recht weltkluge und kühl überlegende Dichter der „Räuber“ lebt im Ideenkreise der meisten noch immer als der sich halbnärrisch geberdende „Karlschüler“. Deßgleichen hat das Soubrettenprofil, welches Gutzkow dem Knaben Wolfgang Goethe aufschminkte, die Empfänglichkeit für die zarten, feinen Reize des Knabenportraits nahezu zerstört, das der Altmeister in „Dichtung und Wahrheit“ aus seiner Erinnerung zeichnete; demgemäß ist auch der „Königslieutenant“, wie ihn sich selbst die literarisch besser Unterrichteten zu denken pflegen, nicht der wahrhaft vornehme französische Cavalier, dessen Züge im dritten Buche jener herrlichsten aller Selbstbiographien verewigt sind, sondern ein beau ténébreux in der Art der Helden aus den Romanen des älteren Dumas, der, weiß der Himmel durch welches Verhängniß in ein deutsches Theaterstück hineingerathen, die gefühlvollen Seelen im Parterre nahezu drei Stunden lang im Zustande ununterbrochener Rührung erhält.

Angenommen, es würde den maßgebenden Kritikern und Liebhabern des zwanzigsten Jahrhunderts noch darum zu thun sein, die von einem Goethe umrissenen Charaktere in der vollen Reinheit des Linienzuges sich vergegenwärtigen zu können: hat Goethe einen Advocaten nöthig, der für ihn eintritt? Gewiß nicht — wenn der Advocat weiter nichts als ein Advocat — alias ein Schulgelehrter ist. So aber einer sich nicht dazu anschickt, mit einem überscharfen Fernglas in das heute ach! in so weite Fernen entrückte Reich wahrer Poesie hineinzuzwigiliren wie etwa ein Astronom in den Mond, sondern mit rechter Liebe zu allem wundersam Treuen und Schönen in des Dichters Landen umherziehend seine eigenen Gedanken poetisch beschwingt fühlt, so wird es diesem am wenigsten zu verwehren sein, zu künden, wie er dem Dichter tiefer in die Augen geschaut habe denn andere Menschenkinder. Als da sind: Theaterschneider, Zöpfe und Naturalisten. Auch wird sein Werk sich stark genug erweisen, um sich allem Feindlichen gegenüber zu behaupten, das etwa Scheelsucht, Katheder-dünkel oder Parteifanatismus den Genannten eingeben könnten. Denn wessen hat ein solcher nach ihrer Meinung sich nicht schuldig gemacht!

Was wohl ein Autor zu erwarten hätte, der heutigen Tages eine Selbstbiographie mit dem Titel: „Dichtung und Wahrheit“ veröffentlichen würde? Das geringste wäre noch, daß man ihm bewiese, er wolle die Leser mit einer Tautologie zum Narren halten. Wasmaßen jetzt für jedweden Erzähler die Verpflichtung bestehe, einzig und allein Thatsachen vorzubringen, die durch actenmäßige Beweise gestützt werden können, so sei der vage Begriff „Dichtung“ längst in dem klaren Begriff „Wahrheit“ aufgegangen. Den Band schlechtweg „Wahrheit“ zu nennen: das hätte noch einen Schein von Berechtigung. Aber in diesem Falle sei auch die „Wahrheit“ überflüssig. Denn was vermöge man „aus seinem Leben“ zu berichten außer Wahrem? Wozu also die ganze Titelspielerei? „Ein Buch“ — das dürfe man

[1]) Françoie de Théas Comte de Thorane. Goethe's Königslieutenant. Dichtung und Wahrheit, drittes Buch. Mittheilungen und Beiträge von Martin Schubart. — München, F. Bruckmann 1896.

als die einzig mögliche, unangreifbare Ueberschrift gelten lassen, die einem rechtschaffenen Wirklichkeitsabdruck zu geben sei. Doch man müsse sich ja dessen enthalten, in Gegenwart eines Autors von Rechtschaffenheit zu sprechen, der kalten Blutes Dinge niederschreibe, die ein in den Lehren der modernen Naturwissenschaft auferzogener Mensch nur mit Hohnlachen aufzunehmen habe. — So oder ähnlich würde der Sermon wohl lauten. Und nun tritt gar jemand mit „Beiträgen und Mittheilungen" zum dritten Buche von „Dichtung und Wahrheit" auf, der, ein Gelehrter und ein Poet zugleich, dem Genius Goethe's kein würdigeres Opfer bringen zu können vermeint, als wenn er das „Wahre", das ihm die Energie des rastlos thätigen Forschers und Sammlers aufzufinden ermöglichte, in einer freien, harmonischen Gruppirung vereinigt, die in reizvollem Ineinandergehen ernsten Gedankenzugs, liebenswürdigen Initialen- und Rankenschmuckes der ergänzenden Phantasie, mit vornehmem Geschmack ausgewählter bildlicher Darstellungen doch eben nur als Künstlerwerk — als „Dichtung" zu charakterisiren ist. Auch bei Martin Schubarts „Königslieutenant" bestätigt es sich, daß Muth und Können Hand in Hand zu gehen pflegen. Der Verfasser nimmt sich die Freiheit, die guten Gaben, welche die Goetheverehrer ihm nunmehr zu danken haben, in einer vom Hergebrachten abweichenden Form darzureichen. Er ist vollauf berechtigt, sich eine derartige Freiheit zu nehmen, da er vieles aus Eigenem zu sagen hat. Es ist ihm nicht darum zu thun, daß man ihm, als einer kunstwissenschaftlichen Autorität, mit respectvollem Gehorsam von Capitel zu Capitel folge, sondern er läßt es sich angelegen sein, die Theilnahme des Lesers für jeden wichtigeren Abschnitt seines Buches auf originelle Weise anzuregen. Ueberrascht er hier mit bisher unbekannten wichtigen Documenten, aus denen er mit knappen, gewandten Worten seinen Schluß zieht, so verschmäht er es dort nicht, den Ton der Novellisten anzuschlagen, aus einer mit wenigen sicheren Strichen gegebenen Schilderung der Landschaft das Interesse für Kunstwerke und Individualitäten herauswachsen zu lassen, oder gar, wie in der Einleitung, durch die spannend geführte Rede und Gegenrede eines Dialogs gleichsam eine packende Ouverture mit dramatischer Spannung zu schreiben. Diese Wirkung des Frischen, Lebendigen bleibt dann dem Buche nicht zum wenigsten aus dem Grunde bis zur letzten Seite erhalten, daß in wohlberechneter Gliederung des Einzelnen und Ganzen bald der Autor das Wort nimmt, bald sein federgewandter Held „François de Théas Comte de Thorane" in Aufsätzen und Reflexionen, die er Tagebüchern anvertraute, sich über bedeutsamere, in seine militärische Laufbahn fallende Ereignisse oder innere Kämpfe und deren Lösung vernehmen läßt, bald eine zwanglos eingeführte, dem „lieutenant du roy" befreundete Persönlichkeit in Briefen ein hell auffallendes Streiflicht auf seinen Charakter wirft. Ob es erlaubt ist, in einem Werke, in welchem ein solch reichhaltiges wissenschaftliches Material durchgesprochen wird, derart auf die Erweckung von Stimmung hinzuarbeiten? Erlaubt ist — was man kann. Nicht für jeden wär's räthlich, in ähnlicher Art vorzugehen. Aber die Schulregeln sind eben doch vornehmlich für die Schulmeister da. Sonntags- und Glückskinder hingegen schreiben sich ihre eigenen Hausgesetze.

Zweifellos ist Schubart ja nun auch vom Glück begünstigt worden, als es ihm gelang, in dem lieblichen provençalischen Städtchen Grasse und dem unweit davon gelegenen Schlosse Mouans einen ansehnlichen Theil der Correspondenz wie der Aufzeichnungen des Grafen Thorane — dies ist nach seinen Forschungen die allein richtige Schreibweise des Namens — und ebenso die auf Bestellung des Königslieutenants von Seckatz, Trautmann, Schütz, Roth-nagel und anderen gemalten und zum erstenmale im Vaterhause Goethe's vereinigten Bilder wieder aufzufinden. Aber wie wenige besitzen die Gabe, mit raschem Entschlusse zuzugreifen, und wie wenige würden mit diesem Glück das Verdienst verkettet haben, lange Jahre in Selbstüberwindung auszuharren, bis es nach mühevoller Arbeit sorgfältigen Sichtens und ergänzenden Sammelns gelungen, mit einem ausgereiften, gefällig sich abrundenden Ganzen herauszutreten! Im Laufe zweier Decennien, während derer den Herausgeber neben so manchem anderen vorwiegend die vorbereitenden Arbeiten für sein großes, rühmlichst bekanntes Galeriewerk in Anspruch nahmen, wurde allmählich Blatt für Blatt des „Königslieutenants" aneinander gereiht. Kein Wunder, daß dieser dem Verfasser ins Herz hineinwuchs, daß die fraglos höchst sympathische, ja liebenswerthe Gestalt des echten Edelmanns ihm ein wenig höher über das allgemeine moralische Niveau seiner Zeit und seines Standes hinauszuwachsen schien, als es diesen und jenen, dem Autor sonst in allem willig folgenden Leser auf den ersten Blick bedünken möchte. „Das Ideal eines strammen und durchweg edlen Soldaten" — ein derartiges Lob ist kaum einer Steigerung fähig. Um es im rechten Sinne aufzufassen, ist indessen zu bedenken, daß Schubart sich anderenorts um so weniger gescheut hat, auch die unterschiedlichen menschlichen Schwächen des Grafen Thorane freimüthig zu kennzeichnen, als er auch kein Bedenken trug, sich, wo es ihm erforderlich schien, mit Johann Caspar Goethe, ja in aller Ehrerbietung mit dem Olympier selbst auseinanderzusetzen. Er sagt nicht nur ganz unumwunden, daß er in dem brüsken Benehmen, welches der „kaiserliche Rath" am Abend der Schlacht von Bergen dem Königslieutenant zeigte, durchaus keine patriotische That sehe; er gibt auch seiner Ueberzeugung rückhaltlos Ausdruck, daß die Gruppe der Frankfurter und Darmstädter Maler an einer Stelle von „Dichtung und Wahrheit" mit einer gewissen übermüthigen Ironie, will sagen, nicht völlig nach Recht und Billigkeit beurtheilt worden sei.

Vor allem jedoch ist zu erwägen, daß Schubart mit jenem Lob wie auch mit manchem anderen nicht etwa ein „Urbild des Königslieutenants", einen historisch-anthropologisch vom Scheitel bis zur Sohle reconstruirten Thorane verherrlicht, sondern daß er allein darum bemüht ist, dem vom Altmeister ausgeführten, im Laufe der Zeit nachgedunkelten und von Unberufenen mit geschmacklosen Zuthaten versehenen Bilde vollen Glanz und Leuchtkraft zurückzugeben. Nur daß das Gemälde unter achtsamer und ausgiebiger Benutzung all der Vortheile aufgestellt wird, welche der modernen Galerietechnik zu verdanken sind. Und wie erscheint hier der Dargestellte? Als Typus des Erfreulichsten, was die französische Gesellschaft im Jahrhundert der Revolution hervorbrachte: des edelmüthigen, ritterlichen, auf der Bildungshöhe seiner Zeit stehenden Offiziers, der tapfer, verständig, im praktischen Leben den klaren, etwas nüchternen gallischen bon sens bethätigt, in Träumereien gern das respectable eigene Verdienst gegen die Höhen hin hinaufsteigert, wo die nationale „gloire" über Wolken thront, — „ein Held im Geschmacke anspruchsvoller Salons des ancien régime und ein wenig nach dem Zuschnitt der „tragédie", ungefähr wie Gluck solche im Achill seiner „Iphigenie in Aulis" mit größter Meisterschaft dargestellt hat. Dazu etwas Philosoph, nicht der Systeme, sondern der Aphorismen — ein später Seitenverwandter Rochefoucaulds, nur im Ausdruck etwas mehr rococo und die versteckte Pointe bevorzugend. Ernsthaften geschichtlichen Studien nicht fremd, aber auch ein Liebhaber der erlebten und der unter eigener Bethätigung inscenirten Anekdote. In der Freundschaft anscheinend beständiger als in der Neigung. Nichts weniger als Misogyn, und ganz und gar

Digitized by Google

nicht der Mann von „Menschenhaß und Reue“, aber etwas vom aristokratischen, launisch verwöhnten „Misanthrope“ Moliere's, der gelegentlich nicht recht weiß, ob er die bonne fortune ergreifen oder mit ihr schmollen soll. „Vaus ne saves n'y dien aimer ny vos Maitresses ny vos amis“, schreibt in ihrer wunderlichen Orthographie die muntere, ja von keckem Witze übersprudelnde Frau v. Barthaus-Wiesenhütten — aus deren, die Anschauungen der adeligen und patricischen deutschen Gesellschaftskreise um die Jugendzeit Goethe's vortrefflich wiederspiegelnden Briefen eines der köstlichsten Capitel des Buches zusammengestellt ist. Und Thoranc als Kunstkenner? Ein Mann, welcher einen fraglos ererbten guten Geschmack durch vieles, verständiges Sehen verfeinert hat — nach Maßgabe seiner Vermögensverhältnisse und derer seiner Familie großmüthig gegen die Künstler und gern bereit, redlichen Kunstfreunden den Mitgenuß an dem ihm Zugehörigen zu vergönnen. Das ihm Unbekannte eifrig, ja neugierig ergreifend; im Vertrauen auf seinen sicheren Blick auch bereit, die zu fördern, welchen die öffentliche Meinung noch nicht zu allseitig verbürgtem Ruhme verholfen, dann aber hinterher fast ängstlich mit sich zurathe gehend, ob das wenig günstige, von einem Pariser „Experten“ über seine Erwerbungen nachträglich abgegebene Urtheil nicht doch Beachtung verdiene. Alles in allem: ein im wesentlichen wohltemperirter, vorwiegend dem Anmuthigen, freundlich Gefälligen zugewendeter, vermittelnder Geist, der sich vor großen schöpferischen Meistern eines Cinquecento und ihren Werken vielleicht nicht ganz behaglich gefühlt haben würde, aber der abgeleiteten, hoch achtbaren, doch nur bedingt erfindungskräftigen deutschen Kunst des achtzehnten Jahrhunderts und ihren wackeren Vertretern gegenüber ganz in seinem Elemente war.

Irre gehen würde man jedoch, wollte man sich das Schaffen dieser Wackeren als ein lediglich reproductives vorstellen. Wer etwa in solchen Ansichten befangen ist, muß davon zurückkommen, wenn er sich mit der zusammenfassenden, erschöpfenden Würdigung vertraut macht, welche Schubart von ihrem Wirken gibt, wenn er ohne Voreingenommenheit die Folge der Photogravüren und Lichtdrucke durchgeht, die — ganz im künstlerischen Geist des Bruckmann'schen Verlages hergestellt — beweiskräftig zum Beschauer reden. Es ist nicht gar so schwer, angesichts des ersten der Trautmann'schen Josephsbilder (Joseph überwacht als Statthalter von Aegypten den Getreideverkauf) venetianische und flämische Reminiscenzen auszukramen, bei der vortrefflichen Beleuchtungsstudie des „Gevatter Seekatz“ (Potiphar und Joseph) an das Rembrandtische, das gleiche Motiv behandelnde Bild des Berliner Museums oder an verwandte Darstellungen zu denken und bei dem in Anordnung und Ton wunderhübschen Blumenstück Junkers verschiedene niederländische Kleinmeister anzuführen. Aber die Anempfindungen dieser Maler haben auch für einen verfeinerten Originalitätssinn nichts störendes, da überall ein solcher Ernst der Auffassung, vornehmlich aber eine solche Gewissenhaftigkeit der Technik sich Achtung erzwingt, wie sie — von jeher deutschem Kunstschaffen, selbst in den Zeiten des unleugbaren Verfalles, zu eigen war, und, man weiß nicht recht, wem zuliebe, in unsern Tagen als besonderes Nationalgut alter und neuer französischer Schulen gerühmt wird. Wobei man vergißt, daß eine Technik deßhalb noch nicht weniger „solid“ ist, weil sie aufgrund anderer Cultureinflüsse und Kunstbedürfnisse sich entwickelt hat und andere, eben der deutsch-malerischen Nationalbegabung entsprechende Zwecke verfolgt. Hinwiederum fehlt es unter den Bildern, welche der Königslieutenant aus dem grau umzogenen „deutschen Kartoffelland“ in die lichtüberfluthete Provence entführte, auch nicht an solchen, die ohne Einschränkung als Werke ersten Ranges zu bezeichnen sind. Dazu gehört vor allem die „Landschaft mit Staffage“ von Schütz. Mögen auch in ihr Einflüsse der Holländer des 17. Jahrhunderts, wohl auch Claude Lorrains leise vorschlagen, so ist doch hier alles von einer so innerlichen Poesie durchtränkt, wie sie nur dem intimen Naturgefühl eines deutschen Meisters entquellen kann. Vielleicht sind die Tage nicht so fern, in denen die Vorstände deutscher Museen auf Schöpfungen dieser Art ebenso eifrig fahnden werden, wie sie gegenwärtig in Ermangelung der Gelegenheit, sich großer Werke der Renaissance-Epoche zu bemächtigen, auf die Vervollständigung italienischen Anschauungsmaterials von minderer Vortrefflichkeit bedacht sind. Und vielleicht erleben es die Heutigen noch, daß die in ihrer Gesammtheit zumeist mit einem Achselzucken abgefertigte deutsche Kunst des 18. Jahrhunderts nicht nur von strebsamen Privatdocenten „gerettet“, sondern auch von dem auf der Höhe des Modegeschmacks stehenden Publicum wieder anerkannt werden wird. Denen, welche sich für einen derartigen Umschwung vorbereiten wollen, sei einstweilen ein fleißiges Studium in den Sälen des Städel'schen Instituts zu Frankfurt a. M., in denen der Darmstädter, Karlsruher, sowie der anderen rheinischen Galerien ans Herz gelegt. Die Brücke zu neueren Anschauungen möchte vermuthlich unter anderem mittelst der Werke der älteren Düsseldorfer Meister zu schlagen sein. Zusammenhänge sind dazu da, um erkannt zu werden. Aehnlichkeiten unter Familien haben nationale Gemeinschaft zur Voraussetzung und führen, je mehr originale Züge als verschiedenen Epochen gemeinsam festgestellt werden, zur Befestigung einer dauernden Erkenntniß nationaler Werthe. Man muß nur sehen wollen und sehen lernen. Wer in dem Werke Schubarts sich mit dem Trautmann'schen „Dorfbrande“ befreundet, wird sicherlich der liebenswürdigen Phantastik älterer Münchener Maler, insonderheit des allerdings poetischeren wie subtileren Karl Spitzweg gedenken.

Natürlich steht es unsern eingefleischten Franzosenfreunden von der international-republicanischen Observanz frei, von neuem über Chauvinismus zu zetern, wenn das durch Goethe geprägte Wort „von deutscher Art und Kunst“ auch auf diesem Gebiete wieder stärker betont werden wird. Vielleicht zetern sie so laut, daß ihnen das rothe Bändchen ins Knopfloch fliegt: dann ist ja der Zweck erreicht. Wir andern aber mögen uns dessen freuen, daß sinnige deutsche Landschaftspoeten am Rhein und Main schon längst ihr Werk gethan hatten, als die ja ganz ausgezeichneten Meister von Fontainebleau endlich in die französische Malerei etwas von der Naturlyrik hineinbannten, welche in der französischen Literatur schlechterdings nicht zum Vorschein kommen wollte — daß sogar das deutsche „paysage intime“ schon etliche Zeit auf der Welt war, als der neuerdings so viel citirte große Brite Constable noch in den Windeln lag und sich noch nicht entschlossen hatte, ob er bei den Holländern oder bei den alten Griechen anknüpfen sollte. Martin Schubart, der ein zu seiner Kopf ist, um selbst nur das vorletzte Wort auszusprechen, dürfte geschmunzelt haben, als ihm der Gedanke kam, auf ganz unverfängliche, ungezwungene Weise einen französischen Titelhelden zwischen deutsche Dichtung und deutsche Kunst mitten hinein zu stellen. Leider sind — was man auch als ehrlicher Feind Frankreichs zu bedauern hat — die Königslieutenants ausgestorben. Man möchte also genöthigt sein, sich um einen deutschen Vermittler zwischen einheimischer Malerei und Poesie umzuthun, wenn er nicht in Wolfgang Goethe bereits vorhanden wäre. Mit Vorliebe wird Goethe jetzt von denen als „Naturforscher“ gefeiert, die sich erdreisten, über die durch kühnen Zauberspruch belebten Wunderwesen der classischen Walpurgisnacht ganz ungehörige Glossen zu machen. Andere, die sich darein ergeben,

Digitized by Google

daß ihre morphologische Bildung unvollkommen bleibt, begnügen sich damit, allüberall dem Dichter zu folgen und nicht sowohl darnach zu fragen, was er nebenbei den Koryphäen des populärwissenschaftlichen Vortrags zu düfteln, als vielmehr darnach, was er Tag für Tag seines reichen Daseins den Künstlern zu schaffen gab und was hinwiederum aus der Werkstatt dieser in die seinige überging.

Es lag wohl im Plane des Erdgeistes, daß der größte Plastiker der Weltliteratur schon im zarten Alter damit vertraut wurde, wie sich im farbigen Abglanz das Leben spiegelt, daß in buntem Wechsel romantisch faustische Schluchten und liebliche Fluren in wetzlarischen Frühlingstönen, Goetzische Landsknechtschaaren und Gestaltengruppen aus griechischer Heldensage an seinen fragenden, tiefgründigen Knabenaugen vorüberzogen. Wie ein Poet schafft, das wird im letzten Grunde stets ein Geheimniß bleiben; wie ein Poet sehen und fühlen lernt, das kann kein Commentator beschreiben, sondern nur er selbst vermag davon zu künden. Dies ist die andere unausgesprochene Moral des Schubart'schen Werkes. Nur der Dichter kann darüber Aufschluß ertheilen, was „in Wahrheit" sein Inneres bewegt. Ob in der That, wie manche sagen, die Wirklichkeit die besten Romane hervorbringe? Jedenfalls bleibt „Dichtung und Wahrheit" das schönste Abbild der Wirklichkeit. Schrieb Schiller einmal in späteren Tagen an Goethe: „Es ist durchaus nöthig, dafür zu sorgen, daß dasjenige, was Ihr Geist in ein Werk legen kann, immer auch die reinste Form ergreife", so ist Goethe ein solches Streben in keinem seiner Prosawerke zu einer gleich classisch makellosen Vollendung gediehen wie in „Dichtung und Wahrheit". „Dichtung" ist hier: höchste Formvollendung, ist der milde Duft und Schein des Frühabends, welcher die Wahrheit in weichem, wohligem Sonnenbade umspielt. Nichts besseres, nichts schöneres vermochte der Meister seinem Volke zu schenken als Wahrheit aus seinem Leben. Bringen, wie zu hoffen steht, die Goethe-Schulmeister und die Propheten der falschen Wahrheit sich dereinst gegenseitig um, dann wird auch das Volk den Weg zu seinem Dichter zurückfinden.

Türk und Kärnten im Jahre 1809.

Von Karl Werner.

Je mehr die Augen der Mit- und Nachwelt durch Geschichte und Dichtung auf den Aufstand der Tiroler gegen die ihnen 1809 aufgedrängte französische und bayerische Herrschaft gerichtet waren und je mehr sich das Interesse in der Person des Andreas Hofer concentrirte, desto ungerechter wurden die beiden Nachbarländer Salzburg und Kärnten von der Historie behandelt und man mag sich aufrichtig freuen, wenn auch diese vernachlässigte Partie der Ereignisse jener Tage in entsprechende Beleuchtung gerückt wird. Dies hat nun bezüglich des letzteren Landes Dr. Hans Schmölzer gethan. In der von Mayer-Wyde umsichtig redigirten „Oesterreichisch-ungarischen Revue" hat er einen Essay mit der Ueberschrift „Johann Baptist Türk und der Aufstand in Kärnten 1809" veröffentlicht, der manches interessante Streiflicht auf die Bewegung jener Zeit wirft und aus amtlichen Erlassen, Tagebüchern, Berichten und Aufzeichnungen ꝛc. neues, vielfach unbekanntes Quellenmaterial enthält, wodurch die Bedeutung dieses von flammender Vaterlandsliebe erfüllten und kampfbegeisterten Mannes klar hervorgehoben wird.

„Sein Name", meint Schmölzer mit Recht, „wird wohl vereinzelt in den tirolischen Geschichtswerken, welche die Kämpfe der Tiroler mit den Franzosen und Bayern erzählen, genannt; da er jedoch seine hauptsächliche Thätigkeit erst als Leiter der Bewegung in Kärnten im Jahre 1809 entfaltete und diese nicht immer in unmittelbarem Zusammenhange mit den Hauptereignissen in Tirol stand, gelangte dieselbe nie recht zu einer ihrer Bedeutung vollkommen entsprechenden Würdigung."

Und doch war Türk eine für seine Zeit und sein Land vielleicht nicht minder wichtige Persönlichkeit als Andreas Hofer für Tirol, und wenn seine Bestrebungen bei seinen engeren Landsleuten nicht denselben Erfolg hatten, wie die Einwirkungen des Sandwirths auf die Tiroler, so war dies nicht seine Schuld. „An Begeisterung für die Sache des Vaterlandes und des Kaisers stand er ihm nicht nach, an militärischer Begabung hat er ihn wohl übertroffen." Er bewies dies mehrfach in dem Guerillakrieg, der von den tapfern Gebirgssöhnen gegen die regulären französischen und bayerischen Truppen geführt wurde, namentlich 1809, wo er als Obercommandant des kärntnischen Insurrectionsheeres mit Hofer, dem Obercommandanten in Tirol, gemeinsam operirte.

Schmölzer zeichnet in großen Zügen die Lebensschicksale seines Helden, der schon in jungen Jahren voll Begeisterung in die Reihen der nationalen Kämpfer trat, um gegen die Revolutionstruppen in den Coalitionskriegen sein Vaterland zu vertheidigen. Schon mit 21 Jahren ließ er sich in die „Exemten-Compagnie" einreihen und erhielt nach mannichfachen Bedrängnissen die Feuertaufe in der Schlacht bei Spinges am 2. April 1797, wo er, als die Reihen der ermatteten Tiroler bereits zu wanken begannen, die Sonnenburger neuerdings in den Kugelregen führte und unter dem alt bewährten Rufe „Niederschlagen! Niederschlagen!" jenen Kampf entfachte, in welchem das Krachen der zerschmetterten Hirnschalen das Knattern des Gewehrfeuers vertrat, bis die Schaaren Jouberts in wilder Flucht auseinander stoben. Für diese muthige rettende That erhielt Türk von der Tiroler Landschaft die große Ehrenmedaille und vom Kaiser die große goldene militärische Tapferkeitsmedaille. Nach dem Frieden von Luneville zog er sich wieder in seine Vaterstadt Innsbruck zurück, um aber gleich darauf ein Eisengeschäft in Klagenfurt zu übernehmen, das unter seiner Leitung emporkam und ihm ein sorgenloses, ruhiges Leben bereiten konnte.

Da kam das Jahr 1809 und der neue Krieg Oesterreichs gegen Napoleon. Tirol, das seit 1805 unter bayerischer Herrschaft gestanden hatte und wo nun der längst vorbereitete Aufstand des Volkes zum Ausbruch kam, war bestimmt, eine bedeutende Rolle zwischen den in Deutschland und in Italien operirenden österreichischen Heeresmassen zu spielen; allein die unglücklichen Schlachten bei Abensberg, Landshut und Edmühl, sowie später der Fall von Wien machten eine schleunige Bewegung der Südarmee unter Erzherzog Johann durch Steiermark nach Ungarn und dadurch das Preisgeben der Alpenländer nothwendig. Türk war sogleich beim Ausbruch des Krieges wieder in die Reihen der Kämpfer getreten und nun begann ein Leben voll Gefahren und Abenteuern für ihn, ein Leben voll kühner und verwegener Handstreiche, indem er unter tausend Schwierigkeiten bald einen Transport Pulver durch die Feinde schmuggelte, bald den Feinden Proviant oder Munition wegnahm und vor allem für die Insurrection Kärntens mit unermüdlicher Aufopferung sorgte.

Als das gesammte österreichische Militär die Alpenländer verlassen hatte und Türk zum Obercommandanten des kärntnischen Aufgebots ernannt war, begann auch seine umfassendere militärische Thätigkeit. Er wurde selbst in das kaiserliche Hauptquartier nach Totis berufen und mußte dem Monarchen persönlich Bericht abstatten über die Zustände in seinem engeren Heimathlande. Als der Waffenstillstand von Znaim abgeschlossen war und nun alle kriegerischen Actionen ruhen sollten, glaubte man anfangs nicht daran, besonders da Erzherzog Johann zur Behauptung

der Pasitionen bis auf weiteres rieth. Als nun aber die Wahrheit der Gerüchte sich verbreitete, beschloß man von seiten der Landesvertheidigung nichts zu unternehmen, es sei denn, daß der Feind selbst einen Angriff provocire. Infolge der Znaimer Stipulationen wurde die kärntnische Festung Sachsenburg, die bisher von den Oesterreichern tapfer vertheidigt worden war, den Franzosen übergeben, und bei dieser Gelegenheit erzählt Schmölzer folgenden charakteristischen Zug von Türk:

„Hier suchte Hormayr (der österreichische Generalintendant) Türk zu bewegen, daß er die Feste in dem Augenblick überfallen und wegnehmen solle, als Generalmajor Schmidt dieselbe vertragsmäßig am 1. August an Rusla übergeben werde. Türk wies aber diese Zumuthung auf der Stelle und mit Entrüstung zurück, vor allem, wie er sagte, weil ein Unterthan seines Herrn, des Kaisers, Befehle nicht durch Vertragsbruch entehren dürfe. Außerdem gewönnen Tirol und Kärnten nicht durch den Besitz einer Feste, welche sie doch in keiner Weise zu behaupten imstande wären."

Da der Wiederausbruch des Krieges nach Ablauf des Waffenstillstandes äußerst wahrscheinlich war, so galt es, im Rücken des Feindes insgeheim den Landsturm zu organisiren, wozu sich niemand besser eignete als Türk. Hier entwickelte er eine bewunderungswürdige, rastlose Thätigkeit und befand sich unter den mannichfachsten Verkleidungen, unter listigen Täuschungen der Franzosen bald da und bald dort, stets aber in Verbindung mit Hofer, der in Tirol trotz dem Waffenstillstand losgeschlagen hatte, weil er den Marsch Rusla's von Klagenfurt nach Lienz mit Recht als einen Bruch der Abmachungen betrachtete und nun die Feinde durch die Schlacht am Berge Isel (13. August) zum Lande hinaussagte.

Aber auch Türk in Kärnten blieb nicht lange in der unwillig ertragenen Defensive. Auch hier gab der Befehl der Feinde, Obervellach anzuzünden, weil in der Nähe dieses Ortes einige französische Soldaten von ein paar Tirolern durchgeprügelt worden waren, den willkommenen Vorwand, die Waffenruhe zu brechen, um die Durchführung dieser Anordnung zu hindern. Am 8. October sollten die Executionstruppen von Sachsenburg ausbrechen, allein schon am 6. Abends erfuhr Türk von diesem Plan. Da ließ er denn die Sturmglocken läuten, Höhenfeuer entzünden und Sendboten von Gehöft zu Gehöft eilen zum Aufgebot des Landsturms. Rasch kam Zuzug von allen Seiten, selbst Tiroler Schützen von Lienz, und mit Umsicht und Klugheit wußte Türk seine Dispositionen zu treffen, die Brücke bei Möllbruck abbrechen zu lassen und die nichts ahnenden Feinde zu überraschen. Er vereitelte durch seinen kühnen Angriff gegen die zur Brandschatzung von Obervellach ausziehenden 200 Franzosen nicht nur dieses Unternehmen, sondern beschloß nun, die Festung Sachsenburg selbst in seine Gewalt zu bringen. Er setzte sich zu diesem Zweck mit Andreas Hofer in Verbindung, der durch eine Ordre vom 11. Oct. die Pusterthaler anwies, zu ihm zu stoßen, und er erhielt auch einige Hundert Tiroler Schützen, die ihm Haspinger über Gmünd zuführte.

Es war übrigens keine kleine Aufgabe, die sich Türl gestellt hatte, denn die tapfere französische Besatzung der Festung hielt ihn mit Ausfällen fortwährend in Athem, und da auf allen Seiten die Feinde zum Ersatz herbeieilten, hatte er alle Hände voll zu thun, um ihnen zu begegnen und seine Untercommandanten mit ihren Truppen zweckmäßig zu instruiren. Hier zeigte sich, daß er wirklich militärisches Talent besaß und auch den Patriotismus der Kärntner zu entflammen wußte, die mit Begeisterung und Todesverachtung unter seinem Commando kämpften. Die täglichen, fast immer siegreichen Gefechte gegen die Franzosen stählten ihren Muth, und die Tapferkeit der wackeren Männer aus dem Drau-, Möll- und Gailthale war nicht weniger bewundernswerth als die der Tiroler. Schlimm war es, daß schon im Beginn der zweiten Hälfte des October Friedensgerüchte das Land durchzogen, weil hiedurch das Vertrauen des Landvolkes auf einen günstigen Ausgang des Kampfes geschwächt wurde; aber die Zuversicht hob sich wieder, als Türl in diesen Tagen aus Lienz eine undatirte Depesche des Erzherzogs Johann erhielt mit dem Wortlaut: „Euer rechtmäßiger Regent ruft euch zu gemeinschaftlichem Zweck auf. Vereinigt euch mit Eintracht, um euer Hab und Gut, um euren Herd zu schützen, um endlich den grausamen Erpressungen eines übermüthigen Feindes ein Ende zu machen. Der Vorzeiger dieses wird euch meine weitere Meinung mündlich sagen." Dieser Brief fand sich noch in Türks hinterlassenen Papieren vor.

Neuerdings fielen Scharmützel in der Nähe Sachsenburgs vor, immer enger wurde die Festung cernirt und schon war sie bereit, sich zu ergeben, als die positive Bestätigung vom Abschluß der Wiener Friedens jeder weiteren kriegerischen Action ein rasches Ende bereitete. In der Nacht vom 27. auf den 28. October wurde die Belagerung aufgehoben, die Tiroler Schützencompagnien zogen, vom Feinde unbelästigt, ab, der Kärntner Landsturm zerstreute sich und die Bewegung in diesem Lande hatte ihr Ende erreicht. Türk selbst begab sich nach Matrei, wo er in der Nacht vom 30. auf den 31. October im Gasthause zum weißen Lamm anlangte, in welchem auch Hofer abgestiegen war. Ueber diese Zeit, die zwar durch Rapp und Wolf theilweise bekannt ist, weiß Türl als Augenzeuge zu berichten, und viele Einzelheiten, die er mittheilt, sind neu.

So erzählt er, daß er bei seiner Ankunft in Matrei alles schlafend fand; Haspinger ruhte auf einer Getreideliste im Vorhause. Um 2 Uhr kam ein Eilbote aus Hall vom französischen Hauptquartier und forderte Antwort binnen 12 Stunden. Türk weckte den Kapuziner und bat ihn, das Schreiben zu öffnen, um im Nothfalle den Hofer davon zu verständigen. Allein Haspinger sagte: „Hat schon auf früh morgen Zeit, um 6 Uhr lese ich Messe." Und dann zog am nächsten Tag alles, Hofer an der Spitze, Rosenkranz betend über den Markt zur Kirche, wo der Mönch die Messe las, und erst nach ihrer Rückkunft ins Gasthaus erhielt Hofer die Depesche, die er aber erst nach eingenommenem Frühstück öffnete, indem er sagte: „Gott haben wir unser Opfer gebracht, jetzt müssen wir frühstücken, die Baiern sollen nur a bißl warten." Die Depesche verlangte augenblickliche Unterwerfung und Einstellung der Feindseligkeiten. Da aber im Innthale noch gekämpft wurde und Siegesnachrichten eintrafen, blieb die Depesche unbeantwortet. Und selbst in den nächsten Tagen, nachdem das Gefecht am Berge Isel vom 1. November unglücklich für die Tiroler ausfiel, konnte sich Hofer noch nicht zum Niederlegen der Waffen entschließen. Am 2. November sah es noch trüber aus; Couriere flogen von allen Seiten mit Hiobsposten herbei und zu Mittag, wo das ganze Hauptquartier mit Hafer speiste, war die Unterhaltung sehr einsilbig, die Stimmung niedergeschlagen. Da schlug Türk dem Hofer vor, er wolle ihn zur Sicherung seines Lebens über die höchsten Gebirgswege nach Kärnten führen, von wo aus er dann sicher nach Oesterreich kommen könnte. Da stürmte auf einmal ein junger Priester (Egger behauptet, es sei Haspinger gewesen) in den Speisesaal, schrie wie ein Unsinniger und meinte, ein solcher Rath komme aus der Hölle, stehe im Bunde mit dem die heilige Religion verfolgenden Teufel und verdiene, daß man jedem, der diese Worte auszusprechen wage, die Zunge aus dem Munde reiße und den Hunden als Speise vorwerfe. Hofer entgegnete ihm: „Ja, schaul Was läßt sich denn noch bei

Digitized by Google

uns in Tirol thun? Oesterreich hat Frieden gemacht, von allen Seiten brechen die Feinde nun in unser Landl! Wie können wir überall und so verlassen allein bestehen? Das arme Landl und sein Volk muß ja ganz und gar zertreten werden und zu grunde geh'n." Da ergriff den Schwärmer wüthende Begeisterung und mit sprudelnden Worten forderte er die Anwesenden auf, das Vaterland zu verlassen und sich durch die Feinde durchzuschlagen, um in Siebenbürgen ein neues Tirol zu gründen. Und mit den Worten: „Der heilige Schutzpatron Erzengel Michael sei unser Führer" ergriff er ein volles Weinglas und stürzte es hinunter. „Wer sollte es wohl glauben," bemerkt hiezu Türk, „mehr als die Hälfte der Tafelrunde trank lärmend diesem Toaste Beifall zu!"

Noch am Morgen des nächsten Tages, des 3. November, bat Türk nochmals den Sandwirth, er möge sich ihm anvertrauen und mit ihm nach Kärnten abreisen, worauf dieser erwiderte: „Weißt was? Jetzt, siehst selber, kann ich nicht geh'n; aber da, nimm derweil meine Büchse mit. Mir schick' täglich einen Boten und laß' mich die Nachtstationen wissen, wohin ich dir nachfolgen kann!" Hofer küßte Türk herzlich, gab ihm seinen Segen und sprach: „Jetzt behüt' dich Gott und reise glücklich."

Unter mannichfachen Gefahren und vielen Verfolgungen flüchtete Türk mit seinen Begleitern aus dem insurgirten Lande, nachdem er an verschiedenen Orten mehrere Tage lang in sicherem Verstecke auf die Ankunft Hofers vergebens gewartet hatte. Das Schicksal des letzteren ist bekannt. Türk selbst entkam glücklich nach Steiermark, wo er endlich wieder einmal mit seiner Familie zusammentraf. Noch einmal aber sollte er auf Kärntner Boden mit den Waffen in der Hand dem abziehenden Feinde entgegentreten. Der in Neumarkt commandirende französische Oberst hatte nämlich den Grafen Stubenberg gefangen genommen, weil sich derselbe geweigert hatte, die unrechtmäßig ausgeschriebene Contribution zu erlegen. Zwar wurde auf geschehene Anzeige jenem vom französischen Generalcommando in Klagenfurt dies eigenmächtige Benehmen streng verwiesen und ihm der Befehl ertheilt, von Neumarkt abzumarschiren. Dies aber brachte den Oberst nur noch mehr in Harnisch und in seinem Zorne gab er den Befehl, den Grafen vor Abgang der Truppe standrechtlich zu erschießen. Da wurde von zwei Bürgern Neumarkts Türk um Hülfe angerufen und dieser ließ sogleich durch Bauern auf den beiden Berghöhen bei Neumarkt Feuer anzünden. Er selbst sammelte einige entschlossene Leute, überrumpelte in der Nacht einen französischen Wachtposten, entwaffnete die Soldaten und nahm sie gefangen. Die Gefangenen schickte er sogleich an den Oberst und ließ ihm sagen, daß, wenn nicht binnen einer halben Stunde Graf Stubenberg ihm ausgeliefert sei, er als Obercommandant der kärntnischen Insurrection diesen Friedensbruch mit der auf den Bergen aufgestellten Sturmmannschaft blutig rächen werde. Die Drohung wirkte: in der angegebenen Stunde war Graf Stubenberg befreit.

Dies war Türks letzte Waffenthat. Nach Abzug der Franzosen aus Kärnten zog er sich auf sein Landgut Töltschach bei Klagenfurt zurück, widmete sich ganz der Pflege und Verbesserung der Landwirthschaft und des Bergbaus und erwarb sich nicht geringe Verdienste um die Landeskunde und Archäologie des Landes, indem er durch Ausgrabungen auf dem classischen Boden des alten Virunum, in dessen Nähe sein Besitz lag, manch werthvollen Fund hob. Er starb am 30. September 1841 als ein Mann, dessen Muth und Kühnheit, dessen Patriotismus und Rechtlichkeit von Freund und Feind hoch geachtet wurde und der seinen Namen verewigt hat in der Geschichte der Bewegungen von 1809. Wenn man ihn den Hofer von Kärnten nennen möchte, hätte das in gewissem Sinne seine Berechtigung; ein günstiges Schicksal aber bewahrte ihn vor dem unglücklichen Ende des Tiroler Helden und er mochte leicht auf die Märtyrerkrone verzichten, die das Haupt des Passeyrer Sandwirths bedeckt.

Mittheilungen und Nachrichten.

- Die geschichtliche Entwicklung des ärztlichen Standes und der medicinischen Wissenschaften. Von J. Hermann Baas, Dr. med. Mit zwei Abbildungen in Holzschnitt. Berlin, Friedrich Werder. 1896. — Die Entdeckung und Feststellung einer großen Zahl neuer Thatsachen aus frühesten Zeiten, besonders in Bezug auf die altägyptische und vorderasiatische Medicin und deren Verhältniß zur altgriechischen, hat in den letzten Jahrzehnten eine wesentliche Umänderung in den Anschauungen über Ursprung und Werth der letzteren, die seither an der Spitze der wissenschaftlichen Entwicklung der Heilkunde gestanden, zur Folge gehabt. Weiter haben sich durch die Forschungen höher gebildeter Reisender, welche sich eine große Anzahl von Aerzten befanden, unsere Kenntniß über die Medicin der noch auf der ersten über dieser zunächst liegenden Stufe der medicinischen Cultur befindlichen Naturvölker derart vermehrt und vertieft, daß der Versuch gerechtfertigt erscheint, die Prähistorie der Medicin auf reconstructivem Wege darzustellen. Diesen beiden Aufgaben vor allem und dann ebenso den übrigen neuen Forschungsresultaten, soweit sie ihm erreichbar waren, wollte der Verfasser als medicinischer Geschichtschreiber entsprechen. Seine Darlegungen beschränken sich aber dabei nicht auf die rein ärztliche Standesgeschichte, sondern erstrecken sich auch auf die der damit in nächster Beziehung stehenden Personen, der Apotheker, Feldscherer, Heilgehülfen, Bader, Hebammen u. s. w. Dadurch ist nun die Aufgabe allerdings sehr umfassend geworden, und schon eine gute übersichtliche Anordnung und Darstellung erforderten eine so ausgebreitete Gelehrsamkeit und die Fähigkeit, nur immer das Wesentlichste aufzufassen und in den Vordergrund zu stellen, wie sie dem Verfasser eigen sind. Der dritte Theil der Aufgabe, welche sich der Verfasser stellte, der nämlich, auch einen klaren Einblick in die Entwicklung und Aufeinanderfolge der medicinischen Ideen zu geben, mußte dabei nothwendig zu kurz kommen. Denn mit dem Ansehen der Person und der Entwicklung des Standesbewußtseins hat die Klarheit und Folgerichtigkeit der leitenden wissenschaftlichen Ideen wenig oder gar nichts zu thun, was schon aus dem Umstand hervorgeht, daß, wie der Verfasser ganz richtig bemerkt (S. 239), die großen Wahrheitsfinder, welche allein die Saat der Zukunft in den Boden der Wissenschaft legten, der Nachwelt den Stempel ihres Geistes aufdrückten und den intellectuellen Werth einer Epoche bestimmten, von ihren Zeitgenossen oft verkannt, verfolgt, weil nicht verstanden wurden; während hingegen die fleißigen und gewandten Handwerker, die es verstanden, in jedem, auch dem trübsten Medium zu schwimmen, von der Menge gepriesen wurden und verhältnißmäßig reich und mühelos zu Ansehen und Reichthum gelangten. Dabei wollen wir aber nicht vergessen, daß eine wirklich genetische Darstellung der Geschichte der Medicin eine der schwierigsten Aufgaben ist, die man sich überhaupt stellen kann. Und dies aus folgendem Grunde: die Grundanschauungen der medicinischen Systeme sind, soweit wie in die Vergangenheit zu blicken vermögen, immer so sehr mit Irrthümern versetzt gewesen, daß eine consequent logische Uebertragung jener auf die Therapie, die doch nach dem Heilerfolge beurtheilt werden konnte und mußte, zu Widersprüchen führt, die wohl erst dann gänzlich aufgelöst werden können, wenn eine alle Erfahrungen umfassende und ihnen genügende Theorie vorliegen wird. Daher kam es auch, daß Aerzte, welche wirkliche Heilerfolge aufzuweisen hatten, oft niemals verdammte Theoretiker sein konnten, sondern vielmehr eklektische Praktiker, denen die Theorie wenig mehr war — um hier ein sehr gutes Wort Kants anzuwenden, — als „Schaum, der obenauf schwamm, doch so, daß, inwie tief, den man geschöpft hatte, zwar jedesmal ein anderer auf der Oberfläche zeigte, den immer einige begierig aufzusammeln". Daher kam es auch, daß „alle klugen Schulärzte von jeher sich in Bezug auf Therapie stets den Forderungen des Lebens und dem Bedürfnisse des Erfolges am Krankenbette anpaßten" (S. 200). Der Arzt, welcher also wirkliche Heilerfolge erzielte, mußte sich demgemäß überaus häufig in einem Widerspruch zwischen Theorie und Praxis befinden. Wir wollen annehmen, daß dieser Widerspruch meist zugunsten des Kranken und nicht der Theorie gelöst wurde. Jedenfalls aber ist

dieſes Verhältniß ſchuld daran, daß eine logiſch genetiſche Darſtellung der Fundamentalideen der Medicin ſo außerordentlich ſchwierig iſt, und für den Hrn. Verfaſſer kann es deßhalb kein beſonderer Vorwurf ſein, wenn wir geſtehen, daß ihm dieſer Theil ſeiner Aufgabe am wenigſten geglückt iſt. Die Geſchichte der Medicin zeigt mehr noch, als die anderer Wiſſenſchaften, wie ſehr der geiſtreiche Giorgio Baglivi mit nachfolgenden Behauptungen in der Wahrheit ſtand: „Die Medicin iſt keine Ausgeburt des menſchlichen Verſtandes, ſondern eine Tochter der Zeit, welche durch lange Erfahrung entſtanden iſt. Das Bedürfniß hat die Medicin erfunden, die Gefahr hat ſie vervollkommnet.“ „Der Arzt, der Diener und Mittler der Natur, kann nur in ſoweit die Natur beherrſchen, als ſeine Denk- und Handlungsweiſe ihren Geſetzen entſpricht.“ „Die Praxis der Krankheitsheilung muß durch die Praxis ſelbſt errungen und gefördert werden; vernünftiges Denken und die Beobachtung ſind die Hauptwurzeln der Medicin, die Beobachtung aber iſt der Faden, nach welchem die Vernunftſchlüſſe des Arztes ſich richten müſſen.“ Geeignet umgeformt, müſſen dieſe Grundſätze auf jede Wiſſenſchaft angewendet werden. Es iſt Thorheit, heute noch zu glauben, und wird unterſcheidend durch den Entwicklungsgang aller exacten Wiſſenſchaften widerlegt, daß in dem Geiſte der Menſchen Grundſätze bereit liegen, die aller Erfahrung vorhergehen, ja dieſe erſt möglich machen. Die allgemeinſten Ideen ſind eben nur diejenigen, welche jeder bilden muß, gleichviel ob er ſie wiſſenſchaftlich genau oder volksthümlich ungenau zum Ausdruck bringt; aber der Erfahrung entſtammen ſie gleichfalls. A. R.

* Docent Otto Nordenſkjöld hat nach halbjähriger Pauſe wieder an Bord. Oskar Dickſon, dem die Ausſendung der ſchwediſchen Feuerland-Expedition zu danken iſt, einen vom 10. November datirten Bericht aus Punta Arenas, dem Hauptorte des Feuerlandes, geſandt, aus dem die „Köln. Ztg.“ folgendes mittheilt: Die Expedition begab ſich zunächſt nach dem eigenthümlichen Land hope-Fjord, der etwa 1½ Breitegrad nördlich von Punta Arenas liegt. Die ganze mächtige Cordillieren-Kette wird hier von einem Meeresarm durchbrochen, der ſich an einer Stelle faſt auf 100 m verengt, vor dieſem Paß ſich aber über ein bedeutendes Gebiet des patagoniſchen Tieflandes ausbreitet und gleichzeitig langgeſtreckte Verzweigungen tief zwiſchen die ſchneebedeckten Gebirge ſendet. Der Wahn, in dieſen Fjorden einen inneren Canal zu finden und hier auf einem anderen Wege zum Ocean hinaus zu gelangen, hat anſcheinend Anlaß zu dem Namen der „letzten Hoffnung“ gegeben, der ſonſt wenig gerechtfertigt iſt. Denn dieſe Gebiete gehören gerade zu den ödeſten von ganz Patagonien. Ein eintägiger Ritt über mit Gebüſch bewachſene Ebenen und durch enge, feuchte Thäler zwiſchen ſteilen Plateaugebirgen von Tertiärformation führt den Reiſenden zu einem ausgedehnten Seegebiet, das gegen Norden, ſo weit das Auge reicht, von reich bewäſſerten und bewachſenen Gebieten umgeben iſt. Hier hauſen nur Heerden von zahlloſen Lamas, ſowie Strauße und Hirſche, doch ſind hier auch nur einige Colonien gegründet worden, die einer großartigen Zukunft entgegengehen, wenn der gefährlichſte Feind der Schafe, der amerikaniſche Löwe, in noch entfernter Gebiete verdrängt iſt. Das Seegebiet, das ſich hier ausdehnt, wird, ſoweit man es kennt, Lago Argentina (Silberſee) genannt, ein Name, der ſehr gerechtfertigt iſt, denn der See iſt von einer Natur umgeben, die ſich ſelbſt in dieſen, an Contraſten reichen Gebieten durch reichſte Abwechslung auszeichnet. Das blaue Waſſer, die waldbedeckten Kuppen und die umgebenden Wieſen mit ihrem friſchen Grün heben ſich gleich ſcharf von der öſtlichen wie von der weſtlichen Begrenzung ab: dort die patagoniſche Hochebene, bewachſen von niedrigen, ſtruppigen Kräutern und unterbrochen von jenen eigenthümlichen Plateaugebirgen, die mit ihren ſenkrechten Felswänden und ihren nur vom Condor beſuchten Gipfeln rieſenhaften Burgen des Mittelalters gleichen; hier nie zerklüfteten Gipfel der Cordilleren, die theilweiſe von meilenlangen Gletſchern bedeckt ſind. In wiſſenſchaftlicher Beziehung boten dieſe Gebiete großes Intereſſe, ſo beſonders für die Studien, die Nordenſkjöld hier über die Bildung der Hügel und Thäler begonnen hat. Nur einige 50 Meter braucht das Meer zu ſteigen, um die Wogen des Stillen Oceans könnten ſich über das ganze ſüdpatagoniſche Tiefland ausbreiten und mit dem Waſſer des Atlantiſchen Oceans vereinen. Auch für die argentiniſch-chileniſche Grenzfrage bieten dieſe Gegenden großes Intereſſe, doch gehört zum Studium dieſer verwickelten Frage längere Zeit. Der chileniſche Commandant, mit dem Nordenſkjöld dieſe Gebiete beſucht — die ſchwediſche Feuerland-Expedition erfreute ſich der Unterſtützung der chileniſchen wie der argentiniſchen Regierung —, glaubte aber nach einer einzigen Reittour wichtige Dinge entdeckt zu haben und kehrte zurück, ſo daß Nordenſkjöld hier ſeine Studien unterbrechen mußte. Er ſtand jetzt bei Beginn des antarktiſchen Sommers im Begriff, von Punta Arenas aus abermals in die oben genannten Gebiete zurückzukehren. Mit fünf Begleitern und dreißig Pferden will er aufbrechen, mehrere Monate hindurch in dem bereits beſuchten Seegebiet zubringen und wenn möglich bis zum Stillen Ocean vordringen. Er hofft, auf dieſer Reiſe das Alter der Eiszeit, die er im Feuerland entdeckt hat, im Verhältniß zu den übrigen ſüdamerikaniſchen Formationen feſtſtellen zu können. Seine beiden wiſſenſchaftlichen Begleiter, der Zoolog Ohlin und der Botaniker Duſén, hatten ſich nach Abſchluß der letzten Reiſe heimwärts begeben; er ſelbſt war noch Uſhuaia, dem Hauptplatz des argentiniſchen Gouvernements Feuerland, gegangen, wo er in der Zwiſchenzeit Ausflüge zum Studium des Baues der centralen Gebirgskette machte.

* **Bretten.** Die Vorarbeiten zum Melanchthon-Jubiläum ſchreiten rüſtig vorwärts. Die Stadtgemeinde Bretten, die mit erheblichen Opfern das an der Geburtsſtätte Melanchthons ſtehende ſtattliche, aber ſehr baufällige Haus ankaufte, hat es bereits größtentheils abbrechen laſſen; bald wird ein weiter, geebneter Platz bereit gemacht ſein, auf dem am 16. Februar 1897 der Grundſtein zu dem geplanten Gedächtnißbau gelegt werden kann. Am 28. December findet auf dem Rathhaus hier eine Generalverſammlung der Mitglieder des Vereins zur Erbauung eines Melanchthongedächtnißhauſes ſtatt — der Großherzog von Baden iſt bekanntlich Protector des Vereins —, in der über die definitive Annahme des von Profeſſor Vollmer in Berlin gefertigten Bauplans beſchloſſen werden ſoll. Wohl ſind in letzter Zeit die Gaben zu dem geplanten Jubiläumswerk reichlicher gefloſſen, die Einwohner Brettens haben aus ihren eigenen Kreiſen mehrere tauſend Mark aufgebracht, trotzdem muß das meiſte noch geſchehen. Es wird daher erneut an die evangeliſche Chriſtenheit die Bitte gerichtet, mitzuhelfen an dem Werk, das dem Gedächtniß des großen Reformators, des praeceptor Germaniae errichtet werden ſoll.

* **Hannover.** Bei der Techniſchen Hochſchule iſt der bisherige Docent für Hygiene Chriſtian Nußbaum zum Profeſſor befördert worden.

* **Berlin.** Die Anthropologiſche Geſellſchaft wählte an Stelle Waldeyers Virchow zum Vorſitzenden für 1897. Stellvertreter wurden Geh. R. Waldeyer und Prof. Schwartz, Schriftführer Sanitätsrath Dr. Bartels, Dr. Neuhauß und Director Dr. Voß. Die Rudolf Virchow-Stiftung verfügt jetzt über 120,000 M. in Effecten und 16,800 M. baar.

or. **Trieſt.** Die hieſige griechiſche Gemeinde hat in der Sitzung vom 16. December auf Antrag des Comités der Oikonomideſtiftung eine Summe von 2000 Lire als Beitrag zur Begründung des vom Prof. Krumbacher geplanten mittel- und neugriechiſchen Seminars an der Univerſität in München zur Verfügung geſtellt.

* **London**, 21. Dec. Prof. John Milne, einer der größten Seismologen, ſchreibt dem „Daily Telegraph“ von Newport auf der Inſel Wight, wo er eine ſeismologiſche Warte leitet, über das Erdbeben, das vorigen Donnerſtag Morgen England heimſuchte: „Der Diſtrict, wo ſich die Erſchütterung beſonders ſpürbar machte, iſt allen Seismologen als derjenige bekannt, wo es in Großbritannien am meiſten zum Erdbeben ſpukt. Wenn man zwei Linien von Monmouth zieht, eine nördlich von Kendal und die andere in nordöſtlicher Richtung nach dem Waſh, und darauf eine dritte Linie von Kendal in öſtlicher Richtung nach Scarborough, ſo bekommt man ein Dreieck. In dieſem ſind zwiſchen 1833 und 1873 159 Erdſtöße vorgekommen. Am unſicherſten iſt nach den Unterſuchungen von Monteſſus de Ballore die Südweſtſpitze dieſes Dreiecks, die Gegend am ſüdlichen Abhang des walliſiſchen Gebirges und am mittleren Severn-Thale. Dies iſt auch jetzt der Diſtrict, der ſo jäh aufgerüttelt worden iſt. Zuerſt kam ein rollendes Geräuſch. Dieſer Umſtand allein beweiſt, daß die Störung ihren Urſprung in feſtem Boden hatte und daß die Hörer recht viele Meilen von dem Urſprungsort entfernt waren. Die Urſache dieſes Geräuſches iſt den außerordentlich ſchnellen Vibrationen zuzuſchreiben, welche durch die Reibung zweier Felſenoberflächen entſtehen, ähnlich wie ein Ton entſteht, wenn man den Finger an dem Rand eines feinen Glaſes reibt. In den oberen Stockwerken

Digitized by Google

der Gebäude wurde die Erschütterung entschieden stärker gespürt, wie der obere Theil eines Mastes, wenn das Schiff schwankt, sich stärker bewegt, als das Schiff selbst. In Newport auf der Insel Wight sind zwei Seismometer aufgestellt. Sie geben oft Kunde von Erdbeben, die sich in Island und Japan ereignet haben; ein Erdbeben im Severnthal aber zeigen sie nur schwach an." — Gegen 300 Erdbeben sind in England aufgezeichnet worden. Das erste bekannte ereignete sich in Lincoln 1142, 1580 stürzten ein Theil der St. Pauls-Kirche und die Kirchen des Tempels in London ein. Die letzten Erderschütterungen, die England erlebte, ereigneten sich im August 1892 und im November 1893. Das Erdbeben von 1884 richtete in der Grafschaft Essex so bedeutenden Schaden an, daß der Lordmayor einen „Erdbebenfonds" ins Leben rief. In England kommen Erdbeben häufiger im Winter als im Sommer vor.

* **Paris.** Der akademische Rath der hiesigen Universität hat die Einführung eines neuen Doctordiploms unter dem Namen eines „Doctorat universitaire" beschlossen. Dasselbe soll den ausländischen Studirenden, die die hiesige Universität besuchen, als Ausweis ihrer höheren Studien und Bildung dienen, ihnen aber keinerlei Berechtigung zur Ausübung der Lehrthätigkeit geben.

St. Florenz. Im Centrum der Stadt, an der Ecke von Via Vecchietti und Via Tratina erhebt sich, von Blumengärten und Säulenhallen eingefaßt, der neue geräumige Ausstellungspalast der Stadt am Arno, in welchem sich der erste Act der „Festa dell' arte e dei fiori" bereits vollzogen hat. König und Königin selbst, der Prinz von Neapel und der Herzog von Aosta mit ihren erlauchten Gemahlinnen haben am 19. December die internationale Kunstausstellung feierlich eröffnet. Das an Festen und Vergnügungen jeder Art und jeden Geschmacks reiche Ausstellungsprogramm theilt sich in zwei Hauptabschnitte: die Kunstausstellung umfaßt den ersten Theil vom 19. December bis Anfang April; das Fest der Blumen, welches in der Blumenstadt besondere Bedeutung gewinnen wird, soll am 1. Mai seinen Anfang nehmen und bis in den Juni hinein sich fortsetzen. Während der ganzen Dauer der Festlichkeiten werden Retourbillets mit stark ermäßigten Preisen bis zu zwanzigtägiger Gültigkeit an allen Hauptstationen des Königreichs nach Florenz ausgegeben.

Ein Vorzug, den die modernen Ausstellungen Italiens vor denen Deutschlands, Englands und Frankreichs voraus haben, macht sich auch in Florenz wieder in erfreulicher Weise geltend: auf beschränktem Areal findet sich wenig Mittelmäßiges und viel Gutes bei einander, das man nicht zu lange und zu hoffnungslos zu suchen braucht, wie in den Monstreausstellungen mehrerer großer Städte. Ueberdies sind derartige Unternehmungen in Italien verhältnißmäßig neu, verlangen von der Bürgerschaft persönliche Opfer an Zeit und Geld, beschäftigen Monate lang vorher die ganze Stadtgemeinde und erregen dadurch die Aufmerksamkeit des Publicums in weit höherem Maße als bei uns, wo man der Ausstellungen ohne Ziel und ohne Ende allmählich müde zu werden beginnt. Endlich sichert der mit jedem Jahre sich mehrende Fremdenstrom in Italien dem Unternehmen einen günstigen pecuniären Erfolg; wie schätzenswerth ist z. B. der Besuch der Amerikaner, die nicht nur sehen, sondern auch kaufen und in der Wahl nicht gerade wählerisch sind!

Das untere Stockwerk der Ausstellung ist ganz der heimischen Kunst gewidmet. Obwohl so viele Gemälde — mehr als 500 — zurückgewiesen wurden, daß man eine „Secession" zu gründen beabsichtigt, wird man zwischen dem vielen Guten noch weit mehr Minderwerthiges finden; der größte moderne Italiener, Michele Michetti, ist überhaupt nicht vertreten. Und doch ist die Gesammtleistung durchaus erfreulich. Wie überhaupt in der Kunst unserer Zeit, so ist auch hier in der Landschaft und im Portrait das Beste geleistet. Bartolini hat u. a. zwei reizende Aquarelle ausgestellt: einen Patricierhof aus Nürnberg und eine friedvolle Landschaft der flachen Ebene mit einem wogenden Kornfeld im Vordergrunde. Segantini hat mehrere Bilder ausgestellt, unter denen das neueste, „Die Frucht der Liebe", in drei mosaikartigen, oft getadelten Tönen ausgeführt, durch den tief ernsten Contrast zwischen dem lachenden Kinde und der sorgenvollen Mutter ergreift. Giardi d. Re. ist durch eine wundervolle Berglandschaft vertreten, Gioli und Esposito durch zwei Strandbilder vom Mittelländischen Meer. Gelli und Cnecos, die beiden besten Florentiner Altertümler, haben vielleicht Gutes geleistet, der erste in dem fein empfundenen Portrait einer jungen Engländerin, der zweite in dem etwas herausfordernden, in Färbung und Empfindung äußerst ansprechenden Bilde einer schlanken jungen Dame von zweifelhafter Nationalität. Der Mailänder Grossi übertrifft sie beide. Er hat ein gelbes und ein rothes Portrait geliefert; zwei Frauentypen, mit außerordentlichem Farbengefühl und meisterhafter Technik in Ueberlebensgröße ausgeführt, doch mit derselben, fast möchte man sagen, abstoßenden Aufdringlichkeit geschildert, die uns beim Meister des „supremo convegno" nicht wundernehmen kann. Wiener, Parisi, Hollender, Uffi, Tommasi und viele andere sind durch treffliche Leistungen vertreten, Domenico Morelli hat wenigstens ein Bildchen gesandt, eine skizzenhaft behandelte phantastische Kirchhofscene.

In zwei geräumigen Sälen sind im oberen Stockwerk deutsche, englische und französische Meister ausgestellt. Aus Deutschland fehlen viele wohlklingende Namen, andere möchte man gerne vermissen, es ist aber doch einzelnes Erfreuliche vorhanden. Mehrere Stücke von Max Liebermann, sogar zwei Aquarelle und zwei Zeichnungen von Menzel, eine großartige Nordlandschaft von Normann, das prächtige Porträt von Ernst Curtius von R. Lepsius, Bilder von Skarbina, Uhde und die neueste Arbeit Böcklins, eine Jagd der Diana. Aber wie vor zwei Jahren in Venedig, so sind auch diesmal wieder die Engländer und vor allem die Franzosen weit besser vertreten. Max Liebermanns „Arbeiter vom Lande" behauptet nur mühsam seinen Platz neben Léon L'Hermite's „Spinnerin", die gerade gegenüber hängt, das Portrait Renans von Bonnat, Benjamin Constant, Villoniß seines Sohnes, sind Meisterwerke ersten Ranges. Schwächer ist Puvis de Chavannes' Enthauptung des Johannes und Marats Bildniß des Gerôme, aber daneben finden sich Namen wie Carolus Duran, Dagnan, Claude Monet durch charakteristische Leistungen repräsentirt. Unter den Engländern hat schon jetzt Frank Dicksee's „Träumerei" die Suprematie errungen. Vielleicht findet sich in der ganzen Ausstellung nichts, was sich diesem Bild an edler Empfindung, an Fleiß in der Ausführung, an Harmonie der Farbe an die Seite stellen ließe. Burne Jones hat eine seiner phantastischen Frauengestalten gesandt, Alfred East eine ebenso anspruchslose wie tief empfundene Abendlandschaft. Namen wie Alma Tadema, Waits, Richmond, Poynter bieten eine gewisse Garantie für ihre Werke. Unter den Spaniern endlich bemerkt man Serra, Benlliure, Villegas; unter den Holländern den berühmten Marinemaler Mesdag, unter den Belgiern Léon Frédéric und Bignet.

„Nazione" und „Fieramosca", die beiden Florentiner Localzeitungen, bringen täglich eingehende Berichte über die Ausstellungsangelegenheiten. Ein Katalog, in dem für ein geringes immer noch vieles geboten wird, ist bereits erschienen: zwei umfassendere Publicationen sind in Aussicht genommen. Besonders beachtenswerth sind die Rücksichten, welche die Vertreter der Presse genießen, die an allen Tagen freien Eintritt haben und in einem behaglichen Studio im Ausstellungsgebäude selbst ihre Eindrücke sofort zu Papier bringen können. Vorlesungen, Concerte, Feste jeder Art werden auf das Publicum von Florenz die Anziehungskraft nicht verfehlen, und es läßt sich schon jetzt mit Sicherheit voraussagen, daß das Ergebniß des mit soviel Localpatriotismus, soviel persönlichen Opfern, soviel Begeisterung begonnenen Unternehmens überaus günstig ausfallen wird.

* **Christiania.** Dr. C. W. Gnaede, a. o. Professor an der hiesigen Universität, bekannt durch seine Studien über das Blut, ist zum Ordinarius der klinischen Medicin ernannt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 21. bis 23. December folgende Schriften eingegangen:

S. Keller (Ernst Schrill): Weihnachtsmärchlein für kleine und große Leute. 2. Aufl. Düsseldorf, C. Schaffrath. — Carl Ettlar: Die Freischärler oder Ein Held aus dem Volke. Geschichtl. Erzählung. Aus dem Dänischen übers. von M. Mann. Mit Bildern von K. Storch. 2. Aufl. Berlin, Ulrich Meyer. — Adolf Holm, W. Deecke, W. Soltau: Culturgeschichte des Classischen Alterthums. Leipzig, P. Friesenhahn 1897. — Das ist des Deutschen Vaterland! Wanderung durch deutsche Gauen. Unter Mitwirkung von A. Achleitner u. s. w. hgg. von Joseph Kürschner. Mit 1273 Abbildungen. Berlin ꝛc., Hermann Hillger. — Victor Silbereis: Vom grünen Tisch in Monte Carlo. Wien, „Allg. Sportzeitung" 1897. — Emil Engelmann: Germania's Sagenbuch. Mären und Sagen für das deutsche Haus bearbeitet. 2. Aufl. Stuttgart, Paul Neff 1897. — Derselbe: Homers Odyssee in freier Umdichtung für das deutsche Haus. 2. Aufl. Ebd. — H. Brandt: Heinrich von Brabant, das Kind von Hessen. 5. u. 6. Tausend. Ebd. — Fridtjof Nansen: In Nacht und Eis. 2. Lfg. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Jahrgang 1896. München, Montag, 28. December. Nummer 299.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die dramatische Thätigkeit des Xystus Betulejus. I. Von Max Radlkofer. — Ein Wink für München als Stadt der Kunstpflege. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die dramatische Thätigkeit des Xystus Betulejus.

Von Max Radlkofer.

I.

Sixt Birck oder, wie er sich mit Versetzung der Buchstaben seines Vornamens und Latinisirung seines Zunamens zu nennen pflegte, Xystus (= der Geglättete) Betulejus, gehörte während seiner Lehrthätigkeit in der Schweiz, wo im 16. Jahrhundert das deutsche Bibeldrama seinen Anfang nahm, zu den frühesten Dichtern auf diesem Gebiete; nach seiner Rückkehr aber in seine Vaterstadt Augsburg war er, indem er seine Stücke zum Theil ins Lateinische umdichtete, zum Theil auch neue lateinische Stücke verfaßte, geradezu der erste, welcher das lateinische Bibeldrama, dessen Wiege in den Niederlanden stand, in Deutschland einführte. Was uns von Bircks Leben bekannt ist, verdanken wir fast alles der biographischen Skizze, welche sein Augsburger Schüler Johann Nyfäus, Universitätsprofessor in Basel, den von Birck commentirten und 1563 von dessen ältestem Sohne Emanuel, Prediger zu Sulzburg im Breisgau, bei Henrik Petri zu Basel in Druck gegebenen Werken des Kirchenlehrers Lactantius vorausschickte. Als der Sohn eines Webers erblickte er im Jahre 1501 zu Augsburg das Tageslicht. Nachdem er an den Universitäten zu Erfurt, Tübingen und Basel studirt hatte, wurde ihm 1530 die Schule zu St. Theodor in Kleinbasel und nach vier Jahren die Leitung eines im ehemaligen Dominicanerkloster zu Basel errichteten Pädagogiums für künftige Priester anvertraut. Im Jahre 1536 übernahm er das Rectorat an der erst 1531 gegründeten Lateinschule zu St. Anna in Augsburg, deren erster Rector Gerhard Geldenhauer aus Nymwegen einem Rufe nach Marburg gefolgt war. 16 Jahre verwaltete er dieses Amt, indem er zugleich zahlreichen wissenschaftlichen Werken das Leben gab; 2 Jahre, nachdem er Krankheits halber in den Ruhestand getreten war, starb er am 19. Juni 1554.

Die von Birck in Basel geschriebenen deutschen Dramen sind nach Angabe des Nyfäus in chronologischer Reihenfolge: Ezechias, Zorobabel, Susanna, Joseph, Judith und Beel. Die Susanna und Judith arbeitete er in der Folge selbst ins Lateinische um, neu entstanden in Augsburg die lateinischen Dramen vom wahren Adel, das einzige nicht der Bibel entnommene Stück, Eva und Salomons Weisheit; ein zehntes von Nyfäus genanntes, Herodes oder die unschuldigen Kinder, scheint sich nicht erhalten zu haben. Der größten Anerkennung und der meisten Auflagen erfreute sich von Bircks Dramen im 16. Jahrhundert die Susanna; ihr widmete Robert Pilger im Jahre 1880 in beiden Fassungen eine eingehende Besprechung,[1]) ebenso 1887 Alexander v. Weilen dem ägyptischen Joseph.[2]) Nachdem ferner schon 1863 Hans Michael Schletterer in Augsburg aus dem Beel und der Judith einen kurzen Auszug veröffentlicht hatte,[3]) gab 1891 Albert Geßler in Zürich die deutsche Darstellung der Susanna zugleich mit einer um 660 Verse vermehrten Ueberarbeitung durch einen Züricher Dichter vollständig heraus,[4]) ebenso 1893 Johannes Bolte in Berlin die lateinische Darstellung.[5]) Wir versuchen es hier, von Bircks sämmtlichen noch vorhandenen Dramen je nach Bedarf einen längeren oder kürzeren Ueberblick und zugleich von den lateinischen einige Uebersetzungsproben zu geben, und schmeicheln uns dabei mit der Hoffnung, daß der Leser, indem er sich der Anschauungsweise des 16. Jahrhunderts möglichst anzuschließen bemüht ist, den von seinen Zeitgenossen dem Dichter gezollten Beifall nicht als ungerechtfertigt betrachten wird.

Ezechias oder, wie er gewöhnlicher in der Geschichte genannt wird, Hiskias, König von Juda, hatte dem assyrischen König Sanherib Treue gelobt, war aber später wieder von ihm abgefallen. Im ersten Act wird auf des Ezechias Befehl dem Hofe ein Absagebrief Sanheribs bekannt gegeben, und nachdem jeder einzelne seine Ansicht ausgesprochen, vom Ehrenhold vorgeschlagen, den Propheten Isaias durch eine Gesandtschaft zu befragen, „wie man in der sach handeln sol“. Der König überträgt die Botschaft dem Hofmeister und wendet sich dann zu Gott in einem inbrünstigen Gebete. — Im zweiten Act überreichen die Gesandten des Isaias dem König einen Brief mit der Ankündigung, daß Gott sein Gebet erhört habe. Kaum hat der Kanzler den Brief vorgelesen, meldet auch schon ein Kriegsmann, daß der assyrische Hauptmann von Jerusalem abgezogen sei; auch Sanherib selbst befinde sich bereits wieder auf dem Heimweg, da ein Engel einen großen Theil seines Heeres getödtet habe. — Der dritte Act besteht bloß in der Verlesung eines königlichen Mandats durch den Ehrenhold: Gott bezeigte uns sein Wohlgefallen, weil wir auf ihn allein unser Vertrauen setzten. Weichet daher nicht von ihm! Er ertränkte den Pharao und führte die Israeliten durch den Jordan; so oft sie aber von ihm abfielen, sandte er ihnen durch einen Tyrannen die Ruthe ins Land.

Rathsversammlungen, Gerichtssitzungen und Mandatsverkündigungen kehren in Bircks Stücken immer wieder, da sie ihm Gelegenheit geben, einen gewissen Pomp zu entfalten und eine große Zahl von Schülern zu beschäftigen. Die

---

1) Band 11 der Zeitschrift für deutsche Philologie, S. 129—217: Die Dramatisirungen der Susanna im 16. Jahrhundert. Vgl. dazu die Recension Goedeke's in den Gött. gel. Anzeigen 1880, Band 1, S. 641—655.

2) Der ägyptische Joseph im Drama des 16. Jahrhunderts, Wien (Holder).

3) In seinem Buche: Das deutsche Singspiel von seinen ersten Anfängen bis auf die neueste Zeit, Nr. 13 und 14.

4) Schweizerische Schauspiele des 16. Jahrhunderts, 2. Band.

5) Lateinische Literaturdenkmäler des 15. und 16. Jahrhunderts, 8 Bändchen.

Digitized by Google

einzelnen Acte sind wie im antiken Drama durch Chöre getrennt, die Länge der Acte ist jedoch ganz willkürlich. Die Schwäche seiner Erstlingsarbeit, in welcher jeder Act mit Verlesung eines Schreibens beginnt und der letzte überhaupt nichts weiteres als die Mittheilung eines solchen enthält, fühlte der Dichter selbst. Indem er nämlich das Stück 1588 bei Philipp Ulhart in den Druck gab, von dem überhaupt alle in Augsburg erschienenen Werke Bircks gedruckt wurden, bemerkte er in der Widmung an seinen Schüler Friedrich Menzinger, der bei der Aufführung in Basel mitgewirkt halte, daß es nur eine Linearzeichnung, nicht ein vollendetes Werk sei, und empfiehlt es zugleich ihm und seinen Altersgenossen zur Uebermalung mit lateinischen Farben, d. h. zur Umarbeitung in lateinischer Sprache.

Auch im Zorobabel beginnt der erste Act mit Verlesung einer Schrift durch den Kanzler, welche der Perserkönig Darius von dreien seiner Leibwächter am nämlichen Morgen empfangen hatte. Sie möchten den verschiedenen Kampfspielen zu Ehren seines Geburtsfestes einen Wettstreit besonderer Art anreihen, nämlich eine Erörterung der Frage, welches Ding das stärkste sei. Der eine werde dem Weine, der andere der königlichen Würde, der dritte den Weibern, vor allem aber der Wahrheit die höchste Gewalt beimessen, über den Sieger solle das königliche Parlament entscheiden; da jedoch die Weisheit alle anderen Tugenden übertreffe, verdiene sie auch die höchste Belohnung, weßhalb dem Sieger ein Purpurkleid und „die ander statt (der zweite Rang)“ nach dem König gebühre. Vom Herold herbeigeholt, führt dann zuerst Oenokrates (= Weinschlauch), hierauf Kolax (= Schmeichler), zuletzt Zorobabel die von ihm übernommene Aufgabe durch, worauf die Hofleute, nach einander vom Könige befragt, einmüthig dem Zorobabel den Preis zusprechen. Darius räumt ihm den Platz an seiner Seite ein und verspricht ihm die Gewährung jedes Wunsches, Zorobabel aber bittet den König, was er im vorigen Jahre beim Empfang der Krone gelobt habe, zu erfüllen, nämlich den Juden die Freiheit zu geben und sie den von den Idumäern zerstörten Tempel wieder aufbauen zu lassen. — Nachdem sich Darius mit dem Kanzler und Zorobabel zur Ausfertigung des Mandats in die Kanzlei verfügt hatte, geben im zweiten Act einige Hofleute ihrem Unwillen Ausdruck, daß ein gefangener Jude beim König ans Brett gekommen sei; der Truchseß aber versichert, daß es in Medien, Babylonien und Persien nie besser stand, als da Daniel das Reichsschwert in Händen hatte, worauf auch der Bauherr an den wohlthätigen Einfluß Josephs in Aegypten erinnert und der Zeulmeister beheuert, daß die Juden den rechten Gott haben, durch den sie auch als Gefangene siegen, und zwar ohne allen Streit. Es bittet dann noch ein Kriegsmann Namens Diadochos (= der Empfänger) den Phrurier (Anführer der Leibwache), ihm die Trabantenstelle des Zorobabel zu verschaffen. — Im dritten Act verliest der Ehrenhold das für Zorobabel ausgefertigte Decret, der Kanzler schickt Boten nach Babylonien, dem Libanon und zu den Idumäern, um für ihn alles Nöthige ins Werk zu setzen. Nachdem auch Diadochos als Zorobabels Nachfolger den Eid der Treue geleistet hat, bezeichnet der Ehrenhold als das neue Tempelgebäude alle auserwählten Christen, ihre Herzen als Bausteine, die Tugend als Fundament und richtet im Namen seiner Mitschüler an die anwesenden Väter die Bitte, auch das künftige Wohl der christlichen Gemeinde zu bedenken.

„Ir fürend yetz das regiment,
Wyßt, das wir ewre kinder send!
Wir tretten all an ewer statt,
Wie yeden Gott geordnet hat.
Dencknd, das wir seind ewre kind,
Wir seind nit schwein, wir seind nit hünd,
Wir seind die saat des gmainen stands,
Die hofnung auch des gantzen lands,
Drum wend (wollt) jr trew Regenten sin,
So achtend das den grösten gwin,
Das jr das pfulment (Fundament) setzen wol,
Das jn (den Bau) zukünfftig tragen sol. — —
Man darff (bedarf) hernach auch gleriter leüt
Hie vnd in allen landen weyt,
Drum trachtend (bedenkt) wal den gmainen stand,
Das wöll (wollen) wir euch yetz han ermant.
Nun fahrend hin yetz alle sand (zusammen),
Denkend, was wir euch hond ermant!“

Bircks Darstellung schließt sich eng an jene des apokryphen dritten Buches Esdrä an. Auch hier werden die vier Themen nicht etwa von vier Trabanten übernommen, sondern zwei zugleich, ein scherzhaftes und ernstes von Zorobabel, ebenso erfahren die Hofleute dieselben nicht erst aus dem Munde der Trabanten, sondern schon aus ihrer Bittschrift. Die für die Leistung des Siegers etwas überschwengliche Belohnung bedingen sie aber nicht, wie bei Birck, sich selbst aus, sie bemerken nur gesprächsweise unter einander, daß demselben eine solche in Aussicht stehe. Nach den Reden der Jünglinge veranstaltet der Dichter wie im Ezechias wieder einen förmlichen Staatsrath, besonders erregt unser Interesse die Unterredung der Hofleute nach des Königs Entfernung. Die Ernennung des Diadochos steht mit Zorobabels Geschichte nur in äußerlichem Zusammenhang. — Wir besitzen von Bircks Stück bloß einen Augsburger Druck von 1539; später übertrug sein Schüler Johann Entomius von Augsburg die Dichtung ziemlich getreu ins Lateinische, indem er den unverhältnißmäßig langen ersten Act in drei Acte zergliederte und so die classische Fünfzahl herstellte.

Indem wir der Besprechung von Bircks Susanna und Judith die lateinische Umarbeitung der beiden Stücke zugrunde legen, die zugleich eine wesentliche Verbesserung derselben bildet, befassen wir uns sofort mit seinem ägyptischen Joseph. Ihn kennen wir jedoch nicht aus eigener Anschauung und müssen uns daher auf Weilens Darstellung nach einem an der Wiener Hofbibliothek befindlichen Augsburger Drucke von 1539 beschränken, dem eine Widmung an den Rath zu Augsburg vorangeht. Der Stoff war im 16. Jahrhundert einer der beliebtesten und wurde wegen seines reichen Inhalts von mehreren Dichtern in zwei Stücken, von Theodor Rhodius zu Straßburg 1625 sogar als Trilogie behandelt. Bircks Darstellung beginnt erst mit Josephs Verkauf an Potiphar und endet, indem sich Joseph seinen Brüdern wieder zu erkennen gibt; gleichwohl erstreckt sich auch seine Darstellung auf 8 Acte. Die Traumauslegung im Kerker und die Auffindung des Bechers wird nicht auf die Bühne gebracht, ebensowenig erscheint Jakob auf derselben. Die Leidenschaftlichkeit von Potiphars Frau, die in den meisten Darstellungen den Angelpunkt des Stückes bildet, wird hier schon aus pädagogischen Rücksichten ziemlich rasch abgethan; dagegen legt der Dichter ein Hauptgewicht darauf, uns Joseph als einen ebenso frommen wie weisen und pflichteifrigen Regenten zu zeichnen. Außer der Förderung der dramatischen Einheit durch die genannten Kürzungen lebt Weilen noch besonders die im Vergleich zu ähnlichen Scenen weit lebhafter durchgeführte Berathung am königlichen Hofe, wo nach der geschickten Traumauslegung durch Joseph die gelehrten Doctoren dem verdienten Spotte der Hofleute und des Morio anheimfallen, die treffliche Individualisirung von Josephs Brüdern und die kindlich naive Schilderung von Jakobs Betrübniß durch Benjamin.

Wie bisher von Stück zu Stück die Kunstfertigkeit des Dichters sich steigerte, so gilt dies in noch höherem Grade von dem Drama, das 1535 bei Lux Schouber zu Basel anonym im Druck erschien mit dem Titel: „Ein herrliche

Tragedi wider die Abgötterey (uß dem propheten Daniel) ... zu Basel vff Sonntag den neunden tag Meyes, jm 1535. jor durch eyn junge Burgerschafft daselbst Gott zu lob vnd eer offentlich gehalten". Der Augsburger Druck von 1539 führt den Titel Beel und nennt auch ausdrücklich Xystus Betulejus als Verfasser. Nach den vom Meßner zu einer Beelfeier getroffenen Vorkehrungen und einem Gesang in der Melodie des Pange lingua erscheint im Vorhof des Tempels König Cyrus mit seinem Gefolge. Bei ihm verklagt der Kanzler den Daniel, daß er nur seinen Judengott ehre. Dieser entgegnet, daß Beel von Menschenhand gemacht sei. Von Cyrus sodann zur Rede gestellt, beruft sich der Oberpriester Sechamias darauf, daß Beel esse und trinke, und schlägt, da Daniel dahinter eine Schelmerei vermuthet, vor, daß der König selbst Wein, Brod und Fleisch auf den Altar setze und die Thür mit dem königlichen Siegel verschließe. Sobald dieser die Speisen und Getränke auf dem Altar ausgebreitet und die Priesterschaft sich entfernt hat, bittet ihn Daniel, mit dem Gefolge vor dem Tempel auf ihn zu warten, und streut Asche unter den Altar, dann läßt er den Tempel von Cyrus verschließen. Mit Laternen in den Händen sieht man hierauf die Priester mit Weib und Kind unter dem Altar hervorkriechen, damit sie die Speisen und Getränke verzehren. Sie klagen dabei über ihre schlechten Pfründen, des Oberpriesters Weib erzählt von einem schlimmen Traum. Wohlthuend berührt das Gemüth des Lesers oder Zuschauers, wie ein Kind zu dem ihm vorlegenden Priester sagt:

„Du gibst mir zviel, liebs herrlin mein,
Jch wils halbs gen (geben) meim brüderlein.
Seh, yh, das kan gut drattes sein."

Das andere Kind erwidert:

„Der Beel soll dir vergelten das.
Mein lieber vatter, sag mir, was
Sol ich dem Beel hergegen thun?"

Ihm antwortet dieser:

„Mein kind, mit danck erzaig dich schön!"

Am andern Morgen kommt der König mit Daniel und findet das Siegel unverrückt, den Altar leer. Daniel aber verweist ihn auf die Fußspuren in der Asche. Die Priester werden herbeigeholt, Sechamias gesteht:

„Hie vnderm Altar ist ain gang,
Den hond (haben) wir braucht gar dick (oft) vnd lang."

Die Priester werden in den Thurm gebracht, Daniel läßt das Götzenbild zerschlagen und den Abbruch des Tempels beginnen, alsdann begibt sich der König mit dem Hofgesinde zur Löwengrube, drei Priester werden hinabgestoßen, die anderen soll am nächsten Tage das gleiche Loos treffen. — Im zweiten Act sehen wir den Bürger Therolatra (= Thierverehrer) vor einem Drachen knien. Daniels Diener Hanania verspottet ihn. Daniel kommt mit dem König herzu, erbietet sich, den Drachen zu tödten, und kocht dann einen Kloß von Fett, Harz und schwarzer Wolle, woran der Drache verendet. Indem Therolatra und andere Bürger den todten Drachen erblicken, klagen sie:

„Der Küng ist gantz zum narren worden,
Jst kommen auch in Juden arden,
D'religion schier gar zergat,"

ziehen bewaffnet vor den Palast und verlangen Daniels Auslieferung. Der König verweigert sie; da aber Daniel selbst dazu räth, willigt er endlich ein und Daniel wird von ihnen in die Löwengrube geworfen. — Im dritten Act werden Daniels Diener von den Bürgern verhöhnt, erinnern dieselben aber an die wunderbare Rettung der drei Jünglinge im Feuerofen. Habakuk, vom Engel Ariel geführt, bringt Daniel Speise. Der König klagt dem Marschall seine Begierde nach Daniel und läßt sich von ihm zur Löwengrube begleiten. Wie sie hier Daniel lebend finden, schickt der König den Landwaibel nach den Fürsten; die Gwardi sollen die Aufrührer, doch nur die Kapitanier herbeiführen. Von Cyrus aufgefordert, über sie zu richten, weigert sich Daniel, da Gott sich die Sache vorbehalten habe. Sodann schlägt der Hofmeister vor, sie in die Grube zu werfen, der Marschall, Truchseß und Schenke stimmen diesem zu, der Schatzmeister empfiehlt, sie beim Leben zu lassen, doch zu einer harten Buße zu verurtheilen; der König aber läßt sie zur Grube führen, da die Bösewichter nach kurzer Zeit nur noch böser würden. Im Palaste erklärt er vor dem versammelten Hofe, daß der Judengott nunmehr im ganzen Reiche als wahrer Gott erkannt werden, die Juden aber frei heimziehen sollen. Es wird hernach ein Feldgeschrei geblasen und das Mandat öffentlich vom Landwaibel verkündigt.

Der Beel ist das einzige Stück Bircks mit einer polemischen Tendenz gegen die Anhänger der alten Lehre, wie dies schon anfangs die Melodie des Pange lingua andeutet und die Widmung an den Augsburger Rath klar zu erkennen gibt, worin der unverständige Eifer der großen Menge wegen ihres verlorenen Beels sowie deren arglistige Praktik getadelt wird, die nach Daniels Vorgang den Bildercult bekämpfenden Gotteslehrer wieder auszutilgen, was der Rath mit aller Sorgfalt verhüten möge. Der Aufbau des Dramas ist ziemlich kühn und von der Rücksicht auf Ort und Zeit wenig beengt; gegenüber Daniel treten alle Personen, an denen wahrlich kein Mangel ist, in den Hintergrund. Chöre und Lieder begegnen uns nicht bloß am Schluß der einzelnen Acte, sondern auch innerhalb derselben in großer Anzahl. Auch ist die Handlung immer lebendig, dem Spott und Humor ist ein großes Feld eingeräumt, die Berathungsscenen sind nicht so ausgedehnt und ermüdend, wie in anderen Dramen unsres Dichters. Wie der Zorobabel wurde auch der Beel von einem Schüler Bircks, Martin Ostermincher, ins Lateinische übertragen. Indem dieser den ersten und dritten Act Bircks in zwei Theile zerlegte, kam hier gleichfalls wie im lateinischen Zorobabel die normale Fünfzahl zur Geltung. Im August 1615 wurde dessen Umarbeitung am Gymnasium zu Ulm aufgeführt und dazu vom Präceptor Joh. Konr. Merck für die Zuhörer ein Textbuch in deutschen Reimen hergestellt, wie dies auch bei den Aufführungen am Akademietheater in Straßburg zu geschehen pflegte.[1])

1537 entstand zu Augsburg der älteste Druck der von Birck selbst verfaßten lateinischen Umdichtung der Susanna; demselben folgten laut Bolte's Zusammenstellung bis 1564 noch acht Drucke.[2]) Im ersten Act gestehen einander die beiden Aeltesten Sedechias und Achab in Joachims Garten ihre verbrecherische Liebe zu dessen Gattin Susanna. Sedechias schlägt vor, sie an der Quelle zu überfallen, wo sie sich um diese Zeit zu baden pflege. Nachdem sie sich hinter einem Baume versteckt, kommt Susanna mit ihren Mägden; in einer bei der Sonnenhitze etwas überschwänglichen Weise preisen sie die Schönheit der Natur. Dann befiehlt sie ihnen, Oel und Seife zu bringen und an der Gartenthür den Riegel vorzuschieben. Die Männer brechen aus dem Hinterhalt, und wie sie sich vor ihnen entsetzt, spiegelt ihr Achab zuerst vor, daß sie Mutter des Messias werden könne, — wir erinnern uns dabei eines in den Facetienbüchern von Bebel und Kirchhof erzählten Schwankes; Susanna aber, weder durch Versprechungen noch Drohungen zum Wanken gebracht, ruft immer lauter Gott um Hülfe an. Nun läuft Achab an die Thür, um Leute herbeizurufen, da sie einen Jüngling bei ihr entdeckt hätten; den herbeieilenden Knechten und Mägden klagt Sedechias, daß

[1]) Allg. deutsche Biographie, 21, 399, J. K. Merck, von Scherer.
[2]) Lat. Literaturdenkmäler, 8, S. IX.

ihm der Jüngling entkommen sei. — Der zweite Act, der dürftigste und schwächste des Stückes, beschäftigt sich bloß mit Vorbereitungen zur Gerichtssitzung. — Im dritten Act sehen wir die 12 Aeltesten mit Dadan als Obmann versammelt, um Gericht zu halten. Der einzige Angeklagte hat sich geflüchtet, die Gerichtssitzung verwandelt sich nunmehr zu einer Berathung um das Gemeinwesen. Hier bietet, ohne es zu ahnen, Joachim selbst dem Achab eine Gelegenheit, seine Anklage gegen Susanna vorzubringen und so die Rathssitzung abermals zu einer Gerichtssitzung umzugestalten. Die Richter beschließen, an die Stelle von Joachim und Susannens Vaters sowie der Ankläger vier Ersatzmänner zu berufen und Susanna vorzuladen. — Im vierten Act erscheint diese mit den Ihrigen vor den Richtern; der rührende Jammer der Kinder, die leidenschaftliche Erregung der Mutter, die gottergebene Ruhe des Vaters, die unerschütterliche Gattenliebe Joachims, der mit seinem Blute für Susannens Unschuld einzustehen bereit ist, sind kurz, aber treffend gezeichnet. Die Ankläger werden herbeigerufen, Sedechias verlangt, daß Susanna den Schleier ablege; ihre Schuld werde sich durch ihr Mienenspiel um so leichter offenbaren. Nun aber schüttet Susannens Mutter ihre ganze Galle gegen ihn aus:

„Verleumder, Scheusal, deine Leidenschaft
Begehet dies, nicht die Sitte, Bösewicht!
Du weißt nicht, daß den Richtern ziemt, nicht bloß
Die Hände rein zu halten, sondern auch
Den Blick vor jeder frevelhaften Lust.
Ist euer Geilheit denn noch nicht gesättigt,
Ihr Schuften? Wildes Feuer tobt in euch
Und blinde Rachsucht und der gift'ge Stachel
Der Raserei."

Die Mehrheit der Richter gestattet ihnen den Schwur; nachdem sie diesen geleistet, dringt auch das Volk auf Susannens Steinigung. Dadan räumt ihr das Recht ein, binnen drei Tagen an den König der Babylonier als obersten Gerichtsherrn zu appelliren. Sie unterredet sich zum letztenmal mit den Ihrigen und nimmt von ihnen Abschied, hierauf gibt sie den Richtern folgende Antwort:

„Genug erwog ich mit den Eltern schon
Und meinem Herrn, ihr Richter Israels,
Mein Lebensloos. Was fruchtet die Berufung?
Man pflegt dabei sich nur zu ängstigen,
Daß man sich hingibt einem leeren Wahn,
Ihn ruf' ich, der das Himmelsscepter schwingt,
Von dem das Richteramt den andern Mächt'gen
Zutheil ward und auch manchem schlechten Mann.
Er kennt die Herzen und durchforscht die Nieren
Und keinem Irrthum ist er ausgesetzt.
Als Rächer fällt er stets den rechten Spruch."

Im fünften Act sehen wir Susanna zum Richtplatz führen. Da ruft plötzlich der Knabe Daniel:

„Ihr Aeltesten vom Hause Israel!
Am Blut der Unschuld trag ich keinen Theil."

Ihm überträgt Dadan trotz der Verwahrung der Urtheilssprecher, da er in ihm einen göttlichen Propheten erkennt, seine Stelle. Auf die bekannte Weise werden die Kläger von ihm überführt, das Volk verlangt ihren Tod, nur ein Richter versucht, das Urtheil zu verzögern. Da erscheint König Nabuchodonosor mit seinem Gefolge. Ihm wird Daniel als einer der Knaben vorgestellt, die in seinem Auftrag am königlichen Hof erzogen werden, er bestätigt das Urtheil, Susanna wird beglückwünscht, mit der Steinigung der Schuldigen endet das Stück.

Befremdend ist für uns, wie schon Pilger bemerkt, die übernatürliche Gelassenheit und Zuversicht Susannens, aber eben dadurch wird ihre wunderbare Rettung um so begreiflicher. Was uns zumeist den Genuß des Stückes verleidet, ist, daß nach einander 12 Richter dreimal, im deutschen Stück 8 Richter fünfmal ihre Erklärung abgeben. Aber gerade die Durchführung des üblichen Gerichtsverfahrens auf der Bühne nahm die Zeitgenossen besonders für das Stück ein, und es ist nicht das einzige dieser Art. Birck selbst bemerkte in einer langen lateinisch abgefaßten Vorrede an den Rath, er habe es der Mühe werth erachtet, den Schülern der Anstalt Anleitung zu geben, über verworrene Händel spielweise zu entscheiden und ihnen begreiflich zu machen, daß dann erst für die Gerechtigkeit wohl gesorgt sei, wenn Billigkeit die Härte des Gesetzes ausgleiche. Auch habe er einige Generalien des kanonischen Rechtes an passenden Stellen eingestreut. Aus der Vorrede entnehmen wir zugleich, daß die Susanna zu Augsburg im Freien gespielt wurde, da er als besonderen Beweggrund zu ihrer Erneuerung die örtlichen Verhältnisse bezeichnet, eine Quelle und eine Menge schattiger Bäume. — Das 1532 bei Wolff in Basel gedruckte deutsche Stück besteht nur aus drei Acten, zwischen dem ersten und zweiten Act wurde im Lateinischen ein besonderer Act eingeschaltet, der ungemein lange letzte Act in zwei Acte zerlegt und durch die Hinzufügung von Nabuchodonosors Erscheinen dem Schluß ein besonderer Glanz verliehen. Bemerkenswerth ist im deutschen Stück noch das Auftreten eines Brüderleins und Schwesterleins der Susanna und ihre naive Ansprache an die beiden Alten zu Ende des ersten Actes, ferner die dem Daniel vom Knäblein Susannens entgegengebrachte Dankbezeugung:

„Du bist ein gutes gsellelin,
Du hast erlöst min müllerlin,
Büt mir din hand und dank dir gott,
Du bist mir lieb an allen spott,"

worauf Daniel erwidert:

„Sich, nimm auch hin das rößlin min
Und dises hübsch wintmütelin!"

Die Züricher Ausgabe bringt überdies zu Daniels Erscheinen noch ein Bild, worin dieser ein Steckenpferd in die Höhe hebt. Neben Susannens Kindern sind jedoch ein nicht viel älteres Brüderlein und Schwesterlein fast des guten zuviel; im lateinischen Stück gehört ferner Daniel bereits den Knaben an, die am Hofe des Königs erzogen werden, und dadurch ist auch sein Verhalten gegen Susannens Söhnchen bedingt. Einen Vorzug des lateinischen Stückes, der uns nur durch die Lectüre fühlbar wird, bezeichnet Gödeke mit den Worten: „Bircks Arbeit ist ein Muster von seiner Sauberkeit, die Sprache gewandt und schmiegsam, der Vers fließend und ausdrucksvoll." Derselbe erwähnt zugleich einer Aufführung des deutschen Stückes 1544 auf dem Fischmarkt zu Basel;[1]) in der schwäbischen Chronik von Crusius lesen wir von einer solchen der lateinischen Umdichtung 1592 durch Tübinger Stipendiaten.[2]) Benützt wurde das deutsche Stück in der Darstellung von Paul Rebhun, das lateinische von Leonhard Stöckel und Nikodemus Frischlin, sogar ins Dänische wurde letzteres übertragen.[3])

Wir kommen nun zu dem nach unsrer Meinung gelungensten Drama Bircks, seiner Judith. Das Thema hatte Luther selbst in dem Vorwort zu seiner Uebersetzung der biblischen Judith den Dramatikern zur Bearbeitung empfohlen. Die deutsche Fassung, die gleich jenen des Zorobabel, Joseph und Beel erst 1539 in Augsburg gedruckt wurde, lassen wir hier ganz außer Betracht. Für die ohne Jahrzahl veröffentlichte lateinische Umdichtung nimmt Gödeke 1540 als Druckjahr an. Den einzigen Anhaltspunkt für die Bestimmung ihrer Entstehungszeit

1) Gött. gel. Anzeigen a. a. O.
2) Uebersetzung von Moser, II, 249. Vgl. David Strauß, Frischlins Leben und Schriften, S. 101.
3) Lat. Literaturdenkmäler, 8, S. VIII.

bietet uns die Widmung derselben an Johann Jakob und Georg Fugger. Darin gedenkt Birck der Gefahr, welche den Deutschen von den Türken drohe, mit denen sich auch der „allerchristlichste König" verbunden habe. Als ein Vorbild für die Gegenwart habe er die Judith gedichtet und nicht zufrieden, durch ihre Freigebigkeit das Stück zur Aufführung zu bringen, es auch unter ihrem Namen in Druck gegeben, damit es, wie vor sechs Jahren die Susanna (nämlich 1532), in noch mehr Städten aufgeführt werde, nicht ohne besonderen Nutzen für die Christenheit. Nach einer brieflichen Mittheilung, die wir der Güte des Hrn. Dr. Johannes Bolte verdanken, besitzt übrigens das Schottenstift zu Wien von Bircks Judith einen lateinischen Druck, der bereits 1536 zu Basel herauskam. Dennoch glauben wir, die ausführliche Vorrede zur Susanna von 1537 als ein Zeugniß ansehen zu dürfen, daß er mit diesem Stück die Aufführung von lateinischen Dramen aus seiner Feder zu Augsburg eröffnete, und was wir kurz vorher aus der Widmung seiner Judith an die Fugger mittheilten, bestärkt uns in dieser Ansicht. Der 1. Act besteht in einer Unterredung des Hohenpriesters Joachim, den die von den Assyrern drohende Gefahr nach Bethulia geführt hat, mit dem Consul Ozias und seiner Ansprache an das Volk. — Bei Beginn des 2. Actes sehen wir zwei Soldaten des assyrischen Feldherrn Holophernes, Demius und Desmon, einen Mann an einen Baum binden und dann die Flucht ergreifen. Dieser, vor Ozias geführt, bezeichnet sich ihm als Heerführer der Ammoniter, nomens Achior. Holophernes habe, nachdem ihm Sidon, Tyrus und Askalon Tribut angeboten, die Fürsten in seinem Heere gefragt, auf welche Hülfsmittel vertrauend allein die Juden ihm zu widerstehen wagten. Da habe er ihm von deren Auszug aus Aegypten und dem Zug durch die Wüste erzählt, und wie Gott sie, so lange sie ihn verehrten, beschützte, mißachtet aber sie verließ. Er möge daher auskundschaften, ob sie Gottes Zorn erregt hätten; dann werde er ohne Mühe siegen, sonst nichts gegen sie ausrichten. Da habe alles geschrieen, er habe die königliche Majestät verletzt, indem er ihr den Judengott vorgezogen habe und so sei er den Bethuliern ausgeliefert worden. Er erhält von Ozias das Bürgerrecht und nimmt den jüdischen Glauben an. — Während im 3. Act die Amtleute die Festigkeit der Mauern und Thore prüfen, erschallt von außen Lärm, Ozias wird herbeigeholt, besteigt den Thurm und vernimmt die Aufforderung des Holophernes, die Stadt zu übergeben. Bei der nun folgenden Berathung stimmen von den 12 Senatoren nur 3 für die Uebergabe. Von Ozias benachrichtigt, schwört Holophernes, die Stadt dem Erdboden gleich zu machen, und hält sofort einen Kriegsrath, welcher beschließt, die Canäle abzuleiten und die einzige außerhalb der Mauern den Juden noch zugängliche Quelle zu besetzen. In der nächsten Scene beklagen sich bereits zwei Weiber mit Krügen über die Wassernoth. Bürger bestürmen das Haus des Ozias. Seine Vertheidigung, wie das meiste in diesem Act bisher Vorgeführte in anapästischen Versen geschrieben, lautet:

„In einem Schiffe befinden wie uns,
In einem Schiffe besteh'n wie die Jahet.
Auf euer Geheiß befehl' ich der Stadt,
Vom Loose bestimmt. War ich dessen nicht werth,
Was wählttet ihr mich? Doch schien ich euch werth,
Heißt das nicht regieren, sondern vielmehr
Vor einem unbändigen, gräulichen Thier
Mit unzähligen Köpfen sich krümmen im Staub.
Wohl bin ich bewußt mir, daß immer das Heil
Der Stadt mir das Höchste war. Abee vernehmt!
Nicht steht hier in meiner Hand der Entscheid;
Den Aeltesten geb' ich treuen Bericht,
Was ungestüm ihr von mir habt begehrt."

Auf seinen Vortrag hin kommen diese überein, falls ihnen binnen fünf Tagen keine Hülfe zutheil werde, dem Feinde die Schlüssel auszuhändigen. — Erst der 4. Act führt uns mit Judith zusammen. Sie tadelt vor den Senatoren Chabri und Charmi, zu denen sich auch Ozias gesellt, daß man Gott einen Termin gesetzt habe, und verlangt, ihr am nächsten Morgen das Thor aufzuschließen. Vor offenem Fenster verrichtet sie dann in ihrem Hause ein langes Gebet, am frühen Morgen verläßt sie mit ihrer Dienerin Abra im Festschmuck die Stadt. Die uns schon bekannten Soldaten Demius und Desmon werden ihrer als die ersten im feindlichen Lager gewahr, in einem Wagen führen Gynokrates und Gynäcius sie vor Holophernes, den dieser mit folgenden Worten anredet:

„Sieh, Feldherr, welchen allerliebsten Fang
Die Wächter machten, wahrlich deiner werth!
Von solchem Wilde sind belebt die Klüfte
Bethuliens. Sieh nur die schmucke Jüdin!
Sie dürfte wohl als Preis der Tapferkeit
Den Kriegern gelten. Wee bestünde nicht
Um sie den schwersten Strauß! Denn jeder führt
Bald aus dem Städtchen seine Dirne heim."

Vor Holophernes erklärt sie, Achior habe die Wahrheit gesprochen. Gott zürne den Ihrigen. Von Durst und Hunger gequält, hätten diese beschlossen, die Opferthiere zu schlachten und die Opfergeräthe zu verkaufen; nach der Rückkehr ihrer Gesandten aus Jerusalem, wo man auch schon alle Hoffnung aufgegeben habe, würden sie ihm die Schlüssel ausliefern. Sie habe die Stadt, die sich selbst aufgegeben, verlassen und werde ihn von da auch nach Jerusalem geleiten. Holophernes weist ihr ein Zelt an und läßt durch den Herold ausrufen, daß sie überall im Lager sicher umhergehen solle. — Im 5. Act begibt sich Judith, durch den Kämmerling Vagao zu einem Nachtmahl geladen, mit Abra in das Zelt des Holophernes. Der Sänger Phemius widmet beiden einen Lobgesang, der Herold warnt den Feldherrn vor ihr; dieser, schon nicht mehr seiner mächtig, sucht sein Lager auf. Seiner Aufforderung, ihm zu folgen, sagt Judith zu, befiehlt aber der Dienerin, vor dem Zelte auf sie zu warten. Alsbald kehrt sie zu Abra zurück mit des Holophernes Haupt und schreitet durch das Lager ungehindert der Stadt zu. Ihr Ruf:

„O Wächter, melde schnell dem Ozias,
Daß er mich lasse ein als Siegerin,
Von meiner Hand ist Holophernes todt",

erweckt überall neues Leben. Von Ozias eingelassen, zeigt sie des Holophernes Haupt, der herbeigerufene Achior wird bei dessen Anblick ohnmächtig. Judith aber mahnt die Bürger:

„Bethulier, sowie der Morgen graut,
Pflanzt auf die Zinnen dieses bleiche Haupt
Und mit der ganzen Streitmacht unsrer Stadt
Brecht ein ins Lager! Auf des Feldherrn Zelt
Stürmt wuchtig los! Zwar werden ungeräumt
Die Wächter es betreten, um zum Kampf
Den Feldherrn aufzuwecken, doch umsonst.
Wenn seinen Rumpf im Blut sie schwimmen sehen,
Verläßt vee Muth sie und in jähee Flucht
Entstürzen sie, wie durch den Wirbelwind
Vom Baume wird gefegt das dürre Laub.
Sie hinzustrecken mit dem blanken Schwert,
Gab Gottes Allmacht sie in eure Hand."

Die ganze Mannschaft rückt aus der Stadt. Demius und Desmon rufen die Ihrigen zu den Waffen, Vagar entdeckt im Zelt den Rumpf des Feldherrn, alles löst sich in Flucht auf. Judith wird mit einer Bürgerkrone und der Rüstung des Holophernes beschenkt, von dem aus Jerusalem zurückgekehrten Hierarchen beglückwünscht, und nachdem sie gelobt hat, die Geschenke im Tempel zu Jerusalem aufzuhängen, feierlich nach Hause geleitet.

Digitized by Google

Von dem ganzen Stück erscheint der erste Act als der schwächste, in den zweiten bringt die Erscheinung Achiors schon weit mehr Leben. Der dritte Act hat bereits bei seinem Beginn ein ganz kriegerisches Gepräge. Die Geduld des Holophernes aber, wie auch die unsre, muß eine lange Probe bestehen, bis von den 12 Räthen jeder einzelne seinen Bescheid gegeben hat; um so schneller macht sich hinwider die Wirkung von Holophernes' Gegenstreich geltend, die Wassernoth. Vorzüglich ist dem Dichter die Zeichnung der Judith gelungen. Ihre Untergebenen sind gegen sie zugleich von Ehrfurcht und Hingebung erfüllt, gelassen nehmen die Aeltesten ihren Tadel an, den Holophernes versteht sie ebenso für sich einzunehmen, als von Zudringlichkeiten abzuhalten; was sie in sein Lager führte, erfahren wir erst nach vollbrachter That. Im fünften Act wird der Schluß etwas zu weit hinausgezogen und vom Weihrauch des Lobes und Dankes werden wir nahezu betäubt.

Ein Wink für München als Stadt der Kunstpflege.

b. Ein Schriftchen von Dr. Paul Arndt, das dieser Tage erschien,[1]) enthält einige vortreffliche Gedanken für die Zukunft der Antikensammlungen Münchens, die, obwohl sie ohne Anregung oder Vorwissen der mit der Obhut dieser Sammlungen betrauten Beamten ausgesprochen worden sind, gewiß von diesen werden beachtet werden. Der Verfasser geht zunächst von der Thatsache aus, daß das köstlichste Besitzthum der Glyptothek, die Sculpturen aus dem Athenatempel von Aigina, noch heute für die Wissenschaft eine Reihe von Problemen bieten, die nur gelöst werden können durch eine neue Nachgrabung in Aigina; dort werden sich sicher noch Fragmente der Sculpturen und vor allem Standplatten aus dem Giebelboden finden, mit deren Hülfe die Frage nach der Aufstellung und Composition der Gruppen endlich entschieden werden könnte. Der Verfasser schlägt vor, eine „Vereinigung von Freunden antiker Kunst" zu bilden, deren Mitglieder durch jährliche Beiträge zunächst die Ausgrabung von Aigina und später solche auf kleinasiatischem Boden ermöglichen sollten. Von den Grabungen auf türkischem Gebiet würde man auch hoffen können die Fundstücke für München zu gewinnen, während die Untersuchungen auf Aigina mehr eine wissenschaftliche Ehrenpflicht sind, deren Erfüllung Bayern nicht einem anderen Staate überlassen sollte. Ihretwegen läge es freilich näher, sich nicht an die Oeffentlichkeit, sondern an die Staatsregierung oder an das königliche Haus, dessen Besitzthum die aiginetischen Sculpturen sind, zu wenden, wo, wie wie nicht zweifeln, ein derartiger Antrag gewiß geneigtes Gehör fände. Aber der Grundgedanke dieser „Vereinigung von Freunden antiker Kunst" ist doch so glücklich, daß wir ihm in den Kreisen wohlhabender Kunstfreunde die ernsthafteste Beachtung wünschen. Die „Vereinigung" würde nicht nur durch Grabungen, sondern vor allem auch durch Ankäufe auf dem italienischen und griechischen Kunstmarkt, wo heutzutage das Angebot sehr groß ist, für eine Vermehrung der Münchener Kunstschätze thätig sein können. Daß das aber keineswegs bloß ideellen Werth für Münchens Bedeutung als Kunststadt hätte, hätte der Verfasser noch schärfer betonen sollen. Es ist Thatsache, daß es kaum eine bessere und für alle Zeit wirksamere Capitalanlage für ein Gemeinwesen gibt, als den Ankauf von Kunstwerken. Man bedenke, mit wie verhältnißmäßig geringen Mitteln König Ludwig I. die Münchener Sammlungen geschaffen hat und wie sie tausendfältig Zinsen tragen, indem sie alljährlich ungezählte Schaaren von Fremden nach München führen. Diesen nationalökonomischen Gesichtspunkt ausführlich zu behandeln und ihn namentlich der Volksvertretung ans Herz zu legen, wäre allein eine Broschüre werth.

Arndt behandelt dann im zweiten Theil seines Schriftchens die Frage nach der künftigen räumlichen Unterbringung der bis jetzt vorhandenen Antikensammlungen. Daß zunächst die Aufstellung der Abgüsse in den feuchten und engen Räumen des Gebäudes am Hofgarten ein unhaltbarer Zustand ist, ist eine maßgebenden Orts längst bekannte und anerkannte Thatsache, und daß die Vertheilung der Antiken in weit auseinander liegende Gebäude (Glyptothek, alte Pinakothek, neue Pinakothek, Akademie der Wissenschaften, Hofgartenarkaden) weder dem praktischen, noch dem idealen Interesse entspricht, bedarf keines Beweises; zumal wenn man sich daneben vergegenwärtigt, wie großartig im Berliner Museum, im Louvre oder im British Museum in London die Vereinigung aller zu einander gehörenden Denkmäler der antiken Monumental- und Kleinkunst wirkt. Für München wäre der idealste Plan, der schon von Heinrich v. Brunn eingehend überlegt und befürwortet wurde, die sämmtlichen Antiken in und um die Glyptothek zu vereinigen, indem man den Lichthof der Glyptothek durch Ueberdachung in einen Ausstellungsraum verwandelt, indem man ferner an ihrer Rückseite ein langes Gebäude anfügt und endlich auch das jetzige Ausstellungsgebäude am Königsplatz für die Antiken zu gewinnen trachtet. Der Plan würde seine Krönung erhalten, wenn man den ganzen Königsplatz durch einen zweigeschossigen Arkadenbau umgränzte, dessen offene Halle zur Aufstellung von Sculpturen benutzt werden könnte, während der geschlossene Oberstock weitere Räume für Ausstellungszwecke böte. Das Project hätte nicht nur eine praktische, sondern auch eine hervorragende künstlerische Bedeutung. Der Königsplatz ist schon jetzt ein Platz von so einfacher Großartigkeit, wie ihn schwerlich eine Stadt diesseits der Alpen aufzuweisen hat. Aber die griechischen Tempel würden noch ganz anders wirken, wenn nicht, wie jetzt, der Blick überall an ihnen vorbei in die moderne Stadt hinüberschweifte, sondern wenn sie durch Hallenbauten rings umfriedigt wären. Der Platz würde den griechischen hallenumgebenen Märkten ähnlich werden, wie sie uns die Ausgrabungen auf griechischem und kleinasiatischem Boden immer mehr kennen lehren, und die tempelartigen Bauten würden in der abgeschlossenen Stille eines heiligen Bezirks liegen, sowie sie es in Griechenland thaten. Denn wo wir hinblicken: in der Altis von Olympia, im heiligen Bezirk von Delphi, von Eleusis, auf der Burg von Pergamon, in Pompeji, auf den Kaiserfora in Rom — überall sind die Tempel, wenn sie nicht auf beherrschender Bergeshöhe liegen, von Hallenbauten oder von den Mauern des dem Gotte geweihten Bezirks umgeben. Es hieße also nur den großen Gedanken König Ludwigs zu Ende denken, wenn man die Propyläen zu einer wahren Eintrittspforte auf diesen Platz umschüfe. Freilich ist der Plan weit ausschauend und seine Verwirklichung erforderte das Zusammenwirken vieler Kräfte. Aber er ist so schön und eigenartig, daß er von den maßgebenden Stellen bei allen Entscheidungen über Ortsveränderungen der Antikensammlungen im Auge behalten werden sollte, und daß man lieber unzureichende Zustände auch weiterhin ertragen möge, als ihm durch irgendwelche Entschlüsse den Weg verlegen.

Was von sonstigen Möglichkeiten in der Broschüre erörtert wird, scheint uns weniger glücklich zu sein, namentlich der Gedanke an einen Museumsbau in Schwabing an der Stelle des in letzter Zeit mehrfach besprochenen Nikolaikirchleins. Die Forderung eines „Generaldirectors für alle Kunstsammlungen", der eine ausführliche Besprechung gewidmet wird, scheint uns, als eine Frage der inneren

[1]) Münchener Kunstsammlungen, Pläne und Vorschläge von Dr. Paul Arndt. München, Buchholz 1897.

Digitized by Google

Verwaltung, von untergeordneter Bedeutung, zumal es fraglich ist, ob der Aufschwung der Berliner Museen, auf die hingedeutet wird, nicht auch ohne dieses Mittelglied zwischen Museumsdirectoren und Ministerium gekommen wäre. Richtig dagegen ist wieder, daß die Gipssammlung ohne Frage auch auf Abgüsse von Sculpturen der Renaissance und der neueren Zeit ausgedehnt werden müßte und daß man trachten sollte, auch Originalwerke der Renaissance und, mehr als bisher möglich ist, der zeitgenössischen Bildhauerei anzukaufen. Für die gedeihliche Entwicklung der Münchener Plastik wäre das von weit tragender Bedeutung. Denn, das muß noch einmal wiederholt werden, der Erwerb von Kunstwerken jeder Art ist für eine Stadt wie München, und für ein Land wie Bayern eine Capitalanlage, die ideell und materiell dauernde und unberechenbare Frucht trägt. Wenn der Verfasser die Schuld an der nicht zu leugnenden Stagnation in der Weiterentwicklung der Münchener Museen, hauptsächlich der Antikensammlungen mit einer gewissen Schärfe den maßgebenden Regierungsstellen zur Last legt, so ist zu bedenken, daß doch vor allem in der Volksvertretung die Einsicht um sich greifen müßte, daß es nicht genug ist, sich des Besitzes zu freuen, sondern daß man ihn unablässig vermehren muß. Denn allerdings heißt es hier ebensogut wie in allen rein praktischen Fragen: Stillstand ist Rückschritt.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Zur Rechtsentwicklung in der Schweiz. Ein Freund unseres Blattes macht uns darauf aufmerksam, daß die unter obigem Titel in Beil. Nr. 297 vom 23. Dec. gegebene Darstellung wesentliche Lücken zeigt: von dem Stand der Arbeiten für die Civilgesetzgebung gibt sie ein falsches Bild. Nachdem in den letzten Jahren schon drei Theilentwürfe, allerdings nur für die Mitglieder der Expertencommission im Manuscript gedruckt, ausgearbeitet waren — der erste über „die Wirkungen der Ehe", der zweite über das Erbrecht, der dritte über Personen- und Familienrecht —, ist jetzt ein officieller Theilentwurf, Personen- und Familienrecht enthaltend, unter dem Datum des 5. December 1896 erschienen. Am 28. Nov. 1896 ist eine Botschaft des Bundesraths an die Bundesversammlung, betreffend die Revision der Bundesverfassung zur Einführung der Rechtseinheit, ergangen, welche Strafrecht und Civilrecht auf eine Linie stellt und die Gründe, die zu einer Vereinheitlichung des bürgerlichen Rechtes drängen, ganz besonders hervorhebt. Außerdem hat sich der Redacteur der Entwürfe, Professor Eugen Huber in Bern, wiederholt in Broschüren an das allgemeine Publicum gewendet: so vor allem in einer Schrift: „Betrachtungen über die Vereinheitlichung des schweizerischen Erbrechts", ferner in einem (gedruckten) Referat im Juristenverein über „die Grundlagen einer schweizerischen Gesetzgebung über das eheliche Güterrecht". Hienach erscheint es als unzulässig, bloß von „Arbeiten des schweizerischen Juristenvereins" zu reden, die „nur als Zukunftsmusik bezeichnet werden könnten"; daß es ein einheitliches schweizerisches Obligationenrecht gibt (dargestellt von Schneider, in 3. Aufl., Zürich 1893), ist ohnedies bekannt.

Das russische „Encyklopädische Lexikon" von F. A. Brockhaus in Leipzig und J. A. Efron in St. Petersburg, dessen wir bereits früher erwähnten, ist nun bis zum 36. Halbband gediehen, der mit dem Worte „Meischagola" abschließt. Hiermit dürfte nun — vorausgesetzt, daß das Werk noch dem bisherigen Plane fortgeführt wird — etwa ein Drittheil der ganzen Encyklopädie vorliegen und man kann sich jetzt über dieses hervorragende Unternehmen ein sicheres Urtheil bilden. In erster Linie wäre zu constatiren, daß sich der ursprünglich auf 16 bis 18 Bände geplante Umfang voraussichtlich bis auf mindestens 50 Bände ausdehnen wird und daß es noch einer Arbeit von zehn bis zwölf Jahren bedarf, um das Werk zu vollenden. Was den Inhalt betrifft, so ist leider zu beklagen, daß auch diese russische Encyklopädie an dem Grundfehler laborire, an dem die meisten ihrer Vorgänger ein vorzeitiges Ende fanden. Dieser Fehler besteht darin, daß ein großer Theil der Mitarbeiter sich entweder nicht beschränken kann oder es nicht thun will, und daß die Redaction dem gegenüber ohnmächtig zu sein scheint. Eine große Anzahl von Artikeln sowohl dieses Lexikons, wie auch seiner Vorgänger, leiden an einer unverhältnißmäßigen Länge, die mit der Oekonomie eines solchen Werkes unverträglich ist. Einige Beispiele mögen dies beweisen: Der Artikel „Bibliographie" enthält 152 Spalten, „Bibelübersetzungen" 48 Spalten, „Bibliothek und Bibliotheken" 42 Spalten, „Banken" 122 Spalten, „Astronomie" 44 Spalten, „Archäologische Gesellschaften in Rußland" 30 Spalten, „Bibelgesellschaften in Rußland" 24 Spalten, „Mathematik" 28 Spalten, „Desinfection" 13 Spalten à 69 Zeilen u. s. w. Es ließen sich noch hunderte von ähnlichen Beispielen ausführen. Daß in einem russischen Lexikon speciell russische Artikel verhältnißmäßig ausführlicher behandelt werden, als es in ähnlichen nichtrussischen Werken geschieht, ist berechtigt; nicht zu rechtfertigen ist es aber, wenn auch andere, nichtrussische Artikel einen unverhältnißmäßig großen Raum einnehmen. Will sich jemand über einen Gegenstand im Lexikon orientiren, so erwartet er keine ins Detail eingehende Belehrung, denn diese kann er nur in ausführlichen Werken finden, die speciell dem Gegenstand gewidmet sind. Die erste und unerläßlichste an ein derartiges Werk zu stellende Forderung ist, daß alle Artikel nach ihrer größeren und geringeren Wichtigkeit richtig abgewogen werden und daß ihnen demgemäß ein verhältnißmäßig weiterer oder engerer Raum angewiesen wird. Das russische „Encyklopädische Lexikon" zählt zu seinen Mitarbeitern eine Anzahl von Gelehrten, die von der Oekonomie eines solchen Sammelwerkes anscheinend keinen Begriff haben, und die Redaction muß wohl diesen Herren gegenüber machtlos sein, denn man kann doch kaum annehmen, daß sie ihre Aufgabe nur darin sieht, die eingehenden Arbeiten kritiklos an einander zu reihen und zum Abdruck zu bringen. Sehen wir die lange Liste der Mitarbeiter dieser russischen Encyklopädie näher an — im letzten Verzeichniß sind etwa 300 Namen angeführt — so finden wir unter ihnen viele, die in ihrem Vaterlande einen ausgezeichneten Klang haben; einige von ihnen, wie die Hauptredacteure Arsenjew und Petruschewitsj, ferner die Professoren Mendelejew, Beketow, Sfowetow, Griot, Bestuschew-Rjumin, Pypin, Markow, Sfetschenow, Spasowicz, Chwolson, Erismann und andere, sind auch unter ihren ausländischen Berufsgenossen rühmlich bekannt. Offenbar meinen manche von diesen Herren, jeder Artikel, den sie für die Encyklopädie schreiben, müsse eine ausführliche Monographie über den betreffenden Gegenstand sein und die Redaction dürfe daran weder eine Kritik üben, noch eine Zeile streichen. Würde sie es wagen, die Arbeiten dieser gelehrten Herren so zu redigiren, wie es für die Zwecke eines Lexikons eigentlich nothwendig wäre, so riskirte sie, ihre besten und competentesten Mitarbeiter zu verlieren, und um dies zu vermeiden, drückt sie beide Augen zu und läßt den Umfang des Werkes ungebührlich anschwellen. Daß die eigentliche Bestimmung des Werkes dadurch alterirt, daß auf diese Weise sein Weitererscheinen erschwert wird, daß der Preis desselben eine Höhe erreicht, die für viele Käufer unerschwinglich ist — alles dies bleibt unbeachtet, nur um der Schrullen einer Anzahl von Gelehrter willen, die rücksichtslos ihre ganze Weisheit auch dort an den Mann bringen wollen, wo es durchaus nicht am Platze ist und wo man mit einem weit geringeren Theil ihrer Gelehrsamkeit vollauf befriedigt wäre. Wir berühren diese höchst wesentliche Schattenseite des russischen Werkes absichtlich so ausführlich, um es den betreffenden Herren ans Herz zu legen, daß sie künftig ihrer Erudition Schranken anlegen möchten, um das Weitererscheinen des Werkes nicht zu gefährden, und daß sie auch auf den größeren Theil des bücherkaufenden Publicums Rücksicht nehmen möchten, der nicht in der Lage ist, für ein einzelnes Werk 300 oder noch mehr Rubel auszugeben. In Rußland sind die Herstellungskosten eines solchen Werkes ohnehin weit höher als in Westeuropa und die Zahl der Käufer ist dort verhältnißmäßig geringer; wird nun die Ablagefähigkeit durch den Umfang und den hohen Preis noch geschmälert, so kann es leicht geschehen, daß diesem russischen „Encyklopädischen Lexikon" das Schicksal der ersten seiner Vorgänger bevorsteht, und damit wäre doch gewiß niemandem gedient. Wäre es Verleger dieses verdienstvollen Werkes nicht die rühmlichst bekannte und leistungsfähige Leipziger Firma genannt, so müßte man, im Hinblick auf frühere derartige Versuche in Rußland, fast daran verzweifeln, die Beendigung dieses russischen Encyklopädie zu erleben. Nur allein der Name F. A. Brockhaus garantirt uns, daß dieses großartig angelegte Werk auch wirklich zu Ende geführt wird; mit der Wahrscheinlichkeit, daß es den dreifachen Umfang erhält und daß der Zeitraum bis zu seiner Vollendung sich um 10 bis 12 Jahre erweitert, muß man sich wohl oder übel abfinden. — Immerhin können wir allen denen, welche sich mit

russischen Dingen beschäftigen und der russischen Sprache mächtig sind, nur annähern, sich dieses Werk anzuschaffen, denn es enthält eine Fülle von Stoff, wie er so ausführlich und vollständig sonst nirgends beisammen zu finden ist. Russische Geschichte, Geographie, Geognosie, Ethnographie, Statistik, Literatur, Kunst, Unterrichtswesen, Industrie, Handel, Landwirthschaft, Klima, Religion und Kirche, Mythologie, Secten-, Heer- und Seewesen — alles dies und noch vieles andere ist aufs sorgfältigste und gewissenhafteste gesammelt und bis auf die neuesten Forschungen ergänzt, so daß wohl behauptet werden darf, diese russische Encyklopädie sei ein unentbehrliches Hülfsmittel für alle, die sich über russische Gegenstände zuverlässig belehren wollen. Namentlich aber darf dies Werk in keiner öffentlichen Bibliothek fehlen, denn es ist unbedingt nothwendig und kann durch kein anderes ersetzt werden. Es ist ein standard work von universeller Bedeutung. W. Henckel.

* **Göttingen.** Der Theolog Prof. D. Max Reischle hat einen Ruf nach Halle an die Stelle D. Köstlins erhalten und angenommen. — Seinen 70. Geburtstag feierte am 26. Dec. der außerordentliche Professor der Chirurgie Dr. Ferd. Luhmeyer.

* **Jena.** Der außerordentliche Professor der Chirurgie Dr. Heinrich Haeckel wurde als Chefarzt an das Krankenhaus „Bethanien" in Stettin berufen.

* **Leipzig.** Privatdocent Dr. jur. Kurt Burchard wurde zum außerordentlichen Professor für deutsches Recht in der juristischen Facultät ernannt. — Geh. Hofrath Prof. Dr. a. Wroblewski wird in diesem Semester nach ärztlichen Wunsch seine Vorlesungen nicht wieder aufnehmen, jedoch vom Januar an Uebungen im staatswissenschaftlichen Seminar abhalten.

* **Berlin,** 27. Dec. Geheimrath Prof. Dr. Emil du Bois-Reymond ist gestern früh 6½ Uhr nach längerem Leiden gestorben. Seit Jahren hatte er mit einem Hüftleiden zu schaffen, im Herbst traten andere Beschwerden hinzu; doch war in seinem Befinden wieder eine Besserung eingetreten, die auch noch in letzter Zeit anhielt, so daß der greise Gelehrte an der Feier des Weihnachtsabends in seiner Familie theilnahm. Am ersten Feiertag zeigte sich jedoch große Schwäche, so daß der Leidende auch die Nahrung verweigerte. Gestern früh 4 Uhr trat Bewußtlosigkeit ein, der um 6½ Uhr der Tod gefolgt ist. Als Todesursache gibt der ärztliche Befund die Erscheinungen ausgesprochener Altersschwäche an. Mit du Bois-Reymond scheidet der letzte unsrer großen Physiologen aus der Generation der Brücke, Helmholtz und Ludwig; wie die beiden ersteren war auch du Bois aus der Schule Johannes Müllers hervorgegangen. Emil Dubois — später nannte er sich zugleich nach der Mutter Dubois-Reymond und endete damit, sich du Bois-Reymond zu schreiben — stammte aus einer Uhrmacherfamilie in Neufchatel und ward als der Sohn eines höheren Beamten am 7. November 1818 in Berlin geboren; seine Ehe mit einer Enkelin Daniel Chodowiecki's verband ihn noch enger mit der Berliner französischen Colonie. Der Theologie kehrte er rasch den Rücken, studirte in Bonn eine zeitlang Geologie, ging aber dann unter Müllers Einwirkung für immer zur Physiologie über, aus der er sich das seit Galvani und Humboldts frühen Versuchen unbestellte Gebiet der thierischen Elektricität für seine Lebensarbeit auserlor. Sein berühmtes Hauptwerk: „Untersuchungen über thierische Elektricität", gleich ausgezeichnet durch die Fülle und Präcisum der angestellten Versuche, wie durch die hohe Eleganz der Darstellung, erschien in zwei Bänden 1848—1849; tiefen Eindruck machte auf das größere wissenschaftliche Publicum die Einleitung, in der mit gewaltigem Aufwand geistiger und rhetorischer Mittel der Vitalismus, die Annahme einer besonderen Lebenskraft neben rein physikalischen Gesetzen des organischen Daseins, bekämpft und überwunden ward. Zu dieser ersten großen Leistung hat du Bois eine zweite ähnliche nicht gefügt; unaufhörlich war er mit der Ergänzung jener Forschungen und zugleich mit der Vertheidigung seiner Theorien und Ergebnisse, die im Lauf der Jahrzehnte manchen Angriff erfuhren, beschäftigt. Er hat selber eingeräumt, daß er — im Gegensatz zu Helmholtz — keine eigentlich geniale Natur sei, daß er schwer arbeite: um so größere Anerkennung verdient die Energie, mit der er seine Forschung betrieb, die Strenge der Anforderungen, die er an ihre formale Durchbildung stellte. Es kam hinzu, daß ihn Talent und Neigung noch auf andere Felder lockte. 1846 in Berlin habilitirt, ward er 1855 außerordentlicher, 1858 ordentlicher Professor der Physiologie an Müllers Statt. Schon 1851 wählte ihn die Berliner Akademie zum Mitglied, von 1867 bis 1895 waltete er als ständiger Secretär ihrer physikalisch-mathematischen Classe vor allem im Amt eines glänzenden wissenschaftlichen Festredners. Seine oratorischen Leistungen standen in Deutschland einzig da, sie strebten französischen Mustern, wie etwa Arago, nach, trugen jedoch durch ihren bisweilen an Ueberladung streifenden Reichthum an stofflichem Gehalt auch wieder einen deutschen Zug. In der Form waren diese seine Reden — aber auch die Essays, die er mitunter für Revuen schrieb — bis zum letzten Korn der glitzernden Oberfläche ausgefeilt; in der Wahl des Themas, in den ungeahntesten Beziehungen, eingelegten Wissensornamenten, Anspielungen, Gleichnissen u. s. w. erschienen sie nicht selten gesucht. Immer aber waren sie in ihrer Art vollendete Producte höchster geistiger Cultur, die mit frohem Bewußtsein ihre Habe überschaute und sie in prächtigster Ausstellung dem öffentlichen Genusse darbot. Du Bois war lange geständiger Materialist und ist trotzdem im Herzen stets geblieben; in den viel besuchten Vorlesungen, die er an der Universität „über Ergebnisse der neueren Naturforschung" publice zu halten pflegte, erregte er dadurch oft genug den frommen Schauder heimlich naschender Theologen. Davon aber hat er sich doch überzeugt, daß der Materialismus, wie er in den fünfziger Jahren culminirte, auf wissenschaftliche Beweiskraft keinen Anspruch habe. 1872 zog er in der berühmten Rede an die Naturforscherversammlung zu Leipzig durch ein stolz bescheidenes „Ignorabimus" „die Grenzen der Naturerkenntniß". Du Bois-Reymond fühlte und dachte international als Kenner fremder Sprachen, Schätzer ausländischer Civilisation; die donnernde Reichstagsrede vom August 1870 „über den französischen Krieg", d. h. wider Napoleon III., die ihm das Ritterkreuz des Hohenzollerischen Hausordens eintrug, hat er seinem Gemüth in heißen Kämpfen abgerungen. Er war ein fämlicher, fast feierlicher Mann, von getragener Würde in der Haltung, aber auch von innerer Kraft, alter Turner, spät noch Freund und Pfleger des körperlichen Sports; aus dem festen, kühn umherblickenden Antlitz leuchteten doch dem Kenner tiefe Grundzüge von einfacher Ehrlichkeit, echter Gemüthigkeit, steter Bereitwilligkeit zur Anerkennung alles geistig Großen in der weiten Welt gar deutlich entgegen. Alles in allem ein Gelehrter von altertümlich hohem Stil, deren Deutschland wenige mehr aus Schatzreich zu versenden hat.

* **Königsberg.** Dem Privatdocenten für mathematische Physik in der philosophischen Facultät Dr. Emil Wiechert ist das Prädicat „Professor" verliehen worden.

* **Stockholm.** Wie das „Schwedische Telegramm-Bureau" erklärt, ist die jüngst verbreitete Mittheilung, daß Alfred Nobel, der Erfinder und Fabrikant des Dynamits, das gesammte von ihm hinterlassene Vermögen im Betrag von 30 Millionen Francs der hiesigen Universität vermacht habe, gänzlich unbegründet. Nobels Testament wird erst später veröffentlicht. — Die hiesige Akademie der Wissenschaften hat den Ingenieur Friedrich a. Hefner-Alteneck in Berlin zum auswärtigen Mitglied ernannt. Es ist der bekannte Elektrotechniker, der etwa 25 Jahre bei Siemens u. Halske als Obereingenieur und Abtheilungsvorsteher thätig war und in der naturwissenschaftlichen und technischen Welt durch eine Reihe bedeutsamer Erfindungen einen angesehenen Namen erworben hat.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind am 27. December folgende Schriften eingegangen:

Otto C. Ehlers: Im Osten Asiens. 3. Aufl. Berlin, Allg. Verein f. deutsche Literatur 1896. — H. C. Andersen: Die Prinzessin und der Schweinehirt. Illustrirt v. Heinrich Lefler. Wien, Gesellschaft f. vervielfältigende Kunst 1897. — Johannes Richard zur Megede: Natur Eigenheiten. Roman. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt 1897. — Derselbe: Kismet; Frühlingstage in St. Suein; Schloß Tombrowela. Ebd. 1897. — Gerhard Ouckama: Die Kaibneg. Fremde Erlebnisse, eigene Betrachtungen. Aus einem Tagebuche. München, Pilotz u. Loehle 1897. — Walter Imhoff: Der Rose Pilgerfahrt. Frühlings-Märchen. Mit Illustrationen von R. C. Keppler. 2. Aufl. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. — Theodor Alt: Völkerdämmerung. 2 Dramen. Mannheim, J. Bensheimer 1897. — Adrian Rolf: Tristan und Isolde. Roman. Berlin, Schuster u. Löffler 1896.

Vervielfältigung (17119)

von Schriftstücken jeder Art, die nur in geringer Anzahl von Abdrücken gewünscht werden, geschieht rasch und billig durch das neue Verfahren „Schreibmaschinen-Autographie". So sauber wie Buchdruck! Billiger wie Handschrift-Autographie, weil große Raumersparniß! Kein Schreiben mit schmieriger Tinte! Man sende Concepte an W. Semle in Neudneg a. D.

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 29. December. Nummer 300.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Russische Skizzen. I. Von M. Hotz. — Die dramatische Thätigkeit des Lystus Betulejus. II. Von Max Radlkofer. — Mittheilungen und Nachrichten.

Russische Skizzen.

Reisebeschreibung von M. Hotz.

I.

Bahnhof Friedrichsstraße! — Es herrscht ein Gedränge und Geschiebe, ein Surren und Summen, ein Pfeifen und Kreischen, daß es für nervenschwache Gemüther ein schlecht gewählter Aufenthaltsort ist. Endlich braust der Blitzzug Berlin-Alexandrowo in die Halle. Kaum glaublich, wie viele Reiselustige er in den fernen Osten des Reichs und darüber hinaus, ins Reich der Moskowiter, entführen soll. Ich hatte gehofft, allein in einem Coupé bequem schlafend die Grenzen des Reichs überschreiten zu können und — eingekeilt zwischen zwei wohlbeleibten Rentiers fuhr ich dem Osten entgegen.

In etwas mehr als sechs Stunden ist die Grenze erreicht und unser Zug kommt bereits auf russischem Boden zum Stehen. Niemand darf indeß den Zug verlassen. Ein russischer Gendarm geht von Coupé zu Coupé und verlangt die Pässe ab. Alsdann können zwischen einem Spalier von einigen Polizisten die Reisenden die Zollhalle betreten, die niemand verlassen darf, bevor das Gepäck sämmtlicher Reisender revidirt ist. Man glaube aber ja nicht, daß diese scheinbare Strenge für die Reisenden allzu nachtheilig ist. Ich fand die russischen Zollbeamten sogar etwas menschlicher als die anderer Reiche, und wenn ja die Zollschraube etwas zu unangenehm wirken sollte, so sind einige Rubelscheine das vorzüglichste prophylaktische Mittel dagegen.

Auf dem Bahnhof Alexandrowo herrscht eine wahrhaft babylonische Sprachenverwirrung: Deutsch, Russisch, Polnisch, Französisch, Englisch, Italienisch klang bunt in meinen Ohren durch einander.

Nach kurzer, angenehmer Unterhaltung, die ich mit einem russischen Offizier in französischer Sprache führte, fuhr ich nach Warschau weiter.

Warschau, die alte polnische Residenzstadt, brachte mir einige Enttäuschung. Man kann zwar bei einem nur eintägigen Aufenthalt eine Stadt von der Ausdehnung Warschau's unmöglich kennen lernen; soweit ich sie aber sah, machte sie den Eindruck, als ob sie in der Entwicklung stecken geblieben sei. Neben wirklich hübschen Gebäuden stehen sogar in den Hauptstraßen kleine, einstöckige Häuser; die Straßen freilich haben eine ansehnliche Breite und sind mit Alleen bepflanzt, die etwas verwahrlost aussehen; der Verkehr dürfte dem einer mittleren deutschen Residenz gleichkommen. Unangenehm berührt der Anblick der polnischen Juden: in langen, meist schwarzen, aber von Schmutz oder Alter schillernden Kaftanen, schwarzen Mützen in der Form von Militärmützen, mit weit vorspringendem Schild auf dem Kopfe, schleichen sie auf den Straßen dahin, und man sieht es ihnen deutlich an, daß sie sich selbst als eine Art Parias im russischen Reiche betrachten.

In Warschau hatte ich auch Gelegenheit, zum erstenmal ein russisches Regiment in voller Ausrüstung auf dem Marsch zu sehen, es war dies ein Artillerieregiment. Wenn man an unser deutsches Militär gewöhnt ist, ist man vom russischen beim ersten Anblick nichts weniger als entzückt. In schmutzigen Kordelanzügen saßen die Krieger auf Pferden, die zuweilen statt des ledernen Zaumes einfach einen Strick um den Hals hatten. Als Nachtrapp kam eine Reihe von Wagen, die, von Soldaten gelenkt, Weiber und Kinder zu Insassen hatten, wahrscheinlich die Familien der Herren Feldwebel. Auch ein Wagen mit einem großen Faß, in dem sich vermuthlich edler Branntwein befand, fehlte nicht.

Nachdem ich den Vorbeimarsch dieser Elitetruppe abgenommen hatte, pilgerte ich in eine „polnische“, d. i. römisch-katholische Kirche. Gottesdienst war gerade keiner, aber die ziemlich zahlreichen Besucher erregten dadurch meine Aufmerksamkeit, daß sie anscheinend ohne allen Grund alle Augenblick mächtige Kreuze in die Luft schlugen und ihren Kopf an den Fußboden aufstießen.

Bei meiner Wanderung durch die Straßen Warschau's blieben plötzlich meine Blicke auf einem Schilde haften, das mir in mächtigen Lettern verkündete, hier sei „bavarskoje pyvo“ zu haben. Ah, bayerisch Bier! Mit einem Satze war ich die paar Stufen zum Eingang in dies Eldorado hinaufgesprungen, aber schon das Innere des Restaurants war wenig einladend; es war eine Bierschenke ziemlich niederer Qualität. Nun, drin war ich. Ich bestellte also mein „Bayerisch“. Da setzte man mir ungefähr ein Achtelglas gelblichen Wassers vor. Durst hatte ich, ich trank es, zahlte und ging sofort — zum Bahnhof.

Da ich Warschau bei Tag verließ, hatte ich noch Muße, während der Fahrt russische, besser polnische Dörfer zu betrachten. Kleine hölzerne Hütten, meist mit Stroh bedeckt, bilden so ein Dorf. An das struppige und wilde Aussehen ihrer Bewohner hatte ich mich bereits in Warschau einigermaßen gewöhnt, wo mir einige Prachtexemplare von Bauern in den Weg rannten.

Der Zug brauste dahin durch Steppen und Wälder; um 12 Uhr Nachts erreichte ich die Festungsstadt Brest-Litowsk. Ich hatte nicht Lust, mich dort aufzuhalten, mußte aber den Zug wechseln. Da ich mich nicht gern mit den Schaffnern abquäle, steuerte ich wieder auf einen russischen Offizier zu. Ich sprach ihn zuerst deutsch an; er antwortete russisch, er verstehe nicht deutsch. Hierauf sprach ich französisch; das wirkte. Mit ausnehmender Freundlichkeit geleitete er mich zum Zuge, verschaffte mir einen sehr schönen Platz und verabschiedete sich mit einem herzhaften Händedruck; der Mann hielt mich offenbar ebenso wie sein Hr. Kamerad in Alexandrowo für einen Vertreter der „grande nation“.

Hinein ging's in die Nacht; am Mittag des anderen Tags kam ich endlich in Homel an, wo ich vorerst mein Standquartier aufzuschlagen gedachte. —

Digitized by Google

Gomel. Wer das Bild einer sich allmählich vom Dorf zur Stadt durchringenden Ansiedelung kennen lernen will, kann hier seine Studien machen. Gomel oder Homel ist zwar nicht erst eine menschliche Wohnstätte seit vielleicht einigen Jahrzehnten; Gom, was nichts anderes als Gomel ist, wird bereits 1142 in Chroniken genannt; wie seinen Namen, so wechselte es seinen Herrn. Gomij, Gomy, Gom, Gomel wurde es genannt; polnische Könige und littauische Herzoge theilten sich nach einander in die Herrschaft über die Stadt, bis sie Katharina II. dem russischen Reiche einverleibte; jetzt ist sie Kreisstadt des Gouvernements Mohilew.

Gomel zählt zu jenen Städten Rußlands, denen unzweifelhaft noch eine große Zukunft bevorsteht. Noch im Jahre 1882 zählte es kaum 13,100 Einwohner, heute dürfte man nicht fehlgehen, wenn man die Bevölkerung auf mindestens 40,000 schätzt.

Zu dieser Zunahme der Bevölkerung mag nicht wenig die günstige Lage der Stadt beitragen. Homel ist Knotenpunkt der Eisenbahnen Brest-Gomel-Bojansk und Wilna-Minsk-Charkow, und nicht gar lange wird es dauern, bis eine Eisenbahn auch die Poststraße von Mohilew nach Tschernigow für den Ferntransport von Personen und Gütern überflüssig machen wird. Außerdem hat Gomel durch seine Lage am Sosch, einem Nebenfluß des Dniepr, Verbindung sowohl mit dem Süden wie dem Norden des Reichs.

Dieser günstigen Lage der Stadt entspricht auch Handel und Gewerbe derselben. Ihr Handel in Bauholz, Wollwaaren, Tuchfabricaten, Flachs ist, selbst nach größeren Städten Rußlands wie Riga und Warschau, ziemlich bedeutend. Von den mehreren Ziegeleien besuchte ich jene von B. Leimeister. Die dort gebrannten Ziegel lassen in ihrer Qualität gegenüber den deutschen kaum etwas zu wünschen übrig. Bei dem enormen Lehmreichthum und den billigen Arbeitskräften sind Ziegeleien dort ein sehr rentables Unternehmen, bei dem sich, da das Hundert Ziegel um 14 Rubel verkauft wird und die Herstellungskosten sicher nicht mehr als 7 Rubel betragen, ungefähr 100 Proc. verdienen lassen. Die Zubereitung des edlen Gerstensaftes ist Homel auch nicht fremd; selbstverständlich ist die dortige Brauerei im Besitz eines Bayern, A. Leckert. Die Brauerei ist nach deutschen Begriffen als Kleinbrauerei zu bezeichnen, doch ist ihr Product, selbst nach dem Urtheil Münchener Bierphilister, dem echt bayerischen ebenbürtig.

Für das Vergnügen der Homeler ist in bescheidenem Maße gesorgt; Sonntag und Donnerstag während der Sommermonate ist im Hofgarten des Fürsten Baskewitsch unentgeltlich für das feinere Publicum, Dienstag und Freitag im Stadtgarten, Boulevard genannt, gegen 10 Kopeken Entree, und sonst hie und da in dem am Flußufer gelegenen Square Concert. Die Stadt ist auch in glücklichem Besitz eines Theaters und eines Sommertheaters am Square; ich hatte aber, da keine Schauspielertruppe gastirte, nicht Gelegenheit, die Herrlichkeiten dieser Bühnen zu bewundern.

An Bierbuden fehlt es in der Stadt gerade nicht, allein für einigermaßen anständige Leute sind dieselben nicht besuchbar, zumal nicht Sonn- und Feiertags; denn an diesen Tagen ist es für jeden Russen, soweit er nicht gebildeten Kreisen angehört, eine conditio sine qua non, einen tüchtigen Rausch zu haben. Das Bier trägt hiezu allerdings am wenigsten bei; trotz des Schnapsmonopols ist eben der Branntwein immer noch russisches Nationalgetränk. An diesem edlen Sonntagsvergnügen nehmen leider auch die russischen Weiber theil; für deutsche Augen ist es kein gerade ergötzlicher Anblick, betrunkene Weiber auf der Straße liegen zu sehen. Ueberhaupt sind russische Frauen nicht danach angethan, als Ideal holder Weiblichkeit verehrt werden zu können. Man kann ja schließlich noch entschuldigen, daß die russische Frau, soweit sie sich zu den besseren Kreisen zählt, die Hausarbeit als etwas ganz schauderbares betrachtet und sich schon entehrt fühlt, wenn sie einen Schritt in die Küche thut, daß sie lieber Cigaretten dampft und sich mit jungen Lieutenants unterhält, als nach ihren schreienden Kleinen sieht, — so etwas kommt schließlich auch wo anders als in Rußland vor; was würde aber wohl unsre hochlöbliche Polizei dazu sagen, wenn ganze Reihen von Weibern, bis über die Hüften entblößt, am Flußufer stehen und dort in nichts weniger als decenter Stellung ihre Wäsche ausklopfen? Daß die Kinder dieser Leute schließlich, nur mit einem Hemd bekleidet, sich neben den Schweinen im Straßenkoth herumbalgen, kann man auch zuweilen beobachten.

Man muß sich in der That wundern, daß bei solchen Zuständen nicht Krankheiten in Masse entstehen. Thatsächlich ist aber die Sterblichkeit in der Stadt nur äußerst gering. Was eben bei uns Canalisation und dergleichen verrichten, das besorgen dort — die Schweine. Anfangs wunderte ich mich freilich, dieses Borstengethier friedlich zwischen den Menschen auf den Straßen der Stadt sich tummeln zu sehen, bis mir die Erkenntniß kam, daß diese Thiere dadurch, daß sie allen Unrath vertilgen, fast die einzige sanitäre Institution der Stadt bilden.

Kurz vor meiner Abreise hatte ich noch Gelegenheit, den Homeler Jahrmarkt zu besuchen. Das Hauptangebot bestand in Pferden und — Heiligenbildern; bei der großen Frömmigkeit der Russen ist letzteres kein Wunder. Im ganzen erschien mir der Handel auf diesem Markt als sehr lebhaft; insbesondere ist mit Anerkennung hervorzuheben, daß auch die Hausindustrie, nämlich Schreinerei, Schlosserei, Bekleidungshandwerk, gut vertreten waren.

Ich sprach eben von der großen Frömmigkeit der Russen; es ist dies gewiß eine Nationaltugend dieses Volkes. Um sie in ihrem ganzen Umfang kennen zu lernen, beschloß ich nach dem Mekka Rußlands, dem hl. Kiew, zu pilgern.

Diese Pilgerfahrt wurde zu Schiff vollführt. Beinahe hätte ich Lust gehabt, besserer Beobachtungen halber 3. Classe zu fahren; allein Platz für Platz war von Pilgern eingenommen, die Leute lagen dicht gedrängt neben, ja auf einander; eine Luft entwickelte sich in dem von den Pilgern eingenommenen Zwischendeck, daß einem bald der Athem benommen wurde. Unter solchen Umständen stieg ich denn in den Tartarus der ersten Classe hinab.

Die Fahrt ist ziemlich einförmig; nach ca. 10stündiger Fahrt geht es von dem Sosch in den Dniepr, die Ufer treten weiter und weiter bis zu einer Entfernung von 800—900 Meter aus einander. Lojew ist die einzige größere Stadt, die auf der ganzen 26stündigen Fahrt berührt wird.

Je näher man dem Ziel der Reise kommt, desto angenehmer wird die Landschaft. Das östliche, asiatische Ufer freilich verändert sich nicht, nichts ist zu sehen als Wald und Steppe. Doch rechts erheben sich, allerdings nur zu mäßiger Höhe, malerische Gebirgszüge. Auf einer dieser Anhöhen liegt, ungefähr 2 Stunden von Kiew entfernt, ein gewaltiger Bau im byzantinischen Stil; die Kuppeln tragen mächtige goldene Kreuze — es ist dies ein Kloster, ein Vorwerk der heiligen Stadt.

Und nun trennen uns nur noch wenige Stunden von Kiew. Voll Erwartung promeniren wir auf Deck des Schiffes, auf das aus unbewölktem Himmel wärmend die Augustsonne herabstrahlt. Plötzlich bleiben aller Augen an einem Punkte haften; im Süden blitzt es da und dort auf; funkelnde Sterne erscheinen bei leuchtendem Sonnenschein! Die Sterne vergrößern sich; man erkennt deutlich die Umrisse von Thürmen, von deren Spitzen goldene Kreuze funkelnde Blitze in die Luft entsenden; aber auch die Dächer und

Digitized by Google

Kuppeln der Kirchen funkeln und strahlen in goldiger Pracht und blenden das Auge des entzückten Beschauers.

Die gläubigen Russen neigen sich beim Anblick der heiligen Stadt tief zur Erde und bekreuzen sich feierlich, bevor sie noch den Boden Kiews betreten haben. Wir indeß verlassen rasch das Schiff und wenden uns der Stadt zu. So fromm und heilig auch Kiew ist, die Cultur hat sich doch schon auf sie erstreckt. Als erfreulicher Beweis dafür erschien mir der Umstand, daß von dem Landungsplatz eine elektrische Trambahn in die Neustadt hinaufführt. Mit Hülfe derselben gelangten wir in ein Hotel, das zu den feinsten der Stadt zählt, aber selbst bescheidenen westeuropäischen Ansprüchen kaum genügen dürfte. Mit um so größerer Anerkennung ist des Restaurants von Massion zu gedenken, dessen ausgezeichneter Tisch jeden noch so großen Feinschmecker befriedigen kann.

Nach des Leibes Atzung und Labung begeben wir uns auf die Wanderschaft durch die Stadt unter der liebenswürdigen Führung des Hrn. Gymnas.-Prof. Lang aus Kiew.

Vom Ufer des Dniepr stiegen wir die zur Neustadt führenden Anlagen hinauf. Ein prächtiges Bild bot sich uns oben! Der Dniepr in seiner majestätischen Breite, darüber hinaus in unermeßlicher Ferne die Steppe des östlichen Ufers, links unter uns Podol, die Altstadt Kiews. Aus ihr ragen imposant die goldenen Kuppeln der geistlichen Akademie hervor; es ist dies die Bildungsstätte der höchsten Würdenträger der russischen Geistlichkeit und — sie ist 1588 gegründet — die Mutter der gelehrten Schulen des Zarenreichs. Diese Stätte der Wissenschaft und Frömmigkeit hindert nicht, daß gerade Podol der Mittelpunkt des Handels der Stadt ist.

Auf die Stadt und den Fluß schaut von der Höhe herab das Kolossaldenkmal Wladimirs I. Es ist auf eben dem Platze auf Befehl Kaiser Nikolaus' I. errichtet, wo angeblich Wladimirs Söhne getauft wurden.

Hinter uns liegt die katholische Kirche, ein zwar einfacher, aber immerhin würdiger byzantinischer Kuppelbau. Der Kirche gegenüber, hart an unserm Wege, steht eine einfache Säule, dem Andenken des Generalgouverneurs Drentelen gewidmet. Hier fiel Drentelen, nachdem er eine Parade abgenommen hatte, todt vom Pferde. Es ist gewiß tragisch, daß dieser Mann inmitten seines glänzenden Stabes, umgeben von seinen jubelnden Truppen, im Angesicht der Kirche, die er vielleicht mehr dem Zwang von oben, wie seinem eigenen Triebe folgend, verfolgte und unterdrückte, einen so jähen Tod fand. — Die Polen bezeichnen seinen Fall als Gottesgericht.

Weiter ging's zum Michaelskloster. Außer daß es mit dem Glockenthurm acht goldene Kuppeln hat, daß das Innere eine wahre Schatzkammer von Gold und Silber ist, kann man hievon nichts besonderes berichten.

Merkwürdig ihrer Gestalt wie ihres Untergrundes wegen ist dagegen die Andreaskirche. Sie hat allerdings, wie eben alle russischen Kirchen, den byzantinischen Kuppelstil. Allein imposant wirkt an ihr die mächtige silberne Mittelkuppel, die von vier kleineren, ebenfalls silbernen Seitenkuppeln umgeben ist; eine mächtige Freitreppe führt zum Hauptportal empor. Im Innern ist die Kirche ungemein klein im Verhältniß zu ihrer äußeren Erscheinung, sie leidet eben an einer Ueberfülle von Schmuck in Gold und Silber.

Nach einer etwas längeren Wanderung durch breite, hübsche Straßen gelangten wir an einen großen, freien Platz, dessen Mitte eine imposante Reiterstatue schmückt. Auf galoppirendem Pferd, mit dem Feldherrnstab nach Norden, nach Moskau weisend, sitzt in ritterlicher Haltung Bogdanow Chmelnitzky. An seinen Feldherrnstab hingen einst die Polen ein Dutzend polnischer Würste, um ihm, „dem Verräther", ihre Mißachtung zu zeigen; denn er war es, der Kiew an Moskau brachte, indem er sich dem Zaren von Moskau Alexei Michailowitsch unterwarf. Johann Casimir von Polen hatte ihm sogar die Würde eines Hetmanus der Kosaken angeboten; der Mann, dessen Sohn ein polnischer Starost zu Tode hatte peinigen lassen, rächte den Tod seines Sohnes mit dem Verrath seines Vaterlandes.

Gegenüber dem Denkmal des „Verräthers von Kiew" erhebt sich eines der ältesten Monumente der russischen Kunst — der Dom der hl. Sophie. Im Jahre 1037 schlug hier Großfürst Jaroslaw die Petschenegen. Das Aeußere der Kirche unterscheidet sich zwar in nichts von dem anderer russischer Gotteshäuser, nur daß die Dächer die dunkelblaue Farbe des Himmels mit goldenen Sternen geschmückt tragen; das Innere aber ist ausgestattet mit wirklich antiken Mosaikbildern, die für Archäologen manches Interessante bieten. In einer besonderen Klause befindet sich der Sarkophag des hl. Großfürsten Jaroslaw; die Stelle — die Hälfte des steinernen Sarges ist eingemauert — ist so heilig, daß unsre Damen von dem begleitenden Popen am Eintritt verhindert wurden. Die Sophienkirche war bis jetzt die Kathedrale der hl. Stadt, in ihr celebrirte der Metropolit die Ostermesse und sang vorm Portale des Glockenthurmes sein Christos vos kres in die feierliche Stille der Nacht hinaus.

Jetzt ist die herrlichste und vornehmste Kirche die erst vor kurzem eingeweihte Kathedrale des hl. Wladimir. Ich wußte, daß über 30 Jahre an dieser Kirche gebaut worden war und wie schnell anderswo Kirchen in die Höhe schießen; ich war daher ein wenig deprimirt, als ich das vielgerühmte Bauwerk von außen sah; die acht mächtigen goldenen Kuppeln konnten mir, nachdem ich die übrigen Kirchen gesehen hatte, nicht mehr imponiren; im übrigen sieht die Kirche äußerlich etwas gedrungen aus und ist, wenn man sie nach gothischen oder auch nur romanischen Mustern beurtheilen soll, in ihren Größenverhältnissen äußerlich nicht ansprechend. Ich betrat sie also und gewiß nicht mit günstiger Gesinnung. Doch wie änderte sich meine Stimmung, nachdem ich im Innern war! Es ist zwar auch jedes von Bildern freie Fleckchen mit Gold bemalt und das trunkene Auge muß sich geblendet schließen; nachdem es sich aber an die glänzende Pracht gewöhnt, gewahrt es die herrlichsten und originellsten kirchlichen Bilder, die je gesehen wurden. Nur Rom mit seiner Peterskirche kann sich hiemit vergleichen. Nicht lange fesselt uns die Taufe des hl. Wladimir. Unsre Blicke wenden sich der Decke zu, auf der in wirklich künstlerischer Darstellung die sechs Schöpfungstage verherrlicht sind. Einem Popen gelang es, uns unbemerkt in die Galerien der Kirche zu führen, und hier erst trat uns die ganze Pracht der Kirche vor Augen. Von hier aus konnten wir die imposante Kuppel der Kirche bewundern, von der das Kolossalbild eines herrlichen Christuskopfes mild lächelnd auf uns herniederschaute. Von den Fresken der Galerie ist als einzig die Darstellung des Paradieses zu bezeichnen; diese himmlisch reinen Gesichtszüge des ersten Menschenpaares vor dem Sündenfall, ihre Verzweiflung nach der That sind in einer Herrlichkeit vor das Auge gezaubert, die jeden irdischen Gedanken ersterben läßt.

Nicht ohne Grund hat Kaiser Nikolaus den Vollender dieses herrlichen Kunstwerkes in der Kirche selbst umarmt; beim Anblick dieses Werkes hat jeder irdische Stolz sich zu beugen.

Nachdem wir diese Kirche bewundert, wollten wir, wenigstens an diesem Tage, von Gotteshäusern nichts mehr sehen; es sollte auch der Stätte der Wissenschaft, der Wladimir-Universität, unser Besuch zutheil werden. Das Gebäude an sich ist ein hübscher Renaissancebau, der Mittel-

bau mit Giebeldach und Säulen ausgezeichnet; Nebengebäude und ein sehr hübscher Garten umgeben die Universität. Auffällig war mir, daß das Hauptgebäude zinnoberroth gestrichen war, und ich äußerte dies auch, worauf mir folgender Bescheid wurde. Zur Zeit Nikolaus' I., unter dessen Regierung 1834 ja die Universität gegründet wurde, herrschte über die Studenten ein etwas rigoroser Inspector, der die Manie hatte, alle Studenten nur geschoren vor sich sehen zu wollen. Hiebei ging er soweit, die Studenten einfach mit Gewalt ihres Haarschmuckes berauben zu lassen; dies ging den jungen Herren doch wider den Strich, sie bemächtigten sich des Despoten und rasirten ihn einfach ganz kahl. Unglücklicherweise kam um eben diese Zeit Zar Nikolaus nach Kiew. Nolens volens mußte sich ihm auch der rasirte Inspector vorstellen. Auf Befehl erzählte Feodor Iwanowitsch sein Unglück zum größten Vergnügen des Kaisers. Bald darauf wurde Se. Majestät gefragt, welche Farbe denn die Universität erhalten solle. „Roth", sagte Nikolaus. (Denn roth angestrichen sind alle Narrenhäuser des Zarenreiches.)

Schon diese Geschichte zeigt, daß die Studenten Rußlands nicht so viel akademische Freiheit genießen, wie ihre deutschen Brüder; es ist dies schon um deßwillen unmöglich, weil sie, wie die Gymnasiasten, stets in Uniform auszugehen haben.

Gegenüber der Universität, rechts flankirt von dem I. Gymnasium, erhebt sich in einer hübschen Allee das imposante Standbild Nikolaus' I., gewidmet von der Stadt Kiew.

Nach kurzer Ruhe im Hotel fuhren wir Abends ins Kaufmannscasino; wir glaubten, daß dort Concert sein werde. Allein Kiew ist eine fromme Stadt und leider war Vorabend zum Feste Johannis Enthauptung — unsre Erwartung erfüllte sich nicht. Indeß wir hatten die Fahrt nicht zu bereuen. Wir promenirten in dem herrlichen am Dniepr gelegenen Garten des Casino's. Magisch glänzten hunderte von Lichtern am Flußufer, der elektrische Schein der Dampfer erhellte die Fluth und von der Höhe herab strahlte das etwa 3 Meter hohe elektrisch erleuchtete Kreuz des hl. Wladimir.

Gehobener Stimmung kehrten wir in die Stadt zurück. Dort hatten wir den Einfall, eine japanische Weinstube zu besuchen. Zwar erregten die hier zur Schau gestellten Bilder in unsrer durch die deutsche Polizei sehr rein erhaltenen Phantasie einigermaßen Befremden; doch was der russischen Polizei recht war, hatten wir kein Recht zu tadeln.

Herr Prof. Lang gedachte beim perlenden Glase der von ihm selbst erlebten Tage von Sedan und Paris und mit einem Hoch auf unser Vaterland machten wir der Sitzung ein Ende.

Andern Tags ging's hinaus zu dem berühmtesten Kloster Rußlands, der hl. Laura. Der Weg führt durch die Festungsanlagen, vorbei an dem hübschen, als Militärkirche dienenden Bruderkloster, dessen silberne Kuppeln lieblich in der Sonne erglänzten.

Je mehr wir uns der Laura näherten, desto größer wurde die Menge der zur berühmten Gnadenstelle wallenden Pilger. Im übrigen Europa hört man höchst selten von einem Wunder; daß aber in Kiew an einem einzigen Tage einige Dutzend Kranke vom Besuch der heiligen Stätte gesund werden, ist durchaus nichts, wovon man besonderes Aufheben machte.

Das Laurakloster ist an sich ein eigener Stadttheil, von hohen Mauern umgeben. Die Kuppeln der Kirche wie des Glockenthurms sind schwer vergoldet. Der ziemlich hohe Glockenthurm dient als physikalisch-astronomische Beobachtungsstation. Das Innere der Kirche strotzt von Gold, doch ward durch die für eine Reparatur aufgestellten Gerüste der Eindruck sehr geschwächt. Zu loben ist es, daß nicht nur für das Seelenheil der hier zusammenströmenden Pilger, sondern auch für ihr körperliches Wohl gesorgt ist. In einem großen, lustigen Speisesaal sind lange Tische mit reinlichem Linnen bedeckt. Zinnteller, Zinnkrüge mit Wein, Weiß- und Schwarzbrod sind schön geordnet auf den Tischen zu sehen. Es wäre verlockend, eine solche Pilgermahlzeit einzunehmen, allein weit mehr noch lockt mich ein Gang in die Katakomben der heiligen Stadt.

Die Katakomben Roms sind bloß Zeugen der Vergangenheit, sie können nur das Interesse des Historikers erregen und in frommen Gemüthern andachtsvolle Schauer erwecken. In den Katakomben Kiews vereinigt sich die Gegenwart mit der Vergangenheit: wo einst vor den Horden der Tartaren die gläubigen Christen Schutz gefunden, da drängen sich heute Tausende, um die Leiber verstorbener Heiliger zu küssen oder aus heiligem Quell Wasser und Heilung zu trinken. Hier liegt auch Nestor begraben, der älteste Geschichtschreiber des russischen Reiches.

Wachskerzen in den Händen haltend, stiegen wir die engen Stufen zu den Höhlen hinab. Körper an Körper gedrängt schieben wir uns vorwärts; dumpf und schwül ist die Luft, die Kerzen haben kaum den nöthigen Sauerstoff, um brennen zu können. Hie und da erweitern sich die Gänge, wir treten in kostbar geschmückte Capellen, in denen die Leichen verstorbener Heiliger unter Purpurdecken verborgen liegen. Demuthvoll neigt sich an ihnen der Gläubige und schlägt andächtig mehrmals das Kreuz; dann werden wir wieder weiter geschoben, vorbei an eisernen Gittern, hinter denen in dunkeln, engen Zellen verzückte Heilige, oft 30 Jahre von Wasser und Hostien lebend, ihre Andacht verrichten sollen. Unter den in den Nischen begrabenen Heiligen fiel mir besonders einer auf, der stehend, mit Brust und Kopf aus dem Boden hervorragend, begraben war. Der Mann soll lebend in dieser Stellung eingemauert worden sein und 30 Jahre lebend in ihr verharrt haben (?). Nachdem man uns noch heiliges Wasser aus einer in Kreuzesform gebildeten Schale angeboten hatte, sehnten wir uns wieder „nach dem rosigen Licht" und stiegen zur Oberwelt empor.

Da uns nun einmal diese unterirdische Wanderung in melancholische Stimmung versetzt, fuhren wir nach dem Friedhof der Stadt, der infolge seiner prächtigen Lage am Dniepr zu den schönsten Friedhöfen Europa's zählen dürfte.

Und nun — wir hatten den Reichthum der russischen Kirche gesehen, es war uns nicht mehr auffallend, daß ein Kloster dem Reiche 80 Millionen Rubel ohne große Anstrengung zu leihen vermochte auf Nimmerwiedersehen, wir hatten auch die Frömmigkeit des russischen Volkes geschaut, die, mag sie auch ein Mittel sein, die Leute in ungefährlicher Dummheit zu erhalten, doch auch edle Züge hervorruft. So wurde uns erzählt, daß, bevor noch die herrliche Wladimirkirche eingeweiht war, ein Bauer mit seiner Frau kam, um die Kirche zu besehen. Anfangs wollte man seinem Wunsche nicht willfahren, doch als er zu erkennen gab, man brauche es für ihn nicht umsonst zu thun, führte man ihn ins Innere der Kirche. Voll Bewunderung betrachtete er all die Herrlichkeiten. „Prächtig," sagte er, „doch wie kommt's, daß kein Zaun um die Kirche ist?" „Wir haben kein Geld," war die Antwort. „Nun, was kostet er wohl?" „Um 10,000 Rubel könnte man wohl eine hübsche Umzäunung schaffen." Gelassen griff der Bauer in seinen Stiefel, zog 10,000 Rubel hervor und übergab sie dem Geistlichen. „Für wen sollen wir beten?" fragte man ihn von allen Seiten. „Betet nur," sagte der Bauer, „für wen, das wird schon Gott wissen," und damit ging er zur Thüre hinaus.

Digitized by Google

Dem Charakter Kiews als heiliger Stadt sei hiemit Genüge gethan. Von dem weltlichen Kiew ist freilich sehr wenig zu sagen. Die öffentlichen Gebäude der Stadt, die schönen Gebäude der Hauptstraße, der Stadtgarten würden jeder Hauptstadt Westeuropa's Ehre machen. Besonders lebhaft ist Abends der Verkehr in dem taghell erleuchteten Krischatnik. Schmerzlich empfanden wir es, daß in Folge des Gedenktages der Enthauptung Johannis während zweier Tage in ganz Kiew weder Theatervorstellungen noch Concerte stattfinden durften.

So interessant ja manches sein mag, was wir in Kiew aus der russischen Gesellschaft erfuhren, so entzieht sich das doch leider öffentlicher Besprechung; soviel kann ja ohne Gefährdung des russischen Staates verrathen sein, daß die jetzige Kaiserin, sowohl wegen ihrer persönlichen Liebenswürdigkeit wie einiger auf ihre Intervention vorgenommener Begnadigungen, sich auch die Sympathien der Kreise gewonnen hat, die der „deutschen Prinzessin" nicht eben sehr geneigt waren. (Ueber andere hochgestellte Persönlichkeiten wurde weniger günstig geurtheilt.)

Die Zeit verging uns in angenehmer Gesellschaft nur zu schnell, es hieß wieder Abschied nehmen von der herrlichen Stadt. Trunkenen Blickes sahen wir vom Hinterdeck unsres Schiffes auf die goldenen Dächer der Kirchen zurück, bis ein über dem Wasser aufsteigender grauer Nebel das imposante Bild unsern Augen verhüllte.

Die dramatische Thätigkeit des Xystus Betulejus.

Von Max Radlkofer.

II.

Die Vorrede zu dem Drama vom wahren Adel (de vera nobilitate) nennt als Datum den 10. Februar 1538 und ist an den Arzt Christoph Wirsung gerichtet, der schon 1520 eine aus dem Spanischen ins Italienische übertragene Dichtung deutsch herausgegeben hatte unter dem Titel: „Am Hipsche Tragedia von zwaien liebhabenden menschen, ainem Ritter Calixtus vnd ainer Edlen junckfrawen, Melibia genant." Seit 1534 stand derselbe mit Birck auch in amtlicher Beziehung, da er in diesem Jahre dem mit der Ueberwachung des Augsburger Schulwesens betrauten Scholarchate beitrat.[1]) Den Stoff zu seinem Drama boten unserm Dichter die Reden zweier Jünglinge, die vor dem römischen Senat um die Tochter eines Patriciers freiten, verfaßt von dem toscanischen Rechtsgelehrten Bonogarsus aus Pistoja (Bonacursius di Montemagno). Wie er in der Vorrede erzählt, hatte er sich schon als Knabe mit diesen Reden befreundet, und in der That wurden sie schon zuvor von drei anderen Schriftstellern in ihren Werken erneuert, nämlich von Felix Hemmerlin, Niklas von Wyle und 1511 von Albrecht von Eyb in seinem zu Augsburg gedruckten Spiegel der Sitten.[2]) Zunächst vertraut uns der des Rechtsstudiums beflissene, auch bereits im Kriege erprobte, aber arme Patricier Flaminius seine Liebe zur Lucretia, Tochter des Senators Fulgentius. Plötzlich sieht er seinen Nebenbuhler, den reichen und auch von weit vornehmeren Ahnen stammenden, aber nur der Jagd, dem Gesang und Citherspiel ergebenen Cornetius herankommen; er bespricht sich mit ihm und dieser offenbart mit seiner Zustimmung dem eben aus der Curie tretenden Senator ihr gemeinsames Anliegen. — Im zweiten Acte erklärt Lucretia, nachdem sie von ihren Eltern die Absichten beider Jünglinge erfahren, daß der edlere (nobilior) sie als Gattin heimführen solle. — Im dritten Act legen Syllanus und Murena, die im Jahr 62 vor Christus dem Cicero und Antonius als Consuln gefolgt waren, auf den Wunsch des Fulgentius die Sache dem Senate vor und schicken sofort den Herold nach den Freiern, sowie der Lucretia und ihren Angehörigen aus. Nach den Reden beider Jünglinge im vierten Act entscheiden sich die Consuln und Senatoren, darunter auch Pompejus und Cäsar, einmüthig für Flaminius. — Im fünften wird als Senatsbeschluß verlesen, daß kein Müßiggänger, möge er auch noch so sehr auf Ahnen und Reichthum pochen, in Zukunft als edel gelten, dagegen den Tugenden der Zutritt zu den höchsten Ehren offen stehen und der Adel allein nach den Tugenden bemessen werden solle. Flaminius verlobt sich mit Lucretia.

Wie dieses Stück das einzige nicht der Bibel entlehnte, so ist es auch das einzige profaische Stück unsres Autors. Nur von den Chören erscheint jeder in seinem besonderen lyrischen Versmaß. Die dramatische Darstellung dient bloß den beiden Reden als Rahmen. Wie im Baumeisterbuch des Augsburger Archivs zum Jahre 1538 aufgezeichnet ist, erhielten für die Aufführung des Stückes die Spieler vom Rathe 6 Gulden, Birck 2 Gulden. Auf diesen Eintrag vom 23. März machte zuerst Paul Stetten der Jüngere in seiner Kunstgeschichte von Augsburg aufmerksam. Die Baumeister nannten das Stück Comedia Lucrecie, in Stettens Mittheilung heißt es aber statt Lucrecie irrthümlich Lucineris, was auch in Gödeke's Grundriß wiederkehrt.[1]) Laut gefälliger Zuschrift Botte's folgte dem Augsburger Druck von 1538 noch ein zweiter von 1540; 1604 wurde das Stück auch zu Thorn von M. Nizolius herausgegeben.

Ein nur aus einem Acte bestehendes Stück veröffentlichte Birck unter dem Titel: „Eva, Mythologia Philippi Melanthonis redacta in Actionem tudicram." Die älteste Darstellung des Stoffes findet sich bereits in einer um 1470 gedichteten Ekloge des Humanisten Baptista Mantuanus, worin erzählt wird, wie Eva, während sie eben ihre Kinder wusch, Gott ihrer Hütte zuschreiten sah und die noch ungewaschenen im Stroh und Heu versteckte. Indem nun Gott die hübscheren Kinder zu Königen und Feldherren machte, rief sie auch die übrigen herbei, die von ihm zu Bauern und Handwerkern bestimmt wurden. Aus dieser Erzählung schuf nun Melanchthon eine Legende, welche er einem Briefe vom 23. Mai 1539 an den Grafen Johann von Weda einflocht. Darin unterzieht Gott zuerst die ihm von Eva vorgestellten Kinder einem Katechismusexamen; nachdem er dann auch die von ihr versteckten Kinder hatte herbeiholen lassen, stellt er mit diesen gleichfalls ein solches an; hierauf ernennt er den Abel zu einem Priester, den Seth zum König; Kain aber solle ein Knecht sein, den man durch Furcht vom Bösen abhalten müsse. In seinem Drama schließt sich Birck eng an die Darstellung Melanchthons an, die er seinem Stücke vorausschickt. Das ausführlichste ist der Bericht Abels, worauf es ganz kurz heißt: „Es tragen Seth und die übrigen dasselbe vor", während mit Leichtigkeit jeder Eintönigkeit abgeholfen worden wäre, wenn er jedes Kind über einen anderen Theil des Katechismus hätte Bescheid geben lassen. Das Stück widmete er seiner zweiten Gattin Barbara Scheng, welche ihm, wie es im Gedichte heißt, bereits mehrere Kinder (prolem multiplicem) geboren hatte.[2])

---

[1]) Gödeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, 2. Aufl., 2. Bd., S. 333, 7; Zeitschrift des histor. Vereins für Schwaben und Neuburg, 20. Jahrg. (1893), S. 38—40.

[2]) Siehe Albrecht v. Eyb, von Max Herrmann, Berlin 1893, S. 292—296.

[1]) Stetten II, S. 314; Gödeke II, S. 134.

[2]) Bircks erste Gattin, eine Baslerin, war 1538 kinderlos gestorben. — Ueber die zahlreichen Darstellungen des Themas bis zu den neuesten in den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm und im Volksbüchlein von Ludwig Aurbacher handelt ausführlich

Den Reihen von Bircks Dramen beschließen wir mit seiner Weisheit Salomons (Sapientia Solomonis, so schreibt der Dichter statt Salomon). Im ersten Act vernehmen wir Salomons Lob aus dem Munde mehrerer Hofleute, die sich, wie sie den König in Betrachtungen vertieft herannahen sehen, vor ihm zurückziehen. Dieser erzählt nun, wie er von Gott im Traum zu einem Wunsche aufgefordert worden sei und ihn um Herrscherweisheit gebeten habe. Nach seinem Abgang erneuern die Diener ihr Lob, ein Herold verkündet die Einladung zu einem Festmahl. — Im zweiten Act klagt Teknophile (= Kinderfreundin), eine Buhldirne, daß ihre Stubengenossin Teknophone (= Kindsmörderin) ihr im Schlaf ihren Knaben raubte und dafür den eigenen, den sie vorher aus Unachtsamkeit erdrückt habe, an die Brust legte. Sie streitet sich dann vergebens mit der eben herbeigekommenen Gegnerin ab. In ihrer Verzweiflung nimmt sie ihre Zuflucht zum Kanzler Josaphat, der gerade vom Mahle nach Hause zurückkehrt und ihr verspricht, die Sache dem König vorzutragen. — Nach einem Trompetensignal verkündigt im dritten Act der Herold, daß der König über Rechtsklagen der Unterthanen gerichtlich entscheiden wolle. Durch Josaphat mit wenigen Worten von dem Streite beider Mütter unterrichtet, verhört Salomon dieselben. Das unmittelbar folgende geben wir in möglichst treuer Uebersetzung wieder.

König: Verhört sind beide Theile nach Gebühr,
Der Streit verworren und nicht leicht zu sagen,
Bei welchem vorwiegt Recht und Billigkeit.
Kein Zeichen ist vorhanden, kein Beweis,
Kein Zeugniß; auch fehlt jede Sicherheit,
Wenn man die beiden Frau'n von schlechtem Leumund
Zum Schwure läßt, sogar die Folter ist
Nicht zuverlässig und dem Lande fremd.
Doch fällte schon mein Geist den Richterspruch
Und, wie ich überzeugt bin, auch gerecht.
(Zu einem Trabanten.) Die beiden Knaben lege schnell hieher,
Zieh blank dein Schwert und prüfe seine Schärfe.

Trabant: Verhängnißvoll, o König, ist dies Schwert,
Mit Fleiß geschliffen, bringt es sichern Tod.

König: Ein jedes Kind, das lebende und todte,
Durchschneide mitten und gib einen Theil
Von beiden Kindern dann den beiden Frau'n!
Von ihrem Sohn trifft jede so die Hälfte.

Teknophile: Nein, gnäd'ger König, das sei fern von dir!
Zerstückle nicht den Lebenden, vielmehr
Verteau' ihn, wie er lebt, der Gegnerin!
Mein Auge kann die Greuelthat nicht schau'n.
Dein Wort durchdrang mir grausam Mark und Bein.
Nicht trenn' ich mich von meines Kindes Anblick,
Und wenn es nur am Leben bleibt, so mög' es
Gedeih'n auch an der Aftermutter Brust!

Teknophone: Vortrefflich ist dein Spruch, o großer König.
Zerstücke, wie du sprachst, den Lebenden!
Weit lieber seh' ich ihn vor meinen Augen
Entzwei gesägt, als daß ihn jemand halte
Für jenes Weibes Sohn. Auch auf der Folter
Bekenne sie, ob dies ihr Knabe sei!
So kommt die Wahrheit sicher an den Tag.

König: Aus welcher Quelle floß, was beide Frau'n
Gesprochen, steht nun außer allem Zweifel.
Gib diese lebend ihren Sohn zurück!
Sie ist die echte Mutter, dies bezeugt
Ihr ganz Gebaren, das vom Herzen kommt.

Mit den vom Herold gesprochenen Schlußworten des dritten Actes:

Weich eine große Himmelsspende sei
Ein weises Regiment, lehrt euch dies Stück.
Lebt wohl und klagt mit euerm Beifall nicht!

endet auch das Schauspiel.

Vielleicht erst in späterer Zeit dichtete Birck noch zwei Acte hinzu, deren Thema jedoch ziemlich dürftig ist und mit dem Vorausgehenden auch nur in lockerem Zusammenhang steht. Der vierte Act beschäftigt sich mit der Gesandtschaft des Königs Hiram von Tyrus nach Jerusalem und der Abfertigung jüdischer Gesandten nach Sidon und Tyrus zur Erneuerung des mit David abgeschlossenen Bündnisses und um Bauleute und Steinmetzen, sowie Bausteine nebst Cedern und Cypressenholz für den Tempelbau herbeizuschaffen. Der fünfte Act handelt vom Besuch der Königin von Saba bei Salomon. Mit dem dritten, vierten und fünften Art verflocht Birck auch eine komische Person, den schon längst beim Volke eingebürgerten Antipoden Salomons, Markolf, den auch Hans Sachs in seiner Komödie von 1550 „Judicium Salomonis" eine hervorragende Rolle spielen läßt. Im dritten Act von Bircks Stück behauptet Markolf, daß sich der König durch Weiberthränen habe täuschen lassen, im vierten erzählt er, daß er durch List der Strafe des Hängens entgangen sei und sich nun beim König wieder einschmeicheln wolle. Er habe von einem Geierherzen ein Stück verzehrt; hätte er es ganz aufgegessen, so würde er vielleicht selbst auf dem Throne sitzen. Im fünften lästert er die Königin, welche aus Thoren Narren mache, wird aber vom Herold zur Vorsicht gemahnt, damit er nicht zuletzt doch noch zu einem langen J, d. h. aufgehängt werde. Das Stück ist zugleich mit der lateinischen Susanna und Judith, wie den von Entomius und Osterwincher ins Lateinische übertragenen Dramen Zorobabel und Beel im zweiten Bande der vom Buchhändler Johann Oporin zu Basel 1547 veröffentlichten Dramata sacra enthalten, während Bircks Eva dem ersten Bande derselben angehört. Hermann Kirchner, Professor der Poesie zu Marburg, gab es mit Interpolationen aus Frischlins Rebecca 1591 und 1597 neu heraus. Hieronymus Bayer, der 1582 an der Schule zu St. Anna als Lehrer eintrat, übersetzte es ins Deutsche.[1])

Im 16. Jahrhundert war der Grundcharakter des Dramas didaktisch; Prolog und Epilog dienten fast ausschließlich der Belehrung. Auf Spannung war es nicht abgesehen, die ganze Handlung wird vielfach schon im Prolog erzählt. Auch überwiegt der Inhalt die Form; zumal bei biblischen Stücken war die Veranschaulichung der Handlung und deren Einprägung ins Gedächtniß, sowie die Gemüthsbewegung die eigentliche Aufgabe; beim Schuldrama kam hiezu noch die Freude der Kinder, vor ihren Eltern und Angehörigen ihre Geschicklichkeit zu zeigen, und bei diesen das Wohlgefallen an den jungen Schauspielern, weßhalb auch eine möglichst große Anzahl von Personen bei denselben beschäftigt wurde. Wie es bei Birck schon die Wahl der Stoffe erkennen läßt, betrachtete er als sein Hauptziel, seine Schüler zu frommen, verständigen und pflichttreuen Staatsbürgern heranzuziehen; wiederholt erinnert er an die Worte Plato's, daß wir nicht allein für uns leben, sondern auch für die Unsrigen und das Vaterland. Von seiner Neigung, Berathungsscenen, Gerichtssitzungen und Mandatsverkündigungen auf die Bühne zu bringen, haben wir schon gesprochen. Er liebt kurze Sätze und eine schlichte, bündige, natürliche Ausdrucksweise, wodurch der Dialog sehr an

Johannes Bolte in seiner Ausgabe von Val. Schumanns Nachtbüchlein, Band 197 der Bibl. des litter. Ver. in Stuttgart, 1893, S. 372 (Abdruck der Erzählung Baptistin's) und 403.

[1]) Die Verdeutschung befindet sich laut freundlicher Mittheilung Bolte's im Ferdinandeum zu Innsbruck. — Was wir von den verschiedenen Ausgaben der Dramen Bircks nicht bereits mittheilten, ist in Godeke's Gdc., II, 134 und 135 zusammengestellt, die Bearbeitungen derselben Stoffe durch andere Dichter von H. Holstein in seiner Schrift: „Die Reformation im Spiegelbilde der dramatischen Literatur des 16. Jahrhunderts", 1886.

Digitized by Google

Lebhaftigkeit gewinnt. In den deutschen Stücken vermeidet er weibliche Reime und nimmt überhaupt auf den Rhythmus mehr Rücksicht als die meisten seiner Zeitgenossen. Seine Belesenheit in den alten Autoren, vorzüglich Terenz und Plautus, kommt ihm wohl zustatten; doch zeigt er sich von ihnen weit weniger abhängig als andere Humanisten. Für die Chöre begnügte er sich anfangs mit der Auswahl gewisser Psalmen und Kirchengesänge, bald aber übertrug er selbst biblische Verse in geeignete Sangweisen. Da er sich bei der Behandlung der biblischen Themen möglichst treu an sein Vorbild hielt und nur in Nebensächlichem seiner Phantasie die Zügel schießen ließ, gereichte ihm oft die Dürftigkeit des Stoffes zum Hinderniß; auch fehlte es ihm zu einer sorgfältigen Ausarbeitung vielfach an der nöthigen Zeit, bezeichnete er doch selbst seine deutsche Bearbeitung der Susanna in der Vorrede zur lateinischen als tumultuaria opera eructata.

Von seinen wissenschaftlichen Leistungen kennen wir bereits seine Commentarien zu den Schriften des Kirchenlehrers Lactantius. Indem er diesen nicht bloß als einen Lehrer der Beredsamkeit, sondern auch der Frömmigkeit erachtete, zog er ihn beim Unterricht dem Cicero vor, mußte aber von dessen Erklärung auf Befehl des Rathes wieder abstehen. Gleichwohl widmete er auch dem Cicero verschiedene Commentare, besonders dessen philosophischen Erörterungen von den Pflichten, vom Alter, von der Freundschaft, vom Wesen der Götter, und seinen Paradoxen. Da er in den Schriften des Lactantius viele Hinweisungen auf die acht Bücher sibyllinischer Orakel entdeckt hatte, gab er diese, als er sie unter den im Auftrage des Rathes zu Venedig angekauften Handschriften vorfand, 1545 gleichfalls heraus; sein Hauptwerk aber sind die 1546 veröffentlichten Concordanzen zum griechischen Texte des Neuen Testaments, von denen er in der Vorrede die Hoffnung aussprach, daß daran auch die Vertreter der alten Kirche nichts tadelnswerthes finden dürften. — Zwei seiner Schüler, die Patricier Johann Baptist und Paul Haintzel, setzten dem verehrten Lehrer in der Kirche zu St. Anna ein Denkmal mit lateinischer Inschrift, deren Verse wir hier zum Schluß unsrer Abhandlung in deutscher Uebersetzung wiedergeben:

„Diese Stätte, die einst mit Stolz als trefflichen Lehrer
Xystus Betulius sah, schließt nun in sich sein Gebein.
Was er geschrieben, bezeugt der Menschheit seine Begabung,
Bildung und Tugend, sein Geist stieg zu den Sternen empor.
Ihn betrauern vereint die Gelehrten und Edlen des Reiches;
Aber die Vaterstadt fühlt doch zumeist den Verlust."

Mittheilungen und Nachrichten.

Schleswig-Holsteins Befreiung. Herausgegeben von Karl Jansen und ergänzt von Karl Samwer. Mit einem Bilde des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein und zahlreichen Urkunden. Wiesbaden, J. F. Bergmann, 1897. — Die beiden Verfasser wollen die nationale Haltung des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein und seiner Anhänger während der Jahre 1863 bis 1866 erweisen. An der Hand der verschiedenartigsten Kundgebungen, insbesondere von bisher unbekannten Actenstücken versuchen sie nun zu zeigen, daß der Herzog und die Bevölkerung der Elbherzogthümer zu genügenden Concessionen an Preußen bereit gewesen, daß jedoch ihre Bemühungen keinen Erfolg hatten, weil Preußen das von Dänemark kraft des herzoglichen Rechtes losgerissene Land behalten wollte. Mehr als dreißig Jahre sind seitdem verflossen, der durch die Einverleibung der Herzogthümer geschaffene Zustand hat sich eingelebt und wird von der Bevölkerung als der natürliche angesehen. Trotzdem ist das Buch keineswegs überflüssig, denn die Schleswig-Holsteiner und ihr angestammtes Fürstenhaus haben ein Recht darauf, daß ihr während ernster Jahre bewährtes Verhalten in der Geschichte von jedem Standpunkt aus gewürdigt werde.

A. St.

yo **Berlin.** Die December-Sitzung des „Vereins für Volkskunde" (Vorsitzender Geheimrath Weinhold) wird durch einen Vortrag von Dr. Loewe eröffnet über „die Gothen in der Krim und im Kaukasus". Dr. Loewe hat diesen Gegenstand eingehend in einer in diesem Jahre erschienenen Monographie behandelt. Die Nachrichten über die deutschen (gothischen) Stämme, die von der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts n. Chr. bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts in der Krim und im Kaukasus ansässig waren, fließen aus äußerst spärlichen Quellen. Nach Procops Bericht sollen die Krimgothen den Byzantinern 3000 Mann Hilfstruppen, später den Hunnen 2000 Mann gestellt haben. Um 1253 berichtet ein Franciscanermönch von 40 Städten in der Umgegend von Cherson, deren Bewohner ein eigenes deutsches Idiom sprechen sollen. Der venetianische Reisende Barbaro, der 1436 bis 1452 Reisen in der Krim und im Kaukasus machte, berichtet gleichfalls über das deutsche Idiom daselbst und meint, es sei vom Deutschen so verschieden, wie die Mundart von Florenz sich von der in Friaul gesprochenen unterscheide. Eine dritte Nachricht über diese Deutschen ist durch Nürnberger Kaufleute und dann durch Vermittlung Pirkheimers zu Melanchthon gekommen und findet sich bei dessen Schüler Busbeck. Es heißt, Nürnberger Kaufleute hätten in der Krim deutsche Lieder von den dortigen Gebirgsbewohnern vernommen. Auch Torquatus, der Fortsetzer der „Magdeburgischen Annalen", spricht von der dem sächsischen, d. h. dem niederdeutschen Idiom ähnlichen Sprache der in Transsylvanien, d. h. in der Krim, lebenden Gothen, die nach außenhin sich der griechischen und tartarischen Sprache bedienen. Ungemein wichtig sind die Nachrichten, die Busbeck, der österreichische Gesandte am türkischen Hofe, 1562 in seinem vierten türkischen Briefe uns über die Krimgothen aufbewahrt hat; er schildert zwei solcher Gothen, den einen schlank und im Aussehen einem Holländer ähnlich, den zweiten dunkel und von mittlerem Wuchs, mehr vom Aussehen eines Griechen, doch verstand dieser die Sprache seines Volkes, aus der Busbeck etwa 80 Wörter überliefert hat. Diese sind zum Theil rein deutsch, wie tag, ring, stuhl, singen, gehen, kommen, zum Theil klingen sie an die entsprechenden deutschen Worte an: wie gols an Gold, brunna an Brunnen, muun an Mund; andere kommen in germanischen Dialekten vor, wie im alamannischen, fränkischen, dänischen; ein geringes Rest dieser Worte mag indessen der Sprache der tatarischen Uebervölkerung entstammen, während die Zahlwörter 1 bis 10 zweifellos den niederdeutschen Wörtern entsprechen. Dem gegenüber wird die Ansicht eines Walachen, des Nicolaus Spatalus, um 1699 Dolmetscher des Zaren in der Türkei, das Idiom der Krimgothen sei nicht deutsch, als falsch zu bezeichnen sein. Dazu kommen dann die Nachrichten über die tetraxitischen Gothen auf der Halbinsel Taman, deren schon Procop Erwähnung thut, und auf die Wassiljefest ganz richtig eine Stelle des russischen Igorliedes gedeutet hat. Dort singen Gothenmädchen zu Ehren Igors, des Fürsten von Nowgorod, ein Siegeslied nach dessen Sieg über die Kumanenfürsten Buss und Chacatan. Im Aufstand des Thomas gegen den byzantinischen Kaiser Michael II. stehen die Krimgothen auf seiten der Empörer. Der Hinweis des im 12. Jahrhundert in den Rheinlanden entstandenen Annoliedes auf Indien als den fernsten Wohnsitz des Deutschen im Osten, ist wohl auf die Gothen zu beziehen, die auf Taman ansässig gewesen sind; auch ähnliche Angaben, wie der Ursprung der Bayern aus Armenien sind vielleicht so zu deuten (?). Die Tetraxiten auf Taman waren an Volkszahl noch geringer als die Krimgothen; auf sie beziehen sich die Angaben des Josbi, der 1482 von signori gotici auf der Halbinsel Matrega spricht, die 1484 von den Türken erobert ward; nach Torquatus berichtet, daß in Armenien deutsch gesprochen wurde, und dies konn ebenfalls nur auf diese Kaukasusgothen Bezug haben. Neben anderen Berichten sind jedoch die in Büschings Erdbeschreibung 1776 vom Jesuiten Mondorf stammenden von besonderer Wichtigkeit. Mondorf lebte 1730 bis 1760 in den Küstenstädten des Schwarzen Meeres und berichtet von einem gothischen Rudersklaven, der nicht getauft gewesen sei, und ferner, daß die zwischen den Tartaren und den am Asowschen Meer wohnenden Gothen einen Baumcultus besäßen, wie wir ihn bei Tscherkessen und sonstigen Kaukasusvölkern, sowie bei den indogermanischen Osseten finden; auch die Tscherkessen kennen keine Taufe. Die tetraxitischen Gothen haben sich also schon zum Beginn des 18. Jahrhunderts vollkommen als Tscherkessen gefühlt, mit denen sie seit Jahrhunderten ihre Geschicke verbunden hatten, während die Krimgothen erst gute Katholiken, dann gute Mohammedaner geworden sind. Die beiden kleinen Gothenstämme sind längst zugrunde

gegangen. 1791 flohen die Tetraxiten zu den Südscheerlessen vor der russischen Verfolgung, und heute können wir kaum mehr eine Spur jener Germanen in diesen Gegenden auffinden, wo ihre Existenz fast anderthalb Jahrtausende hindurch als gesichert angenommen werden muß. — Darauf sprach Frl. Elisabeth Lemke, eine eifrige Forscherin auf dem Gebiete der Volkskunde, über „Volksthümliches aus Danzig und Umgegend". Durch die feinsinnig durchgeführte Verflechtung culturhistorischer und folkloristischer Momente gab die Vortragende ihren Ausführungen etwas ungemein anziehendes. Johann Ohhagen theilt in seiner Danziger Chronik von 1782 alle jene schwärmerischen Anschauungen mit, die Danzigs Umgegend zum Sitze des biblischen Paradieses gemacht oder es zu der Stätte auserseben haben, wo einst Phaethon das Ende seiner Sonnenfahrt gefunden. Die Erklärung des Namens Danzig aus: hier tanz' ich, zeigt schon eine stark volksthümliche Färbung und läßt das alte Danzig als frohe Stätte und behaglichen Wohnsitz erscheinen. Nach Berckemeyers „Neuem Antiquarius" von 1712 bis 1731 ist Danzig, das alte Dibauia oder Hibauist, schon eine gothische Burg gewesen, und früh auch hat hier an der unteren Weichsel das Christenthum Verbreitung gefunden; denn der heilige Adalbert traf 997 bei seinem Besuche in Pomerellen dort schon zahlreiche Christen an, und in der Stiftungsurkunde des Bisthums Włocławek durch den Fürsten Mestwin I., ums Jahr 1000, wird schon des Klosters Lukran Erwähnung gethan, das von Danzig aus gestiftet ward. Die Vorstadt Sanct Albrecht bei Danzig hält das Andenken an den heiligen Adalbert heute noch lebendig. Ganz volksthümlich dagegen sind Danzigs Straßennamen. Wir treffen hier unter anderen eine Hunde-, Kuh-, Ziegen-, Schweine- und Hühnergasse, eine „Schäferei", daneben ein „altes Ruß" und einen „Paggenpfuhl"; in der Volkssprache heißen Zeitungen Aalsen, das Strickzeug „Kabbaig", Osterbrod ist unser Weißbrod, auf der Nehrung heißen die Leheer „Zoptea", und ähnliche noch durch die Dialektaussprache fast undeutsch klingende Worte finden wir in Menge. Daneben bestehen zahlreiche uralte Volksbräuche und noch Reste von Volksfesten. Eigenthümlich erscheint die Sitte des „Brunnentopfes", welchen die Knechte der Bauernhöfe unter Absingung von Glückwunschliedern in der Sylvesternacht an Büscheln aus Pferdehaaren schwingen und welcher ein knarrendes Geräusch hervorbringt; während der 23. Juni heute noch der Tag für die Volksbelustigung durch Vogelschießen und derartige Kurzweil ist. Aus dem von Anton Möller 1618 edirten „Danziger Frauengarten" gewinnen wir ein farbiges Bild der Sitten jener Zeit; die zahlreichen damals im Gebrauch gewesenen Gesellschaftsspiele auf der Nehrung sind uns hier in treuem Berichte überliefert, wie werden mit dem selbst hier errungenen Siege der „spanischen Tracht" bekannt gemacht, deren Halskrausen sogar bei den Brauersmägden Eingang gefunden haben. Ein Charakteristicum des alten Danzig sind die sogenannten „Flissen", die Holzflöße auf der Weichsel, wie sie Strypowski auf seinen Bildern in weiß und roth gestreifte Kittel gekleidet dargestellt hat, und auch „Frau Anachen", der unübersetzliche Name für die Kinderwärterin oder Haushälterin, die zum „Schnüffelmarkt" geht und daselbst „Fladern" (Flundern) oder Zanat (Zander) einkauft, ist eine specifisch Danziger Figur. Seitdem Danzig aufgehört hat, eine Festung zu sein, und bei seiner sich vollziehenden Umwandlung aus der alten baltischen Handelsstadt, dem „nordischen Venedig" Alexander v. Humboldts, in eine moderne Fabrikstadt, ist neben vielem alten Wohlstand, den die Krisis zerstörte, auch viel Volksthümliches verschwunden; dennoch hat sich noch mancherlei in den Sitten erhalten, das auf die Eigenthümlichkeit des dortigen Volkslebens hinweist. Wie 1479, als nach des Chronisten Angabe auf der Nehrung unter den Bauern starke Trunksucht herrschte, ist heute noch der „Machandel"schnaps mit Knüppel, d. h. einem Wachholderstab zum Umrühren des Getränks, beliebt; auch der Brauch des „Fuchsschleifens", wobei der letzte in der Gesellschaft stets den Krug zu leeren hat, ist noch nicht verschwunden. Die heutige Bauerntracht, durch silberne Knöpfe und mit ovalfachem Bernsteinschmuck reichlich geziert, scheint gewissen noch weniger prunkvoll zu sein, als jene des ausgehenden 17. Jahrhunderts, wo von der Kanzel gegen die Prunksucht geeifert ward und den Frauen „grobgrün, machaier und durant" als Kleiderstoffarben vorgeschrieben wurden. Nördlich ist Hela, ein Fischerdorf in Danzigs Umgegend. Alt-Hela, ein anderes Vineta, hat der Sage nach einst hier gestanden, und in der ersten Pfingstnacht soll unter dem Wasser die Pracht dieser versunkenen glänzenden und reichbevölkerten Stadt sichtbar werden. Im Fischerdorfe Hela soll man in früheren Zeiten oft um gesegneten Strand gebetet haben, d. h. um Strandgut von verschlagenen Schiffen und Schiffbrüchigen, und selbst die Gebietiger des Deutschen Ordens wußten aus dem Erlös solchen „Strandguts" ihren Vortheil zu ziehen. Bekannt ist das tragische Geschick des Nürnberger Meisters Hans Düringer, den der Danziger Rath in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts hatte blenden lassen, weil er in Lübeck ein ähnlich kunstvolles Uhrwerk gefertigt hatte, wie für Danzigs Marienkirche, und der dann dort sein eigenes Kunstwerk zerstört und durch Selbstmord geendet hat. Die Marienkirche, ein wundervolles Museum zur Geschichte dieser Colonialkunst unseres Nordostens, trägt durchaus den Stil der Bauten des deutschen Ordens. Der Sage nach soll sie durch einen unterirdischen Gang mit der Marienburg in Verbindung gestanden haben. Bemerkenswerth ist das 1728 in Holland gegossene Glockenspiel von Sankt Katharinen, das mit seinen Chorälen heute noch das tägliche Leben Danzigs begleitet und so ein Charakteristicum der Stadt bildet. Wer kennt nicht Hans Memlings „Jüngstes Gericht", gleichsam die Pfahlen von Danzig? Weniger bekannt dürfte ein anderes im Artushofe befindliches „Jüngstes Gericht" von Anton Möller sein. Das in herrlicher Landschaft 1170 gegründete Kloster Oliva, sowie Zoppot, wo einstmals die skandinavischen Seekönige ein Bollwerk besaßen, rufen dem Danziger zahlreiche Sagen ins Gedächtniß. Natürlich fehlt es in der Stadt der Gespenster nicht an verrufenen Häusern, in denen ein Spuk herrscht und die Trollen, d. h. die Hausteufel, ihr Wesen treiben. Mit der alten Stellung Danzigs als Handelsstadt ist zu manches diesem eigenthümliche Moment aus dessen Volksleben geschwunden, und jener grüne Vogel, der täglich der Weichselnymphe Nachricht bringt von allem, was längs des Weichselstromes sich zugetragen hat, wird oft schon Kunde von zerstörtem Glück seiner Herrin haben bringen müssen, das er auf seinem Fluge von der Baltischen See bis zu den Karpathen gesehen hat, ohne daß die Menschen ihn selbst in den Lüften haben erblicken können, wie eifrig sie auch nach ihm auslugten.

* **Leiden.** Am 21. d. M. starb unerwartet im 67. Lebensjahr der Director der hiesigen Universitätsbibliothek Dr. W. N. du Rieu, der in 33jähriger Verwaltung die ihm untergebene Anstalt zu einem Muster an wissenschaftlicher Organisation zu machen verstand; auch das Ausland rühmte seine allzeit bereite Hülfe bei gelehrter Arbeit. Durch eigene Forschung und gediegene Publicationen zur Uebersicht über literarische und historische Entwicklung (Repertorien, Register, Matrikeleditionen u. dgl.) leistete er den Studien weiteren Vorschub; die Herausgabe der Correspondenz des großen Huygens ward durch seine Bemühungen ermöglicht. Zuletzt gab er den Anstoß zu dem wichtigen Unternehmen der photographischen Reproduction kostbarer griechischer und lateinischer Handschriften, worauf vor einigen Monaten in diesen Blättern hingewiesen ward. — Am 22. folgte ihm im Tode als Siebziger Dr. D. Daijee, Professor der Augen- und Ohrenheilkunde an der hiesigen Universität.

* **London.** Dem Britischen Museum, das unlängst die Handschriften des Hyperides mit Ausnahme einer Rede, sowie die des Herodot in seinen Besitz gebracht hat, wurde neuerdings ein Papyrus einverleibt, der die letzten Oden des Lyrikers Bakchylides enthält.

* **Paris.** Wie bereits telegraphisch gemeldet, ward am zweiten Weihnachtsfeiertag die Leiche Pasteurs aus den Grabgewölben der Notre-Dame-Kirche von der Familie des Gelehrten, dem Personal seines Instituts und Delegationen, darunter die Engländer Joseph Lister, John Evans, George Reid, nach dem Institut Pasteur in der Rue Dutot geleitet und dort in der zu diesem Zweck gebauten Krypta beigesetzt. Vor dem Sarkophage feierte Unterrichtsminister Rambaud die Verdienste des Verstorbenen; nach ihm sprachen Duclaux, der Director der Anstalt, Carnu im Namen der Académie des sciences, Bergeran, Georges Perrot, Frédéric Passy als Vertreter der medicinischen Akademie, der höheren Normalschule, des nationalen Vereins der Landwirthe, Lister für die Royal Society in London, Sir William Priestley, Sir John Evans, Sir Dyce Duckworth im Auftrag der englischen Regierung, der Universität Edinburg, der Londoner Aerzte. Der Sarkophag aus schwedischem Porphyr verschwand unter der Fülle der Kränze.

* **St. Petersburg.** Eine archäologische Commission zur Veranstaltung von Ausgrabungen soll, wie die „Now. Wr." erfährt, im nächsten Jahr nach der Krim abcommandirt werden. Aehnliche Commissionen werden wahrscheinlich später auch nach dem Wolga-Delta gehen.

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 30. December. Nummer 301.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpeditionen.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Zu Beethovens Clavierſonaten. I. Von Dr. Th. v. Frimmel. — Ruſſiſche Skizzen. II. Von M. Hotz. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zu Beethovens Clavierſonaten.

Von Dr. Th. v. Frimmel.

I.

Mein erſter großartiger muſikaliſcher Eindruck war Beethovens Recitativſonate. Ich hörte ſie von Clara Schumann ſpielen, als dieſe um die Mitte der ſechziger Jahre auf einer Concertreiſe Wiener-Neuſtadt berührte, wo ich damals das Gymnaſium beſuchte. Der Eindruck war tief und klingt mir noch heute, nach etwa dreißig Jahren, durchs Gemüth, obwohl ich dieſelbe Sonate ſpäter von vielen anderen Künſtlern habe vortragen hören. Die Recitativſonate führte mich bald zu den übrigen Sonaten Beethovens, zu ſeinen anderen Werken, zu ſeiner Lebensgeſchichte, zu eingehenden Studien über den eigenartigen Meiſter und ſein Schaffen. Einiges wenige aus dieſen Studien ſei hier mitgetheilt.

Wer heute in eingehender Weiſe über Beethovens Clavierſonaten ſchreiben wollte, müßte ſich für ein dickes Buch rüſten. Allerwärts viel Material. Brauchbare und unbrauchbare Gedanken zu Hauf. Auch zuſammenfaſſende Arbeiten ſind zu verzeichnen, die zum Theil von den Sonaten Beethovens allein, zum Theil von ſeinen Claviercompoſitionen überhaupt handeln. So hat A. W. Ambros im Jahre 1872 in zuſammenhängender Weiſe in der Allgemeinen Zeitung über „die Claviercompoſitionen Beethovens" geſchrieben, wie ſie ihm in der Cotta'ſchen Ausgabe vorlagen. Dieſer Aufſatz iſt auch im Sonderabdruck verbreitet. Auf Beethovens Clavierſonaten liegt dabei das Hauptgewicht. Dieſen allein war Ernſt v. Elterleins kleines Buch über „Beethovens Clavierſonaten" gewidmet, das 1856 zum erſtenmal herausgegeben und ſeither wiederholt gedruckt wurde. 1863 erſchien eine „Anleitung zum Vortrag Beethoven'ſcher Clavierwerke" von Adolf Bernhard Marx. Darin iſt faſt ausſchließlich von den Clavierſonaten die Rede. Eine zweite Auflage des Buches wurde nach Marxens Tod von Dr. Guſtav Behncke herausgegeben. In neueſter Zeit iſt ein Büchlein von Karl Reinecke erſchienen, das „die Beethoven'ſchen Clavierſonaten" in der Form von Briefen an eine Freundin beſpricht. Neben dieſen Büchern ſind dann noch ungezählte einzelne Stellen in der Beethovenliteratur zu berückſichtigen. Da gibt es faſt bei jeder Sonate allerlei über die Zeit, den Ort, die Art und Weiſe der Entſtehung zu finden, Fragen, über welche beſonders A. W. Thayer und G. Nottebohm in mehreren Arbeiten wichtige Aufſchlüſſe gegeben haben. Dann ſpielen herein die Fragen der muſikaliſchen Schriftenkunde und Textkritik. Ohne genaue muſikaliſche Analyſe iſt ferner an eine vollſtändige Behandlung der Sonaten Beethovens ebenſo wenig zu denken, wie bei der anderer Compoſitionen von beliebigen Tonkünſtlern. Eine wichtige Angelegenheit, die in einem Buch über unſern Gegenſtand einen breiten Raum in Anſpruch nehmen würde, iſt ferner die Spielweiſe, der geſchichtlich treue Vortrag der Sonaten. Hier hat man dem vierten Theil der Karl Czerny'ſchen Clavierſchule viele nützliche Winke zu verdanken. Schindler, Beethovens Biograph, hat manches darüber mitgetheilt, und in der neueren Literatur findet ſich vieles, was für eine treue Wiedergabe der unvergänglichen Werke des großen Beethoven von Wichtigkeit iſt. Im Verlauf dieſes Artikels ſollen derlei Studien genannt werden. Alles zuſammenzufaſſen, in ein geordnetes Ganzes zu vereinigen, wäre eine hübſche Arbeit, die ich gerne machen würde, wären die Umſtände gegenwärtig nicht allzu ungünſtig. Zunächſt muß ich auf Vollſtändigkeit der Angaben verzichten und namentlich das Zuſammenfaſſen des bisher Gebotenen gar ſehr einſchränken, um für einige bisher überſehene oder zu wenig betonte Punkte Raum zu gewinnen. Ja ſogar über dieſe, da ſie ziemlich zahlreich ſind, kann ich nur Andeutungen geben. Als Reihenfolge der Sonaten wähle ich bei der folgenden Beſprechung im weſentlichen die nach den Opuszahlen, obwohl man ganz gut nach der Entſtehungszeit ordnen könnte und obwohl auch mehrmals eine Reihenfolge nach der techniſchen Schwierigkeit eingehalten worden iſt. So hat Ferdinand Hiller in ſeiner Vorrede zur Leukart'ſchen Ausgabe der Clavierſonaten eine Stufenfolge nach der Schwierigkeit der Ausführung gegeben, eine Ueberſicht, die auch in das Buch „Aus dem Tonleben unſrer Zeit" (neue Folge 1871) übergegangen iſt. Ferner gab 1875 Hans Schmitt eine ſolche Tabelle, die in der „öſterreichiſchen Muſiker-Zeitung" (herausgegeben und verlegt von Joſeph Schen und Auguſt Seelig) erſchienen iſt (in Nr. 6 des erſten und einzigen Jahrganges). Reinecke's neues Buch, das ſchon oben genannt wurde, iſt nach dieſem Grundſatze angeordnet, der auch für Marx den Anlaß zu einer beſonderen Erörterung abgab. Bei einer Anordnung nach Opuszahlen würden freilich die ſogenannten Kurfürſtenſonaten Beethovens zu kurz kommen, die 1783 ohne Opuszahl erſchienen ſind. Ich behandle ſie daher noch vor Beginn der eigentlichen Reihe. Je nachdem man ſie vom geſchichtlichen Standpunkte aus betrachtet, oder vom äſthetiſchen, iſt ihre Bedeutung ungemein verſchieden. Der Aeſthetiker lehnt ſie gewiß als unvollkommen ab, wenn er in ſeinem Verſtändniß bis zum reifen Beethoven vorgedrungen iſt; der Hiſtoriker dagegen findet auf jeder Seite die intereſſanteſten Anknüpfungspunkte, um ſich die Abſtammung der Beethoven'ſchen Muſe von der Kunſt früherer Zeiten, insbeſondere von Karl Philipp Emanuel Bach, Mozart und Reeſe klar zu machen. Geiſtreiche Umkehrungen von Terzenſtellen in Sexten über derſelben Begleitung und viele andere Wendungen ſind ganz aus dem Geiſte jener früheren Muſikperiode hervorgewachſen.[1]) An-

[1]) So z. B. eine Stelle in der Kurfürſtenſonate Nr. 2, Andante, Tact 9 bis 13, wozu beſonders zu vergleichen iſt Reeſe XII Sonaten, Nr. 1 im „poco adagio". Bei Mozart ſind derlei Wendungen all-

deres weist wieder prophetisch voraus auf spätere Werke Beethovens, auf die Violinsonate in A-moll, auf die „Pathétique“ und auf Op. 110. (Derlei Stellen in den ersten Sätzen der zweiten und dritten Kurfürstensonate.)

Ein viel größerer Kunstwerth als diesen Jugendwerken, denen noch Reese berathend zur Seite stand, kommt bei gleichem historischen Interesse den Sonaten Op. 2 zu. Trotzdem hängt Beethoven auch hier noch stark an seinen Vorgängern. Sogleich die ersten Tacte der ersten Sonate bilden eine Art conventionellen Anfanges, wie er in Philipp Emanuel Bachs Richtung häufig, gelegentlich auch bei Mozart vorkommt. Reese, ein Schüler des genannten, des Hamburger Bach, beginnt in dieser Weise seine Ouverture zu „Heinrich und Lyda“; so beginnt eine Ph. Em. Bach'sche Claviersonate in F-moll. Weniger auffallend ist die Analogie mit dem Anfang des Finales der Mozart'schen G-moll-Symphonie, den Reinecke in diesem Zusammenhange nennt. Noch weniger möchte ich den dreitheiligen Anfang der Eroica in diese Gruppe mit einbeziehen, die lauter Themen mit zweitheiligem, beziehungsweise viertheiligem Rhythmus enthält, wie z. B. Beethovens Hauptthema zum Es-dur-Trio Op. 1. Unverkennbare Mozartspuren in Beethovens Op. 2 (Sonate in F-moll) finden sich dagegen im 2. und 3. Tact vor dem Schluß des Adagio. Man vergleiche damit Mozarts Andantino der Phantasie und Sonate aus C-moll (Tact 23 und 24). Ueberdies bietet der erste Satz in Bethovens F-moll-Sonate aus Op. 2 in der Gesangsgruppe (Es-dur, 7. und 8. Tact dieser Gruppe) Analogien mit Mozarts eben genannter Phantasie und Sonate (Allegro molto, 14. bis 16. Tact vor dem Schluß des 1. Theils und Parallelstelle im 2. Theil). Ist nun aber auch der Anfang nicht eigenartig, so zeigt uns die thematische Verarbeitung sofort den selbständigen Geist des jungen Beethoven.

Der zweite Satz, das Adagio, ist, wenn man ein allgemeines Vorbild gelten lassen will, einem Jos. Haydn'schen Adagio nachempfunden, das in einer viel gespielten Sonate vorkommt (C-dur, Lebert'sche Ausgabe, bei Cotta, Nr. 2). Von der Hauptgruppe hatte Beethoven schon in seinem Pianoquartett aus C-dur Gebrauch gemacht, was schon bei Thayer und Nottebohm erwähnt ist.[1]) Auf den Mozart'schen Schluß des Satzes wurde schon oben hingewiesen.

Im Trio kommt eine Stelle mit Sextaccorden vor, die plötzlich neben dem leichten Fluß der vorhergehenden Tacte als technisch schwierig absticht. Man braucht sie übrigens, wenn man anders geläufig Quartenfolgen spielt, nur recht tüchtig zu üben, um sie glatt und gebunden auszuführen. Marx gibt eine, wie ich glaube, den Klang ändernde Anweisung zur Erleichterung dieser Stelle. Brauchbar ist die Bülow'sche Applicatur. Eine analoge Stelle bringt Beethoven in der Ertmannsonate Op. 101.

Im letzten Satz staumt das Triolengewirre sicher auch von den Vorgängern. Man kennt es bei Joh. Christ. Bach, bei Haydn, Mozart und, was hier am wichtigsten ist, bei Reese.

Die frische, muntere A-dur-Sonate (Op. 2, Nr. 2) scheint mir in dem Kleeblatt des Opus 2 die originellste zu sein. In die C-dur-Sonate (Op. 2, Nr. 3) klingt wieder vielfach die Weise des Ph. Em. Bach herein, so z. B. dessen Art, eine Periode unisono abzuschließen.[1]) Das Adagio dieser Sonate ist bemerkenswerth durch die freie Behandlung der 32stel Figuren. Im allegro assai ist sehr darauf zu achten, daß die Staccatos und Legatos als Gegensätze wirken. Die ruhige Stelle in F-dur, bald nach der unangenehmen Terzenstelle, hat Beethoven zweifellos sehr gebunden vorgetragen. Die großen Legatobogen sprechen überaus deutlich, und man hat Nachrichten von Beethovens trefflichem gebundenen Spiel. Auch ist es klar, daß die Oberstimme singend hervorgehoben werden muß (aber ohne jedes Brechen der Accorde). Denn die nächste Gruppe bringt ja die Nachahmung dieser Oberstimme im Baß.

Die Es-dur-Sonate Op. 7 ist 1797 erschienen. Jeder Satz ist für sich ein Juwel. Eine Spur von conventioneller Erfindung zeigt nur das Rondo. Im Largo kommt vorübergehend eine Stimmung zu Tage, die schon bei Haydn in einem Adagio (Cotta-Lebert, 13. Claviersonate im zweiten Theil Tact 18 ff., A-moll mit Staccatobaß) einmal angeschlagen worden ist. Hier in Beethovens Largo findet sie sich in der As-dur-Gruppe mit dem Staccato im Baß. Das Rondo bietet in der Gruppe mit den 32steln eines jener zahlreichen Beispiele, die eine Veränderung einer Figur erkennen lassen, wie sie durch den geringen Umfang der alten Claviere bedingt wurde. Wo die logische Bildung der Figur über den höchsten Ton des Instruments hinausführen würde, ist Beethoven von dem Vorbilde, wie er es in den vorhergehenden Tacten geschrieben hatte, abgewichen. Die Aenderung paßte die Stelle dem Umfang des Claviers an, das Beethoven damals zur Verfügung hatte. Diese Angelegenheit ist schon von Gustav Jansen in seinem „Anhang zu den Beethoven'schen Claviersonaten“ (Berlin, Bote und Bock 1846) besprochen und seither oftmals berührt worden, besonders von W. Tappert im „musikalischen Wochenblatt“ (Leipzig, W. Fritzsch) von 1871. Man kann sich beim Spielen solcher Stellen auf unsern heutigen Instrumenten entweder historisch treu an das Geschriebene halten, oder versuchsweise so spielen, wie die folgerichtige Entwicklung der Figur lauten müßte. Für die erstere Auffassung spricht die Thatsache, daß eben die Claviere, die Beethoven zur Verfügung hatte, in ihrem Tonumfang nicht weiter reichten, als ihre Tasten. Für eine modernisirte Spielart würde die bessere Klangwirkung sprechen. Versuche, so zu spielen, wie Beethoven vermuthlich auf unsern Clavieren gespielt hätte, dürften aber niemals zu einer Textänderung führen. Das wäre gleichbedeutend mit „verschönerndem“ oder „verbesserndem“ Hineinmalen in Bilder von Rafael, Dürer, Tizian, weil das Colorit ihrer Bilder der Zeit entspricht, in der sie gelebt haben. Ein versuchsweises Modernisiren des Spiels könnte mit dem Retouchiren photographischer Nachbildungen alter Werke der bildenden Kunst verglichen werden. Nun zurück zu Op. 7. Vierzehn Tacte vor dem Schluß kommt eine jener vielen Stellen vor, in denen eine Taste, die von einer Hand ausgehalten werden soll, kurz nach ihrem Anschlag auch von der andern Hand wieder benutzt werden soll, bevor noch die Aushaltung zu Ende ist. Das Pedal kann hier nicht helfen, und in solchen Fällen muß vernunftgemäß erwogen werden, was zu opfern ist, das Nachklingen des ersten Anschlages oder der ganze zweite Anschlag. Phil. Em. Bach schreibt im allgemeinen vor, daß der zweite Anschlag auszufallen habe.

---

bekannt. Ueber den Zusammenhang Beethoven'scher Musik mit Reese schrieb ich 1889 für die Wiener „Neue Illustrirte Zeitung“ (vgl. Nr. 43, Bd. II, S. 894 f.) und 1890 in H. Pohle's „Hamburger Signalen“ (Jahrg. III, Nr. 1 ff.). Beide Artikel mit Musikbeispielen. In Bezug auf die Frage Beethoven-Reese muß ich mir die Priorität wahren. Gestreift wurde diese Frage neuestens in J. S. Shedlocks „The pianoforte sonata“ (London, 1895).

[1]) Vergl. A. W. Thayers chronologisches Verzeichniß der Werke Ludwig van Beethovens S. 18 und G. Nottebohms thematisches Verzeichniß S. 143.

[1]) Vergl. hiezu P. E. Bachs As-dur-Sonate, Ausgabe Peters — Bülow S. 10. — Eine andere Stelle aus einem Werk desselben Bach (abgedruckt bei C. F. Weitzmann in der „Geschichte des Clavierspiels“ S. 349, mittleres System rechts) klingt an in Beethovens Op. 2, Nr. 3, im ersten Satz, in der Cantilene aus G-moll, besonders im vierten Tact. Diese Cantilene ist von Beethoven schon 1795 benutzt worden für das oben erwähnte C-dur-Pianoquartett.

Digitized by Google

Auf die zahlreichen Varianten des Falles geht er nicht ein, sonst würde er sicher Zugeständnisse gemacht haben. In dem Beispiel hier bei Beethoven würde die alte Regel des Hamburger Bach nicht gut angewendet werden können. Denn das Fortklingen des ersten Anschlages wird hier durch die Verdoppelung besorgt, und eine Unterbrechung der Figur, in welcher der zweite Anschlag vorkommt, wäre hier sehr empfindlich.[1])

Opus 10, Nr. 1 in C-moll. Furchtbar viel gespielt, besonders seines weichen Adagios wegen, unterbrochen von rauhen Stellen mit Forte und Fortissimo. Ich meine damit Tact 17 und 18, sowie die analogen Stellen im zweiten Theil. Derlei Läufe sind übrigens in der Bachperiode schon vorgebildet. Die erwähnten Stellen bei Beethoven haben im wesentlichen dieselbe Bewegung wie einige Tacte in der E-moll-Partita des alten Johann Sebastian Bach (im ersten Satz, Tact 13 und 14). Auch bei Philipp Emanuel Bach kommen Stellen von verwandter Bedeutung vor, z. B. in dessen A-dur-Sonate (Peters-Bülow S. 7). Vor der Wiederkehr des Hauptgedankens entspricht die Triolenbewegung nach den Schlüssen einem alten Gebrauch, der beispielsweise auch im Adagio einer Haydn'schen Claviersonate (Lebert Nr. 17) vorkommt. Im Prestissimo finden sich in den letzten Tacten des ersten Theils und in der Parallelstelle Motive, die wir später in der „Pathétique" wieder verwendet sehen, die Beethoven auch schon in einer der Kurfürstensonaten angedeutet hat und deren Wurzeln zum mindesten bis Jos. Haydn und Mozart zurückreichen. (Vergl. Haydns Claviersonate Nr. 3 bei Cotta-Lebert; Schluß des ersten Theiles und die correspondirende Stelle im zweiten, und Mozarts Phantasie in C-moll Tact 2.) Auf einen zweiten Zusammenhang mit Mozart ist schon bei Elterlein hingewiesen.

Zu Opus 10, Nr. 3, der frischen D-dur-Sonate mit dem großartig aufgebauten Largo bemerke ich, daß im ersten Satz nach dem Tacte mit dem Triller auf h im dritten Viertel ein langer Vorschlag gemeint ist, wie Karl Czerny im IV. Theil seiner Clavierschule (S. 44) ausdrücklich betont. Die figurirten Fortissimostellen gegen den Schluß des ersten Theiles zu kommen gut heraus, wenn man die oberen Noten mit dem dritten und vierten Finger nimmt. Dies führt zu einer naturgemäßen Betonung auch im raschesten Tempo, das hier übrigens gar nicht einzutreten hat. Den Anfang des Satzes sogleich mit fortlaufenden Octaven in jeder Hand zu spielen, wie manche wollen, ist Willkür. Der Menuetto hat auf Franz Schubert vorbildlich gewirkt. Melodie und Stimmung sind verwandt mit Schuberts „Guten Morgen, schöne Müllerin".

Gegen Ende des Jahres 1799 erschien Op. 13, die große Sonate pathétique. Sie ist bekanntlich ein äußerst beliebter Gegenstand für Mißhandlung durch Dilettantenhände, obwohl sie technisch keine großen Schwierigkeiten bietet. Wird das einleitende „Grave" nicht in strengem Legato in den Octaven der rechten Hand gespielt und mit gehörigem Legato der Begleitung verbunden, so ist's nicht anzuhören. Czerny, der hier als bester Gewährsmann für eine Beethovenmäßige Ausführung gilt, weist ganz eigens auf dieses Legato hin. Ueber die Benennung „pathetisch" haben sich viele geäußert, von Anton Schindler bis Anton Rubinstein.[2]) Sie stammt von Beethoven selbst und paßt recht gut zu dem „Grave", sogar wenn man die rascher bewegten Sätze nicht in vulgärem Sinne als pathetisch gelten lassen wollte. Ueber den Vortrag dieser Sonate gibt besonders Schindler wichtige Winke, die ich hier nicht wiederholen will, da Schindlers Buch in aller Händen ist. Die „Pathétique" ist eine Art Wiedergeburt der Mozart'schen Phantasie und Sonate in C-moll, deren Einfluß auf Beethovens Kunst schon früher gestreift wurde. Der junge Beethoven muß ja doch dieses Mozart'sche Werk gekannt haben, das 1787 als „oeuvre XI" in Wien erschienen ist. Aus dieser Quelle wird Beethoven auch die höchst wirkungsvolle Vortragsweise geschöpft haben, das Tempo im Crescendo ein wenig zurückzuhalten. Ueber diese Vortragsweise sind wir durch Ries unterrichtet. Die entsprechende Vorschrift des Tempos kommt nun in Mozarts Clavierphantasie vor, von der eben die Rede war.[1]) Eine Analogie zu älteren Werken, die ich noch in der Pathétique gefunden habe, möchte ich andeuten, ohne damit einen ursächlichen Zusammenhang beweisen zu wollen. Im ersten Allegro der Pathétique folgt auf die Gruppe mit den alterthümlichen Schnellern eine Periode, in der die Mittelstimmen besonders charakteristisch sind. Eine analog rhythmisirte Mittelstimme findet sich auch einmal in einer Sonate des alten Dessauer Musikdirectors Friedrich Wilhelm Rust, die zwar zu Beethovens Zeit noch nicht gedruckt, aber doch wohl in Abschriften verbreitet war. Ich meine einige Tacte in der C-dur-Sonate für Clavier, die vor einigen Jahren bei W. Fritzsch in Leipzig veröffentlicht worden ist.[2]) Sie finden sich im letzten Satz dieser Sonate (S. 27 im zweiten und dritten System). Rust ist schon im Februar 1796 gestorben, wonach die Möglichkeit vorliegt, daß Beethoven hier eine gewisse Anregung durch die erwähnte Rust'sche Sonate erfahren hat. Denn die „Pathétique" ist, soweit man über ihre Entstehungszeit unterrichtet ist, nicht allzulange vor 1799 geschrieben[3]), und Rusts Sonate mag in Abschriften verbreitet gewesen sein.

Aus dem 14. Werke Beethovens hebe ich die Sonate Nr. 2 in G-dur heraus. Sie gehört zu jenen flüssigen, flotten G-dur-Compositionen des Meisters, in denen er ein gleichmäßig bewegtes, sehr lebhaftes Passagenspiel anbrachte. Voller Fiorituren ist auch sein Pianoconcert aus G-dur, und im G-dur-Rondo für Clavier ist an Läufen und Trillern kein Mangel. Das Andante der Beethoven'schen Sonate, von der wir sprechen, fängt ähnlich so an, wie Beethovens Romanze für Violine aus G. Bei jener Wiederholung, eigentlich Variation, des Themas, die in der Oberstimme syncopirte 16tel-Figuren bringt, wird man an ähnliche Scherze bei Joh. Christ. Friedr. Bach erinnert, womit ja sicher keine Reminiscenz nachgewiesen sein soll.[4])

Die ganze Sonate ist technisch leicht zu bewältigen, wenn der Spieler schon durch Cramer und Clementi vorgebildet ist, aber ebenso leicht in der Auffassung und feinen Rhythmisirung zu verfehlen. Reinecke's Erörterungen hiezu sind lesenswerth.

Op. 22, B-dur. Der erste Satz für eine Beethoven'sche Sonate nicht allzu gedankenreich. Adagio schwärmerisch, von den Romantikern offenbar viel gespielt. Der Menuetto

---

[1]) Auf derlei Fälle in der älteren Claviermusik gehe ich an anderer Stelle näher ein.

[2]) Schindler „Biographie von Ludwig van Beethoven" 4. Auflage I. 183. Wilhelm v. Lenz: „Kritischer Katalog sämmtlicher Werke B.'s mit Analysen derselben" bei Op. 13. Marx: S. 107, Ant. Rubinstein „Die Musik und ihre Meister" (2. Aufl. 1892) S. 18, Reinecke, S. 41 ff. Die erste Recension dieser Sonate erschien in der Leipziger allgemeinen musikalischen Zeitung von 1800.

[1]) Vergl. hiezu mein Buch „Neue Beethoveniana" S. 44 und die Nachträge dazu in der zweiten Ausgabe. Die Mozart'sche Vorzeichnung habe ich nach der Originalausgabe von 1787 überprüft.

[2]) Die Kenntniß dieser Sonate verdanke ich der Freundlichkeit des Hrn. Dr. Erich Prieger, der sich um die Verbreitung Rust'scher Compositionen bekanntlich Verdienste erworben, und der 1894 eine kleine Schrift über Fr. W. Rust veröffentlicht hat (Köln, P. J. Tonger).

[3]) Ueber Beethovens Notirungen zur Pathétique vergl. L. Nohl „Beethoven, Liszt und Wagner" S. 77, Nottebohm „Beethoveniana" I, 136, II 42 f. 245 und neuerdings Alfr. Chr. Kalischer in den Monatsheften für Musikgeschichte, 1896 Nr. 5.

[4]) Vergl. „Les maîtres du clavecin". Herausgegeben von Louis Köhler. Rondo im 1. Heft, S. 27.

enthält einen Tact, der lebhaft an Reese erinnert.[1]) Das Rondo ist für meinen Geschmack allzu lieblich und altmodisch, klingt mehr oder weniger deutlich an Mozart an. Gar ausgesprochen ist dies im 25. und 27. Tact, die an eine bekannte Stelle in der großen C-dur-Sonate für Clavier von Mozart (Köchel Nr. 279) und an eine minder bekannte in einer Mozart'schen D-dur-Sonate (Köchel Nr. 311) anklingt, ohne aber entlehnt zu sein. Derlei Wendungen lassen sich gewiß auch weiter zurück verfolgen. Hier handelt es sich jedoch nur darum, einen unmittelbaren Vorgänger zu nennen. Schon Lenz und Elterlein spielen auf die Haydn-Mozart'sche Art dieser Sonate im allgemeinen an.

Weniger betont ist der Zusammenhang mit den älteren Classikern bei Op. 26, der berühmten As-dur-Sonate. Lenz, mit sich selbst halb in Widerspruch, setzt sie in seinem Kritischen Katalog als erste der „ursreien" Beethoven'schen Sonaten an. Und doch bringt das Thema zwei Tacte, die unverkennbar ein Echo aus Mozart'schen Compositionen bilden. Und dieses Echo kehrt, wenn auch mehrfach umgestaltet, in den Variationen begreiflicherweise wieder. Der erste dieser Tacte, der 15., bildet eine wahrhafte Reminiscenz an Mozarts B-dur-Clavierconcert mit dem Andante in Es-dur (⁹/₈-Tact), wo in der Mitte des figurirten Stückes genau dieselben harmonischen und melodischen Fortschreitungen zu finden sind. Dann ist sogleich wieder der 16. Tact in Beethovens Thema ein unverkennbares Wiederaufleben eines Motivs aus Mozarts Veilchen. Meines Wissens sind diese nicht ganz unwichtigen bestimmten Nachweise, auf die ich seit vielen Jahren oft genug mündlich aufmerksam gemacht habe, bisher in der Literatur übersehen worden. Wenigstens finde ich sie weder bei Lenz, noch bei Marx, Elterlein, Reinecke, noch in den Beethoven-Biographien, auch nicht im Vorwort zur Prieger'schen Facsimileausgabe der As-dur-Sonate, die im Laufe des Jahres 1895 erschienen ist. Gleichfalls unbemerkt blieb die Stimmungsverwandtschaft, die ohne Zweifel zwischen dem Anfang der dritten Beethoven'schen Variation herrscht und zwischen einer Stelle in einem Haydn'schen Adagio (Claviersonate Cotta-Lebert Nr. 13), wodurch uns auch wieder Beethovens Op. 7 mit einer Stelle des Largo ins Gedächtniß kommt. Auch sonst greift Beethoven hier mehrmals auf Motive zurück, die er selbst vorher schon verwendet hatte, so z. B. im 22. Tact der fünften Variation auf eine Phrase aus der Pathétique. Andrerseits weist das Thema des Finale voraus auf Beethovens Op. 54. Und in diesem Zusammenhang darf ich ja erwähnen, daß Robert Schumanns Knecht Ruprecht wohl kaum entstanden wäre, wenn Beethoven nicht vorher den Anfang des zweiten Theiles im Schlußallegro der As-dur-Sonate geschrieben hätte.

Op. 27, Nr. 1 und 2, gehört offenbar zu den eigenartigsten Werken Beethovens. Nr. 2, die Cis-moll-Sonate, gilt geradewegs als Typus Beethoven'scher Kunst. Ihre Nachwirkung ist zweifellos in der romantischen Periode sehr stark gewesen. Denn die Gondellieder und die damit verwandten anderen Clavierstücke von Mendelssohn und seinen Nachahmern gehen doch alle in ihrer Grundstimmung auf das „Adagio sostenuto" in der „Mondscheinsonate" zurück. Diese gehört zu den meist gespielten und das seit lange. Schon Lenz nennt 18 Ausgaben, und die Anzahl der Uebertragungen war auch nicht gering. Mit der Cismoll-Sonate machte Mendelssohn 1830 in München großen Effect. Noch gegenwärtig erzielt sie, von bedeutenden Clavierspielern vorgetragen, große Wirkung. Der Sagenkreis, der sich schon früh um diese Sonate und um die Widmung derselben ausspannte, trug nicht wenig dazu bei, romantische Gemüther auf dieses an und für sich hervorragende Werk immer wieder hinzuführen. Die Cis-moll-Sonate ist aufgeschlagen in der Darstellung „Geistergruß" von Gabriel Max und hat auch, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, auf anderen, minder bedeutenden Gemälden Platz gefunden. Kritische Bemerkungen über die Geschichte dieser Sonate muß ich hier unterdrücken. Wie die Sache heute liegt, müßte man da sehr weit ausholen. Ein kleines Buch wäre bald gefüllt, denn die Bibliographie allein nähme mehrere Druckseiten in Anspruch. Die Benennung „Mondscheinsonate" stammt von Rellstab, der nach Mittheilungen von Lenz das Adagio mit dem Vierwaldstädter See bei Mondschein verglichen hat.

Bei Op. 28, der nun folgenden Sonate in D-dur, scheint der Uebername „pastorale" auf Cranz in Hamburg zurückzugehen. Er ist weniger unvernünftig gewählt, als die Benennung „Mondscheinsonate". Denn der erste Satz entspricht in Rhythmik und Harmonie ganz wohl dem, was man gewöhnlich pastoral nennt. Man denke doch auch an den Baß des letzten Satzes. Wie die Cis-moll-Sonate, so ist auch die D-dur-Sonate für Mendelssohn zur Anregung geworden (besonders der erste Satz mit Tact 21 und den folgenden Tacten). Die D-dur-Sonate, Op. 28, Sonnenfels gewidmet, war 1801 vollendet. Einen Entwurf für das gesangreiche Andante sah ich vor mehreren Jahren bei Frau Anna Neubauer-Arlet in Wien. Ich habe ihn in Ad. Robitschecks „Deutscher Kunst- und Musik-Zeitung" veröffentlicht (XVIII. Bd. Nr. 1 vom 1. Jan. 1891).

Die drei Sonaten des Op. 31 geben der Textkritik besondere Gelegenheit, sich zu bethätigen, weil die erste Ausgabe namenlos schlecht gestochen war, worüber Ries beachtenswerthe und oft benützte Mittheilungen gemacht hat. Hier würden einschlägige Erörterungen unverhältnißmäßig viel Raum einnehmen. Nr. 1 aus Op. 31 ist eine lustige, gar lebendige G-dur-Sonate mit allerlei Fioriturен im Mittelsatz. Im Rondo kommt eine Reminiscenz ans Finale der Pathétique vor (syncopirtes Triolenmotiv, symmetrisch auf- und absteigend). Dasselbe Rondo bietet auch ein Beispiel für jene einseitige chromatische Gegenbewegung, die in der Mozart-Haydn-Periode häufig ist und die Beethoven vermuthlich durch Reese kennen gelernt hat. (Rondo Tact 13 und 14 und die analogen Stellen.) Vor mehreren Jahren habe ich auf diese Formel aufmerksam gemacht. Op. 31, Nr. 2 ist weit bedeutender und auch berühmter, als Nr. 1. Es ist ja die großartige Recitativ-Sonate in D-moll. Was hier etwa noch aus den älteren Meistern nachklingt, ist alles in hohem Grade frei verarbeitet. Beethoven spielt hier mit den Mitteln ganz im Sinne einer riesenhaften Phantasie. Wenn er z. B. das erste Achtel-Motiv des Allegro schon bei Mozart vorgebildet findet (in der Violinsonate Köchel Nr. 547 im Allegretto und in der entsprechenden Claviersonate, deren Echtheit freilich von Grädener bezweifelt worden ist), so hat doch Beethoven die weitere Verarbeitung so merkwürdig reich und neu gestaltet, daß er hier, wie sonst so oft, weit über seine Vorgänger hinausgeht. Auch die Steigerung ungefähr in der Mitte des ersten Theiles nach der Triolengruppe, die an Phil. Em. Bach anklingt, steht trotzdem hoch über allem Ueberlieferten.[1])

Auf die Tacte 53 und 54, die nun folgen, bezieht sich eine artige Erzählung in den biographischen Notizen

[1]) Tact 4 im zweiten Theil. Die entsprechende Stelle bei Reese in den XII Sonaten, S. 65. Hiezu meinen Artikel in den „Hamburger Signalen" von 1890.

[1]) Die Steigerung ist auf den Nonenaccord, Quartsextaccord und wieder Nonenaccord aufgebaut. Eine damit verwandte, aber noch sehr bescheidene Stelle findet sich in der D-moll-Sonate Ph. Em. Bachs (Peters-Bülow S. 9 und 11). Bach bleibt noch beim Septimenaccord. Beethoven fügt die None hinzu, ganz abgesehen von allem übrigen Glanz, den er der Stelle verleiht.

über Beethoven van Wegeler und Ries (S. 93). Beethoven spielte die Sonate kurz nach ihrem Erscheinen (1803) beim Grafen Browne und verfehlte diese zwei Tacte, wafür er scherzhafterweise van der Hand einer anwesenden Fürstin gezüchtigt wurde. Denn Beethoven hatte varher, als Ries bei einer seiner Sonaten fehlte, diesem an den Kopf getupft. Die Fürstin meinte: „Wenn der Schüler einen Finger für eine verfehlte Note erhält, fa muß der Meister bei größeren Fehlern mit vallen Händen bestraft werden.“ Darauf spielte Beethaven das Adagia wundervall. Für den Vortrag der graßartigen Sanate findet man gute Winke bei Reinecke, viel weniger bei Marx, gar keine bei Elterlein, der hier nur in Gefühlen schwimmt.[1])

Opus 31, Nr. 3 in Es-dur. Unverwüstlicher Kunstwerth. Angenehm zu spielen, ahne die geheimen Stacheln der Technik, die bei Beethaven sonst fa häufig sind. Das Tria mit den Accordsprüngen war von Schumann affenbar wohl gekannt. Das verräth eine Gruppe in dessen Faschingsschwank.[2])

Opus 49, bekanntlich sehr zahm, sawahl die erste, als auch die zweite Sonate, welche dieses Werk bilden. Das Rando von Nr. 1 erinnert au Haydn'sche Clavierfonaten (Catta-Lebert Nr. 3, Presta und Nr. 10, Finale). Die Späße mit der contrapunktischen Umkehrung kurz var der Fermate gegen Ende sind nicht neues. Auch Nr. 2 desselben Opus erinnert wieder an alte Vorbilder. So ist die Phrase im 24. Tact van Reese überkommeu (Reese, XII Sanaten S. 40 f.). Dasselbe gilt van der Stelle mit dem gellapften Baß (d) und den rutschenden Terzen darüber. Derlei musikalische Redensarten gehören der var-Beethoven'schen Generatiou an (Anwendung beispielsweise bei Reese, XII Sanateu S. 54). Nach allem, was man von Op. 49 weiß, Nottebohms Erörteruugen mit eingeschlossen, muß man diese Compasitiou viel früher ansetzen, als die Opuszahl glaubeu machen kännte. Für den Druck sertig gestellt siud beide Sonaten wohl erst 1802 (sie erschienen 1805), aber companirt sind sie fast sicher vor 1798, möglicherweise schon um 1792.

Russische Skizzen.

Reisebeschreibung von M. Hotz.

II.

Wir fuhren wieder den Dniepr hinauf, Mohilew, die Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements, war unser Ziel. Die Zeit an Bord des Schiffes wurde uns nicht lang und der Umstand, daß der Capitän ein Deutscher war, verbürgte uns, daß wir ohne die sanst übliche Verspätung ankommeu würden.

Es war ein herrlicher Margen, als die Stadt in Sichtweite des Schiffes kam. Die hahen weißen Thürme der Kirchen, die zum Theil sehr ansehnlichen Gebäude, zwischen deuen die Bäume ausgedehnter Gärteu bunte Abwechslung schaffen, bewirkeu, daß die Stadt bei der Anfahrt einen zum mindesten sehr günstigen Eindruck hervorruft.

Auch bei näherer Besichtigung hat Mahilew einige sehr hübsche Straßen und Plätze; besanders hervorzuheben ist, daß es im Besitz eines hübsch gebauten steinernen Theaters ist, das leider sehr wenig benutzt wird. Ich hatte Gelegenheit, in demselben einen Violinvirtuasen zu hören. In Anbetracht des geringen Besuches spielte der Mann ja ganz gut, allein vom künstlerischen Standpunkt dürfte seine Leistung nicht allzu lobend erwähnt werden. Ein Wunder ist es am Ende nicht, daß die Kunst in russischen Provinzstädten keine großen Eroberungen macht; das niedere Volk kann sich den Luxus eines Theater- und Concertbesuchs unmöglich leisten, der Mittelstand, der aus den vermöglicheren Juden besteht, kann infalge seiner gesellschaftlich sehr niedrigen Stellung, selbst wenn er wollte, sich im Theater nicht gut seheu lassen; die wenigen den höheren Kreisen Angehörenden sind aber etwas besseres gewöhnt, als sie auf diesen Bühnen zu genießen bekommen.

Als guter Ifar-Athener muß ich nächst den Kunstauch die Bierverhältnisse erwähnen. Trotzdem die Stadt ca. 60,000 Einwahner hat, hat sie doch nur eine Brauerei. Dieselbe ist im Besitz eines Deutschen, Franz Leckert. Durch eigene Thatkraft hat dieser Mann ein auch für deutsche Verhältnisse nicht kleines Werk geschaffen, das ein Bier liefert, welches mit manchen bayerischen wahl in Concurrenz treten könnte. Auch der Umstand, daß Hr. Leckert, der vor 30 Jahren als Braumeister nach Mahilew kam, dart eine sehr bedeutende gesellschaftliche Rolle spielt, zeigt, wazu es deutscher Fleiß und Geschicklichkeit im Ausland bringen kann.

Zu meinem größten Vergnügen fand gerade zur Zeit meiner Anwesenheit in Mohilew eine Ausstellung statt, in welcher das Gouvernement das Beste, was es in Landwirthschaft und Hausindustrie aufzuweisen hat, vorführte. In hausindustriellen Gegenständen entsprach die Ausstellung selbst geringen Anfarderungen nur sehr mittelmäßig; ariginell war die Ausstellung einer Druckerei, die aus einigen Setzkästen und einer Handpresse bestand; von Thanwaaren waren einige Oefen der Erwähnung werth; Aufsehen erregte eine Cigarettenhülsenmaschine; für den Sittenzustand war eine gemalte spanische Wand sehr charakteristisch, deren Beschreibung hier leider unmöglich ist.

Großes Lob verdienten die landwirthschaftlichen Producte und die Erzeugnisse der Wagenfabrication. Besanders letztere kannten auch jedem nach so feinen europäischen Geschmack Genüge thun. In der landwirthschaftlichen Abtheilung vermißte man sehr die Maschinen; freilich kann dies, da der Ackerbau äußerst extensiv betrieben wird und die wenn auch nur theilweise Gebundenheit des Bodens jede Verbesserung der Technik hintanhält, nicht wundern; das Pferdematerial war im ganzen mittelmäßig, der Bestand an Kühen, Ochsen, Schweinen und Kleinvieh dagegen zu loben. —

Ich hatte nun so ziemlich alles kennen gelernt bis auf das russische Militär; um dies einer Inspection zu unterziehen, wandte ich mich nach Babruisk. Die Fahrt nach dieser Stadt mußte per Diligence geschehen. Die russischen Eisenbahnwagen können den deutschen als Muster dienen, die Beförderung zu Schiff ist der in Deutschland mindestens ebenbürtig; die Fahrt auf einem russischen Bauernwagen, der alle Augenblick im Dreck stecken bleibt, ist nach erträglich. Der schrecklichste der Schrecken ist aber eine solche Diligencefahrt, selbst 1. Classe. Sechs Personen sind eingepfercht in einem Raum, nicht viel größer wie ein Zweispänner, dabei was für Leute! Mir gegenüber saß ein Armenier, der sich das Vergnügen machte, coram publico seine Leibesvisitatiou vorzunehmen und die dabei gemachten Funde durchs Fenster ins Freie hüpfen zu lassen. Es war eine wahre Wonne, wenn nach meist dreistündiger Fahrt unsre sechsspännige Carosse var den armseligen Stationen hielt, wo Juden in Stuben, deren ganzer Schmuck in einem Tisch, einigen Stühlen, einer Holzbank mit schmutzigen Kissen besteht, Thee und Bier verkaufen. — Nach ca. 15 Stunden war auch diese Plage vorüber.

---

[1]) Ein sonst bemerkenswerther Artikel über die vorliegende Sonate von dem verdienstvollen H. Germer („Clavierlehrer“, Bd. XIV Nr. 18) scheint mir in Bezug auf die Rhythmisirung des letzten Satzes ganz verfehlt zu sein.

[2]) Andeutungen über die verbindenden Fäden, die gelegentlich von Beethovens Musik zu der Schumann'schen herüberreichen, habe ich vor mehreren Jahren gemacht. Vgl. Feuilleton der „Wiener Zeitung“ vom 16. December 1888.

Bobruisk ist seiner Einwohnerzahl — 40,000 — nach gerade keine Kleinstadt. Allein die durchweg aus Holz erbauten Häuser, die Zustände der Straßen und Wege lassen es als nicht mehr denn ein großes Dorf erscheinen. Allein durch seine günstige Lage am rechten Ufer der Beresina, am Einfluß der Bobruiska, an der Eisenbahn Minsk-Romny ist sein Handel ziemlich bedeutend.

Eine für das ganze russische Reich wichtige Rolle spielt indeß Bobruisk als Festung. Schon 1812 stießen sich an ihr die Franzosen vergeblich die Köpfe an, obwohl sie noch ziemlich unbedeutend war. Zar Nikolaus I. machte sie zur Festung ersten Ranges. Infolge ihrer ausgezeichneten Lage an der Beresina, ihrer ziemlich großen Ausdehnung dürfte sie auch heute noch einrückenden Feinden ein ziemliches Hinderniß bieten; indeß dürfte sie sich, da besonders einzelne Partien sehr leicht feindlichem Feuer zugänglich sind, auf die Dauer kaum halten lassen.

Besonderes Interesse erregten in mir die beiden bei der Stadt gelegenen Feldlager. Noch an dem Abend meiner Ankunft fuhr ich in Begleitung von Verwandten und einem Artilleriehauptmann durch die Festung ins Artillerielager. Es wurde dort grade Offiziersball abgehalten. Getanzt wurde nur von jungen Lieutenants, Fähnrichen und Cadetten. Von großer Eleganz — es war allerdings eine Art Manöverball — war nichts zu bemerken. Am originellsten war der als Ballordner fungirende Lieutenant. Mit seiner großen Schirmmütze und schlotternden Uniform sah er einem Packträger ähnlicher als einem Offizier des mächtigsten Heeres in Europa.

Andern Tags fuhren wir ins Infanterielager. Dasselbe bildet eine wahre Zeitstadt, in der von Anfang Mai bis October gelebt wird. Für die Officiere sind, je nach ihrem Rang, kleinere oder größere Holzhäuser errichtet. Dieses fast halbjährige Campiren der russischen Soldaten in den Zelten bringt ihnen bei 4jähriger Dienstzeit einen Grad von Abhärtung bei, der jedenfalls Achtung verdient. Auch an Disciplin und Subordinationsgefühl läßt es, wie ich mich zu überzeugen Gelegenheit hatte, der russische Soldat entschieden nicht fehlen. Dagegen läßt die äußere Führung, die Haltung auf dem Marsche und auf Posten, die Strammheit des Auftretens, selbst bei Offizieren, wohl vieles zu wünschen übrig. Bei unsrer Anwesenheit im Lager wurden gerade an die besten Schützen Preise vertheilt. Ungefähr zwei Dutzend Preise gelangten an den Mann — eine silberne Remontoiruhr war der höchste, 50 Kopeken der niedrigste Preis.

Vor meiner Abreise unterhielt ich mich noch mit mehreren Offizieren. Natürlich kam das Gespräch auch auf Deutschland. „Was thut ihr Deutsche bei uns?" sagte der eine, „ihr verdient euch nur Geld bei uns, bringt es ins Ausland und lacht uns aus." „Daß die Deutschen viel Geld aus Rußland gezogen, mag sein, allein die russische Industrie, der Handel, die Wissenschaft, die Organisation der Gerichte, ja selbst eure Gesetze und selbst eure Dynastie, haben wir sie euch nicht geliefert?" „Ja," meinte der Mann, „ihr Deutsche seid Mordskerle, aber Deutschland selber — Prrr!"

Nun, so schlimm war diese Aeußerung nicht gemeint. Wie im Privatleben der, sei es geistig, sei es sonst gesellschaftlich höher Stehende im allgemeinen von jenen, denen das Schicksal nicht gleiche Gaben oder gleiche Stellung verliehen hat, mindestens mit neidischen Blicken betrachtet wird, so ist es eben auch im Leben der Völker. Daß die Russen unsre Feinde sind, das behaupten zu wollen, wäre entschieden zu weit gegangen. Daß sie uns infolge unsrer Ueberlegenheit nicht eben sehr freundlich gesinnt sind, ist ebenso wahr, als daß das Bewußtsein, es mit einem überlegenen Gegner zu thun zu haben, sie vor übereilten Schritten bewahren wird. Und es ist gut: oderint, dum metuant.

Mittheilungen und Nachrichten.

∞ Léan A. Daudet: Saxanne. Roman contemporain. Paris, Charpentier, 1897. — Eine der verdrießlichsten Proben für die Verkehrtheit, mit der manche Jüngere zur Stunde in Paris den Bankbruch der freien Forschung erweisen wollen. Ein angesehener, schwer reicher Pariser Arzt, Atheist, Materialist ꝛc. erhält eines Tages den Besuch eines blondhübschen Mädchens, das sich ihm als seine leibliche uneheliche Tochter vorstellt. Er nimmt Saxanne in sein Haus auf. Das kobaldhafte Geschöpf umstrickt ihn. Er reist mit ihr nach Spanien. Sie narrt ihn eine Weile mit der Behauptung, doch nicht sein Fleisch und Blut zu sein. Es kommt zum Sündenfall. Der Umschlag dieses incestuosen Liebeshandels bringt Reue, Gewissensbisse, Bekehrung. Gar so neu sind derartige Machwerke nicht. Selbst die grellen Ausmalungen der Erotik finden sich in der Tractätlein-Literatur. Bücher wie Saxanne sind hoffentlich auch den Frommen zuwider.

G. Augenblicksbilder aus meinem Leben von Adolf Frhrn. v. Thielmann. Breslau 1897. — Es ist ein Enkel des aus den Freiheitskriegen berühmten sächsischen Generals, Bruder des in München wohlbekannten deutschen Botschafters in Washington, er selbst einer der Führer der agrarischen Bewegung in Schlesien, der diese flott gezeichneten Augenblicksbilder entworfen hat. Es war nicht die Absicht des Verfassers, eine zusammenhängende Autobiographie zu geben, vielmehr hat er nur einzelne Momentbilder aus seinem reichen Leben zu fixiren gesucht, hat dies jedoch mit so viel Witz und Laune gethan, daß auch außer seinen Kindern, denen das Buch gewidmet ist, sich weitere Kreise daran erfreuen werden. Den Höhepunkt bildet das Capitel: „Ein Königsteamm". Während Hr. v. Thielmann zur Zeit des griechischen Interregnums nach der Vertreibung des Königs Otto 1863 in Griechenland reiste, wurde ihm von dem Commandanten von Nauplia alles Ernstes das Angebot gemacht, ihn gegen eine Zahlung von 6000 Frcs. (!) zum König von Griechenland zu proclamiren.

* Wie bekannt, hatte Nansen über die Fehlerhaftigkeit der Payer'schen Karte von Franz Joseph-Land geklagt, die ihn auf seiner Expedition irregeführt habe. Hiezu schreibt jetzt der bekannte Kartograph Herm. Habenicht in Gotha: „Nachdem im „Daily Chronicle" zu Anfang November eine einigermaßen genauere Skizze der Nansen'schen Route und im Decemberheft des Journals der Londoner Geographischen Gesellschaft Jackson's Aufnahmen veröffentlicht worden, ist es erst möglich geworden, die Behauptungen Nansens über die Fehlerhaftigkeit der Payer'schen Aufnahmen von Franz Joseph-Land zu prüfen. Hienach ist Nansen in südwestlicher Richtung über die Stelle gekommen, wo Payer den Dove-Gletscher mit gestrichelter Uferlinie, also problematisch, auf seine Karte eingetragen hat. Sowohl Karl Alexander-Land als auch die Inseln zwischen diesem und dem problematischen Dove-Gletscher hat Nansen an der von Payer angegebenen Stelle gefunden. Jackson's Aufnahmen berühren sich in dem fraglichen Gebiet nur in dem Richthofen-Cap mit den Payer'schen, die übrigen Theile von Jackson's Route liegen westlich von derjenigen Payer's, aber in der Lage dieses Caps findet sich eine für den Fachmann bewundernswerthe Uebereinstimmung. Die übrigen durch Jackson veranlaßten Correcturen der Karte von Franz Joseph-Land beziehen sich auf westlicher gelegene Aufnahmen von Leigh Smith 1880—1882, sie sind aber nicht so beträchtlich wie die Differenzen zwischen Jackson's erster und zweiter Karte. Von einer groben Fehlerhaftigkeit der Payer'schen Aufnahmen kann also keine Rede sein. Wenn der Dove-Gletscher jetzt an jener Stelle nicht mehr existirt, so ist sein unteres Ende, wie das bei großen Gletscherzungen in flachen Meeren öfters vorkommt, vielleicht abgebrochen und in Form von Eisbergen weggetrieben, und es läßt dieser interessante Umstand vielleicht auf ein größeres Gebietsland im Osten von Wilczek-Land schließen. Oberstlieutenant Julius v. Payer ist ein langjährig geübter Geodät und Topograph, wie seine anerkannt vorzüglichen Aufnahmen der Hochgebirgs- und Gletscher-Gruppen (Ortler, Adamello) in Tirol beweisen, er war jedenfalls der für Vermessungsarbeiten am besten vorbereitete Forscher, der bis heute in die Nordpolar-Regionen gekommen ist. Es ist sehr zu bedauern, daß die Leistungen dieses überrichen bescheidenen Mannes in der letzten Zeit discreditirt werden. Jedenfalls ist ihm Nansen für seine Karte zu großem Dank verpflichtet."

* An den deutschen Universitäten sind nach einer Zusammenstellung in der „Frkf. Ztg." in diesem Winter insgesammt 29,937 Studenten immatriculirt, die höchste Zahl, die bis-

ber zu verzeichnen war. Im vorigen Sommer waren es 29,747, im letzten Winter 29,117. Von der Gesammtzahl entfallen 1458 (gegen 1782 und 1450 in den erwähnten letzten zwei Semestern) auf die katholischen und 2746 (gegen 2646 und 2917) auf die evangelischen Theologen, 8005 (gegen 8073 und 7791) auf die Juristen, 7771 (gegen 7851 und 7763) auf die Mediciner, 3793 (gegen 3548 und 3451) auf die Philologen und Historiker, 3067 (gegen 2989 und 2771) auf die Mathematiker und Naturwissenschaftler, 1196 (gegen 1096 und 1158) auf die Pharmaceuten, 861 (gegen 805 und 870) auf die Studirenden der Landwirthschaft, 641 (gegen 572 und 587) auf die Cameralisten und Forstwissenschaftler, endlich 398 (gegen 385 und 359) auf die Studirenden der Zahnheilkunde. Die Frequenz der einzelnen Universitäten ergibt sich aus der nachstehenden Tabelle, in der des Vergleiches wegen überall in Klammern erst die entsprechende Zahl des vorigen Sommers und dann die des letzten Winters beigefügt ist: Berlin 5620 (4649—5368), München 3706 (3777—3621), Leipzig 3126 (2876—3019), Bonn 1655 (1863—1631), Halle 1501 (1415—1488), Breslau 1427 (1425—1390), Würzburg 1361 (1284—1365), Tübingen 1170 (1172—1138), Erlangen 1074 (1138—1116), Freiberg 1065 (1379—1036), Göttingen 1017 (1007—870), Straßburg 1013 (938—1004), Heidelberg 1001 (1164—1026), Marburg 871 (965—888), Greifswald 793 (948—807), Jena 705 (761—682), Königsberg 691 (700—712), Gießen 626 (630—558), Kiel 548 (708—538), Rostock 499 (500—426), Münster 468 (448—434).

* **München.** Deutsche Meteorologische Gesellschaft, Zweigverein für Bayern. In der Sitzung am 22. December sprach Professor Dr. Edelmann über ein Absorptionshygrometer, wobei er eine neue, sehr praktische Abänderung des von ihm schon früher construirten Hygrometers vorwies. Hierauf berichtete Director Dr. Erk über die Versuche, welche man in Amerika über die Verwendung von Drachen zur Erforschung der höheren Luftschichten gemacht hat. Wir erwähnen nur, daß es schließlich gelungen ist, von dem Observatorium in Blue Hill bei Boston aus Registrirapparate mittelst Drachen in die Höhe zu senden und daß dabei eine Maximalhöhe von 2670 Meter über dem Boden erreicht wurde. Die Curven der Registririnstrumente, welche vorgelegt wurden, zeigten eine Reihe interessanter Einzelheiten, und man muß mit Freuden die erfolgreiche Entwicklung dieses neuen technischen Hülfsmittels der Meteorologie begrüßen. (Einem Artikel der „Science" entnehmen wir über den Gegenstand folgende Notizen: Die verwendeten Drachen waren schwanzlos aber lanzenförmig und führten aus Aluminium verfertigte Baro-, Hydro- und Thermographen der Firma Richard Frères mit sich. Die Höhen, bis zu denen sie stiegen, wurden auf drei verschiedenen Wegen bestimmt: mit Theodolithe, durch den Winkel und durch die Länge der abgelaufenen Drachenschnur, endlich durch den vom Barographen registrirten Luftdruck. Im Sommer 1895 errichten die Registririnstrumente eine Höhe von ca. 2500 engl. Fuß überm Meer. Dagegen konnte am 20. Juli 1896 bereits eine Höhe von 6000 Fuß verzeichnet werden, am 8. October endlich stieg der Meteorograph, wie Prof. Fergusson meldet, sogar auf 9375 Fuß; dazu wurden 9 Drachen verwendet mit einer Totalfläche von 170 Quadratfuß und 3 [engl.] Meilen Schnurlänge. Bei dem ersten Experiment wurde in geringer Höhe über der Erdoberfläche eine Wolke getroffen, in der die relative Feuchtigkeit auf 100 Proc. zeigte, während in einer Höhe von 2500 Fuß die Luft viel trockener war. Am 1. August d. J. wurde eine Höhe von 7330 Fuß erreicht, in der die Temperatur sich 20 Grad niedriger zeigte als auf dem Observatorium Blue-Hill, dessen Meereshöhe 635 Fuß beträgt. D. Red.)

* **München.** In der philosophischen Facultät der Universität hat sich Dr. Richard Willstädter aus Karlsruhe als Privatdocent für Chemie habilitirt.

* **Würzburg.** Die physikalisch-medicinische Gesellschaft, die bekannte wissenschaftliche Vereinigung der hiesigen Universitätslehrer, wird in Zukunft auch Damen zu ihren Sitzungen zulassen. Bedingung ist volle akademische Bildung der Dame und Einführung durch drei Mitglieder der Gesellschaft.

* **Freiburg i. B.** Auf den durch Bunsens Tod erledigten Lehrstuhl der pharmaceutischen Chemie wurde Prof. Dr. Heinrich Kiliani vom Polytechnikum in München berufen.

* **Karlsruhe.** Der ordentliche Professor der darstellenden Geometrie und Graphostatik an der Technischen Hochschule zu Aachen, Dr. Friedrich Schur, ist zum ordentlichen Professor der Geometrie an der hiesigen Technischen Hochschule ernannt worden.

γσ **Berlin.** In der December-Sitzung der „Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre" (Vorsitzender Landgerichtsrath Dr. Felix Meyer) sprach Prof. Dr. Rudolf Leonhard (Breslau) über „Vertragsschluß nach dem deutschen Bürgerlichen Gesetzbuch mit Bezug auf ausländisches Recht." Der Vortragende, durch dessen Arbeiten im „Rechtsgelehrten niederländischen Magazin" dem Auslande die Bedeutung der in dem „Bürgerlichen Gesetzbuche" niedergelegten geistigen Arbeit bekannt geworden ist, betonte im Eingang seines Vortrags, wie gegenwärtig eine Wissenschaft des „Bürgerlichen Rechts", wie dieses im Bürgerlichen Gesetzbuch seinen Ausdruck gefunden hat, im Entstehen sei und so auch der Boden bereitet werde für eine Vergleichung ganzer Rechtssysteme mit einander, die auf dem Boden der mittelalterlichen Wissenschaft erwachsen seien, wenn auch eine Vergleichung der Pandektenlehre mit unserm bürgerlichen Reichsrecht heute noch kaum in vollständig durchgeführter Weise erwartet werden kann. Jeder Beitrag indessen zu dieser vergleichenden Rechtsdarstellung könne förderlich sein. Hinsichtlich des Vertrags als solchen weist nun das Bürgerliche Gesetzbuch zweifellos eine Lücke auf, ein hierauf bezüglicher Paragraph, der in dem „Entwurf der ersten Lesung" sich befand, ist bei der zweiten Lesung gestrichen worden; damit ist freie Bahn für die Praxis, wie für die Wissenschaft geschaffen. Obgleich sonst die zweite Lesung des Entwurfs die praktischen Fragen des täglichen Lebens meist für sich zu erledigen und oft den ihnen anhaftenden Prinzipienstreit zu schlichten verfacht hat, ist in Hinsicht des Vertragsschlusses der Gegensatz, der in dem „Willensdogma" der sogenannten „Erklärungstheorie" gegenüber festgehalten wird, nicht verschwunden. Die Erklärungstheorie will neben der Erklärung der Parteien eine innere Absicht des Willens fortfallen lassen für das Zustandekommen eines Vertrags, während die sogenannten „Willensdogmatiker" in dieser inneren Absicht des Willens das wesentliche Moment für die Entstehung des Vertrages erblicken, ohne daß freilich von seiten der Anhänger der Erklärungstheorie der Wille der Vertragschließenden gänzlich eliminirt erscheint. Die totale Lücke, die hier das Bürgerliche Gesetzbuch aufweist, kann kaum gut auf inductivem Wege ergänzt werden; denn man kann durch die Induction sowohl dahin gelangen, ihm die Anschauungen der Willensdogmatiker, als die der Anhänger der Erklärungstheorie zuzuschreiben, je nach dem Standpunkt, den der Interpret einnimmt. Es liegt hier nach der Anschauung des Referenten vielmehr ein Fall vor, wo dem Richter eine Vollmacht zur Gesetzgebung in der Ergänzungsthätigkeit gegeben ist, wie ja die Fähigkeit der Gesetzgebung der Rechtswissenschaft als integrirender Theil ihrer Thätigkeit zusteht und wie das römische Recht in seinen im Auftrage von Senat und Volk gegebenen leges ein Analogon hiezu aufweist. Eine solche Ergänzung wird von modernen Juristen, die der historischen Rechtsschule angehören, naturgemäß stets in Rücksicht auf unsre deutsche Gesetzgebung und angemessen ihrer bisherigen Entwicklung geübt werden können, und doch wird sich in der specifischen Art, wie die Ergänzung geschieht, die Gesammtanschauung der politischen Lage unsrer Nation, wie sie der Ergänzer besitzt, deutlich erkennen lassen. Sieht der Jurist in dem modernen Verkehr etwas dem Gemeinwohl Nachtheiliges, das die paterna rura, wie es häufig geschehen ist, verrückt und nach einem Worte Montesquieu's die Einzelnen trennt, während es die Völker zusammenführt, so wird er diesen Verkehr hinsichtlich der Vertragsschlüsse zu hemmen suchen und demgemäß in seinen Anschauungen dem „Willensdogma" sich nähern. Ist der zur Ergänzung Aufgeforderte dagegen der Ansicht, die Gegenwart stehe im Zeichen des Verkehrs, so wird er, wie der Vortragende, für die Vertragslehre die schon im römischen Recht vorhandene Erklärungstheorie und den Consensus der Verträge schließenden Parteien als grundlegend anerkennen — eine Anschauung, wie sie im italienischen, spanischen, portugiesischen Recht, im amerikanischen agreement, im preußischen Landrecht zum Ausdruck kommt, die auch das österreichische bürgerliche Gesetzbuch, das schweizer Reichsrecht aufweist, sowie das russische Recht, das nach v. Lehr's französischer Uebersetzung des Originals für die Entstehung eines Vertrags unter den Contrahenten ein consentiment mutuel fordert. Für englisches Recht ist die Auffassung von consent im Sinne unsrer „Erklärung" durch Schuster und durch Pollock in seinem Werk über die Verträge bezeugt. Die Frage danach, was zum Contracte gehört, spielt in das auf Verträgen beruhende Völkerrecht; an Verträgen des bürgerlichen Rechts, die in „Offerte", d. h. den Antrag zur Schließung eines Vertrags, und deren „An-

nahme" sich gliedern, interessirt uns das Schicksal der Offerte zunächst bis zur Ankunft oder dem Empfang beim Oblaten und ferner ihr Schicksal bis zu ihrer Annahme. Die „Offerte" oder der „Antrag" bleibt bis zur Abkunft widerruflich und ist dann actio vererblich, wie auch das Handelsgesetzbuch bestimmt hat, während das römische Recht diese Vererblichkeit nicht kennt; allein dieser Rechtsgrundsatz, der wie alle Rechtsgrundsätze aus dem entsprechenden Volksempfinden, nie aus Thatbeständen erwachsen ist, beherrscht unsre Gewohnheiten. Eine Ausnahme nun der activen Vererblichkeit der Offerte wird beim Tode des Absenders nur deren Annahme durch den Contrahenten zugestanden. Die Offerte kann brieflich aber, wenn es sich etwa um ein Bankaufsrecht handelt, durch einen Dritten, etwa einen Gerichtsvollzieher, zugestellt werden, sie ist als eine „mittheilungsbedürftige Erklärung" anzusehen. Während der Wartefrist setzt das Bürgerliche Gesetzbuch in Uebereinstimmung mit dem preußischen Landrecht die Unwiderruflichkeit der Offerte fest; es steht hierbei im Gegensatz zum französischen Recht, das durch die Gestaltung eines Widerrufs während der Wartefrist einen plutokratischen Zug offenbart, denn solchen Widerruf eines Antrags werden sich meist nur die wirthschaftlich Starken den Schwachen gegenüber in Bezug auf abzuschließende Verträge gestatten können. Diese Bestimmung fügt sich in die Gesammtwirkung, die wir von der französischen Gesetzgebungspolitik erfahren, wenn wie sie mit der im preußischen Landrecht und im Bürgerlichen Gesetzbuch zum Ausdruck gebrachten in Vergleich stellen. Die Offerte nun ist nur während der Annahmefrist unwiderruflich, während die Annahmefrist sich einerseits nach dem Willen des Offerenten und dann nach den Gewohnheiten des Verkehrs bestimmen muß. Der Offerent kann die im § 147 des Bürgerlichen Gesetzbuchs angegebene Antwortfrist abkürzen oder verlängern. Naturgemäß gibt es unter Anwesenden keine Frist. Verträge ohne Annahme, wie die moderne Richtung sie angedeutet hat, gibt es nicht. Die Annahme der Offerte perficirt den Vertrag, eine Zurückziehung der Annahme gestattet das Bürgerliche Gesetzbuch nicht. Man kann nun eine verspätete, eine modificirte Annahme neben einer Annahme durch Stillschweigen und einer solchen hinter dem Rücken des Offerenten unterscheiden, eine modificirte Annahme kann wie etwa eine solche mit unbeschränkter Frist als neuer Antrag aufgefaßt werden. Das Ausbleiben einer Antwort auf eine Offerte binnen Telegrammfrist mit Ort als deren Annahme durch Schweigen anzusehen, ist wohl schon darum nicht thunlich, weil ja dabei der Absender der Offerte nicht gebunden ist. Die Annahme hinter dem Rücken des Offerenten gegenüber einem Dritten ist eine einseitige pollicitatio und soll, da sie eine Umgehung des Gesetzes involvirt, nicht geduldet werden. Auf die Annahme, die den strengen Rechtsformen des römischen Rechts entstammt, etwa zugunsten der promissio zu verzichten, geht schon deshalb nicht an, da die pollicitatio, selbst falls sie abgelehnt wird, den Offerenten verpflichtet, wie etwa eine Einladung zum Diner an einen guten Freund, während die Offerte ablehnbar ist. Daß ein dem Kunden vom Buchhändler zugesandtes Buch dadurch, daß der Empfänger es aufschneidet, von diesem gekauft ist, hat die Verkehrssitte so entschieden, die es als bedingt gekauft ansieht. Man kann diesen Fall auch als Tradition ansehen, er stellt sich als Vertrag mit conditio juris dar, d. h. die Parteien müssen darüber einig sein, welches die Bedingung der Besitzergreifung ist, die hier als „Annahme" ebenso zu gelten hat, wie das Holen vom Holz aus einem Forst nach ertheilter Erlaubniß dazu den Besitzerwerb des Holzes, zugleich auch die Annahme dieser als Tradition zu fassenden Erlaubniß darstellt. Diese dem Willensdogma nahekommende Einigung der Parteien wird auch für Schenkungen vom Bürgerlichen Gesetzbuch verlangt, die auch so durch Uebergabe und Einwilligung sich als besondere Verträge, nämlich als solche mit conditio juris, darstellen.

* **Berlin**, 29. Dec. Heute vor hundert Jahren ward (in Hamburg) Johann Christian Poggendorff geboren, der berühmte Herausgeber der „Annalen der Physik und Chemie", der seit 1830 als Professor der hiesigen Universität, seit 1839 der Akademie der Wissenschaften bis zu seinem Ende (24. Juni 1877) angehört und sich durch gediegene Arbeiten auf dem Gebiet der Physik, ihrer Methoden und ihrer Geschichte, wie nicht minder durch edle persönliche Eigenschaften ausgezeichnet hat. — Nach einer neuen Bestimmung des Staatsministeriums, dem die Archive unterstellt sind, tritt vom 1. April 1897 ab zu den Nachweisen, die nach § 5 der Prüfungsordnung für die Archiv-Aspiranten der Meldung zur Prüfung beizufügen sind, noch ein Zeugniß über Ablegung eines zweijährigen Volontärdienstes im Bereich der Staatsarchivverwaltung hinzu. Gesuche um Zulassung zum Volontärdienst sind an den Director der Staatsarchive zu richten und können nur nach Maßgabe des vorhandenen Ersatzbedürfnisses berücksichtigt werden. Den Volontären steht es frei, das zweite Volontärjahr am Staatsarchiv zu Marburg zuzubringen, sofern sie die mit der dortigen Universität verbundene Archivschule zu besuchen beabsichtigen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 23. bis 26. December folgende Schriften eingegangen:

Walter Leistikow: Auf der Schwelle. Berlin, Schuster u. Löffler 1896. — Eugen Sulinger: Ein moralisches Stück. Roman. Stuttgart ꝛc., Deutsche Verlags-Anstalt 1896. — Alfred Graf Adelmann: Italienische Novellen. (Gesammelte Werke. 4 Bd.) Ebd. 1896. — Leo Hilbeck: Wollen und Werden. Roman. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden 1897. — Ida Schmidt: Neue Märchen für Jung und Alt. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. — Franz Teetlee: Theuda. Sang aus grauer Vorzeit. Mit Randzeichnungen von C. Brünner. Kassel, Max Brunnemann 1897. — Georg Wislicenus: Deutschlands Seemacht jonst und jetzt; mit 65 Bildern von Willy Stewen. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1896. — O. Verbeck: Allerleirauh; Thiergeschichten für Kinder; mit Illustrationen von Th. Batteler. Ebd. — Adolf Schmitthenner: Novellen. Ebd. — Theodor Wundt: Das Matterhorn und seine Geschichte; hggb. v. d. Section Berlin des D.-Oest. A.-V. Berlin, Ralmund Mitscher. — O. Guldschmidt: Abenteuer u. Erlebnisse bei den Menschenfressern auf der Insel Sumatra (nach Baron Brenner). Mit Illustrationen. Würzburg u. Leipzig, Woerl 1897. — Frank Wedekind: Der Hänseten. Kinderepos. Illustrirt von Armin Wedekind. München, Albert Langen 1896. — Min Holm: Mutterlieder. Illustrationen von Adolf Münzer. Ebd. 1897. — Otto Berdrow: Friedrich Perthes, ein deutscher Buchhändler. Dem Volke und der reiferen Jugend dargestellt. Gotha, Friedrich Andreas Perthes 1897. — Dichter-Humor. Humoristische Dichtungen von Goethe, Schiller ꝛc., zusammengestellt von Felix Rentzee. Dresden, B. W. Gische. — Dr. Georg Haehnel: Aus deutscher Sage und Geschichte, der deutschen Jugend erzählt. Berlin, Weidmann 1896. — Im Reiche der Musen. Kalender für 1897. Königstein a. d. Elbe, B. Schwenke. — Felix v. Stenglin: Allerlei Geschichten für kleine Leser. Berlin, Schriftstellergenossenschaft 1896. — L.: Was bringt Gewinn? Berlin, Staatmissian. — Graf Leo Tolstoi: Anna Karenina. Roman. Autoris. deutsche Ausgabe von Helene Mordaunt. 3 Bde. 2. Tausend. Berlin, August Deubner 1897. — Georg Brandes: Moderne Geister. Literarische Bildnisse aus dem 19. Jahrhundert. 3. Aufl. Mit Gruppenbild in Lichtdruck. Frankfurt a. M., Rütten u. Löning 1897. — Emanuel Weetheimer: Aphorismen. Gedanken und Meinungen. Mit Vorwort von François Coppée. Stuttgart ꝛc., Deutsche Verlagsanstalt. — Irene H. Cserhalmi: Ungarischer Dichterwald. Poesien, ausgewählt und im Versmaß der Originale übersetzt. Mit vielen Portraits u. Facsimiles und Vorwort von Georg Ebers. Ebd. 1897. — Jonne Lie: Dyre Rein. Geschichte aus Ungroaaters Hause. Leipzig, G. J. Göschen 1897. — Max Kreyer: Der Millionenbauer. Roman. 2. Aufl. Leipzig, B. Elischer. — Finanz-Archiv. Zeitschrift für das gesammte Finanzwesen. Hggb. von G. Schanz. 13. Jahrg. 2. Bd. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896. — Dr. Karl Ringhoffer: Ein Decennium preußischer Orientpolitik zur Zeit des Zaren Nikolaus (1821—1830). Beiträge zur Geschichte der russischen Beziehungen Preußens unter dem Ministerium des Grafen Christian Günther v. Bernstorff. Mit zahlreichen Acten-Beilagen aus dem k. Geh. Staats-Archiv zu Berlin. Berlin u. Leipzig, Friedrich Luckhardt 1897. — Statistischer Diagramm-Atlas zum Abdruck für Zeitungen. (Als Manuscript gedruckt.) Wien, G. Freytag u. Berndt. — Karl Eugen Neumann: Die Reden Gotama Buddha's aus der mittleren Sammlung Majjhimanikâya des Pâli-Kanons zum erstenmal übersetzt. 1. Bd. 1. Halbbundert. Leipzig, Wilhelm Friedrich 1896. — Dis: Die kritische „Sexual-Religion" als Vollsvereedelung in Zeugen, Leben und Sterben. Mit Bildern von Idus. Nebst Anhang über „Menschenzüchtung" von Frhr. Dr. Karl du Prel. („Wanidis", der Triumph des Wahnes. Von Maximilian Ferdinand. 3. Bd.) Ebd. 1896. — Philipp Gugler: Die Individualität und Individualisation des Einzelnen. Ebd. — Jacob Robinsohn: Psychologie der Naturvölker. Ethnographische Parallelen. Ebd.

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 31. December. Nummer 302.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Gedichte aus dem Nachlaß von Emanuel Geibel. Von Dr. A. Bömer. — Zu Beethovens Clavierſonaten. II. Von Dr. Th. v. Frimmel. — Der Kivuſee. — Mittheilungen und Nachrichten. — Inhaltsverzeichniß zum IV. Quartal.

Gedichte aus dem Nachlaß von Emanuel Geibel.

Von Dr. A. Bömer.

Mit der eben erfolgten Veröffentlichung einer Auslese aus Geibels hinterlaſſenen Gedichten[1]) iſt der wiederholt geäußerte Wunſch des Dichters in Erfüllung gegangen, „daß noch ein ſtattlicher Band dereinſt aus ſeinem Nachlaſſe herausgegeben werden möge". Nach Ablauf der von ihm ſelbſt teſtamentariſch für die Bekanntgebung feſtgeſetzten Friſt von 10 Jahren nach ſeinem Tode iſt die Cotta'ſche Verlagsbuchhandlung zunächſt zur Herausgabe der „Gedichte" geſchritten, um dieſen die vorgefundenen dramatiſchen Fragmente, ſowie eine Sammlung von Aphorismen in einem beſonderen Bande folgen zu laſſen. Außer ungedruckten haben nur vereinzelte in ſchwer zugänglichen Zeitſchriften bereits veröffentlichte Gedichte Aufnahme gefunden.

Die neue Sammlung, welche nach den von Geibel ſelbſt bei ſeinen Zuſammenſtellungen beobachteten Geſichtspunkten angeordnet iſt, umfaßt in 6 Abtheilungen 1) Jugendgedichte, 2) Vermiſchte Gedichte, 3) Erzählende Dichtungen, 4) Lieder, 5) Ueberſetzungen und 6) Tagebuchblätter. Von den Jugendgedichten, ſoweit ſie ein Datum tragen, ſtammen zwei aus dem Jahre 1831: ein friſches „Elfenlied" und der „Traum in der Gewitternacht", zu welchen der damals ſechzehnjährige Gymnaſiaſt offenbar durch Heine's Nordſeebilder begeiſtert worden iſt. In Secunda, 1832 entſtand ein kleines Scherzgedicht auf den Profeſſor der „heilſamen Mathematik". Nach ſeiner Ankunft auf der rheiniſchen Alma mater im Frühjahr 1835 beſingt der junge Schwärmer den herrlichen Strom, die rebenumkränzten Thäler und das in der Ferne winkende Siebengebirge, aber es regt ſich doch ein leiſes Heimweh in der Bruſt des Füchsleins, das zum erſtenmale die Eltern und den traulichen Kreis der Geſchwiſter — und ein liebes Mädchen hat verlaſſen müſſen. — Voll Humor ſind die „Muſageten" aus dem Jahre 1840. Der Dichter zählt die Dinge auf, die ihm Lieder in der Seele zu wecken pflegen, und nennt den Frühling, die Liebe und den edlen Wein, um dann fortzufahren (S. 41):

„Aber ſolchen ſchlimmen Verleiaſtäfteer
Nannt' ich nie, wie der mich heute Nacht ſtöet',
Ach; der Zahnſchmerz iſt's, der mir zu Schlummer
Nicht erlaubt die Augen zuzuſchließen.
Und nun ſitz' ich Armer, Verſe ſchreibend,
Um die ſtumme Schmerzenszeit zu kürzen,
Und verwünſch' in jeglicher Minute
Meinen ungebet'nen Muſageten." —

Die „Vermiſchten Gedichte" behandeln in bekannter Manier die bekannten Geibel'ſchen Stoffe: Liebesluſt und Liebesleid, Freundſchaft, Jugend, Sehnſucht nach verlor'nem Glück, Natur, Reiſeerinnerungen, Einheit des Vaterlandes u. ſ. w. Unter den Wanderbildern ſind die zahlreichen Lieder aus Griechenland beſonders anſprechend. Die zwei erſten „Aus den griechiſchen Leiden" ſind von köſtlichem Humor gewürzt. In Hinkjamben wird der Gott Asklepius angerufen, daß er dem Dichter die Flöhe und Wanzen vertreibe; der ſchönſte Päan ſoll ihm dafür geſungen werden. Die bedeutendſte Leiſtung der zweiten Abtheilung nicht nur, ſondern der ganzen Sammlung, iſt meines Erachtens das Gedicht „Vor dem Ende". Sein Grundgedanke berührt ſich mit dem des unvergleichlichen „Tod des Tiberius". — In der prächtigen römiſchen Kaiſerhalle ſitzt bei Harfenſpiel und Becherſchall auf goldenem Stuhle obenan ein „welker Knabe". Auf einen Wink des Gebietenden beginnt ein verzückter Greis ein Loblied auf das allmächtige Rom, vor dem der ganze Erdkreis tief im Staube liegt. Die Schilderung des Alten iſt ein Meiſterſtück männlicher Poeſie (S. 131 f.):

— — — — — — — — — — —

„Ein Traum iſt Veji, längſt vergeſſen,
Und wo Numantia's Stolz geſeſſen,
Da geht durch morſch Gebein der Pflug.

Längſt von der Stirn Kariths hernieder
Sank des Acanthus feſtlich Laub,
Der edle Reiz der Marmorglieder
Verging in Rauch und Aſchenſtaub;
Karthago liegt am Meeresſtrande
In blutbeſprütztem Feuergewande,
Zerbrochen Stab und Diadem,
Und, aufgelöst die duft'gen Flechten,
Vom Felſen wehklagt in den Nächten
Aus Tempelſchutt Jeruſalem.

Nun kult Dir Nubiens Bogenſpanner,
Der ſchwarze Schlangentödter, Heil,
Nun blitzt am Ufer der Britanner
Durch Nebel Deines Lictors Beil;
Es pflanzt in Deiner Waffen Stahle
Der blonde Gothe, der Vandale
Dein Banner an die Bernſteinflut,
Indeß Dein Haupt mit leichtem Nicken
Die Bahn vorſchreibend den Geſchicken,
Auf ſeid'nem Polſter ſchwärmend ruht."

Doch wie der Greis in dieſen Tönen noch weiter die Allmacht ſeines Herrſchers preiſt und in verwegener Schmeichelei, was komme und was vergangen, ſein eigen nennt, da geht ein Donnerſchlag durch das Haus, daß die Säulen ſchwanken und die Ampeln erlöſchen, und als die Erſchrockenen zum Fenſter eilten,

„Sah'n nordwärts ſie im Sternengewimmel
Ein grauſig Feuerbild am Himmel
Wie eine blut'ge Geißel ſtehn!"

Dieſe Pointe des Ganzen, der etwas gewaltſam herbeigeführte Hinweis auf das mit junger Kraft im Norden

[1]) „Gedichte von Emanuel Geibel. Aus dem Nachlaß." Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger 1896.

aufblühende Germanenreich, das dem marschen römischen Riesenleibe den Todesstaß versetzen soll, verträgt übrigens nicht in gleicher Weise den Vergleich mit dem „Tode des Tiberius“, wie die eben bezeichneten Partien. Es wäre von Interesse, zu erfahren, ob das Gedicht vor oder nach dem „Tiberius“ geschrieben ist, d. h. ob der Dichter mit demselben zuerst seine Kraft an dem dankbaren Stoffe erproben oder ein gelungenes Gemälde hat variiren wollen.

Von den beiden „Erzählenden Dichtungen“ hat die erste, in Hexametern geschriebene, soviel sich aus den vorliegenden Stücken — die Arbeit ist ein Torso geblieben — erkennen läßt, die Leidensgeschichte eines armen Mädchens, dessen Liebster unter die Soldaten muß, mit einer Wette um das erstaunliche Trinkvermögen des unter Seidlitz im Kriegshandwerk thätig gewesenen, aber später in den geistlichen Stand getretenen Mantanus in Verbindung zu bringen beabsichtigt, während die zweite eine Wartburglegende aus dem Leben der hl. Elisabeth behandelt.

Von den „Liedern“ feiern die meisten in neuen Variationen die Liebe, deren auserkorenen Sänger ja namentlich die Frauenwelt, seit dem Erscheinen seiner ersten Gedichte, in Geibel verehrt. Die „Uebersetzungen“ bringen ein Stück aus der Chansan d'Antioche, ein Sonett nach Lope de Vega, ein anderes von Garcilaso de la Vega, ein Lied des Sanchez y Fuentes, ein altitalienisches Sanett (Dante), einen Theil aus Miltons Verlorenem Paradiese und den Odysseus (nach Tennyson). — Unter den „Tagebuchblättern“ erscheinen neben Gedichten politischen Inhalts und kurzen Sprüchen epigrammatischer Natur heftige Invectiven gegen den Papst und die ganze katholische Kirche, die eben auf dem Concile die Unfehlbarkeit ihres Oberhauptes verkündet hat, mit Schlagwörtern von der „finsteren Sippschaft“ (S. 247), von „des römischen Sumpfs lichtscheuem Gesindel“ (S. 248), von „polnischem Trotz, jesuitischer Wuth, altkirchlichem Hochmuth“ (S. 248) u. s. w. Erquicklicher als dieser confessionelle Hader sind die Lieder am Schluß, in denen der Dichter aus seinem Familienleben erzählt, wie z. B. das tiefgefühlte „Bei der Lampe Geleucht“. Geibel sitzt über den Gesängen Homers und ist eben an den Vers gekommen

„Gleichwie Blätter im Wald, so sind die Geschlechter der Menschen“,

da kommt sein rothwangiges, zum Ball geschmücktes Töchterchen zu ihm hereingesprungen und erinnert ihn an die Zeit, da er mit der so früh geschiedenen Mutter des Kindes zum Feste geeilt. Das jüngste datirte Gedicht der Sammlung, ein herrliches Vermächtniß des dem Tode schon ins Auge schauenden Greises, stammt aus dem October des Jahres 1879 (S. 285):

„Schon an die Thüre Immer hienieden
Pochst du, o Tod; Mein heißes Fleh'n
Komm denn, vollführe War es, in Frieden
In Huld, was noth. Dahinzugeh'n,
Der Qual zu wehren, Sanft einzuschlafen
O laß im Flug Im Sonnenschein
Den Kelch mich leeren Und dann im Hafen
Auf einen Zug! Bei Gott zu sein.“

Sollen wir mit kurzen Worten sagen, was wir in Geibels hinterlassenen Gedichten besitzen, so lautet das Urtheil, entsprechend den Erwartungen, mit welchen wir das Büchlein in die Hand genommen: mit absolutem Maße gemessen, Gedichte ohne hinreißende Gluth der Begeisterung und große schöpferische Gedanken, oft weich und sentimental, immer aber formvollendet, melodienreich, gemüthvoll und innig; — gehalten neben die alten bekannten Geibel'schen Sammlungen, in deren Zeit sie entstanden sind: einen matteren Abglanz der in jenen vereinigten Poesien. Es wäre auch zu verwundern, wenn der Dichter nicht die schönsten Blumen seiner Dichtung in die Sträuße gewunden hätte, die er uns selbst geboten. Gleichwohl ist unbedenklich einzuräumen, daß sämmtliche Gedichte der neuen Sammlung auf einer Höhe stehen, daß Geibel ihre Veröffentlichung „gutgeheißen oder doch zugelassen haben würde“. Mit dieser Anerkennung möge dem Unternehmen der Verlagsbuchhandlung, die sich das bezeichnete Kriterium zum Grundsatze bei der Auswahl der aufzunehmenden Gedichte gemacht hat, seine Gutheißung gegeben sein.

Zu Beethovens Claviersonaten.

Von Dr. Th. v. Frimmel.

II.

Die rauschende Waldsteinsonate, Opus 53, ist unzähligemal in Concerten gespielt und im häuslichen Kreise gequält worden. Je natürlicher der Vortrag, desto mehr dürften Beethovens Absichten hier erreicht worden sein. An den Octavenläufen im letzten Satz hängt allerlei Meinungsverschiedenheit. Czerny (im IV. Theil der Clavierschule S. 59) theilt mit, daß diese Stellen glissanda gemeint sind. Man übe sich also (wiewohl es auf unsern Clavieren nicht leicht ist) im glissanda. Bülows Erörterungen (in der Cotta'schen Ausgabe) sind cum grano salis zu genießen; Reinecke spricht über die Stelle mit ruhiger Ueberlegung. Elterlein und Marx sind in Bezug auf diese Sonate doppelt unangenehm.

Opus 57 wird ganz willkürlich „Appassianata“ genannt. Technisch bekanntlich schwierig, auch wenn der Schatz classischer Uebungswerke vorher ausgenützt worden ist. Spannend anzuhören, wenn die Kräfte des Spielers ausreichen und auch das Presto am Schluß zu bewältigen vermögen. Der heilige Gesang des Andante verlockt geradewegs zur Uebertragung für Singstimmen. Er ist denn auch mit dem Text „Heil'ge Nacht, o gieße du Himmelsfreuden in das Herz“ für Männerchor zugerichtet worden. Der Abschluß des ersten Theils mit den punktirt absteigenden Noten ist aus Beethovens Variationen „über ein Schweizerlied“ hier wiederholt. Diese Variationen sind etwa 1798 entstanden. Die Appassianata fällt um mehrere Jahre später. Sie war nach Nottebahms Forschungen 1804 schon begonnen. Herausgegeben wurde sie erst 1807.

Opus 78, die innige Fis-dur-Sonate, wurde von Beethoven selbst sehr hoch gehalten, verzichtet aber so sehr auf allen äußerlichen Prunk, daß sie durchschnittlich weniger beliebt ist, als etwa die glänzende Pathétique und die Cis-moll-Sonate. Op. 78 ist der Comtesse Therese Brunswick gewidmet, die angeblich mit der „unsterblichen Geliebten“ Beethovens identisch ist. Hier geht es mir ähnlich so, wie bei der Cis-moll-Sonate: die Fülle der Literatur macht eine Behandlung in wenig Zeilen einfach unmöglich.

Opus 79, G-dur. Augenscheinlich mit Benützung alter Gedanken gearbeitet. Es bildet einen Rückfall in die Schreibweise des späten 18. Jahrhunderts. Mozart klingt wieder deutlich an, was in der Literatur schon angemerkt ist.

Opus 81a. „Les adieux, l'absence, le retour“, scherzweise die „Aller-et-retour-Sonate“ genannt, ist viel besprochen in der Angelegenheit der Programmmusik. Der unangenehme Irrthum, der dem phantasievollen Marx hier begegnet ist mit seinem Abschied, seinem Getrenntsein und seiner Rückkehr zweier Liebenden, ist wiederholt belächelt worden, da es sich doch um die Abreise, Abwesenheit und Zurückkunft des Erzherzogs Rudolf handelt, dem diese Sonate gewidmet ist. Marx wollte ja gar den „Beweis“ für seine Ansicht aus der Composition selbst erbringen. Suggestionen und Autosuggestionen spielen auf dem Gebiet

Digitized by Google

der Programmmusik eine wichtige Rolle. Man geräth sofort ins weite, wenn man über diesen Gegenstand zu reden beginnt. Wir bleiben bei der Sache.

Opus 90 in E-moll. Unvergleichliches Kunstwerk. Schwierig vorzutragen. Die weitgriffige Begleitungsfigur in Sechzehnteln, wie sie im ersten Satz vorkommt, muß unbedingt so gespielt werden, wie sie im Text steht. Man übe nur recht emsig, dann wird's schon gehen. Aenderungen zur Erleichterung, wie man sie vielfach vorgeschlagen hat, verträgt ein Beethoven'sches Werk nicht. Die weite Lage, die Beethoven in dieser Periode seines Schaffens gelegentlich anwendet, leitet schon die freiere Satzweise der Romantiker ein, die ja diese Sonate, wie die übrigen späten Sonaten Beethovens, sich genau angesehen haben. Von einer Begleitung in der linken Hand, wie sie eben besprochen wurde, hat z. B. Schumann in einer der symphonischen Etuden Gebrauch gemacht. Bülows Anweisungen zum Vortrag des Opus 90 (in der Cotta'schen Ausgabe) sind wieder zum Theil mit Vorsicht aufzunehmen. Wichtiger als Bülows Auffassung scheint mir ein Wink zu sein, den Schindler über die Aufführung des Rondo dieser Sonate gibt (I, 241 f.). Er spricht von der hoch begabten Clavierspielerin Dorothea Ertmann, die in „schlechterdings unnachahmlicher" Weise „die verborgensten Intentionen in Beethovens Werken" zu erkennen verstand.[1]) So hatte sie auch die richtige Empfindung für eine gewisse Tactfreiheit beim Vortrag Beethoven'scher Clavierwerke. „Damit ist es ihr oft gelungen, unsern Großmeister zu hoher Bewunderung zu bringen." Bezüglich des zweiten Satzes aus Op. 90 sagt Schindler: „das oft wiederkehrende Hauptmotiv dieses Satzes nuancirte sie jedesmal anders, wodurch es bald einen schmeichelnden und liebkosenden, bald wieder einen melancholischen Charakter erhielt". Und diese „Kundgebungen seltener Genialität" waren ganz im Geiste Beethovens selbst, wie Schindler ausdrücklich hervorhebt. Ein mit dem Rondo-Thema aus Op. 90 verwandtes Motiv hat Beethoven also wohl nicht ohne Absicht für eine Sonate verwendet, welche der Baronin Ertmann gewidmet wurde. Von dieser Sonate soll nun die Rede sein.

Es ist Op. 101. Der erste Satz beginnt in derselben Stimmung, in der das Rondo von Op. 90 gehalten ist. Es ist, nebenbei bemerkt, eine Stimmung, die auch bei Mendelssohn und Schumann wieder nachklingt, was ja längst erkannt ist. Allerwärts Klangwirkungen, die für die Zeit des Erscheinens der Sonate (1817) sonderbar, magisch geklungen haben mögen und daher die beginnende Romantik angezogen haben dürften. Die Formgebung dieser Sonate ist nichts weniger als classisch und läßt sich kaum als eine Weiterbildung des früher vorhandenen Formschatzes deuten, sondern eher als einen Blick eben auch ins Gebiet der Romantik. Im „marschmäßigen" Satz gibt es in dem Abschnitt, der dem alten Trio entspricht, eine kanonartige Stelle, an der Bülow die „melodische Anmuth" bewundert. Ich habe diese Tacte als solche auch unter Bülows fabelhaft geschickten Händen nur als unangenehm empfunden und schätze sie nur insofern, als sie einen Gegensatz der Härte bilden zu dem weichen Terzenmotiv, das (unter dem Triller) darauf folgt. Ueber Anmuth oder gar Schönheit aber streiten zu wollen, widerspricht meinen Ueberzeugungen. Hat Bülow die Stelle ohne Affectation wirklich anmuthig gefunden, so ist das für seine Geschmacksrichtung sehr lehrreich, wird aber niemanden beirren können, der die Stelle ungraziös findet. Bülows Vortrag der ganzen Sonate war übrigens ebenso technisch gefeilt als geistreich. Daß er in A-dur dazu präludirte, um klar zu machen, in welcher Tonart die Sonate gemeint ist, die scheinbar in E-dur beginnt, war an und für sich wirkungsvoll. Daß er aber dazu mit Vorliebe die Anfangstacte der Beethoven'schen A-dur-Sonate aus Op. 2 wählte, war phantasielos und gesucht.

Die Ertmann-Sonate ist die einzige unter Beethovens Claviersonaten, die bei Lebzeiten des Meisters öffentlich gespielt worden ist. Es geschah in einem Wiener Concert im Februar 1816. Stainer v. Felsburg, ein tüchtig geschulter Dilettant, trug sie vor.

Die Ertmann-Sonate leitet schon die letzte Periode des Meisters ein, die den Claviercompositionen nur noch vorübergehend günstig war. Beethoven war längst nicht mehr Clavierspieler im eigentlichen Sinne des Wortes. Ein starkes Hinneigen zu fugirtem Stil und zu contrapunktischen Formen strenger Art überhaupt zeichnet seine Werke der Spätzeit aus. Dies bedingt an und für sich größere technische Schwierigkeiten. Rechnet man dazu, daß es Beethovens Stürmernatur überhaupt nicht entsprach, den Gedanken der Technik unterzuordnen, so hat man wohl die bedeutsamsten Momente beisammen, um zu verstehen, daß die letzten Claviersonaten Beethovens nicht mehr dieselbe Popularität genießen wie die leichter verständlichen der mittleren Zeit Beethovens, die ich ja nicht mit Jahreszahlen abgrenzen will. Die Mühelosigkeit spielt beim Genießen eine große Rolle, obwohl sie allzu sehr durchs Individuum bestimmt wird. Was ein Liszt, Rubinstein, Bülow mit Leichtigkeit ausgeführt haben, ist dem Durchschnittsmenschen unerreichbar. Ein Beethoven'sches Op. 106, zu dem wir nun übergehen, wird nur von den besten Kräften leicht bewältigt. Für die „Dii minorum gentium" ist weder das Einstudiren vergnüglich, noch führt es zu einer Leistung, die für geschulte Hörer genußreich wäre.

Der erste Satz dieser Sonate (sie ist wieder dem Erzherzog Rudolf gewidmet) ist breit und großartig geformt. Ein Scherzo und Adagio schließen sich an. Den Abschluß bildet eine pompöse Fuge. Ein imposanter Bau. Die Interpretirung, wie schon angedeutet, an den Spieler die höchsten Anforderungen stellend, scheint zuerst bei Mortier de Fontaine wirklich geglückt zu sein. So wenigstens berichtet Lenz, der nach Mortier de Fontaine auch noch Clara Wieck und die Engländerin Arabella Goddard als solche nennt, die verhältnißmäßig früh das schwierige Op. 106 öffentlich vorgetragen haben. Unvergleichlich soll Liszts Vortrag der Fuge gewesen sein. Mehrere neuere Interpreten wurden oben schon genannt. Die zweite Rudolfsonate ist 1819 veröffentlicht worden.

Op. 109 stammt aus der Zeit um 1820 und kam schon 1821 an die Oeffentlichkeit (nach Thayer und Nottebohm; bei Lenz stehen unrichtige Jahreszahlen), allerdings erst gegen Ende von 1821. Von den Correcturen dieser Sonate handelt ein Beethoven'scher Brief, der am 7. Juni 1821 in Döbling geschrieben ist. Wie sonst ist Beethoven auch hier sehr darum besorgt, sein Werk ohne Fehler in die Welt zu bringen. Auf die letzten Sonaten Beethovens bezieht sich auch ein erhaltenes Schreiben Schlesingers an Beethoven vom 3. Juli 1822.[1]) Hier handelt es sich aber um Op. 110 und 111, welche beide ja bekanntlich, wie Op. 109, bei Schlesinger in Berlin erschienen sind. In dem erwähnten Briefe wird dem Componisten mitgetheilt, daß die zweite der Sonaten, die Schlesinger damals zur Veröffentlichung übernommen hatte (also Op. 110), fertig

---

[1]) Ueber die Ertmann gibt es allerlei Literatur, von der ich hier absehen muß, um nicht vom Thema abzuschweifen.

[1]) Der erwähnte Beethovenbrief ist aus der Sammlung M. v. Kuffner von mir publicirt worden in der Zeitschrift „An der schönen blauen Donau" (Jahr 1888, S. 120), der Schlesinger'sche in der „Wiener Zeitung" vom 16. Dec. 1888. Ein Beethovenbrief vom 6. Juli 1821, der auf dieselbe Angelegenheit Bezug nimmt, steht schon in meinem Buche „Neue Beethoveniana".

gestellt sei und „nächstens dem Publico überliefert“ werden solle. Bezüglich der dritten (es ist Op. 111) fragt dann Schlesinger in vorsichtigen und schonenden Ausdrücken an, ob dieses Werk nur aus zwei Sätzen bestehe. Daß diese Sonate eigentlich unvollendet ist, mußte ja dem Verleger in erster Linie auffallen. Die Autographe zu den letzten zwei Sonaten befinden sich in der reichen Artaria'schen Beethovensammlung in Wien, und einen eigenhändigen Entwurf Beethovens zum ersten Satz aus Op. 111 sah ich vor einigen Jahren im großen Handschriftenarchiv Alexander Posonyi's ebendort.

Daß auch die letzten drei Sonaten zu den schwierigen technischen Leistungen gehören, ist allbekannt. Doch sprechen sie mehr zum Gemüth als Op. 106, und sie weisen eine Menge so wohl geformter ruhiger Gedanken auf, wie sie in den Adagios und Largos der früheren Werke Beethovens so beliebt sind. Die Formgebung zielt übrigens mehr auf ein großes Ganzes hin, so daß ein Herausfassen einzelner Sätze eine Barbarei wäre. Die meisten Sonaten der frühen und mittleren Zeit Beethovens vertragen einen gesonderten Vortrag der einzelnen Sätze. Die späten Sonaten wollen in einem Zuge gespielt sein. Allerlei hübsche, ja wichtige Winke für ihre Ausführung gab Bülow in der Cotta'schen Ausgabe, wenn er aber Op. 111 nicht für einen Torso, sondern für den „vollendetsten musikalisch plastischen Organismus“ hält, so kann ich nicht mehr ganz mit ihm gehen. Zwar bildet die lange Reihe der Variationen eine Art Gegengewicht zum ersten Satz, doch wüßte ich hier weder objectiv, noch subjectiv die Merkmale eines musikalisch gerundeten einheitlich gestalteten Ganzen zu entdecken. Und das meint doch Bülow offenbar mit seinem „plastischen Organismus“. Die ganz bestimmte Aeußerung Beethovens, daß er zu einem dritten Satz keine Muße gefunden habe, ist uns durch Schindler in zuverlässiger Weise überliefert und läßt sich nicht mit einem Achselzucken beseitigen.[1]) Beethoven war thatsächlich gedrängt und hatte größere Dinge im Kopfe. Das Riesenwerk der Missa solemnis sollte schon längst dem Erzherzog Rudolf übergeben sein, war aber noch nicht ganz ins reine gebracht, als Beethoven den Abschluß der Sonate Op. 111 zu bedenken hatte. Noch am 27. Februar 1822 muß sich Beethoven dem Erzherzog gegenüber entschuldigen, daß die Messe noch immer nicht geschickt worden ist.[2]) Auch die Chorsymphonie beschäftigte noch Beethovens Geist, und an noch anderen Arbeiten fehlte es auch nicht, die eine gewisse Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, ganz abgesehen von dem Umstand, daß der Stich der früheren Sonaten, die Schlesinger übernommen hatte, längst begonnen war. Die erste dieser Sonaten, Op. 109, war schon in Correctur, als das Manuscript der zweiten und dritten noch nicht fertig war. Aus den Datirungen der Handschriften und aus den Briefen, die oben erwähnt wurden, geht dies klar hervor. Derlei Umstände pflegen nicht gerade zu gemächlichem Schaffen zu ermuntern. Durch den Brief vom 7. Juni 1821 erfahren wir von den Correcturen der Sonate Op. 109. Die Handschrift von Op. 110 ist aber erst mit 25. December 1821 datirt, die von Op. 111 mit dem wenig später fallenden Datum 13. Januar 1822. Diese Zahlen sprechen deutlich genug für die Hast, mit welcher Beethoven gerade Op. 111 druckfertig gemacht hat.

Zu einer schwer verständlichen Stelle in dem recitativischen Intermezzo von Op. 110 gab W. Tappert (im musikalischen Wochenblatt von 1871) eine Erläuterung, die mir zutreffend erscheint. Es ist die Stelle bald nach der Coda des „Allegro molto“, wo die Bindungsbogen über dem a und die alte Fingersatzangabe einander widersprechen, wenn man an die Ausführung auf den neuen Clavierinstrumenten denkt. Erinnert man sich aber an die „Bebung“ der älteren Instrumente, so erhält die ganze Vorzeichnung damit eine befriedigende Deutung, obwohl eine wirkliche Ausführung auf den neuen Instrumenten unmöglich ist.

Nach Opus 111 hat Beethoven keine Claviersonate mehr geschrieben. Die wenigen Jahre, die unser Meister nach dieser Arbeit noch zu erleben hatte, waren ganz heterogenen Compositionen gewidmet. Dann wurde die in seinem Innern schlummernde Krankheit immer aufdringlicher und mächtiger, bis der Titan ihr endlich erlag.

---

1) Schindler schreibt darüber an Lenz: Schindler hatte gefragt, ob man nicht noch einen dritten Satz zu Op. 111 zu erwarten habe, ebenso feurig und hinreißend wie der erste. Beethoven fertigte ihn mit der kurzen Antwort ab: „ich habe keine Zeit, einen 3. Satz zu schreiben.“ Allerdings ist's ja nicht sicher, daß sich Beethoven Schindlern gegenüber in eine kunstphilosophische Motivirung eingelassen haben würde, auch wenn er von vornherein nur zwei Sätze beabsichtigt hätte.

2) Vgl. L. v. Köchel: Briefe Beethovens an den Erzherzog Rudolf (Wien, Hölder 1865) S. 60, und denselben Brief in Nohls Ausgabe der Briefe Beethovens. Im Mai 1822 hatte übrigens der Erzherzog die Messe schon durchgesehen. Vgl. einen Brief Beethovens an Franz Brentano vom 19. Mai 1822 (Auszug im Jos. Baer'schen Auctionskatalog vom April 1896).

Der Kivusee.

H. S. Auf ein wichtiges Problem der Hydrographie Centralafrika's, nämlich auf die Frage nach der Zugehörigkeit des Kivusees, wird man aufs neue durch einen Bericht aufmerksam gemacht, den Compagnieführer Ramsay über seine Züge im Norden des Tanganika (datirt Udschidschi, 1. August 1896) in der letzten Nummer des amtlichen deutschen Colonialblattes erstattet. Ramsay fuhr am Seegestade entlang nach Norden und ging dann den Russisi, der dort in den Tanganika mündet, mehrere Tagereisen aufwärts; er berührte dabei Gebiete, die bisher von Europäern nicht betreten waren. — Als Stanley im Jahre 1871 Livingstone aufgefunden, veranlaßte er den Entdecker zu einer gemeinsamen genaueren Untersuchung der nördlichen Theile des Tanganika; denn man hegte in geographischen Kreisen daheim vielfach die Vermuthung, der See gehöre möglicherweise zum Nilsystem und habe dort einen Ausfluß. Es handelte sich dabei um eben jenen Russisi, von dem man zwar seit Burton und Speke's erster Entdeckungsreise (1858) Kunde hatte, von dem man jedoch nicht wußte, ob er in den Tanganika hinein- oder herausginge. Es stellte sich bei der Untersuchung durch Livingstone und Stanley heraus, daß der Russisi, von Norden kommend, in den Tanganika hineinströmte. Livingstone constatirte (Letzte Reise II, 192) eine Geschwindigkeit von 2 englischen Meilen in der Stunde und einen verhältnißmäßig bedeutenden Wasserreichthum. Der Russisi, so wurde den Reisenden berichtet, komme aus der im Lande Ruanda gelegenen Kivulagune, die seitdem als Kivusee auf den Karten als zum Tanganika gehörig erscheint. Diesen Kivu hat als erster Reisender bekanntlich erst Graf Götzen im Juni 1894 auf seiner Afrikadurchquerung erreicht. Er war jedoch nicht in der Lage, mehr als den nördlichen Theil des Sees aufzunehmen; er stellte dessen Meereshöhe zu 1490 m fest und verzeichnet in seinem Reisewerk (S. 236) ebenfalls die Ansicht, man habe in dem Russisi ohne Zweifel den einzigen Abfluß des Kivusees zu erblicken, der demnach zum Stromgebiet des Congo gehöre. Es ergibt sich nun aber folgende Schwierigkeit: der Tanganika liegt nach den letzten bekannten Messungen (von Oskar Baumann) 880 m, der Kiou nach Götzen 1490 m hoch, der Russisi hätte also auf einem Lauf von 90 km Luftlinie einen Höhenunterschied von 610 m zu überwinden. Daraus muß der Schluß gezogen werden, daß der Fluß beträchtliche Katarakte bildet. Dem widersprechen aber schon Götzens Erkundigungen, die über-

einstimmend dahin lauten, der Russisi sei schiffbar und die geringfügigen Stromschnellen könne man im Kahn leicht passiren. Von gewaltigen Wasserfällen, die Götzen trotz seiner Erkundigungen annimmt, kann also nicht die Rede sein.

Wir stehen also hier vor einer Frage, deren Lösung durch die erwähnten Berichte Ramsay's noch schwieriger wird. Letzterer, der Götzens Resultate offenbar noch nicht kannte, bemerkt nämlich, daß der Russisi ein „sehr bedeutender, mit Kähnen weit aufwärts fahrbarer Fluß" ist, der übrigens sehr wasserreich sei und dem Tanganika mindestens ebenso viel, wenn nicht mehr Wasser zuführe, als der Malagarassi, den man bisher für den größten Zufluß des Sees hielt. Ramsay ist am Russisi drei Tagereisen aufwärts und dann wohl noch weiter nach Norden marschirt und hat hier die Landschaften Kasagga, Uringa, Uramata, Uoiuku, Uhaira und Uganda berührt. Von diesen Landschaften finden wir auf den neuesten Karten nur Uhaira verzeichnet, namentlich wissen wir nicht, wo dieses Uganda liegt und wie weit Ramsay eigentlich nach Norden gekommen ist. Von Werth ist uns aber vorläufig die Angabe, daß der Russisi 3 Tagereisen, also etwa 35 km aufwärts noch schiffbar ist. Jene angenommenen Katarakte würden sich also nunmehr gar auf eine in Luftlinie 55 km lange Flußstrecke beschränken müssen. Zieht man noch in Erwägung, daß Ramsay's Bericht vom Russisithal als von einer Ebene spricht, die sich meilenweit übersehen läßt und ganz allmählich nach Norden zu ansteigt — so wird man zugeben müssen, daß die Annahme, der in den Tanganika mündende Russisi sei der Ausfluß des Kivu, auf sehr erhebliche Widersprüche stößt. Daß andrerseits der letztere einen Abfluß hat, erscheint zweifellos; es bliebe also zu erwägen, ob dieser vielleicht nach einer anderen Richtung hin zu suchen oder möglich ist. Der Umstand, daß der Kivusee sich auf der „Sohle" des großen centralafrikanischen Grabens ausdehnt, widerstrebt anscheinend von vornherein jedem andern Erklärungsversuch; allein es dürfte doch keineswegs sicher sein, ob der Uebergang zwischen den Plateaus im Osten und Westen und dem Graben sich überall derartig gestaltet, daß der obere Grabenrand auch immer die Wasserscheide bildet. Es hat sich auch anderwärts herausgestellt, daß die Linien der ostafrikanischen Einbruchsgräben oft genug stark verwischt sind; infolge dessen konnte der Malagarassi zu dem den Centralgraben im Süden ausfüllenden Tanganikasee durchbrechen, konnten ferner die tief aus dem Innern kommenden nordwestlichen Quellflüsse des Rusidschi, die südlichen Theile des Ostafrikanischen Grabens ignorirend, ihr Wasser zum Meere senden. Auch in dem in Rede stehenden Gebiet, also zwischen Kivu und Tanganika, scheint jener Uebergang keinen besonders schroffen Charakter zu haben. Ramsay, der den Grabenrand passirt haben muß, spricht sich bezeichnenderweise nur dahin aus, er sei durch „Gebirgslandschaften" gekommen. Sodann hat der Theil des centralafrikanischen Schiefergebirges, der 1893 von Baumann durchzogen wurde, auf seiner Karte nicht die geringste Aehnlichkeit mit einem Plateau; wir haben dort — also nordöstlich vom Tanganika und südöstlich vom Kivu — vielmehr ein unregelmäßiges Gebirgsland vor uns, wo es neben Höhen von über 2000 m an den Flüssen auch Thäler gibt, deren Meereshöhe bis zu 1400 m heruntergeht. Immerhin und obwohl in Stanleys Erkundigungen („Durch den dunkeln Welttheil") u. a. auch von einem Zusammenhang des Kivu mit dem Kageranil (Akanyaru), der zum Viktoria Nyansa geht, die Rede ist, erscheint es doch nicht gerechtfertigt, den Kivu jenem See und damit dem Nil zuzuweisen. Davon hätte Baumann auf der erwähnten Reise etwas erfahren müssen, und dem widersprechen auch die geringen Höhenunterschiede zwischen dem Kivu und den oberen Zuflüssen des Kagera: dem Abfluß des Kivu würde ein zu unwahrscheinlich minimales Gefälle zukommen. Will man aber die Voraussetzung acceptiren, daß die Plateau- und Grabenverhältnisse auf der Westseite ähnlich wie im Osten sein können, so wäre eine Verbindung des Kivu mit einem der größeren rechtsseitigen Nebenflüsse des Conga vielleicht nicht ganz von der Hand zu weisen. Aeltere Karten des oberen Conga leiten ohnehin einen „Ososee" durch einen Abfluß in jenen hinein. Es hat sich nun freilich herausgestellt, daß der Oso ein Fluß, während der See, wie ja auch seit Livingstone angenommen, Kivu heißt — ein anderer Nebenfluß des Conga aber könnte trotzdem den Kivu entwässern. Bei dieser Anschauung, die immerhin wenig mehr als eine Vermuthung sein soll, bleibt für die Entwicklung des Russisi trotzdem noch Raum; er erhält von Osten her eine Menge von Zuflüssen, die seinen Wasserreichthum zur Genüge erklären.

Man wird nun zunächst die genaueren geographischen Resultate Ramsays abwarten müssen, vielleicht bringen sie etwas Licht in dieses Dunkel. Wenn nicht, nun, dann gibt es hier noch ein sehr interessantes Problem für die Afrikaforschung. Zwar gehören diese Gebiete nach der heutigen Abgrenzung nicht mehr zu Deutsch-Ostafrika, sondern zum Congostaat; trotzdem könnte jedoch hier die deutsche Forschung einsetzen, wie sie mit der Erreichung des Kivusees ja das Problem erst aufgeworfen hat. Die Belgier haben dort am Nordende des Tanganika eine Station, Uvira, sie thun jedoch wenig für die Aufhellung dieses Gebiets. Die Routen eines belgischen Officiers vom Jahre 1894 am unteren Russisi sind wenig von Belang, und man hat nichts davon gehört, daß die Herren seitdem sich dort weiter umgesehen haben. Ihre Thaten beschränken sich nach Ramsay auf das Hängen einiger Häuptlinge.

Mittheilungen und Nachrichten.

Mitter: Lehrbuch der conservirenden Zahnheilkunde. Mit 420 Abbildungen. Leipzig, G. Thieme, 1896. — Das vom Verfasser seinen Schülern gewidmete, also lediglich für Fachleute geschriebene Werk enthält trotzdem manches auch für Nichtärzte sehr lesenswerthes. Vor allem wäre es sehr zu begrüßen, wenn der vierte Abschnitt (die prophylaktische Behandlung der Zähne) und der fünfte (Die Behandlung der Milchzähne) in entsprechender Bearbeitung — Verdrusschung der technischen Ausdrücke — als Broschüre erscheinen und recht viel gelesen würde; denn gerade in diesen 18 Seiten ist alles das enthalten, was der Laie wissen muß, um sein Gebiß möglichst lange in gebrauchsfähigem Zustande zu erhalten. Und wenn man bedenkt, wie viele Magenkrankheiten lediglich durch schlechte Zähne hervorgerufen werden, dann wird man auch den Werth einer solchen volksthümlichen Schrift richtig beurtheilen. — Im übrigen können wir aus dem Werke nur sagen: es ist durchweg außerordentlich klar geschrieben — die vielen vorzüglichen Holzschnitte erleichtern das Verständniß ungemein — und wird auch dem Nichtspecialisten in manchen Fällen ein willkommener Mentor bei Berathung seiner Patienten sein.

Dr. J. Schuh.

* Nach Untersuchungen des englischen Physikers William Crookes ist das „Lucium" nicht als neues Element zu betrachten, es ist vielmehr nichts anderes als ein verunreinigtes Yttrium.

* Zürich. Am 25. d. M. starb 84jährig der seit 6 Jahren im Ruhestand lebende Professor Ernst Gladbach (gebürtig Darmstädter), der 1857—1890 als Lehrer der Architektur am Polytechnicum mit ausgezeichnetem Erfolge wirkte. Literarisch hat er zumal den Holzbaustil der Schweiz vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart in anschaulicher Darstellung behandelt.

au. Paris. Die französische Regierung hat dem Professor Dr. Karl Krumbacher in München die „Goldenen Palmen der Akademie" verliehen. Unterrichtsminister Rambaud, der selbst im Jahre 1870 ein Werk „L'empire grec au dixième siècle" veröffentlicht hat, begleitete die Sendung der Decoration an den deutschen Meister byzantinischer Forschung mit einem liebenswürdigen persönlichen Schreiben.

Digitized by Google

* **St. Petersburg.** Am 27. December beging die Kaiserlich Russische Archäologische Gesellschaft ihr 50jähriges Jubiläum. Der Zar begeißte sie durch ein anerkennendes Reskript, das in Gegenwart des jetzigen Präsidenten Großfürsten Konstantin Konstantinowitsch von dessen Gehülfen Geh. R. Bytschkow verlesen ward. Prof. Wesselowski gab einen Ueberblick über die Thätigkeit der Gesellschaft; dann verlas der Großfürst die Namen der neu gewählten Ehrenmitglieder, es sind von Russen die Professoren Besuchew Rjumin, Chwolson, Wolstijewski, Iwanikow und Kondakow, die Vicepräsidenten der Akademien der Wissenschaften und Künste L. N. Maikow und Graf Tolstai und mehrere ausländische Gelehrte. Hierauf wurden die Adressen der in- und ausländischen gelehrten Gesellschaften und zahlreiche Glückwunschtelegramme verlesen.

Nachträglich zu Nr. 291 und 292 der Beilage: Als Verfasser des Artikels „König Saul" nennen wir Hrn. Karl Lühr, Pfarrer in Gotha. D. Red.

Inhaltsverzeichniß zum IV. Quartal 1896 der Beilage.

(Die Zahlen bezeichnen die Beilagenummern; ein * deutet auf „Mittheilungen und Nachrichten", von denen nur die wichtigeren aufgenommen sind.)

I. Aufsätze, nach Gegenständen geordnet.

1. Staat, Kirche, Recht, Wirthschaft, Sociales.

Die Reichsverfassung und die Staatsrechtswissenschaft 283.
Souveränetät und Abhängigkeit 255, 256.
Ueber die Trennung von Justiz und Verwaltung 240.
Der Unterricht in der Bürgerkunde 281.
Das deutsche Belgien 292.
Die geschichtliche Entwicklung des Paßwesens 282, 283.
Die englische Past 229.
Die Finanzlage Italiens 276, 277.
Die heutigen Zustände auf der Insel Sardinien 238, 239.
Kirchenpolitische Briefe XVI.—XVIII. 227, 254, 276.
Naumann 296.
Uniformales Obligationenrecht 253.
*Der Vertragsschluß nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch 301.
Nachklänge vom deutschen Anwaltstag 248.
Zur Rechtsentwicklung in der Schweiz 297; vgl. *299.
Die neuesten Reformen des englischen Strafen- und Gefängnißwesens 264.
Glidden Farm — ein interessanter englischer Rechtsfall 240.
Recht und Sitte in Judien 239.
Die Heraldik im Dienste der Criminalistik 284.
*Rechtspflege und wirthschaftliche Verhältnisse in Deutsch Ostafrika 249.
Bedeutung des Waldes in Bosnien und der Herzegovina 247.
*Deutscher Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit, Versammlung in Straßburg 235, 236, 237.
Hafenarbeiter 295.
Beiträge zur Geschichte der Eidschwörerei 273, 274.
Zur Entwicklung Berlins und seiner Vororte 233.
Verkehrseinrichtungen und Straßenpolizei in London 266.

2. Geschichte, Biographie, Nachrufe, Briefe.

Leopold v. Ranke über die Eintheilung der Geschichte 282.
König Saul 291, 292.
Zur Geschichte des Eigenthums 278.
Siedelung und Agrarwesen nach A. Meitzen 249.
Deutschdürtiger Adel im mittelalterlichen Ungarn 231, 232, 233.
Johann Philipp v. Schönborn 272.
Ein Augsburger Hexenproceß 234, 235.
Ein Hauptwerk zur badischen Geschichte 236.
Südpreußen im Jahre 1793 243.
Türk und Kärnten im Jahre 1809 298.
General Lagrange als Gouverneur von Hessen-Kassel 241.
Die Palatina und Heidelberg 286.
Andreas Tillees Stammbuch 262.
Svarez 259.
Frau Baron v. Oberkirch 253.
Graf Reinhard 261, 262.
Dr. Stephan Ludwig Roth 270, 271.
*Ludwig Wiese 297.
*Emil du Bois-Reymond † 298.
*Alexander Brückner † 267.
Francesca Caccia Caonllari † 245.
Moritz Wilhelm Drobisch † 237; vgl. *227.
*Ferdinand Dümmler † 297.
Ernst Engel † 294.
*Hugo Gyldén † 261, 262.
*J. J. Honegger † 261.
*William Harris † 234, 239.
*Sir Ferdinand Frhr. v. Müller † 237, 240.
*Alfred Rodek † 289, 299.
*P. Regeard † 287.
*Moritz Schiff † 232, 234.
*Moritz Schneller † 268.
*Eugen Sell † 241.
*Karl Adolf Berner † 261, 262.
*Der Briefwechsel Michelangelo's 279.
Jugendbriefe Platens 290.
Die Briefe Victor Hugo's 268.
Zu Michele Amari's Briefwechsel 283.

3. Literatur überhaupt, Poesie insbesondere.

*Papyrussammlung Erzherzog Rainer 287.
Aus Palästina's Lehrhallen 251.
Zu Aristoteles' Poetik 293.
Zur Geschichte der deutschen Literatur im 11. und 12. Jahrhundert 267.
Friedrich Becks Dante-Arbeiten 252.
Dante auf dem Weihnachtstisch 290.
Die dramatische Thätigkeit des Lykas Benselao 299, 300.
*Heribert von Salarn und die Kapuzinerpredigt 250.
*Eine unbekannte Schrift Bossuets 243.
Zu Goethe's Tagebüchern und Briefen 228, 229.
Goethe's Mädchen 271.
Das Melodram „Die Waise und der Mörder" und „Der Traum ein Leben" 260.
Die deutsche Geistesbewegung 1840—1848 268, 269.
Unbekannte Jugendgedichte und Uebersetzungen von Freiligrath 285.
Gedichte aus dem Nachlaß von Emanuel Geibel 302.
Otto Roquette als Lyriker 238.
Paul Lindau's Roman „Die Besiegten" 277.
Pierre Louys und die wahre Sappha 270.
Ada Negri 287, 288.
Brockhaus und Meyer 269.
*In Oesterreich verbotene Druckschriften 259.
Das lesende Rußland 292.
Vom Weihnachtstisch 275, 277, 281, 286, 288, 291, 294, 297.

4. Kunst, Kunstgewerbe, Musik, Theater.

(Ausgrabungen s. auch u. Nr. 6.)

*Archäologisches 236, 245.
*Wiederherstellungsarbeiten am Parthenon 230.
Vom Akanthusornament 260.
Die Marc Aurel-Säule in Rom 293.
*Gipsabgüsse im Louvre 246.
Die Glyptothek Ny-Carlsberg 286.
Ein Wink für München als Stadt der Kunstpflege 299.
*Denkmalarchiv der Meßbildanstalt in Berlin 268.
Die Inventarisation der Kunstdenkmäler Württembergs 280.
*Der Halberstädter Dom 229.
*Neues Dampfeink in Metz 249.
*Wandmalereien im Ordensschloß zu Lochstädt 286.
*Restauration der Giotto'schen Fresken in Padua 248.
Ueber farbigen Schmuck der Kirchen in Dänemark und Schleswig 265.
Die Kirche zu Meldorf und das Ditmarsische Museum 231.
Goethe's Königsleutenant und seine Bilder 298.
„Der Kampf um die Neue Kunst" 284.
Musikalisch-ornamentale Malerei 275.
Impressionismus 246.
*Internationale Kunstausstellung in Florenz 298.
Eine französische Geschichte der deutschen Musik 250.
Zu Beethovens Clavierconcerten 301, 302.

5. Naturwissenschaft, Technik, Geographie, Schilderungen.

*Ein Begleiter des Sternes Procyon 269.
*Neues vom Lick-Observatorium 236.
*Russische Sonnenfinsterniß-Expedition an die Lena 230.
*Marsbeobachtungen 256.
*Rotation der Venus 260.
Noch einmal: „Veränderungen der Mondoberfläche" 237.
Neuere Mondforschungen 297.
*Spectralanalyse auf die Erdatmosphäre angewandt 253.
*Die Sonnenflecken in ihrer Einwirkung auf das Wetter 252.
*Telephongeräusch auf der Sonnblick-Wetterwarte 290.
*Wetterstation auf der Insel Rockall 282.
Die wissenschaftliche Luftschiffahrt und ihre Erfolge 246, 247; vgl. * 263, 264, 266, 267, 269, 270; Verwendung von Drachen 301.
Neue erdmagnetische Messungen in Ungarn 268.

Digitized by Google

*Erdbeben in England 228.
*Erdbeben-Nachrichtendienst in Griechenland 269.
*Das todte Meer und der Untergang von Sodom 230.
*Schwarze Diamanten 265.
*Lucium, neues Element? 261, 302.
*Röntgen-Strahlen 235, 242, 259, 292, 295, 296.
*Fossiler Affe in Madagaskar 251.
*Vogel als vermeinte Wetterer 246.
Der Flohcircus 255.
*Lichtstrahlen des Glühwürmchens 227.
*Capillae-Blutbewegung 268.
Das Verhältniß der Heilkunst zur Wissenschaft 243, 244, 245.
*Erfolge der Serumtherapie 232.
*Tetanus-Antitoxin 244, 265.
*Yersins Antitoxin gegen Beulenpest 273.
Die Impfung mit Schlangengift 228.
*Sterblichkeits- und Gesundheitsverhältnisse im August—October 1896 247, 258, 287.
Körpermessungen in Schule und Familie 268.
*Edisons Autotelegraph 267.
Die Entwicklung des Ausstellungswesens 256, 257.
Die wissenschaftl. Ergebnisse der Nansen'schen Polarfahrt 248; vgl. 301.
*Jacksons Expedition nach Franz-Josefsland 269, 275, 301.
*Peary's arktische Expedition 229.
*Der Karajakfjord und das polare Treibeis 292.
*Conway's und de Geers Expeditionen nach Spitzbergen 229, 265, 269.
*Andrée's unterlassene Ballonfahrt 231, 238; vgl. 293.
*Belgische Südpolar-Expedition 261.
*Ledrets Reise durch die Mongolei 262.
*Swen Hedins Erforschung des Lob-Nor 255.
*H. Zimmerers und R. Oberhummers Reise durch Kleinasien 270.
Der Kiunsee 302.
*Schweinfurth über den Sudan 248.
*Hourst'sche Niger-Expedition 289.
*Fitzgeralds Expedition auf den Aconcagua 251.
*Otto Nordenskjölds Feuerland-Expedition 298.
*Erforschung von Neu-Guinea 259, 261, 293, 294.
Der Schauplatz des Salier-Untergangs im Alterthum 294.
Reise in die Thäler des Tschoröl, Uruch und Aedon 264, 265, 266, 267.
*Sechs Wochen im hohen Norden 282.
*Beobachtungen in den Goldländern Australiens 238.
*Land und Leute in Birma 296.
Badereisen von Kremsmünster nach Wildbad-Gastein im 17. Jhdt. 244.
Allerlei aus der Eifel 278.
Russische Skizzen 300, 301.

6. Sprach- und Volkskunde, Philosophie, Pädagogik.

Neue Lehrbücher der altgermanischen Dialekte 251.
*To English Dialect Dictionary 265.
*Die Sprachgrenze des Litauischen 264.
*Der Speachgelehrte Dr. Sauerwein-Girenas 277.
*Rousselots Experimentalphonetik 294.
*Ausgrabungen: Griechische 228, 244, 253, 270, 283, 285. Römische 227, 232, 235, 238, 240, 255, 257, 261, 263, 267, 269, 272, 285. Prähistorische 267, 275.
*Darstellung einer prähistorischen Hirschjagd 231.
*Tatarische Baureste in der Krim 228.
*Hackfilderfunde 254.
Das Bauernhaus im Herzogthum Schleswig 289.
*Volksthümliches aus Danzig und Umgegend 300.
*Die Gothen in der Krim und im Kaukasus 300.
*Virchow über die baltische Urbevölkerung 245.
Zur Völkerkunde Nordostafrika's 234.
*Ueber die Wahehe 262.
*Neue Zwergvölker 228.
Sage und Brauch der Chin 295, 296.
*Sitten und Gebräuche an der Astrolabe-Bay 292.
Der deutsche Bernstein und die griechische Heliadensage 250.
*Was sich auf dem Monde zuträgt 250.
*Der Stuhl in der Volksanschauung 281.
*Die Wochentage in der Poesie 281.
Ueber den Einfluß des Parsismus auf das Judenthum 290.
Die Bedeutung der Tracht der römischen Kinder 287.
Was heißt Naturgesetz? 258, 259.
Kants geschichtliche Stellung 242.
Gustav Theodor Fechner 252.
*Pädagogische Curse in Oxford 281.

7. Wissenschaftliche Anstalten, Gesellschaften, Versammlungen.

Wissenschaft und Volksbildung in Deutschland 236, 237.
Das Honorarwesen und die deutschen Universitäten 257, 272; vgl. *260.
*Beziehungen der deutschen Universitäten zum deutschen Recht 241.
*Besuch der deutschen Universitäten 232, 257, 301.
*Akademie der Wissenschaften in München 235, 241, 272, 290.
*Geographische Gesellschaft in München 239, 271, 282, 296.
*Deutsche meteorologische Gesellschaft in München 301.
*Anthropologische Gesellschaft in München 272, 287.
*Germanisches Museum in Nürnberg 294.
*Badische historische Commission 271.
*Technische Hochschule in Karlsruhe 255.
*Technische Hochschule in Darmstadt 256.
*Römisch-germanisches Centralmuseum in Mainz 293.
*Plan zur Errichtung eines Limesmuseums in Mainz 242.
Die Stadtbibliothek in Frankfurt am Main 276.
Die Gustav Freytag-Bibliothek in Frankfurt am Main 288.
*Grimm-Museum in Hanau oder Kassel 268.
*Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen 262.
*Goethe-Schiller-Archiv in Weimar 296.
*Historische Commission für das Königreich Sachsen 260.
*Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig 240.
*Akademie der Wissenschaften in Berlin 230, 268, 278.
*Berliner Universität 241, 246.
*Gesellschaft für Erdkunde in Berlin 238, 262, 292.
*Deutsche Colonialgesellschaft in Berlin 293.
*Gesellschaft für Anthropologie ꝛc. in Berlin 245.
*Verein für Volkskunde in Berlin 250, 281, 300.
*Internat. Vereinigung f. vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre in Berlin 249, 266, 301.
*Berliner Museen 263, 265.
*Museum für Völkerkunde in Berlin 280.
*Museum für Naturkunde in Berlin 295.
*Astrophysikalisches Observatorium bei Potsdam 247.
*Medicinische Prüfungen in Preußen 276, 278.
*Deutsches archäologisches Institut in Rom 251, 293; in Athen 251, 295.
*Akademie der Wissenschaften in Wien 252.
*Wiener Universität 255.
*Technische Hochschule in Wien 228.
*Museum für österreichische Volkskunde in Wien 249.
*Ungarische Akademie der Wissenschaft in Budapest 252.
*Cours de vacances de français moderne in Genf 252.
*Gründung eines Rembrandt-Museums in Amsterdam 242; vgl. 263.
*Socialistische Universität in Brüssel 247.
*Internationales Institut für Bibliographie in Brüssel 266.
*Geographische Gesellschaft in London 295.
*Pariser Akademien 248; Académie française 261, 281, 284, 288, 296; des sciences 275, 277, 289, 295; des inscriptions 277, 285.
*Pariser Universität 272, 298.
*Internationales wissenschaftliches Institut in Paris 296.
*Kunsthistorisches Institut in Florenz 230.
*Dorpater Universität 256.
*Zahl der Aerzte in Rußland 227.
*Archäologisches Institut in Petersburg 298, 302.
*Serbische Akademie der Wissenschaften in Belgrad 292.
*Universitätsbibliotheken Europa's 253.
*University extension 233.
*Damenstudium 227, 233, 240, 249, 251, 268, 272.
Katalogzettel 231; vgl. *238; 252, 270.
*XII. Deutscher Geographentag in Jena 286.
*Schweizerische Landesausstellung in Genf 244.
*Conferenz italienischer Bibliographen in Florenz 227; vgl. 246.
*Internat. geographischer Congreß zu London 1895 228.
*Institut de droit international 227.
*Wissenschaftliche Weltcongresse 282.

II. Bücher (Karten u. dgl.) eingehend besprochen.

Ancona, A. d', Carteggio di Michele Amari 253.
Arndt, P., La glyptothèque Ny-Carlsberg 286; Münchener Kunstsammlungen 289.
*Ascherson, F., Deutscher Universitätskalender 232.
Ashcott, P. F., Strafensystem und Gefängnißwesen in England 264.
*Baas, J. H., Die geschichtliche Entwicklung des ärztlichen Standes 298.
Bacher, W., Die Agada der palästinensischen Amoräer 251.
Bassermann, A., Dante's Spuren in Italien 290.
Beck, F., Dante's Vita nuova; Die Metapher bei Dante 252.
*Berger, A. Frhr. v., Studien und Kritiken 253.
*B.-K., C. v., Geist u. Stoff im Kriege; Friedens- u. Kriegsmoral 246.
*Bleibtreu, K., Kritische Beiträge zur Geschichte des Krieges 239.
*Blum, H., Aus Leben und Praxis 252.
*Bock, A., Aus einer kleinen Universitätsstadt 290.
*Bodemann, E., Briefe der Elisabeth Charlotte an v. Harling 287.
*Börckel, A., Gutendeeg, sein Leben ꝛc. 288.
Bornhak, C., Abhängigkeitsverhältnisse moderner Staaten 255, 256.
*Breitner, A., Literaturbilder 257.
Brockhaus, Conversationslexikon 269.
*Brockhaus u. Efron, Russisches encyklopädisches Lexikon 299.
*Brückner, N., Erziehung u. Unterricht v. Standp. der Socialpolitik 228.
*Bürgerliches Gesetzbuch, Textausgaben 261.
*Cohn, Das Bürgerliche Gesetzbuch in Form von Spielchen 259.
*Collignon, M., Geschichte der griechischen Plastik, übers. v. Theâmer 250.
*Darstellungen aus der bayerischen Kriegsgeschichte 244.

Digitized by Google

*Das deutsche Belgien und der Arloner Verein 292.
*Doudet, L. A., Suzanne 301.
*Dechend, Die kriegerische Rücksichtslosigkeit 236.
*Denkmäler der Baukunst 232.
*Deschamps, G., La vie et les livres 280.
Ebraed, F. C., Die Stadtbibliothek in Frankfurt a. M. 276.
*Eger, G., Das Reichs-Hoftpflichtgesetz 258.
*Emmerich, R., und Recknagel, J., Die Wahrung 261.
Endell, A., Um die Schönheit 275.
*Falke, J. v., Lebenserinnerungen 276.
Felix, L., Einfluß v. Staat u. Recht auf d. Entwickl. des Eigenthums 278.
*Folgheraiter, G., Variaz. sec. dell' inclinazione magnetica 228.
Friedrichs, K., Universales Obligationenrecht 253.
*Gaedertz, K. Th., Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen 241.
Geibel, E., Gedichte aus dem Nachlaß 302.
*Giberne, A., Das Luftmeer 273.
Goethe's Tagebücher und Briefe 228, 229.
Gomperz, Th., Aristoteles' Poetik übersetzt und eingeleitet 293.
*Grisebach, E., Schopenhauer 239.
*Grunewald, E. ꝛc., Sammlung von Justizgesetzen 261.
*Hansen, A., Breviarium juridicum 259.
*Hartwig, P., Farbenspiele 252.
*Heemes, E., Der Dom zu Halberstadt 229.
*Heyse, P., Das Goethe-Haus in Weimar 275.
Hugo, V., Correspondance 265.
*Huth, G., Geschichte des Buddhismus in der Mongolei 238.
*Jansen, K. u. Sammet, K., Schleswig-Holsteins Befreiung 300.
Jolly, J., Recht und Sitte (in Indien) 239.
*Jonas, F. A., Erfahrung u. Anschauung a. Grundl. d. Erziehung 230.
*Julichi Inouije, Der japanisch-chinesische Krieg 246.
*Kalbeck, M., Humoresken und Phantasien 245.
*Kenz, F., Die Wasserzeichen des 14. Jahrhunderts 255.
Kelle, J., Geschichte der deutschen Literatur 267.
*Kohler, K., Handbuch zue Gebiets- und Ortskunde von Bayern 272.
*Kohl, H., Bismarckjahrbuch; Briefe Bismarcks an L. v. Gerlach 295.
*Kunz, H., Konnte Bazaine 1870 Frankreich retten? 236.
Kurländer, J., Erdmagnetische Messungen in den ungarischen Ländern 268.
Lang, W., Graf Reinhard 261, 262.
Lange, E. v., Die normale Körpergröße des Menschen 258.
*Lassar-Cohn, Die Chemie im täglichen Leben 262.
Lasswitz, K., G. Th. Fechner 252.
Lindau, P., Die Brüder 277.
Lippmann, F., Zeichnungen von Botticelli zu Dante 290.
*Loewenthal, Der letzte Grund der Dinge ꝛc. 282.
*Lothholz, G., Pädagogik der Neuzeit in Lebensbildern 296.
*Maaß, A., Afrikanische Frühlings-, italienische Sommertage 257.
Magnus-Petersen, J., Kalkmalerier i danske Kirker 265.
*(Mahmud Bey,) Passages du Danube; Opérations etc. 251.
*Mayer, O., Deutsches Verwaltungsrecht 268.
Meiborg, K., Das Bauernhaus im Herzogthum Schleswig 239.
Meitzen, A., Wanderungen, Anbau und Agrarrecht der Völker ꝛc. 249.
Mentz, G., Johann Philipp v. Schönborn 272.
Meurer, M., Das Akanthusornament 260.
Meyer, Conversationslexikon 269.
*Middendorf, E. W., Peru 233.
*Miller, Lehrbuch der conservierenden Zahnheilkunde 302.
*Mittheilungen des k. u. k. Kriegsarchivs 244.
*Il Montenegro 296.
Naumann, Was heißt christlich-sozial? 296.
Neumann, C., Der Kampf um die Neue Kunst 284.
*Nover, Deutsche Sagen 240.
Obser, K., Politische Correspondenz Karl Friedrichs von Baden 236.
*Ortloff, H., Beruf und Stellung der Staatsanwaltschaft 284.
Pais-Serra, F., Relazione dell' inquesta etc. in Sardegna 238, 239.
Paulitschke, Ph., Ethnographie Nordostafrika's 234.
Paulus, E., Kunst- u. Alterthumsdenkmale in Württemberg 280.
*Pelet-Narbonne, v., Löbell's Jahresberichte über Militärwesen 246.
*Perfall, A. Frhr. v., Schilcherchen 256.
Petersen, E. ꝛc., Die Marcus-Säule in Rom 293.
*Pfing, K., Das Princip der Publicität in Deutschland 265.
*Plan der Stadt Nürnberg; Plan von München 280.
*Planer, A., Das Lied vom Herzog Christoph 269.
*Potenz, W. v., Reinheit 231.
Posse, O., Wappen und Farben der Städte des Königreichs Sachsen 284.
*Poten, B., Geschichte des Militärerziehungs- und -bildungswesens 236.
*Prahst, M., Handausgabe des bayerischen Heimathgesetzes 248.
Prümers, R., Das Jahr 1793 243.
*Rauf, J., Erinnerungen aus meinem Leben 227.
*Reformen im schweizerischen Wehrwesen 239.
*Rocheterie u. Beaucourt, Lettres de Marie-Antoinette 287.
*Rosegger, P., Das ewige Licht 247.
*Rosenberg, W., Staatsrechtlicher Charakter der Reichslande 228.
Rubalin, R. N., Das lesende Rußland 232.
*Ruederer, J., Tragikomödien 282.
*Rutherford, M., Clara Hopgood 267.
*Saar, F. v., Herbstreigen 242.
*Scherff, v., Kriegslehren in kriegsgeschichtlichen Beispielen 286.
*Schiemann, Th., H. u. Teritschke's Lehr- und Wanderjahre 297.
Schmölzer, H., J. B. Türk und der Aufstand in Kärnten 298.
*Schönbach, A. E., Ueber Lesen und Bildung 249.
*Schricker, A. ꝛc., Kunstschätze in Elsaß-Lothringen 278.
*Schröder, O., Vom papiernen Stil 283.
*Schröter, L. u. C., Taschenflora des Alpenwanderers 266.
Schubart, M., François de Théas comte de Thorane 298.
*Schwarzkopf, G., Recepte 266.
*Serretan, L'armée de l'Est 1870—71 239.
*Sepp, J., Ansiedlung kriegsgefangener Slaven in Altbayern 229.
*Seydel, M. v., Bayerisches Staatsrecht 249; Commentar zur Verfassungsurkunde für das Deutsche Reich 263.
*Sincerus Berus, Der württembergische Schulmeister ꝛc. 229.
Soubies, A., Histoire de la musique allemande 250.
*Spitteler, K., Der Gotthard 259.
Stoll, A., Der Geschichtschreiber Friedrich Wilken 286.
Streitberg, W., Elementarbücher altgermanischee Dialekte 251.
*Stubenrauch, B., Erlebnisse eines bayerischen Kanoniers 291.
*Thielmann, A. Frhr. v., Augenblicksbilder aus meinem Leben 301.
*Treitschke, H. v., Deutsche Kämpfe; Reden im Deutschen Reichstag 297.
*Tyndall, J., Die Wärme, betrachtet als eine Art der Bewegung 273.
Unter dem Zeichen des Verkehrs 283.
*Vargha, J., Die Abschaffung der Strafknechtschaft 231.
*Victor, P., Kindergeschichten 287.
*Vogler, A., Der Präparator und Conservator 264.
*Wach, A., Vorträge über die Reichscivilprocessordnung 251.
Weithase, H., Geschichte des Weltpostvereins 283.
*Widmann, J. V., Sommerwanderungen und Winterfahrten 259.
*Wilczek, Gf. E., Das Mittelmeer, 263.
Wild, K., Johann Philipp v. Schönborn 272.
*Wille, J., Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte 287.
*Wimmer, R., Liebe und Wahrheit 289.
*Wittich, W., Die Grundherrschaft in Nordwestdeutschland 271.
*Wolff, G., Der gegenwärtige Stand des Darwinismus 232.
*Wustmann, G., Allerhand Sprachdummheiten 283.
*Zimmerer, H., Hans Sachs und sein Gedicht von den 110 Flüssen 290.
*Zimmermann, A., Die europäischen Calamina 280.

III. Verfasser, soweit sie genannt.

Achelis, Th. 252.
Berdrow, W. 246, 247.
Benkemann, W. 295.
Bickel, A. 255.
Bleuerhassett, Lady 261, 262.
Bloch, Th. 230.
Börner, A. 302.
Brenner, O. *265.
Brunner, H. 211.
Brunner, K. 272.
Buff, A. 234, 235.
Bulle, H. 238.
Curtius, F. 240.
Dessau, B. 297.
Ebraed, F. C. 288.
Flamingo, G. 276, 277.
Fleischmann, M. 259; vgl. *263.
Fleischner, L. 281.
Frimmel, Th. v. 301, 302.
Fuld, L. 263.
Furtwängler, A. 293.
Gebhardt, B. 286.
Geiger, L. 228, 229.
Gnad, E. 267, 288.
Graßmann 263.
Günthr, S. *228.
Haack, F. 284.
Hahn, C. 264, 265, 266, 267.
Haupt, R. 265.
Heller, A. 268.
Henckel, W. *299.
Hornsbroech, Gf. P. v. *232.
Holm, A. 245.
Horner, E. 260.
Hoß, M. 300, 301.
Kellen, T. 292.
Kersten, H. 258, 259.
Klein, H. 263.
Klemm, K. 295, 296.
Knapp, G. F. 249, 294.
Knille, O. 246.
Kralik, R. 293.
Kronenberg, M. 242.
Krones, F. v. 231, 232, 233.
Kruselopf, H. 238, 239.
Lange, K. 275.
Leven, F. v. d., 267.
Liliencron, R. Frhr. v. 289.
Lister, J. 243, 244, 245.
Löhr, J. 282, 283.
Lühr, K. 291, 292; vgl. *302.
Mariop, P. 298.
Mayr, G. v. 258.
Müller, C. 228.
Münz, B. 244.
Neiste, E. 231.
Petzet, Th. 278.
Pollak, B. 268, 269.
Radlkofer, M. 299, 300.
Renegg, H. 271.
Ratzel, F. 236, 237.
Rau, A. *273.
Reuleaux, F. 256, 257.
Riß, F. 255, 256.
Robert, F. *290.
Sartorius, E. 278.
Scartazzini, G. A. 252, 253.
Schiller, J. 296.
Schub, J. *302.
Schuhmann, F. 283.
Schwering, J. 284.
Seiß, A. M. 240.
Spectator 227, 264, 270.
Tegner, F. *264, 274.
Tiele, A. K. T. 238.
Wegele, F. X. v. 253.
Werner, K. 298, *257.
Wiedemann, Th. 282.
Winter 237.
Wünsche, A. 251.

Die Titelblätter für Quartal I bis IV erschienen mit der Beilage 1896 Nr. 226. 2